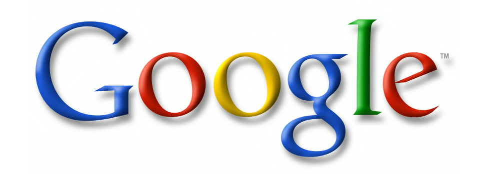


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

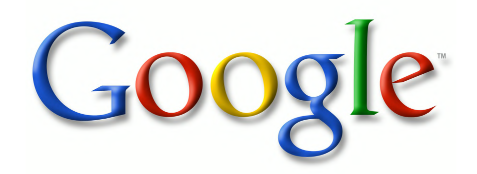
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

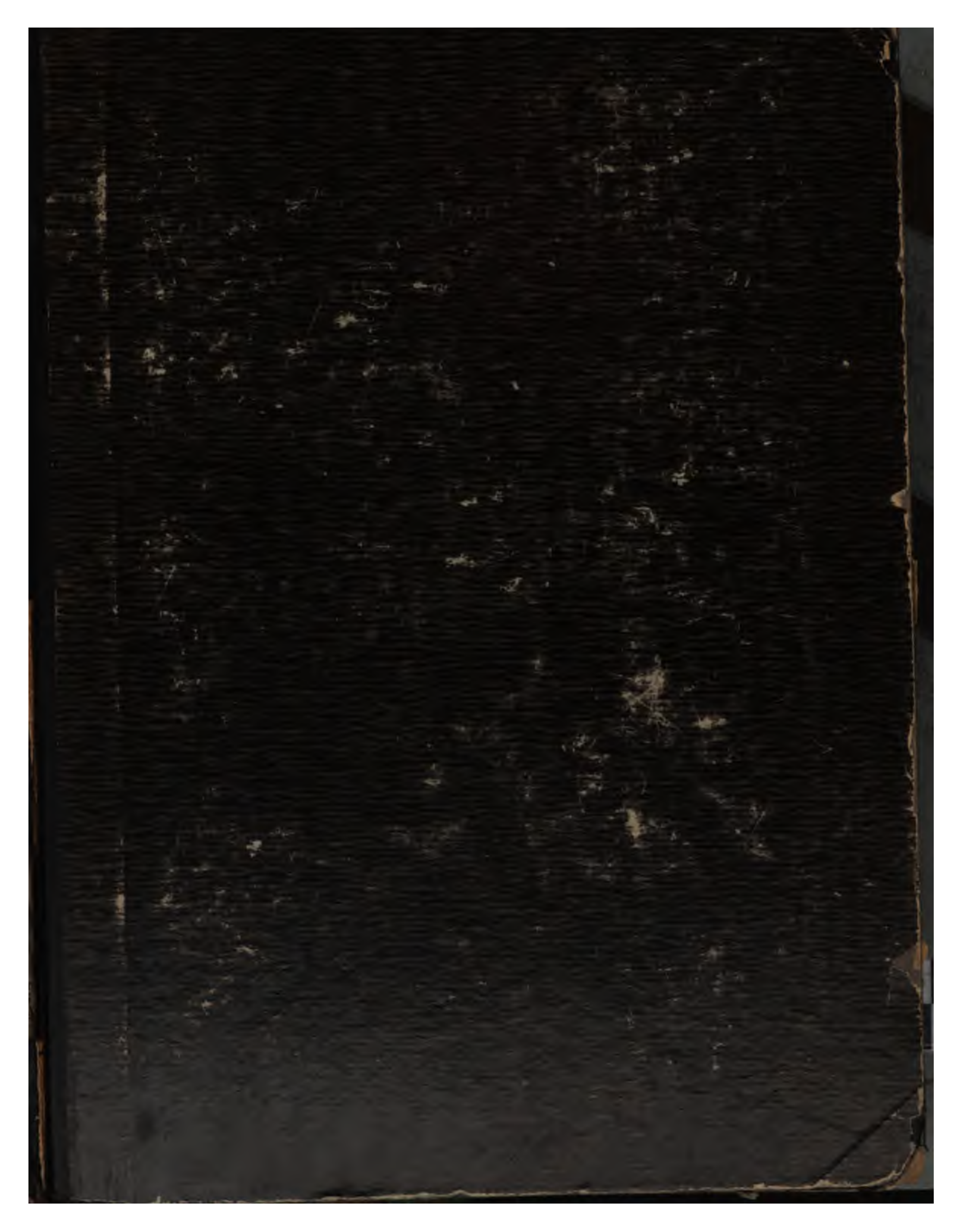
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

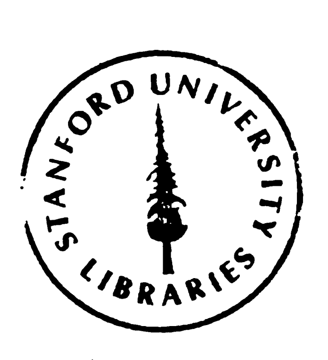
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Hs

94



Bibliothek
der
Gesellschaft für
Pom. Geschichte u.
Alterthumskunde
in
STETTIN

Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr Paul Zimmermann.

Fünfter Band.
Jahrgang 1899.

Mit einer Lichtdrucktafel.





Braunschweig. 1899.
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
OCT 14 1971
DD801
B8B68
v. 5-7
1899-1901



Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Ethnographie und Vorgeschichte.

2. Geschichte.

3. Litteratur- und Gelehrtengeschichte.

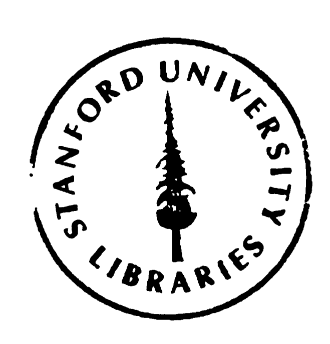
[1]) Nicht in Holstein, sondern am Flensburger Meeren in Schleswig gele-

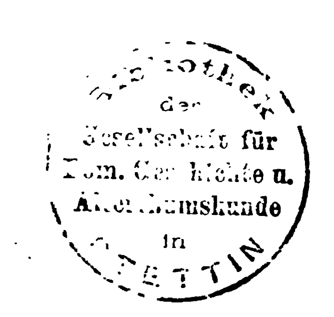
4. Volkskunde, Lieder, Bräuche, Namen ꝛc.

5. Topographie.

Hs

94




der
für
Alterthumskunde
in

Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

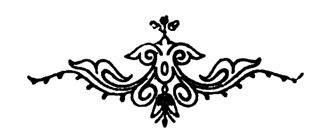
von

Dr Paul Zimmermann.

Fünfter Band.
Jahrgang 1899.



Mit einer Lichtdrucktafel.



Braunschweig. 1899.
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
OCT 14 1971



Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Ethnographie und Vorgeschichte.

2. Geschichte.

3. Litteratur- und Gelehrtengeschichte.

4. Volkskunde, Lieder, Bräuche, Namen ꝛc.

5. Topographie.

---

1) Nicht in Holstein, sondern am Flensburger Meerbusen in Schleswig gelegen.

III. Verfasser.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 1. 1. Januar **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Die Künstlerfamilie Eichler.

Von Chr. Scherer.

Die Geschichte der deutschen Kunst im 18. Jahrhundert kennt zwei Familien des Namens Eichler, eine Augsburger und eine Braunschweiger, deren beiderseitige Angehörige fortgesetzt mit einander verwechselt wurden, so daß trotz Füßli's Bemühungen [1]) noch bis zum heutigen Tage keine vollständige Klarheit geschaffen werden konnte. An Zahl ihrer Mitglieder und künstlerischer Bedeutung einander ungefähr gleich, war trotzdem die Augsburger Familie Eichler bisher bekannter, offenbar weil wir über die Kunst- und Künstlergeschichte Augsburgs durch eine reichere Litteratur überhaupt genauer unterrichtet sind. Im Vergleich hierzu sind die litterarischen Mittheilungen, die uns für die gleichnamige Braunschweiger Familie zu Gebote stehen, nur außerordentlich dürftig und im Wesentlichen auf einige kurze Bemerkungen beschränkt, die Meusel in seinen „Miscellaneen art. Inhalts" (Heft 17 (1783) S. 261) und nach ihm die bekannten Künstlerlexiken von Füßli und Nagler enthalten. Auf diesen Bemerkungen, soweit sie nicht durch Verwechselungen und verkehrte Zusätze aller Art entstellt sind, sowie auf den von mir gemachten Auszügen aus den Kirchenbüchern [2]) und auf einzelnen, in allerlei Acten zerstreuten Notizen beruht die nachfolgende Darstellung der äußeren Verhältnisse dieser Künstlerfamilie.

Ihr Haupt und angesehenstes Mitglied war Johann Konrad Eichler, der nach einer Bemerkung im Kirchenbuch der hiesigen katholischen Gemeinde aus Peine stammte, wo er, wie Nachforschungen im Taufregister der dortigen Jakobikirche ergaben [3]), am 8. December 1680 getauft wurde. Mit dieser Angabe stimmt das im Herzogl. Museum aufbewahrte Selbstbildniß des Künstlers vortrefflich überein, das laut Bezeichnung auf der Rückseite 1713 in Rom gemalt wurde und ihn als angehenden Dreißiger darstellt [4]). Ueber seine Familie ließ sich außer dem Vornamen des Vaters, der Vincenz hieß, nichts weiter ermitteln; ebensowenig konnte über den ersten Unterricht und die weitere Ausbildung des jungen Künstlers festgestellt werden. Das früheste, mir bekannte Werk Eichler's ist das im Schlosse zu Blankenburg befindliche Bildniß einer älteren Dame, das im Jahre 1707 gemalt wurde, zweifellos aber, wofür schon eine gewisse künstlerische Fertigkeit spricht, nicht seine erste oder eine seiner ersten Arbeiten gewesen ist. Sechs Jahre später finden wir den Künstler, wie sich aus der eben erwähnten Bezeichnung auf seinem Selbstbildnisse ergiebt, in Rom, wo er längere Zeit gelebt zu haben und, wohl in Folge seiner Verheirathung mit einer dort geborenen Deutschen, Namens Margarete Elisabeth Kornfeld [5]), zum Katholicismus übergetreten zu sein scheint. Hier in Rom waren Trevisani und Maratti seine Lehrer, von denen namentlich der Letztere, dessen Unterricht Eichler noch persönlich genossen haben kann, als Haupt der damaligen römischen Schule in großem Ansehen stand und einen weitgreifenden Einfluß auf die gesammte Malerei seiner Zeit ausübte. Auch Eichler scheint nicht ohne Erfolg an diesem Unterricht Theil genommen zu haben; denn das einzige bekannte Werk aus der Zeit seines römischen Aufenthalts, eben jenes Selbstbildniß, bekundet, verglichen mit seinem Damenbildniß vom Jahre 1707, einen ganz bemerkenswerthen Fortschritt. Eine gewisse Sicherheit und malerische Routine, die schon eine längere Uebung voraussetzte, war ja auch, wie schon kurz erwähnt wurde, der letzteren Arbeit nicht ganz abzusprechen; aber wie weit steht sie hinter diesem Bildniß vom Jahre 1713 an Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung, an malerischer Durchbildung und kraftvoller Modellirung zurück! Es ist eine von Eichler's besten Leistungen, die ihn auf einer künstlerischen Höhe zeigt,

1) Allgem. Künstlerlexicon II², S. 322.

2) Ich hatte mich hierbei der gütigen Hülfe der Herren Lehrer Voges und Pastor Engelke in Wolfenbüttel sowie des Herrn Dechanten Dr Grube in Braunschweig zu erfreuen, denen ich an dieser Stelle nochmals für alle ihre Bemühungen meinen verbindlichsten Dank sage.

3) Herr Pastor Knoche daselbst hatte die Freundlichkeit, das Taufregister der dortigen Kirche auf meine Bitte durchzusehen und mir eine Abschrift des Taufscheins zu schicken.

4) Vergl. „Führer" 1897 S. 190 No. 616. Die Signatur lautet „Johannes Conradus Eichler, alias Wolluft, se ipsum pinxit Romae 1713"; Wolluft scheint der auch sonst noch öfters in seinen Bezeichnungen vorkommende Beiname des Künstlers gewesen zu sein, den er im römischen Künstlerkreise führte.

5) Braunschweig. Kathol. Kirchenbuch.

welche er in seinen späteren Arbeiten kaum jemals wieder erreicht hat. Ohne irgendwie zu verschönern, giebt er sein keineswegs anziehendes Aeußere mit schlichter Natürlichkeit und überzeugender Treue wieder, so daß man unbedingt glauben muß, so und nicht anders habe der Künstler damals ausgesehen

Wie lange Eichler in Rom geblieben und wann er von dort fortgegangen ist, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr feststellen; jedenfalls begegnet er uns bereits 1716 in Nürnberg, wo er das Bildniß des seit 1715 im Dienste der Republik Venedig stehenden Feldmarschalls Grafen Joh. Matthias von der Schulenburg († 1747) malte, das sich jetzt ebenfalls im Schlosse zu Blankenburg befindet, der Stätte, wo sich heute Eichler's Wirken überhaupt am besten überblicken läßt. Mochte es sich nun damals um einen längeren oder, was ich für wahrscheinlicher halte, nur um einen vorübergehenden Aufenthalt in der alten Reichsstadt handeln, die er vielleicht auf seiner Rückreise aus dem Süden nach seiner norddeutschen Heimath berührte, genug, schon zu Anfang des folgenden Jahres finden wir ihn als „Hof- und Cabinetsmaler“ in Braunschweigischen Diensten [6]), in denen er bis zum Ende seines Lebens verblieb. In dieser Stellung scheint er zunächst eine Zeit lang in Braunschweig ansässig gewesen zu sein; denn er begegnet hier mit seiner Familie während der Jahre 1720 bis 1724 nicht nur wiederholt in den Geburts- und Taufregistern der katholischen Gemeinde, sondern wir wissen auch, daß er um 1725 auf der Fallersleberstraße wohnte [7]). Später siedelte er nach Wolfenbüttel über, wo sein und der Seinigen Name von 1736 ab im dortigen katholischen Kirchenbuche öfters nachzuweisen ist. Von dort und jedenfalls auch schon von Braunschweig aus haben ihn aber, wie einige voll bezeichnete Bilder aus den dreißiger Jahren beweisen [8]), öftere Aufträge nach Blankenburg gerufen, die einen längeren oder kürzeren Aufenthalt daselbst voraussetzen lassen. Daß er aber eine Zeitlang dauernd dort ansässig gewesen, wofür die zahlreichen Bildnisse des bis 1731 in Blankenburg residirenden Herzogs Ludwig Rudolf und seiner Gemahlin an erster Stelle sprechen könnten, scheint mir schon deshalb zweifelhaft, weil sich keinerlei Nachricht über ihn, weder im dortigen Kirchenbuch noch an anderer Stelle, erhalten hat. Falls daher diese Bildnisse nicht überhaupt erst nach der Uebersiedelung des Hofes von Blankenburg nach Wolfenbüttel, wo der Herzog bekanntlich bis zu seinem Tode im Jahre 1735 residirte, entstanden sind, wird man annehmen müssen, daß Eichler nur ihren ersten Entwurf in Blankenburg angefertigt, die weitere Arbeit aber dann zu Haus ausgeführt habe. So kommt es denn auch, daß keins von den verschiedenen, mir bekannten Exemplaren eine Bezeichnung trägt, die seine Entstehung in Blankenburg sicher stellte. Es scheint sich mithin jedesmal nur um einen vorübergehenden Aufenthalt von kürzerer oder längerer Dauer gehandelt zu haben, während sich der eigentliche Wohnsitz des Künstlers zunächst, wie schon gesagt, in Braunschweig, später in Wolfenbüttel befand. In letzterer Stadt ist Eichler dann auch gestorben und zwar nach einer Notiz im dortigen Kirchenbuch am 19. Januar 1748. Meusel und Andere irren also, wenn sie seinen Tod, angeblich gestützt auf die eigene Mittheilung eines seiner Söhne, ins Jahr 1757 verlegen. Die Beisetzung der Leiche fand sechs Tage später im Kloster Dorstadt bei Wolfenbüttel statt, und erfolgte, wie ausdrücklich berichtet wird [9]), „frei“, d. h auf Kosten des Herzogs, der bei dieser Gelegenheit nicht nur eine Carosse dem Leichenzuge folgen, sondern auch der Wittwe des Künstlers die Summe von 50 Reichsthalern überweisen ließ [10]).

Soviel über die Lebensumstände Johann Konrad Eichlers. Seine künstlerische Thätigkeit, der wir uns nunmehr zuwenden, dürfte im Wesentlichen nur auf ein Gebiet, nämlich auf das Bildniß, beschränkt gewesen sein. Zwar berichten die oben angeführten Quellen übereinstimmend, daß Eichler nicht nur Bildnisse, sondern auch „Historien“ oder „historische Stücke“ gemalt habe; aber diese Nachrichten, von denen die eine offenbar auf der andern fußt, lassen sich nicht mehr nachprüfen, da bis jetzt, soviel ich weiß, noch kein derartiges Werk des Künstlers nachgewiesen ist. Indessen soll damit durchaus nicht behauptet werden, daß Eichler überhaupt kein Historienbild gemalt habe; kennen wir doch anderseits außer seinen Bildnissen auch noch Werke des Künstlers, nämlich Blumen- und Fruchtstücke sowie Stilleben, die in der oben genannten Litteratur mit keinem Worte Erwähnung finden. So befand sich z. B. über einem Marmorcamin im Erdgeschoß des ehemaligen Lustschlosses Salzdahlum, wie uns Ribbentrop in seiner Beschreibung dieses Schlosses berichtet [11]), ein derartiges Fruchtstück von Eichler's Hand, vermuthlich als Bestandtheil der Decoration und als solcher umrahmt von den Stuckverzierungen der Wand, ganz ähnlich wie heute noch im Blankenburger Schlosse ein gleiches Werk des Künstlers erhalten ist. Dort werden auch noch zwei weitere derartige Bilder Eichler's aufbewahrt, ein kleineres und ein größeres, beide in Blankenburg 1727 und 1731 gemalt und mit seiner vollen Signatur versehen. Es sind allerlei Früchte in buntem Durcheinander, auf dem größeren um silberne und goldene Gefäße gruppirt und überaus bunt, hart und trocken in den Farben [12]). Alles in Allem wenig erfreuliche Leistungen und kaum besser als die Verse, die dem einen von ihnen aufgeschrieben sind [13]).

Sicher treten alle diese und ähnliche Arbeiten an

---

6) Die Bestallungsurkunde vom 15. 1. 1717 befindet sich im Landes-Hauptarchive zu Wolfenbüttel.

7) Notiz in Sack's Collectaneen II S. 97 im Städtischen Archiv.

8) Vergl. vor Allem das große Fruchtstück und das Bildniß Kaiser Franz I. im Schlosse zu Blankenburg.

9) Wolfenbüttl Kathol. Kirchenbuch.

10) Eintrag in den Subscriptenbüchern, Leichenpaß betr., im Landes-Hauptarchiv.

11) Beschreibung der Stadt Braunschweig I. Anhang. S. 285.

12) Ein weiteres derartiges Bild befindet sich in hiesigem Privatbesitze.

13) Im Blankenburger Schlosse befindet sich auch ein Stilleben, todte Schneegänse in einer winterlichen Landschaft darstellend und gemalt von E. 1729.

Zahl und Werth hinter dem zurück, was er im Bildnißfache geleistet hat. Die Zahl der Bildnisse, die ihm mit mehr oder weniger Sicherheit zugeschrieben werden können, ist eine verhältnißmäßig große. Die meisten befinden sich, wie schon angedeutet wurde, im Schlosse zu Blankenburg, die übrigen zerstreut an verschiedenen Orten. Freilich wird man Eichler in den bekannteren deutschen Gallerien vergebens suchen, einmal, weil er fast ausschließlich in Braunschweig und Wolfenbüttel thätig war, und sodann, weil seine Leistungen im Allgemeinen nicht derartig waren, daß sie ihn über die Grenzen seiner engeren Heimath hinaus bekannt und berühmt hätten machen können. Zwar führte er den Titel eines Hofmalers, aber man würde irren, wenn man nach diesem Titel, mit dessen Verleihung die Fürsten jener Zeit bekanntlich sehr freigiebig waren, seine künstlerischen Fähigkeiten bemessen wollte; gewährte ihm doch derselbe nicht einmal das ausschließliche Vorrecht, der alleinige Maler des Hofes und der Hofgesellschaft zu sein. Indessen scheint es doch, als ob Eichler sich stets einer gewissen Beliebtheit seitens dieser Kreise zu erfreuen gehabt habe, da unter seinen Bildnissen gerade solche von fürstlichen Personen besonders zahlreich vertreten sind.

Am häufigsten hat er Herzog Ludwig Rudolf und seine Gemahlin Christine Luise gemalt. Voran steht unter den Bildnissen des Herzogs ein im hiesigen Residenzschlosse befindliches Exemplar, das auf der Bildfläche selbst rechts unten — seine Bilder sind sonst in der Regel auf der Rückseite bezeichnet — die volle Signatur des Künstlers nebst seinem Beinamen „Wollust“ trägt. Der Herzog ist in Lebensgröße bis zu den Knien dargestellt. Er steht, von vorn gesehen und den Kopf von einer mächtigen Allongeperrücke umwallt, vor einem rothen Vorhange an einer steinernen Brüstung und trägt einen Panzer und darüber ein blaues Ordensband, ein an einer Kette hängendes Comthurkreuz und einen goldgestickten rothen Rock, dessen linke Brust ein Ordensstern ziert. Die Rechte hält den Feldherrnstab, die Linke stützt sich auf den federgeschmückten Eisenhelm, neben dem der Kopf einer Dogge sichtbar wird. Rechts hinter ihm erscheint ein Mohrenpage, der den Kopf nach seinem Herrn umwendet, während der Blick des Beschauers nach links auf eine Landschaft fällt, die ein Schlachtfeld mit Gefechts- und Plünderungsscenen darzustellen scheint[14]).

Die künstlerischen Eigenschaften dieses Bildes sind nicht übel. Die Auffassung bekundet eine gewisse stilvolle Großartigkeit, die Zeichnung ist, von Einzelheiten abgesehen[15]), richtig, die Farben endlich sind satt, prächtig und harmonisch. Das Bild gehört der Gattung jener pompösen Repräsentationsbilder an, die von Rigaud und den französischen Porträtmalern jener Zeit besonders ausgebildet wurde, und es ist augenfällig, daß Eichler hierbei durch diese und ähnliche Werke stark beeinflußt worden ist.

Von diesem Bildniß nun giebt es eine Anzahl mehr oder minder getreuer Wiederholungen. So befindet sich u. A. im Rittersaale des Schlosses zu Lucklum eine bezeichnete Wiederholung desselben, die in der gesammten Auffassung und Haltung der Hauptfigur und des Mohren durchaus dem erstgenannten Bilde gleicht. Noch genauer stimmt mit diesem ein zweites, im hiesigen Landschaftlichen Hause aufbewahrtes Exemplar überein, das dort zwar als eine Arbeit Denner's gilt[16]), zweifellos aber als ein eigenhändiges Werk Eichler's anzusehen ist, das nur in geringfügigen Einzelheiten von jenem Bildnisse im Residenzschlosse abweicht. Anders verhält es sich dagegen mit einem dritten Exemplar im Rathhause zu Blankenburg[17]), das sich in der allgemeinen Auffassung zwar ebenfalls mit jenen beiden deckt, in der Ausführung aber als die sehr schlechte, eine Menge der gröbsten Verstöße gegen die Zeichnung aufweisende, Copie eines höchst mittelmäßigen Malers zu erkennen giebt.

Ueber ein in der historischen Porträtsammlung zu Herrenhausen befindliches Bildniß desselben Herzogs, angeblich von Eichler's Hand, kann ich mich, da ich es vorläufig weder im Original noch in einer Photographie kenne, nur unter Vorbehalt äußern. Doch scheint dasselbe nach Mittheilungen, die mir von befreundeter Seite[18]) gemacht wurden, in der Gesammtauffassung von dem bisher genannten nicht unwesentlich abzuweichen, insofern schon, als es sich hier nur um ein Brustbild handelt, das den Herzog allein ohne den ihn sonst begleitenden Mohrenpagen und ohne Rüstung, Helm und Ordensstern darstellt. Hinsichtlich des künstlerischen Werthes dieses Bildes muß ich mich indessen aus den angeführten Gründen jedes Urtheils enthalten.

Ebenso wage ich keine bestimmte Meinung über die im Blankenburger Schlosse befindlichen Bildnisse Ludwig Rudolf's abzugeben, da dieselben wegen der Art ihrer Befestigung eine genaue Untersuchung nicht gestatten; doch zweifle ich nicht, daß das im Kaisersaal in die Wand eingelassene, sowie das im Treppenhause aufgehängte Bildniß, das den Herzog in ganzer Figur darstellt, auf Eichler und seine Werkstatt zurückgehen.

Größere Abweichungen untereinander zeigen die Bildnisse der Gemahlin Ludwig Rudolf's, der Herzogin Christine Luise, von denen eins in Lucklum die Herzogin im Wittwenschleier darstellt[19]), mithin nach 1735, dem Todesjahr ihres Gemahls, entstanden ist. Sie sitzt in reich gesticktem Kleid auf einer Art Thronsessel, den gut durchgearbeiteten Kopf mit dem lebhaften Blick dem Beschauer zugewandt, und hält mit der Rechten den Hermelinmantel gefaßt, während die Linke auf der Arm-

14) Das Bild scheint also auf seine kriegerische Thätigkeit in den Niederlanden im Jahre 1690 anzuspielen.

15) Dahin gehört die l. Hand, die in ähnlicher Verzeichnung auch auf anderen Bildnissen E.'s vorkommt.

16) Abgebildet in dem bei Behrens erschienenen Werke „Bildnisse von Herzögen und Herzoginnen des neuen Hauses Braunschweig“, Taf. 7.

17) Abgeb. bei Steinhoff, Gesch. d. Grafschaft Blankenburg z S. 160. Herr Prof. Steinhoff hatte die Güte, mir über dieses und das ebendort befindliche Bildniß der Christine Luise Einiges mitzutheilen.

18) Herr Friedrich Tewes in Hannover hatte die Freundlichkeit, mir diese Mittheilungen zu machen.

19) So zeigt sie auch ein in Herrenhausen befindliches Profilbrustbild, das unter Eichler's Namen geht.

lehne ruht; neben ihr liegt auf einem Kissen die herzogliche Krone. In der allgemeinen Auffassung zeigt sich Eichler auch hier wieder stark von Rigaud abhängig, auf den die beiden Säulen mit dem Vorhang im Hintergrunde, sowie das kennzeichnende Attribut der Krone, Mittel, die dieser Meister so oft und gern verwendet, deutlich hinweisen.

Wie sehr Rigaud überhaupt auf unsern Künstler eingewirkt hat, ersieht man am klarsten aus einem Bilde der Herzogin, das im Original verschollen zu sein scheint und nur noch in einem Stiche von J. W. Heckenauer erhalten ist. Man ist geneigt, dieses Bildniß für einen schlechten Scherz des Künstlers zu halten; denn es erweist sich fast Punkt für Punkt als eine getreue Copie nach dem im Herzoglichen Museum vorhandenen, unter Rigaud's Namen gehenden Bildniß der Elisabeth Charlotte von Orleans[20]), dem Eichler — und darin dürfte sein einziges Verdienst bestehen — den Kopf mit den Zügen der Herzogin Christine Luise verliehen hat. In diesem Falle auch nur von einer Anlehnung Eichler's an Rigaud zu reden, geht nicht an, da es sich hier um eine offenbar voll bewußte und beabsichtigte Nachbildung jenes Rigaud'schen Bildes handelt, die, falls sie nicht auf einem Scherz beruht, jedenfalls das Maß des Zulässigen weit überschreitet.

Mit diesem Bildniß stimmt nun wieder in der ganzen Haltung und Bewegung sowie in einzelnen Motiven — man beachte nur die linke, auf der Herzogskrone ruhende Hand mit den gespreizten Fingern, ferner die Säulen mit dem Vorhang auf der rechten Seite — ein im Landschaftlichen Hause aufbewahrtes Bildniß der Herzogin überein[21]), das, obwohl es gleichfalls Balthasar Denner zugeschrieben wird, doch ebenso sicher von Eichler's Hand herrührt, wie das dort befindliche, schon genannte Bildniß Ludwig Rudolf's[22]). Während also bei diesen drei Bildnissen Christine Luisen's kein Zweifel an der Urheberschaft Eichler's wird bestehen können, gilt von einem vierten, im Blankenburger Rathhause befindlichen Bildniß der Fürstin[23]) dasselbe, was schon oben über das dort vorhandene Porträt ihres Gemahls gesagt wurde, d. h. es hat mit Eichler nichts zu thun, ist vielmehr nur die recht schlechte Copie eines gänzlich unbedeutenden Malers.

Außer den Bildnissen dieses Fürstenpaares, die, weil sie in einer größeren Zahl von Exemplaren überliefert sind, etwas eingehender behandelt werden mußten, hat Eichler auch noch andere Mitglieder des Braunschweigischen Herrscherhauses gemalt. So sollen sich, um diese nur kurz zu erwähnen, in der ehemaligen Gemäldesammlung des Rathes Holland zu Braunschweig „Bildnisse des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig in voller Rüstung und dessen Gemahlin" befunden haben[24]), so soll ferner die historische Porträtsammlung zu Herrenhausen ein Bildniß des Herzogs August Wilhelm besitzen. Den jetzigen Aufbewahrungsort der beiden erstgenannten Bilder habe ich nicht ermitteln können; das letztere aber, ein Brustbild, das den Herzog von vorn gesehen mit Allongeperrücke darstellt, ist mir aus eigener Anschauung nicht bekannt, so daß ich mir versagen muß, näher darauf einzugehen.

Diesen Braunschweigischen Fürstenbildern schließt sich dann weiter noch ein im Blankenburger Schlosse aufbewahrtes Brustbild des Herzogs Franz Stefan von Lothringen, des nachmaligen Kaisers Franz I. und Gemahls der Maria Theresia, an, ein Bild, das den Fürsten in weißer Perrücke, mit Rüstung und dem Hermelinmantel darüber, den Orden vom goldenen Vlies um den Hals und den Commandostab in der, vor der Brust liegenden Rechten darstellt und in den dreißiger Jahren, wahrscheinlich zwischen 1736 und 1739, von Eichler in Blankenburg gemalt wurde. Das Bild verräth wenig künstlerische Eigenart und unterscheidet sich in nichts von ähnlichen Werken, wie sie von Künstlern zweiten oder dritten Ranges in zahlloser Menge damals angefertigt wurden.

Ein Gleiches muß leider auch von allen übrigen Bildern des Künstlers gesagt werden, bei denen länger zu verweilen sich deshalb nur in wenigen Fällen verlohnt. Des Bildnisses des Grafen von der Schulenburg, der sich im Dienste der Republik Venedig durch seine Waffenthaten, insbesondere durch seine glänzende Vertheidigung Korfus gegen die Türken auszeichnete, wurde schon oben gedacht. Es ist ein Hüftbild, das den Feldherrn von vorn gesehen darstellt, im Harnisch und rothen, goldbestickten Rock, in der Rechten den Commandostab haltend, die Linke auf einen Baumstamm stützend, über den ein Leopardenfell geworfen ist. Den Hintergrund bildet eine baumreiche Landschaft, in der links die Belagerung einer Stadt, eine Andeutung seiner siegreichen Kämpfe, dargestellt ist. Die Auffassung ist die bei Feldherrnbildnissen jener Zeit übliche; auch die malerischen Qualitäten halten sich nur auf einer mittleren Höhe, wohl aber soll eine gewisse kräftige Modellirung des Kopfes nicht verkannt werden[25]).

Wie dieses, so befindet sich auch das Bildniß des, einem schwäbischen Adelsgeschlechte angehörenden, Grafen von Welling im Blankenburger Schlosse. Eichler malte ihn als Siebzigjährigen im Jahre 1721, wie er den

20) Siehe „Führer" S. 181 No. 524.

21) Abgebildet in dem Behrens'schen Werk Taf. 8.

22) Dafür spricht u. A. auch deutlich eine an sich geringfügige Nebensache, nämlich die an den Rand der Rücklehne des Sessels eingestickte Inschrift Christine Luise, die genau ebenso auf ihrem Bildnisse in Lucklum begegnet.

23) Abgebild. b. Steinhoff a. a. O. S. 168. Siehe auch Anmerkung 17.

24) Siehe: Verzeichniß der Gemäldesammlung des Raths Hollandt zu Braunschweig (1843) No. 481. 482. Der Maler wird hier als Joseph E. genannt Wollust bezeichnet; doch wird vermuthlich eine Verwechselung mit Joh. K. E. vorliegen. Die Dargestellten können nur Ferd. Albrecht II. und seine Gemahlin Antoinette Amalie, die jüngste Tochter Ludwig Rudolf's, sein.

25) Das Bildniß befand sich vermuthlich einst in Salzdahlum und ist wohl identisch mit einem im Salzdahlumer Katalog (1776) S. 248 No. 38 erwähnten Bilde, das hier, wohl wegen der italienischen Aufschrift auf der Rückseite, als Werk eines italienischen Meisters bezeichnet ist. Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß E., offenbar in Folge seines längeren Aufenthaltes in Italien, sich mit Vorliebe bei der Bezeichnung und Erklärung auf der Rückseite seiner Bilder der ital. Sprache bediente.

von einer grauen Allongeperrücke umrahmten Kopf dem Beschauer zugewandt hat. Auch hier sind es nicht der malerische Vortrag oder überhaupt die künstlerischen Eigenschaften, sondern allein der Ausdruck des Kopfes, dessen feine und geistvolle Züge den Beschauer zu fesseln vermögen. Doch ist dies wohl eher ein Verdienst des Dargestellten als des Künstlers, da wir geistige Vertiefung in die Charaktere und Herausarbeitung des Individuellen im Allgemeinen vergeblich bei Eichler's Bildnissen suchen. In Folge dessen vermögen auch sein Porträt des Arztes F. E. Brückmann, das uns in einem Schabkunstblatt von J. J. Haid vorliegt, oder dasjenige des Eberhard Finen, des 1726 verstorbenen Abtes des Klosters Michaelstein, das uns in einem Stich von Heckenauer erhalten ist, ebensowenig besonderes Interesse zu erwecken, wie das Bildniß eines unbekannten Herrn im Vorrath des Herzogl. Museums, das Eichler 1735 malte, oder wie das des Leib- und Hofmedicus J. H. Burckhard im Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel, das laut Bezeichnung im August desselben Jahres entstanden ist. Ihnen allen fehlt die persönliche künstlerische Note: es sind nichts weiter als mäßige Durchschnittsleistungen, die, soweit das jene beiden Originale erkennen lassen, eine oft recht oberflächliche und beinahe handwerksmäßige Mache verrathen.

Noch weniger erfreulich sind zwei Damenbildnisse im Schlosse zu Blankenburg, die kaum eine Erwähnung verdienten, wenn sie nicht — und das gilt hauptsächlich von dem einen — ein gewisses gegenständliches Interesse darböten. Das eine ist das Brustbild einer Dame, die einen federgeschmückten Turban trägt und nach rechts gewandt den Beschauer anblickt. Die eigenartige Kopfbedeckung in Verbindung mit der in italienischer Sprache abgefaßten Aufschrift der Rückseite, wonach die Dargestellte eine Griechin Namens Zia war, die Eichler 1729 malte, hat wohl die Tradition entstehen lassen, daß es sich hier um ein Bild jener Türkin Namens Abbas Kächianen Käse Rhebisch handle, die bei der Eroberung der Festung Oczakow gefangen genommen und vom Prinzen Anton Ulrich 1737 zu seiner Großmutter nach Blankenburg geschickt wurde, wo sie zum Christenthum übertrat, die Namen Anna Charlotte Rhebisch empfing und später den Heimburger Pastor Grimm heirathete[26]). Diese Tradition ist jedoch unrichtig. Denn abgesehen davon, daß die hier dargestellte Person keineswegs das Aussehen einer Türkin hat und ausdrücklich als griechisches Mädchen bezeichnet ist, wird ferner auch berichtet, daß die echte Türkin um 1722 geboren und erst 1740 nach Blankenburg gekommen sei; auch sei dieselbe, als sie kurz nach ihrer Ankunft für die Herzogin-Wittwe gemalt wurde, leidend gewesen und dieses Leiden habe sich später verschlimmert, so daß sie, als sie 1747 zum zweiten Male gemalt werden sollte, schon einen recht verfallenen Eindruck gemacht habe[27]). Dem widerspricht aber durchaus die volle, ja üppige Erscheinung dieser Frau, so daß auch schon aus diesem Grunde ihre Identität mit jener Türkin völlig ausgeschlossen ist. Ich glaube vielmehr, daß wir in dem Eichler'schen Bildniß das Porträt irgend einer Hofdame im Costüm einer Türkin zu erkennen haben, das von ihr bei Gelegenheit einer der damals so beliebten Maskeraden getragen wurde und vermuthlich auch den weiteren Anlaß zu jener Aufschrift auf der Rückseite gegeben hat. Was schließlich den künstlerischen Werth dieses Bildes anbetrifft, so ist derselbe so gering, daß kaum ein Wort darüber zu äußern nöthig erscheint. Die Auffassung ist nüchtern, die Modellirung flau und oberflächlich, die Färbung trocken und stumpf.

Alle diese Eigenschaften, vielleicht noch in verstärkterem Maße, besitzt endlich auch das zweite im Blankenburger Schlosse befindliche Damenbildniß, das 1738 von Eichler gemalt wurde und offenbar wieder eine Hofdame, diesmal in der Tracht und mit den Attributen der Göttin Diana, darstellt. Das Bild gehört also derselben Kategorie wie das ebengenannte an und theilt mit ihm auch alle jene Schwächen.

Ich zweifle nicht, daß sich noch manches andere Werk von der Hand des Hofmalers Johann Konrad Eichler hier und da in Sammlungen und Privatbesitz befindet[28]); aber ich glaube auch, daß das Gesammtbild, wie es sich uns aus den hier besprochenen Werken des Künstlers darstellt, durch weitere Werke, die vielleicht im Laufe der Zeit noch bekannt werden sollten, kaum wesentlich verändert werden wird. In der Hauptsache wird es jedenfalls so bleiben und danach wird man schon jetzt behaupten können, daß Eichler nur ein mittelmäßiger Maler war, dessen Leistungen im Werthe höchst ungleich gewesen sind. Nur wenige, wie z. B. sein Selbstporträt und das im hiesigen Schlosse befindliche Bildniß Ludwig Rudolf's, erheben sich über ein gewisses Durchschnittsmaß; andere verrathen hier und da Ansätze zu einer feineren Charakterisirung und gründlicheren Durchbildung, die meisten hingegen bekunden eine gewisse handwerksmäßige Fertigkeit, doch ohne höhere künstlerische Auffassung und ohne persönliche Eigenart. Für die Kunstgeschichte im Allgemeinen dürfte also eine Persönlichkeit wie diejenige Eichler's kaum von irgend welcher Bedeutung sein; innerhalb der localbraunschweigischen Künstlergeschichte wird er jedoch, sowohl durch seine Stellung als Hofmaler und den Umfang seiner künstlerischen Thätigkeit als auch durch das geschichtliche Interesse, das vielen seiner Bildnisse anhaftet, stets eine besondere Beachtung beanspruchen dürfen.

(Schluß folgt.)

---

26) Vergl. Leibrock, Chronik der Stadt und des Fürstenthums Blankenburg II 223 u. Steinhoff a. a. O. S. 179.

27) Ich verdanke die nähere Mittheilung hierüber Herrn H. Stegmann, der sich mit der Person und Geschichte dieser Türkin eingehend befaßt hat und das reiche, von ihm gesammelte Material demnächst veröffentlichen wird.

28) So werden ihm u. A. in Herrenhausen noch zwei Bildnisse der Antoinette Amalie und Elisabeth Christine zugeschrieben; auch im Blankenburger Schloß befindet sich zweifellos noch manches Werk von ihm. Wo aber sein Familienbild hingekommen ist, das sich ursprünglich in Salzdahlum befand (siehe Verzeichniß der Herzoglichen Bildergallerie zu S. 1776) und den Künstler nebst Frau und zwei Kindern darstellte, vermag ich nicht zu sagen.

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1898.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

Januar.

4. August Gravenhorst, Zeughauptmann a. D, †.
12. Außerordentliche Generalversammlung der evangelisch-lutherischen Vereinigung.
12. Umwandlung der optischen Anstalt von Voigtländer und Sohn in eine Actiengesellschaft.
13. Prinz-Regent reist nach Hannover.
17. Gründung eines Niedersächsischen Verbandes für vereinfachte deutsche Stenographie (Stolze-Schrey) in Hannover.
19. Rückkehr des Prinz-Regenten aus Berlin.
20. Eröffnung der 24. Braunschweigischen Landesversammlung.
20. Heinrich Lies, Medicinalassessor, Hof- und Kreis-Thierarzt, †.
20. Major a. D. Ernst zum Bürgermeister von Gandersheim erwählt.
21. Die Landesversammlung wird bis zum 10. März vertagt.
22. II. Generalversammlung des nordwestdeutschen Zweigvereins der Zuckertechniker.
22. Gründung einer Vereinigung der Bauunternehmer.
23. Prinz-Regent reist nach Berlin.
23. August Weber, Pastor emer., † in Vallstedt.
24. Karl Schrader, Provisor, †.
25. Versammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
29. Rückkehr des Prinz-Regenten.

Februar.

4.—7. Geflügel-Ausstellung des Braunschw. Vereins für Geflügelzucht.
6. Paul Hasse, Geh. Medicinalrath Dr., † in Königslutter
6. Einweihung der Kirche in Frellstedt.
14. XXXIV. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.
15. Hans von Kaltenborn-Stachau, General der Infanterie z. D., †.
16. Braunschweigische Missions-Conferenz.
16. August Kühne, Landgerichtsrath a. D., † in Blankenburg.
16. Wilhelm Deike, Dr phil., Oberlehrer, †.
17. Prinz-Regent reist nach München.
17. Die Stadtverordneten genehmigen den Vertrag mit der Straßenbahn-Gesellschaft wegen Anlage eines Electricitätswerkes.
19. Feier des 25jährigen Bestehens des Eisbahnvereins.
20. Feier des 50jährigen Bestehens des Gewerbevereins in Wolfenbüttel.
24. 74. ordentliche Generalversammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins der deutschen Zuckerindustrie in Hannover.

März.

3. Albert Limbach, Buchdruckereibesitzer, † in Lutter a. B.
10. Wiedereröffnung der Landesversammlung.
13. Die Delegirten-Versammlung des Braunschw. Landwehr-Verbandes beschließt den Eintritt in den Deutschen Kriegerbund.
19. Die Landesversammlung genehmigt die Umwandlung der 4 % Landesschuld in eine $3^{1}/_{2}$ %.
20. Gauturntag des Sollinggaues in Holzminden.
21. Karl v. Massenbach, Hauptmann z. D., †.
25. Die Landesversammlung genehmigt die Aufstellung des dem Herzog Wilhelm zu errichtenden Denkmals vor der Burg Dankwarderode.
25.—26. Feier des 25jährigen Bestehens der Eisenbahn-Signalbauanstalt von M. Jüdel u. Co.
28. Wilhelm Weißing, Landes-Deconomie-Conducteur a. D., †.
31. Feier des 25jährigen Bestehens der Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn in Blankenburg.

April.

1. Gustav Schnackenberg, Fabrikdirector in Wolfenbüttel, †.
2. Grundsteinlegung zur Fabrik der Harzer Werke in Zorge.
7. Außerordentliche Delegirten-Versammlung des Verbandes der Braunschw. Geflügelzüchter in Wolfenbüttel.
8.—12. XIV. Verbandstag des Deutschen Techniker-Verbandes.
12. Julius Jaffé, Hofschauspieler, † in Dresden.
13. Magalle, Postrath a. D., † in Blankenburg.
14. Gottfried Sievers, Landrentmeister a. D., †.
17. Otto Sommer, Professor Dr., Director der höheren Töchterschule, †.
19. Feier der silbernen Hochzeit des Prinz-Regenten.
20.—26. Proceß Seidel.
24. I. Verbandstag des Braunschw. Grundbesitzer-Vereins.
24. Louis Witte, Oberamtmann in Steinhof, †.
24.—25. Gedächtnißfeier des 100jährigen Geburtstages von Friedrich Ludwig Haarmann und Grundsteinlegung der neuen Baugewerkschule in Holzminden.
25. XXXIII. Gauturntag des Braunschweiger Gaues.
28. Die Stadtverordneten-Versammlung bewilligt einen Zuschuß von 62000 ℳ zur projectirten Bahn Schandelah-Oebisfelde und genehmigt den Abschluß eines Vertrages wegen Aufhebung des allgemeinen Pflasterfonds.
30. Ludwig Kubel, Oberst a. D., † in Blankenburg.

Mai.

1. Oberlandesgerichts-Präsident Mansfeld tritt in den Ruhestand.
1. Eröffnung einer Haltestelle bei Wenzen.
4. Besprechung des Falles „von Damm" im Reichstage.
5. Bernhard Schönert, Stadtkämmerer in Schöningen, †.

6.—8. Wolkenbruchartiger Regen und Hochfluthen im Leine- und Weserbezirke.
8. Geburtstagsfeier des Prinz-Regenten.
10. Die Landes-Versammlung genehmigt den Vertrag mit der Stadt Braunschweig, die Aufhebung des Pflasterfonds betr.
10. XIII. Verbandstag des Verbandes der Kaufleute der Provinz Sachsen und der Herzogthümer Anhalt und Braunschweig in Wolfenbüttel.
11. Antrag der Justiz-Commission der Landesversammlung die Thronfolgefrage betr.
11. Albrecht Schmidt, Stadtrath in Helmstedt, †.
18. Die Landesversammlung genehmigt die Resolution die Thronfolgefrage betreffend. — Vertagung der Versammlung bis zum 13. November.
20. Oeffentliche Versammlung der Braunschw. Landes-Rechts-Partei.
20.—21. III. Verbandstag des Nordwestdeutschen Zuckertechniker-Verbandes.
24. Ankunft des Prinz-Regenten in Blankenburg.
25. Assessor Schönemann zum Bürgermeister in Helmstedt erwählt.
25. Gründung der Vorwohler-Emmerthaler Eisenbahn-Gesellschaft.
26. Wilhelm Lindemann, Pastor in Seesen, †.

Juni.

5.—12. Nordwestdeutsches Bundesschießen in Wolfenbüttel.
6. Besuch des Prinz-Regenten in Bad Harzburg.
7. Frühjahrsversammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Central-Vereins für das Herzogthum Braunschweig.
7. VI. Generalversammlung des Landes-Prediger-Vereins.
8. Generalversammlung des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.
10. Die Generalversammlung der Straßen-Eisenbahn-Gesellschaft beschließt die Erhöhung des Grundcapitals um 1 Million Mark.
12.—13. Gauturnfest des Sollinggaues in Fürstenberg.
13. Albert Bertram, Dr. phil, Kreisthierarzt, †.
16. Reichstagswahlen.
17.—18. XV. Braunschweigischer Städtetag in Wolfenbüttel.
18.—20. XXII. Gauturnfest des Braunschweiger Turngaues in Schöningen.
21. Missionsfest des Braunschweiger Landesvereins für Mission.
21. Jahresfest des Rettungshauses und Einweihung der neuen Anstaltsgebäude,
23. Julius Krampe, Buchdruckereibesitzer, †.
24. Stichwahlen zum Reichstage in Braunschweig und Holzminden.
25.—27. XXII. Verbandsfest des Braunschw. Landwehr-Verbandes in Gandersheim.
25—26. XXI. Verbandstag der Consumvereine der Provinz Sachsen und der angrenzenden Staaten und Provinzen in Holzminden.
26. Prinz-Regent reist nach Berlin.
27. XXXV. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.

Juli.

9.—13. Wolkenbruchartige Regengüsse am Harz, in den nördlichen Landestheilen und der Umgebung des Iths. Ueberschwemmungen.
14. Dr. med. Kutschmann, Sanitätsrath in Blankenburg, †.
15. Wilhelm Ziegeler, Pastor emer, †.
16.—18. Rennen in Bad Harzburg.
18. Adolf Barthel, Gallerie-Inspector a. D., †.
23. Die Stadtverordneten in Blankenburg legen ihr Mandat nieder.
25.—27. XXXI. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Klausthal-Zellerfeld.
28. Paul von Kropff, Generallieutenant z. D., †.

Bücherschau.

Ludwig Löser, Der Heidenacker. Sittenstück in drei Aufzügen. Berlin, Eugen Kurdt 1898. 91 S. kl. 8°. 1 M.

Das Titelblatt mit der Gestalt des Arbeiters schon kündigt das Löser'sche Stück als sociales Schauspiel an. Ohne etwas sociales Oel geht es nun einmal nicht mehr. Und das ist auch vielleicht ganz berechtigt, obgleich es ein Irrthum ist anzunehmen, es habe jemals eine Zeit ohne sociale Frage gegeben. Löser hat seinen Rahmen sehr weit gespannt, er hat eine sehr große Leinwand genommen und als Hintergrund die sociale Frage der Gegenwart angelegt, die ganze Ueberladung der Zeit mit zum Theil vorschnell aufgeworfenen Problemen, schließlich auch den Gegensatz der Alten und Jungen, des neuen und des alten Kurses. Im Vordergrunde nun seines Sittengemäldes bewegen sich meines Erachtens etwas kleine, an dem Prospect gemessen, etwas zu kleine Menschen. Um sie schnell vorzustellen und einzuführen, hat der Dichter eine etwas conventionelle Charakteristik gewählt. Da ist der materialistisch gerichtete Fabrikdirector, den wir schon bei oder nach einem Aufsichtsrathsdiner kennen lernten, da ist der kleinstädtische Bürgermeister, der uns aus den Landtagsverhandlungen bekannt ist, da der ideale und nationalsociale Pfarramtscandidat, dem wir ausbiegen, weil er ganz gewiß eine Sammelliste in der Tasche hat, da das liebliche Louischen, in die wir uns gelegentlich eines Ferienbesuchs bei unserem Onkel, dem Superintendenten Berkefeld in Oxförde, ohne Aussprache verliebten, da schließlich der strebsame Assessor Kurt, der im Stück zwar keinen Familiennamen, aber als Bruder der liebebedürftigen Frau Therese Könnecke, der Fabrikdirectorsfrau, sein Auskommen hat und uns wegen seines begrenzten Reserveofficiershorizontes bekannt vorkommt. Es ist bereits ein stattliches Reserveofficierscorps dieses Schlages, das die Dramendichter auf den Brettern und die anderen Schriftsteller in den Journalen mobil gemacht haben, daß wir uns nur der Officiere des Beurlaubtenstandes getrösten müssen, von denen nicht gesprochen wird, die aber hoffentlich in den

Augen ihrer Vorgesetzten eine andere Figur machen. Die Fabel des Stückes ist kurz erzählt. Da ist der Heidenacker, ein Theil eines alten Hofgutes, über das der letzte Besitzer zum Besten der Gemeinde testirt hat mit der Bestimmung, daß der jedesmalige Geistliche die Verwendung verfügen soll. Nun ist es seit des Erblassers Tode so gehalten worden — und auch der Superintendent Berkefeld ist dabei geblieben —, daß die Auskünfte der nicht unbeträchtlichen Liegenschaften der Mission unter den Heiden zu Gute gekommen sind. Sechzig Morgen des Grundbesitzes könnten nun die inzwischen entstandene Zuckerfabrik wesentlich rentabler machen, wenn sie zum Bau einer Anschlußbahn hergegeben würden, aber der Superintendent bleibt bei der überlieferten Verwendung. Nun geht man mit der Absicht um, in Rücksicht auf die in Folge der aufblühenden Industrie gewachsene Bevölkerung eine zweite Pfarrstelle einzurichten, und es zeigt sich bei genauer Nachprüfung des Testaments, was freilich dem Superintendenten verheimlicht wird, daß der zukünftige Inhaber dieser neuen Stelle über die Liegenschaften, die in seinen Sprengel fallen würden, zu verfügen hätte. Da scheint nun der Candidat Martin Börner, der, wenn er auch nicht auf des Superintendenten Standpunkt steht, doch seine Tochter innig liebt, der gegebene Mann. Der Fabrikdirector und der Bürgermeister betreiben seine Wahl zu der neuen Pfarrstelle, weil sie von ihm eine zeitgemäße Auslegung des Testaments erwarten können, die Gattin des Directors legt sich für seine Wahl auf Intriguen, weil sie den interessanten Schwärmer liebt und ihn an sich fesseln möchte. Ihres Bruders Betriebsamkeit ist nicht recht begründet; denn wenn er auch die Superintendententochter, seiner Schwester Nebenbuhlerin, die zugleich die Nichte des Ministers in der großherzoglichen Residenz ist, gewinnen möchte, so handelt er nicht gerade zweckmäßig, wenn er seinem Nebenbuhler die Gründung eines eigenen Hausstandes ermöglichen hilft. Die Wahl in den städtischen Collegien wird beschleunigt und der Superintendent gelegentlich einer Gesellschaft in der Villa Könnecke dazu gebracht, vorschnell einen befürwortenden Bericht an die zuständige Behörde abzufassen. Eben ist Alles in bester Ordnung, da wird Frau Könnecke anderen Sinnes dadurch, daß sie inne wird, wie der Candidat bereits mit Louise Berkefeld im schönsten Einverständniß ist und damit ihre Hoffnungen in nichts zerfallen, da werden der Fabrikdirector und der Bürgermeister gewahr, was für einem gefährlichen Socialreformer sie da eben ein behagliches Nest inmitten ihrer begehrlichen Fabrikbevölkerung gebaut haben, da erfährt der Superintendent, daß der junge Schützling, dessen Schwiegersohnseigenschaft er noch nicht kennt, in Zukunft über die Verwendung der Grundstücke zu bestimmen haben wird. Die weltliche Partei will ihn nun zur Zurückziehung seines Berichts vermögen, aber darauf läßt er sich denn doch nicht ein, und, nachdem es noch einen schweren äußeren und inneren Kampf gegeben hat, segnet er schließlich den überzeugungstreuen Martin als Sohn und Pfarrcollegen.

Der Gegenstand ist nicht ohne Interesse, und es wäre an sich nicht zu bestreiten, daß auch um ein verhältnißmäßig geringes Object die Gegensätze der Zeit zu einer höchst dramatischen Entladung kommen könnten. Aber die Leute sind nicht danach, sie vermögen nicht zu erwärmen. Vor Allem ist der Superintendent, der seiner Tochter einen Predigtanfang im Garten vorliest und dann unter den Wäscheleinen mit seiner Frau eine Varsovienne tanzt, nachdem er sich eben über des Candidaten harmlose Lebenslust aufgehalten hat, der einem verständnißlosen Jüngling bei einer Flasche Wein von seinen politischen Idealen vorschwärmt und en petite comité einen Bismarcktoast ausbringt, eine gemüthvolle Morgenbetrachtung abhält und schließlich dem immerhin annehmbaren Schwiegersohn gerührt in die Arme sinkt, ein höchst verschwommener Biedermann, aber nur kein in festen Ueberzeugungen wurzelnder, meinetwegen einseitiger, aber ehrwürdiger Diener der Kirche, den der Dichter hätte brauchen können. Und so sind auch die anderen Gestalten keine an sich sympathischen Menschen, die ja darum doch ihre starken Fehler haben könnten. Es ist jedenfalls dramatischer, liebenswürdige Menschen Unrecht haben und thun zu lassen, als den Vertretern einer ins Unrecht gesetzten Weltanschauung und Lebensweise, die nichts als Vertreter sind, einen bevorzugten Gegenspieler, wie den jungen Börner, zu geben. Der schwerste Fehler in der Zeichnung der Personen liegt aber meines Erachtens darin, daß es dem Dichter nicht gelungen ist, annehmbare Vertreter des Arbeiterstandes, in dessen Interesse doch der Candidat für sich schwere Conflicte heraufbeschwört, ins Feld zu führen. Denn des jungen Mannes Arbeiterfreundlichkeit soll doch als berechtigt und richtig hingestellt werden. Seinen Ermeler und Grunewald hätte Löser aber vielleicht gebrauchen können, wenn es ihm darauf angekommen wäre, in tragischer Weise das Scheitern der Bemühungen des Candidaten darzustellen. So haben ohne Willen des Autors der Fabrikdirector und der Bürgermeister in ihrer Abneigung eigentlich Recht.

Trotz dieser Ausstellungen, die wir an Löser's neuestem Versuche haben machen zu müssen geglaubt, bedeutet er einen großen Fortschritt gegen seine früheren Leistungen. Wir können zwar nicht sagen, daß seine Leute gerade immer mit großem Geschick auf die Scene gebracht und für eine Aussprache anderer Personen wieder von ihr entfernt würden, aber es ist doch ersichtlich, daß der Autor die Dinge vorwiegend scenisch sieht. Vor Allem ist seine warme und lebhafte Antheilnahme an den Geschehnissen der Zeit zu rühmen, die ihn befähigen wird, ihre Wirkung auf kleinere Lebenskreise, die sich ihm erschlossen haben, auf's Neue dramatisch zu erproben.

K. M.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. No. 36. Die 9. allgemeine lutherische Conferenz; was will die kirchlich-sociale Conferenz?; Seemannsmission, eine Sache der Kirche. — 37. Die Seelsorge im Sinne der luther. Kirche. 38—39. Ansprache des Superintendent Witzig beim Landesfest des Gustav-Adolf-Vereins in Blankenburg a. H. — 39. Die gesegnete Wechselwirkung zwischen Diaconie und Gemeinde. — 40. 42 und 45. Pädagogische Briefe (Fortbildungsschule); vom Deutschen Pfarrervereinstage zu Danzig.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Sattmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 2. 15. Januar **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Die Künstlerfamilie Eichler.

Von Chr. Scherer.

(Schluß.)

Allein nicht nur von diesem Gesichtspunkt, sondern auch als Haupt einer Künstlerfamilie oder vielmehr als Vater zweier kunstübenden Söhne gewinnt die Person Johann Konrad Eichlers für uns eine erhöhte Bedeutung; und das Leben wie die künstlerische Thätigkeit dieser beiden Söhne ist es, die uns im Folgenden noch etwas eingehender beschäftigen sollen.

Ich sehe dabei zunächst von der durchaus unvollständigen und lückenhaften litterarischen Ueberlieferung ab und gehe aus von zwei, im hiesigen Herzoglichen Museum befindlichen weiblichen Köpfen oder, besser gesagt, Brustbildern in etwa ein Drittel Lebensgröße, stark erhabenen, fast vollrunden Arbeiten in Alabaster auf rechteckigen Platten [29]). Beide sind im Profil nach links gewandt und unten von einem Gewande umgeben, das Haar ist an den Seiten wellig zurückgekämmt und am Hinterkopf zu einem losen Knoten zusammengebunden, der Mund leise geöffnet. Die Formenbehandlung ist wenig individuell und im Ganzen ziemlich flau, wie es von decorativen Arbeiten — denn um solche handelt es hier — kaum anders zu erwarten ist. Der rein künstlerische Werth dieser Köpfe ist daher nur ein mäßiger; eine besondere Bedeutung aber erhalten sie für uns dadurch, daß wir den Namen ihres Urhebers kennen. Auf der Rückseite des einen findet sich nemlich eine mit Tinte geschriebene, alte und echte Aufschrift, von der die folgenden Worte noch deutlich zu lesen sind: „fece Gioseppe Ignatio Eichler Wolfenbüttel 1732". Man ist nicht häufig in der Lage, eine so vollständige Künstlersignatur, wie hier, zu besitzen, die nicht nur die sämmtlichen Namen, sondern auch den Ort und die Zeit der Thätigkeit des Künstlers angiebt. Allein trotz dieser Vollständigkeit würde es kaum möglich sein, noch mehr über seine Person mitzutheilen, da soweit ich feststellen konnte, die kunstgeschichtliche Litteratur nicht das Geringste von einem Künstler dieses Namens weiß, wenn uns nicht der Zufall noch ein weiteres Werk von ihm hinterlassen hätte, dessen Bezeichnung die gewünschten Ergänzungen zu obiger Signatur lieferte.

Es ist dies ein, wiederum im Herzoglichen Museum befindliches Relief aus weißem Wachs auf einem Hintergrund von dunkelblau gefärbtem Glas, das Herkules, Omphale und Cupido darstellt [30]). Herkules sitzt, halb vom Rücken gesehen, nach rechts auf einer umgestürzten Säulentrommel und hält in beiden Händen einen Spinnrocken. An ihn schmiegt sich ein geflügelter Cupido mit dem Bogen; hinter ihm aber steht Omphale, mit Löwenfell und Keule, im Begriff sich nach links zu entfernen. Im Hintergrund steht auf einem Postament eine hohe Vase; vorn am Boden liegen antike Gebälkstücke. Das Relief ist eingerahmt und auf der Rückseite mit einer Holztafel geschlossen, die folgende, ebenfalls mit Tinte geschriebene, aber zweifellos alte und unverdächtige Inschrift trägt: „Gioseppe Ignatio Eichler Nativo Romano fece questo nell Età Sua d'anni 17 in Bronsviga Anno 1731" Mit Hülfe dieser beiden Bezeichnungen sind wir nunmehr im Stande, als sichere Thatsachen Nachfolgendes über die Person und das Leben dieses Künstlers zusammenzustellen: Joseph Ignaz Eichler, seiner väterlichen Abstammung nach ein Deutscher, war im Jahre 1714 in Rom geboren und im Anfang der dreißiger Jahre in Braunschweig und Wolfenbüttel ansässig, wo er nach Ausweis der noch erhaltenen Werke dieser Art, zunächst als Steinbildhauer und Wachsbossirer thätig war.

Doch nicht allein auf diesen beiden Gebieten, sondern auch in der Elfenbeinschnitzerei hat J. J. Eichler seine Kunst ausgeübt. Denn es dürfte nach meinen Ausführungen in dem Aufsatze „Der Monogrammist IE" [31]), auf die ich hier nicht näher eingehen kann, kaum noch zweifelhaft sein, daß wir unsern Künstler in diesem Monogrammisten wieder zu erkennen haben, von dessen Hand sich nicht weniger als acht bezeichnete Elfenbeinreliefs und ein ebensolches Alabasterrelief im Herzoglichen Museum befinden [32]), die ich a. a. O. einer aus-

29) „Führer" S. 341 No. 22. 23.

30) „Führer" S. 275 No. 9.

31) Siehe Scherer, Studien zur Elfenbeinplastik der Barockzeit, Straßburg 1897, S. 106 ff.

32) „Führer" No. 305. 306. 259. 301. 302. 370. 371. (der Elfenbeinsammlung Raum 43) und No. 28 in Raum 45.

führlichen Analyse unterzogen habe. Wie die meisten Elfenbeinschnitzer jener Zeit, so hat auch J. J. Eichler die Composition seiner Reliefs nicht selbstständig erfunden, sondern mehr oder minder frei nach den Stichen seiner und der vorhergehenden Zeit copirt. Aber dieser Mangel an Erfindungsgabe wird reichlich wieder ausgeglichen durch die meisterhafte Behandlung des Elfenbeins, die sichere und bestimmte Zeichnung seiner Figuren, die weiche und doch feste Modellirung des nackten Körpers, in dessen Darstellung der Künstler offenbar sein Bestes leistete.

Jedenfalls ist er, wenn wir seine Thätigkeit auf dem von ihm vertretenen Gebiet der Kleinplastik in ihrer Gesammtheit übersehen, ein Künstler, der für seine Zeit volle Beachtung verdient, der vor Allem in der Geschichte der Elfenbeinplastik stets eine ehrenvolle Stelle einnehmen wird, die ihm bislang noch vorenthalten war. Um so näher liegt der Wunsch, etwas mehr noch über sein Leben und seine persönlichen Verhältnisse zu erfahren, als sich bis jetzt feststellen ließ.

Wenn wir uns dabei nochmals jener Aufschrift auf der Rückseite des im Herzoglichen Museum befindlichen Selbstbildnisses Johann Konrad Eichler's erinnern, wonach der Künstler sich im Jahre 1713 in Rom malte, und hiermit die uns schon bekannte Thatsache in Verbindung bringen, daß Joseph Ignaz Eichler 1714 in Rom geboren wurde, dürfte die Annahme nahe liegen, daß wir in Johann Konrad Eichler dessen Vater zu erkennen haben. So erklärt sich auch, wie Joseph Ignaz Eichler plötzlich aus Rom nach Braunschweig kommt, wo uns, wie wir sahen, die Familie nach der Ernennung des Vaters zum Hofmaler von 1717—1725 begegnete, während sie in den nachfolgenden Jahren, besonders von 1736—1750, im Kirchenbuch der katholischen Gemeinde zu Wolfenbüttel, wohin sie inzwischen übergesiedelt, öfters nachzuweisen war. Leider fehlt aber hier jede Spur von einem Joseph Ignaz; wohl aber begegnet uns ein Joseph Eichler als Trauzeuge seiner Schwester Luise Ferdinandine mit dem Herzoglichen Hofkoch Antonius La Fage, während sich im hiesigen katholischen Kirchenbuche eine weitere Notiz des Inhalts findet, daß am 16. Mai 1763 der im Correctionshaus plötzlich verstorbene „adolescens Josephus Eichler“ beerdigt worden sei.

Man wird sich fragen müssen, einmal, ob diese Beiden ein und dieselbe Person und sodann, ob sie mit Joseph Ignaz Eichler identisch waren. Die Antwort auf beide Fragen kann, wie sich aus Folgendem ergiebt, nicht zweifelhaft sein. Denn zunächst erfahren wir aus einer im städtischen Archiv aufbewahrten Verfügung des Herzogs Karl vom 14. September 1761 an die Direction des Alexii-Werk- und Arbeitshauses, in dem auch Geisteskranke Aufnahme fanden, daß der „in Melancholie gerathene“ Joseph Eichler auf Vorstellung seines Schwagers, des Mundkochs La Fage, der ihn häuslicher Umstände halber nicht länger bei sich behalten könne, behufs Heilung und Verpflegung dort aufgenommen werde. Sodann aber wissen wir, daß dem Hofmaler Johann Konrad Eichler im Jahre 1720 eine Tochter geboren wurde, die in der Taufe die Namen Sophie Luise Ferdinandine erhielt[33]), die also offenbar mit der oben genannten Schwester Joseph Eichler's und der späteren Frau des Hofkochs La Fage identisch war. Aus diesen beiden Thatsachen ergiebt sich aber mit fast unzweifelhafter Sicherheit die Bejahung obiger Fragen und damit zugleich auch die Identität von jenem Joseph Eichler und unserm Joseph Ignaz Eichler.

Ist dem aber so, so kann dieser Letztere nicht mit jenem Joseph Eichler identisch sein, von dem Meusel[34]) und nach ihm Füßli[35]) berichten, er sei ein Sohn Johann Konrad Eichler's gewesen, habe zuerst bei seinem Vater gelernt, dann große Reisen unternommen, treffliche Bildnisse in Oel und Pastell gemalt und sich besonders auch im Restauriren von Oelgemälden ausgezeichnet. Wenn Meusel auch versichert, diese Nachrichten aus dem eignen Munde des Künstlers, der also 1783 noch am Leben war, erhalten zu haben, so muß er sich doch in dessen Geburtsjahr, für das er 1724 angiebt, verhört, bezw. geirrt haben, da, wie sich ebenfalls aus dem Kirchenbuch feststellen ließ, in dem genannten Jahre dem Hofmaler Joh. Konr. Eichler zwar eine Tochter, aber kein Sohn geboren wurde[36]). Es liegt also hier ein ähnlicher Irrthum Meusel's vor, wie bei der angeblich aus derselben sicheren Quelle stammenden Mittheilung über das Todesjahr des Hofmalers, das nicht, wie dort berichtet wird, 1757, sondern, wie schon oben erwähnt wurde, 1748 gewesen ist. Durch den Nachweis dieses doppelten Irrthums erscheint aber die ganze Meusel'sche Notiz in hohem Grade fragwürdig und in ihrer Bedeutung für die Reconstruction des Lebens dieser Braunschweiger Künstlerfamilie von sehr zweifelhaftem Werth. Nur falls wir annehmen, Meusel habe sich genau um 10 Jahre geirrt, und es sei also 1714 statt 1724 als Geburtsjahr Joseph Eichler's einzusetzen, könnte eine Identität dieses Künstlers mit dem unsrigen in Frage kommen; dann aber stünden wir vor der neuen Schwierigkeit, den im Mai 1763 verstorbenen Joseph Eichler mit diesem Künstler zu identificiren, den Meusel noch 1783 lebend fand. Aus diesem Zweifel herauszukommen, giebt es aber meines Erachtens nur die eine Möglichkeit, anzunehmen, daß Beide als Söhne des Hofmalers neben anderen Vornamen auch den Namen Joseph führten. Auf diese Weise erklärt sich auch am einfachsten jener Zusatz „adolescens“ im Kirchenbuche, ein Wort von ungemein weitem Begriff, das, wie es scheint, nur selten oder vielmehr nie als Altersbezeichnung, dagegen häufig zur Unterscheidung von einer älteren Person gleichen Namens diente[37]), das also, auf den vorliegenden Fall angewendet, den jüngeren Bruder Joseph Ignaz von dem älteren Joseph unterscheiden und vielleicht auch zugleich andeuten sollte, daß Jener unverheirathet gewesen sei.

33) Braunschw. Kathol. Kirchenbuch.

34) Miscell. artist. Inhalts. Heft 17 (1783) S. 261 f.

35) A. a. O. II² S. 322. Vergl. auch Nagler 4 S. 95, der Hannover als Geburtsort des Künstlers nennt; doch ist in den dortigen Kirchenbüchern kein Eichler zu finden.

36) Die Tochter hieß Anna Justina, starb aber schon 1734 wieder.

37) Vergl. Kloß, Handwörterbuch der latein. Sprache I S. 150 f.

Wenn wir uns aber für diese Auffassung entscheiden, werden wir möglicherweise den älteren dieser beiden Brüder in jenem Franz Maria Joseph Eichler zu erkennen haben, der sich nach Ausweis des Wolfenbüttler Kirchenbuches 1736 mit Johanna Therese Jacobi vermählte, um so mehr, als uns später als Vertreter der Taufpathen von dessen drittem Kinde der Hofmaler Johann Konrad Eichler begegnet. Dieser Franz Maria Joseph E. wäre es dann auch, auf den sich die obigen Bemerkungen Meusel's und Füßli's bezögen und er würde ferner auch der Maler jener drei Bildnisse, der Anna Sophia Overlach, Gemahlin des Hofmedicus J. H. Burckhard, sowie des Archivars Johann Georg Burckhard und seiner Gemahlin Anna Sophia, einer geborenen Pollich gewesen sein, die sich jetzt im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel befinden und laut Bezeichnung auf der Rückseite von „Eichler junior“ im Januar 1742 gemalt worden sind.

Durch eine solche Erklärung, die der litterarischen Ueberlieferung in gleicher Weise, wie den, in den Kirchenbüchern vorliegenden thatsächlichen Verhältnissen entspricht, dürften sich alle Widersprüche, die in diesen so verwickelten Familienbeziehungen zu liegen scheinen, am leichtesten und natürlichsten auflösen und beseitigen lassen.

Die kunstgeschichtliche Litteratur kennt also, um nochmals kurz auf dieses Brüderpaar zurückzukommen, außer dem Hofmaler Eichler nur dessen älteren Sohn Joseph, während ihr sein jüngerer Sohn Joseph Ignaz völlig unbekannt geblieben ist; unsere Kenntniß über ihn beruht vielmehr ganz allein auf seinen Werken und deren Bezeichnungen, und da ist es immerhin als ein besonderer Glücksumstand zu betrachten, daß die letzteren ausführlich genug sind, um ihnen, wie das oben geschehen ist, die wichtigsten Aufschlüsse über das Leben und die Familienbeziehungen des Künstlers entnehmen zu können. Es scheint demnach, als ob die künstlerischen Neigungen seines Vaters und älteren Bruders schon sehr frühe auch bei ihm hervortraten, von vornherein aber eine andere Richtung nahmen. Denn während diese ausschließlich als Maler thätig waren, hatte er sich der Bildhauerei zugewandt und vorzugsweise als Kleinbildner in allerlei Materialien, in Alabaster, Wachs und Elfenbein, seine Kunst ausgeübt. Schon im Beginn der 30er Jahre sehen wir den noch nicht zwanzigjährigen Künstler auf diesem Gebiete beschäftigt und mit welchem Erfolge er gerade in der Elfenbeinschnitzerei thätig war, können uns seine im Herzoglichen Museum noch vorhandenen zahlreichen Werke beweisen. Für die Folge freilich fehlt uns jeder Anhalt, der seine Thätigkeit mit einiger Sicherheit weiter zu verfolgen gestattete. Nur einmal noch taucht eine Spur von ihm in einem Werke auf, das augenscheinlich ebenfalls von seiner Hand herrührt. In der Kirche von Nordsteimke im Kreise Helmstedt befindet sich eine silberne Oblatenschüssel mit reicher barocker Blattverzierung in getriebener Arbeit, die neben dem Wolfenbüttler Beschauzeichen die Meistermarke I E trägt und 1761 von einem Mitgliede der Familie von dem Knesebeck in diese Kirche gestiftet wurde[38]). Diese Spur weiter zu verfolgen war mir leider nicht möglich, da die Acten der Wolfenbüttler Goldschmiedeinnung für die hier in Betracht kommende Zeit nicht mehr vorhanden sind; doch ist die Vermuthung auf Grund von Beschauzeichen und Monogramm wohl zulässig, in dem Verfertiger dieser Schüssel wiederum Joseph Ignaz Eichler zu erkennen, eine Vermuthung, die mit der Thatsache, daß Goldschmiedekunst und Elfenbeinschnitzerei oft in derselben Hand vereinigt waren, in vollstem Einklange steht, die auch nicht, wie es scheinen könnte, durch das Jahr der Stiftung widerlegt wird, da dieses ja keineswegs mit dem der Entstehung zusammenfallen muß, sondern um eine beliebige Reihe von Jahren von ihm getrennt sein konnte. Wir müssen also annehmen, daß Eichler nicht ganz plötzlich, sondern, worauf auch schon die geringe Zahl seiner uns erhaltenen Werke hinweist, bereits längere Zeit vor seiner im September 1761 erfolgten Aufnahme in das Alexii-Werkhaus schwermüthig und in Folge dessen arbeitsunfähig geworden war, und dürfen weiter schließen, daß er, den die Fachlitteratur nicht kennt, von dem keine weitere Urkunde und Acte berichtet, über den selbst die Kirchenbücher, die doch über die anderen Familienmitglieder zahlreiche Nachrichten enthalten, so auffällig wenig bieten, schon frühe nach einem kurzen, verheißungsvollen Anlauf in seiner Schaffenskraft erlahmte und in Schwermuth verfiel, aus der ihn dann der Tod im Mai 1763 erlöste.

38) Vergl. P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig I S. 173.

Ihn überlebte um eine beträchtliche Reihe von Jahren sein älterer Bruder Joseph. Denn wir finden ihn noch 1783, wie schon erwähnt wurde, am Leben und zwar war er damals gerade in Düsseldorf als Gemälderestaurator beschäftigt, wo er u. A. auch die schwierige Arbeit des Rentoilirens mit großem Geschick ausgeführt haben soll. Vermuthlich wird er also in dieser Kunst Besseres geleistet haben als in seinem eigentlichen Malerberuf, von dem man nach den im Wolfenbüttler Landes-Hauptarchive vorhandenen drei Proben keine allzu hohe Meinung empfängt, da diese ihn als einen mittelmäßigen Bildnißmaler und als solchen etwa auf gleicher Höhe mit seinem Vater stehend zeigen. Zwar ist nicht ausgeschlossen, daß auch noch bessere Arbeiten seiner Hand erhalten sind; allein es ist mir bis jetzt nicht gelungen, solche aufzufinden, ebenso, wie es mir nicht möglich war, festzustellen, wo und wann dieser Joseph Eichler gestorben ist.

Wenn somit auch im Leben dieser Künstlerfamilie noch Manches lückenhaft und unaufgeklärt bleibt, was aufzuhellen der Zukunft überlassen werden muß, so dürfte doch meines Erachtens in der Hauptsache vollständige Klarheit herrschen, so daß wir im Stande sind, das Leben und die Wirksamkeit dieser Künstlergruppe, von der man bisher kaum mehr als die Namen kannte, im Allgemeinen klar und richtig zu erkennen. Was schon von Johann Konrad Eichler gesagt wurde, gilt auch als Endurtheil für diese ganze Künstlerfamilie. Von keiner oder doch nur von geringer Bedeutung für die allgemeine Kunstgeschichte, wird sie innerhalb der Braunschweigischen Künstler- und Kunstgeschichte stets eine gewisse Beachtung und Werthschätzung verdienen. Und von diesem Gesichtspunkte aus, nemlich als einen

Beitrag zu der noch wenig durchforschten Kunstgeschichte unserer engeren Heimath, möchte ich diesen Aufsatz in erster Linie betrachtet wissen.

Wenden am Harze?

Von Richard Andree.

Die Zeitschrift des Harzvereins für 1898 hat uns eine Ueberraschung gebracht. Herr Dr Fr. Ahlborn aus Hamburg hat in Wienrode bei Blankenburg eine alte Töpferwerkstatt entdeckt, diese näher beschrieben und durch Abbildungen anschaulich gemacht. Je seltener solche alte Werkstätten sind, desto belangreicher erscheint es, wenn eine derartige mit ihrem Inhalte aufgedeckt wird und hierin, sowie in der Schilderung derselben liegt ein Verdienst der Arbeit des Herrn Dr Ahlborn.

Es fragt sich nun weiter: Welchem Volke gehört diese alte Töpferwerkstatt an und in welcher Zeit entstand sie ungefähr. Auf beides erhalten wir eine Antwort, die uns keineswegs befriedigen kann. „Nach dem fachmännischen Urtheil des Verwalters der hamburgischen prähistorischen Sammlung und des Museums für Völkerkunde, Herrn Dr Hagen, sind die Sachen zweifellos wendischen Ursprungs“ schreibt Herr Ahlborn, der, nach einigen geschichtlichen Bemerkungen über die Wenden, dann sein eigenes Urtheil dahin abgiebt, „daß der vorliegende Fund wahrscheinlich wendisch-sorbischen Ursprungs ist und daß ihm ein Alter von 1000 bis 1300 Jahren zuzuschreiben ist“.

Diese Ansicht ist schon in populäre Blätter übergegangen, z. B. in die weitverbreitete Zeitschrift „Niedersachsen“ (15. December 1898), da aber die Deutung, wie ich gleich zeigen werde, unrichtig ist und uns Braunschweiger die Sache näher angeht, weil der Fund auf braunschweigischem Boden gemacht wurde, so will ich hier mittheilen, wie die wirklich fachmännische Kritik sich zu dem Wienroder Funde stellt.

Wer die reichen Sammlungen von echt wendischen Gefäßen gesehen, wie sie z. B. im Berliner Museum für Völkerkunde aufgestellt sind, dem mußte sofort auffallen, daß bei den von Herrn Dr Ahlborn beschriebenen und abgebildeten Gefäßen gerade die für die Wenden bezeichnenden Kennzeichen fehlten. Dieses war mir, obgleich ich mich nicht zu den Prähistorikern rechne, sofort klar. Was zum geschichtlichen Beweise in dem Aufsatze der Harzzeitschrift herangezogen wird, ist wenig. Wir wissen ja, wie die Wenden und Slaven überhaupt bei uns die Gebirge mieden, so daß die Böhmen umsäumenden Gebirge fast frei von slavischen Ortsnamen waren, denn das Roden des Waldes überließ der Slave den Deutschen und die an der Saale ansässigen Wenden brauchten im frühen Mittelalter nicht in die Harzwälder vorzudringen, um guten Boden für ihren Unterhalt zu finden. Indessen ist nicht unmöglich, daß eine Wendencolonie soweit nach Westen vorgedrungen war. Herr Dr Ahlborn giebt an, daß die Wüstungen Janneripe bei Treseburg, Cobelez bei Hasselfelde und Buritze bei Blankenburg auf Wenden hinweisen. Die Namen haben so, wie sie vorliegen, allerdings wendischen Klang. Eine Quelle ist jedoch für diese Angabe nicht beigefügt und ohne urkundliche Beläge läßt sich aus den Namen nichts Sicheres schließen.

Aber dem sei, wie ihm wolle. Die Funde von Wienrode an und für sich betrachtet, ergeben mit vollster Sicherheit, daß sie nicht wendischen Ursprungs sind. Da die starken Zweifel in mir aufgestiegen waren, wandte ich mich an die richtige Quelle, an Herrn Dr A. Götze in Berlin, dem, als Directorialassistenten an der vorgeschichtlichen Abtheilung des Museums für Völkerkunde, die Tausende von wendischen Gefäßen daselbst unterstehen, und der bei seinen zahlreichen Ausgrabungen in ehemals wendischen Gebieten zum besten Urtheile über das, was wendisch und was deutsch ist, berufen erscheint. Ich erhielt von ihm (abgedruckt im „Globus“ Band 75 Nr. 1) denn auch die vollste Bestätigung meiner Muthmaßung.

Danach erlaubt der größere Theil der Wienroder Funde nach der Beschreibung kein Urtheil über Herkunft und Alter; wo aber Abbildung und Beschreibung genügen, da zeigt es sich, daß gerade die charakteristischen Merkmale für wendische Gefäße fehlen. Diese besitzen nie Henkel, haben keine Ausgußtülle, keine kugelige Gestaltung des unteren Theiles — und dieses Alles ist bei den Wienroder Gefäßen der Fall! „Mit einem Worte“, schreibt Dr Götze, „die Funde von Wienrode weisen eine Anzahl Merkmale auf, deren Fehlen für die slavische Keramik charakteristisch ist, während nicht ein einziges specifisch slavisches Kennzeichen vorhanden ist“.

Und nun die Altersbestimmung. Tausend bis dreizehnhundert Jahre nimmt Herr Ahlborn an. Götze aber zeigt an den Kugeltöpfen, daß diese allerdings nicht genau datirt werden können, aber dem 12. bis 14. Jahrhundert angehören dürften. „Jedenfalls aber haben sie ihren Ursprung nicht im slavischen, sondern im germanischen Culturkreise“.

Mit der Anwesenheit der Wenden am Harze, wenigstens auf Grund der Wienroder Funde, ist es also nichts. Damit aber in unserem Lande die unrichtige Angabe nicht weiter verbreitet und etwa auch der deutsche Harz in das „Revindicationsgebiet“ der Tschechen und Polen gezogen werde, halte ich die Weiterverbreitung der Kritik des Herrn Götze für geboten.

Der Seeschmaus der Brauergilde zu Königslutter.

Von Erich Kindervater.

Unter den niedersächsischen Städten, die schon in alter Zeit durch ihr Getränk sich eines besonderen Rufes erfreuten, ist auch die Stadt Königslutter zu nennen. War es in Braunschweig die Mumme, in Einbeck das Bier, in Goslar die Gose, die weit und breit bekannt und begehrt waren, so hat Königslutter einen ähnlichen Ruhm sein Dukstein eingetragen. Das Duksteinbier wird aus dem krystallklaren Quellwasser der Lutter gebraut, das über den Duksteinkalk geflossen ist. Es wurde nachweislich bereits im Jahre 1513 in einem

am Gänsemarkte gelegenen, jetzt dem Schlachtermeister Mack gehörigen Hause hergestellt. Die Dukfsteinbrauer unterschieden zwei Arten ihres Gebräues. Das bessere, das eigentliche Dukfsteinbier, war der erste Aufguß. Nachdem dieses Bier abgefüllt war, wurde nochmals siedendes Wasser nachgegossen und ein zweites minderwerthiges Gebräu, der sogenannte Convent, hergestellt. Der Name für dieses Gebräu, im Volksmunde Koffent genannt, ist von den Klosterbrauereien übernommen worden. Diese brauten ein besseres Bier, das Patresbier, das die patres tranken, und ein geringeres Bier, welches die Anderen im Kloster erhielten, das bei kirchlichen Zusammenkünften (Conventen) gereicht und dann wohl auch an Arme außerhalb des Klosters abgegeben wurde. So erklärt sich die Bezeichnung Convent für dieses Getränk und der Uebergang dieses Namens in das Volksleben [1]).

Im 17. und 18. Jahrhundert breitete sich die Zunft der Brauer immer weiter aus. Es bestanden in Königslutter derzeit 73 Brauhäuser, von denen jedoch eins sehr bald einging. Die Gerechtsame dieses Brauhauses wurde von der Brauergilde angekauft und das zu dem Hause gehörende Land dem allgemeinem Acker der Gilde hinzugefügt. Die Brauergilde hatte nemlich in der Gegend von Königslutter einen Grundbesitz von etwa 60 Morgen Acker und Wiesen. Es bestanden also in späterer Zeit nur noch 72 Brauhäuser, die der Reihe nach Dukstein brauten. Nach und nach wurde die Anzahl jedoch geringer, da einige Brauer durch Ankauf von Häusern die Gerechtsame mehrerer Brauhäuser auf sich vereinigten. Ebenfalls pachtete die Brauergilde zu ihrem Grundbesitze bedeutende Ländereien hinzu, und gelangte dadurch zu einer sehr einflußreichen Stellung in der Stadt. So hatten die vereinigten Brauer z. B. die Klosterländereien nach Hassel und Bege seit 1768 auf 100 Jahre in Pacht. Die Pachtzeit, welche eigentlich bis zum Jahre 1868 lief, wurde theilweise erst durch ein Uebereinkommen der Brauergilde mit Herzoglicher Cammer, die im Jahre 1865 auf dem Grund und Boden des ehemaligen Klosters die Heil- und Pflegeanstalt einrichtete, abgekürzt. Auf dem Klostergrundstücke besaßen die Brauer eine Mühle und umfangreiche Scheunen, die beim Bau der Anstalt abgerissen wurden. Auch der östlich eine Stunde von Königslutter gelegene Hagenhof war auf 100 Jahre, bis zum Jahre 1871, Pachtgut der Brauergilde. Sowohl auf dem Hagenhofe, als auch auf der Klosterländerei wurde von den Pächtern eine umfangreiche Schäferei betrieben. Die gesammte Länderei mit Pachtgut hat zeitweise über 1000 Morgen betragen. Sämmtliche Einnahmen flossen dann in die gemeinsame Brauergildencasse. Der Reingewinn wurde am Ende eines jeden Jahres am sogenannten Quartale an die berechtigten Brauer je nach ihren Brauantheilen vertheilt. Jedoch ist zu bemerken, daß durch Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung zeitweise nur ein geringer Ueberschuß erzielt wurde.

Die nördlich von der Stadt gelegenen Ländereien wurden nach einer Bestimmung der Gilde immer an drei bestimmte Pächter verpachtet. Dieses Recht stand im ersten Jahre dem Herrn von Lauingen zu Lauingen, im folgenden dem Besitzer des Jürgens'schen Hofes in Königslutter und im dritten Jahre dem Rittergutsbesitzer von Rottorf zu. Im vierten Jahre wurden dann diese Ländereien von der Brauergilde selbst verwaltet. Diese letztgenannten Ländereien lagen in der Feldmark Haiteich (Heideteich) und im großen und kleinen See. Nach Beendigung der Pachtzeit war der jedesmalige Pächter verpflichtet, einen Schmaus zu veranstalten, bei dem es gewöhnlich hoch herging. Dieser Schmaus hieß „Seeschmaus“, da zu demselben ein Theil der Pachtgelder, die aus den Ländereien im großen und kleinen See erzielt wurden, verwandt ward. Der übrigbleibende Rest floß in die Gildecasse. Es waren also verpflichtet, den Seeschmaus zu geben, der Herr von Lauingen zu Lauingen, der derzeitige Besitzer des Jürgens'schen Hofes in Königslutter, der Rittergutsbesitzer von Rottorf, und die Brauergilde zu Königslutter. Von den ersten drei Veranstaltern wurden gewöhnlich nur eine gewählte Anzahl von Gästen aus Königslutter und Umgebung eingeladen, während an dem von der Brauergilde veranstalteten Seeschmause sämmtliche berechtigte Mitglieder der Brauerinnung theilnahmen. An dem Tage des Seeschmauses wurden auch die Hirten für die Brauer gewählt, sowie der Lohn an dieselben gezahlt

Ein solcher Seeschmaus dauerte einen ganzen Tag. Zunächst am Morgen wurden die geschäftlichen Angelegenheiten, Zahlung der Pacht, Wahl und Auslohnung der Hirten, sowie Zahlung der Abgaben und dergleichen erledigt. Dann wurde den Theilnehmern alter Kornschnaps mit braunen Krengeln gereicht. Nach diesem erhielt jeder Theilnehmer eine lange Thonpfeife und Taback. Mittags fand dann ein gemeinschaftliches Essen statt, bei dem eine vorgeschriebene Speisefolge berücksichtigt werden mußte. Zuerst wurde Bouillon geboten. Dann gab es das Hauptgericht der Mahlzeit: Karpfen. Hierauf wurde entweder Kalbs-, Rinder- oder Schweinebraten servirt oder auch Sauerkohl mit kleinen Würstchen oder Schweinskarbonade gereicht. Der folgende Gang bestand aus Geflügel, gebratenen Kapaunen oder Tauben. Zum Nachtisch bekamen die Theilnehmer Puddings. Dann wurden die Thonpfeifen wieder in Brand gesetzt. Verpflichtet war ferner der Gastgeber, bei dem Essen den Wein zu liefern. Nachmittags wurden die Gäste mit Kaffee und Kuchen bewirthet. Das Abendbrot bestand aus Butterbrot und allerhand kaltem Aufschnitt. Ganz besondere Feste waren es, wenn die Brauergilde den Seeschmaus geben mußte. An dieser Festlichkeit nahmen außer den berechtigten Brauern viele geladene Gäste aus der Stadt Theil, so daß sich der Seeschmaus zu einem wahren Volks- und Familienfeste erweiterte und bis spät in die Nacht hinein dauerte. Späterhin, als das Lagerbier den Dukstein immer mehr verdrängte, verlor auch dieses alte Herkommen an Bedeutung. Besonders war dies aber der Fall, als sich in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts die Brauergilde auflöste. Der gemeinsame

1) Grimm's Deutsches Wörterbuch B. V Sp. 1574 ff.

Acker wurde aber dennoch bis zur Separation von den Berechtigten weiter verwaltet. Nach Beendigung der Separation im Jahre 1873 wurde der althergebrachte Brauch aufgehoben. Der letzte Seeschmaus fand im Jahre 1872 statt.

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1898.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

August.

4.—6. XXIX. Allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.
7. Gedächtnißfeier für den am 30. Juli verstorbenen Fürsten Bismarck.
7. Parteitag der Socialdemokratischen Partei des Herzogthums Braunschweig in Holzminden.
10. Jahresfest des Gustav-Adolf-Vereins für das Herzogthum Braunschweig in Blankenburg.
14. Eröffnung der XXXV. Kunstausstellung.
14. Volkswettturnen auf dem Elme.
14. X. Hauptversammlung des Solling-Vereins in Holzminden.
17. Otto Schröder, Landgerichts-Director, †.
19. Einweihung der restaurirten Kirche in Heimburg.
21. Eröffnung der Ausstellung kirchlicher Kunst- und Ausstattungs-Gegenstände für evangelische Kirchen.
21. Gravenhorst, Bienenzüchter (Erfinder der Bogenstülper), geborener Braunschweiger, † in Wilsnack.
22. Feier des 200jährigen Bestehens der Firma Becker.
23. Curd Reichsgraf von Schwicheldt, Besitzer der Rittergüter Schliestedt und Küblingen, † in Berlin.
23. Unwetter im Weserkreise; Thurm der Kirche in Holzminden abgestürzt.
23.—26. IX. Allgemeine lutherische Conferenz.
31. Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg, Herausgeber des Asseburgischen Urkundenbuches, † in Godelheim a. d. Weser.

September.

1. Prinz-Regent trifft in Braunschweig ein.
1. Eröffnung der Kleinbahn Heudeber—Mattierzoll.
2. Prinz-Regent reist zu dem Kaisermanöver nach Hannover.
2. Gründung einer Zweigstelle „Braunschweig“ des Verbandes deutscher Kaufleute.
3.—4. XIV. Hauptversammlung des Harzclubs in Quedlinburg.
4. Wilhelm Schultze, Oberförster a. D. in Königslutter, †.
5. Beginn der Lutherfestspiele.
6. Außerordentliche Sitzung der Landesversammlung wegen der Kalivorlage.
[illegible]. Karl Franke, Sanitätsrath, Dr med., in Bünd-[illegible], †.
[illegible].—[illegible]. IV. Parteitag der braunschweigischen Rechts-[illegible].

25. Einweihung der neuerbauten Kirche in Duttenstedt.
26. Hugo Koch, Dr med., †.
28. Jahresversammlung des Verbandes deutscher Krankenpflegeanstalten vom Rothen Kreuz.

October.

1. Kreisdirector Vogler in Wolfenbüttel tritt in den Ruhestand.
1. Kreisdirector Krüger in Gandersheim zum Kreisdirector in Wolfenbüttel und Regierungsrath Dannenbaum zum Kreisdirector in Gandersheim ernannt.
1. Hermann Beddies, Landes-Oeconomie-Conducteur a. D. in Gandersheim, †.
4.—6. 70. Braunschweigischer Lehrertag.
5. Adolf Rothschild, Fabrikant in Stadtoldendorf, †.
8. Frau Prinzessin Albrecht von Preußen, † in Camenz.
11. Brand in Eischott.
12. Beisetzungsfeier in Camenz.
14. Das Reichsgericht entscheidet den Proceß über die im Herzoglichen Museum befindliche von Reinicke'sche Bildersammlung zu Ungunsten der Stadt.
16. Trauergottesdienst in allen Kirchen des Landes.
19. Karl Ritter, mexikanischer Consul, †.
26. Louis Philippe Sy, Geh. Hofrath, Professor a. D., †.
28. Erbprinz Georg Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, vollendet sein 18. Lebensjahr und tritt damit in das Alter der Volljährigkeit ein.
30. Delegirten-Versammlung der Geflügelzüchter des Herzogthums in Wolfenbüttel.
31. Feier des 25jährigen Bestehens des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel auf dem Sternhause im Lechelnholze.

November.

1. Eröffnung einer Reichsbank-Nebenstelle in Holzminden.
4. Jahresversammlung des Gabelsberger Stenographen-Vereins.
5. Feier des 25. Dirigenten-Jubiläums des Musikdirectors Schrader als Liedermeisters der Euterpe.
7. XXXVII. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.
11. Brand der Norddeutschen Zuckerraffinerie in Frellstedt.
15. Herbstversammlung des Landwirthschaftlichen Centralvereins für das Herzogthum Braunschweig.
16. Oeffentliche Versammlung der Braunschweigischen Landes-Rechtspartei.
17. Wiedereröffnung der Braunschweigischen Landesversammlung.
21. XXXVIII. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.
22. Hermann Kiene, Baurath a. D., †.
27. Enthüllung des Bismarck-Gedenksteins in Holzminden.
27. Feier des 25jährigen Bestehens der Lessing-Loge.

29. Die Landesversammlung genehmigt die Vorlage bezüglich des Kalisalzbergwerks Asse.
30. Die Landesversammlung genehmigt die Ueberlassung eines Bauplatzes für die St. Johanniskirche und die Einführung einer Kirchensteuer für die katholische Gemeinde.

December.

2. Die neugewählte Stadtverordneten-Versammlung in Blankenburg beschließt die Auflösung.
5. Rückkehr des Prinz-Regenten nach Braunschweig.
6. XVII. Verbandstag des Provinzial-Baugewerken-Innungsverbandes für das Herzogthum Braunschweig.
7. Frau Dr Luise Ottmer, Stifterin des Ottmer-Stipendiums (Technische Hochschule), †.
9. Karl Schaper, Hofrath a. D., †.
17. Theodor Beling, Forstmeister a. D., in Seesen †.
17. 75. Ordentliche Generalversammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins des Vereins der Deutschen Zuckerindustrie in Hannover.
18. Einweihung der restaurirten Kirche in Groß-Winnigstedt.
18. Einweihung der restaurirten Kirche in Volkmarsdorf.
19. Prinz-Regent reist nach Berlin.
22. Rückkehr des Prinz-Regenten.
23. Besuch des Herzogs von Sachsen-Altenburg.
23. Theodor Bumke, Major a. D., ehemaliger Bürgermeister von Gandersheim, † in Hannover.
27. Brand in Heimburg.
30. Wilhelm Bröckelmann, Oberlehrer a. D., †.

6. Februar. Geheimrath Dr Rud. Leuckart, berühmter Zoologe, geb. in Helmstedt, † in Leipzig.
28. Juni. Prof. Dr Feodor v. Schmidt-Warneck, sociologischer Schriftsteller, früher Pastor in Bruchmachtersen, † in Stuttgart. Kn.

Bücherschau.

Rudolf Huch, Verfasser des „Tagebuches eines Höhlenmolches“. Was liegt denn dran? Lebensbilder. Leipzig, Hässel 1898. 219 S. 8°. 3 M.

Es darf als zweifellos gelten, daß die litterarische Richtung, die mit impressionistischen Mitteln wirkend den Menschen lediglich als Nervenbündel darzustellen liebte, nachgerade abgewirthschaftet hat und daß noch vor Schluß des Jahrhunderts, die dekadente fin-de-siècle-Gestalt unbeliebt geworden ist. Es geht dieser Richtung just so wie den überklugen Geschäftsleuten, die mit Rücksicht auf eine augenblickliche oder bevorstehende Sensation eine Umetiquettirung aller ihrer Werthe vornehmen und bei der Kurzlebigkeit jedes Eindrucks die nachlassende Zugkraft ihrer Waare nur zu schnell inne werden und auf neue Reizmittel sinnen müssen. Der Schluß des Jahrhunderts steht vor der Thür, das Schlagwort ist vor der Zeit verbraucht, und das Publicum wartet nach wie vor auf die erlösende litterarische That, auf die Formel, die des modernen Lebens ernstes Räthsel zu lösen vermöchte.

Rudolf Huch ist kein moderner Mensch in dem Sinne, daß er glaubte, die großen Thatsachen der Zeit stellten den Menschen vor eine absolut neue Aufgabe; aber er hat doch, wie wir Alle, zu sehr inmitten der verwirrenden Fülle der Erscheinungen gestanden, als daß sie ihn in Ruhe lassen könnten. Das Leben hat ihm nicht gewährt, eine gelassene Heiterkeit zu gewinnen, er läßt sich zu leicht seine anfangs sich den Dingen hingebende Beobachtung durch voreilig dreinfahrenden Zorn und Ingrimm stören oder er giebt der liebenswürdigen Darstellung unzeitig eine ironische Wendung und entläßt so seine wohlwollend angenommenen Besucher als uns unverständlich gewordene Zerrbilder. Er wird ungerecht gegen seine eigenen Geschöpfe.

Die in der vorliegenden Sammlung vereinigten Lebensbilder sind ungleich der Stimmung nach, wohl auch der Zeit ihrer Entstehung nach. Das Stichwort, unter dem sie uns vorgelegt werden, ist schwer zu deuten, aber man weiß ja, wie zufällig oft dergleichen entsteht. Wir halten uns also dabei nicht auf. Die einzelnen Stücke heißen: Das ewig Junge, Rüpeltanz (Ein Intermezzo), Wenn die Maske fällt; unter dem gleichsam entschuldigenden Namen: Unzulängliches sind dann noch aufgenommen Heinz der Denker, Aus meiner Praxis, Kanzleirath Lehmann und Ereigniß.

Den Rüpeltanz möchten wir in dieser Sammlung am ehesten missen; er gehört nicht hinein. Es ist darin Alles so sehr auf die Spitze getrieben und verzerrt, daß sich die witzigen Elemente, die unzweifelhaft vorhanden sind, zu Mißbildungen auswachsen. „Wenn die Maske fällt“ ist eine construirte Geschichte, die auch zu einer anderen Zeit, etwa zu der Zschokke's, geschrieben sein könnte. Ein reicher junger Banquier in einer kleinen Stadt lernt dadurch, daß er mit seinem Buchhalter die Komödie eines Geschäftszusammenbruches aufführt, seine Freunde und seine Braut kennen, erweist sich aber nicht stark genug, die Folgen daraus zu ziehen, und seine bedeutendere Schwester verliert dabei ihren Bräutigam, den sehr übelwollend gezeichneten Assessor v. Mühlborn, vermag aber nicht den ehrlichen Naturburschen Bebenroth, der mißtrauisch geworden ist, zu gewinnen. Der junge Mann macht nicht den erwarteten Besuch bei Fräulein Thekla Leonhard, sondern bespricht bei einer Flasche Rüdesheimer mit dem Landrath von Bärentatz seine afrikanische Zukunft. In der Geschichte ist Vieles sehr gut gesehen, aber originell an der Geschichte ist nicht einmal die ausgesprochene Menschenverachtung, von der sie größtentheils eingegeben ist. Diese Betrachtungsweise ist ganz gewiß nicht nur umgebundenes Mäntelchen, aber wir meinen, daß sie auch nicht gerade fruchtbar ist, wie die im letzten Stücke gesammelten Skizzen zu dem Probleme der Freiheit beweisen. Der Verfasser hat eine feine Beobachtungsgabe und Auffassung, wie besonders die kleinen Bilder aus dem Anwaltsleben darthun, und ein idealer Zug, der sich nur zu oft gebunden und beengt sieht, verräth sich in seinem ganzen Schaffen. Aber der Zwiespalt, in den das Leben mit seinen Widerwärtigkeiten, Bedingtheiten und Erfahrungen gerade die

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 3. 29. Januar **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Eigennamen der Braunschweiger Bürgerhäuser.

Dr Hermann Dürre hat in seiner 1861 erschienenen „Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter“ eine große Menge längst vergessener Häusernamen an's Licht gezogen und diesen Gegenstand mit ersichtlichem Interesse behandelt. In vielen Fällen war es ihm indessen nicht möglich, zu einem abschließenden Ergebnisse über die Lage der angeführten Häuser zu gelangen. Möge es daher einem seiner dankbaren Schüler und Verehrer gestattet sein, auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Langjährige Sammelthätigkeit, von der ich im Jahrgange 1897 des Magazins einige Proben mittheilen durfte, macht mir dies möglich.

In folgender Tabelle gebe ich die ihrer Lage nach festgestellten Häuser aus der Zeit bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts und bemerke zuvor, daß einige Häuser bis jetzt unbestimmbar geblieben sind, darunter:

Das Haus zum Beile, das 1339 Henneken v. d. Heyde gehörte.

Die zwei 1343 erwähnten Häuser zur hohlen Eiche bei St. Michaelis, wahrscheinlich No. 541 und 542, Güldenstraße 77 und Petersilienstraße 4. Wahrscheinlich 1308 im Besitz Hennigs van der Holn ꝛc.

Heneke Wulveram's Erbe zum Engel auf der Breitenstraße, 1340 erwähnt, vielleicht No. 879, Breitestr. 16.

Das Haus auf der Beckenwerperstraße, das 1358 de Hogevel (Hoher Giebel) hieß, vielleicht No. 1069, Beckenwerperstr. 27, oder 1086, Ordnungs-№ 44.

Ein Haus auf der Wendenstraße, das 1357 Eggeling Capelle gehörte und de Capelle genannt wurde. Man kann dabei an die Nummern 1, 2, 5 und 62 dieser Straße denken, welche sehr alten Ursprungs sind.

Dat Hus mit deme Bocke, das 1338 auf der Gördelingerstraße lag und wahrscheinlich 1310 Johannes de Bocke gehörte.

Dat Hus tom Eynhorne, 1464 auf der Südseite der Weberstraße gelegen.

Dat Hus, dat de Apoteke het, 1360 auf dem Kohlmarkte erwähnt.

Brandnummer	Straße und Ordnungsnummer	Alte Bezeichnung	Zeit des Auftretens	Uebersetzung ins Hochdeutsche.
11	Gördelingerstraße 4	de grone Visch	1402	der grüne Fisch.
22	Gördelingerstraße 12	to der Scrapen	1517	zur Schrape (Kratze)[1].
41	Hintern Brüdern 18	to der Ulen	1465	zur Eule.
42	Hintern Brüdern 19	tom Apen	1526	zum Affen.
80	Gördelingerstraße 40	ton Swane	1545	zum Schwan.
85	Neuestraße 20	to der Olkruken	1520	zur Oelkruke.
93	Altstadtmarkt 11	to den seven Tornen	1249	zu den sieben Thürmen[2].
136	Schützenstraße 29	to der Taschen	1405	zur Tasche.
157	Schützenstraße 33	to dem roden Herte	1338	zum rothen Hirsche.
158	Schützenstraße 34	to dem nien Herte	1338	zum neuen Hirsche.
161	Schützenstraße 36	to dem guldenen Arne	1313	zum goldenen Adler.
190	Kohlmarkt 1	de Rose	1520	die Rose[4].
191	Kohlmarkt 2	to dem guldenen Sterne	1356	zum goldenen Stern.
467	Bankplatz 5	tom Giren	1557	zum Geier.
526	Südstraße 18	tom swarten Perde	1559	zum schwarzen Pferde.
553	Prinzenweg 1	ton roden Ossen	1419	zum rothen Ochsen.
554	Prinzenweg 2	to den Bocken	1409	zu den Böcken.
575-579	Echternstraße 67 bis 71	dat rode Kloster	1402	das rothe Kloster.
640	Heinenstraße (Cammer)	dat lutke Hemelrike	1401	das kleine Himmelreich.

[illegible]	Straße und [illegible]	Alte Bezeichnung	Zeit des [illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	1405	die Hölle.
[illegible]	[illegible]	zu dem Sterne	1520	zum Stern.
[illegible]	[illegible]	zu der [illegible] Tore	1405	zur eisernen Thür.
[illegible]	[illegible]	der gulden [illegible] (1693)	1556	der goldene Bär [?].
[illegible]	[illegible]	zu den Engelen	[illegible]	zu den Engeln.
[illegible]	[illegible]	zu dem roden Lauwen	[illegible]	zum rothen Löwen.
[illegible]	[illegible]	zu dem Lamme	[illegible]	zum Lamme.
[illegible]	[illegible]	zu der [illegible] Tore	[illegible]21	zur eisernen Thür.
[illegible]	[illegible]	zum Schepe	[illegible]20	zum Schiffe.
[illegible]	[illegible]	zu dem wilden Manne	[illegible]	zum wilden Manne.
[illegible]	[illegible]	zu dem gulden [illegible]	[illegible]29	zum goldenen Pfeil.
[illegible]	[illegible]	die olde [illegible]	[illegible]	der alte [illegible].
[illegible]	[illegible]	de [illegible]	[illegible]	der Rautenkranz [?].
[illegible]	[illegible]	zum grünen Lauwen	[illegible]	zum grünen Löwen.
[illegible]	[illegible]	zum Kranze	1452	zum Kranz.
[illegible]	[illegible] und [illegible]			
[illegible]	[illegible]	to der olden Porten	[illegible]	zur alten Pforte.
[illegible]	[illegible]	zur Sunne	[illegible]	zur Sonne [?].
[illegible]	[illegible]	zu gulden [illegible]	[illegible]	zur goldenen [illegible].
[illegible]	[illegible] und [illegible]			
[illegible]	[illegible]	[illegible] Boeken	[illegible]	zu den Buchen.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	die [illegible]bude.
[illegible]	[illegible]	de olde Apoteken	[illegible]	die alte Apotheke [?].
[illegible]	[illegible]	zum wilden Manne	[illegible]	zum wilden Manne.
[illegible]	[illegible]	zu dem grünen Bome	[illegible]	zum grünen Baum.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	zum Hahnenkrowe [?].
[illegible]	[illegible]	zur Kronen	[illegible]	zur Krone.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	die [illegible] [?].
[illegible]	[illegible]	zu der Kedene	1360	zur Kette [?].
[illegible]	[illegible]	zur gulden Kanne	[illegible]	zur goldenen Kanne.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	1429	zur bunten [illegible].
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	zur Schildeburg.
[illegible]	[illegible]	zu den Boeken	[illegible]	zu den Buchen [?].
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	zum rothen Löwen.
[illegible]	[illegible]	[illegible] Perde	[illegible]	zum weißen Pferde.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	zum Hobel.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	zur [illegible] [?].
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	zur rothen Lilie.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	zum goldenen Horn [?]).
[illegible]	[illegible]	[illegible] Schilde	[illegible]	zum braunen Schilde.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	zum Stößer ([illegible]?)
[illegible]	[illegible]	[illegible]	1542	zur Uhr.
[illegible]	[illegible]	[illegible] Herte	1481	zum verdeckten Hirsche.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	zum Thorwege.
[illegible]	[illegible]	[illegible] Arne	1484	zum schwarzen Adler.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	1491	zum Grapen (Kessel).
[illegible]	[illegible]	[illegible]	1403	zum Sittig.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	1431	zum schiefen Rade.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	1367	zur Pfeifenkanne (Kanne mit langer Tülle).
[illegible]	[illegible]	[illegible]	1540	zum Pfeil[15]).
[illegible]	[illegible]	[illegible] Schilde	1472	zum braunen Schilde.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	1399	zum Glücksneste?
[illegible]	[illegible]	[illegible] Hanen	1529	zum rothen Hahn.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	1523	zum Hasen.

Brand-nummer	Straße und Ordnungsnummer	Alte Bezeichnung	Zeit des Auftretens	Uebersetzung ins Hochdeutsche.
2443	Kuhstraße 7	tom Beeren	1559	zum Bären[16]).
2535	Kuhstraße 8	tom witten Perde	1552	zum weißen Pferde.
2551	Auguststraße 15	tom Ossenkoppe	1541	zum Ochsenkopfe[17]).
2602	Vor der Burg 11	tom groten Peke	1550	zum großen Peche.
2609	Schuhstraße 4	tom roden Crutze	1455	zum rothen Kreuze.
2618	Schuhstraße 29	tom Bocke	1491	zum Bocke[18]).
2622	Schuhstraße 33	de Swan	1522	der Schwan (später weißer Schwan).
2669/70	Neuestraße 35	to dem roden Slottele	1408	zum rothen Schlüssel.
2678	Sack 11	tom Gropen	1525	zum Grapen.
2679	Sack 12	tom gronen Bome	1310	zum grünen Baume.
2680	Sack 13	to dem swarten Hanen	1307	zum schwarzen Hahn.
2682	Sack 14	to dem roden Lawen	1341	zum rothen Löwen[19]).
2683	Schild 1	to dem swarten Lawen	1410	zum schwarzen Löwen.
2687	Schild 5	ton Hoppen	1518	zum Hopfen[20]).
2688	Schild 6	tom roden Arne	1340	zum rothen Adler.
2722	Schild 7	to der schonen Ecge	1404	zur schönen Ecke.
2767	Schild 9	to dem Strute	1462	zum Vogel Strauß[21]).
2768	Schild 10	to dem roden Herte	1514	zum rothen Hirsch.
2769	Schild 11	tom Ossenkoppe	1526	zum Ochsenkopfe.
2782	Höhe 8	to dem Crevete	1461	zum Krebs[22]).
2838	Sack 15	to der schêven Egge	1397	zur schiefen Ecke.

[1]) Dies Haus besaß von 1482 bis 1520 Hennig Twalkemeyer. Im Jahre 1508 wird er Hennig Schrape genannt, im Jahre 1517 erscheint dann Hennig Twalkemeyers Hus to der Scrapen.

[2]) Dies Haus hieß 1419, als es Hennig Ulenhod kaufte, das Hus to der olden Muntsmede. 1437 besaß es Diderick Ulenhod. Die Ulenhod führten eine Eule im Wappen und werden dies Wahrzeichen an dem Hause angebracht haben; aber erst 1465, als das Haus in andere Hände übergegangen war, erscheint der Name tor Ulen.

[3]) Ludolfus de septem turribus, der 1249 vorkommt, muß als der älteste bekannte Besitzer dieses Hauses gelten. 1339 besaß es Bertram v. Damme.

[4]) Es ist anzunehmen, daß Jacob Rose, der das Haus 1470 besessen hat, zuerst die Rose anbrachte, die dem Hause den Namen gab.

[5]) 1527 besaß dies Haus Hans Beer. Von ihm wird der Name herrühren. 1693 war der Name schon ein alter. Das Haus wurde damals abgebrochen.

[6]) Der Besitzer dieses Hauses hieß 1471 Ludeke Arberg und von 1501 bis 1541 Hans Arberg, alias Rudenkrantz, zuletzt nur Hans Rudenkrantz genannt. Dieser hat 1536 das jetzige, durch seine Holzarchitektur berühmte Haus erbaut.

[7]) Herwich Sunne war von 1409 bis 1422 Besitzer dieses Hauses. Nach ihm ist es jedenfalls benannt.

[8]) 1403 war Olricus apoteker Besitzer.

[9]) Das Haus gehörte von 1459 bis 1471 Albert Hanenkop und war 1476 Diderick Storing's Hus tom Hanenkoppe. 1543 ist es neu gebaut.

[10]) Die Gellerburg, deren originelle Inschrift wahrscheinlich unter der jetzigen Verschalung noch erhalten ist, wurde 1447 de Gelrebode genannt, war eine zum Eckhause der Langenstraße No. 1385 (Altewaage 1) zugehörige Bude und wurde von Hans v. Geleren bewohnt.

[11]) Dies Haus hieß „zur Kette", weil die zum Absperren der Wendenstraße gegen das Wendenthor dienende Kette daran befestigt war.

[12]) Hinricus to den Bocken, der dies Haus 1416 besaß, gab ihm und der Twete den Namen. Letztere hieß damals Bockes kerne odes Bockes twete.

[13]) Das Haus hieß später Prinz Eugen und dann Prinz von Oranien.

[14]) Demnächst das Carolinum.

[15]) Später „Das kleine Dorf" genannt.

[16]) 1532 war Diderik Beere Besitzer. Das Eckhaus hieß demnächst auch der Beerenord.

[17]) 1495 besaß es Bertold Ossenkopp.

[18]) Der Schwellbalken des kürzlich abgebrochenen Hauses mit dem Bocke und der Jahreszahl 1526 befindet sich im städtischen Museum.

[19]) 1341 besaß es de vrowe van den roden lowen.

[20]) Als Besitzer dieses Hauses erscheinen 1480 Tile Hoppenstibbe, 1520 Hans Hoppenstede, 1540 Hans Hoppen, 1560 De Hopsche. Daß der Name der Besitzer und des Hauses im Zusammenhange stehen, ist hiernach zweifellos, fraglich ist aber, ob man den Namen „ton Hoppen" in das Hochdeutsche „zum Hopfen" übersetzen darf.

[21]) Das Haus gehörte 1461 Cord van Scheppenstede, 1467 Cord Struß, 1469 bis 1500 Hans Strus. Hier scheint der Name des Hauses auf den Besitzer übergegangen zu sein.

[22]) Dies Haus, das seinen Namen von 1461 bis in die neueste Zeit beibehalten hat, ist 1537 von Hans Sander in jetziger Gestalt neu erbaut. Die Familie

Sander, die dies Haus von 1522 bis 1580 besaß, hat wahrscheinlich einen Krebs im Wappen geführt. Wenigstens zeigte das Haus nach Beck's Notizen noch um 1760 ein Krebswappen neben einem anderen Wappen. Wahrscheinlich sind dieselben unter der Verschalung noch erhalten. Im 18. Jahrhundert besaß den Krebs Steffen Degener und Christian Georg Degener, seit 1822 Kloß.

Zum Schluß lasse ich folgen, was mir über Häusernamen bekannt geworden ist, die erst im 17. und 18. Jahrhundert entstanden sind, und füge dabei auch einige ein, deren Alter nicht feststeht.

Brandnummer	Straße und Ordnungsnummer	Benennung	Zeit des Vorkommens	Bemerkungen.
17	Göddelingerstraße 10 .	Im goldenen Arm . .	1700	
29	Göddelingerstraße 19 .	Goldener Löwe . . .	1664	Nach Stadtbüchern des Archivs.
165	Kohlmarkt 19 . . .	Sonne	?	1386 bis 1423 wohnte hier Hans Sunne, aber der Name kommt im Mittelalter nicht vor.
171	Schuhstraße 24 . . .	Im halben Mond . . .	1700	
193	Hutfiltern 2	Lauenthurm	1760	1491 das Haus an dem Lauwendore.
243	Kattreppeln 13 . . .	Einhorn	?	1604 Haus des Arnd Beierschwale.
289	Kohlmarkt 11 . . .	Im Kleverblatt . . .	1760	War nach Beck's Notizen 1618 mit einem Kleeblatt verziert.
487	Südstraße 3	Im Lämmichen, dann im schwarzen Adler . .	1700	
588	Echternstraße 16 . . .	Schmeichelburg . . .	1680	Nach einem daselbst gelegenen Werke der alten Befestigung genannt. 1669 hieß es „der Herrn Zehnmänner Haus". 1680 wohnte der Stückjunker hier. Der Herzog Carl Wilh. Ferd. gab es an Stobwasser.
726	Güldenstraße 58 . . .	In der Tanne	1700	
747	Scharrnstraße 7 . . .	Stadt London	1760	Das um 1700 angefertigte Schild dieses Hauses ist im städtischen Museum.
748	Scharrnstraße 8 . . .	Schwedische Krone . .	1666	Zum Andenken an den Besuch der Königin Christine.
750	Scharrnstraße 10 . .	Schwarzer Adler . . .	1660	Nach Stadtbüchern des Archivs.
772	Breitestraße 3 . . .	Wirthshaus in Salzthalen	1714	Abgebildet im Beck'schen Kalender.
881	Breitestraße 18 . . .	Zu der Traube . . .	1760	Nach Beck früher so benannt.
1600	Wendenstraße 62 . .	Prinz Friedrich . . .	1766	Zum Andenken an den Sieg von 1761.
2025	Bohlweg beim Schlosse	Rehburg	1714	Nach Beck 1760 Erbprinzenwohnung. Dies Haus am Redinger Thore, auch das Hacksche Haus genannt, gehörte zum grauen Hofe und ist in einem Beck'schen Kupferkalender abgebildet. Früher soll daselbst eine Befestigungsanlage gleichen Namens gewesen sein.
2101	Hagenmarkt 3	Der Engel	1680	Der Hagenkeller seit 1598.
2145	Damm 18	Schwarzer Adler . . .	1760	Nach Beck.
2146	Damm 19	Prinz Orleans	1760	(Nach Beck.)
2152	Langedammstraße 2 . .	Ochsenkopf	1760	Nach Beck früher so genannt.
2188	Friesenstraße 24 . . .	Wilder Mann	1760	Nach Beck.
2536	Kuhstraße 9	Im Vogel Strauß . .	1700	
2546	Auguststraße 10 . . .	Wilder Mann	1700	
2566	Auguststraße 29 . . .	Weißenburg	1668	Nach Stadtbüchern des Archivs. Es wohnte daselbst 1659 Hans Jacob Weißen.
2623	Schuhstraße 34 . . .	Weißer Schwan . . .	1760	Nach Beck.
2817	Ruhfäutchenplatz 3 . .	Weiße Taube	1700	

Mein Wunsch ist, daß ich durch diese Veröffentlichung den jetzigen Besitzern der betreffenden Häuser einen Dienst erweise und daß womöglich etwas geschieht, die alten Namen wieder aufleben zu lassen.

Möge dieser Wunsch in Erfüllung gehen.

Eine vierte Predigt des Johann Spring von Scheppau[1]).

Von Otto Schütte.

In der Stadtbibliothek zu Braunschweig sind vier verschiedene Ausgaben der Sackmann'schen Predigten vorhanden. Drei von ihnen sind im Verlage der Schulze'schen Buchhandlung in Celle erschienen und zwar die älteste, als 4. Auflage bezeichnet, im Jahre 1840 ohne Angabe des Herausgebers, die zweite 1860 (7. Auflage), unterzeichnet von A. S., die dritte 1864 (8. Auflage), herausgegeben von Friedrich Voigts. Die jüngste aus dem Jahre 1880 ist im Verlage der Hahnschen Buchhandlung zu Hannover erschienen, herausgegeben von Dr H. Mohrmann. Die ersten drei Ausgaben enthalten als Zugabe eine Bruut-Preddigt, geholen von Ehrn Johann Bummel, Preddiger tau Schöppau un im Rodenkampe, as bei Speelmann tau Schöppau Jakob Feulen Hochtyd heilt. Und in den Ausgaben vom Jahre 1840 und 1860 ist darunter bemerkt: Hamburg, gedruckt im Jahre 1721; ob zum ersten Male, wird nicht dabei gesagt.

Ueber den Verfasser geben die beiden ersten Ausgaben keine Auskunft, es wird jedoch gefragt: „Wer dieser Bummel doch wohl sei? Ob er gelebet habe?". Nur darauf, daß Schöppau ein Kirchdorf bei Königslutter und der Dialect der Predigt braunschweigisch sei, wird von dem Herausgeber A. S. hingewiesen. Auch Voigts meint, es möge an sich gleichgültig sein, ob es einen Pastor Bummel in Schöppau gegeben habe, doch müsse der Johannes von Scheppau, der drei plattdeutsche Osterpredigten gehalten habe (erschienen Braunschweig 1846), mit jenem Johann Bummel identisch sein.

Diese Behauptung ist richtig, denn abgesehen davon, daß Johann Bummel als Preddiger tau Schöppau un im Rodenkampe bezeichnet wird und in seiner Rede Schöppau, Rodenkamp, Brunswik und seinen Geburtsort Wettmershagen erwähnt, ist die Sprache der Predigt unser braunschweigisches Plattdeutsch und weht in ihr derselbe Geist wie in den Osterpredigten, so daß es keinem Zweifel unterliegen kann, daß der Verfasser der Brautpredigt derselbe ist, wie der der Osterpredigten, nämlich Johann Spring von Scheppau. Wer ihm aber den Spottnamen Bummel statt seines eigentlichen Namens beigelegt hat, wird wohl schwerlich bewiesen werden können.

Seiner Brautpredigt hat Johann Spring den 5. bis 6. Vers aus dem 32. Capitel des Jesus Sirach zu Grunde gelegt: Erret bei Speel-Lüe nich u. s. w.

Er beginnt mit einer Einleitung (Exordium), in der er erwähnt, daß Gott allerlei Leute haben wolle. Recht anschaulich weist er darauf hin, daß Leute allerlei Standes in der Kirche versammelt seien, wobei es gleich an einigen boshaften Bemerkungen nicht fehlt, z. B. daß die Leineweber, deren einen er in der Kirche bemerkt, den „Galgen helpet uprichten" und daß er einen Tischler als „Stoilesflicker" bezeichnet, weil er deren neue nicht viel mache. Wenn man auf den Dörfern schon allerlei Leute sähe, so würde man in der Stadt, in Brunswik, erst vielerlei Leute finden. So wolle Gott alle möglichen Handwerker haben und darunter auch Snyders un Schausters, Schapers un Schinners, Bökers un Binners[2]), Dänzers und Speelers. Damit ist er auf sein Thema gekommen, die Tractatio.

Er erklärt den Begriff Spielleute zunächst negativ, indem er anführt, was Sirach darunter nicht verstehe. Dabei zieht er anzüglich Leute heran, die man auch Spielleute nenne, weil sie das erste Jahr nach der Hochzeit nichts Anderes thaten, als daß sie mit einander „kalverden un speleden". Die meine Sirach nicht, ebensowenig die Spielkinder und noch viel weniger die Kartenspieler, die selbst am Sonn- und Festtage spielten und des Amtmanns Bier, das „von Harten dünne" sei, tränken.

Dann giebt er positiv an, wen Sirach unter den Spielleuten verstehe und erwähnt neben dem Bräutigam den Kaurd Happe in Schöppau, die Beide nicht allein spielen, sondern auch die Lieder singen könnten von dem „olen dütschen Henneken-Knecht[3]), von Klunz Klaz, von Tryneken Potz" und noch andere Lieder, „dei sau lustig gaat, dat man lachen und grynen mot, dat Eenem dei Buuk wabbelt".

Darauf geht er auf das „Erren" (= Stören) der Spielleute ein, was geschehen könnte durch Worte und Werke. Dabei fehlt es wieder nicht an Beispielen aus dem Leben.

Als Lehre folgt aus seiner Predigt, daß der Mann die Oberhand haben solle im Hause und die Frau ihm unterthan sein müsse.

Die Warnung aber ist für die Hochzeitsgäste. Diese sollten die Spielleute nicht stören; als Trost empfingen sie dann alle das schöne Spiel der Spielleute, die sich angreifen und solche neue Stücke spielen würden, wie sie ihre Lebtage noch nicht gehört hätten.

Da man die Lebensumstände Spring's nicht kannte, so kann es nicht auffällig erscheinen, daß man ihn für einen und zwar etwas schwächeren Nachahmer Sackmann's hielt. So bemerkt der Herausgeber der Ausgabe vom Jahre 1840, daß Bummel's Predigt gleichsam eine Erweiterung der ersten Sackmann'schen sei und daß sie zeige, daß man schon sehr frühe Wohlgefallen daran gefunden habe, in den von Sackmann angegebenen Ton einzustimmen und durch launige Producte in seinem Stile seine Weise forttönen zu lassen. Diese Worte sind von A. S. in die Ausgabe vom J. 1860 wörtlich übernommen worden. Da Voigts nicht widerspricht, so scheint er ihnen zuzustimmen.

Daß es ein Irrthum ist, ist klar; denn Sackmann, der erst 1643 geboren wurde, kann füglich den Johann Spring nicht beeinflußt haben, der bereits 1658 aufhörte zu predigen, zu einer Zeit also, wo Sackmann

1) Vergl. den Aufsatz Rich. Andree's im Br. Mag. 1898, Nr. 22, S. 169 ff.

2) Man beachte die kräftige Allitteration und den Reim.

3) Das Lied von ihm, das u. A. Hoffmann v. Fallersleben 1872 herausgab, ist bekannt; ob die beiden anderen auch?

kaum die Kinderschuhe ausgezogen hatte. Aber nun erhebt sich die andere Frage: Ist Sackmann von Spring beeinflußt worden? Es ist auffallend, daß das erste Fragment Sackmann's den gleichen Text behandelt wie die Brautrede des Joh. Spring. Eine Möglichkeit ist ja freilich vorhanden, daß Sackmann einem Musikanten seiner Gemeinde habe eine Traurede halten müssen und ihr zufällig denselben Text zu Grunde gelegt habe wie Spring. Aber daß er zufällig fast in derselben Reihenfolge dieselben Gedanken ausgeführt hat, ist nicht wahrscheinlich. Er erwähnt die Kartenspieler, die Spielkinder, die wirklichen Spielleute und gedenkt sogar der Frevler, die den Spielleuten den Fiedelbogen mit Talg eingeschmiert und das Trompetenloch auf häßliche Weise verstopft hatten, vergißt auch nicht hinzuzufügen, daß die Uebelthäter hätten büßen müssen, indem er dieselbe Redensart gebraucht, sie hätten müssen „tapper (Spring: brav) in de Büsse blasen“.

Aber auch sonst stimmen Beide wörtlich oder fast wörtlich überein, z. B. in der Bemerkung über Sirach, der „syne Klaukheit nich ut den Fingern gesogen het“, sondern viel erfahren hatte, und über die Spielkinder, die man wohl stören könnte, da sie ihr Spiel wieder von Neuem beginnen könnten. Beide erwähnen auch den Jubal, Beide den Vortheil des Amtmanns bei der Schlägerei, indem sie sagen, es habe ein „Freten“ für ihn gegeben.

Wäre also das Fragment von Sackmann, so zeigte es eine Abhängigkeit von Spring, die sklavisch genannt werden müßte.

Aber Sackmann's Ausführungen sind gegen die Spring's in allen Punkten so dürftig, daß sie als ein armseliger Auszug erscheinen. Können wir dem originellen und sprachgewandten, auch keineswegs geistesarmen Sackmann einen solchen zutrauen? Ich glaube, diese Frage verneinen zu müssen, und bin der Ueberzeugung, daß das Fragment, das bisher dem Sackmann zugeschrieben wurde, ihm nicht zugehört, sondern eine weniger genaue Ueberlieferung der Spring'schen Brautrede ist. Freilich enthält es das echt Sackmann'sche Scheltwort „Flaamsnute“, aber das wird ebenso ein Zusatz sein, wie die einzige hochdeutsche Bemerkung über die Landesverordnungen. In allen anderen Predigten Sackmann's finden wir nämlich viele hochdeutsche Worte zwischen die plattdeutschen gestreut, und die Worte der Bibel sind von Sackmann stets hochdeutsch angegeben, nur nicht in diesem Fragmente.

So wird also dem bekannten Meister gegeben sein, was einem andern Herrn zukam. Dies kann um so weniger verwundern, als Spring's Name der Vergessenheit anheimfiel und sein Ruhm von dem Glanze Sackmann's überstrahlt wurde.

Was ist ein Hallbloch?

Von Ed. Damköhler.

Die Anregung zu nachfolgender kleinen etymologischen Untersuchung gab eine Anfrage des Herrn Regierungsbaumeisters Lüders in Blankenburg, was ein Hallbloch oder Hellbloch sei. Für eine Anzahl braunschweigischer Harzorte, z. B. für Altenbrak, Hasselfelde, Braunlage, bestand und besteht noch heute die Vergünstigung, zu ermäßigtem Preise, zur sog. Beneficialtaxe, Blochholz zu Bauzwecken, besonders zu Reparaturbauten, aus der herrschaftlichen Forst zu beziehen. Solches Blochholz wird in Hasselfelde Hellbloch, in Cattenstedt Hellenblok genannt, in einem Schreiben Herzogl. Cammer dagegen steht Hall- und Halbbloch geschrieben, wie mir Herr Regierungsbaumeister Lüders mittheilte. Vergleicht man die Ausdrücke Hellbloch und Halbbloch mit einander, so ergiebt sich unschwer, daß weder Hell- noch Hallbloch aus Halbbloch corrumpirt sein kann, sondern daß umgekehrt Halbbloch aus Hallbloch durch Mißverständniß entstanden sein muß.

In dem Schreiben Herzogl. Cammer werden diese Hallbloche als minderwerthig bezeichnet, und statt Hallbloch findet sich auch die Bezeichnung Gipfelbloch. Einen sicheren Anhaltspunkt für die Ermittlung der Bedeutung scheint mir der volksthümliche Ausdruck Hell- oder Hellenblok zu bieten. Der Volksmund ist der treue Bewohner alter, echter Formen und für etymologische Zwecke unschätzbar. Während gelehrte Forschung nicht selten in die Brüche geräth, zeigt die schlichte Volkssprache oft den rechten Weg. Hell- oder Hellen- erinnert an das in der Forstsprache nicht unbekannte Wort „die Helle“. Joh. Gottfr. Leutner, Taschenbüchlein der Forstsprache. 1838, S. 56: „Helle, in einigen Gegenden der starke Afterschlag“, und S. 5: „Afterschlag nennt man die Zweige und Wipfel gefällter Bäume“. Heinsius, Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache, 1819. Bd. II, S. 715: „Helle, in manchen Gegenden im Forstwesen, der starke Afterschlag“. Adelung, Deutsches Wörterbuch, 1775. Bd. II, S. 1096: „Die Helle, in dem Forstwesen einiger Gegenden, der starke Afterschlag; zum Unterschiede von dem Zopfholze oder dem dünnen Afterschlage. Vermuthlich von dem schwed. Hale, der Schwanz, Schweif“.

Aus Cattenstedt kenne ich das Wort Helle, gewöhnlich mit dem Eigenschaftswort trocken verbunden: drêe helle, in der Bedeutung „trockne Spitze einer mittelstarken Buche“. In einer Forstordnung für die Grafschaft Blankenburg vom Jahre 1693 heißt es: „Wann Holtz zur Reparation der Gebäude oder auch zum Brennen außgewiesen wird, sollen zuforderst die Trucknüssen, Windfälle, abständige und versohrete Bäume genommen und dadurch das grüne und wachsende oder fruchtbare Holtz nach Müglichkeit verschonet werden“. Hier steht ganz deutlich, daß Trocknisse und trocken gewordene Bäume — sohren heißt trocknen — zu Reparaturbauten genommen werden sollen. Dennoch fragt es sich, ob dem Worte Helle, das, wie wir gleich sehen werden, in Hallbloch stecken muß, der Begriff des Trocknen ursprünglich zukommt.

Das Wort Helle findet sich noch anderweitig. J. ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache, Bd. II, S. 64, 3: „hol oder helle, Hügel, Anhöhe, Erhöhung“. Nach Vilmar, Idiotikon von Kurhessen, S. 163, [illegible] ziemlich häufig vorkommender Name hessischer [illegible]. Das Helle bei Fritzlar wird

schon 1443 genannt. Dazu stimmt engl. hill, Hügel und mittelniederländisches hil, hille = collis; hel, helle = altus, excelsus bei Kilianus Dufflaeus, Etymologicum Teutonicae linguae, S. 226 und 232. Dieses hille, helle führt auf gothisches hallus, Fels, das nicht, wie Weigand, Deutsches Wörterbuch I[4], S. 759 meint, zum ahd. Verbum hellan = hallen gehört, weil man sich den Fels klingend denkt, welcher Ansicht auch Schade, Ahd. Wörterbuch I[2], S. 366 zustimmt; sondern lautlich und begrifflich zu lateinischem celsus und dessen Verwandten gehört. Lateinischem c—l entspricht deutsches h—l. Hallus, helle bezeichnet etwas Erhabenes, Emporragendes: einen Felsen, Hügel oder Anhöhe, Baumgipfel.

Da man in Cattenstedt unter Hellenblok den Gipfelbloch eines Tannenbaumes versteht und drêe helle das trockne Gipfelende einer Buche ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß in Hellenblok das Wort Helle steckt. Hellbloch und Hellenblok bezeichnen aber dasselbe wie Hallbloch. Letztere Form mit ursprünglichem a hat sich auf dem Wege der Schriftsprache erhalten, während im Volksmunde nur die umgelautete jüngere Form üblich ist. Man vergleiche damit die in verschiedenen Gegenden vorkommenden Formen dalle und delle. Der Begriff des Trocknen haftet dem Worte Helle nicht an. Ein Hall- oder Hellbloch ist also ein Gipfelbloch.

Hiervon verschieden ist Helle in dem bei Blankenburg vorkommenden Forstortsnamen Vâlehelle, altnordisch Valholl. Dieses Helle gehört zu dem altdeutschen Verb. helan, hehlen, bergen und bedeutet Bergeort, Aufenthaltsort der Seelen.

Bemerkungen zu den Volksliedern des Braunschweigischen Landes.

(Braunschw. Magazin von 1897 № 9 ff.)

Von G. Hassebrauk.

Die Hoffnung welche ich bei der Herausgabe meiner Auswahl Braunschweigischer Volkslieder hegte, daß dieselbe zu weiterem Sammeln anregen würde, scheint leider nicht erfüllt zu werden. Nur von drei Seiten sind mir Notizen zugegangen, welche sich sämmtlich auf Varianten zu einzelnen der veröffentlichten Lieder bezogen. Größeren Werth hat eine mir durch Herrn Archivrath Dr Zimmermann übersandte Zuschrift des Herrn Privatdocenten Dr John Meier in Halle a./S., welche sich mit dem Ursprunge einzelner Gedichte beschäftigt. Die Resultate sind folgende:

1. Dem Liede № 3 „Traue den Männern nicht" liegt eine Canzone aus Verdi's Rigoletto Akt 3 № 15 zu Grunde.

2. Das Lied № 7 „Ob ich dich liebe" ist nach Herloßsohn's „Ob ich dich liebe, frage die Sterne" (Buch der Lieder p. 83) umgedichtet

3. Das Lied № 31 „Wenn ich einst im kühlen Moose" ist von Hoffmann von Fallersleben (Gedichte, S. 155) verfaßt.

4. Das Lied № 35 „Müde kehrt ein Wanderer zurück" ist von (richtiger: ist umgedichtet nach) Lebrecht Drewes. (Gedichte, Berlin 1849 p. 180.)

5. Das Lied № 36 „Wie zieht's mich nach der Heimath hin" ist nach Hoffmann von Fallersleben, Volksthümliche Lieder № 684, umgedichtet.

6. Das „ältere Lied" p. 66 „Fahr mich hinüber, junger Schiffer, nach Dirinalde (sic!) fahre mich" lautet ursprünglich: „Nach dem Rialto fahre mich", und soll nach Frz. M. Böhme (Volksthümliche Lieder der Deutschen 547) Emanuel Geibel zum Verfasser haben.

Ich erlaube mir, diesen Beobachtungen noch einige eigene hinzuzufügen, die umgekehrt die Umdichtung unserer Volkslieder in Kunstlieder zum Gegenstande haben.

1. Ein weitverbreitetes Volkslied, das ich an der Weser, in Westfalen und Hessen gehört habe, beginnt:

a) Weser: Ich kann nicht sitzen, ich kann nicht stehen,
Ich muß zu meinem Schätzchen gehen;
Zu meinem Schätzchen muß ich gehn,
Und sollt' ich vor dem Fenster stehn.

b) Westfalen: Ich kann nicht sitzen, ich kann nicht stehen,
Ich will zu meinem Schätzchen gehen;
Ich will zum Lindenplatze gehn,
Da kann ich sie heut tanzen sehn.

Man vergleiche damit Joh. Heinr. Voß [Werke, Leipzig 1853, Band V p. 100]. „Der Lindenplan":

Ich kann nicht sitzen, kann nicht stehen,
Mir ist so wohl und angst!
Zum Lindenplane muß ich gehen,
Wo du den Reigen sangst u. s. w.

Wie die Fortsetzung deutlich erweist, ist das Kunstlied das spätere.

2. Ueberhaupt hat Joh. H. Voß nicht wenige der auch bei uns gesungenen Volkslieder zu seinen Gedichten benutzt. Ich nenne „Die Schäferin" IV 359. „Die frühe Melkerin" V p. 21. „Die Einsame" V p. 152.

3. Das bekannte Lied von Claudius „War einst ein Riese Goliath", das selbst zum Volksgedichte geworden ist, beruht auf einem alten, auch in Braunschweig noch sporadisch bekannten Volksliede, das bei Mittler in zwei Versionen steht (№ 532 f.):

„Hört mal, wat eck jug seggen will,
Töwt man noch en betchen still,
Wat de Riese Goliath
Un de lüttge David dat".

4. Eines der bekanntesten Gedichte von Goethe: „Was ists, daß du so traurig bist u. s. w." beruht auf einem Volksliede, das am Rhein, in Thüringen und bei uns gesungen wird:

Wie kommts, daß du so traurig bist
Und gar nicht einmal lachst?
Ich seh es deinen Braunaugen an,
Daß Du geweinet hast.

(Mittler № 774 f.)

Bücherschau.

Th. Voges, Wolfenbüttel. Ein Führer für Einheimische und Fremde. Für die Zwecke des Verschönerungs-Vereins herausgegebene 2. illustrirte Auflage. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1898. 50 S. 8°. 50 Pf.

Der Verfasser, ein in der Geschichte der Stadt Wolfenbüttel bewährter Forscher, hat es gut verstanden, das Wesentliche, das weitere Kreise zu interessiren geeignet ist, geschickt zusammen zu suchen und in kurzer, klarer Sprache zur Darstellung zu bringen. Das kleine Werk entspricht so seinem Zwecke in bester Weise. Es zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Geschichte der Stadt. 2) Oeffentliche Gebäude. 3) Wohngebäude. 4) Wall. 5) Aus der Umgebung. 6) Nachweise, an die sich dann ein „Wolfenbütteler Geschäfts-Anzeiger" anschließt. Aeußerlich unterscheidet sich diese zweite Auflage des „Führers" von der ersten, die im Jahre 1888 erschien, vortheilhaft durch eine reiche Fülle wohlgelungener Lichtdruckbilder, die uns die ganze Stadt, sowie einzelne Straßen, Gebäude u. s. w. vor Augen führen.

Aus dem kirchlichen Leben Braunschweigs. Festgabe für die Theilnehmer der IX. allgem. luther. Conferenz in Braunschweig am 23.—26. August 1898. Dargereicht von Hellmuth Wollermann. Mit 1 Stahlstich und zahlreichen Abbildungen. Braunschweig und Leipzig, H. Wollermann 1898. 175 S. gr. 8°. 2 Mk.

Der Inhalt des Büchleins ist ein sehr verschiedenartiger. Eröffnet wird es durch ein Begrüßungsgedicht E. Fischer's, das die Theilnehmer der Conferenz in schwungvollen Versen in Braunschweig willkommen heißt. Dann erhalten wir von Joh. Beste, der sich durch seine Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche als deren gründlicher Kenner hinreichend erwiesen hat, in kurzen treffenden Zügen einen Ueberblick über „die Entwickelung der Braunschweigischen Landeskirche seit der Reformation". Es folgt eine Abhandlung des Stadtgeometers Friedr. Knoll über „Die Kirchen der Stadt Braunschweig", in der die Ergebnisse der früheren wie auch der neuesten Forschungen mit Fleiß und Geschick verarbeitet worden sind. Hat dieser Theil des Werkes seinen Hauptwerth in der Zusammenfassung und Darstellung bekannten Materials, das zu allgemeiner Orientirung aufs Beste verwerthet ist, so werden in der zweiten Hälfte des Buches, das von dem Ehepaare Schattenberg verfaßt ist, auch manche neue Mittheilungen von sachlichem Interesse gemacht. Pastor Schattenberg behandelt in geschichtlicher und architektonischer Beziehung die in beider Hinsicht interessante Kirche zu Küblingen. Können wir uns auch mit der Disposition des Aufsatzes und dem Tone, der gegen den Kirchenglauben des Mittelalters angeschlagen wird, nicht ganz einverstanden erklären, so bringt doch der Artikel viel Beachtenswerthes; besonders möchten wir auf die Erklärung der Entstehung des eigenthümlichen Bauwerks hinweisen, die sehr einleuchtend gemacht wird. Aeußerst dankenswerth sind die Beiträge, die Frau Hedwig Schattenberg über „alte Volksbräuche bei Taufe, Trauung und Begräbniß im Dorfe Eitzum" beibringt, und zwar um so mehr, da es jetzt die höchste Zeit ist, derlei Bräuche zu sammeln und Frau S. dieser Arbeit mit Eifer und Verständniß sich unterzieht. Gelegentlich wird auch auf diese Blätter Bezug genommen. So S. 119, wo die Bemerkung A. Vasel's zu der Bändermütze bei Hochzeiten (Br. Mag. 1896 S. 29) ausdrücklich als richtig anerkannt wird. S. 128 hätte bei dem Liede vom Schäfer und Edelmann Br. Mag. 1897 S. 198 und 1898 S. 92 ff. und zum Häuseln auf S. 113 jetzt auch der kürzlich erschienene Aufsatz derselben Verfasserin (1898 S. 197 ff.) angeführt werden können. Den Schluß des Buches (S. 139—75) macht ein Verlagsverzeichniß der Firma Wollermann, das mit zahlreichen Abbildungen der in ihm genannten Autoren geziert ist. Auch sonst hat das schön ausgestattete Büchlein einen reichen Bilderschmuck erhalten. — S. 62 ist „Villier" statt „Villin", S. 66 „Drakenburg" statt „Drukenburg" und „Erich II von Kalenberg" statt „von Grubenhagen" zu lesen.

Hugo Jaekel, Die Grafen von Mittelfriesland aus dem Geschlechte König Ratbods. Gotha, Fr. A. Perthes 1895. VIII u. 135 S. 8°. 2 M.

Das Buch, in dem die mittelfriesischen Grafen des 8., 9. und 10. Jahrhunderts bis zum Aussterben des Geschlechts im Mannsstamme mit Graf Rednat im Einzelnen behandelt, die Herkunft dieser Grafen untersucht und die einzelnen Linien der Ratbodinger festgestellt werden, hat für unsere heimische Geschichte dadurch ein besonderes Interesse, daß der Verfasser in durchaus glaubhafter Weise den Uebergang der Grafschaft Mittelfriesland auf die Brunonen durch die Abstammung der Gemahlin Graf Ludolf's († 1038) erklärt. Es ist dies die Gräfin Gertrud, die in der alten Kirche St. Blasii zu Braunschweig, ihrer Stiftung, 1077 ihre letzte Ruhestätte fand. Sie ist bislang Gertrud von Holland genannt und als eine Tochter des holländischen Grafen Arnulf von Gent bezeichnet worden. Diese Herkunft verwirft Jaekel und sieht in Gertrud wohl mit Recht die Erbin des letzten einheimischen Grafen von Mittelfriesland, die um das Jahr 1015 dem Brunonen Ludolf die Hand gereicht und dadurch ihm und seinem Geschlechte die Grafschaft Mittelfriesland verschafft haben wird. Auch auf die Untersuchung über die Abkunft der Königin Mathilde, Heinrichs I. Gemahlin, die nach Jaekel mütterlicherseits als Großvater einen Normannen, als Großmutter eine Tochter der Ostergauer Linie des mittelfriesischen Grafenhauses besaß, möchte ich bei dieser Gelegenheit hinweisen.

Monatsblatt f. öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 10. Biesenthal, Wohnungsdesinfertion mit Hilfe von Formaldehyd. — 11. Blasius, Erfahrungen mit der nach dem Flaack'schen Verfahren in Braunschw. hergestellten Gärtner'schen Fettmilch. — 12. H. Steinmeyer, das prophylaktische Krankenzimmer für Infectionskrankheiten; über Beleuchtung mit Petroleum

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 19. E. Bock, unsere Stellung zu der beantragten Aufhebung der Dotation der Schulstellen

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: M. Bahmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 4. 12. Februar **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Max Müller †.

Im Beginne dieses Jahres, am 3. Januar, starb zu Braunschweig im 47. Jahre seines Alters einer der beliebtesten Gelehrten unseres Herzogthums, Professor Dr Max Müller, der nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im praktischen Leben sich verdient und bekannt gemacht hat und dem daher auch an dieser Stelle ein ehrender Nachruf gebührt.

Max Ludwig Otto Müller, geboren zu Braunschweig am 4. März 1852, war der Sohn des Dr phil. Karl Wilh. Aug. Müller, Mitinhabers der Firma Oehme und Müller, die neben einem Buch- und Kunstverlage damals eine angesehene lithographische Anstalt betrieb; seine Mutter Joh. Aug. Friederike war eine geborene Funke. Der Sohn besuchte die Jacobsonschule in Seesen, darauf das Gymnasium Martino-Katharineum in Braunschweig, das er 1868 verließ, um auf das Collegium Carolinum überzugehen. Hier widmete er sich den Naturwissenschaften und es haben vor Allen die Professoren Joh. Heinr. Blasius, Fr. Jul. Otto und Fr. Knapp bleibenden Einfluß auf ihn gewonnen. Im Jahre 1870 bezog er die Universität Leipzig, wo er sich besonders an den bekannten Chemiker Herm. Kolbe anschloß; 1871 kehrte er nach Braunschweig zurück, um wieder im chemisch-technischen Laboratorium des Collegium Carolinum zu arbeiten. Dann vollendete er in Bonn, insbesondere bei A. Kékulé 1872—74 seine Studien. Noch im Jahre 1874 errang er sich in Göttingen die philosophische Doctorwürde; seine Dissertation, die er „als ein geringes Zeichen seiner Dankbarkeit" seinem Lehrer Kékulé widmete, lautete „über die isomeren Oxysulfonsäuren der Fettreihe" (Braunschweig, 1874). Ein Jahr lang war er dann in Braunschweig Assistent bei dem Professor Knapp, doch sah er sich seiner Gesundheit wegen schon 1875 genöthigt, diese Stellung aufzugeben. Er begab sich auf Reisen, um sich nun besonders der praktischen Chemie zuzuwenden und die chemisch-technische Industrie an den Quellen kennen zu lernen. Zu dem Ende besuchte er namentlich die Schweiz und Oberitalien. Dann hat er sich selbst mit Erfolg im Fabrikwesen bethätigt. Seit dem Ende d. J. 1876 leitete er in Dresden eine Fabrik farbiger Cemente zur Herstellung künstlicher Mosaik, seit dem Jahre 1878 in Gemeinschaft mit Dr Frank in Charlottenburg eine Glasfabrik.

Dennoch hat Müller die industrielle Thätigkeit niemals ganz befriedigt. Sein lebhaftes Streben ging nach einem allgemeineren Wirkungskreise, in dem er zugleich die Wissenschaft fördern und verbreiten könnte. Er kehrte daher 1879 nach seiner Vaterstadt Braunschweig zurück und errichtete hier ein Laboratorium für chemische Technik. Zugleich trat er jetzt auch wissenschaftlich hervor. Es erschien von ihm im folgenden Jahre in vollständiger Neubearbeitung die 4. Auflage von Chr. H. Schmidt's „Fabrikation der für die Glasmalerei, Emailmalerei und Porzellanmalerei geeigneten Farben" (Weimar, 1880). Bald darauf gründete er sich in Braunschweig auch ein eigenes Hauswesen, indem er sich am 30. Juni 1881 in Halberstadt mit Katharine Friederike Schröder vermählte. Als am 1. April 1883 durch den Fortgang des Dr Salomon, der als Chemiker bei der Gußstahlfabrik von Fr. Krupp in Essen eintrat, die Assistentenstelle im chemisch-technischen Laboratorium der technischen Hochschule frei wurde, rückte M. in diese ein. Zugleich habilitirte er sich hier als Privatdocent und es wurden ihm die Vorlesungen über analytische Chemie und über Grundzüge der Chemie übertragen; später (seit 1887) las er auch über Metallurgie und (seit 1891) über die speciellen Methoden der Zuckerfabrikation. Am 1. Januar 1889 erhielt er den Titel eines außerordentlichen Professors und am 1. April 1892 wurde er zum ordentlichen Professor und zum zweiten Vertreter des Lehrfachs der technischen Chemie ernannt.

Müller war ein tüchtiger Gelehrter und beliebter Lehrer, gleich erfolgreich durch seinen lebhaften anregenden Vortrag, wie durch seine speciellen Unterweisungen im Laboratorium; aber er war mehr und wollte mehr als dies allein. Er gehörte zu der nicht eben großen Zahl von Gelehrten, die sich an ihrer eigentlichen Berufsthätigkeit nicht genügen lassen, sondern mit ihrem Wissen und Können darüber hinauswachsen und in Kreise hinein, die sonst dem Gelehrtenthume fern bleiben. So wandte er sich aus Neigung der Photographie zu, für die er dann wieder Andere zu gewinnen und zu begeistern wußte. Hier trat er bald durch eine bedeutsame Leistung hervor: durch die mit außerordent-

lichen Schwierigkeiten verbundenen Blitzlichtaufnahmen des Innern der Rübeländer Hermannshöhle, die als Beilagen zu der von Professor Dr J. H. Kloos herausgegebenen wissenschaftlichen Arbeit: „Ueber die Hermannshöhle und ihre Ausfüllungen" bei B. F. Voigt in Weimar 1889 erschienen. Wie ernst er es aber auch mit der Photographie, die damals anfing weitere Kreise als Liebhaberkunst zu interessiren, nahm, bekundet seine diesen Höhlenaufnahmen beigegebene Abhandlung „Ueber photographische Aufnahmen in dunklen Räumen bei Magnesium-Blitzlicht", und die im nämlichen Verlage zu gleicher Zeit erschienene Schrift: „Ueber die Bedeutung und Verwendung des Magnesiumlichtes in der Photographie". Im Jahre 1890 gründete Müller in Braunschweig den „Verein von Freunden der Photographie", dem er bis zu seinem Tode, zuletzt als Ehrenvorsitzender, angehörte, und an dessen Bestrebungen er stets lebhaften und liebevollen Antheil nahm. Die vom Vereine herausgegebene und vom Publikum gern aufgenommene Sammlung von Baudenkmälern, Architektur- und Landschaftsbildern aus Stadt und Land Braunschweig ist wesentlich von ihm mitgeschaffen worden, und die mit Bildern nach Aufnahmen des Vereins reichlich ausgestattete Festgabe: „Braunschweig, Einst und Jetzt", die der 69. Naturforscherversammlung 1897 dargebracht wurde, ist recht eigentlich Müller's Werk; denn er war es, der ganz abgesehen von der eigenen geistigen Beisteuer die dazu erforderlichen, nicht unerheblichen Geldmittel von gemeinsinnigen Bürgern Braunschweigs aufzubringen verstand. Unvergessen wird dem Verstorbenen auch bleiben, mit welchem Eifer und großartigem Erfolge er gelegentlich der Naturforscherversammlung die erste allgemeine wissenschaftliche photographische Ausstellung in Braunschweig zu Stande brachte. Noch bis zuletzt beschäftigte ihn der Plan, mit dem Vereine von Freunden der Photographie eine Sammlung von Bildern solcher heimischer Bauwerke herauszugeben, die dem Zuge der Zeit, das Alte zu beseitigen, zum Opfer gefallen sind. Möge der Verein es als ein Vermächtniß des Verstorbenen betrachten, diese Absicht in seinem Sinne zu verwirklichen!

Wie zur Kunst, die er in der Photographie pflegte und hegte, wohnte ihm auch die Liebe zur Natur inne, mit welcher ihn leidenschaftliche Neigung für die Jagd verband. So erwuchs ihm aus seinem Streben nicht allein Naturerkenntniß, sondern auch ein reiner, vielfältiger Naturgenuß — ein reiches und durch heitern Sinn verschöntes Leben, das leider nur zu früh beendet wurde.

Schon längere Zeit litt Müller an Asthma. Wenige Tage vor seinem Tode bekam er einen Blutsturz, dem seine Kräfte nicht gewachsen waren. Er starb 1 Uhr Mittags am 3. Januar dieses Jahres. Zu früh für seinen Wirkungskreis, seine Familie und seine zahlreichen Freunde ist er dahingegangen, sein Andenken aber wird seinen Tod überdauern. Wie volksthümlich er war, zeigte die große Trauerversammlung, die ihm am 6. Januar das Geleite zur letzten Ruhestätte auf dem Centralfriedhofe gab. Ruhe seiner Asche! K.

Reste heidnischen Seelenglaubens aus Cattenstedt und Umgegend [1]).

Von Ed. Damköhler.

Seit der Unterwerfung Sachsens unter die fränkische Herrschaft und der gewaltsamen Einführung des Christenthums unter den Sachsen durch Karl den Großen sind mehr denn tausend Jahre verflossen, aber heidnischer Glaube und heidnischer Brauch sind bis auf den heutigen Tag, namentlich in der Landbevölkerung, noch nicht geschwunden, sondern leben in nicht unbedeutenden Resten weiter und werden auch sobald noch nicht gänzlich schwinden. Das Leben bietet zu mannigfache Erscheinungen dar, in denen der gemeine Mann, besonders das weibliche Geschlecht, immer wieder eine Bestätigung seines Glaubens erblickt, den er natürlich durchaus nicht für heidnisch hält. Sein heidnischer Ursprung ist ihm so völlig fremd, daß er die von den Vorfahren überkommene Ueberlieferung und die ererbten Gebräuche für unantastbar hält und durch Verletzung derselben pietätlos gegen Verstorbene zu handeln meint. Ein Zweifel, ob diese Gebräuche auch wohl mit dem Christenthum im Einklang stehen, kommt ihm nicht. Es liegt mir augenblicklich fern, Alles, was ich an heidnischem Glauben und Brauch aus Cattenstedt und Umgegend kenne, hier zusammenzustellen und beschränke mich auf die Reste heidnischen Seelenglaubens, der zwar jetzt in das Gebiet des Aberglaubens gehört, einst aber ein wesentlicher Bestandtheil germanischer Religion war.

Es darf als erwiesen angesehen werden, daß fast alle Völker den Glauben an eine Seele und deren Fortleben nach dem Tode haben. Von den Galliern z. B. berichtet Cäsar (B. G. VI, 15) den Glauben, daß die Seelen nicht untergehen, sondern nach dem Tode von den Einen zu den Anderen übergehen (ab aliis ad alios transire), und auch die Germanen haben neben dem Glauben an höhere Gottheiten und Dämonen den an eine Seele gehabt. Der Ueberlebende fühlte, daß etwas aus dem todten Körper gewichen war, das in ihm selbst noch fortlebte, das zweite Ich des Menschen, das Leben, die Seele. Nun „ist es eine anerkannte Thatsache, daß alle Völker in der Kindheit ihrer Entwicklung an ein Fortleben der Seele in der Natur glauben". Auch bei den Germanen finden wir diesen Glauben. Sein Ursprung ist in gewissen Erscheinungen des Lebens, besonders im Traume, und der menschlichen Einbildungskraft zu suchen. Der Träumende sieht deutlich die bekannten Gestalten Verstorbener, hört vernehmlich ihre Stimme und fühlt ihren Druck. Auch kommt es vor, daß der Mensch in wachendem Zustande Gestorbene leibhaftig zu sehen meint. Der Glaube an die Thatsächlichkeit dieser Erscheinungen ist der Ursprung des Glaubens an die Fortexistenz der Seele nach dem Tode, der in seiner heidnischen Gestalt noch heute in Deutschland weit verbreitet ist und auch in Cattenstedt und Umgegend theils noch lebt, theils deutliche Spuren seines früheren Vorhandenseins zurückgelassen hat.

1) Vergl. Mogk in Paul's Grundriß der germanischen Philologie. 2. Aufl., III. Band, S. 230 ff.

Wo dachten sich nun die Germanen die Seelen nach dem Tode? Sie nahmen an, daß die Seelen als Hauch den menschlichen Körper verließen und in die freie Natur zu eilen strebten. Daher stammen noch die Redensarten „die Seele, den Geist aushauchen". Auf dieser Auffassung beruht der noch heute in Cattenstedt und anderwärts übliche Brauch, gleich nach dem Hinscheiden Jemandes die Fenster des Sterbezimmers zu öffnen. Der Sinn dieses nicht mehr verstandenen Brauches ist eben, daß die Seele aus dem Zimmer in die Natur hinaus könne. Den Aufenthaltsort der Seelen nach dem Tode hat W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, 1855, S. 376, ganz allgemein, mag derselbe in der Höhe oder in der Tiefe gedacht sein, als Unterwelt bezeichnet, doch läßt er sich auch genau angeben: Berge, Wälder, Gewässer und die Luft, d. h. die ganze freie Natur bildet ihn. Hier setzt die Seele auch nach dem Tode ihr irdisches Leben fort, sie ißt und trinkt und hat andere menschliche Bedürfnisse; sie ist bei dem Leichenschmause, der ihr zu Ehren gegeben wird, zugegen und nimmt daran Theil. Wer dem Todten diese Ehre nicht erweist, an dem rächt er sich. Der Leichenschmaus existirt, wenn auch in etwas verblaßter Gestalt, in Cattenstedt bis auf den heutigen Tag. Zur Beerdigung wird regelmäßig Kuchen gebacken; Wohlhabendere backen womöglich zweierlei Kuchen, sog. trocknen und Apfelkuchen. Davon bekommen die Kinder, welche Kränze bringen, einzelne Streifen, und Trägern und geladenen Folgern wird ein tüchtiges Stück ins Haus geschickt. Vor der Beerdigung essen Träger und Folger im Hause der Leiche belegtes Butterbrot und Kuchen und rauchen Cigarren. Oftmals wird einem Jeden von ihnen eine Flasche Wein dazu gereicht. Arme Leute geben Schnaps zum Butterbrote. Bei der Beerdigung eines wohlhabenden älteren Junggesellen hatten die Träger, welche aus lauter unverheiratheten Leuten bestanden, dem Schnaps oder Wein so zugesprochen, daß sie, wie ich mich noch deutlich erinnere, den Sarg nicht ohne bedenkliche Schwankungen nach dem Kirchhofe brachten. Auch nach Beendigung des Begräbnisses kommen die Verwandten meist noch im Hause des Gestorbenen zusammen. Es gilt als Ehrensache, das Begräbniß so schön wie möglich zu gestalten. Viele bestimmen daher im Voraus, wie sie es bei der Beerdigung gehalten wissen wollen.

Auch der alte Brauch, dessen Bestehen durch Gräberfunde schon für die Steinzeit bestätigt wird, dem Todten das, was ihm im Leben lieb und theuer war, mit in's Grab zu geben, damit er es nicht entbehre, wird noch hin und wieder geübt. Natürlich ist seine ursprüngliche Bedeutung nicht mehr bekannt, wird doch einem Geistlichen wohl eine Bibel mit in's Grab gegeben.

Hat die Seele den Körper als Hauch verlassen, so gesellt sie sich zu anderen Seelen und durchzieht mit diesen die Luft, sie lebt zunächst im Winde und Sturme fort. Jüngere Auffassung gab den Seelen den Gott Wodan, welcher zugleich der Gott des Windes war, zum Führer. So entstand der Glaube an das wüthende Heer oder die wilde Jagd, die nichts anderes als das Heer der Seelen unter Führung des Gottes Wodan ist. Die Sage vom wilden Jäger ist auch in Cattenstedt bekannt. Er pflegt am Aschermittwoch zu jagen. An diesem Tage darf, wie alte Leute versicherten, kein Waldarbeiter im Walde Holz fällen, sonst hackt er sich ins Bein. Der wilde Jäger bringt Unglück.

Aber die Seelen, die im Sturm und Wind fortleben und ihr irdisches Leben fortsetzen, bedürfen auch wie die irdischen Menschen eines Ortes der Ruhe. Dazu dienen ihnen außer Teichen, Sümpfen und Wäldern namentlich Berge und das Innere der Erde. Die Vorstellung, daß die Seelen gern in Bergen hausen, hat weiterhin zu dem Glauben an eine Unterwelt, an ein Reich der Todten im Innern der Erde, über welches die Todtengöttin Hel herrscht, geführt. Von Deutschland aus scheint die Vorstellung von diesem Todtenreiche nach Norden gedrungen zu sein. Hier heißt es Valholl und wird von dem Wind- und Todesgotte Odin regiert. Während die nordische Valholl im Volksglauben einfach Todtenreich bedeutet, ist sie jedoch von den Skalden zu einem paradiesischen Aufenthaltsorte ausgeschmückt. Das Reich der althochdeutschen Hel war von einem reißenden Flusse umströmt, den die Seelen überschreiten mußten. Dazu bedurften sie eines Fahrgeldes. Wir werden hierbei an den Glauben der alten Griechen erinnert, nach welchem Charon die Seelen in einem Bote über den Fluß Styx in die Unterwelt fährt, wofür er ein Fahrgeld erhielt. Darum legten die Griechen den Todten einen Obolos in den Mund. In Cattenstedt und anderwärts ist es Sitte, den Todten eine Kupfermünze in die Hand zu drücken. J. Grimm sah in dieser Münze das alte Fahrgeld (naulum). Bei einer Leichenbesichtigung in Kloster Michaelstein im Jahre 1891 oder 1892 fand Herr Oberamtsrichter Ribbentropp in der einen Hand der Leiche eine Kupfermünze, in der andern ein Stück Brot. Herr Prof. Steinhoff theilt mir mit, daß nach Aussage des Herrn Benecke auf dem Kloster es dort üblich gewesen sei, die Geldmünze der Leiche unter die Zunge zu legen und dabei zu sagen: „Hier hast du deine Zehrung, nun laß mir meine Nahrung". Auch in der Stadt Braunschweig war es, wie ich von Herrn Einnehmer a. D. Külbel erfahre, und ist es vielleicht zum Theil noch jetzt Sitte, der Leiche eine Münze mitzugeben und dabei die Worte zu sprechen: „hir haste dine têrich, nu lât mek mîne nêrich" (hier hast du deine Zehrung, nun laß mir meine Nahrung). Während die Münze also entweder das alte Fahrgeld oder Reisegeld oder die Abfindung für die Hinterlassenschaft ist, scheint das Brot schwerlich als Lebensmittel auf der Reise in die Unterwelt anzusehen zu sein. Aus Helmstedt ist mir bekannt, daß ein Mädchen, welches jahrelang ein Körperleiden hatte und trotz ärztlicher Hülfe nicht davon befreit werden konnte, ein Stückchen Brod nahm, damit drei Mal über die kranke Stelle strich und es dann in aller Stille einer im Nachbarhause befindlichen Leiche in die Hand drückte. Man glaubt nämlich, daß mit der Leiche und dem Brote zugleich das Leiden ins Grab getragen würde. Oder sollte ursprünglich vielleicht die Seele des Gestorbenen das Leiden mit fortnehmen? Hierzu würde die Beobachtung passen, daß auch in Eitzum dem Todten zwar regelmäßig ein Stück Geld, aber nur öfter

ein Stück Brot mit in den Sarg gelegt wird [1]). Diente das Brot als Zehrung, so würde es doch wohl regelmäßig mitgegeben werden.

Während sich die Erinnerung an das Reich der Hel noch in gewissen Benennungen erhalten hat, z. B. in Hellweg [2]) und Helljäger, der Bezeichnung des wilden Jägers, scheint eine der nordischen Valhöll entsprechende Bezeichnung und Vorstellung in Deutschland heute wenig vorzukommen. Um Blankenburg giebt es zwei Oertlichkeiten des Namens Välehalle, der offenbar der nordischen Valhöll entspricht. „Noch heute heißt der Hallberg in Westergötland in Schweden auch Valehall, in seiner Nähe hat sich früher eine Odinsquelle befunden". Die eine Välehalle liegt südöstlich des Dorfes Wienrode im Schweinehofe, dem Thale, welches sich neben der nach Treseburg führenden Chaussee hinzieht; die andere südöstlich des Ziegenkopfs bei Blankenburg und erstreckt sich bis dicht an die Stadt. Nach ihr ist die [illegible] Walhallastraße benannt. Der Name Välehalle läßt wohl erkennen, daß man sich diese Gegenden als Aufenthaltsorte der Seelen dachte.

Ist die Ursache des Glaubens an die Fortexistenz der Seele nach dem Tode namentlich aus Traumerscheinungen zu erklären, so ergiebt sich daraus auch [illegible] die weitere Auffassung von der Wiederkehr der Seele in menschlicher und thierischer Gestalt. Hierauf [illegible] die gesammte Gespenster- und Spukglaube. [illegible] sind Seelen Verstorbener in menschlicher Gestalt. [illegible] bewegt aber die Seelen zur Rückkehr [illegible] Behausung und zu den Menschen? Die [illegible] sind verschiedener Art. Ende vorigen oder [illegible] Jahrhunderts lebten auf dem Edelhofe [illegible] die beiden adligen Fräulein Antoinette [illegible], die heute noch als Fröcken Antoinette [illegible] erwähnt werden. Sie waren [illegible] außerordentlich tüchtig und beauf[illegible] die Drescher, waren beim Aufmessen [illegible] und verschlossen die Kornböden. [illegible], daß sie zu den Dreschern [illegible], daß wir ihnen nicht fürchten, wenn [illegible] wiederkämen und controlirten; sie [illegible] zu Leide. Ihre Wiederkehr [illegible] und Sorge um die verlassene [illegible]

[illegible] gehört hierher. Auf dem Edel[illegible] in der Nähe des Wohn[illegible]. Dieser sollte aus irgend [illegible] andere Stelle gerückt werden. [illegible] und nachdem acht Pferde davor [illegible] den Pfeiler von der Stelle [illegible] Nacht herrschte auf dem [illegible] Wohnhause polterte und [illegible] brüllten die Kühe, und [illegible] zwei und drei Kühe an [illegible] Pferdeställe wieherten und schlugen die Pferde, einige waren sogar von der [illegible] gelöst; die Hühne krähten und die Tauben [illegible], es herrschte unheimliche Unruhe. Ebenso erging es [illegible] den folgenden Nächten. Da kam man auf den Gedanken, daß die Verrückung des Taubenpfeilers der Grund [illegible] nächtlichen Unruhe sei, und brachte ihn wieder an [illegible] alten Platz. Es gelang ohne Mühe und mit nur [illegible] Pferden. Von dieser Zeit ab blieb es des Nachts [illegible] auf dem Hofe. Dieser Sage liegt unzweifelhaft [illegible] Glaube zu Grunde, daß in Folge Störung althergebrachter Ordnung die Seelen der verstorbenen Besitzer des Hofes wiederkehrten und die Ueberlebenden beunruhigten, [illegible] die alte Ordnung wieder hergestellt war.

[illegible] Volksgebräuche bei Taufe, [illegible] in Woller[illegible] [illegible] S. 155. [illegible] von Hoth.

Demselben Vorstellungskreise von der freiwilligen Wiederkehr der Seelen, um ein bevorstehendes [illegible] bereits geschehenes Ereigniß, meist ein Unglück, den Tod eines an- oder abwesenden Familienmitgliedes [illegible] nahen Verwandten anzukündigen, gehört auch [illegible] Glaube an Ahnungen und Traumerscheinungen an, [illegible] in Cattenstedt noch fest wurzelt. Wenn eine Famil[ie] bei Tisch sitzt oder am Abend gemüthlich beisammen [illegible] und sich plötzlich im Hause ein unerklärliches Geräusch vernehmen läßt, als ob etwas auf den Fußboden fi[ele] oder eine Thür sich schließt oder Jemand an die Th[ür] klopft, so heißt es: er hat sich, er hat sich [illegible] das deutet meist auf ein trauriges Ereigniß für [illegible] Familie, oder daß ein Angehöriger lebhaft an [illegible] Seinigen denkt, weil er in großer Noth, dem Tode na[he] ist. Dieses plötzliche, unerklärliche Geräusch wird [illegible] der Seele des Verstorbenen, die aber auch, so lange d[er] Mensch noch lebt, dessen Körper auf kurze Zeit während des Schlafes verlassen kann, verursacht.

Ebenso bedeutungsvoll sind Traumerscheinunge[n]. Kehrt ein Gestorbener im Traume wieder, so glau[bt] man vielfach, er wolle den Ueberlebenden nachholen. [illegible] gilt also nicht blos als Verkündiger des bevorstehende[n] Todes, sondern geradezu als dessen Urheber. Auch oh[ne] vorausgehende Erscheinung im Traume spricht ma[n], wenn Eheleute, Geschwister oder Freunde, die in au[f]richtiger Liebe und Freundschaft einander zugetha[n] waren, bald nach einander sterben, davon, daß der zuer[st] Gestorbene den andern nachgeholt habe.

Die Seelen können aber auch zu erscheinen gezwunge[n] werden. Uebermäßiges Liebessehnen vermag den Ge[liebten], d. h. dessen Seele, zurückzubringen, wie wir [illegible] in Bürger's schöner Ballade „Lenore" sehen. Doch i[st] mir dieser Zug weder aus dem Volksglauben noch au[s] Sagen aus der Cattenstedter Gegend bekannt. Nu[r] der Glaube findet sich noch, daß übermäßige Klage un[d] Jammer um den Todten diesem keine Ruhe im Grab[e] läßt, worin sich unzweideutig die Vorstellung von de[m] Fortleben der Seele nach dem Tode in der Natur erhalte[n] hat. Folgender Vorgang ist mir aus Neuwerk bekannt ge[worden]. Einem dortigen Pferdebesitzer waren in verhältniß[-]mäßig kurzer Zeit mehrere Pferde, und zwar die besten, krepirt. Er kam auf den Gedanken, daß eine gewisse Fra[u] im Orte, die er für eine Hexe hielt, den Tod der Pferd[e] verursacht habe. Als ihm nun wieder ein Pferd ver[-]loren ging, es war Anfangs der siebziger Jahre, beschlo[ß] er, sich zu rächen. Er schnitt dem Pferde das Herz au[s]

und kochte es in einem Kessel. Vorher hatte er sein Haus sorgfältig verschlossen. Während er das Herz kochte, klopfte es an die Hausthür. Auf seine Frage, wer da sei, antwortete eine Frau, an deren Stimme er die vermeintliche Hexe erkannte. Nun durchstach er mit einem Messer das Herz. Die Frau, welche keinen Einlaß erlangte, ging heim und starb nach kurzer Zeit. Hexen sind Seelen, die eine bestimmte menschliche Gestalt angenommen haben. Durch das Kochen des Herzens des durch ihre Schuld krepirten Pferdes, was eine Art Zauber ist, ist die Frau zu erscheinen gezwungen.

Ein charakteristischer Zug im Seelenglauben ist die Auffassung, daß die Begegnung oder der Verkehr mit Geistern und seelischen Wesen in Menschen- oder Thiergestalt Unglück und Tod bringt. Dieser Zug, der nicht blos in vielen Sagen, sondern auch im heutigen Volksglauben auf Schritt und Tritt begegnet, ist bekanntlich auch poetisch behandelt worden; es sei hier nur an die Gedichte „Erlkönig", „Der Fischer", „Die Braut von Korinth", „Harald", „Lorelei" erinnert, in denen allen das seelische Wesen todtbringend ist. Auch das große Fragezeichen in Schiller's Jungfrau von Orleans, der schwarze Ritter, ist als Geist, als aus der Hölle wiederkehrende Seele vom Seelenglauben aus zu beurtheilen und zu erklären. Näher darauf einzugehen, würde hier zu weit führen.

Die aus dem todten Körper entwichene, fortlebende Seele kann alle möglichen Gestalten, namentlich Thiergestalten, annehmen. Darauf gründet sich der heute noch weit verbreitete Glaube, daß gewisse Thiere Unglück bringen oder ankündigen. Diese Thiere sind eben Seelen Verstorbener. Für solche Unglücksthiere unter den Vögeln gelten heute in Cattenstedt der Rabe, die Eule, (dat likhaun), die Schwalbe und wahrscheinlich der Specht. Das plötzliche, sich einige Male wiederholende Erscheinen und Geschrei eines Raben in der Nähe menschlicher Wohnung bedeutet, daß bald Jemand in dem Hause oder in der Verwandtschaft stirbt. Auch die Aeußerung habe ich gehört, daß der Rabe einen gewissen schon kränkelnden Menschen holen wolle. Dasselbe gilt vom likhaun und dessen Rufe „komm mit, komm mit, huhu". Von den Schwalben, die in oder an einem Hause nisten, glaubt man, daß sie das Glück mit fortnehmen, wenn man durch Zerstörung ihres Nestes oder durch Ausnehmen der Jungen oder aus sonst einem Grunde sie veranlaßt fortzuziehen und nicht wiederzukehren. In anderen Gegenden knüpft sich dieser Glaube an die Störche. Wahrscheinlich gehört auch der Specht hierher. Man sagt nämlich, wenn im Walde der Specht lacht, dann sei der Förster in der Nähe. Er verkündet also den Forstfrevlern Gefahr. Im Reineke Vos erscheint sunte Mertens fogel, der Vogel des heiligen Martin, dem Kater Hintze als Unglücksvogel. Vers 941 heißt es:

Do he (Hintze) eynen wech von dannen quam
Unde to hant sunte Mertens fogel vornam,
He reep; „gud heyl, eddel vogel!
Kere hir her dynen flogel
Unde vlech to myner rechten syde!"
De vogel vloch unde gaff syne lyde
Up eynen boem, den he dar vant,
Unde vloch Hyntzen to der lochteren hant.
Hir wart he seer bedrouet van,
He meende, syn ghelucke lege dar an.

Mit Recht scheint mir Sprenger im Niederdeutschen Jahrbuch 10, 108 im Martinsvogel den Specht erkannt zu haben.

Auch andere Thiere kündigen Unglück an. Anhaltendes, etwas eigenartiges Geheul eines Hundes, wie ich es nur einmal gehört zu haben mich erinnere, bedeutet, daß bald Jemand auf der Nachbarschaft stirbt. Läuft dem, der ein Geschäft vorhat, z. B. Kauf oder Verkauf, ein Hase über den Weg, so wird aus dem Geschäft nichts oder es fällt nicht zur Zufriedenheit aus. Darum kehren die Leute meist wieder um und treten erst nach einiger Zeit den Weg von Neuem an. Läßt sich die Todtenuhr, ein gewisser Käfer, in den Wänden des Zimmers hören, so stirbt bald Jemand im Hause. Sieht man im Frühjahr den ersten Frosch auf dem Trocknen, so hat man in dem Jahre Unglück; ebenso, wenn der erste Schmetterling, den man im Jahre sieht, bunt ist. Ein weißer Schmetterling und ein Frosch im Wasser bringen Glück. Eine Unke im Keller bringt Unglück.

Allgemein bekannt in Cattenstedt ist heute noch das sog. Mårtendrikken. Der Schlafende hat die Empfindung, als ob Jemand oder etwas auf ihm sitze und ihn drücke, so daß er nur mit Mühe Athem holt und meint, er müsse ersticken. Wenn er erwacht, ist er in Schweiß gebadet. Die Marte oder Mahre galt früher als Quälgeist. „Sie ist die Seele einer noch lebenden Person, die während des Schlafes den Körper verläßt und sich auf den Körper des Mitmenschen setzt und ihn quält". In manchen Gegenden Norddeutschlands heißt sie walriderske, Todtenreiterin, weil sie die Menschen zu Tode quält.

Seelische Geister sind namentlich daran zu erkennen, daß sie die Fähigkeit besitzen, sich zu verwandeln. Das kann der Werwolf, d. h. Mannwolf (von wer = lat. vir), ein Mann, der sich in einen Wolf verwandelt. Durch Herrn Dr Liesenberg erfahre ich folgende Sage aus Stiege. In der Nähe des Füllenbruches arbeiten drei Männer, von denen einer in dem Rufe steht, ein Werwolf zu sein. Als sie sich zum Mittagsschlaf niederlegen, stellen die beiden anderen sich, als ob sie schliefen, und sehen nun, wie der dritte sich einen Gürtel umschnallt und sogleich in einen Wolf verwandelt, sich auf die Füllen im Füllenbruche stürzt und eins auffrißt. Dann kehrt er zurück, legt den Gürtel ab und erscheint wieder in seiner menschlichen Gestalt. Als sie alle drei darauf an ihre Arbeit gehen wollen, klagt der Werwolf über Druck im Magen.

Zwischen Cattenstedt und Blankenburg, etwa in der Gegend, wo die Chaussee nach Timmenrode abbiegt, soll in früheren Jahren des Nachts ein großer Hund gegangen sein. Er ist die Seele eines Verstorbenen in Thiergestalt.

Die mittelalterlichen Unholden sind böse Geister. Zu ihnen gehören die Hexen, sie sind Seelen in Menschengestalt. Das Wort Hexe bedeutet wahrscheinlich Waldweib. Sie können sich in Thiere, besonders

in Katzen verwandeln. Hexensagen giebt es mehrere in Cattenstedt und Umgegend und sind meist schon gedruckt. Eine möchte ich noch erwähnen. Früher arbeiteten viele Cattenstedter auf der Domaine in Blankenburg. Als mehrere derselben eines Morgens in der Dämmerung nach der Dreschdähle gingen, saß vor ihnen eine Katze und wollte nicht weichen. Der eine Arbeiter versetzte ihr darauf mit einem Stocke einen Schlag an den Kopf. Am anderen Morgen war in einem benachbarten Hause eine Frau erkrankt, die hatte einen angeschwollenen Kopf, als ob sie einen Schlag mit einem Stocke erhalten hätte.

Wer wissen will, welche Frauen Hexen sind, muß am grünen Donnerstage zur Kirche gehen und ein Hühnerei in die Tasche stecken, welches gelegt ist, während es zum dritten Male zur Kirche läutet. Dann kann er die Hexen erkennen; sie tragen statt der Mütze einen Scheffel auf dem Kopfe. Allgemein bekannt ist, daß die Hexen Unglück bringen, einem etwas anthun, wie der eigentliche Ausdruck lautet. Daher sucht man ihren Eintritt ins Haus zu hindern, indem man drei Kreuze an die Thür macht oder einen Besen vor die Schwelle legt.

Seelen Verstorbener sind auch die an vielen Orten zur Nachtzeit, besonders um Mitternacht, erscheinenden Reiter ohne Kopf. Ein solcher reitet z. B. am Fuße des Ziegenkopfs vom Wasserwege nach der Välenhelle; ein anderer in den Schetwiesen[4]) zwischen Cattenstedt und Hüttenrode.

Im Seelenglauben wurzelt wahrscheinlich auch der Glaube, daß ein junger Mensch, der am Neujahrstage zuerst das Haus betritt oder Jemandem begegnet, Glück bringt, ein alter Mensch dagegen Unglück.

Im Zusammenhange hiermit, also im letzen Grunde auf dem Seelenglauben beruhend, scheint mir die tief wurzelnde Auffassung zu stehen, daß man sich eines Besitzes, überhaupt seines Glückes nicht rühmen soll, weil man es sonst beruft und Unglück folgt. Daher hört man so oft die Ausdrücke „unberufen“ oder „wei willn't nich beraupen“. So giebt es viele Großeltern, die sich zwar innerlich über ihre Enkelkinder freuen, aber ihre Freude nicht äußerlich zeigen, weil sie fürchten, den Kindern würde ein Unglück zustoßen. Wenn ein Fremder in einen Stall tritt und das schmucke Vieh lobt und rühmt, so pflegt der Eigenthümer nicht in das Lob einzustimmen, sondern murmelt einen Fluch. Er fürchtet Unglück für sein Vieh, der Fluch dient als Gegenmittel. Der Zusammenhang mit dem Seelenglauben scheint unverkennbar; auch die altgriechische Anschauung vom Neide der Götter wird darauf zurückgehen.

Außer in Thier- und Menschengestalt erscheinen die Geister noch in Flammengestalt. Die Irrlichter oder dikkepôten, wie sie in Cattenstedt genannt werden, sind Seelen Verstorbener. Sie erscheinen in Sumpf- und Moorgegenden und suchen die Menschen irre zu führen und in die Sümpfe zu locken. In dem Bruche, das sich von Wienrode nach Cattenstedt zu erstreckt, waren sie früher häufig, und meine Eltern haben mir erzählt, daß mehrfach Leute, die von Wienrode nach Cattenstedt gingen, durch dikkepôten, die sie für Lampenlicht im nahen Cattenstedt hielten, in die Sümpfe geführt wurden. Heute, wo das Bruch trocken gelegt ist, erscheinen die Irrlichter nicht mehr.

„Neben den seelischen Geistern, bei denen die irdische Thätigkeit sich immer und immer wieder in der Volksdichtung hervordrängt, haben aber unsere Vorfahren noch eine große Classe Wesen, die ebenfalls im Glauben an das Fortleben der Seele ihren Ursprung haben, bei denen aber die Thätigkeit, das Eingreifen in das Geschick des Menschen mehr in den Hintergrund tritt. Viele Menschen haben ihr Leben vollbracht, ohne daß sie irgendwelchen Einfluß auf ihre Mitmenschen ausgeübt haben“. Dies sind die elfischen Geister; sie hausen auch in der Natur, in Luft und Wasser, Berg und Thal, Haus und Hof, Feld und Wald. Von ihnen kennt der Volksglaube in Cattenstedt den Nickelmann oder Hakemann, der im Wasser haust und kleine Kinder hineinzieht, weshalb man diese warnt, zu nahe ans Wasser zu treten. Eine Erinnerung an die Existenz eines weiblichen Wassergeistes, einer Wasserjungfrau, mag die Redensart wâterjumfern schmiten bewahren, d. h. einen flachen Stein so auf das Wasser eines Teiches werfen, daß er mehrere Male abspringt und weiter hüpft.

Zu den elfischen Geistern gehören ferner die Zwerge mit der Nebelkappe, die sie unsichtbar macht. Sie stehlen gern neugeborene Kinder und lassen dafür ihre Kinder, die sog. Wechselbälge, zurück. Aus einem Hause in Cattenstedt, der Gemeindeschenke gegenüber, stahl auch einmal ein Zwerg (kwarch) ein Kind. Aber die Mutter hörte es schreien und eilte nach und fand es im Garten liegen. Der Zwerg hatte es fallen lassen. Bekannt ist noch, daß die Zwerge Nachts die Erbsenfelder besuchen. Ein Bauer, der das bemerkt, die Zwerge in ihrer Nebelkappe aber nicht hatte sehen und fassen können, ging nun mit seinem Knechte nach dem Felde und, als sie die Zwerge hörten, streiften sie ein Seil über das Erbsenfeld und auf diese Weise den Zwergen die Kappen ab. Jetzt konnten sie die Diebe sehen und prügelten sie durch. Seitdem kamen die Zwerge nicht wieder.

Von Hausgeistern oder Koboldeu sind in Cattenstedt nur der Bulkater und der Bomann bekannt, mit denen man kleine Kinder schreckt.

Das sind im Wesentlichen die Reste heidnischen Seelenglaubens, die heute noch in Cattenstedt und Umgegend erhalten sind. Nimmt man die übrige Masse heidnischer Vorstellungen und Gebräuche hinzu, die vom Seelenglauben unabhängig sind, so muß man über die Fülle alten Heidenthums staunen, das noch im Volke lebt.

Zum Schluß möchte ich besonders auf eine Seite des Seelenglaubens noch einmal hinweisen. Eigenthümlich ist, daß die Einwirkung der Seelen auf das irdische Leben im Großen und Ganzen schädigend ist. Wie ist dieser Zug zu erklären? Man kann sich denken, weil auf die Erscheinung eines Gestorbenen im Traume zufällig bald darauf Jemand in der Familie starb, daß

4) Die übliche Schreibweise Schöt scheint verderbt zu sein wie Schöningen statt Scheningen u. s. w.

dieser Tod auf den Einfluß des Verstorbenen zurückgeführt wurde, daß aus ähnlichen Vorkommnissen eine Einwirkung der Geisterwelt auf die Menschen überhaupt gefolgert wurde. Aber warum muß diese Einwirkung meist schädigend sein? Ich erkläre mir diese Erscheinung so. Aus vielen Sagen erhellt, daß die Angehörigen der Todtenwelt von blasser Gesichtsfarbe und kalt gedacht sind, daß sie also des frischen Erdenlebens, des irdischen Glückes entbehren. Für unsere heidnischen Vorfahren war die Welt kein Jammerthal, wohl aber das Jenseit öde und freudlos. Die Seele, die nach dem Tode das Leben mit allen irdischen Bedürfnissen fortsetzt, wird sich daher nur ungern von ihrem irdischen Besitze getrennt und diesen Andern überlassen haben, sie wird die Ueberlebenden mit Neid betrachtet, ihnen den irdischen Besitz, das irdische Glück mißgönnt haben. Um sie zu beschwichtigen, zu versöhnen, hat man ihr den Leichenschmaus bereitet, an dem sie unsichtbar theilnimmt; hat man ihr mit ins Grab gegeben, was ihr im Leben lieb war. Daher der Glaube, daß man sein Glück nicht berufen soll. Wer sich seines Glückes rühmt, fordert damit den Neid und die Rache der Geister heraus. Man vergleiche, was H. Schurtz, Die Tabugesetze (Preußische Jahrbücher 1895, 1. Heft, S. 57), von den Polynesiern sagt: „Von den Verstorbenen erwarten die meisten Naturvölker nicht viel Gutes, und namentlich dem kraftvollen, kriegerischen Häuptling traut man es zu, daß er die Theilung seiner Hinterlassenschaft, die Benutzung seines Eigenthums nicht ruhig mit ansehen wird, sondern als rächendes Gespenst seine Erben bedroht“. Hieraus erkläre ich mir auch den Neid der griechischen Götter. Den Seelenglauben halte ich für älter als den Götterglauben. Es giebt Naturvölker, die zwar an Geister und deren schädigende Macht, aber nicht an Götter glauben. Götter wurden dann als Beherrscher der Geisterwelt, des Todtenreichs gedacht, z. B. Hel und Wodan bei den Germanen, Zeus und Demeter bei den Griechen. Auf diese übertrug man, was man anfänglich nur von den Seelen glaubte, ihnen dichtete man den Neid über irdisches Glück an.

Das Hänseln in Wedtlenstedt [1]).

Von Otto Schütte.

Am Abend des ersten Weihnachtstages versammeln sich alljährlich sämmtliche Knechte und die Enken, die unter die Zahl der Knechte aufgenommen werden sollen, in der Wirthschaft. Auf einen Tisch werden die Vornamen aller Anwesenden geschrieben. Darauf wird dem ältesten Knechte ein Glas Schnaps vorgesetzt, indem die ganze Gesellschaft die Verse erschallen läßt:

> Dieser Heinrich, der soll leben
> Und dabei sein ganzes Haus
> Und sein Mädchen auch daneben!
> Darum trinkt dies Glas er aus.
> Raus, raus, raus!

Während des dreimaligen Zurufes „raus“ muß er das Glas austrinken und auf dem Tische umstülpen. Giebt es einen Rand oder hat er sein Glas auf das letzte Raus noch nicht geleert, so wird hinter seinen Namen ein Kreidestrich gemacht. Soviel Striche Jemand hat, soviel Zehnpfennigstücke muß er zur Strafe bezahlen.

Hat er aber das Glas in der bestimmten Zeit ausgetrunken, ohne daß eine Nagelprobe darin geblieben ist, so singt man ihm ein Loblied nach studentischer Weise:

> Hat's gut gemacht, hat's gut gemacht,
> Drum wird ihm auch nichts ausgelacht.

Andernfalls wird er natürlich verhöhnt:

> Hat's schlecht gemacht, hat's schlecht gemacht,
> Drum wird ihm auch was ausgelacht.

So wird die Probe mit Jedermann angestellt, vom ältesten Knechte bis auf den jüngsten Enken herab.

Dann wird ein Faß Bier aufgelegt, das von den Strafgeldern und dem Eintrittsgelde der Enken (1,50 ℳ) bezahlt wird. Geld kommt auch dadurch noch in die Kasse, daß Knechte, die von fremden Orten kommen, 1 ℳ bezahlen, um in die Gesellschaft aufgenommen zu werden.

Beim Biertrinken wird gleichfalls nach Studentensitte ein Rundgesang angestimmt:

> Es geht ein Rundgesang
> An unserm Tisch herum bidebum.
> Dreimal drei sind neune,
> — — — — —

Darauf muß jeder der Anwesenden von einem beliebigen Liede die erste Strophe singen. Wer dazu nicht fähig ist oder ein bereits gesungenes Lied wiederholt, zahlt wiederum 10 ₰ als Strafe.

Ist der Rundgesang beendet, so wird ein allgemeiner Gesang angestimmt, dessen Text folgendermaßen lautet:

1) Der Papst, der fährt nach Rom bidebum,
   Der Papst, der fährt nach Rom.
   Er hat seine Gäst' geladen,
   Er hat seine Gäst' geladen
   Zu seiner Hochzeit ein.
2) Die Frau, die schickt die Magd bidebum,
   Die Frau, die schickt die Magd.
   Sie soll vom Besten holen,
   Sie soll vom Besten holen,
   Ruriderallalla,
   Was in der Stadt noch war.
3) Die Magd, die blieb lang aus bidebum,
   Die Magd, die blieb lang aus.
   Wo bist du, Luder, gewesen,
   Wo bist du, Luder, gewesen,
   Ruriderallalla,
   Vielleicht im hohen Haus?
4) Die Magd, die kehrt das Haus bidebum,
   Die Magd, die kehrt das Haus.
   Was fand sie in dem Kellerlein?
   Ruriderallalla.
   Ein'n Fuchsschwanz, der war rauh.

---

[1]) Vergl. Braunschw. Magazin 1898, S. 197.

Wenn das Lied einmal durchgesungen ist, wird es wiederholt, aber mit Fortlassung des Wortes Rom in dem zweiten Verse. Wer dies trotzdem singt, verfällt in die mehrfach genannte Strafe, und das Lied muß wieder von vorn angefangen werden. Ebenso wird in der zweiten Strophe das zweite „Magd", in der dritten „aus" und in der vierten „Haus" weggelassen. So oft wird das Lied wiederholt, bis kein Fehler mehr gegen die Vorschrift gemacht wird. Das dauert aber so lange, daß unter der Zeit sich Alle reichlich dem Biergenusse hingegeben haben und nach der Anstrengung des Abends die Nachtruhe herbeisehnen.

Auch die Bauern, die sich verheirathet haben, kaufen sich heute noch in Wedtlenstedt in die Gesellschaft ein, indem sie sämmtliche Bauern zu einem fröhlichen Mahle in ihr Haus laden. Ein bestimmter Zeitpunkt ist für die Feier nicht mehr vorgeschrieben. Früher geschah das Einkaufen stets zu Fastnacht. Da dauerte die Feier mehrere Tage. Sie begann am Sonntage vor Fastnacht. An diesem Tage gab es Braten wie am Dienstag-, Mittwoch-, Donnerstagabend und am folgenden Sonntage. Mittagbrot wurde an den Tagen nicht gegessen, dafür wurde im Hause des Gastgebers gut gefrühstückt. Dieser hatte aber nur Brot und Butter, Bier und Schnaps zum Frühstück zu liefern, denn eine Mettwurst brachte sich jeder Gast mit. Am Montage war die Feier unterbrochen, weil Alles zur Messe zog. Zu den Kosten dieser Feier bezahlte übrigens jeder Theilnehmer einen Thaler.

In vielen Dörfern unseres Herzogthumes beschränkt sich heutiges Tages die Feier des Hänselns allein auf das Trinken, das die Enken bezahlen. Aus vergangenen Zeiten (vor 25 Jahren etwa) habe ich mir angemerkt, daß in Rümmer die Enken durch den Bach des Ortes getrieben wurden und in Wolsdorf durch eine Krumpe kriechen mußten, wobei sie Schläge kriegten, bis sie durch waren. In Warberg wurde mit den Enken eine Sprechübung vorgenommen. Sie hatten die folgenden Worte, die ihnen der Großknecht vorsprach, nachzusprechen: „Eine Fuchsmütze, eine doppelte Fuchsmütze, eine doppelt gefütterte Fuchsmütze schickt der Brand und Gand und läßt dabei sagen, daß seine Frau Friederike auf dem Boden sitzt und 66000 Schock doppelt gefütterte Fuchsmützen flickt".

Wer sich versprach, bekam, wie in Wedtlenstedt, einen Kreidestrich hinter seinen Namen und mußte seine zehn Pfennige bezahlen. Dieser Brauch war auch in Wolsdorf.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß zu dem Rasiren der Enken in Cremlingen der Rücken einer Sense benutzt und daß dem Rasirten eine Kiepe voll Kaff über den Kopf gestülpt wird.

Bücherschau.

Otto von Heinemann, Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Zweite Abtheilung. Die Augusteischen Handschriften III. Mit sieben Facsimiles, theils in farbigem Lichtdruck. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1898. 411 S. gr. 8⁰. 15 M.

Der Handschriftencatalog der Wolfenbüttler Bibliothek ist noch immer in erfreulichem, rüstigem Fortschreiten begriffen. Vor einiger Zeit ist der dritte Band der zweiten Abtheilung ausgegeben, welche die Augusteischen Handschriften enthält, d. h. diejenigen Manuscripte, die Herzog August, der gelehrte Begründer der Guelferbytana, selbst gesammelt hat. Da vorher schon als Abtheilung I die Helmstedter Handschriften in drei Bänden (1884—1888) und als Abtheilung VIII die Handschriften nebst den älteren Druckwerken der Musik-Abtheilung veröffentlicht sind, so ist es in der ganzen Reihe schon der 7. Band, der uns jetzt vorgelegt wird. Er umfaßt die Nr. 2327—2759, also 433 Handschriften, von denen 60 vom Geh. Hofrathe Dr O. v. Heinemann, 188 vom Bibliothekar Dr Milchsack, 185 vom Gymnasialdirector a. D. F. Köhler bearbeitet worden sind. Aus der Vorrede erfahren wir, daß das Manuscript zu dem folgenden Bande, von Dr v. Heinemann allein hergestellt, bereits druckfertig vorliegt, so daß auch dessen Erscheinen wohl in nicht zu langer Zeit erwartet werden darf.

In der Einrichtung und der Art der Ausführung schließt sich der vorliegende Band genau an seine Vorgänger an, die in Fachorganen von berufener Seite volle Anerkennung gefunden haben. Eine solche ist auch darin zu erblicken, daß der Wolfenbüttler Catalog in Kopenhagen bei Herausgabe des „Katalog over den Arnamagnaeanske Handskriftsamling" zum Vorbilde gedient hat. Wir können uns hier damit begnügen, im Allgemeinen auf jene Urtheile zu verweisen. Durch die Freigebigkeit der Herzoglichen Landesregierung ist es auch dieses Mal ermöglicht worden, sieben schöne Facsimiles werthvoller Handschriften dem Buche beizugeben. Besonderes Interesse verdient darunter die farbige Wiedergabe des Titelblattes von Nr. 2522, einer Handschrift aus der Bibliothek des Königs Matthias Corvinus von Ungarn; es ist dies ein herrliches Blatt, das von dem berühmten Florentiner Miniator Attavante hergestellt ist. Auch sonst ist die typographische Ausstattung des Buches von derselben Vorzüglichkeit wie die der früheren Bände.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 38, 40 u. 42. Schomburg, Reformbewegungen im evangel. Religions-Unterricht. — 39. Joh. Heinr. Wichern. — 41. Stock, Jahresversammlung des Allgem. Evang.-Protestantischen Missionsvereins. — 43—45. Aus Geschichte und Sage der Langobarden. — 45. Der Christ (engl. Roman Hall Caines). — 46—47. Johannes Nießen. — 47. Wollemann, niedersächsischer Kirchenchorverband. — 48—50. Hillmann, Ausübung der Predigt durch Nichtpastoren (Evangelisation). — 49 und 51. Die lombardische, eiserne Krone. — 52. Tommaso Campanella, der Dichterphilosoph der italienischen Renaissance.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 20. Prinzessin Albrecht †; Fricke, der Braunschw. Landes-Lehrerverein und seine Thätigkeit vom 1. October 1897—98; Gliederung des Braunschw. Landes-Lehrer-Vereins; die 70. Landes-Lehrerversammlung. — 21—24. Schomburg, der Religionsunterricht nach den Forderungen der Gegenwart.

Monatsblatt f. Handel u. Industrie. September-October. Die neue Handelspolitik in den wichtigsten Staaten; B. Liebold u. Co., Holzminden und Dresden, Unternehmung f. Bruchsteinbrücken und Betonbauten 2c.; Sandsteinbrüche, Gyps- und Gypsdielen-Fabrik von E. Rothschild, Stadtoldendorf; Chemische Fabriken Oker und Braunschweig.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 5. 26. Februar **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Prinz Wilhelm Adolf zu Braunschweig und Lüneburg und Joh. Chr. Ludw. Hellwig.

Von Dr W. Wohlrabe.

Ueber die zahlreichen Fürstensöhne des Braunschweigischen Hauses, die im vorigen Jahrhunderte durch ihre kriegerische Tüchtigkeit wie durch die sonstigen Vorzüge ihres Geistes und Charakters sich die allgemeinste Hochachtung und Werthschätzung ihrer Zeitgenossen erwarben, sind wir zumeist leider nur sehr dürftig unterrichtet. Um so willkommener ist jeder Beitrag, der uns neue charakteristische Züge zu ihrem Leben und Wesen liefert. Dies ist für den Prinzen Wilhelm Adolf[1]) der Fall in den Aufzeichnungen, die der Hofrath und Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig, Joh. Chr. Ludw. Hellwig, ein mehrjähriger Vertrauter des Fürsten, über ihn und seine Beziehungen zu ihm gemacht hat. Wir werden sie sogleich im Wortlaute folgen lassen, nachdem wir die Leser zuvor kurz über Hellwig orientirt haben[2]).

1) Wilhelm Adolf wurde als Sohn Herzog Karl's I. zu Wolfenbüttel am 18. Mai 1745 geboren. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, die vom Abt Jerusalem überwacht wurde. Im Jahre 1761 ward er zum Capitän und Compagniechef im Leibregiment ernannt und unterm 19. December 1762 zum Oberstlieutenant befördert. Im October 1763 trat er in preußische Dienste; er wurde als Oberst angestellt und erhielt das seit dem Tode seines Oheims, des Herzogs Friedrich Franz, vacant gebliebene Füsilierregiment Nr. 39, zugleich auch den schwarzen Adlerorden. Im folgenden Jahre wurde er in den Johanniterorden aufgenommen und bekam die Anwartschaft auf die Comtureien Süpplingenburg und Lietzen. Vgl. über ihn den „Entwurf von dem Caracter und den fürnehmsten Lebens-Umständen des höchstseel. Prinzen Wilhelm Adolph v. Br. u. Lün.“ (Berlin, 1771), der zugleich auch in französischer Sprache ausgegeben wurde.

2) Vergl. über Hellwig besonders: Zeitgenossen 3. Reihe, V. B., H. 35 u. 36, S. 122—147 (Leipzig, 1836). Zu diesem Aufsatze sind die Aufzeichnungen Hellwig's zwar schon benutzt. Wenn somit Manches von dem jetzt hier Mitgetheilten dort schon gesagt ist, so schien uns dieser Theil des Neuen und des Interessanten doch noch so viel zu enthalten, um seine ungekürzte Wiedergabe hier rechtfertigen zu können. D. Red.

Joh. Christian Ludw. Hellwig wurde am 8. November 1743 zu Garz in Pommern geboren, wo sein Vater die Stelle eines ersten Bürgermeisters versah. Nachdem er die Stadtschule seiner Vaterstadt und vom 16. Lebensjahre an die Lateinschule zu Stettin besucht hatte, bezog er am 23. April 1763 die Universität zu Frankfurt a. d. O., um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er schloß sich hier besonders an den Professor Joachim Georg Darjes an, dessen sämmtliche juristische und philosophische Vorlesungen er während der Zeit seines dreijährigen Studiums mit Eifer hörte und zu dem er mit der Zeit in ein immer näheres Verhältniß trat. Dann übernahm er in der Nähe Frankfurts auf dem Amte Neudorf für einige Jahre die Stellung eines Actuars und kam darauf durch Vermittelung eines Arztes, Dr Schönewald, in das Haus des Majors v. Görne in Königsberg in der Neumark, wo er zwei Söhne zu unterrichten hatte. Durch die Unterhaltungen der Officiere angeregt, beschäftigte er sich in fleißigem Selbststudium mit Mathematik und von einem der Officiere erhielt er Unterricht im Feldmessen. Chef des Regiments, in dem Major v. Görne stand, war der Prinz Wilhelm Adolf zu Braunschweig und Lüneburg, dessen Bekanntschaft Hellwig hier bald machen sollte. Doch lassen wir darüber nun lieber diesen selbst zu Worte kommen.

Der durchlauchtigste Chef des Regiments beehrte unser Haus öfter mit seinem Besuche, spielte gerne Schach, wodurch ich demselben näher bekannt zu werden die Ehre hatte. Auch den von mir angestellten Prüfungen meiner Zöglinge wohnte er bei, freute sich über ihre Fortschritte und ermunterte sie zum Fleiß. Schon damalen bemerkte ich seine sehr gnädige Gesinnung gegen mich, und da mein Vater zu dieser Zeit mit Tode abging, mir auch die Annahme einer der dadurch erledigten Bürgermeisterstellen wünschenswerth zu sein schien, bat ich den Prinz um Unterstützung meines Gesuchs bei den höheren Departements, welchen Wunsch er gern erfüllte. Doch wollte oder konnte man mir nur die Stelle eines dortigen Cämmerers überweisen! Da dessen Dienst mit vieler und zum größten Theile nur untergeordneter Arbeit und mit einem sehr geringen Gehalte verknüpft war, nahm ich die Stelle, die mir auch mein Principal widerrieth, nicht an.

Die Officiere, unter denen ich viele Freunde hatte, fingen an, an dem kalkulirenden Theile der Mathematik Geschmack zu gewinnen, und legten mir verschiedene Aufgaben der Art vor. Bei dem Gefühle des Mangels meiner Kenntnisse gewöhnte ich sie gleich anfänglich dazu, die Auflösung von mir nicht aus dem Stegreife zu erhalten. Durch unausgesetzte Beschäftigung mit der Mathematik gelangte ich aber bald dahin, die gestellten Aufgaben auf der Stelle zu lösen, was ihrem Vertrauen auf mein bescheidenes Wissen großen Zuwachs verlieh.

Auch der Prinz wollte seine Kenntnisse in diesem Fach erweitern und ersuchte mich, ihm darin behülflich zu sein. Sein Antrag machte mir mehr Unruhe als Vergnügen, da ich mich selber noch zu sehr als Anfänger erkannte. Meine hieraus entspringenden Bedenken halfen indeß nichts: der Prinz legte sie als Wirkungen der Bescheidenheit aus und der Unterricht mußte alsbald seinen Anfang nehmen. Auch zu diesen Unterweisungen wurde Darjes Lehrbuch der Mathematik gewählt, und Alles ging besser, als ich erwartet hatte.

Da der Prinz den größten Theil des Jahres mit seinem durchlauchtigsten Bruder, dem Prinzen August, bei Friedrich d. Großen in Potsdam zubrachte, so benutzte er den Aufenthalt in Königsberg recht haushälterisch. Täglich waren wohl gemeinschaftlich mit mir zwei bis drei Stunden diesen seinen Studien gewidmet. Diese Zeit wurde indessen auch mit anderen mir interessanten und lehrreichen Gegenständen unterbrochen. So theilte mir der Prinz zuweilen Bruchstücke aus seinem Heldengedichte „Die Eroberung von Mexico“ in französischer Sprache mit, woran er nur um so fleißiger schrieb, als Professor Zachariä, der auch diesen Gegenstand bearbeitete, ihm davon abgerathen und nicht undeutlich zu verstehen gegeben hatte, daß die Vergleichung beider Arbeiten nicht zu des Prinzen Vortheil ausfallen würde [3]). Friedrich der Große wußte von dieser Arbeit und gab dem Prinzen die Erlaubniß, sie nach und nach ihm, dem Könige, einzuschicken und dessen Beurtheilung darüber entgegen zu nehmen. Die darüber geführte Correspondenz wurde mir nicht vorenthalten. Von den Anmerkungen des gekrönten Dichters machte der Prinz Gebrauch; wenn aber der König zuweilen andere Verse an die Stelle der seinigen setzte, blieben sie ganz unbeachtet, da der Prinz das sich gegebene Gesetz, sein Gedicht nicht mit fremden Federn zu schmücken, mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit befolgte, wozu ich oft als Zeuge bestellt wurde. Gültigere Zeugnisse darüber möchten sich wohl in dem Herzoglichen Archive zu Braunschweig vorfinden, wo das ganz vollendete Gedicht, die Correspondenz mit dem Könige gewiß aufbewahrt liegt [4]).

3) Bekanntlich ist Zachariä's Werk niemals vollendet worden. Es wurde 1766 nur der erste Band „Cortes“ herausgegeben.

4) Das ist, wie mit so vielen anderen Sachen, leider auch hiermit nicht der Fall. In der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet sich handschriftlich (Extrav. 152, 8) die französische Uebersetzung von Sallust's Catilina, Cap. 1—36, die von des Prinzen Wilhelm Adolf Hand herrührt und 1761 seiner Mutter gewidmet ist. D. Red.

Dem hellen und tief eindringenden Verstande des Prinzen befriedigte der gewöhnliche Vortrag mathematischer Wahrheiten nicht ganz. Er freute sich sehr über die deutlichen Begriffe und die gründlichen Beweise derselben, wünschte aber nicht selten zu wissen, wie die Mathematiker auf diesen oder jenen Satz gekommen sein möchten. Dies veranlaßte manche Streifereien in das Gebiet der Logik. Die Entstehung verschiedener Begriffe durch die Abstraction, Determination und Combination, wozu die Geometrie so schöne Beispiele liefert, erregten in dem Prinzen den Wunsch, auch mit der Logik näher bekannt zu werden. Dazu schlug ich Darjes „Via ad veritatem“ vor, von dem aber, weil es in lateinischer Sprache geschrieben war, mein erlauchter Schüler keinen Gebrauch machen konnte. Dieses Hinderniß wurde indeß dadurch aus dem Wege geräumt, daß der Prinz den Geheimrath Darjes ersuchte, das Buch übersetzen zu lassen und das Fertige nach und nach einzuschicken. Darjes würdigte dieses an ihn in den freundschaftlichsten Ausdrücken ergangene Ansuchen so sehr, daß er trotz seiner vielen Geschäfte die Uebersetzung selbst übernahm und mit vielen Beispielen und Anmerkungen vermehrte. So entstand Darjes „Weg zur Wahrheit“, der aber erst mehrere Jahre nach dem unverhofft erfolgenden Ableben des Prinzen im Druck erschien [5]). Die Vorrede enthält auch das Urtheil dieses Philosophen über den Charakter des mir ewig unvergeßlichen Fürsten und Darjes Liebe für mich, seinen ehemaligen Zögling.

Die von Hellwig angedeuteten Stellen des schon selten gewordenen Buches werden wir hier folgen lassen dürfen:

„Ich habe vor einigen Jahren — bemerkt Darjes zur „Ursache dieser Uebersetzung und Erläuterung“ — das mir unschätzbare Glück genoßen, von Sr. Kgl. Majestät (Friedrich d. Gr.) in philosophischen Wissenschaften geprüfet zu werden. Der nunmehro hochseelige General Prinz Wilhelm von Braunschweig und Lüneburg war mit gegenwärtig, und meine Beantwortung erweckten in diesem ein Verlangen, diejenige Lehrart kennen zu lernen, die ich in diesem meinen Buche beschrieben habe. In Königsberg in der Neumark, als woselbst das Regiment des Prinzen stand, war einer von meinen geschicktesten Zuhörern, der jetzige Lehrer der Mathematik in Braunschweig, Herr M. Hellwig gegenwärtig. Sr. Durchlaucht erwählte diesen zu seinem gelehrten Umgang, und er muste mit demselben meine ersten Gründe der Mathematik durcharbeiten, weil es der Prinz gehöret, daß ich in diesen ersten Gründen die von mir beschriebene Lehrart sinnlich gemacht. Dieß Geschäffte würkte mir mit dem Durchl. Prinzen einen gelehrten Briefwechsel, dessen Inhalt sich mehrentheils mit solchen Dingen beschäfftiget, die etwas in der Lehrart erläutern. Es ist gewiß, es war die Begierde dieses Herren, nicht das zu wißen, was andere gewust, sondern das was andere gewust, als ein Erfinder zu wißen, sehr lebhaft. . . . . . Es ist gewiß, daß der nunmehro

5) Weg zur Wahrheit, auf Verlangen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert. Frankfurt a. d. O., 1776.

Hochseelige Prinz dieß Geschäffte mit einem solchen Eifer betrieben, daß, da er, bey seiner Abreise in das damalige Lager der Russischen Völker, mir die Gnade erwieß, von mir den Abschied zu nehmen, er mir unendlich viele Beyspiele gezeiget, welche die Würkung eines unermüdeten Fleißes, das Vermögen der Seele, systematisch denken zu können, zu erwecken. Er ging so weit, daß, da ich Ihm auf sein Verlangen einige Lehrbegriffe der Religion nach dieser systematischen Lehrart entwickelte, er mich umarmte. Hievon könnte ich vieles erzählen, wenn es die Absicht, warum ich dieß schreibe, erfoderte".

Hellwig fährt dann in seinen Aufzeichnungen folgendermaßen fort:

Es entging mir in der Folge die Spur eines Trübsinns des Prinzen nicht, dessen Ursache sich bald aufklärte. Elisabeth, die Kronprinzessin von Preußen, Schwester des Prinzen, wurde von einer Prinzessin, der nachherigen Gemahlin des Herzogs von York, entbunden, wozu ich dem Prinzen meinen Glückwunsch abstattete [6]). Ich erhielt zur Antwort: „Die Geburt eines Prinzen würde meine Schwester und mich sehr glücklich gemacht haben; die Geburt einer Prinzessin wird das Gegentheil bewirken". Man wußte, daß Friedrich der Große der Geburt eines Prinzen mit großer Sehnsucht entgegensah, und ich erklärte mir nun die schwarze Aussicht meines Gönners so, daß er überhaupt an männlichen Nachkommen der königlichen Familie durch seine Schwester zweifle. Der Prinz bemerkte meine Theilnahme an seiner Niedergeschlagenheit und durchdrungen von dem Bedürfnisse, seinem beklommenen Herzen durch eine Mittheilung der Gründe seines Kummers Luft zu machen, erhielt ich den Beweis seines unbegrenzten Vertrauens. Das bei dieser Gelegenheit und in dem Verlaufe dieser Sache mir Mitgetheilte gehört nicht wesentlich zu meinem Lebenslaufe, bleibt also unberührt. So viel kann ich indessen versichern, daß der Prinz bei der Einmischung in diese Angelegenheit den strengsten Gesetzen der Moral, deren Beobachtung er auch dem Fürsten, also auch sich selbst nicht erlassen konnte, gemäß handelte.

Ob nun gleich die dabei beobachteten Gesetze der Klugheit mit denen der Moral meiner Ansicht nach bei dem Prinzen in dem schönsten Einklange standen, so mochte doch dem Könige das Eintreten des Prinzen für seine Schwester so wenig einleuchtend sein, daß er auf denselben einen Groll warf, dessen Wirkungen — wie der Prinz vorhersah — auch auf das ihm anvertraute Regiment fallen sollten.

Diese Wirkungen der Ungnade wurden gemeinlich bei den Revüen sichtbar, und die Gelegenheiten dazu von dem Könige selbst veranlaßt. Durch heftige Ausfälle auf einige Officiere des Regiments verwirrte der König mehrere, und so erreichten S. Majestät ihren Zweck, einen Schein der Gerechtigkeit für sich zu gewinnen, dem Chef des Regiments, dem Commandeur und anderen Officieren desselben durch Einschub wehe zu thun. Für den großen Mann ein harter Vorwurf! der aber in der ganzen Armee als richtig angenommen war und mit einer Thatsache belegt werden soll. Ich nehme sie — wenn ich nicht irre — aus Schmettau's „Briefen eines alten Officiers, die Charakterzüge Friedrich's des Einzigen betreffend", 2 Theile, 1770. Dies Werk besitze ich nicht selbst, es sind mehr als 30 Jahre verflossen, daß ich es mit vielem Interesse las und das Wesentliche davon noch behalten habe.

Dem General von Katzler, Chef eines Cavallerie-Regiments in einer Garnison nicht weit von Berlin, schrieb der König, „er höre, daß in seiner Garnison häufig Bälle gegeben und von den Officieren seines Regiments fleißig besucht würden, welches dem Dienste sehr nachtheilig sein könne". Der General antwortete: Seine Officiere versäumten nichts, um sich in ihrem Dienste immer mehr zu vervollkommnen. Er habe also noch keine Ursache gehabt, diese ihre Vergnügungen einzuschränken. Der König erwiderte, daß er das Regiment mustern wolle und bestimmte dazu genau Zeit und Ort. Der König befand sich zeitiger an dem bestimmten Orte und machte schon einige, dem General unangenehme Anmerkungen darüber. Der General zeigte dem Könige seine Uhr und bewies, daß er mit dem Regimente noch zeitiger an dem Orte eingetroffen sei, als befohlen worden. Die mögliche Verschiedenheit des Ganges der Uhren kam weiter nicht in Anregung. Die Manöver nahmen ihren Anfang, der König mischte sich so darein, daß der General eine Unordnung befürchtete und dem Könige mit vieler Freimüthigkeit sagte, „daß auf der Kanzel und auf dem Exercierplatze nur einer sprechen müßte". Diese Bemerkung nahm — zur Ehre des Königs sei es gesagt — der Monarch sehr gelassen auf; auch hat man nicht gehört, daß sie dem Regimente nachtheilig geworden sei.

Mit der Handlungsweise des Königs bekannt, wendete der Prinz alle Sorgfalt an, das Regiment wohl vorbereitet zur Revüe zu führen; dem unerachtet erfolgte, was er vorher gesagt hatte. Sobald das Regiment in sein Standquartier zurückgekehrt war, schickte der König einige höhere Militärs, darunter den General von Möllendorf, um dasselbe nachzuexercieren! Den Obersten versetzte der König zu einer anderen Truppe und schob von einem dritten Regimente einen Commandeur ein, wodurch alles Avancement beim Regimente des Prinzen in Frage kam. Ohne die offenbarste Ungerechtigkeit konnte Major von Görne, mein Principal, darunter nicht leiden, er wurde vom König abberufen und zum Generalintendanten für Berlin ersehen. Gewiß erinnerte sich der König der großen Verdienste dieses Mannes in der Schlacht bei Liegnitz. In dieser befehligte der Major das äußerste Bataillon eines Flügels der Armee, der durch das Terrain gedeckt war; beim Fortrücken des Heeres verlor sich diese Deckung plötzlich, welchen Umstand die österreichische Reiterei benutzte und diesen Flügel mit der größten Heftigkeit anfiel. Durch eine schnelle Frontenveränderung seines Bataillons hielt Major von Görne den Feind so lange auf, daß durch eine hinzugekommene

6) Prinzessin Elisabeth (Christine Ulrike), geb. 8. Nov. 1746 und am 14. Juli 1765 mit dem späteren König Friedrich Wilhelm II. vermählt, gebar am 7. Mai 1767 eine Tochter Friederike, die am 29. September 1791 dem Herzoge Friedrich von York die Hand reichte. Elisabeth's Ehe wurde im Jahre 1769 geschieden.

Unterstützung die beabsichtigte Aufrollung dieses Flügels vereitelt wurde, die leicht den Verlust der Schlacht hätte zur Folge haben können. Mein Principal erhielt dabei sechs Wunden, theils am Kopf, theils an der rechten Hand, die so zugerichtet wurde, daß er nachher mit einer ganz anderen Stellung der verkrüppelten Finger schreiben mußte.

Der Prinz ging nun nicht wie gewöhnlich nach der Revüe zum Könige nach Potsdam, sondern blieb bei dem Regimente in Königsberg. Der Oberst von Görne mußte aber seinen Wohnsitz in Berlin nehmen, so daß meine Trennung von dem liebeswürdigen Fürsten unabänderlich schien. Schon hatte ich mich in diesen Gedanken gefunden, als er mir ganz unerwartet den Antrag stellte, fortan ganz in seine Dienste zu treten. Es entstand hieraus ein nicht geringer Zwiespalt meines Innern, da sich meiner Neigung, dem Antrage des Prinzen zu folgen, das Gefühl der Verpflichtung gegen die Görne'sche Familie entgegenstellte, worüber ich den Prinzen nicht in Unkenntniß ließ. Der innere Kampf wurde für meine Wünsche entschieden, ohne daß ich meine Grundsätze hätte aufopfern müssen. Der Prinz hatte schon vorher Rücksprache mit meinem Principale genommen und ihm versprochen, für die Einstellung meiner beiden Zöglinge in die Ecole militaire zu sorgen, wenn er mich ihm völlig überlassen wolle. Dies geschah, auch wurde das Versprechen erfüllt, sobald die Zöglinge das erforderliche Alter erreicht hatten. Ueberdies verwilligte der Prinz ein Verbleiben in meiner bisherigen Stelle, bis dieselbe wieder durch einen anderen Hofmeister besetzt sein würde. Ich reiste also mit der Görne'schen Familie 1769 nach Berlin ab, unterhielt mich in einem sehr fleißigen Briefwechsel mit dem Prinzen und kehrte nach einigen Wochen zu ihm nach Königsberg zurück, nachdem meine Stelle bei meinen Zöglingen von Darjes durch einen seiner Schüler wieder besetzt war. Der Prinz empfing mich mit sichtbarer Freude; setzte seine Bemühungen, seine mathemathischen Kenntnisse zu erweitern, mit dem größten Eifer fort, und zeigte mir oft, wie die vorgetragene Theorie auf die Praxis im Militär anzuwenden sei.

Ein Krieg zwischen den Russen und Türken erregte in ihm den Wunsch, einen Feldzug zu machen, wozu auch die Erlaubniß vom Könige und seitens seiner Familie erfolgte. Die Trennung im Jahre 1770 war mir sehr schmerzhaft, und das umsomehr, als mein Gönner sein inneres Vorgefühl, aus dem Feldzuge nicht zurückzukehren, mir gar nicht verhüllte. Daß er mich seinem durchlauchtigsten Herrn Vater in seinem Testamente auf diesen Fall bestens empfohlen habe, unterließ er nicht zu bemerken.

Er nahm, begleitet von dem braunschweigischen Major Mengen, den Weg durch Polen [7]), der wegen der Dissidenten-Bewegung keineswegs sicher war. So war es erklärlich, daß kurze Frist nach der Abreise das Gerücht entstand, der Prinz sei in ein Zusammentreffen polnischer Parteien verwickelt und hierbei getödtet worden. Daß diese Nachricht zum Glück jeder Grundlage entbehrte, stellte sich bald heraus, und auf die Beschreibung der Unruhe, die sie hervorgerufen, empfing ich noch aus Polen eine scherzhaft gehaltene Antwort meines Gönners, welche annehmen ließ, daß seine bei dem Abschiede geäußerte schwarze Ahnung ein lieblicheres Colorit angenommen habe. Auch schrieb mir der Prinz, daß er unterwegs vom Könige das Patent als General-Major erhalten hätte, was vielleicht ein Anzeichen sei, daß sich der Zorn des Königs gemindert haben möchte. Er gelangte rechtzeitig bei der russischen Armee an, um an den ersten Schlachten des mörderisch geführten Krieges sogleich Antheil nehmen zu können.

Im August 1770, einige Tage nach dem für die Russen siegreichen Treffen am Kagul, schrieb er aus dem russischen Lager, daß sein Name bei Russen und Türken zu einigem Ansehen gekommen sei und daß er sich weiteren Kriegsglückes versehe. Dieser mich höchlichst erfreuenden Nachricht folgte indessen sehr bald eine der schmerzhaftesten meines Lebens: der Prinz starb den 24. August 1770, im Alter von 25 Jahren, an einer heftig aufgetretenen Lungenentzündung.

In der oben erwähnten Schlacht hatte die türkische Reiterei ein russisches Quarré gebrochen. Der Prinz — so erfuhr man — sammelte einige Reiterei, setzte sich an die Spitze derselben, folgte den Türken in das Quarré, ließ es schließen, und alle in dasselbe eingedrungenen Feinde wurden niedergemacht. Bei dieser Attaque hatte sich der Prinz dermaßen erhitzt, daß eine Entzündung der Lunge erfolgte, die nach wenig Tagen sein schönes Leben endete. Welch ein harter Schlag für die durchlauchtigsten Verwandten des Prinzen, für die Officiere seines Regiments, für seine Dienerschaft und für alle, die seinen erhabenen Geist und schönes Herz kannten und zu schätzen wußten und nun seines Umgangs entbehren mußten!

Nachdem der entseelte Körper in der Familiengruft zu Braunschweig beigesetzt war [8]), erschien der Major Mengen in Königsberg, um die Angelegenheiten des Verstorbenen zu ordnen. Den im Dienste des Prinzen gewesenen Personen wurde ein Vierteljahrsgehalt zugewiesen, doch unter dem Bedeuten, daß Aussichten auf Anstellungen in Braunschweig nicht eröffnet werden könnten. In Ansehung meiner contrastirte dies sehr mit der Zusicherung des Prinzen, mich seinem durchlauchtigsten Vater angelegentlichst empfohlen zu haben. Daß dies auch geschehen sei, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Im Verdruß über die willkürliche Art der Abfertigung unterließ ich indeß alle mir angerathenen Schritte, die vielleicht die Erfüllung jener Zusage des Verstorbenen sogleich bewirkt hätten. Ein Officier vom Regimente, der Capitain von Grolmann, der in Soldin bei dem zweiten Bataillon stand, that mir den Vorschlag, sein Hausfreund zu werden, und so lange bei ihm zu bleiben, bis sich für mich eine mir gefällige Anstellung finden würde. Er war ein sehr gebildeter, rechtlicher Mann; daher ich dieses Anerbieten gerne

7) Unterm 23. Mai wird aus Warschau gemeldet, daß der Prinz dort eingetroffen sei. Neue Braunschw. Zeitung vom 11. Juni 1770, № 88.

8) Es geschah dies am [illegible] 12. December 1770. Neue Braunschw. Zeitung [illegible] 00.

annahm. Capitain von Grolmann war verheirathet und hatte zwei Kinder, die ich, so lange mein Aufenthalt in der gastfreundlichen Familie währte, mit vieler Freude unterrichtete.

Die nach und nach in Braunschweig erfolgte Anstellung der Dienerschaft des seligen Prinzen legte mir in dieser Lage den Gedanken nahe, an den regierenden Herzog von Braunschweig zu schreiben und um eine Anstellung in seinem Lande zu bitten. Das kaum Gehoffte trat ein: sehr schnell erhielt ich die Antwort, auf des Herzogs Kosten nach Braunschweig zu kommen, wo sich zu meiner Anstellung wohl etwas finden werde, es sei meiner in dem Testamente des hochseligen Prinzen rühmlich erwähnt worden.

Dankbarst trennte sich nunmehr Hellwig von der Grolmann'schen Familie, die ihn so freundschaftlich aufgenommen hatte, begab sich, um Abschied von seinen Angehörigen zu nehmen, nach Garz und Prenzlau und reiste in den letzten Decembertagen des Jahres 1771 aus Berlin nach Braunschweig ab. Hier hat er dann in den folgenden Jahrzehnten eine sehr verdienstvolle Thätigkeit entfaltet. Zunächst als Hofmathematikus und Lehrer der Mathematik an dem Pageninstitute, seit 1773 auch an den beiden Gymnasien Katharineum und Martineum. Im Jahre 1779 wurde er Pagenhofmeister, 1790 Professor, 1803 Hofrath und Lehrer am Collegium Carolinum. Am 5. Januar 1822 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum, bei dem die Verehrung und Dankbarkeit, die ihm in weitesten Kreisen gezollt wurden, deutlich zum Ausdruck kamen. Er setzte seine Lehrthätigkeit auch jetzt noch fort bis zu seinem Tode, der ihn erst am 10. September 1831 ereilte.

Die Einzelheiten über Hellwig's Leben und Wirksamkeit, aus der wir nur die Erfindung des Kriegsspiels und die Stiftung des Sterbecassen-Instituts und der Braunschw. allgemeinen Wittwencasse neben seiner Lehrthätigkeit und seinen wissenschaftlichen Arbeiten hervorheben wollen, sind in dem bereits genannten Aufsatze, der 1836 in den „Zeitgenossen" erschien, auf Grund seiner eigenen Aufzeichnungen eingehend geschildert worden. Wir wollen diesen nur noch den Bericht entnehmen, den er über einen dem Staatsminister Schrader v. Schliestedt 1773 abgestatteten Besuch gegeben hat, da dieser noch nicht veröffentlicht ist, für jenen verdienten Beamten aber einiges Interesse bietet. Hellwig hatte ihm bei seiner Ankunft in Braunschweig seine Aufwartung nicht gemacht, da er dienstlich mit ihm in keiner Beziehung stand. Als es sich um die Uebernahme des Mathematikunterrichts an den Gymnasien handelte, hatte der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand Hellwig gerathen, sich deshalb besonders auch an Herrn v. Schliestedt zu wenden, zu dessen Departement diese Angelegenheit gehöre. Hellwig fährt dann in seinen Aufzeichnungen fort:

Ich behielt aus dieser Unterredung mit dem Erbprinzen die Aeußerung des Herrn Geheimrath von Schliestedt, daß er mich nur bei Hofe gesehen habe, mich also nicht weiter kenne, und merkte jetzt erst, daß meine früher geäußerten Ansichten, meine Aufwartung über die Grenzen des Departements, wozu ich gehörte, nicht auszudehnen, irrig gewesen sein möchten. Ich beeilte mich daher, Sr. Excellenz meine Aufwartung zu machen. Dies geschah den Tag darauf Morgens um 10 Uhr: ich wurde sogleich vorgelassen, statt daß man sonst lange antichambriren muß, und fand den Herrn Geheimrath in seinem Arbeitszimmer, ganz umgeben von Acten-Stößen und zahlreichen einzelnen Schriftstücken, dergleichen mir in einem Geschäftszimmer noch nie vorgekommen war. Hier glaubte ich einen, dem Ceremoniel sehr ergebenen Mann anzutreffen, der von seiner Höhe demgemäß auf einen Sollicitanten stolz herunter sehen würde. Von diesem Gedanken kam ich aber sehr bald zurück. Meine Entschuldigung, dem Herrn Geheimrath meine Aufwartung noch nicht eher gemacht zu haben, wurde mit einer Humanität beantwortet, die mir aus seinem Herzen zu kommen schien. Er zog einen Stuhl herbei und nöthigte mich zum Sitzen. Ich faßte Muth, da die Ehre der Sitzung mir hier bei einem hohen Staatsdiener noch nicht geworden war. Nun fing das Examen an. Die Fragen gingen von meiner Herkunft aus, zu den Bildungsanstalten, die ich besucht hatte, über. Die an mich gethanen Fragen wurden meistentheils so gestellt, daß ich über viele Gegenstände mein Urtheil abgeben mußte. Gegenstände, von welchen ich Kenntnisse auf dem Amte Neuendorf erhalten haben konnte, schienen S. Excellenz am meisten zu interessiren.

Die Unterredung dauerte wohl eine gute Stunde und schloß mit der Versicherung des Herrn Geheimrathes, daß zur Erfüllung meiner Wünsche geschehen würde, was möglich sei.

Das Wohlwollen des Vorgesetzten, das Hellwig hier gewann, hat er auch unter seinen Nachfolgern sich zu erhalten gewußt. Zu seinem 50jährigen Amtsjubiläum am 5. Januar 1822 sprach ihm das Herzogliche Staatsministerium in ehrenden Worten seine volle Anerkennug aus. Dem Dankschreiben, das Hellwig darauf einsandte, entnehmen wir die schönen Worte, die für sein Wesen und Wirken bezeichnend sind:

„Wenn der Staatsdiener als solcher seine ihm auferlegte Pflicht treu erfüllt, so hat er nur seine Schuldigkeit gethan. Stiftet er etwas Gutes außerdem als Mensch, so hat er mit dem Zwecke seines Daseins auch seine eigene Vervollkommnung und eine Zufriedenheit mit sich selbst bewirkt".

Volksreime,

gesammelt von Otto Schütte.

In der fünften Nummer des Magazins vom Jahre 1898 habe ich eine Anzahl Volksreime veröffentlicht, deren Inhalt größtentheils eine lange Beobachtung des menschlichen Lebens voraussetzt. Ich will heute wiederum aus meiner Sammlung einige mittheilen. Der Volksreime giebt es eine unzählige Menge; sie sind fast alle gedankenreich und zeigen eine praktische Lebensweisheit, entbehren aber auch theilweise des Scherzes und Spottes nicht. Ich habe sie möglichst nach dem Lebensalter des Menschen geordnet, in dem oder für das sie angewendet werden, die allgemeineren Inhalts folgen am Schlusse.

Wat ik als Pate dik verehre,
Dat ehre un mehre!
Ik segge dik wahr:
Dine Hand is klar.
Ik segge dik wat:
Dine Hand is natt.
Wetste noch von te Jahre?
Zuppe, zupp' in de Haare.
Wer täuwen kann,
Kriegt sinen Mann.
Ole Liebe rost nich,
Un wenn de nie bet Deuwels is.
Frien is kein Pêrekop,
Mäken, dau de Ogen op.
Frien is kein Gottbescheren,
Frien is en Hebbekerna (= habe dich danach).
Wat mik is tauedacht,
Wart mik int Hus ebrocht.
Wer en Mäken von en Danzboden frît
Un et Koren an de Vorwete besit,
Dä wart meistendeils bedrogen.
Jung efrît
Hat noch keinen erüt,
Aber dat e frît hat.
Ach du leiber Teit,
Härr' ik nich efreit!
Mutter et hat witt esnit
Härr' ik vor en Jahr efrît
Härr' ik nu en Mann,
Hêt ik nu Madame.
Du
Is tru.
Ê de Fule tweimal geit,
Slêpet e, dat ne de Buk wei deit.
Mine Mutter meint, ik spinne nich,
Schnurre geiht de Wocke,
Sitt de Flöh im Himme nich,
Sau sitt se aber im Rocke.
Vor Johannich wart en jäl,
Na Johannich bleikt en wär.
Martin Luther,
Denn gift de Bure et letzte Futter [1]).
Martin Bischof,
Denn slût de Bure en Disch op.
Ik hebbe hört, ji het eslacht
Un mik mit ne litje Wost bedacht,
Eine von de fetten,
Dä sall de Slächter nich wetten,
Eine von de dicken,
Dä stäk ik in de Ficke,
Eine von de dünnen,
Dä wickl' ik in en Plünnen.

1) d. h. am Martinstage bekommt das Gesinde, das den Dienst wechselt, die letzte Mahlzeit.

Wenn 't ute is,
Wenn 't alle is,
Bescheret Gott mehr.
Wenn 't eine Swin dot is,
Steit et andre vor de Dör.
Stil dik wat,
Denn haste wat,
Aber lat jedem dat Sinige.
Ik danke sehr,
Mik lüst nich mehr,
Ik bin vergnügt, sau dicke.
Kal
Deit sinen Tal,
Aber de Drespe (= ausgewässertes Korn),
Dei verlet den Buer im Neste.
De Buer wart êr gris
Ê e wart wis.
Un wenn en so olt ward wie ne ole Kan,
Denn mot en leren immertau.
Slap waul (= wohl),
Itt Speck un Kaul (= Kohl).
Sau genau, segt Mumme,
Kost sik en Hus, un et fallt umme.
Nabersche, mak et Fenster tau,
De Bure, dä is im Kraug,
Ja, din steit alle Dage open,
Deshalb is din Mann ok alle Dage besopen.
Ostern um Twölwe is alles Water Win,
Un du, Mäken, bist min.
d. h. das Mädchen, das beim Osterwasserholen spricht, fällt in die Hand des Teufels, so wurde es mir erklärt.
Bim bam bälam,
De Auhr sleit de Klocke an.
Bim bam bälam,
Buer, bind den Hund an,
Dat e mik nich biten kann,
Bit e mik, verklag' ik dik,
Dusent Daler kost et dik.
Bim bam bälam,
De Klockemann is dote,
Liget in de Rote,
Wie willt ne belüen,
Hei sall uns nich mehr brüen,
Wie willt ne begraben
Mit Schüffeln un mit Spagen.
Böddeker, Böddeker, bum, bum, bum,
Sleit sine Fru im Huse rum
Ut de Küche in de Kamer
Mit en groten Böddekerhamer,
Sleit se mit en Reim umt Lif,
Ach wat schrit dat Böddekerwif.
De Kuckuck un de Sebensteren
Seiht sik enander im Wege nich geren.

Diesen Versen liegt die Thatsache zu Grunde, daß das Siebengestirn für uns nicht sichtbar ist, wenn der Kuckuck ruft. Daran hat man nun die Sage geschlossen, der Kuckuck und das Siebengestirn sei ein geschiedenes

Ehepaar. Bei der Scheidung habe er ihr gewünscht, sie solle am Himmel scheinen, und sie ihm, er solle zeitlebens seinen Namen rufen.

Daß man sich auch nicht scheut, an Gesangverse und Bücher der Bibel Verse anzuknüpfen und bei aller Verehrung auch den Prediger in den Volksreimen reden zu lassen, mögen folgende Reime beweisen:

Nun ruhen alle Wälder,
Ole Halsche sitt im Felder
Un plocket de Gäuse wat.
Düse verdammten Deuwelskröten
Willt düt schöne Futter nich fröten,
Jüch sall de Hund noch wat deuweln.

Dat erste Bauk Moses dat tweite Kapitel,
Un danzt mine Mutter, dann flügt de Rakitel.

Fünf Bücher Moses,
Das Buch Josua,
Das Buch der Richter
Flicket sinen Trichter,
Das Buch Ruth
Ritt ne weder kaputt.
Zwei Bücher der Könige u. s. w.
Et Stücke in'n Tornister.

Das Buch Ruth,
Dine Hose is kaputt.

Tito taum dridden Capitel,
Meyer, bör mal up dinen Kittel.

Ich predige euch das Wort Gottes klar und rein,
Rein, rein soll auch mein Zinskorn sein.
Drespen, Kahl und Vogelwicken
Sollt ihr mir durchaus nicht schicken.

Es ist hier keiner confirmirt,
Auch kein einziger kopulirt,
Gestorben ist der keins,
Geboren ist nur eins,
Und das gehöret mir,
Da krieg ich leider auch nichts für.

So hat es dem Pastor das ganze Jahr an Nebeneinnahmen gefehlt.

Bücherschau.

Alex. Wernicke, Meister Jacob Böhme. Ein Beitrag zur Frage des nationalen Humanismus. Beilage zum Jahresberichte der Städtischen Oberrealschule zu Braunschweig von Ostern 1898. (Braunschw., 1898). 37 S. 4°.

Der Verfasser von „Cultur und Schule“ bietet hier den Vortrag, den er s. Zt. zur Böhmefeier in Braunschweig gehalten hat, in etwas erweiterter Fassung und bezogen auf die modernen Culturprobleme dar. Die Grundgedanken sind folgende:

Der beschauliche Idealismus vergangener Tage ist abgelöst durch den thätigen Idealismus unseres Geschlechts mit seiner hellen Freude an der schaffenden Arbeit. Das deutsche Volk hat den Pfad zurückgelegt, den Goethe seinen Faust wandeln läßt: aus dem Studirzimmer, „wo selbst das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht“, ist es hinaus getreten „in das Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit“. Freilich thut es gerade einem solchen Geschlechte Noth, immer wieder von der bewegten Oberfläche seines Lebens den Pfad in die unbewegte Tiefe zu suchen. Aber dieser Pfad führt es heute nicht mehr in die Tiefe einer erträumten Menschheit, auch nicht zu der ideal gestalteten Vergangenheit eines todten, fremden Culturvolkes, sondern in die Tiefe des lebenden und schaffenden, in die Tiefe unseres Volkes. Zu den Großen unseres Volkes sollen wir uns wenden, um an ihnen zu begreifen, was uns selbst Noth thut für das Verständniß unserer wogenden Zeit und für die Arbeit der kommenden Tage.

„Aus der Tiefe steigen die Befreier der Menschheit“. Zu den Großen unseres Volkes gehört auch der ehrsame Meister der Görlitzer Schuhmachergilde, Jacob Böhme. Nach Luther wieder der erste große deutsche Stilist, ist er mit seiner schwärmerischen Gottessehnsucht der beste Schüler der Meister Eckhart und Tauler, ist er mit seiner großen Persönlichkeit der Lehrer der Leibniz, Spener und Francke, der Jacobi, Novalis und Fr. v. Schlegel geworden. Ja, selbst Immanuel Kant steht, wenn man nur sein Glaubensbedürfniß über seiner Wissenserkenntniß nicht übersieht, mit Böhme in engster Verwandtschaft. Für Böhme ist Religion nicht Lehre, sondern Wiedergeburt; und Glauben ist nicht Anerkennung historischer Fakta, sondern inneres Erlebniß. Solches Erlebniß aber führt zu thätiger Liebe. Christenthum ist Gottesliebe und Nächstenliebe.

Der Verfasser führt nun die Böhme'sche Philosophie weiter aus und prüft sie auf die Keime der späteren idealistischen Denker. Er hebt besonders in der idealistischen Auffassung von Raum und Zeit die Aehnlichkeit der Kantischen Gedanken, in der bedeutungsvollen Stellung des Willens bei Böhme die Aehnlichkeit des Schopenhauer'schen Systems hervor; „setzt man in Schopenhauer's System statt des vernunftlosen Willens den lebendigen und persönlichen Gott Böhme's ein, so verwandelt sich jenes System in die Philosophie des Görlitzer Meisters“.

Die Wernicke'sche Schrift zeichnet sich aus durch ihre Beziehungen auf die großen Bewegungen der Gegenwart, noch mehr vielleicht durch die lichtvolle Klarheit, mit der sie das wegen seiner Schwierigkeit und Dunkelheit verrufene System Böhme's auch dem philosophisch ungeschulten Leser deutlich und verständlich vor Augen stellt. E. Witte.

Richard Diestelmann, Joh. Bernh. Basedow. A. u. d. T.: Große Erzieher. Eine Darstellung der neueren Pädagogik in Biographien. Band 2. Leipzig, R. Voigtländer 1897. 110 S. 8°. 1 ℳ 25 ₰, geb. 1 ℳ 60 ₰.

Der Verfasser entwirft von dem Leben und Wirken Basedow's ein anschauliches und lehrreiches Bild. Da die philanthropische Richtung, der B. „als einer der kühnsten Vorkämpfer im Kampfe für Menschenrechte und Menschenwürde, für Wahrheitstreue und Geistesfreiheit“ vor Allen freie Bahn schaffte, im Erziehungswesen unseres Herzogthums von besonderer Bedeutung

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] Zeitung. [illegible]

④

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 6. 12. März **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Der Abt Häseler und seine Familie.

Von Johannes Beste.

Am 26. April 1897 waren hundert Jahre verflossen, seitdem der Abt Häseler in Holzminden die Augen für dieses Leben schloß. Der Tag ist vorübergegangen, ohne daß das Andenken des ehrwürdigen, kraftvollen Mannes irgendwie erneuert wurde. Möge nun nachträglich gestattet sein, das Bild des Verewigten zu zeichnen und zugleich einen Blick auf seine Familie zu werfen, die aus unscheinbarer Stellung zu hohem Ansehen emporstieg.

Im Jahre 1604 wurde der Bäcker aus Goslar, Henning Heseler (so war die älteste Schreibweise des Namens) als Neubürger in der Altstadt zu Braunschweig angenommen. Er kaufte das Bäckerhaus Kannengießerstraße Nr. 37 und wurde am 23. April 1610 mit Maria Warnecken, Tochter des Bürgers und Gärtners Carsten Warnecken, in der St. Michaeliskirche copulirt. In den Jahren 1611—1626 ließ er in der St. Ulricikirche 10 Kinder, 6 Söhne und 4 Töchter, taufen. Unter den Söhnen ist der jüngste, Valentin, geboren am 17. August 1624, besonders bekannt geworden. Er studirte in Königsberg und Helmstedt Theologie und wurde im Jahre 1653 zum Pastor an der St. Michaeliskirche berufen. Nachdem er dieses Amt 25 Jahre lang mit großer Treue verwaltet und Jedermann mit einem gottseligen exemplarischen Leben vorgeleuchtet, ist er am 26. September 1678 als Subsenior des geistlichen Ministerii selig entschlafen und am 2. October in der Michaeliskirche begraben [1]). Seine ihn überlebenden 3 Söhne waren nach Rehtmeyer später angesessene Bürger der Stadt Braunschweig. Nach mehreren Kirchenbuchsnotizen sind die noch jetzt in Braunschweig lebenden Häselers mit großer Wahrscheinlichkeit als die Nachkommen des Bäckers Henning Heseler bezw. des Pastors Valentin Heseler zu betrachten. Es ist bemerkenswerth, daß der namhafte Litterarhistoriker Karl Barthel (geboren zu Braunschweig am 21. Februar 1817, gestorben daselbst am 22. März 1853) dieser Familie entstammt. Seine Mutter, Johanne Dorothee Karoline, geboren am 4. December 1799, war eine Tochter des Graveurs Johann Karl Häseler.

Im Jahre 1621 wurde auch dem Bäcker Hans Heseler aus Goslar das Bürgerrecht in der Altenwiek ertheilt. Er erbaute sich im Jahre 1629 das Haus Nr. 15 auf dem Steinwege und ließ dasselbe mit der Inschrift versehen: „An Gottes Sege ist viel gelege". Seit dem Jahre 1882 ist dieses Haus einem Neubau gewichen. Hans Heseler war verheirathet mit Dorothea Kampfers. Bei seinem am 31. Januar 1622 getauften Sohne Henning war der Bäcker Henning Heseler von der Kannengießerstraße Gevatter, weshalb man wohl mit Recht die beiden aus Goslar eingewanderten Bäcker Heseler für Brüder gehalten hat.

Am 2. December 1629 wurde Hans Heseler abermals ein Sohn geboren, welcher bei seiner Taufe in der St. Catharinenkirche den Namen Heinrich erhielt. Heinrich Häseler erlangte die „Braugerechtigkeit" und erwarb in der damals verkehrsreicheren Gegend am alten Petrithore im Jahre 1656 das jetzt Sichler'sche Haus, Bäckerklint Nr. 6 (Nr. 851 und 852) [2]). In demselben Jahre verheirathete er sich mit Gertrud Maria Eltzen aus Celle (geboren daselbst am 17. Mai 1635). Im Jahre 1664 ließ er das Hinterhaus nach dem alten Petrithore zu neu aufführen (Nr. 844, am alten Petrithore Nr. 1) und mit der Inschrift „Heinrich Häseler 1664. Gertrud Maria Eltzen" versehen. Das Ehepaar beging am 3. Juni 1706 seine goldene Hochzeit, welche durch Verordnung des regierenden Herzogs Anton Ulrich höchst feierlich gestaltet wurde. Der Herzog würde etwa um dieselbe Zeit (17. August 1706) die gleiche Jubelfeier selbst erlebt haben, wenn nicht seine Gemahlin, Herzogin Elisabeth Juliane, Prinzessin von Holstein-Norburg, am 4. Februar 1704 im 48. Jahre ihrer Ehe heimgegangen wäre. Nun sollte den getreuen Unterthanen ein Fest bereitet werden, wie es der Herzog sich selber gewünscht hatte. Die Feier begann mit einem

---

1) Ueber Valentin Heseler vgl. den Leichen-Sermon von Caspar Crusius, Hofprediger und Prälat des Klosters St. Crucis, in der Memoria Ministrorum Ecclesiae Brunsvicensis Nr. XXVIII, Stadtarchiv zu Braunschweig. Rehtmeyer's Kirchengeschichte IV, Seite 609 ff.

2) Vgl. die Nachrichten des Herrn Oberstlieutenant Heinrich Meier über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte, Braunschw. Magazin 1897, S. 70, und den Aufsatz des Herrn Cammersecretair H. Bernstorff, zur Geschichte des Häseler'schen Familien-Pocales, Braunschw. Tageblatt 1883, Nr. 98, Beilage.



Beide liegen in der Martinikirche begraben. Auf ihrem Leichenstein wird hervorgehoben, daß sie von ihren 7 Kindern 58 Enkel und 27 Urenkel gesehen hätten[6]). Eine Tochter aus dieser Ehe, Margarethe Elisabeth, vermählte sich mit ihrem Magdeburger Vetter. Der einzige Sohn, dessen Zwillingsbruder gleich nach der Geburt verstorben war, Christoph Heinrich Häseler, geboren am 6. December 1704, gestorben am 30. Januar 1784, der Vater des Abtes, bewohnte gleichfalls als Kauf- und Handelsherr das alterthümliche Haus am Bäckerklinte. Die würdevolle Gestalt dieses Mannes hat uns sein Enkel, Oberappellationsgerichtspräsident, Geheimerath Friedrich Karl von Strombeck (gestorben 19. August 1848) lebendig vor die Augen gemalt[7]). Wir sehen ihn in weißer Allongen-Perrücke, im Hausrocke von dunkelblauem Sammet an dem einzigen großen gewölbten Fenster des Zimmers rechts von der großen Hausflur sitzen und in der Bibel oder in einem Gebetbuche lesen. Zu seiner Seite steht auf einem Tischchen ein Kohlenbecken, damit er seine Pfeife anzünden und mit Bernstein räuchern konnte. Das ganze Zimmer hat von diesem Räuchern einen eigenthümlichen Kirchengeruch. Beständig benimmt sich der Greis mit einem Ernst und einer Würde, wie man sie selten, selbst bei Personen aus den höchsten Standesklassen, findet. Der alte Herr schreibt und spricht Französisch und Italienisch und erscheint in seinem ganzen Betragen den Kindern als ein Wesen aus einer anderen Zeit.

Auf dem Stadtarchive zu Braunschweig befindet sich ein Sekretbuch, darin Christoph Heinrich Häseler 20 Jahre lang seine geheimsten Gedanken eingetragen. Ueber jeder Seite steht in den früheren Jahren „Gott mit uns!“ oder „Mit Gott!“ in den späteren das tiefernste „memento mori!“ Die trockenen Zahlen sind häufig unterbrochen durch kräftige geistliche Liederverse und fromme Gebete. Hier nur eine Probe. Häseler schreibt im Jahre 1762 Seite 31: „Es ist eine Bitte umb die freudigen Gemüthsgaben und umb die edle Gesundheit. Du mein Gott, Dir ist bekannt, daß bishero meine Bücher noch selbst geschrieben und da nun im December 58 Jahre alt werde, so habe bishero einige Schwachheiten und Händezittern bemerket, so mich starke Incommanditäten bei meiner Arbeit verursachet haben, mit dem Anschein, daß auch die Augen etwas nachgegeben. Mein lieber Vater, ist es Dir gefällig, schenke mir doch diese Wohlthaten und Gaben von neuem wieder, damit desto mehr Ursache, Deinen großen Namen davor zu loben, und mit kindlichen Herzen zu danken. Thue mir doch diese Gnade, wenn es Dir nicht zuwider, und friste mein armes Leben begleitet mit einem fröhlichen Herzen und guter Gesundheit nur so lange, wenn es Dir nicht zuwider, bis meine noch übrigen 2 Kinder zu Ehren gebracht, und alsdann, wenn ich lebenssatt, geselle mich zu meinen Vätern und schenke mich Dein ewiges Freudenreich, so mir Dein lieber Sohn Jesus Christus durch seinen blutigen und schmerzlichen Tod, Auferstehen und Himmelfahrt zu wege gebracht, ach thue es in Gnaden, laß mich dann durch einen sanften Tod selig einschlafen, da meine Seele die heligen Engel tragen mögen in den Schooß Abrahams, umb allda in Deinem freudigen Himmel ein ewiges Hallelujah nach dem andern anzustimmen, thue es in Gnaden! Amen, Amen“.

Es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie die Handschrift bei Eintragung der frommen Gedanken von Jahr zu Jahr undeutlicher und zitternder wird. In der letzten vom Jahre 1781 klagt er über Abnahme der Leibes- und Geisteskräfte, insbesondere aber darüber, daß seine Kinder unter sich nicht eins wären und wenig Liebe für ihn hegten, ja lieber wohl ihn tot sähen. In einer vom 22. September 1770 datirten Beilage zu seinem Testamente verbietet er alle Pracht und Staat bei seiner Beerdigung. „Keine Dehle oder Zimmer soll mit Schwarz ausgeschlagen und mit Wachslichtern illuminiret werden[8]); des Morgens früh will ich begraben sein bei meiner seligen Frau auf dem Kirchhofe vor dem Thore. Kein Leichenstein soll für mich verfertiget werden, das kostet nur Geld, die Kirche muß davor bezahlet werden, und kann zu nichts hernach weiter helfen. Ein Wagen mit 2 Pferden kann meinen Körper dahin abfahren, 12 Kurrendenjungens können es verrichten, so haben meine Erben keine Strafen an die Polizei zu bezahlen. Kein Abendessen und Traktement oder viel Lärm soll nicht sein, sondern so stille, als nur möglich, soll man meinen Körper dahin bringen zu seiner sanften Ruhe bis zur Auferstehung am jüngsten Tage und also befehle ich allen meinen Kindern väterlich und dabei ernstlich über dieser meiner hinterlassenen Verordnung und Willen zu halten und sich danach zu richten, meiner Seele aber wolle Gott gnädig sein und dieselbe in seine heiligen Wohnungen einführen. Gott erhöre mich umb seines Sohnes blutigen Leidens und Sterbens willen. Amen“!

Christoph Heinrich Häseler war zweimal verheirathet. Zuerst mit Katharine Margarethe Reiners (gestorben 5. April 1759) und dann mit der verwittweten Pastorin Lübbecke, Johanne Maria Katharine geb. Balke, geb. 1722, gest. 1784. Aus der ersten Ehe entstammten 5 Kinder: 1) Johann Friedrich, der spätere Abt, geboren (nach dem Kirchenbuche zu St. Martini) am 26. Juni 1732, nach seinem Großvater benannt; 2) August Wilhelm, Kaufmann, für welchen der Vater im Jahre 1774 das Haus № 14 an der Gördelingerstraße (später Schraders Hotel) käuflich erwarb. Ueber die finanziellen Schierigkeiten dieses Sohnes hatte der Vater nach dem Sekretbuche (vgl. Seite 129 f.) wiederholt bitteren Kummer. Bei seinem Bankerott im Jahre 1777 erlitt er große Verluste, aber noch schmerzlicher war ihm die Schädigung der Familienehre. Dennoch bittet er im Codicill zu seinem Testamente die übrigen Kinder, gegenüber ihrem Bruder die Barmherzigkeit nicht zu vergessen und es mit ihm wegen der Interessen für die geliehenen Capitalien leidlich zu machen. Auch er sei

6) Schmidt, die St. Martinskirche in Braunschweig, Seite 169 f., Nr. 85.

7) In den Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Braunschweig, Friedrich Vieweg, 1833 I, S. 19 ff.

8) Nach Strombecks Darstellungen S. 22 wurde die Leiche dennoch im Visitenzimmer, mit Kerzen umgeben, auf dem Paradebette ausgestellt.

jederzeit barmherzig gewesen, und zwar öfters zu seinem Schaden. „Doch Gott lebt ja noch, dem ich Euch alle empfehle“. August Wilhelm starb im Jahre 1794. Seine Nachkommen leben im Hamburg. 3) Dorothea Katharine Elisabeth, verheirathet am 16. Januar 1760 mit dem Pastor Christian Wilhelm Schulze an der Schloßkirche zum Grauen Hofe in Braunschweig [9]), später Pastor zu St. Johannis in Magdeburg. Ihr Sohn Christian Heinrich war 1798—1815 Pastor zu St. Andreas in Braunschweig (geboren 30. December 1761, gestorben 18. Mai 1815). 4) Heinrich Häseler, später Kaufherr und Mummenbrauer im Erbhause auf dem Bäckerklinte, Provisor des Stiftes St. Antonii und Christophori, geboren 1742, gestorben 29. November 1809. 5) Christiane Henriette Louise, geboren am 17. September 1746, verheirathet 1769 mit dem Patricier Christoph Georg von Strombeck, von ihrem Sohne, dem Geheimenrathe, in den Darstellungen aus seinem Leben I S. 19 ff. geschildert. Sie starb am 20. August 1807 (vgl. v. Strombeck, Darstellungen I, S. 167).

Man ersieht aus dem Geheimbuche, daß Christoph Heinrich Häseler in sehr günstigen Vermögensverhältnissen lebte. Ein jedes der fünf Kinder erhielt bei seiner Verheirathung 4000 Thaler und dennoch betrug sein Vermögen nach der Bilanz vom Jahre 1781 50284 Thaler. An viele namhafte Persönlichkeiten hat er Geld ausgeliehen. Es befanden sich unter seinen Schuldnern der regierende Herzog Karl I. mit 1257 Thalern (vgl. Jahresrechnung 1764, Fol. 38 und 1770, Fol. 88) und Gotthold Ephraim Lessing mit 206 Thalern (vgl. Jahresrechnung 1773, Fol. 114).

Bei seiner Richtung auf das Geistige und Ewige hatte Christoph Heinrich Häseler den Herzenswunsch, es möchte sein reichbegabter erstgeborener Sohn den Beruf eines Geistlichen erwählen. Dieser ging aus eigener Neigung darauf ein. Im Jahre 1750 bezog er die Hochschule zu Helmstedt, in jener Zeit, da Mosheim als Kanzler nach Göttingen fortgezogen war (1747) und Herzog Karl die seitdem beständig sinkende Akademie durch Errichtung eines theologischen Seminares zu heben suchte. Theologische Vorlesungen hielten dort: Ueber Kirchengeschichte Christoph Timotheus Seidel, erster theologischer Professor, „ein Mann von hellem Geist, schätzbaren Kenntnissen, trefflichen Rednergaben und noch trefflicherem Herzen“ [10]), Anhänger der Halleschen Pietisten A. H. Francke und J. J. Breithaupt, dessen Kraft leider durch Kränklichkeit früh gebrochen wurde, so daß ihm Ernst August Bertling, der 1748 als außerordentlicher und 1750 als ordentlicher Professor der Theologie in Helmstedt angestellt wurde, als Adjunct im Predigtamte beigegeben werden mußte. Bertling war ein Verehrer des Philosophen Wolf und der von ihm ausgehenden Methode, die Wahrheit des Christenthums gegenüber dem englischen Deismus und dem französischen Materialismus gleichsam mathematisch zu beweisen. Ein Haupt dieser Schule war ferner Johann Ernst Schubert, Director des neu errichteten Predigerseminars, seit 1748 Professor in Helmstedt. Er las über Glaubens- und Sittenlehre und übte den nachhaltigsten Einfluß auf Häseler aus, so daß dieser zeitlebens von der sogenannten mathematischen Demonstrirmethode nicht loskam. Alttestamentliche Schriftauslegung vertrat Anton Julius von der Hardt, Professor in Helmstedt 1736—1785, Neffe des in der litterarischen Welt noch bekannteren Hermann von der Hardt. Die neutestamentliche Schriftauslegung besorgte Johann Benedikt Carpzov, seit 1749 Professor der Theologie, der letzte Vertreter lutherischer Rechtgläubigkeit auf der Helmstedter Hochschule. Neben der Theologie trieb Häseler mathematische und physikalische Studien, mit denen er sich auch später im geistlichen Amte bis an sein Lebensende gern beschäftigte. Nach Ablegung der theologischen Prüfungen wurde er im October 1757 seitens des Herzoglichen Consistoriums auf die Pfarrstelle zu Gr. Twülpstedt präsentirt, welche vorher (1735—1757) Ernst Konrad von Brinken [11]), der Erfinder mehrerer physikalischer Instrumente, innegehabt hatte. Der dortige Kirchenvorstand erklärte am 13. November nach abgelegter Probepredigt, „Häseler sei mit solchen Gaben versehen, daß man wünsche, ihn zum Prediger und Seelsorger zu haben“. Aber der damalige Kirchenpatron von Groß-Twülpstedt, Amtmann Johann Heinrich Couring, ein Urenkel des berühmten dort begrabenen Polyhistors Hermann Couring, erhob feierlichst gegen die Ernennung Häseler's Protest. Doch als nach Ablauf

9) Die Wittwe des Herzogs August Wilhelm, Elisabeth Sophie Marie, bekannt durch ihre jetzt in der Wolfenbüttler Bibliothek befindliche Bibelsammlung, welche auf dem Grauen Hofe ihren Wittwensitz hatte, besoldete zwei Hofprediger und machte mit ihrem Hofstaate eine eigene Gemeinde aus, welche dem Gottesdienste in der 1725 erbauten Grauenhofscapelle beiwohnte. Mit dem Tode der Herzogin (1767) wurde diese Hofgemeinde aufgehoben, alle Amtshandlungen wurden in die Burgkirche verlegt, zu welcher sich Herzog Karl seit der Verlegung der Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig (1754) gehalten hatte. Doch predigten die Hofgeistlichen noch in der Schloßcapelle bis zu ihrer Versetzung (1773). Dann mußten die Stadtgeistlichen mit Ausnahme des Dompredigers abwechselnd in der Schloßcapelle predigen, wobei zu ihrer Vertretung in den Stadtkirchen ein Collaborator angestellt wurde. Bald jedoch wurde wiederum ein eigener Hofprediger ernannt, Hartwig Johann Christian Schulz, der im Jahre 1782 die Confirmation des Erbprinzen Carl Georg August vollzog und 1. März 1786 zugleich Consistorialrath wurde (gestorben 30. Mai 1830 im 85. Lebensjahre (Vater des älteren Staatsministers Schulz). Nach dem Tode des Abtes Jerusalem (2. September 1789), der seit 1742 auch Hofprediger gewesen war, wurde Pastor Bartels von St. Martini als Hofprediger angestellt, wozu ihm bereits im Jahre 1784 bei Gelegenheit eines für ihn vortheilhaften Rufes an die St. Nicolaikirche in Hamburg gleichwie auf die Abtei von Riddagshausen und die Probsteien St. Crucis und St. Aegidien vom Herzoge die Anwartschaft ertheilt war. (Vgl. die Consistoralacten.) Er versah dann bis zur Westfälischen Zeit die Gottesdienste in der Schloßcapelle.

10) Hille, Gedenkbuch der Säcularfeier der Reformation Helmstedts, S. 95 f., vgl. auch Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands Bd. IV, S. 174 f., wo auch seine sämmtlichen Schriften angegeben sind.

11) Ueber Brinken vgl. den Aufsatz Bleibtreu's im Hannoverschen Magazin 1791, Stück 13 und von Strombeck's im Braunschweigischen Magazin 1822, Stück 3, Seite 42 ff., Stück 4, S. 49—64.

der verordneten Zeit von 6 Monaten keine anderweitige passende Präsentation erfolgt war, wurde nach dem sogenannten jus devolutionis Häseler zum Pastor zu Gr.-Twülpstedt ernannt, dessen Rittergut später kurz vor seinem Tode in die Hände seines Schwagers von Strombeck überging.

Da das Verhältniß zu der Patronatsfamilie kein erfreuliches wurde, ließ sich Häseler schon am 17. März 1759 als Pastor an die St. Johanniskirche auf der Auguststadt in Wolfenbüttel versetzen, worauf Burghard Johann Andreas von Brinken, der Sohn seines Vorgängers, sein Nachfolger in Gr. Twülpstedt wurde [12]).

In Wolfenbüttel konnte sich Häseler's reichbeanlagte Persönlichkeit voll entfalten. Es bestand dort ein Kreis gelehrter, geistvoller Männer, mit welchen Häseler bald in anregende Verbindung trat. An der Hauptkirche stand als Archidiaconus der würdige Knittel, gleichfalls ein Freund der Mathematik, so daß man oft auf seinem Schreibtische neben der Bibel oder einem Kirchenvater eine algebraische Rechnung liegen sehen konnte, auch wohl ein scherzhaftes Epigramm, denn er war fast immer guter Laune und deshalb ein vorzüglicher Gesellschafter. Vergebens rief man ihn (1758) als Seidel's Nachfolger nach Helmstedt. Die Wolfenbüttler Bibliothek hielt ihn magnetartig fest. Hier entdeckte er (1762) eine Handschrift des Isidor, welche Bruchstücke der Gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas aus dem Briefe des Apostels Paulus an die Römer enthielt. Auch nach seinem Eintritt ins Consistorium bewahrte er dem 11 Jahre jüngeren Häseler ein freundschaftliches Wohlwollen. An die Spitze des Gymnasiums war etwa gleichzeitig mit Häseler's Ankunft in Wolfenbüttel Jakob Friedrich Heusinger getreten (1759), der, obwohl ebenfalls 13 Jahr älter, dem hochstrebenden jungen Geistlichen freundlich entgegentrat. In noch vorgerückteren Jahren stand der damals in Wolfenbüttel lebende, im Jahre 1765 zum Geheimerath und Consistorialpräsidenten ernannte Georg Septimus Andreas von Praun, aus dessen reichem Wissens- und Erfahrungsschatze die jüngeren Freunde hochachtungsvoll schöpften. Zu diesen bedeutenden Männern gesellten sich im Laufe der Zeit andere, die mit Häseler etwa gleichaltrig waren; so der gleichfalls als Mathematiker und Physiker ausgezeichnet tüchtige, im Jahre 1766 zum Conrector des Gymnasiums ernannte Christian Leiste, ferner im Jahre 1773 der neue, gleichfalls sehr gelehrte und vielseitig gebildete Archidiaconus an der Hauptkirche Johann Heinrich Reß, und alle Anderen durch Geistesmacht überstrahlend, der am 7. Mai 1770 als Bibliothekar in Wolfenbüttel einziehende Gotthold Ephraim Lessing, welcher unsern Häseler eines freundlichen Verkehrs würdigte [13]), wofür sich dieser durch Vermittelung des erwähnten Darlehns von seinem Vater dankbar erwies und ihm zeitlebens ein treues Andenken bewahrte, wie er denn noch 9 Jahre nach Lessing's Tode in seinem „Julius" die freudige Hoffnung ausspricht, in der Ewigkeit seinen rechtschaffenen Heusinger und Lessing wieder zu umarmen. (Schluß folgt.)

12) von Strombeck nennt Braunschw. Magazin 1822 S. 58 irrthümlich Burchhard Joh. Andreas von Brinken als unmittelbaren Nachfolger seines Vaters. Nach den Consistorialakten fällt Häseler's kurze Wirksamkeit dazwischen.

13) Vgl. Danzel und Guhrauer, Lessing II S. 598 (2. Aufl.) Friedr. Carl v. Strombeck, Wolfenbüttel und Lessing, Braunschw. Magazin 1844, Stück 9 S. 68.

Wo lag das alte Kloster Walkenried?

Von Gustav Schmid.

Daß die Stätte, wo jetzt noch die herrlichen Trümmer der alten Klosterkirche emporragen, nicht die ursprüngliche Anlage des Klosters Walkenried gewesen ist, war niemals einem Zweifel unterworfen. Im Anfange des 13. Jahrhunderts ist nachweislich das Kloster aus den alten in neue Räume übergesiedelt. Auch ist man bislang eigentlich ziemlich sicher gewesen, wo diese alte Klosterstätte zu suchen sei. Man sah sie an einer Stelle etwa ein Kilometer nördlich vom jetzigen Kloster. Es mag gewagt erscheinen, gegen eine solche allgemeine Annahme mit einer abweichenden Ansicht hervorzutreten. Dennoch glaube ich der Gründe genug zu haben, um diese vertreten und hoffentlich auch als wahr, zum mindesten als höchst wahrscheinlich erweisen zu können.

Prüfen wir zunächst einmal, da gleichzeitige urkundliche Zeugnisse uns fehlen, die Angaben der Chronisten. Sie sprechen allerdings gegen uns. Heinrich Eckstorm sagt in seiner Walkenrieder Chronik (Helmstedt, 1617) S. 65: „Da das Kloster an einer nicht gerade günstigen Stelle lag, so wurde es um die zwei- oder dreifache Weite eines Wurfgeschosses nach Süden verlegt. Die Spuren des „alten Walkenried", wie man nemlich heute noch sagt, zeigen die benachbarten Ueberreste im Walde".

Damit stimmt J. G. Leuckfeld überein, der in seinen Antiquitates Walckenredenses (Leipzig und Nordhausen, 1705) S. 81 von den Mönchen sagt, daß sie des alten Platzes überdrüssig gewesen seien und sich im Jahr 1207 etwas weiter gegen Mittag begeben und „denjenigen Platz zu ihrem neuen Kloster und Kirchen ausersehen hätten, welches noch itzo in seinen Uhrkunden zu sehen ist, wie hiervon die Mönche selbst Zeugnis geben". Den urkundlichen Beweis bleibt Leuckfeld zwar schuldig, er bezieht sich nur auf eine jetzt nicht mehr vorhandene und ihrem Alter nach ungewisse Inschrift des Kreuzgangs [1]), in der die Gründung des Klosters in das Jahr 1127, die Uebersiedelung an die jetzige Stelle in die Zeit um 1200 gesetzt wird, über die Verlegung des Klosters nach Süden aber kein Wort verlautet.

Nach diesen Chronisten hätten wir also den Platz, auf dem das erste Kloster aufgebaut gewesen war, weiter nördlich vom jetzigen Walkenried zu suchen. Und in der That liegt etwa ein Kilometer nördlich vom Orte, etwa 50 Schritt östlich von der Wieda ein Platz, der noch heute „das alte Kloster" genannt wird. Es befindet sich hier über dem umliegenden ebenen Terrain eine etwa 2 bis 3 Meter hohe

1) Vergl. Eckstorm a. a. O., S. 300.

Erhebung, welche die 14 Meter langen und 12 Meter breiten Ueberreste von gradlinigen Grundmauern eines Gebäudes zeigt, das mit sehr starken Mauern versehen gewesen ist. An dieses schließen sich, im rechten Winkel darauf stoßend, die Reste von Fundamenten eines anderen Bauwerks mit schwächerem Mauerwerk, etwa 12 Meter breit und 23 Meter lang.

Als ich im Herbste 1885 diese Stätte mit dem leider inzwischen verstorbenen Baurathe E. Wiehe besuchte, erklärte dieser mit Bestimmtheit, daß dieses unmöglich der Ort der ersten Klosterkirche gewesen sein könnte, da der Grundriß einer Cisterzienserkirche in damaliger Zeit ganz andere Formen gehabt haben müßte, wie diese Ueberreste andeuteten. Hierdurch an der Richtigkeit der landläufigen Ueberlieferung irre gemacht, untersuchte ich die Umgebung der alten Grundmauertrümmer genauer, fand aber nirgends Bauschutt oder irgend welche Anzeichen, daß dort jemals noch andere Gebäude gestanden hätten. Es ließen sich keine Spuren eines alten Weges entdecken; es fand sich keine Quelle in der Nähe; der Boden dort ist naß, kalt, unfruchtbar, nichts weniger als zu einem Anbau geeignet. So läßt kein Umstand die Existenz einer früheren Klosteranlage dort vermuthen.

Noch ein Anderes kommt hinzu. Das Kloster Walkenried war zur Zeit seiner Verlegung um das Jahr 1200 bereits eine sehr reiche und bedeutende Stiftung, die mit zahlreichen Mönchen und Conversen besetzt war. Die Klöster Pforta und Sittichenbach sind von hieraus mit Ordensgeistlichen versorgt worden. Herzog Heinrich der Löwe ist hier, als er 1191 auf der Reise nach Saalfeld auf dem Bothfelde durch einen Sturz mit dem Pferde sich einen Schenkelbruch zugezogen hatte, längere Zeit beherbergt worden. Das Kloster sah um Pfingsten 1209 bei Gelegenheit einer Versammlung von 52 Cisterzienseräbten Kaiser Otto IV. einige Tage als Gast in seinen Mauern weilen. Ein Cisterzienserkloster von solcher Bedeutung, wie sie Walkenried im Jahre 1200 thatsächlich besaß, die den Betrieb einer ausgedehnten Landwirthschaft zur nothwendigen Voraussetzung hat, muß jedenfalls mehr und größere Gebäude aufzuweisen gehabt haben, als sie jene Ueberreste auf der Stätte der „alten Klosters“ jetzt noch erkennen lassen.

Unwillkürlich fiel mir nun ein, daß Reste von Fundamenten früherer Gebäude sich auch auf einer zum Vorwerk Wiedigshof gehörigen Wiese befinden, die „die Mauerwiese“ genannt wird, 18 Morgen 30 Ruthen hält und im Verzeichnisse der Wiesen von Wiedigshof die Nr. 8 führt. Eckstorm (S. 12) sucht an dieser Stelle die Wüstung Immenrode und sagt, daß nach alter Annahme hier vor Zeiten die Ochsenställe des Klosters gestanden hätten. Mit dieser Deutung hatte ich mich früher auch beruhigt. Als ich nun aber die Unmöglichkeit einsah, daß das alte Kloster auf der Stätte des „alten Klosters“ gestanden habe, ließ ich nun auf dieser „Mauerwiese“ Ausgrabungen vornehmen. Bald waren neben vielen anderen Fundamenten auch solche aufgedeckt, die mir deutlich den Grundriß einer alten Kirche anzudeuten schienen.

Die Längsachse der Grundmauern dieser Kirche geht genau von Osten nach Westen. Die Fundamente der Apsis sind noch unversehrt erhalten; sie hat ganz genau die Form eines Halbkreises, der von den äußeren Kanten aus 6 Meter im Durchmesser hält. Die Grundmauern des Querschiffes, der Seitencapellen und der Pfeiler sind leider, ebenso wie die der Mauern der Seitenschiffe, in ihrem Zusammenhange nicht mehr ganz nachweisbar. Doch sind die Mauern des Westportals noch genau erkennbar und danach ist die Länge der Kirche von hier bis zum Mittelpunkte des Halbkreises der Apsis auf 26,3 Meter zu berechnen. Bis jetzt ist übrigens nur eine Seite der Fundamentmauern durch Gräben an der Außen- oder Innenwand freigelegt worden, wobei natürlich jeder Fundamentstein ängstlich vor Zertrümmerung und Verrückung bewahrt wurde.

Ferner sind an allen Seiten der Kirche Grundmauern anderer Baulichkeiten aufgedeckt worden. Deutliche Bodenerhebungen lassen erkennen, daß im Süden der Kirche größere Gebäude einen quadratischen Platz umschlossen haben. Aber auch im Norden der Kirche sind noch Fundamente aufgedeckt, wenn auch behauene Steine nicht gefunden wurden. Letzteres kann uns nicht weiter überraschen. Haben mir doch früher alte Arbeiter erzählt, daß zum Neubau des Vorwerkes Neuhof eine große Menge von Steinen auf der Mauerwiese ausgegraben und dort verwandt worden seien; und auch ich selbst habe noch erlebt, daß hier Steine ausgerodet wurden, die man zur Uferbefestigung gebrauchte. Das wird auch schon früher geschehen sein. So erklärt es sich sehr leicht, daß die alten Fundamentmauern nicht mehr im Zusammenhange in der Erde stecken und bereits viele Lücken aufweisen. Ein genaues Bild der ganzen Anlage wird sich erst ergeben, wenn sämmtliche Mauern durch Entfernung des Erdreiches, das sie bedeckt, frei gelegt würden.

Aber auch jetzt scheint mir so viel schon fest zu stehen, daß wir in diesen Mauerresten die Fundamente der alten Klosterkirche und des alten ersten Klosters Walkenried zu erblicken haben. Die Fundamente, die hier vorliegen, sind — ganz abgesehen von denen der Kirche — so zahlreich und so ausgebreitet, daß sie unmöglich die eines Viehhofes gewesen sein können. Auch ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß das jetzt wüste Dorf Immenrode eine Kirche mit Apsis und drei Schiffen gehabt habe. Mehrere Umstände kommen hinzu, obige Annahme noch zu unterstützen. In den angrenzenden Dörfern, in denen die alte Ueberlieferung noch nicht durch falsche, allmählich ins Volk gedrungene Nachrichten unzuverlässiger Chronisten getrübt ist, wird dieser Ort auf der Mauerwiese als der angegeben, auf welchem das alte Kloster gestanden haben soll. Die ganzen örtlichen Verhältnisse der Mauerwiese sind zu einer Klosteranlage vorzüglich geeignet. Etliche hundert Schritt davon entfernt entspringt eine starke Quelle mit vortrefflichem Wasser; dicht über dieser Quelle liegt ein Berg, „der kahle Kopf“ genannt, aus dessen noch erkennbaren Steinbrüchen die Fundamentsteine von Kirche und Kloster zu stammen scheinen. Der Baugrund ist trocken und fest. Dicht an dem Westgiebel der Kirche vorbei fließt die Wieda. Gegenüber der Mauerwiese kommt aus dem

sog. Röseberge ein tiefer, verlassener Hohlweg, der unmöglich durch Holz- und Wirthschaftsfuhren so tief ausgehöhlt sein kann. Er hat vielmehr in früherer Zeit offenbar nach Südwesten den Verbindungsweg des Klosters mit der Grafschaft Lohra-Klettenberg gebildet.

Auch directe Beweise fehlen nicht. Kaiser Otto IV. nennt in einer Urkunde vom 24. December 1209 unter den Besitzungen des Klosters Walkenried „einen dem genannten Kloster benachbarten Wald, der Boghernstelle genannt wird", silvam praefato monasterio adjacentem, quae dicitur Boghenstelle. Dieser Name „Boghenstelle" ist mit der Zeit in den Namen „Pontel" verwandelt. „Am Pontel" aber heißt ein Ackerstück, das in der nahen Nachbarschaft der Mauerwiese liegt. Alles in Allem genommen wohl genug der Gründe, um entgegen den alten Berichten der Chronisten die Stätte des alten Klosters Walkenried auf der „Mauerwiese" vor Wiedigshof zu suchen.

Ein welfischer Silberschatz aus dem Jahre 1426.

Die kriegerische Tüchtigkeit Herzog Wilhelm's d. Ä. wurde schon von seinen Zeitgenossen gerühmt; man unterschied in seinem Leben „sieben Hauptstreite", „seven hovedstride", die er gewonnen, deren Deutung bislang aber noch nicht völlig hat gelingen wollen [1]). Besonders in seiner Jugend trieb ihn ein ungestümer Thatendrang in allerlei kriegerische Abenteuer. Geboren im Jahre 1400 verlor er etwa 16 Jahre alt den Vater und sah sich nun, früh auf eigene Füße gestellt, als Herr seiner Entschließungen und keinem Zwange unterworfen. So hat er denn in den ersten Jahren seiner Regierung abwechselnd gegen Dänemark, gegen den Erzbischof von Bremen, gegen das Stift Hildesheim und gegen die Hussiten unaufhörlich zu Felde gelegen.

Aber auch dieser Fürst mußte die schmerzliche Wahrheit des alten Spruches erfahren, daß zum Kriegführen vor Allem Geld gehört. Das ging ihm nach einer Reihe von Jahren aus; er mußte nun zum Borgen und zum Versetzen seine Zuflucht nehmen. Diesem unglücklichen Umstande verdanken wir das Glück, eine kurze Nachricht über den Silberschatz des Herzogs zu besitzen, wohl die älteste, die über einen derartigen Besitz unseres Fürstenhauses auf uns gekommen ist. Am 12. October 1426 verpfändete nemlich Herzog Wilhelm in Lüneburg seinen Silberschatz, „syn sulverwergk", wie er sagte, an Werner Kalm, ein Mitglied der alten bekannten Braunschweigischen Patricierfamilie, der dem Herzoge schon früher mit nicht unbeträchtlichen Geldsummen ausgeholfen hatte. Der Fürst hat offenbar zu dem Bürger in guten Beziehungen gestanden; er spricht von ihm als seinem Wirthe und lieben Getreuen, „unsem werde to Brunszwig unde lieven getruen". War die Stadt Braunschweig auch zumeist nicht gerade entgegenkommend gegen ihre Fürsten, so scheint Werner Kalm diesem doch gern die Pforten seines Hauses gastlich geöffnet zu haben, wie er jetzt auch seinen Geldbeutel willig ihm aufthut. Schon früher hatte er ihn unterstützt, theils mit baarem Gelde, theils mit Hafer, Bier und sonstigen Lebensmitteln, die er in der Kriegsnoth an die fürstlichen Amtleute geliefert hatte. Insgesammt wurde dies Alles auf 150 Mark veranschlagt, dazu wurden jetzt noch 300 rheinische Gulden und 200 lübische Mark in baarem Gelde dem Herzoge ausbezahlt. Dieser versprach die Beträge 14 Tage vor Weihnachten in Braunschweig zurück zu erstatten oder die Capitale mit 60 rh. Gulden jährlich zu verzinsen. Als ein werthvolles Pfandstück übergiebt der Herzog Werner Kalm sein „sulverwerk"; als „truehender", Treuhänder, d. h. als solche, die über die Ausführung des Vertrages zu wachen und etwaigen Falls die Rechte W. Kalm's zu vertreten hätten, wohnen die Braunschweigischen Bürgermeister Curd und Hans Horneburg und Tile von dem Broke dem Rechtsgeschäfte bei.

Der Silberschatz selbst enthielt nun nachfolgende Stücke:

- Zwei silberne „hantvate", Handbecken, 24 Mark 2 Loth schwer.
- Zwölf „etelvate", Eßgeschirre oder silberne Speiseschüsseln, zusammen 35 Mark 1/2 Loth schwer.
- Einen hohen vergoldeten Pokal, auf dessen Deckel oben ebenfalls von Silber eine Burg dargestellt ist, 7 Mark 1 Loth schwer.
- Eine Halskette, 1 1/2 Mark schwer.
- Zwei vergoldete Doppelpokale, der eine 9 1/2 Mark und 4 Loth, der andere 5 Mark und 15 Loth schwer.
- Acht silberne Becher, zusammen 8 Mark und 4 1/2 Loth schwer.
- Einen vergoldeten Gürtel von 23 Gliedern, mit dem Riemen 7 1/2 Mark und 1 1/2 Loth schwer.

War dies wirklich der ganze Silberschatz des Herzogs, dessen Werth sich somit dem Gewichte nach auf 99 Mark 4 1/2 Loth belief, so muß er noch als ein sehr bescheidener bezeichnet werden im Vergleiche zu dem, der aus dem Besitze Herzog Heinrich's d. J. im Jahre 1542 den Schmalkalden in die Hände fiel. Wir sind über diesen Silberschatz oder wenigstens seine künstlerisch werthvollsten Bestandtheile durch den Professor C. A. v. Drach in Marburg näher unterrichtet, der darüber nach alten Beutezetteln u. s. w. in dem Beiblatte von Lützow's Ztschr. f. bild. Kunst (22. Jahrg. 1886 H. 2), dem Kunstgewerbeblatte III. Jahrg., S. 32 ff. interessante Mittheilungen gemacht hat.

Wir lassen nun den Wortlaut der oben erwähnten Urkunde vom 12. October 1426, die erst kürzlich mit vielen anderen Documenten durch eine großmüthige Schenkung des Herrn Rittergutsbesitzers A. Leßmann auf Oberg in das Herzogliche Landeshauptarchiv gelangt ist, hier folgen:

Wii Wilhelm, van godes gnaden to Brunßwig unde Luneborg hertoge, bekennen openbare vor uns unde unse erven, dat wii Werneken Kalmese unsem werde to Brunßwig unde lieven getruen, synen erven unde to orer truen hand Curde unde Hanse Horneborgen unde

[1]) Vgl. L. Hänselmann's Braunschw. Chroniken B. II, S. 482 ff.

Tylen van dem Broke, borgermeystern to Brunßwig, unsen lieven getruen, rechter schuld schuldig syn drehundird rinssche guldene unde twe hundird lubissche marck, de Werneke vorgenant uns uppe dessen dag in eynem summen unde redem golde unde gelde [2]) hir to Luneborg gelehned hefft unde wii se ford in unser herscup nutt gekard hebben, unde darto eynen andern summen bii anderhalff hundird marcken in eyner rekenschop, der he uns twintig lubissche marck unde vefftein rinssche guldene ok in redem gelde gelehned unde vor dat andere uns havern, beer unde andere koste to unses kryges nod geschigkt unde unsen amptluden geantworded hefft. Den vorgescrevenen summen goldes unde geldes wii unde unse erven Werneken, synen erven edder truehenderen vorgenant betalen willen unde schullen bynnen Brunßwig in syme huß veerteynnacht vor Wynachten negestkomende sunder vortog edder geverde. Unde des to wissenheyd hebbe wii on unse sulverwergk, alze twe sulverne handvate, de wegen veer unde twintig lodige marck unde twe loth, twelff etelvate, de wegen viffundedertich lodige marck eyn halff loth, eynen hogen verdagketen verguldeden kop mit eyner sulvernen borg ovene, de wecht seven lodige marck unde eyn loth, eynen halsband, de wecht anderhalve lodige marck, eynen twevalden verguldeden kop, de wecht teyndehalve lodige marck unde veer loth, unde noch eynen twevalden verguldeden kop, de wecht ses marck myn eyn loth, achte sulverne bekere, de wegen achte lodige marck vifftehalf loth, unde eynen verguldeden gordel van dren unde twintig stucken, de weged mit deme remen achtehalve lodige marck unde anderhalff loth, darvore to pande gesatt, also: were dat sodane betalinge des vorgescrevenen summen uppe sodane tiid nicht geschege unde leng verholden worde, so schulle wii om edder synen medebenomeden to dem yare festich rinssche guldene edder na versletener tiid meer edder mynner daruppe to frundscop [3]) geven, de wyle wii on sodanen summen nicht betaled hebben. Wanne wii on ok van dessem hovedsummen ichtes betalen willen edder kunnen, weynich edder vele, dat moge wii don unde dat schullen Werneke edder syne medebenomeden nemen unde dat darvan afflan unde darna scal uns denne de frundscop der festich guldene ok gemynnered werden. Unde des schullen Werneke edder syne medebenomeden uns quitancien geven, wat wii on also darvan betaleden. Were ok sake, dat Werneke edder syne medebenomeden desse vorgescrevenen unse pande van nodwegene versetten mosten to Cristenen edder Juden, dat mogen se don mit unser witscop. Unde desses to bekantniße hebbe wii on dessen brieff gegeven unde unse ingesegel daran hengen laten to Luneborg. Na godes bord dusend verhundird unde in dem seßundetwintigesten jare am Sunavende na Dyonisii. P. Z.

2) In bereitem, fertigem, d. i. baarem Golde und Gelde.

3) Zu freundschaftlichem Entgelt.

Bücherschau.

Theodor Lindner, Die deutsche Hanse. Ihre Geschichte und Bedeutung. Für das deutsche Volk dargestellt. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte in Farbendruck. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn, 1899. 215 S. 8⁰. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

Den ganzen reichen Stoff, der hauptsächlich nach der Gründung des hansischen Geschichtsvereins (1871) durch umfassende Quellenveröffentlichungen und zahlreiche Einzeluntersuchungen und -darstellungen in glücklichem Zusammenwirken vorzüglicher und verschiedenartiger Kräfte für die Geschichte der Hanse angesammelt worden ist, hat Th. Lindner, Professor in Halle, in obigem, schön ausgestattetem Buche gründlich verarbeitet und dabei doch in so meisterhafter Weise klar und anschaulich zur Darstellung gebracht, daß das Buch wie wenige andere aus neuerer Zeit verdient, Gemeingut des deutschen Volkes zu werden. Der Verfasser geht von dem Löwen auf dem Burgplatze zu Braunschweig aus, schildert kurz die bleibende hervorragende Bedeutung Herzog Heinrich's des Löwen für Norddeutschland, sowie des Letzteren Sonderstellung und Entwicklung. Eingehender behandelt er dann die Anfänge des norddeutschen Seehandels, die Länder der Nord- und Ostsee, um dann sein eigentliches Thema, die Gründung der Hanse, deren Entwicklung, Geschichte, Glanzzeit und allmählichen Verfall in ausführlicher Darstellung uns vorzuführen. Nicht nur die äußeren politischen, sondern auch die wirthschaftlichen Verhältnisse werden von weitem und freiem Standpunkte aus dargelegt und beurtheilt, die zahlreichen Beziehungen der Hansestädte zu den anderen Staaten Europas, ihre Stellung im Welthandel der Zeit treffend erörtert, das Leben der hanseatischen Kaufleute daheim und in der Fremde deutlich vor Augen gestellt. Wir können hier auf Einzelheiten nicht eingehen, sondern unseren Lesern nur dringend rathen, das Buch selbst zur Hand zu nehmen, das so leicht Niemand unbefriedigt wieder fortlegen wird. Es hat für die Gegenwart nicht nur einen geschichtlichen, sondern zugleich auch einen actuellen Werth. Denn neben der Geschichte der Hanse wird uns mit beredten Worten die Bedeutung vor die Seele gestellt, die diese für ihre Zeit, für deutsches Wesen und Volksgefühl überhaupt bis in unsere Tage gehabt hat. Der Verfasser hält seinem Volke einen Spiegel vor; aus den Leistungen und Mängeln der deutschen Hanse, aus ihrem Untergange zieht er beherzigenswerthe Lehren für unsere Zeit, die unter glücklicheren Verhältnissen die Aufgaben wieder aufzunehmen beginnt, denen die Kräfte der Hanse im alten deutschen Reiche nicht gewachsen waren.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 1—4. 6. Zum neuen Jahre 1899. — 1. O. Eggeling, Moderne Kunst und Professor Beyschlag. – 2. Aufruf des evang. Bundes. — 3. Ein Italiener über die Kaiserfahrt. — 4—5. Vom Trinken der Studenten. — 5—6. Richard Rothe. — 7. Deutschland und der Orient. — 8—10. Nach Rade, die sittlich-religiöse Gedankenwelt unserer Industriearbeiter. — 8. Michelet über Luthers Psalmen. — 10. Wie die Braunschw. Geistlichkeit von den Beiträgen zu den Generalinspections-Sterbekassen befreit werden kann.

// Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 7. 26. März **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Der Abt Häseler und seine Familie.

Von Johannes Beste.

(Schluß).

Durch diesen Umgang mit wissenschaftlich thätigen Männern wurde auch Häseler zu litterarischer Arbeit ermuntert. Zuerst veröffentlichte er im Jahre 1771 eine Rede über „die Vortheile, welche die Welt durch die Ausbreitung des Christenthums erhalten hat", gehalten in der Christmesse 1770. Noch in demselben Jahre folgten die „Betrachtungen über das menschliche Auge, zur Bewunderung der großen Werke Gottes und zur Erkenntniß derer, die keine Meßkunstverständigen sind"; ferner der erste Band der „heiligen Reden über wichtige Wahrheiten des Christenthums", dem bis zum Jahre 1776 drei weitere Bände folgten. Außerdem erschienen in Wolfenbüttel noch die „Reden von den Wegen der göttlichen Vorsehung bei der Erleuchtung der Welt durch Christum" (1773) und die „optischen Beiträge zur nächtlichen Erleuchtung" (1773). Es ist eine alte Wolfenbüttler Tradition, daß Häseler in Wolfenbüttel ein künstliches Auge verfertigt und den Schülern des Gymnasiums erklärt habe.

In jenen Tagen, da die Gelehrsamkeit viel höher gewerthet wurde, als in unserer practischen Zeit, hob jede schriftstellerische Wirksamkeit das Ansehen des betreffenden Geistlichen; am meisten aber eine solche, welche über die Grenzen seines kirchlichen Berufs hinausging und für das alltägliche Leben nutzbar erschien. Die Prediger zugleich zu Lehrern aller gemeinnützigen Wissenschaften zu machen, dahin ging das Streben der Zeit. Durch seine populären Schriften kam Häseler diesem Verlangen entgegen, darum galt er bald in weiten Kreisen für einen Gelehrten, der auf der Höhe der Zeit stehe. Auch das Herzogliche Consistorium wußte die Gaben und den Charakter des Mannes zu schätzen. Als der Abt Ritmeier in Holzminden starb, hielt man den 42jährigen Häseler für den geeignetsten Nachfolger.

So wurde denn Häseler am 19. December 1774 zum Pastor Primarius und Generalsuperintendenten zu Holzminden und zugleich zum Abte von Amelungsborn ernannt, aber erst am 25. Juni 1775 in Holzminden eingeführt.[1] Das Primariat hatte damals ein Einkommen von 500 Thalern, dazu kamen noch die unbedeutenden Accidentien, ferner 450 Thaler von der Abtei, 100 Thaler für den Religionsunterricht am Gymnasium und ein Holzdeputat. Bis zum Jahre 1777 war Häseler nur Mitcurator des Gymnasiums. Als in diesem Jahre der Rector und Klosterprior Richter[2] als Superintendent nach Lichtenberg abging, wurde dem Abt Häseler auf besonderes Ansuchen auch das Ephorat verliehen[3]. Trotz der vermehrten Arbeitslast setzte er seine Schriftstellerei auch in Holzminden fort. Seine „Anfangsgründe der Arithmetik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie zum eigenen Unterricht" (Lemgo, 1776 2. Th. 1777, 3. Th. 1790) wurden damals viel gebraucht und erlebten die zweite Auflage. Sonst mögen die „analytischen Betrachtungen über die Theorie der sphärischen gläsernen Spiegel" (1775), die Schrift über den Ludolfischen Barometer (1781) und die Beschreibung und Berechnung einer Horizontalsonnenuhr für jede einzelne Minute jeder Stunde (1781) hier genannt werden. Häselers sämmtliche Schriften sind verzeichnet bei Meusel, Lexicon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller Band IV, Seite 30.

Als Mensch war Häseler, wie Dauber bezeugt, sehr gottesfürchtig und streng gewissenhaft, ein Ehrenmann durch und durch. „Sein Pflichteifer verlangte, wo mit Andern ein Geschäft zu theilen war, für sich immer die Hauptarbeit. Die äußere Wohlanständigkeit galt ihm viel; dabei pflegte er aber mit seinen Gedanken sehr gerade herauszugehen. Ungeachtet der bei seinem Antritte als Abt ihm auferlegten Machtbeschränkungen war er sehr eifersüchtig auf die Jura Praelatorum und schrieb gern: „Ich, der Abt". Mit Vorliebe ertheilte er in seinem Hause den Gymnasiasten mathematischen

1) Vgl. die Consistorialacten und das Kirchenbuch zu Holzminden.

2) Richter gehört zu den verdienten Schulmännern, welche wie auch Zwicke und Junker vom Halleschen Pädagogium berufen wurden. Geboren zu Halle 14. Februar 1727, Informator in der 1. Klasse des dortigen Waisenhauses 1748, Rector zu Calbe 1751, zu Holzminden 1759, Sup. zu Lichtenberg 1777, General- u. Stadtsuperint. zu Braunschweig 1784, gestorben 27. Juli 1791.

3) Dauber, Mittheilungen aus der Vergangenheit des Gymnasiums zu Holzminden. Braunschweig, Vieweg 1860, S. 27.

Unterricht. Ueberhaupt hatte er „für das Schulwesen eine aufrichtige Theilnahme. Schwächlicher Zucht war er abgeneigt. Um die seinem Ephorate unterstellte Amelungsborner Klosterschule zu Holzminden zu fördern, scheute er keine Arbeit. Aber Lehrer und Schüler fühlten seine feste Hand“ [4]). So erhielt einst ein Kleinprimaner von dem Abte eigenhändig mit dessen spanischem Rohre eine wohlverdiente Züchtigung [5]). Als der philanthropisch gerichtete Rector Panse (gestorben 1798) den Carcer aus pädagogischen und moralischen Gründen für verwerflich erklärte, berichtete der Abt: „Ich bleibe dabei, daß ein Carcer als Besserungsmittel gut sei. Es ist doch besser, als wenn die Schüler zur Strafe auf einige Tage von der Schule gewiesen werden, wo sie dann herumlaufen. Auf Universitäten taugt er nichts, da ist er ein Ort des Unfugs; aber so muß es auf Schulen nicht sein“. Häseler beantragt für den Carcer eine ordentliche Stube, die aber so fest vermacht ist, daß nichts zugesteckt werden kann, einen Ofen und ein Bett und dabei tüchtige Arbeitsaufgaben. Uebrigens will er den Jugendmuth nicht brechen, sondern nur läutern. „Wir wollen weder kriechende, furchtsame Sclaven noch empfindelnde Geschöpfe ziehen, die in Ekstase gerathen, wenn sie ein Blümchen sehen oder der Mond helle scheint“, wie es damals im Zeitalter der Sentimentalität häufig vorkam. Auch gönnte er den Schülern ein anständiges Vergnügen. „Zu derselben Zeit, wo er für den Carcer stritt, beantragte er die jährliche Verwilligung von etwa 15 Thalern zu einem Schulballe“.

Auf dem Gebiete der Volksschule bekämpfte er die abergläubische Hochschätzung der einseitigen Verstandesbildung und verlangte, daß auch die Herzen durch religiöse Erziehung zur Tugend gebildet würden. Er warnte davor, die traurige Vielwisserei zu pflegen, da „die Leute hin und wieder etwas aufgeschnappt haben, von allen Dingen räsonniren und doch eigentlich nichts wissen“. Die Menschen müßten nur insoweit aufgeklärt werden, als es für ihren zukünftigen Stand paßt. In Folge der vielerlei unverdauten Wissensbrocken wird der Arbeiterstand unzufrieden mit seinem Loose, neidisch und aufsässig werden. Für die Neuerungen der Philanthropen hatte er keinerlei Sympathie. „Es giebt keinen königlichen Weg zu den Wissenschaften, sagte Archimedes zum Könige von Syrakus, der es seinem Sohne hübsch leicht gemacht haben wollte, und wenn man auch eine Chaussee zu den Wissenschaften bauet, so gehet die doch immer bergan, und da muß man den Schritt, und in der Mathematik den Schneckenschritt fahren. Was in dem ungeheuren Schwall philanthropinischer Schrifte ngut ist, haben wir größtentheils schon lange vorher gebraucht, ehe es zum Vorschein kam, wir haben es aber nicht ausposaunt. Seit Basedow's Zeiten, der ganz Deutschland in Contribution setzte, hundert Projecte machte und am Ende fast nichts weiter als einen neumodigen orbis pictus hervorbrachte, der nun auch bald vergessen ist, ist des Philanthropisirens kein Ende. Freilich werden die Leute dadurch geblendet, aber da wird nichts aus. Ich habe noch keinen philanthropischen Menschen als einen großen Mann gekannt“. Die ganze Bewegung erschien ihm als eine „thörichte und nicht ungefährliche Schwärmerei“, ein Urtheil, wie es auch Goethe und Herder darüber fällten. Man vergleiche Goethe's Aeußerung über Basedow in Wahrheit und Dichtung Theil III, Buch XIV und seine humoristische Karrikirung desselben in dem Fastnachtsspiele Satyros. Auch Herder wollte Basedow nicht Kälber zu erziehen geben, geschweige denn Menschen, weil ihnen im Philanthropinum wie jungen Eichen die Herzwurzel genommen würde, damit über der Erde Alles in Stamm und Aeste schieße.

Als der Drost Freyenhagen von Rosenstern in Wickensen im philanthropischen Thatendrange die Schule des dortigen Amtes fleißig besuchte, neue Schulbücher einführte und durch Prämien für die 6 fleißigsten unter den 24 Schulmeistern des Amtes deren Eifer anzuspornen suchte, fand er energischen Widerstand bei Häseler, der von den vielen neuen Bildungselementen den Fluch der Halbbildung und von den Prämien Neid, Haß und Eifersucht erwartete. „Wer bloß durch den Reiz der Prämie das thut, was er auch ohne Prämie thun müßte, ist ein elender Miethling“. Der Drost erhielt am 31. März 1785 die Weisung, seine Schulbereisungen bis auf weitere Instruction auszusetzen [6]).

Trotz der großen Schwächen und lächerlichen Wunderlichkeiten des Philanthropinismus wird heute wohl kein Schulfreund die mannigfachen Anregungen verkennen, welche er zur Förderung der Jugendbildung gegeben hat. Zweifellos ist es sein Verdienst, daß in der folgenden Zeit das Schulwesen in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses trat; und das that noth. Wir ersehen aus Häseler's Berichten, wie kläglich es damals mit dem Landschulwesen bestellt war. Es gab im Weserkreise noch Schulstellen genug, die nur 10 bis 15 Thaler jährlich einbrachten. Die Lehrer waren zumeist ehemalige Schuster, Schneider, Leineweber, häufig Stümper in ihrem Handwerk, welche das Amt um der freien Wohnung und der Befreiung von Abgaben willen suchten, zuweilen auch ehemalige Bedienten und Soldaten. Nach seiner Meinung gab es im Weserdistricte nur wenige Lehrer, die sich auf die 4 Species und die Regel de tri verstanden. Nur sehr wenige Schulkinder lernten das Schreiben. Die meisten alten Bauern mußten, wenn sie gerichtlich unterzeichnen sollten, anstatt ihres Namens drei Kreuze machen. Die Schulstuben waren meist so klein und so mit Kindern vollgepfropft, daß es unmöglich war, einen Tisch zum Schreiben zu setzen. Häseler billigt es, wenn der Schulmeister in seinen Nebenstunden noch ein Handwerk betrieb. „Es bewahret ihn vor manchen Abwegen, worauf der Müssiggang bringet. — Ich habe es bemerket, daß Schulmeister, die kein Handwerk wissen, sehr oft schlecht werden. Werden sie nun noch obendrein Cantores auf den Dörfern, so steigt ihnen der Spiritus gewaltig in den Kopf, sie scheuen sich zu arbeiten, z. E. in ihren Nebenstunden ihren

4) Koldewey, Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte S. 113.

5) Vgl. hier und zu dem Folgenden die werthvollen Mittheilungen Daubers a. a. O. S. 36f.

6) Koldewey, Drost von Rosenstern, der Philanthrop des Weserkreises, Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte S. 85—118.

Garten selbst zu graben, ihr Holz selbst zu spalten, ihr Korn selbst helfen auszudreschen, halten Tagelöhner und verarmen und verderben“ [7]).

Große Mühe gab sich Häseler, die Schuljugend mit dem Gebrauche des Kalenders bekannt zu machen. Er veröffentlichte eine „Erklärung des Kalenders, wobei zugleich ein Modell eines gehörig eingerichteten Kalenders auf das Jahr der christlichen Zeitrechnung 1793 befindlich ist“ und ließ diese Schrift in den Schulen verbreiten. Auch suchte er den damals namentlich noch auf dem Lande herrschenden „dichten dummen Aberglauben“ durch Empfehlung der 1786 erschienenen „Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens“ von Helmuth zu vertreiben.

Schwere Kämpfe erwuchsen dem Abte, als der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand gleichfalls unter dem Einflusse des Philantropinismus die Oberaufsicht über das Schulwesen den Consistorien zu Wolfenbüttel und Blankenburg abnahm und einem neugegründeten Fürstlichen Schuldirectorium übertrug. Das Herzogthum Braunschweig wurde damit die erste Versuchsstation der von vielen Seiten so eifrig erstrebten Trennung der Schule von der Kirche. Der geistige Vater dieser Umwälzung war Joachim Heinrich Campe, der berühmte Verfasser des Robinson, der bereits durch seine Thätigkeit am Basedowschen Philanthropin zu Dessau und durch Leitung einer Privatschule zu Hamburg sich einen Namen auf pädagogischem Gebiete gemacht hatte. Auf Rath des späteren preußischen Staatskanzlers, des Geheimenrathes v. Hardenberg, war Campe gegen Ende des Jahres 1785 nach Braunschweig berufen und schon am 12. Juni 178[illegible] nach dem Tode des widerstrebenden Geheimenrathes von Praun wurde die neue Behörde eingesetzt. Ihr Vorsitzender war Hardenberg, dem außer Campe der Professor Trapp, der Rector Stuve, der strenggläubige [8]) Generalsuperintendent Richter in Braunschweig, vormals als Rector und Prior in Holzminden Campe's Lehrer, der Hofrath Mahner und der Conrector Heusinger zur Seite standen.

Gerade die unter Häseler's Ephorate befindliche ehemalige Amelungsborner Klosterschule, welche der Klosterrathsstube unterstellt und deshalb vom Consistorium unabhängig war, von deren Director, dem mit Campe befreundeten Petersen, man ein bereitwilliges Entgegenkommen erwartete, sollte zuerst reformirt werden. Für sie wurde 1787 eine neue Schulordnung ausgearbeitet, welche den Einfluß des geistlichen Ephorus bedeutend verminderte. Aber Häseler war nicht der Mann dazu, sich an die Wand drücken zu lassen, zumal er sich seiner wissenschaftlichen Ueberlegenheit über die lückenhafte und oberflächliche Vorbildung so mancher Philanthropen und seines langjährigen, unermüdlichen Wirkens zur Hebung des Schulwesens voll bewußt war. Als dann Campe in seinen Fragmenten die Landgeistlichen zu eifriger Beschäftigung mit dem Rechnungswesen, der Rechtsgelehrsamkeit, mit Oeconomie und Anatomie ermunterte, damit sie zugleich als wirthschaftliche, juristische, ärztliche und thierärztliche Berather ihrer Gemeinden sich nützlich machen könnten, und dadurch in einen heftigen Federkrieg mit Abt Velthusen in Helmstedt verwickelt wurde, da erhob sich gegen ihn in weiten Kreisen, namentlich in der Geistlichkeit eine bedenkliche Strömung. In dieser bewegten Zeit erwies sich der sonst so freisinnige Häseler als ein Hort der alten kirchlichen Rechte. In den Landständen, die damals aus Vertretern der Prälaten, der Ritter und der Städte bestanden, besaß er durch die Macht seiner Persönlichkeit einen weitgehenden Einfluß. In den Jahren 1768 und 1775 hatten die Stände eine gründliche Umgestaltung des Schulwesens gewünscht. Nun aber wurde die Frage aufgeworfen, ob der Herzog das Recht habe, eigenmächtig ohne Mitwirkung der Stände ein ganz neues Landescollegium ins Leben zu rufen. Diese Frage wurde verneint. Schon am 18. Juli 1786 erließ der Ausschuß der Stände gegen die Einführung des Schuldirectoriums einen vom Hofrath Rhamm verfaßten Protest, weil dadurch die ständischen Privilegien, Landesverfassung und Herkommen verletzt und die reine Lehre gefährdet sei. Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, daß die Lehrer zumeist auch Kirchendiener waren und nun zwei Herren dienen mußten. Auch das Consistorium in Wolfenbüttel, der Stadtmagistrat zu Braunschweig, das geistliche Ministerium und das geistliche Gericht daselbst protestirten wegen Verletzung ihrer Patronat- und Ephoralrechte. Dieser energische Widerspruch verfehlte nicht seinen Eindruck auf den rücksichtsvollen, vorsichtigen Charakter Karl Wilhelm Ferdinand's, der bei allen seinen Maßregeln das „qu'en dira le monde!“ niemals aus den Augen ließ. Als der Gegensatz immer schärfer wurde, als die Stände sich (1788) durch Selbstconvocation versammelten und mit einem Processe beim Reichskammergerichte drohten; als die Fürstenthrone unter den Stürmen der von Campe freudig begrüßten französischen Revolution ins Wanken geriethen und die Unterstützung der conservativen Elemente dringend bedurften, hielt es der Herzog für das Klügste, nachzugeben. So brach denn zu Häseler's Genugthuung bereits nach 4 Jahren (6. April 1790) die neue Schulbehörde zusammen und die alte Ordnung trat wiederum in ihre Rechte.

Auch sonst war das Streben Häseler's mit reichem Erfolge gekrönt. Schon im Jahre 1772 ernannte ihn die deutsche Gesellschaft zu Helmstedt, welche insbesondere die Dichtkunst und die Beredtsamkeit pflegte, zu ihrem Mitgliede. Auch die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen machte ihn in Anerkennung seiner mathematischen Werke zu ihrem Correspondenten. Der dortige Mathematiker, Hofrath Abraham Gotthelf Kästner, würdigte ihn einer langjährigen herzlichen

---

7) Koldewey, a. a. O. S. 96.

8) Nach Bockels, Carl Wilhelm Ferdinand S. 114f., sagte Richter bei seinem Amtsantritte zum Herzoge: „Mein Vortrag wird bei der jetzigen Aufklärungsperiode nicht sehr in Braunschweig gefallen. Ich bin ein Lehrer nach dem alten Schlage und kenne das Neue sehr wenig“, worauf der Herzog erwiderte: „Ich bin auch nicht dafür; fahren Sie fort zu lehren wie Sie es sonst gethan haben“. Wie Richter über die „Schulcharlatane“ mit ihrer „Prahlerei und Projectir-Windbeutelei“ dachte, vgl. Hänselmann, das erste Jahrhundert der Waisenhausschule in Braunschweig S. 390.

Freundschaft. Seine Landesfürsten, die Herzöge Karl und Karl Wilhelm Ferdinand, waren ihm sehr gewogen. Der Erstere beförderte ihn kurz vor seinem Tode (26. März 1780) am 18. März 1780 unter Beibehaltung seiner Holzmindener Wirksamkeit zum Consistorialrath. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand zog ihn oft zur Tafel und unterhielt sich mit ihm über religiöse Fragen. Besonders nahe stand Häseler der Wittwe des Herzogs Karl I, Philippine Charlotte, der Schwester Friedrich's des Großen, welche in dem vom Kammerrathe von Gebhardi 1780 am Langenhofe Nr. 1 errichteten Hause ihren Wittwensitz hatte und hier den Abt während der Tagung der Landstände häufig einlud. Ihr hat er sein größtes theologisches Werk, die „Betrachtungen über die natürliche Religion" (Leipzig 1787) gewidmet. Häseler sagt in der Vorrede, die Herzogin habe manchmal die Gnade gehabt, sich mit ihm über die Wahrheiten der natürlichen Religion zu unterreden. Er habe ihre gründlichen Einsichten nicht nur bewundert, sondern auch benutzt. Sie werde in diesen Betrachtungen viele Gedanken antreffen, welche die ihrigen seien; er habe sie nur an den Ort gestellt, dahin sie gehörten, und gebe sie hierdurch mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit der Herzogin zurück. Häseler will in diesen Betrachtungen über die natürliche Religion blos das sagen, was die gesunde Vernunft darüber lehrt, nichts mehr und nichts weniger, dagegen alle Gedanken oder Hülfsmittel, die irgend eine Religionspartei unter den Christen hätte darreichen können, entfernen, so daß ein jeder Mensch, er sei Christ oder Jude, Muselmann oder Heide, sie ohne allen Anstoß lesen könne.

Man sieht, Häseler war ein Kind seiner Zeit, welche die positiven, geschichtlichen Gestaltungen des religiösen Lebens in blutleere Allgemeinbegriffe auflöste. Die Annahme einer natürlichen Religion, welche jedes Volk und jeder normal beanlagte Mensch von Geburt an als natürliche Mitgift mit auf die Welt bringt, war ein Vorurtheil, dem am Ende des vorigen Jahrhunderts die edelsten Geister huldigten. Dieses Dogma wurzelte in dem Satze Rousseau's, daß der ursprüngliche Naturzustand des Menschen der allein wahre sei und daß das Heil der Menschheit in der Rückkehr zur Natur liege. Natürliche Religion, Rückkehr zur Natur war damals das blendende Schlag- und Zauberwort. Und doch war dieser vielgerühmte Naturzustand nur ein Traumbild der Phantasie. Thatsächlich vertauschte man die leibhaftige Wirklichkeit, den geschichtlich gegebenen Boden für wesenlose, schattenhafte Gedankenbilder. Die bedeutendsten protestantischen Dogmatiker der Neuzeit, der conservative Erlanger von Frank und der freier gerichtete Göttinger Ritschl stimmen darin überein, daß es keine natürliche Religion giebt, d. h. kein noch so geringes Wissen um Gott, das allein mit den Mitteln theoretischen Erkennens als allgemein geltendes Eigenthum der Vernunft gewonnen werden könnte, mit dem dann die christliche Heilslehre in Einklang zu bringen wäre. Was Häseler Vernunft nennt, das ist die sich unfehlbar dünkende Weisheit des letzten Tages, die Durchschnittsmeinung des Zeitgeistes. „La raison, c'est moi" so hätten die Aufklärer bei mehr Selbsterkenntniß sprechen müssen. Die religiösen Vorstellungen, welche ihnen damals als höchst vernünftig erschienen, die Grundwahrheiten der natürlichen Religion, Gott, Tugend, Unsterblichkeit, wurden von den späteren Pantheisten und Materialisten für höchst unvernünftig gehalten. Es waren im Grunde die Reste der christlichen Ueberlieferung, welche man unter dem Schutze des allgemein beliebten Zauberwortes der Zeit zu retten suchte.

Bei diesem äußerlich so glänzenden Erfolge sollte indessen dem Abte nach dem Loose der Sterblichen auch bitteres Leid nicht erspart bleiben. Dieses traf ihn in seinem Familienleben. Häseler hatte sich am 12. Februar 1760 mit der 22jährigen Tochter des Braunschweiger Bürgermeisters Strasberg in Braunschweig verheirathet. Sämmtliche 6 aus dieser Ehe entsprossenen Kinder, 4 Söhne und 2 Töchter, mußte der Vater vor sich ins Grab sinken sehen. Es waren:

1) Friederike Henriette Wilhelmine, geboren am 16. Januar 1761, gestorben 27. Mai 1779 zu Holzminden.
2) Johann Friedrich Wilhelm, geboren am 14. Februar 1764, gestorben 26. Juni 1764 zu Wolfenbüttel.
3) Anton Julius, geboren am 2. Juli 1765, gestorben 2. December 1785 als Studiosus in Göttingen.
4) Christoph Ludwig, geboren am 6. August 1767, gestorben 20. August 1770 zu Wolfenbüttel.
5) Auguste Dorothee Henriette, geboren am 1. Februar 1770, gestorben 3. Juli 1774 zu Wolfenbüttel.
6) Franz Ulrich Ludwig, geboren am 10. Mai 1772, gestorben 3. November 1786 zu Holzminden[9]).

Am schmerzlichsten war für den Abt der Tod seines Sohnes Julius, der bereits in Göttingen seine Erstlingsschrift: „Untersuchung der krummen Linie, in welcher zwei Seiten des gegebenen Dreiecks unter gleichem Winkel erscheinen"[10]) abgefaßt hatte. Kästner hatte außerordentliche Hoffnung auf den erst 20jährigen Jüngling gesetzt[11]). Der Vater hatte sich insbesondere darüber gefreut, daß dieser seine Lieblingsbeschäftigung, die Mathematik, zum Studium erwählte. Zum Trost in seiner Traurigkeit verfaßte er im Jahre 1790 eine seinem „verehrungswürdigsten Freunde und Gönner, Herrn Hofrath Abraham Gotthelf Kästner" gewidmete Schrift: „Julius, oder von der Unsterblichkeit der Seelen". In der Vorrede dankt er dem Freunde für alle Wohlthaten, die derselbe seinem seligen Sohne erwiesen. „Ich habe mancherlei Schicksale in der Welt erlebt; ich habe viele frohe Augenblicke genossen, an die ich nicht ohne Rührung und dankbare Empfindungen gedenke. Aber auch manche traurige Begebenheit hat meine Lebenszeit verbittert und noch jetzt presset ihr Angedenken oft heiße Thränen der zärtlichsten Wehmuth,

9) Herr Kirchenbuchführer Nolte-Holzminden hat mir sämmtliche dortige Kirchenbuchsnachrichten, die Familie Häseler betreffend, abschriftlich zugesandt, wofür ich auch hier nochmals danke.

10) Vgl. über ihn Meusel, Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen [illegible]ftsteller, Bd. IV, S. 30.

11) Dauber, a. a. O., S. 33

aber nie des Murrens und der Unzufriedenheit, aus meinen Augen. Ich habe viele meiner besten, meiner liebsten Freunde, ich habe alle meine Kinder, darunter sehr hoffnungsvolle Jünglinge waren, durch den Tod verloren; und um mein Herz recht tief zu verwunden, verhängete es mein trauriges Schicksal, daß fast alle meine Lieben in meinen Armen starben, und daß ich denen im eigentlichen Verstande die Augen zudrücken mußte, von denen ich hoffte, und es herzlich wünschte, daß ich einst in ihren Armen sterben, und sie mir die gebrochenen Augen zudrücken möchten. Auch diese traurigen Schicksale mußten wohl zu meinem Besten gereichen, zu meiner Vervollkommnung; zu einer lehrreichen Uebung, die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Dinge zu erkennen; sonst würde es die göttliche Vorsehung anders eingerichtet haben. Auch für meine Kümmernisse danke ich Gott. Ich wurde durch meine Leiden erschüttert, heftig erschüttert, aber ich wurde nicht dadurch zu Boden geschlagen. Der große wichtige Gedanke richtete mich allzeit auf und flößte mir Ruhe ein, wenn er auch nicht gleich alle Thränen abtrocknete, welche die Zärtlichkeit weinete, daß der Geist meiner Freunde, oder welches einerlei ist, was ihr Ich ausmachte, unsterblich sei. Sie sind nur vorausgegangen; ich habe keinen einzigen von ihnen verloren, und werde sie dereinst alle wieder finden. Sie haben die große Reise in die zukünftige Welt, die jenseits des Grabes lieget, eher angetreten und vollendet, die wir alle antreten müssen. Ihr Körper, oder ihre Hülle, das Kleid ihrer Seelen ist hier geblieben; sie werden sich wenig darum gekümmert haben, so wie man ein altes abgelegtes Kleid bald aus der Acht läßt. Ich habe meine Kinder, ob sie schon diese Welt verlassen haben, doch alle behalten; auch in der Ewigkeit bleiben sie meine Kinder, meine zärtlichsten Freunde; auch dort werde ich mich über sie freuen. Ich wünschte es freilich sehr, daß sie meine Begleiter durch dieses Leben, und mein Stab im Alter sein möchten. Aber es war der Wille der Vorsehung, die so oft in meinem Leben für mich gesorget hat, oft wenn ich es am wenigsten einsah, daß ich ihrer besonderen Hülfe bedürfte, die mir dieses versagte; sie wollte es, daß ich fast einsam, von den mehrsten Freunden meiner Jugend, meinen Lieblingen und meinen Kindern verlassen, durch die Welt wandern sollte. Ihr Wille ist allezeit gerecht und ihre Rathschlüsse allezeit gütig, wenn sie auch unsern Wünschen ganz entgegen zu sein scheinen". Dieses Buch, an dessen Schlusse er auch seiner verstorbenen Freunde Heusinger und Lessing gedenkt, soll ein Monument sein für Julius, für die vorangegangenen Freunde, und das eigene Monument des Abtes. Es umfaßt 166 Seiten und ist mit großer Wärme geschrieben. In weiten Kreisen wurde es sehr beifällig aufgenommen, auch in das Holländische übersetzt.

Häseler hatte in seinem umfangreichen Amte stets die Neigung gehabt, selbst Alles zu thun und Erholung in den bescheidenen Mußestunden nur bei solchen Studien gesucht, die außerhalb seines Berufes lagen. Dieser nie sich genug thuende, unersättliche Arbeitstrieb hatte seine Kräfte vor der Zeit aufgerieben. Und wenn auch der hochgebildete, geistvolle Mann dem Widerstande, der ihm auf seinem Arbeitsfelde entgegentrat, vornehme Seelenruhe und sittliche Ueberlegenheit entgegenzustellen wußte, ganz spurlos gingen doch die harten Kämpfe an ihm nicht vorüber. Dazu kam der Kummer über den Verlust seiner Kinder. Kein Wunder, wenn sich bei ihm allmählich ein Herzleiden entwickelte, das sich zunächst in rheumatischen Beschwerden äußerte. Fünf Jahre lang hat er dieses schmerzliche Leiden mit großer Geduld getragen. Vergebens suchte er im Sommer 1793 im Bade Driburg Genesung. Die Lähmung nahm immer mehr zu. Bald konnte er auf der Kanzel nicht mehr stehen und mußte sich einen Pfarrgehülfen für den Kirchendienst halten. Nur noch bei besonders feierlichen Angelegenheiten trat er als Redner auf; so hielt er im Jahre 1794 eine feierliche Anrede an die Einwohner der Stadt Holzminden bei dem Feste über die glückliche Wiederkunft des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, die er auch im Druck herausgab. Es war sein Wunsch, da „es ihm nicht strenge genug zuging" seinen Predigerdienst ganz aufzugeben, dafür aber, da er sitzend arbeiten könne wie zuvor, neben der Abtei, Generalsuperintendentur und Inspection der Schulen noch andere Geschäfte zu bekommen. Durch eine mathematische, im Programm veröffentlichte Arbeit über „die jährliche Abnahme eines auf Zinsen ausgeliehenen Capitals, welches auch in die Berechnung der Leibrenten schlägt und über das Interusurium" (Holzminden 1796) suchte er die logarithmischen Rechnungen mehr in Gang zu bringen und seine geistige Klarheit an den Tag zu legen. Doch trotz dieses Vollgefühls der geistigen Arbeitskraft waren seine Tage gezählt. Die Anschwellungen rückten von den Füßen aus immer höher hinauf, machten das Liegen unmöglich und schufen dunkle Tage und schwere, schlaflose Nächte. Am 26. April 1797 wurde er von seiner Qual erlöst. Seine irdischen Ueberreste wurden, wie das Holzmindener Kirchenbuch berichtet, „den 30. April Morgens 7 Uhr mit Geläute und Musiciren vom Thurme in ihr Gewölbe auf dem Kirchhofe eingesetzet, von 4 Amelungsbornschen Pferden gefahren".

Häseler's Wittwe überlebte ihren Gatten noch 17 Jahre; sie starb am 8. October 1814.

Häseler sollte noch nach seinem Tode der Gegenstand heftigster Angriffe werden. Der Sachverhalt war folgender:

Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand hatte im Jahre 1794 unter Beirath des geistlichen Ministeriums zu Braunschweig und der theologischen Facultät zu Helmstedt eine Verbesserung der kirchlichen Liturgie und der Kirchenagende anzubahnen versucht. Im Consistorium trat das einzige ordentliche geistliche Mitglied, der freisinnige Petersen, warm für die Reform ein; dagegen wurde dieselbe von den 5 juristischen Räthen, dem Präsidenten von Knuth, Consistorialräthen Hassel, Woltereck, von Blum, Wöldecken und Langenstraßen, entschieden bekämpft. Die beiden auswärtigen theologischen Mitglieder, Abt Häseler in Holzminden und Hofprediger Schulz in Braunschweig, nahmen nur selten an den Sitzungen Theil. Der ständische Ausschuß, dem Häseler angehörte, trat der Majorität des

Consistoriums bei. In Folge dessen gab der Herzog seine Pläne auf. Ein Versuch des Abtes Henke, in dem neugegründeten Journal für Liturgik und Homiletik, Eusebia genannt, die Reform auf eigene Hand zu erstreben, rief einen heftigen Broschürenstreit mit dem Hof- und Canzleirath Hurlebusch und dem Pastor Breithaupt zu St. Martini in Braunschweig hervor. Als Petersen bei einzelnen liturgischen Vorrichtungen, namentlich bei der Ordination von Predigern, sich nicht strenge an das in der Agende vorgeschriebene Formular hielt und trotz Mahnung seiner weltlichen Collegen dabei verharrte, wurde er solcher Functionen überhoben. Doch er wollte lieber so Schweres dulden, als daß er „einen Rückschritt zur Finsterniß that".

Abt Häseler stand in diesem Streite auf der Seite der bestehenden kirchlichen Ordnung. Als der Pastor Dinglinger zu St. Martini in Braunschweig bei einer Taufe, die er in Gegenwart Häseler's verrichtete, nicht ein Wort von der in der Agende vorgeschriebenen Formel beibehielt, brachte Häseler die Angelegenheit dem Consistorium zur Anzeige, worauf dieses an alle Generalsuperintendenten des Landes den Befehl erließ, durch Circular aufzufordern, auf Pflicht und Gewissen zu berichten, ob sie in allen ihren Amtsverrichtungen sich genau an die Vorschriften der fürstlichen Kirchenordnung hielten.

Diese Anzeige Häseler's wurde in dem Leipziger Allgemeinen Anzeiger Nr. 4 Seite 39 als Denunciation hingestellt. Es wird von den höchst sonderbaren Antworten erzählt, die auf jenes Circular erfolgten, z. B. von derjenigen eines Predigers in der Nähe von Braunschweig, welcher meldete, er habe sich in allen Stücken pünktlich nach der Vorschrift der Kirchenordnung gerichtet, jedoch habe er seit einiger Zeit den Löwen, d. h. den Teufel, nicht mehr brüllen lassen; wenn es inzwischen das hochpreißliche Consistorium beföhle, so wäre er bereit, auch diesen fortan wieder in Requisition zu setzen. Der Artikel fährt dann fort: „Dieser Abt war ein Mann von einem wunderlichen und höchst bizarren Charakter, der gottlob in der Welt höchst selten ist, und sein Leben wäre daher ein wichtiger Beitrag zu der Erfahrungs-Seelenkunde. Eine Anecdote von ihm wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Er bot dem Buchhändler Nicolai im Bade zu Driburg moralische Predigten für die Christen, Juden und Heiden zum Verlage an. Nicolai antwortete: „Ich bedaure, mein Herr Abt, daß ich von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen kann, denn die Christen lesen keine Predigten mehr, die Juden kaufen keine und mit den Heiden stehe ich in keinem Geschäftsverkehr".

Dagegen veröffentlichte Nicolai im Allgemeinen literarischen Anzeiger 1798, № 16, Seite 168, folgende Berichtigung:

„Es hat Jemand gefallen, eine ganz erdichtete Anecdote von dem verstorbenen Abt Häseler und mir zu erzählen und mir eine witzelnde Antwort in den Mund zu legen, die ich nie gegeben habe und auf diese Art nie geben würde. Wie könnte ein Buchhändler, der den deutschen Buchhandel kennt, sagen, die Christen lesen keine Predigten mehr! Gute und schlechte Predigten werden ja immer noch bei Fudern nach und von der Leipziger Messe geführt und verkauft. Mehrere Predigtbücher sind in kurzer Zeit zu neuen Auflagen gekommen, selbst in meinem eigenen Verlage. Uebrigens bin ich zwar im Jahre 1793 mit dem Abt Häseler einige Tage lang zusammen im Bade zu Driburg gewesen und habe mich mit diesem freilich etwas sonderbaren, aber sehr gelehrten Manne mehrmals über literarische Angelegenheiten sehr angenehm unterhalten. Von Predigten haben wir, soviel ich mich erinnere, gar nicht gesprochen, und er hat mir nie den Vorschlag gethan, daß ich etwas von ihm in Verlag nehmen sollte. Berlin. Fr. Nicolai".

Außerdem erschienen in dem genannten Organe, Jahrgang 1798, № 57, Seite 589—91, noch 2 Erklärungen. Die erste stammt von einem Freunde des verstorbenen Abts Häseler. Er hebt hervor, daß Häseler als Consistorialrath eidlich verpflichtet gewesen sei, über die Ausübung der vorhandenen Landeskirchengesetze zu wachen. Auch der Pastor Dinglinger habe die in der Agende vorgeschriebene Verpflichtung auf die Landeskirchengesetze übernommen. Er konnte hiervon nicht einseitig zurückgehen, auch an den Gesetzen des Staates nicht willkürlich ändern. That er dieses dessen ungeachtet, so beging er eine widerrechtliche Handlung, welche um so strafbarer war, da er sich zu der Beobachtung des betreffenden Gesetzes eidlich verbindlich gemacht hatte. Pflicht des Consistorialrathes Häseler war es daher, diesen Vorfall, bei welchem er gegenwärtig gewesen, dem Collegio, dessen Mitglied er war, anzuzeigen. Wolle man dieser Anzeige den gehässigen Namen einer Denunciation geben, so müsse man wenigstens einräumen, daß es eine pflichtmäßige Denunciation gewesen sei. Der Mann aber, welcher seine Pflicht erfüllt habe, sei nicht zu tadeln. Jeden falls verdiene es der offene und rechtschaffene Charakter Häseler's nicht, wunderlich und bizarr genannt zu werden.

Eine zweite Berichtigung erschien mit der Unterschrift: „Wolfenbüttel, H. A. P." und wird wahrscheinlich von Heinrich Anton Petersen herrühren. Sie widerlegt hauptsächlich die Anekdote von der satyrischen Erklärung des Landgeistlichen.

Es sei noch erwähnt, daß sich ein von F. G. Weitsch gemaltes Bild des Abtes Häseler im Privatbesitze in Wolfenbüttel befindet. Nach demselben hat F. Gregory einen Kupferstich verfertigt, welcher den Betrachtungen über die natürliche Religion beigegeben ist.

Ueberblicken wir am Schlusse noch einmal das Lebensbild des Abtes, so werden wir auch bei abweichender theologisch-kirchlicher Stellung der vielseitigen Gelehrsamkeit, dem sittlichen Ernste und der unermüdlichen Thätigkeit des Mannes unsere Anerkennung nicht versagen.

Das Weilbrot.

Als ich einst in einer Urkunde der Neustadt Braunschweig aus dem Jahre 1560 las, daß ein Grundbesitzer seinem Meier jedes Jahr „jegen de ostern ein wigelbroth eines schill (Schilling) wert frantlick schencken" wollte, wurde mir ein Wort klar, dessen Bedeutung ich bis dahin nur errathen kon[nte:] das Wort „Weilbrot". Es ist eine alt[e]

Gevattern ihren Pathenkindern zu Ostern 3—6 gefärbte Eier und ein Stück Kuchen zum Geschenke geben. Heutiges Tages kommt dieser Brauch mehr und mehr ab, in wenigen Dörfern am Elme und Hilse habe ich ihn noch gefunden. In den Dörfern westlich von Braunschweig aber, z. B. in Lamme, Wedtlenstedt, Bortfeld, Denstorf, hat sich mit dem alten Brauche auch der alte Name erhalten. Dort bekommt ein jedes Pathenkind von seinem Gevatter zu Ostern 6—8 Eier und sein Weilbrot. Dies ist aus ungesäuertem Teiche gebacken und heißt seiner Form wegen im Volksmunde auch „Ballholt". Es bedeutet „geweihtes Brot". Da man aber größtentheils die Bedeutung des Wortes nicht mehr kennt, so ist es auch in Weibbrot und Weinbrot entstellt worden. Auch als Abgabe an den Gutsherrn erscheinen diese Bröte. So hatten noch im Anfange unseres Jahrhunderts die Meier der Herren v. Cramm auf Volkersheim ein Brot zu liefern, welches das Wiedel- oder Wiel-Brot genannt wurde [1]).

Otto Schütte.

Bücherschau.

Karl Meyer. Die Burg Hohnstein. Nach urkundlichen Quellen. Leipzig, Bernh. Franke 1897. 64 S. 8°. 1 M.

Derselbe. Das Kloster Ilfeld. Nach den Urkunden des Klosters. Leipzig, Bernh. Franke 1897. 108 S. 8°. 1 M 50 ℌ.

Derselbe. Die Burg Questenberg und das Questenfest. Nach urkundlichen Quellen. Leipzig, Bernh. Franke o. J. 48 S. 8°. — M 75 ℌ.

A. u. d. T.: Geschichte der Burgen und Klöster des Harzes. Heft 2, 3 und 4.

Der Verfasser, Volksschullehrer K. Meyer in Nordhausen, eine auf dem Gebiete der Harzgeschichte bekannte und bewährte Persönlichkeit, liefert uns in den vorliegenden Heften zusammenfassende Arbeiten über einige landschaftlich und geschichtlich interessante Stätten des Südharzes, die recht eigentlich auf seinem Forschungsfelde, der Stadt Nordhausen und ihrer näheren und weiteren Umgebung, gelegen sind. So sind denn die Büchlein mit umfassender Sachkenntniß und großem Fleiße geschrieben, und wenn wir uns auch nicht mit allen Einzelheiten einverstanden erklären können und der Darstellung im Allgemeinen eine größere Glätte, die die Mühen der Vorarbeiten weniger erkennen ließe, gewünscht hätten, so können wir sie doch auf das Beste alle denen empfehlen, die sich über die Vergangenheit jener viel besuchten Orte leicht und sicher unterrichten wollen.

Die Burg Hohnstein erscheint zuerst um das Jahr 1130, wo Graf Konrad von Sangerhausen sich nach ihr nannte. Sie kam dann in den Besitz der Grafen [illegible] Ilfeld, nun auch Grafen von Hohnstein geheißen. [illegible]er Theilung im Jahre 1372 erhielten sie die [illegible] [illegible]hnstein, in deren [illegible]rde die Burg an Graf Botho v. Stolberg verkauft. Große Schuldenlast zwang dessen Nachkommen, sie zu versetzen. Da einige der Stolberger Gläubiger statt an den Oberlehnsherrn der Grafschaft Hohnstein, den Herzog von Braunschweig, sich widerrechtlich an den Kurfürsten von Sachsen wandten, so entstanden Weiterungen zwischen Kursachsen und Braunschweig, das sein Recht jedoch mit Glück behauptete. In der Christnacht 1627 wurde die Burg durch den sächsischen Oberst Bitzthum v. Eckstedt niedergebrannt; seitdem liegt sie in Trümmern. Der Verfasser behandelt dann noch die Abkommen, die zwischen Braunschweig bezw. Hannover und den Grafen von Stolberg getroffen, und geht auf die Wappen ein, die die Grafen von Hohnstein geführt haben.

In enger Verbindung mit dieser Feste stand das Kloster Ilfeld, das im nahe gelegenen Thale durch Graf Elger II. von Hohnstein im Jahre 1189 gegründet worden ist. Es war ein Prämonstratenserkloster, das Anfangs unter Pröbsten, seit ca. 1246 unter Aebten stand. Von ihnen wie von den Schicksalen der Stiftung im Mittelalter erhalten wir auf Grund urkundlicher Nachrichten genaue Kunde. Dann schildert der Verf. die schweren Schädigungen, die das Kloster im Bauernaufstande erfuhr, darauf die 1546 erfolgte Gründung der Klosterschule, die vor Allem durch den trefflichen Rector Michael Neander (1550—95) zu hoher Blüthe gelangte und in veränderter Gestalt noch heutigen Tages besteht.

Die Burg Questenberg ist um 1270 von den Grafen von Beichlingen-Rothenburg erbaut worden; 1349 kam sie in den Besitz der Grafen von Hohnstein, seit etwa 1390 in den der Landgrafen von Thüringen, die sie 1430 an die Grafen von Stolberg verpfändeten, welche sie dann ihrerseits an verschiedene Edelleute weiter versetzten. In der letzten Zeit des 30jährigen Krieges ist die Burg bereits wüst. Ganz besonderes Interesse hat dieses Heft durch die Schilderung des Questenfestes, das in eigenartiger Weise am dritten Pfingsttage gefeiert wird. Daran schließt sich der „Versuch einer Deutung des Questenfestes und der Questenfestsage". Auch die Merkwürdigkeiten des Orts Questenberg und seiner Umgebung, insbesondere der Roland und der Kunkelstein, die kürzlich auf Kosten des Zweigvereins des Harzclubs in Braunschweig würdig in Stand gesetzt sind, werden uns vorgeführt. Den Schluß machen Sagen der Gegend und „das Questenfestlied", das Werk eines unbekannten Dichters, das nach einer Handschrift vom Jahre 1820 mitgetheilt wird.

G. Weber. Die Freien bei Hannover. Bilder aus ihrer Vergangenheit. Hannover und Leipzig, Hahn 1898. VIII. u. 135 S. 8°. 2 M.

Die beiden „Freien", das „große Freie" und das „kleine Freie", waren kleine abgeschlossene Bezirke in der Nähe der Stadt Hannover, in welchen sich die freien Bauernhöfe mit ihren Gerechtsamen und Sitten bis in die Neuzeit erhalten haben. Das „große Freie" umfaßte die Ortschaften Ilten, Bilm, Ahlten, Höver, Anderten, Lehrte, Sehnde, Gretenberg, Rethmar, Evern, Dolgen, Haimar, Harber, Kl. Lopke, und bildete das Amt Ilten, mit 565 freien Bauernhöfen und dem gemeinsamen Amtshause in Ilten, das „kleine Freie" um-

[illegible] bei. [illegible] gab der Herzog [illegible] Versuch des Abtes Henke, in dem [illegible] Journal für [illegible] und Homiletik, [illegible] eigene Hand zu [illegible] mit dem [illegible] und dem Pastor [illegible] zu St. [illegible] in Braunschweig hervor. [illegible] Verrichtungen, [illegible] von Predigern, sich nicht [illegible] in der Agende vorgeschriebene Formular [illegible] überhoben. [illegible] als daß er [illegible].

[illegible] Braunschweig bei [illegible] Häseler's [illegible] in der Agende vor[illegible]

[illegible]

ja immer noch bei Fudern nach und von der Leipziger Messe geführet und verkauft. Mehrere Predigtbücher sind in kurzer Zeit zu neuen Auflagen gekommen, selbst in meinem eigenen Verlage. Uebrigens bin ich zwar im Jahre 1793 mit dem Abt Häseler einige Tage lang zusammen im Bade zu Driburg gewesen und habe mich mit diesem freilich etwas sonderbaren, aber sehr gelehrten Manne nochmals über literarische Angelegenheiten sehr angenehm unterhalten. Von Predigten haben wir, soviel ich mich erinnere, gar nicht gesprochen, und er hat mir nie den Vorschlag gethan, daß ich etwas von ihm in Verlag nehmen sollte. Berlin. Fr. Nicolai".

Außerdem erschienen in dem genannten Organe, Jahrgang 1798, № 57, Seite 589—91, noch 2 Erklärungen. Die erste [illegible] von einem Freunde des verstorbenen Abts Häseler. Er hebt hervor, daß Häseler als [illegible] gewesen sei, über die [illegible] der vorhandenen Landeskirchengesetze zu wachen. Auch der Pastor Dinglinger habe die in der Agende vorgeschriebene Verrichtung auf die Landeskirchengesetze [illegible]. Er [illegible] hiervon nicht einseitig zurücktreten, und an den Gesetzen des Staates nicht willkürlich ändern. That er dieses dessen ungeachtet so beging er eine widerrechtliche Handlung, welche um so strafbarer war, da er sich zu der Beobachtung des betreffenden Gesetzes [illegible] verbindlich gemacht hatte. Pflicht des [illegible] Häseler war es daher, diesen Vorfall, bei [illegible] er gegenwärtig gewesen, dem Collegio, dessen [illegible] er war, anzuzeigen. Wolle man dieser Anzeige den [illegible] Namen einer Denunciation geben, so müsse man wenigstens einräumen, daß es eine pflichtmäßige Denunciation gewesen sei. Der Mann aber, welcher seine Pflicht erfüllt habe, sei nicht zu tadeln. Jedenfalls verdiene es der [illegible] und rechtschaffene Charakter Häseler's nicht, wunderlich und bizarr genannt zu werden.

Eine zweite [illegible] erschien mit der Unterschrift „[illegible] H. A. H." und wird wahrscheinlich von [illegible] herrühren. Sie widerlegt [illegible] die Anecdote von der [illegible] Erklärung des [illegible].

Es ist noch erwähnt, daß sich ein von J. G. Beitsch gemaltes Bild des Abtes Häseler im Privatbesitze in [illegible] befindet. Nach demselben hat F. Gregori einen Kupferstich gefertigt, welcher den Betrachtungen über die [illegible] beigegeben ist.

[illegible] wir am Schlusse noch einmal das Lebensbild des Abtes, so werden wir auch bei abweichender [illegible] der vielseitigen Gelehrsamkeit, dem [illegible] und der unermüdlichen [illegible] des Mannes unsere Anerkennung nicht versagen.

Das Weißbrot.

[illegible] der Neustadt Braunschweig aus dem Jahre [illegible] daß ein Grund[illegible] wurde nur ein Wort klar, dessen [illegible] nur errathen konnte, nämlich [illegible] die [illegible]

Gevattern ihren Pathenkindern zu Ostern 3—6 gefärbte Eier und ein Stück Kuchen zum Geschenke geben. Heutiges Tages kommt dieser Brauch mehr und mehr ab, in wenigen Dörfern am Elme und Hilse habe ich ihn noch gefunden. In den Dörfern westlich von Braunschweig aber, z. B. in Lamme, Wedtlenstedt, Bortfeld, Denstorf, hat sich mit dem alten Brauche auch der alte Name erhalten. Dort bekommt ein jedes Pathenkind von seinem Gevatter zu Ostern 6—8 Eier und sein Weilbrot. Dies ist aus ungesäuertem Teiche gebacken und heißt seiner Form wegen im Volksmunde auch „Ballholt". Es bedeutet „geweihtes Brot". Da man aber größtentheils die Bedeutung des Wortes nicht mehr kennt, so ist es auch in Weißbrot und Weinbrot entstellt worden. Auch als Abgabe an den Gutsherrn erscheinen diese Bröte. So hatten noch im Anfange unseres Jahrhunderts die Meier der Herren v. Cramm auf Volkersheim ein Brot zu liefern, welches das Wiedel- oder Wiel-Brot genannt wurde [1]).

Otto Schütte.

Bücherschau.

Karl Meyer, Die Burg Hohnstein. Nach urkundlichen Quellen. Leipzig, Bernh. Franke 1897. 64 S. 8°. 1 M.

Derselbe, Das Kloster Ilfeld. Nach den Urkunden des Klosters. Leipzig, Bernh. Franke 1897. 108 S. 8°. 1 M 50 ₰.

Derselbe, Die Burg Questenberg und das Questenfest. Nach urkundlichen Quellen. Leipzig, Bernh. Franke o. J. 48 S. 8°. — M 75 ₰.

A. u. d. T.: Geschichte der Burgen und Klöster des Harzes. Heft 2, 3 und 4.

Der Verfasser, Volksschullehrer K. Meyer in Nordhausen, eine auf dem Gebiete der Harzgeschichte bekannte und bewährte Persönlichkeit, liefert uns in den vorliegenden Heften zusammenfassende Arbeiten über einige landschaftlich und geschichtlich interessante Stätten des Südharzes, die recht eigentlich auf seinem Forschungsfelde, der Stadt Nordhausen und ihrer näheren und weiteren Umgebung, gelegen sind. So sind denn die Büchlein mit umfassender Sachkenntniß und großem Fleiße geschrieben, und wenn wir uns auch nicht mit allen Einzelheiten einverstanden erklären können und der Darstellung im Allgemeinen eine größere Glätte, die die Mühen der Vorarbeiten weniger erkennen ließe, gewünscht hätten, so können wir sie doch auf das Beste alle denen empfehlen, die sich über die Vergangenheit jener viel besuchten Orte leicht und sicher unterrichten wollen.

Die Burg Hohnstein erscheint zuerst um das Jahr 1130, wo Graf Konrad von Sangerhausen sich nach ihr nannte. Sie kam dann in den Besitz der Grafen von Ilfeld, nun auch Grafen von Hohnstein geheißen. Bei der Theilung im Jahre 1372 erhielten sie die Grafen Ulrich und Dietrich VI. von Hohnstein, in deren gemeinsamem Besitze sie blieb. 1417 wurde die Burg an Graf Botho v. Stolberg verkauft. Große Schuldenlast zwang dessen Nachkommen, sie zu versetzen. Da einige der Stolberger Gläubiger statt an den Oberlehnsherrn der Grafschaft Hohnstein, den Herzog von Braunschweig, sich widerrechtlich an den Kurfürsten von Sachsen wandten, so entstanden Weiterungen zwischen Kursachsen und Braunschweig, das sein Recht jedoch mit Glück behauptete. In der Christnacht 1627 wurde die Burg durch den sächsischen Oberst Vitzthum v. Eckstedt niedergebrannt; seitdem liegt sie in Trümmern. Der Verfasser behandelt dann noch die Abkommen, die zwischen Braunschweig bezw. Hannover und den Grafen von Stolberg getroffen, und geht auf die Wappen ein, die die Grafen von Hohnstein geführt haben.

In enger Verbindung mit dieser Feste stand das Kloster Ilfeld, das im nahe gelegenen Thale durch Graf Elger II. von Hohnstein im Jahre 1189 gegründet worden ist. Es war ein Prämonstratenserkloster, das Anfangs unter Pröbsten, seit ca. 1246 unter Aebten stand. Von ihnen wie von den Schicksalen der Stiftung im Mittelalter erhalten wir auf Grund urkundlicher Nachrichten genaue Kunde. Dann schildert der Verf. die schweren Schädigungen, die das Kloster im Bauernaufstande erfuhr, darauf die 1546 erfolgte Gründung der Klosterschule, die vor Allem durch den trefflichen Rector Michael Neander (1550—95) zu hoher Blüthe gelangte und in veränderter Gestalt noch heutigen Tages besteht.

Die Burg Questenberg ist um 1270 von den Grafen von Beichlingen-Rothenburg erbaut worden; 1349 kam sie in den Besitz der Grafen von Hohnstein, seit etwa 1390 in den der Landgrafen von Thüringen, die sie 1430 an die Grafen von Stolberg verpfändeten, welche sie dann ihrerseits an verschiedene Edelleute weiter versetzten. In der letzten Zeit des 30jährigen Krieges ist die Burg bereits wüst. Ganz besonderes Interesse hat dieses Heft durch die Schilderung des Questenfestes, das in eigenartiger Weise am dritten Pfingsttage gefeiert wird. Daran schließt sich der „Versuch einer Deutung des Questenfestes und der Questenfestsage". Auch die Merkwürdigkeiten des Orts Questenberg und seiner Umgebung, insbesondere der Roland und der Kunkelstein, die kürzlich auf Kosten des Zweigvereins des Harzclubs in Braunschweig würdig in Stand gesetzt sind, werden uns vorgeführt. Den Schluß machen Sagen der Gegend und „das Questenfestlied", das Werk eines unbekannten Dichters, das nach einer Handschrift vom Jahre 1820 mitgetheilt wird.

G. Weber, Die Freien bei Hannover. Bilder aus ihrer Vergangenheit. Hannover und Leipzig, Hahn 1898. VIII. u. 135 S. 8°. 2 M.

Die beiden „Freien", das „große Freie" und das „kleine Freie", waren kleine abgeschlossene Bezirke in der Nähe der Stadt Hannover, in welchen sich die freien Bauernhöfe mit ihren Gerechtsamen und Sitten bis in die Neuzeit erhalten haben. Das „große Freie" umfaßte die Ortschaften Ilten, Bilm, Ahlten, Höver, Anderten, Lehrte, Sehnde, Gretenberg, Rethmar, Evern, Dolgen, Haimar, Harber, Kl. Lopke, und bildete das Amt Ilten, mit 565 freien Bauernhöfen und dem gemeinsamen Amtshause in Ilten, das „kleine Freie" um-

[1]) Vgl. Gesenius, Das Meierrecht B. II S. 271.

Das an der breiten Mündung des Dnjepr gelegene Otschakow war, erzählt Anne Charlotte, land- und seewärts so stark befestigt, daß die Türken es für uneinnehmbar hielten. Aber die Russen fanden mächtige Verbündete bei den Türken selbst: Verrath, Bestechlichkeit und Unordnung. Die türkischen Fregatten hatten sich rechtzeitig unsichtbar gemacht und die vor den Thoren zum Empfange der Feinde aufgestellten 50 000 Tartaren hatten die Stadt und die Umgegend schon vor Ankunft der Russen mit Raub und Plünderung dermaßen heimgesucht, daß der Festungscommandant sie wie Feinde hatte behandeln müssen. Weit ins Land hinein waren Minen gelegt, aber die damit den Russen Tod und Verderben bringen sollten, hatten sich von diesen bestechen lassen. Die Festung selbst war von Arnauten, Bosniaken und Janitscharen stark besetzt; als jedoch eine russische Bombe in einen Pulverthurm schlug und die Stadt in Flammen setzte, entstand hier eine so furchtbare Panik, daß es den Russen ein Leichtes ward, von der See her einzudringen. Zwar wehrte sich die Besatzung heldenmüthig; kämpfend zog sie sich von einem Festungstheile in den andern zurück, bis sie endlich auf wenige Tausend Mann zusammengeschmolzen war, die dann theils niedergehauen, theils gefangen wurden.

Nach Plünderung der Stadt trieb man ihre Bewohner auf einen großen, rings von russischen Wachen eingeschlossenen Platz zusammen. Da ihnen beinahe alle Kleidung geraubt worden war, litten sie sehr unter der Hitze der Tage und der Kälte der Nächte, mehr dann noch durch Hunger, weil sie fast ganz ohne Nahrung gelassen wurden. Hatte der eine oder andere Gefangene aus der Plünderung etwas an Geld oder Geldeswerth gerettet, und trieb ihn nun der Hunger damit zu den russischen Soldaten, um Brot dagegen einzutauschen, so ward es ihm entrissen und er, wenn er sich dagegen wehrte, unbarmherzig todtgeprügelt. Die Unmenschen rissen die vor Hunger schreienden Kinder von den Brüsten ihrer Mütter, warfen sie in die Luft und fingen sie mit den Bajonetten wieder auf. Anne Charlotte erzählt, sie habe immer das Gesicht auf der Erde verborgen, um diese und andere Gräuel nicht mit ansehen zu müssen. Es sei hier, sagte sie, so viel Menschenblut geflossen, daß man darin gewatet habe. Die einzige Wohlthat, die ihnen erwiesen, sei gewesen, daß man sie drei Mal täglich wie das Vieh an den Fluß zur Tränke getrieben habe.

Als endlich die Wuth der Russen gestillt und die Stadt beinahe vollständig niedergebrannt war, kamen Generale und andere hohe Officiere, um sich aus den Gefangenen ihre Beute auszusuchen. Prinz Anton Ulrich erwählte außer zwölf Anderen Anne Charlotte; und da sie sich nicht von ihrer älteren Schwester Ruwäda trennen wollte, so nahm er diese ebenfalls noch. Ein zu den Russen übergegangener türkischer Vasall, dem ihr Vater oft Nachsicht erwiesen hatte, wenn er den dem Padischah in Constantinopel schuldigen Tribut nicht pünktlich entrichten konnte, rettete aus Dankbarkeit ihn mit seiner Frau und deren Söhnchen Semella in sein Fürstenthum.

Als sich nun in diesen Tagen des Elends die Pest wieder einstellte, die schon im Jahre zuvor hier gewüthet hatte, und ihr gleich im Anfang auch viele Russen zum Opfer fielen, beeilten diese ihren Abzug. Mittlerweile hatten sich die türkischen Soldaten wieder gesammelt, die nun den Russen auf dem Fuße folgten und ihnen große Verluste beibrachten. Sie verbrannten vor den Feinden her die Weiden, verstopften die Quellen oder leiteten sie ab, so daß unzählige Pferde und Rinder dem Hunger und Durste erlagen und die Menschen selber Noth litten. Viele der türkischen Gefangenen machten sich die Schrecknisse dieses Rückzuges zu Nutze und entkamen in die Heimath.

Prinz Anton Ulrich versuchte das Loos derer, die ihm als Gefangene zugefallen waren, nach Kräften zu erleichtern. Anne Charlotte rühmt die Milde und Güte, mit der Alle von ihm und seiner Begleitung behandelt worden waren. Von ihm und dem Grafen Münnich sprach sie nie anders als mit Dankbarkeit und Ehrfurcht[3]).

Nach mancherlei Beschwerden kamen die Gefangenen in der ersten russischen Grenzfestung — wahrscheinlich Kiew — an, wo die Generale und Officiere ihre Frauen vorfanden, die die Gefangenen mit Neugier betrachteten. Hier theilte sich die Armee, und die Gefangenen Anton Ulrichs wurden mit der Bagage nach Moskau geschickt. Ihre weitere Reise wurde oft durch räuberische Ueberfälle des Landvolkes gefährdet, gegen welche die für die Gefangenen und für die Bagage verantwortliche Geleitsmannschaft unausgesetzt auf der Hut sein mußte.

Nachdem die Gefangenen in Moskau sieben Wochen auf Eröffnung der Schlittenfahrt gewartet hatten, kamen sie endlich acht Tage vor Weihnachten 1737 in St. Petersburg an. Hier wurde Ruwäda dem holländischen Residenten von Schwartz übergeben, Anne Charlotte aber kam in das Haus des Dr Jaquemin, Leibarztes der Kaiserin Anna und Anton Ulrichs. Da des Prinzen Absicht war, sie später zu seiner Großmutter, der ver-

---

1737 Theil genommen, so denn wirklich wohl auch an der Erstürmung Otschakows. Hierbei zweitheilte ihm, wie er nachmals seinen Jagd- und Zechgenossen in Bodenwerder erzählte, das herabstürzende Fallgitter eines der Stadtthore seinen berühmten Lithauer, bekanntlich ohne Schaden für das Thier, dessen beide Hälften bald wieder zusammenwuchsen.

3) Sie erzählt auch, daß sie und ihre Mitgefangenen den ihnen unterwegs angebotenen Wein als Wahhabiten zurückgewiesen hätten, was deshalb erwähnenswerth ist, weil der gewöhnlichen Annahme nach diese mächtige, religiös-politische Secte frühestens 1740 entstand, während sie dieser Erzählung zufolge schon 1737 am nördlichen Gestade des Schwarzen Meeres, weit über 300 Meilen von ihrer Ausgangsstätte, der Landschaft Nedschd im centralen Hochlande Arabiens, entfernt, ihre Anhänger hatte, sie sich also mit reißender Geschwindigkeit über weite Länderstrecken verbreitet haben muß. Ihr Stifter, Abd al Wahhab, wollte den Islam auf seine ursprüngliche Reinheit zurückführen; er bekämpfte die abgöttische Verehrung Mohammeds, den Heiligendienst, die Prunksucht, den Genuß geistiger Getränke, Glücksspiel[illegible] und schrieb auf seine Fahne den Glaubenskrie[illegible] bis in unser Jahrhundert hinein getobt hat.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 8. 9. April **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Anne Charlotte Rhebisch, die schöne Türkin vom Schwarzen Meere.

Von Heinrich Stegmann.

Zwei Tage vor dem ersten Advent des Jahres 1747 fuhr in einem leichten Planwagen ein junges Menschenpaar aus Blankenburg in den verschneiten Harz und ins Erdenelend hinein: der Pastor Christian Moritz Grimm aus Zorge, dem Ziele der Fahrt, und seine ihm eben angetraute Frau Anne Charlotte aus Otschakow am Schwarzen Meere, gewesenes Kammerfräulein Ihrer erst vor wenigen Tagen heimgegangenen Durchlaucht Christine Luise, der Wittwe des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig.

Ueber Anne Charlottens ungewöhnliche Lebensschicksale sind schon vor vielen Jahren durch das Braunschweigische Magazin (1830, 20. Stück) und das Bremische Unterhaltungsblatt (1831, 44. Stück) Nachrichten in die Oeffentlichkeit gelangt, deren Quelle das Kirchenbuch der Gemeinde Heimburg am Harz war. Für die folgende Lebensgeschichte standen mir ausführliche Aufzeichnungen des Pastors Grimm und mancherlei andere Familiennachrichten zu Gebote, die mir beide von einer der vielen Nachkommen der schönen Frau aus dem Türkenlande überlassen worden sind [1]).

Anne Charlotte oder Abbas Cachiane Käfe Rhebisch, wie sie vor ihrem Uebertritt zum Christenthume hieß, wurde als zweite Tochter des Richters und kaiserlichen Schatzmeisters Abbas in der türkischen Stadt Otschakow um 1722 geboren. Genau hat sich ihr Geburtsjahr nicht ermitteln lassen; da sie aber 1737 zum ersten Male verschleiert ging, und die jungen Türkinnen gewöhnlich mit dem 15. Lebensjahre den Schleier erhalten, kann sie nur wenig früher oder später als 1722 auf die Welt gekommen sein.

Von Anne Charlottens Kindheit ist nur wenig überliefert worden. Ihr Vater, ein reicher Mann, besaß in Otschakow mehrere Häuser und einige Stunden davon entfernt ein Gut mit schönen, weitläufigen Gärten, worin köstliche Trauben, Aprikosen und Pfirsiche reiften. Auf diesem Gute, wo die Familie den Sommer verbrachte, wurden große Viehheerden gehalten, und es befand sich dort ein kunstvoll gefaßter Brunnen, dessen Wasser jeden Freitag, dem Tage der allgemeinen Gottesverehrung, in großen Mengen nach Otschakow gefahren und dort zu religiösem Gebrauche umsonst vertheilt wurde. Indem sie sich in späteren Jahren dieser und anderer Bilder aus ihrer Kindheit erinnerte, erzählte sie auch gern von ihrem Vater, den sie als einen frommen, rechtschaffenen und von Nächstenliebe erfüllten Mann schildert, der auch seinen Sclaven kein Unrecht geschehen ließ und noch weniger selber anthat. Ihrer frühverstorbenen Mutter, einer Frau aus dem Stamme der schönen Georgier, erinnerte sie sich nicht mehr; aber auch von der Stiefmutter wußte sie nur Gutes zu sagen.

So werden dem jungen Geschöpfe die Tage und Jahre sorg und leidlos dahingegangen sein bis zu dem schrecklichen Ereigniß, wodurch ihm Eltern und Geschwister, die Heimath und nachmals auch der Glaube ihrer Jugend geraubt worden sind: der Erstürmung Otschakows im Juli 1737.

Nachdem die Russen schon 1736 die Krim erobert und die auf einer Landzunge im Schwarzen Meere Otschakow gegenüber liegende Festung Kinburn geschleift hatten, erschienen sie 1737 mit großer Heeresmacht vor Otschakow selbst. Bei dieser von dem Grafen von Münnich geführten Armee traf im Mai 1737 der braunschweigische Prinz Anton Ulrich ein, der 1733 auf Wunsch der Kaiserin Anna nach Rußland gekommen war und 1739 mit ihrer Nichte Anna Karlowna vermählt wurde. Dem Kenner russischer Hofgeschichten ist bekannt, wie schmählich diesem unglücklichen Prinzen schon wenige Jahre später mitgespielt wurde und wie er mit den Seinigen in namenlosem Elend hat untergehen müssen [2]).

---

1) Von Frau W. Krämer in Hamburg, die seit Jahren Alles sammelt, was von geschichtlichen Erinnerungen an ihre Ahnfrau noch vorhanden ist. Einzelne Andenken an diese hegt der Landwirth Grimm in Thedinghausen, ein Urenkel der Türkin.

2) An die damaligen Kämpfe der Russen gegen die Türken erinnern einige der lustigen Aufschneidereien in des Freiherrn von Münchhausen wunderbaren Reisen und Abenteuern. Wie Anton Buchholtz in Riga (Magdeburgische Zeitung vom 6. Juli 1897) wahrscheinlich gemacht, hat Hieronymus von Münchhausen, der „Bodenwerdersche Lügen-Münchhausen", als jugendlicher Page Anton Ulrich's schon an den russischen Feldzügen von

Das an der breiten Mündung des Dnjepr gelegene Otschakow war, erzählt Anne Charlotte, land- und seewärts so stark befestigt, daß die Türken es für uneinnehmbar hielten. Aber die Russen fanden mächtige Verbündete bei den Türken selbst: Verrath, Bestechlichkeit und Unordnung. Die türkischen Fregatten hatten sich rechtzeitig unsichtbar gemacht und die vor den Thoren zum Empfange der Feinde aufgestellten 50000 Tartaren hatten die Stadt und die Umgegend schon vor Ankunft der Russen mit Raub und Plünderung dermaßen heimgesucht, daß der Festungscommandant sie wie Feinde hatte behandeln müssen. Weit ins Land hinein waren Minen gelegt, aber die damit den Russen Tod und Verderben bringen sollten, hatten sich von diesen bestechen lassen. Die Festung selbst war von Arnauten, Bosniaken und Janitscharen stark besetzt; als jedoch eine russische Bombe in einen Pulverthurm schlug und die Stadt in Flammen setzte, entstand hier eine so furchtbare Panik, daß es den Russen ein Leichtes ward, von der See her einzudringen. Zwar wehrte sich die Besatzung heldenmüthig; kämpfend zog sie sich von einem Festungstheile in den andern zurück, bis sie endlich auf wenige Tausend Mann zusammengeschmolzen war, die dann theils niedergehauen, theils gefangen wurden.

Nach Plünderung der Stadt trieb man ihre Bewohner auf einen großen, rings von russischen Wachen eingeschlossenen Platz zusammen. Da ihnen beinahe alle Kleidung geraubt worden war, litten sie sehr unter der Hitze der Tage und der Kälte der Nächte, mehr dann noch durch Hunger, weil sie fast ganz ohne Nahrung gelassen wurden. Hatte der eine oder andere Gefangene aus der Plünderung etwas an Geld oder Geldeswerth gerettet, und trieb ihn nun der Hunger damit zu den russischen Soldaten, um Brot dagegen einzutauschen, so ward es ihm entrissen und er, wenn er sich dagegen wehrte, unbarmherzig todtgeprügelt. Die Unmenschen rissen die vor Hunger schreienden Kinder von den Brüsten ihrer Mütter, warfen sie in die Luft und fingen sie mit den Bajonetten wieder auf. Anne Charlotte erzählt, sie habe immer das Gesicht auf der Erde verborgen, um diese und andere Gräuel nicht mit ansehen zu müssen. Es sei hier, sagte sie, so viel Menschenblut geflossen, daß man darin gewatet habe. Die einzige Wohlthat, die ihnen erwiesen, sei gewesen, daß man sie drei Mal täglich wie das Vieh an den Fluß zur Tränke getrieben habe.

Als endlich die Wuth der Russen gestillt und die Stadt beinahe vollständig niedergebrannt war, kamen Generale und andere hohe Officiere, um sich aus den Gefangenen ihre Beute auszusuchen. Prinz Anton Ulrich erwählte außer zwölf Anderen Anne Charlotte; und da sie sich nicht von ihrer älteren Schwester Ruwäda trennen wollte, so nahm er diese ebenfalls noch. Ein zu den Russen übergegangener türkischer Vasall, dem ihr Vater oft Nachsicht erwiesen hatte, wenn er den dem Padischah in Constantinopel schuldigen Tribut nicht pünktlich entrichten konnte, rettete aus Dankbarkeit ihn mit seiner Frau und deren Söhnchen Semella in sein Fürstenthum.

Als sich nun in diesen Tagen des Elends die Pest wieder einstellte, die schon im Jahre zuvor hier gewüthet hatte, und ihr gleich im Anfang auch viele Russen zum Opfer fielen, beeilten diese ihren Abzug. Mittlerweile hatten sich die türkischen Soldaten wieder gesammelt, die nun den Russen auf dem Fuße folgten und ihnen große Verluste beibrachten. Sie verbrannten vor den Feinden her die Weiden, verstopften die Quellen oder leiteten sie ab, so daß unzählige Pferde und Rinder dem Hunger und Durste erlagen und die Menschen selber Noth litten. Viele der türkischen Gefangenen machten sich die Schrecknisse dieses Rückzuges zu Nutze und entkamen in die Heimath.

Prinz Anton Ulrich versuchte das Loos derer, die ihm als Gefangene zugefallen waren, nach Kräften zu erleichtern. Anne Charlotte rühmt die Milde und Güte, mit der Alle von ihm und seiner Begleitung behandelt worden waren. Von ihm und dem Grafen Münnich sprach sie nie anders als mit Dankbarkeit und Ehrfurcht[3]).

Nach mancherlei Beschwerden kamen die Gefangenen in der ersten russischen Grenzfestung — wahrscheinlich Kiew — an, wo die Generale und Officiere ihre Frauen vorfanden, die die Gefangenen mit Neugier betrachteten. Hier theilte sich die Armee, und die Gefangenen Anton Ulrichs wurden mit der Bagage nach Moskau geschickt. Ihre weitere Reise wurde oft durch räuberische Ueberfälle des Landvolkes gefährdet, gegen welche die für die Gefangenen und für die Bagage verantwortliche Geleitsmannschaft unausgesetzt auf der Hut sein mußte.

Nachdem die Gefangenen in Moskau sieben Wochen auf Eröffnung der Schlittenfahrt gewartet hatten, kamen sie endlich acht Tage vor Weihnachten 1737 in St. Petersburg an. Hier wurde Ruwäda dem holländischen Residenten von Schwartz übergeben, Anne Charlotte aber kam in das Haus des Dr Jaquemin, Leibarztes der Kaiserin Anna und Anton Ulrichs. Da des Prinzen Absicht war, sie später zu seiner Großmutter, der ver-

1737 Theil genommen, so denn wirklich wohl auch an der Erstürmung Otschakows. Hierbei zweitheilte ihm, wie er nachmals seinen Jagd- und Zechgenossen in Bodenwerder erzählte, das herabstürzende Fallgitter eines der Stadtthore seinen berühmten Lithauer, bekanntlich ohne Schaden für das Thier, dessen beide Hälften bald wieder zusammenwuchsen.

3) Sie erzählt auch, daß sie und ihre Mitgefangenen den ihnen unterwegs angebotenen Wein als Wahhabiten zurückgewiesen hätten, was deshalb erwähnenswerth ist, weil der gewöhnlichen Annahme nach diese mächtige, religiös-politische Secte frühestens 1740 entstand, während sie dieser Erzählung zufolge schon 1737 am nördlichen Gestade des Schwarzen Meeres, weit über 300 Meilen von ihrer Ausgangsstätte, der Landschaft Nedschd im centralen Hochlande Arabiens, entfernt, ihre Anhänger hatte, sie sich also mit reißender Geschwindigkeit über weite Länderstrecken verbreitet haben muß. Ihr Stifter, Abd al Wahhab, wollte den Islam auf seine ursprüngliche Reinheit zurückführen; er bekämpfte die abgöttische Verehrung Mohammeds, den Heiligendienst, die Prunksucht, den Genuß geistiger Getränke, Glücksspiele u. s. w. und schrieb auf seine Fahne den Glaubenskrieg, der weit bis in unser Jahrhundert hinein getobt hat.

wittweten Herzogin Christine Luise in Blankenburg, bringen zu lassen, erhielt sie im Hause des Doctors sogleich den ersten Unterricht in der deutschen Sprache und der christlichen Religion.

Da der rechtgläubige Muselmann den Christen nur mit Abscheu betrachtet und der Christenhaß ihm angeboren ist, so fand sich auch Anne Charlotte nur mit Widerwillen in den neuen Glauben. Zweierlei war ihr daran besonders anstößig: die Lehre von der Dreieinigkeit und das Zeichen des Kreuzes beim Segen; denn der Islam verdammt alle Vielgötterei, als welche ihr die erste, und ebenso den Bilderdienst, als der ihr das andere erschien. Das verursachte ihr viel Unruhe; und ihre Schwester erhielt sie mit Absicht darin, weil ein Vertrag bestand, kraft dessen die Gefangenen, die ihren Glauben in Rußland nicht wechseln würden, an die Türkei wieder ausgeliefert werden sollten, und demnach Ruwäda mit ihrer Schwester in die Heimath zurückzukehren hoffte.

In Dr Jaquemin's Hause lebte eine fromme Dame, die sich der jungen Türkin mit Liebe angenommen hatte und sich unendlich angelegen sein ließ, sie zu belehren, was den Christen das Zeichen des Kreuzes bedeute, und warum sie dem Bilde des Gekreuzigten so tiefe Ehrfurcht erwiesen. Allein erst ein Traum — vielleicht war es nur ein Gaukelspiel — worin Gott selbst ihr das Bild des Erlösers zeigte und ihr zurief: an diesen glaube, dann wirst du selig werden, räumte ihre letzten Bedenken hinweg. Darauf beeilte man sich, sie am 19. Januar 1739, kurz bevor die Auslieferung der ihrem Glauben treu gebliebenen Türken erfolgen sollte, durch den Pastor der französisch-reformirten Kirche zu Petersburg, Dr Robert Dunant, taufen zu lassen. Als ihr mitgefangener Vetter, ein türkischer Feldherr, davon hörte, verschwor er sich, nicht ruhen zu wollen, bis er Anne Charlotte aus den Händen der Christen befreit habe, und müßte er sie tödten. Weil man sich des Schlimmsten von dem Manne versah, ward dem Dr Jaquemin eine Wache vors Haus gestellt und die Abreise nach Deutschland auf das Heimlichste und Schnellste betrieben[4]). So sehr lag dem Prinzen Anton Ulrich am Herzen, Anne Charlotte unter bester Aufsicht und Pflege zu wissen, daß Dr Jaquemin selbst sie nach Blankenburg bringen mußte.

Sie reisten zunächst nach Riga, wo eine Schiffsgelegenheit nach Danzig oder Stettin benutzt werden sollte; dort angekommen, sträubte sich Anne Charlotte aber so heftig gegen die Seefahrt, daß wohl oder übel der langwierigere und kostspieligere Landweg genommen werden mußte, zum Glück für sie und ihre Begleitung; denn das Schiff, mit dem man hatte fahren wollen, ging in einem Sturme vor Danzig mit Mann und Maus zu Grunde.

In Berlin machten die Reisenden eine lange Rast; man erfährt nicht, weshalb. Sie wohnten dort bei einem Freunde des Doctors, dessen Frau sich der Fremden mit liebevoller Herzlichkeit annahm. Erst jetzt lernte Anne Charlotte — so eilig hatte man es mit der Taufe gehabt — die fünf Hauptstücke des Katechismus. In Berlin wurde sie auch der Königin vorgestellt, die zu sehen ihr größtes Verlangen gewesen war.

In Blankenburg trafen die Reisenden erst im Juni 1740 ein, Anne Charlotte zwar leidend und angegriffen von der Reise, aber bald beglückt von der Liebe und Güte, die ihr von der Herzogin zu Theil wurden, während sie bisher noch gefürchtet hatte, in neue Gefangenschaft gebracht zu werden. Entzückt von der Schönheit und Anmuth der Fremden, berief die Fürstin sogleich ihren Hofmaler, sie in den mitgebrachten türkischen Gewändern zu malen[5]).

Nachdem sich Anne Charlotte unter sorgsamster ärztlicher Pflege erholt hatte, ließ ihr die Herzogin Unterricht im Rechnen und Schreiben und in der Religion ertheilen, worauf sie nach einiger Zeit durch den Hofprediger Söllig confirmirt und durch das Abendmahl in die christliche Gemeinschaft aufgenommen wurde. Wie sich ihr Verhältniß zur Herzogin im Einzelnen gestaltet hat, bleibt dunkel, gewiß aber ist es ein vertrauliches gewesen, wie sie denn unter Anderm ihrer Herrin in den täglichen Betstunden vorlesen und sie durch Gesang und Musik erheitern mußte.

Als der gute Doctor Jaquemin die Heimreise antrat, hinterließ er seiner Schutzbefohlenen, die ihm wie eine Tochter ans Herz gewachsen war, den Rath, ihr Christenthum in echter Nächstenliebe zu üben, und sich der Gnade ihrer Herrin niemals anders als zum Wohle ihrer Mit-

---

4) Es hat sich ein Brief erhalten, den Ruwäda im December 1739 an Anne Charlotte hat schreiben lassen, und den diese in Berlin, auf der Reise nach Blankenburg, erhalten hat. Man kann sich der Rührung nicht erwehren, wenn man liest, wie sie sich um das Schicksal der heimlich Entführten gesorgt und gehärmt hat. Ueberall in Petersburg hat sie nach ihr gesucht, Alle, die sie gekannt haben, nach ihrem Verbleib gefragt, aber Niemand hat ihr sagen können oder dürfen, wohin sie gebracht worden war. Ein mitleidiger Diener Anton Ulrich's erbot sich, diesen Brief an Anne Charlotte zu besorgen. Ruwäda schreibt darin auch, daß die glaubenstreuen Türken trotz des Auslieferungsvertrags unter allerlei Vorwänden in Rußland zurückgehalten würden und noch auf ihr ungewisses Schicksal warteten. Das ist das letzte Lebenszeichen, das der jungen Türkin von einem der Ihrigen geworden ist.

5) Dies Bild der Türkin ist verloren gegangen, ebenso die Copie desselben, die der Pastor Grimm besessen hat. Ihre Nachkommen betrachten zwar das im Blankenburger Schlosse befindliche Bildniß einer Dame mit einer Art türkischem Kopfputz als das ihrer Ahnfrau, nur übersehen sie dabei, daß dies Bild schon 1729 gemalt worden ist, also lange vor der Türkin Ankunft in Blankenburg, und daß es überdies eine Person (sie soll ein griechisches Kammerfräulein des Namens Zia gewesen sein) von üppiger Körperfülle und blühender Gesundheit darstellt, während von Anne Charlotte grade das Gegentheil feststeht. Es sei hierbei übrigens auf Chr. Scherer's Aufsatz: „Die Künstlerfamilie Eichler“ (Br. Magazin, 1899, S. 5), verwiesen, der sich ebenfalls mit diesem Bilde beschäftigt.

Außer dem Porträt von 1740 und seiner Copie ist auch ein zweites verloren gegangen, das die Herzogin Christine Luise 1747 für sich hat malen lassen. Da sich möglicherweise eins dieser Bilder irgendwo erhalten hat und dem Verf. an der Auffindung eines Porträts der Türkin viel gelegen ist, bittet er Alle, die etwa ein altes Oelbild einer jungen Dame in türkischer Tracht besitzen sollten, dessen Herkunft ihnen unbekannt ist, oder die gar auf Blankenburg oder den Harz weisen möchte, ihm darüber gütigst Mittheilung zu machen.

menschen zu bedienen. Dem hat Anne Charlotte während der Jahre, die sie am Hofe war, treulich nachgelebt: sie war stets eine Zuflucht der Elenden und Dürftigen; was sie irgend entbehren konnte, theilte sie Nothleidenden mit, ohne jemals an die eigene Zukunft zu denken.

So schied ihr in Herren- und Nächstendienst die Zeit; aber während sie ihrer Lebensblüthe zuging, mahnten die hohen Jahre ihre Fürstin an die Endlichkeit der Dinge. Mit mütterlicher Sorge erwog die Herzogin, wie schwer dem seltsamen Mädchen der Kampf des Lebens fallen werde, wenn ihre Hand sie nicht mehr zu schützen vermochte, und so verfiel sie auf den Plan, ihr zur Ehe zu helfen, und zwar mit Rücksicht auf ihr kindliches Gemüth und ihre Glaubensinnigkeit mit einem Geistlichen.

In dieser Absicht ließ sie im Sommer 1747 dem in Kloster Michaelstein eben ordinirten jungen Pastor Grimm aus Hohegeiß durch den Hofprediger Söllig den Wink geben, um die Hand ihres Schützlings zu werben. Grimm wandte erst ein, er habe zwar über das Mädchen viel Rühmliches gehört, es aber noch niemals gesehen, und als Anne Charlotte erfuhr, was die Herzogin vorhatte, bat sie flehentlich, davon abzulassen, weil sie vom Hauswesen nichts verstehe und sich den großen Pflichten einer Landpfarrersfrau nicht gewachsen fühle. Die Herzogin wußte jedoch alle Bedenken durch das Versprechen zu entkräften, für Grimm's Beförderung sorgen und ihr auch in Zukunft mütterlich beistehen zu wollen. Bald darauf sahen sich Beide im Schlosse, faßten Vertrauen zu einander und verlobten sich sechs Wochen später unter den Augen der Herzogin.

Grimm hatte mittlerweile die Pfarre in Zorge erhalten und reiste frohen Muthes dahin ab; aber Anne Charlotte fiel bald nach der Verlobung, an der ihr Herz vielleicht wenig Antheil haben mochte, in so heftige Gemüthsbewegungen, daß ihr Zustand der Herzogin die größte Sorge bereitete.

Die Herzogin wollte die Hochzeit sehr glänzend ausrichten, und die Vorbereitungen brachten der Braut manche tröstliche Zerstreuung und Aufmunterung. Dann aber traf sie unerwartet das Schwerste: Christine Luise erkrankte und starb am 12. November 1747, dem Tage des zweiten Aufgebots der Brautleute. In Weh und Jammer brach Anne Charlotte zusammen.

Es läßt sich denken, daß die so auffallend begünstigte Fremde am Hofe viele Neider und Feinde hatte, die sich nun nicht länger scheuten, ihrem Grolle freien Lauf zu lassen. Der Tochter der Verstorbenen, verwittweten Herzogin Antoinette Amalie, wurde schleunigst hinterbracht, Grimm habe sich in häßlicher Weise darüber geäußert, daß die Herzogin-Mutter zu so ungelegener Zeit gestorben sei und nun die Hochzeit verschoben werden müsse. Erzürnt befahl die Fürstin, die Trauung ohne allen Verzug, aber auch ohne jegliche Feier stattfinden zu lassen. Damit gelangte denn die Verleumdung, von der das Brautpaar nichts ahnte, an ihr eigentliches Ziel, die Verhaßte noch vor der Bestattung aus dem Schlosse zu entfernen, um sie ihres Antheils am Nachlasse der Fürstin zu berauben, auf den sie als deren Dienerin nach Brauch und Sitte Anspruch hatte. Dann ward der Herzogin Tochter auch noch vorgegaukelt und von ihr wiederum unbesehens geglaubt, die Türkin habe in die Aussteuer Alles schon erhalten, was ihr von der Seligen sei zugedacht worden. Nun hatte die Herzogin der Verlobten aber nicht allein eine schickliche Aussteuer, sondern auch eine baare Mitgift von 500 Thaler versprochen, da sie darüber aber keinerlei bündige Bestimmungen getroffen und Anne Charlotte nichts Schriftliches in Händen hatte, ward ihr beides rundweg abgeschlagen, so daß von den fürstlichen Versprechungen nichts als eitel Dunst übrig blieb.

Da Anne Charlotte aus ihren geringen Ersparnissen nur weniges, wahrscheinlich nicht einmal das Allernothwendigste, für den neuen Hausstand hatte anschaffen können, und Grimm selber weder Geld noch Gut besaß, so brachten die Neuvermählten außer dem, was sie an Glaube, Hoffnung und Liebe im Herzen trugen, nichts in das Pfarrhaus von Zorge ein, womit sie sich vor der Noth des Lebens zu schützen vermocht hätten.

*

Konnte die Milde, mit der das Schicksal bisher noch über Anne Charlotte gewaltet hatte, wenigstens in etwas mit der Grausamkeit der fürstlichen Laune versöhnen, die das junge Geschöpf dem heimischen Boden entriß und in die Fremde verpflanzte, so hatte ihr Opfer von nun an die ganze verhängnißvolle Schwere der Folgen dieser That zu tragen. In der Hungerpfarre eines weltentlegenen Harzdorfes aller Unbill der Niederen und Bedrängten dieser Erde preisgegeben, fielen auf sie fortan all die großen und kleinen Pflichten der Hausfrau, bald auch die der Mutter, und auf sie ganz allein; denn so arm waren Grimms, wie er sagt, daß sie sich keine Magd halten konnten. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die schwachen Kräfte der im Hofleben verweichlichten Frau bald versagten, zumal Grimm ihr in Dingen dieser Welt wenig Stab und Stütze gewesen zu sein scheint. Die bitterste Noth war unausbleiblich und kam schnell. Nach kaum anderthalb Jahren fiel Grimm in eine „schwere, ihn zu allen Amtshandlungen untauglich machende Melancholie", weil — wie er mehr eigensüchtig als wahr — sagt, die größte Last der Sorgen immer auf den Mann fällt. Kein Zweifel, daß die Haupturſache seiner Krankheit das Scheitern all der Hoffnungen war, die er, der Sohn eines armen Harzer Fuhrmanns, bei seinem Verlöbniß mit dem Hoffräulein auf die Versprechungen der Herzogin gebaut hatte. In dem Elend, das erst durch die Erkrankung ihres Mannes, bald auch durch ihre Niederkunft hereinbrach, wandte sich Anne Charlotte um Hülfe an Herzog Karl I., und nicht ganz umsonst: er übernahm die Kosten der ärztlichen Behandlung des Kranken, und diese hatte den Erfolg, daß er nach dreiviertel Jahren sein Amt wieder versehen konnte.

In Armuth und Gebrechlichkeit verstrich den Eheleuten Jahr auf Jahr, und der einzige Segen, der über das Pfarrhaus kam, war ein übergroßes Häuflein Kinder. Der täglichen Noth war auch dann noch nicht merklich gesteuert, als Grimm nach zehn Jahren, im October 1757, in die Pfarre zu Heimburg versetzt

ward. Wohl war sie äußerlich etwas besser als die in Zorge, aber wenn sich Grimms mit ihrer Aermlichkeit hinten im Harz noch hinter den Leuten hatten halten können, so trat an sie in Heimburg allerlei Verpflichtung heran, die unerbittlich und täglich ihre kleinen Opfer forderte. Da lag ihnen ganz nahe vor der Thür das Kloster Michaelstein, mit dessen Predigerseminar nicht aller Umgang gemieden werden konnte; und auch Blankenburg war nicht so entfernt, daß sich nicht auch dorthin Fäden hätten anspinnen müssen. Es war im Anfang des siebenjährigen Krieges, und als bald nach der Schlacht bei Hastenbeck Herzog Karl I. mit Richelieu jenen Vertrag schloß, durch den das Fürstenthum Blankenburg neutral erklärt wurde, übersiedelte der Herzogliche Hof nach Blankenburg. Gewisse Andeutungen in Grimm's Aufzeichnungen lassen sich kaum anders auslegen, als daß die damals erst fünfunddreißigjährige, vielleicht noch immer schöne, jedenfalls aber durch ihre Herkunft interessante Frau bald die Aufmerksamkeit der Hofgesellschaft erregte, die dann den Pfarrersleuten in mancherlei Hinsicht unbequem wurde, und sie zu Aufwendungen zwang, denen sie nicht gewachsen waren. Schlimmer noch traf sie in Heimburg sogleich die Noth, die der Krieg grade in diesen Theil des Harzes trug. Nicht nur, daß nach der Schlacht bei Hastenbeck mehr als 80000 Franzosen die Halberstädter Gegend überschwemmten und arm fraßen, es ward auch gleich nach Grimm's Einzuge die nahe Festung Regenstein von ihnen erobert, von wo aus die Besatzung dann täglich Raubzüge in die Umgegend unternahm, wenig bekümmert darum, wenn sie auch Blankenburgisches Gebiet heimsuchte. Jedenfalls vertheuerte der Krieg die Lebenshaltung in diesen Jahren und noch lange nachher dermaßen, daß Grimm mit Fug und Recht schreiben durfte, die Versetzung nach Heimburg sei für sie eine Quelle neuer Leiden gewesen.

Neunzehn Jahre beinahe währte das Kreuz der Dulderin, und wenn es nur leibliche Sorge und Entbehrung allein gewesen wäre! Von ihren neun Kindern sah sie drei sterben, ein viertes durch fremde Schuld zum Krüppel werden; aber schwerer wohl noch als dieses und anderes Leid legte sich auf ihre Seele der quälende Gedanke, ihrem Manne nicht zu dem äußeren Glücke haben verhelfen zu können, das er sich von dem Bunde mit ihr doch wohl versprochen hatte, und deshalb wünschte sie sehnlichst, früh zu sterben, damit er es in einer zweiten Ehe noch finden möge. So war ihr denn der Tod ein willkommener Freund, als er sie am 22. October 1766 abrief. Wohl Mancher hätte an ihrer Stelle mit Welt und Schicksal gehadert, sie aber nahm in frommer Demuth nicht allein geduldig hin, was ihr auferlegt ward, sondern pries mit dem Frohmuth einer Märtyrerin ihren Gott für jegliche Heimsuchung, weil sie darin ihr künftiges Heil erblickte; und so hat es denn auch den dunkelsten Lebenstagen dieser Frau nicht an allem Licht und Glanz gefehlt. In Heimburg rühmte man noch lange nach ihrem Hinscheiden ihre Frömmigkeit, und heute noch pflegt eine zahlreiche Nachkommenschaft mit Stolz und Wehmuth die Erinnerung an ihre Ahne aus dem Türkenlande.

Das Postwesen in Braunschweig [1]).

Von Richard Schucht.

4. Taxische Reichs-Posten in Braunschweig.

Mit der Entwicklungs-Geschichte der Posten ist das Geschlecht derer von Thurn und Taxis eng verbunden. Unzweifelhaft hat die Familie von Taxis zur Hebung des Postverkehrs viel beigetragen, gleichwohl darf nicht verschwiegen werden, daß die Taxischen Posten, da sie auch das Interesse der Familie von Taxis wahrnehmen mußten, viel Schattenseiten aufzuweisen hatten.

Bereits Kaiser Karl V. ernannte mittelst Bestallungs-Briefes d. d. Brüssel, 31. December 1543 Johann Baptiste de Tassis zum General-Postmeister. Diese Bestallung hat Kaiser Ferdinand I. dem Leonhard von Taxis am 21. August 1563 bestätigt. Doch hatten diese Ernennungen nur Bezug auf die Niederlande. Erst von Kaiser Rudolph II. erwirkte Leonhard von Taxis seine Ernennung zum General-Postmeister im Deutschen Reiche, und zwar mittelst Patents d. d. Prag, 16. Juni 1595. Im Anschluß hieran erließ der Kaiser am 6. November 1597 noch ein Mandat, wonach die Post als hochbefreites kaiserliches Regal bezeichnet wurde, dem kein Hinderniß, Eintrag oder Nachtheil geschehen dürfe.

Dennoch stellten sich den so privilegirten Taxischen Reichs-Posten Schwierigkeiten mancherlei Art entgegen. Zunächst dadurch, daß es zu dieser Zeit im heiligen Deutschen Reiche eine zahllose Menge selbständiger weltlicher und geistlicher Herrschaften gab.

Sodann stellten viele Fürsten und Stände geradezu in Abrede, daß die Post ein Kaiserliches Regal sei. So verfügte der Herzog Friedrich von Württemberg auf den Erlaß des Kaisers Folgendes: „Weilen es keine Schuldigkeit ist, so darf man auch nicht pariren, wie Wir es denn auch nicht thun werden, sondern Ihro Majestät bitten, Ihre Posten anderswohin zu legen, denn wie es vor Alters gehalten worden, so bleibt es“.

Auch der Kurfürst von Brandenburg hatte die Taxischen Reichs-Posten in seinen Landen nicht zugelassen. Als der Graf Taxis sich hierüber bei dem Kaiser beschwerte, richtete der Kurfürst ein Schreiben an den Kaiser, in dem er die Taxischen Ansprüche sehr energisch zurückwies.

Auch in den Braunschweigischen Landen haben über die Zulassung und Aufkündigung der Taxischen Reichs-Posten interessante Verhandlungen stattgefunden, über die nun in Nachstehendem des Weiteren berichtet werden soll.

Wie wir in den früheren Aufsätzen gezeigt haben, bestanden in Braunschweig bereits fürstliche und städtische Posten, als Leonhard von Taxis am 16. Juni 1595 und Lamoral von Taxis am 27. Juli 1615 zum „Reichs-General-Postmeister“ ernannt wurde. Am 23. November 1627 richtete nun der Kaiser an Herzog Friedrich Ulrich das Ersuchen, er möge „ihm zu sonders angenehmen gnädigsten Gefallen“ dem Grafen v. Taxis

---

1) Vgl. hierüber die früheren Aufsätze im Br. Mag. 1897 S. 137, 147, 153, 161 und 173 und 1898 S. 101.

[illegible] October 1659
[illegible] daß sie zu ander-

weitiger Verordnung die Taxischen Posten in den Braunschweigischen Landen geduldet werden sollen, und zwar in der Weise, daß sie die außerhalb Landes angenommenen Briefe durchführen, sich aber der Annahme von Briefen und der fahrenden Posten im Braunschweigischen Lande enthalten sollten. Dabei wurde vom Gesammthause Braunschweig ganz ausdrücklich als sein gutes Recht behauptet und in Anspruch genommen, daß die Braunschweigischen Fürsten Posten zu Wagen und zu Pferde beliebig anlegen und Postordnungen erlassen dürften. Es wurde ferner dem Grafen von Taxis die Verpflichtung auferlegt, bei den Postdienststellen nur Landes-Eingeborene zu beschäftigen. Der Graf von Taxis beachtete diese Vorschrift aber nicht; die Postdienststellen wurden vielmehr Italienern, Süddeutschen u. A. verliehen. Bald ging der Graf nach weiter. Es gelang ihm wegen Abschaffung der Neben-Posten einen offenen Kaiserlichen Befehl zu erwirken, der in den bedeutendsten Städten des Herzogthums durch Anschlag bekannt gemacht wurde. Auch wandte sich der Kaiser nochmals zu seinen Gunsten an die Herzöge. Letztere behaupteten jedoch ihre Rechte und brachten schließlich die Streitigkeiten auf dem Niedersächsischen Kreistage am 6. Januar 1664 zur Sprache. Aus den in Braunschweig am 6. Januar 1664 geführten Verhandlungen mögen die auf das Postwesen bezüglichen Erklärungen hier Platz finden:

„Der Punkt des Postwesens vors Dritte ist dahin eingerichtet, daß man nicht gemeinet, der Röm. Kayserl. Majestät an Dero befugnuß eintracht zu thun, sondern nur der Fürsten undt ständen dieses Niedersächsischen Craises wolhergebrachte possession undt gerechtigkeit mit Haltung ihrer posten zu vertheidigen, undt minder nichts die Kayserl. Post, wo sie von alters hergebracht, in ihren würden zu laßen; Weill aber durch Graf Taxis undt dessen Postbedienten dieses Craises Fürsten undt ständen viell praeuditz undt nachtheill zugezogen werden will, so ergehet abermahl an die Kayserl. Mayt von hierauß nach der beylage sub № 15 ein allerunterthänigstes schreiben, gedachtem Grafen undt deßen postleuten die unziemliche eingrieffe undt thätlichkeiten nicht zu gestatten. Solte nun Herr Graf Taxis undt die seinige sich gelüsten laßen, ferner eingriffe zu thun, so ist kein stand zu verdenken, wan er sich in seiner possession undt befugnuß nach anleitung der rechte durch zulengliche mittell manteniret undt schützet, zumahl leichtlich eine undt die andere schädliche consequentz, im fall man sich nicht gebührend vertheidiget, darauß mit der Zeit erzwungen werden dürffte. Weilen auch die Taxische Postbediente intendiren, sich der ordentlichen mittelbahren undt ohnmittelbahren obrigkeitlichen Jurisdiction zu entziehen, So ist man ihnen solches in diesem Craise zu gestatten nicht gemeint. Man hat auch diese sache gleich der Cammervisitation dem Nieder-Sächsischen Crais-Gesandten zu Regensburg in obged. № 15 zu deren guten beforderung recommendiret".

In gleichem Sinne wurde dann auch noch an den Kaiser ein Schreiben gerichtet.

Dennoch hörten die Streitigkeiten nicht auf. Im Jahre 1684 wurde dem Taxischen Postmeister in Hildesheim und seinen Posten die „passage" durch die Braunschweig-Lüneburgischen Lande nicht mehr gestattet. Die hiergegen vom Kaiser erlassenen „Mandata" wurden vom Herzoglichen Hause dahin beantwortet, daß Alles, was von dem taxischen Postmeister in Braunschweigischen Landen bisher eingerichtet worden, nur mit Fürstlicher Bewilligung und mit Vorbehalt erfolgt sei. Daher kam auch der Kaiserliche Befehl, daß der Edle v. Platen sich aller Direction der Braunschweig-Lüneburgischen Posten enthalten solle, im Hinblick auf die Rechte der Herzöge niemals zur Ausführung. Der Edle v. Platen konnte sich auf die Postordnung von 1682 berufen und seinerseits gegen etwaige Uebergriffe der Taxischen Reichs-Post, die ja nur in dem bisherigen Bestande weiter geduldet wurde, vorgehen.

So wurde auf eine Beschwerde v. Platen's vom 8. Februar 1683 über einen Taxischen Postillon in Gandersheim sein Recht durch die Fürstl. Cammer kräftig unterstützt und mit Entschiedenheit der Standpunkt vertreten, daß der Postillon „sich aller zu des hiesigen fürstl. Postwesens praejudiz gereichenden Neuerung und in specie der sich angemaßeten Sendung der Brieffe nacher Eimbeck gäntzlich enthalten solle".

Andererseits zeigten sich die Herzöge dem Intendanten und Kaiserlichen Postmeister Johann Peter Lautensack in Braunschweig sehr freundlich gesinnt, wenn es sich darum handelte, den Gang der Posten zu beschleunigen und dafür bei den benachbarten Regierungen ein gutes Wort einzulegen. Fielen doch hier auch die Interessen der Taxischen Post mit denen der Herzöge und ihrer Unterthanen völlig zusammen.

So handelte es sich im Jahre 1694 zur Beschleunigung der Fahrt darum, die Kaiserliche Reichspost über das Eichsfeld nach Lindau gehen zu lassen. Als hier aber der Kur-Mainzische Amtmann den Durchzug der Post nicht gestatten wollte, schrieben die Herzöge an die Kur-Mainzische Regierung, die darauf diese Postfahrt „nicht allein zu verstatten, sondern ihr auch alle dienstliche Beförderung gern widerfahren zu lassen" versprach. Der Kurs ging nun über Gebhardshagen, Lutter a. B., Seesen, Staufenburg durch das Eichsfeld nach Lindau u. s. w. Ferner sollte die Post von Regensburg anstatt über Kassel über Erfurt geleitet werden, damit die Briefschaften in Zukunft einen Tag früher einträfen. Der Fürst von Thurn und Taxis bittet von Brüssel aus unterm 15. Juni 1698 die Braunschweigischen Herzöge um ihre Unterstützung, und als diese in dem gewünschten Sinne an die benachbarten Fürsten schreiben, wird der Zweck glücklich erreicht. Die Folge war, daß die Post, die sonst erst am Dinstag Nachmittag in Braunschweig anlangte, jetzt dort bereits am Montag Morgen eintraf. Schon am 30. August 1698 konnte Lautensack den Herzögen melden, daß die Proberitte bereits vor drei Wochen ihren Anfang genommen hätten.

Am 7. October 1704 berichtete Lautensack ferner an den Herzog Anton Ulrich, daß zur Beförderung der Reichs-Correspondenz vor Jahren eine Extra-Post von Erfurt über Frankenhausen und Blankenburg nach Braunschweig angelegt worden sei, die seit gestern ihren Cours von Erfurt über Langensalza, Mühlhausen und

[illegible] gewonnen habe [illegible] gingen die Reichs- [illegible] Montags [illegible] Briefe und [illegible] und ganz [illegible] nunmehr [illegible]

[illegible]

Orten bestens bewähre. Dafür würde er an den Fürsten von Taxis jährlich die Durchschnittssumme der Postüberschußgelder der letzten 10 Jahre, event. auch noch einige Hundert Gulden mehr zahlen. Der Vertrag solle auf 20 Jahre geschlossen werden, eine Kündigung 4 Jahre vor Ablauf dieser Zeit zu geschehen haben. Den Kaiserlichen Postexpedienten, die für die Dauer des Abkommens in Eid und Pflicht des Herzogs genommen werden [illegible], wurde der Bezug ihrer bisherigen Einkünfte [illegible], ohne daß die [illegible] befände, sie gerade [illegible]. Sie sollten ein [illegible] bilden, das aber in das Fürstliche [illegible] zu verlegen sei. Die [illegible] sollten die [illegible] behalten, [illegible] aber bei den [illegible] dem alten Fuße [illegible] werden. (Schluß folgt.)

Bücherschau

Johannes Ranke. [illegible]

[illegible]

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 9. 23. April **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Hugo Sommer †.

Am 31. Januar dieses Jahres ist in Blankenburg a. H. der Oberamtsrichter Hugo Sommer gestorben, ein Mann, der nicht nur treu und gewissenhaft in seinem Amtsberufe wirkte, sondern der auch weit über die Grenzen unserer engeren Heimath hinaus als Redner und Schriftsteller, vorzüglich auf philosophischem Gebiete, eine weit und tief anregende, verdienstliche Thätigkeit entfaltet hat. Auch diesen Blättern steht es daher wohl an, in Ehren des Entschlafenen zu gedenken.

Gustav Adolf Hugo Sommer wurde am 26. Mai 1839 zu Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater, C. Aug. Sommer, damals als Kreisrichter angestellt war. Seine Mutter Luise war eine Tochter des Kaufmanns Karl Friedr. Meineke in Wolfenbüttel (gestorben 21. Januar 1852). Er besuchte die Bürgerschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er für ein Jahr (Mich. 1852—53) mit dem zu Helmstedt vertauschte und dann zu Michaelis 1856 mit Primareife verließ, um die Polytechnische Schule in Hannover zu beziehen, wo er sich den technischen Wissenschaften, insbesondere dem Ingenieurfache, widmen wollte. Hauptsächlich zogen ihn aber die Naturwissenschaften an, darunter, als er die Bekanntschaft eines älteren Officiers, der eine private Sternwarte besaß, gemacht hatte, besonders die Astronomie. Er gab nun seine ursprüngliche Absicht, Ingenieur zu werden, auf und beschloß, Philosophie zu studiren. Nach kurzer Vorbereitung bestand er am Lyceum zu Hannover im März 1860 die Maturitätsprüfung und ging dann nach Göttingen. Hier gewann der Philosoph Hermann Lotze bestimmenden Einfluß auf ihn. Außer seinen Vorlesungen hörte er bei Wöhler Chemie, bei Henle Anatomie, bei Weber Physik u. a. Aber trotz dem Eifer, mit dem er seinen philosophischen Studien oblag, änderte er nochmals, hauptsächlich in Folge praktischer Erwägungen, bei denen wohl der Vater bestimmend mitgewirkt hat, die Wahl seines Studiums. Da die Philosophie ihm eine feste Lebensstellung nur in sehr unsichere Aussicht stellte, so betrieb er vom Sommer 1861 an als Brotstudium die Rechtswissenschaft, neben der er jedoch seiner alten Neigung zur Philosophie unausgesetzt treu blieb. Er hat sie auch schon in nächster Zeit mit Erfolg schriftstellerisch bethätigt, indem ihm für seine Abhandlung de doctrina quam de harmonia rerum praestabilita Leibnitzius proposuit von der philosophischen Facultät zu Göttingen im Juni 1861 der Preis zuerkannt wurde. Auch später blieb er Zeit seines Lebens „ein dankbarer Schüler Lotze's, der die Lehren des Meisters durch Aufsätze in Zeitschriften, kleinere Schriften und öffentliche Vorträge mit Eifer und Begeisterung zu verbreiten und die Auswüchse moderner Bildung, wie sie besonders im Materialismus, Positivismus und Pessimismus zu Tage treten, energisch zu bekämpfen suchte“ [1]). Es wird hierunter eine eingehendere Würdigung von Sommer's philosophischer Thätigkeit aus berufenerer Feder folgen.

Zu Michaelis 1861 verließ Sommer Göttingen und ging für ein Semester nach Berlin, wo er bei Gneist, v. Holtzendorff und Homeyer hörte. Dann wandte er sich nach Heidelberg, um die Vorlesungen von Zöpfl und Renaud zu besuchen, kehrte aber zu Michaelis 1862 schon wieder nach Göttingen zurück, das er Ostern 1863 verließ. Im Juni desselben Jahres bestand er zu Wolfenbüttel das erste juristische Staatsexamen. Zum Auditor ernannt machte er dann hier und in Gandersheim, wo inzwischen (1859) sein Vater zum Kreisgerichtsdirector befördert worden war, seinen Vorbereitungscursus durch und erledigte im Januar 1868 die zweite Prüfung. Er wurde darauf zum Referendar bei dem Kreisgerichte zu Gandersheim ernannt, wo ihm im Juni 1871 das richterliche Votum ertheilt wurde. Schon vorher (9. Juli 1870) hatte er sich mit Fräulein Clara v. Münchhausen, der Tochter des Obergerichtsraths Julius v. Münchhausen in Wolfenbüttel, verheirathet. Zu Anfang des Jahres 1872 wurde er zum Assessor bei dem combinirten Kreis- und Amtsgerichte Blankenburg befördert. Bei der Neuorganisation der Justiz im Jahre 1879 blieb Sommer als Amtsrichter in Blankenburg; im October 1884 wurde ihm der Titel Oberamtsrichter verliehen.

Von Blankenburg hat Sommer sich nicht wieder getrennt. Die schön gelegene Stadt, in der er sich 1893 ein eigenes Grundstück erwarb, wuchs ihm immer mehr ans Herz. Ihn fesselte hier neben einer angenehmen

1) Hinrichsen, Das literar. Deutschland. 2. Aufl. (Berlin 1891) S. 1247.

[illegible] schriftstellerischer
[illegible] herrliche Umgebung,
[illegible] empfänglichen
[illegible] Neigung zu frischem
[illegible] Gelegenheit gab.
[illegible] des Harzes ist
[illegible], was er trieb,
[illegible] besonders, als
[illegible] Anlage einer Draht-
[illegible] die ursprüng-
[illegible] einer materiellen
[illegible] zu fallen drohte. Liebe zur
[illegible] in späteren Jahren zur
[illegible] der letzten Zeit mit Leiden-

[illegible] zu Anfang des Jahres
[illegible] nach Blankenburg und
[illegible]. Schon vorher
[illegible] durch den Tod
[illegible] Er vermählte
[illegible] mit Elsbeth
[illegible] Hassel in Lüneburg.
[illegible] Blankenburgs,
[illegible], insbesondere das
[illegible], betheiligte er sich mit regem
[illegible] des Zweigvereins des
[illegible] etwa 20 Jahre hindurch Mit-
[illegible] das Vertrauen seiner
[illegible] auch 1890 als Abgeordneten in
[illegible], aus der er jedoch schon nach
[illegible] 1894 wieder ausschied.
[illegible] wird sich bei den praktischen
[illegible]schaften, die hier zu bewältigen waren,
kaum ganz befriedigt gefühlt haben. Aber es trieb ihn unwiderstehlich an, an anderen Stellen öffentlich Zeugniß abzulegen von seinem warmherzigen Optimismus und seiner tiefreligiösen Weltanschauung. Er that dies als begeisterter und begeisternder Redner in öffentlichen Vorträgen, die er z. B. über „Die Einseitigkeiten der modernen Bildung und den Universalismus Leibnitzens“, „Die Idee der Persönlichkeit Gottes“, über „Das Recht“ u. a. nicht nur in Blankenburg, sondern auch in Braunschweig, Goslar, Berlin, Dresden u. a. O. gehalten hat. Ferner als Schriftsteller in zahlreichen gemeinverständlichen Aufsätzen, die zumeist in den Preußischen Jahrbüchern erschienen und unten verzeichnet stehen. Auch an äußerer Anerkennung hat es ihm nicht gefehlt; seine Arbeit über „Den Pessimismus und die Sittenlehre“ wurde von der Teyler'schen theologischen Gesellschaft zu Haarlem mit dem Preise gekrönt. Seit etwa einem Jahrzehnt beschränkte er diese Thätigkeit und faßte er seine Kräfte für eine größere Aufgabe zusammen. Er hatte für das unter Leitung Karl Binding's erscheinende „Systematische Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft“ die Bearbeitung des Abschnitts „Rechtsphilosophie“ übernommen. Als Vorbereitung hierfür ist sein Litteraturbericht über die Erscheinungen auf dem Felde der Rechtsphilosophie aus den Jahren 1884—94 anzusehen. Einen Theil der Arbeit, der aber schwerlich zur Veröffentlichung schon geeignet ist, hat er vollendet; zum Abschlusse sollte er das Werk nicht mehr bringen. In der Fülle der Kraft inmitten seiner litterarischen [illegible] wurde er aus einem glücklichen Familien- und Freundes-kreise plötzlich abberufen. Er hatte sich, ein Freund jeder freien Bewegung, mit seinen Kindern noch am Nachmittage des 31. Januar am Schlittschuh[illegible] vergnügt, als schon gegen Abend desselben Tages ein Herzschlag seinem Leben ein zu frühes Ende bereitete. Von bleibender Bedeutung ist Sommer's litterarische Wirksamkeit auf dem Felde der Philosophie, über die uns Herr Professor Dr Alex. Wernicke in Braunschweig folgenden zusammenfassenden Bericht freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

P. Z.

Hugo Sommer gehörte zu denen, welchen das höchste Glück der Erdenkinder beschieert ward, eine „Persönlichkeit“ zu sein, d. h. er besaß eine umfassende Weltanschauung, durch welche sein Wollen und Handeln völlig bestimmt wurde. Dazu war ihm eine Prophetennatur zu eigen, die ihn antrieb, von dem, was er gesehen und gedacht, Zeugniß abzulegen für Andere. Er wollte für seine Weltanschauung, die ihm als ein absolut Wahres erschien, werben und zu ihr bekehren, und zwar um jeden Preis . . . das war ihm Herzenssache. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man sein reiches und gesegnetes Wirken auf philosophischem Gebiet betrachten, dann versteht man, daß er einerseits bei der Entwickelung seiner Positionen mit musterhafter Klarheit und in edler Wärme seinen Weg ging, während er andererseits bei den Angriffen auf Gegnerisches, dem Antriebe des Augenblickes folgend, gelegentlich die Pfade ruhiger Sachlichkeit verließ. Den Ausgangspunkt für Sommer's philosophische Bestrebungen bildet das Problem, welches seit den Tagen Immanuel Kant's niemals zum Stillstand gekommen ist. Die Lebensbedingungen jeder ethisch-religiösen Weltauffassung scheinen mit den Anforderungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung im Streite zu liegen. Ist dem wirklich so oder besteht der Gegensatz nur in gewissen dogmatischen Uebertreibungen der beiden Seiten? Kant war der Ueberzeugung, daß Letzteres der Fall sei, und so suchte er seinen Pfad zwischen Dogmatismus und Scepsis, so wie ihn einst der göttliche Platon gesucht, indem er jenen deutschen Idealismus begründete, den uns Schiller als Dichter so lebensvoll vor die Augen gestellt. Etwa in der Mitte der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts (1835 erscheint Gutzkow's „Wally“, Mundt's „Madonna“ und „Das Leben Jesu“ von David Strauß) tritt die idealistische Anschauungsweise in Deutschland zurück, aber am Anfang der sechziger Jahre ertönt hier von Neuem die Losung: „Es muß auf Kant zurückgegangen werden“. Unter den Männern, welche fest auf der Kantischen Grundlage standen, nahm Hermann Lotze

---

2) Schon einige Jahre vorher ist ein jüngerer Bruder H. Sommer's, der Architekt Oskar Sommer, verschieden, der, zu Wolfenbüttel am 7. December 1840 geboren, den Plan zum Neubau unseres Herzoglichen Museums entwarf, lange Jahre als Professor am Städel'schen Institute in Frankfurt a. M. wirkte und hier am 13. Februar 1894 gestorben ist.

(1856 bis 1864 erscheint sein Mikrokosmus) eine hervorragende Stellung ein. Bei ihm in Göttingen fand auch Sommer den ehrlichen Frieden, nach dem er verlangte, und nun trat er für dessen Philosophie mit unermüdlicher Begeisterung ein. Sommer hat nie mehr sein wollen als ein Jünger Lotze's und als solcher verdient er den wärmsten Dank seiner Zeitgenossen. Um dies Urtheil gerecht zu finden, muß man sich daran erinnern, daß die Popular-Philosophie der Büchner, Moleschott u. A., welche sich etwas geräuschvoll an die Fersen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung geheftet hatte, in das Erbe des deutschen Idealismus eingetreten war. Diese Popular-Philosophie, welche man als theoretischen Materialismus bezeichnet, war eine jener dogmatischen Uebertreibungen, welche in dem Boden der mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung zu wurzeln suchten: die gesetzmäßige Bewegung der kraftbegabten Atome im leeren Raume schien ihr das Räthsel der Welt zu lösen. An der Zerstörung dieses dogmatischen Scheins haben vor Allem Albert Lange (1866 erscheint seine „Geschichte des Materialismus") und Hermann Lotze mit durchschlagendem Erfolge gearbeitet, Jeder in seiner Weise. Daß Beide gewirkt, zeigte weiten Kreisen zum ersten Male Dubois-Reymond's berühmt gewordenes „Ignorabimus" (1872). Während Lange und Lotze unmittelbar auf Kant zurückgriffen und auf seiner Grundlage eigenartig weiter zu bauen suchten, gewann zugleich Schopenhauer, der ja auch unmittelbar an Kant angeknüpft hatte, einen größeren Einfluß und mit ihm dessen große Verehrer und noch größere Bekämpfer seiner pessimistischen Metaphysik Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Zugleich suchte E. v. Hartmann die Schelling-Hegel-Schopenhauer'schen Gedankenmassen zusammenzuschweißen und aus ihnen ein neues systematisches Ganzes zu machen. Außerdem trat auch noch der „Positivismus" auf dem Plan, eine Philosophie, welche nur das in der innern und äußern Erfahrung unmittelbar Gegebene als Position anerkannte, und von hier aus weiter zu kommen bestrebt war. Während der theoretische Materialismus sich in jeder Hinsicht als eine dogmatische Uebertreibung darstellte, abgesehen davon, daß er für das Princip der Gesetzmäßigkeit als Grundlage der wissenschaftlichen Forschung kraftvoll eintrat, war der Positivismus auf gutem Wege. Freilich ging auch er in die Irre, aber nur darum, weil er den Kreis der Erfahrung willkürlich beschränkte und im Besondern den Erfahrungen des religiös-ethischen Bewußtseins nicht gerecht zu werden verstand. Mit allen diesen neuen Bestrebungen auf philosophischen Gebieten trat schließlich der Darwinismus in Berührung, welcher bei allen Auswüchsen das Verdienst hat, den Gedanken der Entwicklung allen starren Formen gegenüber kräftig hervorzuheben. Neben diesem Gewoge von alten und neuen Theorien bedurfte auch noch der zu allen Zeiten vorhandene praktische Materialismus, d. h. die Ideallosigkeit, welche sich einen breiten Boden erobert hatte, der Beachtung. Sie ist erfahrungsmäßig mit jeder Weltanschauung verträglich, weil nur wenige Menschen zu jener vollen Harmonie gelangen, bei welcher Wollen und Handeln mit dem intellectuellen Gepräge durchaus im Einklang sind. Innerhalb dieser geistigen Strömungen, welche seit dem Anfange der siebziger Jahre deutlich zu Tage traten, folgt Sommer unbeirrt der Führung Lotze's und bekämpft energisch den theoretischen Materialismus, den Positivismus, den Pessimismus und natürlich auch den praktischen Materialismus, d. h. den allgemeinen Mangel an Idealen. Mit seiner Göttinger Schrift über Leibniz, den großen Optimisten, führt er sich (1864) litterarisch ein, um dann später zunächst in den Preußischen Jahrbüchern (1875) auf die Philosophie Lotze's und ihre Bedeutung für das geistige Leben der Gegenwart hinzuweisen und gleichzeitig (vgl. die Bibliographie) in einer Reihe von Besprechungen bedeutenderer Werke seinen Standpunkt in positiver und in negativer Hinsicht zu bestimmen und zu vertheidigen. Was Sommer gewollt und erstrebt, zeigt wohl am besten die Schrift „Die Neugestaltung unserer Weltansicht durch die Erkenntniß der Idealität des Raumes und der Zeit" (1882). Sie erschien, nachdem Sommer seinen Waffengang gegen die Ethik des Pessimismus (E. v. Hartmann) gethan und den Preis der Teyler'schen theologischen Gesellschaft zu Haarlem erhalten hatte und bevor der Waffengang gegen die Religion des Pessimismus begann. Sie ist gewissermaßen zwischen den Schlachten geschrieben, welche den beiden Hauptwerken (Ethik und Religionsphilosophie) E. v. Hartmann's galten, und athmet wohlthuende Klarheit und Ruhe. Außerdem hatte ihm der frühe Tod seines verehrten Lehrers gerade von Neuem Veranlassung gegeben, wiederholt auf dessen Vermächtniß hinzuweisen, und so lag es nahe, einmal zusammenzufassen, was bereits hie und da gesagt worden war. Wir möchten gerade diese Schrift, in der Sommer gewissermaßen als Testaments-Vollstrecker erscheint, Allen empfehlen, welche den von ihm vertretenen Kant-Lotze'schen Gedankenkreis näher kennen zu lernen wünschen. Der erste Abschnitt ist der Widerlegung des theoretischen Materialismus und der Begründung des theoretischen Idealismus (Kant) gewidmet. Die Lehre von der gesetzmäßigen Bewegung der kraftbegabten Atome im leeren Raume hat ihre gute Bedeutung, falls man mit ihr nichts Anderes beabsichtigt, als eine Darstellung gewisser Gebiete der materiellen Erscheinungen, sie versagt, wenn man sie über dieses Gebiet hinaus anwenden will, wenn man sie für „Metaphysik" ausgiebt, denn sie vermag nicht die Thatsachen der unmittelbaren Lebenserfahrung zu erklären, sie sagt uns nichts vom Inhalte und vom Zwecke des Menschenlebens. Die Atome mit ihren Kräften sind nicht das Erste, sie sind vielmehr eine Construction des Menschengeistes, welche für gewisse Zwecke recht brauchbar ist, aber diese Construction des Geistes kann nicht der Schlüssel zu der Fülle des geistigen Lebens sein. Dagegen sieht der theoretische Idealismus den Geist an als das unmittelbar (im eigenen Ich) Gegebene und sucht dieses Gegebene zu verdeutlichen, wobei er sich als das ursprünglich Wirkliche darstellt. Er erkennt die Selbständigkeit (das Für-Sich) jedes endlichen Geistes an, dessen Persönlichkeit, er findet in den Erlebnissen einer solchen

dienstlichen Stellung,
Thätigkeit ausgiebige
die seinem für landsc
Sinn reichliche Na
Wandern und Ber
Für die Erhaltung
er stets mit dem Fe
beseelte, unermüd
Ende der 80er J
seilbahn auf Roßtr
liche Romantik de
Ausnutzung zum
Natur führte S
Landschaftsmaler
schaft betrieb.

Auch Somm
1873 pensionir
ist hier am 15
(7. Novembe
seiner Gattin
sich in zwei
Fressel, der T
An den
zumal sowei
religiöse Ge
Eifer.
evangelisch
glied des
Mitbürger
die Lande
Schluß
Sein
Aufgab
kaum g
unwide
abzule
seiner
begeist
Vor
mod
„T
u. a
sch
Fr
li
b

…illiren sucht. Die Philosophie wird hier zum geist-
…chen Unterhaltungsspiel degradirt, dem man durch
… haut goût eines blasirten Weltschmerzes erhöhten
…iz zu geben versucht“. Lassen wir den Zeitgenossen
… v. Hartmann außer Betracht, der sich selbst ver-
…eidigen konnte, so würde zu bemerken sein, daß Schopen-
…auer trotz seines metaphysischen Irrgangs (Nirwana)
… zu den Großen zählen wird. Nicht nach dem Ver-
…änglichen in den philosophischen Systemen hat die
Kritik ihr endgültiges Urtheil zu bilden, sondern nach
…m Bleibenden. Hätte Sommer sich in Schopenhauer's
Werke vertieft, ehe er zur Polemik überging, so würde
… vermuthlich eine wesentliche Bereicherung seines Innern
…wonnen haben. Unter den „Erlebnissen“, welche
Sommer innerhalb der Philosophie verwendet, fehlt das
„Leid“ und das „Mitleid“ und darum ist auch sein
Christenthum, soweit es in seinen Schriften zu Tage
…tt, ein behaglich optimistisches, das an der großen
Tragik des Daseins blind vorübergeht. Goethe hat wohl
zuerst den Ausdruck geprägt: „Wir leiden alle am Leben“.
Diese Empfindung vom „Leiden am Leben“, die Schopen-
hauer nicht zu bannen vermochte, macht sich in Sommer's
Schriften nirgends bemerkbar, und darum versteht er auch
nicht das fruchtlose Ringen Schopenhauer's mit seiner
Nirwana-Sehnsucht und eifert gegen seinen Pessimismus,
dessen Ueberwindung nur auf dem Pfade gelingt, den
Richard Wagner betreten, nicht auf dem Wege Fried-
rich Nietzsche's. Als Wagner von „Tristan und
Isolde“ den Flug zum „Parsifal“ wagte, da war die
Höhe erreicht, nach der Schopenhauer gelegentlich
die Blicke gewandt hatte, ohne den Aufstieg zu ihr zu
gewinnen.

Sommer beschloß die Reihe seiner Streitschriften mit
einem an sich berechtigten Angriffe (1887) auf die Aus-
wüchse des Darwinismus, die er nur bedauerlicher Weise
an eine falsche Adresse richtete. Unter dem Namen
Wilhelm Wundt's bekämpfte er ein Phantom, das mit
jenem Namen nichts gemein hatte, und zeigte damit von
Neuem, daß es ihm nicht gegeben war, den Anschauungen
und Gedanken Anderer gerecht zu werden. Wundt
antwortete mit einer vernichtenden Kritik, welche keine
Einwendungen zuläßt.

Je betrübender dieser Abschluß der philosophischen
Thätigkeit Sommer's ist, um so mehr erfordert es die
Billigkeit, seiner Leistungen zu gedenken. Von der
Warte der „Preußischen Jahrbücher“ aus hat er auf
deren Leserkreis als Jünger Lotze's ebenso segensreich
gewirkt, wie die Anhänger Lange's auf andere Kreise
unseres Volkes gewirkt haben. „Es muß auf Kant
zurückgegangen werden“ . . . das war seiner Zeit die
gemeinsame Losung Aller, die auf philosophischem Ge-
biete für eine Wiedergeburt des deutschen Idealismus
wirken wollten. Heute, wo die Grundgedanken Kant's
in verschiedener Ausgestaltung wiederum zur Herrschaft
gelangt sind, können wir uns nur dankbar aller derer
erinnern, welchen es Herzenssache war, für sie zu
wirken. Unter ihnen hat auch Hugo Sommer seinen
Ehrenplatz.

Braunschweig. **Alex. Wernicke.**

Schriften Hugo Sommer's.

1) De doctrina quam de Harmonia rerum praestabilita Leibnitzius proposuit. Göttingae, 1864.
2) Die Lotze'sche Philosophie und ihre Bedeutung für das geistige Leben der Gegenwart.
Preuß. Jahrb. B. 36 (Berlin, 1875), S. 283 bis 308. 422—42. 469—89.
3) [Anzeige von] Post, Ursprung des Rechts; Joël, Religiös-philosophische Zeitfragen; Pfleiderer, Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger.
Göttinger gelehrte Anzeigen 1876 B. I S. 698 bis 702. B. II S. 1180—84, 1643—50.
4) Die Lehre Spinoza's und der Materialismus.
Fichte's Zeitschr. f. Philosophie. B. 74 (Halle, 1877), S. 223 ff.
5) [Anzeige von] Lewes, Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte; Camerer, Lehre Spinoza's; Lange, logische Studien.
Götting. gel. Anzeigen 1877. B. I S. 65—91. B. II S. 696—704. 1007—16.
6) [Anzeige von] v. Bärenbach, Herder als Vorgänger Darwins; Huber, Forschung nach der Materie. Cohen, Ethik Kant's; G. v. Gizycki, Ethik David Hume's.
Gött. gel. Anzeigen. 1878. B. I S. 245—56. 722—33. B. II. S. 871—83. 1107—18.
7) Die Ethik des Pessimismus.
Preuß. Jahrb. B. 43 (Berlin, 1879), S. 375—96.
8) Kant als angeblicher Vorfechter des Pessimismus.
Preuß. Jahrb. B. 44 (Berlin, 1879), S. 602 bis 607.
9) [Anzeige von] Rym, Problem des Bösen; Ed. v. Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins.
Götting. gel. Anzeigen 1879 B. I. S. 53—64. 483—502.
10) Der Pessimismus und die Bedeutung des höchsten Guts.
Preuß. Jahrb. B. 46 (Berlin, 1880), S. 480—93.
11) Hermann Lotze.
Preuß. Jahrb. B. 47 (Berlin, 1881), S. 177—95.
12) Dem Andenken Hermann Lotze's.
Im neuen Reich XI. Jahrg. II. B. (Leipzig, 1881), S. 345—60.
13) Zum Andenken Lotze's.
Preuß. Jahrb. B. 49 (Berlin, 1882) S. 655—62.
14) Ueber das Wesen und die Bedeutung der menschlichen Freiheit und deren moderne Widersacher.
Preuß. Jahrb. B. 48 u. 49 (Berlin, 1881—82), S. 533—69. 1—33.
Dasselbe (100 S.) Berlin, 1882. 2. Aufl. (150 S.) Berlin, 1885.
15) Die Neugestaltung unserer Weltansicht durch die Erkenntniß der Idealität des Raumes und der Zeit. Eine allgemein-verständliche Darstellung. Berlin, 1882.
16) Der Pessimismus und die Sittenlehre. Gekrönte Preisschrift. Haarlem, 1882. 2. Aufl. Berlin, 1883.
17) Positivistische Regungen in Deutschland.
Preuß. Jahrb. B. 52 (Berlin, 1883), S. 128—58.

18) Die Lotze'sche Philosophie.
Kirchl. Monatsschrift (Magdeb. 1883).
19) Die Haltlosigkeit des Materialismus.
Protest. Kirchenzeitung 31. Jahrg. (Berlin, 1884), Sp. 205 216. 232—40.
20) Gewissen u. moderne Cultur. Berlin 1884.
21) Die Persönlichkeit Gottes.
Protest. Kirchenzeitung 32. Jahrg. (Berlin, 1885) Sp. 393—408.
22) Die Religion des Pessimismus. Hamburg [1884].
No. 199 der „Deutschen Zeit- u. Streitfragen"....
Hg. von Fr. v. Holtzendorff.
23) Rudolph von Ihering's Theorie des gesellschaftlichen Utilitarismus.
Preuß. Jahrb. B. 54 u. 55 (Berlin, 1884—85) S. 533—54. 28—57.
24) Die positive Philosophie August Comte's. Hamburg, 1885.
Heft 480 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge. Hg. von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.
25) Sittliche Autonomie oder Heteronomie?
Protest. Kirchenzeit. 32. Jahrg. (Berlin 1885). Sp. 179—82. 252—54. [Erwiderung von R. Kittel Sp. 233—36].
26) Aus Herm. Lotze's Vorlesungen.
Beil. zur Allgem. Zeit. vom 1. April 1885 No. 91.
27) Der ethische Evolutionismus Wilh Wundt's.
Preuß. Jahrb. B. 59 (Berlin, 1887), S. 189—208.
[W. Wundt, zum „ethischen Evolutionismus". Eine Entgegnung. Ebenda S. 478—485].
Replik auf die Entgegnung des Herrn Professor Wundt.
Ebenda S. 486—95.
[W. Wundt, Zur Moral der litterarischen Kritik. Eine moralphilosophische Streitschrift. Leipzig, 1887].
28) Individualismus oder Evolutionismus? Zugleich eine Entgegnung auf die Streitschrift des Herrn Wilh. Wundt. Berlin, 1887.
29) Die Bedeutung der landschaftlichen Schönheit für die menschliche Geistescultur.
Mittheilungen des Deutschen u. Oesterr. Alpenvereins. Jahrg. 1889 (Wien, 1889), S. 110 bis 113.
30) Die kulturgeschichtliche Mission des Evangelischen Bundes. Vortrag. Wolfenbüttel, 1889.
31) Der christliche Unsterblichkeitsglaube im Gesichts- und Interessenkreise der modernen Bildung. Braunschweig, 1890. 2. Aufl. Eb., 1890.
32) Einige Bedenken gegen Rud. v. Ihering's Theorie des Sittlichen.
Jurist. Vierteljahrsschr. d. d. Juristenvereins in Prag 25. B. (Wien, 1893), S. 153—74.
33) [Litteraturbericht aus dem Jahre 1884—94 über] Rechtsphilosophie.
v. Kirchenheims Jurist. Litteraturbericht 1884 bis 1894. Ergänzungsbl. z. Centralbl. f. Rechtswiss. (Leipzig). S. 5—15.
34) Anzeigen im Centralblatt für Rechtswissenschaft. Aufsätze in Zeitungen, wie in der Post (1884 No. 122) „über den Aufruf zum Schopenhauerdenkmal" rc.

Das Postwesen in Braunschweig.

Von Richard Schucht.

(Schluß.)

Da der von Braunschweigischer Seite gemachte Versuch, auf friedlichem Wege ein beide Theile befriedigendes Abkommen mit der Taxischen Reichspost zu erzielen, völlig scheiterte, die Beamten der Letzteren vielmehr in ihrer Eigenmächtigkeit fortfuhren und sich mit der Zeit immer mißliebiger machten, so sah sich der Herzog genöthigt, endlich einmal ernstere Saiten aufzuziehen, und so verfügte er denn am 14. Juli 1789, daß alle Unordnungen und Uebergriffe der Taxischen Reichsposten genau untersucht und sicher festgestellt werden sollten, damit er so eine feste Grundlage gewönne, um gegen die Ungehörigkeiten entschieden einschreiten zu können. Das Ergebniß dieser Untersuchung war der Art, daß der Herzog nunmehr beschloß, die Taxische Reichspost ganz aufzukündigen.

Der Magistrat in Braunschweig wurde hiervon durch Verfügung vom 21. Juni 1790 in Kenntniß gesetzt und aufgefordert, das Postschild sowohl vor dem Hause als auch vor dem Dienstzimmer des Taxischen Reichspostamts am 1. Juli 1790 abnehmen zu lassen. Zuvor sollte aber an den Taxischen Postdirector von Münchhausen die Aufforderung ergehen, die Schilder selbst zu entfernen. Da dies nicht geschah, so machten sich die städtischen Beamten ans Werk. An dem festgesetzten Tage wurden die Taxischen Postschilder von dem Bürgermeister Hurlebusch, dem Syndicus Papen, Gerichtsverwalter Wilmerding, Secretair Wegener, drei Unterbeamten und dem Schlossermeister Schmidt gegen den Willen des Postdirectors von Münchhausen und unter Protest des von Münchhausen zugezogenen Notars Albrecht aus Hildesheim von ihren Plätzen heruntergenommen.

Damit waren die bisher geduldeten Taxischen Reichsposten in Braunschweig aufgehoben. Sie wurden mit den Fürstlich Braunschweigischen Posten verbunden, wovon das Publikum durch die nachstehende Bekanntmachung des Fürstlichen Ministeriums Kunde erhielt:

Avertissement.

Demnach des regierenden Herrn Herzogs Durchlaucht, aus bewegenden Ursachen genöthigt worden sind, die Toleranz der bis hieher in hiesigen Landen precario bestandenen Fürstl. Taxische Reichsposten aufzukündigen, und diese Posten mit dem hiesigen Fürstl. Postamte zu verbinden; so wird dem Publiko solches, und daß in der Folge keine Briefe in ersagtem Fürstl. Taxischen Reichspostamte auf der Breitenstraße hieselbst mehr abzugeben sind, noch daselbst angenommen werden, hiedurch bekannt gemacht. Wie aber der Lauf der Posten dadurch auf keine Weise gehemmet noch verändert werden wird, vielmehr diejenigen Posten, welche nach Vorschrift der bisherigen Fürstl. Taxischen Reichspost-tabelle, abgegangen und angekommen sind, völlig werden beybehalten werden; so wird das Publikum hiedurch angewiesen, diejenigen Briefe, die bisher bey mehrgedachtem Fürstl. Taxischen Reichspostamte aufgegeben

worden, künftig bey dem hiesigen Fürstlichen Postamte einzureichen, und einer ungesäumten Beförderung derselben, sie mögen an einen Ort gerichtet seyn, wohin sie wollen, zu gewärtigen.

Braunschweig, den 1sten Julius, 1790.

Fürstliches Ministerium.

Das Versprechen, das das Fürstliche Ministerium in Bezug auf den Lauf der Posten gab, ist gewissenhaft gehalten worden; es geht deutlich aus den im Jahre 1793 veröffentlichten amtlichen Nachrichten über die abgehenden und ankommenden Posten hervor [1]).

Daß die Einnahmen der nun in Braunschweig aufgehobenen Taxischen Reichsposten nicht unbedeutend gewesen sind, ersehen wir aus einer Ausarbeitung Johann Friedrich Tielker's über das Kaiserliche Postwesen in Braunschweig aus dem Jahre 1783 [2]). Hiernach betrugen die Einnahmen für einen Zeitraum von 3 Monaten 1253 Thlr. 3 Gr. 2 Pfg., also für ein Jahr mehr als 5000 Thlr. Nach den hier mitgetheilten Listen war der bedeutendste Verkehr auf dem Hamburger Post-Kurse, dann folgten die Hildesheimer, die Leipziger, die Frankfurter und die Nürnberger Strecke. Es ist daher wohl zu verstehen, daß der Fürst von Taxis bei dem Kaiser und dem Reichshofrathe über das Vorgehen des Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg Beschwerde führte. Das war auch schon früher geschehen, und der Herzog hatte schon in den achtziger Jahren von dem Kammerrath Dedekind [3]) in Wolfenbüttel eine umfangreiche „Vorstellung an Römisch Kaiserl. Majestät wider den Herrn Fürsten von Thurn und Taxis" ausarbeiten lassen, auf die wir hier noch mit ein paar Worten eingehen müssen. In dieser Schrift wird zunächst Bezug genommen auf die Beschlüsse des im Jahre 1662 zu Lüneburg gehaltenen niedersächsischen Kreistages, auf welchem beschlossen wurde, an die Römisch Kaiserl. Majestät ein Schreiben abzulassen, „darin deroselben zu repraesentiren, welcherhalb der Graf Taxis Churfürsten und Ständen in ihren Post regali und geruhsamer Poßeßion zu turbiren und zu beeinträchtigen nicht befugt" rc. Es wird auch erwähnt, daß schon im Jahre 1641 gegen das Taxische Postwesen „bittere Beschwerden" geführt sind, sowie daß die Taxischen Postbeamten der Jurisdiction des Herzogs sich nicht unterwerfen wollten. Hierüber ist aus der Schrift Folgendes hervorzuheben: „Wer im Lande sein domicilium hat, er sey, wer er wolle, und woher er wolle, derselbe muß schlechterdings des Durchlauchtigen Landesherren Jurisdiction anerkennen. Selbst Fürsten und andere Reichsstände sind davon nicht ausgenommen, wovon der Deutsche Orden ratione seiner Land-Commende Lutlum und der Person des daselbst wohnenden jedesmaligen Herrn Land-Commendeurs und seiner Bedienten, das Beyspiel giebt. Der Gedanke, daß die Taxischen Postbedienten von dieser Jurisdiction eximiret seyn sollten, gehet also zu hoch hinaus". Es wird ferner erwähnt, daß nur eine reitende Taxische Post in den Braunschweigischen Landen „toleriret" worden sei, und sodann folgende Klage gegen die Taxische Post hinzugefügt: „Das Fürstl. Taxische Post-Amt hat diesen legem tolerantiae unzählige mal nicht nur überschritten, sondern es hat sich sogar die gröbsten und strafbarsten Excesse zu schulden kommen lassen, und ist selbiger überführt worden. Diese bestehen in Defraudation der Accise durch heimliche Einführung accisbarer Sachen, Erbrechung der Briefe, davon eine ansehnliche Collection vorhanden ist, auch sogar Veruntreuung anvertrauter Gelder, ob es gleich ebenfalls gegen die Bedingung der bisherigen Toleranz läuft, daß in Braunschweig oder sonst im Lande von Taxischer Post Briefe gesammelt oder Geldbriefe angenommen worden. Es wird daher des Herrn Herzogs von Braunschweig und Lüneburg Hochfürstl. Durchlauchten nicht zu verdenken seyn, wenn sie in dero Landen, eine so schädliche und dem publico gefährliche Anstalt nicht länger dulden wollen, ... und ergehet daher an Kaiserl. Majestät dero unterthänigstes Gesuch, den implorantischen Herrn Fürsten mit seinem ungegründeten und zudringlichen Gesuch abzuweisen . . . . .".

So blieb denn die Aufhebung der Taxischen Reichs-Posten durch den Herzog zu Recht bestehen. Weitere Verluste sollten die Reichs-Posten auch in andern Ländern in Folge der nun eintretenden politischen Umgestaltungen erleiden. Nach dem Frieden zu Luneville (9. Februar 1801) werden dem Fürsten von Thurn und Taxis nach §. 13 des Reichsdeputations-Hauptschlusses zur Schadloshaltung für die Einkünfte der Reichsposten in den an Frankreich abgetretenen Provinzen mehrere Güter zugesprochen, auch wird bestimmt, daß diese Posten in dem Zustande erhalten werden sollen, in welchem sie sich ihrer Ausdehnung und Ausübung nach zur Zeit des Luneviller Friedens befanden. Dieser Zustand sollte aber nicht lange anhalten. Als nach Schaffung des Rheinbundes Kaiser Franz II. am 6. August 1806 die Krone des Reiches niederlegte, hörten auch die Taxischen Posten auf, Reichs-Posten zu sein. Nach den Siegen der Verbündeten über Napoleon I. im Jahre 1815 und nach Errichtung des Deutschen Bundes wurde durch Artikel 17 der Bundesacte festgesetzt, daß dem fürstlichen Hause Thurn und Taxis seine auf Belassung der Posten oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche zu sichern seien. Es wurden daher von vielen deutschen Staaten Verträge mit der Taxischen Postverwaltung über die Ausübung der Post abgeschlossen. Das Herzogthum Braunschweig behielt jedoch seine eigene Landes-Postverwaltung bei. Diese Verhältnisse blieben bestehen, bis durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 der Deutsche Bund aufgelöst und der Norddeutsche Bund errichtet worden war. Die Postverwaltungen der einzelnen Staaten des Deutschen Bundes gingen auf den Norddeutschen Bund über, nachdem zuvor die Taxische Postverwaltung in Folge eines besonderen Vertrages von Preußen, und zwar vom 1. Juli 1867 ab, übernommen

1) Vgl. Nr. 21 des Br. Magazins vom 10. October 1897 Seite 162.

2) Die Handschrift ist aus dem Nachlasse des Geh. Postraths Schottelius von dessen Sohne dem Herzogl. Landeshauptarchive geschenkt worden.

3) Joh. Ludw. Julius Dedekind wurde Kammerrath am 10. Januar 1782 und starb am 13. December 1786.

war. So endigten die Taxischen Posten, so verschwand eine Postverwaltung, deren Verdienste um Besserung der Postverbindungen nicht zu bestreiten sind, wenngleich der Verwaltung manche Schäden anhafteten, die in Braunschweig, wie wir gesehen, zur Aufhebung der Taxischen Reichs-Posten bereits im Jahre 1790 die Veranlassung gaben.

Wirkliche Reichs-Posten wurden in Braunschweig erst nach Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches am 18. Januar 1871 errichtet: die Kaiserlich Deutschen Posten. Diese verfolgen aber nicht, wie ehedem die Taxischen Reichsposten, den privaten Vortheil Einzelner, sondern sie dienen nur dem öffentlichen Interesse und dem allgemeinen Wohle des Staates.

Bücherschau.

Alb. Quaritsch. Burg und Stadt Peine in der Hildesheimer Stiftsfehde. Peine, Heuer [1899]. 32 S. 8°. — M 40 ₰.

Die schweren Schicksale, die drei Belagerungen, die Peine während der Hildesheimer Stiftsfehde in den Jahren 1519, 1521 und 1522 zu bestehen hatte, bei denen die Stadt zwar vernichtet, die Burg aber ruhmreich behauptet wurde, werden uns in dem vorliegenden Hefte, anscheinend dem Sonderabdrucke aus einer Zeitung, in anschaulicher, lebendiger Sprache vorgetragen. Als Quelle sind hauptsächlich die Berichte in H. A. Lüntzel's „Stiftsfehde“ (Hildesheim 1846) benutzt worden. Einige Versehen sind zu berichtigen. Die Tödtung Hans Werner's (S. 14) wird nicht dem Herzoge Erich, sondern Heinrich d. J. zugeschrieben (Lüntzel S. 76). Die Peiner Hochzeitsschüssel im Herzoglichen Museum zu Braunschweig stammt nicht aus dem Jahre 1543, sondern 1534 (S. 30). Das Braunschweigische Patriciergeschlecht der v. Peine hat mit der Familie der Herren von Wolfenbüttel-Asseburg-Peine, der der Truchseß Günzelin angehörte, keinen Zusammenhang (S. 12). Falsch erklärt werden S. 7 der Ausdruck „Twete“, S. 19 „Riedemeister“, das nicht Rathsherr, sondern Rittmeister bedeutet.

Albert Mayer-Reinach. Carl Heinrich Graun als Operncomponist. Inaugural-Dissertation bei der philosophischen Facultät zu Berlin. Berlin, 1899. 44 S. 8°.

Die vorliegende Dissertation ist nur ein Theil der Arbeit des Verfassers über Graun, die in vollem Umfange demnächst an anderer Stelle veröffentlicht werden soll. Es wird uns hier im ersten Theile Graun's Leben in Beziehung auf seine Operncompositionen vorgeführt, während im zweiten Abschnitte die Opern Graun's, ihr Inhalt und ihre Dichter behandelt werden. Unter den letzteren befand sich auch Friedrich der Große, der im „Montezuma“ nach dem Urtheile des Verfassers den besten Text dichtete, den Graun überhaupt in Musik gesetzt hat. Dieser trat Mitte des Jahres 1735 in den Dienst des Königs aus dem seines Schwiegervaters, des Herzogs Ferdinand Albrecht II. zu Braunschweig und Lüneburg, über. Er hatte etwa 11 Jahre am Wolfenbüttler Hofe gewirkt, dessen Oper eine Vermittlungsstellung zwischen der italienischen Richtung in Dresden und der national-deutschen Oper Hamburgs einnahm. Im Jahre 1724 war Graun auf Empfehlung Joh. Ulr. König's als Tenorist nach Wolfenbüttel gekommen; schon 1726 bethätigte er sich als Opernbearbeiter; 1727 wurde seine erste selbständige Oper „Sancio und Sinilde“ aufgeführt. Der Verfasser weist noch fünf andere Opern aus der Braunschweiger Zeit nach, die den oben kurz bezeichneten Charakter tragen, während die in Berlin verfaßten Opern, 27 an der Zahl, dem Geschmacke des Königs gemäß, ganz im italienischen Stile geschrieben sind. Graun starb am 8. August 1759. Für die Kenntniß seines Lebens und seiner Werke bildet das Schriftchen eine schätzenswerthe Bereicherung.

Albert Leitzmann. Aus Lichtenberg's Nachlaß. Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe, zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages (24. Februar 1799) herausgegeben. Mit einem Portrait Lichtenberg's. Weimar, Herm. Böhlau's Nachfolger 1899. XXIII u. 273 S. 8°. 4 M.

Dem Herausgeber glückte es nach planmäßigem Suchen bei den in Bremen lebenden Enkeln Lichtenberg's dessen reichen litterarischen Nachlaß zu entdecken; der vorliegende Band ist „eine erste bescheidene Gabe aus dieser Schatzkammer, der weitere werthvollere folgen sollen“. Ist der Nachlaß auch schon früher benutzt worden, so ist es doch niemals in streng methodischer Weise geschehen, bei der die litterargeschichtliche Bedeutung Lichtenberg's gebührend gewürdigt worden wäre. Um so erfreulicher ist es, daß die Schätze jetzt den richtigen Händen anvertraut sind. Leitzmann giebt in der Vorrede einen gedrängten, gut orientirenden Ueberblick über die wichtigsten Handschriften. Dann theilt er aus ihnen eine Reihe interessanter Aufsätze mit, eine Anzahl von Gedichten, das Wichtigste aus den Tagebuchblättern und einige Briefe, je einen von Lessing (Wolfenbüttel, 23. Jenner 1780) und Leisewitz (Braunschweig, 30. Merz 1781) und drei von Alexander von Humboldt (1790—92). Daran schließt er sehr ausführliche und lehrreiche Erläuterungen. Für die genauere Kenntniß der Persönlichkeit des großen Gelehrten und witzigen Satirikers, der lange Jahre eine Zierde der Göttinger Hochschule war, ist das Buch von großem Werthe. Denn ist auch sein Charakterbild in den allgemeinen Grundlinien durch Gervinus und Meyer vortrefflich entworfen, so bedarf es doch, wie Leitzmann hervorhebt, im Einzelnen der Ausgestaltung und Correctur. Daß dieses Ziel am Besten durch eine Gesammtausgabe der Schriften Lichtenberg's, die Leitzmann wünscht, erreicht werden würde, liegt auf der Hand und es wäre gewiß erwünscht, wenn die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften ihrem ehemaligen eifrigen Mitgliede solch ein würdiges Ehrendenkmal errichten wollte. Vor der Hand plant Leitzmann im Verein mit Dr Karl Schüddekopf eine Ausgabe der Briefe Lichtenberg's. Beide Gelehrte haben vor Kurzem eine öffentliche Bitte um Nachweis und womöglich Uebersendung solcher Schriftstücke, die an Dr K. Schüddekopf (Goethe- und Schiller-Archiv) in Weimar zu richten wären, ausgehen lassen. Auch wir möchten im Interesse der Sache diese Bitte hier wiederholen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 10. 7. Mai **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Hie Huneborstel, hie Demmer.

Das „Demmer'sche Haus im Sacke" ist schon seit mehr als zwanzig Jahren kein Demmer'sches mehr, und im Sacke wird es nächstens der Fremde ebenfalls nicht mehr finden. Diese letzte Bezeichnung muß also ohne Frage in der Reise- und Kunstlitteratur künftig abgeändert werden. Da dürfte es denn wohl an der Zeit und verhältnißmäßig leicht sein, einen Act der historischen Gerechtigkeit zu üben, indem man dieses herrliche Baudenkmal endlich auch sonst richtig tauft.

Daß sein bisheriger Name zu allgemeiner Geltung gelangt ist, beruht auf einem Zufall: es war im Besitz der Familie Demmer, als es anfing, die Augen auf sich zu ziehen. Nach seinem Erbauer fragte Niemand, und bei dem damaligen Stande der localen Geschichtsforschung wäre er schwerlich zu ermitteln gewesen. Jetzt reden die alten Stadtbücher und bezeugen, daß er Friedrich Huneborstel hieß und daß er ein Mann war, den nicht nur jener Bau lobt, der auch sonst noch beanspruchen kann, daß sein Andenken vollends der Vergessenheit entzogen, sein Name, wie er längst schon — freilich entstellt und nur Wenigen bewußt — an einer andern Hinterlassenschaft haftete, so nun auch mit einer augenfälligern, jenem seinem Hause, in ein helleres Licht gerückt werde.

Friedrich Huneborstel entstammte einer Bürgerfamilie, die schon zweihundert Jahr lang vor seiner Geburt in Braunschweig saß. Ein Hermann Huneborstel 1321 in dem Eckhause an der Petrikirche, Nr. 938, jetzt Radeklint 11; ebenda auch 1432 ein gleichnamiger Nachkomme. Ein Dritter desselbigen Namens wird 1411 als Testamenter seines Vetters, des Rademachers Brand Huneborstel, genannt. Ein Vierter erwarb 1497 das Eckhaus der Stobenstraße und des Dammes, Nr. 2128, jetzt Stobenstraße 25.

Sein Sohn war unser Friedrich Huneborstel, der zuerst 1499 als Bürge für die Schulden seines Vaters begegnet; sie abzutragen verkaufte er das väterliche Haus 1515. Als Besitzer des Hauses Nr. 2773 im Sacke, das nachmals mit noch einem andern dem jetzt Fischer'schen, Packhofstraße 9, weichen mußte, wird er 1518 aufgeführt. Sechs Jahr später erwarb er das neben dem nordöstlichen Eckhause der Neuenstraße belegene Haus, auf dessen Grunde er nach aber zehn Jahren, 1536, den Neubau erstehen ließ, der die heutige Nachwelt entzückt. Seinen Namen verewigt dieses nicht; wohl aber ist hier, an den Enden des reichverzierten Schwellbalkens, links das Huneborstelsche Wappen, rechts das des Geschlechtes seiner Hausfrau, Annen Groven, einer Tochter Barthold Grovens, angebracht. Seit 1543 Kämmerer des Rathes im Sacke, starb er kinderlos als Letzter seiner Linie 1552.

Seine Wittwe, die mit Joachim Hagen, Bürgermeister im Sacke, eine zweite Ehe einging, hinterließ 1575 das Haus ihrer Schwestertochter Apollonien, der Frau Hennig Ulenhops. Bei deren Nachkommen blieb es bis 1658; häufiger wechselten die Eigenthümer während der nächsten dreißig Jahre. Ein Kaspar Meyenberg besaß es 1660, ein Johann Meyenberg 1670; zwei Jahre später Klaus Stetmann, 1676 der zweite Mann seiner Wittwe, Kilian Hopfer, 1688 deren dritter, Fricke Mahner. Durch Kauf ging es 1733 an Konr. Harborth, 1755 an Joh. Heinr. Markwort, 1799 an Joh. Karl Riesel über. Diesen löste 1822 Joh. Christian Demmer ab, dessen Sohn dieses Haus bis 1876 besaß.

Huneborstel war ein reicher und und ein selbstgemachter Mann. „Ick hebbe van minen zeligen leven vader edder anderer fruntschop erfftals halven (durch Erbschaft) nichts entfangen, sundern wes ick hebbe unde nalathen werde, is myn wolerworven guth, dath my de almechtige Goth — dem sy ewich loff — so mildichlick hefft vorlehnet": so sagt er in seinem Testamente, und damit stimmt, was vorhin schon über die mißlichen Vermögensumstände seines Vaters verlautete. Als dem Brauwerk gewidmet giebt sein Haus sich in den Obergeschossen noch heute zu erkennen: ohne Zweifel hat ihm diese im 16. Jahrhundert hier sehr lohnende Nahrung einen großen Theil seines Vermögens eingetragen. Daß er andern Kaufhandel nebenher betrieben hat, ist wahrscheinlich: dies war damals die Regel, und seinen „alten Diener" (zu verstehen „Kaufdiener": ein Diener im heutigen Sinne des Worts würde „Knecht" genannt sein), der in späteren Jahren selbständig und sein Nachbar geworden war, bedachte er letztwillig. Ob er auch „ein Fuhrmann", etwa ein Frachtfuhrherr, gewesen ist, wie eine spätere Ueberlieferung wissen will, muß dahin

[illegible] Wahrheit [illegible] Zügen [illegible] Inhalt seines [illegible] Gesichte [illegible] [illegible] sogleich [illegible] [illegible] Gulden [illegible] und Pathen [illegible] Freunde an- [illegible] zum Schluß [illegible] dann [illegible] u. s. w. [illegible] hat sich [illegible] [illegible] Testamentarien [illegible] scholde [illegible] und [illegible] nichts [illegible] ein-

[illegible] Habsucht be- [illegible] Zeiten der alten [illegible] gestiftet und [illegible] 100 Gulden geliehen, [illegible] des Altars an „Win [illegible] bestreiten und den [illegible] sollte. [illegible] geistliche Lehn und [illegible] des Capitels war in Ab- [illegible] zehn Jahren, 1542, die [illegible] den papistischen Gottesdienst auch von [illegible] hatten. Die sonstigen Ge- [illegible] seiner Stiftung hatte Friedrich Huneborstel von [illegible] Zeit an selber erhoben, sie beliefen sich auf 172 [illegible] und 33 Mariengulden. Letztwillig verfügte er [illegible], daß auch jene 100 Gulden sollten eingemahnt und [illegible] an arme Bürgersleute ausgetheilt [illegible] 200 Gulden aus, Schuh und [illegible] zur Vertheilung an bedürftige Wittwen und [illegible] zu kaufen.

[illegible] war eine Handlung der Wohl- thätigkeit, womit er sich schon in den Jahren seiner [illegible] um die Stadt Braunschweig verdient gemacht hatte. Sie wirkt fort bis auf den heutigen Tag.

Hinter den Buden, zwischen dem Lessen-Convente (Nr. 2739) und den von Bortfeld'schen Höfen (Nr. [illegible] 31), auf dem Grunde der Häuser Nr. 2735 [illegible], lag der „Neue Convent", ein Beginenhaus un- [illegible] Stiftung, das zuerst 1331 erwähnt wird, [illegible] früher bestanden haben muß, da 1316 ein [illegible] in der Nähe der „Alte Convent" heißt. Jenen [illegible] mit Zustimmung des Rathes [illegible] Mitteln und dergestalt neu auf, [illegible] armen Wittwen und Waisen [illegible]. Das Beginenhaus lag an der

[illegible] des [illegible] [illegible] (Buden [illegible] [illegible]. Auch [illegible] mit dem [illegible], daß er [illegible] Hunderttheil [illegible] Besserung erhalten, und dagegen ihr [illegible] in oder [illegible], wie es [illegible] vorbehielten zweien für sich einnehmen, den damals [illegible] den Zins von kastenpflegern St. Ulrici, damals [illegible] den Armen- kirche, zu Behuf des Conventes [illegible], ein Häuschen ihrer Wahl auf ein Glied [illegible] oder [illegible] zu lebenslänglichem Nießbrauch [illegible] wollten: nach dessen Tode aber sollte es, wie die beiden anderen schon nach Ableben des Huneborstelschen Ehepaars, dem Convente heimfallen. So geschah es dann auch.

Wie es scheint, war dies Beginenhaus vordem nur kümmerlich dotiert und ist es erst durch den damaligen Neubau und den hiernach zu erzielenden höheren Miethzins von seinen drei Buden an der Straße in den Stand gesetzt worden, zu leisten, was es seitdem leistete. Erklärlich daher, daß in der Folge seines ältern Ursprungs nicht mehr gedacht ward, und Friedrich Huneborstel für seinen Stifter galt. Officiell ward ihm freilich dessen Name erst verhältnißmäßig spät und von Anbeginn entstellt beigelegt. In den Schoßregistern ist es wie von je noch 1589 als „de nie convent" aufgeführt; die der nächsten zehn Jahre fehlen; in den dann wieder folgenden endlich, von 1600 bis 1611, heißt es „Bossels" und nach aber einer Lücke in dem von 1633 „Hunen Bostels Convent".

Der grundstürzende Bruch mit der Vergangenheit in Folge der Unterwerfung unserer Stadt 1671 brachte es mit sich, daß der wahre Sachverhalt wie der so mancher andern ihrer Einrichtungen gänzlich in Vergessenheit gerieth. Schon für Rehtmeier war er zum Mythus geworden. Von „Hune-Bossels" Convent fabelt er in seiner Kirchengeschichte (I. S. 219): „Der Stifter soll ein Fuhrmann gewesen seyn, der keine Freunde noch Erben gehabt, deßhalben er sein Hauß und Güter zu solchem Christl. Werck vermachet, dabey damals E. E. Raht die Freyheit gegeben, und gute Ordnung angerichtet, es ist auch schon 1562 im Stande gewesen". Zu einer Kritik dieser Darstellung fand sich der Kupferstecher Beck 1758 gedrungen. Sie schweifte noch weiter von der Wirklichkeit ab und ins Blaue hinaus. „Hune-Bostels Convent", so schrieb er im 85. Stücke (S. 1349) der Braunschw. Anzeigen jenes Jahres, ... „ist ebenmäßig (wie die benachbarten Höfe der v. Bortfeld) ein Adelsitz der Hrn. v. Borstel, die sich vormals auch nur Bostel geschrieben haben, gewesen, und mag der letztere, welcher solchen Hof etwa zur Ehre Gottes den Armen angewiesen, Hunert oder Hüne Bostel sich geheißen haben; daß aber dieses Hospital oder Convent nach Rehtm. Aussage . . . von Hüne Bostel, einem Fuhrmanne, gestiftet worden sey, kan ich mir nicht einbilden, es wäre denn, daß man einen Stiftungsbrief davon aufzuweisen hätte, der solches bestätigte; daß aber ein Fuhrmann solche Stiftung etwa vermehret und etwas Geld dazu hergegeben, das lässet sich eher hören". Der ehrliche Beck fühlte sich bei diesen Einfällen ohne allen Zweifel von dem freudigen Bewußtsein gehoben, die

Richtigkeit einer gelehrten Verkehrtheit mit dem Richtspruch überlegener gesunder Vernunft aus der Welt geschafft zu haben. Er hätte mehr Ursach gehabt, der überlegenen Zeugungskraft seiner Phantasie froh zu sein. Zum Glück fand deren Ausgeburt, der „Adelsitz" eines v. Borstel hier in Braunschweig, wohin dies hannoversche, bremische, märkische Geschlecht nie einen Sprossen entsandt hat, keinen Anklang; Rehtmeier's milderer Köhlerglauben behauptete das Feld. Ihm schrieb Joh. Anton Leisewitz nach in der Inschrift, die er 1779 für den Combinirten Convent am Eiermarkte verfaßte: „Quae majorum pietas fundavit, xenodochia s. Johannis, Hunonis Bostel, Autoris Giebel, auspiciis seren. principis Caroli ducis Brunsv. et Luneb., patris patriae, restaurata, conjuncta, aucta, ornata anno mdcclxxix; 1792 auch Ribbentrop (Beschreibung der St. Br. II, S. 280, Note): „Hüne Bostel sol ein Fuhrmann gewesen sein, welcher sein Haus hinter den Brüdern zu dieser Stiftung eingerichtet hat"; endlich 1836 noch Bode (Stadtverwaltung zu Br. Heft IV, S. 10), der wieder auf die Namensform Hünebostel zurückgreift.

Die officiell anerkannte ist sie noch heute; sie völlig zu dem alten, allein richtigen Lautbestande herzustellen, bedarf es nur des Willens der städtischen Behörden, und nachdem hier das historische Recht Huneborstels erwiesen worden ist, steht zu hoffen, daß dieselben ihm dazu auch hinsichtlich seines Hauses zu verhelfen nicht ablehnen werden. Wer dann noch vorzieht, es privatim das Demmer'sche zu nennen, dem stehe es frei; daß er deshalb in Strafe genommen werde, wird Niemand beantragen wollen.

Aus der Spinnstube.

Von Otto Schütte.

Wenn des Winters Frost die Erdschollen verhärtete und die Arbeit im freien Felde unmöglich machte, so begann für die Mädchen auf dem Lande die schöne Zeit der Spinnstube, die „eine Heimstätte gemüthlichen Stilllebens inmitten des freudlosen Winters" war. Wenn es da draußen stürmte und schneite, saßen behaglich in der warmen Stube die fleißigen Spinnerinnen bei anmuthigem Geplauder. Denn die Vorschriften über die Arbeitsleistung waren streng, es mußte eine jede der Mägde ihre vorgeschriebene Anzahl Löppe gesponnen haben.

> Top, top, top,
> Alle Stunne en Lop,
> Spinnst du diesen Abend nicht,
> Kriegst du von dem Braten nichts!

besagt die Inschrift auf einem Wockenblatte, und eine andere warnt vor der Vertrödelung der Zeit:

> Spinne, spinne, spinne!
> Dat Froijahr kummt erinne.

Wenn gute Reden sie begleiten, dann geht die Arbeit munter fort. Das gilt auch für die Spinnstube. Wie beim Stricken, so können auch beim Spinnen Geschichten erzählt und Lieder gesungen werden, ohne daß die Thätigkeit leidet. So war die Spinnstube die Bewahrerin der vielen Sagen und Märchen, die auch in unserem Herzogthume noch in großer Anzahl vorhanden sind, sie bewahrte die zahllosen Räthsel, sie bewahrte so manches schöne Lied, das uns sonst wohl verloren gegangen wäre.

Wenn aber nach dem Abendessen die jungen Burschen erschienen, wurden zunächst Geschichten erzählt und gemeinsame Lieder gesungen, z. B. von dem Hunde, der einem Koche eine Wurst gestohlen hatte, dabei gefaßt war und dem zur Strafe der Schwanz abgehauen wurde, eine grausame Verstümmelung, die seinen Tod herbeiführte:

> Der Hund, der ward begraben.
> Hier liegt ein alter treuer Hund,
> Er war nicht schwarz, er war nicht bunt,
> Er ist gestorben in seinem Blut,
> Als ihm der Koch den Schwanz abhub.
> Hop, hop, Mariäneken,
> Dreih dik mal rum rum rum,
> Hop, hop, Mariäneken,
> Dreih dik mal rum.

In singendem Tone wurden die folgenden Verse gesprochen:

> Mine Mutter, dä segt immer:
> Junge, lât dat Supen sin,
> Dat ward alle Dage slimmer,
> Junge, du supst Brennewin.

und

> Meine Mutter will's nicht haben,
> Daß ich Kaffee trinken soll,
> Und ich thu es doch mit Freuden,
> Eine ganze Tasse voll.

War ein Lied aus, so sang man wohl:

> Dit un dat is ute,
> Willt nich mehr na Greitjen gahn,
> 't makt ne dicke Snute,
> 't steiht mik nich mehr an,
> 't hat mik nich mehr anestahn,
> Willt nich mehr na Greitjen gahn,
> 't makt ne dicke Snute,
> 't steiht mik nich mehr au.

Die fleißige Arbeit wurde fast regelmäßig durch das Pfänderspiel unterbrochen. Da trat eins der Mädchen auf als Frau von Häkebäke: „Ik bin de Fru von Häkebäke. Hät se min lütje Swineken nich eseihn? 't harre swarte Vorderfäute, groine Hinderfäute un sonen ganzen langen langen Swanz". Wer lachte, mußte ein Pfand geben.

Bunte Reihe wurde gemacht und gesagt: „Ik hebe Fritze Meiern noch keinen Kuß egeben". „Aber ik", sagte eine Andere. Mochte sie dies nicht sagen, so mußte sie ein Pfand geben. „Ik hebbe noch keine Brût". „Aber ik", sagte ein Anderer. So ging es weiter die Stube durch. Beliebt war auch: „Ik late den Vogel ûtfleigen". „Woin?" „In Weiten". (Vorher hatte jeder der Anwesenden angeben müssen, ob er Weizen, Roggen, Gersten, Erbsen, Bohnen u. s. w. besäße.) Wer dann den Weizen als Frucht, die er hätte, angegeben hatte, sprach: „In minen Weiten sitt e nich, hei sitt in dinen Roggen". So ging es weiter bei den übrigen

Früchten. Wer sich dabei versprach, mußte ein Pfand geben.

Man setzte sich auch in die Huke (= tiefe Kniebeuge), sprang und sang dabei:

Ik solle mine Mutter ne Neihnadel infämen[1]),
Dat konn' ik nich,
Da slaug se mik,
Da wên' ik,
Da gaf se mik
En fett Botterstück,
Da danze ik den Kinkerling, den Kinkerling.

Daneben fanden die vielen Sprechübungen statt, z. B. „der Kutscher putzt den Postkutschkasten" sechs Mal hinter einander zu sagen oder „Hans Wost, woste noch Wost, hier is noch Wost, wenn de noch Wost, Hans Wost, hebben wost". Wer sich versprach, mußte ein Pfand geben.

Nachdem wurden die Pfänder eingelöst. Einer gab sie heraus, der zunächst erklärte:

Wer sein Pfand will wieder haben,
Der muß thun, was ich will haben.

In Folge dessen mußte sich ein Bursch an die Thür stellen, die Hände hinten an den Kopf halten und dabei sprechen: „Ich hange, ich hange!" „Nach wem ist dein Verlangen?" Dann nannte er Eine und küßte sie.

Ein Mädchen wurde vor die Thür geschickt, um folgende Worte zu sagen:

Mutter, Mutter, 't hat witt esneit,
Härr' ik vor en Jahr efreit,
Wörr' ik ok all en olt Weif.

Darauf betrat sie die Stube wieder und erhielt ihr Pfand zurück. Dieser wurde beauftragt, Speck, Jener, Schinken zu schneiden. Der Erste sagte dabei:

Ich steh und schneide Speck,
Wer mich lieb hat, hole mich weg.

Der Zweite: Ich steh und schneide Schinken,
Wen ich lieb habe, den werde ich winken.

Wer aber erklären mußte: „Ik sitte hier wie ne ungeruppete Gans", über den fielen Alle her und rupften ihn zurecht.

Neben den Pfänderspielen wurde auch gern das von Andree erwähnte Slêpenschauh gespielt, das in Wedtlenstedt „Ik slüre den Schauh" hieß. In der Hilsgegend, wo es als Slepekenschauh bezeichnet wird, ist das Verständniß für das Spiel, das ohne Herren stattfindet, verloren gegangen. Man spricht das Wort, ohne sich eines Schuhs zu bedienen: „Slepekenschauh". „Weme tau?" „Ik slepe dik einen mit en Snurrbare tau oder mit glûen Ogen tau oder mit en Voßbare tau". (Jedes Mädchen bezeichnete so drei Burschen.) „Wat wutte mit dinen ersten dauhn?"

Will ik geben Zwetschen,
Sall e weren min Schätschen.

„Wat wutte mit dinen tweiten dauhn?"

Will ik geben witten un swarten Tweren,
Sall min Allerliebste weren.

„Wat wutte mit dinen dridden dauhn?"

Den will ik setten op en Staul,
Sall e fallen in en Paul (= Pfuhl).

Oder: Den will ik setten op de Thorenspitze,
Sall sik de ganze Lenne opritzen.

Oder: Den will ik gewen Stroh op en Nacken,
Hei sall sik ut en Dörpe packen.

Gleichen Ausgang hatten die folgenden drei Spiele:

1. Ik sette dik de Büsse.
„Wat drin?"
Drei snare Junggesellen,
Wutt se wetten, denn will ik se dik nennen.
Wat wutte mit dem ersten maken?
„Ik will ne setten up de Kauh
Un will ne jaen[2]) nah Peine tau".

Dann nannte sie irgend einen passenden Burschen unter allgemeiner Heiterkeit.

Wat wutte mit dem tweiten maken?
„Den will ik setten up de Wippe
Un will ne in et Water kippen".

Wat wutte denn mit dem dridden maken?
„Den will ik gewen Rosmarin,
Sall bi mik vorn Altar knien.

2. Ik bringe dik de Dûweke.
„Wat hat se oppe?"
En witt Hûbeken.
„Wat hat se in ören Snäbelken?"
En klein Breiweken.
„Wat steiht er inne?"
Wer din Liebste sin sall.
„Wer sall't denn sin?"

Dann wurde einer genannt, und das Spiel ging wieder von vorn an, bis drei genannt waren. Darauf kamen die Fragen, was sie thun sollten. Ebenso ging es bei dem dritten Spiele:

3. Ik bringe dik de Klappere.
„Is er wat Gues inne tau ratteren?"
Drei Rischen, drei Rellen,
Drei hübsche, junge, brave Gesellen.
Wut se hören, sau will ik se dik nennen.
„O ja, wenn se gut sind".
O ja, gut sind se,
Hänne un Fäute het se,
Wat dauhn könnt se,
Het blot keinen Boden in de Hose.

Daß „wie gefällt dir dein Nachbar?" auf jeder Tagesordnung stand, versteht sich von selbst.

Seltener wurden zwei kleine Häufchen Flachs gemacht, auf den Tisch gelegt und angesteckt. Das eine Häufchen sollte einen jungen Burschen, das andere ein junges Mädchen vorstellen Flogen beide auf, so wurden die Bezeichneten ein Paar, sonst nicht.

Zu einem anmuthigen Spiele wurden dann und wann die Karten verwendet. Man fragte:

Haste dat Mäken mit der Kiepe nich eseihn?
Wo fregste na?
Ik woll' et geren wetten.
Weck Mäken mit der Kiepe haste Lust tau küssen?

Dann wurde von einem jungen Burschen eine Karte bezeichnet. Welches von den Mädchen sie bekam, erhielt von dem Burschen, der gefragt hatte, einen Kuß.

1) einfädeln.

2) = jagen.

Sprach man hochdeutsch, so machte man aus dem „Mäken mit der Kiepe“ das feinere „Blättchen der Liebe“.

Die Arbeit wurde aber auch manchmal gewaltsam unterbrochen, indem ein junger Bursch, der neben einem Mädchen saß, diesem die Dieße wegriß, sobald der Faden riß. Durch einen Kuß nur konnte sie wieder eingelöst werden.

In Wahrstedt trieben es die jungen Burschen ärger. Da nahmen sie mehrere Male in der Woche den Mädchen die Spinnrocken weg und trugen sie nach dem Kruge. Hier tranken sie vergnügt Schnaps, ohne zu bezahlen. Vielmehr mußten die Mädchen die Zeche bezahlen, wenn sie ihre Rocken wieder haben wollten.

Hierfür rächten sich diese, indem sie zwei oder drei Mal im Winter den jungen Burschen die Mützen wegnahmen und nach dem Kruge brachten. Hier tranken auch sie Schnaps, den die Burschen für die Einlösung ihrer Kopfbedeckung bezahlen mußten.

Aeltere Grenz- und Denksteine im Herzogthume Braunschweig.

Vom Forstmeister a. D. Ziegenmeyer in Homburg.

Unter diesem Titel sind in den Braunschweigischen Anzeigen von 1891 No. 299 und 300 und in diesen Blättern von 1896 No. 6, 7 und 8 werthvolle Mittheilungen abgedruckt. Ich habe es für nicht überflüssig gehalten, sie nach den Quellen und nach eigener Anschauung zu ergänzen. Einzelheiten sind dabei berichtigt, welche von den Verfassern jener Aufsätze übersehen waren. Nachprüfungen werden auch mir willkommen sein.

1. Braunschweigische Anzeigen von 1891 Stück 299 No. 1.

Das Ibermannskreuz bei Arholzen.

Nach Letzner's Dasselscher Chronik erinnert der in Kreuzesform durchlochte Stein an einen hier im Jahre 1405 ausgefochtenen Kampf zwischen den Dienstleuten des letzten Grafen von Everstein, des Grafen Hermann († 1413). Sie hießen Hans Ibermann, der als Koch diente, und Nicolaus Neuber, der Schildträger des Grafen. Von der Inschrift des Steins sagt Letzner, dessen Werk 1596 herausgegeben wurde, sie habe gelautet: Hic occisus Nicolaus Neuber, armiger, requiescat in pace.

Hiernach dürfte die Erklärung der Steine als Grenzsteine sich wohl als irrig erweisen; wir werden sie als Gedächtnißsteine aufzufassen haben.

2. Daselbst No. 2. Es scheint dies derselbe Stein zu sein, welchen Berthold Fischer 38 Jahre später in seiner Grenzbeschreibung des Amtes Fürstenberg erwähnt. Vgl. Vaterl. Archiv Jahrg. 1832 B. II S. 122. Die Buchstaben H I, die im Aufsatze erwähnt werden, stellen offenbar das bekannte Monogramm des Herzogs Julius HI dar, das die Initialen seines Namens und des seiner Gemahlin Hedwig enthält.

3. Daselbst Stück 300 No. 7. Die verwitterte Inschrift des größeren Steines lautet: Hic fuit interfectus Hermannus, parvus filius Bertoldi.

4. Daselbst No. 8. Der hier erwähnte „Lutherstein“ ist 1883 auf einen Granitsockel gesetzt, der in lateinischen Buchstaben vorn die Inschrift trägt: „Zu Luther's 400jährigem Geburtstage: 10. November 1883. Spr. 10 V. 7“ und hinten: „Errichtet von den Gemeinden des Kirchspiels Eschershausen“. Um den Stein sind Lindenbäume gepflanzt.

5. Braunschweigisches Magazin 1896 S. 54 No. 8. Neben dem hier beschriebenen Steine stand ganz nahe, in einer Hecke verborgen, noch ein zweiter Denkstein. Beide sind 1895 ausgegraben und auf dem Hofe des Stadthauses in Holzminden niedergelegt. Der erstere ist richtig beschrieben; doch sind die Maßen andere: 140—100—12 cm, und es ist übersehen, daß die Stämme der Kreuze auf beiden Feldern von Pflugschaaren und Pflugmessern umgeben sind. Der zweite Stein ist beim Ausgraben in 2 Stücke zerbrochen; auf dem größeren Theile, 104—90—10 cm, sieht man ein fußloses Kreuz in einem Kreise. Die Arme des Kreuzes sind nach dem Umfange hin ausgeschweift; auf den Kanten steht nicht mehr lesbare Schrift. — Beide Steine haben wohl an Unfälle erinnert.

6. Daselbst S. 63 No. 19. Am 25. April 1856 ist in jedem Braunschweigischen Forstreviere, mit Ausnahme der reinen Nadelholzreviere am Harze, eine Gruppe von 25 Eichen gepflanzt worden.

Ich lasse diesen Bemerkungen nun noch einige Nachrichten über bislang nicht beschriebene Grenz- und Denksteine folgen.

I. Im Amtsgerichtsbezirke Holzminden.

1. Im Forstorte Vordere Winkel des Forstamts Holzminden I oberhalb des Dorfs Lüchtringen und unterhalb der „Schnaatbuchen“ (einer Reihe 150- bis 200-jähriger Pflanzbuchen, die früher als Hudegrenze galten) steht eine roh behauene Sandsteinplatte, etwa 1,5 m hoch, mit der Inschrift in großen Lateindruckbuchstaben:

1585.
ARND STUCKEN.
Der Gott Erkenner Aller Hertzen
Werde Offenbaren Meine Schmerzen
Welhe Durch Pulver Und Lodt
An Christus Himmelfardt Mich
Alhier Gegeben Haben Den Dot.

Dieser unter dem Namen Stickenstein bekannte Denkstein scheint zum Gedächtniß des Herzogl. Pirschknechts Arnold Stücken aus Boffzen gesetzt zu sein, der hier von Wilddieben erschossen sein wird.

Vergl. Fürstenberger Erbregister von 1581 S. 338.

2. Die Kesselsteine im gleichnamigen Forstorte des Forstamts Boffzen bestehen aus mehreren unbehauenen Sandsteinen, 1 bis 1,5 m hoch, welche in Kreisform in den Boden gesetzt sind.

Der Sage nach sollen sie an ein gefährliches Jagdabenteuer des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (1589—1613) erinnern und um den „Kessel“ (das Lager) einer angeschossenen groben Sau herumgesetzt sein, welche den Herzog „angenommen“ (angegriffen) hatte.

3. Hart über der westlichen Böschung der von Holzminden über Mühlenberg nach Neuhaus führenden Straße im Forstorte Wedenbornerbrink des Forstamts Holzminden I oberhalb Mühlenberg hat der damalige Oberförster Dürking ein Denkmal aufrichten lassen zum Andenken an das 50 jährige Regierungs-Jubiläum des Herzogs Wilhelm.

Auf einem Sandsteinsockel steht ein Quader, 98 cm hoch und 50 cm in den Seitenflächen, dessen östliche Seite unter der Herzogskrone in einem Wappenschilde ein W. zeigt mit der Unterschrift: Am 25. April 1881.

4. Im Braunschweigischen Sollinge finden sich noch hin und wieder behauene Sandsteinplatten mit den Maßen: 50—30—5 cm im Boden stehend. Es sind lateinische Buchstaben und Zahlen darauf eingehauen, und sie rühren her aus der Forsteintheilung, welche der Oberjägermeister von Langen in der Zeit von 1745 bis 1760 ausführte. Die Buchstaben und Zahlen bezeichneten die Haupt- und Schlaglinien.

II. Im Amtsgerichtsbezirke Stadtoldendorf.

5. Auf dem Kamme des Voglergebirges, etwa 300 Schritte östlich von der aus Norden heraufsteigenden Grenze des Westerbraker von Grone'schen Gutsforstes gegen fiscalischen Wald fällt der Paëlstein (Pfahlstein) in die Augen, wenn man von Holenberg aus den Ebersnacken und dessen Aussichtsthurm besteigen will. Er ist ein aus dem Lothe gewichener roh behauener Sandstein: 100—38—20 cm. Auf seiner nach Osten gekehrten Seite ist die Zahl 108 eingehauen, darunter $\frac{H}{4}$ und diese Zeichen stammen aus der von Langen'schen Forsteintheilung. Der Stein ist aber älter; denn in der Grenzbeschreibung des Wickenser Erbregisters von 1585 S. 4 heißt es: „Den Pipengraben bei Amelungsborn entlang auf Holenberg, von dar die Bargrund hinan auf den Paëlstein, von dar die Egge (den schmalen Bergrücken) entlang" u. s. w.

III. Im Amtsgerichtsbezirke Eschershausen.

An der Bergkette des Ith sind mehrere Klippen beachtenswerth, welche im Volksmunde Steine heißen und zu den Denksteinen zu rechnen sind. Es sind folgende:

6. Adam und Eva werden zwei nahe bei einander befindliche Oolithklippen geheißen, welche unter der Ith-Egge im Bessinger Interessentenforste hart an der Grenze gegen den preußischen Coppenbrügger Forst sichtbar sind. Sie verdanken ihre Namen dem Witze eines Schweinehirten aus den 20er Jahren dieses Jahrhunderts, wie mir 1858 von glaubhaften Männern in Bisperode erzählt wurde. Man findet ihre Namen jetzt auf Forstkarten vermerkt.

7. Südlich von den Vorigen befindet sich, ebenfalls hart an der Ith-Egge im Bisperoder Gutsforste, eine Gruppe von Oolithklippen, deren bedeutendste der Mönchestein heißt. D. E. Baring in seiner „Beschreibung der Saale im Amte Lauenstein" vom Jahre 1744 giebt an, der Name rühre von den 12 Franziskaner Mönchen her, welche nach dem Restitutions-Edicte von 1629 auf den 12 Pfarren im Amte Lauenstein nach Austreibung der lutherischen Pfarrer zu predigen begonnen hatten. Sie sollen die Klippen am Ith im Jahre 1633 bestiegen haben, um in die Umgegend von Hameln hineinzusehen, begierig darauf, ob in der Schlacht bei Hessisch-Oldendorf die kaiserliche Armee oder der für das Lutherthum fechtende Herzog Georg von Lüneburg obsiegen werde. Bekanntlich blieb dem Herzoge der Sieg, und die Mönche beeilten sich, ihre Pfarren und das Amt Lauenstein zu verlassen.

8. Der Freiheitsstein auf dem höchsten Punkte des Ithkammes, eine Oolithklippe, trägt seit den 80er Jahren unseres Jahrhunderts das Holzgerüst eines Aussichtsthurmes. Bei D. E. Baring a. a. O. heißt er „der Hohe Stein", und es wird dort von einem über ihn in den Abgrund gehetzten Hirsche erzählt. Freiheitsstein ist er genannt, weil darauf in den Jahren 1816 bis in die 40er Jahre hinein durch pensionirte Officiere aus Hameln alljährlich am 18. Juni und 18. October Freudenfeuer entzündet sein sollen zum Andenken der Freiheitsschlachten bei Leipzig 1813 und Waterloo 1815.

9. Der Poppenstein liegt ebenfalls als Oolithklippe auf der Ithegge, wo sie sich nach ihrer Neigung zur „Platte" — dem Uebergangspunkte der Halle-Lauensteiner Straße — im Harderoder Interessentenforste steil wieder erhebt. Seine Benennung wird mit dem altdeutschen Eigennamen Poppe zusammenhängen, der Koseform von Volkmar. Vergl. O. Abel: Die deutschen Personennamen (Berlin 1889).

10. Das Thal der Wickenser Niederbörde ist östlich durch den Ith, westlich durch einen bewaldeten Höhenzug: die Hasselburg, von der Provinz Hannover abgegrenzt. Diese übrigens geringe Höhe wird unter dem Forstorte Tappenberg des Harderoder Interessentenforstes von einem Passe durchsetzt, und der südliche Abfall des hier beackerten Bergzugs heißt Römerstein, auch Rebenstein. Stein oder Klippe sind indessen nicht vorhanden.

IV. Im Amtsgerichtsbezirke Greene.

11. Auf dem Hilsrücken über Ammensen im Forstamte Wenzen steht der Gaußstein, ein quadratisch behauener Sandstein von etwa 1,5 m Höhe ohne Inschrift. Er ist bei der Triangulation (Vermessung) der Länder Braunschweig und Hannover hierher gesetzt, welche der berühmte Professor Gauß in Göttingen im Jahre 1836 ausführte.

12. Auf der Hilsegge oberhalb der Dörfer Mainzholzen und Vorwohle fallen mehrere alte Grenzsteine durch ungewöhnliche Größe: 110—29—15 bis 20 cm, sehr in die Augen.

Sie stammen aus der mehrerwähnten von Langen'schen Forsteinrichtung, sind scharf behauen, und auf ihren Außenseiten liest man $\frac{C}{HZBL}$, darunter 1746. Die entgegengesetzten Seiten tragen in römischen Buchstaben und Zahlen die Bezeichnung der Haupt- und Schlaglinien. Sie waren Grenzzeichen zwischen den Forstrevieren Wenzen, Eimen und Kaierde.

Bücherschau.

Adolph Nehrkorn, Katalog der Eiersammlung nebst Beschreibungen der außereuropäischen Eier. Mit 4 Eiertafeln in farbigem Steindruck. Braunschweig, Harald Bruhn 1899. VII, 256 u. 4 S. 8°. Geb. 10 M.

In dem (Weihnachten 1898 geschriebenen) Vorwort schildert uns der Verfasser, Herr Amtsrath Ad. Nehrkorn zu Riddagshausen, wie sich bei ihm die Neigung, Vogeleier zu sammeln, von der frühesten Kindheit an entwickelt hat. Die Vogelschutz-Gesetze der neueren Zeit lassen es den jetzt heranwachsenden Schülern nicht mehr so leicht werden, eine solche Neigung zu entwickeln und auszubilden. Vor 40—50 Jahren war dies noch anders. Damals konnte der Verfasser, den ein gütiges Geschick in einer durch große Mannigfaltigkeit der Vogelwelt sich auszeichnenden Gegend unter der Einwirkung trefflicher Lehrer und gleichstrebender Freunde aufwachsen ließ, bald die Eier der einheimischen Vögel durch eigene Sammelthätigkeit vereinigen und diejenigen der meisten übrigen europäischen Vogelarten durch Kauf und Tausch hinzufügen. Und als dieses Ziel erreicht war, ging das wissenschaftliche Streben des Sammlers weiter und zog auch die Vogelwelt der anderen Erdtheile in den Kreis der Sammlung hinein, wobei meist ganz neue Wege eingeschlagen werden mußten. Um sicher bestimmbares Material zu erhalten, mußten mit den Eiern zusammen die Vögel gesammelt werden. Besondere Sammler waren auf ihren Forschungsreisen in den verschiedensten Ländern der Erde z. Th. viele Jahre hindurch thätig, um die Eiersammlung von Riddagshausen zu vervollständigen. So ist diese denn schließlich bis zu einer solchen Größe angewachsen, daß sie mit ihren 3546 bestimmten Arten oder Unterarten nächst derjenigen des Britischen Museums in London der Artenzahl nach als die zweitgrößte der Welt angesehen werden kann.

Der vorliegende Katalog, den der Verfasser „seinem lieben Freunde, Herrn Professor Dr Rudolf Blasius gewidmet" hat, und den die rühmlich bekannte Verlagsbuchhandlung in schöner Ausstattung und in gefälligem Einbande darbietet, giebt nun ein systematisches Verzeichniß der sämmtlichen 3546 Arten. Dabei ist genau die Reihenfolge des in 27 umfangreichen Octav-Bänden veröffentlichten „Catalogue of the Birds in the British Museum" innegehalten und durch eine sinnreiche typographische Einrichtung Vorsorge getroffen, daß bei jeder aufgeführten Art mit Leichtigkeit Band- und Seitenzahl dieses Werkes abgelesen werden kann. Es ergiebt sich hieraus der große Vortheil, daß bei einem Nachschlagen in jenem großen englischen Werke, das mit genauen Beschreibungen, Citaten und Synonymen ausgestattet ist, kein Zweifel darüber bleiben kann, als zu welcher Art gehörend der Verfasser die betreffenden Eier ansieht. Aus diesem Grunde hat der Verf. es nur in einzelnen Fällen für nöthig gehalten, seinerseits zur genaueren Feststellung der Art noch ein oder wenige Synonyme hinzuzufügen. Dem angedeuteten Vortheile steht allerdings auch ein Nachtheil gegenüber, nämlich der, daß die verschiedenen Bände jenes englischen Werkes zu ganz verschiedenen Zeiten innerhalb eines viertel Jahrhunderts (von 1874 bis 1898) und von verschiedenen Autoren nach etwas verschiedenen Gesichtspunkten und Grundsätzen bearbeitet erschienen sind, so daß die Art-Abgrenzung nicht überall gleichwerthig ist. Als Beispiele von einem verhältnißmäßig weiten Umfange des Artbegriffs möchte ich nur № 178: Ninox scutulata *Raffl.*, № 308 Dissemurus paradiseus *L.* und viele Nectariniidae (№ 1109 ff.) anführen. Einige durch Eier vertretene Vogelarten, die erst nach der Veröffentlichung der entsprechenden Bände des englischen Kataloges entdeckt und beschrieben sind, mußten natürlich an passender Stelle zwischengeschoben werden, wie z. B. № 162 Scops obsoleta *Radde*, 179 Ninox odiosa *Scl.*, 576 Merula celaenops *Stejn.*; 590 Erithacus superbus *Koenig* etc.

Was dem Buche einen besonderen Werth verleiht, ist die Hinzufügung kurzer Beschreibungen der Eier der außereuropäischen Vögel, in der Regel mit Angabe der Maße des Längs- und Querdurchmessers. Ueber die europäischen Vogeleier giebt es leicht zugängliche Werke in genügender Zahl; durch die erwähnten Zusätze wird es dem europäischen Oologen möglich, sich auch unter den außereuropäischen Eiern nach Färbung, Zeichnung und Größe einigermaßen zurechtzufinden. Und die vier beigegebenen, im Graphischen Institut zu Wernigerode a. H. ausgeführten Farbentafeln, welche 50 exotische, meist noch gar nicht oder doch bisher nur an schwer zugänglicher Stelle zur Abbildung gelangte Eierformen vortrefflich darstellen, vervollständigen ungemein die Brauchbarkeit des Buches in dem angeführten Sinne.

Was die angewendete Nomenclatur anbetrifft, so schließt sich diese im Allgemeinen eng an den genannten englischen Katalog an; nur sind die dort als Unterarten aufgeführten Formen, die oft sehr gut ternär mit 3 Namen hätten bezeichnet werden können, als vollgültige Arten mit zwei Namen angeführt, wie z. B. № 40 Astur (badius) brevipes, № 61 Buteo (borealis) montanus, № 100 Haliastur (indus) intermedius etc.

Ueberhaupt hat der Verfasser von der augenblicklich sich immer weiter ausbreitenden ternären Benennung der Formen nur ausnahmsweise Gebrauch gemacht, z. B. bei № 711 Troglodytes musculus rex *Berl. et Leverkühn.*

In neuerer Zeit wird nach den allgemeinen Principien der Nomenclatur besonders in deutschen Werken meist der Autorname nicht mehr durch ein Komma von dem Artnamen getrennt gehalten. Der Verfasser ist jedoch hierin der Schreibweise seines englischen Vorbildes gefolgt. Die Einklammerung des Autornamens, die dann einzutreten hat, wenn der Autor die Art zuerst bei einem anderen Gattungsnamen, als dem schließlich angewendeten, beschrieben hat, ist nicht überall nach der allgemein gebilligten Regel vorgenommen, besonders im Anfange. Es sollten z. B. die Autorennamen eingeklammert stehen bei № 3, 4, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 22, 23, 24, 26, 27, 29, 30, 31, 32, 34 ꝛc.

Fabel schließe mit einer Moral. Und noch heute verlangen berühmte Männer, wenn sie über das Drama schreiben, daß es uns Lehren gebe, fragen, ob man etwa aus Hauptmann's Webern lernen solle, daß manche Fabrikanten ungerecht seien und daß aufständische Arbeiter durch Soldaten niedergeschossen würden. Als ob gute Lehren uns so sehr förderten, als ob wir deren nicht schon von Jugend auf und von so vielen Seiten genug empfingen.

Lessing hat in seiner Dramaturgie festgestellt, daß die Tragödie uns weit Bedeutsameres geben soll, hat es in beständig weiter eindringendem Forschen festgestellt, läßt uns an seinem Forschen theilnehmen und bewegt uns ebenso unterhaltend als anregend dazu, selbst über diese Dinge nachzudenken. Nach Aristoteles sagt Lessing, daß die Tragödie uns Furcht und Mitleiden erregen und diese und derartige Empfindungen in uns reinigen soll. Man hatte gegen diese Lehre eingewandt, daß die durch die Tragödie erregte Furcht eine mitleidige Furcht sei, daß sie also schon im Mitleid enthalten sei, daß man sie also nicht besonders zu nennen nöthig habe. Lessing glaubte nun, daß Aristoteles unser Mitleid für den tragischen Helden gefordert, dagegen die Furcht auf uns selbst bezogen wissen wolle, daß wir am Andern nur bemitleiden könnten, was, wenn wir es auf uns selbst bezögen, ein Furchterregendes sei. Diese Furcht für uns sei ein nothwendiger Bestandtheil unseres Mitleids für den Helden und darum mit zu nennen.

Diese Auskunft ist bedenklich. Furcht für uns selbst ist kein ästhetisches Gefühl; denn die ästhetischen Gefühle dürfen nicht selbstsüchtig sein. Und dann — die Nöthe der tragischen Gestalten liegen oft so weit von jedem Unglück entfernt, das uns wahrscheinlicherweise, ja möglicherweise treffen könnte. Wie soll ein Gelehrter fürchten, daß ihn der Sturz Wallenstein's treffe, wie ein Mann, daß er durch Träume, wie Johanna von Orleans', in die Irre geführt werde? Soll etwa eine Tragödie um so wirksamer auf uns sein, je leichter wir uns vorstellen könnten, daß ein ähnliches Geschick auch uns nahen werde? — Endlich aber — erinnern wir uns nur, was wir empfanden, wenn wir eine Tragödie lasen oder dargestellt sahen. Je stärker sie auf uns wirkte, um so weniger blieben wir uns bewußt, was und wer wir waren. Nicht mehr der Lehrer Müller und der Kaufmann Schulze, nicht mehr Madame Schmidt und Fräulein Meyer ließen sich ein Drama vorführen, nein, Mann oder Frau, hochgebildet oder einfach unterrichtet, wir Alle fühlten uns eins mit dem tragischen Helden. Seine Leiden waren unsere Leiden, seine Kräfte wurden für uns angespannt, seine Siege machten unsere Seele in Freude erzittern. Wir theilten die Freiheitssehnsucht mit Maria Stuart und das Entsetzen über die Worte des Geistes mit Hamlet. Geht aber unsere ganze Seele in der der vorgeführten Gestalten auf, so muß sich all unser Empfinden auf die tragischen Personen beziehen, wir werden das Unheil fürchten, was ihnen droht und sie um dessen willen bemitleiden, was sie ereilt hat. Es ist in der That nur ein einziges Gefühl, das uns durch die Tragödie erregt wird, nur eins, das zu erregen die Aufgabe der Tragödie ist, das durch sie besser, als durch irgend eine andere Dichtung angeregt werden kann, und die zwei Namen wurden ihm durch Aristoteles gegeben, weil der Philosoph sagen wollte, daß dieses Gefühl sich verschieden äußert, sobald es sich auf Bevorstehendes und sobald es sich auf Eingetroffenes bezieht

„Die angeregte Furcht und das angeregte Mitleid aber“, läßt Lessing den Aristoteles sagen, „sollen derartige Gefühle in uns reinigen“. Lessing versucht dann eine der Arten aufzuweisen, wie solches Reinigen geschehe. Sowohl zu viel als zu wenig Furcht, zu weiches und zu todtes Mitgefühl müsse beseitigt werden. Der Tollkühne werde durch die Tragödie gedemüthigt, der Feige ermuthigt, der allzu Weichherzige gestärkt, der in Härte Verschlossene empfindlich gemacht. Diese Lehre Lessing's unterliegt jedoch gewichtigen Bedenken. Angesehene neuere Philologen, wie Bernays, Bonitz, Ueberweg stimmen darin überein, daß Aristoteles nicht sage, Furcht, Mitleid und derartige Gefühle sollen gereinigt werden, sondern der griechische Philosoph sage, die bezeichneten Gefühle sollen hinweggeschafft werden. Wie man Heilmittel habe, die in den Körper eingeführt bei ihrem Austritt das Leiden mit fortnehmen, so sollen hier die Gefühle von Furcht und Mitleid hinweggeschafft werden, dadurch daß sie in der Tragödie angeregt wurden.

Ueberweg (Philosophische Bibliothek von Kirchmann Heft 163) denkt sich nun die Sache so: „Das angeregte Gefühl gelangt zum naturgemäßen Ablauf, lebt sich aus und hebt damit das Verlangen, Gefühle gleicher Art zu haben, zeitweilig auf. Dadurch werden wir zeitweilig frei für andere Thätigkeiten“. Ueberweg und seine philologischen Vorgänger scheinen ihre Lehre auf den Umstand zu stützen, daß unsere Kräfte längere Zeit in derselben Weise angespannt, dann eine entgegengesetzte Thätigkeit verlangen. Wer hinter einem grünen, sonnendurchschienenen Vorhange steht, sieht beim Heraustreten die Dinge zuerst alle in rosigen Lichtern, und die Tänzerinnen, wenn sie am Abend leichter Füße bedürfen, tragen Morgens eine Zeit lang Metallschuhe.

Aber wird solche Lehre dem Aristoteles, wird sie der Tragödie gerecht? Wenn es sich nur darum handelt, uns Gefühle der Furcht und des Mitleids zu erregen, sie zu einem Abschluß zu führen und uns dadurch zeitweilig weniger geneigt für solche Gefühle zu machen, bedarf es dafür der tragischen Dichtung? So oft man uns lebhaft erzählt, wie Menschen vom Brande ihres Hauses bedroht, beschädigt wurden, so oft wir die verschiedenen Stufen der todbringenden Krankheit eines geliebten Menschen mit durchleben, so oft wir lesen, wie ein Krieg durch viele Schlachten verlief, auch in all solchen Fällen wird uns Furcht und Mitleid erregt und werden wir, nachdem die Erzählung, das Krankenlager beendet ist, bereit sein, nur andere Gefühle und Gedanken zu hegen. Also hätte die Tragödie keine nur ihr zukommende Wirkung? Das kann doch unmöglich die Ansicht des Aristoteles gewesen sein, des Aristoteles, der die Tragödie als die höchste Dichtung preist, der mit so viel Sorgfalt ihren Bau und den Schmuck, dessen sie bedarf, beschreibt, der so ausführlich erwägt, welche

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 11. 21. Mai **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Zu Lessing's Lehre von der Tragödie.

Von Otto Eggeling.

Wir Braunschweiger erinnern uns gern des hervorragenden Antheils, den unser Land an der letzten Blüthe der deutschen Litteratur genommen hat. Wir freuen uns, daß es unserem Fürstenhause gelang, das „Morgenroth" unserer classischen Dichterzeit heraufzuführen. Mit besonderem Stolze aber gedenken wir daran, daß unser Herzogthum Lessing eine Heimath geworden war, Lessing, dem Helden und Märtyrer des Verstandes.

Die Lehre von den Geisteskräften ist heute unter uns nicht allgemeingültig festgestellt. Es wird nicht überflüssig sein, zu sagen, was wir mit dem Worte „Verstand" bezeichnen.

Unsere Sinne geben uns Farben, Töne, Gefühlseindrücke, unsere Vernunft verarbeitet, was die Sinne gaben, ordnet es, baut damit das Bild einer Welt auf. So sind Sinne und Vernunft die beiden Kräfte, denen wir ursprüngliche Erkenntniß verdanken. Aber wir haben nicht nur Erkenntniß, sondern wir wissen auch, daß wir sie haben. Wir werden uns immer völliger dieses Besitzes bewußt. Und dieses Bewußtwerden geschieht auf zwei Stufen. Wir haben ein gedächtnißmäßiges, ein unwillkürliches Bewußtsein. Da ziehen die Bilder der Dinge ohne unser Zuthun, nach ihrer Verwandtschaft miteinander an unserm Geistesauge vorüber. Wir gedachten eines Mannes, dann stand seine Wohnung vor unserm Erinnern, dann die Gesellschaft in seinem Hause, das Lied, das wir dort gehört, die Sängerin des Liedes, die Farbe ihres Kleides, der Modeladen, in dem wir das Kleid ausgestellt sahen, und so kommt uns eine lange Folge von Bildern, die ungerufen eins das andere verdrängen. Aber wir können in diese Gestalten-Flucht eingreifen, können ein Bild festhalten, es prüfen, es von allen Seiten, unter den mannichfaltigsten Lichtern betrachten. Wie können es mit anderen vergleichen, seinen Werth, seinen Einfluß festzustellen suchen. Mit einem Wort, wir können unser Bewußtsein willkürlich festhalten, willkürlich auf einen Punkt lenken. Dieses mit dem Willen verbundene Bewußtsein ist die zweite Stufe des Bewußtseins. Die Kraft, von der diese Thätigkeit ausgeübt wird, nennen wir Verstand.

Erst der Verstand giebt uns den vollen Besitz unserer Erkenntniß. Erst er macht uns klar, was wir dunkel empfanden, macht uns klar, warum wir die Dinge so betrachtet. Aber der Verstand ist willkürlich, darum kann er irren. Der Sinn täuscht nicht. Der Sinn liefert die empfangenen Eindrücke treu in den Geist; aber der Verstand, der aus dem Empfangenen Schlüsse zieht, ist fehlbar. Er mag ein Einzelnes übersehen, mag ein Einzelnes nicht recht gewerthet haben, da ist dann das ganze Ergebniß falsch, das er herausrechnet. Um so leichter mag er sich irren, je feiner, je verwickelter die Aufgaben sind, die er sich stellt.

Und wer hätte sich feinere gestellt als Lessing, der unsere Glaubenslehren, der die Fragen nach dem Unterschied der Künste und nach ihren Zielen prüfte? Und wer hätte sich feinere stellen dürfen? Wir sehen ihn im Theater, wie er jetzt seinen Sitz im Parterre nimmt, jetzt von ihm aufspringt, wie er bald schweigend im Foyer wandelt, bald ein kurzes Wort mit einem Bekannten tauscht, wie er immer auf der Gedankenjagd ist. Wir hören seine Klage, daß die Bilder, die Erinnerungen sich langsamer, ärmer, schwerfälliger seinem Gedächtniß darbieten, als für einen Dichter zu wünschen wäre. Zu sehr ist er an den verständigen Gebrauch seines Bewußtseins gewöhnt, als daß der unwillkürliche Gedankenlauf überreich hätte bleiben können. Und unvergessen ist uns seine Bitte um immer dauernden Drang zum Forschen auf die Gefahr hin, die Wahrheit niemals ganz zu finden. Wer würde wagen, in Fragen hineinzureden, die von Lessing geprüft wurden, wenn nicht Lessing selbst dazu aufgefordert hätte? War der Riese sich bewußt, daß er mannichfach irrte, so kann vielleicht der Zwerg auf seinen Schultern ein Stückchen weiter sehen.

Es war eine bedeutsame Höhe, auf die uns Lessing in der Erkenntniß der Kunst gestellt hat durch seinen Laokoon, durch seine Hamburger Dramaturgie. Wir möchten lächeln, wenn wir der Lehren gedenken, die man vor 1766 und 1767 namentlich über die Aufgabe der Poesie vortrug. Dürfen wir lächeln? Sind die großen Grundgedanken Lessing's Gemeingut geworden, Gemeingut auch nur derer, die über diese Dinge schreiben? Man war damals zu der Ansicht gelangt, die Dichtung müsse in Erstaunen versetzen und müsse dann eine Moral geben. Am höchsten stände daher die Thierfabel; denn Reden der Thiere rufe Staunen hervor und jede

Fabel schließe mit einer Moral. Und noch heute verlangen berühmte Männer, wenn sie über das Drama schreiben, daß es uns Lehren gebe, fragen, ob man etwa aus Hauptmann's Webern lernen solle, daß manche Fabrikanten ungerecht seien und daß aufständische Arbeiter durch Soldaten niedergeschossen würden. Als ob gute Lehren uns so sehr förderten, als ob wir deren nicht schon von Jugend auf und von so vielen Seiten genug empfingen.

Lessing hat in seiner Dramaturgie festgestellt, daß die Tragödie uns weit Bedeutsameres geben soll, hat es in beständig weiter eindringendem Forschen festgestellt, läßt uns an seinem Forschen theilnehmen und bewegt uns ebenso unterhaltend als anregend dazu, selbst über diese Dinge nachzudenken. Nach Aristoteles sagt Lessing, daß die Tragödie uns Furcht und Mitleiden erregen und diese und derartige Empfindungen in uns reinigen soll. Man hatte gegen diese Lehre eingewandt, daß die durch die Tragödie erregte Furcht eine mitleidige Furcht sei, daß sie also schon im Mitleid enthalten sei, daß man sie also nicht besonders zu nennen nöthig habe. Lessing glaubte nun, daß Aristoteles unser Mitleid für den tragischen Helden gefordert, dagegen die Furcht auf uns selbst bezogen wissen wolle, daß wir am Andern nur bemitleiden könnten, was, wenn wir es auf uns selbst bezögen, ein Furchterregendes sei. Diese Furcht für uns sei ein nothwendiger Bestandtheil unseres Mitleids für den Helden und darum mit zu nennen.

Diese Auskunft ist bedenklich. Furcht für uns selbst ist kein ästhetisches Gefühl; denn die ästhetischen Gefühle dürfen nicht selbstsüchtig sein. Und dann — die Nöthe der tragischen Gestalten liegen oft so weit von jedem Unglück entfernt, das uns wahrscheinlicherweise, ja möglicherweise treffen könnte. Wie soll ein Gelehrter fürchten, daß ihn der Sturz Wallenstein's treffe, wie ein Mann, daß er durch Träume, wie Johanna von Orleans', in die Irre geführt werde? Soll etwa eine Tragödie um so wirksamer auf uns sein, je leichter wir uns vorstellen könnten, daß ein ähnliches Geschick auch uns nahen werde? — Endlich aber — erinnern wir uns nur, was wir empfanden, wenn wir eine Tragödie lasen oder dargestellt sahen. Je stärker sie auf uns wirkte, um so weniger blieben wir uns bewußt, was und wer wir waren. Nicht mehr der Lehrer Müller und der Kaufmann Schulze, nicht mehr Madame Schmidt und Fräulein Meyer ließen sich ein Drama vorführen, nein, Mann oder Frau, hochgebildet oder einfach unterrichtet, wir Alle fühlten uns eins mit dem tragischen Helden. Seine Leiden waren unsere Leiden, seine Kräfte wurden für uns angespannt, seine Siege machten unsere Seele in Freude erzittern. Wir theilten die Freiheitssehnsucht mit Maria Stuart und das Entsetzen über die Worte des Geistes mit Hamlet. Geht aber unsere ganze Seele in der der vorgeführten Gestalten auf, so muß sich all unser Empfinden auf die tragischen Personen beziehen, wir werden das Unheil fürchten, was ihnen droht und sie um dessen willen bemitleiden, was sie erreicht hat. Es ist in der That nur ein einziges Gefühl, das uns durch die Tragödie erregt wird, nur eins, das zu erregen die Aufgabe der Tragödie ist, das durch sie besser, als durch irgend eine andere Dichtung angeregt werden kann, und die zwei Namen wurden ihm durch Aristoteles gegeben, weil der Philosoph sagen wollte, daß dieses Gefühl sich verschieden äußert, sobald es sich auf Bevorstehendes und sobald es sich auf Eingetroffenes bezieht

„Die angeregte Furcht und das angeregte Mitleid aber“, läßt Lessing den Aristoteles sagen, „sollen derartige Gefühle in uns reinigen“. Lessing versucht dann eine der Arten aufzuweisen, wie solches Reinigen geschehe. Sowohl zu viel als zu wenig Furcht, zu weiches und zu todtes Mitgefühl müsse beseitigt werden. Der Tollkühne werde durch die Tragödie gedemüthigt, der Feige ermuthigt, der allzu Weichherzige gestärkt, der in Härte Verschlossene empfindlich gemacht. Diese Lehre Lessing's unterliegt jedoch gewichtigen Bedenken. Angesehene neuere Philologen, wie Bernays, Bonitz, Ueberweg stimmen darin überein, daß Aristoteles nicht sage, Furcht, Mitleid und derartige Gefühle sollen gereinigt werden, sondern der griechische Philosoph sage, die bezeichneten Gefühle sollen hinweggeschafft werden. Wie man Heilmittel habe, die in den Körper eingeführt bei ihrem Austritt das Leiden mit fortnehmen, so sollen hier die Gefühle von Furcht und Mitleid hinweggeschafft werden, dadurch daß sie in der Tragödie angeregt wurden.

Ueberweg (Philosophische Bibliothek von Kirchmann Heft 163) denkt sich nun die Sache so: „Das angeregte Gefühl gelangt zum naturgemäßen Ablauf, lebt sich aus und hebt damit das Verlangen, Gefühle gleicher Art zu haben, zeitweilig auf. Dadurch werden wir zeitweilig frei für andere Thätigkeiten“. Ueberweg und seine philologischen Vorgänger scheinen ihre Lehre auf den Umstand zu stützen, daß unsere Kräfte längere Zeit in derselben Weise angespannt, dann eine entgegengesetzte Thätigkeit verlangen. Wer hinter einem grünen, sonnendurchschienenen Vorhange steht, sieht beim Heraustreten die Dinge zuerst alle in rosigen Lichtern, und die Tänzerinnen, wenn sie am Abend leichter Füße bedürfen, tragen Morgens eine Zeit lang Metallschuhe.

Aber wird solche Lehre dem Aristoteles, wird sie der Tragödie gerecht? Wenn es sich nur darum handelt, uns Gefühle der Furcht und des Mitleids zu erregen, sie zu einem Abschluß zu führen und uns dadurch zeitweilig weniger geneigt für solche Gefühle zu machen, bedarf es dafür der tragischen Dichtung? So oft man uns lebhaft erzählt, wie Menschen vom Brande ihres Hauses bedroht, beschädigt wurden, so oft wir die verschiedenen Stufen der todbringenden Krankheit eines geliebten Menschen mit durchleben, so oft wir lesen, wie ein Krieg durch viele Schlachten verlief, auch in all solchen Fällen wird uns Furcht und Mitleid erregt und werden wir, nachdem die Erzählung, das Krankenlager beendet ist, bereit sein, nur andere Gefühle und Gedanken zu hegen. Also hätte die Tragödie keine nur ihr zukommende Wirkung? Das kann doch unmöglich die Ansicht des Aristoteles gewesen sein, des Aristoteles, der die Tragödie als die höchste Dichtung preist, der mit so viel Sorgfalt ihren Bau und den Schmuck, dessen sie bedarf, beschreibt, der so ausführlich erwägt, welche

Personen und welche Geschicke besonders geeignet seien, in erster Linie das Endziel der Tragödie in uns zu bewirken.

Es sind aber drei Dinge, die von dem griechischen Philosophen hervorgehoben werden. Der tragische Held darf weder ganz gut noch ganz böse sein. Ein Mensch, wie wir Alle, nicht ohne Fehle, nicht ohne Tugenden, muß er einen Fehler begehen, und durch ihn sein Glück in Unglück wenden. Sodann — der Fehler und das Schicksal müssen mit Wahrscheinlichkeit oder mit Nothwendigkeit eintreten, aus dem Charakter des Helden, aus seiner Lage. Und endlich drittens, es soll uns aus der Tragödie eine Lust erblühen.

Nun werden wir im Alltagsleben von einer Menge von Furcht und Mitleidsgefühlen bedrängt, die auf große oder kleine Unfälle sich beziehen, auf Unfälle, von denen wir oder unsere Nächsten wie zufällig betroffen werden könnten. Wir fürchten uns, einen Besuch bei Herrschaften zu machen, die wir noch nicht kennen, fürchten, ein Wort zu sagen, das Anstoß erregte, eine Krankheit zu bekommen, von der man uns erzählt, mit dem Hause zu verbrennen, in dem wir sind, mit unserem Eisenbahnzuge zu verunglücken. Wir bemitleiden das Kind, dem sein Vögelchen gestorben ist, dem sein neues Gewand beschädigt wurde, bemitleiden die Frau, die eine Operation zu bestehen hat, die Arbeiter, die in einem Bergwerke verunglücken. All unsere Lebensfreude wird uns schwach durch solch niederdrückende Gefühle. Aber wie unser Auge in der großen Festschaar nur den triumphirenden Fürsten erblickt, so wird in der Tragödie unsere ganze Theilnahme gewonnen für das eine königliche Leid des Menschen, für das Leid, das seine Schuld ihm heraufgeführt hat, mit Nothwendigkeit heraufgeführt hat. Erzitternd in Furcht und Mitleid um der Fehler willen, die er begehen wird oder begangen hat, um des nothwendigen Leidens willen, das ihm droht, in dem er steht, fühlen wir uns nicht länger bedrückt von der Schaar jener wirren, unverständlichen, zufälligen Leiden, die uns oder unsern Nächsten vielleicht treffen könnten. Und dieses Freiwerden schon von der alltäglichen Noth gebiert uns ein Gefühl der Lust.

Aber wenn wir so unter das größeste Leid gestellt sind, das den Menschen treffen kann, unter das selbst verschuldete, wird denn nicht hierdurch nur stärkere Furcht, tiefer gehendes Mitleid an die Stelle des leichtern gesetzt? Wie werden wir denn von diesen Gefühlen frei? Nun auch die Krankheit, auf ihre Höhe gestiegen, bringt gerade dadurch Gesundheit. Wir erkennen, daß keine Willkür, daß eine heilige Nothwendigkeit über dem Menschenschicksal waltet. Aus seinem Charakter folgen des Menschen Thaten, aber nicht mit Zwang; denn daß er ein solcher Mensch war, bestimmte er sich selbst. So ist auch sein Schicksal seine Wahl und in seinem Untergang trägt und sühnt er seine Schuld. Die Harmonie der Weltordnung, die er zerstört hatte, ist hergestellt. Wir ergeben uns wehmüthig und doch froh in das, was wir mit dem Helden erlebt, und fühlen uns über den Wechsel, das Leid, den Untergang des Menschenlebens verständigt und darum erhoben.

Das ist die Lust, die von der guten Tragödie hervorgebracht wird; wir dürfen uns nur der Stunden erinnern, da wir den König Lear aus der Hand legten, da wir den Wallenstein dargestellt gesehen hatten. Nicht irgend etwas Anderes sollen wir durch die Tragödie erfahren. Wir sollen nicht etwa durch den Clavigo vor Streberthum, durch den Othello vor Eifersucht gewarnt werden, wir sollen nicht lernen aus dem Egmont, daß Leichtherzigkeit, oder aus dem Hamlet, daß Grübeleien gefährlich seien. Dieses und vieles Andere mag uns bei dem Genuß der tragischen Dichtung klar werden oder nicht klar werden, ihre Aufgabe, ihren Werth hat sie nur darin, daß sie uns kräftig erhebt über Furcht und Mitleid.

Lessing selbst hat schon ausgeführt: Es ist nicht nöthig, die Personen der Tragödie aus dem engen Kreise zu nehmen, den Aristoteles geeignet findet. Der aristokratische Grieche urtheilte, daß besonders vornehme, besonders vom Glück erhobene Personen vom tragischen Dichter auszuwählen seien. Ihr Unglück würde uns besonders erschüttern. Ganz begreiflich bei dem Griechen, der glaubte, „daß der Charakter der Frau tiefer stehe und der des Sclaven überhaupt niedrig sei". Aber daß auch der neueste Aesthetiker des Tragischen, Volkel, fordert, der tragische Held muß Größe haben! Lessing hat, wo er Miß Sara Sampson bespricht, schon ganz richtig darauf hingewiesen, daß in bürgerlichen Familien Kämpfe und Untergänge vorkommen können, die uns ebenso stark mit Furcht und Mitleid erfüllen als die Leiden und das Ende eines Generals, eines Königs. In diesem Betracht kommt es ja einzig auf die Frage an, für wen wir Theilnahme empfinden. Und wir müßten unsere Zeitgenossen sehr schlecht verstehen, wenn sie nicht für den Armen so viel Mitgefühl hätten, wie für den Reichen, für den Schwachen wie für den Starken, für den Tiefstehenden wie für den Mächtigen, selbst für den geistig Befangenen so viel wie für den Geistesklaren. Lessing's Worte über das bürgerliche Drama, das er kannte, haben uns schon das Verständniß eröffnet für Dramen aus tieferen Gesellschaftsschichten, die erst nach Lessing kommen sollten, für einen „Fuhrmann Henschel", „Die Weber", „Vor Sonnenaufgang", „Sodoms Ende". Auch wo uns Lessing noch nicht zu den wünschenswerthen Zielen geführt, auf die rechten Wege hat er uns immer geleitet.

Der Brautwocken.

Von Karl Schattenberg.

Der jetzt fast gänzlich in die Ecke gedrückte Spinnwocken — eine Erfindung, die man gemeiniglich dem Meister Jürgen in Watenbüttel zuschreibt [1]) — spielte bis vor einigen Jahrzehnten eine Hauptrolle im ganzen Niedersächsischen Lande und noch weit über seine Grenzen hinaus, soweit eben der Flachsbau reichte. Er hatte das Spinnen mit der Spindel, welches jetzt noch bei den Italienern, Spaniern, bei vielen asiatischen und afrika-

1) Vergl. R. Andree im Br. Mag. 1896, S. 104.

nischen Völkern betrieben wird, vollständig verdrängt. Früher benutzte man den sogenannten „Langswanz", „Spinnekäre" genannt, weil die jungen Burschen und Knaben den Wocken umdrehten und ihn auf seinem Rade in die Spinnstube schoben. Später nahm man den bis zuletzt im Gebrauch gewesenen Hohen-Wocken.

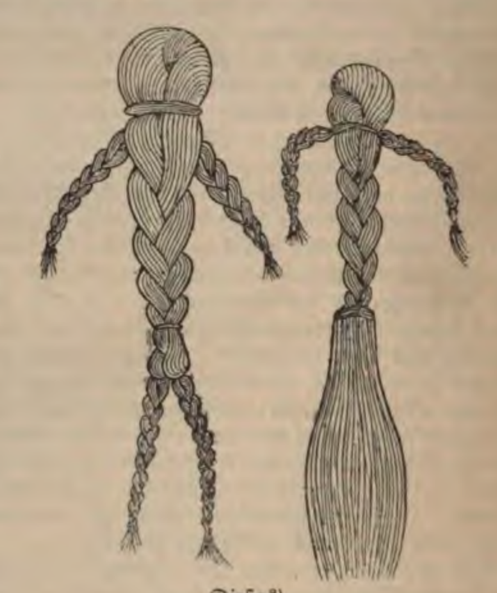
Die Flachsbereitung sowie das Spinnen war saure Arbeit, und mancher Handschlag mußte erst gemacht werden, ehe man das Stück Leinwand in den Koffer legen konnte. Aber der Stolz einer echten Hausfrau bestand darin, daß sie Koffer voll Linnen und Säcke voll Flachs ihr eigen nannte. Doch nicht allein das Bewußtsein, Koffer und Kasten voll des schneeigen Leinens zu besitzen und versorgt zu sein mit dem nöthigen Leinen für sich und die Seinen, auch das harte Muß drängte zum Spinnen.

Viel Baargeld fand man nicht in der Stadt und noch viel weniger auf dem Lande. Da mußte man sich nach einem Tauschmittel umsehen, und hierzu paßte das gesponnene Garn vorzüglich. War etwas beim Kaufmann einzukaufen, so wurden so und so viel Löppe Garn in einen Sack gesteckt und gegen die nöthigen Gegenstände oder Waaren eingetauscht; auch fertige Stiegen Leinwand wurden verkauft, um Geld in die Hand zu bekommen, damit die Steuern und Abgaben bezahlt werden konnten. Wollte man den Verkauf von Garn oder Leinen nicht wissen lassen, so wendete man sich an eine sogenannte „Kungeltrine", die den Verkauf gegen ein kleines Entgeld vermittelte, oder auch die Abnehmerin selber war und die Garnlöppe und Flachsknucken an die herumziehenden Aufkäufer abgab.

„Um das Jahr 1800 war im Lande Braunschweig kein Zweig der Gewerbsthätigkeit so allgemein verbreitet, als das Garnspinnen, jung oder alt, arm oder bemittelt, Landmann oder Städter, alle sind damit beschäftigt. Dieses gesponnene Garn wird entweder gebleicht und zu Haus- oder Kaufleinewand verwebt oder mehr noch als Kaufgarn ausgeführt. Man staunt über die Summen, die dadurch dem Lande gewonnen werden. Garn erhält nicht allein die ganze Industrie, es deckt auch die meisten Einfuhrartikel. Man kann sicher annehmen, daß das Land dafür jährlich ein Capital von 1 700 000 Thaler aus dem Auslande zieht. Der meiste Absatz ist nach Großbritannien und Elberfeld hin". So etwa schreiben Hassel und Bege in ihrer Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg (1802.) I. B. S. 189.

Gründete man einen neuen Hausstand, so durfte ein Wocken und ein dazu gehörender Haspel niemals fehlen. Auf dem „Kästenwagen", der die Aussteuer der Braut in ihr neues Heim brachte, oder auf dem Wagen, der sie und ihre hinbegleitenden Hochzeitsgäste in dasselbe fuhr, prangte ein schön „opeflieter", „opesetteter" Wocken und Haspel. Diesen „Brutwocken" schmückte die „Brutdieße". Th. Voges berichtet in der Harzzeitschrift 19. Jahrg. 1886 S. 432 über die „Brutdieße" von Eyschott, Gr. Denkte und von Hahausen. Von dieser letzteren als der reichsten schreibt er: „Noch reicher wird noch heutzutage die Brutdieße in Hahausen geschmückt. In den Flachs werden ebenfalls Rosinen, Boltjen, Tabackspackete eingethan und wiederum Knocken herum gehängt. Aber zu oberst trägt die Stange ein feines Kindermützchen, auch Wickelbänder, Jäckchen sind da zu sehen. Sogar Eimerchen und anderes Spielzeug fehlen nicht. Den Hauptschmuck aber bildet das lange weiße Taufkleid. Diese prächtige Brautdieße wird am Hochzeitstage an der Tafel der jungen Frau durch den Brautknecht überreicht und dabei ein langes Gedicht gesprochen, in dem es u. A. heißt: „Jeden Dag en Bind, jede Woche en Lopp, jedet Jahr en Kind, bett et veirunttwintig sind". Noch einmal kommt die Brautdieße beim Brautfahren zu Ehren, was in jener Gegend 14 Tage oder gar 3 Wochen nach der Hochzeit veranstaltet wird. Auf dem ersten der Wagen, welche die Aussteuer bringt, sitzt vorn auf einem Sofa zwischen den Brautjungfern die junge Frau und hält die Brautdieße in ihrer Hand. Hahausen 1885".

Die Brautdießen in Eyschott und Gr. Denkte waren mit Bändern geschmückt und man hatte Süßigkeiten unter die Dieße gewickelt.



Dieße [2]).

In der Gegend bei Schöppenstedt am Elm und am Dorm wurden diese Brautdießen wieder ganz anders „opesett". Den Brautwocken schenkte fast ausnahmslos das „Brutmäken" der Braut, so wie sie ihr heutzutage den Kranz und Schleier schenkt. Der Wocken und der dazu gehörende Haspel waren aus Zwetschenbaumholz gedrechselt, sie sahen roth aus, waren polirt und mit Knochen- oder Elfenbeinzierrathen geschmückt. Kinder oder Mädchen benutzten einfache weiße Wocken, von einem rothen Wocken kann man stets annehmen, daß es ein Brautwocken gewesen ist. Am Polterabend fertigten die Frauen und Mädchen, welche als Gäste die Vorfeier der Hochzeit besuchten, die Brautdieße an, aber nur ein

2) Das Cliché zu dieser Abbildung ist uns von Herrn Buchhändler Hellmuth Wollermann freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

Mädchen, welches mit allen Ehren getraut wurde, bekam eine solche Brautdieße. Viele Stunden Arbeit erforderte das Anfertigen. Man nahm den schönsten weißen Flachs, breitete eine feine Dieße und wickelte sie über den „Oberwöckels", den Dießenstock, nun wurden Flechten in allen Stärken, von der dünnsten bis zur stärksten, 3, 4, 5, ja neunsträng, geflochten. Verschiedene Flechten wurden wieder zu einer Flechte vereinigt. Ja das größte Lob bekam diejenige, die Kunstflechten zu Stande brachte. Man findet die schönsten Verschlingungen und Knüpfungen bei den Flechten. Ferner wurden kleine, zierliche Knucken gedreht und zuletzt „lüttche Jungens un Mäkens" geflochten. Flechten und Knucken wurden auf rothe Bänder gezogen und in zwei Strängen um die mit schönem Wockenblatt und Band geschmückte Dieße gehängt. Die „lüttchen Jungens un Mäkens" wurden mittelst eines Fadens auf den Zierrath gebunden. „Mehr wie teine dorf'tent aber nich sien, süs konnet einer öbbel nemen". Solche Dieße sieht sehr reich geziert aus. Bunte Blumen-Dutzen von gemachten Blumen wurden an Dieße und Wocken gedreht. Ab und an soll auch Kinderspielzeug in die Dieße gelegt seien, und wenn dann die junge Frau die Brautdieße abgesponnen habe, sei jedesmal ein Gelächter entstanden, wenn unvermuthet ein Stück davon ihr in den Schooß gefallen sei. Bei den „lüttchen Mäkens un Jungens" wurde auch manchmal ein Krüppel mit fabricirt und an die Dieße gehängt. Der Aberglauben meinte, dann wäre dem Unglück vorgebeugt, der Krüppel hinge an der Dieße und würde nicht in der Ehe kommen.

Den Knucken und Zöpfen legte man auch noch eine besondere Deutung unter, nämlich: Wenn die junge Frau fleißig spänne, so würde sie viele Knucken als Lohn der Arbeit in ihrem Leben erhalten; dann würde sich der Fleiß als ihr Schmuck daran schließen, der in Gestalt von Zöpfen an der Dieße hinge, und Gott würde ihr auch seinen Segen geben in ihrer Ehe; da aber Kinder der größte Segen sei, so wünsche man ihr so viele Kinder wie „lüttche Jungens un Mäkens" am Wocken hingen.

Die Dieße wurde möglichst lang gewickelt, denn ein alter Spinnstubenvers heißt:

„Lang un snar
Dat klêd rar
Kort und dicke
Hat kein Geschicke".

An dem Brautwocken durfte keine Radschnur sitzen, sondern man ließ über das Rad nur ein schmales rothes seidenes Band laufen, die Radschnur mußte sich die junge Frau dann selber drum machen. Wäre eine Radschnur auf dem Wocken, so würde später die junge Frau mit dem Brautmädchen „op gespannten Faute lêben!"

Die Flechten und Knucken wurden sehr sorgsam aufgehoben, nicht allein als Andenken, sondern auch als Heilmittel gegen das hier herrschende kalte Fieber. Hatte Jemand unter einem Fieberanfalle zu leiden, so mußte stillschweigend ein Zöpfchen oder ein Stück Knucke auf dem Seitofen verbrannt werden, die Asche davon dem Patienten eingegeben werden, und — das Fieber war für diesmal gebannt.

Spruch beim Uebergeben des Brautwockens, gesagt vom Brautmädchen:

„Einen schönen guten Abend!
Ich schenke der Jungfer Braut einen Spinnewocken,
Da kann sie einen langen Faden auf zocken.
Daran sitzt ein rundes Rädchen,
Die Braut ist gewesen ein fleißiges Mädchen!
Daran sitzt auch eine Flucht,
Ich wünsche der Jungfer Braut eine gute Kinderzucht!
Daran sitzt auch ein Knecht,
Was die junge Frau thut, sei dem Mann auch recht!
Daran sitzen auch drei Bein',
Man bittet, die Schwiegereltern werden auch gut mit sie sein!
Daran sitzen auch Schrauben,
Bleibet Beide fest im Glauben,
Euch zu lieben bis in den Tod,
Dann hat's keine Noth.
Daran sitzet auch eine eiserne Spillen,
Gott möge Eure Wünsche Euch erfüllen!
Hinten dran sitzt auch noch ein Schwengel,
Man wünscht: Ihr lebt wie die Engel!
Darauf steckt auch eine dicke Deiße,
Nun arbeitet Beide mit rechtem Fleiße!
Dann kann man mit Haspeln und Spinnen
Viel Liebe gewinnen!
Amen!"

Spruchweisheit auf Wockenblättern.

Von Otto Schütte.

Ein Wockenblatt ist nur ein bunt beklebtes Stück Pappe, mit Blumen verziert und oftmals mit einem Spruche versehen. Aber trotz seines geringen Werthes hielt man es doch theuer, denn es war häufig ein Geschenk von lieben Verwandten oder Bekannten und erinnerte die Besitzerin an die Kindheit oder gar, wenn es an einem Brautwocken saß, an „des Lebens schönste Feier". So manches Mütterchen holte mir aus seinem Koffer die Wockenblätter hervor, sorgsam aufgewickelt und zusammengeschnürt, daß sie keinen Schaden litten, und schnell brachte es die Blätter wieder an ihren Ort. Zu vergleichen sind sie Stammbuchblättern, die Jemandem von treuen Freunden verehrt sind. Und manchmal ist ja auch das Wockenblatt mit dem Namen der Stifterin versehen, also auf unmittelbare Bestellung gefertigt. Eins dieser Art habe ich freilich nur gesehen, es stand darauf gedruckt:

Spinne den Faden lang und fein,
Rieke Bohnhorst aus Adersheim.

Die Mahnung zum feinen Spinnen wie zum Fleiße findet man oft darauf, meistens zugleich mit einer Warnung oder einem schönen Versprechen verknüpft:

Spinne, Mädchen, ja hübsch fein,
Sonst wird die Mutter böse sein.

Spinne, Mädchen,
Feine Fädchen.

Mit eigener Hand
Im Spinnen gewandt,
Da kommen die Burschen zu Dutzen[1]) gerannt.

Wenn du fleißig spinnst,
Dich der Bräutigam lieb gewinnt.

Fleißig, Mädchen,
Beim Rädchen.

Mäken, spinn hille,
Denn krigste wat op de Tülle (= Rolle).

Vivat,
Wer en Lop vull hat.

Spinne, Mäken, spinne,
Dat Himme, dat is dünne,
Un de Rock krigt ok en Lock,
Spinne, Mäken, spinne doch.

Spinnt, Mäken, spinnt
Alle Dage en Bind,
Alle Dage en dicken Lop,
Dat gift wat in den Kaffeepot.

Manche haben denselben Inhalt wie die Stammbuchverse und auch dieselbe Form:

Sei glücklich.

Sei froh.

Immer heiter,
Gott hilft weiter.

Wie Immergrün
Soll unsre Freundschaft blühn.

Glück sei dein Los.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit.

Gedenke mein!

Gott schütze dich.

Mädchen, sei dem Veilchen gleich
An Demuth und Bescheidenheit.

Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht.

(Bei diesem Spruche sind die Blumen meistens gemalt und nur die drei Worte „wandle auf“ und „und“ gedruckt).

Damit auch der Humor nicht fehle, stand auf einem Blatte:

Wandle auf Rosen und stolpere nicht.

Viele weisen auch auf ein Geschenk von liebender Hand hin oder enthalten Versicherungen treuer Liebe, Bitte um Erhörung oder Bewahrung der Treue, auch Wünsche für die Liebenden und Gedanken, die man aus der Betrachtung besonders des Liebeslebens gewonnen hat:

Aus Dankbarkeit und Liebe.

Liebend gedenk' ich dein.

Dein auf ewig, denn du bist meine erste Liebe.

Mein und dein Herz lieben sich beide.

O sage mir das Wort, das eine,
Damit es immer uns vereine.

Die Lieb' und Treue
Uns ewig erfreue.

[1]) = Dutzenden.

O daß sie ewig grünend (so!) bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe.

Es lebe Braut und Bräutigam.

Es lebe der Bräutigam, es lebe die Braut.

Liebe ist das Beste hier auf Erden.

Die ganze Welt
Sucht Lieb' und Geld.

Wohl und Wehe ist in verliebten Herzen.

Unter Blumen und Rosen
Läßt sich gut kosen.

Einen Kuß in Ehren
Kann Niemand verwehren.

Die Männer gleichen dem April,
Bald stürmen sie, bald sind sie still.

Wo Lieb' und Fried' im Haus regiert,
Da ist das ganze Haus geziert.

Daß die zuletzt angeführten Sprüche und auch die, welche den Stammbuchversen gleichen, wohl am jüngsten sind, ersieht man aus der Sprache, denn sie sind alle hochdeutsch. Einer ist Hölty, ein anderer Schiller's Glocke entlehnt.

Bücherschau.

Leonhard Lemmens, Niedersächsische Franziskanerklöster im Mittelalter. Beitrag zur Kirchen- und Culturgeschichte. Hildesheim, A. Lax 1896. 78 S. 8° 2 M.

Die Anzeige dieses gediegenen Schriftchens, das dem Bischofe vom Hildesheim zu seinem Jubiläum gewidmet ist, kommt zwar etwas spät, aber dasselbe greift in die Geschichte unserer engeren Heimath doch zu sehr ein, als daß es hier ganz übergangen werden dürfte.

Die Schrift zerfällt in fünf Kapitel. Das erste (S. 1 bis 13) ist „Gründung und Bau der Klöster“ überschrieben. Die Franziskaner wurden direct vom Gründer, dem hl. Franziskus, nach Deutschland geschickt; Bruder Johannes kam mit 10 Begleitern nach Hildesheim, welche noch im Jahre der Ankunft auf die Hauptstädte Niedersachsens Hildesheim, Braunschweig, Goslar, Magdeburg und Halberstadt vertheilt wurden. Lemmens stellt an der Hand der Quellen dann fest, wann die Niederlassungen zu Hildesheim, Braunschweig, Goslar, Lüneburg, Stade, Hannover, Göttingen entstanden sind. Da die Franziskaner arm waren und zwar nicht blos persönlich, sondern auch als Corporation, so wurde die Niederlassung von Franziskanern nicht wie bei den Benedictinern mit dem Bau eines Klosters begonnen, sondern die zugezogenen Franziskaner suchten da gastliche Aufnahme, wo ihnen solche zu Theil wurde, verließen auch wohl eine Stadt wieder, wenn sie keinen Unterhalt mehr fanden. So sind Niederlassung und Klosterbau bei den Franziskanern verschiedene Dinge. Daher schwanken auch die Jahreszahlen in den Quellen; z. B.: in Braunschweig soll noch Br. Jordan die Gründung der Franziskanerniederlassung ins Jahr 1223 fallen, Botho setzt sie acht Jahre früher an, ebenso Rethmeier, welcher auf 1215 den Beginn des Kloster-

baues, 1216 die Ankunft der Franziskaner aus Frankreich festsetzt. So schwanken die Zahlen bei allen Klöstern. Die Niederlassungen in Braunschweig, Hildesheim, Goslar, Stade und Lüneburg sind ziemlich gleichzeitig, ca. 1223, erfolgt, gegen Ende des 13. Jahrhunderts entsteht Hannover, im Anfange des 14. Jahrh. Göttingen. Celle, Winsen, Gandersheim, Osterode entstanden alsdann gegen Ende des 15. Jahrhunderts. — Das 2. Kapitel (S. 13 bis 25) behandelt das Ordensleben in den Klöstern und giebt eine äußerst interessante Schilderung der schweren Prüfungen, welche der Orden zu erdulden hatte und welche die Ordenszucht lockerten, so daß der Unterschied zwischen den Observanten — strenger Richtung — und den Conventualen — laxer Richtung — sich bildete. Sechs Klöster unseres Bezirkes gehörten der Observanz an. Das 3. Kapitel (S. 25 bis 33) berichtet über die seelsorgerische Thätigkeit unserer Klöster. Verschiedene bedeutende Prediger haben dieselben hervorgebracht, welche im Einzelnen näher behandelt werden. Das 4. Kapitel (S. 34 bis 41), welches die wissenschaftlichen Arbeiten behandelt, zeigt uns, daß auch in unseren norddeutschen Franziskanerklöstern die theologischen und philosophischen Studien blüheten. „Es sind gegen 50 größere und kleinere Schriften bekannt, welche von Franziskanern unseres Gebietes verfaßt wurden, weitaus die meisten gehören dem ausgehenden Mittelalter an. Wir sind nun weit entfernt, in jeder derselben eine Leistung ersten Ranges zu sehen, wohl aber sehen wir mit Paulsen in denselben ein Zeichen wissenschaftlichen Strebens, welches die Klöster jener Zeit erfüllte“ (S. 35). Die Studienordnung der Franziskaner und besonders hervorragende Männer nebst ihren wissenschaftlichen Leistungen werden ausführlicher besprochen. Auch auf dem Gebiete der Chemie, Arzneikunde und Kunst waren die Franziskaner wohl zu Hause. Manche Leser werden überrascht sein, wenn sie die Einzelheiten bei Lemmens durchlesen. Das längste Kapitel ist das fünfte und letzte: „Die Klöster in der Zeit der sog. Reformation“ (S. 41 bis 78). „Die Franziskanerklöster unseres Gebietes befanden sich damals in einem guten Zustande“ (S. 41). Die Hergänge in den einzelnen Klöstern, welche alle der Reformation zum Opfer fielen, werden im Einzelnen geschildert. — Die Darstellung Lemmens' beruht ausschließlich auf gründlichen Studien, nicht blos der älteren und neueren Litteratur, sondern namentlich der handschriftlichen Schätze, welche die Archive und Bibliotheken zu Wolfenbüttel, Braunschweig, Hannover, Hildesheim, Lüneburg ꝛc. boten. Wir haben in dem kleinen Schriftchen die Resultate langjähriger und gründlicher Arbeit. Möge auch dieser Umstand ihre nachträgliche Besprechung und Empfehlung rechtfertigen.

Dr K. Grube.

Emil Freiherr von Orgies-Rutenberg, Geschichte der von Rutenberg und von Orgies gen. Rutenberg. Als Manuscript gedruckt. Doblen, 1899. 356 S. 8⁰ und 2 Stammtafeln.

Das Buch hat für unsere Gegend ein großes Interesse. Denn die von Rutenberg haben im Braunschweigischen, speciell im Stifte Hildesheim von dem Orte Rautenberg, nordöstlich der Stadt Hildesheim gelegen, ihren Ursprung genommen. Sie gingen von den Bischöfen von Hildesheim und Minden, dem Stifte Gandersheim, den Herzögen zu Braunschweig und Lüneburg, den Grafen von Hallermund, von Wernigerode u. A. zu Lehen; Gut Rethmar war ihr Allodialbesitz. Die Familie erlischt bei uns am 11. Februar 1647 im Mannsstamme mit Barthold v. Rutenberg, Braunschweig-Lüneburgischem Statthalter; seine Tochter Agnes, die den sächsischen Geheimrath Gebhard v. Alvensleben heirathete und am 28. November 1685 verstarb, ist die Letzte, die hier den Namen Rutenberg geführt hat. Wann und durch wen die Familie aus Niedersachsen nach Livland verpflanzt ist, läßt sich nicht nachweisen. Der Name erscheint hier im Beginne des 15. Jahrhunderts, in einigen Fällen allein, sonst in Verbindung mit dem Namen Orgies. Dieser selbst begegnet schon im Beginne des 14. Jahrhunderts. Die Stammeseinheit der von Orgies und der von Rutenberg ist mit urkundlichen Zeugnissen nicht zu belegen, wird aber mit triftigen Gründen sehr wahrscheinlich gemacht. Von Livland nach Kurland zieht 1600 zuerst Philipp von Orgies gen. Rutenberg. Zur Zeit blühen zwei Zweige der Familie (davon einer erst seit 1890) in Rußland, je einer in Kurland und in Deutschland.

Durch Senatukas' vom 30. März 1831 ist ihr der Baronstitel, unterm 3. April 1862 der Freiherrntitel zugesprochen. Der Verfasser sieht darin nur eine „Anerkennung oder Bestätigung“, „da die Führung des Freiherrntitels ein historisches Recht des aus dem deutschen Uradel hervorgegangenen Geschlechts ist“. Letzteres möchte Referent doch noch in Zweifel ziehen.

Nach einem kurzen Ueberblicke über die allgemeine Geschichte der Familie und einer Abhandlung über das Wappen, bei der leider jede Abbildung fehlt, folgt die Genealogie des Geschlechtes, die in zwei Theile sich gliedert: die v. Rutenberg in ihrer Stammesheimath (S. 33—179) und die v. Orgies gen. Rutenberg in Liv-, Est- und Kurland u. s. w. (S. 181—336). Die Anlage ist sehr zweckmäßig. Jeder Familienangehörige wird einzeln behandelt und ist unter einer besonderen Nummer durch die beiden großen beigegebenen Stammbäume leicht aufzufinden. Es ist eine bunte Reihe von Personen, die hier „an unserem geistigen Auge vorüberziehen: Ritter und Knappen, Domherren und Diakone, Ordens-Stiftsvögte und Landdroste, Probst und Aebtissinnen, Herrmeister und Bischof, Mönche und Ordensconventualinnen, Officiere verschiedener Herren Länder, Staats- und Landesbeamte, Vertreter der medicinischen Wissenschaft, Schriftsteller, Journalisten und Dichter“. Mit großem Fleiße, mit offenbarer Lust und Liebe sind von den verschiedensten Seiten die Nachrichten zusammengesucht und zusammengestellt. Das Ergebniß der Arbeit verdient um so größere Anerkennung, da sie die „eines Laien ist, dem keinerlei fachmännischer Rath bei Abfassung der Arbeit zur Seite gestanden“. Dieses bleibt im Interesse der Sache doch zu bedauern. Manche Versehen wären dann wohl vermieden worden. So ist z. B. die 3. Generation auf der Stammtafel der Braunschweigischen Rutenberg's mindestens zweifelhaft. Jo-

Mädchen, welches mit allen Ehren getraut wurde, bekam eine solche Brautdieße. Viele Stunden Arbeit erforderte das Anfertigen. Man nahm den schönsten weißen Flachs, breitete eine feine Dieße und wickelte sie über den „Oberwöckels“, den Dießenstock, nun wurden Flechten in allen Stärken, von der dünnsten bis zur stärksten, 3, 4, 5, ja neunsträngig, geflochten. Verschiedene Flechten wurden wieder zu einer Flechte vereinigt. Ja das größte Lob bekam diejenige, die Kunstflechten zu Stande brachte. Man findet die schönsten Verschlingungen und Knüpfungen bei den Flechten. Ferner wurden kleine, zierliche Knucken gedreht und zuletzt „lüttche Jungens un Mäkens“ geflochten. Flechten und Knucken wurden auf rothe Bänder gezogen und in zwei Strängen um die mit schönem Wockenblatt und Band geschmückte Dieße gehängt. Die „lüttchen Jungens un Mäkens“ wurden mittelst eines Fadens auf den Zierrath gebunden. „Mehr wie teine dorf'tent aber nich sien, süs konnet einer öbbel nemen“. Solche Dieße sieht sehr reich geziert aus. Bunte Blumen-Dutzen von gemachten Blumen wurden an Dieße und Wocken gebreht. Ab und an soll auch Kinderspielzeug in die Dieße gelegt seien, und wenn dann die junge Frau die Brautdieße abgesponnen habe, sei jedesmal ein Gelächter entstanden, wenn unvermuthet ein Stück davon ihr in den Schooß gefallen sei. Bei den „lüttchen Mäkens un Jungens“ wurde auch manchmal ein Krüppel mit fabricirt und an die Dieße gehängt. Der Aberglauben meinte, dann wäre dem Unglück vorgebeugt, der Krüppel hinge an der Dieße und würde nicht in der Ehe kommen.

Den Knucken und Zöpfen legte man auch noch eine besondere Deutung unter, nämlich: Wenn die junge Frau fleißig spänne, so würde sie viele Knucken als Lohn der Arbeit in ihrem Leben erhalten; dann würde sich der Fleiß als ihr Schmuck daran schließen, der in Gestalt von Zöpfen an der Dieße hinge, und Gott würde ihr auch seinen Segen geben in ihrer Ehe; da aber Kinder der größte Segen sei, so wünsche man ihr so viele Kinder wie „lüttche Jungens un Mäkens“ am Wocken hingen.

Die Dieße wurde möglichst lang gewickelt, denn ein alter Spinnstubenvers heißt:

„Lang un snar
Dat klèd rar
Kort und dicke
Hat kein Geschicke“.

An dem Brautwocken durfte keine Radschnur sitzen, sondern man ließ über das Rad nur ein schmales rothes seidenes Band laufen, die Radschnur mußte sich die junge Frau dann selber drum machen. Wäre eine Radschnur auf dem Wocken, so würde später die junge Frau mit dem Brautmädchen „op gespannten Faute lèben!“

Die Flechten und Knucken wurden sehr sorgsam aufgehoben, nicht allein als Andenken, sondern auch als Heilmittel gegen das hier herrschende kalte Fieber. Hatte Jemand unter einem Fieberanfalle zu leiden, so mußte stillschweigend ein Zöpfchen oder ein Stück Knucke auf dem Seitofen verbrannt werden, die Asche davon dem Patienten eingegeben werden, und — das Fieber war für diesmal gebannt.

Spruch beim Uebergeben des Brautwockens, gesagt vom Brautmädchen:

„Einen schönen guten Abend!
Ich schenke der Jungfer Braut einen Spinnewocken,
Da kann sie einen langen Faden auf zocken.
Daran sitzt ein rundes Rädchen,
Die Braut ist gewesen ein fleißiges Mädchen!
Daran sitzt auch eine Flucht,
Ich wünsche der Jungfer Braut eine gute Kinderzucht!
Daran sitzt auch ein Knecht,
Was die junge Frau thut, sei dem Mann auch recht!
Daran sitzen auch drei Bein',
Man bittet, die Schwiegereltern werden auch gut mit sie sein!
Daran sitzen auch Schrauben,
Bleibet Beide fest im Glauben,
Euch zu lieben bis in den Tod,
Dann hat's keine Noth.
Daran sitzet auch eine eiserne Spillen,
Gott möge Eure Wünsche Euch erfüllen!
Hinten dran sitzt auch noch ein Schwengel,
Man wünscht: Ihr lebt wie die Engel!
Darauf steckt auch eine dicke Deiße,
Nun arbeitet Beide mit rechtem Fleiße!
Dann kann man mit Haspeln und Spinnen
Viel Liebe gewinnen!
Amen!“

Spruchweisheit auf Wockenblättern.

Von Otto Schütte.

Ein Wockenblatt ist nur ein bunt beklebtes Stück Pappe, mit Blumen verziert und oftmals mit einem Spruche versehen. Aber trotz seines geringen Werthes hielt man es doch theuer, denn es war häufig ein Geschenk von lieben Verwandten oder Bekannten und erinnerte die Besitzerin an die Kindheit oder gar, wenn es an einem Brautwocken saß, an „des Lebens schönste Feier“. So manches Mütterchen holte mir aus seinem Koffer die Wockenblätter hervor, sorgsam aufgewickelt und zusammengeschnürt, daß sie keinen Schaden litten, und schnell brachte es die Blätter wieder an ihren Ort. Zu vergleichen sind sie Stammbuchblättern, die Jemandem von treuen Freunden verehrt sind. Und manchmal ist ja auch das Wockenblatt mit dem Namen der Stifterin versehen, also auf unmittelbare Bestellung gefertigt. Eins dieser Art habe ich freilich nur gesehen, es stand darauf gedruckt:

Spinne den Faden lang und fein,
Rieke Bohnhorst aus Abersheim.

Die Mahnung zum feinen Spinnen wie zum Fleiße findet man oft darauf, meistens zugleich mit einer Warnung oder einem schönen Versprechen verknüpft:

Spinne, Mädchen, ja hübsch fein,
Sonst wird die Mutter böse sein.

Spinne, Mädchen,
Feine Fädchen.

[illegible] längsten
[illegible] und alle
[illegible] Zeiller's

[illegible]

[illegible]

[illegible] Es sind Stiftungsbriefe und
[illegible] den Schenkungen verwandte Dinge.
[illegible] und die Inschriften in der [illegible]
[illegible] St. [illegible]
[illegible] Klostergründung ins Jahr 1228
[illegible] dem Jahre früher an, [illegible]
[illegible] welcher auf 1225 den Beginn des Kloster-

baues, 1216 die Ankunft der Franziskaner aus Frankreich festsetzt. So schwanken die Zahlen bei allen Klöstern. Die Niederlassungen in Braunschweig, Hildesheim, Goslar, Stade und Lüneburg sind ziemlich gleichzeitig, ca. 1223, erfolgt, gegen Ende des 13. Jahrhunderts entsteht Hannover, im Anfange des 14. Jahrh. Göttingen. Celle, Winsen, Gandersheim, Osterode entstanden alsdann gegen Ende des 15. Jahrhunderts. — Das 2. Kapitel (S. 13 bis 25) behandelt das Ordensleben in den Klöstern und giebt eine äußerst interessante Schilderung der schweren Prüfungen, welche der Orden zu erdulden hatte und welche die Ordenszucht lockerten, so daß der Unterschied zwischen den Observanten — strenger Richtung — und den Conventualen — laxer Richtung — sich bildete. Sechs Klöster unseres Bezirkes gehörten der Observanz an. Das 3. Kapitel (S. 25 bis 33) berichtet über die seelsorgerische Thätigkeit unserer Klöster. Verschiedene bedeutende Prediger haben dieselben hervorgebracht, welche im Einzelnen näher behandelt werden. Das 4. Kapitel (S. 34 bis 41), welches die wissenschaftlichen Arbeiten behandelt, zeigt uns, daß auch in unseren norddeutschen Franziskanerklöstern die theologischen und philosophischen Studien blüheten. „Es sind gegen 50 größere und kleinere Schriften bekannt, welche von Franziskanern unseres Gebietes verfaßt wurden, weitaus die meisten gehören dem ausgehenden Mittelalter an. Wir sind nun weit entfernt, in jeder derselben eine Leistung ersten Ranges zu sehen, wohl aber sehen wir mit Paulsen in denselben ein Zeichen wissenschaftlichen Strebens, welches die Klöster jener Zeit erfüllte" (S. 35). Die Studienordnung der Franziskaner und besonders hervorragende Männer nebst ihren wissenschaftlichen Leistungen werden ausführlicher besprochen. Auch auf dem Gebiete der Chemie, Arzneikunde und Kunst waren die Franziskaner wohl zu Hause. Manche Leser werden überrascht sein, wenn sie die Einzelheiten bei Lemmens durchlesen Das längste Kapitel ist das fünfte und letzte: „Die Klöster in der Zeit der sog. Reformation" (S. 41 bis 78). „Die Franziskanerklöster unseres Gebietes befanden sich damals in einem guten Zustande" (S. 41). Die Hergänge in den einzelnen Klöstern, welche alle der Reformation zum Opfer fielen, werden im Einzelnen geschildert. — Die Darstellung Lemmens' beruht ausschließlich auf gründlichen Studien, nicht blos der älteren und neueren Litteratur, sondern namentlich der handschriftlichen Schätze, welche die Archive und Bibliotheken zu Wolfenbüttel, Braunschweig, Hannover, Hildesheim, Lüneburg 2c. boten. Wir haben in dem kleinen Schriftchen die Resultate langjähriger und gründlicher Arbeit. Möge auch dieser Umstand ihre nachträgliche Besprechung und Empfehlung rechtfertigen.

Dr K. Grube.

Emil Freiherr von Orgies-Rutenberg, Geschichte der von Rutenberg und von Orgies gen. Rutenberg. Als Manuscript gedruckt. Doblen, 1899. 356 S. 8° und 2 Stammtafeln.

Das Buch hat für unsere Gegend ein großes Interesse. Denn die von Rutenberg haben im Braunschweigischen, speciell im Stifte Hildesheim von dem Orte Rautenberg, nordöstlich der Stadt Hildesheim gelegen, ihren Ursprung genommen. Sie gingen von den Bischöfen von Hildesheim und Minden, dem Stifte Gandersheim, den Herzögen zu Braunschweig und Lüneburg, den Grafen von Hallermund, von Wernigerode u. A. zu Lehen; Gut Rethmar war ihr Allodialbesitz. Die Familie erlischt bei uns am 11. Februar 1647 im Mannsstamme mit Barthold v. Rutenberg, Braunschweig-Lüneburgischem Statthalter; seine Tochter Agnes, die den sächsischen Geheimrath Gebhard v. Alvensleben heirathete und am 28. November 1685 verstarb, ist die Letzte, die hier den Namen Rutenberg geführt hat. Wann und durch wen die Familie aus Niedersachsen nach Livland verpflanzt ist, läßt sich nicht nachweisen. Der Name erscheint hier im Beginne des 15. Jahrhunderts, in einigen Fällen allein, sonst in Verbindung mit dem Namen Orgies. Dieser selbst begegnet schon im Beginne des 14. Jahrhunderts. Die Stammeseinheit der von Orgies und der von Rutenberg ist mit urkundlichen Zeugnissen nicht zu belegen, wird aber mit triftigen Gründen sehr wahrscheinlich gemacht. Von Livland nach Kurland zieht 1600 zuerst Philipp von Orgies gen. Rutenberg. Zur Zeit blühen zwei Zweige der Familie (davon einer erst seit 1890) in Rußland, je einer in Kurland und in Deutschland.

Durch Senatukas' vom 30. März 1831 ist ihr der Baronstitel, unterm 3. April 1862 der Freiherrntitel zugesprochen. Der Verfasser sieht darin nur eine „Anerkennung oder Bestätigung", „da die Führung des Freiherrntitels ein historisches Recht des aus dem deutschen Uradel hervorgegangenen Geschlechts ist". Letzteres möchte Referent doch noch in Zweifel ziehen.

Nach einem kurzen Ueberblicke über die allgemeine Geschichte der Familie und einer Abhandlung über das Wappen, bei der leider jede Abbildung fehlt, folgt die Genealogie des Geschlechtes, die in zwei Theile sich gliedert: die v. Rutenberg in ihrer Stammesheimath (S. 33—179) und die v. Orgies gen. Rutenberg in Liv-, Est- und Kurland u. s. w. (S. 181—336). Die Anlage ist sehr zweckmäßig. Jeder Familienangehörige wird einzeln behandelt und ist unter einer besonderen Nummer durch die beiden großen beigegebenen Stammbäume leicht aufzufinden. Es ist eine bunte Reihe von Personen, die hier „an unserem geistigen Auge vorüberziehen: Ritter und Knappen, Domherren und Diakone, Ordens-Stiftsvögte und Landdroste, Probst und Aebtissinnen, Herrmeister und Bischof, Mönche und Ordensconventualinnen, Officiere verschiedener Herren Länder, Staats- und Landesbeamte, Vertreter der medicinischen Wissenschaft, Schriftsteller, Journalisten und Dichter". Mit großem Fleiße, mit offenbarer Lust und Liebe sind von den verschiedensten Seiten die Nachrichten zusammengesucht und zusammengestellt. Das Ergebniß der Arbeit verdient um so größere Anerkennung, da sie die „eines Laien ist, dem keinerlei fachmännischer Rath bei Abfassung der Arbeit zur Seite gestanden". Dieses bleibt im Interesse der Sache doch zu bedauern. Manche Versehen wären dann wohl vermieden worden. So ist z. B. die 3. Generation auf der Stammtafel der Braunschweigischen Rutenberg's mindestens zweifelhaft. Jo-

[illegible] wird auf [illegible] (Valent[illegible] [illegible] Denn [illegible]

[illegible] Die Nach- [illegible] hätten [illegible] (1897) S. 22 [illegible] angeführt werden. [illegible] ist hier nicht [illegible] keinen Eintrag der [illegible] des Buches, „für die [illegible] Generationen Interesse für [illegible] Erfüllung dieses Wunsches vor [illegible] verdienter Sohn sein! P. Z.

[illegible] Villers. Sein Leben und seine [illegible] Frankreich. Mit Villers' Lettre [illegible] l'abus des grammaires [illegible] sur la meilleure [illegible] Leipzig, Dieterich [illegible] VIII u. 98 S. 8°. 2 M.

[illegible] Leben und Wirken wird uns hier in [illegible] geführt: ein geborener Franzose, der [illegible] als überzeugungstreuer Monarchist den Militär- [illegible] Heimath verläßt und dann in Deutsch- [illegible] Wissenschaft und Litteratur, in deutsche [illegible] deutschen Geist sich so völlig hineinlebt, daß er [illegible] später sich in Paris fremd vorkommt. „Je [illegible]", schreibt er am 7. December 1801 „bei [illegible] nach Deutschland, „du pays du charla- [illegible] romettant le [illegible] de la loyauté et de la véritable [illegible] Er hält es in edler Begeisterung für seine [illegible] Landsleuten einen richtigen Begriff [illegible] der Höhe der deutschen Bildung [illegible] nach Kräften zu vermitteln; er [illegible] daß dereinst der deutsche [illegible] den Sieg davon tragen [illegible] bewahrt er nicht nur, sondern [illegible] Zeit der glänzendsten Erfolge [illegible] im November 1806 Lübeck von [illegible] geplündert wurde, thut er, [illegible] der Stadt zu mildern und [illegible] freimüthigen Brief an die [illegible] Fanny de Beauharnais, [illegible] unglückliche Stadt beim [illegible] heimische Geschichte [illegible] Villers' Schrift: „Coup [illegible] particulier du

royaume de Westphalie" (Cassel 1808), in der er warm und beredt für die Erhaltung der Universitäten im Königreiche Westfalen eintrat. Auf der Hochschule zu Helmstedt, deren Untergang die Schrift leider nicht verhindern konnte, stand Villers besonders mit dem Abte Henke in Verbindung, der zu der Cramer'schen Uebersetzung von Villers' Preisschrift „Essai sur l'Esprit et l'Influence de la Reformation de Luther" eine Vorrede, sowie werthvolle geschichtliche Ausführungen und Ergänzungen beigesteuert hatte. Nachdem Villers in verschiedenen Orten in Deutschland sich aufgehalten hatte — eine Zeit lang auch in Holzminden, wo er mit dem dortigen Physicus, späteren Kopenhagener Leibarzte Joachim Dietrich Brandis Freundschaft schloß —, ließ er sich 1810 in Göttingen nieder, wo er im Beginn des folgenden Jahres zum ordentlichen Professor und beständigen Secretär der Societät der Wissenschaften ernannt wurde. Aus segensreicher Wirksamkeit wurde er nach dem Ende der westfälischen Herrschaft plötzlich herausgerissen, indem er seiner Aemter entsetzt, wenn auch im Genusse einer ansehnlichen Pension gelassen wurde. Er hat diese unverdiente, von ihm schwer empfundene Kränkung nicht lange überlebt; er starb am 26. Februar 1815.

Stalmann, Das Herzogliche philologisch-pädagogische Institut auf der Universität zu Helmstedt (1779 bis 1810) I. Th. Darstellung [in: Jahresbericht über das Herzogl. Gymnasium zu Blankenburg a. H.]. Blankenburg, Commissionsverlag von A. Brüggemann 1899. S. 1—29. 4°. — M 50 ₰.

Das Heftchen ist ein interessanter Beitrag nicht nur für unsere heimische, sondern bei der Bedeutung, die dem Helmstedter philologisch-pädagogischen Institute zukommt, für die deutsche Schulgeschichte überhaupt. Nach einer kurzen Charakterisirung der Bestrebungen verschiedener Männer für eine glückliche Lösung der Lehrerbildungsfrage, eines Joh. Fabricius, Chr. Th. Seidel, J. Chr. Dommerich, Joh. Dav. Michaelis, Fr. Wilh. Richter geht der Verfasser auf Leben und Thätigkeit des Helmstedter Professors Friedr. Aug. Wiedeburg ein, den er bereits in der Allgem. deutschen Biographie B. 42 S. 376 f. behandelt hat. Wiedeburg war der Mann, der das Institut 1779 begründet und bis zu seiner Aufhebung in der Westfälischen Zeit (1810) geleitet hat. Dieses umfaßte in drei Classen eine Stadtschule, die die für das bürgerliche Leben erforderlichen Kenntnisse vermittelte, ein Pädagogium (2 Classen), das zu den gelehrten Studien vorbereitete, und ein philologisches Seminar, das tüchtige Lehrkräfte ausbilden sollte und dem das Pädagogium als Uebungsschule diente. Besonders auf Grund zweier Veröffentlichungen Wiedeburg's aus den Jahren 1781 und 1797 („Grundsätze, Plan, Disciplin und Lehrmethode für das Herzogl. pädagogische Institut", „Verfassung und Methoden des philologisch-pädagogischen Instituts") erhalten wir eine eingehende theoretische Darstellung der Anstalt. Hoffentlich folgt bald eine Fortsetzung der fleißigen Arbeit, die uns die thatsächlichen Schicksale des Instituts wird zu schildern und zu zeigen haben, wie die Praxis zu der Theorie sich in Wirklichkeit verhalten hat.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 12. 4. Juni **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Die ehemalige Brauerinnung zu Königslutter und ihr berühmtes Duckſteinbier.

Von Adolf Lüders.

Eine hervorragende Stellung unter den Innungen der Stadt Königslutter nahm in früheren Zeiten und noch fast bis zur Mitte dieses Jahrhunderts die Brauerinnung ein, da sie nicht nur ganz bedeutende Ländereien im Besitz hatte, sondern auch ein Bier brauen konnte, das überall im hohen Ansehen stand und nach Aussage F. E. Brückmann's [1]) „wegen seines guten Geschmacks und herrlichen Qualitäten bey Gesunden und Kranken, durch gantz Teutschland verfahren wurde".

Aus den uns erhaltenen Acten und sonstigen handschriftlichen Quellen, in denen diese Innung durchweg Brauersocietät genannt wird, erkennt man, daß die Mitglieder derselben in der Stadt allein die „Große Bürgerschaft" bildeten, während die übrigen Einwohner als „zweites Corps" zu der „Kleinen Bürgerschaft" gerechnet wurden. Die Blüthezeit dieser angesehenen Zunft ist wohl das vorige Jahrhundert gewesen, als sich ihr die Gelegenheit bot, für einen im Verhältniß niedrigen Preis bedeutende und zum Theil sehr ertragfähige Ländereien von über 1500 Morgen theils durch Kauf, theils auf Erbpacht an sich zu bringen. So wurde im Jahre 1758 durch die Vermittlung des damaligen Drostes Cramer das Rittergut der von dem Knesebeck Eigenthum der Brauerinnung, ein Erwerb, der etwa 316 Morgen Acker, 40 Morgen Wiesen und eine eigene Schäferei von 600 Stück umfaßte. Dieses adlige Gut, von dem jetzt nur noch am sogenannten „Niedernhofe" wenige Ueberreste alter Gebäude zu finden sind, besaß als Eigenthum auch die „niedere Mühle", die aber nach der Erwerbung des Rittergutes an Joh. Andreas Bremer verkauft wurde, der hierfür der Brauerinnung jährlich 8 Thaler Erbenzins entrichten mußte.

Eine noch bedeutendere Vergrößerung des Grundbesitzes geschah weiter im Jahre 1768, in welchem das Stift zu Königslutter einen Vertrag mit der Innung abschloß, durch den letztere fast 1150 Morgen Land und 9 Morgen Wiesen auf Erbpacht bekam. Diese Grundstücke und Berechtigungen sind im 2. Bande der Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg von Hassel und Bege (1803) S. 50 im Einzelnen aufgeführt [2]).

Dreißig Jahre später, 1798, wurde von verschiedenen Brauern auch noch der von Kißleben'sche, nachher von Rhetz'sche Sattelhof, zu welchem 72 Morgen Acker und 2 Morgen Wiesen gehörten, angekauft [3]).

Durch die Bewirthschaftung aller dieser Ländereien hatte die Innung eine nicht zu unterschätzende Einnahme, die noch bedeutend vergrößert wurde durch den weiten Absatz ihres Duksteins. Es war daher nur natürlich, daß ihre Mitglieder stärker zu den Steuern herangezogen wurden, als die übrigen Ortseingesessenen. Denn nach einem etwa 100 Jahre alten Flurbuche von Königslutter hatte die Stadt am Ende des vorigen Jahrhunderts 183 Feuerstellen, von denen allein 73 in vier Bezirke eingetheilte Bürgerhäuser das Recht besaßen, den Dukstein zu brauen. Vierzig dieser Bürger werden nur einfach als Brauer bezeichnet, während die übrigen 33 zugleich noch ein anderes Handwerk betreiben. Zu diesen Häusern, „an welchen die Braugerechtigkeit haftete", gehörte auch die fürstliche Apotheke, die aber von dem Brauen befreit war und einem Pächter erlaubt hatte, „das Gebräu in seinem Hause anzustellen". Die ganze Stadt hatte nun jährlich an „Contribution 1208 ℛ und 18 gg und an Stadt-Taxe 120 ℛ" zu zahlen. Von diesen Abgaben mußten allein die 73 Brauhäuser an Contribution 816 ℛ und an Stadt-Taxe rund 66 ℛ aufbringen; der Rest von 396 ℛ

1) Er veröffentlichte 1722 eine lateinisch geschriebene Abhandlung „de cerevisia Regiolothariensi vulgo Duckstein", von der er im folgenden Jahre eine deutsche Uebersetzung herausgab unter dem Titel: „Kurtze Beschreibung und genaue Untersuchung des fürtrefflichen Weitzen-Biers, Duckstein genannt".

2) Vgl. auch Br. Mag. 1899, S. 13.

3) Die Gebäude befanden sich in der Nähe des jetzigen Stadtkellers und wurden vor etwa 10 Jahren wegen Errichtung eines Neubaues abgerissen. Zu der hochgelegenen Eingangsthür des mit Holzschnitzwerk versehenen Wohnhauses führte seitwärts eine Steintreppe mit Brüstung und endigte in einem mit Holzschnitzereien gezierten Ausbau.

bezw. 54 ₰ — also etwa nur ein Drittel der Gesammtsumme — wurde von den übrigen 110 Feuerstellen gedeckt.

Auch mußte in dieser Zeit die Brauerinnung die Dienstleistungen der Schweinehirten, — „die Kälber- und Rinderheerden waren anizo eingegangen“, — noch besonders entschädigen, indem der Hirt für jeden Scheffel, welchen der Brauer verbraute, wöchentlich 1 ₰ Lohn bekam. Hielt der Brauer mehr Schweine, als er Scheffel verbraute, so mußte er außerdem für jedes Stück, das er mehr hielt, noch 1 ₰ Hirtenlohn wöchentlich zahlen. Die übrigen Besitzer von Schweinen bezahlten für diese wöchentlich nur so lange, wie der Austrieb dauerte, die Brauer dahingegen mußten die Vergütung das ganze Jahr leisten.

Hierbei möge noch hinzugefügt werden, daß auch in dem angrenzenden Dorfe Oberlutter ein Hof mit Braugerechtigkeit war, nämlich „die Brücke“. Dieses Besitzthum, auf welchem der jetzt noch bestehende Gasthof „Zur Brücke“ sich befindet, wurde 1789 von dem Herzogl. Kriegsrath, Commissar Hildebrand, für 27000 ₰ käuflich erworben. Er hatte das Recht, sechsundzwanzig mal im Jahre Dukstein zu brauen, durfte aber sein Bier nicht an „die einheimischen Krüger verkaufen, sondern mußte dasselbe aus dem Lande verfahren; nur im Hause kann er es versellen, weil mit diesem großen Hofe die Krug- und Schankgerechtigkeit verbunden ist“.

Wohl schwerlich wird es zu ermitteln sein, wann man angefangen hat, in Königslutter den Dukstein zu brauen, und auch der Name des ersten Duksteinbrauers „wird durch den Schwamm der Zeit, so Alles auslöschet und vergessend macht, schon längst verlohren worden seyn (Brückmann)“. So viel aber steht fest, daß „dieser Weitzen-Safft, dessen Erfinder sich einen unsterblichen Nahmen und ewigen Ruhm erworben hat“, schon vor mehreren Jahrhunderten bekannt sein mußte. Denn eins von den wenigen Häusern, die nach dem furchtbaren Brande 1571 stehen blieben, zeigt noch heute an seiner Nordostecke die Jahreszahl 1513 und läßt deutlich erkennen, daß das ganze Gebäude schon bei seiner Erbauung als Brauhaus eingerichtet wurde. Auch die aus der Mitte des XVI. und XVII. Jahrhunderts stammenden Häuser werden als Brauhäuser bezeichnet und zeigen zum Theil noch Ueberreste von alten Braugeräthen und Braueinrichtungen.

Ueber das Brauwesen der Stadt in den beiden vorhin genannten Jahrhunderten ist hier fast gar kein Actenmaterial aufzufinden; es wird bei dem oben erwähnten Brande oder bei der zweiten gewaltigen Feuersbrunst im Jahre 1613, wo 126 Häuser, unter diesen auch das Rathhaus, ein Raub der Flammen wurden, verloren gegangen sein. Ein anschauliches Bild des Braugewerbes läßt sich aber schon nach den vorhandenen Schriftstücken des vorigen Jahrhunderts geben. Da sehen wir, welche große Verbreitung der Dukstein nicht blos in unserem engeren Vaterlande, sondern weit über dessen Grenzen hinaus gefunden hatte.

Wöchentlich wurden mehrere Wagenladungen mit stark eingebrautem Bier nach Leipzig, Magdeburg, Halle und Berlin gefahren. „Auch kamen“, wie es in einer alten Brauerordnung heißt, „täglich fremde und ausländische mit Weitzen befrachtete Wagen, um für ihr Korn den Dukstein einzunehmen“. Besonders werden unter den Auswärtigen die „Brandenburger“ genannt, welche in großen Mengen das Bier holten, dabei aber „oft zu große und über die verordnete Eiche haltende Fässer zum merklichen Schaden der Nahrung bringen und darin Bier einnehmen. Wo sich eine solche Uebermaße finden thut, sind dieselben anzuhalten, daß sie die Gefäße der Ordnung gemäß ahmen (d. i. aichen) lassen“.

Außer diesem Dukstein durfte jeder Brauer einmal im Jahre noch ein besonderes Braunbier brauen; da dasselbe aber ein leichtes Erntebier sein sollte, „das da kühlet und erfrischet und keinen üblen Geschmack hat (Brückmann)“, so war die Zeit der Herstellung nur auf das Vierteljahr von Johannis bis Michaelis festgesetzt. Hierüber erhob sich nun zwischen den Mitgliedern der Innung, von denen einige sich dieser kurzen Zeitbestimmung nicht fügen wollten, ein lebhafter Streit, der selbst bei der sogen. „Morgensprache“ nicht geschlichtet werden konnte und bald einen scharfen Federkrieg zwischen den Parteien hervorrief. „Morgensprachen“ oder Zusammenkünfte aller Innungsmitglieder fanden auf dem Rathskeller oder in einem dazu bestimmten Gildehause statt, wo dann die Angelegenheiten der Zunft berathen und beschlossen wurden. Bei solcher Sitzung mußte von jedem Brauer ein Mariengroschen Quartalsgeld in die Lade gezahlt werden, „da dann ein jeder seine Nothdurft und waß zum Besten und zur Aufnahme der Brannahrung dienet, mit gebührender Bescheidenheit vortragen mach“. Die auf die schriftlichen Auseinandersetzungen der Parteien sich beziehenden Acten von „der Wahrheitsmäßigen Prüfung und Zergliederung des von einigen Mitgliedern wegen des Braun-Bier-Brauens entworfenen Promemoria“ enthalten sehr interessante und zum Theil humorvolle Auslassungen mit oft derben Gegenantworten.

Wie schwer es hielt, als „Fremder“ Mitglied der Brauerinnung zu werden, zeigen die in dem alten „Braureglement“ enthaltenen Vorschriften. Ein solcher „Recipiendus“ mußte zunächst einen „gerichtlichen Geburtsbrief beibringen und darthun, daß er und seine Ehefrau nichts wider sich habe“. Auf dem Rathhause leistete er den Bürgereid und zahlte für die Erwerbung des nöthigen Bürgerbriefes die vorgeschriebenen Gebühren, die sich aber dadurch noch bedeutend erhöhten, daß der Bewerber außer 4 Pfund Wachs, welche der Stadtkirche zu überweisen waren, noch einhundert Thaler baar zu entrichten hatte; von dieser Summe erhielt die Brauerinnung allein die Hälfte, die andere Hälfte aber floß in die Rathskämmerei-Casse. Heirathete aber ein solcher Fremder die Tochter oder Wittwe eines Brauers, dann verringerten sich die „Einkaufsgelder“ auf 25 ₰; sie betrugen nur 1 ₰, wenn der Sohn eines einheimischen Brauers eine Brauerstochter oder -wittwe ehelichte. Verzog Jemand aus einer Brauerfamilie nach auswärts, so konnte er Mitglied der Gilde bleiben, wenn er die festgesetzten Recognitions- und

Quartalsgelder entrichtete. Wurden diese Gebühren aber 6 Jahre nicht gezahlt, dann „ging dadurch eo ipso die Brauerzunft ihm verloren und er wurde als ein Fremder angesehen".

An der Spitze der Innung standen zwei auf 3 Jahre gewählte Vorsteher, die vom Magistrate dahin vereidigt wurden, „daß sie über die Brau-Artikel gebührend halten, auf das Brau-Wesen ihrem besten Wissen und Gewissen nach gute Aufsicht haben und dabei Niemand zu Liebe oder zu Leide etwas verfügen oder mit Jemandem Nachsicht haben wollten".

Diese Brauvorsteher hatten auch darauf strenge zu achten, daß die fremden Fuhrleute ihr Bier, welches einige Tage vorher bestellt sein mußte, auch zur rechten Zeit verladen konnten. Wurden sie durch unpünktliches Brauen am Fortfahren zurückgehalten, so wurde der betreffende säumige Brauer für jeden verspäteten Tag in 2 ℳ Strafe genommen und mußte außerdem noch die Unterhaltungs- und Verpflegungskosten für den Fuhrmann tragen.

Daß diese Strafmittel auch angewandt wurden, erhellt aus verschiedenen actenmäßig bezeugten Vorfällen. So erschien unter vielen anderen Bierfahrern am 24. October 1706 vor dem Fürstlichen Amte zu Königslutter auch der Gastgeber zu Stendal, Hans Krüge, und erklärte, er habe „dieses mahl 3 Tage alhier mit Wagen und Pferden stille gelegen und auf Bier gewartet, aber nichts bekommen. Heute Nachmittag nach der Predigt wäre er zwar von dem Corporal Müllenpfordt vertröstet worden, daß er waß haben solte, wäre aber noch ungewiß. Vor 1½ Jahren hätte er 5 Tage alhier liegen müssen; so lange zu warten, darüber würde Einer ungeduldig und wolle er hinführo Halberstädtischen Broyhahn hohlen und trinken". Die Verhandlung endigte damit, daß der nachlässige Brauer in Strafe genommen werden soll und dem „Corporal Müllenpfordt wird hierauf angedeutet, diesem Kunden so viel Bier, alß Er nötig, verabfolgen zu laßen, widrigenfalß sonsten von Niemand das Bier pussirt werden solte". Auch beschwert sich in demselben Termine ein Krüger aus Süpplingen, „er habe zwar am vergangenen Freitag ein halb Faß Bier bekommen, solches wäre aber schon auß, und kriegte er heute den Schatz-Einnehmer in sein Hauß in Landschaffts affaires, hätte aber kein Bier. Er wäre zwar mit dem Wagen herein und wolle nur eine Stanne (Flüssigkeitsmaß) haben, könne aber nichts bekommen. Solches wäre nichts Neues, sondern ginge alle Jahr so und hätte er diesen Sommer von Helmstädt aus Noth 4 halbe Faß Braun-Bier hohlen müßen, welches aber die Durchreisenden nicht gerne trinken möchten, weil es großes Ungestüm und viel unnützen Wind mache. Bekäme man nun ein halb Faß, so steigerten die Brauer es im Preiß so hoch, wie sie selber wolten. Er wolte also gebeten haben, Ambtswegen dahin behülflich zu seyn, daß sie nicht zurück gehalten würden, zumahlen es ja den Brauer sowohl als den Krüger zuträglicher wäre, wenn man keinen Mangel an Bier hätte und stets zur rechten Zeit der Busch aufgesteckt werden könnte". Dieser letzte Ausdruck bezog sich auf einen alten Brauch, nach welchem der betreffende Brauer zum Zeichen, daß sein Gebräu fertig gestellt war und frisch angezapft werden konnte, einen grünen Busch oder einen Strohwisch über der Thür seines Hauses befestigte. In späteren Zeiten und noch in diesem Jahrhundert wurde die Fertigstellung des Dukstein durch den „Ausrufer ausgeklingelt". Geschah es nun aber, daß ohne Schuld des Brauenden ein Gebräu nicht gerieth und die Fuhrleute über die Zeit hinaus verweilen mußten, so wurden letztere für ihr Versäumniß aus der Innungscasse entschädigt.

Als bestes Malz zur Bereitung des Duksteins galt das im Frühjahr und Herbste hergestellte und zwar aus solchem Weizen, der in der kornreichen Magdeburger Börde gewachsen war, „weil er eher und besser keimt, mehr und auch süßern Saft hat, da er auf dem schönsten fettesten Boden und Acker wächst". Die Brauer wurden deshalb angewiesen, den Weizen rechtzeitig anzukaufen und das Malz wenigstens vier Wochen vor dem Brauen fertig zu halten; geschah dieses nicht, „so hatte er zu gewärtigen, daß der Brauschlag vor diesmal ihm vorbeigehe".

Jeder Brauhauseigenthümer war verpflichtet, die genau vorgeschriebene Reihenfolge des Brauens innezuhalten, selbst wenn die etwaigen hohen Kornpreise ihm hätten eine Veranlassung sein können, den Brauschlag nicht auszuführen.

Sehr wesentlich für die Erhaltung des guten Rufes, in welchem der Dukstein stand, war auch die Bestimmung, daß kein Brauer sein Bier früher abgeben durfte, bevor es nicht vom „Taxator", von dessen Amte später noch die Rede sein wird, geprüft und für gut befunden wurde. Trotzdem konnte aber doch sehr leicht nach vorgenommener Probe eine Verfälschung des Duksteins durch Zusatz von Dünnbier oder gar Wasser geschehen. Die Gelegenheit hierzu lag sehr nahe; denn fast jeder Brauer hatte in seinem Brauraume ein Wassergerinne, das mit einem der die Stadt durchfließenden Augänge der Lutter in Verbindung gebracht war. Leicht und unbemerkt konnte dasselbe benutzt und so dem Gebräu mehr Wasser zugeführt werden, als die Vorschrift erlaubte. Der Dukstein besaß dann natürlich nicht mehr die Eigenschaften, welche der Käufer von ihm verlangen konnte, nämlich „hell und klar, von Farbe gelblich wie Wachs, wohlriechend und annehmlich und süß von Geschmack zu sein". Wurde ein Brauer bei diesem Betruge betroffen, so mußte er das erste Male 5 ℳ zahlen; das zweite Mal verdoppelte sich die Strafe oder wurde in Gefängnißhaft umgewandelt. Im Wiederholungsfalle aber ging dem betreffenden Brauer das Recht zu brauen auf ein Jahr verloren.

Noch härter wurde die Strafe, wenn ein Mitglied der Innung von dem Brauervorsteher, der bei seiner Besichtigung auch eine Magistratsperson hinzuziehen konnte, überführt wurde, „daß er schädliche Kräuter und Zuthaten, um den Bieren eine Stärke oder lieblichen Geschmack zu geben, zu seinem Biere gebraucht; dann soll das Haus, darin solches verübet wird, der Brau-Gerechtigkeit verlustig sein".

Diese Verfälschung war auch dem vorhin genannten

liegende Katalog außer den Werken des Vieweg'schen Verlags auch die der Schulbuchhandlung und der Waisenhausbuchhandlung enthält. Der Katalog zerfällt in zwei Theile: ein alphabetisches Verzeichniß (S. 1—352), in dem alle Bücher nach dem Namen der Verfasser oder, wo diese nicht angegeben, nach zweckmäßig gewählten Stichworten alphabetisch aufgeführt werden, und ein systematisches Verzeichniß (S. 353—411), in dem die einzelnen Werke in 21 Abtheilungen nach den Wissenschaften geordnet zusammengestellt sind. In bibliographischer Hinsicht ist es von Interesse, hier manche Bücher als in Braunschweig von Vieweg bez. der Schulbuchhandlung verlegt zu sehen, die auf ihren Titelblättern als Verlagsorte Namen wie Straßburg (S. 5 „Anekdoten"), Rom (S. 222 „Niedersachsen"), Norddeutschland (S. 307 „Ueber d. preuß. Verwahrung"), Germanien (S. 177 „Kreuzzug") u. s. w. tragen. Auch sind dankenswerth die Nachweise anonym erschienener Bücher, z. B. S. 130 v. Hodenberg's für „Hannovers Besetzung", S. 315 Koch's für „Versuch e. pragmat. Geschichte", S. 341 Wit's gen. v. Dörring für „Lucubrationen". Der Werth des Buches hätte wohl noch erhöht werden können, wenn man in dieser Beziehung noch weiter gegangen wäre. Die Geschäftspapiere hätten da doch gewiß noch manche erwünschte Auskunft gewinnen lassen. So dürfte die Verfasserschaft bei folgenden Werken außer Zweifel stehen: S. 7 „Antwort eines Unbefangenen" Joh. Georg Fricke, S. 15 „Aufstand der „Braunschweiger" Georg Koch, S. 22 „Beiträge zur Charakteristik" Rud. v. Bosse, S. 67 „Denkmal der Liebe" J. H. Campe, S. 101 „Gedanken e. Mitglieds" Aug. Ferd. Graf v. Veltheim, S. 103 „Gesch. d. Herzogl. Br. Armee-Corps" Fr. Ludw. v. Wachholtz, S. 177 „Kreuzzug" Clauer, S. 187 „Lettres Westphaliennes" Charles de Villers, S. 352 „Der Zollverein" W. E. Fl. v. Thielau. Geschmückt ist das Buch mit einem Bilde des alten Vieweg'schen Geschäftshauses.

H. Schnell, Das Bekenntnis des Herzogtums Mecklenburg Kaiser Karl V. 1549 überreicht, nebst demjenigen des Landes Braunschweig-Lüneburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Augsburger Interims. Leipzig—Berlin—Rostock, Wilh. Süsserott 1899. 41 S. 8⁰. 1 ℳ 25.

Die Bekenntnißschrift, die die Mecklenburgischen Herzöge und Stände dem Kaiser als Absage auf das Augsburger Interim unterm 20. Juni 1549 übersandten, bildet die landesgesetzliche Grundlage für die Mecklenburgische Landeskirche; durch sie fand die auf ihre Bildung abzielende Bewegung ihren Abschluß. Es ist daher an Höchster Stelle beschlossen worden, den 20. Juni 1899 als 350jährigen Geburtstag der Mecklenburgischen Landeskirche festlich zu begehen. Jene wichtige Schrift, die merkwürdiger Weise in Mecklenburg selbst weder in Original, noch in Abschrift vorhanden war und bis jetzt nur in einer gleichzeitigen Abschrift im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel hat aufgefunden werden können, giebt Schnell in vorstehendem Schriftchen in vollem Abdrucke zugleich mit der Bekenntnißschrift wieder, welche die vormundschaftliche Regierung und die Stände von Braunschweig-Zelle (die Bezeichnung „Land Braunschw.-Lüneburg" auf dem Titelblatte ist nicht glücklich gewählt) am 7. December 1548 zu Uelzen aus gleichem Anlasse angenommen hatten. Auch letztere war bislang so gut wie unbekannt und ist in einer Abschrift im Geheimen- und Hauptarchive zu Schwerin erhalten. Die Verfasser beider Bekenntnisse, von denen das Zeller bei Abfassung des Mecklenburger benutzt worden ist, sind nicht bekannt. Zweifellos wird die Schrift, die einen wichtigen Beitrag für die Stellung Norddeutschlands zum Augsburger Interim bringt, zu weiteren Forschungen fruchtbare Anregung geben.

A. von der Elbe, Der Heliandssänger. Erzählung. Neue billigere Ausgabe. Kassel, Ernst Röttger [1898]. 296 S. 8⁰. 2 ℳ. geb. 3 ℳ.

Diese ansprechende Erzählung der bekannten Hannoverschen Schriftstellerin Auguste von der Decken, die durch den angenommenen pseudonymen Namen ihre Geburtsstätte Bleckede an der Elbe andeutet, ist zuerst im Jahre 1884 erschienen; es ist erfreulich, daß sich jetzt eine zweite Ausgabe des Buches als nothwendig erwiesen hat. Die Verfasserin führt uns in die Zeit König Ludwig's des Frommen, wo die alten Sachsen äußerlich zwar zumeist zum Christenthum bekehrt, aber innerlich noch nichts weniger als für den neuen Glauben gewonnen waren. Der Widerstreit zwischen der Christenlehre und dem alten heidnischen Götterglauben, zwischen den Stämmen der Franken und Sachsen, den Germanen und Slaven erfüllt das Buch und giebt der Erzählung Inhalt und Handlung. Wird auch Mancher in Einzelheiten mit der geschichtlichen Auffassung der Verfasserin nicht ganz einverstanden sein, so wird doch ein Jeder gern anerkennen, daß sie mit innerer Freude an der Sache lebensvolle Gestalten geschaffen hat, deren Schicksalen der Leser mit wachsendem Interesse folgen wird. Die Abfassung des Heliand wird nach Lüneburg verlegt. Darin nähert sich die Verfasserin wohl ganz unbewußt der neuesten Forschung, die die Entstehung des Heliand nicht mehr wie früher nach Westfalen (Werden oder Korvey), sondern in das nordöstliche Sachsen setzen will. Vgl. hierüber den schönen Vortrag von Franz Jostes über den „Dichter des Heliand und seine Heimath", auf den wohl bei dieser Gelegenheit zugleich hingewiesen werden darf [1]).

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 1 u. 2. R. Blasius, Neuere Städtereinigungssysteme mit besonderer Berücksichtigung von Wolfenbüttel. — 3—5. R. Blasius, Hygienische Schilderungen aus Spanien. — 4. Schulhygienische Reformen bei Masern.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 1—3. W. Börker, Schulmeistergestalten aus Wilhelm Raabe's Dichtungen. — 4. Die Einfügung des Handfertigkeitsunterrichts für Knaben in den Lehrplan der Volksschule. — 5—6. Sievers, Die innere Mission in der Volksschule. — 7. Die Einfügung des Haushaltungsunterrichts in den Lehrplan der Volksschule. — 8—11. Schneider, Der erste Leseunterricht auf phonetischer Grundlage.

1) Correspondenzblatt d. Gesammtvereins d. deutschen Geschichts- u. Alterthumsvereine 1898 S. 133 ff. — Protokolle der Generalversammlung des Gesammtvereins in Münster 1898 (Berlin 1899) S. 16—39.

gilde wegen übermäßigen, der Brauordnung zuwiderlaufenden Brauens beschweret habe". Er erhält den gemessenen Befehl, von dergleichen hinfüro abzustehen und sich der Brauordnung schlechterdings gehorsam zu erweisen.

In einem anderen Schreiben, an den Oberförster Zöllner gerichtet, heißt es u. A.: „bey neulichster Untersuchung des Quartierwesens in unserer Stadt Königslutter sind auch wegen des Brauens einige Beschwerungen wieder dich vorkommen, zu deren remedir undt abhelfung wir vorerst benachrichtiget sein wollen, ob undt waß etwan für privilegia du oder deine Ehefrau wegen euerer zu Königslutter habenden Brauhäuser undt Güter in handen habe. So befehlen wir dir hiermit gnädigst, daß du innerhalb acht tage nach empfahung dieses Uns eine beglaubigte abschrifft von solchen Befreyungen ohnfehlbar unterthänigst einsendest". (Schluß folgt.)

Michael Barsius [1]).

Von Joachim Hinkel.

Wer Michael Barsius war? Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem; er war ein Held, wenn auch die Weltgeschichte seiner nicht Erwähnung thut. Michael Barsius war kein Großer der Erde, nein, sein Loos war ein bescheidenes, sein Wirken ein stilles, weltverborgenes. Kein Gedenkstein zeugt von ihm, keine Tafel mit Jahreszahl und Datum schmückt seine einstige Wohnstätte, aber in den Herzen der Nachkommen seiner einstigen Gemeinden lebt sein Gedächtniß noch heute nach fast dreihundert Jahren und eine Waldparcelle am Fuße der großen Lichtenhöhen im Forstbezirk Trautenstein heißt heute noch zur Erinnerung an ihn: der Pastorenbusch.

Im Jahre 1627 wurde Michael Barsius zum Pastor zum Trudenstein und zur Tanne ernannt, als dritter in der Reihe der evangelischen Prediger daselbst seit Einführung der Reformation. Im schönen, rings von Wald umgebenen, von fleißigen, treuen Harzern bewohnten Trautenstein war sein Amtssitz, aber mit Eifer nahm er sich auch der filia Tanne an. Dem Harzer fehlt es ja ohnehin nicht an mancherlei Sorgen und der Pastor eines Harzdorfes ist noch heute der Nothknecht seiner Gemeinde in vielen Fällen; aber in jenen bösen, für unser ganzes deutsches Vaterland so verhängnißvollen Zeiten mag der Pastor vom Drudenstein manche fremde Sorge mit auf seine Schultern haben laden müssen. So sah man denn den Pastor Michael Barsius gar manchmal eilenden Schrittes nach Tanne wandern, und oft kam der Abend heran, ehe die harrende Pfarrfrau des heimkehrenden Gatten Schritte wieder vernahm. Nicht Wind noch Wetter vermochten es, ihn zurückzuhalten, und wenn am Sonntag in Trautenstein die vom Gottesdienst heimkehrenden Leute noch plaudernd vor den Hausthüren standen, sahen sie ihren Pastor schon eilends den Weg nach Tanne einschlagen, um auch dort Gottes Wort zu verkünden und in sonstigen Fällen seines Hirtenamtes zu warten.

Solche Wege sind in Winterszeiten noch heute, wo die sorglich gehaltene Staatsstraße beide Orte verbindet, nicht zu den Annehmlichkeiten zu rechnen; wer aber den Harz im Winterkleide kennt, wird sich vorstellen können, mit was für Schwierigkeiten in jenen Zeiten ein solcher Marsch verbunden war.

Doch Barsius kannte keine Furcht.

So ließ er sich denn auch am zweiten Sonntag post Epiphanias des Jahres 1636 weder von den Seinen noch von den besorgten Trautensteinern zurückhalten, den gewohnten Marsch nach Tanne anzutreten. Die Warnung war nicht ohne Grund, die Besorgniß berechtigt. Fast meterhoch lag schon der Schnee, und als Barsius Trautenstein verließ, zog im Westen schon wieder düster drohend ein Schneewetter zusammen. Heulend fuhr der Sturm durch den Wald und in Tanne hatte man sich fast darein ergeben, daß heute — heute zum ersten Male der geliebte Seelsorger ausbleiben werde. Und er kam dennoch. Der Junge, der aufpassen mußte, um beim Herannahen des Pastors das Zeichen zum Läuten zu geben, sah ihn zu gewohnter Zeit mit starken Schritten zu Thale steigen, und bald rief das Glöcklein die Tanner zum Gottesdienste. Der alte Küster empfing unsern Barsius mit den Worten: „Sie werden sehnlichst erwartet, Herr Pastor; Jürgen Kaye möchte seinen Jungen taufen lassen, und der alte Jobst Herfurth liegt auf den Tod; er möchte das heilige Abendmahl haben". Alles wurde nach beendigtem Gottesdienst besorgt; aber es blieb nicht bei diesen beiden Wegen; hier und da rief man den Pastor in ein Haus, um sich bei ihm Rath, Trost und Hilfe zu holen, und schon sank die Dämmerung hernieder, als Barsius seinen Heimweg antrat.

Inzwischen hatte es angefangen zu schneien und zwar mit Macht, wie es hier zu Lande nur im Harze schneien kann, und der Sturm trieb mit den tanzenden Flocken sein wildes Spiel. Ein richtiges Schneetreiben im Harz läßt sich nicht schildern, man muß es erlebt haben. Schließt man nur einen Augenblick die Augen, so steht man rathlos ob der einzuschlagenden Richtung da. So ist es denn auch zu begreifen, daß Pastor Barsius, der neun Jahre lang den Weg wenigstens einmal wöchentlich gemacht hatte, diesmal die Richtung verfehlte. Der Abend kam heran, aber daheim harrte man umsonst des zurückkehrenden Hausherrn. Der gute Wille Einiger, ihm entgegenzugehen, wurde durch das immer furchtbarer werdende Schneetreiben vereitelt. Doch noch tröstete man sich eben mit dem entsetzlichen Wetter; er wird nicht von Tanne fortgegangen sein, sagte man sich wohl.

Aber er war gegangen. Wo er vom Wege abgekommen ist, hat sich nicht feststellen lassen. Die alte Chronik berichtet nur, daß man später auf Calenbergschem Gebiet seine Spur habe feststellen können. (Die Calenbergischen Viehhöfe heißt eine Colonie in einer Niederung an der jetzigen Chaussee von Trautenstein nach Tanne, etwa 1/4 Stunde von ersterem Orte ent-

---

1) Nach Aufzeichnungen in einem alten Trautensteiner Kirchenbuche.

Brückmann bekannt, der darüber S. 34 Folgendes sagt: „Ueber dis muß das Bier nicht adulteriret seyn mit den Guckus oder Stöckel-Körnern, noch mit den so genannten Kraute Post, weil es sodann das Gehen verhindert und die Füsse schwächt, daß man nicht wohl darauf stehen oder gehen kan, und sich jenes alten Verses, um den Fall zuvor zu kommen, zu bedienen gezwungen wird:

Sta pes, sta mi pes, sta pes, nec labere mi pes!
Nam tu ni steteris, lapsus erunt lapides,

Ueberdieses noch heftige Kopff-Schmertzen veruhrsachet, so daß man in einiger Zeit sich nicht wieder erst recht besinnen und erhohlen kan".

So war die Verantwortung der beiden Brauervorsteher eine nicht geringe, zumal sie auch noch darüber zu wachen hatten, daß der Brauer nicht durch sogenanntes Zugabebier die Käufer an sich zu locken versuchte, oder „mittelst Geschenke und Gaben den Abgang seines Bieres beförderte". Dieses unredliche Verfahren, das jetzt wohl unter den Paragraph vom unlauteren Wettbewerb fallen würde, konnte mit 5 ℛ Strafe und im Wiederholungsfalle mit 10 ℛ und höherer Buße belegt werden.

Für alle Mühewaltungen der Vorsteher waren ihnen auch „einige Ergötzlichkeiten zu gönnen"; sie erhielten deshalb für jedes von ihnen abgeholte „Messing-Zeichen" (Controllmarke, die bei jedem Brauschlag gelöst wurde) einen Mariengroschen, den sie zu genießen haben sollten".

Ein noch schwierigeres Amt bekleideten aber die zur Untersuchung des Dukfsteins angestellten, schon vorhin erwähnten „Taxatores". Sie mußten von jedem Gebräu eine Probe ausheben und prüfen, ob sie die vorgeschriebene Schwere von „dreizehn Grad" hielt und das Bier die „gehörige Kraft und Stärke, einen reinen Geschmack und eine gute Farbe habe". Diese Prüfung konnte zu jeder Zeit und wiederholt an demselben Gebräu vorgenommen werden. Stellte sich nun heraus, daß der Brauer absichtlich das schon oben genannte Gerinne zu oft benutzt hatte, und der Dukstein an seinem Gehalte entwerthet war, dann hatte der Taxator das Recht, für dieses Bier einen niedrigeren Preis festzusetzen und diesen auf einer schwarzen Tafel vor der Thür des wasserliebenden Brauers bekannt zu geben. Diese Ankündigung konnte aber für den betreffenden Brauer eine ganz empfindliche Strafe werden. Jedem Brauer stand nämlich das Recht zu, sein Bier, so lange es noch nicht mit dem Verladungszeichen versehen war, im Hause auszuschenken oder nach außen zu verkaufen. Las nun ein Bierdurstiger eine solche bedeutungsvolle Inschrift, aus der er die Geringwerthigkeit des Dukfsteins erkannte, so wird er sicher vorbeigeeilt und zum Wirthe im Rathskeller gegangen sein, der ja verpflichtet war, stets nur ein „probates und deliciöses" Bier zu schenken.

Außer den Taxatoren war auch ein geprüfter Braumeister angestellt, der alle Vorbereitungen und Anordnungen bei der Herstellung eines Gebräus treffen mußte. Seine Pflicht war, „allen möglichen Fleiß bei dem Brauen anzuwenden, damit ein gutes Bier gewonnen und das Publikum mit schlechtem Biere nicht betrogen werde; auch allezeit eingedenk zu sein, daß aus fehlerhaftem Malze nie ein gutes schmackhaftes Bier gezogen werden könne".

Die Dieſtobliegenheiten bestanden deshalb

1) in der Zubereitung des Malzes,
2) in dem sogenannten Sacken,
3) im Abschroten des Malzes,
4) in dem Kochen des Wassers und der Würze,
5) in dem Durchbrechen und Abschlagen und
6) in dem Auffüllen des Biers und Zuspunden der Gefäße.

Für alle diese Verrichtungen wurde der Braumeister an dem betreffenden Brautage von dem Brauer gespeist und erhielt als Vergütung an baarem Gelde 1 ℛ 6 gg und dann noch „einen Eimer voll Nachwerth und eine Kiepe voll Say".

Es würde nun zu weit führen, den ganzen Vorgang bei dem eigentlichen Brauen von Dukstein zu erörtern; er war ein ähnlicher wie bei der Herstellung anderer Weizenbiere. Doch möge hierbei noch hervorgehoben werden, daß zum Einweichen des Getreides und zum Maischen das überaus harte und kalkhaltige Lutterwasser gebraucht wurde, welches ja bekanntlich seinen Weg mitten durch das Tuff- oder Ducksteingebirge nimmt, auf dem die ganze Stadt Königslutter steht. „Dieses allerklärste, reinste, süssefte und unschmackhafftefte Wasser, so von seiner Reinlichkeit und Lauterkeit auch Lutter genennet worden", das, wenn „auf solches nun die Sonne scheinet, durch deren Strahlen temperirt und noch mehr verbessert wird" (Brückmann), konnte nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Güte und den vorzüglichen Geschmack des Dukfsteins sein und es mußte deshalb ein „Tranck geraten, welchen der Jupiter, so er ein Gastmahl halten wolte, selbst anschaffen würde"[4]).

Bei jedem Gebräu durften je nach der Größe der Braupfanne drei oder vier Scheffel Weizen genommen werden; „wer aber mehr Scheffel auf einmal zur Mühle brachte und dann verbrauete, der soll in Zwanzig Thaler Strafe verfallen sein". Der Müller aber bekam an „Schrote-Geld" für das zu einem Gebräu Dukstein erforderliche Malz 18 gg, die jedoch auf 12 gg herabgesetzt waren, wenn das Malz zur Herstellung des Braunbiers dienen sollte. Auch durften aus einem Gebräu von vier Scheffel nicht mehr als 25 halbe Faß und aus einem drei Scheffel-Gebräu 18 halbe Faß und eine halbe Tonne „gutes und die Probe haltendes Bier gebraut und der Biersteuer-Casse berechnet werden". Die Nichtbefolgung dieser Vorschrift konnte für den betreffenden Brauer unangenehme Folgen haben, indem die zu viel hergestellte Biermenge in Beschlag genommen wurde, oder für jedes halbe Faß 7 ℛ 6 gg Strafe gezahlt werden mußte.

Daß trotz dieser Strafandrohungen doch oft Uebertretungen des „Braureglements" vorkamen, läßt sich wiederum aus verschiedenen handschriftlichen Verfügungen ersehen. So finden wir u. A. ein vergilbtes Schriftstück vom 4. Februar 1684, an „den Ambtmann zu Königslutter" gerichtet, in welchem ihm mitgetheilt wird, „daß sich über ihn die gesambte Brauer-

4) Letzneri, Beschreibung von Königslutter.

forscher ein großes Interesse besitzen, auch allein zur Ausgabe gelangt sind. Ebenso verdient die Art der Ausführung volles Lob. Zunächst die weise Beschränkung, die Doebner hat walten lassen in der Wahl der Siegel und in deren Beschreibung. Die 196 Siegel, die hier dargestellt sind, gehören sämmtlich dem städtischen Gemeinwesen, den Pfarrern und Archidiakonen, den Stiftungen und Gilden und den Bürgern von Hildesheim an; letztere sind zahlreich vertreten, die ältesten aus dem Jahre 1286. Was die Stadt als solche nicht angeht, ist hier ausgeschlossen, ein Verfahren, das manch Herausgeber städtischer Urkunden sich zum Vorbilde nehmen könnte. Die Angaben über die Siegel, ihre Legende, Zeit, Herkunft u. s. w., sowie ihre Beschreibung, die zumeist von dem inzwischen verstorbenen Generalmajor Emil Frhrn. v. Hammerstein-Gesmold herrührt, sind kurz und knapp, aber verständlich und völlig ausreichend. Die technische Wiedergabe der Siegel auf den Tafeln ist eine vorzügliche und macht der photographischen Anstalt von Heinrich Bödeker in Hildesheim, die sie hergestellt hat, alle Ehre.

G. Schmid, Beiträge zur Geschichte der Harz-Rindvieh-Rasse. Nordhausen, 1899. 10 S. 8⁰.

Nicht nur Landwirthe, sondern auch die zahlreichen Besucher unserer schönen Harzberge werden diese „Beiträge" interessiren, die uns über die frühere Rindviehzucht des Harzes im Allgemeinen und ganz besonders über die erfolgreichen Bestrebungen der neueren Zeit zur Weiterzucht der alten reinen Harzrasse Aufschluß geben. In den 70er Jahren machte sich ein großer Rückgang der Qualität der Rindviehzucht auf dem Harze bemerkbar. Zur Untersuchung und Abstellung des Uebels wurde 1878 vom Centralausschusse der Hannoverschen Landwirthschafts-Gesellschaft, dem Landwirthschaftlichen Centralverein des Herzogthums Braunschweig u. A. eine Commission eingesetzt, der auch der Verfasser, Amtsrath Gust. Schmid in Walkenried, angehörte. Man entschied sich für die Zucht der alten reinen Harzrasse, deren Merkmale und Vorzüge hier genau angegeben werden. Den schönen Erfolg, den die Arbeiten der Commission hatten, schreibt Schmid vor Allem dem verdienten Wirken des jetzt verstorbenen Amtsraths Creydt zu Harste bei Göttingen zu.

Paul Otto, Die deutsche Gesellschaft in Göttingen (1738—1758). München, C. Haushalter 1898. VI und 92 S. 8⁰. 2 M. A. u. d. T.: Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Heft VII.

Sind auch die Leistungen, die die deutsche Gesellschaft in Göttingen auf dem Gebiete der deutschen Litteratur aufzuweisen hat, mehr als dürftig zu nennen, so ist es doch culturgeschichtlich von großem Interesse, die Geschichte und die Bestrebungen der Gesellschaft an der Hand der vorliegenden, gründlichen und anschaulich geschriebenen Darstellung im Einzelnen zu verfolgen. Die erste Anregung zu ihrer Gründung ging schon in dem Jahre 1735 von dem Professor Mosheim in Helmstedt aus, dessen Rathschläge bei Stiftung der Universität Göttingen von großem Gewicht waren. Jener Versuch war allerdings erfolglos, doch kam schon ein paar Jahre später (1738) die deutsche Gesellschaft zu Stande. Ihr Präsident wurde Joh. Math. Gesner, aus dessen philologischem Seminare die ersten Mitglieder der Gesellschaft hervorgingen. Das Vorbild derselben war die deutsche Gesellschaft in Leipzig, deren Statuten im Wesentlichen in Göttingen angenommen wurden. Auch ward sie beherrscht von dem Geiste Gottsched's; gegen Klopstock bestand dementsprechend eine große Abneigung. Der oft erwogene Plan, die Schriften der Gesellschaft in einem Sammelbande zu veröffentlichen, ist niemals verwirklicht worden; bei der großen Mangelhaftigkeit der litterarischen Leistungen gewiß kein großer Verlust. Zu frischem Leben hat es die Gesellschaft überhaupt niemals gebracht. Die Academie der Wissenschaften, 1751 von Albrecht von Haller begründet, der den Bestrebungen der deutschen Gesellschaft sehr kühl gegenüberstand, stellte diese völlig in den Schatten. Den Wirren des siebenjährigen Krieges fiel sie dann 1758 leicht zum Opfer. In einem kurzen Anhange giebt der Verfasser dann noch einen kurzen Ueberblick über die zweite Periode der deutschen Gesellschaft, die nach dem Friedensschlusse sich wieder zusammenfand und nun einen mehr wissenschaftlichen Charakter annahm; ihre Seele wurde der Professor Abraham Gotthelf Kästner, aber zu eigentlicher Bedeutung hat sie es auch in dieser Zeit nicht gebracht. — Von den Lehrern des Collegium Carolinum in Braunschweig haben der deutschen Gesellschaft Karl Christian Gärtner als Ehrenmitglied, Konr. Arn. Schmid (nicht Schmidt S. 40) als ordentliches und Fr. Wilh. Zachariä als auswärtiges Mitglied angehört. Letzterer sandte der Gesellschaft sein noch ungedrucktes Singspiel „Günther oder die Schwarzburgische Tapferkeit auf dem Kaiserthrone" ein, über das wir S. 60 ff. nähere Mittheilungen erhalten.

Verlagskatalog von **Friedr. Vieweg u. Sohn** in Braunschweig. Herausgegeben aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der Firma in Braunschweig. 1799. April. 1899. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1899. XXIX u. 411 S. gr. 8⁰.

Mit dieser auf das Würdigste ausgestatteten Jubiläumsgabe, die die ganze reiche und vielseitige Verlagsthätigkeit der Firma Friedr. Vieweg u. Sohn uns vor Augen führt, hat diese sich selbst das schönste Denkmal aufgerichtet, das auch der Wissenschaft der Bibliographie zu Gute kommt. In einem Vorworte erhalten wir einen kurzen, gut orientirenden Ueberblick über das Vieweg'sche Geschäft und dessen Inhaber, sowie die Buchhandlungen, die mit ihr verbunden. Die Firma begründete Hans Friedrich Vieweg am 1. April 1786 in Berlin. Um dieselbe Zeit gründete Joachim Heinr. Campe die Schulbuchhandlung und kaufte 1787 die Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig (nicht auch die Buchdruckerei, wie S. XII angegeben). Im April 1799 siedelte Vieweg auf Veranlassung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand nach Braunschweig über, wo dann sein und seines Schwiegervaters Campe Geschäft mit einander vereinigt wurden. So ist es zu erklären, daß der vor-

fernt [2]). Barsius ist demnach gar nicht weit von seinem Ziel abgewesen, hat sich dann aber zu südlich gehalten und ist immer tiefer in den Wald gerathen. Schließlich haben ihn die Kräfte verlassen. Andern Tages hat man ihn gefunden, unter einer Eiche sitzend; das Evangelienbuch hat er noch in der todesstarren Hand gehalten.

Dort hatte ihn seines Gottes Ruf erreicht: „Gehe ein zu deines Herren Freude; du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Vieles setzen".

Zunächst brachte man den Todten nach der Hasselfelder Kirche, einige Tage darauf nach Trautenstein; dort hat man ihn unter großer Feierlichkeit in der Kirche beigesetzt. Der Text der Leichenpredigt mag gewesen sein: Offb. Joh. 2, V. 10.

Sein Leichenstein ist nicht aufzufinden, denn das alte Kirchlein hat im Jahre 1701 einem neuen Platz machen müssen. Sein Andenken aber lebt, wie gesagt, noch heute in der Gemeinde als das eines Mannes, der furchtlos war und treu bis zum Tode. — Noch länger als 70 Jahre sind Trautenstein und Tanne kirchlich vereinigt gewesen. Erst im Jahre 1708, nachdem der dritte Nachfolger des Pastors Barsius, Herr Conradus Peinemann, welcher 42 Jahre beide Gemeinden in großer Treue geweidet hatte, heimgegangen war, wurde beliebt, beiden Gemeinden einen eigenen Seelsorger zu geben, weil sie allzusehr angewachsen waren.

Zur Erklärung des Poppensteines.

Herr Forstmeister Ziegenmeyer hat in der 10. Nummer des Magazines S. 78 den Namen Poppenstein mit dem Personennamen Poppe in Zusammenhang gebracht und diesen nach Abel für eine Koseform zu Volkmar erklärt. Diese Erklärung halte ich für verfehlt, ich folge lieber dem feinsinnigen Andresen, der es = Bodebert (im Gebieten glänzend) setzt. (Andresen, Die altdeutschen Personennamen, Mainz 1876, S. 30.) Sollte aber überhaupt wohl der Poppenstein mit dem Namen Poppe zusammenhängen? Ist der Stein nicht vielmehr nach seiner Form oder aus einem andern unbekannten Grunde nach den Papen genannt und bedeutet Papenstein? Die Vocale a und o wechseln ja oft mit einander, und Pope verhält sich zu Poppe wie Rabe zu Rappe und Knabe zu Knappe. Vergleichen läßt sich mit der Form Poppenstein auch Poppendiek = Pfaffenteich; ein Hans Poppendick, der nach seinem Wohnorte benannt ist, findet sich in den Urkunden der Neustadt Braunschweig bereits im Jahre 1433.

Otto Schütte.

Bücherschau.

Block, Forstmeister a. D. Beling †. Sonderabdruck aus der Allgem. Forst- und Jagd-Zeitung, hg. von T. Lorey. April-Heft 1899. Frankfurt a. M., Sauerländer 1899.

F. Grundner, Theodor Beling †, Herzogl. braunschweigischer Forstmeister a. D. Sonderabdruck aus d. Zeitschr. f. Forst- u. Jagdwesen, hg. von B. Danckelmann. Berlin, Springer 1899.

In beiden Aufsätzen wird uns ein ansprechendes Lebensbild des als Forstbeamten wie als wissenschaftlichen Forschers gleich vorzüglichen Mannes vorgeführt, der im 83. Jahre seines Alters am 17. December 1898 in Seesen verstorben ist. Hier möge es genügen, die wichtigsten Daten seines Lebens mitzutheilen, und die Verdienste seines Wirkens kurz zu kennzeichnen, im Uebrigen aber auf jene ausführlicheren Arbeiten hinzuweisen. Karl Wilh. Theodor Beling, am 26. März 1816 als Sohn eines Revierförsters zu Steterburg geboren, besuchte von 1828—34 das Gymnasium zu Wolfenbüttel, machte einen zweijährigen praktischen Cursus im Forstfache durch und studirte von 1836—37 in Tharand, darauf in Göttingen. Nachdem er 1838 die erste forstliche Prüfung vorzüglich bestanden — die zweite wurde ihm später in Anbetracht seiner ausgezeichneten Leistungen erlassen — ward er zuerst in Wieda, dann in Seesen beschäftigt. Im Jahre 1842 kam er als Hilfsarbeiter in die Herzogl. Cammer; 1846 wurde er Cammersecretair, 1852 aber auf seinen Wunsch wieder in ein Forstrevier nach Seesen versetzt. Neben dessen Verwaltung wurde ihm auch die der Forstinspection Seesen soweit übertragen, wie der damalige betagte Leiter der Inspection, v. Unger, einer Hülfe bedurfte. Zu Anfang des Jahres 1858 erhielt Beling als „Oberförster", von der Revierverwaltung entbunden, die alleinige Verwaltung der Inspection. Am 25. April 1861 ward er zum Forstmeister ernannt und am 1. October 1888 trat er in den Ruhestand.

Neben den Verdiensten, die Beling sich als praktischer Forstmann erwarb, hat er solche in reichem Maße auch auf wissenschaftlichem Gebiete errungen. Er entfaltete hier bis in sein spätes Alter hinein eine sehr rege Thätigkeit, nicht nur auf dem Felde der Forstwissenschaft, wo er sich besonders mit der Frage des Forstschutzes beschäftigte, sondern auch auf dem der Insekten- und Pflanzenkunde, wo er auf einzelnen Gebieten Hervorragendes leistete. Sehr groß ist die Zahl der Aufsätze, die er seit 1850 in etwa 24 verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat. Eine genaue Uebersicht über sie werden wir demnächst in dem Jahresberichte des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig erwarten dürfen. Ebenso ein Verzeichniß der reichen Sammlungen des Entschlafenen, die er in hochherziger Weise dem Herzoglichen naturhistorischen Museum vermacht hat.

Richard Doebner, Siegeltafeln zum Urkundenbuch der Stadt Hildesheim I—IV, im Auftrage des Magistrats zu Hildesheim herausgegeben. Hildesheim, Gerstenberg 1899. S. 825—848 und XVIII Tafeln. 8°. 3 ℳ.

Das vorliegende Heft ist ein Anhang zum siebenten Bande des Urkundenbuches der Stadt Hildesheim, das der verdiente Herausgeber mit rastlosem Fleiße so weit schon gefördert hat. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß diese Siegeltafeln, die für Siegel- und Wappen-

2) Jetzt steht nur noch der preußische Viehhof in dem von der Rappbode und dem Dammbache gebildeten Winkel; der braunschweigische auf der andern Seite des Dammbaches ist Mitte dieses Jahrhunderts abgebrannt und nicht wieder aufgebaut.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 13. 18. Juni **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

Den Missionszug der hildesheimischen Kirche durch das heutige Amt Salder über die Fuhse bis zur Oker bezeichnen die drei Missionsstationen Lengede, Barum, Gr.-Stöckheim, welche zu Centren der von ihnen aus allmählich ausgebauten Kirchenkreise geworden und zum Theil über die Reformationszeit hinaus geblieben sind. Während die von Kaiser Karl nach Unterwerfung des Sachsenlandes geschaffenen Grafschaften durch Vereinigung mehrerer um eine Malstatt liegender „Länder“ oder ursprünglicher Sachsengaue sehr umfangreich waren, zeigen die Kirchenkreise — Archidiakonate oder Banne — noch deutlich die früheren Volksbezirke. Vor Lengede, Barum und Gr.-Stöckheim lagen zweifellos alte Malstätten — Kultus-, Gerichts- und Marktstätten — der Sachsen.

Der Bann Lengede umfaßte aus unserem Bezirke, dem Amte Salder, folgende Pfarrkirchen[1]): Dusunhem (Dutzum, wüst), Engelnstede, Lauvenstede (Lebenstedt), Brostede, Lesse, Barbeke, Reppener, Vreden inferius, (Niederfreden—Lichtenberg), Machtersen (Bruch-), Linde (Wester-), Salder, Woltwische, Vreden superius (Oberfreden—Lichtenberg), Wedem (wüst)[2]).

Der Bann Barum wurde gebildet durch: Blatede (Flotede, Flöthe), Stockem (Flachstöckheim), Oldendorp (Ohlendorf), Benem (Beinum), Machtersen (Lob-), Calbecht, Indago (Hagen, Gebhards-), Herte, Hedelendorpe (Hallendorf), Drutte, Immendorp, Abersen (Abersheim), Lende (Leinde).

Zum Bann Stöckheim gehörten Saubbingen, Beddingen, Bleckenstede, Uvingen.

Außerdem streckten einige andere Banne ihre Ausläufer in unseren Bezirk. Eddingeroda (Engerode) gehörte zum Bann Gitter, Borchtorpe wie die Asselburg zum Bann Holle, Beerla (Berel) und Norbassel zum Bann Nettlingen, Oelber als Filial von Baddeckenstedt zum Bann Ringelem.

[1]) Nach dem Hildesh. Archidiaconatsverzeichniß.

[2]) Lüntzel liest Meden, was er nicht zu deuten weiß, es ist Wedem westlich von (Gebhards-) Hagen, jetzt in letzterem aufgegangen.

Die Verwaltung dieser Banne lag den Archidiakonen (auch Archipresbyter und Erzpriester genannt) ob. Während diese aber ursprünglich bei der Hauptkirche des Bannes „residirten“ und fungirten, fanden sie es später angenehmer, von der bischöflichen Residenz Hildesheim aus ihres Amtes zu warten. Den eigentlichen Pfarrdienst übertrugen sie den Mercennarien oder Arrendarien (Heuerpfaffen). Die Folgen blieben nicht aus. Bischof Siegfried II. sagt 1290: er habe bei Visitation seiner hildesheimischen Kirche die Archidiakonen nachlässig in Erfüllung ihrer Pflichten gefunden. Er schreibe nun vor, daß jeder Archidiakon seine Synode drei Mal im Jahre besuchen und wenigstens einmal vor der Zusammenkunft des Volkes seine Geistlichen mit gebührender Sorgfalt visitiren solle, wie es kirchengesetzlich vorgeschrieben sei. Trotzdem gestaltete sich die Weiterentwickelung dieses Amtes so, daß das Archidiakonat zu einem Titel, verbunden mit einer Präbende und gewissen Patronatsrechten, herabsank, der den Mitgliedern des Hildesheimer Domkapitels verliehen wurde, während die Leitung der einzelnen Kirchenkreise von dem Bischof durch seine Beamten geübt wurde.

Diese Verhältnisse fand die Reformation vor. Die kurze Herrschaft der Evangelischen 1542—47 brachte keine neue Verwaltungseintheilung der braunschweigischen Lande. Erst 1569 trat die neue Diöcesanordnung ins Leben. Es wurden 5 Generalsuperintendenten für das ganze Land ernannt — seit 1523 gehörten dazu auch 9 hildesheimische Aemter —: Wolfenbüttel, Helmstedt, Bockenem, Gandersheim, Alfeld. Zu Wolfenbüttel kamen die Inspectionen Barum mit 15 Pfarren, Sauingen mit 26 Pfarren.

Die Generalinspection Bockenem umschloß hildesheimische und braunschweigische Gebiete; von letzteren Niederfreden (Lichtenberg) mit 21 Pfarren, dabei Oelsburg mit 6 Pfarren.

Die Inspection Barum, deren erster evangelischer Superintendent Melchior Neukirch (1569—1572) war, hatte einen bedeutenden Umfang von Flachstöckheim bis Wendeburg in den früheren Bannen Barum, Lengede, Schmedenstedt. Von Lengede kommt hinzu: Engelnstedt, Broistedt, Bruchmachtersen, Bodenstedt, Köchingen, — von Schmedenstedt: Wendeburg, Meerdorf, Bettmar, Duttenstedt, Wahle. Diese ausgedehnte Superintendentur wird zum Zwecke besserer Schulaufsicht mit der „neuen Schul-

ordnung" zertheilt. Die von Lengede genommenen Pfarren bilden nun die Inspection Engelnstedt, die von Schmedenstedt die Inspection Wendeburg. Der letzte Superintendent über die ungetheilte Inspection Barum war Oesterreich[3]) 1735—1762 (Sohn des Abtes Oesterreich. † 1745). Im Jahre 1881 wurde noch Bruchmachtersen zu Barum gelegt, womit der Umfang der heutigen Inspection (7 Pfarren) erreicht ist.

Die Inspection Sauingen — erster Superintendent Georgius Zangerus zu Sauingen — umschloß 26 Pfarren. Dazu gehörten aus unserem Amte Sauingen, Uefingen, Blekenstedt. Der Sitz dieser Inspection wurde später nach Thiede verlegt und sie selbst mit der Inspection Engelnstedt 1789 unter Superintendent Westphal (1789—1804) dauernd vereinigt.

Die Inspection Niederfreden (Lichtenberg) — erster Superintendent Henricus Schultius — umfaßte den westlichen Theil des Amtes Salder einschließlich Oelsburg und Umgebung, 21 Pfarren. Dieser Bestand schmolz 1644 bei der Herausgabe des großen Stiftes Hildesheim auf 10 zusammen. Davon wurde i. J. 1876 der schlechten Verbindung wegen Oelsburg getrennt und zur Inspection Wendeburg (Generalinspection Braunschweig) gelegt.

Die Inspection Nette erstreckte sich auf das Amt Wohldenberg. Der erste Superintendent ist Joachimus Auvius[4]) zu Baddeckenstedt. Zu diesem Bezirk gehörte Oelber, als Filial von Baddeckenstedt. In dem bedeutungsvollen Jahre 1644 blieb jedoch Oelber um der hochverdienten evangelischen Gutsherrschaft willen von der Rückgabe an Hildesheim ausgeschlossen und wurde an Niederfreden (Lichtenberg) angegliedert.

Nachdem wir dieses vorausgeschickt, möchten wir im Folgenden einige Nachrichten aus der Geschichte der einzelnen Pfarrgemeinden geben, ein Gebiet, das bislang noch fast gar nicht beleuchtet worden ist.

a. Kirchenkreis Barum.

Der erste Geistliche dieses Bannes, dessen Namen wir kennen, ist Odolricus, der Archipresbyter, welcher 1147 zur Errichtung einer Kirche und Bestellung eines Pfarrers zu Oldendorp (Ohlendorf) seine Zustimmung gab. Ausdrücklich aber mußten die von Ohlendorf versprechen, die Synoden zu „Berem" auch ferner zu besuchen. Der erste bekannte Pfarrer von Barum heißt Ulrich. 1259 genehmigte Hermann von Dassel, Domherr zu Hildesheim und Archidiakonus zu Barum, daß der von ihm angestellte Pfarrer Ulrich zu Barum 1 Kothstelle und 12 Morgen zu Stöckheim mit Zustimmung seiner Pfarrkinder dem Kloster Neuwerk verkauft habe, jedoch unter der Bedingung, daß Ulrich den Kaufpreis nach dem Rathe seiner Gemeindeglieder zum besseren Nutzen seiner Kirche in Barem anlege, nämlich zum Ankaufe einer Hufe in Leve (Liebenburg).

Von Alters her sind mit Barum drei Tochtergemeinden verbunden: Cramme, Watenstedt und Heerte.

Das letztere hat eine wechselvolle Geschichte. Zunächst war es Zubehör von dem heute wüsten Kirch- (1386 auch Drec-) heerte, links der Fuhse nach Gebhardshagen zu gelegen[5]). Mit der Auflösung von Kirchheerte um 1410[6]) gelangte Heerte, welches aus Nord, Ost- und Lüttenheerte bestand, an Barum. Der Pfarrer von Barum hielt aber in Heerte einen Caplan. In den Visitationsacten von 1651 heißt es: „Es ist alhie ein Hauß, wird die Capelaney genannt. Denn es ist hier vorhin bei der Pfar zu Barum ein Caplan gewesen, der von Herte 30 Gulden empfangen hat". Dieses Haus stand bis in die neueste Zeit. Diese nach dem 30jährigen Kriege veranstaltete allgemeine Visitation gab nun auch den Anstoß zur endgiltigen Trennung Heertes von Barum.

Schon der erste evangelische Superintendent Melchior Neukirch zu Barum hatte 1569 berichtet, daß er in Watenstedt und Heerte nicht selbst predigen könne, das würde ihm zu viel. Er habe sie anderen Predigern überlassen, nämlich Heerte Herrn Albrecht[7]) zu Salder, und Watenstedt an Herrn Luleff Bode[8]) zu Leinde. Watenstedt wurde 1625 definitiv aus dem uralten Verbande mit Barum entlassen. In diesem Jahre wurde Justus Godekenius als erster Pfarrer in Leinde und Watenstedt eingeführt. Heerte wurde um 1660 von Barum getrennt und Lobmachtersen zugelegt. Die Kirchenvisitation von 1651 wird dazu den Anstoß gegeben haben. „Die Gemeinde Heerte hat das Examen gar schlecht bestanden und kommen die Leute auch wenig zur Kirche". Der Wechsel geschah unter dem Sup. D. Ulricus Hesse (1650—1673), dessen herrliches Oelbild in der Kirche zu Barum hängt. Lobmachtersen war bis 1658 mit Flachstöckheim verbunden und erhielt nun Heerte. Der damalige Pfarrer hieß Georg Wiedemann (1658 bis 1681[9]). So hatte Barum schließlich nur noch Cramme behalten.

Der kirchliche Lehnsherr von Barum war, wie wir das bei allen Archidiakonatssitzen finden, derjenige Domherr zu Hildesheim, welcher mit der Pfründe des Archidiakonats von Barum begabt war. So wird der Archidiakonus als Patron im Hildesheimer Verzeichniß genannt. So heißt es im Visitationsprotokoll 1542: Florus Rukopff, Pfarrer; die Pfarre hat er vom Archidiakonus von Hildesheim Herrn Brun von

---

[3]) Sein großes Pastelbild wie das seiner Gattin hängen hinter der Altarwand in der Barumer Kirche. Ein Frauenbild in der Kirche — jedenfalls eine große Seltenheit.

[4]) Nicht Stüvius, wie Günther (Ambergau) nach Lauenstein schreibt. Die Leichenpredigt Herrn Burchards v. Cramm v. J. 1587 ist gehalten durch Joach. Auvium, Spec.-Sup. u. Past. z. Baddeckenstedt. Sie liegt gedruckt vor.

[5]) 1386 Hermann Angerstein, rector Capellae S. Petri in Drecherete subter Gheverdeshagen. Urkunde im Landes-H.-Archiv Wolfenb.

[6]) Aus Kirchheerte und Wedem (nach Salder zu gelegen) entstand das Dorf Gebhardshagen unter der Burgveste.

[7]) Albertus Hoppe war damals Pfarrpächter des Pfarrers Nicolaus Rivenstahl, der mit Salder und Niederfreden von dem Herrn v. Salder belehnt war.

[8]) Ludolf Bode war schon 1540 in Leinde, verwaltete auch Adersheim und Immendorf.

[9]) Auf die frühere Selbständigkeit von Heerte weist noch der Umstand, daß die Einführung des Geistlichen sowohl in der Kirche von Lobmachtersen, wie in der von Heerte stattfinden muß.

Teteleben [10]) zu Lehne, der hat sie vom Pabst; ist ein Erzpriester. Bei dem katholischen Verhör unter dem zurückgekehrten Heinrich dem J. (1551) heißt es: Florinus Rukop ein Erzpriester, 40 Jahre lang; hat die Pfarre erstlich 10 Jahre in arrenam (auf Pacht) gehabt und folgends 30 Jahre als wirklicher Besitzer; hat noch nicht gefreiet [11]). Ist von der gewaltigen Regierung verjagt gewesen und darnach wieder zu seiner Pfarre gekommen. 1568 ist der ganz junge Henricus Müller vom Archidiakon Antoni von Langen [12]) mit der Pfarre belehnt. Auch in evangelischer Zeit hat der Archidiakonus noch das Verleihungsrecht. Der Uebergang des Patronates auf den Landesherrn vollzog sich 1644 bei der Herausgabe des Hildesheimer Stiftes, bei welcher sämmtliche Archidiakonatslehnsrechte an den Landesherrn fielen.

Der Schutzheilige von Barum ist der heilige Nicolaus. Das ergiebt sich aus dem am Eingange der Kirche eingemauerten, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden Warnstein, in dessen Mitte der Bischof Nicolaus in vollem Ornate thront und der die Umschrift zeigt: He si vrowe oder man — desse stein de scal hir to ener manige stan — dat se Sct. Nicolaus sin ghut ghelden — dat en goddes plaghe nich en melden [13]).

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch noch zwei andere schöne Inschriften erwähnen, nämlich über der Thür das Distichon:

Intrans per Christum reperit sua pascua plena,
Sit fidus pastor sitve caterva gregis.
Joh. X, 9.

(Wer mit Christo eingeht, findet volle Weide, wie der treue Hirte, so die Schaar der Gemeinde). Sodann an der Wand:

Corda deus poscit, muros sine mente despernit.
(Die Herzen fordert Gott, die todten Mauern verwirft er).

Die ältesten Theile der Kirche sind der Thurm und der Chor. An der Außenseite des letzteren findet sich ein in Stein gehauenes Kreuz, das Zeichen der Einweihung durch den Bischof selbst. Der Grundstil ist romanisch. Der Thurm zeigt drei Eingänge in der Innenmauer, von denen zwei vermauert sind. Durch dieselben bewegten sich die Processionen im Innern der Kirche. Da der Boden des Schiffes im Laufe der Zeit sich erhöht hat, so kann man nur mit starker Beugung durch die noch offene Thür treten. Ganz Gleiches findet man in der Kirche zu Lesse. Nach dem Visitationsbericht des ersten Superintendenten Melchior Neukirch war der Kirchenthurm mit Blei, 7—800 Gulden werth, gedeckt. Die Männer wollen nicht, daß es verkauft wird, davon könnte man Schieferdach, Glocke, Seiger, Pfarrbau beschaffen und behielte noch 1—200 Gld. übrig. Jetzt finden wir ein einfaches Ziegeldach. Es erübrigt nun noch eine alte Legende schärfer zu beleuchten. Es heißt im Corpus bonorum von Barum (1750): „So viel weiß man, daß vor Zeiten alhie unter dem Pabstthum ein römisch-katholisch Kloster und Abtey gewesen sei“. Als Beweis dafür wird angeführt, daß man in der Wand an der Kirchenthür einen eingemauerten Stein findet, auf welchem das Bildniß eines Abtes oder Bischofs mit einer alten unleserlichen Inschrift eingegraben steht. Letzteres haben wir schon oben aufgeklärt. Die Behauptung des Corp. bon. geht auf eine doppelte Thatsache zurück. Einmal lebt darin die Erinnerung an das Archidiakonat Barums fort, sodann war Barum der Mittelpunkt einer Kalandsbrüderschaft, wie wir solche an sehr vielen Archidiakonatssitzen (so in der Nähe zu Nettlingen) treffen.

Bekannt ist mir vom Barumer Kaland nur ein einziges Document vom J. 1347, in dem Dekan, Kämmerer und die übrigen Brüder und Schwestern des Kalandes zu Barum den Mitgliedern des Kalandes des heil. Geistes in Braunschweig den vollen Antheil an allen Gütern im Leben und im Tode verschreiben [14]). Diese bestehen in Messen, Vigilien, Gebeten, Fasten, Almosen und anderen guten Werken des Kalandes. Unterschrieben und untersiegelt ist die Urkunde durch Ludolf, Pfarrer in Hedelendorp (Hallendorf), damals Dekan des Barumer Kalandes.

Die Kalande, welche bekanntlich ihren Namen von dem Versammlungstage (dem 1. des Monats) haben, waren geistliche Gilden oder Interessentschaften und entstanden im XIII. Jahrhundert. Die von der allgemeinen Kirchengemeinschaft verbürgte Seligkeit bot der damaligen Zeit noch nicht Sicherheit genug, deshalb schloß man sich zu noch engeren Gesellschaften zusammen, deren Mitglieder sich besondere geistliche Leistungen auflegten und gegenseitig verschrieben. Man kam am 1. des Monats zusammen, einmal zur Uebung und Anregung in den geistlichen Exercitien, sodann zur geschäftlichen Verhandlung über die Ausgaben und Einnahmen, endlich zur Abhaltung gemeinsamer Mahlzeiten. Die letzteren waren Anfangs recht einfach, arteten aber später in große Gastereien aus, so daß das ganze Institut in üblen Ruf und in Verfall gerieth. Ueber die Entwicklung und das Ende des Barumer Kalands ist nichts bekannt. Auffallend ist das die Johanniter-Form zeigende Kreuz auf dem Dache über dem Chor. Es ist nicht unmöglich, daß dieses mit dem Kalande in Verbindung steht. Der Heil. Geist-Kaland zu Braunschweig, an den sich der Barumer angeschlossen hatte, war durch den Johanniterorden, den Erben des Templerordens, in den Besitz des Braunschweigischen Tempelhofes nebst der damit verbundenen Matthäicapelle gekommen. Wie der Braunschweiger Kaland in Folge dessen das Johanniterkreuz angenommen, so mag wohl auch der Barumer Kaland diese Kreuzes-

10) † 1506. (Lauenstein, Hildesheimer Gesch.)

11) Dieses war das entscheidende Merkmal bezüglich protestantischer Gesinnung.

12) † als Domherr zu Halberstadt 1583.

13) Es sei Frau oder Mann — dieser Stein der soll hier zu einer Mahnung stehen, daß sie dem St. Nicolaus sein Gut bezahlen, damit ihn Gottes Heimsuchung nicht verrathe. Danach ist die Angabe Voges', Harzzeitschr. Bd. X 1877, S. 74, richtig zu stellen.

14) Vgl. Gebhardi, der mit dem Matthäusstift verbundene große Kaland z. h. Geist (1739) S. 89.

ordnung" zertheilt. Die von Lengede genommenen Pfarren bilden nun die Inspection Engelnstedt, die von Schmedenstedt die Inspection Wendeburg. Der letzte Superintendent über die ungetheilte Inspection Barum war Oesterreich[3]) 1735—1762 (Sohn des Abtes Oesterreich, † 1745). Im Jahre 1881 wurde noch Bruchmachtersen zu Barum gelegt, womit der Umfang der heutigen Inspection (7 Pfarren) erreicht ist.

Die Inspection Sauingen — erster Superintendent Georgius Zangerus zu Sauingen — umschloß 26 Pfarren. Dazu gehörten aus unserem Amte Sauingen, Uefingen, Blekenstedt. Der Sitz dieser Inspection wurde später nach Thiede verlegt und sie selbst mit der Inspection Engelnstedt 1789 unter Superintendent Westphal (1789—1804) dauernd vereinigt.

Die Inspection Niederfreden (Lichtenberg) — erster Superintendent Henricus Schultius — umfaßte den westlichen Theil des Amtes Salder einschließlich Oelsburg und Umgebung, 21 Pfarren. Dieser Bestand schmolz 1644 bei der Herausgabe des großen Stiftes Hildesheim auf 10 zusammen. Davon wurde i. J. 1876 der schlechten Verbindung wegen Oelsburg getrennt und zur Inspection Wendeburg (Generalinspection Braunschweig) gelegt.

Die Inspection Nette erstreckte sich auf das Amt Wohldenberg. Der erste Superintendent ist Joachimus Auvius[4]) zu Baddeckenstedt. Zu diesem Bezirk gehörte Oelber, als Filial von Baddeckenstedt. In dem bedeutungsvollen Jahre 1644 blieb jedoch Oelber um der hochverdienten evangelischen Gutsherrschaft willen von der Rückgabe an Hildesheim ausgeschlossen und wurde an Niederfreden (Lichtenberg) angegliedert.

Nachdem wir dieses vorausgeschickt, möchten wir im Folgenden einige Nachrichten aus der Geschichte der einzelnen Pfarrgemeinden geben, ein Gebiet, das bislang noch fast gar nicht beleuchtet worden ist.

a. Kirchenkreis Barum.

Der erste Geistliche dieses Bannes, dessen Namen wir kennen, ist Odolricus, der Archipresbyter, welcher 1147 zur Errichtung einer Kirche und Bestellung eines Pfarrers zu Oldendorp (Ohlendorf) seine Zustimmung gab. Ausdrücklich aber mußten die von Ohlendorf versprechen, die Synoden zu „Berem" auch ferner zu besuchen. Der erste bekannte Pfarrer von Barum heißt Ulrich. 1259 genehmigte Hermann von Dassel, Domherr zu Hildesheim und Archidiakonus zu Barum, daß der von ihm angestellte Pfarrer Ulrich zu Barum 1 Kothstelle und 12 Morgen zu Stöckheim mit Zustimmung seiner Pfarrkinder dem Kloster Neuwerk verkauft habe, jedoch unter der Bedingung, daß Ulrich den Kaufpreis nach dem Rathe seiner Gemeindeglieder zum besseren Nutzen seiner Kirche in Barem anlege, nämlich zum Ankaufe einer Hufe in Leve (Liebenburg).

Von Alters her sind mit Barum drei Tochtergemeinden verbunden: Cramme, Watenstedt und Heerte.

Das letztere hat eine wechselvolle Geschichte. Zunächst war es Zubehör von dem heute wüsten Kirch=(1386 auch Drec=) heerte, links der Fuhse nach Gebhardshagen zu gelegen[5]). Mit der Auflösung von Kirchheerte um 1410[6]) gelangte Heerte, welches aus Nord, Ost= und Lütkenheerte bestand, an Barum. Der Pfarrer von Barum hielt aber in Heerte einen Caplan. In den Visitationsacten von 1651 heißt es: „Es ist alhie ein Hauß, wird die Capelaney genannt. Denn es ist hier vorhin bei der Pfar zu Barum ein Caplan gewesen, der von Herte 30 Gulden empfangen hat". Dieses Haus stand bis in die neueste Zeit. Diese nach dem 30jährigen Kriege veranstaltete allgemeine Visitation gab nun auch den Anstoß zur endgiltigen Trennung Heertes von Barum.

Schon der erste evangelische Superintendent Melchior Neukirch zu Barum hatte 1569 berichtet, daß er in Watenstedt und Heerte nicht selbst predigen könne, das würde ihm zu viel Er habe sie anderen Predigern überlassen, nämlich Heerte Herrn Albrecht[7]) zu Salder, und Watenstedt an Herrn Luleff Bode[8]) zu Leinde. Watenstedt wurde 1625 definitiv aus dem uralten Verbande mit Barum entlassen. In diesem Jahre wurde Justus Godekenius als erster Pfarrer in Leinde und Watenstedt eingeführt. Heerte wurde um 1660 von Barum getrennt und Lobmachtersen zugelegt. Die Kirchenvisitation von 1651 wird dazu den Anstoß gegeben haben. „Die Gemeinde Heerte hat das Examen gar schlecht bestanden und kommen die Leute auch wenig zur Kirche". Der Wechsel geschah unter dem Sup. D. Ulricus Hesse (1650—1673), dessen herrliches Oelbild in der Kirche zu Barum hängt. Lobmachtersen war bis 1658 mit Flachstöckheim verbunden und erhielt nun Heerte. Der damalige Pfarrer hieß Georg Wiedemann (1658 bis 1681[9]). So hatte Barum schließlich nur noch Cramme behalten.

Der kirchliche Lehnsherr von Barum war, wie wir das bei allen Archidiakonatssitzen finden, derjenige Domherr zu Hildesheim, welcher mit der Pfründe des Archidiakonats von Barum begabt war. So wird der Archidiakonus als Patron im Hildesheimer Verzeichniß genannt. So heißt es im Visitationsprotokoll 1542: Florus Nukopff, Pfarrer; die Pfarre hat er vom Archidiakonus von Hildesheim Herrn Brun von

---

[3]) Sein großes Pastelbild wie das seiner Gattin hängen hinter der Altarwand in der Barumer Kirche. Ein Frauenbild in der Kirche — jedenfalls eine große Seltenheit.

[4]) Nicht Stüvius, wie Günther (Ambergau) nach Lauenstein schreibt. Die Leichenpredigt Herrn Burchards v. Cramm v. J. 1587 ist gehalten durch Joach. Auvium, Spec.-Sup. u. Past. z. Baddeckenstedt. Sie liegt gedruckt vor.

[5]) 1386 Hermann Angerstein, rector Capellae S. Petri in Drecherete subter Gheverdeshagen. Urkunde im Landes-H.-Archiv Wolfenb.

[6]) Aus Kirchheerte und Wedem (nach Salder zu gelegen) entstand das Dorf Gebhardshagen unter der Burgveste.

[7]) Albertus Hoppe war damals Pfarrpächter des Pfarrers Nicolaus Nivenstahl, der mit Salder und Niederfreden von dem Herrn v. Salder belehnt war.

[8]) Ludolf Bode war schon 1540 in Leinde, verwaltete auch Adersheim und Immendorf.

[9]) Auf die frühere Selbständigkeit von Heerte weist noch der Umstand, daß die Einführung des Geistlichen sowohl in der Kirche von Lobmachtersen, wie in der von Heerte stattfinden muß.

schale zubereitet, indem man Brot hineinschnitt und mit etwas Citronenschale würzte; sollte aber der Geschmack dieser sehr erfrischenden Suppe noch erhöht werden, so wurde außer Zucker noch etwas Rum oder Rothwein hinzugethan.

Als ein ganz besonderer Trank fand aber der Dukstein seit Ende des vorigen Jahrhunderts seine Verwendung auf dem Schützenfeste der Bürgerschaft von Königslutter. Hier wurden von der Schützengesellschaft für den besten Mann auf der Königsscheibe zwei Tonnen Dukstein unentgeltlich gespendet. Unter der kundigen Hand des ersten Schützenmeisters wurde dann dieses „Königsbier“ gar sorgfältig durch Beimischung von Kandis, Korinthen, Citronenschale, Rum und Rothwein zu einem „aparten Trunke präpariret“. Die erste Kanne, gefüllt mit solchem seltsamen Gebräu, galt dem Landesherrn und dem Schützenkönige; der zweite, mit Blumen geschmückte volle Humpen wurde den Ehrendamen überreicht. Nach einer wohlgesetzten Rede wurden dann unter den Klängen der Musik beide Kannen geleert und dadurch der Anfang zur weiteren Vertilgung dieses mundenden Stoffes gegeben. Daß ein solcher „schwergradiger Trunk“ oft seine Wirkung nicht verfehlte und gar mancher wackere Zecher von Dukstein „an jeden Stein sich ducken mußte“, davon weiß bis auf den heutigen Tag die Ueberlieferung Vieles zu erzählen; und gar schwer soll es oft dem damaligen „Stadtmusikanten Aug. Friedr. Mummeler mit seinen 5 Musikantengesellen“ geworden sein, die seligfrohen Schützenbrüder von der Kämmerei-Plantage nach Hause zu blasen.

Ueber den früheren Preis des Duksteins geben uns einige vorliegende Nummern der Braunschweigischen Anzeigen Aufschluß. Von August 1745 bis December 1745 kostete das halbe Faß Dukstein 2 Thlr. 21 Mariengroschen bis 2 Thlr. 27 Mariengroschen; das Maß (Quartier) 10 ₰ bis 1 Mgr. und das halbe Stübchen 1 Mariengroschen 4 Pfennige. Bei einer Versammlung der Schneidergilde 1754 wurde ausgegeben „vor ein achtel Duchstein mit der accise 22 Mgr. 6 ₰“.

Auffällig muß es erscheinen, daß im Laufe der vielen Jahrzehnte der Preis des Duksteins kaum nennenswerth gestiegen ist, denn noch jetzt werden für das Quartier (Liter) ebenfalls nur 10 bis 12 ₰ bezahlt. Dieser sich fast gleich gebliebene Preiswerth dürfte wohl daraus zu erklären sein, daß die Nachfrage nach Dukstein in Folge des eingeführten Lagerbiers eine immer mehr und mehr geringere geworden ist. Der Versandt nach auswärts hat jetzt fast ganz aufgehört, und die Brauzeit umfaßt nur wenige Wochen im Sommer, in denen zwei Brauer noch etwas Dukstein als Lokalbier herstellen[6]), das jedoch in seiner Güte sehr weit hinter dem früheren zurücksteht und jetzt sicherlich nicht mehr darauf Anspruch machen kann, „ein herrlicher Nectar unseres Herzogthums Braunschweig“ zu heißen. Wohl schwerlich würde heute noch die Probe gelingen, die in früheren Zeiten gemacht wurde, wenn die Innungsgenossen sich zum gemeinsamen Trunke versammelten und gleich auf der Stelle den Gehalt des Duksteins prüfen wollten. Als Bierwaage galt ihnen dann nicht das Alkoholometer des Taxators, sondern — ihre hirschlederne Hose. Klebte dieselbe auf der hölzernen Bank, welche mit etwas Dukstein übergossen wurde, nach kurzem Sitzenbleiben so fest, daß „die Bank Lust hatte, mitzugehen, wohin die Zecher gingen“, dann war das Bier vortrefflich gerathen und werth, daß noch weiter „'ne lüttge Lage mit 'n Kreuzfahrer hinter die Binde gegossen wurde!“ Dieser letztere bildliche Ausdruck findet wohl leicht seine Erklärung, während die erstere hier gebräuchliche volksthümliche Redensart sich auf ein Glas Dukstein mit einem Schnaps bezieht. Kreidete nämlich der Wirth die vom Gaste getrunkenen Gläser Dukstein und Schnäpse an, so bediente er sich dabei besonderer Zeichen. So bedeutete ein Strich | ein Glas Dukstein und ein Kreuz ×, das den Strich durchfuhr, einen Schnaps; zwei, drei, vier und fünf Glas wurden mit folgenden Zeichen vermerkt: ∟, ⊏, □, ⊠.

Der vorhingenannte Klebestoff übrigens, der sich schon bei der Gewinnung der Würze an der Oberfläche als dickbreiige Masse in großer Menge bildete, wurde weit und breit hauptsächlich von den Schuhmachern sehr begehrt. Mittels dieses Kleisters („Pappe“) klebten („pappten“) sie die Zwischensohlen in ihrem neugefertigten Schuhwerke fest, um dadurch das Knarren zu verhindern. Für diese so „verbindliche“ Erfindung, die allerdings schon längst in Vergessenheit gerathen ist, war aber die Mit- und Nachwelt wenig dankbar; die Schuhmacher wurden oft mit dem Worte „Pappenmeister“ bezeichnet, und aus dem rühmlichen Namen Königslutter entstand ein spöttisches „Papplutter“.

Dieser Spottname war aber nicht im Stande, den wirklichen Ruf, welchen sich die Stadt durch ihr wohlschmeckendes und nahrhaftes Bier erworben hatte, zu verringern. Ja, man gebrauchte in früheren Jahrhunderten den Dukstein sogar als Gesundheitstrank und pries ihn als ein Haupt- und Wundermittel gegen allerlei Krankheiten. So sagt Johannes Letzner in seiner Beschreibung des Stiftes Königslutter vom Jahre 1715: „Aus dem Lutter-Wasser wird der Trank Duckstein gebrauet, ein Trank, über welchen keiner ist von schönerer Farbe, von annehmlichern Geschmack, und von vortrefflichern nuzen, denn er zermalmet, und treibet fort den stein, (ihr Herren, spitzet die ohren, und höret zu, die ihr steinreich seyd, und bißweilen davon geplaget werdet) und demnach in vielen ländern berühmt ist“. Auch der hier wiederholt angeführte Brückmann ist ganz des Lobes voll von den wunderbaren Heilkräften, die diesem Biere innewohnen; er hält es „als bestes Getränke für gelehrte Leute, die den größten Theil ihres Lebens mit sitzen zubringen müssen“. Es ist „gleichsam naturæ mediae zwischen den Wasser und Wein; dienet den Durst zulöschen, die Verdauung der Speisen zubefördern, und selbe zur Nutrition zu distribuiren; hat über dieses noch besondere herrliche Tugenden in re medica; es

6) Leider trifft auch das jetzt nicht mehr zu. Von wohlunterrichteter Seite erfahren wir, daß im vorigen Sommer allerdings noch Duksteinbier gebraut worden ist, daß die Nachfrage danach aber so verschwindend gering war, daß die Brauer in diesem Jahre von einer Wiederholung des Duckteinbrauens abzusehen beschlossen haben. Die Red.

form sich angeeignet haben. Vielleicht hat er zum Bau der Kirche etwas beigetragen und damit das Recht erworben, sein Kreuz auf das Chordach zu pflanzen.

Obgleich nach Einführung der Reformation die neuen evangelischen Superintendenten im Gegensatz zu der katholischen Verwaltung fleißig ihren Kirchenkreis visitirt haben, so sind uns doch nur aus der Barumer Ephorie die Visitationsberichte erhalten [15]), und zwar aus der Amtszeit der beiden ersten Superintendenten Melchior Neukirch und Ludolph Wagenfürer aus den Jahren 1569—1584. Besonders Bemerkenswerthes bietet der Bericht des Letzteren vom J. 1577. Nachdem er über den unfleißigen Kirchenbesuch und das Saufen an den hohen Festtagen geklagt hat, fährt er fort: „Sonderlich fallet mir die große Aergerniß ein zu Barum und Cramme, daß, wenn nun die Pfingstwoche mit Schwelgerei ist zugebracht, geht es wiederum an am Feste Trinitatis. So machet man wiederum ein Fastelabendfest, daß alsdann die Cramme'schen Burgherrn bringen einen Bock nach Barum auf den Dantzplatz, da dann die Barumschen Knechte bereits vorhanden sein und zechen und tanzen; und tanzen dann beide Dorfschaften um den Bock, den einer auf dem Halse traget und damit füran tanzet. Wenn dann solches geschehen, so gehen Knechte und Mägde in den Krug, saufen und tanzen und schlagen sich bisweilen. Darnach am Abend gehen Knechte und Mägde trunken heim und richten oft Aergernisse an. Solch Fastelabendfest macht man aus dem Feste Trinitatis. Und da ich nach dem Grunde dieses Bocktanzes fragte, so befinde ich, es sei eine Gerechtigkeit der Junker von Salder, daß die von Cramme vom Burghof [16]) also thun müssen oder sollen den Junkern ihre Strafe geben. Ich bitte um Gottes willen, daß solche Lupercalia an den hohen Festen mögen abgethan werden. — Die Bauersleute übersetzen sich auch mit Wucher, nehmen 2 Groschen auf den Gulden des Jahres ohne alle Scheu; das liederlichste ist ein Fürstengroschen. Das sind die besten, so nur 1 Groschen drauf nehmen aus Furcht vor weltlicher Strafe. Ja, wenn einer 6 bis 8 Gulden leihet, setzet er wohl 1 Forling Landes, nutzt es und geht nichts von der Hauptsumme ab. — Mit dem Pfarracker ist es leider dahin gekommen, daß ihn fremde Leute unter dem Pfluge haben, die Pfarrherren müssen sich an den Zinsen genügen lassen. Wenn's ein paar Jahr bei dem Hofe gewesen, wollen sie es stracks dabei vertheidigen. (Wird fortgesetzt.)

15) Akten bei Herzogl. Consistorium.

16) Das Schloß zu Cramme befindet sich bei seiner ersten Erwähnung 1366 in Salder'schem Besitz. Der Burghof ist jetzt parcellirt.

Die ehemalige Brauerinnung zu Königslutter und ihr berühmtes Dukſteinbier.

Von Adolf Lüders.

(Schluß.)

Das aus dem Malz durch den Maischproceß hergestellte Gebräu wurde, wie noch heute, die Würze genannt. Die erste abgezapfte Würze hieß „Werth“; der dritte, auch wohl vierte Aufguß, also die Nachwürze, bildete den seiner Billigkeit wegen so viel begehrten Kofent [5]). Auch hier im Kloster wurde dieses Kofentbier in früheren Zeiten gebraut und noch vor etlichen Jahren, als der betreffende Theil der alten Klostergebäude noch stand, konnte man ganz deutlich erkennen, daß einige Räume derselben zum Brauen benutzt sein mußten und sogar noch alte Braueinrichtungen aufwiesen. Ja, selbst noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts muß das Brauen dort betrieben sein; denn in dem Kirchenbuche für Stift Königslutter finden wir folgenden Vermerk: „Anno 1712 d. 5. Marti ist Elias Schultzen ein Bürger und Braumeister aus Lutter begraben, welcher auff Closter hier Bier gebrauet und von Kohlenfeuer unvermuthet ersticket. Imgleichen der Schweinemeister auff diesem Closter Jürgen Henni Täger ist beim Brauen ersticket“. Doch muß dieses Klosterbier von ganz anderer Beschaffenheit gewesen sein, als der Dukstein in der Stadt. Interessant sind hierzu die Bemerkungen von F. E. Brückmann (1723), der, zweifellos auf Grund eigener Probe und örtlicher Prüfung, sich also vernehmen läßt: „Was aber am meisten noch zu verwundern, ist wohl dieses, daß das Bier, so auf dem Closter bey Königs-Lutter gebrauet wird, ganz diverse Tugenden, Couleur, Geruch und Geschmack von demjenigen hat, so in der Stadt, welche doch immediate an das Closter stösset und einen Ort mit dem Closter nur auszumachen scheinet, gekochet wird; Beyde haben einerley Wasser, nemlich das Wasser, die Lutter benannt, fließet und richtet seinen Lauff vom Closter herab durch die Stadt hindurch; Man hat einerley ferment, oder wie es hiesiges Orts genennet wird, Bier-Stellens darzu adhibiret; Man hat das Maltz aus dem Weitzen auf einerley Weise praepariret. Man hat gleiche Quantität desselben zu einem Brauen genommen. Man hat sich eines Brau-Meisters aus der Stadt bedienet; Ja man hat das Maltz in der Stadt machen und nach dem Closter fahren; Man hat das Wasser darzu aus der Stadt wieder zurück auf das Closter bringen lassen, und die Methode, wie es in der Stadt gebrauet wird, aufs accuratste in acht genommen, doch aber so viel nicht effectuiren können, daß durch alle angewandte Mühe und Fleiß ein Duckstein hervorgekommen wäre, sondern dieser und das Closter-Bier sind allezeit sehr von einander unterschieden gewesen und geblieben“.

Die Verwerthung des Duksteins war, so lange das Lagerbier noch nicht eingeführt, eine sehr verschiedene. Nach Fertigstellung des Gebräues wurde das Jungbier zum Gebrauch für das Haus auf Flaschen gezogen oder ungespundet in Fässern an die Wirthe abgegeben. In offenen Flaschen an einen warmen Ort gestellt, fing das Bier stark an zu gähren und verursachte dann beim Trinken durch die überaus reichhaltige Kohlensäure „ein Kribbeln in der Nase, als wenn man mit der Burst unter den Füßen gekitzelt wurde“. An heißen Tagen wurde der Dukstein auch als sogenannte Kalte-

5) Br. Mag. 1899, S. 13.

soll aber der Bauch in dem Namen eines Spieles, bei dem er am allerwenigsten in Betracht kommt? Er wird auch gar nicht in dem Worte stecken. Meiner Ansicht nach enthält der zweite Theil das Wort Bauer, wie ich denn auch wirklich auf dem Lande Kluntjebûr sagen hörte. Durch Mißverständniß ist dann Kluntjebûr zu Kluntjebuk, Kluntjebub und Kluntjebu entstellt worden, denn alle diese drei Formen werden in Braunschweig zur Bezeichnung des Spiels verwandt. Daß das Spiel Klunzbauer genannt wurde, kann uns nicht wundern, da ein Bauer, der den ganzen Tag hinter dem Pfluge hergeht oder sonstige schwere Feldarbeiten verrichtet, grade keinen leichten Gang hat, so daß er spottweise wohl als Klunzbauer bezeichnet werden kann, wie ja auch der Klunzfüßige schwer auftritt.

Sollte vielleicht auch in der Bezeichnung Blindekuh eine Entstellung enthalten sein? Das Spiel ist ja unter diesem Namen schon sehr alt. Weshalb hat man aber gerade auf die Kuh gegriffen? Auf diesen Gedanken kam ich, als ich in einigen Ortschaften für Blinnekau die Form Blinneklaus hörte, so daß also ein Mensch mit Namen Klaus zur Bezeichnung des Spieles herangezogen ist. Auf einen solchen paßt der Inhalt der Worte (Andree, a. a. O. S. 323) viel besser, daß er „Bottermelk slawwern" und sich einen „Leppel oder Sleif" suchen solle. Und die Entstellung von Klaus zu Kau ist jedenfalls viel leichter wie umgekehrt. Als die Kuh aber von dem Worte Besitz ergriffen hatte, wurde in Süddeutschland auch die Maus und in der Altmark recht passend die Eule zur Bezeichnung des Spieles herangezogen. Dies wurde übrigens in früheren Zeiten auch von Erwachsenen in der Spinnstube viel gespielt und zwar, wenn die Bluster- oder Pusterstunde abgehalten wurde.

„Jungens", ein Scheltwort.

Wie stark der Gemeingeist und wie lebhaft das Ehrgefühl schon vor länger als 200 Jahren bei der reiferen Schuljugend gewesen ist, zeigt ein kleiner Vorfall, der uns von der Schule in Gandersheim überliefert ist. Philipp Schönfeld, der wahrscheinlich bei dem Haushalte der Stiftsschule dort beschäftigt war, hatte von den Schülern den Ausdruck „Jungens" gebraucht. Wie es scheint, gar nicht in böser Absicht. Hat er ihnen doch, als das Wort fiel, sogar noch eine Schüssel mit Essen zuwenden wollen. Aber die Schüler ließen sich damit den Mund nicht stopfen; jene Bezeichnung war ihnen zu sehr in die Krone gefahren. Man beschwerte sich über den Uebelthäter bei dem Rector der Schule und von zwei Ohrenzeugen wurde folgende Aussage zu Protokoll gegeben.

„Ich Andreas Fehrman [1]) thue bekennen, daß ich gehöret habe von Philip Schönfelt, daß er die Schüller hatt vor jungens geschulten; also habe ich ihm daß offeriret, nemlich daß ich gehöret habe, daß Philip Schönfelt hatt gesagt, die jungens müßen noch wohl eine Schüssel voll haben. Demnach wird sich Philip Schönfelt zu achten wißen, weßwegen er gestern daß gantze Chor hatt vor jungens gescholten. Nun wollen wir darauff inquiriren, waß wir vor jungens seyn, oder ob der Herr Rector mit jungens umbgehet".

Das zweite Zeugniß lautete:

„Ich Johan Christoffel Suttfelt thue auch bekennen, daß er gesagt hatt, ob sie noch nicht wolten weg gehen, sie wehren lange genug gewest, da wir doch kaum ander halbe stunde gewesen seyn, vnd kaum vier gläser voll zu trincken gehabt haben, sehet so viel gennet man den Schüllern".

Wie stellte sich nun der Rector, Gerh. Chr. Sudfeld, zu dieser Beschwerde seiner Zöglinge? Harenberg schildert ihn in seiner Gandersheimer Geschichte (S. 1664) als streng und zum Schlagen geneigt; er zieht zum Vergleiche den Orbilius (plagosus) heran, den wir aus der ersten Epistel des zweiten Buches des Horaz kennen. Aber war er auch gegen die Schüler streng, so ergriff er doch nach auswärts lebhaft ihre Partei, wo er sie und mit ihnen sich selbst gekränkt glaubte. Seine Schüler „Jungens" zu tituliren, war auch ihm ehrenrührig. Er richtete daher an den Rath der Stadt Gandersheim nachstehendes Schreiben:

„Sehet, Großgunstige Herrn, so gehet man mit den Schülern, wie mit dem Rectore um. Bitte demnach Einen Ehrwürdigen Raht, den Schönefeld dahin zu halten, zu beweisen, daß meine Schüler Jungens seyn, welches ein verächtlicher Nam, dadurch ein Jeder möchte bewogen werden, diese Schul länger zu frequentiren Abscheu zu tragen: Und in Ermangelung des Beweisthums arbitrio iudicis gestrafft werde. Valete, favete.

Gerhard Christian Südfeldt,
R[ector] S[cholae] P[ublicae].

Gandersheim, den 9. Julii Anno 1686.

1) Der erste Buchstabe des Namens nicht mit Sicherheit zu lesen.

Bücherschau.

Friedrich Lauchert, G. Chr. Lichtenberg's schriftstellerische Thätigkeit in chronologischer Uebersicht dargestellt. Mit Nachträgen zu Lichtenberg's „Vermischten Schriften" und textkritischen Berichtigungen. Göttingen, Dieterich 1893; jetzt: Leipzig, Dieterich (Theodor Weicher). IV u. 192 S. 8⁰. 3 M 60 ₰.

Eduard Grisebach, G. C. Lichtenberg's Briefe an Dieterich 1770—1798. Zum hundertjährigen Todestage Lichtenberg's herausgegeben. Mit Porträt nach Schwenterley und einem Kupfer von Chodowiecki. Leipzig, Dieterich (Theodor Weicher) 1898. XI u. 145 S. 8⁰. 2 M., geb. 3 M.

Friedrich Schaefer, Georg Christoph Lichtenberg als Psychologe und Menschenkenner. Eine kritische Untersuchung und ein Versuch zur Grundlegung einer „Empirischen Charakterpsychologie". Dem Andenken Lichtenberg's . . . geweiht. Leipzig, Dieterich (Theodor Weicher) 1899. 52 S. gr. 8⁰. 1 M.

Am 24. Februar 1799 ist Georg Christoph Lichtenberg gestorben. Aus Anlaß seines hundertjährigen Todestages sind daher in letzter Zeit mehrere Schriften

erschienen, die von ihm handeln. Auf eine von ihnen, „Aus Lichtenberg's Nachlaß“ von Albert Leitzmann, haben wir bereits vor einigen Wochen in No. 9, S. 72 hingewiesen; jetzt möchten wir noch auf einige andere aufmerksam machen.

Friedrich Lauchert liefert uns eine mit großem Fleiße zusammengestellte, chronologisch geordnete Uebersicht von Lichtenberg's schriftstellerischer Thätigkeit, die im Jahre 1766 begann und bis zu seinem Tode währte. Das Buch, das aus der eifrigen Beschäftigung des Verfassers mit Lichtenberg's Schriften erwachsen ist, bildet eine wichtige Ergänzung zu den „Vermischten Schriften“ und einen werthvollen Beitrag zu seinen litterarischen Arbeiten. Denn es enthält neben der Aufzählung der Titel seiner Bücher und Aufsätze zahlreiche Daten zur Geschichte beider, mühsam aus den Originaldrucken gewonnene Berichtigungen des Textes und den Abdruck allerlei bislang nicht wiederholter Stücke, von denen wir hier nur die Vorreden zu den einzelnen Jahrgängen des Göttingischen Magazins und die Gedichte S. 183—88 erwähnen wollen. Eine weitere Frucht der textkritischen Arbeiten Lauchert's sind zuletzt die Bemerkungen, die er über die Sprache und die Orthographie Lichtenberg's S. 163—69 gemacht hat.

Wie wir aus einer „Schlußnotiz“ E. Grisebach's (S. 143) erfahren, sind 107 Briefe und Billette Lichtenberg's an Dieterich und seine Frau noch jetzt in dem handschriftlichen Nachlasse Lichtenberg's erhalten. Es sind darunter fast sämmtliche Originale der 45 Schreiben, die im 7. Bande der „Vermischten Schriften“ bereits veröffentlicht sind. Diese und 13 andere, aus verschiedenem Besitze stammend, sind in der vorliegenden Sammlung wiederholt, bezw. neu gedruckt und mit lehrreichen Anmerkungen von dem Herausgeber versehen worden. Leider konnte Letzterer jene Originale zum Zweck einer neuen Collation nicht erhalten. Dankenswerth sind in den Anmerkungen besonders die Lebensdaten von Lichtenberg's Familienangehörigen und die Angaben über seine Porträts (S. 127 ff.). Unter letzteren vermissen wir einen Kupferstich in Großquart, der ohne Angabe des Künstlers das Brustbild Lichtenberg's in runder Umrahmung und auf einem Schilde darunter die Inschrift zeigt: „Georg Chrisoph (!) Lichtenberg Königl. Groß-Britannischer Hofrath und Prof. der Philosophie geb. 1744“; er ist „chez Fietta et Comp.“ erschienen. Das Bild hat keine Verwandtschaft mit den von Grisebach aufgeführten Stichen und dürfte, da es nur das, wie auf den Stichen von Krüger und Schwenterley, falsch angegebene Geburtsjahr (1744 statt 1742) trägt, noch zu Lebzeiten Lichtenberg's angefertigt sein. Um Lichtenberg in seinem Wesen und in seiner Schriftstellerei kennen zu lernen, sind diese „an geistreichster Selbst- und Menschenbeobachtung reichen“ Briefe sehr geeignet.

Aus Lichtenberg's umfassender, vielseitiger Thätigkeit greift Fr. Schaefer einen Theil heraus, auf dem er der Mit- und Nachwelt als Meister galt; er schildert ihn als Psychologen und Menschenkenner. Das war keine leichte Aufgabe, da Lichtenberg keinerlei System und keine zusammenfassende Darstellung auf diesem Gebiete gegeben hat, vielmehr seine Ansichten und Aeußerungen erst mühsam aus seinen Schriften zu dem Zwecke zusammengesucht werden mußten. Das ist mit Fleiß und Umsicht geschehen. Der Verfasser hat es verstanden, den Stoff zu einem gemeinverständlichen Buche zu gestalten, das auch solche, die derartigen Fragen fern stehen, mit Interesse lesen werden. Der äußere Lebensgang Lichtenberg's wird kurz dargestellt, eingehend der Einfluß verfolgt, den Lebensereignisse ꝛc. auf die Entfaltung der Anlagen und des Charakters des Mannes ausgeübt haben. Von dem letzteren wird ein sehr ansprechendes Bild entworfen und dabei betont, daß der Satiriker ein reiches tiefinnerliches Gefühlsleben, wahre Herzensgüte und echte Religiosität besessen habe. Dann geht der Verfasser über zu einer kritischen Darstellung der psychologischen Beobachtungen und Charakterstudien Lichtenberg's. Er schildert seine gegensätzliche Stellung zu Lavater, der rein physiologisch das geistige Wesen eines Menschen aus der äußeren Form seines Kopfes und den Linien seines Profiles erkennen wollte, und zeigt, worauf Lichtenberg's Beobachtungen, die auf eine empirische Charakterpsychologie abzielen, vor Allem beruhen. Er kommt schließlich zu dem Ergebniß, „daß wahre Menschenkenntniß nur der erwerben könne, der eine angeborene, intuitive Begabung mit einer aus rastloser Bethätigung derselben in allen Gebieten menschlichen Denkens und Empfindens und in allen Sphären menschlicher Gesellschaft und Gesittung erworbenen Erfahrung zu vereinen wisse“. — Beigegeben sind dem Buche ein Bild des Wohnhauses und des Grabes Lichtenberg's, sowie sein Porträt. Ueber dieses ist keine Angabe gemacht; wir fügen daher hinzu, daß es ein Ausschnitt des Krüger'schen Kupferstiches ist, der vor dem 49. Bande der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (1782) steht.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Januar Sander, Kaufmännisches Lehrlingsheim zu Braunschweig; Siedentopp, Bericht über die seitens der Handelskammer veranstaltete Studienreise. — Februar. Industrie und Handel unseres Bezirkes im Jahre 1898; Sander, Studienreise. — März. 38. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig. Industrie und Handel unseres Bezirks 1898; W. Müller, Studienreise. — April und Mai. Die neue preußische Kanalvorlage; Industrie und Handel 1998; 39. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig; Sander. Studienreise; Jahresbericht und Arbeitsplan des Kaufmännischen Lehrlingsheims.

Braunschweigische Landwirthschaftliche Zeitung. Nr. 1. Maercker, Lage der Zuckerindustrie und Zuckersteuer. — 3. F. Grundner, Rindenblasenrost der Weymouthskiefer; Vibrans, Ist es rationeller, reine Melasse oder Torfmehlmelasse ꝛc. zu verfüttern? — 4—5. Maercker, Für welche Zwecke eignen sich die hochprocentigen Kalisalze? ; Wranpelmeyer, Kraftfuttermittel. — 6. Maercker, Wie muß man düngen? um die höchsten Erträge der ertragreichen Kartoffelsorten zu erzielen? — 8—9. Sitzung des landwirthschaftlichen Centralvereins zu Braunschweig. 10—11. Herter, Berliner Fettviehmarkt; Eichloff, Bereitung der Käse nach Tilsitir Art. — 12. Maercker, Düngungs- und Vegetationsversuche. — 13. Nutzbarmachung und Lebensversicherung für die Entschuldung des ländlichen Grundbesitzes; Prüfung der landwirthschaftlichen Haushaltungsschule zu Helmstedt.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 14. 2. Juli **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Regierungs- und Lebensregeln Herzog Friedrich's des Frommen zu Braunschweig und Lüneburg für seinen Sohn, Herzog Otto.

Schon im März 1457 hatte Herzog Friedrich der Fromme, müde der Händel dieser Welt und in der Ueberzeugung, daß es „ihm Noth sei, nunmehr unserm Herrgott zu dienen“, die Regierung seiner Lande, des Fürstenthums Lüneburg, an seine Söhne Bernhard und Otto abgetreten und sich nur eine bestimmte Leibzucht ausdrücklich vorbehalten [1]). Er zog sich in das von ihm gegründete Franziskanerkloster zu Celle zurück, um hier im Sinne der Zeit ein frommes, gottseliges Leben zu führen. Bernhard übernahm, da sein Bruder Otto noch unmündig war, die Landesregierung allein. Aber er führte sie nur kurze Zeit. Denn schon am 9. Februar 1464 machte der Tod seinem Leben ein frühes Ende. Jetzt kam, weil Bernhard Nachkommen nicht hinterließ, Herzog Otto zur Herrschaft. Da er noch jung an Jahren war, so mochte der Vater wohl nicht ganz ohne Besorgniß der Zukunft entgegen sehen. Das wird ihn veranlaßt haben, in seinen stillen Klostermauern eine Reihe von Regierungs- und Lebensregeln für den Sohn aufzusetzen, in denen er die Summe der reichen Erfahrungen seines thätigen Lebens und der in einsamer Betrachtung daraus gezogenen Lebensweisheit zusammen faßte. Sie sind der schöne Ausdruck eines bewegten Vater- und Regentenherzens, dem das Wohl seines Hauses wie seines Landes in gleicher Weise stets lebhaft vor der Seele stand und der um jeden Preis die Einigkeit zwischen Fürst und Volk erhalten, damit aber Frieden, Recht und Wohlstand im Innern und einmüthiges kraftvolles Handeln nach Außen bewirken und fördern möchte. Mit der Treuherzigkeit der Gesinnung steht die schlichte, offene Sprache in schönstem Einklange. Das Schriftstück darf daher gewiß bei den Lesern dieser Blätter auf Theilnahme rechnen, und das um so mehr, da seit Koch's „Pragmatischer Geschichte“ (1764) S. 381 die neueren Werke über Braunschweig-Hannoversche Geschichte seiner nicht mehr gedacht haben, obwohl es von Spilcker im zweiten Bande von Spiel's Vaterländischem Archive (Hannover 1820) S. 116 ff., allerdings sehr fehlerhaft, abgedruckt worden ist.

Das Original der Urkunde scheint verloren zu sein; sowohl im Herzoglichen Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel als auch im Königlichen Staatsarchive zu Hannover haben sich davon nur Abschriften erhalten. Die am letzteren Orte verwahrte trägt auf der Rückseite folgenden Vermerk:

„Articul welche Herzog Friederich zu Braunschweig unnd Lüneburgk seinem sohne Herzog Ottenn furgeschrieben die Regierung darnach anzustellen“.

Darunter steht dann noch geschrieben:

„Das Original, darausz diese copia geschrieben, hatt D. Hieronymus Schulz zu Dannenberge auf dem Schlosze im Thurme unter andern briefen, so aldar aufgesucht, gefunden, von worten zu worten abcopiiren laszen und das original der Herzoginn zu Lüneburgk zugestellett“.

Da diese Niederschrift vergleichsweise den besten Text liefert, so lege ich sie dem nachfolgenden Abdrucke zu Grunde; nur an Stellen, wo sich offenbar nach Ausweis zweier Wolfenbüttler Abschriften und des Spilckerschen Abdrucks sinnstörende Fehler eingeschlichen hatten, bin ich unter Angabe ihrer Lesarten von ihr abgewichen.

P. Z.

Wie Frederick de Elder, van Gades gnaden tho Brunswig und Luneborch hertog, bekennen apenbar in deszem breve vor als [2]) weme. Alse wy unsen leven sohnen [3]) hertogen Bernde seliger gedechtnis undt hertogen Otten bevhalen hebben dat reimente [4]) unser Lande undt luede, de wile dat se leven, na uthwisinge sodaner vorbracht [5]), de wy tho beiden sidenn daraver gegeven hebben: also hebbe wy den vorbenomeden [6]) unsen leven sohne hertog Otten na sines seligen broders dode sonderlike artikell overandtwordet, de wy gerne segenn [6a]), datt he se helde umme unser landt und luede, gestlick undt weldtlick, undt ock umme sines egen bestenn undt bestendigheit willen, alse de hir na benömet stann.

1) Vgl. den Vertrag vom 11. März 1457 in Wedekind's „Noten zu einigen Geschichtsschreibern“ B. III S. 159 ff.

2) Handschrift: alle. — 3) Hdschr.: sohne. — 4) = Regiment. — 5) Vgl. den oben genannten Vertrag vom 11. März 1457. — 6) Hdschr.: vorgenten. — 6a) = sähen.

erschienen, die von ihm handeln. Auf eine von ihnen, „Aus Lichtenberg's Nachlaß" von Albert Leitzmann, haben wir bereits vor einigen Wochen in No. 9, S. 72 hingewiesen; jetzt möchten wir noch auf einige andere aufmerksam machen.

Friedrich Lauchert liefert uns eine mit großem Fleiße zusammengestellte, chronologisch geordnete Uebersicht von Lichtenberg's schriftstellerischer Thätigkeit, die im Jahre 1766 begann und bis zu seinem Tode währte. Das Buch, das aus der eifrigen Beschäftigung des Verfassers mit Lichtenberg's Schriften erwachsen ist, bildet eine wichtige Ergänzung zu den „Vermischten Schriften" und einen werthvollen Beitrag zu seinen litterarischen Arbeiten. Denn es enthält neben der Aufzählung der Titel seiner Bücher und Aufsätze zahlreiche Daten zur Geschichte beider, mühsam aus den Originaldrucken gewonnene Berichtigungen des Textes und den Abdruck allerlei bislang nicht wiederholter Stücke, von denen wir hier nur die Vorreden zu den einzelnen Jahrgängen des Göttingischen Magazins und die Gedichte S. 183—88 erwähnen wollen. Eine weitere Frucht der textkritischen Arbeiten Lauchert's sind zuletzt die Bemerkungen, die er über die Sprache und die Orthographie Lichtenberg's S. 163—69 gemacht hat.

Wie wir aus einer „Schlußnotiz" E. Grisebach's (S. 143) erfahren, sind 107 Briefe und Billette Lichtenberg's an Dieterich und seine Frau noch jetzt in dem handschriftlichen Nachlasse Lichtenberg's erhalten. Es sind darunter fast sämmtliche Originale der 45 Schreiben, die im 7. Bande der „Vermischten Schriften" bereits veröffentlicht sind. Diese und 13 andere, aus verschiedenem Besitze stammend, sind in der vorliegenden Sammlung wiederholt, bezw. neu gedruckt und mit lehrreichen Anmerkungen von dem Herausgeber versehen worden. Leider konnte Letzterer jene Originale zum Zweck einer neuen Collation nicht erhalten. Dankenswerth sind in den Anmerkungen besonders die Lebensdaten von Lichtenberg's Familienangehörigen und die Angaben über seine Porträts (S. 127 ff.). Unter letzteren vermissen wir einen Kupferstich in Großquart, der ohne Angabe des Künstlers das Brustbild Lichtenberg's in runder Umrahmung und auf einem Schilde darunter die Inschrift zeigt: „Georg Chrisoph (!) Lichtenberg Königl. Groß-Britannischer Hofrath und Prof. der Philosophie geb. 1744"; er ist „chez Fietta et Comp." erschienen. Das Bild hat keine Verwandtschaft mit den von Grisebach aufgeführten Stichen und dürfte, da es nur das, wie auf den Stichen von Krüger und Schwenterley, falsch angegebene Geburtsjahr (1744 statt 1742) trägt, noch zu Lebzeiten Lichtenberg's angefertigt sein. Um Lichtenberg in seinem Wesen und in seiner Schriftstellerei kennen zu lernen, sind diese „an geistreichster Selbst- und Menschenbeobachtung reichen" Briefe sehr geeignet.

Aus Lichtenberg's umfassender, vielseitiger Thätigkeit greift Fr. Schaefer einen Theil heraus, auf dem er der Mit- und Nachwelt als Meister galt; er schildert ihn als Psychologen und Menschenkenner. Das war keine leichte Aufgabe, da Lichtenberg keinerlei System und keine zusammenfassende Darstellung auf diesem Gebiete gegeben hat, vielmehr seine Ansichten und Aeußerungen erst mühsam aus seinen Schriften zu dem Zwecke zusammengesucht werden mußten. Das ist mit Fleiß und Umsicht geschehen. Der Verfasser hat es verstanden, den Stoff zu einem gemeinverständlichen Buche zu gestalten, das auch solche, die derartigen Fragen fern stehen, mit Interesse lesen werden. Der äußere Lebensgang Lichtenberg's wird kurz dargestellt, eingehend der Einfluß verfolgt, den Lebensereignisse rc. auf die Entfaltung der Anlagen und des Charakters des Mannes ausgeübt haben. Von dem letzteren wird ein sehr ansprechendes Bild entworfen und dabei betont, daß der Satiriker ein reiches tiefinnerliches Gefühlsleben, wahre Herzensgüte und echte Religiosität besessen habe. Dann geht der Verfasser über zu einer kritischen Darstellung der psychologischen Beobachtungen und Charakterstudien Lichtenberg's. Er schildert seine gegensätzliche Stellung zu Lavater, der rein physiologisch das geistige Wesen eines Menschen aus der äußeren Form seines Kopfes und den Linien seines Profiles erkennen wollte, und zeigt, worauf Lichtenberg's Beobachtungen, die auf eine empirische Charakterpsychologie abzielen, vor Allem beruhen. Er kommt schließlich zu dem Ergebniß, „daß wahre Menschenkenntniß nur der erwerben könne, der eine angeborene, intuitive Begabung mit einer aus rastloser Bethätigung derselben in allen Gebieten menschlichen Denkens und Empfindens und in allen Sphären menschlicher Gesellschaft und Gesittung erworbenen Erfahrung zu vereinen wisse". — Beigegeben sind dem Buche ein Bild des Wohnhauses und des Grabes Lichtenberg's, sowie sein Porträt. Ueber dieses ist keine Angabe gemacht; wir fügen daher hinzu, daß es ein Ausschnitt des Krüger'schen Kupferstiches ist, der vor dem 49. Bande der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" (1782) steht.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Jannar Sander, Kaufmännisches Lehrlingsheim zu Braunschweig; Siedentopp, Bericht über die seitens der Handelskammer veranstaltete Studienreise. — Februar. Industrie und Handel unseres Bezirkes im Jahre 1898; Sander, Studienreise. — März. 38. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig. Industrie und Handel unseres Bezirks 1898; W. Müller, Studienreise. — April und Mai. Die neue preußische Kanalvorlage; Industrie und Handel 1998; 39. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig; Sander, Studienreise; Jahresbericht und Arbeitsplan des Kaufmännischen Lehrlingsheims.

Braunschweigische Landwirthschaftliche Zeitung. Nr. 1. Maercker, Lage der Zuckerindustrie und Zuckersteuer. — 3. F. Grundner, Rindenblasenrost der Weymouthskiefer; Vibrans, Ist es rationeller, reine Melasse oder Torfmehlmelasse rc. zu verfüttern? — 4—5. Maercker, Für welche Zwecke eignen sich die hochprocentigen Kalisalze? Wrampelmeyer, Kraftfuttermittel. — 6. Maercker, Wie muß man düngen? um die höchsten Erträge der ertragreichen Kartoffelsorten zu erzielen? — 8—9. Sitzung des landwirthschaftlichen Centralvereins zu Braunschweig. 10—11. Herter, Berliner Fettviehmarkt; Eichloff, Bereitung der Käse nach Tilsitir Art. — 12. Maercker, Düngungs- und Vegetationsversuche. — 13. Nutzbarmachung und Lebensversicherung für die Entschuldung des ländlichen Grundbesitzes; Prüfung der landwirthschaftlichen Haushaltungsschule zu Helmstedt.

vember 1620 und insbesondere in der Ueberschrift zu den Ausgaben des Jahres 1621 der Stammsitz der Familie, das im Regierungsbezirk Hildesheim, südlich von Gronau und unweit der Weser belegene Rittergut Rheden, erwähnt wird, daß dort die Heimath des Verfassers zu suchen ist. Nun begegnen uns in dem Album der Julius-Universität, das im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel aufbewahrt wird, aus der hier in Frage kommenden Zeit zwei Sprößlinge des in Rede stehenden Geschlechts, „Heidericus à Rheden Pattensheimensis", der am 18. Juni 1618, und „Hilmarus Christoph à Rheden, Diderich von Rheden Sohn", der zwischen dem 11. und 25. Juni des folgenden Jahres immatriculirt wurde. Einer von diesen Beiden muß die Verzeichnisse aufgestellt haben. Gegen den Erstgenannten spricht aber, daß er, wie im Album bemerkt wird, aus Pattensen und nicht aus Rheden stammte, während Dietrich, der Vater von Hilmar Christoph, nach Ausweis des Stammbaums der Familie, dessen Kenntniß der Herausgeber der Güte des Herrn Kammerherrn und Landraths von Rheden verdankt, in der That Erbherr des gleichnamigen Gutes gewesen ist. Dazu kommt, was das zweite Verzeichniß bezüglich der Studien des Verfassers durchblicken läßt. Dieser beschäftigte sich nämlich, augenscheinlich um sich im lateinischen Stil zu verfeinern, mit Ovid (vergl. die Ausgaben zu Anfang des Jahres 1621) und hörte bei dem Professor der Eloquenz Christoph Heidman Geschichte (vergl. die Notiz unter dem 5. Januar 1621), war also noch in dem humanistisch-philosophischen Vorcursus begriffen, den die damaligen Studenten erst durchmachen mußten, bevor sie sich einer der drei oberen Facultäten, Theologie, Rechtswissenschaft und Medicin, zuwenden durften. Da nun dieser Vor- und Anfangscursus statutenmäßig zwei Jahre umfassen sollte, so ist ersichtlich, daß der im 5. Semester stehende Heiderich bereits darüber hinaus war, während sein jüngerer Vetter, Hilmar Christoph, bei seinem noch nicht vollendeten dritten Semester noch mitten darin stand. Dieser also muß es sein, der hier so sorgsam und eingehend über die Verwendung des ihm zur Verfügung gestellten Geldes Auskunft giebt.

Was sonst noch über den Junker Hilmar Christoph von Rheden bekannt wird, beschränkt sich auf die kärglichen Notizen des schon erwähnten Stammbaums. Danach war er von Herrn Dietrich von Rheden der zweite Sohn und besaß zwei Geschwister, einen älteren Bruder, Heinrich Levin, und eine jüngere Schwester, Anna Magdalene. Die Zeit seiner Geburt wird nicht vermerkt*), ebensowenig, ob er der ersten Ehe seines Vaters mit Magdalene von Weissungen, oder der zweiten mit Eva Maria von Wettberg († 1641) entsprossen war. Auch das ist unbekannt, wie lange er in Helmstedt noch blieb und weshalb er sein Ausgabenverzeichniß mit dem 7. Februar 1621 abgebrochen hat. Nur so viel steht noch fest, daß er, und zwar unvermählt, am 28. November 1638 gestorben ist.

Fragt man nun nach den Gründen, die den jungen Herrn zu der Verzeichnung seiner Ausgaben bewogen, so legt schon die Fassung einzelner Notizen die Vermuthung nahe, daß nicht der eigene Trieb, sondern ein fremder Wille dabei maßgebend war. Nur so wenigstens erklärt es sich, daß bei den nicht geradezu nothwendigen Ausgaben in der Regel angedeutet wird, daß der Schreiber sich ihnen nicht zu entziehen vermocht habe und nur durch die besonderen Verhältnisse dazu gedrängt worden sei, vergl. z. B. die Notizen unter dem 10., 13., 22. November, 9. December u. ö. Außerdem lassen die sorgfältigen und gleichmäßigen Züge der Handschrift, sowie der hie und da, z. B. unter dem 24. und 30. October, vorkommende Ausdruck „domalich" darauf schließen, daß man es hier nicht mit täglichen, nur der eigenen Controlle dienenden Eintragungen, sondern mit nachträglichen und für ein fremdes Auge bestimmten Aufstellungen zu thun hat. Verstärkt wird diese Annahme, wenn man erfährt, daß Herr Dietrich, der Vater des Junkers, gerade 1620, wahrscheinlich kurze Zeit vor Beginn der Aufzeichnungeu, gestorben ist. Was Wunder, daß der Vormund von seinem Mündel oder die Mutter von ihrem Sohne genaue Auskunft über die Verwendung seines Geldes verlangte!

Bei dieser Sachlage erhebt sich dann aber unwillkürlich die weitere Frage, ob die Angaben des jungen Herrn auch wirklich dem Thatbestande entsprechen, oder ob er nicht vielmehr, wie es unter ähnlichen Verhältnissen auch andere akademische Bürger schon vor ihm und nach ihm gemacht haben sollen, Alles, was dazu angethan war, den gestrengen Herrn Vormund oder die ängstliche Frau Mutter zu erregen und zu beunruhigen, rücksichtsvoll bei Seite ließ und unter einer unverfänglichen Attrappe versteckte. Mit Sicherheit wird dieser Punkt wohl kaum zu entscheiden sein. Wenn man aber den treuherzigen Ton beachtet, der durch den ganzen Rechenschaftsbericht hindurchklingt, und insbesondere auch auf das offene Eingeständniß einzelner kleiner Verfehlungen und Ueberschreitungen Rücksicht nimmt, so kann man eigentlich gar nicht daran zweifeln, daß Hilmar Christoph von Rheden kein Windbeutel, sondern eine ehrliche Natur und ein zuverlässiger Charakter gewesen ist und keineswegs von seinem Ausgabenbuche, wie es einst Bossuet mit den Klassikern zum Besten des französischen Dauphin gethan, eine Separatedition in usum matris et tutoris veranstaltet hat.

Ist diese Voraussetzung richtig, so gewinnen die trockenen Notizen, die hier mitgetheilt werden, für Jeden, der sich für die Geschichte der deutschen Hochschulen, insbesondere aber für die der ehemaligen Julius-Universität interessirt, einen weit größeren Werth, als es bei einer nur oberflächlichen Betrachtung den Anschein hat; denn derartige Quellen, die, wie diese, in das studentische Leben der Vorzeit einen Einblick gewähren, fließen nur spärlich und wissen überdies auch meistens nur von

*) Auf dem „nach Aufzeichnungen des Freiherrn von Löhneysen" zusammengestellten „Stammbaume der Herren von Rheden auf Rheden", der dem Herausgeber in Abschrift vorliegt, findet sich bei Hilmar Christoph vor dem Todesdatum die Zahl 1613. Diese darf nicht als Geburtsjahr gedeutet werden, sondern bezeichnet augenscheinlich das Jahr, in dem der Verfasser des Stammbaumes den Genannten in einem Actenstücke verzeichnet gefunden hat.

Thom erstenn, leve son Otto, wen er du watt betengen[7]) wult, so bedenke dat ambegin, dat middell undt den ende, dat du alßo anhevest dat anbeginne unnd den ende[8]), so dat du dat endigen konnest[9]), offt dine herrn undt frunde darmede sulbordenn[10]), datt du denn steits vor einen bederven forstenn. Men secht:

> We dar flucht altho hoge
> undt hefft der flogell nene genoge,
> de moht tho mannigen tiden
> grote schwere lidenn.
> Hirumme schall ein iglick mann
> Vaten, wat[10a]) he dragen kann.

Du schast hebben einen oversten schriver baven dine anderen schrivers; de schall wiisz sin undt klock undt nicht ein bedeler frombder worde undt nicht bii wegelanck sokende[11]) ghann, alsz de blinde, wente weme du dinn insegell bevhelest, de is ein bescheremer dines lives, dines gudes undt diner ehre.

Were ock, datt unser manne welik were, de up unsern slöten seten, so[12]) dy und uns nicht woll thogedan weren, den giff er geldt undt lath se thehen, up dat se andere unse manne undt rede nicht van uns entehenn.

Were ock dat unser manne welik gegen dy gebreken[13]) undt bede dy, dat du ehme alsodanen unwillen woldest thogeven,[14]) datt schaltu don, so ferne alse he dy undt uns nicht gestan hedde na dinem und unsem live edder dy undt uns vorraden hedde.

Weret ock, dat du weme wat dedest, dat schalt du allewege gedenken undt nummer vorgetenn, wente de jenne, dem du watt gedan hefft, de will idt nicht vorgetenn, wen er idt eme wedder fallet. Sundern geschuth dy wat, dat schastu ehme vergeven, also ferne du van eme darumme gebeden werst. Hiraver wartt keyser Julius, de dutt ock dede, ein groth mechtig keyser.

Ock so schalstu di richtenn, alse dine nabers sick richtenn. Richten se sick na krige, so richte du dick dar ock na. Richten se sick na frede, so richte du dick dar ock na.

Make ock sonderliken nene veide[15]), du deist idt na rade diner undt unser prelaten, manne, unses rades undt der van Luneborch. Hirumme offt dat landt dar over vordorven worde, dar Gott vor sy, so enderven se dick nicht averseggen[16]) edder vorwiten,[17]) dat du dat landt undt se alle hebbest tho vorderve gebracht. Undt wes du denn also na erem rade deist undt desz in schaden kumpst, dar möten se alle dy tho behulpen[18]) sien, dat also de schade weddergelecht werde. Undt holt frede, wor du immer kanst, und do nichtes, du deist idt den mitt rade der vorbenömeden, so blifftu und se undt dat landt bestendig.

Offt du ock iennige schulde[19]) heddest tho unsen mannen undt undersaten, gestlick undt weldtlick, de vorklage vor unsen prelaten, manschoppe undt dem rade vann Luneborch. Undt isz et denne, datt deienne dick rechtes utgann[20]) vor denn unsen vorbenömeden, so is dat sunder twivell, se sin dy dartho alle behulpen dat he dy ehre undt rechts plegen[21]) möte, darumb dat du ohne beschuldiget hefsst.

Undt were ock dat, dat du dat vorbenömede also nicht enheldest undt darenbaven iemandt överfellest, dat wolde övell luden, undt wolde ein böse geruchte werdenn manckt anderen herrn undt furstenn undt guden mannen, wenner du dat dedest baven ehre undt recht unvorclaget und unvorfolget in alle wyse, alse hirvor berortt is.

Segge ock unsen prelaten undt manschoppen undt denn vonn Lunenborch, unsen undersatenn, gestlick undt weldlick, unsen herrn undt fründen nichts for, du willest idt ene holdenn, undt wes enig mitt denn unsen vorbenomedenn undt lath dy von ene nicht sprekenn, so blifftu woll bestendich.

Ock schaltu dine vyende nicht altho ringe vorschlan edder achten, wente idt möchte ene ander gesells fallenn[22]), dar Gott vör sy, dath dy möchte tho schwar wesenn undt to vorderve kamenn.

Ock bescherme unse undt des rikes stratenn undt denn kopmann, so vordenestu loff und ehre vann den steden undt kopmannen undt sinn dy desto truwer behulpen, wor idt dy nott und behoff ist.

Ock schastu guttlich undt frundlich sinn unsen prelaten, mannen, reden undt steden undt unsen undersaten, gestlick undt weldtlick, wente van groter ernsthafftigkeit[23]) werdenn de undersaten tödliken gewundet.

Baven alle dink dene flitigen dem almechtigen Gott, wente, wer deme denet, den vorlet he nummermer. Leve sone, do alle dink mitt rade undt wollbedachtem mode undt sy dem leven Gade bevhalenn.

So hapenn[24]) wii ia des, dat de ergenante unse leve sohne alsodane vorberorde artikell io holdenn will, darann wy nicht entwivelenn. Deszes tho bekentnis undt tho ewiger gedechtniszе hebbenn wi unse ingesegell gehengen heten an deßen breff. Na Christi gebortt dusent veerhundert darna in dem vyff undt feßtigsten jare am Fridage fur dem Sondage Reminiscere in der vastenn.

Ausgaben-Verzeichnisse eines Helmstedter Studenten aus den Jahren 1620 und 1621.

Mitgetheilt vom Schulrath Koldewey.

Von wem die beiden nachfolgenden Ausgaben-Verzeichnisse herstammen, wird in der Handschrift, aus der sie hier zum ersten Male in die Oeffentlichkeit treten, nicht weiter bemerkt, läßt sich aber trotzdem mit Sicherheit nachweisen. Das Document hat sich nämlich früher im Besitz der alten hannoverschen Adelsfamilie von Rheden befunden und wird durch die Tradition auf ein Mitglied derselben, das seiner Zeit in Helmstedt studirt habe, zurückgeführt. Zugleich ergiebt sich aus der Art und Weise, wie darin unter dem 18. No-

7) = anfangen. — 8) „dat du . . . ende" fehlt der Hdschr. 9) konnest undt datt middell Hdschr. — 10) = zustimmen. — 10a) Hdschr.: weß. — 11) schokende Hdschr. — 12) „so" fehlt Hdschr. — 13) = Unrecht thun. — 14) = verzeihen. — 15) viende Hdschr. — 16) = beschuldigen. — 17) = vorwerfen. — 18) = hülfreich. — 19) = Beschuldigung.

20) Hdschr. entgan; = dir dein Recht verweigern. — 21) Genugthuung leisten. — 22) = ein anderes Ereigniß eintreffen. — 23) = Strenge. — 24) = hoffen.

	Thlr.	Mgr.	Pfg.
Den 1ten Decembris ist bey vns gewest Heinrich Reuter von Munder vndt wir holen lassen bier fur . .	—	1	4
Den 3ten Decembris in den klinge beutel geben	—	—	2
Den 5ten Decembris haben die tischbusse bier vom keller holen lassen vndt ich dazu geben	—	3	—
Den 6ten Decembris habe ich die har abschneiden lassen vndt den kopf waschen dafur dem Balbier geben .	—	6	—
Den 7ten Decembris brodt holen lassen	—	1	4
Den 8ten Decembris habe ich aus der Buchladen makeltuhr [12]) welches ich vmb meine newen bucher gemacht, geholet vndt dafur geben	—	2	—
Den 9ten Decembris habe ich dem fenstermacher für 7 Ruten so vns in der nacht sein vom Studenten iungen [13]) ausgeschmissen geben mussen [14])	—	1	4
Den 10ten Decembris in den klinge beutel geben	—	—	2
Den 11ten Decembris hatt der Hospes der tischbusse den tisch zusteygern sich verlauten lassen, deshalben sie sämplich in ein haus zusahmen kommen, vndt dauon miteinander, wie sie es halten wolten, deliberiret da in dan vertruncken	—	6	—
Den 13ten Decembris habe ich ein buch poppier holen lassen dafur geben.	—	3	—
Den 16ten Decembris habe ich an meinem wambse etwas machen lassen vndt dafur geben	—	1	4
Den 17ten Decembris in den klinge beutel geben.	—	—	2
Den 25ten Decembris hatt die gantze tischbusse wein holen lassen vndt ich dazu geben mussen.	—	3	—
Den 26ten Decembris dem Pastori Opffergelt geben	—	3	—
Jtem in den 4 Heiligen Weinachten [15]) in den klinge beutel geben . . .	—	1	—
Den 27ten Decembris haben sie noch einmahl wein holen lassen vndt ich dazu geben	—	1	4
Den 28ten Decembris brodt holen lassen dafur geben	—	1	4
Den 29ten Decembris habe ich meine schuch flicken lassen vndt dafur geben	—	3	—
Den 30ten Decembris wachs holen lassen vndt dafur geben	—	—	6
Den 30ten Decembris brodt holen lassen dafur geben	—	1	—

	Thlr.	Mgr.	Pfg.
Auch sein 3 von der tischbusse, nemblich die Stapeleren mit ihrem praeceptore von dem tisch hinwiederumb abgetreten vndt die semplichen tischbusse mit ihnen das valet getruncken vndt ich dazu geben	—	6	—
item da wir die 3 thaler der kalenbergischen societet [16]) eingebracht, habe ich pro inscriptione geben mussen	—	6	—

II.

Verzeignus was ich von den 15 Thalern die ich von Rheden bekommen ausgeben habe Anno 1621.

	Thlr.	Mgr.	Pfg.
Erstlich dem buchfuhrer geben . . .	2	30	4
item dem buchbinder geben	—	28	4
item in Melchiors [17]) buchladen Gregorii Bersmanni [18]) calligraphiam ouidianam gekaufft vndt dafur geben	—	5	6
Den 31ten Decembris in die kalenbergische societet geben	3	—	—
Den 1ten Januarij in den klinge beutel geben.	—	—	4
item dem Hospiti fur bier so wir unterweilen auffen karnstocke [19]) des morgens fru zur biersuppe vndt sonsten unterweilen beym tisch, oder vnser quartier [20]) wen frembe studiosi am tisch gewesen langen lassen, geben	1	24	—
Auff neu Jarstagkabendt haben die semptlichen tischbusse nach der mahlzeitt herumb gelegt ein ieglicher 3 Mgr. wofur sie bier vom keller holen lassen.	—	3	—
item den mägden im hause zum newen iahr verehret	—	4	4
Den 2ten Januarij habe ich dem buchbinder fur das compendium Theologicum Hutteri [21]) einzubinden geben	—	6	—
Den 4ten Januarij in das quartal geben [6])	—	3	—
Den 5ten Januarij ein halbstubichen [22]) bier holen lassen vndt dafur geben .	—	1	4
item dem kleinschmiedt welcher vns etwas am schlosse fur der stuben gemacht geben	—	—	6
item nachdem wir vnter M. Heidtman ein Collegium Historicum mitgehalten, vndt es nun also gebreuchlich das wen einer etwan zu späde hinein kommet, er alsdan 1 ggr in den fiscum geben mus, weil ich aber auch einmahl oder zwey in dem ich weit zugehen zu spede kommen als habe ich auch geben mussen . . .	—	3	—

	Thlr.	Mgr.	Pfg.
Den 6ten Januarij habe ich der wescherinnen fur 5 wischeltucher geben	—	1	4
item in den klingebeutel geben . .	—	—	2
item Nochmahligs in den klingebeutel geben	—	—	2
Den 8ten Januarij ein halbstubichen bier holen lassen zur biersuppen fur	—	1	4
Den 10ten Januarij ein brodt holen lassen dafur geben	—	1	4
Den 11ten Januarij ein buch poppier gekaufft dafur geben	—	3	—
Den 14ten Januarij in den klingebeutel geben.	—	—	2
Den 16ten Januarij ein par schuchbenner [24]) gekaufft dafur geben . .	—	9	—
Den 20ten Januarij ein pundt lichte gekaufft dafur geben	—	10	—
Den 21ten Januarij in den klingebeutel geben.	—	—	2
Den 25ten Januarij habe ich zu der Comedien welche wir agiren geben mussen	1	—	—
Den 28ten Januarij Black [25]) holen lassen dafur geben	—	1	4
item in den klingebeutel geben . .	—	—	2
item wirauch [26]) holen lassen dafur geben	—	1	4
Den 3ten Februarij habe ich meine schuche flicken lassen dafur geben .	—	6	—
Den 4ten Februarij brodt holen lassen dafur geben	—	1	4
item in den klingebeutel geben . .	—	—	2
item der wäscherinnen, fur 3 hembde vndt 2 schnupftucher 1 hantuch, geben	—	4	—
Den 5ten Februarij poppier gekaufft dafur geben	—	1	4
Den 7ten Februarij habe ich ein brodt vndt eine kannen bier holen lassen da Heinrich Wandtmacher bey vns war, dafur geben . . .	—	3	—

Anmerkungen:

1) Gemeint ist Osterlinde im Amte Salder, das auf dem directen Wege von Rheden nach Adersheim liegt und heute noch zum Unterschiede von dem benachbarten Westerlinde oder „Lüttgen Linne" in der dortigen Gegend „Groten Linne" genannt wird.

2) Aderssen: Adersheim, eine Stunde westlich von Wolfenbüttel.

3) Walberge: Daß Groß- und nicht Klein-Vahlberg gemeint ist, ergiebt sich daraus, daß nach Hassel und Bege, I, 498 das Rittergut zu Groß-Vahlberg zu jener Zeit der Familie von Wettberg gehörte, mit der der Junker von Rheden durch seine Mutter, einer geborenen von Wettberg, verwandt war. Dort wird er vom 15. bis 19. October gastfreundliche Aufnahme gefunden haben.

4) Wer mit dem Junker zusammen von Rheden nach Helmstedt gereist ist und mit ihm dort zusammen gewohnt hat, ließ sich nicht ermitteln.

5) krus: niederdeutsch für Krug, das irdene Trinkgefäß mit zinnernem Deckel, das auch jetzt noch auf den braunschweigischen Dörfern unter dem Namen „Krus" oder „Kraus" bekannt ist.

6) in das quartal geben: Was darunter zu verstehen, vermag der Herausgeber nicht mit Sicherheit zu bestimmen.

7) tischburse: So die Handschrift stets, einerlei ob damit, wie hier u. ö., die Tischburschen, d. h. Tischgenossen, oder, wie unter dem 22. November, 11. und 25. December, die Tischburse, d. h. die Tischgenossenschaft oder Tischgesellschaft gemeint ist.

8) Rokerkärssen: Räucherkerzen.

9) avisen: so viel wie Zeitung.

10) in der buchladen: So die Handschrift. Da sich das Wort auch unter dem 8. December mit dem weiblichen Artikel findet, so dürfte kein Schreibfehler, sondern eine auch sonst vorkommende Verwechselung zwischen masc. „Laden" und fem. „Lade" anzunehmen sein. Vergl. Grimm, Deutsches Wörterbuch, VI, 40 unter 2. — Es wäre interessant zu erfahren, ob auch in anderen Universitätsstädten die Buchhändler in ihren Läden Bier feil gehalten haben.

11) kristannien: auch heute auf dem Lande üblich für „Kastanien".

12) makeltuhr welches: Wegen des Versuchs, das Wort „Makulatur" als Neutrum in deutsche Form zu bringen, vergl. Grimm, Wörterbuch, VI, 1492 f.

13) vom Studenten iungen: So die Handschrift. Vielleicht ein Schreibfehler für „von Studenten iungen".

14) Hier wird in der Handschrift am Rande vermerkt: „Denen von Bulaw, welche allhie auch studiren, sindt auff einen abendt fur 9 thaler fenster ausgeschmissen worden". Am 25. December 1620 wurden in Helmstedt drei Studenten namens à Bulow immatriculirt, Bernhardus Guntherus, Ludolphus und Henricus.

15) Bis 1773 umfaßten die drei großen Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, im Braunschweigischen je 3 Tage. Daß hier vier Weihnachtstage erwähnt werden, erklärt sich dadurch, daß 1620 der heilige Abend auf einen Sonntag, der erste Festtag also auf einen Montag fiel.

16) Ueber die „Kalenbergische Societät" ist dem Herausgeber nichts Näheres bekannt.

17) Melchrior: nicht naher bekannt.

18) Gregor Bersmann, geb. 1538, wurde 1571 in Leipzig Professor, † 5. October 1611. Das hier erwähnte Werk war eine Sammlung von eleganten Ausdrücken und Wendungen, durch deren Gebrauch der lateinische Stil verfeinert werden sollte: „Calligraphia Ovidiana, Germanica paraphrasi illustrata et in certos locos redacta, colloquiorum, epistolarum et orationum exornationi plurimum inserviens".

19) auffen karnstocke: auf dem Kerbstocke.

20) vnser quartier: das Quantum Bier, das jeder Tischbursch täglich zur Malzeit erhielt, etwas mehr als 3/4 Liter, der vierte Theil eines Stübchens.

21) Das einst viel benutzte Werk des streng orthodoxen Wittenberger Professors Leonhard Hutter († 1616) war zuerst 1610 erschienen.

22) ein halbstubichen: ein halbes Stübchen. Dieses faßt ungefähr 3½ Liter.

23) M. Christoph Heidman wirkte in Helmstedt seit 1612 als Professor der Rhetorik, folgte 1626 einem Rufe an die Ritterakademie zu Sorö auf der Insel Seeland und starb dort 1627.

24) schuchbenner: Schuhbänder.

25) Black: schwarze Tinte.

26) wirauch: Weihrauch.

Sagen,

gesammelt von Otto Schütte.

Der Gluhschwanz in Wedtlenstedt.

Eine Bauerfrau in Wedtlenstedt hatte immer viel Schwarzmus (= Gänseschwarz oder Schwarzsauer).

Das brachte ihr stets der Gluhschwanz im Schornsteine des Sonntags Morgens während der Kirche herunter. Da gingen nämlich alle Hausbewohner in die Kirche, nur die Frau blieb zu Hause. Wenn es ausgeläutet hatte und die frommen Lieder ertönten, so setzte sie die Becken und Näpfe zusammen, und der Gluhschwanz schüttete sie voll. Eines Sonntags wollte ein Knecht einmal sehen, woher seine Herrin das viele Schwarzmus bekäme. Er ging daher nicht in die Kirche, sondern setzte sich heimlich unter einen Bükettubben und guckte durch das Zapfloch. Der Gluhschwanz aber bemerkte es wohl, daß die Frau nicht allein zu Hause war. Als sie daher die Schüsseln hingesetzt hatte, schickte er nichts herab, sondern rief: „Es gucken zwei Augen“. Da die Frau Zweifel in seine Rede setzte, so sprach der Teufel: „Soll ich sie auslöschen“? Das wollte aber die Frau nicht gern zugeben. Darauf sagte er noch einmal: „Es gucken zwei Augen“. Da die Frau ihm wiederum nicht glaubte, so sagte er zum dritten Male: „Es gucken zwei Augen und sagen nichts“. Als er auch dann keinen Glauben fand, entfernte er sich und kehrte niemals wieder, um Schwarzmus zu bringen.

Drachen als Schätzebringer. Rother Junge.

In Schöningen und Grasleben glaubte man wie in anderen Oertern, die Drachen führen im Schornsteine herunter und brächten Schätze, daher hätten manche Leute so viel Geld.

Ebenso steigen die rothen Jungen (vergl. das Rothpötjen [1]) auf die Häuser und werfen den Leuten durch den Schornstein Sachen zu. Wer durch seinen Fleiß groß geworden war, dem hatten nach der Meinung Vieler die rothen Jungen den Reichthum gebracht.

Wer gute Pferde hatte, von dem sagte man, er habe einen rothen Jungen, der des Nachts füttere.

Dieser zeigte sich auch in Wahrstedt und brachte Glück. Im Jahre 1790 brannte die eine Hälfte des Ortes ab. Aber ein kleines Haus, das eine alte Frau bewohnte, die für eine Hexe galt, fing kein Feuer. Denn der rothe Junge, den sie hatte, schützte es. Endlich aber wurde auch ihr Besitzthum vom Feuer ergriffen. Da gab es auf einmal einen furchtbaren Knall, der rothe Junge nämlich hatte das Haus verlassen. Ungeschützt brannte es nun nieder und wurde nie wieder aufgebaut.

Einer Frau in der Vorsfelder Gegend half der Teufel immer beim Buttern. Sie bediente sich dabei der Worte „ut jeden Hûs en Leppel vull“. Dann ging der Teufel in jedes Haus und holte einen Löffel voll Flott heraus, so daß die Frau immer viel Butter bekam. Eines Tages war ihre Nachbarin grade in ihrem Hause, als sie butterte, hörte ihre Worte und sah den Erfolg. Da entwendete sie das Butterfaß und sprach beim Buttern, weil sie sich verhört hatte, „ut jeden Hûs en Kettel voll“. Ihre Bitte wurde erfüllt, und sie kriegte auf einmal soviel Flott, daß er aus dem Fasse herausfloß und sie wie in einem Berge stand und sich vor Flott nicht bergen konnte.

[1] Br. Magazin 1898, S. 23.

Vorlat.

Wenn die Thüren im Hause klappern, so stirbt Jemand, ebenso wenn beim Tischler die Bretter zusammenfallen.

In Volkmarsdorf hörte die Tochter eines Ackermannes Jemanden auf einem Balken des Hausbodens husten. Sie suchten darauf das ganze Haus ab, fanden aber keinen. Das war ein Vorlat gewesen, denn zwei Tage darauf hatte der Besitzer das Unglück, sich todtzufahren.

In Delligsen saß eine Frau auf der Diele weit von einer Harke, die an der Wand an einem Zapfen hing. Da fiel plötzlich die Harke dicht neben ihr nieder. Das war ein Vorlat. Im selben Augenblicke kam denn auch ein Bote mit der Nachricht, ihre Muhme sei gestorben.

Häufig sind Träume ein Vorlat. Wenn man z. B. von reifen Zwetschen träumt, so stirbt einer in der Familie, ebenso stirbt der Kranke, von dem man sich gerufen glaubt.

In Flechtorf träumte einem Manne, es werde ihm ein Zahn ausgerissen. Am anderen Tage hatte er den Verlust seiner Tochter zu beklagen.

Spukende Thiere.

Die spukende Katze.

Vor 80 Jahren war in Grasleben eine Frau, die eine Hexe war, denn sie konnte sich in eine Katze oder einen Hund verwandeln. Neben ihrem Gehöfte war eine enge Straße, die Kattenstraße benannt, weil die Frau sich meist in eine spukende Katze verwandelte. Als solche fraß sie die grünen Zwetschen von den Bäumen. Als sie einst auf einem Zaune saß und wiederum die unreifen Früchte abfraß, schlug sie einer. Das Thier lief aber nicht fort, sondern sprang vom Zaune herab und suchte den Mann in die Beine zu beißen. Da trat sie dieser mit seinen pinnenbeschlagenen Stiefeln an den Kopf. Am anderen Tage hatte die Frau ein Tuch ums Gesicht gebunden, sie hatte sich angeblich gestoßen. Als sie es aber ablegte, sah man deutlich an ihrer Backe die Schrammen von den Nägeln. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

K. Knackstedt, Geschichte des Dorfes Bornhausen bei Seesen. Mit einem Bilde des Amthauses nach Merian und einer Karte der Umgebung nebst den Wüstungen. Braunschweig, Grosklaus & Strube [1899]. 216 S. 8⁰. 3 M.

Bornhausen ist der Geburtsort des Verfassers, an dem er mit treuer Liebe hängt und dessen Schicksale er länger als ein halbes Jahrhundert mit reger Theilnahme, zumeist aus eigener Anschauung, hat verfolgen können. Aus dieser Heimathliebe ist das Buch erwachsen, in das viele traute Erinnerungen glücklicher Jugendzeit sinnig verwoben sind. Dabei hat aber der Verfasser keine Mühe gespart, was er irgend an Nachrichten für die Geschichte Bornhausens hat gewinnen können, heranzuziehen und in seinem Buche zu verwerthen. Nicht nur gedruckte Geschichtswerke, Chroniken und Urkundenbücher, sondern auch ein umfassendes handschriftliches

Material, das er den Acten des Landeshauptarchivs, der Cammer und anderer Behörden, den Kirchenbüchern u. s. w. entnommen hat. So hat er uns eine Dorfgeschichte geliefert, der wir in gleicher Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit aus unserem Herzogthume keine zweite an die Seite zu stellen wüßten. Alle Ereignisse und Veränderungen im Dorfe werden eingehend vorgeführt; selbst die Geschichte der einzelnen Höfe ist nach Möglichkeit verfolgt und anschaulich, zumeist nach den Erbregistern, zur Darstellung gebracht. Daneben hat der Verfasser es gut verstanden, die Erlebnisse des kleinen Gemeinwesens an das große Ganze der Entwickelung der allgemeinen politischen und socialen Verhältnisse in Deutschland, wie der besonderen in unserem Herzogthume anzuknüpfen und im Zusammenhange mit diesen zu schildern.

Die Vergangenheit des Ortes ist eine alte. Er wird uns zuerst 974 in einer Urkunde genannt, die Kaiser Otto III. für das Marienkloster in Gandersheim ausgestellt hat. Mit der Geschichte dieses Klosters ist die des ihm zugehörigen Dorfes Jahrhunderte lang auf das Engste verwachsen. In dem ersten Abschnitte des Buches „der ältesten Zeit bis 1250“ wird die Entstehung dieser Verhältnisse, die Entwickelung des Dorfes u. A., wovon bei Mangel einschlagenden Materials Manches dunkel bleiben muß, dargelegt, die Wüstungen der Umgegend, der Betrieb der Bornhäuser Hütten, die später trotz der weiten Entfernung Rammelsberger Erze verarbeiteten, u. A. behandelt. Im zweiten Abschnitte wird uns „das Dorf unter Gandersheimer Lehnsleuten bis zur Reformation“ vorgeführt. Es waren dies Anfangs die von Wildenstein und die von Gowische, dann lange Zeit die von Steinberg, von denen der 1336 verstorbene Aschwin III. die Bodenburg-Bornhäuser Linie gründete, die 1701 mit Johann Adolf erlosch. Die Schicksale der Angehörigen dieses Geschlechts werden im dritten und letzten Theile, „der neuen Zeit“, fortgesetzt. Henning v. St. begann 1622 den Bau des stattlichen Herrenhauses, der dann durch den schrecklichen Krieg eine Unterbrechung erlitt und erst um das Jahr 1650 vollendet sein wird. Um einen Garten für das Haus zu gewinnen, wurden mehrere Ackerhöfe angekauft und niedergelegt. Es ist das jetzige Domänengebäude. Denn nach dem Aussterben der genannten Linie des Geschlechts wurde Bornhausen als Tafelgut der Aebtissin von Gandersheim eingezogen. Die von der Schulenburg erhoben zwar Anspruch auf das Lehen, strengten auch einen Proceß deswegen an, der erst 1765 durch einen Vergleich beendet wurde. Nach der Säcularisation des Stiftes Gandersheim im Jahre 1802 ward Bornhausen Staatsdomäne. Alles dieses, sowie die Drangsale des dreißig- und des siebenjährigen Krieges, die Verhältnisse von Kirche, Pfarre und Schule, die Steuern, die Dorfbeschreibung, das Aufblühen des Ortes in neuerer Zeit durch die Separation, die Eisenbahn, die Sand- und Kiesgruben u s. w. werden ausführlich dargestellt. Sehr willkommen ist auch der Anhang, in dem nicht nur die Familiennamen des Dorfes, die Berg- und Ortsnamen der Umgebung erklärt, sondern auch interessante Beobachtungen aus dem Thier- und Volksleben, Redensarten, Sprüche, Räthsel, Volksgebräuche u. s. w. mitgetheilt werden. So ist auch in dieser Beziehung ein werthvolles Material hier zusammengetragen. Die Darstellung des Verfassers ist leicht und gewandt, das Buch anregend und unterhaltend, wenn wir uns auch mit allen Urtheilen und Schlußfolgerungen des Verfassers nicht einverstanden zu erklären vermögen. Das gilt vornehmlich von den sprachlichen Untersuchungen, für die der Verfasser eine besondere Vorliebe zu haben scheint. Er besitzt hier auch zweifellos eine große Combinationsgabe, aber er läßt, wohl gerade deshalb, seiner Phantasie gar zu leicht die Zügel schießen, die Sprachregeln, die älteren Sprachformen zu sehr außer Acht. Zwei Beispiele, die ein allgemeineres Interesse haben, werden das deutlich machen. Das Wort „Herr“ (S. 13) wird mit „Hari“ zusammen gebracht, dieses statt als Heer als Krieg gedeutet, und die Ausdrücke „Krieger“ und „Herren“ werden S. 48 als gleichbedeutend hingestellt. Nun ist aber Herr der Comparativ von hêr, der Hehrere, Höhere, Vornehmere; es hat mit dem Begriffe des Krieges nicht das Geringste zu thun. Ferner wird Seite 207 das Wort Schnurrbart ganz eigenthümlich erklärt; es sei Sachsenart, das Haupt bartlos zu tragen, die Bärtigen seien die Fremden, Gaukler oder Bettler, die ihr Brot schnurrten; „daher der Name Schnurrbart, also = Bettelbart“. Nun ist aber in derber Sprechweise die Schnurre so viel wie Mund, Schnauze und Nase, Schnurrbart daher = Schnauzbart; noch sehr gebräuchlich ist das Wort in der Redensart: „Jemand über die Schnurre fahren“.

Doch wir wollen nicht mit so unfreundlicher Wendung schließen. Das Buch hat trotz solchen Ausstellungen Interesse für einen Jeden, ganz besonders aber für die Eingesessenen des Dorfes und der Gegend, die es behandelt. Möge es hier vor Allem die Heimathliebe stärken, deren der Verfasser am Schlusse seiner Vorrede mit so schönen Worten gedenkt: „Aller Dorfjugend aber im Vaterlande wünsche ich ein rechtes Vertrautsein mit Mensch und Gethier, mit Haus und Stall, mit Flur und Wald, mit Bach und Quell, mit Allem, was da fleugt und kreucht in der lieben Heimath! Die daraus erwachsende Heimathliebe führt zu jenem sittlichen Gebundensein an Treu und Glauben, zu Gottvertrauen und rastloser Thätigkeit, zu Anspruchslosigkeit und Anhänglichkeit, die später dem dorfgeborenen Jünglinge und Mädchen in manchen Lebenslagen zu Gute kommen“.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 1—4. Die alttestamentliche Kritik im Lichte der neuesten Forschungen. — 2. Die Verpflichtung auf das Bekenntniß. — 5. Pädagogische Briefe (II. Folge) Fortbildungsschulen V. — 6. Zur Sache des lutherischen Gotteskastens. — 7 u. 8. Bahn für Gottes Wort. — 9—11. Zum Religionsunterricht auf den Gymnasien. — 11. Zur Besoldungsfrage. — 13. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein. — 14. Kirchlich-sociale Arbeit. — 15. Einheitliche Amtstracht der Geistlichen. — 19. Aus alten Akten (Lieferung der Oblaten durch die Bäckergilde in Einbeck an die Kirchen zu Deensen und Heinade). — 20. Jahresfest des Marienstifts; Clemen, die diesjährige Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Braunschweig. — 21—26. A. Teichmann. Die Sonntagsfeier.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 15. 16. Juli **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Zum Gedächtniß Karl Friedrich Gauß.

1. Die Promotion in Helmstedt.

Am 16. Juli 1799 hat die philosophische Facultät der Universität Helmstedt unserm berühmten Landsmann Karl Friedrich Gauß die philosophische Doctorwürde ertheilt. Das ist ein denkwürdiger Tag für die letzte Zeit unserer bald nachher vernichteten Hochschule und für das Leben des großen Mannes, dem der Tag 50 Jahre später, als er längst eine der ersten Zierden der Georgia Augusta in Göttingen war, Anlaß zu einer so großartigen Feier wurde, wie sie damals kaum sonst einem Gelehrten zu Theil geworden ist. Heute ist die hundertjährige Wiederkehr des Tages. Dessen freudig jetzt zu gedenken ist für uns, die wir mit besonderem Stolze Gauß als Angehörigen unserer Braunschweigischen Heimath nennen, ebenso ein Recht wie eine Pflicht. Und es wird daher nicht überflüssig erscheinen, wenn wir heute die näheren Umstände seiner Promotion, deren Hänselmann in seinem schönen Büchlein: „Karl Friedrich Gauß. Zwölf Kapitel aus seinem Leben“ [1]) schon vorübergehend gedacht hat, hier nach den Quellen ausführlich zur Darstellung bringen.

K. Fr. Gauß, der am 30. April 1777 als Sohn eines einfachen Handwerkers in Braunschweig geboren wurde, hätte wohl schwerlich so früh und so ganz, wie es ihm vergönnt war, der Wissenschaft sich widmen können, hätte er nicht in so ausgiebigem Maße die Unterstützung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gefunden, dem er schon 1791 als Primaner vorgestellt wurde. Auf Kosten des Fürsten besuchte er seit 1792 das Collegium Carolinum in Braunschweig, seit 1795 die Universität Göttingen, von der er am 28. September 1798 nach Braunschweig zurückkehrte. Der Herzog, der ihm auch in der Folge, ohne Leistungen irgend welcher Art dafür zu fordern oder zu erwarten, einen auskömmlichen Lebensunterhalt gewährte, wünschte seine Promotion, wohl damit der junge Gelehrte auch vor aller Welt einen Beweis seines seltenen Könnens erbrächte, und hatte dabei vielleicht auch angedeutet, daß er jene am liebsten auf der Landesuniversität Helmstedt vollzogen sähe. Hier hatte sich Gauß, um die Universitätsbibliothek zu benutzen, schon im October 1798 einige Zeit aufgehalten und war bei dieser Gelegenheit zu dem dortigen Mathematiker, Professor J. F. Pfaff, in freundschaftliche Beziehungen getreten, die sich in der Folge noch enger gestalten sollten. Da der Herzog obendrein die Kosten der Promotion selbst übernehmen wollte, so war Gauß natürlich gern bereit, den Wunsch seines hohen Gönners zu erfüllen. Er richtete daher an den Dekan der philosophischen Facultät, den Professor der Philosophie G. E. Schulze, das nachstehende lateinische Schreiben, dem hier eine deutsche Uebersetzung zur Seite gestellt ist.

[1]) Leipzig, Duncker u. Humblot 1878. Die Aufsätze erschienen vorher in den Braunschweigischen Anzeigen Stück 94—105. April u. Mai 1877.

Decane spectabilis
Professores amplissimi excellentissimi etc.

Antequam declarem quid a Vobis petam, Viri Amplissimi, haud abs re erit, pauca de memet ipso, maiori vt opinor Vestrum parti ignoto, nec non de iis quae vt has literas ad Vos mandarem occasionem dederunt, praefari.

Quamquam iam inde a prima infantia vehementissimo amore versus scientias, imprimis versus mathematicas, impellebar, neque vllam occasionem praetermittebam cupidini meae satisfaciendi — quantumquidem omnibus propemodum subsidiis destitutus poteram: — tamen propter res familiares exigua spes aderat, vt desiderium meum ita

Hochachtbarer Herr Dekan!
Ehrwürdige und Hochgelehrte Herren Professoren!

Bevor ich Ihnen, ehrwürdigste Herren, mein Anliegen vortrage, wird es nicht unangebracht sein, ein Wenig von mir selbst, der ich der Mehrzahl von Ihnen, wie ich glaube, unbekannt bin, und von den Umständen zu reden, die mich veranlassen, dieses Schreiben an Sie zu richten.

Obwohl ich schon von frühester Kindheit an von leidenschaftlicher Liebe zu den Wissenschaften, insbesondere zu den mathematischen, beseelt war und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo ich mein heißes Bestreben befriedigen konnte — so weit wenigstens wie ich, von fast allen Hülfsmitteln entblößt, dies zu thun vermochte: — so wäre dennoch wegen meiner Familien-

vt optabam explere totumque me scientiis addicere possem, nisi fausta quadam fortuna DVCJ NOSTRO CLEMENTJSSJMO innotuissem.[1]) CVJVS non solum fauore et adhortatione incitatus, vt literis me deuouere conarer, sed etiam liberalitate clementissime adiutus, primo quidem in institutis quibus vrbs nostra excellit humaniora colui; tunc vero, horum cursu peracto, academiam Gottingensem petii. Quam vt patriae anteferrem, praesertim bibliothecae publicae celebritas effecit, subsidiorumque literariorum copia, sine quibus neminem aliquid vel mediocre in disciplinis mathematicis praestare posse satis constat. Triennium illic peregi omne tempus meum mathesi consecrans; posteaque (eo qui excurrit anno) huc domum reuerti.

Tot tantisque beneficiis OPTJMO NOSTRO PRJNCJPI obstrictus, cuius clementia in hunc vsque diem numquam mihi defuit, nefas foret, nisi quamvis JPSJVS voluntatem pro iusso sanctissimoque officio haberem. Quamobrem quum ante aliquod tempus mihi indicasset, consultum SJBJ videri, vt doctoris philosophiae dignitatem mihi acquirerem, statim huic voluntati morem gerere accinctus sum; et quum ante omnia requiratur vt candidatus meritum suum per specimen aliquod testificetur, schediasma de argumento analytico neutiquam leuis momenti conscripsi, et vno iam abhinc mense ad celeb. Pfaffium transmisi, qui Vobis illud proponet. Nunc itaque, Viri Amplissimi, submisse a Vobis peto, vt commentatione illa examinata pro iure Vestro summos in philosophia honores in me conferatis.

Liceat mihi, huic petitioni adhuc aliud desiderium adiungere. Scilicet quum plerumque fieri soleat, vt candidati insuper examine subeundo disputationeque publice habenda, gradu quem petunt se dignos esse ostendant: equidem enixe Vos precor, vt examinis disputationisque publicae pro gradu veniam mihi concedatis, quippe quae formalitates mihi absenti occupationibusque impedito ingenten molestiam facesserent. Hanc me veniam ab humanitate Vestra impetraturum eo certius spero, tum quod scio, hoc in similibus casibus neutiquam insolitum

verhältnisse nur geringe Hoffnung gewesen, das Ziel meiner Sehnsucht so, wie ich wünschte, erreichen und mich ganz den Wissenschaften hingeben zu können, wenn ich nicht durch ein glückliches Geschick unserm Gnädigsten Herzoge bekannt geworden wäre.[1]) Nicht nur ermuntert durch seine Huld und seinen Zuspruch, den Versuch zu machen, mich den Wissenschaften zu widmen, sondern auch durch seine Freigebigkeit auf das Gnädigste unterstützt, habe ich zunächst auf den trefflichen Anstalten unserer Stadt meine allgemeine Bildung gewonnen; dann aber habe ich, nachdem ich jene Schulen durchlaufen, die Hochschule zu Göttingen aufgesucht. Daß ich diese der des Vaterlandes vorzog, hatte hauptsächlich seinen Grund in dem Rufe der öffentlichen Bibliothek und der Fülle der litterarischen Hülfsmittel, ohne die, wie sattsam bekannt ist, Niemand auch nur Mäßiges in den mathematischen Fächern zu leisten im Stande ist. Dort brachte ich meine drei Jahre zu, meine ganze Zeit der Mathematik widmend, und hernach, in dem nun abgelaufenen Jahre, kehrte ich hierher nach Haus zurück.

Durch so zahlreiche und bedeutende Wohlthaten verpflichtet unserem Besten Fürsten, dessen Gnade mir bis auf diesen Tag niemals gefehlt hat, würde ich es für ein Unrecht halten, wollte ich Seinen Willen nicht als einen Befehl und meine heiligste Pflicht ansehen. Deshalb habe ich, als er vor einiger Zeit mir zu verstehen gab, es schiene ihm angemessen, daß ich die Würde eines Doctors der Philosophie mir erwürbe, mich sofort angeschickt diesem Wunsche nachzukommen; und da vor Allem erfordert wird, daß ein Kandidat durch irgend eine Leistung seine Würdigkeit nachweist, so habe ich einen Versuch über ein Thema aus der analytischen Geometrie von keineswegs geringer Bedeutung abgefaßt und schon vor einem Monate an den hochberühmten Herrn Pfaff abgesandt, der ihn Ihnen vorlegen wird. Jetzt bitte ich daher Sie, ehrwürdigste Herren, daß Sie nach Prüfung jener Abhandlung mir gemäß dem Rechte Ihrer Fakultät die höchsten Ehren in der Philosophie übertragen.

Möge es mir gestattet sein, dieser Bitte noch einen anderen Wunsch hinzuzufügen. Da es nemlich meistens zu geschehen pflegt, daß die Kandidaten außerdem noch durch die Ablegung einer Prüfung und die öffentliche Abhaltung einer Disputation sich des Grades, den sie erstreben, würdig erweisen, so bitte ich Sie dringend, daß Sie mir die Prüfung und die öffentliche Disputation zur Erwerbung des Grades erlassen möchten, denn diese Förmlichkeiten würden mir, da ich entfernt wohne und durch Geschäfte sehr in Anspruch genommen bin, große Umstände verursachen. Diese Gunst hoffe ich um so zuversichtlicher von Ihrem Wohlwollen erwirken zu

---

1) In schöner Weise hat Gauß seinen innigen Dank gegen den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand auch in der Widmung seiner Disquisitones arithmeticae (1798) ausgesprochen, wo es unter Anderem heißt:

„Als höchstes Glück, gnädigster Fürst, erkenne ich, daß Du mir erlaubst, mit Deinem erhabenen Namen dieses Werk zu schmücken, das in Erfüllung der heiligen Pflicht dankbarer Liebe ich Dir darbringe. Denn wenn Deine Gnade mir nicht den Zugang zu den Wissenschaften eröffnet, wenn Deine unablässigen Wohlthaten meine Studien nicht bis auf diesen Tag unterstützt hätten, so würde ich den mathematischen Wissenschaften, denen ich aus innerster Neigung zugethan bin, mich nimmer ganz haben widmen können. Ja auch die Betrachtungen deren in diesem Bande ein Theil vorliegt — daß ich sie unternehmen, sie mehrere Jahre fortsetzen, sie aufzeichnen konnte, verdanke ich nur Deiner Güte, welche mir reichte was nöthig war, damit ich, frei von anderen Sorgen, dieser Arbeit vornehmlich obzuliegen vermochte. Deine Großmuth hat all die Hindernisse beseitigt, welche die Herausgabe verzögerten".

esse, tum quod celeb. Pfaffius pro benignitate sua sententiam suam mihi per literas iam significauit, ex qua dissertatio mea transmissa (quam prelo tradendam curabo quamprimum fieri poterit) ad propositum sufficere ipsi visa est.

Haec sunt quae nunciare Vobis volui. Quae vt benigne excipiatis mihique faueatis impense submisseque rogo.

Vestrum,
Decane Professoresque excellentissimi,

Brunouici, Junii d. 26., 1799.

obedientissimus seruus
Carolus Fridericus Gauss
Brunouicensis.

können, weil ich eines Theils weiß, daß dieses Verfahren in ähnlichen Fällen keineswegs ungewöhnlich ist, anderen Theils weil der hochberühmte Herr Pfaff mir in seiner Freundlichkeit brieflich seine Ansicht schon kundgethan hat, wonach die von mir übersandte Abhandlung (die der Presse so bald wie möglich zu übergeben ich Sorge tragen werde) ihm für den Zweck zu genügen scheint.

Das ist es, was ich Ihnen mittheilen möchte. Daß Sie es gütig aufnehmen und mir geneigt sein mögen, bitte ich dringend und unterthänig.

Ihr,
Herr Dekan und hochgelehrte Herren Professoren,

Braunschweig,
den 26. Juni 1799.

gehorsamster Diener
Karl Friedrich Gauß
aus Braunschweig.

Zunächst hatte nun der Lehrer der Mathematik an der Helmstedter Hochschule, der schon genannte Professor J. F. Pfaff, sein Urtheil über die von Gauß eingesandte Dissertation abzugeben. Da diese seit Monatsfrist bereits in seinen Händen war, so konnte das schnell geschehen. Schon zwei Tage nach jener Bewerbung stellte er daher dem Dekan der philosophischen Fakultät, dem Professor G. E. Schulze, die Arbeit mit folgendem Begleitschreiben zu:

Spectabilis Domine Decane,

Euer Spectabilitaet übergebe ich hiebey die algebraische Probe-Schrift, welche H. Candidat Gauß aus Braunschweig vor kurzem mir zugesandt hat, damit solche der philosophischen Facultät, von welcher er die Magister-Würde zu erlangen wünscht, vorgelegt werden möchte. Ich kan von dieser Abhandlung nicht anders als sehr vortheilhaft urtheilen, da sie von des Verfassers vorzüglichen Fähigkeiten und gründlichen Einsichten einen überzeugenden Beweis enthält: so daß nach deren demnächst zu erwartendem Abdrucke der Candidat unter diejenigen zu rechnen seyn wird, deren Promotion unserer Facultät zur Ehre gereicht.

Mit der vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren

Helmstedt,
28. Jun. 1799.

Euer Spectabilitaet
gehorsamster Diener
J. F. Pfaff.
Prof. Math.

Tags darauf theilte der Dekan die bevorstehende Promotion den sämmtlichen Mitgliedern der philosophischen Fakultät in nachstehendem Schreiben mit und fragte um die Meinung der einzelnen Herren:

Wohlgeborne
Hochzuverehrende Herren,

Es hat sich abermals ein Candidat der Magister-Würde eingefunden, nämlich Hr. C. F. Gauß, aus Braunschweig. Ich übersende daher Ew. Wohlgeboren erstens das Bittschreiben desselben, zweytens, das von ihm ausgearbeitete Specimen, ein algebraisches Problem betreffend, u. drittens ein Zeugniß unsers hochzuverehrenden Collegen, des Hr. Prof. Pfaff, über den vorzüglichen innern Werth dieses speciminis, welches Zeugniß ich gleichfalls zugeschickt erhalten habe, u. frage gehorsamst an, ob dem Gesuche des Candidaten gewillfahret werden soll. Daß dem Candidaten seiner Bitte gemäß das Examen u. die öffentliche Vertheidigung Seiner Probeschrift (die er wird drucken lassen) erlassen werde, kann wohl kein Bedenken haben, da bisher allen auswärtigen Candidaten, die darum nachsuchten, das Nämliche zugestanden worden ist. Ich muß hierbey wohl noch aufführen, daß nach zuverläßigen Nachrichten der Durchlauchtige Herzog die Unkosten der Promotion hergeben wird. Es ist wirklich sehr angenehm, daß die philosophische Facultät ietzt nicht mehr so behandelt wird, wie ehemals, wo Sie, wenn der Hof einen Candidaten begünstigen wollte, Befehl erhielt, das Diplom umsonst auszufertigen.

Ich verharre mit der größten Hochachtung
Ew. Wohlgeboren

Helmstädt
den 29. Jun.
1799.

gehorsamster Diener
G. E. Schulze.

Unter dieses Schreiben haben dann die Mitglieder der philosophischen Fakultät, bei denen es die Runde machte, nachfolgende Bemerkungen gesetzt.

Spectabilis Domine Decane.

Ich gratulire zu diesem geschickten Candidaten des Magisterii. Ich kan zwar die Gründlichkeit der eingesannten Schrift nicht beurtheilen. Aber der Augenschein und das Urtheil unsers höchstgeehrten Herrn Collegen, des Hrn Professoris Pfaff, welcher auch Censor disputationis ist, ist Bürge genug dafür.

J. B. Carpzov.

P. S. Wenn die disputation soll gedruckt werden, so muß es auf dem Titel nicht heissen: Academiae Juliae Carolinae exhibuit, sondern inclito Ordini Philosophorum exhibuit. J. B. C.

Spectabilis Domine Decane.

Ich wünsche Eur. Spectabilät ebenfalls Glück zu einem so geschickten Candidaten und habe gegen deßelben Gesuch nichts einzuwenden. G. C. Beireis.

Ihr Einverständniß hiermit haben dann ohne weitere Zusätze die Professoren P. J. Bruns, L. v. Crell, F. A. Wiedeburg, Remer, J. F. Pfaff und Bischoff durch eigenhändige Unterschrift ausgesprochen.

So wurde denn Gauß' Promotion einmüthig genehmigt. Auch die Gelder liefen bald ein. Am 15. Juli brachte der Dekan sie unter seinen Kollegen, deren jeder davon 2 ℔ 12 Ggr. erhielt, zur Vertheilung. Unter dem Datum des folgenden Tages, des 16. Juli 1799, wurde dann das feierliche Diplom ausgestellt, durch das Karl Friedrich Gauß ob probatam ordini philosophorum in philosophia et artibus liberalibus peritiam et post exhibitam dissertationem als philosophiae doctor et liberalium artium magister anerkannt wurde.

Noch in demselben Jahre erschien Gauß' Dissertation bei Fleckeisen in Helmstedt im Druck. Ihr vollständiger Titel lautet:

Demonstratio nova theorematis omnem functionem algebraicam rationalem integram vnius variabilis in factores reales primi vel secundi gradvs resolvi posse, quam pro obtinendis svmmis in philosophia honoribus inclito philosophorum ordini Academiae Juliae Carolinae exhibuit Carolus Fridericus Gauss.

Es ist nur ein kleines Büchlein von 39 Quartseiten, aber von hervorragender und bleibender Bedeutung. Wir wollen darüber einen Fachkenner, Professor Cantor in Heidelberg, zu Worte kommen lassen, der sich folgendermaßen über die Schrift ausgesprochen hat[2]). „Doctordissertationen auch der größten Gelehrten haben nur selten mehr als vorübergehenden Werthes sich erwiesen, ganz anders die von Gauß. Die Grundlage der ganzen Lehre von den Gleichungen wird durch den Satz gebildet, daß jeder als Summe von Potenzen einer und derselben Unbekannten mit positiven ganzzahligen Exponenten geordnete Ausdruck in reelle Factoren ersten oder zweiten Grades bezüglich jener Unbekannten zerlegbar sei. Dieses Fundamentaltheorem der Algebra war längst bemerkt worden. Viele Schriftsteller hatten vermeintlich strenge Beweise desselben veröffentlicht. Gauß zeigte nun in einem ersten Theile, einem Muster historischer und kritischer Darstellung, daß alle jene früheren Beweise nur Scheinbeweise, nur mißglückte Versuche waren, und in einem zweiten Theile seiner Dissertation von tadelloser dogmatischer Schärfe ließ er dann einen unanfechtbaren Beweis des wichtigen Satzes folgen. Gauß hat später im December 1815, im Januar 1816 einen zweiten und dritten gleich strengen, von dem ersten durchaus verschiedenen Beweis geliefert. Er ist 1849 bei der Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums wiederholt in einer Abhandlung, der letzten, die er überhaupt selbst dem Drucke übergab, auf den Gegenstand zurückgekommen. Der Beweis von 1849 ist im Wesentlichen nur die Ausarbeitung eines in der Doctordissertation schon angedeuteten Gedankens".

Gauß hat die Hoffnungen, die nach dieser Erstlingsschrift auf ihn gesetzt wurden, nicht getäuscht. Er wird für alle Zeiten als einer der ersten Vertreter deutscher Wissenschaft gelten. Von Jahr zu Jahr stieg sein Ruhm. Ganz besonders deutlich aber kam die hohe Anerkennung, die er sich weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus erworben hatte, bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctorjubiläums, am 16. Juli 1849 zu sichtbarem Ausdrucke. Es war ein großartiges Fest, zu dem dieser Tag sich gestaltete. Die ganze Stadt Göttingen, deren Straßen sich festlich dazu schmückten, nahm daran Theil. Von Nah und Fern waren die Freunde und Schüler des großen Gelehrten herzugeströmt, ihn zu bewillkommnen. Das Gleiche thaten in ehrendster Weise die Vertreter der Stadt und der Universität. Der König sandte ihm ein eigenhändiges Handschreiben und eine erhöhte Ordensdecoration. Auch andere Fürsten verliehen ihn zu dem Tage ihre Orden. Die Städte Braunschweig und Göttingen aber ehrten sich wie Gauß, indem sie ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannten. Eine Feier in der Aula, ein großes Bankett ward veranstaltet und ein Fackelzug der Studenten wurde nur auf Wunsch des Gefeierten unterlassen. Groß war die Zahl der schriftlichen Glückwünsche, die ihm von allen Seiten zugingen. Ganz besonders scheint ihn von diesen das Gratulationsschreiben des Collegium Carolinum, auf der er selbst die erste Grundlage seiner Wissenschaft legte, erfreut zu haben, denn er antwortete darauf mit folgendem, herzlichem Schreiben:

An Se. Excellenz den Herrn Curator,
die Herren Vorstände und die sämmtlichen Lehrer des Collegium Carolinum.

Verehrteste Herren.

Der Empfang des aus Ihrer Mitte hervorgegangenen Ehrengrußes hat mich auf eine ergreifende Art überrascht und zunächst mit zauberischer Gewalt in die längst verschwundene Zeit zurückversetzt, wo ich Ihrer Anstalt als Zögling angehörte. Indem die Bilder der seit 54 Jahren nicht wiedergesehenen Hallen und der Persönlichkeiten der würdigen Männer, die darin ihre Lehren verkündigten, in den frischesten Farben wieder in meine Erinnerung treten, fühle ich auf das Lebhafteste, wie viel ich dieser Anstalt zu verdanken habe, dem ganzen sie durchwehenden liberalen Geiste, den trefflichen Männern, welche damals daran wirkten, einem Ebert, Eschenburg, Emperius u. A., vor Allem aber der väterlichen Freundschaft des edelen, alle meine wissenschaftlichen Bestrebungen auf jede mögliche Weise befördernden Zimmermann. Ich kann den Ausdruck meiner Dankbarkeit jetzt nur noch an die Nachfolger jener Männer richten, an Sie, verehrte Herren, in deren Reihen eine Anzahl schon seit langer, zum Theil schon seit sehr langer Zeit mir persönlich befreundet ist.

Sie verherrlichen in Ihrer ehrenvollen Ansprache mit beredter Sprache die Wissenschaft, welcher ich vorzugsweise mein Leben gewidmet habe, und diesen Theil derselben unterschreibe ich gern mit voller Beistimmung. Möge eine solche Sprache bei recht vielen befähigten Zöglingen Ihrer Anstalt ein Echo finden und zu erfolgreichem Eifer entflammen.

2) Vgl. Allgem. deutsche Biographie B. 8 S. 434.

Aber mit Beschämung stehe ich Ihnen gegenüber, indem Sie mich und meine Leistungen weit über Verdienst erheben. Sie haben aus einem sehr verschönernden Spiegel mit sehr parteiischem Pinsel gemalt. Hier muß ich ablehnen, denn ich erkenne darin mich selbst nicht wieder.

Was ich aber annehme, mit freudigem Danke annehme, ist das, was ich als die Quelle jener Parteilichkeit betrachte, Ihr mir überaus theures Wohlwollen. Erhalten Sie mir solches auch in Zukunft und empfangen Sie, nebst der Bezeugung meiner aufrichtigsten Verehrung zugleich meine herzlichsten Wünsche für das kräftige Fortblühen der Anstalt, welcher angehört zu haben immer wie ein hochschätzbares Glück betrachtet hat

Ihr

gehorsamster

C. F. Gauß.

Göttingen, 4. August 1849.

Sagen,

gesammelt von Otto Schütte.

(Schluß.)

Spukende Thiere.

Der spukende Hase.

In Volkmarsdorf verwandelte sich eine alte Frau Abends immer in einen dreibeinigen Hasen und spukte auf den Misthaufen herum. Die Leute, deren Hof sie betrat, hatten Unglück mit dem Viehe, denn sie versah es.

Ebenso verwandelte sich in Wahrstedt eine Hexe in einen dreibeinigen Hasen. Als einst auf einem Hofe sämmtliche Schweine starben, hatte ihn der Nachtwächter aus dem Schweinestalle herauskommen sehen. Man schützte sich dadurch vor ihm, daß man vor die Stallthür ein Kreuz machte, dann konnte er den Stall nicht betreten.

Vor zwanzig Jahren wurden einem Landmanne in Emmerstedt jeden Morgen die Kühe ausgemolken. Da paßte man auf und bemerkte, daß ein dreibeiniger Hase in den Stall lief. Einen solchen kann man mit einem Gewehre nicht erjagen, das versagt jedes Mal, wenn auf ihn angelegt wird. Man muß ihn also zu fangen suchen. — Als er nun am folgenden Morgen wiederkam, schloß man die Thür. So konnte er nur durch ein Loch entweichen, das man in die Wand geschlagen hatte. Vor dieses war jedoch ein Sack gespannt, in dem er nun gefangen wurde. Als es Tag geworden war und der Sack geöffnet wurde, erstaunte man sehr, als man keinen Hasen, sondern eine Frau vorfand, die einen Eimer voll Milch auf dem Arme hatte. Die Frau war also eine Hexe, die die Fähigkeit hatte, sich in einen dreibeinigen Hasen zu verwandeln.

Eiserne Sau.

In Emmerstedt zeigt sich um 12 Uhr Nachts auf der schwarzen Straße eine eiserne Sau mit 13 Ferken.

Hexe.

In Süpplingen ist auf einem Hofe eine Hexe gestorben, die jedes Jahr einen Hahnenschritt dem Hofe näher kommt, um dereinst wieder auf ihm ihr Wesen zu treiben.

Der Welthund.

In Grasleben zeigte sich vor 50 Jahren auf der Pferdeweide der Welthund. Er unterstützte die Hirten beim Hüten des Viehes und begleitete die Vorübergehenden nach Hause. Niemandem that er etwas, der ihn ungeschoren ließ. Als ihn aber einer schlug, legte er sich vor jede Thür, in die der Betreffende hineingehen wollte. Endlich kam er nach vieler Belästigung dadurch in ein Haus, daß er in ein Fenster stieg.

Zur selben Zeit zeigte er sich bei Kaierde, indem er des Nachts von Mittal nach Delligsen ging. Den Leuten, die er traf, sprang er auf den Rücken, und sie mußten die schwere Last bis zu ihrer Wohnung tragen.

Auch in Wahrstedt zeigte sich der große schwarze Hund und sprang plötzlich auf die Schultern Vorübergehender. Man hatte daher eine große Angst vor ihm.

Das zweite Gesicht.

Es ging einmal ein Mann von Delligsen nach Varrigsen. Er war ängstlicher Natur, und wenn er Abends ging, pfiff er beständig. Auf dem Heimwege nach Delligsen sah er hinter sich eine Leiche mit acht Trägern, die einen gelben Stock in der Hand hatten. Sie trugen eine Bahre, vor der eine Laterne war. Wenn er stehen blieb, blieb die Leiche auch stehen. Da fing er an zu laufen, da lief die Leiche auch. Bei der Duxmühle aber sah er sich nicht mehr um, sondern lief, was ihn seine Beine tragen konnten, denn an dem Orte war es stets nicht geheuer.

Letzte Saat.

Im Hilse liegt zwischen Grünenplan und Kaierde ein Forstort mit Namen Wolfshütte. Besitzerin dieses Waldbezirkes soll früher eine Frau von Jütten gewesen sein. Ihr soll ein Bischof von Hildesheim den Besitz einstmals streitig gemacht haben. Da hat sich die Frau ausgebeten, ihn noch eine Ernte behalten zu dürfen. Als man ihr eine letzte Saat gestattete, besäte sie die ganze Gegend mit Buch und blieb so im Besitze des Forstortes.

Opfer.

Früher, noch vor 30 Jahren, stand oberhalb Delligsens beim Birkholze ein Stein, der in der Sommerzeit ganz blau war. Jeder nämlich, der Heidelbeeren gepflückt hatte, zerdrückte auf ihm eine Beere. Denn es war die Meinung, man würde seinen Korb nicht ohne Unfall nach Hause bringen, wenn man nicht eine Heidelbeere wenigstens auf dem Steine geopfert hätte.

Stein mit einem Pfluge.

Bis zur Separation stand oberhalb Delligsens ein Stein mit einem Pfluge. Dieser war zum warnenden

Beispiele aufgestellt. Es hatte nämlich einst ein Mann ein Pflugeisen gestohlen Als er des Diebstahls überführt war, wurde er bis an den Hals in die Erde gegraben und sein Kopf durch den Henker mittels eines Pfluges vom Rumpfe getrennt.

Stein von einer Hexe.

In der Mergelkuhle am Weddeler Walde liegt ein großer Stein. Den hat eine Hexe vom Hexentanzplatze im Schuhe mitgebracht. Bei Cremlingen drückte er sie, da that sie ihn aus dem Schuhe heraus.

Untergegangene Glocke.

In einem Sumpfe bei Lamme soll eine Kirche untergegangen sein. Man hat nach der Glocke gegraben, sie aber nicht gefunden, nur den Glockenstuhl hat man ausgegraben.

Untergegangene Wagen.

Im Gluhspringe bei Grasleben soll ein Kutscher mit Wagen und Pferden verschwunden sein.

In Hemkenrode soll eine vierspännige Kutsche in einem Loche untergegangen sein. In der trichterförmigen Oeffnung, aus der im Sommer und Winter Wasser hervorquillt, ist kein Grund und Boden zu finden.

Woher hat **Delligsen** seinen Namen?

Das Dorf Elligsen war im Kriege zerstört. Man baute es auf einer nahen Stelle wieder auf, setzte aber vor den Ortsnamen ein D, und so wurde Delligsen daraus.

Woher hat **Meynkoth** seinen Namen?

Als ein Dorf in der Nähe des Blanken zerstört war, bauten sich die Bewohner wieder an, „op mine Kote“ ein Jeder, wie er sagte. Daher hat Meynkoth seinen Namen.

Woher hat **Holenberg** seinen Namen?

Im dreißigjährigen Kriege wurde ein Dorf bei Eschershausen von den Feinden zerstört Da haben sich seine Bewohner verstohlen angebaut auf einem Flecken, der rings von Wäldern umgeben war. Daher heißt der Ort passender Weise Holenberg.

Woher haben die **Stichels** ihren Namen?

Die Vorfahren des Gastwirthes Stichel in Querenhorst sollen früher Ulenspeigel geheißen haben. Da habe sich der eine Träger dieses Namens mit der Bitte an den Herzog gewandt, ihm einen anderen Namen zu geben, es sei immer solch Stichel für ihn, wenn die Leute ihn Ulenspeigel nänuten. Darauf habe der Herzog gesagt, so solle er von jetzt ab Stichel heißen.

Gesichte in der heiligen Nacht.

Wenn man sich in der heiligen Nacht zwischen zwölf bis eins auf einen Kreuzweg stellt, so kann man zu sehen kriegen: 1) einen feurigen Reiter, 2) ein altes Weib mit einem Tuche um den Kopf auf einem feurigen Besen. Dasselbe kann man sehen, wenn man sich unter die Dachtraufe eines Gebäudes stellt, das man geerbt hat.

Das graue Männchen in Sonnenberg.

Eines Tages ging eine Frau aus Sonnenberg in den Wald. Sie sammelte trockenes Holz und band es auf ihre Kiepe. Als sie eine gute Tracht hatte und aufheben wollte, sah sie auf ihrer Kiepe ein graues Männchen sitzen. Da faßte sie diese so schnell, daß der Spukgeist zur Seite flog, und rannte davon. In Folge des Schreckens wurde sie todtkrank. Da mußte ein katholischer Pater kommen und sie heilen.

Unruhe im Tode.

1. In Sonnenberg guckte ein Gestorbener immer aus der Bodenluke seines früheren Gehöftes und forderte sich alljährlich ein Stück Vieh, das beste Pferd oder die beste Kuh. Da ließ man einen katholischen Pater holen. Dieser ging auf den Kornboden und bannte den Geist in eine Flasche. Trotzdem ging aber in dem Jahre das beste Stück Vieh verloren. Wenn der Pater mit der Flasche wegfuhr, mußte der Knecht jagen, daß kein Rad auf die Erde kam, bis man am schwarzen Bruche zwischen Lebenstedt und Bodenstedt angelangt war. Dorthin wurde nämlich der Geist gebannt. Wurde aber ein Pater nicht mit dem Wagen geholt, sondern kam zu Fuße, so war er untauglich zur Geisterbannung, wenn er nur unterwegs mit seinem Schnallenschuhe eine Kornähre abgerissen hatte. Dann sagte nämlich der Geist auf dem Boden zu ihm: „Du deist et mik noch nich“.

2. Zwischen Sonnenberg und Sierße war früher eine große Hecke. Hinter ihr buken sich die jungen Burschen Sonnabends am Abend öfter Eierkuchen von gestohlenen Eiern in einer gestohlenen Pfanne. Dann hörten sie auf einmal einen eggen. Das war ein Geist, der im Grabe keine Ruhe hatte. Das Geräusch war so, wie wenn bei Frostwetter die Egge über den harten Boden geschleift wird.

3. Auf dem Wege von Querenhorst nach Sisbeck befindet sich eine tiefliegende trockene Wiese, die früher ein Teich war, der den Namen „bunter Teich“ führte. Unweit dieses war ein Holz. In dieser Gegend irrte Nachts brüllend ein Meineidiger nach seinem Tode umher. Die Vorübergehenden nahm er auf seine Schultern und rief „toho, hierher!“ Darum scheute man sich früher, Abends allein die Gegend zu betreten.

4. Ein Mann ging mit seiner Frau eines Freitags von Timmerlah nach Braunschweig zum Flachsbinden. Als sie auf dem Rückwege durch die Timmerlaher Trift kamen, lag es da wie eine Backofenhaube. Die Frau wurde in der Dunkelheit ängstlich und schmiegte sich an ihren Mann. Da entstand auf einmal ein heftiges Gebrüll. Als sie an der Trift vorbei waren, fragte die Frau, was denn das gewesen sei. Hast du es nicht gesehen, antwortete ihr Mann, so bist du ein glückliches Menschenkind. Hätte sie ihn nicht bei sich gehabt, so wäre sie gefallen. Als sie nach Hause kamen, waren Beide noch bleich und konnten nichts essen. — Es spukte

hier ein Knecht, der einstmals auf dem Schleichwege von einem Fuder Grand zermalmt war.

Tückeboten.

1. Wo Irrlichter sich zeigten, da brenne Gold, sagten die Leute in Schöningen und Cremlingen wie in andern Ortschaften. Aber niemals hat einer Geld gefunden, sondern Alle, die auf die Lichter zugingen, geriethen in einen Pfuhl.

2. Einst ging eine Frau auf dem Feldwege von Gleidingen nach Wedtlenstedt. In dem sumpfigen Gelände gab es immer viel Tückeboten. Als sie nun durch den Bruch ging, sprang ihr einer auf den Rücken, und sie mußte ihn bis vor Wedtlenstedt tragen.

Vergrabenes Geld.

1. In der Schöninger Klosterkirche steckt noch viel Geld. Einem Pater in Hamersleben war die Stelle bekannt, wo es liegt, und er wollte sie dem Cantor sagen, wenn er auf dem Sterbebette liege. Als es nun zum Sterben mit ihm ging, schickte er einen Boten nach Schöningen, um den Cantor holen zu lassen. Dieser machte sich sofort auf, aber bei seiner Ankunft in Hamersleben war der Pater bereits verschieden und hatte sein Geheimniß mitgenommen.

2. In dem Garten, der zur Bockmann'schen Mühle in Schöningen gehörte, war Geld vergraben. Das bewachte ein großer Hund, den man in einer Laube oft hatte liegen sehen. Jeden, der durchging, bellte er laut an und wollte er beißen. Wer aber ein Tuch auf seinen Kopf warf und sagte: „alle guten Geister loben Gott den Herrn", den ließ er zufrieden und der konnte sich auch ruhig Geld hinnehmen. Darum waren die früheren Besitzer des Mühlgartens reiche Leute.

Brennendes Geld.

In einem Garten in Emmerstedt ist ein Sarg eingegraben. An dieser Stelle brennt des Nachts von 11 bis 12 Uhr Geld. Wenn dies ein Hund bewacht, kriegt man nichts, aber wenn eine Jungfrau als Hüterin dabeisitzt, so kann man den Schatz heben. Es können dies aber nur zwei rechte Brüder und bei der Hebung des Schatzes dürfen sie kein Wort sprechen. Als eines Tages zwei Brüder zur Stelle kamen, um sich in den Besitz des Geldes zu setzen, sahen sie auf einmal in der Nähe eine hell erleuchtete Kutsche heranfahren. Da sagte der eine: „Sieh einmal diese schöne Kutsche". Da er das Schweigen gebrochen hatte, versank der Sarg schnell wieder in die Tiefe.

Spukgeister.

1. Die verwünschte Dame auf dem Schöninger Schlosse. Sie ging in der Wasserfurche oder im Thiebruche mit einem Bunde Schlüssel umher und klingelte, aber Keiner konnte sie sehen. Wenn es still und dunkle Nacht war, so traute sich Keiner dahin.

2. Auf dem Wege von Delligsen nach Düsternthal blieb ein Pferd stehen auf dem „gelen Becke" und wollte nicht weiter, obwohl man es tüchtig antrieb, da man Eile hatte. Auf dem Wagen befand sich nämlich die Hebeamme, die zu einer Frau in der Noth geholt wurde. Da bemerkte die Hebeamme am Spielberge eine Erscheinung, wußte aber selbst nicht, was es war. Als das Pferd bei der krummen Wiese vorbei war, ging es ruhig weiter.

3. Im Ilkenbruche bei der breiten Wiese in der Nähe von Schöningen spukte es. Ein Fuhrmann hatte da einmal festgefahren. Es war nach sieben Uhr Abends, wo die Spukzeit schon begonnen hat. Da standen seine Pferde plötzlich still, scheuten, kriegten dicke Augen und wollten durchaus nicht fort, obwohl sie den Wagen gut hätten ziehen können. Sie waren aber von dem Spukgeiste festgebannt. Da ließ er den Wagen stehen und nahm seine Pferde mit nach Hause. Am andern Morgen spannte er sie wieder an, und sie kriegten den Wagen gleich fort. „Pferde haben doppelte Stirn, die können was sehen", so sagte der Fuhrmann. — Hier sollte der Spukgeist auch eine Frau mit Schlüsseln sein, aber Niemand hat sie jemals gesehen.

Bücherschau.

Friedr. Tewes, Die Steingräber der Provinz Hannover. Eine Einführung in ihre Kunde und in die hauptsächlichsten Arten und Formen. Mit 24 Abbildungen, 21 Grundrissen und 1 Kartenskizze. Hannover, Selbstverlag des Verfassers 1898. VIII und 64 S. und 24 Tafeln Querfolio. 20 M.

Das Buch will keine eingehende Bearbeitung des umfassenden Materials geben, sondern nur eine Einführung in die Kunde unserer Steingräber. Diesen Zweck erreicht es in trefflicher Weise. Der Verfasser behandelt zunächst Namen, Zweck und ungefähres Alter dieser Denkmäler, die er etwa in die Zeit von 1000 bis 500 vor Christus setzt, und orientirt über die bislang über sie erschienene Litteratur. Dann erörtert er ausführlich ihre Bauart, ihre Auffindung, den Umfang ihrer Zerstörung und den Befund der erhaltenen Gräber, sowie ihre Vertheilung innerhalb der Provinz Hannover. Der Regierungsbezirk Lüneburg hat deren noch etwa 150, Osnabrück 100, Stade 50 aufzuweisen, Hannover nur 5 bis 6 stark angeriffene und Hildesheim und Aurich gar keine. Bei uns in Braunschweig sind nur zwei solcher Denkmäler noch erhalten, die Lübbensteine bei Helmstedt, die schon im Jahre 1439 erwähnt werden. Wie so oft zum richtigen Verständniß unserer Denkmäler und Ueberlieferungen müssen wir auch hier die der stammverwandten benachbarten Gegenden heranziehen; so hat denn auch das vorliegende Buch für uns ein besonderes Interesse. Sein Hauptwerth liegt in den 24 vorzüglichen Lichtdruckbildern von 19 verschiedenen Steingräbern, zu denen der Verfasser die Aufnahmen selbst gemacht hat, und die in Verbindung mit den kurz und bündig gehaltenen Erläuterungen und den von Hans Müller-Brauel aufgenommenen Grundrissen im Stande sind, in bequemster und anschaulichster Weise einen deutlichen Begriff von diesen alten ehrwürdigen Baudenkmälern auch weiteren Kreisen zu vermitteln. Möge das Werk

im vollen Umfange den gewünschten und verdienten Erfolg haben! Bricht die Erkenntniß von dem Werthe und der Bedeutung dieser Steingräber sich erst volle Bahn, so wird das vor Allem zu ihrer Erhaltung, die bislang viel zu wünschen übrig ließ, auf das Wirksamste beitragen.

Einen kräftigen Schutz vor frivoler Zerstörung hat jenen Denkmälern, wie wir hier wohl noch hinzufügen dürfen, kürzlich in erfreulichster Weise ein Spruch des Reichsgerichts gegeben. Es waren vom Landgerichte zu Lübeck vier Gymnasiasten wegen theilweiser Zerstörung des Hünengrabes bei Waldhusen, auf dessen Bedeutung sie in einer Schulrede ihres Directors hingewiesen waren, auf Grund des §. 304 des Strafgesetzbuches zu je 6 Wochen Gefängniß verurtheilt worden, da der Gerichtshof annahm, daß ein Hünengrab ein öffentliches Denkmal und ein öffentlich aufgestellter Gegenstand der Wissenschaft sei. Zwei der Angeklagten hatten gegen das Urtheil Revision eingelegt, indem sie den Nachweis zu erbringen suchten, daß hier weder von einem Denkmale noch von einem öffentlich aufgestellten Gegenstande der Wissenschaft gesprochen werden könnte. In dieser Hinsicht scheinen die Meinungen der Prähistoriker und der Juristen vielfach noch schroff gegen einander zu stehen. Die Redaction der „Eisenbahnzeitung und Lübecker Nachrichten“ hatte bei einer Reihe von Forschern auf dem Gebiete der Vorgeschichte und von Rechtsgelehrten eine Umfrage gehalten. Jene, wie Dr R. Beltz in Schwerin, Director Prof. J. Mestorf in Kiel, Schumann-Loecknitz in Stettin, Dr Koehl in Worms hatten sich einstimmig dahin ausgesprochen, daß jenes Hünengrab als ein öffentliches Denkmal anzusehen sein. Die Juristen dagegen, wie Justizrath Sello in Berlin, Professor Dr Stoerk in Greifswald, Rechtsanwalt Munckel in Berlin, Professor Dr v. Liszt in Halle, Rechtsanwalt Dr Oppenheimer in Hamburg, Geheimrath Professor Berner in Charlottenburg, Professor Niemeyer in Kiel, Reichsgerichtsrath a. D. Dr Stenglein in Leipzig, hatten die Frage ebenso einmüthig verneint. Jetzt hat das Reichsgericht gesprochen und unter dem 6. März d. J. die Revision unter folgender Begründung verworfen: „Ob ein Hünengrab, insbesondere das bei Waldhusen, als öffentliches Denkmal anzusehen ist, kann dahingestellt bleiben, weil die andere Feststellung, daß jenes Hünengrab als öffentlich aufgestellter Gegenstand der Wissenschaft anzusehen sei, ohne erkennbaren Rechtsirrthum getroffen ist. Auch der subjective Thatbestand ist ohne Rechtsirrthum festgestellt“.

E. Ude, Das Recht im Handel, im Gewerbe und Verkehr. Ein Handbuch für Kaufleute und Gewerbetreibende. 2., auf Grund der neuen Reichsgesetzgebung umgearbeitete Auflage. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1898. X u. 474 S. 8⁰. 3 ℳ 10.

Von dem Ude'schen Werke, das im Jahre 1893 zum ersten Male erschien, liegt jetzt der erste Theil in 2. Auflage vor. Daß diese neue Auflage in einem verhältnißmäßig so kurzen Zeitraume erforderlich geworden ist, spricht allein schon für die praktische Brauchbarkeit des Buches. „Das Recht im Handel“ bietet aber auch in seiner neuen Bearbeitung alle die Vorzüge, die bereits der ersten Auflage eigen waren. Der Stoff in seiner fast erdrückenden Fülle ist zweckmäßig ausgewählt, übersichtlich geordnet und verständlich dargestellt. Die durch die neuen Reichsgesetze nothwendig gewordene Häufung des Materials hat eine Zerlegung des Buches in 2 Theile erforderlich gemacht, von denen der erste die allgemeinen Rechtsbegriffe, sowie das Handels- und Wechselrecht enthält, der zweite das Reichsproceßrecht nebst den wichtigsten Bestimmungen der Gewerbeordnung und der Versicherungsgesetzgebung behandeln wird. Eine weitere äußerliche Veränderung bietet die neue Auflage durch ein kleineres Format, welches das Buch handlicher macht und deshalb als praktische Verbesserung anzuerkennen ist.

Auch der Inhalt hat weitgehende Veränderungen erfahren, die im Wesentlichen durch die neue, am 1. Januar k. Js. in Kraft tretende Reichsgesetzgebung veranlaßt sind. Am meisten macht sich dies im 1. Abschnitt („Allgemeine Rechtsbegriffe“) geltend, der an der Hand des Bürgerlichen Gesetzbuchs und der Reichs-Grundbuch-Ordnung völlig umgearbeitet worden ist. Der 2. Abschnitt („Das Handelsrecht“) hat außer den nöthig gewordenen Aenderungen dankenswerthe Bereicherungen durch Neuaufnahme der wichtigsten Vorschriften über das Patentrecht, Abzahlungsgeschäfte und verwandte Materien erhalten. Das Wechselrecht (3. Abschnitt) weist dagegen begreiflicherweise nur geringe, meist redactionelle Aenderungen auf. Ueberall hat sich der Verfasser sichtlich bestrebt, den Ausdruck vollkommener, die Erklärungen gemeinverständlicher und die Darstellung knapper zu gestalten. Vielleicht ist letztere für den Laien, für den doch das Lehrbuch bestimmt ist, manchmal etwas zu kurz gerathen. So vermissen wir, um nur ein Beispiel herauszugreifen, bei der Besprechung der Viehmängel (S. 401) nur ungern den Hinweis, daß rücksichtlich der anderen Thiergattungen die allgemeinen Vorschriften über Sachmängel Anwendung finden. Auch würde es stellenweise zum besseren Verständniß und zur leichteren Uebersicht beigetragen haben, wenn Verfasser sich der allerdings schwierigen Aufgabe unterzogen hätte, an Stelle der örtlichen Wiedergabe von Gesetzesvorschriften diese in ihre wesentlichen Bestandtheile zu zergliedern und zu erläutern. Allerdings ist zuzugeben, daß hierdurch leicht der dem Verfasser gesteckte Rahmen überschritten worden wäre.

Ein abschließendes Urtheil über das Ude'sche Werk läßt sich natürlich erst nach dem Erscheinen des 2. Theiles abgeben. Doch muß schon jetzt rückhaltlos anerkannt werden, daß es einem wirklichen Bedürfnisse entspricht und bei seiner großen Vielseitigkeit gerade in dieser Zeit, in der sich die Einführung der neuen Reichsgesetze vollzieht und daher mancherlei Unsicherheit im Rechts- und Geschäftsleben Platz greifen wird, ein werthvoller, ja unentbehrlicher Führer für jeden Geschäftsmann zu sein verspricht.

A. H.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 16. 30. Juli **1899.**

[Nachdruck verboten.]

„Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch!"

Von Wilhelm Brandes.

Ueber die Entstehung des Liedes „Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch" und die Persönlichkeit des Dichters, des Schneidermeisters Krämer, ist alles Wißbare und Wissenswerthe von W. Müller, dem Herausgeber des Buches „Herzog Friedrich Wilhelm in Liedern der Deutschen", zum Theil noch aus dem Munde seiner Zeitgenossen gesammelt und in dem nun längst eingegangenen Wochenblättchen „Iris", dem einstigen Lieblinge des Braunschweiger Kleinbürgerthums, veröffentlicht (Jahrgang 1859 № 35 [1]). Hier, wie in den beiden Aufsätzen von Karl Brandes im Braunschweiger Tageblatt vom 29. October 1874 und in der Braunschweigischen Landeszeitung vom 15. August 1884 wird nun im Wesentlichen übereinstimmend berichtet, Krämer habe für seine Dichtung die Melodie des allbekannten und vielgesungenen „Kapliedes" von Christ. Friedr. Dan. Schubart gewählt, jenes tiefergreifenden Abschiedsliedes, das der Dichter und Componist im Jahre 1787 zum Ausmarsche des von Herzog Karl Eugen von Württemberg an die Holländer „abgelassenen" Regiments von Hügel verfaßt hatte:

„Auf, auf! ihr Brüder und seid stark,
der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir müssen über Land und Meer
ins heiße Afrika".

Dies ist auch insoweit richtig, als die Melodie thatsächlich dieselbe ist. Aber stets ist es mir — auch angenommen, daß das Kaplied damals in Braunschweig ebenso populär gewesen wäre, wie es in Schwaben war und vielleicht noch heute ist — räthselhaft gewesen, wie der Braunschweigische Volksdichter von 1809 dazu gekommen sein sollte, sein jubelndes Preislied auf den Sieger von Oelper gerade an diesen melancholischen Klagegesang verkaufter Württemberger von 1787 anzulehnen, und ich konnte um so weniger an einen unmittelbaren Zusammenhang der beiden Lieder glauben, als sich in dem Wortlaut des jüngeren nirgendwo eine Reminiscenz an Schubart's Dichtung findet, was sonst bei dergleichen Anlehnungen immer der Fall zu sein pflegt. Das Räthsel löste sich, als mir durch Zufall die Lyrischen Gedichte nebst einigen vermischten von F. D. Gräter [2]) (Heidelberg, bey Mohr und Zimmer 1809) in die Hände kamen, und ich hier S. 183 auf ein Gedicht stieß: „Das teutsche Schützenlied. Nach der Melodie des Kapliedes. In eigene Musik gesetzt von M. J. A. Zeller 1797". Das Lied beginnt:

„Es leben alle Schützen hoch
im teutschen Vaterland!
Von biedern Schützen stammen wir,
und säh' uns Vater Teut allhier,
er reicht' uns froh die Hand!"

Schon nach diesem Anfange konnte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß sich das Bindeglied zwischen Schubart's Kapliede und unserem Volksliede gefunden hatte: die erste Zeile hat dem Liede Krämer's den Ausgangspunkt und so zu sagen das Gesicht gegeben, die zweite den Schluß: „daß solch ein Held noch nie gesehn im ganzen deutschen Land" beeinflußt — auch der Reim mit „Hand" ist hier beibehalten — endlich ist aus der dritten und vierten Zeile Krämer's Wendung in der ersten Strophe „der Held aus Heinrichs Stamm" erwachsen. Weitere Anklänge aber finden sich auch in den folgenden Strophen: wenn es in der zweiten von Armin heißt: „der schlug beym hellen Morgenroth der Römer Legionen todt", so

---

1) Vergl. unten den „Anhang".

2) Friedrich Daniel Gräter, geboren zu Schwäbisch-Hall am 22. April 1768, seit 1789 Lehrer am dortigen Gymnasium, 1804 Rector, von 1818 ab in gleicher Stellung zu Ulm, gestorben am 2. August 1836 zu Schorndorf, gehört zu der ältern, enthusiastischen und durch Sammelfleiß und eifrige, geschmackvolle Popularisirung namentlich altnordischer Dichtungen verdienten Germanistengeneration, die nachmals durch die exacte Germanistik Lachmann'scher Richtung in den Hintergrund geschoben wurde. Als Dichter hat er nichts Bleibendes geschaffen, einmal aber noch das Glück gehabt, mit seinem Epigramm „Das Teutsche Vaterland" (S. 181 der lyrischen Gedichte):

„Wo ist das Teutsche Vaterland?
Weißt du das, Thor von Frager, nicht?
Wo man die Sprache Hermann's spricht,
Da ist das Teutsche Vaterland!"

das Samenkorn auszustreuen, aus dem E. M. Arndt's Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" erwuchs.

[illegible] Braunschweigische [illegible] zum Herzog [illegible] zum unver- [illegible] zweite Strophe [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Krämer an [illegible] das ihn ver- [illegible] Vorbild [illegible] ihm für [illegible] die Braun- [illegible] die Genesis [illegible] der [illegible] mitgegeben. Aus schweigische [illegible] konnte seine der Sammlung [illegible] Gedichts unmöglich Kenntniß [illegible] Jahre erschienen stammen [illegible] nur in einem und nach dem [illegible] Exemplare, [illegible] Eschenburg, nach Braunschweig [illegible] man aus der Angabe, daß das Lied [illegible] von Neuem in Musik gesetzt sei, [illegible] Drucke schließen. [illegible] die neue Aus- gabe von Goedeke's Grundriß [illegible] (Bd. VII, S. 203—216) [illegible] Publicationen verbreitet, [illegible] aber gab die Sammlung von [illegible] das Braunschweigische Schützenwesen betreffend, die sich aus dem Nachlaß des Registrators Sack im Städtischen Archiv zu Braun- schweig befinden, willkommene [illegible]. Hier fand sich zunächst im Anhange einer Schrift „Versuch einer Geschichte der Leipziger Schützengesellschaften seit ihrem Entstehen bis auf die jetzige Zeit. Aus dem Archiv für deutsche Schützengesellschaften für dasige Stadt abgedruckt“ (Halle in Joh. Christ. Hendel's Verlag 1801) auf S. 37 f. das Gräter'sche Gedicht als „Schützenlied beim frohen Mahle“ ohne Nennung des Verfassers aber mit dem Zusatze: „Aus Mildheim's Liederbuch № 348“. Durch die Aufnahme in dieses, zuerst 1791 erschienene, dann in mehreren erweiterten Auflagen massenhaft verbreitete Volks-Liederbuch des trefflichen Rudolf Zach. Becker ist also Gräter's Lied weiteren Kreisen, durch den Abdruck im Archiv für deutsche Schützengesellschaften diesen Vereinigungen, die damals als einzige Pflegstätten eines nationalen Sports unvergleichlich mehr bedeuteten, als heute, bekannt und sicherlich bei ihnen sehr beliebt geworden. Daß dies insbesondere für Braunschweig gelten darf, dafür fand sich ein freilich nur indirecter, aber um so schlagenderer Beweis in dem „Festgesange der Schützengesellschaft in Braunschweig bei der Feier ihres 300jährigen Jubiläums am 7. Juli 1845“. In diesen Gesang „nach der Melodie: „Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch!“ sind nämlich die zweite und die sechste Strophe Gräter's eingeflochten und zwar die letztere, dieselbe, die ich oben im Wortlaute angeführt habe, in der nun wieder durch die Parallelstrophe Krämer's beeinflußten Umformung:

„Entgegen träten wir dem Feind
im Ernst und zagten nicht!
Die Büchse nähmen wir zur Hand
und bliesen ihm den schwarzen Sand
mit Muth ins Angesicht“.

Danach läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß nicht sowohl Schubart's Kaplied, als vielmehr das auf dieselbe Melodie gedichtete Teutsche Schützenlied Gräter's das unmittelbare Vorbild unseres heimischen Liedes gewesen ist und daß der wackere poetische Schneidermeister sich an den Rector von Schwäbisch-Hall angelehnt hat, weil dessen patriotischer Gesang nach Wort und Weise den Braunschweiger Schützen und damit der Stadtbevölkerung seit lange vertraut war.

Gräter's Gedicht ist nun aber nicht das einzige, das bei der Geburt unseres Liedes Pathe gestanden hat, ein zweites ungleich bedeutenderes und berühmteres Stück älterer deutscher Poesie hat, wie jenes Ton und Melodie gab, den Wortlaut stark beeinflußt. Das sind Gleim's vielbewunderte Lieder eines preußischen Grenadiers, insbesondere das umfangreichste derselben, das Siegeslied auf die Schlacht bei Roßbach. Unser Dichter hat daraus mit der fröhlichen Unbefangenheit des Volkspoeten nicht bloß eine Reihe einzelner Züge, sondern fast eine ganze Strophe, wie sie das Gedächtniß bot, bewußt herüber genommen; es ist die zweiunddreißigste des Gleimschen Liedes;

„Franzose, nicht an Mann und Pferd,
an Heldenmuth gebricht's!
Was hilft dir nun dein langes Schwerd
und großer Stiefel? Nichts!“

Daraus ist bei Krämer mit der durch sein Versmaß gebotenen Erweiterung um eine Zeile geworden:

„Ihr Krieger, nicht an Mann und Pferd,
an Heldenmuth gebricht's;
Was half euch nun das größre Corps?
Was eur geputztes Feuerrohr?
Was blanker Stiefel? Nichts!“

Ganz Gleimisch ist ferner die Schilderung der eiligen Flucht des verhaßten Gegners:

„Der Sachse rief in vollem Lauf
zu dem Westfalen flieh!
Und die Holländer glaubten fest,
es käm' aus seinem Höllennest
der Teufel hinter sie!“

Bei Gleim werden nämlich in einer langen Reihe von Strophen die Truppen der buntscheckigen Reichsarmee aufgezählt und mit Spott übergossen, weil sie in blinder Angst vom Schlachtfelde ihrer Heimath zulaufen: „Flieh, riefen tausend, Bruder, flieh!“ und wieder „Was dacht er doch in seinem Lauf, er dacht erstarrt und stumm, der Hölle Rachen thut sich auf, lief fort, sah sich nicht um“. Wie bei Gleim der Württemberger „Pistol und Schwerd zum Teufel von sich schmiß“, so wirft bei unserem Dichter der Feind „Flinte, Säbel und Montur, Tornister fort“. In geringerem Maße als das Lied auf die Schlacht bei Roßbach haben auch noch einige andere Lieder des Grenadiers in dem unsrigen ihre Spuren hinterlassen. Aus dem Siegesliede nach der

Schlacht bei Prag kehrt die Zeile „Und singt: Victoria“ wieder in der Form: „Und rief: Victoria“ und zu der ersten Strophe unseres Liedes stellen sich aus dem Siegesliede von Lowositz die Verse: „Er ging mit einer kleinen Schaar den Siegesweg voran und schlug, wo Feind zu schlagen war“. Schließlich erinnert auch sonst der Wort- und Vorstellungsschatz vielfach an Gleim: „Roß und Mann“, „Kanonen brüllten“, „da floß deutsches Blut“ („floß dick Pandurenblut“), „schnell wie der Blitz“ („geschwinder als der Blitz“) und dergleichen mehr bieten beiderseits die Schlachtschilderungen übereinstimmend.

So stellt sich unser in Versmaß und Weise an ein dilettantisches Gesellschaftslied der Zeit angelehntes Volkslied zugleich dar als ein später, vielleicht der letzte Nachklang eines um ein halb Jahrhundert älteren namhaften Dichters, dessen Ansehen in der litterarischen Welt damals bereits sehr gesunken war. Das ist nach zwei Seiten hin charakteristisch: für den Patrioten gab es aus der Vergangenheit seines Volkes im Liede nichts, an das er hätte anknüpfen können und mögen, wie an die Thaten Friedrich's des Großen und zumal an den Sieg von Roßbach; und für den schlichten Bürger, auch wenn er selber gelegentlich Verse schrieb, hatten Goethe und Schiller noch nicht gedichtet, geschweige denn die junge Romantik, oder — wenn er ja von jenen Eins und das Andere kannte, so gab er für seinen Theil dem alten Vater Gleim den Vorzug, von dem die gebildete Poesie der Freiheitskriege demnächst nichts mehr wußte.

Anhang.

Da das Blatt [3]) sehr selten geworden ist, so mag es gestattet sein, das Kernstück des Aufsatzes mit einigen Zusätzen aus den oben citirten Artikeln von Karl Brandes hier noch einmal abzudrucken: „Christian Friedrich Krämer, der Sohn eines Schneiders, ist am 25. September 1776 zu Braunschweig geboren und zeigte schon früh ein besonderes Talent zum Lernen und zum — Dichten. Der Vater hielt ihn aber mit Strenge zur Erlernung seiner Profession an und K., der nur eine den damaligen Zeiten angemessene Schulbildung genossen hatte, mußte, obgleich er zur Schneiderei wenig Lust zeigte, statt, wie es sein heißester Wunsch war, sich den Wissenschaften widmen zu können, beim strengen Vater den Tag über die Nadel führen, bis er Geselle und später Meister wurde und sich verheirathete. Wegen seiner heiteren Laune und dichterischen Ader war er unter seinen Mitbürgern wohlgelitten und bekannt, und da er auch mit der Feder umzugehen wußte, so wurde ihm manches Gilde- und städtische Ehrenamt übertragen, denen er sich mit aufopfernder Thätigkeit widmete. So übernahm er, als im Jahre 1805 die hiesigen Armenanstalten durch Leisewitz und andere Patrioten neu organisirt wurden, das Amt eines Armenpflegers, welches zu der Zeit sehr zeitraubend war, so daß K., der, ohne Vermögen, nur durch seiner Hände Arbeit sich und seine Familie ernähren konnte, die Schreibgeschäfte größtentheils des Nachts vornehmen mußte. Späterhin wurde K. bei der in den Jahren 1810 bis 1818 in Braunschweig bestehenden Theaterunternehmung der Wittwe Walter Theaterschneider und ging, als Letztere im Jahre 1818 Braunschweig verließ, auf deren besonderen Wunsch in gleicher Eigenschaft mit ihr nach Halle, wo er sieben Jahre blieb, dann nach seiner Vaterstadt zurückkehrte und wiederum als Theaterschneider beim Herzoglichen Hoftheater angestellt wurde, was er bis zu seinem, am 13. Mai 1841 erfolgten Tode geblieben ist. (Die Tochter Krämer's wurde die Gattin des Chordirectors Mühlbrecht.) Soviel über den Verfasser; jetzt etwas über die Entstehung des Liedes. Unmittelbar nach dem Abmarsche des Herzogs Friedrich Wilhelm und der ihn verfolgenden Westphalen und Holländer versahen die im Jahre 1807 errichteten „Braunschweigischen Bürgerwachen“ aus Mangel jeglichen Militairs eine Zeit lang den Wachtdienst in Braunschweig und besetzten namentlich die Thorwachen. So kam in den ersten Tagen des Augusts 1809 der Schneidermeister Krämer, welcher bei der zweiten Compagnie des Petrithordistricts den Dienst eines Sergeanten versah, als Wachtcommandant an das Petrithor. Unter der Wachtmannschaft befanden sich nebst anderen Braunschweigischen Bürgern der vor einigen Jahren verstorbene Maler Meder und der noch jetzt im hohen Greisenalter hier lebende Maler Helmbrecht. Natürlich drehte sich das Gespräch der Wachtmannschaft nur um die Ereignisse der letzten Tage und wurde ganz besonders der Heldenthaten des hochverehrten Herzogs Friedrich Wilhelm und seiner kühnen Schaar gedacht, wozu ja gerade das Petrithor die nächste Veranlassung bot. Da mehrere der Anwesenden das dichterische Talent des Wachtcommandanten kannten, so forderte einer K. auf, ein Lied auf Herzog Friedrich Wilhelm und seinen Aufenthalt in Braunschweig zu machen. K. ließ sich nach einigem Widerstreben willig finden und so entstand, indem K. der längst bekannten und allgemein beliebten Melodie des Liedes: „Auf, auf ihr Brüder und seid stark“ den Text seiner schnell entstandenen Dichtung glücklich anpaßte, an der Petrithorwache das echt vaterländische Lied: „Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch!“ Jeder der Anwesenden nahm eine Abschrift von dem Liede mit, wobei alle dem doch wegen der möglichen Folgen besorgten Krämer das tiefste Stillschweigen über die Begebnisse auf der Petrithorwache gelobten. Was gelobt war, wurde auch treulich gehalten, indessen war der Maler Meder doch mit seiner Abschrift so unvorsichtig umgegangen, daß dieselbe in die Hände eines damals allgemein gefürchteten Polizeicommissärs gerieth. Schon sollte gegen Meder verfahren werden, als sich seiner der am 13. März 1852 verstorbene Advokat Wiese annahm, der es durch seine Bemühungen dahin brachte, daß die beabsichtigte Untersuchung unterblieb, deren Verlauf dem Dichter leichtmöglich die Kugel als Lohn seiner Vaterlandsliebe hätte bieten können“. (Auf den zahlreichen Drucken des Liedes meist aus späterer Zeit findet sich merkwürdigerweise der Name des Verfassers nie, dagegen sind mit seinem Namen erschienen ein Lied „Braunschweigs Fürst und Held mit seinen tapferen Kriegern in der Schlacht bei Waterloo“,

3) Vgl. oben den Text zu Anmerk. 1.

entspricht
mit seiner
Poet in
sang: „ri
dem F
kennbar d
in Ohr u

Es h
sein Vo
anlaßte,
die Ge
schwe
der
Kenn.
stamm
und n
Exem
nach
Auge
geie
fehl.
gabe

diesen Eugen hatte der Vater die größten Hoffnungen gesetzt. „Wenn eines meiner Kinder“, schreibt er an Fr. W. Bessel, „des Vaters Liebe zu den exacten Wissenschaften erben sollte, so ist es wahrscheinlich eher dieser Eugen als sein leichtblütiger Bruder Joseph“. In der That zeigte er bald mehr als gewöhnliche Fähigkeiten, insbesondere in den Sprachen, deren Studium ihn, wie auch den Vater, lebhaft anzog. Hatten diesen doch die philologischen Neigungen in der Jugend sogar der Mathematik abwendig zu machen gedroht, und noch im hohen Alter hatte er Sanskrit getrieben und es in der schwer erlernbaren russischen Sprache zu einer sehr großen Fertigkeit gebracht. Eugen besuchte das Gymnasium zu Göttingen und dann das zu Celle. Nach seinen Neigungen hätte er wohl am liebsten dem Studium der Philologie sich gewidmet. Aber der Vater schien es ungern zu sehen, daß seine Söhne eine wissenschaftliche Laufbahn einschlügen, wohl in der Besorgniß, daß sie hier, vor Allem auf dem Felde der Mathematik, sich des Vaters als nicht ebenbürtig erweisen würden und so der Name eine gewisse Erniedrigung erleiden könnte. Er bestimmte daher Eugen der Rechtswissenschaft sich zuzuwenden; am 17. April 1829 wurde dieser als Studiosus der Rechte in Göttingen immatriculirt. Bald gerieth er in das wilde Leben der damaligen Göttinger Studentenschaft. Eine Schmarre im Gesichte zeigte seine Theilnahme an einem Duell. War schon derlei nicht nach des Vaters Sinne, der seine Studienzeit ganz in wissenschaftlicher Arbeit hingebracht hatte, so machte dieser dem Sohne ernstlich Vorhalt, als er ihm von einem solennen Abendfeste, das er seinen Commilitonen gegeben hatte, ohne Weiteres die Rechnung übersandte. Das führte zu einem Bruche zwischen Vater und Sohn. Dieser entschloß sich plötzlich, Deutschland zu verlassen und nach Amerika zu gehen. Er brach auf, ohne seiner Familie Lebewohl zu sagen oder irgend eine Vorbereitung für seine Reise zu treffen. Als der Vater von des Sohnes Absicht hörte, folgte er ihm und drang er in ihn, nach Haus zurückzukehren, indem er sich zugleich erbot, ihn für den Fall, daß er sein Glück in Amerika versuchen wolle, mit Geld zu versehen. Der Sohn verweigerte die Heimkehr und die Beiden schieden von einander. Diese Trennung, die im Sommer 1830 geschah, hat den Vater auf das Tiefste ergriffen. „Aber Ihr armer Freund“, schreibt er am 31. December 1831 an Bessel, „ist seit anderthalb Jahren das Opfer der schwersten häuslichen Leiden gewesen. Den Ausgang des einen ahnen Sie leicht aus der seit vier Monaten gebrauchten Farbe des Siegels; von einem anderen, wo möglich noch härtern sehe ich kaum ein Ende ab als meines. Lassen Sie mich davon schweigen. Lähmend haben solche Verhältnisse auf alle meine wissenschaftlichen Beschäftigungen, fast ganz aufhebend auf meine Correspondenz eingewirkt“. Das eine der häuslichen Leiden war der Tod der Frau im September 1831, das andere vor anderthalb Jahren der traurige Abschied vom Sohne.

Dieser landete in New-York und ließ sich, als das Geld, das er bei sich hatte, ausgegeben war, als gemeiner Soldat in das Heer der Vereinigten Staaten aufnehmen. Er kam nach Fort Snelling, nahe bei St. Paul. Da die Post dem General Taylor übertragen war und die Officiere durch einen Zufall herausbekamen, daß Eugen Gauß ein unterrichteter Mann war, so fand er bei der Post Beschäftigung. Gegen Schluß der fünfjährigen Dienstzeit, zu der er sich verpflichtet hatte, kam sein Bruder Joseph, wie schon erwähnt, nach den Vereinigten Staaten, um den Eisenbahnbau zu studiren. Er dachte, er könnte Eugen, wenn er es wünschte, eine Stellung in der regulären Armee verschaffen. Aber dieser hegte andere Pläne; er nahm eine Anstellung bei der Amerikanischen Pelz-Compagnie an den Quellen des Mississippi und Missouri an. Hier lernte er mit Leichtigkeit die Siouxsprache und unterstützte einen Missionar, Namens Pond, bei der Aufstellung eines Siouxalphabets. Ferner traf er hier mit dem französischen Astronomen Nicollet zusammen, der, als er den Namen Gauß rufen hörte, aufmerksam geworden war und auf seine Frage erfuhr, daß er einen Sohn des Mathematikers vor sich hätte. Nicollet plante, eine Expedition quer durch den Continent bis zum Stillen Ocean zu machen und dann zu Wasser nach Europa weiter zu reisen. Eugen war bereit ihn zu begleiten, doch wurde das Unternehmen durch Nicollet's Tod vereitelt. Um das Jahr 1840 ließ sich Eugen in St. Charles nieder, wo er bis 1885 verblieb. Dann begab er sich auf eine Farm in Boone County, nahe bei Columbia, wo er 1896 gestorben ist. Im Jahre 1844 hatte er sich mit Henriette Fawcett verheirathet, die ihn überlebte und jetzt im 82. Jahre steht. Der Ehe sind sieben Kinder entsprossen, von denen zwei bereits verstorben sind.

Von den Kindern glich Eugen dem Vater geistig wohl am meisten. Er besaß, wie dieser, eine ausgedehnte Sprachkenntniß; er beherrschte vollständig das Französische, das Englische und die Siouxsprache. Das Neue Testament las er im Urtexte. Er meinte selbst, er würde, wenn er seine philologischen Studien in Deutschland fortgesetzt hätte, sicher auf einen Lehrstuhl an einer Universität haben rechnen können. Doch war er mit seinem Schicksal zufrieden. Im Alter von etwa 40 Jahren ergriff ihn ein tiefes religiöses Interesse und mit Vorliebe trieb er seitdem biblische und theologische Lectüre. Er sah in seiner Amerikafahrt ein besonderes Glück. Denn ohne das, glaubte er, würde er niemals Jesum Christum richtig kennen gelernt haben. Daneben besaß Eugen unverkennbar mathematische Anlagen, wenn er auch niemals die höhere Mathematik studirt hatte. Als er über 80 Jahre alt und blind geworden war, machte er im Kopfe so große arithmetische Berechnungen, daß die Fassungskraft seines Gedächtnisses, das noch damals die lange Reihe von 30 Zahlen sicher fest hielt, allgemeines Staunen hervorrief. Unwillkürlich drängt sich uns da die Frage auf: Was würde Eugen haben leisten können, wenn ein günstigeres Geschick ihn in Bahnen geführt hätte, in denen er seine reichen Gaben zu voller Entfaltung hätte bringen können!

Ebenfalls nach Amerika ging Gauß' jüngster Sohn Wilhelm. Er war Landwirth geworden, und weil er glaubte, daß für diesen Beruf die Aussichten in den Vereinigten Staaten besser als daheim in Deutschland

wären, so siedelte auch er im Jahre 1837 unmittelbar nach seiner Verheirathung mit einer Nichte des Astronomen Bessel dorthin über. Zwanzig Jahre hindurch war er fast ununterbrochen als Landwirth in Missouri thätig. Dann trat er in St. Louis in ein Schuhengrosgeschäft, in dem er bis zu seinem Tode im Jahre 1879 verblieb. Von seinen acht Kindern sind sechs noch am Leben; einige davon sind Geschäftsleute, zwei presbyterianische Geistliche geworden.

Stets in der Nähe des Vaters blieb die jüngere von Gauß' Töchtern, Therese, die in aufopferndster Weise den Vater bis zu seinem Tode verpflegt hat. Gauß litt an einem Herzfehler. Im Januar 1854 wurde das Leiden so schlimm, daß ärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden mußte. Unter der sorgfältigen Behandlung des Arztes, des Dr Baum, gelang es noch einmal, eine Besserung herbeizuführen, die fast wie ein Wunder erschien. Die höchst bedenklichen Symptome der Krankheit schwanden und Gauß war auch wieder im Stande, kurze Strecken zu gehen. Aber im November kehrte das alte Leiden in verstärktem Maße wieder und wurde von Tag zu Tag bedrohlicher; im Beginn des neuen Jahres erklärte der Arzt, daß das Leben des Kranken nur noch von kurzer Dauer sein könnte. Viel und schwer mußte er aushalten, aber er trug bis zu seinem Ende alle Leiden mit unveränderlicher Freundlichkeit und rührender Geduld. Stets erfüllte ihn Hoffnung, sobald ihm Jemand ermuthigend zusprach. Um so schwerer für die Tochter, die die Nähe des Todes deutlich vor Augen sah! Er ließ sie in den letzten Wochen kaum einen Augenblick von seiner Seite. Wenige Tage vor seinem Tode sagte er ihr: „Das Beste und Größte, was Gott uns erweisen könnte, wäre diese eine Gunst, daß wir Beide an demselben Tage zusammen sterben könnten“. Das Bewußtsein hat er niemals völlig verloren. Noch vier Stunden vor seinem Abscheiden erkannte er die Tochter, als er zum letzten Male einen Trank aus ihrer Hand nahm, er zog die Hand an sich, küßte sie und sah liebevoll zu seiner Pflegerin auf. Dann schloß er die Augen und schien zu schlafen, um niemals wieder zu erwachen. Es war am 23. Februar 1855.

War auch Eugen in Unfrieden von der Heimath geschieden, so stellte sich doch mit der Zeit auch aus weiter Entfernung ein besseres Verhältniß zwischen Vater und Sohn wieder her. Wir geben zum Beweise dafür zum Schlusse den hauptsächlichen Inhalt zweier Briefe von Gauß an seinen Sohn hier wieder. Sie enthalten die Antwort auf die Anzeige der bevorstehenden Heirath Eugen's und der Geburt seines ersten Sohnes.

„Mein lieber Sohn:

Die in Deinen beiden Briefen an mich und Theresen enthaltene Anzeige von Deiner beschlossenen und nahe bevorstehenden Verheirathung habe ich in mehrern Beziehungen mit Vergnügen aufgenommen. Bei der Unmöglichkeit, über Verhältnisse und Personen aus eigner Kenntniß ein Urtheil zu bilden, überlasse ich mich gerne dem Vertrauen, daß Dein Alter und Deine Erfahrungen, Dich vor solchen Täuschungen, in welche wohl unbesonnene und unerfahrene Jünglinge verfallen, bewahren. Ich wünsche und hoffe daher herzlich, daß alle die schönen Tugenden, welche Du von Deiner künftigen Lebensgefährtin rühmst, und die den Mangel äußerer Glücksgüter für einen verständigen und auf eigenen Füßen feststehend sich fühlenden Mann wohl aufwiegen, sich stets als ächt bewähren werden, zugleich aber auch, daß Du Dich des Besitzes eines solchen Schatzes immer würdig beweisen werdest, und daß so die Verbindung zu Euer Beider wahrem Glück gereiche.

Auch Deine beiden Brüder haben sich Lebensgefährtinnen ohne Vermögen gewählt. Daß Du Dich darüber auch mit so vieler Leichtmüthigkeit hinwegsetzest, ist mir auch in sofern angenehm, als ich darin eine Bestetigung von dem voraussetze, was Herr Eggers vor einigen Monaten hier äußerte, nemlich, daß Deine Umstände und Handelsgeschäfte in einem prosperirenden Zustande sind. Hrn. Egger's Besuch war übrigens so kurz, daß ich über so vieles was ich gerne näher wüßte, nur sehr unvollkommene oder gar keine Kenntniß erhalten habe. So weiß ich namentlich von Deinem Geschäfte bloß im Allgemeinen, daß es ein Kaufmännisches sei, und daß Du mit einem Compagnon associirt seiest; näheres aber z. B. welcher Art jene Geschäfte, ob der Compagnon ein Deutscher oder ein Amerikaner sei rc. habe ich nicht erfahren.

. . . .

Unter den herzlichsten Wünschen für das dauernde Glück Eurer Verbindung

Dein treuer Vater

C. F. Gauß.

Göttingen, 15. Februar 1848. [so! statt 1844].

Lieber Eugen:

Ich kann nicht unterlassen, Deinen vom 16 Mai datirten und am 30 Junius hier eingegangenen Brief wenigstens mit einigen Zeilen zu erwiedern, obwohl ich aus zwei Ursachen zur Kürze gezwungen werde, nemlich erstlich, weil Therese wegen Absendung des Pakets pressirt ist, und zweitens, weil ich ziemlich unwohl bin, und den größern Theil des Tages auf dem Sofa liegend zubringen muß. Großentheils mag dies die Folge der unerträglichen Hitze sein, bei der ich immer sehr leide, und die in diesem Sommer größer ist, als ich je in meinem ganzen Leben erduldet zu haben mich erinnere. Nach den öffentlichen Blättern scheint diese Hitze in Europa ganz allgemein zu sein.

Daß ich nun auch von Deiner Seite in der Neuen Welt einen Enkel habe, ist mir sehr erfreulich; in der Alten Welt wird mein Name wohl aussterben, da Josephs Ehe schon ins siebente Jahr kinderlos geblieben ist. Aller Wahrscheinlichkeit wird Joseph nun mit Nächstem in eine veränderte Lage kommen, ihm selbst mehr zusagend, als eine Lieutenantsstelle in Friedenszeit, und mir selbst auch aus dem Grunde lieb, weil er räumlich mir näher kommt. Er ist nemlich bestimmt, mit in unser Eisenbahn-Directorium einzutreten, wobei er seinen Abschied aus dem Militair und sein gewöhnliches Domicilium in Hannover wird nehmen müssen, obwohl er dabei während eines großen Theils des Jahres

auf Reisen zuzubringen haben wird. Er ist in diesem Augenblick in Stade, um seine Frau nach Hannover abzuhohlen.

Daß Deine Geschäfte gut prosperiren freuet mich sehr, aber in einem neulich von Deiner Großmutter erhaltenen Briefe ist eine etwas unverständliche Andeutung, als ob Du gewillet seiest, jene aufzugeben, auf das Land zu ziehen, und von da aus bloß Großhandel zu treiben. Da in Deinem Briefe an mich darüber gar nichts vorkommt, so vermuthe ich, daß jene Aeußerung wenigstens zum Theil auf einem Misverständnisse beruhet. Uebrigens haben wir vor Kurzem ein tangibles Zeichen Deiner Geschäftsthätigkeit erhalten, da Herr Westhof uns ein Fäßchen Mehl aus der Mühle Gauß u. Weidner zugeschickt hat, welches Therese sehr lobt, als besser, wie alles hiesige.

Zufällig hatten wir gleichzeitig einen Topf Butter aus dem Altenlande von Josephs Frau erhalten, und es fehlten also zu einer Omelette abseiten meiner Kinder aus fremden Landen nur noch die Eier aus Wilhelms Hühnerstalle.

Ueber das Daguerrebild, welches Deine liebe Frau Theresen geschickt hat, haben wir uns sehr gefreut; die Arbeit ist feiner, als ich sie an einem in Europa gemachten Daguerrebilde sonst gesehen habe. Therese erwiedert es mit ihrem Daguerrebild, welches in zwei Exemplaren, eines für Dich, eines für Wilhelm Herr Angetrodt mitbringt. Außerdem und zu gleicher Distribution bringt er zwei Lithographien von meinem Portrait mit; sie sind im vorigen Winter von einem Oelgemälde abgenommen, welches vor 6 Jahren hier gemacht ist. (Das Original dieses Oelgemäldes von einem Kopenhagner Künstler kam nach Petersburg, und eine Copie für Herrn Sartorius blieb hier, wonach jene Lithographie gemacht ist). Man fand das Gemälde damahls sehr ähnlich; jetzt werde ich ihm wohl unähnlich geworden sein.

Auch für die Karte von Missouri und Arkansas, welche mit jenem Bilde zugleich ankam, habe ich Dir noch zu danken.

Daß Ewald noch im vorigen Jahre sich wieder verheirathet hat, wird Dir wahrscheinlich die Großmutter geschrieben haben. Mit herzlichen Wünschen für Dein Wohlergehen

Göttingen, den 9ten August, 1846. — Dein treuer Vater C. F. Gauß.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder

von C. Simm.

2. Die Parochie Gebhardshagen.

Das heutige Kirchspiel Gebhardshagen mit den beiden Filialgemeinden Engerode und Calbecht ist aus der Vereinigung von fünf selbständigen Pfarrgemeinden entstanden — nämlich den vorgenannten und den jetzt wüsten Kirchheerte und Wedem.

In der Umwallung der Veste Hagen (Indago) befand sich von Alters her eine stattliche Kapelle, deren Mauern noch heute als Scheuer rechts am Eingange des Domänenhofes profane Verwendung finden. Der Baustil derselben ist romanisch, sie ist etwa 6—700 Jahre alt, also von demselben Alter wie die Kapelle zu Engerode. Diese Burgkapelle im Hagen wird in der später noch zu erwähnenden Wedemer Urkunde vom Jahre 1248 genannt. Unter der Kapellenthür stehend, wurde Ludgerus Ritter zum Hagen, welcher sich freventlich an dem Pfarrer Heinrich Crasuc von Wedem vergriffen hatte, vom Blitze erschlagen. Der erste Pfarrer vom Hagen Hinricus wurde 1235 und 1236 genannt[1]). Nach ihm Konrad 1312, Ludolf 1325, Eylard 1383. Die kirchlichen Lehnsherren waren natürlich die Edlen von Hagen (de Indagine) als Grundherren. Dieses Geschlecht, zuerst 1129 im Dienste Kaiser Lothar's genannt, verliert 1280 durch Aussterben das Burglehen. Die gängigen Ansichten über die folgende Periode sind nun dahin richtig zu stellen, daß die Burg zunächst über 20 Jahre in den Händen des herzoglichen Lehnsherrn blieb. Erst um 1300 verlieh Herzog Albrecht der Feiste die Veste an die Familie von Bortfeld. Die erste Nachricht über die v. Bortfeld als Inhaber des Hagens bringt das Jahr 1294, nicht erst 1302, wie man bisher meinte[2]). Dafür zeugt auch eine Nachricht von 1290, wonach Herzog Otto selbst noch Gebhardshagen inne hat[3]). Die Benennung Gebhardshagen[4]) nach Gebhard von Bortfeld tritt zum ersten Male 1348 auf, jedenfalls zur Unterscheidung von den zu demselben Lehn gehörigen Nienhagen und Steinhagen. Wie die von Hagen, so übten auch die Bortfelds das Patronatrecht über die Burgkapelle aus, ihr Patronat überdauerte aber ihr Burglehen. Nach der gewöhnlichen Annahme[5]) soll die Burg 1429 an den herzoglichen Lehnsherrn zurückgefallen sein. Dagegen sprechen folgende Thatsachen: Die letzte Bortfeldsche Urkunde aus Gebhardshagen stammt aus dem J. 1354[6]). 1381 verschreibt Herzog Otto der Quade u. A. Gebhardshagen für den Fall seines Todes dem Landgrafen Hermann von Hessen[7]). 1390 ist es herzoglich[8]), 1395 wird es von einem herzoglichen Vogte verwaltet[9]). 1396 war es an die v. Cramm, 1405—1430 an die v. Salder verpfändet[10]). Es ist also der Abzug der v. Bortfeld aus Gebhardshagen um 1360 anzusetzen. Die Ursache dieses Wechsels ist uns nicht bekannt. Dagegen blieb das kirchliche Lehnsrecht bei der Familie von Bortfeld bis zu ihrem Erlöschen

---

1) Als Zeuge in Riddagshäuser Urkunden.
2) Goslar. Urkundenbuch Th. II Nr. 477 und 78. Sie schreiben sich darin, wie auch später, geradezu v. B., genannt von Hagen. Der Templerorden hat niemals Gebhardshagen besessen, wie Hassel u. Bege, Lambrecht u. A. meinen.
3) Dürre, Die Regesten des Geschlechts v. Wallmoden Nr. 78.
4) Geverdeshagen, auch Geberhardishagen, Gebehardishayn, Gebershagen (so heute im Volksmunde).
5) Bege, Burgen S. 109, Knoll u. Bode S. 281.
6) Sudendorf Urkdbch. II 245.
7) Ebendas. V 249.
8) Dürre, Wallm 78.
9) Sudendorf VII S. 215.
10) Herzogl. Urk. i. Landeshauptarchiv 12. 15. 21. Döbner Hildesh. Urkbdch. VI 84, 263, 464.

im J. 1685[11]), da der Letzte — Curt v. Bortfeld — auf dem Heimwege aus dem Türkenkriege starb. Die einst so begüterte und angesehene Familie war zuletzt völlig verarmt. Das kirchliche Lehn verfiel deshalb nicht mit dem Burglehn, weil jenes hildesheimisch und dieses herzoglich war. Die herzoglichen Lehnstücke fielen nach dem Aussterben der v. Bortfeld an die v. Cramm, die hildesheimischen[12]) an die von Brabeck, eine westfälische Familie. Aus Mangel an einheimischen katholischen Adligen — diese waren fast alle evangelisch geworden — zog der Bischof von Hildesheim westfälische Familien in sein Bisthum. Die von Brabeck empfingen auch das kirchliche Lehnsrecht über Gebhardshagen. Allerdings machten ihnen dieses die v. d Bussche streitig, denen Engerode von den Bortfelds verpfändet war. Diese Pfandbesitzer üben wiederholt das Patronatrecht aus. Doch die Brabecks obsiegten in dem angestrengten Processe[13]). Es wurde nun das Besetzungsrecht so geordnet, daß einmal die v. Brabeck, das andere Mal wegen des Filials Calbecht der Landesherr dasselbe ausübten[14]).

Für Engerode als Brabeck'sches Eigenthum erfolgte jedesmal hinterher eine formelle Präsentation[15]). Es wurden aber die nunmehrigen Grafen v. Brabeck durch Urtheil Fürstl. Consistoriums vom 11. Febr. 1804 ihres Patronatrechtes verlustig erklärt. Da die Proceßacten nirgends aufzufinden, so kann man den Grund dieses Spruches nur vermuthen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Graf jede Kirchenbaupflicht abgelehnt hat. Am 1. Mai 1791 war der Kirchthurm, durch Blitz getroffen, niedergebrannt. Erst 1810 wurde er — und zwar in kümmerlicher Höhe — wieder aufgebaut. Sollte nicht Fürstl. Consistorium auf Verweigerung des Grafen, als Patron etwas zum Bau beizutragen, diesem sein Recht abgesprochen haben? Seit diesem Jahre gilt der Landesherr allein als Patron.

Das Gotteshaus unserer Gemeinde — dessen Schutzheiliger wie in Barum der Weihnachtsheilige St. Nicolaus ist — geht auf das Jahr 1410 zurück. In dieser Zeit vollzog sich die Entwicklung der Burggemeinde zur Dorfgemeinde durch die Einverleibung der heute wüsten Dörfer Kirchheerte und später Wedem, jenes im Norden, dieses im Westen von Gebhardshagen gelegen. Beide waren selbständige Parochieen.

Kirchheerte — zu unterscheiden von Nord-, Ost- und Lüttkenheerte, welche drei das heutige Heerte bilden[16]) — erscheint als Kerckherte zuerst 1238 und 1248[17]). Den Zehnten trugen dort die v. Wallmoden von den Grafen von Schladen zu Lehn[18]). Dieser Zehnten von 547 Kirchheerter Morgen erscheint später im Erbregister von Gebhardshagen. Das im Hildesheimischen Archidiakonatsverzeichniß aufgeführte Herte[19]) ist unser Kirchheerte. Dasselbe hat eine bischöfliche Abgabe von 1½ Lot Silber zu zahlen, als Patron ist der Bischof benannt. Die Geringfügigkeit der Abgabe beweist, wie klein die Kirchenpfründe[20]). Noch heute zeichnet sich in der Wiese, sobald sie gemäht ist, die Kirche ab. Der erste Geistliche wird 1386 erwähnt, Hermann Angerstein, Vorsteher der Kapelle St. Petri in Dreckherte unter Gebhardshagen.

(Schluß folgt.)

11) Erbregister von Gebhardshagen 1548—1622 (Amtsger. Salder).

12) Wie das Kirchenlehn, so weist auch der Zehnte in Gebhardshagen auf Hildesheimische Herkunft, er war im Besitze der v. Wallmoden.

13) S. meinen Aufsatz über Engerode, Br. Magazin 1898 Nr. 9 S. 68.

14) Wonach Hassel u. Bege, Beschreibung 2c. S. 446, zu berichtigen.

15) So ausdrücklich im Corp. bon. von Gebhardshagen.

16) Zu unserem vor. Aufsatze S. 98 möchten wir hier nachträglich bemerken, daß das uralte Steinbild in dem Westgiebel der Heerter Kirche nicht eine Jungfrau darstellt, „welche in beiden Händen Aehren tragt", wie Knoll u. Bode S. 282 meinen, sondern die Maria mit dem allerdings sehr verwitterten Jesuskinde.

17) In den später zu besprechenden Wedemer Urkunden.

18) Dürre, Wallm. Regest. 75 um 1286.

19) Lüntzel, Aelt. Diöz. Hild. Anhang.

20) Barum zahlt 1 ℳ, Gebhardshagen (Indago) 5 Lot Silber.

Bücherschau.

In den **„Mittheilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten** und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin" Heft IV (Berlin 1899) handelt A. Basel aus Beierstedt über die „alten Bauernschüsseln im Braunschweigischen", die früher auf der geräumigen Däle des Bauernhauses die „Blänke" zierten, mit dieser aber zumeist verschwunden sind und im Ganzen nur noch selten angetroffen werden, da sie durch Geschirr aus Zinn, Porcellan u. s. w. allmählich verdrängt wurden. Den Herstellungsort dieser Schüsseln sucht der Verfasser wohl mit Recht nicht im Braunschweigischen, sondern in der Gegend von Marburg in Hessen. Er bespricht das Material, aus dem sie bestehen, (aus gebranntem Thon mit Bleiglasur), die Art ihrer Herstellung die dabei verwandten Farben, die Darstellungen und Sprüche, die sie zieren u. s. w. Das älteste Stück, das ihm bekannt geworden, stammt aus dem Jahre 1732. Zur Veranschaulichung der Ausführungen des Verfassers tragen die wohlgelungenen Abbildungen von sechs Bauernschüsseln aufs Beste bei, die sich in der Sammlung des Verfassers und im Vaterländischen Museum zu Braunschweig befinden.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 11. Rothe-Feier in Heidelberg. — 11—17. R. Elster, Pabst Julius II. u. das neuere Italien (Rom). — 17. Gustav Frenssen, „Die drei Getreuen". 18—19. Die alttestamentlichen Propheten. — 20.—21, 23 u. 24 Schumann, Evang. Regungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche. — 21. Albert Bach †. — 22. W. Kulemann, Unser Versammlungsrecht. — 26. Dreyfus. — 27. Jubiläum in Rom. — 28. Hauptmanns Fuhrmann Henschel. — 29. Der Weltfriede — 30 Ferien-Lectüre.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 12—14. P. Kahle, Topographische Veränderungen der Erdoberfläche und Anregung zu ihrer Verfolgung im Herzogthum.

Monatsschrift f. öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 7 u 8. Bloch, Fluß-Bade- und Schwimmanstalt für Frauen in Br.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 17. 13. August **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Grabstätten der Welfen.

Den Plan, die Grabmäler und Grabstellen der Mitglieder unseres alten Fürstenhauses eingehend zu behandeln, hat zuerst Friedrich Karl von Vechelde gefaßt. Er beabsichtigte nach dem Vorbilde von Marquard Hergott's Monumenta augustae domus Austriacae in einem umfassenden Werke die noch vorhandenen Grabdenkmäler der Braunschweigischen Fürsten abzubilden, ihre äußerlich nicht mehr kenntlichen Ruhestätten zu ermitteln, die oft sich widersprechenden Angaben über ihre Geburts- und Todesdaten aufzuklären und so eine authentische Grundlage zu einem zuverlässigen Stammbaume des Welfischen Hauses zu legen, dessen wir noch heute entbehren. Mehrere Jahre hat er sich mit diesem Gedanken getragen, auch die Ausführung begonnen. Aber die Schwierigkeiten, die sich ihm hier, zumal bei Erforschung der außerhalb Deutschlands gelegenen Grabstätten, entgegenstellten, waren so groß, daß er bald an einer glücklichen Lösung der Aufgabe verzweifelte und sich schließlich darauf beschränkte, in den von ihm herausgegebenen „Annalen der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig" einige Bruchstücke seiner Vorarbeiten zu veröffentlichen [1]). Aber die hierdurch gegebene Anregung wirkte weiter. Der Plan wurde von Karl Steinmann wieder aufgenommen, der in den letzten Jahrgängen des früheren Braunschweigischen Magazins eine lange Reihe von Aufsätzen über die Grabstätten der Welfen veröffentlichte [2]). Es sind nicht weniger als 44 Ortschaften, in denen er Braunschweigische Fürstengräber nachwies. Ihnen hat in derselben Zeitschrift E. A. Stoltze noch vier weitere Stätten angeschlossen [3]). Diese so etwas zerstreuten und schlecht erreichbaren Artikel hat dann Karl Steinmann in neuer Bearbeitung und wesentlich vermehrt — statt 48 Orte finden wir hier 62 — in einem stattlichen Buche vereinigt, das 1885 bei B. Goeritz in Braunschweig erschienen ist. Aber auch mit dieser umfassenden und fleißigen Arbeit ist der reiche Stoff noch nicht erschöpft. Von den verschiedensten Seiten sind noch immer Nachträge für das Werk zu gewinnen. Wenn wir diesen jetzt hier eine Stelle gewähren, so bleiben wir damit den alten Ueberlieferungen dieses Blattes getreu, das in den sechziger Jahren bis in die letzten Nummern hinein den Grabstätten unseres ruhmreichen Herzoghauses besondere Theilnahme schenkte.

1. Wolfenbüttel.

Zu den wichtigsten Grabstätten der Welfen gehören ohne Zweifel die beiden Fürstlichen Erbbegräbnisse unter der schönen Marienkirche zu Wolfenbüttel, die zahlreiche Mitglieder der mittlern und neuern Linie des Welfenhauses bergen. Es ist zwar bereits früher ausführlich über sie gehandelt worden [4]). Dennoch wird es nicht überflüssig erscheinen, auf die ältere Gruft noch einmal zurück zu kommen. Denn die Nachforschungen, die bei Gelegenheit der jüngsten Restauration der Kirche im Jahre 1887 durch den damaligen Kreisbaumeister, jetzt Baurath Karl Müller in Wolfenbüttel mit bestem Erfolge angestellt worden sind, haben viele der früher gemachten Angaben allerdings bestätigt, andere dagegen als irrig erwiesen und manche dankenswerthe neue Nachricht zu Tage gefördert. Diese Berichtigungen und Ergänzungen erscheinen wichtig genug, um selbst auf die Gefahr der Wiederholung bekannter Dinge hin das ganze ältere Fürstliche Grabgewölbe aufs Neue hier eingehender zu behandeln.

Man nahm früher an, daß die alte Fürstengruft, in der Herzog Julius seinen Vater hat beisetzen lassen, in den neuen Kirchenbau mit aufgenommen sei und zwar im südlichen Seitenschiffe des Baues eine Stelle gefunden habe. Der sorgsame Chronist der Kirche, Christoph Woltereck, suchte die Gruft „vor der Cantzel und dem darauf folgenden Pfeiler" und verwies dabei auf einen Grundriß, wo das Fürstliche Gewölbe zwischen

---

1) Sie erschienen 1831 in den Nummern 11, 13, 15 bis 17, 19, 22 und 24.

2) Sie stehen Braunschw. Magazin 1864 Stück 2, 3, 34–37; 1865 St. 44–46; 1866 St. 6, 7, 18, 35, 36, 47, 48; 1867 St. 7, 8, 19, 37, 38; 1868 St. 13–16, 46, 47; 1868 Nachtr. Nr. 5.

3) Br. Mag. 1868 Nachtr. Nr. 6.

4) Vergl. Wolterecks Herzogliche Erb-Begräbnisse in der Haupt-Kirchen B. M. V. S. 5 f. und dess. Chronicon der Stadt Wolfenbüttel S. 22 ff. — v. Strombeck im Vaterl. Archiv d. hist. Vereins f. Niedersf. 1837 S. 1–7. — Steinmann im Braunschw. Mag. 1864 Stück 2 und 3 und dess. Grabstätten der Welfen S. 47–69. — Wolfenbüttler Kreisblatt Nr. 56 vom 13. Mai 1887.

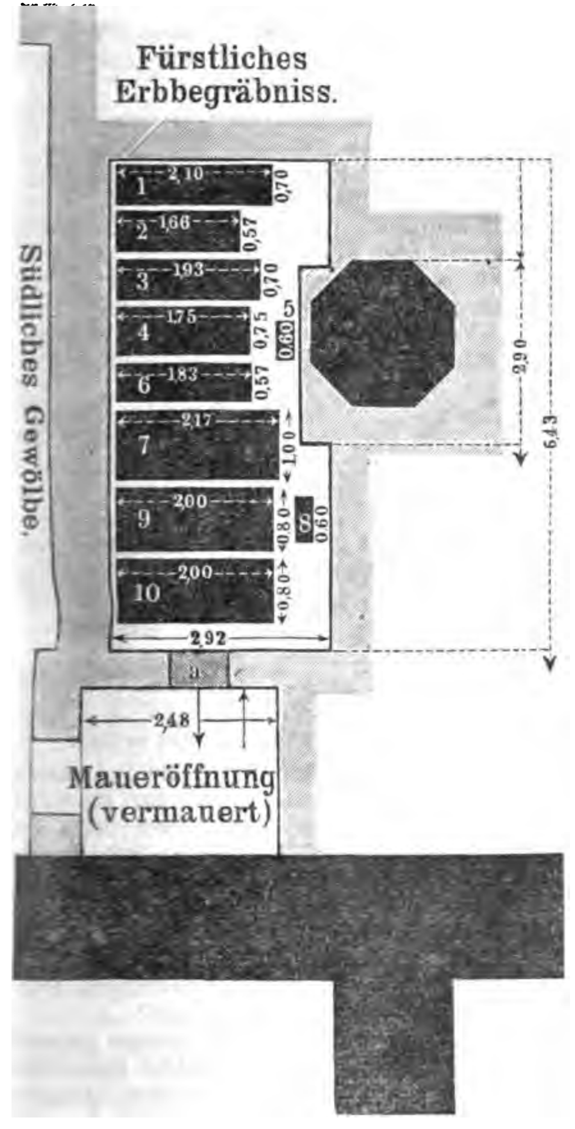
[illegible]

[illegible] daß die älteste [illegible] und daß neben dieser in [illegible] Herzogin Margarethe zusammen mit ihrem [illegible] gefunden hat. Letzteres [illegible] Herzogin, Margarethe, die Tochter [illegible], die, am 22. Juni 1571 geboren, [illegible] am 21. Januar 1580 [illegible] Januar in der „Fürstlichen [illegible]" beigesetzt worden ist. Wer sind nun aber die vier Leichen, die in dem älteren Gemölbe der Fürstlichen Capelle liegen? Es ist hier nur an Herzog Heinrich d. J., seine zweite Gemahlin Sophie und seine beiden ältesten Söhne Karl Victor und Philipp Magnus zu denken.

Daß in Wolfenbüttel überhaupt ein Fürstliches Erbbegräbniß begründet wurde, hatte hauptsächlich in der feindlichen Stellung seinen Grund, die gegen das Herzogshaus die Stadt Braunschweig einnahm, wo im altehrwürdigen Dome des Stifts St. Blasii alle Fürsten des mittleren Hauses Braunschweig bis auf Heinrich d. Ält. († 1514) herab beigesetzt worden waren. Dessen Sohn, Herzog Heinrich d. J., gab dann, weil ihm die Stadt zuwider war und er [illegible] dort nicht für sicher genug [illegible] die alte Grabstätte auf. [illegible]

[illegible]

Linie zwischen den Jahren 1553 und 1580 im Lande verstorben. Es ist also mit Sicherheit anzunehmen, daß jene vier Persönlichkeiten in der ältesten Wolfenbüttler Gruft gelegen haben. Bestätigt wird diese Annahme noch durch ihre vier noch jetzt in der Marienkirche vorhandenen Grabdenkmäler. Diese sind so gleichmäßig gearbeitet, daß schon hierdurch ihre Zusammengehörigkeit bewiesen wird. Sie sind zweifellos Ueberbleibsel der alten Kirche, aus der man sie wegen ihres



Kunstwerthes und aus Pietät gegen die Personen, die sie darstellen, in die neue Kirche hinübernahm, während der Stein, der nach Aussage Wackerhagen's das Grab Margarethe's schloß, inzwischen leider verloren worden ist.

Da nun die älteste Fürstengruft, wie wir gesehen, nur vier Särge umfaßte, so daß die beiden folgenden Leichen schon daneben bestattet werden mußten, so liegt auf der Hand, daß diese Gruft mit dem älteren fürstlichen Erbbegräbniß, das im Jahre 1654 vermauert wurde und 10—12 Särge barg, nicht identisch sein kann. Die ursprüngliche Fürstengruft ist aus der alten Kirche in die neue nicht mit hinübergenommen. Das geht auch aus dem Zustande hervor, in dem man das alte Erbbegräbniß im Jahre 1887 thatsächlich gefunden hat.

Der Zugang zu diesem Gewölbe war bis dahin völlig unbekannt. Schon in den dreißiger Jahren hatten der Geheimrath Fr. K. v. Strombeck und der Abt Hoffmeister, als ein größerer Bau in der Kirche vorgenommen wurde, versucht, den Eingang zu dem alten Gewölbe aufzufinden, aber es wollte ihnen nicht gelingen. Wohl weil sie an einer falschen, an der von Woltereck bezeichneten Stelle suchten. Da forschte auch zunächst der Baurath Müller vergeblich, bis es ihm glückte, das Erbbegräbniß an einer anderen Stelle zu entdecken. Es liegt nemlich nicht im Osten, sondern im Westen des ersten Pfeilers des Südschiffes von der Kanzel ab gerechnet, wie die beigefügte Skizze es darstellt. Es ist ein viereckiger Raum von 6,43 m Länge, 2,93 m Breite und 1,93 m Höhe; das Fundament des Pfeilers, vor dem das Gewölbe westlich vorgelagert ist, tritt 0,45 m in das Lichte des Raumes hinein[5]). Es ist von Bruchsteinen und künstlichen Gypsquadern aufgeführt und bildet ein einfaches Tonnengewölbe mit halbkreisförmiger Leitlinie. Außer einer vermauerten schmalen Oeffnung in der Südwestecke, die den Arbeitern beim Verlassen des Gewölbes als Ausgang gedient haben mag, sieht man keinerlei Spuren von Oeffnungen Von den Schildbogen ist der südliche jedenfalls, der nördliche wahrscheinlich viel jünger als das Gewölbe. Der ganze Raum, der sehr eng und nicht einmal mit Abputz versehen ist, macht einen überaus dürftigen Eindruck. Es leuchtet leicht ein, daß der Raum in dieser Gestalt und Ausdehnung die eigentliche Fürstengruft nicht gewesen sein kann. Dagegen spricht auch die Aufstellung der Särge. So wie sie jetzt stehen, können sie ursprünglich unmöglich hingesetzt worden sein. Ihre Reihenfolge entspricht keineswegs der Zeitfolge. Auch sind die Kopfseiten theils nach Osten, theils nach Westen gerichtet. Sie füllen den Raum so vollständig aus, daß sie bei der Unterfahrung des Kirchenpfeilers, die im Jahre 1654 geschah, keinesfalls an dieser Stelle gestanden haben können. Das Ganze macht den Eindruck, als wenn man die Särge, nur um sie sicher zu bergen, in diesen Raum als einem Nothbehelfe untergebracht habe. Schwere Schicksale werden sie vorher über sich haben ergehen lassen müssen. Sie befinden sich, wie wir schon von A. G. Hencke erfahren haben, durchweg in einem sehr schlechten Zustande.

Fast alle Särge stehen, wohl um sie vor dem Grundwasser zu schützen, auf eisernen Rosten. Sie sind sämmtlich aus etwa 2 mm starken Zinn- oder Bleiplatten gefertigt, die an den Kanten vernietet sind.

---

5) Die Mittheilungen über die Baulichkeiten sind nach den Aufnahmen des Bauraths K. Müller gemacht.

Diese sind dann mit profilirten Leisten von demselben Metall gedeckt. Es ist dies die einzige plastische Gliederung, die ihnen zu Theil geworden ist. Aller sonstige Schmuck an Inschriften, Wappen, Monogrammen u. s. w. ist mit dem Stichel eingegraben. Die Särge sind theils aus 5, theils aus 6 Langseiten zusammengesetzt, so daß ihr Querprofil ein Fünfeck oder ein Sechseck bildet. Wie schon erwähnt, ist ihre Erhaltung eine sehr schlechte. Die Böden sind von Grundwasser, wie es scheint, stark angefressen. Die oberen Theile sind verbogen und auseinandergespalten, die Deckel in Folge Ausweichens der Seitentheile zusammengebrochen und auf die Böden herabgestürzt. Es ist offenbar, um die Särge zu öffnen, auch Gewalt angewandt worden. Denn an manchen Stellen findet man die Niete reihenweise abgesprengt und die Deckleisten abgerissen. Möglich, daß in der Zeit des 30jährigen Krieges, wo Wolfenbüttel lange Jahre in Feindes Hand war, solch wilder Frevel verübt wurde und daß später Herzog August befahl, das Gewölbe, in dem die Särge untergebracht waren, zu vermauern, um so der Mit- und Nachwelt den Anblick wüster Zerstörung zu entziehen. Jetzt war an eine Wiederherstellung der durch die Einflüsse der Zeit, Rost u. s. w noch stärker beschädigten Särge noch weniger zu denken. Es ist daher auf hohen Befehl am 2. Juni 1887 das Gewölbe wieder vermauert worden, nachdem über den Befund ein genaues Protocoll aufgenommen und schon vorher von den Inschriften und Wappen der Särge zuverlässige Copien angefertigt worden waren.

Nach den letztgenannten Aufzeichnungen, die in recht unbequemer Arbeit von dem Lehrer Th. Voges und dem Unterzeichneten gemacht wurden, sind nun folgende Särge in dem Gewölbe vorhanden. Die Nummern des Textes entsprechen den Zahlen der beistehenden Skizze.

1. Dicht an der Nordwand des Gewölbes steht der Zinnsarg der Herzogin Margarethe, der ältesten Tochter Herzog Heinrich's d. J. Sie ist ganz im Anfange des Jahres 1517, wenn nicht Ende 1516 geboren, denn nach der Sarginschrift ist sie im Jahre 1580 63 Jahre alt gestorben. Da ihr Bruder Andreas aber am 21. December 1517 getauft worden ist, so muß ihre Geburt in jene Zeit fallen. Am 8. September 1561 heirathete sie den Herzog Johann von Münsterberg, der schon einige Jahre darauf, am 28. Februar 1565, verstarb. Sie kehrte in die Heimath zurück, wo ihr Vater das Schloß Staufenburg ihr zum Aufenthalte anwies. Hier ist sie in der Nacht vom 27. zum 28. October um 1 Uhr gestorben. Die Acten über ihr Hinscheiden setzen diese Datirung außer allem Zweifel. Der Körper wurde einbalsamirt und ist am 7. November dess. J. in der „Pfarrkirchen der Heinrichstadt bey der Fürstl. Vestunge Wulffenbüttel" beigesetzt worden. M. Johann Wackerhagen, Pastor zu Ahlshausen, der bei ihrem Tode zugegen war, hat ihr die Leichenpredigt gehalten.

Der Sarg, der auf keiner Roste steht, hat 5 Langwände, die so ausgewichen sind, daß die rechte Deckelseite (von der Leiche ab gedacht), die die Inschriften trägt, jetzt wagerecht liegt. Hier steht in Kapitalbuchstaben Folgendes eingetragen:

> Von Gottes Gnaden Margaretha / geborne zv Bravnschweig vnd / Lvnebvrg Hertzogin zv Mvnsterberg / in Schlesien zvr Olssen vnd / Graffin zv Glatz Widtwe /

Es folgt das Wappen der Herzogin, nämlich das Braunschweigische mit vier Feldern und einem Herzschilde mit dem Münsterbergischen Wappen. Dann heißt es weiter:

> Ist gestorben am 27. Octobris anno 80 in der Nacht vmb ein Vhr / zvr Stavffenbvrg ires Alters 63 Jar der Sele Godt gnedig sei.

Sonst hat der Sarg keine Inschrift; nur an der Kopfseite steht noch die Jahreszahl: 1580 [6]).

2. Dicht daneben steht, ebenfalls auf keiner Roste, ein fünfseitiger Bleisarg von 1,66 m Länge. Der Deckel ist eingesunken, so daß man in dem Sarge am Fußende noch einen Kindersarg, gleichfalls aus Zinn oder Blei gefertigt, sehen kann. Letzterer ist 42 cm lang, oben 23 cm und unten 20,5 cm breit und 19 cm hoch. Weder der große noch der kleine Sarg zeigen irgend welche Inschrift, Wappen oder sonstige Verzierung.

3. Daran schließt sich der Sarg der Herzogin Dorothee, Tochter Kurfürst August's von Sachsen und ersten Gemahlin des Herzogs Heinrich Julius, die am 13. Februar 1587 starb und am 19. März dess. J. beerdigt worden ist. Der aus fünf Langseiten bestehende Sarg zeigt an der Kopfseite das Braunschweigische Wappen mit dem Sächsischen Wappen im Herzschilde. In der Mitte der rechten Langseite befindet sich eine bildliche Darstellung: Christus der Auferstandene. Darunter stehen die Worte:

> Anno 87 den 13. Febrvarii ist die D H F V F F Dorothea g. z. Sachsen H Z V V L ihres forstlichen Alters im 23 Jares in Got entslafn.

Es folgt das kleine Sächsische Wappen (gespaltener Schild mit dem Rautenkranze und den gekreuzten Schwertern). Links vom Auferstandenen stehen die Bibelsprüche Jesaias 26 V. 19—20 und Evang. Johannis 11 V. 25 und 26, rechts dagegen Römer 14 V. 7 und 8, Philipper 1 V. 21 und Offenbarung Joh. 14 V. 13. Auf der Fußseite des Sarges, der wie alle die folgenden mit Ausnahme des letzten auf einer Roste steht, ist der Name des Verfertigers angebracht: Hinrich: Wöler: Kannengisser: 1587.

4. Der nächste Sarg ist der des jüngeren Heinrich Julius, eines Sohnes des gleichnamigen regierenden Herzogs aus dessen zweiter Ehe, der am 7. October 1597 geboren und am 11. Juli 1606 gestorben ist. Der Sarg hat 6 Langseiten. Oben auf dem Deckel befindet sich eine Darstellung Christi am Kreuze. Darunter steht:

> Heinricvs Ivlivs / ivnior Hertzogk / zv Bravnschweig / vnnd Lvnebvrgk ist / geboren anno 1597

6) Verfertigt ist der Sarg, wie wir aus den Akten über Margarethe's Tod erfahren, vom Kannengießermeister Heinrich Goes in Wolfenbüttel.

den 7 Octob nach / Mittag vmb 9 Vhr vnnd hernacher / anno 1606 den 11 Joly kortz vor 9 Vhr / vor Mittag selig/glic in Gott vor/schieden seines Alters 8 Jahr 9 Monatt vnnd etliche Tage.

Links davon steht in lateinischer Sprache der Spruch I. Thimoth.6 V. 6 und 7, rechts das Monogramm IH unter einer Krone. Unter diesem das Dänische Wappen, wohl wegen seiner Mutter Elisabeth, die eine Tochter König Friedrich's II. von Dänemark war, dann in deutscher Sprache der Spruch Johann. 11 V. 25 und 26 und zuletzt die Hausmarke oder das Meisterzeichen des Handwerkers, der den Sarg anfertigte.

5. Am Fußende dieses vierten Sarges steht quer neben ihm ein kleiner Sarg von 4 Langseiten ohne Inschrift und Wappen. Er ist nur 60 cm lang, kann also nur die Leiche eines ganz kleinen Kindes enthalten haben.

6. In der alten Reihe, aber in umgekehrter Richtung wie die übrigen Särge, folgt dann der Sarg der Herzogin Sabine Katharine, einer Tochter des Herzogs Julius, geboren am 29. April 1574, gestorben am 7. September und begraben am 14. September 1590. Die Inschrift auf der rechten Langseite lautet:

Von Gottes Gnaden Sabina Catharina gebornes/ Frevlein zv Bravnschweig vnd Lvneburg geborn anno 1574 / 29. Aprilis vnd anno 1590 den 7. Septembris zwischen 10 vnd 11 Vhren im Hern selig entschlafen. / Darauf Psal. 16 V. 11, Psal. 31 V. 6, Psal. 68 V. 21, Psal. 116 V. 15.

Rechts daneben in der Mitte der Langseite steht das Braunschweigische Wappen mit 6 Feldern. Daran schließen sich weiter rechts an die Sprüche Röm. 14 V. 7—9, Galat 3 V. 26—27.

7. Am besten erhalten ist der Sarg der Herzogin Hedwig, der Gemahlin des Herzogs Julius, Tochter Kurfürst Joachim's II. von Brandenburg, die am 1. März 1540 geboren, am 21. October 1602 gestorben und am 19. November dess J. beigesetzt ist. Der Sarg hat 6 Langseiten. Die obere Platte hat am Kopfende zunächst ein Crucifix, darunter das Monogramm HH mit einer Krone, dann den Spruch Eccles. 12 V. 7 und Psalm 116 V. 15.

In der Mitte der linken Schrägseite ist das große Brandenburgische Wappen mit drei Helmen eingravirt. Rechts davon, also nach dem Kopfende zu, steht in einer Renaissance-Umrahmung folgende Inschrift:

Die dvrchlevchtige vnd hochgeborne / Fvrstin vnd Fraw Fraw Hedewig ist / geborn anno 1540 den I Marti / avs chvrfürstlichem Stam zv Brandenbvrgk vnd ha/ben sich J. F. G. mit weiland dem avch dvrchlevchtigen vnd / hochgebornen Fvrsten vnd Hern Hern Jvlio Hertzogen / zv Bravnschweig vnd Lvnebvrgk hochlobseliger Gedechtnvs anno / 1560 den 25 Febrvari ehelig vermahlet vnd 29 Jahr im Ehestande fvr/stlich beigewohnet nach S. F. G. christlichen Absterben 13 Jahr im / Widtwenstande gotsehlig gewandelt vnd endlich den 21. / Octobris anno 1602 morgens frve vmb 6 Vhr vnd dieser / Welt sehliglich abgeschieden. Derer Seelen Gott gnedig.

Links von dem Wappen stehen die Sprüche Hiob 19 V. 25—27, Röm. 14 V. 8, Apokal. 14 V. 13. Die Kopfplatte zeigt wieder das Brandenburgische Wappen, jedoch ohne Helmschmuck, und rechts und links daneben das gekrönte Monogramm HH.

8. Seitwärts daneben steht wieder ein Kindersarg, der die Ueberreste einer Enkelin des Herzogs Julius, Sabine Katharine, enthält, die am 1. Mai 1591 geboren, schon Tags darauf wieder gestorben ist. Sie war die Tochter Herzog Franz II. von Sachsen-Lauenburg, der sich am 10. November 1582 mit Julius' Tochter Marie vermählte. Der Sarg hat fünf Langseiten, auf der Kopfseite die Inschrift: Anno domini / 1591 den / 2. May, und auf der rechten Langseite:

Von G. G. Sabina / Catarina geborn / Frevlein zv Sachsen / Engern vnd Vestphal.

Rechts davon steht dann der Spruch: Marcus 10 V. 14 und links Jesaias 49 V. 22, auf der linken Langseite aber Galat. 3 V. 26.

9. Dieser Sarg, der des Herzogs Julius, der am 11. Juni 1589 hier bestattet wurde, ist ganz eingesunken und anscheinend mit Gewalt erbrochen. Er hat fünf Langseiten. Von diesen ist die obere linke in der Mitte mit dem Bilde des Auferstandenen geschmückt. Links davon steht:

Jvlivs Dvx Brvnsvicensis et Lvnebvrge/nsis V non Maii anno MDLXXXIX / pie defvnctvs / vixit an LX men X dies VIII.

Ferner das Monogramm HH, jedoch mit einem S und einem Z auf dem ersten bez. dritten Striche, wie es in Rehtmeier's Braunschw.-Lüneburgischer Chronik abgebildet steht und wie es sich ebenso auf dem kürzlich angekauften Prunkgewehre des Herzogs im Herzoglichen Museum befindet.

Rechts vom Auferstandenen steht der Anfang der Verse Jes. 26, 19—20, die sich auf der linken Längswand fortsetzen, wo sich dann noch Hosea 13 V. 14, Joh. 5 V. 24 und Phil. 3 V. 20—21 anschließen. Unter dieser Inschrift wie auch am Kopfstücke steht nochmals das oben beschriebene Monogramm. Außerdem befindet sich an der Kopfwand das Braunschweigische Wappen mit sechs Feldern und drei Helmen. Als Schildhalter dienen ein Löwe und ein Greif, daneben stehen zwei wilde Männer, die in der dem Wappenschilde zugekehrten Hand je einen entwurzelten Stamm mit dem Spruchbande: Aliis inserviendo consvmor, in der andern Hand aber, von der ein Stundenglas mit Todtenkopf herabhängt, ein brennendes Licht halten. Ueber dem Wappen steht die Jahreszahl 1589 und darüber schwebt ein Spruchband mit der Inschrift:

Princeps Jvlivs Dvx Brvnsvicensis et Lvneburgensis me fieri fecit. Henricopoli anno 89 ad 3 Maii.

Ganz unten stehen dann noch die Buchstaben G. G.

10. Der letzte Sarg, der auf einem gemauerten Sockel nahe der Südmauer und, wie Nr. 6, im Vergleich zu den übrigen in umgekehrter Richtung steht, ist ganz zerfallen und bei Weitem der schlechtest erhaltene von allen. Auch die Inschriften lassen sich nur unvollständig zusammensetzen. Die wichtigste derselben, in zwei Reihen geschrieben, beginnt am Ende der einen Langseite und

setzt sich dann auf dem anstoßenden Kopfstücke fort. Sie lautet:

Von G. G. Heinrich der Junger He . . . . / Lyneborg seines Alters im 79 Jahre ist / den . . Junii am Tage Barnabe a . . . . / von deser Welt selicklich abgescheiden anno 1568.

Es ist also der Sarg Herzog Heinrich's d. J. Wie er im Leben nach seinem Wahlspruche „Mein Zeit mit Unruh" kaum je zu vollem Frieden hat kommen können, so hat seine irdische Hülle auch im Grabe keine Ruhe finden sollen.

Am Fußstücke des Sarges findet sich dann noch eingravirt: Henrich . . . . . r Kannegeiser / zo Wo . . . . bvitel im Jar 1568.

Nach diesen Sarginschriften steht es nun außer Zweifel, daß Herzog Heinrich d. J. und seine Tochter Margarethe, Herzog Julius mit seiner Gemahlin Hedwig, seiner Tochter Sabine Katharine und seiner Enkelin Sabine Katharine, die erste Gemahlin des Herzogs Heinrich Julius, Dorothee, und sein gleichnamiger Sohn Heinrich Julius in dem alten Fürstlichen Erbbegräbniß beigesetzt worden sind. Auch Michael Hugo nennt 1654 diese acht Persönlichkeiten, daneben aber auch noch zwei andere, die beiden Gemahlinnen Herzog Heinrich's d. J., Marie von Württemberg und Sophie von Polen. Hier muß jedenfalls ein Fehler stecken, wenn Hugo auch ausdrücklich sagt, daß er „die Schriften mit seinen Augen in Wahrheit gelesen". Es ist nur noch ein Sarg für eine erwachsene Person vorhanden, der keine Inschrift zeigt. Es kann sich daher nur darum handeln, ob die Herzogin Marie oder die Herzogin Sophie in diesem ruht. Nun steht aber von der Letzteren, die am 28. Mai 1575 in Schöningen starb, actenmäßig fest, daß sie am 27. Juni 1575 in Wolfenbüttel bestattet wurde. Von der Ersteren ist bekannt, daß sie mit einer Tochter in Steterburg beerdigt wurde. Schon Bege zog deshalb die Angabe Hugo's in Zweifel. Steinmann suchte den Widerspruch dadurch zu lösen, daß er annahm, die Herzogin sei zuerst in Steterburg, dann, als dort das Grab geschändet, zum zweiten Male in Wolfenbüttel begraben worden. Dem steht entgegen, daß der Sarg, der seit 1654 nicht fortgekommen sein kann, thatsächlich fehlt, und daß nicht die geringste Nachricht von dieser zweiten Beisetzung auf uns gekommen ist. Herzog Julius spricht von dem Begräbniß seiner Brüder, von dem Leichenfrevel in Steterburg, von dem dringenden Wunsche seines Vaters, an sicherer Stätte beerdigt zu werden: würde er an dieser Stelle nicht auch die zweite Beerdigung der Herzogin Marie, seiner eigenen Mutter, erwähnt haben, wenn diese wirklich stattgefunden hätte? Es würde dann doch auch die Tochter, die in Steterburg das gleiche Geschick im Tode traf wie ihre Mutter, in Wolfenbüttel beerdigt sein. Davon ist aber auch bei Hugo keine Rede. Es kommt hinzu, daß der Sarg, der für Sophie in Frage kommt, ein besonders kleiner ist. Er mißt nur 1,66 m in der Länge, während der der Herzogin Hedwig 2,17 m, der der Herzogin Margarethe 2,10 m, der der Herzogin Dorothee 1,93 m und selbst der der 16jährigen Sabine Katharine 1,83 m lang ist. Das stimmt auf das Beste mit dem Grabdenkmale der Herzogin Sophie in der Marienkirche überein, auf dem sie als eine Frau von auffallend kleiner Figur dargestellt worden ist. Aus allen diesen Gründen dürfen wir es wohl als völlig sicher ansehen, daß die Herzogin Sophie, nicht die Herzogin Marie in dem inschriftlosen Sarge des Gewölbes ruht.

Unerklärt bleiben jetzt nur noch die beiden Kindersärge in Nr. 2 und Nr. 5. Nach ihrem Umfange können nur sehr kleine Kinder in ihnen gebettet sein. Aus der Zeit, die für das Gewölbe in Betracht kommt, 1553 bis c. 1610 — 1613 wird bereits das neue Gewölbe in Benutzung genommen — ist uns kein Tod eines jungen Fürstenkindes im Wolfenbüttler Hause bislang bekannt geworden. Ob wir dennoch ein oder zwei Todesfälle hier anzunehmen haben oder ob aus verwandten Fürstenhäusern, wie in der That aus dem Sachsen-Lauenburgischen die Herzogin Sabine Katharine, noch ein paar junge Sprößlinge hier beigesetzt worden sind, müssen wir vor der Hand dahin gestellt sein lassen. An Margarethe, die Tochter des Herzogs Julius, die am 21. Januar 1580 starb und, wie oben erwähnt, neben ihrer gleichnamigen Tante begraben wurde, ist nicht zu denken. Sie ist etwa $8^1/_2$ Jahr alt geworden, hätte also in einem so kleinen Sarge, wie sie hier vorliegen, keinen Platz finden können. Auch sonst ist von ihr bei der Restauration der Kirche keine Spur entdeckt worden.

Dagegen ist es höchst wahrscheinlich gelungen, die Ueberreste der beiden in der Schlacht bei Sievershausen gefallenen Herzöge Karl Victor und Philipp Magnus aufzufinden. Michael Hugo nennt diese nicht mit in seinem öfter erwähnten Verzeichnisse, dagegen werden sie in dem „Abermaligen Extract Kirchen-Buchs" aus demselben Jahre 1654 aufgeführt, jedoch mit dem Zusatze: „Die liegen auf beeden Seiten der Treppen in der Erden, jeder auf einer Seiten". Sie scheinen also nicht in dem Gewölbe selbst, sondern neben dem Zugange zu ihm gelegen zu haben. Von einer solchen Treppe hat nun Baurath Müller trotz den von ihm angestellten umfassenden Nachgrabungen kein Ueberbleibsel mehr finden können. Vielleicht ist sie zerstört, um für eine der vielen Familiengrüfte Platz zu gewinnen, die sich unter dem Fußboden der Kirche hinziehen. Dann werden aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Särge der beiden Prinzen entfernt und an anderer Stelle in der Kirche untergebracht worden sein. Nun sind zwischen der Kanzel und dem ersten Schiffspfeiler, wo man früher die alte Fürstliche Gruft vermuthete, zwei gemauerte Gräber, ein überwölbtes und ein ungewölbtes, freigelegt worden. In beiden fand man zwischen Schutt und Moder menschliche Gebeine, mit Leder bezogene Sargreste, sowie eine Menge ziemlich gut erhaltener Gewandstücke. Sie bestanden aus Schlitzwämsen, Schuhen mit hohen Absätzen, seidenen Strümpfen, Lederstrümpfen mit Rosetten, Strumpfbändern, gerafftem Schlapphut, Degen mit vierkantiger Klinge in Lederscheide, sowie einem goldenen Ringe in Form einer Schlange mit blau emaillirtem und mit einem Diamant geschmücktem Kopfe. Der Reichthum dieser Stücke, die um die Mitte des

16. Jahrhunderts sehr wohl getragen sein können, legt in Verbindung mit dem Orte, wo sie gefunden worden sind, u. A. die Vermuthung nahe, daß wir in diesen Resten die Ueberbleibsel der beiden ältesten Söhne Heinrich's d. J. vor uns haben. Es erschien daher an Höchster Stelle angemessen, ihnen eine letzte Ruhestätte in dem alten Fürstlichen Grabgewölbe zu geben. Demnach wurden sie vor dessen Vermauerung in Gegenwart des Bauraths E. Wiehe, des Kreisbaumeisters K. Müller und einiger besonders zugezogener Persönlichkeiten, wie des Oberbibliothekars Dr O. v. Heinemann, Consistorialraths Spies, Probsts Rothe u. A. in einem neugefertigten eichenen Sarge niedergelegt und dieser in dem Gewölbe mit beigesetzt. Er trägt die Inschrift: „Muthmaßliche Reste der 1553 verstorbenen Herzöge Carl Victor und Philipp Magnus".

Die Einbruchstelle in der südlichen Schildmauer des Gewölbes wurde wieder vermauert, ebenso die Oeffnung in der Kappe des benachbarten Gewölbes, durch das man an jenes gelangt war. Ein fester Fußbodenbelag deckt die ganze Fläche und jeder Zugang zu der alten Fürstengruft ist für lange Zeit unmöglich gemacht worden. Aber es sollte doch nicht jedes Denkzeichen an der Stätte fehlen, wo so hervorragende, verdiente Glieder unseres alten ruhmreichen Welfenhauses ruhen. Pietätvollen Sinnes ließ daher der zeitige Regent unseres Herzogthums, Se. Königl. Hoheit Prinz Albrecht, an der Westwand des ersten Südpfeilers der Kirche, dessen Grundmauern hier in das Fürstliche Grabgewölbe hineinragen, eine eherne Gedenktafel befestigen. Sie ist nach dem Entwurfe des Regierungsbaumeisters Wilh. Fricke in der Wilhelmshütte bei Seesen gegossen worden. Oben zeigt sie das Herzogliche Wappen mit 4 Feldern und zwei Engeln als Schildhaltern, in der Weise wie es Herzog Julius auf seinen Siegeln zu führen pflegte. Darunter stehen in lateinischen Kapitalbuchstaben die Worte: Reqviescant in pace. Dann folgt in derselben Schrift auf der Hauptfläche der Tafel folgende Inschrift:

Hier sind bestattet
die regierenden Herzoege zv
Bravnschweig vnd Lvneburg
Heinrich d. J. † 1568
mit seiner Gemahlin
Sophie von Polen † 1575
vnd seinen Kindern
Karl Victor † 1553
Philipp Magnus † 1553
Margarethe † 1580 vnd
Julius † 1589
mit seiner Gemahlin
Hedwig von Brandenbvrg † 1602
seiner Tochter
Sabine Katharine † 1590
seinen Enkeln
Heinrich Julius † 1606 vnd
Sabine Katharine † 1591
vnd der Gemahlin seines
Sohnes Heinrich Jvlivs
Dorothee von Sachsen † 1587.

Unten am Fuße der Tafel befindet sich die Widmung, die ohne den erlauchten Stifter zu nennen nur die Worte enthält:

Dem Andenken
der erlauchten Todten
gewidmet im Jahre 1888.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder

von C. Simm.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Nach Westen gegen Salder gegenüber der sog. Gebhardshäger Hölle, einer Schlucht des Harderwegforstes, lag die andere Pfarrgemeinde Wedem, woran noch heute die Flurnamen Weddemerweg, Weddenwische, Weddenbrugge, erinnern. Das von Lüntzel (Aelt. Diöc.) aufgeführte unverständliche Medem ist unser Wedem. Es lag aber nicht im Banne Barum, sondern im Banne Lengede. Der ersterwähnte Pfarrer von Wedem ist Henrich Crasuc vor 1238, dann Bertram, Ohm des Decans Winand von St. Blasien 1238, Johannes 1323, Johann Reyneken 1386, Hermann Angerstein 1386 (vorher in Wedem). Indem wir im Uebrigen auf Hänselmann, „Eine merkwürdige Fälschung"[21]) verweisen, möchten wir hier nur das Folgende bemerken. Die Kirche von Wedem befand sich zuerst im Herzoglichen Besitze. Der Herzog vertauschte jedoch diese Kirche mit dem St. Blasiencapitel gegen die Kirchen zu Honnenstede und Bocle, welche diesem gehörten, aus. Otto das Kind willigte 1249 darein, daß das Kirchengut von Wedem den Gütern des Stiftes völlig einverleibt würde. Das Stift hatte nur die Verpflichtung, dem bestellten Pfarrer ein genügendes Einkommen zu gewähren, dieser hatte über die Kirchengüter kein Verfügungsrecht. Die Dotation der Kirche war eine sehr ansehnliche, an 10 Hufen Landes gehörten tho der wedemen[22]) (Ausstattung) der kerken tho Wedem tho des presteres provende (Pfründe). Außerdem besaß die Kirche eine Hufe zu Engelemstede (Engelnstedt) dhe hort tho dheme luchte, also zur Beschaffung des Lichtes, eine Wurt bei dem Dorfe zur Beschaffung des Meßweins. Dieses große Kirchengut reizte die Pfarrmeier, es sich anzueignen. Aber der in der Wedemer Urkunde genannte Priester Heinrich Crasuc bewachte es treu, selbst als ihn Ritter Ludgerus von Hagen durch seine Knechte mißhandeln ließ. „Dieser Priester ging wieder zu Haus weinend und grämte sich über die Schmach, die ihm angethan war. Er ging geradewegs in seine Kirche und setzte St. Augustinen, den Schutzheiligen der Kirche, unter den Altar und sprach: Herre St. Augustin, nimber mer will ich ghi deneste dhon noch wedder oppe den altar setten,

21) Br. Anz. 1881 Nr. 42 f. Dafür, daß die Ereignisse in der Urkunde später anzusetzen sind, möchten wir noch anführen, daß St. Blasien erst 1272 das Dorf Nordheerte kaufte und daß Tyderich Struz von dem Pole noch nach 1280 lebt.

22) Daher soll auch der Ortsname stammen, richtiger von widu-heim Waldheim, wie Heerte, her-ithe Waldstätte.

[illegible] Klosters
[illegible] Ge-
[illegible] Leipzig,
[illegible]

[illegible] Darstellung der
[illegible] Klosters von seinen
[illegible] vor der Klaus-
[illegible] Jahrhundert, von dem
[illegible] Klostergrunde ober-
[illegible] ing Volkmarskeller
[illegible] (Volkmarsbrüder)
[illegible] auf dem Steine eine
[illegible] geweiht war. Um die
[illegible] wurde der Platz mit Cister-
[illegible] dann aber schon nach wenigen Jahr-
[illegible] aufgaben und am Aus-
[illegible] jetzt noch die Klostergebäude
[illegible] Die Schicksale des Klosters
[illegible] werden eingehend verfolgt.
[illegible] zwischen Abt Simon und
[illegible] Johannes, sein Heinrich
[illegible] Halberstadt II,
[illegible] Zerstörung des Klosters
[illegible] von Haugwitz erzählt,
[illegible] unter den protestantischen
[illegible] Grafen von Blankenburg, den Herzögen
[illegible] und den gelehrten Prä-
[illegible] Auch der wirthschaftlichen Bestrebungen
[illegible] der Schule, der 1717 begründeten
[illegible] und der [illegible] (S. 41), die
[illegible] im Anfange des 18. Jahrhunderts dort
[illegible] Als einen [illegible] Nachtrag zu der
[illegible] noch hinweisen auf die Mitthei-
[illegible] über die [illegible] verschwundene
[illegible] der von ihm [illegible] Nach-
[illegible] Vergl. [illegible] des Ge-
[illegible] Geschichts- und Alterthums-

[illegible] Landwirthschaftl. Zeitung.

[illegible]

// Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 18. 27. August **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Invalidenversicherung in Braunschweig 1891—99.

Von Hans Hassel.

Zum 1. Januar 1900 tritt die Invaliditäts- und Altersversicherung in einen neuen Abschnitt durch das Reichsgesetz vom 13. Juli 1899, betr. die Invalidenversicherung. Die Grundlagen, Ziele und Aufgaben bleiben im Wesentlichen die gleichen; für die Versicherten treten Erleichterungen und Erweiterungen ihrer Ansprüche ein, für die Arbeitgeber ist die Durchführung der Versicherung thunlichst zu vereinfachen gesucht. Die auf Grund des mit dem nächsten Jahre außer Kraft tretenden Gesetzes in nun fast 9 Jahren entfaltete Thätigkeit der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt Braunschweig soll in Folgendem dargelegt werden. Die nachstehende Tabelle enthält die wichtigsten Zahlen aus den Jahresberichten:

Tabelle siehe umstehend.

Daraus ist eine ständige Steigerung der Einnahmen und Ausgaben, sowie des Vermögens in jeder Spalte von Jahr zu Jahr zu entnehmen; nur an drei Stellen kommen Minderungen vor: im Jahre 1895 ist der Markenverkauf um 19000 Stück mit rund 400 *M* gegen das Vorjahr zurückgeblieben, was unzweifelhaft in dem 1895 erfolgten Uebertritt der Thieder Knappschaft zur Norddeutschen Knappschaftspensionscasse begründet war. Im Jahre 1897 findet sich unter Heilverfahren eine sehr hohe Ziffer, in welcher rund 24000 *M* für Inventar des Albrechtshauses stecken, so daß etwa 58000 *M* als Kosten für die einzelnen Pfleglinge verbleiben, wogegen das Jahr 1898 etwas zurücksteht, obwohl das Heilverfahren von Jahr zu Jahr umfangreicher wird; diese Minderung der Ausgaben bei Steigerung der Thätigkeit ist ohne Frage der im Albrechtshause gegen die frühere Pflege in fremden Quartieren zu St. Andreasberg möglichen billigeren Wirthschaft des eigenen Hauses zuzuschreiben; in St. Andreasberg kostete der Pflegetag 1897: 3,93 *M*, im Albrechtshause 1898: 3,09 *M*, im letzteren sind 1898: 12772 Krankenpflegetage geleistet, woraus sich eine Ersparniß von 10728,48 *M* ergiebt. Endlich ist als dritte Ausnahme von der jährlichen Steigerung aller Spalten die für 1893 und 1894 gegen 1892 vorhandene Minderung der Verwaltungsausgaben anzuführen; in diesen Ausgaben steckt die Vergütung an die die Beiträge einziehenden Krankencassen und Gemeindebehörden, welche 1891 noch nicht gezahlt wurde, weshalb für 1891 ein entsprechend geringerer Betrag erscheint; die Vergütung setzte 1892 mit 31000 *M* ein und ist 1898 auf 41595,63 *M* gestiegen, so daß die Verwaltungsausgaben der Versicherungsanstalt selbst etwas über 40000 *M*, zuletzt an 51000 *M* jährlich betragen.

Wie die Beamtenzahl zeigt, ist mit Ausnahme des ersten Jahres ein ziemlich gleichmäßiger Bestand geblieben; nahmen in den ersten Jahren die Einrichtungsarbeiten die Kräfte mehr in Anspruch, als die mit den Altersrenten zwar schon am 1. Januar 1891 gegen später etwa zehnfach, mit den übrigen Zweckarbeiten aber nur allmählich einsetzende Thätigkeit, so ist gegenwärtig die eigentliche Zweckarbeit, wie die Leistungen an Versicherte zeigen, im vollsten Gange und nur durch die Geübtheit und Vertrautheit des ganzen Personals mit den Arbeiten deren Erledigung ohne Vermehrung des Personals möglich. Ob die mit 1900 zu erwartende Arbeitsvermehrung eine Beamtenvermehrung nach sich ziehen muß, wird sehr vorsichtig geprüft werden. Bemerkt sei noch, daß mit den Jahren das Rechnungsbureau des Reichsversicherungsamts sehr in der Anforderung dorthin zu liefernder Acten und Nachweisungen nachgelassen hat, wodurch eine wesentliche, anderen Arbeitszweigen zu Gute kommende Arbeitsminderung eingetreten ist.

Die Haupteinnahme der Versicherungsanstalt liegt in dem Markenerlös, welcher 1898 um annähernd 200000 *M* gegen das erste Jahr gestiegen ist. Ohne Frage ist die Steigerung wesentlich auf Rechnung der in den letzten Jahren im Herzogthum mächtig emporblühenden Industrie zu setzen; wenn man darnach annehmen darf, daß der Verkauf der Beitragsmarken wesentlich durch natürliche Ursachen, d. h. durch Vermehrung der Zahl der Versicherten sowohl als der Arbeitswochen der einzelnen Versicherten zugenommen hat und daß nicht anfängliche Beitragshinterziehungen nachträglich in großem Umfange auszugleichen waren, so ergiebt sich, daß das von der Herzoglichen Landes-

Jahr	Beamte	Verkaufte Marken	Marken-Erlös M	Zinsen M	Leistungen an Versicherte: Alters-Renten M	Invaliden-Renten M	Erstattungen M	Heilverfahren M	Verwaltungsausgaben M	Vermögen: Betriebsfonds M	Reservefonds M	Ende des Jahres laufende: Alters-Renten	Invaliden-Renten
1891	9	4 370 365	926 984,14	13 360,84	87 427,04	—	—	—	48 346,07	778 969,10	102 000	1120	—
1892	15	4 480 347	949 359,76	36 455,47	101 389,64	5 055,93	—	548,56	73 612,77	1 456 255,76	147 672	1272	104
1893	16	4 669 143	993 656,56	61 478,65	112 994,94	18 462,53	—	2 002,72	69 910,81	2 237 371,82	212 210	1414	265
1894	16	4 791 681	1 018 973,86	90 636,67	120 242,77	38 379,41	—	3 650,47	73 403,18	3 042 366,56	294 000	1522	572
1895	17	4 772 680	1 018 558,54	117 978,73	130 272,20	56 697,35	3 362,06	11 000,14	78 053,63	3 821 082,34	372 000	1619	842
1896	17	5 021 429	1 078 010,14	144 401,70	136 966,78	77 991,66	21 304,79	26 237,77	83 355,21	4 524 631,67	477 000	1716	1158
1897	17	5 057 958	1 089 236,40	167 560,71	140 844,48	102 130,43	33 937,93	81 865,01	87 639,81	5 307 883,83	585 000	1738	1529
1898	18	5 141 355	1 110 406,64	191 119,96	149 008,95	134 074,67	42 875,52	55 645,30	92 767,00	6 084 492,55	723 000	1802	2046

regierung angeordnete Verfahren der Beitragseinziehung für alle in ständiger Arbeit befindlichen Versicherten durch Krankencassen und Gemeindebehörden die Einnahmen der Versicherungsanstalt von vorn herein thunlichst gesichert, aber auch — und das ist noch wichtiger — bewirkt hat, daß die Versicherung sofort in vollem Umfange für alle Versicherten durchgeführt ist, deren Ansprüche in der Entstehung und im Ausmaße von der Zahl der für den Einzelnen geklebten Marken abhängen, also mit jeder Beitragshinterziehung gefährdet werden. Die oben erwähnte große Ausgabe der Versicherungsanstalt für jene Beitragseinziehung ist also wohl begründet. Wenn gleichwohl die Versicherungsanstalt noch Controlebeamte halten muß, so ist das erklärlich bei den vielen Zweifeln, welche hier und da über die Frage bestehen, ob ein einzelnes Arbeitsverhältniß versicherungspflichtig sei, bei den vielen unständigen, d. h. nur einen Tag oder wenige Tage einer Woche bei einem Arbeitgeber thätigen Personen, endlich aber bei der stets nöthigen Ueberwachung der Beitragseinziehungsstellen selbst, da es leider an untreuen Verwaltern nicht fehlt; zeitig einzugreifen und durch stets mögliche Controle die nöthige Ordnung und Wachsamkeit zu erhalten, ist sehr wichtig.

Den Verkauf der Marken hat die Post übernommen, wodurch sie der Durchführung der Versicherung einen großen Dienst leistet; allmonatlich zwischen dem 8. und 15. liefert sie für den Vormonat den Erlös an die Versicherungsanstalt durch Ueberweisung auf deren Conto bei der Reichsbank ab, worüber alsdann thunlichst durch Chek verfügt wird, so daß nur die Heilverfahrens- und die Verwaltungskosten, sowie etwaige Hypothekausleihungen und Baukosten in baarem Gelde durch die Casse der Versicherungsanstalt laufen; größere Darlehen, z. B. der Stadt Braunschweig, werden von derselben auf Anweisung der Versicherungsanstalt bei der Reichsbank erhoben. Einen gewissen, nicht zu unterschätzenden Vortheil hat allerdings die Post dadurch, daß die Einnahmen aus dem Markenverkaufe in ihrem Betriebe mit umlaufen, wozu sie noch gegenwärtig für die auf Anweisung der Versicherungsanstalt zu leistenden Renten- und Erstattungszahlungen vierteljährlich im Voraus Vorschuß erhält, welcher also für zwei Monate des Vierteljahrs dem Betriebe der Post zu Gute kommt und den Versicherungsanstalten entsprechende Zinsenminderung bringt; bei einem in dem verhältnißmäßig kleinen Bezirk der Versicherungsanstalt Braunschweig jetzt 80 000 M. überschreitenden Vierteljahrsvorschuß nicht ohne Bedeutung. Nach dem neuen Gesetz ist dieser Vorschuß monatlich im Voraus zu leisten, wird ihn also die Post nur zur sofortigen Wiederauszahlung erhalten. Für den Markenverkehr ist weiter zu bemerken, daß die Doppelmarken der freiwilligen Versicherung demnächst verschwinden, diese alsdann in allen Lohnclassen zulässig ist und daß eine fünfte Lohnclasse eingeführt wird, um höheren Löhnen (über 1150 M. jährlich) mit höheren Beiträgen (36 ₰ wöchentlich) und entsprechend höheren Anwartschaften gerecht zu werden. Endlich wird auf Grund des neuen Gesetzes eine Marke für 2 Wochen und eine für 13

Wochen zu erwarten sein, womit der Klage über die in großen Betrieben und bei länger dauernden Dienstverhältnissen lästige Wochenmarke begegnet wird.

Die **Zinsen** aus dem Vermögen der Versicherungsanstalt haben bereits eine ansehnliche Höhe erreicht; der Zinsfuß ist hier, wie bei allen Versicherungsanstalten $3^1/_2$ % durchschnittlich. Die Hauptschuldnerin der Versicherungsanstalt ist die Stadt Braunschweig, mit welcher zwei Verträge über Darleihung von je drei Millionen Mark geschlossen sind, die bis auf rund 400 000 ℳ erfüllt sind; es werden von dieser Summe $3^1/_2$ % Zinsen bezahlt. Neben kleineren anderen Posten stecken in dem Vermögen die gegen Verpfändung neuer Arbeiterwohnhäuser in der Stadt Braunschweig an die Baugenossenschaft, in Wolfenbüttel an den Spar- und Bauverein, in den übrigen Gemeinden des Herzogthums an einzelne Versicherte im Gesammtbetrage von 1019506 ℳ gegebenen 136 Darlehen[1]). Mit Genehmigung Herzoglichen Staatsministeriums dürfen jährlich 200 000 ℳ dafür verwendet werden; in den ersteren Jahren waren nur je 150000 ℳ verfügbar, so daß der bei 200 000 ℳ jährlich mögliche Höchstbetrag von $1^1/_2$ Millionen Mark noch nicht erreicht ist. Die Ausleihungen erfreuen sich bei dem billigen Zinsfuße, der Unkündbarkeit und der mit ersparten Zinsen erfolgenden regelmäßigen Tilgung großen Zuspruches, bei dem es gilt, die Antragsteller vorsichtig auszuwählen, um einerseits nicht leistungsunfähige Schuldner zu erhalten, andererseits aber den Zweck dieser Ausleihungen wirklich zu erfüllen, d. h. mittelst bequemer und vortheilhafter Darlehnsbedingungen das Geld der Versicherungsanstalt der Fürsorge für Verbesserung der Arbeiterwohnungen zuzuführen. Die Antragsteller haben die Bauzeichnung des zu beleihenden Hauses einzureichen; ist darnach nicht für jede Wohnung mindestens eine Stube, zwei Kammern, Küche und Keller vorgesehen, so wird abgelehnt. Ferner haben die Antragsteller anzugeben, was die Wohnungen an Miethe kosten sollen, was sie aus eigenen Mitteln zum Bau aufgewendet haben und was sie zur Bestreitung aller Baukosten im Ganzen anleihen müssen. Darüber werden dann die Vertrauensmänner gehört und nach deren Aeußerung wird an der Hand des Brandversicherungswerthes des Hauses und des Platzwerthes der Baufläche in Verbindung mit den Miethpreisen berechnet, ob dem Antragsteller durch Darleihung von 60 % (bei Fachwerk-) oder von $66^2/_3$ % (bei massiven Bauten) jener beiden Werthe geholfen werden und das Ziel der Versicherungsanstalt erreicht werden kann. Baugenossenschaften erhalten 75 % jener Werthe. Zu verzinsen und zu tilgen ist das einzelne Darlehn durch jährlich gleiche Zahlungen von $4^1/_2$ % des ersten Darlehnsbetrages, worin $3^1/_2$ % Zinsen des jeweiligen Darlehnrestes stecken, während das Uebrige auf Tilgung entfällt, so daß bei der mit 1 % anfangenden Tilgung diese in $43^3/_4$ Jahren bereits ganz durchgeführt ist. Größere Abträge werden zu jeder Zeit angenommen. Die Erfahrungen sind gute; zwar hat die Versicherungsanstalt 1895 in der Zwangsversteigerung ein von ihr beliehenes Haus in Helmstedt erwerben müssen; doch ist sie es bereits 1896 ohne allen Schaden wieder losgeworden. Unter den 104 **einzelnen** Schuldnern (Baugenossenschaft und Spar- und Bauverein **nicht** mitgezählt) sind gegenwärtig drei, die nicht ganz pünktlich die Zinsen zahlen, aber auf Anmahnung noch immer ihren Pflichten nachgekommen sind.

Zur Vermögensanlage im Allgemeinen sei noch erwähnt, daß gegenwärtig bei dem steigenden Zinsfuße ein Darlehnsantrag der Stadt Wolfenbüttel über 500000 ℳ zu $3^3/_4$ % Jahreszinsen verhandelt wird, womit die Versicherungsanstalt Gelegenheit erhält, an der augenblicklichen Zinsenverbesserung theilzunehmen, aber auch bei Berücksichtigung anderer schon eingegangener Verbindlichkeiten außer Stande geräth, in den nächsten $1^1/_2$—2 Jahren Darlehnsanträgen von anderen Städten oder von Landgemeinden zu entsprechen. Wie in früheren Jahresberichten wiederholt bemerkt ist, war der Wunsch der Versicherungsanstalt schon lange, an Gemeinden des Herzogthums gegen einfachen Schuldschein ausleihen zu dürfen. Im Sommer 1898 hat Herzogliches Staats-Ministerium den Antrag genehmigt und einige Ausleihungen haben bereits stattgefunden. Die Versicherungsanstalt will das ihr zur Verfügung stehende Geld thunlichst wieder in ihrem Bezirke nutzbar machen und die vielfachen Anträge der Gemeinden zeigen, daß sie neben den sonstigen Geld leihenden Instituten auch auf diesem Gebiete ihren Platz ausfüllen kann; da es sich dabei nicht um socialpolitische Zwecke handelt, so wird der Zinsfuß der jeweiligen Geldmarktlage angepaßt, dann aber im Einzelfalle unveränderlich beibehalten; denn es ist beim einzelnen, abgeschlossenen Darlehn für beide Theile angenehm, dasselbe nicht den häufigen Schwankungen des Geldmarktes ausgesetzt zu wissen.

Die 1891 bereits möglich gewesene Anlegung von 881000 ℳ für Betriebs- und Reservefonds erklärt sich bei 940000 ℳ Einnahmen und 48000 ℳ Verwaltungsausgaben daraus, daß die 1891 mit 87000 ℳ gezahlten Altersrenten erst zu Anfang 1892 der Post zu erstatten waren, welche das ganze Jahr 1891 hindurch die Renten vorschoß und erst von 1892 an den oben erwähnten $^1/_4$jährlichen Vorschuß dafür von der Versicherungsanstalt erhielt.

In dem Vermögen des Betriebsfonds steckt der Werth des bereits 1892 bezogenen Dienstgrundstücks Petrithorpromenade 5 zu Braunschweig mit 106000 ℳ, in dessen unterem Stock die Diensträume und in dessen oberem Stock sich die Wohnung des Vorstandsvorsitzenden befindet, während in einem feuersicheren Anbau die Quittungskarten aufbewahrt werden, deren Vernichtung nach dem neuen Gesetze vom Bundesrath angeordnet werden kann, so daß Vergrößerung der jetzigen Diensträume und Kartenräume nicht nöthig sein wird.

Nunmehr sind die eigentlichen Zweckausgaben zu betrachten, welche unter „**Leistungen an Versicherte**" sich als Altersrenten, Invalidenrenten, Erstattungen und Heilverfahren in obiger Tabelle finden. Zu jeder

---

1) Vergl. den früheren Aufsatz Br. Magazin 1897 Nr. 23. S. 177 ff.

Rente leistet das Reich einen Zuschuß von jährlich 50 ℳ, so daß die aus der Casse der Versicherungsanstalt geflossenen Invaliden- und Altersrenten in der Hand der Empfänger sich um je jährlich 50 ℳ vermehren; um zu erfahren, wieviel auf Anweisung der Versicherungsanstalt Braunschweig insgesammt in einem Jahre an Renten vom Reiche und von den betheiligten Versicherungsanstalten gezahlt sei, kann man nicht die Anzahl der am Ende des in Betracht gezogenen Jahres laufenden Renten mit dem Reichszuschuß vervielfachen und das Ergebniß der Jahresausgabe der Versicherungsanstalt zuzählen, weil in letzterer Ausgabe diejenigen Beträge mit stecken, welche an andere Versicherungsanstalten in Folge hiesiger Beitragsmarken in den Karten dortiger Rentenempfänger zu vergüten sind, und weil die Anzahl der am Jahresschluß vorhandenen Rentenempfänger um die während des Jahres eingetretene Einstellung von Rentenzahlungen vermindert ist, auch nicht durchweg das ganze Jahr hindurch die Rente erhalten hat. Ein einigermaßen zutreffendes Bild kann man aber erhalten, wenn man die vom Reichsversicherungsamt berechneten Durchschnittshöhen der Renten zu Hülfe nimmt; es betrugen durchschnittlich jährlich die von der Versicherungsanstalt Braunschweig bewilligten Invalidenrenten, deren Beginn fällt in das Jahr

1891: 114,16 ℳ / 113,39 ℳ 1892: 115,34 ℳ / 114,70 ℳ
1893: 119,03 ℳ / 117,99 ℳ 1894: 123,16 ℳ / 121,21 ℳ
1895: 126,34 ℳ / 124,03 ℳ 1896: 130,08 ℳ / 126,64 ℳ
1897: 131,75 ℳ / 127,92 ℳ

desgleichen die Altersrenten beginnend

1891: 132,76 ℳ / 123,57 ℳ 1892: 135,62 ℳ / 127,34 ℳ
1893: 140,29 ℳ / 129.50 ℳ 1894: 137,62 ℳ / 125,68 ℳ
1895: 142,64 ℳ / 132,00 ℳ 1896: 145,18 ℳ / 133,89 ℳ
1897: 148,92 ℳ / 137,88 ℳ

Die unter dem Strich stehenden Zahlen geben den Reichsdurchschnitt aller Versicherungsanstalten an, der hier stets und zwar in zunehmendem Maaße überschritten ist. Nimmt man z. B. für das Jahr 1896 eine Durchschnittshöhe der Invalidenrenten von 130 ℳ, so erhält man nach Absatz des Reichszuschusses 80 ℳ als 1896er Durchschnittsjahresleistung der Versicherungsanstalt, mithin bei 77 991,66 ℳ Jahresausgabe für Invalidenrenten deren 975 voll gezahlte, für welche der Reichszuschuß 50fach 48 750 ℳ betragen würde; also sind 1896 auf Anweisung der Versicherungsanstalt Braunschweig gezahlt 77 991,66 + 48 750 = 126 741,66 ℳ Invalidenrenten. Wie die Durchschnittshöhenzahlen zeigen, wird das Verhältniß des Reichszuschusses zu der Gesammtrente allmählich kleiner, was sich daraus erklärt, daß die Leistungen der Versicherungsanstalt für die Renten mit der Zahl und der Höhe der Beiträge steigen; diese Steigerung der Leistungen betrug hier von 1891 bis 1897 einschließlich bei Invalidenrenten 17,59 ℳ, bei Altersrenten 16,16 ℳ, im Reichsdurchschnitt 14,53 ℳ bezw. 14,31 ℳ. Bis Ende des Jahres 1898 sind auf Anweisung der Versicherungsanstalt Braunschweig 1 555 966,96 ℳ an Altersrenten und 710 937,99 ℳ an Invalidenrenten gezahlt. Mit der Zeit müssen die Invalidenrenten die Oberhand gewinnen, da sie den Hauptzweck des Gesetzes bilden; in der Zahl sind sie Ende 1898 den Altersrenten bereits überlegen und im Gesammtbetrage werden sie 1899 die Altersrenten überholen, demnächst aber nach längerem Bestehen der einzelnen Versicherungsverhältnisse erheblich höher werden.

Die Altersrenten fließen mehr auf das Land, die Invalidenrenten in die Industrie; diese nimmt mehr als die Hälfte, die Landwirthschaft etwa 1/3 der Invalidenrenten, der Rest entfällt auf andere Berufe; bei den Altersrenten ist die Betheiligung von Landwirthschaft und Industrie die umgekehrte.[2])

Die Renten stellen die Hauptbelastung und die ungewisseste Belastung der Versicherungsanstalt dar, letzteres weil die Berechnung der Beiträge viele Wahrscheinlichkeiten zu Hülfe nehmen muß. Um die finanzielle Lage der Versicherungsanstalt zu prüfen, bedarf es der Feststellung des Capitalwerthes der Renten, der bis Ende 1897 für die Versicherungsanstalt Braunschweig 2 597 955 ℳ ausmachte, während bis dahin der Betriebsfonds über 5 307 883 ℳ verfügte und der Reservefonds 585 000 ℳ enthielt; läßt man letzteren außer Acht, so war die Belastung durch die Renten damals noch nicht gleich der Hälfte des Betriebsfondsvermögens, wie denn aus der mathematischen Begründung der 1897 dem Reichstage gemachten Vorlage wegen Aenderung des Invalidenversicherungs-Gesetzes zu entnehmen war, daß die Versicherungsanstalt Braunschweig mit ihrem bis Ende 1897 gesammelten Vermögen die Lasten der ganzen nach dem alten Gesetze bis Ende 1900 laufenden ersten Beitragsperiode werde tragen können, mit anderen Worten, daß die Jahre 1898, 1899 und 1900 reine Ueberschüsse liefern würden. Sind auch nicht alle Versicherungsanstalten so günstig gestellt, so ist doch die Gesammtlage derart, daß man nach der Begründung des neuen Gesetzes annehmen darf, die gegenwärtige, in demselben beibehaltene Beitragshöhe werde für alle Zeiten ausreichen, und daß man hoffen kann, die in Aussicht genommene gemeinsame Tragung gewisser Lasten durch alle Versicherungsanstalten werde nicht nur in Zukunft Unterbilanzen einzelner Anstalten verhüten, sondern auch das Mißverhältniß der Vergangenheit ausgleichen, endlich daß man an eine Erhöhung der Renten ohne Erhöhung der Beiträge herangehen und noch dem Ermessen der Versicherungsanstalten die Gewährung von Mehrleistungen über den gesetzlichen Rahmen hinaus anheim-

2) Vergl. den Aufsatz im Br. Mag. 1897 Nr. 17 S. 131 ff.

stellen konnte. Die Einzelrente wird durchweg 10 bis 15 M jährlich höher als bei Berechnung nach den gegenwärtigen Bestimmungen und an Mehrleistungen sind Versorgung von Rentenempfängern in Invalidenhäusern, sowie Leistungen an deren Angehörige zulässig.

Die Invalidenhäuser [3]) sind ein Wunsch der Versicherungsanstalt Braunschweig, hervorgegangen aus häufigen Gesuchen von allein stehenden Rentenempfängern um Hülfe in ihrer verlassenen Lage und aus der Erwägung, daß vorerst zwar die Versicherungsanstalt für die Durchschnittsrente von 140 M, 1900 schon mehr als 150 M jährlich den Empfänger nicht werde in Allem versorgen können, daß aber die Berücksichtigung solcher allein stehender Personen aus socialpolitischen Gründen zweckmäßig und bei den reichen Mitteln der Versicherungsanstalt möglich sei und bei der stetig steigenden Rentenhöhe eine stets kleiner werdende Zubuße erfordere. Da es auf diesem Gebiet an Erfahrungen fehlt, wird man zunächst vorsichtig zu Werke gehen und im Kleinen anfangen, etwa mit 10 Personen; rechnet man auf den Kopf 250 M jährlich, so würden 100 M nach Absatz der Rente, also für 10: 1000 M jährlich zuzuschießen sein, eine im Verhältniß zu der Beruhigung der Pfleglinge über ihre Lebenslage und zu der guten Bilanz der Versicherungsanstalt winzige Summe. Findet die Sache Beifall, so sollen Häuser ähnlichen Umfanges in jedem Kreise des Herzogthums eingerichtet werden.

Ueber Erstattung von Beiträgen ist nicht viel zu sagen; sie erfolgt an heirathende weibliche Versicherte und an Hinterbliebene von Männern und von Frauen unter bestimmten Voraussetzungen, nach dem neuen Gesetze auch an solche Unfallrentenempfänger, die keine Invalidenrente erhalten, weil ihre Erwerbsunfähigkeit auf Unfall beruhet. Mit Annahme der Erstattung erlischt die durch die Beiträge erworbene Anwartschaft; deshalb ist für die heirathenden weiblichen Versicherten und für die Unfallrentenempfänger die Wahl zwischen Erstattung und Erhaltung der Anwartschaft ein gewagtes Geschäft; werden die Ersteren hinterher leidend, so erhalten sie, wenn Erstattung erfolgte, nichts; werden die Unfallrentenempfänger hinterher wieder arbeitsfähig, so daß die Unfallrente gemindert oder ganz entzogen wird, und tritt sodann von Neuem Erwerbsunfähigkeit, aber ohne Unfall ein, so ist bei stattgehabter Erstattung der früheren Beiträge Invalidenrente erst wieder möglich, wenn von Neuem die Wartezeit erfüllt ist.

Von großer Bedeutung ist das Heilverfahren, um durch Erwerbsunfähigkeit bedrohete Versicherte vor derselben zu bewahren und zur Arbeit wieder kräftig zu machen. Im Jahre 1891 ist noch nichts dafür ausgegeben, weil erst gegen Ende des Jahres die Invalidenrenten in's Leben traten; welche Kreise diese Thätigkeit der Versicherungsanstalt seitdem gezogen hat, zeigen die betr. Zahlen in der obigen Tabelle. Bedeutende Zuwendungen sind den Versicherten dadurch freiwillig gemacht und gute Erfolge sind erreicht, denn nichts ist natürlicher, als daß Wiederherstellung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit lieber genommen und höher bewerthet wird, als Verweisung auf Renten. Das Reichsversicherungsamt hat auf Grund von Nachweisungen der Versicherungsanstalten und Casseneinrichtungen eine Statistik der 1897 und 1898 bei denselben stattgehabten Heilbehandlungen angefertigt. Danach sind in beiden Jahren 10 483 bezw. 13 758 Versicherte für 1 993 592,22 bezw. 2 769 330,23 M behandelt, davon durch die Versicherungsanstalt Braunschweig 1898: 276 Versicherte (182 Tuberkulose und 94 nicht Tuberkulose) für 64 731,75 M [4]), d. i. 234,54 M auf eine behandelte Person. Die Behandlung der Lungentuberkulose hat 1898 für eine Person im Reiche 313,62 M, hier 259,70 M, für einen Pflegetag im Reiche 4,18 M, bei uns 3,38 M erfordert; auf eine behandelte Person entfielen 1898 im Reiche 75, hier 77 Pflegetage; im Reichsdurchschnitt wurden 74 %, hier 71 % so gebessert, daß Erwerbsunfähigkeit im Sinne des Gesetzes einstweilen abgewendet war. Finanziell steht also die Versicherungsanstalt Braunschweig in der Bewirthschaftung des Albrechtshauses sehr günstig; der Erfolg ist scheinbar nicht so gut; doch nur scheinbar, weil von den 182 daselbst Behandelten 53 als erfolglos gezählt sind, in letzterer Zahl aber 17 stecken, welche wegen Nichtbeachtung der Hausordnung vor Abschluß des Heilverfahrens entlassen werden mußten; dieselben sind bei dieser Berechnung außer Acht zu lassen und dann ist auch sie günstig, mit welchem Ergebnisse nicht nur die unten zu erwähnenden Vergleiche des Reichsgesundheitsamts, insbesondere wegen Gewichtszunahme, sondern auch die ferneren Berechnungen des Reichsversicherungsamts stimmen: Die Versicherungsanstalt Braunschweig verwendete bei den erfolgreichen Curen 83 % oder 90 Pflegetage auf eine Person und gab hierfür von 100 M Gesammtkosten 83,32 M aus, während die Durchschnittszahlen für das Reich 79 %, 81 Tage und 79,56 M sind; entsprechend geringer, als im Reichsdurchschnitt, sind die diesseitigen Aufwendungen für erfolglose Curen: 17 %, 44 Tage, 16,68 M hier, 21 %, 60 Tage und 20,44 M im Reiche. Wir haben also für erfolgreiche Curen verhältnißmäßig mehr, für erfolglose verhältnißmäßig weniger aufgewendet, also die unzulässiger Weise in Behandlung genommenen aussichtslosen Fälle möglichst bald wieder aufgegeben, wozu der Arzt des Albrechtshauses die Anregung bieten muß. Angenehm ist ihm und uns vorzeitige Entlassung wegen Aussichtslosigkeit nicht; aber verschiedene Umstände nöthigen dazu: ständige Bettruhe darf den Pfleglingen tagsüber nicht nöthig sein, dann eignen sie sich nicht für das Freiluftverfahren; drohet ein derartiger Zustand oder gar anhaltendes Fieber, dann müssen die Pfleglinge entlassen werden und, sofern sie daheim nicht die nöthige Pflege finden, ein Krankenhaus aufsuchen. Die vor der Aufnahme in's Albrechtshaus begutachtenden Aerzte sind

3) Vergl. ebenda 1898 Nr. 23 S. 177 ff.

4) Diese Zahl stimmt nicht mit der 1898er hiesigen Jahresausgabe, weil für die Statistik des Reichsversicherungsamts alle 1898 beendigten Fälle, auch mit den 1897 bereits entstandenen Kosten gezählt sind.

häufig noch nicht streng genug in der Erwägung, ob durch 13wöchige Pflege daselbst nach deren Beendigung dauernde Arbeitsfähigkeit herzustellen sei; haben sie auf der einen Seite im frühen Krankheitsstadium mit der mangelnden Einsicht der Patienten in die Schwere des noch nicht so fühlbaren Leidens und mit der daraus hervorgehenden Unlust, die Arbeit einzustellen und sich pflegen zu lassen, zu kämpfen, so drängen andererseits die im vorgeschrittenen Krankheitsstadium befindlichen Patienten nach der Freiluftkur als dem letzten Hoffnungsanker; also der Stand der Aerzte zur Sache ist nicht leicht; so früh als möglich sollen sie die Kranken in die Heilstätte senden; sie aufzusuchen ist für den einzelnen Kranken oft eine harte Entscheidung; aber noch härter ist das Urtheil der vorzeitigen Entlassung aus der Heilstätte, wenn der wahre Grund, zwar nicht geäußert, aber doch empfunden, also die Hoffnung enttäuscht wird. Nach der Statistik des Reichsversicherungsamts hat die Behandlung anderer Krankheiten als Lungentuberkulose 1898 für eine Person im Reiche 138,42 M, bei uns 185,82 M, für einen Pflegetag dort 3,16 M, hier 3,56 M betragen; auf eine behandelte Person entfielen dort 50, hier 54 Pfleglinge; der Erfolg betrug dort 73, hier 77 %. Es handelt sich um Curen in Nauheim, Wildungen, Oeynhausen, Lauterberg, sowie in Krankenhäusern, zu deren Durchführung im Allgemeinen erheblich weniger Zeit, also auch geringerer Aufwand nöthig ist, als bei der Tuberkulose; weshalb unsere Pflege kostspieliger als im Reichsdurchschnitt war, entzieht sich unserer Beurtheilung.

Das Kaiserliche Gesundheitsamt hat nach dem aus 25 (Privat- und Versicherungsanstalts-) Heilstätten eingegangenen Material die Erfolge der Freiluftbehandlung bei Lungenschwindsucht dargestellt; gegen Ende 1898 standen 3000 Zählkarten zur Verfügung, wovon 2610 für die Bearbeitung benutzt wurden, darunter aus dem Albrechtshause 134 Zählkarten.

Für die Dauer der Erkrankung vor der Aufnahme in die Heilstätten ergiebt sich, daß von 100 Verpflegten 48,3 kürzer als 1 Jahr, 66,5 kürzer als 2 Jahre tuberkulös waren, wärend die entsprechenden Ziffern für das Albrechtshaus 54,9 und 67,9 sind, also die Mehrzahl der hiesigen Kranken frühzeitiger in Anstaltspflege gekommen ist, als im Durchschnitt jener Auszählung, bei der im Allgemeinen die Heilstätten der Versicherungsanstalten günstigere Ergebnisse liefern, als die Privatanstalten, welche viele aussichtslose Fälle mit in Behandlung nehmen müssen. Von der frühzeitigen Einleitung der Anstaltspflege hängt der Erfolg ab; fast die Hälfte war auch im Albrechtshause bereits länger als 1 Jahr und fast 1/3 länger als 2 Jahre krank, so daß die Einwirkung auf die Aerzte und auf die Kranken, so schnell als möglich in die Anstalten zu schicken, bezw. zu kommen, fortgesetzt werden muß.

Die Dauer der Behandlung betrug durchschnittlich 96,12 Tage, also 13½ Wochen; die besten Ergebnisse wurden bei 12—14- und 16—18wöchiger Behandlung beobachtet; die im Albrechtshause eingeführte 13wöchige Pflege entspricht also dem Durchschnitt und der Voraussetzung des Erfolges.

Die Zunahme an Körpergewicht, woraus auf das Allgemeinbefinden und den Ernährungszustand, sowie auf die Beköstigung zu schließen ist, betrug durchschnittlich 5,5 kg, im Albrechtshause 5,6 kg für jeden Kranken.

Sehr erfreulich ist, daß Fiebernde, d. h. Kranke mit 37° C. oder höherer Morgentemperatur, nur 0,8 % zur Aufnahme ins Albrechtshaus kamen, gegenüber durchschnittlich 12 %.

Die Heilergebnisse hat das Gesundheitsamt bereits mit ins Auge gefaßt; auch hier weisen die Heilstätten der Versicherungsanstalten günstige Ergebnisse auf, weil sie im Allgemeinen die Kranken am zeitigsten in Behandlung bekommen. Der Arzt des Albrechtshauses hat von der Bezeichnung „geheilt" niemals Gebrauch gemacht, dagegen 88,1 % als gebessert entlassen, d. h. als fähig zur Aufnahme des früheren oder eines anderen Berufes.

Daß in beiden größeren Statistiken die Leistungen des Albrechtshauses sich vortheilhaft abheben, ist deshalb von Bedeutung, weil die Arbeit daselbst wegen des Fehlens eines Arztes im Hause selbst als nicht vollwerthig von gewisser Seite bezeichnet ist; bekanntlich hat der Physicus von Hasselfelde die ärztliche Berathung des Albrechtshauses und auch des Marienheims, zu welchem Zwecke die Versicherungsanstalt ein Telephon zwischen der Wohnung des Arztes und dem Albrechtshause eigens hat herrichten lassen, so daß bei der Entfernung beider Orte die Erlangung des Arztes kaum schwieriger ist als für einen in einer großen Stadt von seinem Arzt entfernt wohnenden Kranken. Zudem ist dreimal täglich Eisenbahnverbindung und wird das Albrechtshaus von einem in der Krankenpflege lange Jahre hindurch erprobten Inspector, das Marienheim von einer nicht minder bewährten Diakonissin geleitet. Das Albrechtshaus wurde am 19. Juni 1897 mit 40 Betten eröffnet und hat jetzt unter Einrechnung der Baracke des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege 76 Betten; das Marienheim, am 17. Juni 1899 mit 24 Betten in Benutzung genommen, enthält jetzt 30, so daß 106 Pflegebetten für lungenkranke Männer und Frauen des Herzogthums zur Verfügung stehen und zwar, soweit der Platz reicht, nicht nur für Versicherte, sondern auch für nicht versicherte Unbemittelte oder minder Bemittelte. Schon im 1896er Verwaltungsberichte deutete die Versicherungsanstalt Braunschweig die Bereitwilligkeit an, für nicht versicherte Kranke mit sorgen zu wollen, sofern die Bestrebungen nach Einrichtung einer besonderen Heilstätte für dieselben nicht zu verwirklichen seien. Im März 1899 ist mit dem Verein für öffentliche Gesundheitspflege im Herzogthum Braunschweig ein Vertrag geschlossen, wornach die Versicherungsanstalt beim Albrechtshause die Aufstellung einer Baracke mit 12 Betten gestattet und ins Marienheim 4 Betten des Vereins aufnimmt und für Verpflegung eines nicht Versicherten täglich 2 M zu zahlen sind; werden mit letzterem Betrage auch nicht ganz die gesammten, 1898: 3,09 M betragenden täglichen Pflegekosten gedeckt, so ist doch zu beachten, daß für jene Pfleglinge in Ausstattung ihrer Schlafstellen durch den Ver-

ein für Gesundheitspflege etwas geschehen ist, was den Durchschnittspflegesatz hinsichtlich der darin steckenden Inventarverzinsung mindert und daß derselbe bei zunehmender Benutzung der Einrichtungen billiger wird; bereits das Jahr 1899, in welchem bis einschließlich Juli 10358 Krankenpflegetage gegenüber 12772 im ganzen Jahre 1898 geleistet wurden, wird den Durchschnittspflegesatz wieder herunterschrauben. Vor Allem aber bezahlen jene nicht Versicherten mit 2 M täglich die in der 1898 auf 1,39 M berechneten täglichen Speisung für sie unmittelbar gemachten Aufwendungen ganz und die Versicherungsanstalt kann deren Betten, wenn sie frei sind, für Versicherte mit benutzen; sie braucht aber auch nicht allzu ängstlich in der Festsetzung des Pflegesatzes zu sein, weil bei dem engen Zusammenwohnen von Versicherten und nicht Versicherten die den Letzteren erwiesenen Wohlthaten in der einen oder anderen Weise auch den Ersteren zu Gute kommen, zumal wenn es sich etwa um Mitglieder einer Familie handelt.

Dieser Zusammenschluß der auf staatlicher Gesetzgebung beruhenden und der aus freier Liebesthätigkeit hervorgehenden Fürsorge fand den besonderen Beifall Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten des Herzogthums Braunschweig, wie Höchstderselbe am 17. Juni 1899 bei der Schlußsteinlegung am Albrechtshause mehrfach betonte. Diesen feierlichen Act darf die Versicherungsanstalt Braunschweig als würdigen Abschluß der mit 1899 zu Ende gehenden ersten Periode der Invalidenversicherung betrachten. Mit großem Interesse und mit sichtbarer Freude nahmen Se. Königliche Hoheit der Regent von allen Einrichtungen des Albrechtshauses und des Marienheims Kenntniß; zahlreiche Mitglieder des Vorstandes und des Ausschusses der Versicherungsanstalt wurden durch Ansprachen ausgezeichnet und besonders fühlten sich die 70 Kranken des Albrechtshauses geehrt, als sie auf Wunsch Sr. Königl. Hoheit nochmals Aufstellung nehmen durften, wobei Einzelne eine Ansprache erfuhren; sie haben gesehen, welches warme Interesse Se. Königl. Hoheit der Regent der Durchführung der socialpolitischen Gesetzgebung und insonderheit der Heilstättenpflege entgegenbringt und aus vollem Herzen aller Theilnehmer an der Feier kam das Sr. Königl. Hoheit bei Höchstdessen Abfahrt zum Dank für das Erscheinen und zum Ausdruck guter Wünsche dargebrachte Hoch.

Zum Schluß bedarf das Zusammenwirken der beamteten und der nicht beamteten Mitglieder des Vorstandes, sowie des Vorstandes und des Ausschusses der Erwähnung. Dem Vorstande gehören neben zwei Beamten je zwei Vertreter, dem Ausschuß je sieben Vertreter der Arbeitgeber und der Versicherten an. Von Anfang an hat vollstes Einvernehmen in den einzelnen Organen, wie von Vorstand und Ausschuß bestanden; insbesondere herrschte gegenseitiges Verständniß und Eingehen auf die Pläne und Ziele, welche in Vorschlag kamen und nichts Anderes bezweckten, als die Invalidenversicherung im gesetzlichen Rahmen voll und ganz zum Wohle der Versicherten durchzuführen, ihnen an Renten zu bewilligen, was irgend zulässig ist, und außerdem durch Mittel zur Verbesserung der Wohnungen, sowie durch Krankenfürsorge Zuwendungen zu machen, soweit der socialpolitische Zweck des Gesetzes es erforderte und dieses selbst irgend Spielraum gewährt. Für die Weiterführung der Geschäfte der Versicherungsanstalt ist daher nur zu wünschen, daß bei der bevorstehenden Neuwahl der nicht beamteten Mitglieder der Hauptorgane der Versicherungsanstalt die bisherigen Persönlichkeiten wieder gewählt werden und die Wahl annehmen; dann dürfen die Versicherten einer wohlwollenden Behandlung ihrer Ansprüche auch in Zukunft sicher sein, zumal das Reichsversicherungsamt arbeiterfreundlich darüber wacht und die wärmste Unterstützung aller einschlägigen Anträge bei Herzoglichem Staats-Ministerium bislang stets zu finden war und auch in Zukunft zu erwarten sein wird.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder

von C. Simm.

2. Die Parochie Gebhardshagen.

(Schluß.)

Um den Anfang des XV. Jahrhunderts muß sich die Verschmelzung von Kirchheerte und Gebhardshagen vollzogen haben. Der Bau einer besonderen Dorfkirche i. J. 1410 kann nur auf den Zuzug der Gemeinde Kirchheerte zurückgeführt werden. Die Burg befand sich damals im Pfandbesitz der von Salder, die Burgcapelle blieb in Benutzung, aber der Größe und der Sicherheit wegen nur für die Burgleute. Darauf weist auch die Nachricht von der Visitation 1542: Der Pfarrer von Gebhardshagen hat alle Tage eine Mahlzeit auf dem Schlosse gehabt, die ihm aber von dem jetzigen Inhaber des Hauses entzogen wurde[27]). Wie Dutzum b. Salder, Nienstedt b. Lesse, so lösten sich auch Kirchheerte und Wedem auf; die kleineren, den so häufigen Ueberfällen im täglichen Kriege des Mittelalters ausgesetzten Dörfer zogen sich in den Schutz größerer und befestigter Orte. Die Vermuthung von Hänselmann[28]), Wedem sei in den Drangsalen des 30jährigen Krieges untergegangen, trifft nicht zu. Nach den auf Befehl Heinrich's d. J. aufgestellten Erbregistern von 1540 an ist wie Kirchheerte so auch Wedem bereits mit Gebhardshagen völlig verschmolzen. Zur Zeit der Occupation 1542 ist Mattheus Silbergot Pfarrer zum Gebbershagen. Dieser hat aber zugleich die Pfarre von Bruchmachtersen als Vicar pachtweise inne. Ludolf Bynrode, Probst zu Dorstadt[29]), welcher der eigentliche Inhaber ist, hat sie

27) Ebert v. Bischofrode. So genoß auch der Pfarrer von Oberfreden — Joh. Jßmann — als Burgcaplan einen Freitisch zum Lichtenberg. (Visit. 1542 Act. d. Herzogl. Consist.) Uebrigens suchte der Burginhaber das kirchliche Eigenthum zu schmälern. „Dem Pfarrer ist von jenem sein Land ausgepfändet. Das Land, so der Pfarrer ausgethan, beschwert Bischofrode mit Dienstgeld und Dienst, dadurch er nicht kann seine Zinsen bekommen“.

28) a. a. O.

29) Conrad v. Dorstadt hatte 1250 die Kirche zu Bruchmachtersen dem Kloster geschenkt. (Urk. i. Archiv z. Dorstadt).

ihm verdungen. 1544 hat Silbergot Bruchmachtersen an den Probst zurückgegeben. 1551 nach der Rückkehr Heinrich's d. J. wird Nicolaus Huß als Pastor von Gebhardshagen verhört: „Ist ein geweihter Priester, vorher zum Riffenberg[30]) religiosus (Klosterbruder), zu Heiningen 22 Jahre Capellan. Hat eine Person bei sich gehabt, welche er in seiner Krankheit zur Ehe genommen. Soll licentiam bitten von seinem Oberen und demselben beichten". Dieser Nicolaus Huß ist auch der Erste, welcher das etwa $^3/_4$ St. entfernte Gustedt mit verwaltet[31]). Diese Verbindung dauerte über ein Jahrhundert bis 1660, ja der Pfarrer wohnt ganz in Gustedt. So 1568 Heinrich Kron, dem sie der wirkliche Pfarrherr Reinerus Morich oder Marick verdungen hat. Die kirchlichen Verhältnisse scheinen freilich damals recht unerquicklich gewesen zu sein. Der erste Barumer Superintendent Melchior Neukirch berichtet 1570: Gebhardshagen werde von einem Pastor aus dem Gerichte Wohldenberg verwaltet; er sei dort vergeblich gewesen, Pastor sei nicht gekommen, habe auch die Gemeinde nicht bestellt. Amtmann und Vogt waren auch nicht zu Hause, daß also die Leute, so auf der Burg zum Herrendienste, nicht haben dürfen herunterkommen". 1618 hat Petrus Berckenfeldius als designirter Pastor von Gebhardshagen und Gustedt das Corpus Julium unterschrieben. Auch die Visitation nach dem 30jährigen Kriege findet den Pastor Adamus Engelmann in Gustedt wohnhaft. Die argen Kriegeszeiten hatten auf das kirchliche Leben der Gemeinde zerrüttend gewirkt. „Im Examen thaten drei oder vier Frauen gute satisfaction, mit den übrigen war es schlecht Werk". Wie Heerte von Barum, so wurde in Folge gleichen Ergebnisses Gustedt von Gebhardshagen geschieden. Basilius Maas war der erste Prediger, welcher von Herzog August dem Herrn von Bortfeld, Erbherrn auf Oelber, Steinhagen und Nienhagen, zur Präsentation recommandirt wurde und zwar für Gebhardshagen mit den damals erledigten Engerode und Calbecht. Diese Gestalt besitzt unsere Parochie noch heute.

Hinsichtlich Engerodes können wir uns hier darauf beschränken, auf unseren Aufsatz in diesem Bl. 1898 № 9 zu verweisen.

Es erübrigt, noch einen Blick auf die Filialgemeinde Calbecht zu werfen. Auch diese war eine selbständige Parochie, die im Hildesheimer Verzeichniß mit der geringen bischöflichen Abgabe von $2^1/_2$ Lot Silber verzeichnet ist. Der Patron ist hier nicht genannt. Aus den Erbregistern des Hauses Gebhardshagen (1548 bis 1593) ersehen wir, daß das Hildesheimische Domcapitel das kirchliche Lehnsrecht dort besitzt. Dagegen sagt das Erbregister von 1614: Die Pfarr gehet von meinem gnädigsten Fürsten und Herrn zu Lehne. Der Wechsel des Patronates ist also um 1600 eingetreten. Die Ausstattung der Kirche war eine so geringe — eine einzige zehntfreie Hufe, — daß die Pfarre mit anderen verbunden werden mußte.

30) Sonst Riechenberg vor Goslar.
31) 1542 waren Gustedt und Engerode verbunden. Gustedt war wie Gebh. Bortfeldsches Lehen.

1542 heißt es: Kalbechte, Henning Wilkens, ist sein eigen (also nicht erpachtet), residirt in Gr. Flote. 1544: wird vom Pfarrer zu Gr. Vlate[32]) versorgt. 1551: Henningus Wilkenß zu Kalbicht ist zu Liebenburg im Thurm gesessen (zur Zeit der Occupation) ist jetzt alt. Er hat also als Papist Verfolgung leiden müssen. 1568: Joh. W. ist ungelehrt, hat schlecht geantwortet. 1570: Der Pastor von Gr. Flöthe und Calbecht verwaltet auch Engerode. 1651: Seit 1640 ist Calbecht und Engerode mit Leinde verbunden, so daß der Pfarrer Justus Godekenius Leinde, Watenstedt, Calbecht und Engerode versorgt. Letztere beiden Gemeinden gehen in eine Kirche, und zwar, da der Thurm in Engerode steht, die Kirche aber daniederliegt, in die Kirche zu Calbecht. Schließlich wird dieses, wie oben erwähnt, 1660 mit Gebhardshagen und Engerode zu einer Parochie vereinigt.

Bücherschau.

A. Schneider, Harzverkehr. Separatabdruck aus der amtlichen Fremdenliste von Bad Harzburg. Bad Harzburg, Verlag der amtlichen Fremdenliste 1899. 23 S. 8⁰. — ℳ 30.

In anschaulicher, lebendiger, mit dichterischen Citaten durchwebten Sprache behandelt der verdiente erste Vorsitzende des Harzclubs für weiteste Kreise den Verkehr und die Verkehrswege des Harzes im Mittelalter und in der Neuzeit, den Besuch des Gebirges und besonders des Brockens von hohen Persönlichkeiten, die Zugänge aus dem Flachlande, die großen Schönheiten und die heilkräftige Wirkung seiner Berge, Wälder und Quellen, um dann die Entstehung und Entwicklung des Harzclubs, seine umfangreiche und segensvolle Wirksamkeit, die alle Besucher des Harzes längst auf das Wohlthätigste verspürt haben, eingehend zu schildern. Von den Aussichtsthürmen, die der Club erbaute oder erbauen half, hebt der Verfasser vorzüglich den auf der Josephshöhe am Auerberge hervor, dessen zweckmäßige Anlage und prächtigen Rundblick er mit beredten Worten preist. Das Büchlein sei allen Freunden des Harzes bestens empfohlen.

Das Polizeistrafgesetzbuch. Gesetz, die Bestrafung der Polizei-Uebertretungen betreffend, d. d. Braunschweig, den 23. März 1899. Textausgabe mit ausführlichem Sachregister. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1899. 52 S. 8⁰. — ℳ 90.

Eine gut ausgestattete, handliche Ausgabe des neuen Braunschweigischen Polizeistrafgesetzbuches (vgl. Gesetz- und Verordnungs-Sammlung 1899 № 27), dessen Benutzung durch eine Inhalts-Uebersicht und ein gutes Sachregister in dankenswerther Weise erleichtert ist.

32) Grotten Flotte, heißt es an anderer Stelle im Visitationsbericht, ist des Klosters Neuenwergk (Goslar) Lehn.



Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg.

(Herzogl. Museum zu Braunschweig.)



Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 19. 10. September **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Eine Reiterstatuette des Herzogs Heinrich Julius.

Mit Lichtdrucktafel.

Von P. J. Meier.

In der Bronzesammlung des Herzoglichen Museums (II. Stock, Raum 44, Nr. 178), einer der werthvollsten Abtheilungen dieser Anstalt, befindet sich aus altem Bestande, und ohne daß man über die Herkunft des Werkes Genaueres wüßte, eine prächtige Reiterstatuette, die an der Sockelplatte die volle Künstlerbezeichnung Adrianus de Vries Hagiensis faciebat trägt. Das Pferd sprengt in kurzem Galopp einher, den Kopf leicht nach links wendend. Der geradeaus blickende Reiter ist barhäuptig, aber sonst vollgerüstet; die Rechte stützt den Feldherrnstab auf den Oberschenkel, die Linke hält den Zügel, um den linken Arm ist die Feldbinde geschlungen, in den vier Schlaufen der Koppel hängt das Schwert. Pferd und Reiter sind einzeln in trefflicher Weise gegossen, jenes auch an der Stelle, die der Sattel verbirgt, sorgfältig durchgeführt, Zaum, Schwert, Sattelgurt, Steigbügel und Feldherrnstab aber modern ergänzt. Auch die Modellirung ist von hoher Vollendung, die Muskeln des Pferdes sind scharf beobachtet und sicher wiedergegeben, selbst die Hautfalten und Adern sorgsam angedeutet, nirgends jedoch kleinlich behandelt. Vor Allem aber ist hervorzuheben, daß das Pferd in seiner stolzen Haltung und flotten Bewegung, wie in seinem, trotz aller Kraft eleganten Körperbau sich sehr zu seinem Vortheil von den schwerfällig gestalteten und ungeschickt galoppirenden Pferden unterscheidet, wie sie die Künstler jener Zeit fast ausnahmslos darzustellen pflegen. Und an diesem Gesammturtheil vermag auch der Tadel nichts zu ändern, den gewiegte Kenner mir gegenüber in Bezug auf Einzelheiten des Pferdebaues äußerten, an denen der Laie nichts Falsches wahrnehmen würde. Denn der S c h e i n d e r W i r k l i c h k e i t, auf den es dem Künstler in der Hauptsache ankommen muß, wird trotzdem voll erreicht. Ueber Sitz und Haltung des Reiters wußten auch jene Kenner nur Lobenswerthes zu sagen, die Durchbildung des Kopfes, der Hände, des unter der Rüstung verborgenen Körpers und der Rüstung selbst steht auf gleicher Höhe. Mit einem Wort, wir haben ein Meisterwerk vor uns, das auch unter den Schöpfungen eines so tüchtigen Bildhauers, wie Adriaen de Vries einer war, eine bevorzugte Stellung einnimmt.

Adriaen de Vries, um das Jahr 1560 in's Gravenhaag geboren, gehört zu jenen niederländischen Meistern, die in der Kunst Italiens das einzig nachahmungswerthe Vorbild für die eigene Thätigkeit sahen und gleich dem berühmten Lehrer Adriaen's, Giovanni da Bologna, dem ganz zum Italiener gewordenen Flanderer in Florenz, an den großen Michelangelo anknüpften, aber dessen übermenschliche Formen und Stellungen wieder auf menschliches Maß zurückzuführen suchten. Zahlreiche Vertreter dieser akademischen Richtung — und unter diesen wieder Adriaen de Vries — trugen nun ihre Kunst nach Deutschland, das seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts einen auffallenden Mangel an solchen Bildhauern und Malern hatte, die die Bezeichnung „Künstler“ in Wahrheit verdienten, und zwar finden wir Adriaen, der noch 1588 zu Turin in Diensten Karl Emanuel's I. von Savoien gestanden hatte, bereits 1593 in Beziehungen zu Kaiser Rudolf II. in Prag.

Rudolf, der sich von der Politik möglichst fernhielt, fand bekanntlich allein in allerlei Künsten, edlen wie unedlen, seine Befriedigung und hatte eine große Schaar deutscher, niederländischer und italienischer Meister dauernd an seinen Hof gezogen. Adriaen blieb zunächst noch nicht in Prag, wenigstens hielt er sich 1596, als er von der Stadt Augsburg den Auftrag zu jenen beiden herrlichen Brunnen, die noch jetzt eine hohe Zierde derselben bilden[1]), erhielt, in Rom auf, wurde dann aber am 1. Mai 1601 als Kammerbildhauer Rudolf's II. in Prag angestellt, wo er, wenn er auch noch mancherlei Aufträge für auswärtige, namentlich fürstliche Gönner übernahm, bis an seinen Tod (1627) blieb.

Schon der Umstand, daß das Herzogl. Museum ein ausgezeichnetes Werk dieses s. Z. hochgefeierten Künstlers besitzt, möchte eine Veröffentlichung im Braunschweigischen Magazin rechtfertigen. Aber dem kunstgeschichtlichen Interesse, das die Statuette erweckt, hat sich noch das geschichtliche zugesellt, seit sich feststellen ließ, wer der

1) Der Merkurbrunnen war 1599, der Herkulesbrunnen 1602 fertig. Vgl. Rogge in Zeitschr. f. bild. Kunst XVII (1882) 1. 37.

Dargestellte ist. Es konnte freilich niemals zweifelhaft sein, daß es sich nicht um eine Ideal-, sondern um eine Bildnißfigur handelte. Geflissentlich war der Visirhelm, der doch nothwendig zur Rüstung gehörte, der aber den Kopf zu sehr verdeckt hätte, fortgelassen worden, und alle Einzelheiten des Gesichtes, die hohe Stirn, die schweren Augenlider, die stark gebogene Nase, der kleine Bart an der Unterlippe, die sog. Fliege, und der eben keimende Backenbart, waren durchaus individuell aufgefaßt. Nun war ja bekannt, daß Adriaen de Vries außer Kaiser Rudolf auch andere zeitgenössische Fürsten, wie Kurfürst Christian II. von Sachsen und Fürst Ernst von Schaumburg-Lippe [2]), in lebenstreuer Auffassung dargestellt hatte. Wenn aber nicht schon früher der Versuch angestellt war, ob nicht in unserer Reiterfigur ein braunschweigischer Fürst dargestellt sei, so war hier wohl der Umstand schuld, daß wir wirklich hervorragende Maler oder Bildhauer zu jener Zeit nur äußerst selten im Dienst des welfischen Hauses sehen. Und doch genügte die einfache Anfrage eines mit Adriaen de Vries beschäftigten Kunstgelehrten [3]), wer der Dargestellte sei, und ob man nicht bei ihm an einen Herzog von Braunschweig denken dürfe, um sofort zu erkennen, daß thatsächlich Niemand anders, als Heinrich Julius gemeint sein könnte, der treue Freund Rudolf's II., der so oft und so lange bei diesem in Prag weilte und kurze Zeit nach dem Tode Rudolf's hier gleichfalls sein unruhvolles Leben beschloß. Die dem Aufsatze beigegebene Tafel stellt außer der ganzen Reiterfigur in etwas größerem Maßstabe den Kopf des Herzogs in Seitenansicht und eine Goldmedaille desselben [4]) dar und ermöglicht es auch dem Leser, die Reiterfigur nach der Medaille zu bestimmen. Diese zeigt den Herzog freilich in realistischerer Auffassung und zugleich anscheinend in höherem Alter, aber ein Zweifel darüber, daß es sich um ein und dieselbe Person handelt, ist namentlich angesichts der Originale völlig ausgeschlossen, denn auch die Medaille zeigt alle die oben aufgeführten Einzelheiten des Kopfes.

In welche Zeit aber gehört die Statuette? Vergegenwärtigt man sich, daß Adriaen de Vries seit 1601 Hofbildhauer in Prag war, und Heinrich Julius seine freundschaftlichen Beziehungen zum Kaiser 1607 anknüpfte, so scheint es fast, als müßte die Entstehungszeit des Werkes erst in diese Zeit versetzt werden, der Herzog also, der 1564 geboren war, in den vierziger Jahren seines Lebens dargestellt sein. Aber die Menschen jener Zeit sehen fast durchweg älter aus, als wir es heute gewohnt sind, und bei Niemand ist dies mehr der Fall gewesen, als grade bei Heinrich Julius. Unser Museum besitzt als kostbares Unicum eine Goldmedaille des Herzogs aus dem Jahre 1582, zu dem das Museum in Gotha den in Oel völlig bildmäßig ausgeführten Entwurf von der Hand Adam Offinger's, des Hofmalers des Herzogs, bewahrt. Heinrich Julius war also damals erst 18 Jahre alt, sieht aber, besonders auf dem Bilde, wie ein abgelebter Zwanziger aus. Ebenso läßt die auf der Tafel abgebildete Medaille auf einen guten Vierziger schließen, und doch hatte der Herzog, als diese gefertigt wurde, eben erst die Mitte der zwanziger Jahre überschritten. Denn die — undatirte — Medaille kann auf keinen Fall nach 1593 angesetzt werden, da das Wappen ihrer Rückseite wohl die Felder für die 1582 an das Welfenhaus gefallenen Gebiete Hoya und Bruchhausen, aber noch nicht die der 1593 hinzukommenden Grafschaft Hohnstein-Scharzfeld-Lauterberg enthält. Ja wir können sogar noch weiter gehen und behaupten, die Medaille muß schon 1590 bekannt gewesen sein, da die ältesten Thaler des Herzogs mit seinem Bildniß, die in jenem Jahre beginnen, sich in der Darstellung des Kopfes ohne Zweifel an die Medaille eng anlehnen, wie dies bei Bildnißthalern jener Zeit die Regel ist. Im Jahre 1590 war aber Heinrich Julius erst 26 Jahre alt.

Mit dieser Medaille hängt nun, wie bereits oben angedeutet war, die Statuette auf das Engste zusammen, und zwar nicht allein in den festeren Formen des Gesichts, sondern auch in der wandelbaren Haar- und Barttracht. In seinen späteren Guß- und Prägemedaillen, die in die letzten Lebensjahre des Herzogs fallen, stellt Heinrich Rappost, über den im Braunschweigischen Magazin III (1897) 124 ff. gehandelt ist, den Fürsten mit Spitzbart und langem Haupthaar, aber ohne Backenbart dar, einer Tracht, die sich zuerst, soviel ich weiß, auf einem Stich Daniel Lindenmeier's von 1605 nachweisen läßt, die sich aber schon 1603 vorbereitete. Denn auf dem großen Holwein'schen Holzschnitte von 1603 — die Jahreszahl steht nicht auf dem Blatt mit Heinrich Julius, sondern auf dem Gegenstück bezw. auf der rechten Hälfte des Blattes mit der Herzogin Elisabeth — ist der Kinnbart nur noch nicht so lang gewachsen [5]), und auf einer ovalen Medaille Rappost's, deren Rückseite auf dem erwähnten Holzschnitt dargestellt ist, die deshalb dem gleichen Jahre 1603 entstammen wird, sieht es fast so aus, als ob der Herzog erst noch mit der „Fliege“ dargestellt ist, obwohl auch hier das Haupthaar lang ist und der Backenbart fehlt, während die Vereinigung von kürzerem Haupthaar, „Fliege“ und spärlichem Backenbart sich nur auf der

2) An seinem sehenswerthen Grabdenkmal in Stadthagen. Vgl. Haupt in Zeitschr. f. bild. Kunst N. F. VII (1895) 8 ff.

3) Des Herrn Dr Conrad Buchwald, dessen Forschungen über unseren Meister in Seemann's Beiträgen zur Kunstgeschichte N. F. 25 erschienen sind. Wer sich sonst über Adriaen de Vries unterrichten will, sei auf Ilg, Jahrbuch der k. k. österreichischen Kunstsammlungen I (1883) 118 ff. hingewiesen.

4) Die mit dem Wahlspruch des Herzogs pro patria consumor versehene Medaille befindet sich im Besitz des Herrn Apothekers Bohlmann hier. Eine von demselben Meister herrührende Medaille, die den Herzog zusammen mit seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth von Dänemark, darstellt, und von der es auch gleichzeitige Nachbildungen giebt, sah ich im Münzhandel. Diese Gemeinschaftsmedaillen sind vermuthlich aus Anlaß der Vermählung beider (19. April 1590) hergestellt worden.

5) Dies ist auch auf zwei anderen Holzschnitten Holwein's, zwei Stichen von Heinrich Ullrich und einem Stich von Daniel Lindenmeier der Fall, die sämmtlich undatirt, aber, soweit es sich bei ihnen nicht etwa um Nachbildung eines älteren Originals handelt, ohne Zweifel gleichfalls ins Jahr 1603 zu setzen sind.

Medaille, die wir ins Jahr 1590 setzten, und auf den von ihr abhängigen, bis 1596 gehenden Bildnißthalern oder gleichzeitigen Medaillen nachweisen läßt. Da nun bei der Statuette die Wangen runder und voller, die Nase und die Umgebung der Augen weniger scharf gebildet sind, als auf der Medaille, so möchte ich Bedenken tragen, die Bronze der Medaille in irgendwie erheblicher Weise zeitlich nachzusetzen. Aber ich möchte auch vor einem zu frühen Ansatz warnen. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß Adriaen de Vries nicht zu den Realisten, sondern zu den Idealisten gehört. Allerdings können wir gerade bei den niederländischen Akademikern jener Zeit, gleichviel, ob sie Maler oder Bildhauer sind, die erfreuliche Beobachtung machen, daß sie, trotz allem Manierismus in ihren geschichtlich-religiösen und allegorisch-mythologischen Darstellungen, sich stets wieder auf den Boden der Wirklichkeit stellen, sobald es gilt, Bildnisse nach dem Leben zu schaffen[6]), und hierin macht auch Adriaen de Vries keine Ausnahme, da keines seiner anderen Werke an die lebensvollen, naturwahren Bildnisse Rudolf's II. und Christian's von Sachsen heranreicht; aber wie sehr doch Vorsicht geboten ist, lehrt allein schon der Umstand, daß das Ohr des Herzogs Heinrich Julius auf der Medaille von 1590 ebenso, wie auf der Rappost'schen Medaille von 1603, die beide von einander unabhängig sind, auffallend groß, bei der Statuette dagegen auffallend klein gebildet ist, ein deutlicher Hinweis darauf, daß Adriaen de Vries nicht weniger, wie Rappost in seiner späteren Medaillen, bestrebt gewesen ist, die zweifellos unschöne Erscheinung des Herzogs ins Gefällige umzuwandeln.

Wir werden daher der Wahrheit vermuthlich am nächsten kommen, wenn wir die Reiterfigur etwa in das Jahr 1590 setzen[7]), d. h. in eine Zeit, in der weder der junge Herzog noch der Bildhauer zu Kaiser Rudolf und seiner Residenz Prag schon Beziehungen besaßen. Wo sich damals Adriaen de Vries aufhielt, wissen wir nicht; daß ihm der Herzog, der offenbar nach dem Leben dargestellt ist, in Wolfenbüttel oder Gröningen saß, ist kaum anzunehmen. Wahrscheinlich ist daher das Modell auf einer Reise des Fürsten entstanden.

Gleichviel aber, wo und wann das schöne Werk geschaffen ist, es ist eines der besten Herzogsbildnisse jener Zeit, das uns treffender, als irgend eine andere Darstellung, die Erscheinung jenes hochbegabten Fürsten vor Augen führt.

6) Die beste Gelegenheit, dies zu beobachten, bieten die Gemälde des Franz Floris im Herzoglichen Museum, von denen der berühmte Falkenjäger ebenso realistisch gehalten ist, wie die übrigen manieristisch.

7) Für diesen Ansatz sprechen auch die Formen der Rüstung.

Grabstätten der Welfen.

(Fortsetzung.)

2. Steterburg.

Von allen geistlichen Stiftungen unseres Landes, die sich bis in die Gegenwart erhalten haben, hat keine ihren äußeren Charakter so sehr verändert, hat keine von ihren Bauten und Kunstdenkmälern so wenig sich bewahrt, wie das freiweltliche adlige Damenstift zu Steterburg, das in etwas veränderter Gestalt jetzt ungefähr neun Jahrhunderte bestanden hat. Manche schwere Schicksalsschläge sind über ihm dahin gegangen, haben das Alte vernichtet und Neues an seine Stelle gesetzt. Auf der Stätte der jetzigen Kirche haben, wie uns Schulrath Dr H. Dürre gezeigt hat[1]), nicht weniger als drei ältere Gotteshäuser bereits vorher gestanden. Der letzte Bau stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Es ist ein einfaches nüchternes Bauwerk, in das von den Kunstalterthümern der früheren Zeit so gut wie nichts gerettet worden ist. So ist es denn auch gekommen, daß keine von den Stätten, wo Mitglieder unseres Fürstenhauses zur letzten Ruhe gebettet wurden, uns dort erhalten worden ist. Nur durch litterarische Zeugnisse ist die Kunde davon auf uns gekommen, und auch um diese Ueberlieferung ist es noch schlecht genug bestellt.

Schon in dem vorigen Aufsatze (S. 130 und 134) ist gezeigt worden, wie die Grabstätten zweier Welfischer Fürstinnen im August 1542 in Steterburg von den Heerschaaren der Stadt Braunschweig in wüstester Weise zerstört worden sind. Es handelte sich, wie Herzog Julius ausdrücklich bezeugt[2]), um das Grab seiner Mutter, der Herzogin Marie, geborenen Prinzessin von Württemberg († 28. December 1541), und um das einer Schwester. In Letzterer können wir nur die Aebtissin Marie von Gandersheim erblicken, die, 1521 geboren, schon im Jahre 1530 zur Coadjutrix der Aebtissin, bald darauf selbst zur Aebtissin im Stifte Gandersheim erwählt wurde. Ihr Tod wird gewöhnlich auf den 26. Juli 1539 gesetzt. Das wird nicht ganz richtig sein. Statthalter und Räthe in Wolfenbüttel schrieben, da Herzog Heinrich d. J. außer Landes war, am Freitage nach Fronleichnam 1539 (6. Juni) nach Gandersheim, die Herzogin sei „nestvorschienen Mitwochens", also am 4. Juni, gestorben; es sei eine Neuwahl der Aebtissin vorzunehmen, die sie auf der Verstorbenen Schwester, die Herzogin Clara, zu lenken suchen. Diese Absicht wurde dann auch erreicht. Nach jenem Schreiben ist der 4. Juni 1539 als Todestag Mariens nicht zu bezweifeln; auch ist es danach höchst wahrscheinlich, daß sie in Wolfenbüttel gestorben ist. Die Fürstlichen Räthe sagen das zwar nicht ausdrücklich, aber gerade weil sie keinen Ort nennen, auf keinen Brief aus Gandersheim, der ihnen den Trauerfall gemeldet hätte, Bezug nehmen und so schnell nach der Fürstin Tode schreiben, so ist anzunehmen, daß diese in Wolfenbüttel ihr Ende gefunden habe. Dann ist es aber sehr leicht erklärlich, daß sie in dem der Feste Wolfenbüttel so nahe gelegenen Kloster Steterburg beigesetzt wurde. Es ist dies um so weniger zu bezweifeln, da sie die einzige Tochter Heinrich's d. J. ist, die vor dem Jahre 1542, wo das Grab einer solchen nach sicherem Zeugniß geschändet wurde, gestorben ist.

1) Zeitschrift des Harzvereins 18. B. (1885) S. 181 ff.

2) Aktenstück im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel.

Wahrscheinlich ist schon vorher auch ein Sohn Herzog Heinrich's d. J. in Steterburg bestattet worden, der den Namen Johann führte. Wann dies geschehen, wissen wir ebensowenig wie den Tod und die Beisetzungszeit dreier anderer Söhne Heinrich's, von denen Rehtmeier in seiner Chronik S. 953 sagt, daß sie sämmtlich in früher Jugend verstorben und an vier verschiedenen Orten begraben worden sind. Am frühesten verschied wohl Heinrich, vielleicht, da er den Namen des Vaters und Großvaters trägt, der älteste von allen Söhnen des Fürsten. Er wurde noch in die alte Fürstengruft der Domkirche zu Braunschweig gebracht, die Heinrich später aus politischen Gründen nicht mehr benutzte. Andreas wurde am 21. December 1517 auf der Staufenburg getauft und ist hier wohl auch gestorben, da er im nahen Gandersheim in der Barfüßerkirche beigesetzt wurde. Ein dritter Sohn, Joachim, wurde in Schöningen beerdigt, ein vierter, der schon erwähnte Johann, in Steterburg. Geburts- und Todesdatum dieser beiden Letzten sind uns, wie die Heinrich's, vollkommen unbekannt. Auch von einem Grabsteine Johann's ist uns in Steterburg ebenso wenig wie von einem seiner Mutter oder seiner Schwester Marie das Geringste überliefert worden.

Es ist noch ein viertes Welfengrab, das wir in Steterburg wohl suchen möchten, aber nicht finden können, das der Domina Elisabeth, der Schwester Herzog Heinrich's des Jüngern. Sie erscheint seit 1521 als Leiterin des Klosters Steterburg und vertauscht als solche den bislang geführten Titel einer Priorin mit dem einer Domina, für den dann später ihre Nachfolgerinnen den einer Aebtissin annahmen. Ueber diese Elisabeth sind wir wieder nur sehr unvollkommen unterrichtet. Nach Cohn's Stammtafeln ist sie am 26. Februar 1532, nach der von H. Böttger schon am 26. Februar 1515 gestorben. Beide Jahresangaben sind zweifellos falsch. Elisabeth hat die Stürme des Schmalkaldischen Krieges noch erlebt und auch später redlich dazu mitgewirkt, die bösen Folgen jener schweren Zeit zu beseitigen und das Kloster wieder in einen guten, geordneten Zustand zu versetzen. Der Chronist Steterburgs, der Grenz- und Klosterrath Joh. Just. Voigt, sagt von ihr in seiner ungedruckten Historia des Stifts: „Diese Christfürstliche Persohn hatte sich dem Dienste Gottes ganz gewidmet, und ist es gewiß, daß nach Absterben der ersten Fundatricin wol keine mehr, als Sie vor die Ehre Gottes und Conservation des ihr anvertrauten Stifts gethan". Sie ist für uns zuletzt im November 1560 nachweisbar, wo ihr Bruder Herzog Heinrich ihr und dem Convente ihres Klosters am 6. dess. M. die jährliche Lieferung von 30 Stück Salz aus der Saline Liebenhall verschreibt. Am 24. März 1563 wünscht der Herzog dem Kloster Steterburg Glück zu der geschehenen Neuwahl der Domina, zugleich schreibt er wegen des von seiner Schwester hinterlassenen „Silberwerks". Danach scheint Elisabeth nicht lange vorher gestorben zu sein, also wohl um den Anfang des Jahres 1563, vielleicht, wenn der oben genannte Todestag sicher überliefert ist, am 26. Februar 1563. Wie über ihren Tod, so sind wir auch über ihre Beisetzung im Unklaren. Nur vermuthen können wir, daß diese in Steterburg erfolgt ist. Wäre sie in Wolfenbüttel, wo der Zeit eine eigentliche Fürstengruft noch nicht bestand, geschehen, so wäre darüber doch wohl eine Nachricht auf uns gekommen. Auch wäre hier die Erhaltung ihres Sarges wahrscheinlicher gewesen als in Steterburg, wo alle Erinnerungen und Denkmäler der Vergangenheit in späterer Zeit verschwunden sind. Es lag wohl auch am Nächsten, die langjährige Leiterin des Klosters hier an der Stätte ihrer segensreichen Wirksamkeit, wo sie nach Rehtmeiers Angabe S. 863 auch gestorben ist, zu beerdigen. Das Kloster war damals in recht dürftigen Verhältnissen. Große Pracht wird daher bei der Bezeichnung der Grabstätte Elisabeth's nicht entfaltet worden sein. So wäre es leicht zu erklären, wenn die Stelle den nachlebenden Geschlechtern allmählich fremder geworden, dann in Vergessenheit und bei dem Neubau der Kirche im vorigen Jahrhundert ganz unberücksichtigt geblieben wäre. P. Z.

3. Glücksburg.

Von Karl Steinmann †.

Das in Holstein an der rechten Seite der Elbe nahe der Mündung gelegene Städtchen Glücksburg war ehemals Residenz einer Nebenlinie des Hauses Schleswig-Holstein-Sonderburg, die nach jenem Orte den Namen führte und mit dem Herzoge Friedrich am 13. März 1779 ausgestorben ist. Dort haben zu Anfang dieses Jahrhunderts auch drei Mitglieder des Hauses Braunschweig die Ruhestätte gefunden: Friedrich Karl Ferdinand, der letzte Sproß der jüngeren Nebenlinie der Herzöge von Braunschweig-Bevern, seine Gemahlin Anna Karoline und Georg Wilhelm Christian, der zweite Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand.

Friedrich Karl Ferdinand war der am 5. April 1729 geborene sechste Sohn Herzog Ernst Ferdinand's. Er trat in holländische, dann in preußische und zuletzt in dänische Kriegsdienste. Hier wurde er 1773 zum Gouverneur von Kopenhagen und 1784 zum Feldmarschall ernannt. Nach dem 1781 erfolgten Tode seines ältesten Bruders August Wilhelm, des Siegers von Reichenbach und Gouverneurs von Stettin, gelangte er in den vollen Genuß der bevernschen Apanage, und ward dessen Nachfolger als Domprobst der fürstlichen Stifter St. Blasii und St. Cyriaci in Braunschweig. Im folgenden Jahre vermählte sich der Herzog mit Anna Karoline, der Wittwe des 1779 gestorbenen letzten Glücksburgers, einer geborenen Prinzessin von Nassau-Saarbrücken. Der König von Dänemark hatte ihm das Schloß in Glücksburg als Wohnung angewiesen, wo das fürstliche Paar nun seine Residenz aufschlug. Im Jahre 1802 ernannte der Herzog den auch als braunschweigischen Geschichtsforscher bekannten Vicarius Johann August Heinrich Schmidt zum Administrator der domprobsteilichen Angelegenheiten und zum Geschäftsträger. Auch nach des Herzogs Tode hat Schmidt diese Vertrauensstellung bis zum Abscheiden der Herzogin beibehalten[5]).

In Glücksburg führte das fürstliche Ehepaar ein

5) Schmidt war ein Stiefsohn des bekannten Braunschweigischen Kupferstechers J. G. Beck. Außer mehreren

stilles beschauliches Leben, das nur ab und an im Sommer durch Reisen nach dem romantisch am Sollinge gelegenen Stammschloß Bevern unterbrochen wurde. Der Herzog war ein großer Liebhaber classischer Musik. Um sich ihren Genuß ohne große Kosten zu verschaffen, hatte er sich unter Leitung des Musikdirectors Grenel aus seiner Dienerschaft eine Hauscapelle herangebildet, in der die Leibkammerdiener Scherfenberg und Hartmann erste Geiger waren. Die Herzogin hatte durch die französischen Annexionen einen bedeutenden Theil ihres väterlichen Vermögens verloren, was sie lebenslang nicht verschmerzen konnte. Um das Verlorene wieder zu erlangen, machte sie, ungeachtet des Abrathens ihres Gemahls, eine Reise nach Paris, die viel Geld kostete, aber ohne den gehofften Erfolg blieb. Als während dieses Aufenthalts in Paris der Kammerdiener Scherfenberg[6]) eines Morgens dem Herzoge mit freudestrahlendem Antlitz aus der Zeitung eine Mittheilung vorlas, wonach die Bemühungen der Herzogin einen glücklichen Verlauf zu nehmen Aussicht hätten, sagte dieser lächelnd: „Glaube doch solchem Geschreibsel nicht. Die Nachricht hat meine Frau wahrscheinlich selbst in die Zeitung einrücken lassen". — Wie diese erste, so blieb auch eine zweite Reise der Herzogin nach Paris ohne Erfolg. Es war dies nach der Restauration; die Herzogin hatte sich damals mit ihrer Bitte an Ludwig XVIII. gewandt.

Friedrich Karl Ferdinand starb am 27. April 1809, er wurde in der mit der Schloßkirche verbundenen Familiengruft der Herzöge von Holstein-Glücksburg beigesetzt. Der Sarg ist von Eichenholz, mit dem braunschweigischen Wappen geschmückt; zu Häupten desselben steht eine Vase, die das Herz des Fürsten umschließt.

In einem diesem ganz gleichen Sarge ruhet der Prinz Georg Wilhelm Christian von Braunschweig, der am 27. Juni 1769 geborene zweite Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand. Nach dem Tode des Erbprinzen Karl Georg August, der am 20. September 1806 zu Antoinettenruhe erfolgte, war Georg der präsumtive Regierungsnachfolger. Völlig erblindet, entsagte er jedoch, wie auch sein Bruder August, diesem Rechte zu Gunsten des jüngsten Prinzen Friedrich Wilhelm. Die Urkunden wurden von beiden Brüdern am 27. October 1806 zu Rostock vollzogen, wohin sie sich nach dem Eintreffen der Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Jena und der schweren Verwundung ihres Vaters begeben hatten. Von Rostock wandten sich beide Flüchtlinge später nach Glücksburg, wo sie bei Friedrich Karl Ferdinand liebevolle Aufnahme fanden. Dort starb Georg am 16. September 1811.

Die Herzogin Anna Karoline, Gemahlin Friedrich Karl Ferdinand's, starb zu Glücksburg am 12. April 1824 und wurde, ihrer letztwilligen Verfügung zufolge, dort auf dem in neuer Zeit geschlossenen Gemeindefriedhofe bestattet. Ihr von hohen Linden umgebenes Grab bezeichnet ein Denkmal aus röthlichem Granit, auf dessen Vorder- und Rückseite die folgende Inschrift in goldenen Lettern angebracht ist:

„Hier liegen bis zur Auferstehung die Gebeine der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Caroline Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg, geborene Fürstin zu Nassau. Sie ward in Saarbrück den 31 December 1751 geboren, am 9 August 1769 mit dem letzten Herzoge von Schleswig-Holstein-Glücksburg Friedrich Heinrich Wilhelm vermählt. Wittwe den 13 März 1779".

„Vermählte sich zum zweiten Male am 26 October 1782 mit dem Herzoge Carl Friedrich Ferdinand zu Braunschweig-Lüneburg-Bevern. Ward abermals Wittwe den 27 April 1809 und lebte bis zu ihrem Ende ruhig und still in Glücksburg. Sie verschied den 12 April 1824 ihres Alters 73 Jahre. Gott der Allmächtige und Allgütige erbarme sich ihrer Seele um seines Sohnes Willen. Amen".

Die ihrer Wohlthätigkeit wegen in Glücksburg allgemein geliebte Herzogin hinterließ ein bedeutendes Vermögen, dessen Zinsen zur Pensionirung ihrer Dienerschaft und zur Unterstützung verschiedener milder Stiftungen bestimmt war.

4. Gadebusch.

In dem Mecklenburgischen Städtchen Gadebusch, in dessen Nähe am 26. August 1813 Theodor Körner gefallen ist, befindet sich eine Welfische Grabstätte, die der Herzogin Agnes, einer Tochter des Herzogs Magnus Torquatus zu Braunschweig und Lüneburg. Sie war schon zwei Mal, mit dem Grafen Busso V. von Mansfeld und dem Herzoge Bogislaw VI. von Pommern-Wolgast († 1393), verheirathet gewesen, als sie um Fastnacht 1396 in dritter Ehe dem Herzoge Albrecht III. von Mecklenburg die Hand reichte. Dieser hatte eine Reihe von Jahren, seit dem 30. November 1363 die schwedische Königskrone getragen, sie aber gegen die Königin Margarethe von Dänemark nicht behaupten können. Bei Arenwalde unweit Falköping wurde im September 1389 sein Heer vollständig geschlagen; er selbst und sein Sohn Erich geriethen in die Gefangenschaft der Siegerin, die ihnen erst 1395 gegen hohes Lösegeld die Freiheit wiedergab. Albrecht kehrte nun nach Mecklenburg zurück, wo ihm durch den Tod seines älteren Bruders Heinrich III. († 24. April 1383) die Regierungsnachfolge zugefallen war. Hatte er auch für sich und seine Nachkommen auf den schwedischen Thron verzichten müssen und hat er auch ihn wiederzuerlangen niemals Anstrengungen gemacht, so führte er den Titel eines Königs von Schweden dennoch bis zu seinem Tode fort, der am 1. März 1412 erfolgte. Auch seine Wittwe, die ihn etwa zwei Jahrzehnte überlebte, nannte

---

Beiträgen im „Br. Magazin" erschienen von ihm im Druck: „Inscriptionum sepulcralium Serenissimorum Principum ac Ducum Brunsvico-Luneburgensium opusculum. — Brunsv. 1797". Ferner „Versuch einer histor.-topographischen Beschreibung der Stadt Braunschweig", Br. 1821, und „Geschichte der St. Martinskirche in Braunschweig". Br. 1846. Schmidt starb zu Salzgitter am 24. August 1856 und wurde am 28. auf dem hiesigen Domkirchhofe begraben.

6) Dem im hohen Alter in Glücksburg lebenden Sohne desselben, Herrn G. Scherfenberg, verdanken wir diese Notizen

sich Königin der Schweden und Goten und führte in ihrem Siegel ein Wappen, das aus dem schwedischen, dem mecklenburgischen und dem braunschweig-lüneburgischen zusammengesetzt war [1]). Ihre Hauptsorge wandte sie der Kirche in Gadebusch zu, auf deren Nordseite sie eine neue der h. Maria geweihte Capelle erbaute. Für die beiden Altäre, die sich in ihr befanden, stiftete sie am 12 März 1423 drei Vikarien. So groß war ihre Vorliebe für diese Stätte, daß sie sich diese Capelle, die später bis auf den heutigen Tag die „Königscapelle“ genannt wird, zu ihrer Grabstätte erwählte, obwohl ihr Gemahl nicht hier, sondern in der alten Fürstengruft zu Doberan seine letzte Ruhe gefunden hatte. Agnes' Todeszeit ist nicht bekannt. Am 1. August 1430 war sie noch am Leben, am 22. December 1434 aber schon gestorben. Daß sie wirklich in der Königscapelle zu Gadebusch beigesetzt wurde, beweist ihr noch jetzt dort erhaltener Grabstein. Er zeigt in der Mitte eine in Messing eingegrabene Frauengestalt, die bereits stark abgetreten, als die der Königin Anna aber durch die beiden unten neben ihr stehenden Wappenschilde sicher gekennzeichnet ist. Denn der rechte Schild enthält das schwedisch-mecklenburgische, der linke das braunschweig-lüneburgische Wappen. Auf den vier Ecken des Grabsteins sind in Messingplatten die Symbole der vier Evangelisten angebracht. Zwischen diesen zog sich ehemals um den Stein herum eine ebenfalls in Messing gegrabene Inschrift, die im Jahre 1712 die Dänen entfernt haben sollen [2]). Man will früher auf ihr die Jahreszahl 1430 noch deutlich gelesen haben, doch hat wahrscheinlich hinter dem XXX noch eine Einerzahl gestanden. Zu voller Sicherheit wird man demnach in Bezug auf Agnes' Todestag schwerlich jemals gelangen. Später ist in derselben Capelle noch eine andere Mecklenburgische Wittwe, Dorothee, die Gattin Herzog Heinrich's IV. und Tochter Kurfürst Friedrich's I. von Brandenburg, bestattet worden, die am 19. Januar 1491 gestorben ist. Ihr Grabstein steht zu Häupten des Steines der Königin Agnes.

5. Röbel.

Ganz verschwunden ist die Grabstätte einer zweiten Braunschweigischen Fürstentochter, die in Mecklenburg eine neue Heimath gefunden hatte, die der Herzogin Mechthild, einer Tochter Heinrich's des Wunderlichen zu Braunschweig-Grubenhagen. Am 23. October 1311 genehmigte Herzogin Agnes, Heinrich's Gemahlin, für sich und ihren Gatten zu Eisenach die Ehepakten, die ihr Bruder, Markgraf Friedrich von Meißen, mit Johann II., Herrn v. Werle, wegen ihrer Tochter Mechthild abgeschlossen hatte. Wann die Hochzeit statt gefunden, wissen wir nicht. Nach dem Tode seines Bruders Nicolaus II. († 12. October 1316), mit dem er seit 1309 gemeinsam regiert hatte, theilte Johann mit dessen Sohne die Lande; Johann bekam den Güstrowschen, der Neffe den Parchimschen Landestheil. Der Herzogin Mechthild wurde Plau als Leibgedinge eingeräumt. Sonst ist wenig über sie bekannt. Ernst von Kirchberg, der Mecklenburgische Reimchronist, läßt sie noch bis zum 24. October 1333 an verschiedenen Ereignissen Theil nehmen und fährt dann fort:

> Darnach dy edele furstynne mild
> hern Johannis wib fraw Mechthild
> starb dyses lebens kortzir vard.
> Zu Rebele dy begrabin ward
> by hern Johannis mutir gar
> vnd by sine brudere beyde virwar.

Mechthild wird also um das Ende des Jahres 1333 gestorben sein. Im Dominikanerkloster zu Röbel am Müritzer See ist sie, wie E. v. Kirchberg bezeugt, bestattet worden. Hier waren schon vorher ihre Schwiegermutter Sophie, die Gemahlin Johann's I. von Werle, eine geborene Gräfin von Lindow-Ruppin († vor 9. Juni 1304), und zwei Söhne der Letzteren begraben worden, Heinrich und Bernhard, die als Dominicanermönche zu Röbel verstorben sind. Mit der völligen Vernichtung des Klosters sind auch alle sichtbaren Erinnerungen an diese Fürstengräber verschwunden. Mechthild's Gemahl, Johann II., starb am 27. August 1337 und wurde in der schönen Cisterzienserkirche zu Doberan beigesetzt.

6. Schwerin.

In einer dritten Mecklenburgischen Fürstengruft, aber nicht an der ursprünglichen Stätte, an der sie zuerst zur ewigen Ruhe gebettet wurde, liegt Marie Katharine, die Tochter des Herzogs Julius Ernst von der Dannenberger Linie des Hauses Braunschweig, eine Nichte Herzog August's d. J., der die neuere Wolfenbüttler Linie begründete. Letzterer berichtet in seinem Tagebuche, daß er am 13. Februar 1635 mit seinem Bruder bei Eldena zusammen getroffen sei, als dieser seine Tochter Katharine Marie dem Herzoge Adolf Friedrich I. zu Mecklenburg als Gattin habe zuführen wollen, daß er sich ihnen angeschlossen und folgenden Tags am feierlichen Einzuge der Fürstlichen Braut in Schwerin, sowie am 15. Februar an dem Vermählungsfeste des hohen Paares Theil genommen habe. Als Adolf Friedrich am 27. Februar 1658 gestorben und, wie die schon genannten Gatten der nach Mecklenburg verheiratheten welfischen Fürstentochter, in Doberan beerdigt worden war, nahm Marie Katharine ihren Wittwensitz auf dem Schlosse zu Grabow, wo sie am Abend des 1. Juli zwischen 10 und 11 Uhr durch den Tod von schwerem Leiden erlöst wurde, das ihr etwa drei Vierteljahr lang die Wassersucht verursacht hatte. Sie wurde in der Gruft der Schloßkirche zu Grabow beigesetzt, in der nach ihr noch drei Mitglieder des Mecklenburgischen Fürstenhauses ihre Ruhestätte fanden. Aber diese Ruhe sollte nicht die letzte sein. Im Juni 1725 wurde die Stadt Grabow von einer

---

1) v. Schmidt-Phiseldeck, Die Siegel des Herzogl. Hauses Braunschweig und Lüneburg Nr. 216. Aehnlich, nur etwas abweichend in der Gruppirung der Felder, ist das Wappen auf den beiden hölzernen Gewölbescheiben in der Kirche zu Gadebusch, die bei Schlie, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin B. II S. 479, abgebildet worden sind.

2) Eine Abbildung des Grabsteins s. bei Schlie a. a. O. S. 472. Vgl. im Uebrigen besonders Wigger, Stammtafeln des Großherzogl. Hauses von Mecklenburg S. 68 f.

schrecklichen Feuersbrunst verheert. Auch das Schloß wurde ein Opfer der Flammen. Die Gruft blieb zwar verschont, aber man wollte die Fürstlichen Särge doch nicht an dem Orte der Zerstörung lassen. Deshalb wurden sie jetzt nach Schwerin in das Grabgewölbe der Schelf- oder St. Nicolaikirche überführt, die Herzog Friedrich Wilhelm nach der Inschrift über dem Hauptportal 1711 u. a. „seinem Körper zur Ruhe" hatte erbauen lassen. Die gänzliche Vollendung des Bauwerks hat der Fürst, der am 31. Juli 1713 in Mainz verstarb und erst am 13. März 1714 an der von ihm gewählten Stätte beigesetzt wurde, wohl nicht mehr erlebt. Der Bau der Kirche war in der letzten Zeit von dem bekannten Mathematiker und Architekten Leonhard Christoph Sturm geleitet worden, der von 1694 bis 1702 an der Ritteracademie zu Wolfenbüttel wirkte und am 6. Juni 1719 als Baudirector des Herzogs Ludwig Rudolf in Blankenburg gestorben ist.

Bücherschau.

Stegemann, Tanne und Wieda, Geschichte zweier Harzer Arbeits-Genossenschaften. Braunschweiger Verlag für kaufmännisches Unterrichtswesen und Wirthschaftskunde 1899. VIII und 158 S. 8⁰. 3 ℳ 60.

Die ältere Staatskunst sah es als eine ihre vornehmsten Aufgaben an, in wohlwollender Fürsorge auf die Hebung der wirthschaftlichen Lage der Unterthanen Bedacht zu nehmen und zugleich damit das Landesvermögen und die Steuerkraft der Unterthanen zu steigern. Die staatswirthschaftliche Theorie, dringendes Geldbedürfniß und unmittelbar persönliche Theilnahme des Landesfürsten riefen so Unternehmungen ins Leben, die nicht alle auf natürlichen Grundlagen ruhten und daher häufig genug nur eine Scheinblüthe zeitigten. Mit dem Uebergange des patriarchalischen Regiments in das constitutionelle Staatssystem war es mit dem landesväterlichen und Cammer-Unternehmerthum vorbei, und die letzten Verfechter eines wohlwollenden und aufgeklärten Despotismus wurden durch den Sieg der Manchesterlehre und den völligen Umschwung, den Steinkohle und Dampf in der Gütererzeugung und im Verkehrswesen bewirkten, zum Schweigen gebracht. Entlegene Landschaften nun, deren Nahrung durch künstlich ins Leben gerufene Industrien beschafft wurde und die von den Segnungen der neu anbrechenden wirthschaftlichen Aera zunächst ausgeschlossen blieben, gingen einer schweren Krisis entgegen, die schließlich nur gehoben werden konnte und kann, nachdem auch sie völlig in das neue wirthschaftliche System aufgenommen wurden oder in Zukunft aufgenommen worden sind. Dr Stegemann hat jetzt in einer überaus anregenden Schrift an einem Beispiele, dem der alten Werke Tanne und Wieda, diesen Uebergang geschildert und zugleich dem tüchtigen Sinn und Wesen der alten Harzer Berg- und Hüttenbevölkerung ein rühmendes Denkmal gesetzt. Seine licht- und liebevolle Darstellung setzt mit der Veräußerung der fiscalischen Werke ein und schildert sodann die Geschicke Tannes, das 1867, und Wiedas, das 1863 verkauft wurde.

Des Verfassers Darstellung wird ungemein begünstigt durch seine allgemeinen technischen Vorkenntnisse, seine genaue Vertrautheit mit den kaufmännischen Bedingungen eines auf genossenschaftlicher Grundlage ohne Mithülfe capitalkräftiger und geschulter Gründer errichteten Unternehmens, besonders aber durch eine umfassende socialpolitische Bildung, die ihn befähigt, die psychologischen und persönlichen Momente eines von der Noth eingegebenen Gesammtvorgehens zu erkennen und durch die Werthung ihres bald mehr, bald minder fühlbaren Gewichtes die schlichte Schilderung nicht selten zu fast dramatisch wirkender Handlung zu erheben.

Man könnte beinahe versucht werden, sich an der Hand dieses Beispieles in den Streit derer um Herrn von Below und um Herrn Lamprecht, um die persönliche und collectivistische Geschichtsauffassung, zu mischen. Denn bei dem geschilderten Vorgange haben wir es zunächst mit den fast wie ein Naturgesetz wirkenden allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnissen zu thun, gegen deren unerbittliche Ungunst sich eine eigenartig abgeschlossene Bevölkerung auflehnt und zu wehren sucht. Da treten nun die Personen auf. Da ist zunächst der selbstlose Idealist und Querkopf, der sich schließlich in uferlosen Plänen verliert, von dem aber der Antrieb zur rettenden That ausgeht, da der besonnene Förderer und Berather (der jetzt in den Ruhestand getretene hochverdiente Landgerichtsdirector Baumgarten), da der beharrliche, vom Puddelofen weg zur Leitung berufene Mann der Arbeit, da der gleisnerische Geldmann, aus dessen Schlingen die unerfahrene Genossenschaft wie durch ein Wunder gerettet wird, da ist schließlich die durch die constitutionellen Formen gebundene Regierung, die dann schließlich doch das Mögliche thut, um das schwer gefährdete Schifflein in den Hafen zu bringen. Es kann nicht Zweck dieser Anzeige sein, das Stück Menschen- und Gemeindeleben, das uns Stegemann vorführt, nachzuzeichnen. Besonders hingewiesen sei indessen auf die fein unterscheidende Zeichnung des Charakters der Männer von Tanne und der Männer von Wieda, die das Beispiel zu ähnlichem Vorgehen ermuthigte, und auf den ausgezeichneten Abschnitt über das Verhältniß dieser Genossenschaftler zur Socialdemokratrie. Kein wahrer Freund des Volksthums kann an Stegemann's Schrift vorbeigehen, der socialpolitisch denkende Arbeitgeber aber kann aus ihr fruchtbare Belehrung schöpfen über die Schichten des Volkes, aus denen sich seine Arbeiter fort und fort ersetzen. Vor Allem aber wäre zu wünschen, es möchte diese Schrift auch in die Kreise dringen, die daraus ein schönes Zutrauen zu sich selbst nicht minder als nützliche Einsicht von ihrem doch sehr bedingten organisatorischen Können und Vermögen gewinnen könnten. K. M.

Graf von der Schulenburg, Nordsteimke und die von Steimker. Ein Beitrag zur Braunschweigischen Orts- und Familiengeschichte. München, 1899 (in Commission bei H. Wollermann in Braunschweig). 103 S. 8⁰. 2 ℳ 50.

Eine fleißige, sorgsame Arbeit, die wir als Beitrag zu unserer heimischen Geschichte willkommen heißen, im Ganzen mehr Zusammenstellung als Darstellung. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Urkunden sind im Wortlaute abgedruckt, darunter besonders in der letzten Abtheilung manche, die auch sonst schon veröffentlicht worden sind. Wir hätten lieber gesehen, wenn diese kurz erwähnt und dafür noch mehr unbekanntes Material herangezogen worden wäre, das sich wohl unschwer hätte gewinnen lassen. Auch hätte sich vielleicht das kulturhistorische Element in charakteristischen Kleinbildern, wie sie gerade die Ortsgeschichte leicht an die Hand giebt, mehr ausführen lassen. In einem Aufsatze H. Beck's über „Hans Würth, ein Bild aus Nordsteimkes Vergangenheit“, der im vorigen Jahrgange dieser Blätter (Nr. 5 S. 33 ff.) erschien und den wir in dem Buche gar nicht berücksichtigt finden, ist gezeigt, daß solcher Stoff der dortigen Geschichte keineswegs fehlt. Doch wir wollen dankbar für das sein, was der Verfasser geboten. Nach einer kurzen Einführung, in der er sich über Lage, Name und jetzigen Besitz- und Einwohnerbestand des Ortes ausspricht, behandelt er in besonderen Capiteln die früheste Geschichte, das Rittergut, die Kirche, die Pfarre und die Gemeinde im Jahre 1756. Das Rittergut war nach einander in dem Besitze der Familien von Marenholtz (c. 1300—1647), von dem Knesebeck (1648—1786), Ernst (1786—1834), von Henninges (1834—46) und wurde dann von dem Grafen Werner von der Schulenburg-Wolfsburg erworben, dessen jüngere Linie es noch heute besitzt. S. 49 erhalten wir Mittheilungen zum Leben des Nordsteimker Pastors Michael Stechow, der sich als geistlicher Liederdichter in der Litteratur bekannt gemacht, sonst aber keineswegs einen guten Ruf erworben hat. Seine Herkunft war bislang unbekannt Wir möchten deshalb hier nachtragen, daß er aus Berlin stammte. Denn er wird identisch sein mit dem Michael Stechovius Marchicus, der im Sommersemester 1650 in der Matrikel der Universität Frankfurt a. O. eingetragen worden ist (Universitäts-Matrikel hg. von Friedländer B. II S. 15). Im zweiten Theile des Buches geht der Verfasser auf die von Steimker ein. Seine Annahme, daß die jetzige Familie des Namens mit den in mitteralterlichen Urkunden auftretenden von Stenbecke eines Ursprungs sind, bleibt unbewiesen, ja erscheint etwas zweifelhaft, wenn wir sehen, wie von Mülverstedt in seinem Werke über den abgestorbenen Adel der Provinz Sachsen (Siebmacher's Wappenb. VII. B. Abth. 6) S. 161 vier verschiedene Familien des Namens, adeliche und bürgerliche, mit mehr oder weniger abweichenden Wappen anführt. Mit Freuden haben wir S. 40 ff. aus dem Buche ersehen, daß der hier auch gut abgebildete Flügelaltar, den P. J. Meier in seinen Bau- und Kunstdenkmälern des Kreises Helmstedt S. 172 noch in seiner Entstellung schildert, jetzt unter Professor Küsthardt's kundiger Leitung würdig wieder hergestellt worden ist. Möge dieser geschichtlich pietätvolle Sinn den Bewohnern des Ortes erhalten bleiben und durch des Verfassers Schrift noch gestärkt werden! Dann wird nicht mehr zu besorgen sein, daß Alterthümer der Kirche verloren gehen, wie die von Marenholtz'schen Grabsteine, die Meier a. a. O. S. 174 erwähnt, von denen Graf Schulenburg nun aber leider nichts mehr zu berichten hat.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch hinweisen auf einige kleine Aufsätze in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (1898 Heft 2 und 4 1899 H. 1.), in denen H. Beck „aus dem bäuerlichen Leben in Nordsteimke“ über das Spinnen, Spiele am Matthias-Abend und die bäuerlichen Feste handelt und Sprüche und Redensarten mittheilt. Z.

E. Oehlmann, Landeskunde von Braunschweig und Hannover. Zunächst zur Ergänzung der Schulgeographie von E. v. Seydlitz. Mit 23 Karten und Holzschnitten. 2. umgearbeitete Auflage. Breslau, Ferd. Hirt 1899. 60 S. 8°. — ℳ 60.

Das Büchlein giebt für die Lande Braunschweig und Hannover, deren Zusammenfassung in einem Hefte durch ihre geographische Lage, Stammesverwandtschaft und Geschichte gut begründet ist, eine zweckmäßige Uebersicht über die allgemeine Lage, die einzelnen Landschaften, deren Bodenbeschaffenheit u. s. w., das Klima, Pflanzen- und Thierleben, die Geschichte, Ortschaftskunde, die Bevölkerung und ihr Leben und Treiben, sowie die staatlichen Einrichtungen. Laufen auch einzelne kleine Versehen unter, so wird doch in den weitaus meisten Fällen aus dem Hefte sichere Auskunft zu erlangen sein. Dankenswerth sind die statistischen Zusammenstellungen, die durch die steten Vergleiche mit Gesammtpreußen und dem Reiche besonders lehrreich und interessant sind. Außer einigen Karten und Plänen (auch von dem geplanten Rhein-Weser-Elbe-Kanal) ist dem Werke auch eine Reihe guter Holzschnitte beigegeben, die charakteristische Landschaften, Bau- und Kunstdenkmäler, Trachten u. s. w. aus dem behandelten Gebiete darstellen.

Braunschweigische Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 28 u. 29. Züchtung und Leistung des Tieflandrindes; Kufferow, Verfütterung der Getreideschlempe; Boysen, Viehfütterung in den vereinigten Staaten Nordamerikas. — 30. Schirmer, Ernte-Methoden. — 31. Thierschau zu Salder. — 32—35. Versammlnng des Centralausschusses des landwirthschaftlichen Central-Vereins zu Braunschweig am 4. Juli 1899. — 34. Lehnert, Handel mit Zucht- und Zugvieh. — 35. Haselhoff, Arsengehalt der Superphosphate.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 15—16. H. Silex, Pädagogische Abende bezw. Elternabende. — 17. Schlott, Hörübungen in Taubstummen-Anstalten; Gebot der Wohlanständigkeit für Kinder.

Monatsblatt für Handel und Industrie. Juni. Uebersicht der im Verwaltungsbezirke der Herzoglichen Polizei-Direction Braunschweig bei den sämmtlichen auswärtigen Feuerversicherungs-Gesellschaften im Jahre 1898 bestandenen Versicherungen; Industrie und Handel 1898; die neue preußische Kanalvorlage. — Juli–August. Ehrenberg, Agenturwesen; Getreidepreise im Monatsdurchschnitt

Zu S. 124 ff. In Betreff der Kinder des großen Mathematikers Karl Friedrich Gauß können wir zu den früheren Mittheilungen noch nachtragen, daß Joseph Gauß in Hannover am 4. Juli 1873, Eugen zu St. Charles in Amerika am 5. Juli 1896 und Therese in Dresden am 11. Februar 1864 gestorben ist.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 20. 24. September **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und die preußische Politik im Jahre 1799*).

Von F. Beckurts.

Die Beziehungen unseres Fürstenhauses zu dem der Hohenzollern und zum preußischen Staate in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind innige und mannigfaltige gewesen. Abgesehen von den verwandtschaftlichen Banden, die beide Dynastien verknüpften, haben auch zahlreiche Söhne des welfischen Hauses Gelegenheit zur Entfaltung ihrer kriegerischen Talente und zur Befriedigung ihres feurigen Thatendranges unter den siegreichen Fahnen des großen Friedrich gesucht und gefunden. Etliche von ihnen starben den Heldentod auf den Schlachtfeldern Böhmens und Schlesiens. Der unvergeßliche Herzog Ferdinand bewahrte die preußische Monarchie vor dem Untergange. Aber den stärksten Ausdruck fanden jene Beziehungen in der Stellung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand zum preußischen Staate. Als junger Prinz stand er kühn und unermüdlich seinem großen Oheim zur Seite und errang die lebhafte Anerkennung Friedrichs des Großen, 1785 gehörte er zu den eifrigsten Förderern des Fürstenbundes, nach Friedrichs Tode bekleidete er den Rang eines preußischen Feldmarschalls, mühelos gelang ihm die Pacification von Holland im Jahre 1787 an der Spitze eines mäßig großen preußischen Heeres, in den Jahren 1792 und 1793 führte er das Oberkommando über das preußische Heer in dem Kriege gegen das revolutionäre Frankreich, und 1806 sehen wir den greisen Fürsten wieder als Führer der preußischen Armee im Entscheidungskampfe.

Ich erinnere damit an bekannte Thatsachen; weniger bekannt ist die Theilnahme des Herzogs an der großen Politik und an den Geschicken des preußischen Staates in den Jahren, in welchen derselbe, während ringsum der Weltkrieg tobte, in tiefem Frieden dahinlebte. Nur über die Reise des Herzogs nach Petersburg, die er im Auftrage der preußischen Regierung im Jahre 1805 unternahm, um eine freundschaftliche Annäherung Preußens an Rußland anzubahnen, sind wir durch die Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers von Hardenberg genauer unterrichtet. Aber auch während der übrigen Zeit hat der Herzog seine Kräfte keineswegs seinem Lande ausschließlich gewidmet. An sich schon ist es unwahrscheinlich, daß ein Fürst von dem Ehrgeize, dem Schaffensdrange, der geistigen Regsamkeit und dem weiten Blick, wie der Herzog, sich in die engen Verhältnisse seines kleinen Landes eingesponnen habe. Man berücksichtige ferner des Herzogs Geltung und Einfluß am preußischen Hofe, das Ansehen, das er in Europa überhaupt genoß, und seine engen Beziehungen zu einzelnen Höfen, wie zu dem englischen und russischen. Alles dieses führt zu der Annahme, daß er in jener politisch so bewegten Zeit nicht abseits gestanden habe.

Völligen Aufschluß über die politische Thätigkeit des Herzogs könnten nur die Veröffentlichung und Bearbeitung der Korrespondenz und des schriftlichen Nachlasses des Fürsten gewähren. Jene findet sich, soweit sie überhaupt erhalten ist, vielerorten zerstreut und ist, soweit mir bekannt, nur in geringem Umfange bis jetzt veröffentlicht, dieser aber ist zum bei weitem größten Theil vernichtet. Einiges Material enthalten die schon erwähnten Denkwürdigkeiten Hardenbergs, sowie die von Paul Bailleu herausgegebenen diplomatischen Korrespondenzen „Preußen und Frankreich von 1795—1807“ in den „Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven“. Geringe Trümmer des schriftlichen Nachlasses des Herzogs enthält das Herzoglich Braunschweigische Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel. Immerhin lassen diese auf den großen Umfang der politischen Korrespondenz des Fürsten schließen. Mit einflußreichen Männern am preußischen Hofe scheint der Herzog in regem schriftlichen Gedankenaustausch gestanden zu haben, auch mit russischen und englischen Diplomaten, die in Berlin beglaubigt waren. Er war eifrig bemüht, sich über alle Vorgänge auf dem Gebiete der europäischen Politik auf dem Laufenden zu erhalten und unterhielt zu diesem Zwecke die Verbindung mit politischen Agenten. Besonders war er bestrebt, der preußischen Regierung zu dienen, indem er sie über auswärtige Vorkommnisse, die ihm selbst zugetragen waren, in Kenntnis setzte. Auch mit seinem Rath, der zuweilen von Berlin aus erbeten wurde, hielt er nicht zurück. Ebenso ergingen an ihn,

*) Vortrag gehalten in der Versammlung des Braunschweig-Wolfenbüttelschen Geschichtsvereins am 15. April 1899 auf dem Sternhause.

dessen Einfluß und diplomatisches Geschick hoch geschätzt waren, Ersuchen von fremden Regierungen, auf die Entschließungen der preußischen Regierung einzuwirken.

So interessant einerseits der Einblick in den schriftlichen Nachlaß des verewigten Fürsten ist, so ruft es andererseits unser lebhaftes Bedauern wach, daß er so geringfügig und lückenhaft ist. Zusammenhängende, über längere Zeiträume sich erstreckende Korrespondenzen fehlen so gut wie ganz; nur über kürzere Zeitabschnitte wird zuweilen einiges Licht verbreitet, so besonders über die politische Stellungnahme und Thätigkeit des Herzogs in dem Jahre 1799.

Es ist dasjenige Jahr, in welchem die zweite große Koalition in den Krieg gegen das revolutionäre, auf der Bahn der Eroberung fortschreitende Frankreich eintrat, während der gewaltige Korse, erfüllt von dem phantastischen Gedanken der Vernichtung der englischen Kolonialmacht und der Begründung einer Weltherrschaft, fern in Aegypten weilte. Preußen hat sich bekanntlich dieser Koalition nicht angeschlossen trotz aller Versuche Rußlands und Englands, diesen Staat als Bundesgenossen zu gewinnen. Bei ihren Bemühungen fanden sie in dem preußischen Ministerpräsidenten von Haugwitz einen eifrigen Bundesgenossen. Auf der Seite dieses Mannes stand auch der Herzog. Die in dem Wolfenbütteler Archiv befindlichen Stücke der Korrespondenz des Herzogs mit dem Grafen von Haugwitz, sowie mit dem Generaladjutanten von Zastrow verbreiten einiges Licht über die politische Haltung und Thätigkeit des Herzogs in jenem für Preußen und Europa entscheidenden Zeitpunkte. Die folgende Darstellung stützt sich auf diese und einige andere ebendaselbst befindliche bisher noch nicht veröffentlichte Briefe, außerdem auf die erwähnten von P. Bailleu herausgegebenen diplomatischen Korrespondenzen und die diesen vorangeschickte Einleitung. (I. Teil 1795—1800.)

Zum Verständnis der Vorgänge des Jahres 1799 wird es nothwendig sein, zunächst den Gang der preußischen Politik während der unmittelbar voraufgegangenen Jahre in großen Zügen darzulegen. Am 5. April 1795 schloß Preußen den Frieden zu Basel und schied damit aus der Koalition aus. Der Staat Friedrichs des Großen leistete zunächst Verzicht darauf, das Deutsche Reich in seinen bisherigen Grenzen zu vertheidigen, und gab das linke Rheinufer preis, indem er Frankreich die militärische Besetzung desselben und damit auch die eines kleinen preußischen Gebiets bis zum Abschluß des Reichsfriedens gestattete. Die definitive Entscheidung über diese Gebiete sollte bis dahin aufgeschoben werden. Diese Annäherung an Frankreich, die sich besonders aus dem Gegensatz zu Oesterreich erklärt, stand keineswegs in Widerspruch zu der Politik, die einst in den Tagen Friedrichs des Großen die Großmachtstellung Preußens begründet hatte. Andererseits lag der Frieden auch durchaus im Interesse Frankreichs, dessen im Gegensatz zu den Großmächten sich bewegende Politik auf die Unterstützung Preußens angewiesen war. Die Herbeiführung eines Reichsfriedens auf der Grundlage der Integrität des Reiches war nicht völlig unmöglich. Voraussetzungen aber waren einmal ein Maßhalten der französischen, zum andern eine sichere Festigkeit der preußischen Politik. Diese Voraussetzungen waren aber nicht vorhanden: in Frankreich gewann die Kriegspartei Oberwasser, der leitende preußische Staatsmann aber zeigte gegenüber der französischen Anmaßung eine unverzeihliche Schwäche. Die Hoffnung der preußischen Regierung, einen Reichsfrieden herbeizuführen, erfüllte sich nicht, und ihr Versuch, eine deutsche Reichspolitik unter Zurückdrängung Oesterreichs durchzuführen, mißlang, die Vertheidigung der deutschen Interessen im Bunde mit dem Reich war für Preußen zunächst eine Unmöglichkeit. Der Krieg wurde unter Theilnahme des Reiches weiter geführt. Die Verfolgung lediglich der preußischen Interessen wurde zunächst Aufgabe der preußischen Politik. So kam es am 5. October 1796 zum Abschluß des Berliner Vertrages zwischen Preußen und Frankreich, in welchem dieses die Neutralität Norddeutschlands anerkannte, jenes den Standpunkt der Integrität des Reiches verließ, seinen Widerstand gegen die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich aufgab und das Versprechen erhielt, eventuell Entschädigungen in Münster und Recklinghausen zu empfangen. Die gewissenhafte Durchführung dieser Abmachung war die unabweisbare Bedingung eines friedlichen Verhältnisses der beiden Staaten.

Preußen wollte unbedingt seine und Norddeutschlands Neutralität wahren. Frankreich aber, wo mit der Revolution die erobernden Tendenzen emporgekommen waren, wollte den preußischen Staat seinen Interessen dienstbar machen. Nur von diesem Gesichtspunkte aus suchte es die Stellung des Staates in Norddeutschland zu stärken. Preußen jedoch verhielt sich den Anträgen Frankreichs gegenüber, ein Bündnis gegen Oesterreich einzugehen, überhaupt allen Versuchen, es aus seiner neutralen Stellung herauszudrängen, durchaus ablehnend. Allen französischen Lockungen widerstand es. Die rücksichtslose Politik, die Frankreich gegen andere Verbündete beobachtete, ihre erprobte Unzuverlässigkeit ließen den Gedanken eines Bündnisses bei dem preußischen Staate nicht aufkommen.

Ebenso erfolglos waren die im Jahre 1798 erneuten Bemühungen des französischen Geschäftsträgers Caillard. Einen entschiedenen Widerstand setzte jetzt der Graf Haugwitz den französischen, bald in schmeichelndem, bald in drohendem Tone vorgebrachten Anträgen entgegen. Die immer weiter fluthende revolutionäre Bewegung, die Errichtung der helvetischen und italischen Republik hatten diesem Staatsmann die Augen geöffnet: ein wahrhaftes, dauerndes Einvernehmen mit der französischen Republik erschien ihm ausgeschlossen, und er wies seinen König darauf hin, daß Preußen ein deutscher Staat sei. In seinen Bemühungen, Friedrich Wilhelm III. zu bestimmen, fand er in dem Herzoge von Braunschweig einen eifrigen und einflußreichen Bundesgenossen. In den politischen Anschauungen dieses Fürsten hatte sich eine ähnliche Wandlung vollzogen wie in Haugwitz. So kam es zur Abweisung der französischen Antr[illegible] [illegible] Friedrich Wilhelm III.

Noch geringeren Erfolg hatten die Bemühungen des an Caillards Stelle berufenen Abbé Sieyès, dessen starre und harte Natur sich wenig zur Lösung diplomatischer Aufgaben eignete. Ja es bildete sich im Verlaufe der von französischer Seite ungeschickt geleiteten Unterhandlungen eine Spannung und gereizte Stimmung gegen Frankreich aus. Die Folge davon war, daß die französische Politik von Preußen Abstand nahm und ihre Aufgabe in der Gewinnung der deutschen Mittelstaaten als Bundesgenossen erkannte. Die alte Politik des Rheinbundes tauchte wieder in Frankreich auf. Sie hatte die Zurückdrängung Preußens und Oesterreichs nach dem Osten zur Voraussetzung. Andererseits wurde Preußen, das von diesen weitgehenden Plänen Frankreichs noch nichts ahnte, durch die obigen Verhandlungen mit Frankreich in eine Richtung gedrängt, daß der Anschluß dieses Staates an die große europäische Koalition vom Jahre 1798 möglich erschien.

Die fortgesetzten Gewaltthaten der französischen Staatskunst, besonders die schon erwähnten Umwälzungen in der Schweiz und im Kirchenstaate, die brutale und rücksichtslose Herrschsucht Frankreichs, die sich auf dem Rastatter Kongresse offenbarte, stellten die Selbständigkeit und das Gleichgewicht der europäischen Staatenwelt immer mehr in Frage. Die schon im Sommer aufgenommenen Verhandlungen Oesterreichs, Englands und des Czaren Paul von Rußland führten zum Abschluß eines gewaltigen Kriegsbundes, dem auch Neapel beitrat. Auf der weiten Linie von Helder bis zur sizilischen Meerenge unter Aufbietung bedeutender Streitkräfte sollte der Kampf gegen den Staat der Revolution geführt werden. Der Augenblick schien günstig. Bonaparte weilte im fernen Aegypten, der Sieg von Abukir hatte England zum Herrn des Mittelmeeres gemacht. Der überfluthenden revolutionären Gewalt sollte, so schien es, Einhalt geboten werden. Unter allen Kämpfen von 1792 - 1805, die die alten Monarchien gegen das revolutionäre Frankreich unternommen haben, ist keiner mit derselben Energie und Schwungkraft geführt wie dieser denkwürdige Krieg.

Von der größten Bedeutung war die Haltung Preußens sowohl für den Verlauf des Kampfes im allgemeinen, wie für das Schicksal Preußens im besondern. Griff Preußen rechtzeitig in den Kampf mit seinen gesammten Streitkräften ein, so war der Sieg der Koalition gewiß. Die Behauptung der Rheinlande war zweifellos. Ebenso festigte Preußen durch sein Eintreten für deutsche Interessen seine Stellung in Norddeutschland und erwarb sich als Großmacht wieder eine moralische Autorität, die es bei weiterer Durchführung der Neutralität inmitten eines europäischen Krieges gänzlich verscherzen mußte. Die Erkenntnis, daß das europäische Ansehen des Staates schon erhebliche Einbuße erlitten, hätte der preußischen Regierung die hartnäckige Behauptung der Neutralität längst verleiden müssen.

Welche Stellung nahm nun Preußen ein, als der gewaltige Kampf sich vorbereitete und entbrannte? Wir begegnen zwei Strömungen am preußischen Hofe. Die eine Partei vertrat den Grundsatz strengster Neutralität. Sie gruppierte sich um Friedrich Wilhelm III. Dieser Fürst war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Friede für seinen Staat das höchste Gut wäre und daß er die Verantwortung eines thätigen Eingreifens in den Krieg nur in dem Falle übernehmen könnte, daß Frankreich mit den Waffen gegen seinen Staat vorginge. Stark beeinflußt war diese Gruppe preußischer Staatsmänner von dem gegen die übrigen Großmächte herrschenden Mißtrauen, von denen jede einzelne in diesem Kriege Sonderinteressen verfolgte; besonders schwer wog das Mißtrauen gegen Oesterreich, in dem man den Erbfeind der neu erstandenen preußischen Großmacht erblickte, dessen Sieg über Frankreich man mehr fürchtete, als den der französischen Waffen. Neben dem König standen Männer wie der Oberst von Köckritz und der Geheime Kabinetssecretair Lombard; von denselben Anschauungen wurden auch weitere Kreise beherrscht. Man hielt es für klug, die eigenen Kräfte zu schonen und für die Entscheidung aufzusparen, während die übrigen Mächte sich erschöpften, in völliger Verkennung der Thatsache, daß Preußen bei solcher Politik allgemeiner Nichtachtung verfallen mußte und daß von dem revolutionären Frankreich allen alten Monarchien, auch Preußen, die schwersten Gefahren drohten.

Einen entgegengesetzten Standpunkt nahm, wie schon erwähnt, der Graf von Haugwitz ein. Die Politik der Sonderinteressen Rußlands und Englands, die Unzuverlässigkeit und feindselige Gesinnung der Wiener Hofburg lagen klar vor seinen Augen; aber schwerer wog für ihn die auf die Thatsachen der letzten Jahre begründete Ueberzeugung, daß das Anwachsen der revolutionären Macht auch für Preußen gefahrdrohend wäre, daß es daher seine Kräfte mit denen Europas vereinigen müßte, um der welterobernden Tendenz der französischen Republik Einhalt zu gebieten, ehe die revolutionären Fluthen auch über Norddeutschland sich ergössen. Die Minister Finkenstein und Alvensleben vertraten im ganzen dieselben Anschauungen, besonders aber theilte sie der Herzog von Braunschweig, wie sein Briefwechsel mit Haugwitz aus dem Anfang des Jahres 1799 beweist. Erfüllt von Mißtrauen gegen Oesterreich, tritt er warm für eine Verständigung mit Rußland und England und für eine Bethätigung der Macht des preußischen Staates in dem ausbrechenden Kriege ein.

Schon längst vor dem Ausbruch des Krieges hatten die Großmächte mit Preußen Unterhandlungen angeknüpft. Jedoch verliefen die Versuche des österreichischen Ministers Kobenzl im August 1798, Preußen zur Aufgabe seines Neutralitätssystems zu bewegen, erfolglos. Immerhin war damit eine neue Annäherung Preußens an Rußland und Oesterreich angebahnt. Als der Krieg näher rückte, unternahmen es im Januar 1799 England und Rußland, die thätige Theilnahme Preußens für die Befreiung Hollands und Brabants zu gewinnen. Neben Haugwitz tritt besonders der Herzog für ein Eingreifen Preußens lebhaft ein, und er entwickelte dem Könige dahingehende militärische Dispositionen. Aber dieser vermochte es nicht, den Standpunkt der Neutralität Norddeutschlands aufzugeben, und verstand sich nur dazu,

[illegible] den Konjuncturen keinen [illegible] Der Graf von Haugwitz hat [illegible] gemacht, die seine Pflicht und [illegible] eingeben konnten; es sind [illegible], und es hat derselbe den [illegible] erhalten, nach den nun[illegible] und unwiderruflichen Grundsätzen [illegible] die politischen Verhandlungen

[illegible] Folgen aus diesem Beschlusse [illegible] Ermunternden unseres Benehmens [illegible] Eurer Herzoglichen Durchlaucht [illegible], und bleibt mir nur der innige [illegible], daß es Sr. Majestät dem Könige [illegible] Schritt gethan zu haben."

[illegible] Rüstungen, von denen zeither die [illegible] dabei zu sistieren sein, indem [illegible] Meinung nach die Frage [illegible] Umständen gerathen sei, die [illegible] Deutschland in der bisherigen [illegible] dem, wenn die Russen ihr Vorhaben [illegible] bei Lübeck zu debarkieren, wir [illegible] werden könnten . . . . ."

[illegible] erwartete Nachricht wurde der Herzog [illegible] versetzt. Er beantwortete [illegible] unter dem 22. Juli 1799:

[illegible] werden leicht ermessen, wie [illegible] unter dem 14. d. M. [illegible] [illegible] kann von den Beweg[illegible] [illegible], die zu einem solchen Schritte [illegible]

[illegible]

wichtigere überwogen werden und daher überflüssig sind weiter zu erörtern“.

Die angeführten Zeilen spiegeln die innere Erregung des Fürsten wieder. Wohl vertraut mit den Strömungen und Stimmungen in der Umgebung des Königs mußte er ahnen, welche Faktoren die auf den Anschluß an die Koalition gerichteten Bestrebungen durchkreuzt und über den unentschlossenen König wieder die Herrschaft gewonnen hatten. Wahrscheinlich ist es Lombard gewesen, der diese Sinnesänderung herbeigeführt hat, unter dem Einflusse Ottos, des französischen Gesandten in Berlin, der in völliger Kenntnis der Verhältnisse und Personen die Schwäche des Königs in kluger Weise ausnutzte. So vermuthete der Herzog selbst bei einer späteren Gelegenheit. Jedoch der Herzog hütete sich, seine Vermuthungen deutlich auszusprechen; die letzten Worte seines Schreibens klingen immerhin wie Ironie.

Aber der Herzog läßt es bei diesem Briefe an von Zastrow nicht bewenden; er schreibt an den König selbst, ein Schritt, der erst dann in die richtige Beleuchtung tritt, wenn wir die außerordentliche Zurückhaltung und Vorsicht, die dieser Fürst stets beobachtete, in Berücksichtigung ziehen. Er legt diesen Brief dem an von Zastrow gerichteten bei mit einer Nachschrift, in der es heißt:

„Ich habe geglaubt, meinen eigenen Wünschen für das Wohl des Königs und der Monarchie freien Lauf lassen zu müssen; irre ich, so hoffe ich und schmeichle ich mich der Nachsicht des Königs. Sollten Sie oder der Herr Graf von Haugwitz es rathsamer erachten, den Brief nicht an Seine Majestät gelangen zu lassen, so ersuche ich inständigst, ihn wieder an mich zurückzusenden; ich überlasse alles Euer Hochwohlgeboren Freundschaft und Vorsicht“.

In dem Briefe an Friedrich Wilhelm geht der Herzog zunächst von militärischen Angelegenheiten aus. Sie betreffen die Möglichkeit der Landung eines russischen Truppenkorps in Lübeck und die dagegen preußischerseits zu treffenden Maßregeln.

In diesem Zusammenhange heißt es in dem Briefe:

„Würden wider Erwarten die russischen Truppen ihren Marsch durch die kurhannoverischen Lande gegen die Ems nehmen, so dürfte, um nicht kompromittiert zu sein, die Einziehung und Verlegung der Posten oder Quartierstände, die besagte Truppen berühren würden, auf den Fall wohl erforderlich werden, wenn Eure Königliche Majestät nicht geneigt sein sollten, an den Maßregeln zur Befreiung des linken Rheinufers und der vereinigten Niederlande von dem Joche der französischen Regierung thätigen Antheil zu nehmen.“

„Es liegt außerhalb meiner Befugnis, Eurer Königlichen Majestät die mancherlei Bedenklichkeiten der Fortsetzung der Neutralität unter den jetzigen äußerst veränderten Verhältnissen darzulegen. Eurer Majestät weise Entschließungen beruhen auf der unparteiischen Erwägung aller Umstände, die ich zu übersehen keineswegs vermag; es ist daher bloß Ausdruck der reinsten und treuesten Anhänglichkeit an der Wohlfahrt Höchstdero glücklichen Staaten, wenn ich mich auf die ganz einfache Bemerkung beschränke, daß die Einwirkung Rußlands, vereint mit Oesterreich und unterstützt durch England, in allen europäischen Angelegenheiten bei einem einseitig bewirkten glücklichen Ausgang des jetzigen Krieges der preußischen Monarchie vielleicht ungern den Antheil in Bestimmung des Gleichgewichts von Europa wird zugestehen wollen, dessen sie durch ihre Macht fähig ist, und den ihre ausgedehnte geographische Lage erfordert und wünschen läßt, und daß hingegen bei einem für die vereinigten Mächte unglücklichen Ausfall des Krieges die widrigen Ereignisse in den Augen der Welt vornehmlich als Folgen der Nichtwirkung Preußens erscheinen werden.“

„Dabei ist die Meinung, soweit sie mir hat bekannt werden können, allgemein, daß die möglichst baldige Beendigung eines verheerenden Krieges, die Wiederherstellung zerstörter rechtmäßiger Regierungen und die vor allem für Deutschland so wichtige Einschränkung der französischen Macht in ihre vormaligen Grenzen ohne Eurer Königlichen Majestät thätige Mitwirkung entweder garnicht oder mit weit mehr Blutvergießen und in ungleich längerer Zeit nur mit Ungewißheit zu erreichen stehe, und daß ohne Gefahr für Ew. Majestät beglückte Staaten das Schicksal Europas unter den jetzigen Umständen größtentheils auf dem Antheil beruhe, den Eure Majestät an der gemeinsamen Wohlfahrt der Staaten zu nehmen geneigt seien.“

„Tröstlich ist es für die Menschheit, daß dieses allgemeine Wohl nie wohlthätigeren und menschenliebenderen Gesinnungen, als die Welt in Eurer Majestät verehrt, von der Vorsehung anvertraut werden konnten.“

„Welche Entschließung Eure Königliche Majestät auch zu fassen sich bewogen finden, so hoffe ich, daß Höchstdieselben meine gewagten Aeußerungen lediglich als Wirkungen einer treuen, ehrerbietigen Anhänglichkeit huldreichst aufzunehmen geruhen werden . . .“

Dieser Brief wurde dem Könige übergeben, wie von Zastrow durch ein Schreiben vom 27. Juli dem Herzog anzeigt. Zastrow stellt sich darin auf den Standpunkt des Fürsten. Er schließt seinen Brief mit den Worten:

„Eure Herzogliche Durchlaucht haben das Verhältnis, worin sich der preußische Staat gegenwärtig in politischer Rücksicht befindet, und die Folgen, welche für denselben unter den eintretenden verschiedenen Umständen entstehen dürften, Seiner Majestät mit so vieler Weisheit und Wahrheit vor Augen gelegt, daß Allerhöchstdieselben sich davon durchdrungen gefühlt und dahero nicht wenig Mühe gehabt haben, zur Rechtfertigung Ihres angenommenen Systems anschauliche Gründe herbeizuleiten. Gott gebe, daß der nunmehr unwiderruflich genommene Beschluß des Königs seiner dabei zu Grunde habenden guten Absicht gänzlich entsprechen möge; es ist und bleibt indessen immer nicht zu leugnen, daß, wenn unser guter Genius uns nicht besonders behütet und nicht ganz unvorhergesehene Ereignisse eintreten, die Aussicht hierzu sehr zweifelhaft ist“.

„Eure Herzogliche Durchlaucht genießen nunmehro das innere Bewußtsein, Ihrerseits das Mögliche gethan zu

haben, und will ich wünschen, daß Diejenigen, deren Urtheil sich mehr nach der Neigung des Königs als nach dem Wohle des Staates gerichtet hat, dereinst die nämliche Beruhigung empfinden mögen".

Die letzten Zeilen enthalten wohl einen Hinweis namentlich auf Lombard. Jedenfalls schließen die Briefe Haßtroms und die sonstigen Nachrichten über seinen Charakter die Möglichkeit aus, daß er, wie der französische Geschäftsträger in Berlin Otto meinte, derjenige gewesen ist, der den schwankenden König von dem Gedanken des Anschlusses an die Koalition abgebracht hat.

Uebrigens erhielt der Herzog auf seinen an den König gerichteten Brief eine sofortige Antwort. Sie datiert vom 30. Juli und lautet folgendermaßen:

„Durchlauchtigster Herzog!

Eure Durchlaucht letzte Zuschrift zähle ich mit innigem Dank unter die schätzbarsten Beweise Ihrer Freundschaft. Wie wichtig bei der politischen Krisis meiner Monarchie Ihre Ueberzeugung mir gewesen, werden Sie gewiß nicht bezweifeln. Mein System hat mit allen seinen Bedenklichkeiten mit allen seinen Vortheilen und Gefahren vor Ihren Augen gelegen. Ich bin Ihnen aber noch die Mittheilung dessen schuldig, was seit unserer letzten Zusammenkunft sich ferner zugetragen."

„Fehlt war bei den großen Fragen, die uns in Petersburg beschäftigten die Sprache beider Höfe die sie veranlaßt haben. Der eine hatte Alles zu gewinnen, der andere hatte Nichts zu verlieren. Nur meiner Monarchie drohte bei ihrer [illegible] Lage eine größere [illegible], wenn der Plan nicht gelang, und [illegible] konnte [illegible] in mancher Rücksicht noch eine [illegible]."

„[illegible] Eure Durchlaucht über die [illegible]

[illegible]

meiner aufrichtigsten Wünsche, meiner Bereitwilligkeit in allem, was die Sicherheit meines Staates nur immer zuläßt, in dem vollkommensten Einverständnisse mit ihnen zu Werke zu gehen, die Bande unserer Freundschaft, das Zutrauen, das sie begründet, ungeschwächt erhalten haben wird."

„Ich bin indessen weit entfernt, zu einer glücklichen Mitwirkung alle Hoffnung aufzugeben. Noch ein Mittel bietet sich dar, wodurch ich den Hauptzweck der britischen Wünsche, das eigentliche Ziel, wo sie mit den meinigen zusammentreffen, die Befreiung Hollands nämlich, ohne neue Anstrengungen, ohne der gemeinsamen Sache Mittel zu entziehen, die auch auf einem anderen Fleck wirksam angewendet werden können, zu erreichen mich schmeichle. In jeder Verhandlung habe ich meine Theilnahme an dem Schicksale Hollands zu erkennen gegeben, in jeder Verhandlung das Recht hierzu mitzuwirken mir vorbehalten. Jetzt will ich dasselbe auf dem Wege der Negociation geltend zu machen suchen. Vielleicht ist der Augenblick gekommen, wo die Republikaner durch ihre Unfälle im Kriege, durch die Stimme der empörten Meinung aus ihren Träumen geschreckt, gemäßigteren Grundsätzen Gehör geben, wo sie die Ruhe eines mächtigeren Nachbars mit der Räumung des holländischen Gebiets, mit der Zurückgabe meiner jenseitigen Provinzen bereitwillig erkaufen möchten. Die ersten Eröffnungen sind dahin eingeleitet, die Höfe zu Petersburg und London davon benachrichtigt und die Resultate dieses Versuchs vor jeder anderen Maßregel abzuwarten."

„Ihnen aber, durchlauchtigster Herzog, mehr aber noch mir selbst, bin ich diese Details schuldig gewesen, weil ich mich glücklich schätzen würde, wenn Ihre Ueberzeugung der meinigen das Siegel aufdrückte, weil ich den Werth sowohl Ihrer Bemerkungen an sich als der [illegible], der ich sie verdanke, in seinem ganzen Umfange [illegible]. Ich werde [illegible] Eure Durchlaucht [illegible] der [illegible] Lage der Dinge [illegible] in der Folge [illegible] zu machen. [illegible]

[illegible]

Eurer Durchlaucht

[illegible]

[illegible]

Umsingelieder.

Gesammelt von Otto Schütte.

Wie die Kinder der alten Griechen freudig ihr Lied sangen, wenn die Schwalbe im Frühlinge wiederkehrte, wie sie dabei umherzogen und eine kleine Gabe heischten, so ziehen in unserem Herzogthume noch heute die Kinder zu Martini oder Sylvester von Haus zu Haus und bitten, ein Liedlein singend, um eine Kleinigkeit. Das Martinisingen kenne ich nur aus der Stadt Braunschweig und aus den Ortschaften des Kreises Gandersheim und Holzminden. In Delligsen pflegen die Kinder zu singen:

Marten, Marten, jiut Mann
Wer wol wat vergeben kann,
Appel oder Bêren,
Nötte gât wol mêe,
Et Himmelreik is opedân,
Da söllt we alle rindergân
Mit usen leiwen Gästen.
Wer üsch wat gift, is de beste.
Lât üsch nich tau lange stân,
Wei möt noch hen na Polen,
Polen is ne graute Stadt,
Da krieget alle Kinder wat.
Marten, Marten, Marten, hier.
Wir stehn vor einer reichen, reichen Thür.

Und wie die Kinder der Griechen eine Drohung hinzufügten für den Fall, daß Jemand nichts geben wollte, so verhöhnen sie hier den Unfreigebigen mit den Worten:

Witten Tweren, swarten Tweren,
De ole Hexe gift nich geren.

In Schöningen wird nur Sylvester umgesungen. Schon beim Tagesgrauen kommen die Kinder, um ihre Lieder zu singen und kleine Gaben dafür in Empfang zu nehmen. Von den Kirchenliedern werden nur zwei öfter gesungen, nämlich „Hilf, Herr Jesu“ und „Wiederum ein Jahr verschwunden“, und zwar meist nur der erste Vers. Als Seltenheit erscheint das Lied von den drei Königen aus dem Mohrenlande, die die Sonne schwarz gebrannt hat. Ich habe es stets nur von den Kindern einer einzigen Familie singen hören, die längst aus der Stadt gezogen ist. Alle übrigen Lieder sind weltlicher Art und enthalten Wünsche für die Angesungenen oder Bitten der Sänger. Neben dem bekannten „Ik bin en lütjen König“ bekommt man folgende zu hören:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Auf jeder Eck' en gebratenen Fisch,
Dazu eine blanke Kanne mit Wein,
Da kann er recht lustig und fröhlich bei sein.
In Herrn Müllern sine Stuwe,
Da sitt en paar junke Duwen,
De eine is kolt, de andre is warm,
Herr Müller nimmt sine Frû in 'n Arm,
Herr Walther is en brawen Mann,
Dä mik wol wat gewen kann,
Aeppel oder Bêren,
Geld nêm' ik gêren,
Oder ne Stripe Kauken,
Da kann ik gut na rauken,
Oder en Glas Wîn,
Da kann ik gut na schrîn.
Aeppel op en Bömeken,
Ober 't Jahr en Söhneken
Oeber 't Jahr noch en paar,
Könnt se tausammen spazieren gân

Wer nichts geben will, giebt wenigstens einen „Kloppfisch“, d. h. er klopft mit der geballten Hand an die Stubenthür, ein Zeichen für die Kinder, daß sie keine Gabe erhalten sollen. Sind diese grob, so gehen sie schimpfend mit häßlichen Drohungen von dannen.

Daß es besonders die Kinder ärmerer Leute sind, die umsingen, versteht sich von selbst. Ich durfte seiner Zeit nur bei Verwandten umsingen, aber singen mußte ich auch, wenn ich ein Geschenk haben wollte.

In Bansleben bei Schöppenstedt kamen vor 30 Jahren noch am Sylvestertage die ganzen Enken aus dem Dorfe zusammen und sangen zunächst vor der Kirche den Gesang „Hilf, Herr Jesu“. Dann gingen sie zum Vorsteher und von da nach den größeren Hofbesitzern, auf deren Hausdäle sie folgendes Lied anstimmten:

Grün ist die Wintersaat
Zu diesem neuen Jahre,
Die der Herr zu Felde hat.
Auf daß ihn Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre,
Viel Glück zum neuen Jahre!
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Wagen,
Darinnen er soll zum Himmel einfahren.
Den Herrn, den woll'n wir lassen stehn,
Die Frau die woll'n wir heben
Zu diesem neuen Jahre,
Auf daß sie Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre,
Viel Glück zum neuen Jahre!
Wir wünschen der Frau einen goldenen Tisch,
Auf allen vier Ecken einen gebratenen Fisch.
Die Frau die woll'n wir lassen stehn,
Den Sohn, den woll'n wir heben
Zu diesem neuen Jahre,
Auf daß ihn Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre,
Viel Glück zum neuen Jahre!
Wir wünschen dem Sohn eine reiche junge Braut
Und über's Jahr eine hübsche junge Frau.
Den Sohn den woll'n wir lassen stehn,
Die Tochter woll'n wir heben
Zu diesem neuen Jahre,
Auf daß sie Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre,
Viel Glück zum neuen Jahre!
Wir wünschen der Tochter einen goldenen Ring
Und über's Jahr einen kleinen jungen Prinz.
Die Tochter woll'n wir lassen stehn,
Die Kinder woll'n wir heben
Zu diesem neuen Jahre,
Auf daß sie Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre,
Viel Glück zum neuen Jahre!
Melk un Wittbrot,
Dat maket de lütjen Kinder grot.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 21. 8. October **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und die preußische Politik im Jahre 1799.

Von F. Beckurts.

(Schluß.)

Dieser Brief läßt uns klar erkennen, wodurch Friedrich Wilhelm bestimmt wurde, von einem activen Eingreifen Abstand zu nehmen: es war die Besorgniß vor den etwaigen Folgen eines Krieges für seinen Staat, die selbst im Falle des „glücklichsten Erfolges" eintreten könnten. Das Mißtrauen gegen die übrigen Großmächte beherrschte ihn vollständig Auf die großen Gesichtspunkte, unter denen der Herzog die damalige Weltlage beurtheilt, geht er nicht weiter ein. Vor seinen Augen stehen lediglich die Gefahren, die aus einer Theilnahme an dem Kriege für seine Monarchie erwachsen könnten, und verschließen ihn gleichsam den Ausblick auf die verhängnißvollen Folgen, die zwar erst später, aber sicher sich einstellen müssen, falls nicht die preußische Politik sich zu einem großen, kraftvollen Entschluß aufzuraffen vermag. Wenn der König den Herzog darauf hinweist, daß dieser selbst in Petershagen mit ihm vollständig darin übereingestimmt habe, daß Preußen nur nach wirklich erfolgter Wiedereinnahme der verlorenen Rheinfestungen einen thätigen Antheil an dem Kriege nehmen könne, so berücksichtigt er nicht, daß seitdem die russischen und österreichischen Waffen auf der weiten Strecke von der Trebbia bis zum Oberrhein Sieg auf Sieg erfochten hatten, und daß somit die Gründe für ein schleuniges und thatkräftiges Eingreifen Preußens sich wesentlich verschärft hatten. Dieser Umstand ist auf die Entschließung des Königs ohne Einfluß geblieben. Im Uebrigen erscheint nach der Darstellung des Königs sein Verhalten klar und folgerichtig, wenn er behauptet, daß die mit Rußland und England wieder aufgenommenen Verhandlungen sich stets auf der Basis der Verabredungen zu Petershagen bewegt hätten, daß aber die preußischerseits vorangeschickte Bedingung von Seiten des englischen und russischen Geschäftsträgers für unannehmbar erklärt und dadurch der Abbruch der Verhandlungen herbeigeführt wäre. In Wirklichkeit aber entbehrte die Haltung des Königs jeder Klarheit und Festigkeit, wie die kurze actenmäßige Darstellung Bailleus (a. a. O. I, p. L I f.) beweist.

Nach Abbruch der Verhandlungen mit England und Rußland versucht Preußen, wie der König in dem erwähnten Briefe dem Herzog mittheilt, auf diplomatischem Wege die französische Regierung zur Räumung Hollands und der linksrheinischen preußischen Gebiete zu veranlassen. Inzwischen verfolgt der Herzog aufmerksam die weitere politische und kriegerische Entwicklung der Dinge, besonders in Rücksicht auf Preußen. Das negative Ergebniß der Verhandlungen mit Rußland hatte bei der reizbaren Natur des Czaren Paul eine Verschlechterung des Verhältnisses Preußens zu diesem zur Folge. Das Mißtrauen gegen Rußland nimmt am Berliner Hofe zu. Darauf nimmt ein Brief des Herzogs an Zastrow vom 19. August Bezug, der wegen der Auffassung des Herzogs von der Stellung Preußens zu Rußland Interesse bietet. Der Herzog schreibt:

„Für die mir mitgetheilte russische Kriegserklärung gegen Spanien bin ich sehr verbunden und obzwar die Abberufung der russischen Gesandtschaft mich äußerst kränket, so hat jedoch dieser Schritt mich keineswegs befrembet. Der König konnte allerdings keine biegende Stimmung gegen den Kaiser von Rußland einnehmen, und zwar kann er dieses gegen keine Macht in Europa; nur ist ewig zu bedauern, daß die gegen das Directorium angenommene Stimmung in den Augen der Welt als eine anhaltende Reihe von Nachgiebigkeiten angesehen werden wird, wovon das traurige Schicksal der überrheinischen Provinzen des Königs als ein zeugendes Beispiel stets angeführt wird. Soviel sich nun auch allem diesen entgegensetzen ließe, so wird dadurch die Meinung des publici nicht für uns umgestimmt, und dieses ist von mehreren Folgen, als man glaubt, und für wahre Diener des Königs unglaublich niederschlagend".

„Rußland wird nichts Feindseliges unternehmen; dies wäre den Wünschen des Directorii zu Gunsten gehandelt,

---

1) Vgl. auch L. v. Ranke, Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813 II S. 23 f. (2. Aufl.) Ein näheres Eingehen auf die Verhandlungen Preußens mit England und Rußland war in diesem Vortrage nicht beabsichtigt; nothwendig wäre dazu die Einsicht in die diplomatischen Correspondenzen, besonders in die Grenvilles und Panins, die mir nicht vorliegen.

und wie sehr selbiges eine Spannung zwischen Berlin und Petersburg gewünscht hat, ist dem russischen Kaiser nicht unbekannt; ob man aber russischerseits sich nicht wird angelegen sein lassen, Kursachsen und Hessen durch englische Subsidien von dem unsrigen System zu dem ihrigen zu ziehen, dieses könnte eher möglich werden, um nach und nach den Einfluß Preußens im Reiche zu mindern, selbigen zwischen Rußland und Oesterreich zu theilen und Preußens Verhältnisse in die möglichst abhängige Lage zu versetzen. Niemand kann mehr wünschen als ich, daß ich mich irre, Niemand aber wird mir beweisen, daß die preußische Monarchie irgend einen Nachbar habe, den sie mehr Ursache hat zu schonen als Rußland. Mit dieser Macht vereint, schreibt sie Gesetze vor, ohne dieselbe bleibt ihre Lage mißlich und abhängend von zufälligen Umständen. Ich will . . ." (damit bricht der in Concept geschriebene Brief ab).

Jene von Preußen mit Frankreich eingeleiteten diplomatischen Verhandlungen über die Räumung Hollands und der linksrheinischen preußischen Gebiete haben nach der Auffassung des Herzogs nur geringe Hoffnung auf Erfolg; voll Mißtrauen steht er der Politik Frankreichs gegenüber, deren Ziele und Wege er auf's Klarste erkennt. Dieses beweist ein Brief an v. Zastrow vom 28. August: „Ew. Hochwohlgeboren Schreiben habe ich die Ehre zu erhalten gehabt; ich wünsche Nichts mehr als daß die Antwort des Directorii den Erwartungen entsprechen möge. Otto hat indessen seinen Zweck erreicht, eine Spannung zwischen Rußland und Preußen zu bewirken; er hat nur das wiederholt, was die Agenten des Directorii stets gethan haben, nehmlich durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, Mißtrauen zu verbreiten und dadurch die Mächte zu trennen, die durch Einverständniß längst einen ruhmvollen Frieden hätten gebieten können".

Aus allen Aeußerungen des Fürsten klingt tiefe Unzufriedenheit mit dem Wege, den die preußische Politik eingeschlagen hatte, uns entgegen. Während die leitenden preußischen Staatsmänner nach der festen Willensäußerung des Monarchen von weiteren Bemühungen, diesen zu einem kriegerischen Eingreifen zu bestimmen, Abstand nahmen, ließ sich der Herzog, trotz des Briefes, in dem ihm der König seinen Standpunkt klar und bestimmt bezeichnet hatte, von einem erneuten Versuche, ihn umzustimmen, nicht abschrecken. In klarer Erkenntniß der Tragweite des verhängnißvollen Entschlusses Friedrich Wilhelms, wohl auch unter dem Eindrucke der fortgesetzten kriegerischen Erfolge Suworoff's in Italien, zugleich beseelt von dem Wunsche, seinen politischen Standpunkt in jenem entscheidungsvollen Zeitpunkte der Nachwelt zu überliefern, verfaßte er eine Denkschrift, die er unter dem 28. August an v. Zastrow abschickte. Er begründet sie folgendermaßen: „Während des Verlaufes der jetzigen öffentlichen Begebenheiten habe ich mehrmalen bemerkt, wie oft man das Bild im Ganzen von der heutigen Lage der Dinge beseitigt, und einzelne, an sich ganz wahre Sätze zu Grundlagen der wichtigsten Entschlüsse angenommen hat. Dieses bewog mich zur Berichtigung meiner eigenen Ideen eine Anwendung von diesen allgemeinen Bemerkungen auf die preußische Monarchie zu machen. Wenn ich diesen Entwurf hier beizufügen mir die Ehre gebe, so geschieht es nur allein in der Hinsicht, mein politisches Glaubensbekenntniß in diesem wichtigen Zeitpunkte niederzulegen. Da ich keinen eifrigeren Wunsch hege, als das Glück und den alten Ruhm der preußischen Monarchie bis in die entferntesten Zeiten befestigt zu sehen, so werde ich von ganzem Herzen alledem beipflichten, was zu diesem großen Zwecke mit mehr Gewißheit leiten kann".

Diese Denkschrift liegt im Wolfenbütteler Archive in zwei Exemplaren vor, in deutscher und französischer Sprache verfaßt. Sie ist vom Herzoge auch an Herzog Karl August von Weimar im Herbst 1800 übersandt, entsprechend dem Zwecke, den der Herzog damit verfolgte. Veröffentlicht ist sie von P. Bailleu (a. a. O. I S. 322 ff.) nach der in Weimar von ihm gefundenen Abschrift.

Es ist ein nach Inhalt und Form merkwürdiger Aufsatz, in dem der Herzog mit umfassendem Blicke, mit tiefem Verständniß in klarer und fesselnder Form die allgemeine Lage, besonders die Preußens, nach ihrem Werden und ihrem damaligen Stande darlegt. Ein kurzes Eingehen auf dieselbe wird, trotz der Publication Bailleu's, in diesem Zusammenhange angemessen, ja nothwendig sein. In anschaulicher Weise schildert der Herzog die Ausbreitung der revolutionären Grundsätze und ihre unheilvolle Wirkung auf die Kriegsführung der Gegner Frankreichs: „Die Verblendung und Kleinmüthigkeit stieg bis zu einem so unbegreiflichen Grade, daß man öffentlich behauptete, nichts könne den französischen Heeren und ihren Anführern widerstehen; und deutsche Armeen, die bis zu diesem Zeitpunkte allen feindlichen Anfällen Frankreichs rühmlichst widerstanden hatten, verließen die stärksten Stellungen, feste Plätze, Provinzen und ansehnliche Länder, welche ehedem mehrere Feldzüge hindurch zum Kriegsschauplatze gedient hatten; ja statt sich zu vereinigen, wie gegen die Eroberungssucht Ludwigs XIV, um Deutschlands Unabhängigkeit von Frankreich zu behaupten, die Ehre und Rechte der deutschen Nation zu retten, sucht man sein Glück und seine Ruhe in Nachgiebigkeiten und partiellen Friedenstractaten, die von Seiten des französischen Directorii offenbar die Absicht verriethen, den einen Staat durch den andern zu stürzen". Sodann weist die Denkschrift die Berechtigung der Coalition gegen Frankreich nach, indem sie an die unersättliche Raubsucht des Directoriums auf dem Rastatter Friedenscongreß, an die zahlreichen „wider das Völkerrecht laufenden Handlungen", an den Angriff gegen Oesterreich ohne weitere Kriegserklärung erinnert. „Das Kriegsglück wandte sich endlich in diesem Zeitpunkte, und Oesterreich und Rußland vereinigt, durch England unterstützt, haben bis daher das auf dem Punkte des Umsturzes stehende Europa errettet".

Nach einer klaren und zutreffenden Kritik des Baseler Friedens wird die Frage aufgeworfen: „In wie weit der König von Preußen, als nach Oesterreich das mächtigste Mitglied des deutschen Reiches, das Schicksal desselben den beiden kaiserlichen Höfen allein wird überlassen wollen und der daher zu besorgenden Folgen halber wird überlassen können?" Und nun werden

vom Könige bei den Verhandlungen im Lager von Petershagen gegen die Theilnahme Preußens am Kriege erhobenen Einwände widerlegt. Zunächst wird die Behauptung, daß „ein anhaltender dauerhafter Friede nur allein das innere Glück einer Nation zu befördern vermögend sei, daß die preußische Monarchie nach so manchen Erschütterungen Frieden nöthig habe", zurückgewiesen: Von „diesen weisen und wohlthätigen Grundsätzen" können „Verhältnisse modificirte Ausnahmen veranlassen. Die preußische Monarchie kann ihrer Lage nach sich nie isolirt betrachten, sie ist in diesem Falle, um in der glücklichen Lage, in welcher sie sich bis jetzt befindet, zu verbleiben, ihren mächtigen Nachbarn Achtung und Zutrauen einzuflößen verbunden; jeder Macht in Europa muß sie sich formidabel zeigen; ohne diese Zwecke zu erreichen, würde eine Armee von 200 000 Mann mehr zur Last als zum wahren Nutzen sein. Das innere Wohlsein jeder Monarchie ist besonders abhängend von dem Werthe, welchen sie durch ihr Gewicht in die europäischen Angelegenheiten legt, von der Achtung, die sie dadurch genießt, und von den Verhältnissen, in welchen sie mit andern Mächten stehet, indem hierdurch eigentlich die äußere Sicherheit des Staates, also die erste Grundlage der Societät, hinreichend gestützt wird. Jetzt ist das ganze politische System von Europa erschüttert, zu dessen Wiederherstellung Preußen aufgefordert wird, mitzuwirken".

Der Besorgniß Friedrich Wilhelms, daß im Falle eines frühzeitigen Friedens Oesterreichs mit Frankreich dieses sich mit ganzer Wucht auf Preußen stürzen würde, stellt er gegenüber die Forderung, daß Rußland „die Garantie übernähme, daß Oesterreich nicht eher Frieden mache, bis Holland befreit, das linke Rheinufer von Feinden gereinigt und das Schicksal der Niederlande festgesetzt sein würde". Er hält diese Zusage Rußlands für gewiß. Gegenüber den Befürchtungen des Königs, die dieser für den Fall eines „unglücklichen Krieges" bei dem Mangel eines natürlichen Vertheidigungssystems am Rhein hegt, hebt er die Nothwendigkeit der Begründung eines solchen mit Nachdruck hervor: „Die sicherste Defension des Niederrheins und des ganzen nördlichen Deutschlands besteht in den ehemaligen holländischen Plätzen an der Maas, an der Waal und in der Generalität; es ist daher nicht eine willkürliche Unterstützung der Holländer . . . . ., sondern zur Wiederherstellung der ehemaligen Sicherheit der königlich preußischen Lande selbst, daß Holland ein ganz unabhängiger Staat von Frankreich werde und durch eine Verbindung mit Preußen dem nördlichen Deutschland gegen Frankreich wiederum zum Schutze diene".

Er erkennt Frankreich nicht als den „natürlichen Verbündeten Preußens" an. Die nothwendige Voraussetzung eines solchen Verhältnisses ist die „Wiederherstellung von Frankreich". „Es muß nämlich dieses Reich eine feste Regierungsform wieder erhalten, welche nicht wie die jetzige auf Grundsätzen beruhte, die gegen alle rechtmäßigen Regierungen offenbar streiten, ... es muß mäßig, gerecht und billig wieder handeln können, und um dieses zu bewirken, wird die Nation von ihren jetzigen Unterdrückern befreiet werden müssen". Der Herzog erinnert an das so unklare Verhalten des Directorii gegenüber Preußen und „daß es nur lediglich deshalb Preußen schont, weil es sich fürchtet, durch völlige Wortbrüchigkeit gegen dasselbe einen Feind mehr zu bekommen".

Der letzte Einwand des Königs betrifft das Verhältniß Preußens zu Oesterreich: es ist die Besorgniß, daß durch den Beitritt Preußens zur Coalition dem „Hause Oesterreich indirect gedienet und dessen Macht bestätiget" werde. Der Herzog kann nicht in Abrede stellen, daß durch die Ablenkung eines Theils der französischen Kriegsmacht gegen Preußen „die Succese der kaiserlichen Armeen befördert" werden, hebt aber andererseits mit Recht hervor, „Preußen . . . . gewänne hierdurch das Verdienst, durch Abkürzung des Krieges Millionen von Menschen vor dem unvermeidlichsten Verderben gerettet zu haben, einem verderblichen Kriege ein Ende zu machen und den nicht unbedeutenden Vortheil, beim Frieden eine entscheidende Sprache zu führen und in die Reihe der ersten Mächte wiederum einzutreten, wohin seit dem Großen Kurfürsten alle Regenten Preußens gestrebt haben. Europa erwartete von Preußen seine Rettung, die jetzt Rußland übernommen hat, das deutsche Reich und Holland hofften vorzüglich auf den mächtigen Beistand Preußens."

Mit diesem Appell an das menschliche Empfinden des Königs, an das Bewußtsein seiner hohen Pflichten, die ihm als dem Träger der preußischen Krone die ruhmreiche Geschichte seines Staates auferlegt, mit dem Hinweis auf das stolze, von höchstem Erfolge gekrönte Streben seiner großen Ahnen schließt dieser Theil der Denkschrift. Zugleich wird damit übergeleitet zu dem letzten Theile, in dem die Gründe, die für ein Eintreten Preußens in den Krieg sprechen, entwickelt werden. Er wird unter Hinweis auf die geographische Lage des Staates mit den prophetischen Worten eingeleitet: „Nur die vorzüglichste Militärverfassung, die Belebung des Geistes in der Armee, welcher dieselbe in den mißlichsten Lagen bei Roßbach, Leuthen und Zorndorf siegen machte, nebst einer durch die letzte Theilung Polens nothwendig gewordenen Vereinigung mit Rußland kann Preußens fortdauerndes Glück und Sicherheit bestätigen". Die folgenden Ausführungen faßt der Herzog selbst in folgenden Sätzen am Schlusse zusammen: „1) Durch Unterstützung von England bewirkt Preußen ohne irgend eine bedeutende Anstrengung den Frieden viel schneller, schonet daher das Wohl und Blut von vielen Tausend Menschen. 2) Es bringt für ganz Europa einen weit festeren Frieden durch diesen Beitritt deshalb zu Wege, weil dadurch die Aussichten zu neuen Kriegen unter den großen Mächten benommen werden, indem diese sodann sämmtlich miteinander einverstanden den Frieden bewirkt haben. 3) Es erhält sich in der ihm gebührenden Stelle der entscheidenden Mächte Europas. 4) Es wird Herr, bei dem Frieden darauf zu sehen, daß die übrigen Mächte sich nicht in gar zu vortheilhafte, ihm gefährliche Lagen versetzen. 5) Es macht sich das so bedeutende und ihm jetzt so nahe gelegene Rußland geneigt und 6) von neuem zum Garant seiner Länder. 7) Es sichert sich, im Fall der Wiederherstellung der

rechtmäßigen Regierung in Frankreich deren Erkenntlichkeit und Freundschaft. Es kann mithin durch seinen Beitritt seine ganze politische Sicherheit feststellen, dahingegen bei fortdauerndem Nichtbeitritt solche willkürlich auf's Spiel setzen".

Die Denkschrift des Herzogs gelangte in die Hände Friedrich Wilhelms, wie folgender Brief v. Zastrows (vom 3. Sept.) an den Herzog beweist: „Ew. Herzoglichen Durchlaucht huldreiches Schreiben vom 28. v. M., sowie das demselben beigefügte sehr interessante mémoire habe ich nicht verfehlt Sr. Majestät dem Könige vorzulegen".

„Seine Majestät sind von den darin enthaltenen Wahrheiten durchaus überzeugt und danken Ew. Herzoglichen Durchlaucht aufs Verbindlichste, daß Sie haben die Geneigtheit haben wollen, Ihnen solche darzulegen und dadurch einen neuen redenden Beweis Höchstdero freundschaftlicher Anhänglichkeit sowohl an Ihrer Person als an dem preußischen Staate abzugeben, dessen ausgezeichneten Werth sie gewiß im ganzen Umfange erkennen; wenn indessen die Resultate der jetzt so sehr verworrenen politischen Verhältnisse garnicht zu berechnen sind, und die coalisirten Mächte nicht einmal nach einem ganz gleichen und gehörig verabredeten Zwecke streben, so glauben Allerhöchstdieselben, daß es unter diesen Umständen am gerathensten ist, sich ganz zurückzuhalten und die Kräfte des Staates zu schonen, um mit desto mehr énergi davon Anwendung machen zu können, wenn es die Nothwendigkeit erheischen sollte".

„Wie ich en particulier hierüber denke, ist Ew. Herzoglichen Durchlaucht nicht unbekannt, und so hat auch der Graf v. Haugwitz Alles erschöpft, um dem König die Folgen eines so isolirten Zustandes einleuchtend zu machen. Da dessen Beschluß aber so fest begründet zu sein scheint, so würde man jetzt Bedenken tragen müssen, ihn zu Ergreifung einer andern Partei umzustimmen, indem, wenn nicht auch seine Ueberzeugung darin lieget, zu besorgen steht, daß, wenn irgend ein Unternehmen nicht ganz dem gewünschten Zwecke entspricht, er Anstand nehmen möchte, demselben die nöthige Folge zu geben, wodurch wir sodann in noch weitere, größere Verlegenheiten gerathen würden Es bleibt uns mithin nun schon nichts Anderes über, als abzuwarten, was für eine Wendung die Sachen im Ganzen nehmen werden, und wird es darauf ankommen, ob unvorhergesehene Umstände uns vielleicht in den Stand setzen, irgend einen Nutzen daraus zu ziehen".

Der König selbst hat, soweit ich sehe, auf die Denkschrift, in dem die für die preußische Politik maßgebenden Ziele und Wege so zutreffend und überzeugend dargelegt waren, nicht selbst geantwortet: vielmehr muß sich der Herzog mit dem Schreiben des Generaladjutanten, das einige höfliche Complimente enthält, begnügen. Der König ist von den „Wahrheiten der Denkschrift überzeugt", aber der alte Standpunkt, Aufsparen der Kräfte für den geeigneten Moment, wird inne gehalten: ein offener Widerspruch! Und die preußischen Staatsmänner, die vor Kurzem noch mit Eifer und Nachdruck für ein actives Eingreifen eingetreten waren, besonders Haugwitz, haben es aufgegeben, den König umzustimmen. Welcher Abstand zwischen den umfassenden Betrachtungen, dem energischen Vorwärtsdrängen des Herzogs einerseits und der Kurzsichtigkeit und Aengstlichkeit des Königs, sowie der trüben Resignation seiner nächsten Berather andererseits! Jedoch gerade in diese Zeit fällt eine Anordnung des Königs, die den Glauben erwecken konnte, daß dieser das unfruchtbare Gebiet der Verhandlungen mit Frankreich verlassen und zu thätigem Handeln übergehen wollte. Frankreich lehnte die von Preußen geforderte Räumung Hollands ab; der König gab den Befehl, daß eine preußische Truppenabtheilung gegen den Rhein vorrückte. Auch ein Schreiben des Königs an den Herzog vom 31. August 1799, das sich im Wolfenbütteler Archiv findet, giebt uns davon Kenntniß. Dem an den Herzog als Befehlshaber der preußischen Truppen vom Könige übermittelten Befehle werden folgende einleitende Bemerkungen vorausgesandt:

„Da einerseits die Bedingungen, unter welchen beim Frieden von Basel der militärische Besitz meiner überrheinischen Provinzen damalen den Franzosen eingeräumt worden, nicht mehr Anwendung finden und andern Theils die von den Engländern und Russen projectirte Landung in Holland und den Niederlanden den dortigen Verhältnissen eine andere Richtung geben dürfte, so überzeuge ich mich, daß gegenwärtig der Zeitpunkt vorhanden sei, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um gedachte überrheinische Provinzen wieder zu reoccupiren. Ich habe geglaubt, der guten Sache im Allgemeinen nützlich zu sein, indem ich dem französischen Directorio anräthig gewesen bin, seine Truppen aus Holland und den Niederlanden herauszuziehen und diese Provinzen ihrer eigenen Existenz zu überlassen, besonders aber die preußischen überrheinischen Provinzen gänzlich zu räumen. Das Directorium hat indessen diesen Vorschlag in Absicht Hollands und der Niederlande zu eludiren gesucht, in Absicht meiner überrheinischen Provinzen aber versprochen, in wenigen Tagen eine ganz bestimmte Antwort anhero gelangen zu lassen. Ich habe demnach meinem Cabinetsminister Graf von Haugwitz aufgetragen, dem zu Berlin anwesenden Chargé d'affaires Otto einleuchtend zu machen, wie sehr das französische Directorium durch diese Weigerung seinen eigenen Vortheil verkenne, zugleich aber zu erklären, daß ich einen Theil der Observationsarmee bis an den Rhein vorrücken lassen würde. Von dieser Maßregel lasse ich dem Londoner Hof ebenfalls Kenntniß geben, und glaube ich, daß solche demselben nicht anders als angenehm sein könne, indem dadurch die Aufmerksamkeit der Franzosen auf diesen Punkt gezogen und die projectirte Landung begünstigt werden wird".

Der Befehl zum Vorrücken der Truppen wurde allerdings gegeben, aber zu einer Reoccupation der linksrheinischen Provinzen kam es nicht. Der König blieb auf halbem Wege stehen; die Ausflüchte und Winkelzüge des französischen Directoriums gaben ihm, der vor der entschlossenen That zurückschreckte, einen willkommenen Anlaß, die Unterhandlungen weiter und weiter zu spinnen, bis endlich der Zeitpunkt zum Handeln endgültig verpaßt war. Frankreich dachte an keine Nachgiebigkeit, weil es nicht an einen energischer

Preußens glaubte und die Macht dieses Staates nicht fürchtete.

Die am Berliner Hofe vorhandenen entgegengesetzten Strömungen, die oben dargelegt sind, wirkten noch weiter und lagen unverhüllt vor den scharfblickenden Augen der französischen Diplomaten. „Man kannte den Zwiespalt, der zwischen den Anschauungen des Königs und seines Cabinets auf der einen Seite und der Politik des Ministeriums, wie sie durch v. Haugwitz vertreten wurde, auf der anderen Seite obwaltete". (Bailleu a. a. O., p. LIV.) In diesem Zusammenhange bietet ein Brief des Herzogs vom Anfang October Interesse. Zastrow hatte ihm mitgetheilt, daß das batavische Gouvernement der preußischen Regierung den Vorschlag unterbreitet hätte, daß dem Erbprinzen von Holland die Regierung dieses Landes, mit allen erforderlichen und mehr Rechten als vormals, übertragen, dem Könige aber ein Einfluß auf die Verwaltung gesichert werden sollte. Darauf erwidert der Herzog: „Die mir gütigst mitgetheilten Nachrichten vom 1. d. M. sind redende Beweise, wie beide Regierungen, die französische sowohl wie die batavische, zum Zweck es sich gemacht haben, auf der einen Seite Zeit zu gewinnen, und auf der andern Preußen in ihre Interessen zu verflechten". Ueberzeugend weist er nach, daß die Durchführung dieses Vorschlages unter den obwaltenden Verhältnissen eine Unmöglichkeit sei. Dann fährt er fort: „Ich rechne platterdings nicht auf die Abtretung der überrheinischen Provinzen, so lange das Schicksal von Holland noch nicht entschieden ist und das Directorium (von unserer Seite) keinen Ernst sieht. Der Edelmuth des Königs kann sich nicht in dermaßen herabsetzen, um von dem Grad der Arglist und Bosheit überzeugt zu werden, den die Regierer und Agenten Frankreichs besitzen. Belieben Dieselben sich zu entsinnen, daß ich Ottens Unterhandlungsanträge im Monat Juli nie anders als bloße Mittel angesehen habe, um Zeit zu gewinnen und die englischen und russischen Negociationen rückgängig zu machen; die folgende Zeit wird zuverlässig mehr und mehr darthun, daß von Frankreich weder Freundschaft noch Nachgiebigkeit zu erwarten stehe, daß des Directorii äußerstes Bestreben dahingeht, bald durch dieses, bald durch jenes Unterhandlungsproject Preußen hinzuhalten und die gehässigsten Gerüchte zu verbreiten von der Mitwirkung Preußens für Frankreichs Interessen. So gewiß ich mich überzeugt halte von den weisen Maßregeln, die der König zum Besten des Staates ergreifen wird, ebenso gewiß bin ich überzeugt und bin es seit dem abgebrochenen Rastatter Friedenscongreß immer mehr geworden, daß mit bloßen Negociationen, ohne ernstlich dabei die Waffen in den Händen zu haben, nie zu irgend Etwas zu gelangen stehet. Gerechtigkeit, Billigkeit und Mäßigung kann nur von rechtmäßigen Regierungen erwartet werden, die auf Grundsätzen von Religion und Moral beruhen, nie aber von solchen, die ihr Dasein durch Mord und Raub erworben haben und nur allein durch gewaltsame Mittel verlängern können".

Die Richtigkeit dieser Beurtheilung der französischen Politik ist durch die folgenden Ereignisse nur allzusehr bestätigt. Die noch weiter geführten Unterhandlungen Preußens verliefen im Sande, zumal in kurzem ein vollständiger Umschwung der Verhältnisse eintrat. Herbeigeführt wurde dieser durch den unheilvollen Zwiespalt der russischen und österreichischen Politik. Rußland wollte in Italien jede Fremdherrschaft beseitigen und die alten Regierungen restauriren, Oesterreich aber an die Stelle der französischen seine eigene setzen. Der große Suworoff mußte Italien, die Stätte seiner Siege, verlassen und sich nach der Schweiz wenden. Nun folgte die Zertrümmerung des russischen Heeres in der Schweiz, die Niederlagen der Russen und Engländer in den Niederlanden. Ergrimmt zog der Czar seine Truppen zurück. Die große Coalition fiel auseinander. Damit war von der französischen Republik, die eben noch den Einmarsch der feindlichen Heere in ihre offenen Grenzen befürchten mußte, die drohende Gefahr abgewandt. Auf dem Boden Frankreichs erschien jetzt, heimgekehrt aus Aegypten, der Held, dem die Nation, nach neuen Siegen verlangend, sich hingab. Die Schlachten von Marengo und Hohenlinden brachen den Widerstand Oesterreichs, der Friede von Luneville machte den Rhein zur Grenze des deutschen Reiches.

Preußen hatte sich längst auf den Standpunkt völliger Neutralität zurückgezogen. Die große Gelegenheit, im Bunde mit dem übrigen Europa das revolutionäre Frankreich niederzuwerfen, war versäumt, vielleicht für immer. Unzeitige Friedensliebe des Königs, gepaart mit kurzsichtiger Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse, hatten den unheilvollen Ausgang des Krieges mit herbeigeführt. Unter den Männern aber, die den preußischen Staat in die Bahnen einer für Preußen, Deutschland und Europa ersprießlichen Politik zu lenken nach Kräften sich bemüht haben, steht der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand zweifelsohne in erster Linie.

Wenn also H. v. Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts" schreibt: „Es war die Schuld des Königs und seiner altersschwachen Generale, daß die große Stunde unbenutzt blieb", so dürfen wir unter diese nicht den Herzog zählen. Sybel, der im 5. Band seiner „Geschichte der Revolutionszeit" die Verhandlungen über den Anschluß Preußens an die Coalition ausführlich bespricht, zählt ausdrücklich zu jenen Generälen den Herzog. Es heißt dort (Bd. V S. 261): „Ganz entschieden für die Fortdauer der Neutralität war eine Anzahl der älteren Generale, vor Allem der Herzog von Braunschweig, theils nach einer übertriebenen Schätzung der französischen Wehrkraft und der Gefahren eines Kampfes mit derselben, theils nach dem überlieferten, seit 1793 nur zu oft bestätigten Mißtrauen gegen Oesterreich". Er stützt sich dabei auf einen Bericht Grenville's und bemerkt dazu: „so kläglich und unpreußisch diese Kriegsscheu der höhern Officiere erscheint, so kann sie doch bei dem Herzoge von Braunschweig nach allen Erfahrungen von 1792 und 1793 so wenig wie bei den übrigen Anführern von 1806 Verwunderung erwecken". Die thatsächliche Stellung des Herzogs in jenem entscheidenden Zeitpunkte ist durch Bailleu's Publicationen erwiesen, die angeführten Briefe ergänzen das von B. gebotene archivalische Material.

Daß aber jener Standpunkt, den der Herzog der allgemeinen Lage gegenüber einnahm, der richtige gewesen ist, darin stimmen unsere bedeutendsten neueren Geschichtsschreiber, Häusser, v. Treitschke und v. Sybel, überein. Letzterer (a. a. O. S. 265 f.) erkennt die reinen und edlen Absichten des Königs Friedrich Wilhelm durchaus an, „der nicht Waffenruhm für sich, sondern den Segen des Friedens für sein Volk ersehnte". „Aber auch das ist königlich", fährt er fort, „die Freude des Augenblicks für die Sicherheit der Zukunft dahin zu geben". Er bezeichnet den Entschluß des Königs als „im höchsten Grade verhängnißvoll" und erklärt, daß das Mißtrauen gegen Oesterreich und Rußland leichter wiegen mußte, als die von Frankreich drohenden Gefahren. „Auf welchem Wege hatte man bessere Aussicht, die Ereignisse nach dem eigenen Sinne zu wenden, bei stumpfer Unthätigkeit neben den Triumphen der Anderen, oder bei entschlossener Theilnahme und kräftigem Einfluß in dem Rathe der Coalition?" „Bei einem Kampfe welterschütternder Kräfte, wie es der damalige war, ist die Neutralität einem großen Staate nicht erlaubt". Absichtlich habe ich diese Sätze v. Sybel's angeführt, denn sie decken sich fast völlig mit den Anschauungen, die Karl Wilhelm Ferdinand vertritt. Wenn daher Grenville im Frühjahr 1799 schreibt: „Es giebt (am preußischen Hofe) keinen Mann von leitender und herrschender Begabung, welcher den ganzen Umfang der Gefahr und die entsprechenden Mittel des Widerstandes darlegte", so kann man behaupten, er würde in diese Verurtheilung den Herzog nicht einschließen, wenn ihm dessen Anschauungen vom Sommer 1799 bekannt geworden wären. Klar überblickte dieser die allgemeine Weltlage, die Preußen in den großen gemeinsamen Kampf einzutreten zwang, er erkannte das innerste Wesen der französischen Politik mit allen ihren ganz Europa bedrohenden Gefahren, er durchschaute die Absichten und Mittel der französischen Diplomatie, er vertrat mit seinem Hinweis auf die Nothwendigkeit eines engen Anschlusses Preußens an Rußland einen politischen Standpunkt, dessen Richtigkeit durch die Geschichte der folgenden Zeit durchaus bestätigt worden ist.

Aber nicht nur der politischen Einsicht des Herzogs müssen wir unbedingte Anerkennung zollen. Aus seinen mitgetheilten Aeußerungen und seinem Handeln tritt uns entgegen seine unwandelbare Treue und Anhänglichkeit an den preußischen Staat, das deutsche Empfinden des Herzogs, der, wie einst in den Tagen des Fürstenbundes, in Preußens Größe und Macht die Wohlfahrt Deutschlands erkannte, es tritt uns endlich entgegen der hochgesinnte und human empfindende Fürst, der das Wohl und Wehe Europas abhängig macht von der baldigen Niederwerfung der „weder auf Moral noch auf Religion beruhenden" Regierung in Frankreich.

Seine tiefe Ueberzeugung von dem Ernst der Stunde und sein ausgesprochenes Empfinden gaben ihm, dessen Rath nicht gesucht war, den Muth, als Rathgeber der Krone Preußens aufzutreten. Genugsam bekannt ist die Beurtheilung des Charakters des Herzogs von Seiten der neueren Geschichtsschreibung. Bei aller Anerkennung seiner hohen geistigen Gaben und seiner sittlich reinen Gesinnung wird ihm die Stärke des Willens und der Muth der Seele abgesprochen. Noch weit ungünstiger ist die Beurtheilung, die er von einzelnen seiner Zeitgenossen erfährt, so von Seiten Hardenberg's, auch von Klausewitz („Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe"): „ängstliche Rücksichtnahme", „kleinliche Vorsicht", „Mangel an Offenheit", „Vorliebe für Intriguen und subalterne Wege" werden ihm nachgesagt. Es ist hier nicht der Ort, diese Charakteristik auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Darüber aber kann kein Zweifel bestehen, daß es dem Herzog an der Kraft rücksichtslosen Wollens, deren es bedarf zu großer, schöpferischer That, gebrach. Selbst als Regent seines kleinen Landes, das seiner weisen Regierung so viel verdankt, hat er diese nicht bethätigt. Aber um so mehr ist es anzuerkennen, daß er im Jahre 1799 so frei und offen seine Meinung geäußert und nachhaltiger als irgend einer der preußischen Staatsmänner seinen Standpunkt vor dem Könige vertreten hat. Es ist dieses dem sonstigen Charakter Karl Wilhelm Ferdinand's widersprechende Verhalten ein Beweis dafür, wie tief und festgegründet die Gesinnung war, die er Preußens und Deutschlands Schicksal gegenüber hegte.

Dieselbe Gesinnung hat er bis an sein Lebensende bewahrt und bewiesen. Als Preußen, das auch im Jahre 1805 die alte Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit bethätigte, nun in dem darauf folgenden Jahre gezwungen wurde, in den Entscheidungskampf einzutreten, und zwar jetzt allein und nicht als Mitglied einer großen Coalition, sehen wir den greisen Fürsten wieder den Oberbefehl des preußischen Heeres übernehmen. Nicht der Ehrgeiz verlockte ihn, sondern die Pflicht trieb ihn dazu, besonders die Pflicht gegen das preußische Königshaus, mit dem ihn enge Bande der Zuneigung und des Blutes verknüpften, gegen den preußischen Staat, dem er die besten Kräfte seines thatenreichen und mühevollen Lebens gewidmet hatte und den er in der Stunde der Entscheidung nicht verlassen konnte. Die tödliche Verwundung auf der Hochebene von Auerstädt, die schweren Tage der letzten Leiden bis zu dem Augenblicke, wo er auf neutralem Boden ruhig sterben konnte, besiegelten die Treue, die der braunschweigische Herzog während seines ganzen Lebens dem preußischen Staate in den verschiedenen Phasen seiner Geschichte bewiesen hat.

Die obigen Ausführungen machen keinen Anspruch darauf, neue Ergebnisse für die Geschichte jener Zeit im Allgemeinen erbracht zu haben, sie dienen nur der Wahrheit und Gerechtigkeit in der Beurtheilung dessen, was der oft ungerecht beurtheilte Fürst für den preußischen Staat geleistet hat. Die Kenntnißgabe seines schriftlichen Nachlasses erscheint somit als Pflicht gegenüber dem Andenken des Herzogs, der selbst jene Denkschrift vom August 1799, in der die in den einzelnen Briefen geäußerten Ansichten übersichtlich zusammengefaßt uns entgegentreten, als sein „politisches Glaubensbekenntniß" bezeichnet, das er niederschrieb, „damit dereinst dargethan

werde, daß er nicht unter die Klasse derer gehöre, die mit Gleichgültigkeit die damaligen Verhältnisse der preußischen Monarchie betrachtet hätten".

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder

von C. Simm.

3. Parochie Salder.

Die heutige Parochie Salder ist aus der Vereinigung von Salder und der selbständigen Capellengemeinde Dutzum entstanden. Salder gehörte zum Bezirke des Archidiakonats Lengede und hatte an den Bischof die nicht unerhebliche Abgabe von 7 Lot Silber zu leisten [1]). Es läßt dies auf eine gute Ausstattung der Kirche schließen. In der That bezeichnet das Erbregister von 1540 neun Hufen Land als Pfarr- und 34 Morgen als Kirchengut; heute sind noch nicht 2 Hufen (50 Morgen) Pfarrland vorhanden, während die Kirche gar keinen Grundbesitz mehr hat.

Als erster Pfarrer von Salder wird Henricus, welcher zugleich Probst von Stederburg war, genannt; dieser hatte 1293 eine Streitsache mit Hermann von Olbershausen. Jedenfalls hat nach damaligem Mißbrauch dieser Probst die Pfründe genossen und davon einen Vikar mäßig gelohnt. Als wirklicher Pfarrer in Salder (plebanus) erscheint 1307 und 1323 Thidericus als Zeuge in einem Processe, den die Kirche von Wedem wegen Kirchenguts in Kirchheerte geführt hat. Erst in den Tagen der Reformation begegnet uns wieder ein Pfarrer in Salder, Nicolaus Rivenstahl (auch Riebestal) 1540. Er war mit den beiden Salderschen Patronatspfarren Salder und Niederfreden (mit der ganz abnormen Gesammtpfründe von fast 18 Hufen Landes) belehnt. In Salder hielt er sich einen Vikar. So hören wir, daß Laurentius Rethem, später in Lobmachtersen, zuerst Miethpfarrer in Salder gewesen [2]). Wie die Patronatsherrschaft, so neigte auch Nic. Rivenstahl zur evangelischen Sache. Noch i. J. 1547 steht sein Name mit dem Burchard's von Salder an dem werthvollen Abendmahlskelch. Als aber in Folge der Schlacht bei Mühlberg Herzog Heinrich zurückkehrt, muß der Pfarrer flüchten und zwar nach Braunschweig, der Herberge evangelischen Glaubens [3]). Zwanzig Jahre muß er seine Gemeinde meiden. An seine Statt tritt der bisherige Pfarrer zu Oberfreden, Johannes Ißmann, der den Pfarrpächter Rivenstahl's, Albertus Hoppe, in Salder beibehält. Von diesem berichtet Superintendent Neukirch von Barum: „Ist ein schlichter Mann, hat es gut gemeint in seinem Amte, ist von Bernhardin [4]) und den Jesuiten viel geplagt". Bei der Einführung der Reformation 1568 wird Rivenstahl noch examinirt, aber da er schon alt und gebrechlich war, zur Ruhe gesetzt. In Niederfreden folgte ihm der dortige erste Superintendent Henricus Schultius, in Salder Methusalem Richards. Bemerkenswerth ist noch der Visitationsbericht von 1651. Der damalige Pfarrer Henricus Gebhardi, welcher mit seiner Gemeinde die Schrecknisse des 30jährigen Krieges durchlebt hat — von 1631 bis 1680 amtirte er in Salder — hat das geistliche Leben trotz aller Verrohung der Zeit zu schirmen gewußt. „Die Gemeinde hat mich sehr wohl contentirt, daß ich kaum in einer Gemeinde solch herrlich Bekenntniß gefunden habe", schreibt der Visitator D. Joach. Lütkemann. Die Bauern haben allerdings eine Glocke für 300 ℛ in den schweren Zeiten versetzt. Der Kelch — von 1547, noch heute im Gebrauch — war auch versetzt. Die Bauern haben ihn aber müssen einlösen, jedoch haben die Ritter ihn bei dem neuen Amte zu Wolfenbüttel niedergesetzt mit dem Verbot, ihn nicht wieder in die Kirche zu geben. Pastor bittet um Restitution".

Die alte Kirche, ähnlich der zu Heerte mit breitem Thurm, sieht man auf dem Merianschen Bilde von Salder. Die heutige Kirche ist neben der alten nach den Intentionen des Herzogs August Wilhelm 1713 bis 1717 erbaut. Sie zeigt im Grundriß das griechische Kreuz; über den Schnittpunkte wölbt sich eine imposante offene Kuppel. Die Schutzpatronin ist Maria Magdalene.

Das kirchliche Lehnsrecht besaßen als Grundherren die von Salder. Wann diese in Salder eingezogen, ist nicht zu ermitteln. Es ist herzogliches Lehen. Als Dienstmann Heinrichs des Löwen erscheint als Zeuge Tidericus de Salderen [5]) 1169. Ein Wechsel im Patronat vollzog sich mit dem Verkauf Salders i. J. 1698. Darüber heißt es im Corp. bon. von 1750: „Da die hiesigen adelichen Güter an den damaligen Erbprinzen und nachmaligen Herzog August Wilhelm verkauft worden, ist das Jus Patronatus der hiesigen Pfarre zugleich auf denselben gefallen, und daher der damalige Adj. Mag. Schmid von Durchlaucht vociret worden (1710—1738). Nach des Herzogs Tode hat dessen hinterlassene Frau Witwe — Elisabeth Sophie Marie — mich den zeitigen P. U. M. Degner 1739 vociret. Da nun des regier. Herzogs Durchl. (Karl I.) hiesiges Gut anjetzo besitzen, so wird muthmaßlich das Jus Patronatus Ihro Durchl. auch zustehen". Der folgende Pfarrer Casp. Frdr. Knoblauch ist denn auch 1758 vom Herzog ernannt. Die einzige Pfarre, welche die von Salder in ihrer alten Heimath noch verleihen, ist Schlewecke unter dem Wohldenberge, zu welchem der jedesmalige Senior der Familie den Pfarrer in Vorschlag bringt.

Der andere Bestandtheil der Pfarrgemeinde Salder ist die heute wüste Capellgemeinde Dutzum. Dieses lag links von dem Wege, der von Salder nach Watenstedt führt. Noch heute sieht man von der Chaussee aus den Dutzumer Brunnen in einem Gebüsch, wie noch vor wenigen Jahrzehnten die Steinreste der Kirche und des Kirchhofs zu finden waren. Dusunhem wird

1) Hildesheim. Archid.-Verz.

2) Verhör von 1551 unter Lobmachtersen (Akt. Herz. Conf.).

3) Lichtenb. Erbreg. 1566 S. 59.

4) Bernhardin Lasthusen, Beichtvater Heinrich's d. J.

5) Sonst Salder(e), Zalder(e), aber nie Salderem (Knoll u. Bode S. 277 nach falscher Copie in den Orig. Guelf.).

zum ersten Male in der Stiftungsurkunde des Michaelisklosters zu Hildesheim 1022 erwähnt. Das Kloster besaß dort im Astfalagau in der Grafschaft des Tammo (Bruders Bischof Bernward's) nicht näher bezeichnete Grundstücke. Da über diesen Ort bislang wenig urkundliche Nachrichten bekannt waren, so möchten wir hier zur Erhellung seiner Geschichte Einiges mittheilen. Der Zehnte in Dusnem war Woldenberger Lehn der von Salder. Diese verkauften ihn 1273 zu drei Vierteln und 1275 das letzte Viertel an Kloster Stederburg. In dieser Zeit absorbirte dieses fast den ganzen Grundbesitz von Dutzum. Die Hauptfrage ist nun: Wann ist Dutzum eingegangen? Noch Kayser[6]) wiederholt nach Hassel und Bege die völlig unbegründete Angabe, unser Ort sei im 30jährigen Kriege zerstört. In unserem Amte ist auch nicht ein Ort durch diesen Krieg vernichtet. Knoll und Bode[7]) erwähnen, der Ort sei 1589 bereits nicht mehr vorhanden. Unsere Urkunden führen uns viel weiter zurück. Schon 1326 wird von dem einstigen Dorf Dhucen geredet[8]). Ritter Gebhard v. Weferlingen verzichtet auf die Stätte des einstigen Dorfes Dhucen und läßt sie durch Herzog Otto mit allem Zubehör dem Kreuzkloster auf dem Rennelberge übereignen. Die letzte Nachricht, aus der man noch auf die Existenz des Dorfes schließen kann, stammt aus d. J. 1282, als die v. Salder einen Hof 2 Wurten und $2^1/_2$ Hufen an Stift Stederburg verkaufen[9]). Wir haben also den Untergang in die Zeit um 1300 anzusetzen. Noch heute sind die in Salder eingebauten Dutzumer Höfe zu erkennen. Während die alten Salderschen Höfe im Centrum um die Kirche her liegen, sind die Dutzumer in die Peripherie eingeschoben, so daß der Ort sehr eng gebaut ist. Es sind etwa 20 Dutzumer Hofstellen.

Wie die v. Salder ehemals die Hauptgrundbesitzer in Dutzum waren[10]), so besaßen sie auch das kirchliche Lehnsrecht. Es fand sich hier ein selbständiges Capelllehen mit einer allerdings sehr kleinen Pfründe. Es ist im Hildesheimer Archidiakonatsverzeichniß mit einer bischöflichen Abgabe von nur $1^1/_2$ Lot Silber verzeichnet. Diese Pfründe wurde später mit anderen verbunden. Bei der Visitation von 1542 heißt es: „Dutzem, die Capelle, der von Salder Lehen, ist Herrn Otto Krenke — zu Gustede Pfarrer“. Dieser verwaltet auch Gustedt und Engerode[11]). Der Beschluß der Visitatoren ging nun dahin: Die Capell, weil sie ein Desolat, so ist Burgkarten von Salder geschrieben, daß hinfürder dieselbe ist bei den Pfarren Salder und Niederfreden zugeeignet und dabei perpetuirlich sein soll. So finden wir 1544 Nicolaus Riesenstahl im Besitze dieser drei Lehen.

6) Reformat. Visit. 1897. S. 139 Anm. 243.
7) Herzogthum Brschwg. S. 278.
8) Urkunde des Kreuzklosters zu Braunschweig im Wolfenbüttel. Archiv.
9) Chron. Sted.
10) Da 1241 ein Ritter Heinrich von Dusenne auftritt, so ist nicht ausgeschlossen, daß die Salders Lehnsnachfolger dieser bald danach ausgestorbenen adeligen Familie sind.
11) vgl. vor. Abschnitt: Parochie Gebhardshagen.

Kurze Mittheilungen.

Glaubensbekenntniß über Herzog Heinrich d. J. zu Braunschweig und Lüneburg. Für den Haß, den die evangelischen Kreise gegen diesen eifrig katholisch gesinnten Fürsten hegten, ist ein Credo charakteristisch, das eine Winterthurer Handschrift enthält und auf das Professor Smend in der Zeitschrift für praktische Theologie 1899, III, S. 208 zuerst aufmerksam gemacht hat. Das lustige Schriftstück lautet folgendermaßen:

„Ich gloub, das der pabst ain vatter, fürderer vnd verteidinger aller lugen vnd bossheit, vnd das heintz von brunschwig sein ainiger sun sye, der empfangen ist von dem bossen gaist, gelitten vnder dem churfürsten von Sachssen vnd (unleserlich!), in der dritten nacht abgeritten von Wolffenbütel, vffgefaren gen Rom. Da er sitzt in der rechten Hand sines vatters, des bapsts, von dannen er maint zu komen mit mort, brennen, verretery vnd aller vntrun vnd bubery, zu richten alle, die wider sinen willen gethon vnd, ob Gott will, noch thun werden. Ich gloub, das der Bischoff von Mentz der libhafftig tüffel sy, der da schwert vnd wert, das die hailig christentlich Kirch durch gottes wort nit erquickt werde. Ich gloub, das der pabst, heintz vnd mentz dry perssonen vnd ain ainigs gottloss wessen syind, die da nit gloubend ain vfferstеung des flaischs, ouch von gott nit ongestrafft bliben, sunder nach disem leben die ewigen pein erlangen werdend. Amen.“ M.

Bücherschau.

Die Eisenbahnverhältnisse im Herzogthum Braunschweig. Denkschrift, dem Königl. Preuß. Ministerium der öffentlichen Arbeiten eingereicht von der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig. Braunschweig, Albert Limbach 1899. 45 S. 8⁰.

Ueber die in Grund und Boden verfahrenen Braunschweigischen Eisenbahnverhältnisse ist seit Jahren viel geredet und geschrieben, zu völliger Anschaulichkeit sind die wahrhaft trostlosen Zustände aber erst durch die vorliegende Denkschrift gebracht worden. Wer noch im Ungewissen darüber sein könnte, wie, wo und wann Braunschweigs wirthschaftliche Lebensadern unterbunden wurden, dem wird es diese Veröffentlichung sagen. Es ist ein ganz besonderer Vorzug dieser Schrift, daß sie sich von billigen Redensarten und Uebertreibungen fern hält, sich vielmehr überall auf Thatsachen beruft, die in den beigegebenen Tafeln und Karten ihre unwiderlegbare Erhärtung finden.

Der Preußische Eisenbahnminister hat eine Abordnung der zur Wahrung der wirthschaftlichen Interessen unseres Landes berufenen Handelskammer mit großer Liebenswürdigkeit empfangen. Man hat sich, wie die Tageszeitungen berichten, gegenseitig über die in der Denkschrift niedergelegten Beschwerden, Wünsche und Hoffnungen ausgesprochen, und der Herr Minister hat eine Reihe von allerdings vorsichtigen und unverbindlichen Zusagen gemacht. Wir wollen zum Wohle unseres Landes hoffen, daß das, was am Ende noch gut gemacht werden kann, bald geschieht, denn nirgends wiegt das „zu spät“ schwerer als in wirthschaftlichen Dingen!

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 22. 22. October **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Der Kampf um den Sitz an der „langen Tafel“.

Eine Geschichte aus altständischer Zeit.

Von A. Rhamm.

Es ist bekannt, daß, wie in anderen deutschen Landen, so auch im Herzogthume die Landstände seit dem 30jährigen Kriege ihre ehemalige Machtstellung mehr und mehr verloren und von ihren früheren Zuständigkeiten schließlich nicht viel mehr retteten, als innerhalb gewisser Grenzen das Recht der Steuerbewilligung. Sie übten ihre Befugnisse in der Regel aus durch das Organ des engeren Ausschusses [1]), der seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts aus dem Dechanten zu St. Blasien, 3 Mitgliedern der Ritterschaft und dem Vertreter der Stadt Helmstedt [2]) zusammengesetzt war. Bei wichtigeren Anlassen trat mit ihm der große Ausschuß — zuletzt 4 Prälaten, 9 Mitglieder der Ritterschaft und die Vertreter der Städte Braunschweig, Schöningen, Seesen und Königslutter — zu gemeinsamen Berathungen zusammen. Die Sitzungen des engern Ausschusses wurden seit 1714 in dem alten landschaftlichen Hause am Kohlmarkte, die der vereinigten Ausschüsse eben dort oder auf der Fürstl. Geheimerathsstube abgehalten.

Die Erfahrung soll lehren, daß Behörden, wie Einzelbeamte, je weniger sie zu thun haben, um so leichter auf Thorheiten verfallen, und so wird unbeschadet aller den Rechtsvorgängern unserer hochansehnlichen Landesversammlung gebührenden Hochachtung die Thatsache nicht in Abrede gestellt werden dürfen, daß, je mehr die Stände durch den fürstlichen Absolutismus in ihren Befugnissen verkürzt wurden, sie um so emsiger den äußeren Schein zu wahren suchten und daß, je seltener sie Gelegenheit zu nachhaltiger, anregender und ersprießlicher Thätigkeit fanden, sie um so leichter der Versuchung unterlagen, ihre Muße in leeren Form- und Rangstreitigkeiten zu verschwenden.

Ein den Acten entnommener Vorgang aus den letzten Zeiten der altständischen Verfassung mag hierfür zum Belege dienen.

Unterm 9. Mai 1773 traf bei dem engern Ausschuß eine Eingabe der Deputirten der Städte Seesen, Schöningen und Königslutter ein, in welcher nach dem Hinweis auf die notorische Thatsache, daß die Deputirten der zum großen Ausschuß gehörigen Städte in den gemeinsamen Sitzungen bislang an einem Nebentische placiret seien, Beschwerde darüber geführt wird, daß der deputirte Bürgermeister der Stadt Braunschweig zu unterschiedlichen Malen sich eigenmächtig und wider alles Herkommen an einer anderen Tafel — dem größeren, für die Prälaten und Ritterschaft bestimmten Tisch — niedergelassen habe. In dieser Anmaßung ward eine Beleidigung der genannten Städte seitens ihres Mitdeputirten erblickt. „Sobald dieser über das Herkommen weg gehen, sich von seinen Mitständen trennen, ein Vorrecht für dieselben verlangen und sich an einen Ort, wo er dem Herkommen gemäß nicht hingehöret und ihm keine Stelle bereitet, eindrängen will, hält er sich besser, als seine Mitstände. Sobald er dieselben geringer hält, als sich, beleidigt er sie. Zu unserem Präjudize können wir diese Beleidigung nicht länger erdulden und ersuchen daher unsere hochzuverehrenden Herren, dem Deputirten der Stadt Braunschweig unsere Unzufriedenheit wegen Beleidigung unserer als seiner Mitstände zu eröffnen und freundschaftlich zu bedeuten, daß er mit dem Herkommen sich begnügen und sich keines Vorrechts ohne fernere Beleidigungen seiner Mitstände anmaßen könne“.

Der engere Ausschuß, der zufällig am Tage darauf Sitzung hielt, nahm sich ohne Zögern im Sinne der Beschwerdeführer der Sache an. „Weswegen mir, dem Landsyndico, aufgetragen wurde, der Stadt Braunschweig jetzigen Herrn Deputirten, Bürgermeister Koch, darüber mündlich Vorstellung zu thun, daß derselbe zu Beibehaltung des guten Vernehmens in curia civitatum

---

1) Soweit er die verwilligten Steuern zu erheben und zu verwalten hatte, Schatzcollegium genannt. Die amtliche Bezeichnung war: „Die zum engern Ausschuß und Schatzsachen des Herzogthums Braunschweig, Wolfenbüttelschen Theils Verordneten“.

2) Braunschweig hatte zur Zeit der Einsetzung des Ausschusses (1598) die Landtage nicht mehr beschickt, da es dem Herzog nur eine Schutzvogtei, nicht die Landesherrschaft über sich zugestand. Wolfenbüttel war als Burgsitz der Herzöge in früheren Zeiten von der Theilnahme an Reichs-, Kreis- und Landessteuern befreit und aus gleichem Grunde in der Landschaft nicht vertreten. In letzterer Beziehung ist auch daran nichts geändert, als die Residenz nach Braunschweig verlegt wurde.

sich dem in dem Herkommen begründeten Verlangen der übrigen Herrn Deputirten ex curia civitatum fügen, auch damit ein Gleiches von den künftig zu deputirenden Herrn der Stadt Braunschweig geschehe, davon im collegio des hiesigen Stadtmagistrats den Vortrag thun, und wie derselbe dem Herkommen gemäß seinen Herren Deputirten sich hierunter betragen zu lassen geneigt sei, mir Nachricht ertheilen möge".

Der Landsyndikus kam seiner Weisung sofort nach; es vergingen indessen Monate, ohne daß der Missethäter sich rührte. Da auch in einer späteren Conferenz der Ausschüsse laut einer besonderen Bemerkung des betreffenden Protokolles der Herr Hofgerichts-Assessor und Bürgermeister Flach von Braunschweig den Sitz bei dem kleinen Tische mit dem Bürgermeister von Seesen genommen hatte, so schien Ruhe und Ordnung wiederhergestellt, die Heiligkeit des Herkommens gesichert, der Samen der Zwietracht verdorrt zu sein, als unvermuthet von Neuem ein Funken in's Pulverfaß geschleudert wurde. Der Landsyndikus Hartken berichtet darüber:

„Zur Nachricht.

Als bei der Conferenz des engern und großen Ausschusses den 26. Januarii 1774 die Herren des engern Ausschusses und die Herren des größern Ausschusses in curia praelatorum und nobilium sich, und ich nebst selbigen mich, an der großen Tafel niedergelassen, auch die 3 Herren Bürgermeister von Seesen, Schöningen und Königslutter sich nach dem für sie gesetzten Tische begeben, ist der Herr Hofgerichts-Assessor und Bürgermeister Flach von Braunschweig bei der großen Tafel neben mir stehen geblieben und hat sich herausgelassen, daß für ihn an dieser Tafel noch zu einem Stuhle Platz wäre. Darauf ich ihm antwortete, wie ihm bekannt wäre, was von den übrigen Herrn Bürgermeistern wegen des Sitzes und der Trennung des Herrn Bürgermeisters von Braunschweig vorgekommen, daß dieses Fürstliches Schatzcollegium per extractum protocolli durch mich an den damals dirigirenden Herrn Bürgermeister Koch gelangen lassen, daß selbiger davon Vortrag im Magistratscollegio thun und von dessen Entschlusse hierüber Fürstlichem Schatzcollegio Eröffnung geben möge, welches letzteres nicht geschehen. Der Herr Hofgerichts-Assessor Flach erwiderte, daß ihm davon nichts bekannt, der jedesmalige Bürgermeister von Braunschweig in possession wäre, bei Conferenzen am großen Tische Platz zu nehmen und wenn ihm dieses nicht verstattet werden sollte, er abtreten würde. Auf meine weitere Vorstellung, daß es an dem hiesigen Magistrat läge, daß derselbe gar nicht geantwortet, sonst, wenn es nöthig, die Sache an Serenissimum zur Entscheidung vom Fürstl. Collegio würde gebracht sein, welcher Vorstellung des Herrn Geheimen und Schatzraths von Hoym Excellenz beitreten, mit der Eröffnung, daß dieses eigentlich nicht des Fürstl. Schatzcollegii, sondern der übrigen Herrn Bürgermeister Sache wäre[3]), welches der Herr Hofgerichts-Assessor Flach damit beantwortete, daß er nicht aus der possession de facto gesetzet werden, auch die Herrn Stände soweit hierunter nicht Richter sein könnten, er protestirte gegen den heutigen Vorgang, wollte jedoch dermalen aus Respect gegen die Herrn Stände den Platz bei den übrigen Herrn Bürgermeistern nehmen,

welches

also geschehen, übrigens ist hierüber von dem Herrn Hofgerichts-Assessor und Bürgermeister Flach ad protocollum nichts vorgetragen,

auch

bei der am 29. Januar 1774 vorgewesenen Conferenz von ihm der Sitz bei den übrigen Herrn Bürgermeistern ohne weitere Widerrede genommen".

Die aus dem letzten Vermerke zu entnehmende Erwartung fernerweiter Friedfertigkeit seitens des braunschweigischen Herrn Deputirten erwies sich indessen leider gar bald als eine arge Täuschung. Senatus in Braunschweig war keineswegs gesonnen, sich ohne Weiteres aus dem angeblichen Besitz verdrängen zu lassen, und unterbreitete sein gutes Recht sofort dem Herzoge in einer Beschwerdeschrift[4]), aus der der helle Zorn hervorleuchtet. Es werde, heißt es darin, den Ständen, wie den gegenwärtig gewesenen Herrn Ministern verhoffentlich unentfallen sein, daß bei landschaftlichen Versammlungen der consul deputatus der Stadt Braunschweig seinen Sitz an der großen Tafel gleich nach dem deputato der Stadt Helmstedt[5]) auf dem daselbst gewesenen Stuhle der Tradition nach, von wenigen Ausnahmefällen abgesehen, genommen habe. Es habe also sehr befremden müssen, daß im abgelaufenen Jahr deputati der Städte Seesen, Schöningen und Königslutter eine vermeintliche Beschwerde gegen die Stadt Braunschweig formiren wollen, als ob diese durch die Sitznehmung am großen Tische ein beleidigendes Vorrecht vor ihnen gesucht hätte. Am mehresten aber befremde es, daß, als am 26. Januar dieses Jahres der Bürgermeister bei einer in der landschaftlichen Stube gehaltenen Versammlung seinen gewöhnlichen Platz nehmen wollen, er „nicht allein, ohngeachtet Platzes genung an dem großen Tische übrig gewesen, dort keinen Stuhl gesetzet befunden, sondern auch von dem Landsyndico an den kleinen Tisch zu den deputatis der Städte unter dem nichtigen Vorwande, daß, weil die geforderte Erklärung nicht eingekommen, man die Stadt Braunschweig pro tacite consentiente gehalten hätte, gewiesen worden, wodurch er es denn zwar so weit gebracht, daß deputatus theils um der Heiligkeit des Ortes nicht zu nahe zu treten, theils um den gegen die ansehnlichen Herren Mitstände hegenden égard nicht zu verletzen und zugleich um alle Bewegungen zu vermeiden, welche eine sonst rechtliche, eigenmächtige Beschützung der possession erfordert, sich lieber in die Zeit schicken und unter geschehener Protestation de non omittendo, sed potius conservando jure civitati competente den Platz an dem kleinen Tische einnehmen wollen, in unterthänigster Hoffnung, daß Ew. Durchlaucht die

3) Eine Ansicht, die leider vom Schatzcollegium nicht weiter vertreten ist.

4) Sie datirt vom 15. April 1774 und trägt die Unterschriften: Flach, Mund, Wilmerding, Koch.

5) Dem Mitgliede des engern Ausschusses, während Braunschweig, wie schon bemerkt, nur dem großen Ausschuß angehörte.



Stadt Braunschweig bei ihrer so lange gehabten possession gnädigst schützen werde".

Es wird dann des Weiteren dargelegt, daß von einer Separation von den übrigen Städten gar nicht die Rede sein könne, weil man, wo de salute civitatum etwas vorgekommen und curiatim gestimmt sei, sowohl in publiquen, als privat-Häusern mit ihnen in Deliberation getreten sei, um de bono communi mit ihnen zu consultiren,

daß ferner, wenn in dem Sitze am großen Tische ein Vorrecht der Stadt Braunschweig etwa gefunden werden sollte, Braunschweig als primaria civitas und wegen der ihnen obliegenden, weit größeren conferendorum und onerum mit gutem Grunde ein solches behaupten könne, zumal da auch bei der Unterschrift des letzten und vorherigen Landtags-Abschiedes[6]) sogar Braunschweig vor der Stadt Helmstedt, die doch noch im engeren Ausschusse befindlich, die préference gelassen sei,

daß auch laut des §. 35 des Landtags-Abschiedes (vom 9. April 1770) die Curie der Städte mit den beiden anderen curiis ein corpus ausmachen und mit ihnen in der besten Verbindung erhalten werden solle, dieser Endzweck aber nicht durchgehends zu erhalten sei, wenn jene von den Curien der Prälaten und Ritterschaft gleichsam abgestoßen werde und an einem *entfernten*, separaten, kleinen Tisch sitzen solle, übrigens *auch* dergleichen Separatismus in keinem Landesgesetze gegründet sei und nur zu schädlichem Mißtrauen, (ob werde curia civitatum nicht so gut, als die anderen beiden Curien in corpore geachtet) Anlaß gebe

und

daß endlich Braunschweig auch den anderen Städten das Recht, sich gleichfalls an den großen Tisch zu setzen, nicht streitig mache und dort zu allen Zeiten Platz für alle städtische Deputirte sein könne, wenn nur „die an der großen Tafel sitzenden Land-Syndicus und Land-Rentmeister ihre Stellen etwas verrücken wollen oder auch die Tafel um ein paar Fuß, wozu Raum genung vorhanden ist, verlängert wird".

Es folgt dann noch unter Berufung auf Pandektenstellen und die Schriften von Rechtsgelehrten der Nachweis, daß das Stillschweigen des Senatus auf die Beschwerde der 3 Städte als ein consensus in deren Ausführungen nicht angesehen werden könne, zumal einestheils das collegium Senatus wegen seiner gehäuften anderen Geschäfte seine Zeit auf Beantwortung dergleichen odiösen Querelen bisher nicht verwenden können, anderentheils auch dazu kein terminus praejudicialis präfigiret gewesen, auch nicht präfigirt werden können, weil, wenn die Sache processualiter tractirt werden sollte, sie vor die oberen judicia dieses Landes gebracht und daselbst entschieden werden müsse. Zum Schluß ergeht an den Herzog die Bitte, Se. Durchlaucht möge die Stadt bei der possession, in landschaftlichen Versammlungen, zu welchen sie miteingeladen werde, ihren Sitz an der großen Tafel nehmen zu können, schützen und gnädigst geruhen, deshalb Ordre zu ertheilen.

Der Herzog ließ durch Rescript vom 25. April 1775 dem Schatzcollegium Abschrift der Beschwerde mit der Auflage schleuniger Berichterstattung zugehen, bemerkte aber gleichzeitig, daß inzwischen, da der Stadt Deputirte sich in unstreitiger possessione vel quasi, praesente ministerio ducali an der großen Tafel mitzusitzen, befinde, es dabei billig sein Verbleiben habe.

Das Schatzcollegium trug in seinem Berichte den Thatbestand vor, der zur Beschwerde Anlaß gegeben hatte, hob hervor, daß es in Folge der anfänglich von dem Abgeordneten der Stadt Braunschweig bewiesenen Fügsamkeit die Sache für erledigt gehalten habe und anderenfalls sie dem Herzog zur Entscheidung vorgelegt haben würde, und bemerkte, daß das neuerliche Vorgehen der Stadt in hohem Maße überraschend sei, meinte auch, daß die Art desselben anmaßlich sei und die übrigen Städte heruntersetze. Dem Vorschlage, daß auch diese ihren Sitz an dem Tisch der Prälaten und Ritterschaft nehmen möchten, widersprächen sie selbst in einer in Abschrift beigefügten Eingabe unter Berufung auf das Herkommen, das ihnen bei landschaftlichen Versammlungen einen besonderen Tisch einräume. Dieses Herkommen bestehe in der That und sei allen Ständen bekannt. Der Bürgermeister von Helmstedt sitze in seiner Eigenschaft als Mitglied des engern Ausschusses an der langen Tafel. Nur wenn in Folge Ausbleibens eines Deputirten dort ein Stuhl ledig geblieben, überhaupt aber nur in sehr seltenen Fällen, habe der braunschweigische Deputirte ihn wohl eingenommen. „Denen unter uns, welche den landschaftlichen Conferenzen schon lange Jahre beigewohnet, ist noch gar wohl erinnerlich, daß, wenn der Bürgermeister von Braunschweig einen ledig gebliebenen Stuhl an der großen Tafel eingenommen hat, hernach weiland Geheime und Schatzrath von Cramm, wie auch weil. Geheime und Schatzrath von Bötticher geäußert, daß, wenn dergleichen sich wider das Herkommen wieder begeben solle, der Landsyndikus dem Bürgermeister von Braunschweig seinen Platz an der kleinen Tafel anweisen müsse, welchen beiden Schatzräthen das Herkommen hierunter schon vor sehr langen Jahren bekannt gewesen ist". Dieses Herkommen könne die Integrität des corpus der gesammten Landschaft um so weniger stören oder eine Dismembrirung nach sich ziehen, als schon Jahrhunderte hindurch bei demselben die Integrität fortbestanden habe, im Gegentheil werde die Integrität der Curie der Städte, indem „sie sich in allen Fällen, auch im Sitzen zusammenhalten", dadurch befestiget. „Wir wünschen nichts mehr, als daß allen Irrungen in der Curie der Städte vorgebeuget und das bisherige gute Vernehmen zur Beförderung des Landes Besten erhalten werden möge, müssen jedoch Ew. Durchlaucht in Unterthänigkeit überlassen, ob Höchst Dieselben nach dem angeführten Herkommen den Magistrat allhier gnädigst zu bescheiden oder über desselben Suchen die Städte Seesen, Schöningen und Königslutter erst in Gnaden zu hören geruhen wollen." (Bericht vom 30. März 1774).[8])

6) Gemeint ist der Landt.-Abschied von 1770 und der nach dem Convocationstage von 1774 vereinbarte Receß von 1775.

8) Die Mitglieder des engern Ausschusses in den Jahren, in denen diese Vorfälle sich zutrugen, waren der Cammerrath Bokelmann, zugleich Dekan von St. Blasien,

Unterm 9. Juni 1774 erfolgte darauf eine Resolution des Herzogs. Daß sie sich die Anschauung des Schatzcollegiums nicht angeeignet haben kann, erhellt aus einem Briefe, den der Landrentmeister Bokelmann am 17. Juni an den Landsyndikus abschickte. Er theilt darin mit, daß er am Abend vorher Gelegenheit gehabt habe, dem Erbprinzen die „besorglichen, widrigen Folgen von dem bewußten Fürstl. Rescript" mündlich vorzustellen und, da sie gut aufgenommen, der getroffenen Abrede nach auf ein anderweites Rescript anzutragen, durch welches die Publication des ersteren aufgeschoben oder solches allenfalls zurückgefordert werde. Auch dieser Vorschlag habe soweit Beifall gefunden, daß Se. Durchl. noch sofort des Herzogs Durchl. solches haben vortragen wollen, und habe er sogleich ein derartiges Rescript selbst abfassen müssen. Nähere Nachrichten über diese Sache und die Aeußerungen des Erbprinzen behält er sich mündlich vor.

Der Erbprinz hielt Wort. Wenige Tage hernach sandte er dem Landsyndikus Hartken ein eigenhändiges Schreiben folgenden Inhalts:

„Des Herzogs meines Herrn Vatters Durchl. haben auß bewegenden Ursachen gnädigst geruhet, mir aufzutragen, daß unterm 9. d. an löbl. Schatz-Collegium erlassene Rescript, den Sitz der Stadt Braunschweig bey Versammlung des Größern und Engern Ausschusses betreffend, von den Herrn Landt Sindicus hiemit wieder zurückzufordern, wie dan Höchst dieselben noch anderweitig diese Sache sich wollen vortragen lassen und daher die Publication des Rescripts vermieden wissen wollen. Dieselben ersuche dahero, mier fordersamst dieses Rescript zurückzusenden und von der mier besonders hierunter erzeigten Gefälligkeit sich versichert zu halten, der ich mit vieler Hochachtung verbleibe

Deroselben
Braunschweig, den 18. Juny 1774. ganz ergebener
Carl W. F. Erbprinz
zu Braunschw. u. Lün.

Das sonach verheißene, anderweite Rescript ließ lange auf sich warten. Vielleicht mochte Serenissimus hoffen und glauben, daß die allheilende Zeit auch hier ihre lindernde Wirkung auf die erregten Gemüther ausüben und ihn der Nothwendigkeit entheben werde, dem Streit durch ein fürstliches Machtwort ein Ende zu setzen, vermuthlich aber lagen ihm auch wohl dringendere Sorgen an seinem landesväterlichen Herzen, wie ihm denn die überaus betrübenden Verhältnisse des fürstlichen Cammergutes und die demnach nicht zu umgehende Beschwerung seiner getreuen Unterthanen in seinen letzten Regierungsjahren manche verdrießliche Stunde bereitet haben dürften. Aber die Sache hatte doch nach Ansicht der Schatzräthe eine zu bedeutende Importanz und Consideration, als daß sie hätte auf sich beruhen mögen, und so erschien dann — reichlich $1^1/_2$ Jahr nach dem Bericht des engeren Ausschusses — ein Höchstes Rescript, welches kurz, nervose, und deutlich sich dahin verlauten ließ:

„Carl, Herzog ꝛc. Uns ist aus eurem unterthänigsten Bericht vom 30. Mai des vergangenen Jahres, den Sitz der Stadt Braunschweig bei den Conferenzen Unseres Fürstl. Ministerii mit dem Engeren und Größeren Ausschuß betreffend, umständlicher Vortrag geschehen".

„Wie Wir nun nicht absehen können, wie die zum Größeren Ausschuß mitdeputirte 3 Landstädte der vor ihnen so weit erhabenen Haupt- und Residenzstadt Braunschweig ein unterscheidendes Vorrecht mit einigem Grunde mißgönnen und es als eine Trennung in der curia civitatum ansehen mögen, wann gedachte Stadt in der Versammlung des Engeren und Größeren Ausschusses sowohl, als wenn nebst jenem zugleich einige von diesem in Fürstl. Geheimer Rathstube erscheinen, nicht bei ihnen an dem Nebentische, sondern an der langen Tafel sitzet, da die Stadt Helmstedt, welche eben auch daran sitzet, dadurch gleichfalls nicht von ihnen getrennt zu halten sein mag, so ist unser gnädigster Wille, daß wenngleich ein ganz beständiges und unveränderliches Herkommen solches bishero nicht mit sich gebracht, von nun an künftig mehrerwähnte Stadt Braunschweig um so mehr, als sie auf offenen Landtägen vor Helmstedt selbst den Vorsitz hat, nächst dieser den Sitz an der langen Tafel haben solle. — Braunschweig, den 23. November 1775. Carl Hz. z. Br. Oggezeichn. v. Praun".

Allein in dem Bewußtsein seiner guten Sache ließ sich das Schatzcollegium nicht schrecken. Es beschloß vielmehr, nochmals „kurz vorzustellen, daß das Herkommen in diesem Betracht beibehalten werden möge, dabei auch den Landtags-Abschied de 1770 und Landes-Receß de 1775 zu allegiren". Beides geschah in einem Bericht vom 17. Januar 1776:

„Weil sehr viele Landesangelegenheiten auf dem Herkommen beruhen, so haben Ew. Durchlaucht Getreue bei den Handlungen des letzten Landtages, wie auch der letzten allgemeinen landschaftlichen Versammlung devotest gebeten, daß das Herkommen in seinen Kräften und Verbindlichkeit bleiben möge; darauf dieselben in dem proemio des Landt.-Abschiedes vom 1. April 1770 und in dem proemio, auch Artikel 36 des Landesrecesses vom 2. September 1775 die Höchste Landesherrliche Erklärung und Versicherung erhalten haben, daß vorige Landtags-Abschiede, Reverse, Recesse, Verträge und Herkommen vorbehalten und in ihren vollen Würden, Kräften und Verbindlichkeiten verbleiben sollen. Wie also dem Herkommen gleiche Verbindlichkeit mit den Landtags-Abschieden, Reversen, Recessen und Verträgen gnädigst beigelegt worden, so würde es unsere gesammten Mitstände, wenn wir an selbige diese zu der ganzen Landes-Verfassung gehörige Angelegenheit nach unseren Pflichten bringen müßten, wie uns, auf das Empfindlichste schmerzen und in Bestürzung setzen, daß das Herkommen auch nur in einem Stücke einen Abfall in seiner Kraft und Verbindlichkeit leiden sollte. Zu Ew. Durchl. Höchsten landesväterlichen Gnade hegen wir jedoch noch das devoteste Vertrauen, daß Höchstdieselben zum ferneren Troste

der Geheime und Schatzrath von Hoym Exc., der Oberhauptmann und Schatzrath von Bülow, der Schatzrath von Honrodt und der Hofrath Cellarius, Bürgermeister von Helmstedt, daneben mit berathender Stimme der Landsyndikus Hartken.

und Beruhigung der unterthänigsten getreuen Stände das Herkommen in allen Stücken, also auch in Betreff des Sitzes der Stadt Braunschweig bei den landschaftlichen Zusammenkünften und anderen Conferenzen nach den Landes-Recessen in seinen vollen Würden und Kräften erhalten zu lassen gnädigst geruhen werden, darum wir unterthänigst bitten".

Dem Bericht folgte fast unmittelbar die Allerhöchste Erwiderung, welche die Streitfrage eingehender, als bisher geschehen, erörtert, das Schatzcollegium mit seinen Beweisgründen nach verschiedenen Seiten hin ad absurdum führt, hier und da auch gröberes Geschütz zwischen den Zeilen spielen läßt. Das letzte landesfürstliche Rescript, so wird dort gesagt, sei theils durch die eigenen früheren Aeußerungen des Schatzcollegiums, theils durch billige Betrachtungen veranlaßt. Zu jenen zähle namentlich die Anerkennung, daß die Sache zur Höchsten Entscheidung gehöre, womit die gegenwärtige Aeußerung, daß der Ausschuß die Sache allenfalls nach seinen Pflichten an die gesammten Mitstände bringen müsse, gar nicht übereinstimme. Wenn ferner im vormaligen Berichte anheimgegeben sei, den Magistrat nach dem Herkommen zu bescheiden oder die Städte Seesen, Schöningen und Königslutter in Gnaden zu hören, so ergebe sich daraus deutlich, daß die Sache damals als eine zwischen der Stadt Braunschweig und den betreffenden drei kleinen Städten obwaltende, allenfalls im Wege Rechtens auszumachende Differenz und nicht, wie jetzt gesagt werde, als eine zu der Landesverfassung gehörige Angelegenheit, das Gebot des Höchsten Rescripts vom 23. November v. J. daher auch nicht als empfindliche Kränkung und eine Abweichung vom Inhalt der Landtagsabschiede und Recesse betrachtet sei und habe betrachtet werden können. Die für die Stadt Braunschweig eintretenden billigen Betrachtungen beständen vornämlich darin,

daß alle drei Curien ein inseparables Corpus ausmachten und das Sitzen der curia civitatum an einem besonderen Nebentische überhaupt einer im Art. 5 der Landes-Privilegien vom 9. April 1770 verbotenen Dismembrirung ähnlich sehe[9]),

daß wenn die Städte Seesen, Schöningen und Königslutter es bei dem in Ansehung ihrer anerkannten Herkommen bewenden lassen und sich mit dem Sitz an der Nebentafel begnügen wollten, sie darum noch kein Recht hätten, zu verlangen, daß Braunschweig sich ihnen gleich stellen und allen Unterschied zwischen großen und kleinen Städten an die Seite setzen solle,

daß, wenngleich Braunschweig seiner vormaligen Widersetzlichkeit halber bei Errichtung des Schatzcollegii übergangen und die in letzterem ex curia civitatum zu besetzende Stelle der Stadt Helmstedt beigelegt worden, doch diese Stadt bei offenen Landtagen, wo die Glieder des engeren und großen Ausschusses in ihre curias zurückträten, jener weichen müsse, letztere daher auch bei Versammlungen der Ausschüsse vor den anderen Städten wohl einen Platz an der langen Tafel, wo auch die Stadt Helmstedt sitze, begehren möge,

daß endlich aber auch die gemeinschaftlichen Rechte der curia civitatum nicht mehr dabei litten, wenn die Stadt Braunschweig an der langen Tafel sitze, als bisher dadurch, daß die Stadt Helmstedt ihre Stelle daran habe, und daß alle übrigen Stände eben so wenig dabei verlören, noch einen anderen Grund des Widerspruchs anführen könnten, als ein beständiges gegenseitiges Herkommen, woran es gleichwohl gänzlich ermangele.

„In Betracht aller angeführten Umstände", lautet sodann der Schluß, „sind Wir nun gewiß genug versichert, daß Unsere getreuen Stände sich über den Inhalt Unseres gnädigsten Rescripti vom 25. November 1775 zu beschweren keine gerechte, noch billige Ursache haben, Wir sind auch nicht gemeinet, Uns wenigstens bei den Ministerial-Conferenzen, zumal ein beständiges Herkommen nicht zu erweisen steht, etwas vorschreiben zu lassen, noch Uns der Uns allein zustehenden Decision zu begeben, daher es in diesem Stück bei mehrgedachtem Rescripto lediglich sein Bewenden hat. Soviel aber die Sitzung bei den landschaftlichen Zusammenkünften anlanget, wünschen wir, daß ihr selbst die Billigkeit sothanen Rescripti einsehen möget, und erwarten nach eurer ferneren reiflichen Ueberlegung der Sache euer unterthänigstes und billiges Gutachten, wie denn das Herkommen, wenn es auch nur in einem Stück, so geringe es an sich selbst sein mag, keinen Abfall an seiner Kraft und Verbindlichkeit leiden soll, ohne daß die Deputirten kleinerer Städte für sich die Sache weiter zu regen verlangen, behauptet werden möge. In Gnaden. Braunschweig, den 20. Januar 1776. Carl Hg. v. Br. (ggz.) Praun".

Die Annahme des Herzogs, daß das Schatzcollegium die Billigkeit der erlassenen Verfügung nunmehr selbst einsehen werde, zeugt von einem wohlthuenden Optimismus, aber sie traf nicht zu. Man beschloß vielmehr im Hinblick auf die geschehene Gestattung einer nochmaligen gutachtlichen Aeußerung, eine unterthänigste Vorstellung wider die ergangene Entscheidung unter Wiederholung der früheren Anträge einzureichen. War doch wenige Tage nach dem Eingang des landesfürstlichen Rescripts den getreuen Ständen in dieser leidigen Angelegenheit ein neuer Kummer bereitet. Am 23. Januar 1776 hatte auf der Fürstl. Geheimrathsstube zur Abnahme der Privatcassen- und Commißbäckerei-Rechnungen, wie in solchen Fällen üblich, eine Zusammenkunft der beiden Ausschüsse mit den Ministern stattgefunden, wobei „es ebenso unvermuthet, als betrübt gewesen, daß von dem Geheimen Rathe von Praun dem Bürgermeister von Braunschweig der Platz an der Großen Tafel, wie vorher nie geschehen, ordentlich angewiesen, also damit etwas Neues vorgenommen worden". Um so dringlicher mußte es

9) Der Art. 5 heißt:
„Der gnädigste Landesherr wollen alle drei Stände dieses Herzogthums, nämlich Prälaten, den Ritterstand und die Städte jetzo und in künftiger Zeit bei einander unverrückt bleiben lassen, die Integrität des corporis getreuer Landschaft beständig erhalten, auch dabei alle und jede beständige Dismembrirung äußerster Möglichkeit nach verhüten, keineswegs aber einigen Stand mit dero Willen versinken und ausgehen lassen".
Es ist schwer begreiflich, wie dieser auf die staatsrechtliche Sicherstellung der einzelnen Curien bezügliche Artikel überhaupt hier hat verwerthet werden können.

erscheinen, nochmals einen Versuch zur Rettung des alten Herkommens zu machen. Das ist denn auch geschehen in einer Eingabe vom 29. Januar 1776, die mit großer Ausführlichkeit das Verlangen der Stadt Braunschweig nach wie vor als unbillig darzustellen sich bemüht, neue Gesichtspunkte aber kaum darbietet. In Beziehung auf den Ausgangspunkt der ständischen Beschwerde, das Herkommen, wird bemerkt, daß ein landschaftliches Herkommen allezeit „das Alterthum voraussetze", also durch wenige Ausnahmefälle, die sich von ungefähr in neueren Zeiten zugetragen haben möchten, nicht entkräftet werden könne. Es ist darauf hingewiesen, daß in den benachbarten Celleschen, Hildesheimischen und anderen Landschaften in Betreff des Sitzes der Städte an einem besonderen Tisch ein gleiches Herkommen, wie hier, beobachtet werde. Man wiederholt die Besorgniß, daß die Mitglieder des großen Ausschusses gleichen Schmerz, wie ihre Collegen vom engeren Ausschuß empfinden würden, wenn in den landschaftlichen Zusammenkünften das Herkommen nicht in Kraft bleiben solle. Und man versteigt sich schließlich zu der Versicherung, die Ueberzeugung gesammter treuer Stände des weiteren Ausschusses von der Gewißheit dieses Herkommens sei so groß, daß wegen der Abweichung von demselben „eine Zerrüttung und Unterbrechung der heilsamen Deliberationen bei vorkommenden Landesangelegenheiten" zu befürchten sei.

Aber diese Schreckbilder verfehlten ihre Wirkung. Serenissimus fand sich nicht bewogen, auf die Eingabe eine Erwiderung in Gnaden erfolgen zu lassen, und so hatte es bei der früheren Bescheidung des Ausschusses sein Bewenden. Wohl nicht ohne die stille Hoffnung, daß der Sturmlauf nun von einer anderen Seite nochmals unternommen werde, setzte jetzt das Schatzcollegium die Städte Seesen, Schöningen und Königslutter von dem Inhalt der landesfürstlichen Rescripte in Kenntniß und hatte auch die Freude, binnen Kurzem ein an den Herzog gerichtetes ehrerbietiges Gesuch dieser Städte mit beifälligem Berichte an die Höchste Stelle einsenden zu dürfen. Für die Kennzeichnung der Anschauungsweise, die dieses Gesuch beherrscht, dürfte die in ihm ausgesprochene Meinung genügen, daß das Begehren der Stadt Braunschweig aus einer bloßen Geringschätzigkeit der übrigen Städte und deren Deputirten herrühre und es nicht anders sein könne, als daß „der Deputirte der Stadt Braunschweig sich schämet, bei den Deputirten der übrigen Landstädte zu sitzen, weil das Glück nicht gewollt, daß sie Bürgermeister in Braunschweig sein sollen". Daher kann dem hohen Landesherrn gewiß nicht verübelt werden, wenn auch diese Eingabe gleich der sie befürwortenden Empfehlung des Schatzcollegiums unberücksichtigt geblieben ist. Damit hatte endlich die ganze Angelegenheit ihre Erledigung gefunden.

Es wird nicht nöthig sein, die mitgetheilten Vorgänge, die eine äußere Formfrage zu einer ernsten Landesangelegenheit aufbauschten und in einer Abweichung von der in der ständischen Versammlung bisher geübten Hausordnung einen Bruch der verfassungsmäßig der Landschaft gewährleisteten Gerechtsame erblicken lassen, irgendwie noch weiter zu commentiren.

Seither ist ein Jahrhundert vergangen und die alte Landschaft mit ihren drei Curien längst zu Grabe getragen. In den heiligen Hallen des landschaftlichen Hauses sitzen nunmehr Prälaten, Ritter, Bürger und Bauern friedfertig an- und durcheinander gereiht an der grünumsponnenen „langen Tafel" und berathen einträchtiglich die Wohlfahrt des Landes, ohne befürchten zu müssen, daß — wie senatus von Braunschweig in seiner Eingabe vom 15. April 1774 sich diplomatisch ausdrückte — einer der Herrn Mitstände diejenigen Bewegungen gegen sie ausübe, die „eine eigenmächtige Beschützung der possession erfordert".

Die Wasserversorgung der Gebäude des Burgberges bei Harzburg in alter und neuer Zeit.

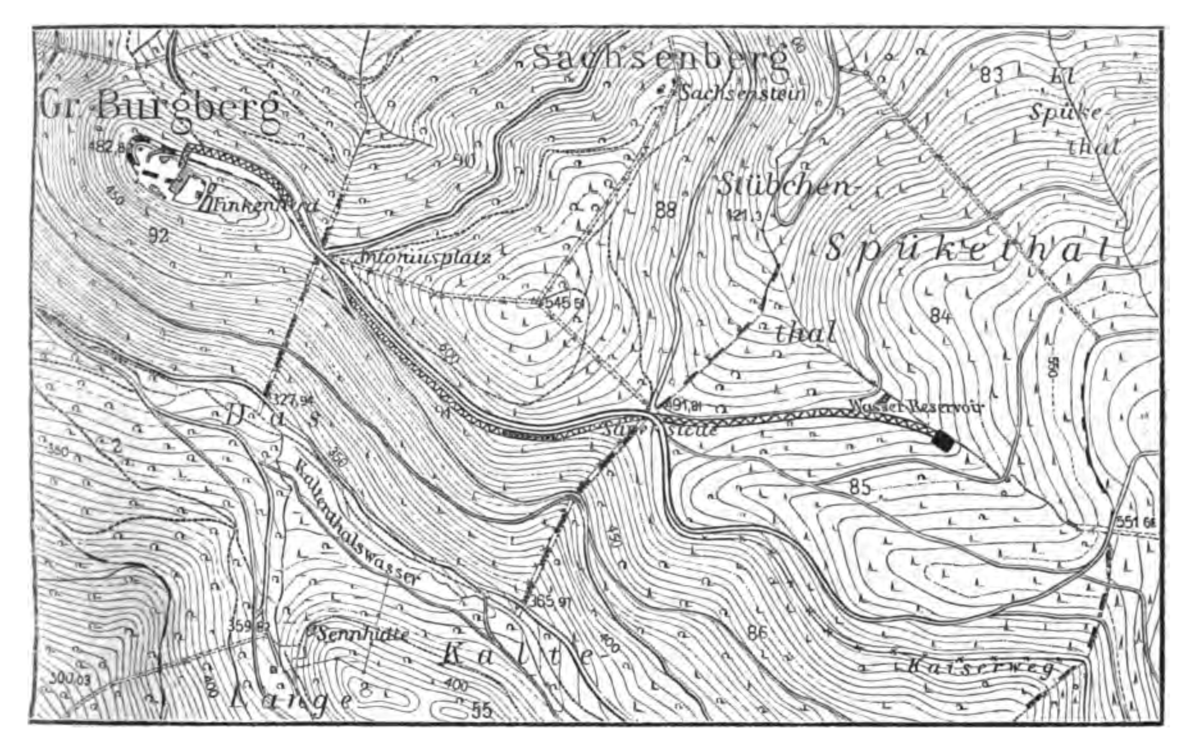
Von Karl Müller.

Schon seit Jahren machte sich der Mangel einer Wasserleitung für den Burgburg bei Harzburg trotz des dort vorhandenen, zum Theil allerdings verschütteten Brunnens sehr fühlbar. Nicht allein für die Wirthschaft und für die Besucher derselben, die — wie wir Alle ja schmerzlich empfunden haben — jeden lauwarmen Trunk mit einem baaren Groschen bezahlen mußten, sondern auch zur Herbeiführung einer für jede menschliche Wohnung dringend wünschenswerthen Feuersicherheit erschien die Anlage einer Wasserleitung als dringendes Bedürfniß. Hätte doch ein einziger auf Irrwege gerathener Funken noch vor Jahresfrist, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, die ganze hölzerne Burgbergsherrlichkeit in Asche legen können!

Um hier Abhülfe zu schaffen, wurde im Vorjahre eine Wasserleitung angelegt, die von den Quellen des obern Stübchenthales gespeist wird.

Bei Herstellung dieser Leitung wurden nun unter Anderen auch Theile einer sehr alten Wasserleitung, theils nahe unter der Erdoberfläche, theils tiefer gelegen, und zwar auf den in der beigefügten Situationszeichnung durch dunkelen Druck bezeichneten beiden Punkten aufgefunden bez. „ausgebuddelt". Die alte Leitung verfolgt hiernach, gerade wie die neue, zuerst den sogenannten Kaiserweg. Eine Strecke von 40 m ist hier die alte neben der neuen Leitung an der bezeichneten Stelle aufgedeckt worden. Dann treten beide in das Stübchenthal. Während hier aber die neue Leitung das Thal bis zu dem im Plane angedeuteten Sammelbassin der Länge nach durchzieht, durchquert die alte Leitung, die hier wieder in einer Länge von 13 m aufgefunden worden ist, dasselbe bis zu der ebenfalls bezeichneten Stelle des sog. Spükethales.

Die Quellen des letzteren Thales wurden hier, wie noch deutlich erkennbar ist, durch eine aus Findlingen hergestellte Thalsperre gesammelt, und durch das so hergestellte Reservoir muß die alte Leitung gespeist sein, wenn auch eine Einmündung derselben in jenes Reservoir bislang ebensowenig aufgefunden werden konnte, wie ihr Zusammenhang mit dem noch jetzt vorhandenen Brunnen des Burgbergs, der den ehemaligen Bewohnern



neue Wasserleitung.
alte Wasserleitung.

desselben ja zweifellos das erforderliche Wasser gerade durch jene Leitung geliefert haben wird.

Daß wir es hier mit einer sehr alten Leitung zu thun haben, beweist übrigens schon die Form der aufgefundenen Röhren. Paßt doch auf diese, wie überhaupt auf die ganze Leitung, genau die Schilderung des Marcus Vitruvius Pollio, des bekannten Baumeisters der Kriegsmaschinen unter Julius Caesar, wenn er im achten Buche seiner „Baukunst" über die Herstellung von Wasserleitungen, die mit geringen Kosten angelegt werden sollen, Nachfolgendes schreibt:

„Man mache gebrannte thönerne Röhren — tubuli — nicht unter 2 Zoll dick und an dem einen Ende spitzig — lingulati —, daß eine in die andere paßt und sich genau einschließt. Sodann vergieße man die Fugen der Zusammenfügung mit lebendigem Kalk, welcher mit Oel angemacht ist. Das Einzige ist noch zu beobachten, daß beim ersten Einlassen des Wassers in die Röhrenleitung Loderasche — favilla — mit hineingethan werde, um die Fugen, wo sie etwa nicht genugsam vergossen sind, damit zu verstopfen".

Man sieht an den aufgefundenen Röhren, daß das Recept des Vitruvius hier genau befolgt wurde. Selbst die Asche der Dichtung war stellenweise noch festzustellen.

Geht die Art und Weise der Herstellung der alten Burgbergsleitung aber auf römische Anleitung zurück, so kann schon daraus ihr hohes Alter gefolgert werden.

Jedenfalls wird sie bereits bei der ersten geschichtlich festgestellten Bebauung des Burgberges unter Kaiser Heinrich IV., der zwischen 1065 und 1069 dort die größte seiner zur Unterjochung der Sachsen gegründeten Vesten errichtete, angelegt und bei der Zerstörung der Burg durch die gegen Heinrich empörten Sachsen im Jahre 1074 der eigenen Verwüstung nur in Folge ihrer durchaus geschützten Lage entgangen sein.

Bei der ferneren Zerstörung der auf Heinrich's Befehl von dem Herzog Otto von Nordheim wieder aufgebauten, später jedoch abermals den Sachsen überlieferten Veste im Jahre 1076 dürfte die Leitung ebenfalls verschont geblieben sein, so daß auch die unter dem Kaiser Friedrich I. zum dritten Male erstandene und von Kaiser Otto IV. (der 1218 auf der Harzburg starb) mit neuen Befestigungen versehene Burg höchstwahrscheinlich immer noch durch jene alte Leitung mit dem nöthigen Wasser versorgt wurde. So wird denn diese erste Leitung wohl functionirt haben, bis einst Herzog August der Jüngere die Gebäude der alten Harzburg völlig abbrechen ließ und aus dem Materiale 1651—54 ein neues Schloß in Bündheim erbaute. Denn keinesfalls sind vor Ausführung der jetzigen Wasserleitung zwei alte Leitungen hergestellt worden. Man würde sonst sicher Bruchstücke dieser zweiten Leitung bei den vorjährigen Erdarbeiten aufgefunden haben.

Schließlich bemerke ich noch, daß, wenn auch eine unterirdische Verbindung der alten Harzburg mit Goslar in das Reich der Fabel zu verweisen ist, doch möglicherweise mittelst des vorhandenen Schachtes — des alten Brunnens — und eines Stollens der alten

Wasserleitung aus der belagerten Burg zu entkommen war. Die Flucht Heinrich's IV. während der Einschließung seiner Veste durch das Heer der Sachsen könnte vielleicht solcher Art bewirkt sein.

Bücherschau.

W. Bettinghaus. Zur Heimathskunde des Lüneburger Landes mit besonderer Berücksichtigung des Klosters und der Gemeinde Wienhausen. II. Theil. Von der Reformation bis zum J. 1855. Celle, W. Ströher (1898). 95 S. 8°. 1 ℳ 25.

Dem ersten Bändchen, das S. 104 des vorigen Jahrganges besprochen wurde, hat jetzt der Verf. ein zweites folgen lassen, das sein Werk zu Ende führt. Denn nach dem J. 1855, wo König Georg V. das Kloster Wienhausen besuchte und in Oppershausen an der dreihundertjährigen Gedenkfeier des Augsburger Religionsfriedens Theil nahm, hat sich in der dortigen Gegend nichts ereignet, was allgemeines Interesse beanspruchen könnte. Hierauf hat der Verf. seinen Vorwurf beschränkt; nur so weit, wie dieses Interesse vorlag, ist er auf die Geschichte Wienhausens eingegangen, an das sich ja viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen. Eine eigentliche Heimathskunde des Orts beabsichtigt er später zu veröffentlichen. So liefert er uns jetzt eine klare, verständlich geschriebene Erzählung der Reformation des Lüneburger Landes, die in der Hauptsache durch Herzog Ernst den Bekenner und Urbanus Rhegius ausgeführt wurde, und der späteren Schicksale, die das Land unter Ernst's Söhnen, dem Herzoge Georg und dessen Nachkommen, im dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege, während der französischen Fremdherrschaft und zu anderen Zeiten erlebt hat. Auf die kirchlichen Verhältnisse, zumal die der Klöster, wird dabei besondere Rücksicht genommen. S. 40 f. sind auch die evangelischen Aebtissinnen von Wienhausen aufgeführt.

A. von der Elbe, Der letzte Düsterhop. Roman aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. I. u. II. Band. Jena, Herm. Costenoble 1899. 222 und 222 S. 8°. 6 ℳ.

Wir erhalten hier ein lebensvolles Bild aus der traurigen Zeit nach dem großen deutschen Kriege. Der Sohn einer angesehenen Patricierfamilie der Stadt Lüneburg, dem es daheim in der Contorstube zu enge geworden war und der in der weiten Welt unter wechselnden Fahnen reichen Kriegsruhm und auch einige Beute sich erworben hat, kehrt nach dem Friedensschlusse mit einer katholischen Frau und zwei kleinen Kindern in die Heimath zurück, wird aber trotz seiner hülfsbedürftigen Lage mitsammt seiner Familie von der strengen und thatkräftigen Mutter aus dem Hause gewiesen. Theils im Grimm über diese Behandlung, die ihn gegen das Vaterhaus, die Vaterstadt, die ganzen bestehenden Verhältnisse auf das Heftigste aufbringt, theils von der Noth und den Verhältnissen getrieben, wird er der Führer einer Räuberbande, die eine Reihe von Jahren hindurch unweit der Stadt Lüneburg ein verwegenes Gewerbe treibt, bis er und die Meisten der Genossen durch Verrath ihren Untergang finden. Schon vor der Katastrophe ist der Sohn dieses Hauptmanns, den der Vater von seinem dunkelen Treiben ängstlich fern hält, nach Lüneburg geschickt, wo er unter der Zucht der Großmutter seine Jünglingsjahre verlebt, sich zu einem tüchtigen Manne entwickelt und auf der Stätte, wo der Vater ein wildes Räuberleben führte, eine friedliche segensreiche Culturarbeit eröffnet, so die Verfehlungen des Vaters aufs Beste sühnt und zuletzt mit der gestrengen Großmutter in schönster Eintracht lebt. Wir können Freunden geschichtlicher Dichtung aufs Beste das Werk empfehlen, das, wenn auch nicht ganz frei von Unwahrscheinlichkeiten, gut in den Geist der Zeit einführt und eine Reihe prächtig gezeichneter Charaktere uns vor Augen stellt.

Moritz von Kaisenberg (Moritz von Berg), Der Junker Werner von Brunshausen. Historischer Roman. Marburg, N. G. Elwert 1899. 329 S. 8°. 4 ℳ.

Im Vorworte schreibt der Verfasser: „Mein Buch ist besonders für die Hessen geschrieben, ich hoffe aber, daß die Thaten dieses jungen tapferen Hessen auch das Gesammtpublikum interessiren werden". Das kann gewiß besonders auch von uns Braunschweigern gelten. Denn zu einem großen Theile handelt das Buch von den Erlebnissen eines Jünglings in Nordamerika, der dem Hessischen Truppencorps angehörte, das im Nordamerikanischen Freiheitskriege den Engländern zur Verfügung gestellt worden war. In ähnlichen Lagen wie dieses haben sich aber auch die vom General v. Riedesel befehligten Braunschweigischen Regimenter befunden, die häufig mit den Hessen zusammen operirten und deren auch im vorliegenden Werke wiederholt gedacht ist. Ein großer Theil der in einem Nachtrage ziemlich zwecklos abgedruckten „Urkunden und Originalbriefe" rührt von dem genannten Officiere her. Wie weit die Angabe des Verfassers zutrifft, daß die Erlebnisse des Helden seiner Erzählung sich in der beschriebenen Weise zugetragen haben, und daß sein Buch, das er einen historischen Roman nennt, mit mehr Recht den Memoirenwerken zuzuzählen sei, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Ganz zuverlässig ist das Werk weder in historischer noch in topographischer Hinsicht. Die Zahl der deutschen Landesfürsten konnte um 1780 Niemand auf 25 beschränken (S. 168); es ist unmöglich, daß am Schlosse zu Darmstadt „im Vordergrund der blaue Rhein dahin floß" (S. 113). Immerhin werden das Buch Viele, die nicht zu hohe Anforderungen an dichterische Gestaltungskraft und Darstellungskunst stellen, zumal wegen des behandelten Vorwurfs mit Interesse lesen.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 27 und 28. Zur Leichenverbrennung; Offene Kirchen, tägliche Früh- und Abendandachten, eine dringende Pflicht der evang. Kirche. — 28. u. 29. Hinkel. erbauliche Ansprache in der Conferenz der luther. Kirche in Br. — 28.—31. die Erweckung unserer Gemeinden. — 30. Jahresfest der Idioten-Anstalt in Neu-Erkerode. — 32. Luther. Gotteskasten i. Herzogth. Braunschweig; Brief d. Missionars Kabis an P. Bartels-Hildesheim; ist ein kirchliches Amtsblatt nothwendig bezw. wünschenswerth? — 33. Bibel u. Volksschule; unser neues Gesangbuch.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 23. 5. November **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Der Tod des Herzogs Franz zu Braunschweig und Lüneburg.

Am Christabend des Jahres 1601 fand Herzog Franz zu Braunschweig und Lüneburg[1]), der als Domherr in Straßburg lebte, in den Fluthen der Rench in seinem dreißigsten Lebensjahre einen plötzlichen Tod. Erst Tags zuvor hatte er sich von seinem jüngeren Bruder, dem später so berühmten Herzoge August, verabschiedet, der sich längere Zeit in Straßburg aufgehalten hatte und jetzt wieder in die Heimath zurückkehren wollte. In Gemeinschaft mit dem Herzoge Christian zu Schleswig-Holstein, dem Decanatsstatthalter des Domstifts, hatte ihm Franz bis Rastatt das Geleite gegeben. Am 23. December war August auf Durlach nach Norden weiter geritten, während die beiden Andern, um nach Straßburg heimzukehren, wieder nach Süden zogen und in Stahlhofen Nachtquartier nahmen. Als sie am folgenden Tage bei Renchenloch auf gräflich Hanauschem Gebiete über die Renchbrücke ritten, ereignete sich der schon erwähnte Unglücksfall. Er hat seiner Zeit großes Aufsehen erregt, und natürlich lauteten die Zeitungen, die davon in die Welt ausgingen, sehr verschieden. Bald wurden Stimmen laut, die der Begleitung des Fürsten den Vorwurf der Muthlosigkeit oder der Fahrlässigkeit machten. Man konnte sich vieler Orten schwer vorstellen, daß die Rench, sonst ein kleines, wenn auch munteres Gewässer, das etwa kniehoch seine Fluthen dahinführte, jetzt einen jungen geübten Reiter mit solcher Gewalt dahin reißen konnte, daß die Hülfe seiner Freunde und Diener, die den Unfall sogleich erblickten, dagegen machtlos war. Theils um solchem Gerede entgegenzutreten und das Unglück aus dem ungewöhnlichen Anschwellen des Flusses zu erklären, theils um die dem Rhein benachbarten Fürsten aufzufordern, auf den von den Wellen fortgeführten Leichnam des Herzogs Acht geben zu lassen, hatte schon unterm 28. December 1601 Markgraf Johann Georg von Brandenburg, der postulirte Administrator des Hochstifts Straßburg, an den Kurfürsten von der Pfalz, den Markgrafen von Baden, die Landgrafen von Hessen und auch an entfernter wohnende Fürsten ein Schreiben gerichtet, in dem von dem traurigen Vorfalle ein genauer Bericht gegeben worden war. Mit der gleichen Bitte hatte schon vorher Herzog August sich an die Fürsten gewandt, an deren Gebiet der Leichnam seines Bruders anlanden konnte.

Den Herzog August hatte die Trauerbotschaft noch in Durlach erreicht; er war nun sogleich umgekehrt und in eiliger Reise am 26. December im Straßburg wieder eingetroffen. Zwei Tage noch mußte er sich gedulden, bis der entseelte Körper seines Bruders in der Rench aufgefunden wurde. Tags darauf schickte er seinen Knecht Hans nach Haus, wo er die Unglücksnachricht vor Allem der alten Mutter, der Herzogin Ursula, mittheilen sollte.

Ganz besonders aber war dem Herzoge Christian zu Schleswig-Holstein, vor dessen Augen das Unglück sich zugetragen hatte, daran gelegen, den wahren Sachverhalt davon festzustellen und zu verbreiten. Er ließ daher, um die „allerley ungleiche Reden, Bericht und Urtheil", die „der Welt gemeinem Brauch nach" von gutgläubiger und böswilliger Seite darüber ausgesprengt waren, zu entkräften und zum Schweigen zu bringen, einen genauen Bericht über das ganze Ereigniß abfassen, den er dann in Gegenwart des Stiftsraths Mich. Daniel Polandt und seiner Hofjunker Joachim von Rohnstett und Melchior von Warmsoht, sowie zweier Zeugen durch den Notar Michael Beringer in ein förmliches Notariatsinstrument aufnehmen ließ. Sowohl von dieser Urkunde, wie auch von dem erwähnten Schreiben des Administrators Johann Georg schickte er unterm 11. Januar 1602 eine Abschrift an den Herzog Heinrich Julius nach Wolfenbüttel. In dem erstgenannten ungleich ausführlicheren Schriftstücke berichtet nun der Herzog Christian über den Verlauf des Unfalls folgendermaßen:

---

1) Er war der Sohn Herzog Heinrich's von der Dannenberger Linie und am 6. Juni 1572 zu Dannenberg geboren. Unterm 20. Mai 1581 wurde ihm eine Domherrnstelle zu Straßburg verliehen, die er im April 1592, nachdem er das erforderliche Alter erlangt hatte, antrat. Schon im Juli 1585 hatte er in derselben Stadt mit bestem Erfolge die Universität bezogen. Er hielt hier eine Rede de Pyrrhi et Demetrii fratrum dissidiis componendis und andere, die in Melch. Junius' Orationibus Tom. II veröffentlicht wurden. In den Jahren 1592 und 1593 that er im Straßburger Bischofsstreite Kriegsdienste für das Evangelische Capitel, und 1596 führte er als Oberst gegen die Türken, 1599 gegen die Spanier ein Commando von 1000 Pferden.

„Als wir mit hochgemeltem unserm freundtlichen lieben Vettern und Brudern sehligen den 23. Decembris gegen Abendt nach Stolhoven kommen, daselbst in der Herberg über Nacht plieben und folgenden Morgens, welches wahr der heilig Christabendt, zeitlich wieder aufgewesen, haben Seine Liebden selig von uns begehrt, daß wir vor Derselben in die Stuben gehen wolten, dan Sie hette noch ein Weyle zu betten. Nach demselben haben wir mit einander Suppen gessen, und ist, wie der Würth bezeugen muß, von uns beeden und unsern Dienern mehr nicht als zwo Maß Wein getrunken worden, und zwahr ist der Diener Anzahl gering gewesen, sintemahl Herzog Franzen Liebden sehliger nur ein Junkern, ein Knecht, ein kleinen Edelknaben und ein Hundtsjungen, wir auch mehr nicht, als ein gleiche Anzahl Diener bei uns gehabt".

„Umb neun Uhren ungeferlich seindt wir von Stolhoven hinweg geritten, haben uns underwegen mit Hezen etwas gesaumet, und alsz wir hernach gehn Schertzach kommen, vor der Herberg still gehalten, jeder ein Trunck gethan und vortgeritten. Da sich begeben, das zwischen Scherzach und Renchenloch Seiner Liebden sehligen Pferdt, darauf Sie gesessen, gestrauchelt, darumb ihn Seine Liebden angehauen, er aber seiner Gewohnheit nach sich uffgebeumet, zweymal mit Ihrer Liebden uff den hindern Füßen herrumber geworffen und dem Fahl so nahe gewesen, das Ihren Liebden sehlig der Huet in den Koth khommen. Derowegen wir Sie gewarnet und gesagt, worumb Sie nit uff ein ander Pferdt sitzen, es werde kein guet thuen. Dessen Ihre Liebden nit geachtet, doch im Fortreiten zu uns gesagt: „hie kommen wir baldt nach Renchenloch, das ist ein bösz Orth, wer da uber die Brucken wehr". Sindt darauf so gemach geritten, das man etlich mahl still halten und uff Seine Liebden warten müssen, welches weder wir noch Dero Diener an Derselben gewohnt gewesen. Wie wir nun an die Bruck zu Renchenloch kommen, die meisten Diener hinuber, Ihr Liebden aber mitten uf der Brucken und wir ungefehrlich sechzehen gueter Schritt hinter Ihre Liebden geritten, hat Derselben Gaul abermals gestrauchelt. Darauf Sie ihm die Sporen geben und er alsbalt sich wieder wie zuvorn uffgethan, uff den hindern Fußen uber zwerg zuruckgangen, daß wir bewegt worden zu schreyen, Ihre Liebden solten absteigen, wie Sie unser Erachtens hetten thun khönnen. Sie seindt aber sizen pliben und ist der Gaul zulezt mit Ihr Liebden hinderrucks uber die Brucken hinab ins Wasser gestürzt, daß wir die vier Eysen gesehen, also auf Ihre Liebden gefallen und Sie gleich zu grundt gesenket, daß wir ein guete Weyl weder Pferdt noch Man mehr sehen khönnen und in solchem grausamen Schrecken nit wissen mögen, was zu den Sachen zu thun, biß sich der Gaul von Ihrer Liebden loßgewirkt und am ersten herrauß geschwommen. Da zwar der Hundsjung von dieser, und Ihr Liebden Knecht uf der andern Seithen ins Wasser gelauffen, haben aber wegen der Ungesteume in den Strom sich nit wagen dorffen, auch haben die Wellen Ihre Liebden zimblich weith abwartz von der Brücken erst erhaben, das Sie mit dem Haupt und Armen auß dem Wasser kommen, graß außgesehen und etwas geredet, davon doch wir und die meisten Diener allein die Stim gehört, etliche aber vermeinen, Sie habe „Hilff, hilff" geschreyen. Daruff der Hundtsjung, so im Wasser, doch auß dem Strom nit weith von Ihrer Liebden gewesen, Dieselbe ermahnet, auch Andere Dero zugeschryen, Sie solten uf den Busch, welcher mitten im Strom herfur gangen und fast nahe bey Ihrer Liebden gestanden, Achtung geben, hetten auch gewißlich verhofft, Gott solte sein Gnad geben haben, das Sie sich an demselben salvirn und aufhalten mögen. Es hat aber leider gefehlet, und haben die Wällen wegen des uberauß strengen Laufs und großen Gewalt des Wassers, auch starken Windts Ihr Liebden dermaßen ubereylet, das Sie gleich im Greiffen nach dem Busch augenblicklich wieder uber einen Hausen gestoßen und so schnell vortgetrieben worden, daß wir Sie nit mehr gesehen. Es bericht aber der Hundsjung, das Seine Liebden im Umbfallen die Hend gegen Himmel gehaben und erbarmlich „Jesus" gerueffen. Darüber wir und die Diener sambtlich von neuem bestürzt, auch gleichsam aller Hoffnung beraubt, hin und wieder gerendt und umb Hilff gerueffen, aber kein Mittel finden khönnen. Dan obwoll Ihr Liebden selig Juncker sporenstreichs einem Schiff, so er ersehen, zugeeylet, hat er doch befunden, das dasselb zerbrochen und nichts werth, auch sonst nirgents kein Schiff am Wasser, ja vast kein Baur im Dorff anheimisch, sondern wegen des Christabendts alle mit ihren Schiffen hiehero zu Markt, und also kein menschliche Rettung verhanden gewesen. Es ist gleichwoln uff einem Fueßsteg, der ungefehr zwen Buchsenschuß underhalb der bemelten Brucken uber dasselbig Wasser gehet, ein Bauer gestanden, welcher Seine Liebden sehlig, die doch seiner Anzeig nach schon todt gewesen, allein mit den Haren uber dem Wasser sehen herschwimmen, darumb darauf gewartet und sich understanden, Dieselb bei den Haren zu ergreiffen, hatt aber wegen des uberauß strengen und schnellen Stroms Sie so geschwind nit erhaschen können, sondern under dem Steg durchfließen lassen müssen. Darauf dan erfolgt, das derselbige Leichnam, wie nuhmer landkundig, im Wasser verlohren und erst den fünfften Tag hernach nach vielfaltigem Suchen weith unter dem Steg hinab mitten in der Rench uf dem Bodem gefunden worden und, wie wir berichtet, auch die Conterfeyt außweiset, noch ganz schön und lebhafft, allein under dem rechten Aug ein rothen Flecken und der Hals etwas dick gewesen. Dahero vermuetlich Ihr Liebden selig in dem Zurückschlagen und Sturzen von der Brucken etwas Schaden und ein Stoß werde empfangen haben, welcher Sie desto eher zum Todt befordert, wie dan ohn Zweifel, da kein Wasser under der Brucken gewesen, Ihre Liebden den Hals alßbalt brechen müssen".

„So viel die Gelegenheit des Wassers anlanget, wissen wir uns gar woll zu erinnern, das es sonst ordinarie ein schmal und klein Wasser, das es auch offt nit knietieff, doch allweg, weiln es den Fahl auß dem Gebirg hat, eines strengen Lauffs ist. Damaln aber ist es die Nacht darvor uber die Massen und bei einer Spannen breit biß an die Brucken angelauffen und mitten in dem Strom, da Ihre Liebden hinein-

gestürzt, wegen der Zusammenkunft underschietlicher Fluß und des grausamen Windes ein so streng und geschwinden Lauff bekommen, auch mit einem solchen mechtigen Gwalt und Braussen sich erzeigt, das menniglich, wie der hisige Postbott, so kurz vor uns heruber geritten, bezeugen wirdt, dafur gegrauet. Und wir darumb für unmüglich gehalten, Ihre Liebden mit Pferden oder durch Schwimmen zu helffen, sonderlich weiln die Diener nit zum besten beritten, sondern allein mit Hezklöppern versehen gewesen, und wie gemelt der Strom so schnell, das man mit keinem Remen, wie zwahr versucht worden, an dem Uffer Ihr Liebden vorbiegen mögen, welchs auch so viel weiniger geschehen können, weylen das flache Veldt desselben Orts (so ohne daß ein Murraß und also beschaffen, das man auch Sommerszeit, wan es ein weinig feucht, daruber nit reithen kan) alles uberschwemmet gewesen. In Summa wan wir an daß traurige Spectackel gedenken und uns erinnern, wie alles so geschwindt zugangen, und wie augenblicklichen Ihre Liebden sehlig, nachdem Sie under dem Wasser herfur geschossen, wieder von dem Strom uberweltigt und fortgetrieben, so halten wir genzlich dafur, wan schon viel hundert Menschen am Uffer gestanden wehren, wo sie nit lange Stangen und dergleichen Bereitschafft, so uns gemangelt, gehabt, würde doch alle Hülff zu spat, und einer viel eher verdorben, als Ihr Liebden selig hülfflich gewesen sein. Wie wir dan auch nit achten, wan schon viel Schiff an den gewonlichen Orten verhanden gewesen, das dieselb zeitlich gnueg herbey gebracht und Ihre Liebden selig beim Leben erhalten mögen".

„Müssen derowegen schließen, das dieses der von Gott bestimbte termin und das Endt Ihrer Liebden Lebens gewesen, welches Sie nit überschreiten khönnen. Undt weiln es dem allmechtigen Gott gefallen, eben uff ein solche Weiß Ihre Liebden selig auß diesem Jammerthal hinweg zu nehmen, sollen wir hievon anderst nit, als Christen gebüert, urtheilen, vielmehr aber Gott bitten, das er uns sein Gnad verleyhe, uf das wir allezeit in Bereitschaft stehen und seine gnedige Abforderung auß dieser Welt mit Freuden erwarten. Dabey nit zweiffeln, der barmherzig Gott, dem Sie sich desselben Morgents in Ihrem Gebet bevohlen, und der Herr Jesus, den Sie im Wasser angeruffen, werde Ihre Liebden erhört haben und an jenem großen Tage mit allen Außerwehlten ein froliche Ufferstehung verleyhen. Amen".

Die Beisetzung der fürstlichen Leiche hat sich noch lange verzögert. Wohl hauptsächlich deshalb, weil Herzog August die Rückkehr seines Boten abwarten wollte, um zu erfahren, welche Wünsche seine Mutter in dieser Hinsicht hegte. Knecht Hans kam am 6. Februar zurück und drei Tage darauf trafen der Rentmeister des Herzogs und der Hofmeister seiner Mutter in Straßburg ein. Erst da wird man Gewißheit darüber erlangt haben, daß der Leichnam des Herzogs nicht in die Heimath geführt, sondern in Straßburg beerdigt werden sollte. Dazu bedurfte es umfassender Vorbereitungen, welche die nächsten Wochen in Anspruch nahmen. Am 2. März wurde die Leiche in den Bruderhof gebracht, wo am folgenden Tage ein stattliches Trauergefolge sich versammelte. Schon unterm 2. März veröffentlichte der Rector der Universität, Professor med. Melchior Sebizius, ein lateinisch geschriebenes Programm, das dem verstorbenen Fürsten gewidmet war. Im Bruderhofe hielt am Begräbnißtage selbst Johannes Scheidt, Licentiat der Rechte, die Abdankungsrede. Dann setzte sich etwa um 2 Uhr Nachmittags der Zug in feierlicher Ordnung nach dem nahegelegenen, herrlichen Münster in Bewegung. Trabanten, Trauermarschälle und die Hof- und Landjunker des Administrators schritten voran. Es folgten dann nach der Sitte der Zeit vier Trauerfahnen und vier Klagepferde, mit dem Braunschweigischen Wappen oder Theilen desselben geschmückt, von Adeligen geführt und begleitet. Darauf die fürstliche Leiche, die von sechzehn vom Adel getragen wurde. Den Sarg bedeckte ein Tuch von schwarzem Sammt, das in der Mitte mit einem Kreuze von weißem Atlas, in den vier Ecken mit kunstvoll gestickten Wappen geschmückt war. Hinter dem Sarge gingen sechs vom Adel „mit bedeckten Angesichtern". Ihnen folgte, ebenso verhüllt, der nächste Leidtragende, Herzog August, begleitet von dem Administrator Johann Georg und dem Kurpfälzischen Gesandten. Daran reihten sich in langem, wohlgeordnetem Zuge die Vertreter vieler Fürsten, zahlreiche Grafen und Edelherren, die Mitglieder des Domcapitels, der Universität und der Geistlichkeit, die Herren vom Stadtregiment, vornehme Bürger u. s. w.; auch die klagenden Frauen wurden dem Brauche der Zeit gemäß nicht vermißt.

In dem Münster, dessen weite Halle das Trauergefolge füllte, wurde der Sarg vor dem Altare niedergesetzt. Hier hielt Professor D. Johannes Pappus die Leichenpredigt über Vers 5 – 8 des 39 Psalmes[2]). Dann trug man den Sarg in die Henneberger Capelle, wo er in einem gewölbten Grabe niedergelassen wurde. Hoch über der Stätte wurden dann die Trauerfahnen aufgehängt. Auf die Gruft wurde später ein mit Inschrift und Wappen gezierter Grabstein gelegt und auch an der Wand ließ Herzog August dem Bruder zu Ehren eine Gedenktafel befestigen. Den Wortlaut der Letzteren wie den der langen Inschrift des Sarkophags kennen wir aus dem Abdrucke hinter Pappus' Leichenpredigt. Hiernach hat sie Andr. Halliday in seiner General History of the House of Guelph (London 1821), einem Werke, in dem die Grabstätten des Geschlechts schon sehr eingehend berücksichtigt werden, S. 311 ff aufs Neue mitgetheilt. Die kürzere Inschrift der Wandtafel hat dann auch K. Steinmann zunächst im Braunschweigischen Magazin 1868 S. 127 f., dann in seinen „Grabstätten der Welfen" S. 275 f. wiederholt. Leider ist seine Annahme, daß das Denkmal noch jetzt in Straßburg zu sehen sei, nicht zutreffend. Nicht im Münster und auch nicht an den Stätten, wo zahlreiche, später dort beseitigte Grabsteine aufbewahrt werden, ist von dem Wandsteine, wie von der Grabplatte auch nur eine Spur zu entdecken.

2) Sie ist zusammen mit Scheidt's Abdankungsrede, dem Programm des Rectors u. a. 1602 bei Anton Bertram in Straßburg gedruckt worden.

Die Erinnerungen an Herzog Franz scheinen aus dem Münster entfernt worden zu sein, bald nachdem die Stadt in die Hände der Franzosen gefallen war. [illegible] geschah dies im September 1[illegible]. Nun wurde das ehemalige Gotteshaus dem katholischen Cultus eingeräumt und der Bischof beeilte sich, das Gebäude dazu in Stand zu setzen. Der Chor wurde geändert und auch in der ehemals Hennebergischen Kapelle wurde ein neuer Altar gerade auf der Stätte errichtet, wo man den Braunschweigischen Fürsten zur letzten Ruhe gebettet hatte. Da der Priester, der vor dem Altare die Messe lesen mußte, auf dem Grabsteine, der ziemlich tief eingehauene Wappen und Inschriften trug, nicht bequem stehen konnte, so wurde der Stein des Anstoßes auf Befehl des Bischofs ohne Weiteres fort genommen und durch platte Steine ersetzt. Als Herr von Stain, der Vertreter der Interessen der Herzöge Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht zu Braunschweig und Lüneburg, die im Frieden zu [illegible] (Bd. XIII S. 18) je eine [illegible] des [illegible] erhalten hatten, davon erfuhr, war die Sache bereits geschehen. Man stellte ihm den zur Seite gelegten Grabstein, sowie auch den Sarg des Herzogs, den man sonst aber ruhig an seiner Stelle lassen wollte, zur Verfügung. Stain berichtete darüber um den Anfang des August 1[illegible] an Herzog Anton Ulrich. Wir ersehen aus dem Schreiben, daß damals „der Fürstliche Sarck etwas beschädiget, aber der [illegible] noch vorhanden" war und daß neben dem [illegible] [illegible] beigelegt waren. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

dichterischen Genies. Ich mag sie aber, um die Neugierde und Erwartung der künftigen Höhlengäste nicht abzuspannen, dem Publicum nicht verrathen, und ein Plagiarius werden. Vielleicht zieht sie irgend einmal ein Höhlenbesucher aus der Dunkelheit hervor, und verpflanzt sie in einen Musenalmanach, wo sie . . . noch immer ein Plätzchen verdiente; oder ein Harzbereiser . . . füllt damit sein Leeres aus. Wenigstens hier, bey dem hohlen, kraftvollen Wiederhallen der Höhle, hat sie eine herrliche Wirkung, und giebt hier am rechten Orte für die Höhlengäste Gelegenheit zu einem Ruhepunkte. Nach beendigter Höhlenpredigt besteigt man, ihm nach, nun ebenfalls die Kanzel".

Leider scheint Schröder's Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen zu sein; es scheint sich ein Plagiarius, der jenes Gedicht uns mitgetheilt hätte, nicht gefunden zu haben; wir haben, so weit mir bekannt, nur vereinzelte Andeutungen über dasselbe.

In „Meine Reise von Halle nach dem Brocken 1802" (1803 erschienen) von dem Hallenser Professor C. W. Spieker heißt es:

„In der Mitte dieses Ganges ist ein kleiner Absatz, den der Steiger Becker in eine Art von Kanzel umgebildet hat. Er bittet vorher die Fremden unten in der dritten Höhle, zurückzubleiben, besteigt dann seinen Rednerstuhl und hält eine kleine gereimte Rede, worin er die Gefahren seiner Entdeckung schildert, Gott für die gnädige Erhaltung seines Lebens dankt, und sich endlich in große Bewunderungen der Wunder des Allerhöchsten, auch unter der Erde ergießt".

[illegible]

[illegible]

In seinem Schriftchen „Die Baumannshöhle bei Rübeland“ (o. J.) theilt uns Gust. Ad. Leibrock mit, daß beim Einfahren der Führer die ernsten Worte spräche:

Wer meiner Führung sich vertraut,
Der schreitet sicher durch die Felsenpforte
Und schaut an diesem Wunderorte,
Was Gott der Herr aus Tropfen auferbaut.
Hier hat dieselbe Meisterhand,
Die hoch im Licht den Himmel ausgespannt,
Den festgewölbten Tempelbogen
Sich durch die Finsterniß gezogen.
Und das Getröpfel in der Nacht
Verkündet eines Künstlers Macht,
Der neue Bilder aus den alten
Sich unaufhörlich läßt gestalten,
Der ewig in der Werkstatt wacht.
Sein Werk ist allwärts groß und schön!
Wohlan, die Fahrt kann vor sich gehn!
Glückauf!

und beim Ausfahren, sobald der erste Strahl des Tages in das Dunkel der unterirdischen Hallen fiele:

Glückauf! Du edles Sonnenlicht,
Sei innig mir gegrüßt!
Der achtet deine Strahlen nicht,
Der täglich dich genießt.
Wir aber steigen Tag für Tag
Tief in den dunkeln Schacht,
Und bei des Fäustels ernstem Schlag
Umgiebt uns schwarze Nacht.
Drum preist sich auch der Bergmann froh,
Steigt er zum Licht hinauf!
Kein andrer Mensch begrüßt dich so,
Du edles Licht; Glückauf!

Das ist übrigens nicht die älteste Ansprache des Führers in die Baumannshöhle. In das Handexemplar seiner „Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg“ II. (1790) hat Stübner († 1800) als Anrede desselben eingeschrieben:

Wer diese Höhle recht betracht't,
Wird die Natur und ihre Macht
Bewundern, Ehrfurcht still erweisen
Und voll Gefühl den Schöpfer preisen.

Die Baumannshöhle ganz zu seh'n
Kann ohne Führer nicht gescheh'n.
Ich bin der Mann, der Sie begleitet,
Der zum Beschau'n ein Licht bereitet.

Der beste Fürst befiehlt mir an,
Daß ich mich gegen jedermann
Bereit zu dienen zeigen solle,
Es foder' solches, wer nur wolle.

Ich führe, folgen Sie getrost!
Ich zeige, was uns nur aufstoßt.
Ein bischen Klettern, Geh'n und Reiten
Bringt Sie zu allen Herrlichkeiten.

Beschau'n Sie jedes Felsenstück;
Befriedigt führ' ich Sie zurück
Für ein Duffór, nach freyem Willen
Zum Gläschen Wein, den Durst zu stillen.

Mehr oder minder deutlich nehmen verschiedene Harzreisebeschreibungen auf diese Ansprache Bezug.

Der Forstbereiter Hagen, „Tagebuch einer Harzreise i. J. 1785“ (1791) schreibt:

„Unter diesem Eingang hob unser Führer seinen gewöhnlichen Spruch an, worin die Idee des Trinkgeldes für seine Bemühung natürlich am stärksten erhalten ist. Nach dieser Litanei führte er uns ...“

Der Feldprediger Wagner aus Rathenau, „Reise durch den Harz und die Hessischen Lande“, 1797, sagt:

„Kurz vor dem Eröffnen der Thüre pflegt der Führer Diejenigen, die er einführen soll, mit einer Standrede in Versen anzureden“.

In „Bemerkungen und Gefühle auf einer Reise über den Harz“[2], 1800, heißt es:

„Gleich am Eingange blieb unser Führer stehn ..., entblößte auf einmahl sein Haupt, und fing an eine Rede in Versen zu halten ... ietzt versprach er ... uns sicher auf dem Rücken der Klippen herumzuleiten“.

Bei Spieker lesen wir:

„Der begleitende Bergmann ... hält eine erbauliche, poetische Anrede ... und bittet sich im Voraus ein Gläschen erquickenden Weins nach glücklich vollendeter Fahrt aus“.

In „Merkwürdigkeiten, Abenteuer, Erfahrungen und Bekanntschaften; gesammelt für die reifere Jugend auf einer Vergnügungsreise über den Ober- und Unterharz von Pastor H. Müller“, o. J., steht;

„Der Führer stand jetzt vor dem Eingange und hielt eine Rede, die ein Lob der Höhle enthielt und in der er zugleich um ein Glas Wein ansprach“.

Eduard von Bülow, „Eine Frühlingswanderung durch das Harzgebürge“, 1836, meint:

„Ein sehr löblicher Gebrauch ist das Absagen des Spruches beim Ausgange, den man dem Führer vorgeschrieben hat. Man soll solche Dinge ja nicht abkommen lassen“.

Ist in diesen Worten kein Irrthum enthalten, liegt keine falsche Erinnerung vor, d. h. muß es statt Ausgang nicht Eingang heißen, so dürfen wir aus ihnen vielleicht schließen, daß im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts der alte Spruch aufgegeben ist, die neuen angenommen sind. Freilich sagt noch Spieker, „Der Harz, seine Ruinen und Sagen. Zwei Reisen in den Jahren 1800 und 1850“ (1857):

„Der Obereinsteiger führte uns an die Pforte des Acheron. Er ... bat sich im Voraus nach glücklich vollendeter Fahrt eine kleine Ergötzlichkeit aus“,

und solche Worte können doch nur auf die alte Ansprache bezogen werden. Aber auf dies letztere Buch Spieker's ist gar kein Verlaß. So hat er, wie die Vorrede deutlich ergiebt, seine erste Reise um zwei Jahre zurückdatirt, damit 1850 das liebe Gebirge ihn zu ihrer goldenen Hochzeitsfeier auffordern könne; so sagt er 1802/3 z. B., er habe im Goldenen Löwen in Blankenburg logirt, während er 1850/7 beide Male im Goldenen Engel in Blankenburg gewohnt haben will. Und die Worte des zweiten Werkes, welche die Baumannshöhle

„Als wir mit hochgemeltem unserm freundtlichen lieben Vettern und Brudern sehligen den 23. Decembris gegen Abendt nach Stolhoven kommen, daselbst in der Herberg über Nacht plieben und folgenden Morgens, welches wahr der heilig Christabendt, zeitlich wieder aufgewesen, haben Seine Liebden selig von uns begehrt, daß wir vor Derselben in die Stuben gehen wolten, dan Sie hette noch ein Weyle zu betten. Nach demselben haben wir mit einander Suppen gessen, und ist, wie der Würth bezeugen muß, von uns beeden und unsern Dienern mehr nicht als zwo Maß Wein getrunken worden, und zwahr ist der Diener Anzahl gering gewesen, sintemahl Herzog Franzen Liebden sehliger nur ein Junkern, ein Knecht, ein kleinen Edelknaben und ein Hundtsjungen, wir auch mehr nicht, als ein gleiche Anzahl Diener bei uns gehabt".

„Umb neun Uhren ungeferlich seindt wir von Stolhoven hinweg geritten, haben uns underwegen mit Hezen etwas gesaumet, und alsz wir hernach gehn Schertzach kommen, vor der Herberg still gehalten, jeder ein Trunck gethan und vortgeritten. Da sich begeben, das zwischen Scherzach und Renchenloch Seiner Liebden sehligen Pferdt, darauf Sie gesessen, gestrauchelt, darumb ihn Seine Liebden angehauen, er aber seiner Gewohnheit nach sich uffgebeumet, zweymal mit Ihrer Liebden uff den hindern Füßen herrumber geworffen und dem Fahl so nahe gewesen, das Ihren Liebden sehlig der Huet in den Koth khommen. Derowegen wir Sie gewarnet und gesagt, worumb Sie nit uff ein ander Pferdt sitzen, es werde kein guet thuen. Dessen Ihre Liebden nit geachtet, doch im Fortreiten zu uns gesagt: „hie kommen wir baldt nach Renchenloch, das ist ein bösz Orth, wer da uber die Brucken wehr". Sindt darauf so gemach geritten, das man etlich mahl still halten und uff Seine Liebden warten müssen, welches weder wir noch Dero Diener an Derselben gewohnt gewesen. Wie wir nun an die Bruck zu Renchenloch kommen, die meisten Diener hinuber, Ihr Liebden aber mitten uf der Brucken und wir ungefehrlich sechzehen gueter Schritt hinter Ihre Liebden geritten, hat Derselben Gaul abermals gestrauchelt. Darauf Sie ihm die Sporen geben und er alsbalt sich wieder wie zuvorn uffgethan, uff den hindern Fußen uber zwerg zuruckgangen, daß wir bewegt worden zu schreyen, Ihre Liebden solten absteigen, wie Sie unser Erachtens hetten thun khönnen. Sie seindt aber sizen pliben und ist der Gaul zulezt mit Ihr Liebden hinderrucks uber die Brucken hinab ins Wasser gestürzt, daß wir die vier Eysen gesehen, also auf Ihre Liebden gefallen und Sie gleich zu grundt gesenket, daß wir ein guete Weyl weder Pferdt noch Man mehr sehen khönnen und in solchem grausamen Schrecken nit wissen mögen, was zu den Sachen zu thun, biß sich der Gaul von Ihrer Liebden loßgewirkt und am ersten herrauß geschwommen. Da zwar der Hundsjung von dieser, und Ihr Liebden Knecht uf der andern Seithen ins Wasser gelauffen, haben aber wegen der Ungesteume in den Strom sich nit wagen dorffen, auch haben die Wellen Ihre Liebden zimblich weith abwartz von der Brücken erst erhaben, das Sie mit dem Haupt und Armen auß dem Wasser kommen, graß außgesehen und etwas geredet, davon doch wir und die meisten Diener allein die Stim gehört, etliche aber vermeinen, Sie habe „Hilff, hilff" geschreyen. Daruff der Hundtsjung, so im Wasser, doch auß dem Strom nit weith von Ihrer Liebden gewesen, Dieselbe ermahnet, auch Andere Dero zugeschryen, Sie solten uf den Busch, welcher mitten im Strom herfur gangen und fast nahe bey Ihrer Liebden gestanden, Achtung geben, hetten auch gewißlich verhofft, Gott solte sein Gnad geben haben, das Sie sich an demselben salvirn und aufhalten mögen. Es hat aber leider gefehlet, ünd haben die Wällen wegen des uberauß strengen Laufs und großen Gewalt des Wassers, auch starken Windts Ihr Liebden dermaßen ubereylet, das Sie gleich im Greiffen nach dem Busch augenblicklich wieder uber einen Haufen gestoßen und so schnell vortgetrieben worden, daß wir Sie nit mehr gesehen. Es bericht aber der Hundsjung, das Seine Liebden im Umbfallen die Hend gegen Himmel gehaben und erbarmlich „Jesus" gerueffen. Darüber wir und die Diener sambtlich von neuem bestürzt, auch gleichsam aller Hoffnung beraubt, hin und wieder gerendt und umb Hilff gerueffen, aber kein Mittel finden khönnen. Dan obwoll Ihr Liebden selig Juncker sporenstreichs einem Schiff, so er ersehen, zugeeylet, hat er doch befunden, das dasselb zerbrochen und nichts werth, auch sonst nirgents kein Schiff am Wasser, ja vast kein Baur im Dorff anheimisch, sondern wegen des Christabendts alle mit ihren Schiffen hiehero zu Markt, und also kein menschliche Rettung verhanden gewesen. Es ist gleichwoln uff einem Fueßsteg, der ungefehr zwen Buchsenschuß underhalb der bemelten Brucken uber dasselbig Wasser gehet, ein Bauer gestanden, welcher Seine Liebden sehlig, die doch seiner Anzeig nach schon todt gewesen, allein mit den Haren uber dem Wasser sehen herschwimmen, darumb darauf gewartet und sich understanden, Dieselb bei den Haren zu ergreiffen, hatt aber wegen des uberauß strengen und schnellen Stroms Sie so geschwind nit erhaschen können, sondern under dem Steg durchfließen lassen müssen. Darauf dan erfolgt, das derselbige Leichnam, wie nuhmer landkundig, im Wasser verlohren und erst den fünfften Tag hernach nach vielfaltigem Suchen weith unter dem Steg hinab mitten in der Rench uf dem Bodem gefunden worden und, wie wir berichtet, auch die Conterfeyt außweiset, noch ganz schön und lebhafft, allein under dem rechten Aug ein rothen Flecken und der Hals etwas dick gewesen. Dahero vermuetlich Ihr Liebden selig in dem Zurückschlagen und Sturzen von der Brucken etwas Schaden und ein Stoß werde empfangen haben, welcher Sie desto eher zum Todt befordert, wie dan ohn Zweifel, da kein Wasser under der Brucken gewesen, Ihre Liebden den Hals alßbalt brechen müssen".

„So viel die Gelegenheit des Wassers anlanget, wissen wir uns gar woll zu erinnern, das es sonst ordinarie ein schmal und klein Wasser, das es auch offt nit knietieff, doch allweg, weiln es den Fahl auß dem Gebirg hat, eines strengen Lauffs ist. Damaln aber ist es die Nacht darvor uber die Massen und bei einer Spannen breit biß an die Brucken angelauffen und mitten in dem Strom, da Ihre Liebden hinein-

mannshöhle eingenommen, und das ist sehr erklärlich. Nachdem er die Regierung Blankenburgs 1714 übernommen hatte, war es sein Bestreben, dieselbe zu einer möglichst glänzenden zu machen, und er verfehlte nicht, dazu auch das „Wunder aller Welt", das „Wunderwürdige Werck und Meister-Stück der Natur", wie gleichzeitige Schriften die Baumannshöhle nennen, zu benutzen. Er wird den Vater seines Schwiegersohns Alexei, den Czar Peter von Rußland, 1712 doch wohl selbst in die Höhle geführt haben; er ließ den Eingang der Höhle, wie uns v. Rohr (1748) mittheilt, mit einer Thür verwahren „zur Verhütung weiteren Ruins, da die jährlich häuffig ankommende curieuse Besucher, von Jahren zu Jahren, davon vieles zum Andencken mitgenommen hatten, auch selbige Höhle offtmahls gar von ungewaschenen Händen und Dieben bestohlen worden war" (Behrens), und traf die Verordnung, daß jeder Besucher seinen Namen mit einer gewissen Devise, oder wer die Geschicklichkeit hierzu besitzt, mit einer auf diese Höhle verfertigten Poesie in ein besonders hierzu gewidmetes eingebundenes Buch einzeichnen sollte.

Von einem Fremdenbuche der Baumannshöhle ist denn auch in der Folge hie und da die Rede.

Spieker sagt 1802:

„Das Tagebuch der Höhle zeigt auch, daß nicht nur viele Damen, sondern selbst Kinder von sechs Jahren, diesen schauervollen Ort, ohne die mindeste Gefahr durchwandert haben",

und der „Unentbehrliche Führer" bemerkt;

„Nach unserer Zurückkunft bestiegen wir noch, nachdem wir uns ins Namensbuch der Fremden im Wirthshause eingezeichnet hatten, welche Gewohnheit noch aus den Zeiten Herzog Ludwig Rudolph's herstammt, die Christinenklippe".

Aber das war das alte Buch nicht mehr. Denn bei Stübner lesen wir:

„Man entschloß sich nach der Zeit (1670) ein Buch zu halten, worin die Befahrer dieser Grotte ihre Namen schrieben; dieses erste Buch soll aber verloren seyn. Die Führer können jetzt kein anderes Buch vorzeigen, als das sich mit dem Jahre 1730 anfänget; als dieses im Jahre 1769 vollgeschrieben war, besorgeten sie ein neues. Beyde Bücher enthalten die Namen mehrerer Fürstlichen, und eine große Anzahl anderer Personen, aus allen Ständen, und aus allen vier Welttheilen".

Ob und wie weit aus diesen Büchern die „Jahrbücher der Baumannshöhle oder Verzeichniß Derer, welche die Baumannshöhle befahren haben, nebst Beschreibung derselben, Quedlinburg 1809", geschöpft sind, vermag ich nicht anzugeben; ich habe dieses Werk nie zu Gesicht bekommen.

Beiläufig bemerkt dürfte übrigens Ludwig Rudolf's für die Baumannshöhle gewidmetes Buch das älteste Fremdenbuch des Harzes sein. 1731 siedelte der Herzog nach Braunschweig über, 1735 starb er; das älteste Stammbuch des Brockens beginnt 1753, das der Bielshöhle 1788, und auch das 1802 in der „Wanderung durch einen großen Theil des Harzes und einen Theil der Grafschaften Hohenstein und Mansfeld" und 1824 von Wadzeck, „Reise von Berlin nach dem Harze" erwähnte des Falkensteins muß nach den im erstern Werke mitgetheilten höchst albernen Proben jünger sein.

„Das Privilegium (des Herzogs Rudolf August) ist später für die Berg-Leuthe zum Rübelande Hans Christoph und Hans Heinrich Becker vom Herzog Ludwig Rudolph zu Blankenburg den 14. März 1721 confirmiret und bestätiget worden und dabei der fürstlichen Regierung zu Blankenburg befohlen worden, Impetranten dabey kräfftigst zu manuteniren und zu schützen. Eine neue ähnlich lautende Bestätigung des Privilegiums erließ zu Wolffenbüttel den 10. Octbr. Herzog Carl (I.) für die Berg-Leuthe zum Rübelande Johann Christoph und Johann Andreas Becker. Spätere Erneuerungen des Privilegiums während der inzwischen verflossenen 1½ Jahrhunderte scheinen nicht stattgefunden zu haben" — so Blasius.

Ludwig Rudolf und Karl I. (1735—80) hatten also noch mehr für die Höhlenführer gethan als Rudolf August. Für sie waren nunmehr an die Stelle dieses jene getreten; sie behielten aus inniger Dankbarkeit für jene die frühere Bezeichnung, den alten Vers, die ganze ehemalige Ansprache, obgleich sie nicht mehr in jeder Einzelheit paßte, bei. Vielleicht glaubten sie auch durch das „Reiten" den gewünschten Eindruck ihrer Anrede zu verstärken; vielleicht wollte doch noch dieser oder jener Wagehals, der davon gehört, über das Rößlein reiten.

Können wir nun auch nicht zahlenmäßig genau erweisen, wann die alte Ansprache entstanden, seit wann sie nicht mehr gebraucht, seit wann die neue eingeführt ist — so viel haben wir doch nachgewiesen, daß die Sitte, die Gäste der Baumannshöhle poetisch zu begrüßen, eine recht alte ist, und es liegt auf der Hand, daß sie als Vorbild für die Begrüßung in ihrer Nebenbuhlerin, der jetzt nicht mehr befahrenen Bielshöhle, gedient hat. Gedauert hat die Sitte bis 1890: seitdem hat ein einfaches „Glückauf!" die beim Ein- und Ausfahren gesprochenen Verse ersetzt. Man kann über den dichterischen Werth jener beiden bis zuletzt gesprochenen Strophen verschiedener Meinung sein; man mag auch behaupten, daß die letzte: „Du edles Sonnenlicht, sei innig mir gegrüßt", mehr für einen Bergmann als für einen Höhlenführer paßt: wir bedauern es doch sehr, daß dergleichen Worte nicht mehr gesprochen werden, die doch wohl nur selten den erhofften Eindruck verfehlt haben; wir sind mit v. Bülow der Ansicht, daß man solche Dinge ja nicht abkommen lassen soll; wir finden, daß eine Einrichtung abgeschafft ist, die schon wegen der langen Zeit ihres Bestehens hätte geschützt werden sollen.

Bücherschau.

Georg Erdmann, Reformation und Gegenreformation im Fürstenthum Hildesheim. Hannover, M. u. H. Schaper 1899. 34 S. 8⁰. 1 M.

O. Jürgens, Ein Amtsbuch des Klosters Walsrode. Hannover, M. u. H. Schaper 1899. 61 S. 8⁰. 1 M. A. u. d. T.: Veröffentlichungen zur niedersächsischen Geschichte Heft 1 und 2.

Die beiden Hefte sind Sonderabdrucke aus den Hannoverschen Geschichtsblättern, wo der erste Aufsatz

in Nr. 25—29, der zweite in Nr. 30—37 des laufenden Jahrganges erst kürzlich veröffentlicht worden sind. Es ist wohl keine Frage, daß Artikel vom Umfange der vorliegenden, zumal wenn sie wie Heft 1 eine fortlaufende Darstellung bieten, sich besser in der hier gebotenen Form lesen lassen als in einem Wochenblatte, wo sie in 5 bezw. 8 Nummern vertheilt worden sind. Andererseits bleibt zu erwägen, ob nicht durch eine derartige schnelle Wiederholung der Aufsätze die litterarische Bedeutung des Blattes Einbuße erleidet, und ob nicht durch die Veröffentlichung größerer Stücke der Artikel in weniger Nummern der erstrebte Zweck zu einem Theile wenigstens auch erreicht werden könnte. Es führt uns zu dieser Ueberlegung die Notiz des Umschlages, daß die Sammlung der „Veröffentlichungen" fortgesetzt werden solle, wie es scheint, in der begonnenen Weise. Auch schon früher ist ja das S. 56 dieses Jahrganges besprochene Büchlein von O. Ulrich „Aus der Franzosenzeit" aus den Hannoverschen Geschichtsblättern abgedruckt worden. Doch wollen wir uns auf diese Andeutungen beschränken und dankbar als eine Bereicherung unserer niedersächsischen Litteratur die erneute Gabe aufnehmen. Von G. Erdmann, der uns schon früher eine Reformationsgeschichte Göttingens geliefert hat, erhalten wir eine anschauliche, gut geschriebene Schilderung der reformatorischen Bewegung und der ihr entgegenwirkenden Kräfte und Strömungen, wie sie zu Hildesheim bis in unser Jahrhundert hinein in die Erscheinung getreten sind. In dem „Amtsbuche des Klosters Walsrode", dessen Herausgabe wir dem rührigen Stadtarchivar O. Jürgens in Hannover verdanken, bekommen wir Aufzeichnungen über die Einkünfte und Rechte des Klosters, sowie Urkunden, Briefe u. A., die bis 1500 vollständig, dann in Auswahl oder kurzem Auszuge mitgetheilt werden, ein für die wirthschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse des Klosters und des betreffenden Landestheils wichtiges Material und für das „Archiv des Klosters St. Johannis zu Walsrode", das v. Hodenberg als 15. Abtheilung des Lüneburger Urkundenbuches 1859 veröffentlichte, eine willkommene Ergänzung.

Karl Steinacker, Die Holzbaukunst Goslars. Ursachen ihrer Blüte und ihres Verfalls. Goslar-Berlin-Leipzig, Franz Jäger 1899. 93 S. mit Titelbild und 12 Tafeln. 4°. 5 M.

Ein großer Theil der niedersächsischen Städte besitzt noch eine stattliche Anzahl Holzbauten vergangener Jahrhunderte, deren Bauart und Zierweise für den Kunst- und Alterthumsfreund ein hervorragendes Interesse besitzt. Den in den letzten Jahrzehnten entstandenen Veröffentlichungen über die Holzbauten Hildesheims, Halberstadts, Quedlinburgs und Braunschweigs schließt sich obige Schrift, eine längst empfundene Lücke füllend, würdig an. Der Verfasser hat sich mit derselben als Kunstschriftsteller vortheilhaft eingeführt.

Nach einer einleitenden Betrachtung über die niedersächsische Holzbaukunst im Allgemeinen geht derselbe auf die Holzbauten in Goslar, deren noch erhaltene Vertreter bis in das Ende des 15. Jahrhunderts reichen, näher ein. Nachdem die Goslar eigenthümliche Giebelbildung der Fachwerksbauten und die Construction der letzteren erläutert ist, bespricht Verfasser die leider nur noch in geringer Anzahl vorhandenen Bauten mit gothischer Zierweise, die bis zum ersten Viertel des 16. Jahrhunderts reichen. Der in Braunschweig besonders heimische Treppenfries kommt in Goslar nur noch an zwei Häusern vor; mittelalterliche Zierformen zeigen auch Theile des St. Annen-Frauenhauses. Das „Mönchehaus" leitet mit dem sog. Trapezornament schon zur Renaissance über; der Renaissancestil beherrscht augenscheinlich die Holzbauten Goslars, dessen ältester und hervorragendster Vertreter das sog. „Brusttuch" ist. Die Uebereinstimmung der Zierweise dieses Hauses mit dem Huneborstel'schen (Temmer'schen) in Braunschweig und dem Tielebeule'schen in Celle läßt denselben Meister an allen drei Gebäuden erkennen. Steinacker vermuthet wohl mit Recht den Sitz dieses Künstlers in Braunschweig, wenn schon das Haus in Celle vom Jahre 1522, das „Brusttuch" in Goslar vom Jahre 1526 stammt und das Huneborstel'sche Haus in Braunschweig in das Jahr 1536 gesetzt wird.

Es folgt nun eine Besprechung der Fächerornamente über Ständer und Winkelbänder, sowie auf den für Goslars Holzbauten eigenartigen Brüstungsplatten, wobei besonders auf die „Walkmühle" und das „Bäckergildehaus" hingewiesen ist; das Haus Bäckerstraße 3 (um 1600) leitet schon mit aufgenagelten Kämpfern, Nachahmung der Steintechnik an den Brüstungsplatten, sowie mit den geometrischen Zierformen den Verfall der Holzbaukunst ein. Von jetzt ab werden die Ornamente immer flacher, der Metalltechnik (nach Art der heutigen Laubsägearbeiten) nachgebildet, bis endlich das Barock im 17. und 18. Jahrhundert die Zierformen der Holzbauten Goslars beschließt. Das Ornament verschwindet an den Bauten, gleichzeitig mit dem Ausbau der Wirthschaftsräume zu Wohnzwecken, wie in den vorhin genannten niedersächsischen Städten, fast ganz.

Zum Schluß giebt Verfasser noch eine Ableitung des Goslarer Bürgerhauses aus dem Bauernhause, wie solches noch heute an der mittleren Weser und an der Diemel vorkommt. Die mit einer Reihe guter photographischer Gebäudeaufnahmen und zahlreichen Textabbildungen versehene Schrift sei jedem Freunde der Holzbaukunst unserer Vorfahren warm empfohlen. Pfeifer.

In den beiden letzten Bänden des **Jahrbuches des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung** (23. Jahrg. S. 131—154 und 24. Jahrg. S. 113 bis 128) hat **H. Beck** ein von ihm zusammengestelltes „Idiotikon von Nordsteimke bei Vorsfelde" veröffentlicht und damit einen wichtigen Beitrag für die niederdeutsche Sprache unserer Heimath geliefert. Den alphabetisch geordneten niederdeutschen Wörtern sind hochdeutsche Erklärungen und, besonders anschaulich, niederdeutsche Sätze beigefügt worden, die ihre Bedeutung und Anwendung in charakteristischer Weise vorführen. Das Ganze beruht auf sorgfältigen Beobachtungen und genauer Kenntniß, ist kurz und verständlich abgefaßt und kann ähnlichen Arbeiten, die bei dem allmählichen, unaufhaltsamen Schwinden der reinen niederdeutschen Mundart sehr zu wünschen wären, als gutes Vorbild dienen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 24. 19. November **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Uhland in Braunschweig im Jahre 1842.

Nach Dr Karl Schiller's Berichten mitgetheilt von Heinrich Mack.

Im Sommer des Jahres 1842 verließ Uhland seine schwäbische Heimath zu einer Studienreise gen Norden, die ihn bis nach Kopenhagen führte. Auf dem Rückwege von dort traf er am Mittwoch, dem 17. August, von seiner Gattin begleitet in Braunschweig ein. Nachdem er hier unter Führung des Stadtdirectors Bode das Archiv besucht hatte, reiste er noch am selben Tage nach Wolfenbüttel weiter, wo er vom Donnerstag bis Sonnabend eifrig auf der Bibliothek arbeitete. Am Sonnabend Abend wurde dann das Uhland'sche Ehepaar von Bode und andern Verehrern nach Harzburg abgeholt und hier am nächsten Morgen auf dem Burgberge zu Ehren des Dichters ein kleines Fest gefeiert, das einzige, zu dem er eine Einladung hatte annehmen wollen. Aber kaum hatte der Festesjubel seinen Höhepunkt erreicht, so brach der Gefeierte schon zur Besteigung des Brockens auf, ging Tags darauf nach Ilsenburg hinunter und setzte von da seine Reise nach Wernigerode fort.

Der Umstand, daß der Uhlandstein auf dem Burgberge — übrigens schon der zweite — ein nach Tag, Monat und Jahr unrichtiges Datum der Anwesenheit des Dichters aufweist — 2. Juli 1841 statt 21. August 1842 —, hat Veranlassung gegeben, auf die zeitgenössischen Berichte über Uhland's Besuch in unserm Lande zurückzugehen. Solcher Berichte giebt es meines Wissens nur zwei, die beide den Dr Karl Schiller[1]), den bekannten Kunstfreund und hochverdienten Begründer des städtischen Museums in Braunschweig, zum Verfasser haben. Der eine ist gedruckt im Jahrgange 1842 der damals von Friedrich Oetker redigirten Casselschen Zeitschrift „Der Salon“[2]), für die Schiller auch sonst Beiträge geliefert hat. Er ist betitelt „Die Uhlands-Feier auf den Ruinen der Harzburg“, beschränkt sich demgemäß im Wesentlichen auf eine Schilderung eben dieser Feier, giebt aber auch von ihr kaum mehr als den äußeren Verlauf. Der Schwerpunkt ist auf vollständige Mittheilung der dichterischen Leistungen gelegt, mit denen bei diesem Anlaß Uhland's braunschweigische Verehrer hervortraten. Es ließ sich hören der alte Consistorialrath Römer mit lateinischen Begrüßungsdistichen, von denen dann, als die Damen sich über die ihnen fremde Sprache beschwerten, Dr Aßmann sofort eine ex tempore gefertigte deutsche Uebersetzung gab. Es folgte Dr Schiller mit einem poetischen Trinkspruche. Es schloß sich an Dr Aßmann mit einem eigenen Gedichte, das dem Gefeierten gleichzeitig in einem gedruckten Prachtexemplare überreicht wurde und seine von drei Jungfrauen vollzogene Krönung mit dem Lorbeerkranze einleitete. Endlich trat nochmals der alte Römer auf den Plan und ließ zur Eröffnung der Fidelitas ein auf die Festfahrt von Braunschweig nach Harzburg gemünztes „Eisenbahnlied“ singen. Anhangsweise werden uns auch die Verse aufgetischt, mit denen eigentlich Hofschauspieler Schütz an Römer's Stelle den Dichter hatte begrüßen wollen, sowie ein Gedicht des Pastors Breithaupt[3]), das erst nachträglich einlief. Nur gut, daß Schiller gewiß nicht versäumt hat, seine Festbeschreibung dem Dichter in die Heimath nachzusenden! Denn Breithaupt's Leistung ist wohl die einzige unter allen, die Uhland einen günstigen Begriff von der dichterischen Begabung der Braunschweiger beibringen konnte[4]),

1) Näheres über ihn s. in Bd. 31 d. Allgem. deut. Biogr. unter Karl Georg Wilhelm Sch.

2) Nr. 75 f. 78.

3) Friedr. Karl Justus B., bis 1843 in Lelm, dann in Halchter.

4) Da „Der Salon“ nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden zu sein scheint und namentlich uns Braunschweigern sehr schwer zugänglich ist, sei durch Wiederabdruck des Breithaupt'schen Gedichtes an dieser Stelle Gelegenheit gegeben, das oben gespendete Lob auf seine Berechtigung zu prüfen.

Uhland's Brockenfahrt.

Den Sänger zu besingen,
Der solche Lieder singt,
Das müßte heller klingen,
Als meine Stimm' erklingt.
Doch mag ich wohl von Weiten
Mit Wünschen ihn begleiten,
Ob's auch zu ihm zu dringen,
Nicht einem je gelingt.

Ich seh' ihn wandern, klimmen
Den Felsensteig hinan,
Ihm säuseln Waldesstimmen:
„Willkommen, Wandersmann!“

während die andern insgesammt mit dem Prädicate „überaus wohlgemeint“ genügend gelobt sein dürften.

Schiller's zweiter Bericht ist noch ungedruckt und mit dem sonstigen handschriftlichen Nachlasse des trefflichen Wi[illegible]es im Besitze der Stadtbibliothek zu Braunschweig. Ob Schiller ihn wirklich nur, wie er an einer Stelle sagt, „zu seiner eigenen Erinnerung“ aufgesetzt hat, oder auch zugleich in der Absicht, ihn im Kunstclub oder einem kleineren Kreise vorzutragen, darüber läßt sich Bestimmtes nicht behaupten. Und auch über die Abfassungszeit nur so viel, daß sie später liegen muß als die des ersten Berichts, weil dieser als schon geliefert erwähnt wird. An Werth jedoch steht der zweite Bericht dem ersten weit voran. Weniger weil er auch der mit Uhland verknüpften Vorkommnisse aus den Tagen vor der Burgbergfeier gedenkt, sondern hauptsächlich darum, daß er eine Menge persönlicher Züge aufbewahrt hat, die theils den Dichter und seine Gattin, theils die braunschweigischen Festgenossen, insbesondere den in echter Begeisterung, übertriebener Sentimentalität und ätzender Malice schillernden Dr Schiller selbst, der damals im Alter von 35 Jahren stand, packend charakterisiren. Deshalb dürfte sich die Mittheilung dieses zweiten Berichtes seinem ganzen Umfange nach gewiß lohnen. Er lautet, wie folgt[5]):

Erinnerung an Ludwig Uhland.

Am Mittwoch, den 17.[6]) August 1842, hatte der Herr Stadtdirector Bode zu Braunschweig die Güte, mich in das Archiv einzuladen, um Uhland kennen zu lernen. Zu der bestimmten Stunde präcise 3 Uhr mich einstellend, fand ich unter mehren hiesigen Gelehrten den Dichter nebst seiner Gemahlin schon anwesend. Als ich unter starkem Herzklopfen die Ehre hatte, ihm vorgestellt zu werden, erstaunte ich nicht wenig über die höchst anspruchlose Erscheinung dieses berühmten Mannes, und wenn ich mich auch einerseits in meinen phantastischen Erwartungen nicht wenig getäuscht sahe, so fühlte ich mich doch auf der anderen Seite um so stärker zu der ungeschminkten Natürlichkeit dieses sich nie verläugnenden tiefen Dichtergemüthes augenblicklich hingezogen. Ich hörte von mehren Herren die Bemerkung machen, daß Uhland ein sehr kluges Gesicht habe, während später mehre Damen finden wollten, daß er durchaus nicht hübsch sei, nichts Geniales und nichts von einer Dichternatur an sich habe. Vereinigt man beide Auffassungen, so, glaube ich, bekommt man die richtigste Vorstellung von seiner Erscheinung. Er ist nicht groß, es zeigt sich nichts Auffallendes in seiner Person; und wenn er seine Stirn nicht hätte, würde ich selbst ihn kaum als Uhland erkannt haben. Aber auf dieser Stirn trägt er den Stempel seines ganzen Werthes. Sie steigt hoch und steil hinan als die Stirn eines Denkers, aber ohne Wölbung und Schwung, deshalb weniger die eines Dichters. Sein helles blaues Auge wird nur frappant, wenn er es zusammenkneift, um einen Gegenstand zu fixiren, oder wenn er liest und seiner Kurzsichtigkeit wegen es etwas schräg, aber sehr nahe auf die Schrift richtet. Mund und Kinn sind wohl die unbedeutendsten Theile seines Kopfes, ersterer groß, nach den Winkeln zu heruntergezogen, durch die vorgebaueten, zwar gesunden, aber getrennt stehenden Zähne stark heraustretend, öfter sogar im Zustande der Ruhe geöffnet und dann dem Kopfe eine gewisse Unbedeutsamkeit gebend, zumal das Kinn in einer merkwürdig scharfen Linie nach unten sich stark abschneidet und zurücktritt. Dieses Mißverhältniß wird um so auffallender, als die Nase zwar mit einem kräftig markirten Rücken, aber lang und spitz sich vorbauet. Wenn nun der liebenswürdige Mann mit seinem nach oben kahlen Scheitel, um den sich das hinten blonde und nach vorn schon etwas bleichende Haar lose flatternd anlegt, den Kopf aufrichtet, um in seinem frappant schwäbischen Dialecte zu reden, aber öfters stotternd die Worte herausstößt, so fühlt man sich fast von einem peinlichen Eindrucke bemächtigt, um so mehr, da er wortkarg und wenig anregend im Gespräch ist. Die erste Unterhaltung drehete sich um den Zweck seiner Reise, auf Bibliotheken alte Drucke deutscher Lieder zu sammeln, besonders solcher aus dem 16. Jahrhundert und vorzüglich einzeln gedruckter, weil diese der Zerstörung und Vergessenheit um so mehr ausgesetzt sind. Im Archiv der Brüder-Kirche fand er allerdings Einiges und hegte von der Wolfenbüttler Bibliothek die besten Erwartungen. Zu allgemeinem Bedauern entfernte sich Uhland sehr rasch und zwar reiste er noch an demselben Tage nach Wolfenbüttel. Da man hoffte, ihn demnächst wieder in Braunschweig zu sehen, so veranstaltete ich in aller Eile auf den Sonnabend von Seiten des Kunstclubs ein Concert, bei welchem es hauptsächlich darauf abge-

Die Wipfel und die Quellen,
Die Lüft' und Düfte schwellen,
Und durch die Waldnacht glimmen
Ihn lichte Schimmer an.

Ich seh' ihn stehn umwoben
Vom Abendsonnenschein,
Wie froh er schaut von oben
In's weite Land hinein,
Auf reiche Gau'n und Gränzen,
Der Ströme Lauf und Glänzen,
Und athmet still mit Loben
Des Liedes Segen ein.

Wird's von der Lipp' ihm beben,
Was ihm im Herzen bebt?
Wird sich's in Tönen heben,
Was ihm die Seel' erhebt?
Trägt er im Geist und Sinnen
Es heimwärts mit von hinnen,
Wo sich den Kranz von Reben
Sein biedres Schwaben webt?

Ja, künde dort den Brüdern
Des Landes Herrlichkeit,
Wie stets in allen Gliedern
Sich alle Kraft erneut;
Auch daß noch allerwege
Der alte Geist sich rege,
Der sich an deutschen Liedern
Und deutschen Männern freut!

5) Einige stilistische Härten, die Schiller beim Abdruck gewiß selber nicht hätte durchgehen lassen, sind beseitigt worden, doch ist darin eher zu wenig als zu viel geschehen.

6) Schiller schreibt falschlich „den 18.“ und dem entsprechend weiter unten „Freitag, den 20.“ und „Sonnabend, den 21.“ statt „den 19.“ und „den 20.“ Denselben Irrthum begeht er im „Salon“, wo er die Ankunft des Dichters gleichfalls auf den 18., die Burgbergfeier auf den 22. August setzt.

sehen war, von den ausgezeichnetsten hiesigen Gesangskünstlern Uhland'sche Lieder vortragen zu lassen. Leider aber erfuhr ich vom Herrn Stadtdirector Bode, daß der Gefeierte nicht nach Braunschweig zurückkehren werde, weshalb sich zu einem anderen auf der Harzburg zu veranstaltenden Feste ein Comité bildete, bestehend aus dem Herrn Stadtdirector Bode, Herrn Dr Aßmann, Bauconducteur Krahe, Buchhändler Vieweg und mir. Zunächst hatte ich Uhland persönlich einzuladen. Ich fand ihn auf der Wolfenbüttler Bibliothek in Studien vergraben. Sobald er mich erblickte, stieg er freundlich von der Leiter herab und versicherte, daß es ihm angenehm sei, nochmals einen Tag in Gesellschaft der lieben Braunschweiger, welche ihn so freundlich aufgenommen hätten, zubringen zu können, und drückte sein Bedauern darüber aus, daß ich dieserhalb genöthigt gewesen sei, mich so weit herzubemühen. Die gleichzeitig eintreffende Einladung der Wolfenbüttler Liedertafel zu einem Gesangfeste im Holze auf nächsten Sonnabend lehnte Uhland sehr kurz mit der Bemerkung ab, daß seine Muße ihm sehr theuer sei, weil er sich bereits über Erwarten lange auf dieser Reise verweilt habe, außerdem noch nach Wernigerode, Gotha, Coburg und Würzburg sich wenden müsse und deshalb bis zum letzten Eisenbahnzuge den nächsten Sonnabend auf der Bibliothek zuzubringen genöthigt sei.

Indem ich mich Uhland empfehlen wollte, beehrte er mich noch mit dem Auftrage, auf der Braunschweiger Post nach einem erwarteten Briefe nachzusehen, den er sehnsüchtig erwartete, weil er, wie er sich ausdrückte, einen kleinen Pflegebefohlenen zu Haus zurückgelassen habe, dessentwegen sich seine Frau sehr änstige. Er gab mir zu diesem Behuf seinen Paß zu meiner Legitimation mit dem Auftrage, diesen couvertirt auf der Post zurückzusenden. Meine Bemühungen waren zwar vergebens, indessen fühlte ich einige Genugthuung darin, auf diese Weise Gelegenheit bekommen zu haben, dem verehrten Manne schriftlich mein Herz klarer aufdecken zu können, als es meine Schüchternheit bei jeder persönlichen Berührung hatte zulassen wollen. Ueber den Paß hatte ich vollends meine Freude, denn wer in diesem Signalement den Dichter Uhland hätte vermuthen mögen, müßte mehr als ein Menschenkenner sein oder überhaupt einen Dichter nur mit den Augen eines Polizeiofficianten ansehen; denn man hatte Alles „gewöhnlich“ an dem Reisenden gefunden Er war in dem Passe schlichtweg Doctor genannt, obgleich er auch den Titel Professor führt, und er nahm nur den Doctorgrad in Anspruch, als ihm von Braunschweiger Freunden der Character eines Hofraths beigelegt wurde. Er protestirte eifrig hiergegen mit der Bemerkung, daß er ja nichts weiter als Doctor sei und sein wolle. Als er auch schalkhaft die Frage hinzufügte, ob denn in Braunschweig der Hofrathstitel so hoch im Werthe stehe, entgegnete Herr Stadtdirector Bode, daß man in Braunschweig nur gewohnt gewesen sei, den Dichter Ludwig Uhland ebenso schlichtweg zu nennen wie die Dichter Wolfgang Goethe oder Friedrich Schiller, und daß man nur erst bei des Dichters Uhland persönlicher Erscheinung daran gedacht habe, daß dieser auch einen bürgerlichen Charakter führen müsse, und ihm deshalb das Wenigste beigelegt habe, was ihm nach seinen Verdiensten in Braunschweig zu erwarten gewesen sein würde. Ueber die eigentliche Feier auf der Harzburg kann ich hier gänzlich hinweggehen, indem ich mich auf die darüber im Salon gelieferte Beschreibung beziehe. Dagegen werde ich mich hier nur auf einige charakteristische Züge und Anecdoten von und über Uhland beschränken müssen und zu meiner eigenen Erinnerung nur das hinzufügen, was mein eigenes Verhältniß zu ihm betrifft.

Mit Herrn Stadtdirector Bode, Herrn Dr Aßmann und Hofrath Dedekind war ich bereits am Sonnabend, den 20. Aug., von Braunschweig mit dem letzten Eisenbahnzuge nach Harzburg abgefahren, an welchen sich Uhland von Wolfenbüttel aus anzuschließen versprochen hatte. Durch Herrn Stadtdirector Bode eingeladen, bestieg Uhland zwar unseren Wagen, jedoch sah ich mich selbst durch mehre Sitzreihen von ihm getrennt. Nichts konnte mir daher erwünschter kommen als die Aufforderung des Herrn Stadtdirectors Bode näherzurücken, wodurch mir das Glück zu Theil wurde, Knie an Knie dem verehrten Manne gegenüber zu sitzen. Uhland zeigte sich an diesem Tage gegen früher ziemlich aufgeräumt, weil er den Bücherstaub auf einige Zeit hinter sich hatte. Gleich bei unserm Wiedersehen äußerte er sich sehr gütig wegen meiner Besorgung des Briefauftrages, und die Unterhaltung, welche sich um die Sehenswürdigkeiten und historischen Erinnerungen des Harzes, um die Schicksale des wilden Jägers Hackelnberg, nach welchem die uns führende Locomotive benannt war, sowie um Uhland's literarhistorische Forschungen drehte, ging während der ganzen Fahrt gut von statten. Besonders munter und traulich wurde das Gespräch nach dem so glücklich bestandenen Abenteuer des auf unserem Zuge ebenso schnell ausgebrochenen wie gelöschten Feuers, welches durch einen Funken entstanden war, der in den zur morgenden Feier mitgenommenen Korb voll Champagner gefallen war. Während einmal der Zug anhielt, präsentirte Herr Stadtdirector Bode dem Dichter ein Glas Bier. Dieser, es dankbar und freudig mit der Bemerkung annehmend: „Bier ist mein Getränk, da bin ich immer von der Partie“, reichte mir, nachdem er einen herzhaften Zug gethan hatte, das Glas, aus welchem ich ihm hochbeglückt mit einem noch herzhafteren Zuge Bescheid that. Ich muß gestehen, daß ich in diesem Augenblicke etwas schwärmte und gern das Glas zum Andenken behalten hätte, wenn mir nicht eine gewisse Scham vor einigen prosaischen und scheelen Gesichtern, welche ich im Hintergrunde des Wagens bemerkte, in die Quer gekommen wäre. Doch fühlte ich in diesem Acte eine gewisse Weihe, die mich lebhaft an meines großen Namenvetters herrlichen Ausspruch erinnerte, den ich, so sehr ich auch poetischen Reminiscenzen fremd bin, doch andächtig im Stillen nachbetete: „Sie rauschet, sie perlet, die himmlische Quelle, / Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle“ [7]).

Im Harzburger Gasthofe zur Eisenbahn hatte ich

7) Aus „Dithyrambe“ (Gedichte der dritten Periode).

hierauf das Glück, als Uhland's Tischnachbar einige sehr gemüthliche Stunden zuzubringen. Auf meine Frage, weshalb er meine ihm vor einigen Jahren brieflich eröffnete Bitte um einen Beitrag zum Lessing-Album [8]) gänzlich unberücksichtigt gelassen habe, erwiderte er: „Schon seit mehren Jahren dichte ich nicht mehr; deshalb werde ich auch meine dreizehnte Auflage ohne alle Veränderung geben müssen. Ich wart's ab, ob mich die Stimmung wieder überkommt, wo nicht, so laß' ich's ganz sein". Uhland's Gemahlin, welche später über eben dieses Capitel befragt wurde, drückte sich äußerst naiv und liebenswürdig also aus: „Mag's sein, daß die Welt dadurch verloren hat, daß Uhland nicht mehr dichtet, ich selbst habe dadurch gewonnen".

Nach einem frugalen Abendessen wurde gegen 11 Uhr zur Ruhe gegangen. Ich hatte wiederum das Glück, nur durch eine dünne Thür geschieden, Uhland's nächster Bettnachbar zu sein, welches ich jedoch zu meinem großen Schreck erst am folgenden Morgen gewahr werden sollte. Da ich nämlich mit Herrn Stadtdirector Bode, welcher stark schnarchte, in einem Zimmer schlief und bei geöffneten Thüren Herrn Hofrath Dedekind und Dr Aßmann als Schlafnachbaren hatte, aber besonders durch des Letztgenannten fortwährendes Traumreden aufgeschreckt wurde, so mußte ich fast die ganze Nacht schlaflos verseufzen. Wie glücklich war ich daher, als beim Sonnenaufgange auch die Augen meiner Herren Gefährten sich aufthaten und sich eine lebhafte komische Unterhaltung anknüpfte. Besonders herzhaft wurde über die drolligen Einfälle Aßmann's gelacht, der unter Anderem äußerte: „Wir müßten doch Uhland, wenn ihm heute Morgen von den drei Jungfrauen auf dem Burgberge der Lorbeer überreicht wird, einen Commentar über die tiefe Idee in der Auswahl dieser Damen geben. Ich habe nämlich symbolischer Weise für die drei höchsten Gewalten die drei größten Mädchen in unserer Stadt ausgewählt. Die größte Gewalt, die Regierung, stellt die größte dieser Mädchen, die Tochter Sr. Excellenz des Herrn Geheimeraths Schulz dar; die zweite Gewalt, die Stadtverwaltung, repräsentirt Ihre Fräulein Tochter, Herr Stadtdirector; und die kleinste unter den dreien, aber noch immer sehr große, den Handel und die Kaufmannschaft, nämlich Fräulein Kutzbach, Pflegetochter des Bankiers Löbbecke". Nun wurde auch scherzhaft unter uns deliberirt, was anzufangen sein möchte, wenn Herr Dr Schönemann auf seiner Weigerung beharren würde, nämlich zur Ueberreichung des Lorbeers das rothe Sammetkissen von der Wolfenbüttler Bibliothek herzuleihen. Dann bleibe nun nichts übrig, meinte Aßmann, als das kleinste Kissen aus Harzburg zu leihen, welches zufälliger Weise etwas übel riechen könnte; da aber Uhland ein schlichter Mann sei, würde er dies nicht bemerken. So herzlich ich auch auflachen mußte, ebenso heftig erschrak ich auch, als ich dicht neben mir auch Uhland's Stimme wahrnahm. Jetzt thut es mir leid, ihn nicht nachher gefragt zu haben, ob unser Muthwillen wirklich ganz zu seinen Ohren gedrungen sei. Uebel gedeutet schien er aber diesen Scherz nicht zu haben und er erinnerte sich auch namentlich der schönen Kranzträgerinnen noch später mit großem Interesse Besonders hatte Uhland's Gattin Fräulein Bode in's Herz geschlossen, weil sie nach einer solchen hellen Blondine mit klarem Teint und blauen Augen, wie sie sich die alten deutschen Jungfrauen dächte und wie auch noch die alten Maler hiervon einen gewissen Typus beibehalten hätten, auf ihrer ganzen Reise bis jetzt vergebens gesucht habe.

Bei Gelegenheit dieser Kranzüberreichung fällt mir auch ein, daß ich ausdrücklich der unbeschreiblich natürlichen Anspruchslosigkeit Uhland's bei solchen Ehrenbezeugungen gedenken muß. Auch mögen hier einige sie betreffende charakteristische Züge folgen. Uhland's Gattin erzählte, daß, als ihrem Manne während einer Reise einst die Ehre der Bekränzung zu Theil geworden sei, er den Lorbeer in einem Haine an dem Zweige einer kräftigen Eiche aufgehängt habe; worüber sich die mit im Wagen befindliche Hausjungfer äußerst ungehalten gebärdet hätte, weil, wie ihr in der Hitze des Eifers entschlüpft sei, sie den Lorbeer in der Küche doch besser würde gebrauchen können. Uhland selbst lächelte über die vielen Ehrenbezeugungen, welche ihm auf dieser Reise widerfahren seien. Doch bemerkte scherzhaft seine Frau, daß er sich über keine Ehre mehr gefreut habe als über die der Schuljugend zu Lüneburg aus Veranlassung seiner Anwesenheit bewilligten Ferien.

Höchst komisch war das Ständchen der Wolfenbüttler Liedertafel [9]) abgelaufen. Man trägt am Freitage, den 19. August, vor dem Goldnen Löwen, dem Absteigequartier des Dichters, mehre seiner Lieder vor. Eine gleichzeitig daselbst logirende französische Schauspielertruppe erwartet nichts Anderes, als daß ihr diese Ehre gelte, und bedankt sich dafür, so daß man sich genöthigt sieht, diesen Dank mit Hohn zu erwidern und dem gefeierten Dichter durch eine Deputation bemerklich zu machen, daß es auf ihn gemünzt sei.

Eine der für mein Herz wohlthuendsten Ehrenbezeugungen, welche der Dichter erfuhr, war die ungeheuchelte Freude, welche selbst Wirthe der entlegensten Gasthäuser an den Tag legten, als sie Uhland's Namen hörten. Er schob sich gewöhnlich um das Einschreiben in die Fremdenbücher herum oder bat auch, wenn man ihn speciell darum anging, den Wirth selbst um diesen Dienst. Als aber der Wirth zu Ilsenburg ihn mit Bitten um seine eigenhändige Unterschrift anging, weil, wie er sich ausdrückte, er der Welt documentiren müsse, welche Ehre seinem Hause widerfahren sei, zeigte sich Uhland auch freundlichst dazu bereit. Gerade aber, weil es so unverkennbar aus Uhland's Wesen hervorleuchtet, wie wenig Werth er auf äußere Ehrenbezeugungen legt, mußte mir die höchst liebreiche Weise schmeichelhaft sein, mit welcher er sowohl wie seine Gattin sich noch auf dem Brocken den Trinkspruch ausbat, mit welchem ich ihn am Tage zuvor beim Feste auf der Harzburg begrüßt hatte. Leider

8) Von Schiller mit großem Eifer betriebene, aber nicht zu Stande gebrachte Publication zum Besten des Lessingdenkmals in Braunschweig.

9) Vergl. Friedr. Jeep's Aufsätze im Wolfenb. Kreisbl. 1887 Nr. 48 und in den Braunschw. Anzeigen 1887 Nr. 96.

konnte ich ihm, da ich auf diese Ehre nicht gerechnet hatte, nur das Concept davon überreichen.

Weil es doch Uhland einmal betrifft, so muß ich hier auch das komische Mißgeschick einer Braunschweiger Dichterin erzählen, welche von dieser ganzen Partie war, ohne Uhland gesehen zu haben. Fräulein Julie Römer nämlich, durch mehre ihrer in Druck erschienenen patriotischen Dichtungen auch dem größeren Publicum bekannt, die Tochter des würdigen Herrn Consistorialraths Römer, war in Begleitung ihres Vaters schon am Sonnabend, den 20. August, nach Harzburg gefahren, um Uhland recht in gemüthlicher Nähe zu genießen. Uhland saß von Wolfenbüttel aus sogar in einem Wagen mit ihr, aber von neugierigen Verehrern in Masse umgeben und obenein mit dem Rücken ihr zugewendet, kam er ihr nicht zu Gesicht. Ebenso ging es beim Aussteigen, und weil der Dichter unglücklicher Weise nicht in ein und demselben Gasthause logirte, so bekam sie an diesem ganzen Tage nichts von ihm zu sehen. Am Festmorgen verläßt nun in aller Frühe der lebhafte Papa genialer Weise sein Töchterchen, ohne daran zu denken, daß sich der Festzug vor dem Eisenbahnhofe versammelt und die schüchterne Tochter sich ohne männliche Begleitung nicht anzuschließen wagt. Ohnehin seit längerer Zeit kränkelnd, rechnet sie fest darauf, für die beschwerliche Bergfahrt einen Esel geliefert zu bekommen, wie ich deren für den schwächeren Theil der Gesellschaft 14 Stück unter meinem Commando hatte. Aber im Gewirre der Zurüstungen denkt Niemand an die Zurückgebliebene, Alles jubelt den Berg hinauf, und die Verlassene bringt in Thränen gebadet diesen Tag auf ihrem öden Gastzimmer zu. Ihr Vater, welcher erst spät vom Feste zurückkehrt, erschrickt nicht wenig über diesen Unstern und tröstet die Bekümmerte mit der Verheißung einer Partie nach Ilsenburg für den nächsten Tag, wohin Uhland vom Brocken aus sich wenden wird. Vater und Tochter treffen auch wirklich noch vor Uhland's Ankunft in Ilsenburg ein und wandern, um ihn gar nicht zu verfehlen, in der Kühle des Morgens das liebliche Ilsethal hinauf. Hier begegnet ihnen Uhland's Gattin mit der Schaar ihrer Brockenbegleiter und giebt die sehr niederschlagende Nachricht, daß Uhland eben vom Wege abgelenkt sei, um über den Ilsenstein zu wandern. Es wird indessen ein gemeinsames Frühstück in Ilsenburg verabredet, und da ihnen nun der Dichter nicht mehr entgehen kann, wandert das Römerpaar das liebliche Ilsethal noch eine Strecke weiter hinauf. Unterdessen war ich mit Uhland über den Ilsenstein und das Schloß Ilsenburg im Gasthofe zur Forelle eingetroffen, wo sich bereits sowohl der andere Theil unserer Brockengesellschaft als auch ein auserlesener Kreis von der gestrigen Harzburger Partie wieder zusammengefunden hatte. Während nun das Frühmahl zugerichtet wird, erfährt Uhland, daß sein Koffer, welchen er bis hieher voraufgesendet hatte, an der Grenze festgehalten worden sei. Es bleibt ihm also nichts übrig, als ein Fuhrwerk zu miethen und sich selbst an Ort und Stelle zu begeben. Indem Uhland abfährt, rücken die genialen Römer im Gasthofe ein und sehen wiederum vom Dichter nichts als den Staub seiner Rosse. Unglücklicher Weise haben sie nun selbst wegen der Rückfahrt zu einer bestimmten Stunde mit dem Fuhrmann contrahirt und sehen sich zum Aufbruch genöthigt, ohne des Dichters Rückkunft abwarten zu können. Um das Maß des Mißgeschickes zu erschöpfen, mußten die Unglücklichen, mit denen wir später in Harzburg wieder zusammentrafen, auch noch die Zielscheibe unseres Spottes abgeben. Die gekränkte Dichterin suchte sich indessen durch möglichst scharfe Pfeile des Witzes zu rächen, die besonders gegen mich gerichtet waren, den sie beschuldigte, sie sitzen gelassen zu haben, und den sie mit dem Commando über die Esel so lange neckte, bis ich, als sie sogar hinzufügte, daß sie selbst den Dichter Uhland nie besungen haben würde, weil er ihr zu häßlich sei, mit der Bemerkung ihre Angriffe zum Stillschweigen brachte, daß es bekannt sei, wie sie den Strickbeutel voll Verse auf Uhland bei sich gehabt, dieselben aber nicht habe anbringen können, weil kein Esel dagewesen sei.

Indem ich jetzt auf Uhland zurückkomme, muß ich auch seines höchst innigen ehelichen Verhältnisses gedenken. Fast rührend ist die Verehrung, mit welcher diese tiefgemüthliche, nicht durch Schönheit, aber durch Geist und Herz bezaubernde Frau ihrem Gatten anhängt. Als man ihr einmal bemerklich machte, wie sehr ihr Geschlecht durch ihren Mann in Liedern verherrlicht worden sei, entgegnete sie schalkisch, daß es nur Mädchen seien, die ihr Mann besungen habe. Dagegen fragte sie mich einst in ihrem gutherzigen schwäbischen Dialecte: „Nicht wahr, der Uhland ist ein ungeschliffener Edelstein? Aber sein Gemüth ist gut. Er kann's nur nicht von sich geben. Wie oft habe ich mich vor den Leuten geschämt, als wir uns erst versprochen hatten, daß ich immer den Schirm tragen mußte. Aber daran dacht' er nicht. Später, als ich ihn erst kennen gelernt hatte, hätte ich gern sechs, acht Schirme für ihn getragen".

Auch daß ihr Mann durchaus nicht rechnen könne, bemerkte sie neckisch und fügte hinzu, daß, sobald die Wirthsrechnung komme, ihr Uhland ins Ohr flüstere: „Wie viel ischt's?" Am possirlichsten war für mich der tragische Moment des Abschiedes von Harzburg, wo sich Uhland mit einem Führer, der sich unbescheidener Weise aufdrängen wollte, herumzankte, während die begeisterte Anwesenheit dem Sänger ein donnerndes Hurrah nachrief.

Wie vielfach bin ich um das Glück beneidet worden, in Uhland's Gesellschaft den Brocken bestiegen zu haben. Ich läugne nicht, daß ich ihm auch in meinem leichten Festanzuge, ohne allen Reisebedarf, wie ich war, auch noch weiter gefolgt sein würde, wenn mich nicht der Geburtstag meiner Mutter zurückgerufen hätte. Aber von allen den phantastischen und geistreichen Bemerkungen über die Natur, welche man bei dieser Gelegenheit von Uhland erwartet hatte, habe ich nicht die Spur vernommen. Das Einzige, was er äußerte, wenn man ihn auf einen schönen Punkt aufmerksam machte, war: „Dasch isch hüebsch!" Dennoch aber überzeugte mich seine liebenswürdige Persönlichkeit, daß er, wenn auch wie alle edleren Naturen tief verschlossen, doch einen

hierauf das Glück, als Uhland's Tischnachbar einige sehr gemüthliche Stunden zuzubringen. Auf meine Frage, weshalb er meine ihm vor einigen Jahren brieflich eröffnete Bitte um einen Beitrag zum Lessing-Album [8]) gänzlich unberücksichtigt gelassen habe, erwiderte er: „Schon seit mehren Jahren dichte ich nicht mehr; deshalb werde ich auch meine dreizehnte Auflage ohne alle Veränderung geben müssen. Ich wart's ab, ob mich die Stimmung wieder überkommt, wo nicht, so laß' ich's ganz sein". Uhland's Gemahlin, welche später über eben dieses Capitel befragt wurde, drückte sich äußerst naiv und liebenswürdig also aus: „Mag's sein, daß die Welt dadurch verloren hat, daß Uhland nicht mehr dichtet, ich selbst habe dadurch gewonnen".

Nach einem frugalen Abendessen wurde gegen 11 Uhr zur Ruhe gegangen. Ich hatte wiederum das Glück, nur durch eine dünne Thür geschieden, Uhland's nächster Bettnachbar zu sein, welches ich jedoch zu meinem großen Schreck erst am folgenden Morgen gewahr werden sollte. Da ich nämlich mit Herrn Stadtdirector Bode, welcher stark schnarchte, in einem Zimmer schlief und bei geöffneten Thüren Herrn Hofrath Dedekind und Dr Aßmann als Schlafnachbaren hatte, aber besonders durch des Letztgenannten fortwährendes Traumreden aufgeschreckt wurde, so mußte ich fast die ganze Nacht schlaflos verseufzen. Wie glücklich war ich daher, als beim Sonnenaufgange auch die Augen meiner Herren Gefährten sich aufthaten und sich eine lebhafte komische Unterhaltung anknüpfte. Besonders herzhaft wurde über die drolligen Einfälle Aßmann's gelacht, der unter Anderem äußerte: „Wir müßten doch Uhland, wenn ihm heute Morgen von den drei Jungfrauen auf dem Burgberge der Lorbeer überreicht wird, einen Commentar über die tiefe Idee in der Auswahl dieser Damen geben. Ich habe nämlich symbolischer Weise für die drei höchsten Gewalten die drei größten Mädchen in unserer Stadt ausgewählt. Die größte Gewalt, die Regierung, stellt die größte dieser Mädchen, die Tochter Sr. Excellenz des Herrn Geheimeraths Schulz dar; die zweite Gewalt, die Stadtverwaltung, repräsentirt Ihre Fräulein Tochter, Herr Stadtdirector; und die kleinste unter den dreien, aber noch immer sehr große, den Handel und die Kaufmannschaft, nämlich Fräulein Kutzbach, Pflegetochter des Bankiers Löbbecke". Nun wurde auch scherzhaft unter uns deliberirt, was anzufangen sein möchte, wenn Herr Dr Schönemann auf seiner Weigerung beharren würde, nämlich zur Ueberreichung des Lorbeers das rothe Sammetkissen von der Wolfenbüttler Bibliothek herzuleihen. Dann bleibe nun nichts übrig, meinte Aßmann, als das kleinste Kissen aus Harzburg zu leihen, welches zufälliger Weise etwas übel riechen könnte; da aber Uhland ein schlichter Mann sei, würde er dies nicht bemerken. So herzlich ich auch auflachen mußte, ebenso heftig erschrak ich auch, als ich dicht neben mir auch Uhland's Stimme wahrnahm. Jetzt thut es mir leid, ihn nicht nachher gefragt zu haben, ob unser Muthwillen wirklich ganz zu seinen Ohren gedrungen sei. Uebel gedeutet schien er aber diesen Scherz nicht zu haben und er erinnerte sich auch namentlich der schönen Kranzträgerinnen noch später mit großem Interesse Besonders hatte Uhland's Gattin Fräulein Bode in's Herz geschlossen, weil sie nach einer solchen hellen Blondine mit klarem Teint und blauen Augen, wie sie sich die alten deutschen Jungfrauen dächte und wie auch noch die alten Maler hiervon einen gewissen Typus beibehalten hätten, auf ihrer ganzen Reise bis jetzt vergebens gesucht habe.

Bei Gelegenheit dieser Kranzüberreichung fällt mir auch ein, daß ich ausdrücklich der unbeschreiblich natürlichen Anspruchslosigkeit Uhland's bei solchen Ehrenbezeugungen gedenken muß. Auch mögen hier einige sie betreffende charakteristische Züge folgen. Uhland's Gattin erzählte, daß, als ihrem Manne während einer Reise einst die Ehre der Bekränzung zu Theil geworden sei, er den Lorbeer in einem Haine an dem Zweige einer kräftigen Eiche aufgehängt habe; worüber sich die mit im Wagen befindliche Hausjungfer äußerst ungehalten gebärdet hätte, weil, wie ihr in der Hitze des Eifers entschlüpft sei, sie den Lorbeer in der Küche doch besser würde gebrauchen können. Uhland selbst lächelte über die vielen Ehrenbezeugungen, welche ihm auf dieser Reise widerfahren seien. Doch bemerkte scherzhaft seine Frau, daß er sich über keine Ehre mehr gefreut habe als über die der Schuljugend zu Lüneburg aus Veranlassung seiner Anwesenheit bewilligten Ferien.

Höchst komisch war das Ständchen der Wolfenbüttler Liedertafel [9]) abgelaufen. Man trägt am Freitage, den 19. August, vor dem Goldnen Löwen, dem Absteigequartier des Dichters, mehre seiner Lieder vor. Eine gleichzeitig daselbst logirende französische Schauspielertruppe erwartet nichts Anderes, als daß ihr diese Ehre gelte, und bedankt sich dafür, so daß man sich genöthigt sieht, diesen Dank mit Hohn zu erwidern und dem gefeierten Dichter durch eine Deputation bemerklich zu machen, daß es auf ihn gemünzt sei.

Eine der für mein Herz wohlthuendsten Ehrenbezeugungen, welche der Dichter erfuhr, war die ungeheuchelte Freude, welche selbst Wirthe der entlegensten Gasthäuser an den Tag legten, als sie Uhland's Namen hörten. Er schob sich gewöhnlich um das Einschreiben in die Fremdenbücher herum oder bat auch, wenn man ihn speciell darum anging, den Wirth selbst um diesen Dienst. Als aber der Wirth zu Ilsenburg ihn mit Bitten um seine eigenhändige Unterschrift anging, weil, wie er sich ausdrückte, er der Welt documentiren müsse, welche Ehre seinem Hause widerfahren sei, zeigte sich Uhland auch freundlichst dazu bereit. Gerade aber, weil es so unverkennbar aus Uhland's Wesen hervorleuchtet, wie wenig Werth er auf äußere Ehrenbezeugungen legt, mußte mir die höchst liebreiche Weise schmeichelhaft sein, mit welcher er sowohl wie seine Gattin sich noch auf dem Brocken den Trinkspruch ausbat, mit welchem ich ihn am Tage zuvor beim Feste auf der Harzburg begrüßt hatte. Leider

8) Von Schiller mit großem Eifer betriebene, aber nicht zu Stande gebrachte Publication zum Besten des Lessingdenkmals in Braunschweig.

9) Vergl. Friedr. Jeep's Aufsätze im Wolfenb. Kreisbl. 1887 Nr. 48 und in den Braunschw. Anzeigen 1887 Nr. 96.

III. Zweistämmige Kosenamen.

1) Alheyt = Adelheyd, durch ihren Adel glänzend. Dies ist die gewöhnliche Kürzung des überaus seltenen Vollnamens, im 14. Jahrhundert stehen 28 Alheyden 9 Aleken und im 15. Jahrh. 46 Alheyden nur eine Aleke zur Seite. (14.—17. J.)

2) Almodis = Adelmodis, adelmuthig. (1312.)

3) Debborch = Detborch aus Ditborch, Thiudborch, das Volk schützend. (14. J.)

4) Gherdert = Gherderat, Gherderet, Stamm gart, durch Rath schützend, nach Stark = Gertrud. (1292.)

5) Hampe = Haginborch wahrscheinlich, durch Hegen schützend, wie das Mascul. Hampe = Haginbert ist. (15. J.)

6) Herpe = Herburg wahrscheinlich, das Heer bergend. (15. J.)

7) Hilborch = Hildburg. (15.—17. J.)

8) Ilsebe, Ilsebeth = Elisabeth. Ilsebe (14.—15. J.), Ilsebeth (16.—17. J.)

9) Mechelt = Mechthild, Mathilde. (14. J.)

10) Seeborch = Segeborch, Siegburg. (14. J.)

11) Wolpe = Wolborch, Waldburg, durch Walten schützend. (14.—17. J.)

IV. Kosenamen, die durch Verkleinerungssuffixe erweitert sind.

a. durch k.

1) Aleke = Adelheyt (s. Alheyt). (14.—17. J.)

2) Beke = Elisabeth, Nebenformen Bele und Beleke. (14.—17. J.)

3) Berteke = Berte. (14.—15. J.)

4) Cyeke = Cye, Nebenf. Sieke, Sike, Zeke. (14.—17. J.)

5) Dedeken: zum Stamme Thiud = Volk, für gewöhnlich männlicher Name. (14. J.)

6) Debbeke = Debborch. (14.—15. J.)

7) Dortjen = Dorothea. (15.—17. J.)

8) Edelke = Edelburg, nach Stark = Edelhild. (1290.)

9) Eyleke = Eilleborch, Agilborch, Schwertburg. (14.—15. J.)

10) Engelken = Engelheit. (1320.)

11) Figeke = Fredeke (15. J.), vgl. Ficke = Fricke, Frederik.

12) Fredeke = Fridegundis, bis zum Waffenstillstand kämpfend, oder einem ähnlichen mit dem Stamme Frid zusammengesetzten Namen. (15. J.)

13) Ghepke = Gebrat, Rathgeberin. (16.—17. J.)

14) Geseke = Gese, Gertrud. (14.—17. J.)

15) Greteke = Margarethe. (14.—17. J.)

16) Hempeke = Hampe. (15. J.)

17) Hanneke = Hanne, Johanne. (14.—17. J.)

18) Heyneke = Hagintrud oder einer anderen Zusammensetzung mit dem Stamme Hagin. (16.—17. J.)

19) Herreke (Hereke) = Herrat. (14.—15. J.)

20) Herdeke: ist wohl auch = Herrat mit Erhaltung des Endkonsonanten des Vollnamens oder = einer Bildung mit dem Stamme Hard. (15. J.)

21) Hilleke = Hille, Hilborch. (14. J.)

22) Janneke = Johanne. (16.—17. J.)

23) Ilseke = Elisabeth. (15.—17. J.)

24) Immeke = Irmina? (14. J.)

25) Iseke = Isentrudis wahrscheinlich, das 1268 vorkommt. (14.—17. J.)

26) Jutteke = Judith. (14. J.)

27) Kineke = Kunigunde nach Lübben. (15. J.)

28) Kunneke = Konegunde. (15. J.)

29) Metteke (Metke) = Mathilde. (14.—15. J.)

30) Myeke (Migeke) = Eufemye, s. auch Femie. (15. J.)

31) Sebeke = Seeborch, Segeborch. (15. J.)

32) Sosfeke = Sophie. (14.—15. J.)

33) Swanneke (Swenneke) = Swanhilt sicher, Schwankämpferin. (15. J.)

34) Titeken = Ditburg, vgl. Debbeke und Dedeken, das Volk schützend. (15. J.)

35) Urseke = Ursula. (16.—17. J.)

36) Werneco = Werinburg vielleicht, durch Wehren schützend, oder sonst einem mit Warin zusammengesetzten Stamme. (1258.)

37) Winneke = Windelburgis, mit Gewandtheit schützend. (14.—17. J.)

38) Wolppeke (Wolpke, Wobbeke) = Wolborg, Waldburg, (14.—17. J.)

b. durch l.

1) Abele = Adalborg, den Adel schützend. Stark setzt es = Adelbolda, aber in Braunschweig findet sich kein Frauenname auf bolda, wohl aber viele auf borg, so daß die Beziehung hierauf vorzuziehen ist. (14. bis 15. J.)

2) Bele = Elisabeth. Bei Stark fehlt der Name, Lübben möchte ihn = Abele oder Hebele setzen; da er sich aber als Kosename für Elisabeth und Ilsebe findet, so ist von Lübben's Vermuthung abzusehen, obwohl sie sprachlich nicht unmöglich ist. (14—17. J.)

3) Cechele ? (1315).

4) Ebbele = Edelburg wahrscheinlich, denn es verhält sich wie Abele : Adalborg und Wobbele : Wolborg. (15. J.)

5) Hebele = Hedburg wahrscheinlich, bei Stark Hebe, vgl. Ebbele. (15. J.)

6) Mettele = Mathilde. (14.—15. J.)

7) Nobele = Notburg wahrscheinlich. (15 J.)

8) Rickele = Richhild, mit Macht streitend, oder Richlind. (14.—15. J.)

9) Wobbele = Wolborg, Waldburg. (14. bis 17. J.)

c. durch z.

1) Alsine = Adelsine, Femininform wohl zu Alzo = Adelzo. (1309.)

2) Evetze = Everiza, dem Femininum zu Everizo = Everhart. (Stark.) (14. J.)

3) Gese = Gertrud, aus Gerse entstanden. (14. bis 17. J.)

4) Rixe = Richhild oder Richlind, Nebenform Rikece, Richsa (1292). (14—15. J.)

gesunden Kern in sich trage und daß an seinen Schöpfungen das Gemüth mindestens den gleichen Antheil habe wie der Geist. Wenn ich aber überhaupt bei irgend einem Menschen an das unbewußte Walten des Genius glaube, so ist es bei Uhland, von dem ich mich, wenn auch nur nach der Bekanntschaft weniger Tage, doch mit blutendem Herzen losriß.

Braunschweiger Kosenamen.

Von Otto Schütte.

Die Griechen bildeten ihre Personennamen in derselben Weise wie die Deutschen, wie z. B. die gleichbedeutenden Namen Θρασύβουλος und Kuonrat (Konrad) zeigen, aber sie hatten wenig Vorliebe für die Kose- oder Kurznamen. Diese finden sich bei ihnen nur selten, z. B. Ξεῦξις für Ξεύξιππος, Ἄμφις für Ἀμφιάραος, Λυσίας für Λύσιππος. Dagegen hatte und hat das deutsche Volk auch heute noch die Neigung, seine vollständigen Vornamen, die ursprünglich alle durch Zusammensetzung aus zwei Stämmen gebildet wurden, zu verkürzen. Denn es handelt sich hier nur um die Vornamen. Mit diesen kamen die Griechen allein aus, indem sie höchstens den Wohn- oder Geburtsort hinzusetzten, und die Deutschen konnten sich auch so lange damit begnügen, als sie vereinzelt in Weilern und Dörfern wohnten. Erst als die Ansiedelungen größer wurden, mußten die Familiennamen zur Unterscheidung der einzelnen Personen geschaffen werden.

Gesammelt habe ich die Braunschweiger Kosenamen aus den Urkunden der Neustadt Braunschweig, die sich im hiesigen Archive handschriftlich befinden. Nur einige wenige habe ich aus dem sorgfältigen Register zum zweiten Bande des Braunschweiger Urkundenbuches entlehnt. Die Urkunden beginnen mit dem Anfange des 14. Jahrhunderts und reichen bis zum Jahre 1669. In diesen fast vier Jahrhunderten habe ich rund hundert weibliche Vornamen vorgefunden. Unter diesen sind wiederum über die Hälfte (54) Kurznamen. Dasselbe Verhältniß etwa finden wir bei den männlichen Vornamen. Nur das 14. Jahrhundert macht eine Ausnahme. Unter den 102 Vornamen, die ich aus diesem Zeitraume aufgezeichnet habe, sind 82 Kurznamen, während im 15. Jahrhundert nur 77 unter 154, im 16. und 17. Jahrhundert 88 unter 188 Vollnamen dem Leser begegnen. Und im Allgemeinen ist der Gebrauch der Kurznamen viel häufiger als der der Vollnamen. Ein paar Beispiele genügen zum Beweise. Johannes findet sich in den Urkunden des 14. Jahrhunderts 22 Mal, Hans dagegen 125 und Henning 87 Mal; Diderik 14, Tile aber 54 Mal; Nikolaus gar nicht, Klawes jedoch 11 Mal. Hinrik ist einer von den wenigen Vollnamen, die häufiger gebraucht werden als die davon gebildeten Kurznamen, unter denen Heneke ihm allerdings fast gleichkommt.

Daß sich weibliche Namen weniger wie männliche in den Urkunden finden, ist bei der gesellschaftlichen Stellung der Frau natürlich. Sie wird oft erwähnt bei Verschreibungen und letztwilligen Verfügungen, selten bei Streitigkeiten, öfter bei Uebernahme von Hypotheken, wenn sie Wittwe oder wenn Mädchen Waisen geworden sind.

Meistens können wir die Koseformen genau bestimmen, da sie nämlich bei einer und derselben Person oft mit dem Vollnamen wechseln, zuweilen aber sind wir auch auf Schlüsse beziehungsweise Vermuthungen angewiesen.

Geordnet habe ich die Kosenamen nach der Art ihrer Bildung, denn daß der Sprachgeist sie nach bestimmten Gesetzen schuf, ist durch die Arbeiten der Gelehrten festgestellt worden.

A. Weibliche Kosenamen.

I. Einstämmige Kosenamen, bei denen der erste Theil des Vollnamens unterdrückt ist.

1) Berte = Kürzung eines mit dem Stamme beracht (berdht, bert, brecht) = glänzend zusammengesetzten weiblichen Namens. (14.—15. J.)[1]).

2) Drude (Trude) = Gertrud, die Speertraute. (14.—17. J.)

II. Einstämmige Kosenamen, bei denen der zweite Theil des Vollnamens unterdrückt ist.

1) Cye = Sigilind, Siegschlange, oder einem anderen mit Sieg zusammengesetzten Stamm. Nebenformen sind Sya und Syge (14.—17. J.)

2) Eda = Edberta, durch Gut (ôd, dial. ed) glänzend, oder einem anderen mit ôd zusammengesetzten Stamm. (14. J.)

3) Egele = Agilbordh, Schwertburg. (1311.)

4) Eyle = Eilleborch, aus Agilbordh zusammengezogen. (15. J.)

5) Engeln = Engelheit, Engelwesen. (16. bis 17. J.)

6) Hille = Hilbordh, Kampfburg. (14. J.)

7) Ide = Itaberga nach Stark[2]). (14. J.)

8) Ilse = Elisabeth. (15.—17. J.)

9) Imme = Irmina (?) nach Stark und Kapff[3]). (14. J.)

10) Kunne = Konegunde, mit Kühnheit kämpfend. (15. J.)

11) Lucke = Luckardis, im Volke stark, oder Lucwort, vielleicht ist es auch ein zweistämmiger Kosenamen, der zu Lutgart (Volkschützerin) gehört. (Stark.) (14. bis 15. J.)

12) Mette = Mathilde, mit Macht kämpfend. (14.—17. J.)

13) Ode / Odilie } = Odgart oder dergleichen. (14. J. und 15.—17. J.)

Vielleicht gehört hierher:

14) Kine = Kunigunde (nach Lübben[4]). (14. bis 15. J.)

---

1) J. mit der Zahl bedeutet das Jahrhundert, in dem der Name vorkommt.

2) Stark, Die Kosenamen der Germanen, Wien 1868.

3) Kapff, Deutsche Vornamen, Nürtingen 1889.

4) Schiller und Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch, Bremen 1875 ff.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 25. 3. December **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Grabstätten der Welfen.

7. Bützow.

Außer den schon genannten weiblichen Mitgliedern des Welfenhauses ruhen auch zwei männliche auf Mecklenburgischem Boden, je einer in Bützow und in Mirow. Leider sind äußere Erinnerungszeichen an ihre Grabstätten uns von beiden Orten nicht mehr erhalten.

Das Schloß zu Bützow war ehedem der Wohnsitz der Bischöfe von Schwerin, und es ist daher das Bisthum auch mitunter nach jener Stadt benannt worden. Die Leitung dieser Diöcese hat nun etwa fünf Jahre lang in den Händen eines Braunschweigischen Herzogs gelegen, in denen Herzog Melchior's, der gegen Ende des Jahres 1376 auf den Schweriner Bischofsstuhl erhoben wurde. Er stammte aus der Grubenhagener Linie, war ein Sohn Herzog Heinrich's von Griechenland und ein Bruder des bekannten Herzogs Otto von Tarent, der fern im Süden zu Foggia in Apulien sein Grab gefunden hat. Ehe Melchior nach Schwerin kam, hatte er zehn Jahre (1366—1376) als Bischof in Osnabrück gewaltet. Er scheint einem Laster gehuldigt zu haben, dem Viele seiner Zeit erlagen und dem wir Deutschen ja von allen am leichtesten Verzeihung zu Theil werden lassen, dem Trunke. Oder sollte die Unerfahrenheit in dieser edlen Thätigkeit ihm den Tod bereitet haben? Der Chronist[1]) berichtet, daß der Bischof in Rostock sich in Meth „übertrunken“ habe, doch aber noch nach Bützow gebracht worden sei. Im Thore der Stadt stehen Erdbeeren zum Kaufe aus; er hofft, daß diese ihm Kühlung bringen möchten, und stürzt in Eile eine Menge davon hinunter, verschlimmert dadurch aber nur das Uebel. Es ward „ihm der Bauch so geschwollen, daß man ihm auch die Kleider hat müssen am Leibe aufschneiden, und endlich geborsten und also gestorben ist“. Ob die Beschuldigung, daß seine Diener ihm Gift in den Trank gemischt hätten, als er sich bereits gütlich gethan, auf Wahrheit beruht, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

1) Vergl. Bernhard Hederich's Verzeichniß der Bischöffe zu Schwerin in G. G. Gerdes' Sammlung verschiedener . . . Schrifften und Uhrkunden, welche die Mecklenburgischen Landes-Rechte, Geschichte und Verfassung erläutern können. V (Wismar, 1737), S. 442 f.

Melchior wurde in der Domkirche zu St. Elisabeth in Bützow begraben. Dort stand auf dem Chore im Jahre 1624 noch der Leichenstein, dessen Inschrift uns Pastor Andreas Cracovius in der Ehrenpredigt mittheilt, die er auf Herzog Ulrich II., Administrator des Stifts Schwerin († 1624), gehalten hat. Sie lautet mit zwei sehr einleuchtenden Verbesserungen im Mecklenburgischen Urkundenbuche (B. XX S. 46 [2]) folgendermaßen:

> Anno domini 1381 feria quinta pentecostes, quae tunc temporis fuit crastina beati Bonifacii episcopi, venerabilis in Christo pater d. Melchior, illustris dux Brunsvicensis, Swerinensis episcopus, hic sepultus est,

oder in der etwas freien Uebersetzung bei Hederich:

> „Im Jahr des Hrn. 1381, Freytag nach Pfingsten oder des andern Tages nach St. Bonifacii, ist der Ehrwürdige Vater in Christo Herr Melchior, Hertzog zu Braunschweig und Bischoff zu Schwerin, gestorben und liegt allhier begraben; bittet für ihn“.

Danach ist Herzog Melchior am 6. Juni 1381 in der Kirche zu Bützow bestattet worden. Sein Tod, über den wir genauere Angaben sonst nicht besitzen, wird nicht weit vor jenem Tage anzusetzen sein. Von dem Steine, der einst seine Ruhestätte bezeichnete, ist jetzt keine Spur mehr vorhanden.

8. Mirow.

Hier fand nach schwer bedrängtem Leben eine vergleichsweise friedliche Zufluchtstätte Herzog Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg, der Bruder Herzog Heinrich's des Jüngern. Lange Jahre der Gefangenschaft hatte er erdulden müssen. Schon im Jahre 1519 fiel er während der Hildesheimschen Stiftsfehde in der Schlacht bei Soltau in die Hände der Feinde, von denen er erst im Jahre 1523 wieder freigelassen wurde. Er war der jüngste von den sechs Söhnen Herzog Heinrich's des Aeltern und der einzige, der sich den von den Brüdern und auch von ihm getroffenen Vereinbarungen widersetzte, nach denen nur der älteste

2) Der Band ist noch nicht ausgegeben. Ich verdanke die Mittheilung der betr. Stelle der Liebenswürdigkeit meines Freundes Geh. Archivrath Dr Grotefend in Schwerin. Vergl. auch Lisch in den Mecklenb. Jahrbüchern, 23. Jahrg. (1858), S. 145 f.

von ihnen, Heinrich d. J., die Landesregierung antreten sollte. Allerdings waren dessen vier ältere Brüder wohl versorgt: Christoph war Erzbischof von Bremen, Franz Bischof von Minden, Georg Domprobst zu Köln und Bremen und Erich Comtur des deutschen Ordens. Wilhelm war eine solche Pfründe noch nicht zu Theil geworden, er forderte daher Theilung des Landes oder ordnungsmäßigen Antheil an der Regierung. Das wollte ihm Heinrich nicht zugestehen. Da Wilhelm nun verdächtige Verbindungen mit seinen Gegnern anknüpfte und Heinrich feindlicher Angriffe von ihm gewärtig sein mußte, so kam dieser seinen Anschlägen zuvor und setzte ihn mit Zustimmung seiner übrigen Brüder in Haft, in der er zwölf Jahre verblieb. Wilhelm bekam die Freiheit erst wieder, als er allen seinen Ansprüchen in bündigster Form entsagt hatte. Es geschah dies im sog. Pactum Henrico-Wilhelminum vom 16. November 1535, einem der wichtigsten Staatsverträge unseres Fürstlichen Hauses, durch den das Recht der Erstgeburt endgültig festgesetzt wurde. Wilhelm wurde mit dem Schlosse Gandersheim und einer Jahresrente von 2000 Gulden abgefunden. Er hat zwar auch später versucht, den Vertrag, weil er durch Gewalt erzwungen sei, wieder aufzuheben. Aber ohne Erfolg. Er mußte ihn im Jahre 1556 nochmals feierlich anerkennen.

Im Anfange des Jahres 1541 war Liborius von Bredow, Comtur der Johannitercommende Mirow, gestorben. Da erschien als Bewerber um die erledigte Stelle der „verarmte und flüchtige" Herzog Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg, der dann auch mit Hülfe der Herzöge Albrecht und Heinrich von Mecklenburg glücklich in ihren Besitz gelangte. Zwar war schon ein neuer Ordenscomtur, Sigismund von der Marwitz, inzwischen in Mirow eingezogen, der einen Credenzbrief seines Heermeisters überreichte. Aber dieser mußte bald das Feld räumen und eine Klage, die der Heermeister beim Reichskammergerichte einreichte, hatte keinen Erfolg. Wilhelm blieb in dem Besitze der Comturei bis zu seinem Tode, obwohl es ihm in den letzten Jahren auch an Anfechtungen von anderen Seiten nicht fehlte. Ein genaues Datum seines Todes ist nicht bekannt. Nach Dav. Chyträus [3]) ist er zu Mirow im Jahre 1558 verstorben. Die Angabe verdient um so mehr Glauben, da Chyträus ein Zeitgenosse war und in Mecklenburg lebte. Das letzte urkundliche Zeugniß für Wilhelm's Lebenszeit bildet, wie es scheint, eine Urkunde vom 25. August 1557, in der er noch als Inhaber der Comturei Mirow genannt wird [4]).

Auch über Wilhelm's Beerdigung hat sich bislang nichts Sicheres ermitteln lassen, doch ist nach Lage der Umstände anzunehmen, daß sie in Mirow erfolgte. Schon vor mehr als 70 Jahren hat K. Fr. v Vechelde sich bemüht, an Ort und Stelle Erkundigungen darüber einzuziehen. Er erhielt von dem dortigen wohlunterrichteten Pastor Friedr. Giesebrecht [5]), dessen Vater dort gleichfalls das Pfarramt, und zwar über 50 Jahre lang, versehen hatte, der also dort eine lange Ueberlieferung darstellte, unterm 2. November 1827 eine ausführliche Antwort, der wir Nachstehendes entnehmen:

„Die hiesige Kirche ist erst 1745 vollendet worden. Von ihrer Vorgängerin, welche im Uebrigen eine Feuersbrunst verzehrte, blieb der östliche Theil stehen, welcher die alte fürstliche Gruft (vor wenigen Jahren ist ein neues Gewölbe daneben gebaut) enthält, und wurde der neu erbauten oder an Umfang erweiterten Kirche wieder einverleibt. Der älteste Sarg dieser alten fürstlichen Gruft ist vom Jahre 1675, der nemlich des apanagirten Herzogs Johann Georg von Mecklenburg, der Elisabeth Eleonore, geb. Herzogin von Braunschweig, Herzogs Anton Ulrichs Tochter, zur Gemahlin hatte. Nachher sind, da Mirow die meiste Zeit Apanage oder Wittwensitz war, die hier gestorbenen fürstlichen Personen in der hiesigen unansehnlichen Gruft, deren ursprüngliche Bestimmung eine Sacristei und nicht Begräbniß gewesen zu sein scheint, beigesetzt worden, bis, da Herzog Adolf Friedrich IV. von hier aus zur Regierung gelangte, es Erbbegräbniß des regierenden Fürstlichen Hauses von Mecklenburg-Strelitz wurde, von welcher Zeit an die Zahl der schon nicht blos neben, sondern auch auf einander gestellten Särge sich mehrte".

„Was nun die Frage betrifft, wo nemlich, da die Richtigkeit der Angabe des selbst in Mecklenburg lebenden Chyträus nicht zu bezweifeln ist, das nicht mehr vorhandene Grabmal geblieben oder durch welche Begebenheit es zerstört sein könnte; so habe ich das Dunkel, welches über Mirow zur Zeit der Comthurey, einem noch unbedeutenderen Orte damals, als jetzt, ruht, bisher nicht erhellen können. Die Acten der hiesigen Amtsstube enthalten darüber nichts. Ob der dreißigjährige Krieg die Spur gänzlich verwischt oder eine spätere Feuersbrunst, in der der Ort, jedoch mit Ausschluß des Amts- und Gerichtshauses, abbrannte, oder die Gleichgültigkeit des Sinns für Geschichte ermangelnder Menschen alle Urkunden getilgt habe, kann ich nicht sagen. Nicht sehr wahrscheinlich wäre die Annahme, der vorerwähnte Brand der Kirche habe nur einen Theil der Gruft und somit die darin befindlichen ältern Särge ergriffen und vernichtet. Ich erinnere mich, meinen seligen Vater erzählen gehört zu haben, in den ersten Jahren seiner Amtsführung sei einmal in der Kirche ein Grab gemacht und dabei etwas ausgegraben worden, welches er für eine Comthursmütze gehalten; er habe dasselbe, um es etwas ausdunsten zu lassen, hingelegt, als er aber wieder gekommen sei, um es mitzunehmen, hätten es die bei der Gruft beschäftigten Leute wider seinen Willen aus Aberglauben wieder ver-

3) Dav. Chyträus, Saxonia 1500—1599, S. 514. Vergl. Lisch in den Mecklenb. Jahrbüchern B. 9 (1844) S. 98 ff.

4) Im Archive zu Schwerin (Dr Grotefend).

5) Vergl. über Benjamin Giesebrecht, seit 1769 Pfarrer zu Mirow († 26. April 1826), und seinen Sohn Friedrich, seit 1816 Adjunct, später Nachfolger des Vaters († in Mirow 3. Mai 1875) Allgem. Deutsche Biographie B. 9 S. 156 f. und 162. Der Brief befindet sich im Landeshauptarchive in Wolfenbüttel. Vergl. auch Annalen der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig 1831 Nr. 13 S. 51 f.

graben gehabt. Hienach würden die Leichen der Comthure unter dem Fußboden der Kirche begraben worden sein. Aeußere Bezeichnungen von Grabstellen finden sich jetzt weder an den Wänden noch auf dem Fußboden der Kirche; es können aber freilich vor dem Neubau der Kirche welche dagewesen sein. Die Gelegenheit, solchen Spuren und Andeutungen nachzugehen, ist durch das schon längst hier bestehende Verbot der Beerdigung in den Kirchen abgeschnitten".

Es schien schon hiernach sehr zweifelhaft, ob wir über die Grabstätte Herzog Wilhelm's Genaueres jemals erfahren würden. Leider ist auch in neuerer Zeit nichts bekannt geworden, was unsere Kenntniß in dieser Beziehung vermehren könnte.

9. Koburg.

Von Fr. Brackebusch.

1. Herzog August's des Jüngern von Braunschweig Wolfenbüttel Tochter aus seiner dritten Ehe mit Sophie Elisabeth, Johann Albert's von Mecklenburg Tochter, war Marie Elisabeth. Diese wurde am 7. Januar 1638 geboren und war seit dem 18. Januar 1663 mit Herzog Adolf Wilhelm von Sachsen-Weimar-Eisenach vermählt. Fünf Söhne, welche dieser Ehe entsprossen, sind sämmtlich in sehr zartem Alter verstorben. Seit dem 21. November 1668 Wittwe, schloß Marie Elisabeth am 18. Juli 1676 eine zweite Ehe, und zwar mit Albert, Herzog von Sachsen-Koburg, der Römisch-Kaiserlichen Majestät bestelltem Generalfeldmarschall, welcher — als Sohn Ernst's des Frommen von Gotha — ein Bruder des Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen war, des Vaters der berühmten Gandersheimer Aebtissin Elisabeth Ernestine Antonie aus seiner Ehe mit Anton Ulrich's von Braunschweig-Wolfenbüttel Tochter Elisabeth Eleonore. Außer einer todtgeborenen Prinzessin entsproß Marie Elisabeth's zweiter Ehe ein Sohn, welcher, kaum 11¹/₂ Monate alt, gestorben ist.

Marie Elisabeth ruht neben ihrem zweiten Gemahle, welcher sie um 12 Jahre überlebte und am 6. August 1699 auf der Residenz zu Koburg verschied, in der hinteren (2.) Halle der Fürstengruft unter dem Chore der St. Moritzkirche zu Koburg. Dem vom Verfasser uns gütigst zur Verfügung gestellten Berichte, welchen der Schuldirector, jetzige Schulrath W. Brodführer zu Koburg über die am 10. October 1887 in Gegenwart hoher Staats- und Kirchen-Beamten stattgehabte Eröffnung und Tags darauf wieder erfolgte Schließung der gedachten Gruft unterm 16. desselben Monats erstattete, entnehmen wir folgende Mittheilungen über den aus Zinnguß in prachtvollster Arbeit hergestellten Sarg, welcher die sterbliche Hülle der Herzogin Marie Elisabeth umschließt. Derselbe trägt nachstehende Inschrift:

„Hier ruhet die Durchlauchtigste Fürstinn und Frau, Frau Maria Elisabetha, Herzogin zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, geborene Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, Landtgräfin zu Meißen, gefürstete Gräfin zu Henneberg, Gräfin zu der Marck und Ravensperg, Frau von Ravenstein, welche ward geboren zu Braunschweig, den 27. Jan. Abend umb 9 Uhr 1638, zum ersten vermählet mit Herrn Adolf Wilhelm, Herzogen zu Sachsen-Weimar, d. 18. Jan. 1663, gebar demselben fünff Printzen, ward Witbe zu Eisenach den 21. Novemb. 1668, zum andern mahl vermählet mit H. Albrechten, Herzogen zu Sachsen Gotha den 18. Juli 1676 gebar demselben 1 Printzen u. eine Tode Princessin, starb auf die süßen Jesuwunden sanft u. selig in Coburg den 15. Febr. 1687 Früe zwischen 5 u. 6 Uhren Ihres Alters 49 Jahr 2 Wochen 4 Tag u. 9 Stunden.

Leich-Text Hiob 13, 15 Wenn mich gleich d. Herr rc."
(Dies Citat trifft nicht zu!)

An den Seiten des Sarges befinden sich Medaillons, theils mit Schriftstellen versehen, theils mit kleinen Oelmalereien, die, soweit nicht durch Moderflecken unkenntlich gemacht, so farbenfrisch sind, als ob eben der Maler den Pinsel weggelegt hätte.

Um jedes Bild flattert ein Spruchband mit kurzer Inschrift, der zum Theil die Uebersetzung beigefügt ist. Die Schriftstellen sind 2. Tim. 1, 12; 1. Petr. 10; 2. Cor. 4, 18; Ebr. 11, 16; die Bilder: ein Löwe von Drachen umringt, Umschrift: Impavidum feriunt, Geplagt doch unverzagt; ein Baum in hellem Sonnenschein, Umschrift: Non Phoebe sed Phoebus, Am Sonnenblick ich mich erquick'; ein ruhig liegender Löwe: Semper coelestis, Hier mit Begier, dort in der Zier; ein blühender Rosenbusch, Umschrift: Pulchrior ab acri, Je hefftiger je cräfftiger; flammendes zwischen Sonnenblumen schwebendes Herz, Umschrift: Tous iours céleste; endlich flammendes Herz, gegen das die Stürme brausen, Umschrift: Qui craint Dieu, sort de tout.

2. Sophie Antoinette, eine Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Wolfenbüttel, ruht in der vorderen (1.) Halle der Fürstengruft zu Koburg in einem Holzsarge (Nr. 5), dem jede Inschrift fehlt, der aber festgestellt ist durch die Bezeichnung des Schlüssels, der das Schloß des Sarges schließt.

Sophie Antoinette ward als Schwester der Herzöge Karl I. und Ferdinand, der Königin Elisabeth Christine, Friedrich's des Großen Gemahlin, und der Gandersheimer Aebtissin Therese Natalie am 23. Januar 1724 geboren. Seit dem 23. April 1749 war sie vermählt mit dem Herzoge von Sachsen-Koburg-Gotha Ernst Friedrich aus dem Hause Sachsen-Saalfeld, welcher seit 1764 regierte und am 8. September 1800 starb. Die religiöse, kirchlich gesinnte Fürstin war voll Interesse für den Schulunterricht, veranlaßte viele heilsame Schulverordnungen, nahm Theil an der Zusammenstellung der Lieder für das neue Koburgsche Gesangbuch und suchte einsichtsvolle Männer dafür zu gewinnen. Sie ist die Urgroßmutter des verstorbenen Gemahls der Königin Victoria von Großbritannien und demnach die Ururgroßmutter der Kaiserin Friedrich. Sophie Antoinette starb am 17. Mai 1802. Mit ihr und ihrem, ihr im Tode vorangegangenen Gemahle ruhen auch 6 der 7 Kinder des fürstlichen Paares in der Koburger Fürstengruft, unter ihnen auch Prinzessin

Karoline Ulrike Amalie (in Sarg Nr. 2). Letztere war am 19. October 1753 geboren, seit dem 4. October 1787 Canonissin und seit 1795 letzte Dekanissin des kaiserlich freiweltlichen Stifts Gandersheim. Die Prinzessin-Dechantin war, wie Fr. K. v. Strombeck im ersten Theile seiner „Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ sagt, die Herzensgüte, die Frömmigkeit und der Edelmuth selbst. Mehr für Andere, besonders für Nothleidende, als für sich lebend, strebte sie stets dahin, Menschenelend zu lindern. Nach der Aufhebung des Stifts, die nach dem, am 10. März 1810 erfolgten Tode von Gandersheims letzter Aebtissin Auguste Dorothee, Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand Schwester, verfügt wurde, ward das Inventarium der Abtei durch König Jerome von Westfalen der Dechantin Karoline Ulrike Amalie geschenkt, welche seitdem in bescheidener Stille in Koburg lebte, wo sie am 1. October 1829 nach langem Krankenlager gestorben und am 4. October in der St. Moritzkirche beigesetzt worden ist.

10. Göttingen.

Im Westen des jetzigen Wilhelmsplatzes, des früheren Neumarkts, erhob sich vordem das Barfüßerkloster, dessen Gründung in das Ende des 13. Jahrhunderts gesetzt wird. Es wurde im Jahre 1531 aufgehoben und die Kirche seitdem als Zeug- und Vorrathshaus benutzt. Im dreißigjährigen Kriege sollen die Kaiserlichen unter Tilly, die Schwedischen unter dem Herzoge von Weimar übel in ihr gehaust haben. Da auch später nichts Ordentliches für die Erhaltung des Bauwerks geschah, wurde es allmählich immer baufälliger, so daß man 1820 beschloß, es ganz abzureißen[1]). Denkmäler, Schildereien, Schnitzwerke waren schon seit langer Zeit in der Kirche nicht mehr zu sehen. Dennoch wußte man, daß Fürsten und vornehme Standespersonen dort einst begraben worden waren. Im Jahre 1734 führt der Verfasser „der Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen“[2]) noch zwei Fürstliche Epitaphien als in der Kirche vorhanden auf, das eines Herzogs Bruno vom Jahre 1303 und das einer Herzogin Elisabeth, welches er in das Jahr 1311 setzt. Ersteres Grabmal war „ohne Pracht und der Erde gleich“, letzteres ein „erhabenes“, „so aus schlechtem Stein gehauen und ihre (der Herzogin) Abbildung und Wapen vorstellet“. In diesem haben wir offenbar ein sog. Hochgrab, in jenem einen Grabstein zu erblicken, der in gleicher Höhe mit dem übrigen Plattenbelag der Kirche die Gruft des Herzogs bedeckte. Es war hiernach immerhin zu vermuthen, daß beim Abbruche der Kirche geschichtlich merkwürdige Gegenstände aufgefunden werden könnten, und es wurde daher von höherer Seite dem Magistrate von Göttingen zur Pflicht gemacht, mit Vorsicht bei der Arbeit zu Werke zu gehen. Dieser Maßregel werden wir es zu verdanken haben, daß über die Funde, die bei Aufräumung der Kirche gemacht wurden, von den Senatoren Berg und Campen ein genaues Protokoll aufgenommen wurde. Danach ist am 2. November 1820 in dem unteren Raume des Schiffes der Kirche ein Bruchstück von dem Monumente der Herzogin Elisabeth freigelegt worden, das 5½ Fuß lang und 3 Fuß breit war und drei Wappenschilde zeigte, von denen der letzte nicht ganz vollständig erhalten war. Im Neuen Vaterländischen Archive (Jahrg. 1822 B. I) finden wir eine Abbildung dieses Steines, der die beiden Braunschweigischen Leoparden, den hessischen Löwen und ein schreitendes Pferd in den drei Wappenschilden enthält. Er wurde nach dem Bauhofe in Verwahrung gebracht.

Weit wichtiger als dieser waren die Funde, die am 28 November d. J. auf dem Chor der Barfüßerkirche gemacht wurden. Man fand hier in der Nähe des Altars nach Nordosten einen noch völlig gut erhaltenen Grabstein, 6⅔ Fuß lang und 2⅘ Fuß breit, der nach Wappen und Inschrift zweifellos dem 1303 verstorbenen Herzoge Bruno gehörte. Er enthielt „einen gekrönten Helm, über demselben die silberne Säule mit Federn nebst dem springenden Pferde und unter demselben die beiden Leoparden“. Die Umschrift lautete: Anno Dni. MCCCIII in vigilia omnium sanctorum obiit illustris princeps domicellus Bruno dux in Brunsvich. Unter dem Steine lagen gegen drei Fuß tief in der bloßen Erde die spärlichen Ueberreste des Tannensarges und des Leichnams, dabei ein Stück des Kopfes mit Haaren, die das Protocoll als blond, Regierungsrath Blumenbach, der gleichfalls den Augenschein davon einnahm, als fast roth und ziemlich lang bezeichnet. Dicht neben dieser Gruft wurde noch eine zweite gefunden, 4 Fuß breit und 7½ Fuß lang, die zwar nicht gewölbt, aber mit Seitenmauern versehen war. In ihr lagen ebenfalls in einer Tiefe von drei Fuß von Erde bedeckt die Reste eines Tannensarges, sowie Knochen und Ueberbleibsel von Leinen und Kissen, auf denen der Leichnam geruht haben mochte. Es war der einer weiblichen, mindestens 40 Jahre alten Person. Auch hier war ein Theil des Schädels erhalten, der nach dem Protokoll mit rothbräunlichen Haaren bedeckt war. Blumenbach nennt das Haar röthlichblond, meint dabei aber, es „könnte ursprünglich auch wohl grau gewesen und nur von der Erde gefärbt seyn“. Man glaubte in dieser zweiten Gruft nicht ohne Grund die der Herzogin Elisabeth entdeckt zu haben, von der in der Göttingenschen Zeit- und Geschichtbeschreibung die Rede ist und zu deren Grabmal jener Wappenstein gehört haben wird.

Die Ueberreste der Fürstlichen Leichen wurden zunächst auf das Rathhaus gebracht, hier in zwei bleierne Kasten gelegt und dann zugleich mit dem Leichensteine des Herzogs Bruno auf Anordnung des Königl. Cabinetsministeriums durch das Hofmarschallamt nach Hannover gefahren, wo sie Nachts am 29 März 1821 in der Fürstlichen Gruft unter der Schloßkirche beigesetzt worden sind.

So einfach die Erklärung des Grabsteines des Herzogs Bruno war, in dem man sogleich den Sohn Herzog Albrecht's des Fetten erkannte, so schwierig war für Blumenbach die Deutung des Grabdenkmals der Elisa-

---

1) Vgl. den Aufsatz Blumenbach's „Nachricht von den bei Abbruch des ehemaligen Franciskanerklosters zu Göttingen im Jahre 1820 entdeckten Merkwürdigkeiten“ im Neuen Vaterländ. Archiv, Jahrg. 1822 B. I Seite 320—38.

2) B. I S. 69 f. und B. II S. 93.

beth. Er will in dieser gleich dem Verfasser der Göttingischen Zeit- und Geschichtsbeschreibung eine Gemahlin Herzog Albrecht's erblicken und begründet diese Ansicht durch eine Hypothese, die ihm selbst künstlich vorkommt, die aber vollständig in sich zusammenfällt, wenn wir die richtige Inschrift des Grabdenkmals kennen lernen. Diese überliefert uns ein Kupferstich von R. Seeländer, auf den zuerst H. Wilh. H. Mithoff in seinen „Kunstdenkmalen und Alterthümern im Hannoverschen" B. II S. 77 aufmerksam gemacht hat. Danach bildete das Denkmal einen gothisch ornamentirten Sarkophag, auf dem eine weibliche Gestalt liegt. Ihr Haupt ruht unter einem Baldachin auf einem Kissen, ihre Füße stehen auf einem Löwen, die Hände sind auf der Brust gefaltet. Auf der rechten Langseite des Sarkophags finden sich die drei 1820 aufgefundenen Wappenschilde, deren Zugehörigkeit zu dem Grabmale der Elisabeth somit außer Frage steht. Darüber steht auf dem abgeschrägten Rande des Sarkophags, ebenfalls auf der rechten Langseite die Inschrift, die mit Auflösung der Abkürzungen folgendermaßen lautet[3]): Anno domini M CCC.XC in festo Perpetue et Felicitatis obiit illustris domina Elyzabeth ducissa in Brunsvic.

Es handelt sich also um eine Herzogin Elisabeth, die am 7. März 1390 gestorben ist. Man las früher fälschlich das C hinter dem X als eine I und kam so zu ganz irrigen Ergebnissen. Jetzt lösen sich alle Schwierigkeiten von selbst. Wir haben das Grabdenkmal Elisabeth's, der Tochter Landgraf Heinrich's II von Hessen, vor uns, die dem Herzoge Ernst, Albrecht's des Fetten Sohne, etwa 1340 die Hand reichte und als Wittwe 1390 gestorben ist. Nun erklären sich auch die Wappenschilde auf das Leichteste: die braunschweigischen Leoparden, der hessische Löwe und das braunschweigische Pferd. Letzteres kommt um diese Zeit in derselben Form auch auf Siegeln vor. So begegnet es 1396 auf dem Siegel von Elisabeth's Tochter Agnes, Gräfin von Ziegenhain, wo daneben, um die braunschweigische Herkunft anzudeuten, ebenfalls die beiden Leoparden erscheinen (v. Schmidt-Phiseldeck, Siegel des herzogl. Hauses Braunschw. u. Lün. Nr. 185).

Dieser Seeländer'sche Kupferstich, der mit keiner Unterschrift versehen ist und nur die Bezeichnung: R. S. trägt, ist offenbar sehr selten. Blumenbach kannte ihn nicht; Mithoff citirt ein Exemplar in v. Spilcker's Collectaneen in der Bibliothek des historischen Vereins für Niedersachsen. Ein zweites Exemplar besitzt das Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel, in dem sich daneben auch ein ganz unbezeichneter, aber wohl ebenfalls von Seeländer angefertigter Kupferstich des Grabsteins des Herzogs Bruno befindet. Er zeigt genau die oben geschilderte Darstellung: einen Schild mit den beiden braunschweigischen Leoparden, darüber den gekrönten Helm mit hohem Federbusch, vor dessen Stile ein nach rechts gekehrtes Pferd sich befindet. Die Darstellung entspricht genau einem Siegel von Bruno's Bruder, Otto dem Quaden (Nr. 182 des gen. Siegelverzeichnisses). Die Legende, die auf der unteren linken Seite beginnt, lautet: anno dni. M.CCC.III. in vigilia oi. scor'. / obiit illust's / princeps. domicellus. bruno. dux. i. / brunswich. Sie wird auf den vier Ecken des Steines durch Wappenschilde unterbrochen, von denen die oberen rechts das springende Pferd, links einen aufgerichteten ungekrönten Löwen, die unteren rechts einen aufgerichteten gekrönten Löwen, links ein springendes Pferd enthalten. Man kann hierin nur braunschweigische Wappen erkennen; als Ahnenwappen sind sie nicht anzusprechen, da Bruno's Mutter Rixa eine Werlesche Prinzessin war, also durch einen Stierkopf hätte angedeutet werden müssen. Ueber den Verbleib dieses Steines, der nach Blumenbach 1821 nach Hannover gebracht wurde, habe ich nichts in Erfahrung bringen können; in der dortigen Schloßkirche wird er bei Mithoff (I S. 79 ff.) nicht aufgeführt. Ebenso wenig habe ich zu ermitteln vermocht, wo das 1820 gefundene Bruchstück vom Sarkophage der Herzogin Elisabeth später geblieben ist. P. Z.

3) Die Jahreszahl ist richtig wiedergegeben, aber die Abkürzung der Inschrift bei der Tagesbezeichnung z. Th. falsch aufgelöst in Rehtmeier's Braunschw.-Küneb. Chronik S. 602.

Braunschweiger Kosenamen.

Von Otto Schütte.

(Schluß.)

B. Männliche Vornamen.

I. Einstämmige Kosenamen, bei denen der zweite Theil des Vollnamens unterdrückt ist.

Brant = Hildebrand, Kampfschwert. (14. bis 15. J.)

II. Einstämmige Kosenamen, bei denen der erste Theil des Vollnamens unterdrückt ist.

1) Anne = Arno, wie Benno = Berno, also = Arnold, wie ein Adler waltend. (14. J.)

2) Betemannus (Betman) = Bertrammus, Glanzrabe (1276 und 1392), mit Weiterbildung von Mann.

3) Bodo = Bodobert, im Gebieten glänzend, oder einem andern mit Bod zusammengesetzten Stamme. (14.—15. J.)

4) Bolden (Bolte) = Boldewin, Freund der Kühnheit. (14.—17. J.)

5) Brun (Bruno, Braun) = Brunhard, im Harnisch kühn, oder dergleichen. (14.—17. J.)

6) Deno (Deyning, Deneman) = Degenhardus, heldenkühn. (14.—17. J., Deneman nur im 15. J.)

7) Ebeling = Eberhard, wie ein Eber kühn. (14.—17. J.)

8) Ecke = Ecklef, Schwertsohn. (1372.)

9) Ecgeling = Ecgert, Agihart, schwertkühn. (14.—17. J.)

10) Eigel = Egelardus wahrscheinlich, Agilhard, schwertkühn. (16.—17. J.)

11) Eyle = Eylhardus, schwertkühn. (1405.)

12) Eppo = Eberhard. (1129.)

13) Haim = Heinrich wahrscheinlich, schutzmächtig. (16.—17. J.)

14) Haz = Hassomar?, unter den Hessen berühmt. (1341.)

15) Heyne = Heinrich, erweitert auch zu Heyneman. (14.—17. J.)

16) Hoin = Hunibald wahrscheinlich, hünenkühn, oder dergleichen, denn Hon wird in Hoin zerdehnt sein, wie es oft geschieht. (nach 1320.)

17) Huch = Hugold, mit Geist waltend. (14. J.)

18) Kone = Konrat, mit Mann erweitert zu Koneman. (14.—15. J.)

19) Make = Markward, die Landesmark (= Landesgrenze) bewachend. (1330).

20) Meyne = Maginhard, machtstark. (15. J.)

21) Otto = Otfried oder dergleichen. (14.–17. J.)

22) Rate = Radeke, Radolfus, durch Einsicht zum Siege führend. (1333.)

23) Rike = Rickelef wahrscheinlich, mit Macht Sieg bringend. (16.—17. J.)

24) Role = Rolandus (1320), es kann natürlich auch als Deminutivbildung zu hrod = Rodilo aufgefaßt werden, im Lande berühmt.

25) Tidemannus = Diderik, unter dem Volke mächtig, der erste Theil ist also durch Mann verstärkt. (1286.)

26) Webe (Webde) = Wedekind, Waldsohn. (16.—17. J.)

III. Zweistämmige Kosenamen.

1) Abel (Apel) = Adelbold, adelkühn, nach Stark. (14. J.)

2) Alardus (1295), Alert = Alradus, Adelrat, durch Metathesis entstanden. (16.—17. J.)

3) Albert, Albrecht } = Adelbert und Adelbrecht, durch Adel glänzend. (14.—17. J.)

4) Almer = Adalmar, durch Adel berühmt. (15. J.)

5) Arnd = Arnold. (14.—17. J.)

6) Berent (Bernt) = Bernhard, wie ein Bär kühn. (14.—15. J.)

7) Boidin = Baldewin. (1282.) [Boldewin, Bodewin, Boidewin, Boidin ist die Reihe der Formen, die theilweise zu erschließen sind.]

8) Carll = Carleff. (16.—17. J.) Da Carll als Koseform zu Carleff erscheint, so ist er theilweise als zweistämmiger Kosename aufzufassen.

9) Carleff = Garulf, Garwolf, mit dem Speere zum Siege führend. Kürzung zugleich mit Umstellung. (16.—17. J.)

10) Christoph = Christophorus, Christusträger. (16.—17. J.)

11) Tammo = Tankmar, durch Geist berühmt, nach Stark. (1281.)

12) Dedelef (15. J.), Dethlef (16.—17. J.), Dedolf (14. J.) } = Dietolf, Volkswolf.

13) Detert = Diethard, volkskühn. (16.—17. J.)

14) Diboldt, Dewalt } = Dietbald, volkskühn. (16.—17. J.)

15) Dirick (Dierk) = Diderick. (16.—17. J.)

16) Ebbert (15. J.), Ebert (16.—17. J.), Evert (14.—17. J.) } = Eberhard.

17) Echert (1346), Eggert (15.—17. J.) } = Eckehard, schwertkühn.

18) Eckelef = Eckewolf, Schwertwolf. (14. bis 17. J.)

19) Eylerd = Eylhard, schwertkühn. (14. und 16.—17. J.)

20) Eler = Edelher, Adelhari, aber auch = Eylhard. (1250 und 14. J.)

21) Elgerus = Adalgar, Adelspeer, für sein Geschlecht zum Speer greifend. (1219.)

22) Erdt = Erhart. (16.—17. J.)

23) Gherd = Gerhard. (14. und 16.—17. J.)

24) Gerlof = Gerwolf. (15.—17. J.)

25) Gevert = Gebhard, durch Freigebigkeit stark. (16.—17. J.)

26) Godbert (Godert) = Godtharbt, daneben findet sich auch Gedert, das wohl eine Schwächung aus Godert ist, das aber sogar in Ghert zusammengezogen wird. (16.—17. J.)

27) Grube = Grunbrecht, in Lebensfrische glänzend, wohl oder = Hrawnbrecht? (1272.)

28) Harff (Harfinus) = Harwig, Heerkämpfer. (16.—17. J.)

29) Heier = Hagihar, im Schützen mächtig? (Andresen[6]). (16.—17. J.)

30) Hilbrand = Hildebrand. (15. J.)

31) Hilbrecht = Hildebrecht, im Kampfe glänzend. (15.—17. J.)

32) Hilmer = Hildemar, kampfberühmt. (14. bis 17. J.)

33) Hoier = Hucger, mit Geist kämpfend, nach Andresen. (14.—17. J.). Es könnte aber auch eine Zusammensetzung mit dem Adjectivum hoch und ger sein, denn es finden sich die Nebenformen Hogerus (1274) und Hoygher (1357).

34) Kort = Konrad. (14.—17. J.).

35) Kunert = Kuniharb, durch sein Geschlecht stark, oder dergleichen. (16.—17. J.)

36) Lampe = Landbert, im Lande glänzend. (14.—15. J.)

37) Luder = Liutharb. (14.—17. J.)

38) Lulef = Ludolf, Volkswolf, das Volk zum Siege führend. (16.—17. J.).

39) Nickel = Nikolaus. (16.—17. J.)

40) Nolte = Arnold. (15. J.)

41) Oleff = Odolf. (16.—17. J.)

42) Olrik = Odalrik, durch Gut mächtig. (14. bis 15. J.)

43) Olvardus = Odalwart, das Gut schützend (1302.)

44) Olver = Olvardus oder Odalfrid. (1346.)

45) Reymer = Raginmar, durch Einsicht berühmt. (16.—17. J.)

46) Reynerus = Raginhart. (14. J.)

47) Reynert = Raginhart. (15.—17. J.)

48) Remmert = Raginbert, durch Klugheit glänzend, nach Andresen. (15. J.)

6) Andresen, Die altdeutschen Personennamen. Mainz 1876.



49) Rewerd = Hrodwart, des Ruhmes wartend, nach Stark. (14. J.)
50) Rickelef = Richwolf. (15. J.)
51) Rolef = Hrodwolf, Ruhmwolf. (14.—17. J.)
52) Syverd = Siegfried. (14.—15. J.)
53) Tymme = Thietmar, im Volke berühmt. 15. J.)
54) Ulrich = Uodalrich. (16.—17. J.)
55) Winandus (Winant) = Wignand, kampfkühn. (1249.)

IV. Kosenamen, die durch Verkleinerungssuffixe erweitert sind.

a. durch k.

1) Beneke (Berneke [1313]) = Bernhart. (14. und 16.—17. J.)
2) Beteke = Bertrammus oder Bertoldus. (1290 und 1308)
3) Bodeke = Bodo, Bodobert. (15. J.)
4) Brendeke = Hildebrand. (14.—15. J.)
5) Dedeke = Dietolf, Volkswolf. (14.—15. J.)
6) Ebbeke = Eberhard. (1334.)
7) Egelke = Egelardus wahrscheinlich, Agilhard. (1357.)
8) Eyke = Agike, Agico, wahrscheinlich, vom Stamme Ag-Ecke, Schwert. (14. J.)
9) Eymeke = Aginmar, schwertberühmt. (1390.)
10) Engelke = Engelbrecht, wie ein Engel glänzend, oder vielleicht = Engelhusen, das sich im 16. bis 17. Jahrhundert als Vorname findet. (14.—17. J.)
11) Floreke = Floribert[7]), blumenglänzend, vom lateinischen Florus, zu dem auch Florinus gebildet wurde. (1272 und 15. J.)
12) Fredeke = Frederik. (15. J.)
13) Fricke = Frederik. (14 und 15. J.)
14) Ficke = Frederik. 1371.)
15) Gereke = Gerhard. (14.—17. J.)
16) Ghizeke = Gisebrecht (Gisalbrecht). 14. bis 15. J.)
17) Godeke = Godefridus. (14. und 16.—17. J.)
18) Goseke = Gozwinus. (Nach 1320.)
19) Hartke = Hartwich wahrscheinlich. (16. bis 17. J.)
20) Heydeke = Heykke 1357) = Heidulf oder dergl. (14. J.)
21) Heyneke / Heneke } = Heinrich. (14.—17. J.)
22) Helmeke = Helmolt (14.—15. J.)
23) Herdeke = Hardwig, Herwig, wahrscheinlich, vgl. Hartke. (1310.)
24) Keyneko = Kaginhard, Stamm kagin = gegen. (1330.)
25) Koneke = Konrat. (15. J.)
26) Kopeke = Colobert? nach Andresen, sollte es nicht vielleicht = Kuonbert sein können? (Nach 1320.)
27) Ludeke (Luddeke) = Ludewig, Ruhmstreiter. (14.—17. J.) Nebenform Ludeman.

7) Heintze, Die deutschen Familiennamen, Halle a. S. 1882.

28) Meyneke = Maginhard, machtstark. (14. bis 15. J.)
29) Radeke (Redike) = Radolfus. (14. J.)
30) Rake = Radeke, Radolfus. (14. J.)
31) Reyneke = Raginhart. (14.—17. J.)
32) Roleke (Ruleke) = Rolandus. (1292.)
33) Ropeke = Robbertus, ruhmglänzend, wahrscheinlich. (15. J.)
34) Sanderke = Alexander. (16.—17. J.)
35) Titeke = Diderik. (1429.)
36) Wedege (Wedeke, Wideke, Widdeke) = Wedekind, Widekind. (14.—17. J.)
37) Werneke = Wernher. (14.—15. J.)
38) Weske (15. J.) / Wesseko (1289) / Wesseke (nach 1320) } = Wasmodus, schwertmuthig; von Stark wird es = Wernher gesetzt, was auch angeht.
39) Willeke = Wilhelm, durch seinen Willen schützend. (14. J.)
40) Wolleke = Wolter, im Heere waltend. (Nach 1320.)
41) Woltke = Wolter. (16.—17. J.)
42) Wulveke = Wulfgang. (1307.)

b. durch l

1) Tile = Diderik (14.—17. J.), erweitert durch Mann zu Tilemann. (16.—17. J.)

c. durch z.

1) Bosse = Borchard. (14.—15. J.)
2) Dydese = Diderick. (14 J.)
3) Fritse = Friderik. (1397.)
4) Gotze = Gotfried. (1310.)
5) Heise = Heinrich. (14.—17. J.)
6) Herzo = Hernardus vielleicht, der 1349 angeführt wird. (1334.)
7) Hintze = Heinrich. (14.—15. J.)
8) Kotze = Konrad? oder Gotze? (14. J.)
9) Kuntze (Kunse, Cunce) = Konrad. (14. J.)
10) Lotze (Lutze) = Lodewig, Ludewig. (15. J.)
11) Struzs = Strutolf, Zerstörer, oder dergleichen nach Stark, der Strut vergleicht. (1286.)

V. Kosenamen, die durch doppelte Verkleinerungssuffixe erweitert sind.

a. durch l + k.

1) Tileke (Tilke) = Diderik (16.—17. J.)

b. durch l + z.

1) Tilse = Diderik. (1359.)

c. durch z + k.

1) Beceke (Beseke) = Bernhart. (1272 und nach 1320.)
2) Bosseke = Borchard. (14. J.)
3) Heyseko = Heinrich. (1317.)
4) Hinseke = Heinrich. (1353.)
5) Huttzeke = Hugold oder dergl. (14. J.).
6) Lutzeke = Ludewig. (15. J.)
7) Roseke = Rolandus. (1296).

d. durch z + l.

1) Guntzel / Gunzelin } = Gunther oder dergl. (15. und 14. J.)

2) Wessel (Wissel) = Wernher. (15.—17. J.)

Hieran schließt sich mit der Bildung auf chin

Willekin (Wilken) = Wilhelm. 14.—17. J.)

VI. **Kosenamen, die durch Abstoßung einer oder mehrerer Silben gekürzt sind.**

1) Achim = Joachim. (16.—17. J.)
2) Asmus = Erasmus. (16.—17. J.)
3) Bastian = Sebastian. (16.—17. J.)
4) Brosius = Ambrosius. (14., 16.—17. J.)
5) Cyrick = Cyriacus. (16.—17. J.)
6) Drewes = Andreas mit Zerdehnung, vergl. Mewes von Bartholomaeus. (14.—17. J.)
7) Franz = Franciscus. (16.—17. J.)
8) Hans = Johannes. (14.—15. J.)
9) Henning = Johannes. (14.—17. J.)
10) Klawes (Klaus) = Nikolaus. (14. und 16.—17. J.)
11) Matte = Mathias. (16.—17. J.)
12) Sander (Sanner) = Alexander. (14. bis 17. J.)
13) Statius (Staes) = Eustatius. (15. bis 17. J.)
14) Theus (Thewes) = Matthaeus. (16—17 J.)
15) Thonies = Anthonius. (16.—17. J.)

VII. **Kosenamen, die durch Zusammenziehung oder Ausstoßung gekürzt sind.**

1) Bendix = Benedictus. (16.—17. J.)
2) Dannel = Daniel. (15. J.)
3) Heyman = Heinrich, zusammengezogen aus Heyneman, Nebenform Heneman. (14.—17. J.)
4) Jan = Johannes. (14.—17. J.)
5) Jochim = Joachim. (16.—17. J.)
6) Jurges = Georgius. (14. J.)
7) Kersten = Carstian, Christian, auch Kasten kommt als Nebenform vor. (15.—17. J.)
8) Marx = Marcus. (16.—17. J.)
9) Mattes (Mats) = Mathias. (16.—17. J.)
10) Niclas = Nicolaus. (16.—17. J.)

Bücherschau.

Georg Bäsecke, Hannchen und Maria. Gedicht. Göttingen, Lüder Horstmann, 1899. 59 S. 8⁰. geb. 2 M.

Es ist gewiß kein übles Zeichen für die deutsche Studentenschaft, wenn sich in jüngster Zeit bei ihr der poetische Drang wieder einmal lebhafter regt und die Universitäten in Musenalmanachen wetteifern. Freilich der Berliner, den ich kennen gelernt habe, war recht kümmerlich, und auch von dem Leipziger hörte man nicht viel Gutes, aber der Göttinger, den uns für das Vorjahr Börries v. Münchhausen und der leider seither verstorbene K. v. Arnswaldt boten, konnte sich mit Ehren sehen lassen und erinnerte hier und da an die große Generation von 1773: an Gras und Blättern zwischen den Blumen hat es auch vor hundert Jahren nicht gefehlt. Eine Art von Nebenschößling zu dem nächstjährigen von Levin Ludwig Schücking herausgegebenen Almanach, in demselben Verlage, dem alten Dieterichschen der Bürger, Voß, Hölty und Genossen erschienen, ist das vorliegende „Gedicht“ Georg Bäsecke's, das ich leider Alles in Allem auch nur unter Gras und Blätter rechnen kann. Der jugendliche Verfasser dieses Cyklus von Liedern, Stimmungsbildern und halbepischen Skizzen hat schrecklich viel gelesen und studirend in sich aufgenommen; er reproducirt das klassische Distichon mit den klassischen Comparativen: „Ach, Dir glühte der goldnere Tag . . .“ ebensowohl, wie Sprache und Weise des mittelalterlichen Minnesangs: „Der Mane gat ein Teil ze verre, sam tuost mir Du, viel liebez Kint . . .“; er handhabt bald den im jüngsten Sturm und Drang wieder sehr beliebten Knittelvers des jugendlichen Goethe:

„Drinnen wollen sie die neue Orgel einweihn,
suchen und tasten, hören auf, wieder beginnen,
mögen den rechten Ton nicht gewinnen,
können am Ende nicht mehr sehn.
Und klingt doch so göttlich das Brausen und Wehn . . .“

bald den Divanton des alten: „Tauch' ich nieder, des Gewandes küß' ich silberweiße Säume . . .“; er stimmt neben der allermodernsten Decadenzmelodie: „Und wär' ich wirklich krank, so ruht' ich stille, des Mühewegs, der feinen Qual vergessen . . .“ auch die erzählende Spielmannsweise an, die eigentlich nicht mehr modern ist:

„Vergehen wollte das Fürstenkind,
in Thränen und Klagen und zehrendem Leid
hinschwinden die schöne Königsmaid.
Kalt rauschte schon des Herbstes Wind . . .“

Schon diese Buntheit bei einem Lyriker verräth, daß man es hier einstweilen noch mit einem Nachempfinder und Nachbildner ohne Eigenart zu thun hat. Nicht minder mangelt dem Inhalt des „Gedichts“ die rechte Einheit. Der Verfasser mag wohl das geistige Band dazu haben, aber er verbirgt es geflissentlich vor dem Leser, und dieser muß sich mit der Ahnung begnügen, daß es sich Hannchen und Maria gegenüber wieder einmal um das alte Wenden und „Neigen von Herzen zu Herzen“ handelt. Und wie im Ganzen, so treibt auch in den einzelnen Gedichten nur allzu häufig die Unart der Modernen, nicht bloß eine natürliche Unklarheit, sondern gerade die gekünstelte Unverständlichkeit für unmittelbare und tiefe Empfindung auszugeben, ihr Wesen. Modern und jugendlich zugleich ist die leidige Manier, die seltsamsten Geschmacklosigkeiten einzumischen, um neu zu sein:

„Ein Mägdlein sah mir zum Nachen hinauf,
so jung mit so traurigen Blicken,
golden umfloß gliederab, gliederauf
das Haar sie mit rankenden Stricken . . .“

Daß der Verfasser bei alledem sehr wohl im Stande ist, ein gebildeter Mann in einer gebildeten Sprache seinen runden, formell untadeligen Vers zu schreiben, daß in einigen Gedichten auch, wie gleich in den beiden ersten, der Stimmungsinhalt einen durchweg entsprechenden Ausdruck gefunden hat, soll gern anerkannt sein. Immerhin wird Bäsecke, wenn er sich noch einmal zu einem wirklichen Poeten auswachsen sollte — was durchaus nicht unmöglich ist — auf diesen Erstling mit etwas gemischten Empfindungen zurückschauen; eins darf ihn dann trösten, was er vor der Masse des jungen Nachwuchses voraus hat, daß seine Jugendlieder die eines hochgestimmten und reinen Herzens sind, und das ist schließlich mehr werth, als ein bischen früher, zweifelhafter und rasch verwelkender Ruhm. W. B.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 26. 17. December **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Alfred Fleckeisen und seine Beziehungen zum Herzogthume Braunschweig, insbesondere zum Herzogl. Gymnasium zu Helmstedt [1]).

Vom Schulrath Koldewey.

Vor einigen Monaten lief durch die Tagespresse die Nachricht, daß am 7. August d. J. zu Dresden der ehemalige Conrector des dortigen Vitzthum'schen Gymnasiums, Professor Dr Alfred Fleckeisen, gestorben sei. Verschiedene illustrirte Blätter brachten sein Bild, und alle Stimmen waren darüber einig, daß Deutschland in ihm einen seiner tüchtigsten Philologen verloren habe.

Was man Fleckeisen nachrühmte, war an erster Stelle die unvergleichliche Schärfe und Genauigkeit, mit der er die formale Seite der philologischen Wissenschaft, Sprachgebrauch, Versbau und Textkritik, namentlich auf dem Gebiete der römischen Litteratur, behandelt habe. Und in der That, in dieser Hinsicht stand er, wie vor Allem seine Arbeiten über die altlateinischen Komiker, nicht zum wenigsten seine Ausgaben der Lustspiele des Plautus und Terenz, ferner auch seine Emendationen zu Cornelius Nepos, seine Catonianae poesis reliquiae, seine Fünfzig Artikel aus einem Hülfsbuche für lateinische Rechtschreibung und verschiedene andere Publicationen beweisen, als ein unübertroffener Meister da. Der große Kritiker Friedrich Ritschl hat ihn auf dem Widmungsblatte des zweiten Bandes seiner Opuscula philologica, wenn auch in scherzhafter Wendung, so doch im vollsten Ernst für einen vir Plautinissimus, d. i. für einen höchst bedeutenden Kenner des Plautus erklärt. Bekannter noch ist Fleckeisen's Name wegen der insgemein nach ihm benannten „Neuen Jahrbücher für klassische Philologie“, deren Herausgabe er fünfundvierzig Jahre lang, von 1852 bis 1897, Anfangs noch in Verbindung mit Andern, bald aber allein, besorgt und geleitet hat. Sie bilden sein Lebenswerk, und geradezu unschätzbar sind die Verdienste, die er hier sich durch seine ordnende, sichtende, auch das Kleinste nicht übersehende Redactionsthätigkeit, durch die Heranziehung und Sammlung der besten Kräfte, durch die Ermunterung junger Talente, durch die nach den verschiedensten Seiten hin ertheilten Rathschläge erworben hat.

Gerühmt wurden auch Fleckeisen's persönliche Tugenden, sein edler, von keinem Makel behafteter Charakter, sein kindlich religiöser Sinn, seine schlichte Bescheidenheit, sein schönes Verhältniß zu Gattin und Kindern, seine unbestechliche Wahrheitsliebe, seine unermüdliche Hilfsbereitschaft, seine Gastlichkeit, seine unerschütterliche Freundestreue. Nur über einen Punkt ging man in den Nachrufen meist leichten Fußes hinweg, über seine praktische Lehrerthätigkeit. Der Grund liegt nahe. Was man einen guten Schulmann nennt, ist Fleckeisen nicht gewesen. Dazu ließen ihn schon seine grenzenlose Milde und Herzensgüte nicht kommen. Aber willigen und lernbegierigen Jünglingen war er ein kundiger und hilfreicher Führer, oft noch weit über die Schulzeit hinaus, wie dieses erst kürzlich noch einer seiner älteren Schüler, der hochangesehene Professor der Philologie Hermann Usener in Bonn, öffentlich erklärt und anerkannt hat. „Der Jugend“, so schreibt er in der Beilage zur Allg. Zeitung Nr. 249, „der Jugend, die scharf empfindet, konnte es nicht entgehen, daß ihr in Fleckeisen ein Wissen entgegentrat, das nicht erborgt, sondern im eigenen Garten herangereift, nicht todt, sondern lebendig war. Den Empfänglicheren wurde er ein Vorbild der Hingabe an die Wissenschaft .... Unvergleichlich ist der Segen, den ein wissenschaftlich thätiger Schulmann schon durch die einfache Thatsache seines inhaltreicheren Daseins einer Schule bringt. Von Fleck-

---

1) Der Verfasser dieses Nachrufs fühlt sich gedrungen, allen Denjenigen, die ihn dazu mit werthvollen Mittheilungen unterstützt haben, auch an dieser Stelle seinen herzlichen Dank auszusprechen. Von den Verwandten des Entschlafenen sind es seine Tochter, Fräulein Mathilde Fleckeisen in Dresden, sein Neffe, Herr Buchhändler Alfred Dressel ebendaselbst und seine Nichte, Fräulein Marie Dressel in Wolfenbüttel. Außerdem noch die Kirchenbuchführer Herr Kantor Beiß in Helmstedt und Herr Kantor Oelker in Wolfenbüttel, Herr Pfarrverweser Berndt in Lutter a. B., Herr Finanzsecretair Bernstorff und Herr Commerzienrath Salomon in Braunschweig, Herr Professor Dr. Witten und Herr Rentner Herweg in Helmstedt und zuletzt noch, aber nur dem Alphabete nach zuletzt, der allzeit hilfsbereite Herr Archivrath Dr Zimmermann in Wolfenbüttel.

eisen ist dieser Segen in reichstem Maße ausgegangen. Ich freue mich es zu bezeugen als Einer von Vielen."

So das Urtheil, das überall, wo in Deutschland noch Sinn für wahres Verdienst und Verständniß für echte Wissenschaft vorhanden ist, einen warmen Nachhall fand. Für Braunschweig aber gewinnt die Kunde von Fleckeisen's Tode noch dadurch ein besonderes Interesse, daß seine Wiege auf braunschweigischem Boden stand und ein braunschweigisches Gymnasium es war, auf dem er für seine späteren Studien die feste Grundlage empfing. Es erscheint daher billig und recht, daß ihm auch an dieser Stelle ein Nachruf gewidmet und der Gang seines Lebens, insbesondere dort, wo er sich innerhalb der Grenzen des Herzogthums bewegte, näher beleuchtet wird.

Die Familie, der Fleckeisen entsproß, gehörte nicht zu denen, die im Braunschweigischen schon von Alters her ansässig waren. Sein Großvater, Karl Gottfried Fleckeisen, der Sohn eines Cantors zu Roßwein im Königreiche Sachsen, gründete 1790, einer Aufforderung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand entsprechend, in Helmstedt eine Buchhandlung, die in Folge ihrer nahen Verbindung mit der Universität und durch ihren umfangreichen Verlag bald zu einem nicht geringen Ansehen gelangte. Durch die Auflösung der Hochschule zu Ostern 1810 verlor sie allerdings viel; sie blieb aber bestehen und wurde auch nach dem Tode ihres Begründers — er starb im Alter von 58 Jahren am 20. März 1814 — von den Erben unter Leitung des Schwiegersohnes des Verstorbenen, Friedrich Fiedler mit Namen (geb. 7. Februar 1788 zu Baruth, gest. zu Helmstedt am 15. Januar 1853), unter der Firma „C. G. Fleckeisen'sche Buchhandlung" weiter geführt und ist erst mit dessen Tode erloschen.

Verheirathet war der Universitätsbuchhändler Fleckeisen mit Helene Heinze, einer Tochter des am 6. October 1790 verstorbenen Gymnasialdirectors Joh. Michael Heinze zu Weimar, jenes würdigen und gelehrten Schulmannes, den Lessing für den richtigsten und feinsten Grammatiker unserer Sprache erklärt und Herder durch eine ergreifende Gedächtnißrede geehrt hat[2]). Zu Lüneburg, wo ihr Vater damals das Rectorat der Schule zu St. Michael bekleidete, geboren, wurde sie am 26. Juni 1804, noch keine 45 Jahre alt, vom Tode dahingerafft. Sie hatte ihrem Gatten drei Kinder geschenkt, einen Sohn und zwei Töchter. Von diesen blieb die jüngste Tochter Henriette (geb. 4. November 1801) unvermählt und ist am 30. Juli 1847 in Wolfenbüttel gestorben, während die ältere, Auguste genannt (geb. 29. Mai 1896), seit dem 27. Mai 1817 Frau Fiedler, schon am 24. August 1818 das Zeitliche segnete, nachdem sie erst zehn Wochen vorher einem Sohne das Leben geschenkt hatte, der ihr im Januar 1819 im Tode gefolgt ist.

2) Herder's Gedächtnißrede auf den Director Heinze, in der auch Lessing's Urtheil über denselben angeführt wird, findet sich gedruckt in Herder's Sämmtlichen Werken zur Philos. u. Gesch., X, 125—138. Vergl auch Rud. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken (2 Bde., Berlin 1880 u. 1885), II, 442.

Auch dem Sohne des Universitätsbuchhändlers, Karl Fleckeisen, war keine lange Lebenszeit beschieden. Er widmete sich dem Studium der Rechte, wurde am 1. Mai 1816 in seiner Vaterstadt als Actuar angestellt, am 1. August 1818 als erster Actuar an das Kreisgericht zu Wolfenbüttel versetzt und am 1. October 1825 zum Justizamtmann in Lutter am Barenberge ernannt, wo er am 12. December 1828 einem Herzleiden erlag. An seiner Bahre stand trauernd und tief erschüttert seine Wittwe, Wilhelmine geb. Hesse (geb. 21. November 1794), eine Tochter des Assessors Ferdinand Hesse zu Duderstadt, die er am 7. November 1819 als Gattin heimgeführt hatte. Er hinterließ ihr drei unerzogene Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, die sämmtlich noch in Wolfenbüttel das Licht der Welt erblickt hatten. Von diesen war der älteste Sohn, Karl Friedrich Wilhelm Alfred, am 23. September 1820 geboren und mit Rufnamen Alfred genannt, der künftige Philologe.

Für alle drei Kinder bildete der frühe Tod des Vaters einen schweren und unersetzlichen Verlust; keines aber sollte auf die Dauer ihn tiefer und schmerzlicher empfinden, als gerade Alfred. Denn während die beiden jüngeren Geschwister in Lutter unter der Obhut der Mutter zurückblieben, kam er — wie es scheint, im Herbst 1829 — in das Haus seines Oheims Fiedler in Helmstedt, und dieser, ein wohlhabender und braver, aber nach dem Tode von Frau und Kind wie ein Hagestolz lebender und, wenn nicht schon damals, so doch im höheren Alter ungemein schwerhöriger Herr, hatte für die Wünsche und Bedürfnisse des aufstrebenden Knaben, wie es scheint, kein rechtes Verständniß. So verlebte denn dieser in dem großen Hause an der Neumärkerstraße, in dem die Fleckeisen'sche Buchhandlung sich befand[3]), einsame und freudelose Tage, so daß es wie Sonnenschein auf ihn wirkte, als etwa anderthalb Jahr nach dem Tode des Vaters die Mutter mit den beiden jüngeren Kindern gleichfalls nach Helmstedt zog und er nun wenigstens seine Sonntage und die Ferien bei ihr zubringen durfte. Der kleine Bruder freilich, Hermann mit Namen (geb. 13. März 1824), starb bereits am 29. October 1831; aber es blieb ihm die Schwester Alwine (geb. 24. Mai 1822), die sehr an ihm hing, und die auch er zeitlebens hoch und werth gehalten hat. Sie hat sich später, am 9. April 1844, mit Fleckeisen's früherem Lehrer, Dr Otto Dressel, der damals

3) Es ist das 1691 errichtete Haus Neumärkerstraße Nr. 23, das jetzt auch wieder eine Buchhandlung, die des Herrn Richter, beherbergt, und wegen der daran befindlichen Inschriften bei P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogth. Braunschweig, Bd. I (Wolfenbüttel 1896), S. 116 erwähnt wird. Die dort noch angeführte griechische, aus Hesiod (Werke u. T., V. 346) entnommene Inschrift: „μεγα πῆμα γείτων κακός" ist gegenwärtig nicht mehr vorhanden, sei es, daß sie übermalt wurde oder durch das Firmenschild verdeckt wird. Ein Schild über der oberen Etage zeigt an, daß in diesem Hause von 1719 bis 1728 der Professor der Poesie und Geschichte Polykarp Leyser, nach Hermann Conring und dem jüngeren Heinrich Meibom der letzte Polyhistor der Helmstedter Hochschule, gewohnt hat.

schon als Oberlehrer in Wolfenbüttel wirkte [4]), vermählt und ist diesem bis ins höchste Alter — sie starb am 24. Januar 1897 zu Herzberg — eine treue, liebevolle und fürsorgliche Gattin gewesen. Ihre Mutter, die Frau Justizamtmann, folgte ihr nach Wolfenbüttel, wo sie am 10. August 1850 ein Opfer der Cholera ward.

Neben dem Hause der Mutter war es besonders das Gymnasium, das der Knabe gern und mit einem von Jahr zu Jahr zunehmenden Interesse besuchte. Er wurde darin am 9. October 1829 in die Quinta aufgenommen, durchlief mit Leichtigkeit diese und die folgenden Classen und erreichte zu Ostern 1835 die Prima. Um dieselbe Zeit, am 26. April 1835, wurde er in der St. Stephanikirche confirmirt. Sein Abgang von der Schule erfolgte zu Ostern 1839, so daß er ihr insgesammt $9^{1}/_{2}$, der obersten Classe volle 4 Jahr angehört hat. Es wird willkommen sein, die damalige Art der Anstalt etwas näher kennen zu lernen.

Das Helmstedter Gymnasium, das in seinen ersten Anfängen bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückreicht, war in den Jahren, da Fleckeisen es besuchte, wie auch noch längere Zeit nachher, noch keineswegs das, was man heutzutage unter einer wohleingerichteten und wohlgeleiteten Anstalt versteht. Die Classenzimmer, ein Theil der ehemaligen Universitätsgebäude, vielleicht heller und luftiger als an anderen Orten, aber die Tische und Bänke, die darin standen, ganz ohne Rücksicht auf die Vorschriften der Hygiene hergestellt und von den kunstfertigen Händen der Jugend auf das Aergste zerschnitzt. Ein Zeichensaal, ein Unterrichtszimmer für Physik, ein besonderes Amtslocal für den Director nicht vorhanden. Von Turnen und officiellen Jugendspielen noch nicht die Spur [5]). Die Lehrmittel höchst kümmerlich und auch für die damaligen, noch recht bescheidenen Bedürfnisse nicht ausreichend. Von den sieben Classen, die Fleckeisen vorfand, waren die untersten fast ausschließlich den Zwecken des Elementar- und Volksschulunterrichts dienstbar, und als diese zum 1. October 1835 abgetrennt und in eine gesonderte Bürgerschule verwandelt wurden, blieb für das Gymnasium außer einer lateinischen Vorbereitungsclasse nur Quarta, Tertia, Secunda und Prima zurück, von denen die drei ersten je 2, die letzte 3 Jahr für sich in Anspruch nahmen. Und dann die Lehrer! Gerade auch hier blieb Manches zu wünschen.

Zunächst schon hinsichtlich der äußeren Lage. Die Besoldung gering, desto umfangreicher die Arbeit! Der Director hatte wöchentlich 17, der Conrector 25, der Subconrector und der Hauptlehrer der Quarta je 26, der Mathematiker, seine Verpflichtungen an der Bürgerschule (8 Stunden) mit eingerechnet, 24 Unterrichtsstunden zu ertheilen, während dem Collaborator bei seinen eigenen 21 Stunden auch noch die Vertretung der behinderten Collegen oblag [6]). Für diese Leistungen erhielt der Director 1837 jährlich als Gehalt 3000 ℳ, der Conrector 2100 ℳ, der Subconrector 1650 ℳ, der Lehrer der Quarta 1500 ℳ, der Mathematiker 1350 ℳ, der Collaborator 750 ℳ. Freie Dienstwohnung oder Wohnungsgeldzuschuß wurde nicht gewährt. Das war auch zu einer Zeit, in der man noch billiger lebte als jetzt, auf keine Weise ausreichend, um von der Schwelle eines verheiratheten und mit Kindern gesegneten Schulmanns die Sorge zu verscheuchen. [7])

---

4) Dr Otto Dressel, zu Helmstedt am 13. Mai 1810 geboren und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dem Collegium Carolinum zu Braunschweig und den Universitäten Halle, Leipzig und Göttingen vorgebildet, wurde zuerst Michaelis 1835 in Helmstedt als Collaborator angestellt, im Februar 1839 als Oberlehrer nach Wolfenbüttel versetzt, trat zu Michaelis 1876 in den Ruhestand, zog 1879 nach Arnstadt in Thüringen, 1889 nach Herzberg am Harz und ist dort am 21. Mai d. J. gestorben. Seine Schriften finden sich verzeichnet bei Koldewey, Album des Wolfenb. Gymnas., S 23 f., und bei Dauber, Lehrer-Verz. des Helmst. Gymnas., Progr. 1882, S. 18 f. Als Dr Dressel Helmstedt verließ, widmeten ihm am 6. Februar 1836 als „ihrem bisherigen verehrten Lehrer“ 23 Schüler des Gymnasiums eine Prachtausgabe von Joh. Heinr. Voß' Werken (Leipzig 1835). Fleckeisen's Name steht in der Reihe der Geschenkgeber voran: auch stammten Widmung und Datum von seiner Hand.

5) Zu der Einführung des Turnens entschloß man sich in Helmstedt erst zu derselben Zeit, als Fleckeisen das dortige Gymnasium verließ. Es geschah auf Anordnung der vorgesetzten Behörde, des Herzoglichen Consistoriums zu Wolfenbüttel, und gewiß nicht ohne Einwirkung der 1836 erschienenen Schrift des Arztes Karl Ignaz Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen“, die auch in andern deutschen Staatsgebieten zu der Wiederaufnahme des Turnens den Anstoß gegeben und daneben auch die Ueberbürdungsfrage angeregt hat. Bezeichnend ist, was dieserhalb im Helmstedter Osterprogramme von 1839 bemerkt wird. „Künftig wird“, so heißt es, „auch die Sorge für den Körper gehörig in unsern Bereich gezogen, und es werden angemessene gymnastische Uebungen auf einem anzulegenden Turnplatze unter Lehreraufsicht vorgenommen werden, von denen wir uns den wohlthätigsten Einfluß auf die Gewandtheit und Stärkung des Körpers versprechen. Obgleich wir diese heilsamen Uebungen bisher entbehrten und unsere Schüler durch eine größere Anzahl von wöchentlichen Stunden beschäftigt werden, als die in manchen Ländern angenommene Norm gestattet, so haben wir doch eine gesunde und kräftige Schuljugend gehabt und fanden uns daher gar nicht veranlaßt, in die durch Lorinser angestimmten Klagen mit einzustimmen, die wohl hauptsächlich ihren Grund in der in größeren Städten herrschenden Vergnügungs- und Zerstreuungssucht haben, die auf den Körper und Geist, auf den Fleiß und die Ausdauer der Schüler so nachtheilig einwirkt.“ Die Schwierigkeit, einen passenden Turnplatz zu beschaffen, verzögerte die Sache, ohne daß der Verfasser die Frage, wann die Einführung wirklich erfolgt ist, zu beantworten vermöchte.

6) Wie ein als gewissenhaft und arbeitsfreudig bekannter Lehrer über dieses Maaß von Arbeit dachte, ergiebt sich aus einer Eingabe des Subconrectors Dr. Schütte vom 30. April 1838. „Soll das Ganze gedeihen“, so heißt es darin, „so müssen die Lehrer ihr Fach mit Lust und Liebe treiben, wozu ein nothwendiges Erforderniß ist, daß sie nicht mit zu vielen Stunden überhäuft werden, und daß sie gehörige Zeit und Muße haben, um über die Methode des Unterrichts und den passendsten Lehrstoff nachzudenken und sich eines freien Vortrages zu befleißigen. Auch läßt sich schon voraussetzen, daß sich ein Lehrer besser zu 18—20 Lehrstunden vorbereiten kann und wird, als zu 26.“

7) Sehr gering waren auch die Remunerationen, die man den Hülfs- und Nebenlehrern zufließen ließ. So erhielt der Pastor Roßmann, der 1838/39 wöchentlich 7 Religionsstunden ertheilte, für seine Mühewaltung eine Jahresvergütung von 150 ℳ, was für die einzelne Stunde ein Honorar von etwa $53^{1}/_{2}$ ₰ ausmachte.

An Gelehrsamkeit fehlte es nicht; sie beschränkte sich jedoch auf die Gebiete der alten Sprachen, der Theologie, Mathematik und Physik. In den übrigen Fächern, namentlich in der Naturgeschichte und den neueren Sprachen, mußten die Collegen sich in den Stoff, den sie lehren sollten, erst hineinarbeiten, eine Aufgabe, die dem Einen oder Anderen doch nur in recht bescheidenem Maße gelang. Auch um die Methode war es, da man weder Probe- noch Seminarjahr kannte [8]), bei den Meisten nicht zum besten bestellt, und wer etwas zur Schlaffheit neigte und sich nicht auf eigene Faust in Respect zu setzen verstand, hatte unter dem Muthwillen der Jugend öfter und in weit höherem Grade zu leiden, als es sich mit dem Besten der Schule und seinem eigenen Wohlbefinden vertrug. Das Schlimmste war der völlige Mangel an einem einträchtigen und zielbewußten Zusammenwirken. Ein Jeder schritt, wie er wollte und konnte, und stellenweise recht gemächlich, in den althergebrachten Geleisen einher, und gelegentlich kam es auch vor, daß Zwei, die einander nicht gewogen waren, selbst in Gegenwart der Schüler heftig aneinander geriethen. Das gab denn in Stadt und Land ein böses Gerede und minderte das Vertrauen. Kein Wunder, daß die Frequenz abnahm, zumal auch nach Einführung der Reifeprüfung der Umstand, daß das diesseitige Zeugniß in Preußen nicht anerkannt wurde, dem Zulaufe aus den nahe gelegenen Bezirken dieses Staates hindernd im Wege stand. In der ersten Hälfte der dreißiger Jahre hatte die Schülerzahl der vier Gymnasialklassen insgesammt noch stets mehr als 70, zeitweise nahezu 90, die der Prima mit geringen Schwankungen 12 bis 16 betragen. Jetzt ging sie stetig zurück und belief sich in den letzten drei Semestern, in denen Fleckeisen Schüler der Anstalt war, insgesammt nur noch auf 51, 53 und 48, in der Prima auf 10, 8 und 7.

Dieses das Bild, das das Helmstedter Gymnasium zu Fleckeisen's Zeit darbot. Fürwahr ungünstig genug, und da die unholde Fama die Farben noch stärker auftrug, als sie ohnehin schon waren, so ist es begreiflich, daß man in den maßgebenden Kreisen ernstlich die Frage erwog, ob es nicht zweckmäßig sei, die sinkende und verfallende Anstalt, deren Frequenz den aufgewendeten Kosten nicht mehr entspreche, entweder ganz aufzuheben oder sie durch Wegfall der oberen Klassen in ein Progymnasium umzugestalten. Das Verdienst, diese Gefahr von der Schule und der ohnehin schon durch die Auflösung der Universität schwer geschädigten Stadt abgewendet zu haben, gebührt zwei Männern, die in Helmstedt nicht vergessen werden dürfen, dem damaligen Kreisdirector Eißfeldt, der über die Zustände des Gymnasiums im März 1838 ein Gutachten zu erstatten hatte, und dem Consistorialrath Abt Bank, der das Gymnasium in der letzten Aprilwoche 1838 einer überaus gründlichen und eingehenden Besichtigung unterzog [9]). Ihren Vorstellungen und Berichten ist es zu danken, daß das Herzogliche Staatsministerium von den schon geplanten schärferen Maßregeln Abstand nahm und sich damit begnügte, dem Director und Lehrercollegium durch das Herzogliche Consistorium eine umfangreiche, auf Abstellung der vorhandenen Gebrechen gerichtete Eröffnung zugehen zu lassen.

Wer wollte sich dessen nicht freuen! Im Grunde waren ja auch die Mängel nicht von der Art, daß es bei gutem Willen der Lehrerschaft nicht möglich gewesen wäre, sie zu beseitigen, oder sie doch auf ein leidliches Maß herunterzusetzen. Ueberdies standen den Unzuträglichkeiten auch unleugbare und nicht zu unterschätzende Vorzüge gegenüber. Die Lage der Stadt war gesund. Ihre Abgeschiedenheit und geringe Ausdehnung hielt Zerstreuungen und was sonst noch in größeren Orten nachtheilig einwirkt, fern. Die liebliche und waldreiche Umgebung bot Gelegenheit, durch Wanderungen, wie durch Spiele, zu denen die Jugend damals noch mehr Lust und Talent hatte als jetzt, Leib und Gemüth zu erfrischen. In der Bürgerschaft ferner herrschte, noch von den Zeiten der Hochschule her, ein großer Respect vor Wissenschaft und Gelehrsamkeit, der viel dazu beitrug, die Bemühungen der Schule zu unterstützen. Und die geringe Frequenz — so bedenklich und verdrießlich sie für die Behörden auch sein mochte, für die Schüler war es doch überaus förderlich und vortheilhaft, daß der Unterricht, namentlich auf der obersten Stufe, nahezu den Charakter einer Privatstunde trug. Schließlich aber fehlte es auch unter den Lehrern nicht an solchen, die ihren Zöglingen, wenn auch nicht durch Schneid und besondere pädagogische Kunst, wohl aber durch ihre gründliche Geistesbildung sehr wohl zu nützen vermochten. Zu diesen gehörte nicht zum wenigsten der Director, der zwar nicht mit großen Regententugenden ausgestattete, aber grundgelehrte, litterarisch bewährte, gutherzige und wohlwollende, fleißige und die Arbeiten seiner Schüler mit der größten Sorgfalt und Sachkenntniß corrigirende Professor Dr Karl Philipp Heß [10]). Auch der Verfasser dieser Zeilen hat als Helmstedter Primaner drei Jahre lang zu den Füßen dieses Mannes gesessen und bezeugt es freudig und gern, daß er ihm sich auch heute noch für mannigfache Förderung dankbar und verehrungsvoll verpflichtet fühlt.

---

8) Das Probejahr wurde im Braunschweigischen erst 1839 eingeführt, das Seminarjahr 1892.

9) Dr. theol. Theodor Wilhelm Heinrich Bank, geb. 1779 zu Wolfenbüttel, wurde, nachdem er vorher schon in Wolsdorf, Schöppenstedt, Vorsfelde und Salzdahlum als Pastor und Superintendent gewirkt hatte, 1832 Consistorialrath in Wolfenbüttel und erhielt die Würde eines Abts von Michaelstein, die er aber 1840 mit der Abtei von Amelungsborn vertauschte. Er starb zu Wolfenbüttel am 30. März 1843. Vergl. Koldewey, Wolfenb. Album, S. 2 f. — Philipp Wilhelm Rudolf Eißfeldt, ein Schwiegersohn von Abt Bank, geb. am 1. März 1794 in Stiege am Harz, wirkte zuerst in Vorsfelde, und zwar seit 1816 als Auditor, seit 1817 als erster, seit 1820 als zweiter Actuar, seit 1825 als Kreis- oder Justizamtmann, wurde am 1. Januar 1833 Kreisdirector in Helmstedt und zum 1. Januar 1842 in gleicher Eigenschaft nach Wolfenbüttel versetzt, wo er zeitweilig (1846 bis 1850) nebenamtlich auch Mitglied des Consistoriums war und am 14. Juni 1861 starb.

10) Philipp Karl Heß, geb. 1792 zu Marburg, 1816 Professor in Hanau, führte das Directorat des Helmstedter Gymnasiums von Mich. 1826 bis zu seiner Pensionirung zu Ostern 1864. Er starb zu Helmstedt am 16. October 1872. Vergl. Dauber, Lehrerverzeichniß, S. 16.

Allerdings für träge, unlustige und widerspänstige Schüler, die, um weiter zu kommen, nicht bloß der Belehrung und Ermunterung, sondern des Zwanges und besonderer Kunstgriffe, man möchte sagen, des pädagogischen Drills bedürfen, war das Helmstedter Gymnasium in seiner früheren Verfassung nicht der rechte Ort. Für solche wird auf den höheren Lehranstalten, wie sie jetzt sind, entschieden besser gesorgt. Sie zogen denn meistens auch früh, oft ohne auch nur die Tertia, geschweige die Secunda oder Prima erreicht zu haben, davon. Wer aber blieb und bei leidlicher Begabung fleißig und aufmerksam war, die ihm ertheilten Rathschläge, namentlich auch hinsichtlich seiner Privatbeschäftigung, willig und gewissenhaft befolgte und sich nicht durch allerlei thörichte und verwerfliche Nebendinge ablenken ließ, — ein solcher Jüngling wurde unter den damaligen Verhältnissen oft gründlicher und nachhaltiger gefördert, als es bei dem heutigen, mehr auf die Breite als auf die Tiefe gerichteten, die individuellen Anlagen und Neigungen eines strebsamen jungen Mannes durch die Fülle und Mannigfaltigkeit des Lehrstoffs, und namentlich auch durch die weitgehende Betonung der Nebenfächer nur allzu leicht beengenden und erdrückenden Lehrsysteme in der Regel der Fall ist.

So ist es denn gewiß kein bloßer Zufall, daß von den Schülern, die das arme kleine, verachtete, fast schon dem Untergange geweihete Helmstedter Gymnasium zur Hochschule entließ, eine verhältnißmäßig sehr große Anzahl sich im spätern Leben nicht bloß als brauchbar und tüchtig erwiesen, sondern höheren Flugs sich durch wissenschaftliche und sonstige Leistungen vor Anderen hervorgethan und ausgezeichnet hat[11]). Von den älteren, dem Kirchenhistoriker Ernst Henke, dem Mathematiker August Uhde, dem gründlichen Kenner der griechischen Dialecte Heinrich Ahrens und Anderen, sei gar nicht weiter die Rede. Nur Diejenigen mögen in der Kürze genannt sein, die mit Fleckeisen zusammen, wenn auch nicht alle in derselben Klasse, so doch zu derselben Zeit, auf den Bänken der Anstalt gesessen.

Da tritt uns denn zunächst und vor allen Anderen der ausgezeichnete Göttinger Philologe Wilhelm Schneidewin entgegen, der das Helmstedter Gymnasium wenige Tage später, als Fleckeisen eintrat, verließ, der Wissenschaft aber schon 1856 durch einen nur allzu frühen Tod entrissen ward. Ihm folgte zu Ostern 1830 Ludwig Bethmann, der sich durch seine Mitarbeit an den Pertz'schen Monumenten und durch sein Werk über „Paulus Diaconus und die Geschichtsschreibung der Longobarden" einen Namen gemacht und zuletzt die Leitung der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel geführt hat. Ein halbes Jahr später zog Hermann von Heinemann davon, der 1871 in Braunschweig als Finanzrath starb, in der Wissenschaft aber als hervorragender Entomologe, insbesondere aber als der bedeutendste Kenner der Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz auch heute noch rühmlichst bekannt ist. Und wer hätte nicht von dem Criminalisten und Rechtshistoriker Karl Häberlin gehört, der zu Michaelis 1832 Abschied nahm und später, seiner berühmten Vorfahren würdig, auf seinem akademischen Lehrstuhle zu Greifswald bis zum Beginn seines 85. Lebensjahres mit großem Beifall gelehrt hat[12])! Zu so hoher Stellung ist allerdings Wilhelm Knoch, der sich zu Michaelis 1833 der Universität zuwendete, nicht gestiegen. Er starb zu Braunschweig als emeritirter Pastor, nachdem er in früheren Jahren in Wolfenbüttel und Helmstedt als schlichter Oberlehrer gewirkt hatte; aber seine Geschichte des Helmstedter Gymnasiums ist ein Denkmal, das der Anstalt, wie ihm selbst, in gleichem Maße zur Ehre gereicht. Auch der plattdeutsche Dichter Eduard Schmelzkopf gehört hierher, den die Schule zu Ostern 1834, wie es in dem Programme heißt, „mit dem ehrenvollsten Zeugnisse der akademischen Reife ersten Grades Ia, mit dem Prädicate: Ausgezeichnet, und mit der Censur 1" entließ. Und dann Wilhelm Schrader, der jugendfrische Nestor der deutschen Schulmänner, Doctor in drei Facultäten, Geheimer Oberregierungsrath und Curator der Universität Halle, der sich zu Ostern 1836 von Helmstedt mit einer Rede „über den Einfluß der schönen Künste auf die sittliche Bildung des Menschen" verabschiedete, nachdem er kurz zuvor am Gymnasium zu Halberstadt, ohne dessen Schüler zu sein, wie aus dem Stegreif die in Preußen vorgeschriebrne Abiturientenprüfung abgelegt hatte. Ihm schließt sein Freund Ferdinand von Heinemann sich an, der zwei Jahre später die Akademie bezog und seinen zahlreichen Verehrern auch heute noch, 18 Jahre nach seinem Tode, als Dichter des „Robespierre" und des „Waffenschmied von Braunschweig", als geistesfreier Politiker und einsichtsvoller Leiter des Herzoglichen Gymnasiums zu Wolfenbüttel lebhaft vor der Seele steht. Rudolf Leuckart ferner, der große, weltberühmte, nun aber auch schon im Grabe ruhende Zoologe, der zu Michaelis 1842 die Reifeprüpung bestand und u. A. durch seine bahnbrechenden Beobachtungen der Trichine den Beweis erbracht hat, daß eine genaue Bekanntschaft mit den alten Sprachen kein Hinderniß dafür abgiebt, die Wunder der Natur bis in ihre innersten Tiefen zu erforschen. Dann Otto von Heinemann, Hermann's und Ferdinand's Bruder, der hervorragende Kenner der anhaltischen und braunschweigischen Geschichte, der Helmstedt zu Ostern 1843 Lebewohl sagte und seit Bethmann's Tode die unvergleichlichen Schätze der Wolfenbütteler Bibliothek mit kundiger Hand ordnet, schützt und behütet. Schließlich noch der zu Ostern 1844 abgegangene Ernst Teichmüller, Generalsuperintendent, Oberhofprediger und Vorsitzender des Herzoglich Anhaltischen Consistoriums zu Dessau, Ehrendoctor der Theologie und durch seine gedruckten Predigten als Kanzelredner auch weiteren Kreisen bekannt. Und zu diesen Allen dann Alfred Fleckeisen, er, den die größten Sprachgelehrten seiner Zeit kein Bedenken trugen,

11) Ueber die hier erwähnten Schüler des Helmstedter Gymnasiums findet man Auskunft in dem „Album", das 1867 der Director Theodor Cunze herausgegeben und 1882 der Professor Dr Adolf Dauber ergänzt und weiter geführt hat.

12) Vergl. den Nachruf im Br. Mag. 1898, S. 118 f.

als ebenbürtig und Ihresgleichen zu betrachten und anzuerkennen! Fürwahr, eine glänzende Reihe! Be-[illegible]er noch, wenn man erfährt, daß die Zahl der sämmtlichen Abiturienten, die in den hier in Frage kommenden fünfzehn Jahren Helmstedt mit dem Zeugniß der Reife verließen, sich kaum auf vierzig belief. Also 12 von 40, 30 vom Hundert! Fast jeder dritte Abiturient ein über das gewöhnliche Durchschnittsmaß hinausgehender Mann! In der That, wo ist die Anstalt, wo der Director, wo die Collegen, die ein besseres Ergebniß aufzuweisen vermöchten, als hier!

Aber nicht nur das Gymnasium und seine Lehrerschaft sind es, denen jene stattliche Reihe zu Ruhm und hoher Ehre gereicht. Auch das Lehrsystem, das damals der Anstalt Norm und Richtung gab, nimmt daran Theil. Es war das alte humanistische, jenes System, das nicht darauf ausging, den jugendlichen Geist bloß mit Kenntnissen zu füllen, die sich sofort oder doch möglichst bald praktisch verwerthen und in faßbaren Gewinn umsetzen lassen, sondern vielmehr danach trachtete, ihn, wenn auch nicht einseitig, so doch vorzugsweise durch eine eindringende Vertiefung in die Sprachen, die Gedankenwelt und die Schönheit des Alterthums zu schmeidigen, zu klären, zu kräftigen, damit er bereit und fähig wäre, überall, wohin die eigene Neigung oder die Verhältnisse ihn stellten, kraftvoll den Spaten einzusetzen, um das vor ihm liegende Ackerfeld mit geschickter und erfolgreicher Hand zu bebauen. (Schluß folgt.)

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

4. Parochie Lebenstedt.

Die Parochialverhältnisse von Lebenstedt — vordem im Banne Lengede — haben sich in einfacher Weise entwickelt. Es muß allerdings auch eine Verschmelzung zweier Ortschaften stattgefunden haben. Denn im 13. Jahrhundert wird wiederholt ein Groß-Lebenstedt [12]) genannt; es muß also auch ein Klein-L. gegeben haben, welches aber früh mit Gr.-Lebenstedt vereinigt ist. Wie im Separationsreceß von 1852/62, so spricht man noch heute von der Kl. Lebenstedter Feldmark, zwischen Lebenstedt und Engelnstedt belegen.

Der älteste uns bekannte Pfarrer von Lebenstedt ist Engelbertus, der 1281 und 1291 als Zeuge fungirt, als das Kloster Riddagshausen den Zehnten von 16 Hufen in Lebenstedt von den v. Bortfelde erwirbt. Wichbernus (auch Wibertus) ist dort Pfarrer 1290 [13]), 1312 und 1323 [14]). Adolf von Wartberge, Pfarrer zu Levenstede, hat nach einer Riddagshäuser Urkunde von 1392 an der Kemenade, erbaut auf dem Bleek des Klosters Riddagshausen in der westeren Halve des Kirchhofs zu L., kein Anrecht, sie ist ihm vom Kloster nur auf seine Lebenszeit zur Wohnung überwiesen. Diese Kemenade wird auch eine Kothstätte genannt. 1420 wird Albertus als Pfarrer von Lebenstedt genannt.

Mit 5 Lot bischöflicher Abgabe erscheint Lauvenstede im Hildesheimer Register. Bei der Visitation 1542 war Conradus Waßman Pfarrer. 1544 wird sein Einkommen auf 28 Gulden jährlich berechnet, so daß er sich wohl behelfen kann. Er erscheint auch bei dem katholischen Verhör zu Wolfenbüttel 1551: „Ist ein geweihter Priester über 30 Jahr, zu Hildesheim geweiht. Hat sich verehelicht bei der vorigen Regierung. Hat sich mit Reichung der Sakramente mit deutscher Meß nach der neuen Manier gehalten. Will sich nun nach dem Mandat des Herzogs halten“.

1568 amtirt Henning Khyne zu Leuenstedt. Er ist aber nur Pächter der Pfarre. Der eigentliche Inhaber ist ein Mitglied der Patronatsfamilie, Daniel von Gadenstedt. Khyne versorgt auch Hallendorf. 1569 schreibt Sup. Neukirch von ihm: „Ist ein frommer stiller Mann, hat ein gut Zeugniß“.

Bei der Visitation 1651 ist in Lebenstedt Henricus Dassig. „Die Gemeinde ist stark, bestund das Examen was schlecht. Der Pastor hatte die Leute an das Wort gebunden, ohne Verstand“.

Das kirchliche Lehnsrecht befindet sich seit Mitte des 14. Jahrhunderts in den Händen der Familie von Gadenstedt (Guddianstede, Goddenstede). Schon 1371 trugen diese Ritter dat kerklehn to Lauenstede vom Bischof zu Hildesheim zu Lehn. Die Gadenstedts, welche im Uebrigen in unserer Gegend fremd sind, sind offenbar Rechtsnachfolger der Ritter von Levenstedt. Lambert von Leuenstede ist das erste uns bekannte Glied dieser Familie, er ist Zeuge 1240. Sie begegnen uns bis zum ersten Viertel des 14. Jahrhunderts. 1345 bezeichnen Dietrich und Ludolf von Goddenstide Herrn Pyl Ritter v. Levenstede in einer Verkaufsurkunde als ihren Aeltervater. Mithin ist der Mannesstamm derer von Levenstedt erloschen und durch eine Tochter in den Gadenstedts fortgepflanzt. Es ist wahrscheinlich, daß um dieser Verwandschaft willen gegen die Mitte des 14. Jahrhundert den Gadenstedts außer anderen Hildesheimischen Lehen auch das Kirchlehn übertragen ist. Heute besitzen die v. Gadenstedt allerdings gar kein Grundeigenthum in Lebenstedt mehr. 1428 aber haben sie 1 Meierhof und 14 Hufen an Heinrich von Adenstede verkauft, welcher dasselbe Gut 1430 an St. Blasien weiter veräußerte. Auch nach dem Lichtenbergischen Erbregister sind sie noch Meierherren in Lebenstedt. Heute hat die Familie v. Gadenstedt dort außer der Ernennung des Pastors wie eines Patronatsvertreters im Kirchenvorstande keine weiteren Rechte und Pflichten.

5. Parochie Bruchmachtersen.

Zweimal tritt uns in unserem Bezirke der Ortsname Machtersen entgegen — in Lobmachtersen südlich von Barum und Bruchmachtersen westlich von Salder. In der ältesten Zeit hießen beide schlichtweg Machtersen, so daß man aus den Nebenumständen schließen muß, welcher von den beiden Orten gemeint ist. Die älteste Namensform (um 1150) lautet Machteresheim, Macteres-

---

12) Major L. So verkauft Ritter Johann von Levenstede 2 Hufen in Groß-L. an Riddagshausen 1236.
13) Goslar. Urkdbch. II 407.
14) Dürre, Ortsregesten (Landeshauptarchiv).

hem[1]), d. i. Heim des Machtherrn[2]). Unser Bruchmachtersen wird dann und wann Machtersen bei und unter Lichtenberg genannt. Als Broikmachterßen erscheint es zuerst im Lichtenberger Erbregister vom Jahre 1540. Die Kirche zu Bruchmachtersen wird zuerst im Jahre 1250 genannt. In diesem Jahre übergab Conrad von Dorstadt die Kirche zu Machtersen dem Kloster zu Dorstadt als Eigenthum[3]). Dieses im Jahre 1189 von dem Edelherrn Arnold von Dorstadt gegründete Augustinerinnenkloster brachte allmählich das ganze Dorf Bruchmachtersen an sich. Schon im Jahre 1219 hatte das Kloster den Zehnten von den Edlen von Meinersen erworben[4]). Bis 1340 setzt sich das Kloster in Besitz von rund 30 Hufen, also dem ganzen Grundbesitz, der sich vorher in der Hand der Familie von Meinersen befand[5]).

Der erste uns bekannte Pfarrer von Bruchmachtersen ist Helyas. Dieser löste im Jahre 1297 eine zum Leuchtwerk im heiligen Kreuzstift zu Hildesheim verwendete Abgabe von 8 Schillingen mit einem Capital von 5 Mark ab. (Döbner, Hildesh. Urkundenbuch 1). Von der Ernennung und Einführung eines Pfarrers handelt eine Dorstädter Urkunde aus dem Jahre 1357: „Günther von Bertensleve, Domherr zu Hildesheim und Archidiaconus von Lengede, beauftragt den Pfarrer von Niederfreden (Lichtenberg), den Probst von Dorstadt, Thidericus, welchen ihm die Frau Priorin des dortigen Klosters zur Pfarre in Machtersen präsentirt hat, persönlich in den Besitz der Kirche einzuweisen und dabei „zu vertheidigen". Hier zeigt sich die von den Bischöfen oft gerügte Lässigkeit der Archidiaconen, welche nicht einmal die Einführung ihrer Pfarrer selbst vollzogen. Sodann aber tritt uns hier wieder die Aufsaugung der Gemeindepfarren durch die Klöster entgegen. In Bruchmachtersen scheint der Dorstädter Probst zumeist im Besitz der Pfründen gewesen zu sein[6]). Auch die Visitation von 1542 findet nur einen Miethpfarrer in Broickmachterßen vor, Mattheus Silbergot, der wirkliche Pfarrinhaber ist der Probst Ludolf Binroder. Während das reiche Pfarrgut allein an Land 9 Hufen besitzt, erhält der Pachtpfarrer nur 10 Morgen Land, 3 Fuder Holzwasen, 5 Fuder Gras, 2 Umgänge und den Vierzeitpfennig. Davon kann der Pfarrer natürlich nicht leben, Silbergot hat aber auch zur selben Zeit die Pfarre Gebhardshagen von den Bortfeld zu Lehen. Ueber die Person von Lud. Binroder, welcher nach der evangelischen Visitation 1544 unsere Pfarre selbst beziehen muß, erfahren wir aus dem katholischen Examen (1551): „Ist 30 Jahre Priester, zu Hildesheim geweiht; hat sich verehelichen müssen; hat die Messe in deutscher Sprache gehalten. Soll sich nach Wolfenbüttel verfügen und beichten". In der Zeit der katholischen Restauration bis 1568 reißt das Heuerpriesterwesen wieder ein. Bei der evangelischen Visitation (1568) verwaltet der Pächter Adam Pfaffendorf die Pfarre. Er muß dem wirklichen Pfarrer Probst Henning Soldan von Dorstadt jährlich die bedeutende Summe von 28 Gulden zahlen. Von Pfaffendorf berichtet der Visitator: „Er ist ein Papist, hat einiges geantwortet, aber den wahren Glauben nicht begriffen".

Merkwürdiger Weise ist Pfaffendorf zugleich wirklicher Pfarrinhaber zu Burgdorf (Hohenassel—Luttrum), das er seinerseits an einen Pfarrer verpachtet hat.

Im Jahre 1617 unterschreibt Joh. Bergmann das Corpus Julium als Pfarrer zu B. Mit seinem Amtsantritt beginnt das älteste Kirchenbuch[7]). Bis 1881 gehörte unsere Parochie zur Inspection Engelnstedt, wurde aber damals zu Barum gelegt, dessen Superintendentursitz es 1881—1887 war.

Das kirchliche Lehnsrecht des im Banne Lengede belegenen Bruchmachtersen besaßen die Edelherren von Dorstadt, die es im Jahre 1250 an das von ihnen gegründete Kloster veräußern. Daß nach dem Hildesheimer Verzeichniß der Archidiaconate der Archidiacon zu Hildesheim das Patronatrecht inne haben soll, ist zweifellos ein Irrthum. Sämmtliche urkundliche Nachrichten bezeichnen das Kloster Dorstadt als Patron. Als dieses 1810 aufgehoben wurde, ging das Patronatrecht an die westfälische, dann 1815 an die hannoversche und 1866 an die preußische Regierung über.

Der kirchliche Grundbesitz ist auch hier wesentlich verringert. Im Jahre 1540 besaß nach dem Lichtenberger Erbregister die Kirche 30 Morgen Landes, jetzt nichts, die Pfarre 9 Hufen, jetzt 136 Morgen.

6. Parochie Lobmachtersen.

Die Existenz dieses Ortes können wir jetzt fast bis zur Mitte des XI. Jahrhunderts verfolgen. Am 21. Juli 1077[8]) entschlief die Markgräfin Gertrud die Aeltere, Gemahlin des Brunonen Ludolf, nachdem sie den Stiftsherren zu St. Blasien zur Feier von Seelmessen Güter in Machtersen geschenkt hatte. In den Stiftsregistern wird dieser Ort auch Locmachtersen genannt. Daneben begegnen wir der Form Lochmachtersern[9]). Was bedeutet diese Vorsilbe? Flurnamen des Ortes selbst geben die Erklärung. „Im Quelage", „im hilligen Lohe", „das Hillage" — diese Flurnamen weisen auf den Waldreichthum unseres Ortes. Loch—Loc—Lag—Lohe ist Holz, Wald[10]). Unser Machtersen

1) Goslar. Urkundenbuch I 211 Janicke, Hochstift Hildesh. Jahr 1131/54. Da die Urkunde von 1131 unecht ist, so ist die erste Erwähnung unseres Ortes auf 1154 zu setzen, wonach die gängige Angabe zu berichtigen ist.

2) Machtsum bei Hildesheim ist das einfache Machtos Heim.

3) Urkunde im Archiv zu Dorstadt.

4) Dieser Zehnte mußte allerdings Schulden halber 1251 an Conrad von Dorstadt auf dessen Lebenszeit abgetreten werden. Nach dem Lichtenberger Erbregister bis 1622 gehörte der Zehnte dem Kloster Dorstadt. Nach der Flurbeschreibung von 1752 kommt der Fruchtzehnte Fürstlicher Cammer und nur der Fleischzehnte dem Kloster zu. Ersterer ist 1841 mit 11090 Thlr. abgelöst.

5) Familien von Machtersen, Timmonis und Schwarz, die Lambrecht in seiner Landeskunde vorführt, hat es nie gegeben.

6) Auch 1870 erscheint Thidericus als Probst und zugleich Perner zu Machtersen.

7) Das älteste Kirchenbuch in unserem Bezirk ist das von Lobmachtersen, das 1615 beginnt.

8) Memorienregister von St. Blasien unter 21. Juli.

9) So Urkundenbuch der Stadt Braunschweig II № 156 und öfter.

10) Förstemann, Ortsnamen S. 112 Lochschenke = Waldschenke. Bender, Ortsnamen 127.

wurde also im Unterschiede von seinem Schwesterorte, der im Bruch belegen war, als Holzmachtersen bezeichnet. Erst in den Gebhardshäger Erbregistern des XVI. Jahrhunderts stößt uns die heutige Form als Loipmachtersen auf[11]. Sonst heißt es auch Machtersen bei Barum.

Der ersterwähnte Pfarrer unserer Parochie ist Walterus, der 1264 als Zeuge erscheint[12]. Lüntzel (Aelt. Diöcese Hildesheim S. 250) führt ihn irrig als Walraue an. Nach dem Hildesheimer Verzeichniß liegt Machtersen im Banne Barum und zahlt 3½ Loth Silber an bischöflicher Abgabe. Erst im Reformationsjahrhundert hören wir wieder von den kirchlichen Verhältnissen hier. Die evangelische Visitation (1542) findet Laurentius Rethen als Pfarrer vor. „Liegt eine Capell daselbst, hat 2 Wische, davor hat der Pfarr ehemals missam corporis Christi halten müssen, welche Zinse die Männer unter sich behalten". Es war also in Lobmachtersen noch eine besondere Capelle vorhanden, die in Beziehung zum Fronleichnamsfeste stand. Nach derselben bewegte sich gewiß die feierliche Procession dieses Tages wahrscheinlich zur Segnung der Flur. Da dieser katholische Brauch mit der Reformation in Wegfall kam, wollte man auch dem Pfarrer die ihm für die Mühewaltung des Messelesens in der Capelle gewährte besondere Vergütung nicht mehr zukommen lassen. Aehnlich ergeht es dem Opfermann in Heerte, dem man die Markgarben kürzt. Laurentius Rethen pastorirte auch das Dorf Beinum, dessen Pfarrinhaber jedoch Henricus Hussen, Schreiber (!) zur Liebenburg ist. Die katholische Visitation (1551) berichtet: „L. Rethem ist ein geweihter Priester 24 Jahre lang gewesen, ist zu Minden geweiht, hat die Pfarre zu Lobmachtersen 20 Jahre besessen und zuerst in Salder gewohnt. Er habe sich bei der Hessen Zeiten zum Lutheranismo halten müssen; will beichten und sich bessern". Auch 1568 ist Rethem noch hier.

Die Dotation der Pfarre ist eine so geringe — 2 Hufen Landes, die 2½ Scheffel Roggen und 2½ Scheffel Hafer eintragen[13] —, daß ein Pfarrer sich nicht darauf halten kann. Deshalb wollen die Visitatoren 1544 28 Himpten Korn von der Kirche, die jährlich 45 Himpten vereinnahmt, der Pfarre zulegen.

Nachdem um 1570 Beinum von Lobmachtersen getrennt ist, wird letzterem die früher selbständige Pfarre Flachstöckheim beigelegt, dessen Patron das Kloster zum Neuenwerk (Goslar) war. Flachstöckheim blieb mit Lobmachtersen fast ein Jahrhundert verbunden, nämlich bis zum Jahre 1658. Die Trennung beider Gemeinden hing mit der Rückgabe des großen Stiftes an den Bischof von Hildesheim zusammen. Seit der Stiftsfehde (1520) war der Theil des Bisthums, in dem Flachstöckheim lag, mit Braunschweig verbunden gewesen, aber im dreißigjährigen Kriege (1644) mußte der Herzog das Stiftsland herausgeben. Der erzkatholische Heinrich d. J. hatte dem Bischof sein Land entrissen, der evangelische August d. J. entschloß sich, es zu restituiren.

Man beließ indeß dem Pfarrer M. Justus Wiedemann Flachstöckheim bis zu seinem Ende im Jahre 1658. In seine Amtszeit fällt die Visitation von 1651: „Die Gemeinde hat wohl bestanden außer den Pferdejungen, die nicht zur Katechismuslehre kommen. Habe die Gemeinde ermahnt, diesen Jungen an ihrer Seligkeit nicht hinderlich sein zu wollen, auch des §. 4 der fürstlichen Landordnung erinnert[14])".

Als Ersatz für Flachstöckheim wird im Jahre 1660 das bis dahin zur Parochie Barum gehörende Heerte mit Lobmachtersen verbunden. Da Heerte sich eines eigenen Caplans erfreute, so muß noch heute eine doppelte Einführung des neuen Pfarrers in beiden Kirchen erfolgen. Ueber Heerte ist das Erforderliche bereits in der Geschichte der Parochie Barum gegeben.

Was nun die Patronatsverhältnisse betrifft, so wird uns darüber die erste Kunde in dem Lehnsregister der edlen Herren von Dorstadt (um 1350)[15]: To lokmachterssem dre hove landes mit der kerken. Dieses Geschlecht hat also wie in Bruchmachtersen, so auch hier die Kirche ausgestattet. Von den Edlen von Dorstadt, die um das Jahr 1460 mit Arnd oder Arnold ausstarben[16]), fiel das kirchliche Lehnsrecht an den Landesherrn. Im Bericht vom Jahre 1542 heißt es: „Geht vom Hause Braunschweig zu Lehen". Ebenso schreibt der Amtmann im Gebhardshäger Erbregister (1548): „De pfarr gehorth mienem gnedigen herrn von Brunswich". Aber schon im Erbregister vom Jahre 1555 heißt es: „De pfarr wart von den Mennen vorlent". Sie war also ein sogenanntes Bauernlehn geworden. Das Wahlrecht muß der Gemeinde bald nach der Rückkehr Heinrich's d. J. eingeräumt sein. Die Beweggründe entziehen sich unserer Kenntniß; vielleicht eine Belohnung für ihr zähes Festhalten am katholischen Wesen? Das Gemeindewahlrecht besteht noch heute, es ist das einzige in unserer Gegend. Die jetzige Kirche ist im Jahre 1823 durch Cammerbauinspector Liebau zur Zeit des Pastors Drude mit einem Aufwand von 5619 Thalern erbaut. Von den Kirchenglocken, welche 15 und 12 Centner schwer in e und fis klingen, stammt erstere aus dem Jahre 1750, gegossen von Joh. Peter Grete in Braunschweig, mit der Inschrift: Ich lade, wen ich kann, zum Hause Gottes ein. — Auch mit den Traurigen die Todten ich bewein'. Die letztere, im Jahre 1794 von Joh. Heinr. Wicke in Braunschweig gegossen, zeigt die Inschrift: Kommt auf meine Einladung zahlreich oft und gern zu diesem Gotteshause. Lobt und dienet hier dem Allerhöchsten in stiller, gemeinschaftlicher Andacht.

11) Der K-laut ist offenbar unter der Einwirkung des nachfolgenden m in den Lippenlaut übergegangen.

12) Goslar. Urkundenbuch II 168.

13) Außerdem 3 Fuder Heu = 3 Gulden, 2 Fuder Holz = 10 Mattier, 2 Umgänge und Vierzeitpfennig.

14) Allgem. Landordnung Herzog Augusti von 1647 §. 4: Wer seine Kinder und Gesinde nicht fleißig zur Kirche und insonderheit zur Lehre und Verhör des Catechismi schickt, der soll 5 Gulden Strafe geben.

15) Sudendorf, Urkundenbuch VI, 119, Z. 19.

16) Nach einer Urkunde des Kreuzklosters lebt er noch 1455.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 27. 31. December **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Alfred Fleckeisen und seine Beziehungen zum Herzogthume Braunschweig, insbesondere zum Herzogl. Gymnasium zu Helmstedt.

Vom Schulrath Koldewey.

(Schluß.)

Man erkennt die humanistische Art des Helmstedter Gymnasiums, wenn man den Lehrplan, nach dem Fleckeisen in den vier Jahren seiner Primanerzeit unterrichtet wurde, etwas näher betrachtet. Er umfaßte wöchentlich 9 Stunden Latein, 6 Stunden Griechisch, 2 Stunden Deutsch, 2 Stunden Französisch, 2 Stunden Englisch, 2 Stunden Hebräisch (nicht allg. verbindlich), 2 Stunden Religionslehre, 1 Stunde Neues Testament in der Ursprache, 3 Stunden Mathematik, 2 Stunden Physik nebst mathematischer Geographie und Astronomie, 2 Stunden Geschichte, 2 Stunden Alterthumskunde (Antiquitäten, Mythologie, griechische und römische Litteraturgeschichte), 1 Stunde lateinische Metrik abwechselnd mit braunschweigischer Geschichte, zusammen 34 bezw. 36 Stunden, außerdem noch 2 Stunden Zeichnen und 1 Stunde Gesang. Die Zahl der altsprachlichen Lectionen, die sich in der jetzigen Prima nur noch auf 7 Stunden Latein und 6 Stunden Griechisch, zusammen auf 13 wöchentliche Stunden beläuft, betrug also, wenn man Alterthumskunde, Metrik und Neues Testament mitrechnet, 19, fast die Hälfte mehr als jetzt. Dazu dann die lateinischen Aufsätze und Exercitien, die lateinischen Sprech- und Interpretirübungen, der Bau lateinischer Verse, die Uebersetzung deutscher oder lateinischer Texte ins Griechische! Und zuletzt die Privatlectüre! In dem Michaelisprogramme von 1830 heißt es darüber: „Wir glauben unsere Forderung nicht zu hoch zu stellen, wenn wir von einem nach wohl benutzter Schulzeit zur Universität abgehenden Schüler erwarten, daß derselbe theils in der Schule, theils für sich gelesen habe: Lateinische Schriftsteller, a. Prosaiker: *Cornelius Nepos*, *Caesar* de Bello Gallico et Civili, *Sallustius*, *Cicero* Laelius, Cato, de Offic., Tusc. Disputt., Oratt. select. (nach einigen gangbaren Schulausgaben), de Oratore, Epistt. select. nach Matthiä, *Livius* (wenigstens 10 Bücher), *Plin.* Epp., *Quintil.* L. X., *Tacitus* Germania, Agricola, Annales (einige Bücher); b. Dichter: *Ovidius* Metamorph., *Virgilius* (mit Ausnahme der Georgica), *Horatius* (Epoden und Satiren mit Auswahl), Elegiker etwa nach Bach's Auswahl, einige Comödien des *Plautus* und *Terentius*. 2) Griechische Schriftsteller, a. Prosaiker: *Xenophon* Anab., Hier., Sympos., *Plato* Apolog., Crito, *Herodot* und *Thucyd.* (einige Bücher), *Demosth.* Staatsreden, de Corona, *Plutarch* Vit. (einige), *Lucian* (einige Schriften), b. Dichter: *Homer* Ilias und Odyss., *Soph.* und *Eurip.* (einige Tragödien), *Theocrit* (mit Auswahl). Auch empfehlen wir dringend zur cursorischen Privatlectüre neuere Lateiner, als Muret, Ernesti, Ruhnken, Wyttenbach, aus deren Schriften brauchbare Chrestomathien veranstaltet worden sind.

Man sieht, die Luft, die zu Fleckeisens Zeit im Helmstedter Gymnasium wehte, war humanistisch genug. Nur schwach der Hauch von Naturwissenschaft und neueren Sprachen, durch den sie im Sinne des Realismus gemildert und temperirt wurde. In dem Osterprogramme von 1836, dem ersten, das nach der Abtrennung der Bürgerschule erschien, wird es denn auch ausdrücklich als „Gelehrtenschule“ bezeichnet, deren Hauptbestimmung es sei, „ihre Zöglinge zum akademischem Studium vorzubereiten“. Auf diejenigen Schüler, die nicht studiren wollten, auch wenn sie sich gleichfalls einer höheren Berufsart, wie dem Forst-, Bau- und Bergwesen, der Oeconomie u. s. w. zu widmen gedachten, nahm man nur sehr wenig Rücksicht. Man befreite sie, wenn die Eltern darauf antrugen, vom Griechischen; aber einen Ersatzunterricht dafür bot man nicht an. Daran hat sich in den letzten Jahrzehnten Vieles geändert. An dem Baume des humanistischen Gymnasiums sind einzelne Zweige, die ihm früher zur Zierde gereichten und auch der werthvollen Früchte nicht entbehrten, — man denke an die lateinischen Aufsätze, die lateinischen Verse, die lateinischen Sprechübungen, das griechische Exercitium, — unter dem Einflusse der modernen Culturverhältnisse verdorrt. Dafür haben andere, früher unscheinbare Schößlinge sich kräftig entwickelt, wieder andere, die man vorher nicht kannte, an dem alten Stamme Boden und Nahrung gewonnen. Auch so bietet

der Baum einen erfreulichen und Hoffnung erweckenden Anblick. Aber noch weiter seine humanistischen Aeste beschneiden? Sie vielleicht, wie Viele es möchten, mit scharfem Messer völlig entfernen? Fürwahr, das hieße sein innerstes Wesen vernichten, das hieße, das deutsche Volk eines Kleinods berauben, das seine Zierde, sein Stolz, eine feste Säule seiner Kraft, eine nie versiegende Quelle seines geistigen und sittlichen Gedeihens Jahrhunderte lang gewesen und heute noch ist.

Alfred Fleckeisen hat sich in der humanistischen Luft des Helmstedter Gymnasiums zu allen Zeiten sehr wohl gefühlt und ist darin an Leib und Seele kräftig gediehen. Die Männer, die ihm dabei hilfreiche Hand leisteten, sind noch nicht vergessen[10]). In Quinta empfing ihn als Hauptlehrer Burghard Meier, von Haus aus Theologe und noch ein Zögling der Julia Carolina. Als Lehrer des Französischen hat er ihn bis in die Secunda begleitet. Ihm zur Seite stand als Schreib- und Rechenlehrer der alte Cantor Voigt, für Gesang der spätere Bürgerschullehrer Bosse, während die Religionsstunden in dieser, wie auch in der folgenden Klasse Dr Heinrich Eggeling ertheilte, derselbe, der 1835 die Leitung der neuerrichteten Bürgerschule übernahm und wegen seiner Verdienste um diese Anstalt bei der Helmstedter Bürgerschaft auch heute noch im besten Andenken steht. In der Quarta, wo gleichzeitig das Griechische, das Französische und die Mathematik begannen, wirkte als Haupt- und Klassenlehrer der milde und nicht bloß durch sein tiefes theologisches Wissen ausgezeichnete Wilhelm Hille, der bald, fast gleichzeitig mit Fleckeisen, in die Tertia aufrückte, aber schon zu Michaelis 1833 den Lehrerberuf mit dem geistlichen Stande vertauschte, in dem er, wie bekannt, binnen kurzer Zeit zu den höchsten Ehren emporstieg. An seine Stelle trat als Tertius der kenntnißreiche, lebhafte, unablässig treibende und spornende Subconrector Dr Eduard Schütte, doch scheint Fleckeisen damals schon Schüler der Secunda gewesen zu sein. Diese Klasse leitete der weit ruhigere Conrector Dr Christian Elster, ein feinsinniger und kunstverständiger Schulmann, der die Jugend sehr wohl anzuregen verstand und zeitweilig auch die Zeichenstunden versah. In der Prima ertheilte er außer einigen lateinischen und griechischen Lectionen den Unterricht im Französischen und in der Geschichte. Hier wirkte auch als Lehrer des Englischen, der Metrik und der braunschweigischen Geschichte Fleckeisen's zukünftiger Schwager, Dr Otto Dressel, damals noch Collaborator; die Hauptlast aber ruhte auf den Schultern des Directors Philipp Heß, der seine Primaner nicht bloß in den alten Sprachen und in der Alterthumskunde, sondern auch im Deutschen unterwies. Was die Fachlehrer anlangt, so besorgte den Zeichenunterricht, als Elster ihn abgab, ein Herr Namens Stövesand. Mathematiker war Anfangs noch Johann Christian Stegmann, und als dieser zu Michaelis 1831 an das Obergymnasium zu Braunschweig versetzt worden war, Dr Heinrich Birnbaum, ein gelehrter, auch schriftstellerisch thätiger Mann, der zeitweilig auch Englisch docirte und Michaelis 1835 den erst damals neueingeführten Unterricht in der Physik übernahm. Die Religionsstunden endlich, von Tertia aufwärts, sowie die Erklärung des griechischen Neuen Testaments, lagen bis Ostern 1838 noch in den Händen des Generalsuperintendenten und Gymnasialephorus August Ludewig, der eine „Geschichte und Beschreibung der Stadt Helmstedt" veröffentlicht hatte und 1837 bei der Jubelfeier der Göttinger Universität honoris causa zum Doctor der Theologie ernannt wurde, eine Ehre, zu der ihm das Lehrercollegium in einer schwungvollen, von Dressel verfaßten lateinischen Ode im alcäischen Versmaß gratulirte. Als der würdige Herr sich in Folge seines vorgerückten Alters von seiner Schulthätigkeit zurückziehen mußte, trat an seine Stelle der Pastor zu St. Marienberg Ludwig Roßmann, der aber schon 1839 nach Braunschweig zog und dort noch längere Zeit als Pastor zu St. Ulrici und Religionslehrer am Real- und Progymnasium mit Segen gewirkt hat.

So viel von Fleckeisen's Lehrern. In wie hohem Grade er sich ihre Zufriedenheit erwarb, ergiebt sich aus den ihm ausgestellten Censuren, die allerdings nur noch aus seinen letzten beiden Schuljahren vorhanden sind. Sein Betragen wird darin stets mit „vorzüglich", sein Fleiß mit „sehr gut", zuletzt gleichfalls mit „vorzüglich" beurtheilt. Dieselben rühmlichen Prädikate erhalten auch seine Leistungen. Nur im Singen und Zeichnen war er schwach, desgleichen im Hebräischen, von dem er wohl deshalb bald wieder zurücktrat. Auch der Abt Bank hatte an ihm seine Freude, als er im April 1838 das Gymnasium visitirte. In dem Protocolle über eine Lection, die in lateinischer Sprache abgehalten wurde, bemerkt er: „Fleckeisen zeigte sich auch hier wieder als ein wackerer Schüler. Die wenigen andern, die gefragt wurden, erschienen etwas maulfaul. Daß Fleckeisen einmal sagte: Persuasus sum, ist nicht zu urgiren. Er corrigirte sich schnell".

Genauer noch lernt man Fleckeisen aus dem Zeugnisse kennen, das ihm am Schlusse seiner Schulzeit auf Grund der mit ihm vorgenommenen Reifeprüfung ausgefertigt wurde. Da dieses nicht bloß für ihn selbst, sondern auch für die Anforderungen, die man vor sechzig Jahren an einen Helmstedter Abiturienten stellte, im höchsten Grade charakteristisch ist, so wird es willkommen sein, wenn es hier nach dem im Archiv der Anstalt vorhandenen Entwurfe in seinem ganzen Umfange zum Abdruck gebracht wird:

Zeugniß
der akademischen Reife ersten Grades,
ertheilt
dem Primaner Alfred Fleckeisen aus Helmstedt, Sohn des zu Lutter am Barenberge verstorbenen Justizamtmanns Fleckeisen.

Alter: 18½ Jahr.
Zeit des Besuchs der ersten Classe: 4 Jahr.
Studium: Philologie.

Betragen: Dasselbe ist während der ganzen Zeit seines Besuchs des hiesigen Gymnasiums so musterhaft gewesen, daß er darüber nie auch den leisesten Tadel erfahren hat. Durch Ernst, Bescheidenheit und eine wahrhaft sittliche Gesinnung hat

10) Ueber die hier erwähnten Helmstedter Schulmänner vergl. das von Professor Dr Ad. Dauber aufgestellte und im Programme von 1882 veröffentlichte Lehrerverzeichniß.

er sich nicht nur die Zufriedenheit und Zuneigung seiner Lehrer in einem hohen Grade erworben, sondern auch andere Personen, die Gelegenheit hatten ihn näher kennen zu lernen, haben ihm wegen dieser Vorzüge ihr Wohlwollen geschenkt; wegen seiner Verträglichkeit und Gutmüthigkeit hat er mit seinen Mitschülern stets in den freundlichsten Verhältnissen gelebt.

Fleiß: Fleckeisen legte nicht nur in allen Lectionen immer die erfreulichsten Beweise der sorgfältigsten Vorbereitung, der gespanntesten Aufmerksamkeit und der gewissenhaftesten Wiederholung ab, wodurch er seine Lehrer in einem hohen Grade befriedigte, sondern er war auch stets bemüht, durch ein zweckmäßiges Privatstudium seine Kenntnisse zu erweitern und fester zu begründen, das sich hauptsächlich auf die Lesung griechischer, römischer und deutscher Classiker, aber auch auf das Studium guter, auf die Schulwissenschaften sich beziehender Schriften erstreckte. In der Mathematik waren seine Leistungen ausgezeichnet. Bei dieser nie befriedigten Wißbegierde kamen ihm sein glückliches Gedächtniß und sein schnelles Auffassungsvermögen, verbunden mit einer richtigen Urtheilskraft, sehr zu statten, so daß er sich vor allen seinen Mitschülern auf das Vortheilhafteste auszeichnete. Seine schriftlichen Arbeiten waren stets mit der größten Sorgfalt und Gründlichkeit abgefaßt.

A. Zu der am 8. März 1839 mit demselben vorschriftsmäßig angestellten mündlichen Prüfung hat er folgende unter unausgesetzter Aufsicht der Lehrer angefertigte schriftliche Arbeiten geliefert:

1) Einen deutschen Aufsatz: „Ueber die Vortheile geistiger Bildung". Der Verf. hat die drei Punkte seiner Disposition auf eine recht befriedigende Weise ausgeführt und dabei einen gewissen Gedankenreichthum, Gewandtheit, Klarheit und Leichtigkeit in der Sprache bewiesen, daß wir kein Bedenken tragen, diese Arbeit vorzüglich zu nennen.

2) Einen lateinischen Aufsatz: „Laudes Solonis". Der Verf. hat in diesem Aufsatze erfreuliche historische Kenntnisse beurkundet und die Hauptpunkte der Solonischen Verfassung gehörig hervorgehoben. Im zweiten etwas zu kurzen Theile hätte er, anstatt den Solon als Dichter und Philosophen aufzuführen, von seinem Charakter, wozu seine Weisheit, nicht Philosophie gehört, und alsdann von seiner Poesie handeln sollen. Der latein. Ausdruck ist im Ganzen correct, fließend, angemessen und hat latein. Colorit. Wir nennen daher diesen Aufsatz sehr gut.

3) Einen Versuch einer latein. Erklärung von Anacreont. Carm. 9. Der Inhalt ist richtig angegeben, die Auslegung im Ganzen gelungen und die Sprache correct; nur hätte das Grammatische mehr Berücksichtigung verdient. Diesem Versuche ertheilen wir das Prädikat sehr gut.

4) Eine Uebertragung aus Lindemann's Materialien 2. Th., S. 375, in das Sapphische Versmaß. Aus dieser Arbeit geht hervor, daß der Verf. in der latein. Prosodik wohl bewandert, mit den Eigenthümlichkeiten der Silbenmessung und dem Versmaße gehörig bekannt ist; auch beweiset die passende Wahl der Beiwörter, daß er den poetischen vom prosaischen Sprachgebrauch wohl zu unterscheiden vermag. Die Arbeit verdient daher sehr gut genannt zu werden.

5) Ein griechisches Exercitium: „Uebertragung von Cic. Paradox. Prooem. aus dem Lateinischen ins Griechische". Dasselbe ist mit Sorgfalt und gehöriger Kenntniß der griech. Sprache angefertigt, enthält nur zwei kleine Versehen und verdient daher sehr gut genannt zu werden.

6) Ein französisches Exercitium. In der Wahl der Ausdrücke ist der Verf. nicht immer glücklich gewesen und hat einige Verstöße gegen die Syntax gemacht. Die Arbeit zeugt jedoch von der erforderlichen Kenntniß des Französischen und verdient daher fast sehr gut genannt zu werden.

7) Eine Lösung von fünf mathematischen Aufgaben aus der Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie, Algebra und von einer Logarithmengleichung. Diese mit einer bei einem Abiturienten seltenen Genauigkeit und Geläufigkeit angefertigte Arbeit ist so gelungen, daß sie vorzüglich genannt werden kann.

B. Die am 8. März mit demselben angestellte mündliche Prüfung betraf folgende Gegenstände:

1) Lateinisch: a. Juvenal. Sat. 8. b. Liv. VII, 4 (vorher in der Schule nicht gelesen). 2) Griechisch: a. Soph. Antig. v. 630—680. b. Xenoph. Memor. II, 1, 21 ff. (vorher in der Schule nicht gelesen). 3) Mathematik. 4) Geschichte. 5) Geographie. 6) Alterthumskunde (griech. und röm. Alterthümer). 7) Französisch. Aus Ideler's und Nolte's Handbuch 4. Th. wurde ein Gedicht von Lamartine, das vorher in der Schule nicht durchgenommen worden war, gelesen. Derselbe bestand in Nr. 1 a, b, Nr. 2 a, Nr. 6 sehr gut, in Nr. 2 b, Nr. 5 und 7 gut, in Nr. 3 und 4 vorzüglich.

Gestützt auf das höchst erfreuliche Resultat dieser schriftlichen und mündlichen Prüfung ertheilen wir diesem hoffnungsvollen Schüler, der bei seinen glücklichen Anlagen und seinen tüchtigen Kenntnissen das Studium der Philologie auf der Universität Göttingen gewiß mit dem besten Erfolge betreiben wird, das Zeugniß der akademischen Reife ersten Grades mit dem Prädikate Vorzüglich.

Helmstedt, den 19. März 1839.

So das Zeugniß. Fleckeisen wurde damit den 21. März 1839 am Schluß der öffentlichen Prüfung vom Director Heß aus dem Verbande der Schule feierlich entlassen, zugleich mit seinem Freunde und Mitschüler Ferdinand Salomon, demselben, der bei den älteren Helmstedtern wegen seiner schönen Baßstimme noch in bester Erinnerung steht. Die lateinische Rede, mit der er sich unmittelbar vorher verabschiedet hatte, trug den Titel: „Laudes Demosthenis". Auch in Göttingen, wo er seine ganze Studienzeit zubrachte, wirkte die Helmstedter Luft, wenn auch nur indirect, noch auf ihn ein; denn sein Landsmann Schneidewin, der gerade um jene Zeit auf der Georgia Augusta seinen philologischen Lehrstuhl erhielt, wurde sein vorzüglichster Lehrer und hat ihm auch bei seiner Erstlingsarbeit, den bereits als musterhaft bezeichneten „Exercitiationes Plautinae", die er noch als Student im Namen des Göttinger philologischen Seminars dem alten Mitscherlich zu dessen 82. Geburtstage (20. September 1842) widmete, als Wegweiser gedient.

Ob Fleckeisen sich nach Beendigung seines academischen Studiums um eine Anstellung in seinem engeren Vaterlande bemüht hat, ist nicht bekannt; nur so viel steht fest, daß er eine solche weder damals noch später erhielt. Er ging zunächst, und zwar noch im Jahre 1842, nach dem Städtchen Idstein in Nassau, wo er als Lehrer an einer lateinischen Privatschule eintrat, übernahm 1846 am Gymnasium zu Weilburg eine Collaboratur, wurde im Herbst 1851 an das renommirte Blochmann'sche Institut zu Dresden berufen, zog drittehalb Jahre später als Professor nach Frankfurt a. M. und kehrte von dort zu Michaelis 1861 an die Dresdener Anstalt, die damals gerade in das Vitzthum'sche Geschlechtsgymnasium verwandelt wurde, als Conrector zurück. In dieser Stellung ist Fleckeisen bis zu seiner Pensionirung im Herbst 1889 verblieben und hat in dem schönen Elbathen auch noch den Rest seines Lebens zugebracht. Seine Gattin, Hildegard geb. Vogel, die Tochter eines nassauischen Dekans, war ihm bereits 1887 in die Ewigkeit vorangegangen; aber die sorgliche Liebe seiner Töchter — es sind ihrer sieben — hat seinen Feierabend mit dem Glanze eines stillen und heitern Friedens übergossen, bis den fast Achtundsiebzigjährigen nach längerem Siechthum der Tod mit sanfter Hand aus seinem arbeitsreichen Leben hinwegnahm.

An seiner braunschweigischen Heimath hat Fleckeisen allzeit mit Liebe gehangen. Die Bilder seines Geburtshauses, des alten Amtsgerichts zu Wolfenbüttel [11]), die er im Winter vor seinem Tode erhielt, bildeten eine seiner letzten großen Freuden. Insbesondere aber hat er dem Helmstedter Gymnasium zeitlebens die wärmsten Sympathien bewahrt. Die Freundschaften, die er auf der Schulbank geschlossen, vor Allem mit Schrader, Leuckart und den beiden Gebrüdern von Heinemann, hat erst der Tod gelöst [12]). Seinen Lehrern blieb er stets dankbar und treu, und geradezu rührend ist es, mit welcher Anhänglichkeit er seinen alten Director, den Professor Heß, bis ans Ende verehrt hat. Als dieser am 13. Januar 1866, damals schon emeritirt, das Jubelfest der vor fünfzig Jahren in seiner Vaterstadt Marburg erworbenen philosophischen Doctorwürde feierte, widmete Fleckeisen ihm als „Festgruß" seine Abhandlung: „Zur lateinischen Lautlehre in griechischen Lehnwörtern" [13]) und schrieb in dem Vorworte u. A. wie folgt: „Es werden in einigen Monaten einunddreißig Jahre, daß ich als kaum fünfzehnjähriger Knabe in die Prima des Helmstedter Gymnasiums versetzt wurde und damit das Glück hatte, in einem engern Sinne Ihr Schüler zu werden, und was ich in den vier Jahren von Ostern 1835 bis dahin 1839 hauptsächlich Ihrem gründlich eindringenden Unterricht, Ihrer methodischen Anleitung zu eigenem Studium und dem anregenden Vorbilde, das Sie Ihren Schülern in der gewissenhaftesten Erfüllung des schulmännischen Berufs als Jugendlehrer und Erzieher gaben, verdanke, das steht noch heute unauslöschlich in meinem Herzen geschrieben". Fürwahr, ein schönes Zeugniß, das in gleicher Weise den Gebenden wie den Nehmenden ehrt!

Wie oft Fleckeisen sein liebes Helmstedt wieder aufgesucht hat, vermag der Verfasser dieser Zeilen nicht zu sagen. Nur von einem Male ist es ihm bekannt. Es war im October 1882, als das Gymnasium die alten unzulänglichen Räume verließ und unter erhebender Feier das neue, gleichfalls auf dem Grundstücke der ehemaligen Hochschule belegene Schulgebäude bezog. Damals wurde er Allen, die ihm näher traten, mit seiner ganzen anspruchslosen Liebenswürdigkeit besonders lieb und werth. Er gehörte auch zu den wenigen Festgästen, die bei dem Festmahle durch einen besonderen Trinkspruch geehrt wurden, und da er bei dem Balle der Schüler nicht mehr gegenwärtig sein konnte, so schickte er ihnen von Dresden aus ein in wahrhaft klassischem Latein abgefaßtes Telegramm, das folgenden Wortlaut hatte: Adulescentulos primis gymnasii ordinibus adscriptos et virgines formosas Helmstadienses nunc ipsum sacra Terpsichorae colentes plurima salute impertit Alfredus Fleckeisen ex iucundissimo itinere domum redux.

Nicht lange darauf sandte der nunmehr Entschlafene dem Helmstedter Gymnasium von seinen Jahrbüchern sechzehn Jahrgänge (1867—1882), „in dankbarem Angedenken", wie er dabei schrieb. Dann Jahr für Jahr je einen Band, den von 1887 mit der Widmung: „Der Bildungsstätte seiner Jugend"; 1890 auch ein Exemplar von der ihm bei seinem Austritte aus dem Lehramte am Vitzthum'schen Gymnasium von den Lehrern des letzteren gewidmeten Schrift: „Commentationes Fleckeisenianae". Und im Herbst 1897, als ein Lehrer der Anstalt ihn in Dresden bei Gelegenheit der dort tagenden Philologen-Versammlung besuchte, bedauerte er nichts mehr, als daß er die Zusendung der Jahrbücher, da er von deren Herausgabe zurücktrete, jetzt einstellen müsse.

Dieses die Beziehungen, in denen Alfred Fleckeisen zum Herzogthume Braunschweig, in denen er insonderheit zum Helmstedter Gymnasium stand. Die Lehrerschaft dieser Anstalt hat am 10. August d. J., dem Tage seines Begräbnisses, seinen Sarg mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Auch die vorstehenden Mittheilungen wollen als ein bescheidener Lorbeerzweig betrachtet sein, den ein alter getreuer Helmstedter einem der edelsten und besten Commilitones Helmstadienses in stiller Ehrerbietung auf die Todtenurne legt.

Nachträge.

1) Zu S. 202, Sp. b, oben: Fleckeisen's Vater, der Justizamtmann Karl Fleckeisen, wurde geboren am 27. October 1793.

2) Zu S. 205, Sp. a, Z. 46: Ein nicht genannter „Leser des Br. Mag." schreibt dem Verfasser, daß der zu Wolfenbüttel verstorbene Bibliothekar Bethmann mit Rufnamen nicht „Ludwig", sondern „Conrad" geheißen habe. Darauf ist zu entgegnen, daß B. bei der heiligen Taufe die Vornamen „Ludwig Conrad" empfing und während seiner Schulzeit jedenfalls „Ludwig" genannt wurde. Den Beweis liefert das Helmstedter Osterprogramm von 1830, worin von ihm gesagt wird: „Ludwig Bethmann aus Helmstedt, 17½ J. alt, 3 Jahre in Prima, bezieht nach rühmlichst bestandenem schriftlichen und mündlichen Abiturientenexamen mit dem Zeugnisse der academischen Reife Ib (mit dem Prädicate: Vorzüglich) und mit der Censur Nro. 1 die Universität Göttingen, um Philologie und Theologie zu studiren. Es hat uns zur besonderen Freude gereicht, diesen in jeder Beziehung musterhaften Schüler mit einem so ehrenvollen Zeugnisse entlassen zu können". Später allerdings scheint B. seinen Rufnamen geändert zu haben, da unter der Marmorbüste, die zu seinem Andenken in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel aufgestellt ist, „Conrad Bethmann" steht.

S. 201, Anm., Z. 7 lies **Albert** statt Alfred.

---

11) Es ist das Haus, das auf dem Grundstücke des jetzigen Amtsgerichts dem neuen Gebäude gegenüber liegt.

12) Zu diesem Freundeskreise gehörte auch Bernhard Bank, der Sohn des schon erwähnten Abts Bank, der zwar kein Schüler des Helmstedter Gymnasiums war, sich aber häufig im Hause seines Schwagers, des Kreisdirectors Eißfeldt zu Helmstedt, aufhielt. Zu Schöppenstedt am 9. August 1818 geboren, starb er am 19. November 1886 zu Braunschweig, nachdem er vorher zwanzig Jahre lang das Amt eines Generalsuperintendenten zu Holzminden bekleidet hatte. Fleckeisen selbst bezeichnete Bank als seinen ältesten Freund und Jugendgespielen. Vergl. über ihn Lentz, Album des Gymnas. zu Holzminden (1894), S. 2 f.

13) Sammt dem „Festgruß" abgedruckt in den N. Jahrb. f. Phil., Jahrg. 1866.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

7. Parochie Leinde.

Die Gemeinde Leinde bildet die Ostgrenze der Inspection Barum, liegt aber heute außerhalb des Amtes Salder. Das Gebiet des letzteren umfaßt in der Hauptsache zwei „Goën", die Lesser und die Barumer Goë. In diesen Gauen haben sich offenbar jene ursprünglichen Gaue und Länder der Sachsen erhalten, die in religiöser und rechtlicher Beziehung ein Ganzes bildeten und eine gemeinschaftliche Malstatt besaßen[1]). Unser Leinde gehörte zur Barumer Goë, später zum Bezirk des Hauses und Amtes Gebhardshagen. Erst durch das Decret vom 24. December 1807 wurde es von dem uralten Verbande getrennt und dem Landkanton „Wolfenbüttel gegen Westen" zugelegt. Die alte kirchliche Gemeinschaft blieb davon unberührt.

Die Aehnlichkeit der Namensform hat stets zu Verwechselungen der Orte Leinde, Linde (Oster- und Wester-) und Linden (vor Wolfenbüttel) Anlaß gegeben. Leinde erscheint in den Formen: Lenithe, Lenethe, Lenedhe, Leende; Linde als Linnithe, Linnethe, Lindhe (de), Lyndethe. Jenes bedeutet Leino's oder Leno's, dieses Linno's Wohnstätte. Lehne und Linne sind noch heute bräuchliche Personennamen.

Das im Stiftungsbriefe des Michaelisklosters zu Hildesheim vom Jahre 1022 erwähnte Linnithe ist nicht unser Leinde, sondern, wie sich auch aus anderen Urkunden ergiebt, Westerlinde[2]).

Der Pfarrer von Leinde wird zum ersten Male in der Steterburger Chronik im Jahre 1308 genannt, es ist Johannes, plebanus in Lehnnede. Fünfzig Jahre später (1355) ist Thidericus Pleban in Lende[3]). Er war zugleich Capellan an der Marktkirche zu Goslar. Er gehört zu denjenigen Goslarschen Priestern, die Abt Eggeling von Riddagshausen von der Excommunication absolvirt. Er wohnt offenbar in Goslar und hat in Leinde einen Miethpfarrer.

Nach dem Brüder- oder Todtenregister (um 1400) waren Mitbegründer einer von Herzog Friedrich gestifteten und vom Bischof von Halberstadt bestätigten Brüderschaft die um Wolfenbüttel wohnenden Pfarrer, darunter Ludeleff in Leinde. Es war eine von den Calandsbrüderschaften, welche damals in hoher Blüthe standen[4]).

Die Kirchenvisitation von 1542 bez. 1544 findet Ludolf oder Luleff Bode als Pfarrer in Leinde. Er klagt seine Noth, denn er hat nur eine Hufe Land und die Leute wollen ihm kein Gras geben. Er würde zufrieden sein, wenn ihm die an die Klöster Riddagshausen und Heiningen zu leistenden 5 Gulden Landzins zugelegt würden. Bei der katholischen Visitation von 1551 erscheint er zugleich als Miethpfarrer zu Immendorf und Adersheim. Er hat unter der evangelischen Regierung eine Frau genommen. Das Protocoll von 1568 besagt: „Lienn: L. Bode, curirt auch Immendorf, wo der wirkliche Pfarrer Henricus Werner ist, curirt auch Watenstedt". Immendorf war eine selbständige Pfarre, welche zum Banne Gr. Stöckheim gehörte. Watenstedt war ursprünglich Filial von Barum.

Der heutige Bestand der Parochie Leinde-Watenstedt datirt vom Jahre 1625, als Watenstedt endgiltig von Barum ausgeschieden und unter Justus Godekenius mit Leinde vereint wurde. Dieser ist auch bei der Visitation nach dem Kriege (1651) noch dort: „Die Gemeinde Leinde hat das Examen wohl bestanden. Manche aber kommen nicht zur Kirche, sind Schwelger und Flucher". Die Pfarre hat 30 Morgen, wovon 10 unter Wasser. Die Gemeinde Watenstedt bestand das Examen schlecht — außer drei Mägden.

1831—1833 war Leinde Sitz der Inspection Barum (Sup. Schmid). Wenn aber der Verfasser des Registers zu Sudendorf's Urkundenbuche der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg (s. S. 344 unter Leinde) annimmt, daß dieses einstmals Sitz eines Archidiaconats gewesen sei, so ist das natürlich völlig unbegründet. Es beruht diese Annahme auf einer ganz flüchtigen Lesung der betreffenden Urkunde[5]).

Bemerkenswerth ist noch Folgendes in dieser Parochie. Eine Glocke, gegossen 1721 von Chr Ludw. Meyer zu Braunschweig, zeigt die schöne Inschrift: Ego clangorem, deus amorem — ich den Klang, Gott die Liebe, offenbar ein Echo von 1 Cor. 13. Die kleine Glocke von 1701 ist beschrieben: Im Namen Jesu rufe ich sie alle zur Zeit.

Ferner berichtet das Corpus bonorum von Watenstedt, daß dieses den St. Annentag wie einen Hagelfeiertag begeht. Die Zinsen vom Kirchenlande habe eine Frauensperson, Namens Catharine, genossen, aber unter der Bedingung der Kirche verehret, daß der Annentag gefeiert würde. Der Annentag ist der Tag nach Jacobi, der 26. Juli. Schon 1596 sei dieser Tag gehalten. Für Essen und Trinken des Pastors und Opfermanns müssen die beiden Altarleute gegen eine Vergütung von 18 Mariengroschen abwechselnd Sorge tragen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Stiftung durch ein schweres Unwetter, das an dem Annentage über die Feldmark kam, veranlaßt ist. So finden wir auch in Hohenassel einen besonderen Feiertag, den St. Jacobstag. Dieser wird schon in der ältesten Kirchenrechnung von 1616 erwähnt. In Nordassel wird seit etwa 70 Jahren am 30. Juni ein angelobter Hagelfeiertag begangen, während der Annentag in Watenstedt nicht mehr gefeiert wird.

Sobann erfahren wir noch, daß 19 Woorten (Hofstellen) in dem ruinirten Dorfe Sitzen kirchliches Eigen-

1) Ein Saldersches Gerichtsprotocoll vom Jahre 1564 zeigt, daß noch damals für die verschiedenen alten Rechtsbezirke verschiedene Straffätze (Bußen) in Uebung standen. Es heißt darin: Is tho rechte erkannt: ein Bloitrun (Blutrunst, blutige Körperverletzung) na der Lesser ghoe is 12 Schillinge nie.

2) Knoll und Bode bezeichnen es noch als zweifelhaft. S. 256.

3) Lüntzel, Aelt. Diöcese Hildesheim, S. 294, hält es irrig für Westerlinde.

4) S. bei Barum S. 99.

5) VI 18. Es handelt sich vielmehr um Güter des Archidiaconats, die in Leinde belegen sind.

thum gewesen sind. Sie sind zu Land gemacht. Den Sitzener Kirchhof hat Oberamtmann Breymann verpflügen lassen und bei seinen Hof gelegt. Die 19 Hofstellen sind der Pfarre entfremdet.

Hinsichtlich dieses wüsten Ortes Sitzen, von dem nur spärliche Nachrichten erhalten sind, können wir Folgendes mittheilen.

In Aieresheim im Ostfalengau besaß nach einer Urkunde vom Jahre 1022 das Kloster St. Michaelis Güter. Es ist gewiß, daß dieser Ort unser Sitzen ist, denn ein ähnlicher ist im ganzen Gau nicht zu finden. Uebrigens tritt auch die Form Ertzem auf[6]). Noch vorhanden ist der Ort Sitzem im Jahre 1221[7]). Nach dem Erbregister von 1579 gehört der Aißmer Zehnte Abell Ruck, giebt 20 Gulden. Nach der Flurbeschreibung von 1750 eignet der Zehnte denen v. Buchholz. Die „Sitzenäcker“ umfassen 273 Morgen, die Dorfstelle 44 Morgen. Der Ort lag an der Straße nach Immendorf. Noch heute finden wir dort den Sitzenweg und Sitzenkirchhof.

Was die Patronatsverhältnisse der Parochie Leinde betrifft, so ist stets der Landesherr der kirchliche Lehnsherr gewesen. Es beruht die Angabe eines der Erbregister, daß die Gemeinde Patron sei, auf Irrthum. Watenstedt stand mit Barum unter dem Patronat des Archidiacons von Barum. Die Nachricht des Corpus bonorum, das Heilige Kreuzstift zu Hildesheim sei von Alters Patron gewesen, ist irrig. Mit dem Uebergange des Barumer Lehns an den Herzog wurde natürlich der Letztere auch Patron in Watenstedt. Das Corpus bonorum setzt diesen Termin auf das Jahr 1595.

Eine Eisenschmelzgrube aus vermuthlich vorgeschichtlicher Zeit.

Von L. Knoop.

Seit mehreren Jahren wurden in der südlich von Börßum gelegenen Feldmark, begrenzt durch den Bahndamm im Norden, durch den Communicationsweg Börßum—Tempelhof im Osten und durch die Ilse im Westen und Südwesten, vereinzelte Bruchstücke von Eisensteinschlacken gefunden. Ein derartiges, etwa 80 Pfund schwereres Stück befindet sich in Hornburg. Die verschiedenen Bruchflächen desselben lassen darauf schließen, daß es nur ein Theil einer größeren Masse gewesen ist. Man glaubte vor einigen Jahren, daß es sich hier um einen Meteorstein handele, bei einer späteren Untersuchung stellte sich jedoch heraus, daß die mit Salzsäure betupfte Schlifffläche nicht die geringste Spur der Widmannstättschen Figuren erkennen ließ. Damit war der Nimbus gefallen, und mehrererseits erklärte man, daß es sich nur um eine gewöhnliche Schlacke der Mathildenhütte handle. Wie aber dieser Stein, der in zahlreichen kleineren und größeren Tropfen und feineren Zügen ausgelaufen ist, unversehrt in diese Feldmark gelangen konnte, zumal die Heerstraßen weit entfernt liegen, darüber vermochte Niemand eine Erklärung zu geben. Es liegt daher die Vermuthung nahe, an eine prähistorische Schmelzstelle zu denken. Leider sind der anthropologischen Forschung, da die Fundstelle nicht mehr mit absoluter Genauigkeit angegeben werden kann, die Beweisumstände hierfür verloren gegangen.

Der Zufall hat nun gewollt, daß von einem hiesigen Einwohner im Frühjahre 1898 ein zweiter „Meteorstein“ aufgedeckt wurde. Unberufene Hände waren sofort darüber hergefallen und hatten verschiedene Stücke abgehauen. Den größeren Rest konnte ich jedoch wenige Tage nach der Aufdeckung unversehrt ausgraben. Die Fundstelle befindet sich in dem nach Westen gewandten Abhange des Tannenberges am rechten Ilseufer (unmittelbar dem Bahnhof gegenüber) im jüngeren Diluviallehme. Sie wurde bei der Ausbesserung des Feldweges freigelegt und befand sich nur 50 cm unter der Erdoberfläche. Die ganzen Schlacken, denn um solche handelt es sich hier, bildeten eine compacte Masse von fast halbkugelförmiger Gestalt von 30—40 cm Höhe. Das Ganze zeigte eine Umhüllung, die nach Westen hin bei der Aufdeckung durch den Arbeiter erheblich gelitten hatte. Sie bestand aus gebranntem Lehm, der mit nordischem Diluvialsande vermengt war. Verschiedene Brocken der Umhüllung ließen ganz deutlich Abdrücke von Gegenständen erkennen, die vermuthlich zur Befestigung des Herdes gedient hatten. Das vorsichtige Suchen nach diesen Gegenständen selbst, sowie nach Handwerkszeuge blieb erfolglos. Die vorgefundenen abgeschliffenen Kieselschieferplatten sind ohne Zweifel nur Einschwemmungsproducte aus dem benachbarten grobkörnigen Geschiebesande. Die Grundfläche des Herdes, deren Radien 35—55 cm betrugen, war vollständig eben und in einem Winkel von annähernd 20° nach Westen, dem Abhange zu, geneigt. Sie fiel, in Folge ihrer tiefschwarzen Farbe, sofort auf, und nach genauerer Untersuchung stellte es sich heraus, daß man es hier mit dem Rückstande einer Holzkohlenfeuerung zu thun hatte. Die Stärke dieser Schicht ging nirgends über 3 cm hinaus. Unterhalb derselben war der Lehm durch beigemengte Kohlentheilchen tief dunkelbraun gefärbt, und erst in der Tiefe eines Spatenstiches nahm der Lehm die natürliche hellgelbe Farbe wieder an. An der Ostseite der Wandung, dem höchstgelegenen Theile, stand ein Thongefäß, das in seiner unteren Hälfte in Folge eingedrungenen Wassers zu einer unkenntlichen Masse zusammengedrückt war. Der obere Rand des Gefäßes war indessen ziemlich gut erhalten, so daß Theile desselben geborgen werden konnten. Das Bildungsmaterial ist aus denselben Substanzen, nämlich aus dunkelblauem Thone und 2—3 mm starken Quarzkörnern zusammengesetzt, wie sie die Urnenreste nachweisen, die wiederholt auf der Tempelhofer Feldflur vom Pfluge zu Tage gefördert wurden[1]). Es sei noch bemerkt, daß die Scherben, namentlich auf der Innenseite, eine Glättung erkennen lassen, während Verzierungen und Brandeinwirkungen nicht vorhanden sind.

6) Sudendorf's Urkundenbuch Register unter Sitzum.

7) Dort wohnten Hörige des Klosters Dorstadt. Janicke, Urkundenbuch Hildesheim S. 720.

1) Siehe Braunschw. Magazin 1898 S. 87 f., Vorgeschichtliche Urnen- und Knochenreste aus der Börßumer Gegend.

Die gesammte Schlackenmasse hatte, nachdem alle eingeschlemmten Bestandtheile entfernt waren, ein Gewicht von 49½ Pfund. Aus der Beschaffenheit der Schlacken ist ersichtlich, daß der Schmelzungsproceß kein intensiver, vielmehr ein höchst ungleichmäßiger gewesen ist. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß sich im Innern bald kleinere, bald größere Höhlungen gebildet hatten, an deren Wänden die flüssigen Massen in Tropfen und Zügen herabgelaufen waren, während an den Decken stalaktitenartige Gebilde herniederhingen. Aus der ungleichmäßigen Schmelzung ergiebt sich ferner das verschiedene specifische Gewicht der einzelnen Schlacken. Mehr ausgeschmolzene Stücke, ohne metallischen Glanz und von blasiger Structur ergaben die Zahl 2,93, auch wohl 2,94. Die an der Außenseite und an den Wänden der inneren Räume herabgelaufenen Tropfen und Züge stiegen bis 3,11, während die auf der Grundfläche befindlichen Steine von bleigrauem, metallischem Glanze das specifische Gewicht von 3,37 erreichen und in Folge dessen die Magnetnadel merklich ablenken. Zieht man nun zum Vergleiche die Eisenerze unserer heutigen Bergwerke, die ein specifisches Gewicht von 3—5 aufweisen, heran, so ergiebt sich, daß durch jene primitive Schmelzungsanlage verhältnißmäßig wenig Eisen gewonnen wurde. Dieser Einzelfund läßt den sicheren Schluß zu, daß es sich hier nur um Herstellung für den Einzelbedarf und nicht für Handelszwecke gehandelt hat.

Bücherschau.

Heinr. Lütkemann, D. Joachim Lütkemann. Sein Leben und sein Wirken. Mit e. Bildniß. Braunschweig u. Leipzig, H. Wollermann 1899. 145 S. 8⁰. 2 ℳ.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, den Lebensgang seines Namensvettern und zwar zum ersten Male eingehender zu beschreiben, als es in der nur die äußeren Seiten berücksichtigenden Biographie Rehtmeyer's (von 1740) geschehen sei. Leider aber bringt er außer oft seitenlangen Ausschnitten aus den Schriften Lütkemann's kaum etwas, was wir nicht schon bei Rehtmeyer fänden. Selbst in der Eintheilung in §§. und in der Anordnung des Stoffes ist er diesem gefolgt, ja es gewinnt den Anschein, als ob nicht einmal die dort angezogenen „älteren Quellen", aus denen doch nach dem Titel die Darstellung geschöpft sein will, nachgeschlagen seien.

Joachim Lütkemann, geb. 1608 zu Demmin, 1637 bis 1649 Professor und Prediger an St. Jakobi in Rostock, dann bis zu seinem Tode 1655 als Generalissimus superattendens, Hofprediger und Abt von Riddagshausen, Leiter der braunschweigischen Kirche unter Herzog August d. J., ist eine anziehende Gestalt, und es wäre eine dankbare Aufgabe gewesen, im Rahmen einer Biographie desselben uns einen Blick in die traurigen Zeiten am Ende des dreißigjährigen Krieges werfen zu lassen, da die Theologie aller religiösen Wärme bar sich in scholastische Subtilitäten zur Bewahrung der „reinen Lehre" verlor, das religiöse Leben darniederlag, die protestantischen Landeskirchen nach den Verwüstungen des Krieges, fast möchte man sagen, neu gegründet werden mußten. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, das nachzuholen, was der Verfasser nach dieser Seite hin versäumt hat, es fehlt dem Bilde seines Helden so das Kolorit, und mit diesem Mangel vermögen uns auch die allzureichlichen, aber unverarbeiteten Abschnitte aus den Schriften Lütkemann's, die anscheinend die „innere Seite" desselben schildern sollen, und die Urtheile von Zeitgenossen u. A. nicht zu versöhnen. Ihre Erklärung aber finden diese Mängel darin, daß der Verfasser sich zu sehr an Rehtmeyer gehalten hat, der — wie Beste, Braunschw. K.-G. S. 371 mit Recht tadelt — „nirgends den Versuch macht, die handelnden Persönlichkeiten psychologisch zu analysiren und die geschichtlichen Bewegungen zu erklären". Ueberdies vermissen wir durchweg die so nöthige Controle der Angaben Rehtmeyer's, der doch fast zwei Menschenalter später lebte und in der Sammlung seines Materials oft recht kritiklos verfuhr. Auf Einzelnes nur wollen wir beispielsweise hindeuten. Ueber den Conflict in Rostock, der sich über die Natur Christi während der 3 Tage seines Todes entspann, giebt es eine von Lütkemann gleich nach seiner Ankunft in Wolfenbüttel am 19. October 1649 dem Herzog August d. J. eingereichte „ordentliche relation", der sämmtliche auf den Streit bezügliche Actenstücke beigefügt sind. Nach derselben wurden die Thesen Lütkemann's, die zum Streite den Anlaß gaben, am 1. April 1649 angeschlagen, am 2. April wird Lütkemann auf Veranlassung seines Collegen Joh. Cothmann, dem, mag auch persönliche Rivalität mit im Spiele gewesen sein, doch als „primarius theologiae professor" nach dem Visitationsabschied das Aufsichtsrecht über die Lehre zustand, vor die theologische Facultät (nicht vor das concilium academicum) berufen, von der Lütkemann dann erst an das Universitätsconcilium appellirt. Dieses, das am 4. April (nicht 2. und 3.) tagte, entschied nach einem Verhör beider Gegner, die hier hart aneinander geriethen, daß die Disputation stattfinden, Lütkemann jedoch noch eine besondere „declaratio", daß es sich nämlich nicht um theologische, sondern philosophische Fragen handele, veröffentlichen solle. Die Disputation fand dann thatsächlich am 11. (nicht 4.) April statt: der inzwischen von Lütkemann's Gegnern, zu denen neben Cothmann besonders der Superintendent von Güstrow, S. Arnold gehörte, erwirkte Herzogliche Befehl zur Suspension, vom 10. April aus Schwerin (nicht Güstrow) datirt, traf zu spät ein. Ebenso verworren und zum Theil unrichtig ist die weitere Darstellung der darauf mit dem Hofe geführten Verhandlungen, auf die wir uns aber hier nicht einlassen können. Uebrigens geht aus ihnen hervor, daß die vom Verfasser nach Rehtmeyer (den überhaupt seine zum Pietismus hinneigende theologische Stellung zu einer rechten Würdigung des Streites nicht kommen ließ) vertretene Meinung, daß das ganze Verfahren gegen Lütkemann auf Intriguen persönlicher Gegner beruhe, doch etwas einseitig ist; dem Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg und gewiß auch Cothmann war es sicher in erster Linie um die Erhaltung der reinen lutherischen Lehre zu thun, die sie durch Lütkemann bedroht hielten. — Ebenso bedarf die Geschichte der Berufung Lütkemann's nach Wolfenbüttel der Berichtigung.

Mitten in die Verhandlungen mit dem Landesfürsten hinein fiel die durch Lüneburger Freunde vermittelte Anfrage des braunschweigischen Beamten Joach. Wilcke, ob Lütkemann einer etwaigen Berufung durch Herzog August d. J. nach Wolfenbüttel Folge zu leisten bereit sei. Sie erreichte ihn am 2. Juli, gerade an dem Tage und in der Stunde, da er vor 10 Jahren der St. Jakobi-Gemeinde in Rostock vorgestellt war. Nachdem er sich nach schwerem Kampfe auf eine wiederholte Anfrage am 23. Juli für die Annahme der Berufung, in der er eine Fügung Gottes erblickte, entschieden hatte, erhielt er am 13. (nicht 14.) August die förmliche Vocation, von der er am folgenden Tage dem Rostocker Rathe Mittheilung machte. So überraschend, wie Verfasser schreibt, kam demnach diese Berufung nicht. Es spricht für die große Achtung und Liebe, die Lütkemann sich unter der Bürgerschaft erworben hatte, daß nun von den verschiedensten Seiten Versuche gemacht wurden, ihn zum Bleiben zu bewegen, und daß schließlich sogar: „wie die Menner nichts haben erlangen können, machen sich die Weiber auf, den 27. Aug., in ziemlicher Anzahl, wol bei die 200, sollicitiren den Rath, daß ich möchte zu bleiben verursacht werden". Aber Lütkemann bleibt fest, er sieht, wie gesagt, in dieser Berufung die Hand Gottes und verläßt, nachdem er noch gegen das seine Entsetzung und Landesverweisung ohne Geleit aussprechende Herzogliche Rescript Berufung an des Kaisers Majestät feierlich vor Notar und Zeugen eingelegt, am 15. September Rostock, um über Lüchow nach Wolfenbüttel zu reisen. Ihn geleitete ein Herzoglich Braunschweigisches Convoi, das er am 4. September sich erbeten, da seine Feinde ihm nicht nur „nach Ehre und Gerücht", sondern auch „nach Gut und Blut" trachteten. — Auch über die Wirksamkeit Lütkemann's in Wolfenbüttel giebt uns die vorliegende Schrift, ebenso wie Rehtmeyer, nur dürftigen Aufschluß. Er bekleidete hier die Würde eines Generalissimus superattendens und erhielt, wie wir einer handschriftlichen Notiz entnehmen, „zu Ergetzlichkeit solches seines Diensts und Mühewaltung" jährlich 600 ℳ und zum „deputat" je 6 Scheffel Roggen und Gerste, ein Rind, vier „feiste" Schweine, je eine halbe Tonne Butter, Käse, Häringe, Stockfisch, anderthalb Ohm Wein und freie Wohnung. Als solchem lag ihm, abgesehen von seinem Amte als Hofprediger, die ehemals ziemlich unumschränkte Leitung der Kirche ob, aber von der Lage derselben, von den Bestrebungen, die zerrütteten Verhältnisse in ihr zu ordnen, lesen wir fast nichts, nur nebenbei wird bemerkt, daß Lütkemann an verschiedenen Schriften jener Zeit betheiligt gewesen sei. Auszüge und Predigten, Leichenreden und dergl. müssen uns wiederum dafür entschädigen. Der Verfasser hat es selbst versäumt, die Fingerzeige bei Beste, Braunschweig. K.-G. S. 250 zu befolgen. Und doch hätte z. B. aus dem noch vorhandenen Briefwechsel mit Herzog August d. J. ein lebendiges Bild der Beziehungen zwischen beiden Männern gewonnen werden können, ebenso wie aus den Visitationsprotocollen u. A. ein solches der amtlichen Thätigkeit Lütkemann's. Schließlich, was Lütkemann's Stellung in Wolfenbüttel erschwerte, waren nicht, wie Verfasser angiebt, einzelne, mehr persönliche Vorkommnisse, wie die ehelichen Verhältnisse am Herzoglichen Hofe oder Klagen über Predigten, sondern das Verhältniß zu dem Kanzler v. Schwartzkopf, der ihm auch in seinem „Consilium, die vorsichtige Bestellung des regiminis ecclesiastici et consistorialis zur Verhütung des Dominates der Geistlichen" nicht gerade das beste Zeugniß ausstellt, ja ihm direct Eigenmächtigkeit und Herrschsucht vorwirft. Das ist begreiflich, denn in beiden Männern standen sich zwei grundverschiedene Anschauungen über die Stellung der Kirche zum Staate gegenüber; suchte Lütkemann die aus früheren Zeiten noch erhaltenen Reste der Selbständigkeit der Kirche, die in ihm als Generalissimus ihre Spitze fand, zu retten, so drängte Schwartzkopf auf unbedingte Unterordnung, das Consistorium sollte nur ein Anhängsel der Geh. Rathsstube sein, und in ihm die fürstlichen Räthe, nicht die Theologen regieren. An Reibungen konnte es so nicht fehlen, und dabei stand der Herzog, der sich selbst als Bischof und Theologe fühlte, naturgemäß auf der Seite seines Kanzlers. Seine Schärfe aber empfing dieser Gegensatz der beiden Männer durch ihre verschiedenartige theologische Anschauung: Schwartzkopf war der Schwager von Calixt, dem ja auch der Herzog trotz seiner Hinneigung zu Valentin Andreä gewogen war, während wir in Lütkemann eher einen Vorläufer des späteren Pietismus zu suchen haben.

Doch möge es hiermit zur Würdigung der vorliegenden Schrift genug sein. Auch stilistisch vermag sie, so gut wie sie gemeint ist, den Anforderungen nicht gerecht zu werden, die an eine Biographie gestellt werden müssen.

Gl. K. S.

Paula Leffler, Das neue Schulhaus. Festspiel zur Aufführung in Mädchenschulen. Braunschweig. Benno Goeritz, 1899. 24 S. 12⁰. 50 ₰.

Die anspruchslose Gelegenheitsdichtung verdient wohl ein empfehlendes Wort an dieser Stelle, weil sie sich durch Originalität der Anlage und anmuthige, nicht selten wirklich poetische Ausführung über das Durchschnittsmaß derartiger Darbietungen für den Tag erhebt und mit einfachen Mitteln eben das erreicht, was als Ziel vorgeschwebt hat. Hübsch erfunden ist namentlich der Kampf der vier Wände gegen Regen, Sturm und Kälte und weiterhin das allerliebste Vogelquintett, in dem der kecke, aus dem alten Heim mit ausgewanderte Stadtspatz sich Platz und Anerkennung neben den autochthonen Gartensängern erobert. Alles ist glücklich auf einen kindlichen, niemals kindischen Ton gestimmt, auch der Ernst von Frohsinn durchleuchtet. Entspricht der Geist der Schule dem dieser kleinen Dichtung, so darf man ihr und den Kindern, die sie erzieht, Glück wünschen. W. B.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 9—11. R. Blasius, über den Congreß zur Bekämpfung der Lungentuberkulose als Volkskrankheit. — 12. P. Schubert, Bedeutung und Aufgabe des Schul-Arztes.

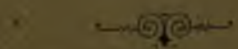
Hs 94

Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr. Paul Zimmermann.



Sechster Band.

Jahrgang 1900.



Braunschweig 1900.

Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck)

Im Buchhandel zu beziehen durch Julius Zwissler, Verlags-Buchhandlung in Wolfenbüttel.

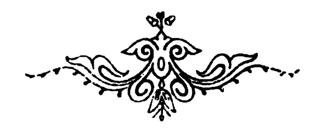
Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr Paul Zimmermann.

Sechster Band.
Jahrgang 1900.



Braunschweig. 1900.
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).

Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Ethnographie.

2. Geschichte.

3. Litteraturgeschichte.

4. Kulturgeschichte, Recht, Brauch, Namen 2c.

5. Topographie.

6. Necrologe.

7. Kirche.

8. Kunst.

9. Naturwissenschaft.

II. Besprechung von Büchern, Aufsätzen und Karten; Inhaltsangabe von Zeitschriften.

III. Verfasser.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 1. 14. Januar **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Das Siechenhaus zu St. Leonhard [1]).

Von Ludwig Hänselmann.

Jahrhunderte lang war der Aussatz die Geißel und das Grauen der europäischen Menschheit, Jahrtausende herrschte er zuvor schon in anderen Zonen. Für seine Urheimath gilt jenes alte Land unheimlich seltsamer Wunder, das pharaonische Aegypten: dort soll ihn im Nilschlamm die Sonnenglut Afrikas ausgebrütet haben, soll er unter den niederen Kasten, in der Fäulniß ihres Schmutzes, ihres Elends, ihrer Unsittlichkeit, zu seinen schrecklichsten Formen herangereift sein. Von dort, heißt es, trat er seinen Weltlauf durch das Morgen- und Abendland an. Er folgte den Israeliten auf der Flucht nach Palästina, griff in Vorderasien um sich, gelangte zu den Griechen. Tiefer ins Abendland verschleppten ihn Roms Legionen, auf den Trümmern des Römerreichs verfielen ihm dessen Besieger. Die Wogen der Völkerwanderung, umziehende Juden, Jerusalemfahrer trugen ihn in die germanischen und die sarmatischen Länder, und auch dort, bis in den äußersten Norden Europas, fand er Boden, zu wurzeln und zu wuchern.

Mit Axt und mit Grabscheit drang die christliche Cultur in diese Waldwüsten ein, immer weitere Strecken darin lichtend — nur um so leichter wurden nun in dem aufgeschlossenen Boden vergiftende Gährungen frei. Dann die Folgen der weiteren Entwickelung. Zunächst ein rasches Wachsthum der Bevölkerung; indem aber dieses die Zunahme der Bodenerträge überholte, zog es eine verhältnißmäßig starke Uebervölkerung nach sich und damit eine Kette von Leiden, die um so furchtbarer wurde, je öfter in jenen, den Zeiten der Kindheit des Landbaus und des Güteraustausches, Hungersnöthe sich nicht abwenden ließen. Immer wieder verfielen aller Orten die Massen einem Elend, dessen Tiefen wir kaum mehr zu ermessen vermögen. Auch das städtische Leben des Mittelalters brachte sobald keine Besserung der Zustände mit sich. In Ringmauern eingezwängt, von meist stehenden Wassern umgeben, Gewirre enger Gassen und dumpfiger Häuser — so mußten die Städte nothwendig Geniste der verderblichsten Schädlichkeiten werden. Hinzu kam, daß am Grunde ihres Menschengedränges je länger je mehr eine Volkshefe niederschlug, ärmlich genährt und bekleidet, in Wohnungen gepfercht, die unabwendlich zu Laster- und Pesthöhlen wurden. Und in einem Stücke namentlich war es in den Städten sowohl wie auf dem Lande um die Lebenshaltung übel bestellt. Eigentliche Hungersnöthe wurden mit der Zeit freilich seltener, theure Zeiten aber legten nur zu oft nach wie vor noch der Armuth die härtesten Entbehrungen auf; ja selbst in guten Jahren fehlte viel an der Möglichkeit gesunder Ernährung. Was Garten und Feld boten, reichte nach Menge und Mannichfaltigkeit an die heutigen Erträge entfernt nicht heran. Auch der Wiesenbau lag noch darnieder, einen größeren Viehstand durch den Winter zu bringen, erlaubte die Spärlichkeit des Futters nur den Reichsten: man wußte es nicht anders, als daß in jedem Herbste die Mehrzahl des Schlachtviehs in den Rauch und ins Salz geschlagen wurde. So waren denn die längste Zeit des Jahres auch die Wohlhabenden, Jedermann, der nicht etwa eine Wildbahn oder Fischweide hatte, auf Grütze und Brot, Salz- und Rauchfleisch, gesalzenen oder gedörrten Fisch beschränkt. Wie aber anhaltender Mangel frischen Fleischs und frischer Pflanzenkost die Säfte entmischt und verseucht, erfuhr noch bei Menschengedenken gelegentlich der Seemann auf längerer Fahrt in hohen Breiten. In alter Zeit litten darunter alle Kreise des Volks bis auf die wenigen Vornehmsten und Reichsten.

Dies die Verhältnisse, die auch im mittlern und nördlichen Europa die Leiber der Menschen für die Empfängniß des Aussatzes zubereitet haben. Bis ins vierte Jahrhundert sind in diesen Gebieten seine Spuren zu verfolgen; immerhin jedoch wird er hier anfänglich nur erst vereinzelt sich angemeldet haben, und jedenfalls blieb er noch lange auf die untersten Klassen der Gesellschaft beschränkt, die heimathlosen Gaukler und Spielleute, Bettler und fahrenden Weiber, die unstät wanderten oder in ablegenen Schlupfwinkeln hausten. Die höheren Stände, unter günstigern Bedingungen lebend und nie oder selten mit all diesem Volk in näherer Berührung,

---

[1]) Der erste Abschnitt dieses Aufsatzes ist aus den Darstellungen H. Haesers (Lehrb. der Gesch. der Medicin und der chronischen Volkskrankheiten, III, S. 70 ff.), G. Uhlhorns (Die christl. Liebesthätigkeit, II, S. 251 ff.) und W. Wackernagels (Der arme Heinrich Herrn Hartmanns von Aue, S. 163 ff.) geschöpft. Der zweite und dritte beruhen auf archivalischem Material.

blieben vor der Hand noch verschont. So bis zu den Zeiten der Kreuzzüge; dann trat mit einem Schlage ein verhängnißvoller Wendepunkt ein.

Schon unter den frühesten Kreuzfahrern wüthete der Aussatz so heftig, daß für die Befallenen besondere Spitäler gegründet werden mußten, zu ihrer Pflege ein eigener Orden entstand. Und nun, im Gewühl dieser neuen Völkerwanderung sanken unaufhaltsam alle trennenden Schranken zwischen Vornehm und Gering, zwischen Herren und Knechten. Alle Stände begannen der Seuche unterwegs ihre Opfer zu liefern, daheim in allen Ständen verbreiteten sie die Heimgekehrten. So gewann sie im Laufe des elften Jahrhunderts in Europa eine Ausbreitung wie niemals zuvor. Die größte gegen Ende des dreizehnten; von da nahm sie allmählich wieder ab, um gegen Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts aus der Reihe der chronischen Volkskrankheiten Mitteleuropas fast spurlos zu verschwinden. Zuerst, schon um die Wende des fünfzehnten, wich sie in Italien zurück, etwas später in Frankreich, am spätesten in Holland, Norddeutschland und der Schweiz — örtlich und zeitlich genau in der Folge, wie höhere Bildung und mit ihr heilsamere ökonomische Zustände vorgedrungen sind.

Der Aussatz ist eine tiefe Erkrankung des gesammten Organismus; schrecklich, allen Sinnen ein Abscheu, wird er mehr als die meisten aller anderen leiblichen Plagen durch seine äußere Erscheinung. Sehr maßvoll noch die Schilderung, die im dreizehnten Jahrhundert Meister Konrad von Würzburg in der Mär von Engelhard und Engeltraud von solchem Kranken entwarf. „Sein Bart", heißt es da —

„Sein Bart ward spärlich, dünn sein Haar,
Die Augen sein, einst hell und klar,
Begannen zu ergilben,
Und wie zernagt von Milben
So fielen bald ihm aus die Brauen.
Holdselig war vordem zu schauen
Sein Angesicht — hold, lieb und gut;
Nun ward es dunkelroth wie Blut,
Ein aufgedunſ'nes Schreckensbild.
Der Stimme Laut, einst süß und mild,
Nun ward er rauh und heiser
Und immer, immer leiser.
O Noth an allen Enden!
An Füßen und an Händen
Da waren ihm die Ballen
So gänzlich eingefallen,
Daß Jeder sich entsetzte".

Damit bricht Konrad ab, eine Reihe der grauenvollsten Züge hält er milde verschleiert. Er sagt nichts von dem wilden, stieren, satyrhaften Blicke des Kranken, nichts von den Entstellungen, die sein Gesicht zu dem machten, was man facies leonina, das Löwenantlitz, nannte: der eingesunkenen Nase, den von einander gezerrten Lippen, den nach außen umgestülpten Augenlidern, den zu unförmlichen Wülsten verschwollenen Ohren; nichts endlich von den knotigen Geschwülsten am ganzen Leibe, die allmählich erweichten und in zerstörende Geschwüre ausbrachen, die Ursach jenes Ballenschwundes und weiter des Abfallens der Finger und Zehen, der Hände und Füße. Zuletzt war der Aussätzige oft nur noch ein Rumpf mit erblindetem Kopf und rohen Gliederstümpfen [2]). So siechte er dem Tode entgegen. Und vom Beginn bis zum Ende währte es im Durchschnitt zehn Jahre, bei anderen Formen des Uebels wohl gar gegen zwanzig.

Ungefähr ein Jahrhundert nach Konrad von Würzburg lebte im Maingau ein aussätziger Barfüßermönch. „Der machte", so berichtet die Limburger Chronik, „in der Welt die besten Lieder und Reihen von Gedicht und Melodeien, daß wohl Niemand in diesen Landen oder auf dem Rheinstrom ihm mochte gleichen. Und was er sang, das sangen die Leute alle gern, und alle Meister Pfeifer und andere Spielleute führten seine Gesäng und Gedichte. Er sang:

Ich bin ausgesetzet,
Man weist mich Armen vor die Thür,
Untreu ich nun spür
Zu allen Zeiten.

Item sang er:

Mai, Mai, Mai,
Die wonnigliche Zeit,
Männiglichem Freude geit
Ohn mir — wer dachte das?

Item das Lied:

In Untreu ist mir mitgespielt.

Solcher Lieder und Wechselgesänge machte er gar viel, und alle waren lustig zu hören".

Ein versöhnender Schein geht von der Gestalt dieses Mönchs aus, dessen Klage sich in Liedern erhub, die die Herzen bewegten. Aber gab es auch dergleichen Kranke, gab es ohne Zweifel unter ihnen noch mehr fromme Dulder, die ergeben am Stabe des Glaubens ihre grausame Pilgerschaft gingen — die einen wie die anderen waren doch Ausnahmen, die große Menge ward vollends unheimlich durch seelische Veränderungen, die ihre Krankheit mit sich brachte. „Sie lachen nicht, sie weinen nicht, sie werden von schrecklichen Träumen geplagt, sie hegen unendliches Mißtrauen gegen alle Welt, sie sind jähzornig, zänkisch und sinnlich": so heißt es von ihnen in ärztlichen Berichten jener Zeit. Und anderwärts wird von ihrer Zuchtlosigkeit, wird von Verschwörung gesagt, womit sie gelegentlich über die Glücklichern Verderben zu bringen gedachten; wie die Juden beschuldigte man sie hin und wider, die Brunnen vergiftet, Kinder geschlachtet zu haben, deren Blut sie, wie man sagte, als Heilmittel brauchten. Denn dafür galt unschuldiges Blut einem Wahn, der unter anderm der Geschichte vom armen Heinrich zu Grunde liegt. Mag aber dies alles übertrieben, mag es nichts als Sage sein — auch rein menschlich betrachtet und ganz abgesehen von jenen krankhaften Reizungen eines getrübten Bewußtseins, wäre es kein Wunder, wenn sich die Un-

2) Bildliche Darstellungen des Aussatzes, Miniaturen in Evangelienbüchern des zehnten und elften Jahrhunderts, hat Otte (Jahrb. des V. von Alterthumsfreunden im Rheinland, H. LXXVII, S. 76) nachgewiesen. Auf Holbeins berühmtes Aussatzbild machte zuerst Virchow (Archiv XXII, S. 190, XXIII, S. 194) aufmerksam. Notizen, die ich der Güte Herrn Dr. med. A. Sternthals hier verdanke.

seligen durch ihr Verhängniß bisweilen zu Thaten der Verzweiflung hätten fortreißen lassen.

Der Aussatz galt im Mittelalter — mit Recht, wie die neuere Wissenschaft bewiesen hat — für äußerst ansteckend. Strenge Absonderung seiner Opfer war also eine harte, aber ganz unabweisliche Pflicht. Er galt ferner für unheilbar, und er war es ohne Zweifel in den allermeisten Fällen, wie er es heute noch ist. Wohl wird auch von Heilungen berichtet: das eine und andere Mal soll es geschehen sein, daß die Natur unter stürmischen Symptomen die bösen Säfte ausstieß, und der Kranke genas. Aber wiederum waren dies jedenfalls seltene Fälle, ohnmächtig alle ärztliche Kunst. Zwar berühmte die griechische und römische Medicin sich gewisser Erfolge, und ihre Verordnungen waren überliefert: Aderlässe, Fontanellen, Diät, blutreinigende Mittel, namentlich Vipernfleisch, das man in verschiedener Bereitung bis zum Eintritt narkotischer Zufälle, Funkensehens und Irreredens reichte. Allein die Art und Weise, wie all dieser Mittel die Aerzte der alten Zeit gedenken, zeigt deutlich, wie gering ihr Vertrauen darauf war. So blieb denn ihre vornehmste, ja fast ihre einzige Sorge, den Beginn der Erkrankung zu erkennen, sie womöglich noch im Keime zu ersticken und, wenn dies, wie fast immer, mißlang, den Kranken unschädlich zu machen.

Berühmte Meister der Arznei haben Regeln aufgestellt, wie dabei mit Milde und Vorsicht zu verfahren. Vertraulich soll der Arzt, sobald er die ersten verdächtigen Vormäler wahrnimmt, dem Kranken anrathen, streng diätetisch zu leben und sich weiter seiner Hilfe zu bedienen. Mehren sich die Zeichen, dann soll er dem Kranken unter strenger Verwarnung auch mögliche Zurückgezogenheit anbefehlen. Ist kein Zweifel mehr, dann soll er ihm freundlich und tröstend die Nothwendigkeit eröffnen, ihn vom menschlichen Verkehr auszuschließen. Aber Aerzte gab es nicht überall, meist war die Beschauung vereideten Laien, vieler Orten den Aussätzigen selbst anvertraut. Auf Untersuchung Verdächtiger zu dringen, stand den Nachbarn, den Blutsfreunden, Allen zu, die sich für gefährdet halten konnten; erwies sich die Inzicht als falsch, dann trugen sie die Kosten. Gewähr gegen ungerechte Sprüche der Beschauer versuchte man durch Zuziehung ehrbarer Zeugen zu schaffen. Die Entscheidung in zweifelhaften Fällen war eine Gerechtsame einzelner Kapellen oder Kirchen, wie denn anfangs die Kirche auf Grund des Mosaischen Gesetzes die Entscheidung überhaupt und ausschließlich beansprucht hatte. An manchen solcher Stellen fand jährlich eine Siechenschau statt, zu der Kranke und Verdächtige aus weiten Umkreisen erschienen.

War ein Aussätziger erkannt und überwiesen, dann existierte er von Stund an so wenig für den Arzt mehr wie für einen der Seinigen. Seine Ehe war geschieden, sein Erbe, sein Amt, seine Würden verwirkt. Kirchen, Wirthshäuser, öffentliche Brunnen waren ihm untersagt, er durfte die Pfähle und Stricke an Fähren nicht berühren. Wollte er etwas kaufen, dann durfte er nur mit dem Stabe darauf weisen. Schmale Pfade mußte er meiden, auch auf breiteren Wegen allemal in der Mitte einhergehen, wenn ihm Leute begegneten, sich auf der Seite halten, von wo der Wind abstand. So war er denn in furchtbare Einsamkeit, oder in eine sehr häufig gewiß noch viel furchtbarere Gemeinschaft mit anderen Seinesgleichen verwiesen, unwiderruflich wie ein Todter von Eltern und Geschwistern, von Gatten und Kindern, von allen Genossen seiner früheren Tage geschieden. Nur die reinste, unerschrockenste Liebe getraute sich, ihm anders als von ferne noch Handreichung zu leisten, nichts mehr von allen Gütern und Rechten dieser Erde war sein als nothdürftigste Pflege seines angefaulten Leibes und die schmerzliche Erinnerung an das, was für ihn unwiderbringlich dahin war, und was er doch Andere bei jedem Blick über Mauer und Zaun seines Zwingers genießen sehen mußte. Mit solchen Qualen des Gemüths zu aller leiblichen Pein überhäufte seine Opfer der Aussatz, die Heimsuchung Lazarus' und Hiobs: es ist kein Zufall, daß die heilige Schrift uns in diesen Gestalten die Bilder erschütterndsten Menschenleids vorführt. Nur Seelen von festestem Gefüge, gehalten von der Zuversicht des ewigen Heils, trugen solches Verhängniß bis ans Ende, ohne daß sie in thierischen Stumpfsinn, grimmige Verbitterung, blasphemische Verzweiflung verfielen, wie sie ausbrach in den Worten, die man wohl von Aussätzigen hörte: Hat Gott meinen Leib verderbt, so soll er nun auch meine Seele nicht haben.

Zwar die Kirche hielt auch sie in ihrer Hut. Ward Einer unrein befunden, so verkündete den Spruch ihm sein Pfarrer, getröstete ihn seiner bleibenden geistigen Gemeinschaft mit der Christenheit, verhieß ihm deren möglichen Beistand, ermahnte ihn, muthig und gelassen zu bleiben, zu gedenken, daß keine Leibesnoth so verderblich, wie die Krankheit der Seele, die Sünde. Am Tage der Aussonderung ward er von Pfarrer und Gemeinde processionsweis in die Kirche geführt, die er nun zum letzten Male betrat. Eine Messe, in älterer Zeit eine Todtenmesse, wurde gelesen, derweilen lag der Sieche auf einer von Lichtern umgebenen Bahre oder kniete in schwarzer Verhüllung am Altar. Dann ward er hinaus auf den Kirchhof geführt, stieg er in ein offenes Grab, warf man Erde auf ihn. Dieser mächtig erschütternde Brauch kam späterhin ab, an die Stelle der Todtenmesse trot eine andere mit Beziehung auf das, was dem Ausgeführten allernächst bevorstand. Man betete über ihm, er nahm den Leib des Herrn; mit Gebet, Segenssprüchen und dienlichen Verhaltungsregeln reichte man ihm sein Geräth, Kleid, Handschuh, ein Tönnchen zum Trinken, eine Schüssel von Holz. Alsdann ward er hinaus an seine Stätte geleitet. „Hier ist meine Ruhe für immer, hier will ich wohnen, denn hier gefällt mir's wohl“, mit diesen Psalmworten führte der Pfarrer ihn ein in seine Hütte, mahnte und tröstete ihn nochmals und schied dann von ihm. Vor der Thür ward ein Kreuz aufgerichtet, dort empfahl ihn der Priester der Schonung und Milde des Volkes; dann blieb der Ausgestoßene allein mit Freunden oder Kirchendienern, die in der Nähe noch dreißig Stunden wachten, damit er nicht unter den Schrecken der ungewohnten Einsamkeit an Leib und an Seele verzagte. Der Zug aber kehrte in

die Kirche zurück, wo die Feier eine nochmalige Fürbitte schloß. Auch ferner aber sorgte die Kirche mit Lehre und Ermahnung, mit Ablaßverheißung und Androhung des Bannes, daß diesen Armen nichts mangle, was Menschen vermochten.

„Leprose“ hießen sie nach ihrer Krankheit, der „Lepra“, wie griechisch das gewöhnliche Merkmal des Aussatzes, jene charakteristische Entartung der Oberhaut, hieß. Von ihrer Absonderung kam der Name „Aussätzige“ her, denn ursprünglich bedeutete „aussätzig“ nichts als „ausgesetzt“, ausgestoßen“, und erst in der Folge ward das Wort zur Bezeichnung der Krankheit umgeprägt, wobei vielleicht das sinnverwandte „Ausschlag“ mit im Spiel war. Außerdem hießen sie durch ganz Deutschland die „Siechen“ schlechthin, denn als die Krankheit der Krankheiten faßte man den Aussatz. Abwandlungen dieses Namens sind „Sondersieche“, „Aussieche“, „Landsieche“, „Feldsieche“, die ersten zwei für alle insgemein als Ausgesonderte, die anderen für die, die fernab von den Stätten der Menschen auf dem Land, im freien Felde hausen mußten. Mit schonender Verhüllung ihres Unglücks benannte man sie „die guten Leute“, kosend die „Miselsiechen“, lateinisch miselli, was ein Diminitivum von miseri ist und ähnlich wie „aussätzig“ auch einen Namen für die Krankheit geliefert hat, denn „Miselsucht“ hieß die Lepra ebenfalls. Dann noch die Namen „Gottes Sieche“, „Gottes liebe Arme“, „die Armen, die Gefangenen, die Märtyrer Christi“: bemerkenswerth besonders als Ausdrücke einer Empfindung, die neben dem natürlichen Grauen und Abschen das Verhalten der glücklichern Menschheit gegen diese ihre abgetrennten Glieder bestimmte.

Für ein Heiligungsmittel und folglich eine Gnade des Himmels galt der Aussatz in den Zeiten der hohen religiösen Erregung, die mit den Kreuzzügen über die Welt ging. Dem entsprach es, daß den Aussätzigen etwas wie zärtliche Verehrung entgegengebracht wurde, zu ihrer Pflege fromme Seelen sich inbrünstig drängten, zu diesem Dienst in der Lazarusritterschaft ein Orden entstand, der freilich seinem ersten Berufe schon im dreizehnten Jahrhundert entwuchs. Denn inzwischen kamen andere, kühler und weltlicher fühlende Geschlechter herauf. Aber vielfach beherrschte auch dann noch die Gemüther der Menschen ein asketischer Zug, der überhaupt an der thätigen Liebe des Mittelalters haftet. Es lag in seiner Art, jede Gutthat nach der Stärke des natürlichen Widerwillens und nach der Anstrengung zu werthen, die dessen Ueberwindung erheischte, solchen Kampf an sich selbst für verdienstlich zu erkennen, ihn auch da wohl zu suchen, wo dem Zwecke damit nicht gedient war. Viele riß er zu kranken Ueberschwänglichkeiten hin, wie wenn der heilige Franciscus, die heilige Elisabeth, die heilige Hedwig, die Königin Mathilde von England den Siechen die Füße wuschen, sie umarmten und küßten, oder gar wie die Gräfin Sibylla von Flandern von dem Wasser, womit sie ihre Wunden gereinigt hatten, tranken. Indeß auch solche Auswüchse bargen in sich einen Kern echter Liebe, die Großes vollbrachte. Und endlich die Weltkinder: nie ward auch bei ihnen die Erbarmung von Grauen und Ekel verschlungen. Unermüdlich that Jeder seine Hand auf, wo die Klapper eines Siechen erscholl, ein grauer Handschuh, eine künstliche Wollenhand ihm zugestreckt, ein hölzerner Napf ihm vor die Füße gerückt ward. Ja als später auch die Meinung Raum gewann, mit dem Aussatz strafe Gott ungewöhnlich schwere Sünde, da kam den Gezeichneten immer noch der Abschen zu statten, den sie einflößten: schleunig den Anblick eines Siechen mit Spenden abzukaufen, ließ sich Niemand leicht zu viel sein.

Viele Aussätzige nahmen dies unziemlich wahr und wurden reich dabei. Auf weiten Fahrten umherschweifend, mit Fürschreiben geistlicher und weltlicher Oberen versehen, zogen sie in Schaaren landauf und landab, belagerten die Häuser und wichen nicht eher, als bis sie ihre Gabe empfingen. Und nicht immer nur wirkliche Sieche: durch künstliche Mittel verstanden auch ruchlose Streuner Symptome hervorzurufen, die ihnen das Ansehen von Aussätzigen gaben.

Solcher Unfug war da ausgeschlossen, wo es eine der Anstalten gab, in denen auf diesem Gebiete die Erbarmung jener Zeiten sich zur Höhe ihrer praktischen Leistung erhub: ein Leprosen-, ein Siechen-, ein Aussätzigenhaus und wie man sonst noch Spitäler solcher Art an verschiedenen Orten verschieden benannte.

So lange der Aussatz noch nicht überhand nahm, genügten überall wohl zur Bergung der Siechen einzelne Feldhütten. Hernach dienten solche nur da, wo ein Gemeinwesen etwa mit ganz wenigen Unreinen behaftet war, oder aber ihrer so viel ward, daß das gemeine Spital sie nicht alle mehr faßte. Solches aber besaß seit dem dreizehnten Jahrhundert ziemlich jede Stadt Europas. In Spanien wurde das erste 1067 vom Cid Campeador gegründet; in Frankreich, wo es einzelne vielleicht schon in keltischer Vorzeit, gewiß seit dem sechsten Jahrhundert gab, zählte man zur Zeit König Ludwigs VIII (1223—26) bei halbem Umfange des Reichs gegenüber dem heutigen, zweitausend, in ganz Europa hernachmals mehr als zwanzigtausend. Ihr gemeinsames Vorbild war das Aussätzigenhaus zu Jerusalem. Wie dieses dem heiligen Lazarus oder auch anderen Patronen, St. Nicolaus, St. Leonhard, St. Jürgen, geweiht und mit corporativen Verfassungen begabt, umschlossen sie am Rande der Weichbilde jedes eine eigene Welt für sich. Im einzelnen zeigen ihre Einrichtungen große Mannichfaltigkeit; ein Beispiel, das hiesige Siechenhaus St. Leonhards wird näher in Betracht gezogen werden. Wie verschieden sie aber auch ausgestaltet waren — als eine nie genugsam zu preisende Wohlthat bewährten sich alle. Sie boten ihren Insassen Wartung und Pflege, den Trost der Gemeinschaft mit Leidensgenossen, die Zucht fester Ordnung; noch viel besseres den Frommen unter ihnen. In der klösterlichen Stille eines solchen Asyls, geborgen vor jeglicher Fährlichkeit der Welt, nur für das Jenseits noch lebend, dienten sie der Christenheit, indem sie mit täglichem Gebet für ihre Wohlthäter deckten, was diese an Gottesdienst über ihre weltlichen Geschäfte versäumten. Und das war im Sinne jener Zeiten ein Beruf, so gottwohlgefällig wie einer, ja heiliger als alle; und er gab ihnen wieder ein

Amt und einen Stand, ihrem Leben einen neuen Zweck und Inhalt; er nahm von ihren Seelen den Druck des trostlosen Gefühls, zu gar nichts mehr nütze zu sein.

II.

Zu Braunschweig ward ein Siechenspital in den ersten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts gegründet.

Vor tausend Jahren bedeckte alles Land rings umher dichter Wald. Unser Dankwarderode, in der Nachbarschaft Mascherode, Melverode, Gliesmarode, in noch engerem Umkreise andere, jetzt verschwundene Oerter mit ähnlich gebildeten Namen geben Zeugniß, wie allmählich, Schritt für Schritt, je und je an vereinzelten Stellen dieser Oeden der Ackerbau eingesetzt hat. Große Waldreste trennten seine Ansiedelungen noch im spätern Mittelalter; in ziemlicher Ausdehnung breitete ein solcher sich östlich von der Stadt aus und bedeckte unter anderm den Rücken, der am höchsten im Streitberge aufsteigt. Am diesseitigen Saume dieser Holzung war die Stätte der Leprosen, hier erhub sich in der Folge ihr Spital.

Seit wann, ist mit voller Genauigkeit nicht zu bestimmen, eine Stiftungsurkunde nicht auf uns gekommen. Ueberhaupt die erste Nachricht von den Siechen hier liefert ein Diplom Herzog Ottos des Kindes vom Januar des Jahres 1230. „Die Siechen", heißt es da, „deren Leiber vom Aussatz oder, richtiger gesagt, mit Gottes Geißel geschlagen sind, haben von dem Ritter Herrn Heinrich von Dorstadt mit den von zahlreichen Gläubigen zum Trost ihrer Seelen und um Vergebung ihrer Sünden gespendeten Almosen den Wald unmittelbar bei ihrer Wohnung gekauft". Darein willigte der Herzog als Lehnsherr und überwies demnach den Käufern sein Eigenthum an diesem Besitz.

Sieche in größerer Zahl hier beisammen, gemeinsamen Grundbesitz erwerbend: mehr ist aus dieser Mittheilung nicht zu entnehmen. Ob noch jeder für sich in seiner Hütte, ob schon alle mit einander unter e i n e m Dache hausten, bleibt dunkel: das Wort „Wohnung", habitaculum, allgemein und unbestimmt, wie es ist, läßt sich ebensowohl als ein Raum, wo sie einzeln bei einander saßen, wie als gemeinsame Behausung verstehen. Mag aber immerhin 1230 ein Siechenspital hier noch nicht bestanden haben, mag vielleicht erst durch jene Erwerbung Grund und Boden zu bleibendem Anbau beschafft worden sein — lange währte es dann nicht mehr, so waren die Bauleute am Werk und stieg es aus der Erde.

„Draußen vor der alten Wik liegt ein Kastell, darin sind Pfründner, nämlich die ungesunden Leute und die Siechen. Dazu gehört eine Kirche, die ist zu Ehren St. Leonhards gebaut, und Mitpatron ist St. Laurentius .... Daselbst zu St. Leonhard liegt noch ein Wesen, das heißt in der Klus, und darin sind Beginen als Klausnersche beschlossen. Dazu gehört eine Kapelle in die Ehre aller Heiligen". So lautet eine Nachricht Hermann Botens aus den ersten Decennien des sechszehnten Jahrhunderts. Anderweit wird überliefert, daß das Siechenhaus südlich, die Klause nördlich von der Kirche und dem Kirchhofe lag — das Siechenhaus, mit einem geräumigen Hofe und zwei Gärten rings ummauert, auf dem Grunde der im Jahre 1729 erbauten und erst neuerdings abgebrochenen Flucht einstöckiger Arbeiterhäuser unter gemeinsamem Dache; die Klause am Kirchhof entlang, vierzig Fuß von der Kirche, auf dem jetzigen Gartenlande also, dessen Zaun die vom Leonhardsplatze zur Helmstedterstraße hinziehende Verlängerung der Leonhardstraße nach Süden hin abgrenzt.

Brüder- und Schwesterschaften, die sich der Krankenpflege weihten, waren häufig mit Aussätzigenhäusern verbunden, und dieses Berufes wahrscheinlich zu Anfang auch die Klausnerinnen hier. Allerdings wird es nirgend ausdrücklich gesagt; die Thatsache aber, daß ihnen ein Antheil an gewissen Aufkünften des Siechenhauses zukam, scheint dahin zu deuten. Uebrigens lag ihre Unterhaltung dem Kloster St. Aegidien ob. Weltlich standen sie unter der Botmäßigkeit des Raths der Altenwik, der ihnen einen Bürger des Weichbildes zum Vorsteher setzte. Ihr Hausregiment und ihren Haushalt versah bis zur Reformationszeit ein Priester oder Laie als Hofmeister.

Weltlicher Patron des Spitals war der altstädter Rath, in zweien seiner Bürger bestellte er ihm Vormünder, die es allermaßen beriethen und nach außen vertraten, seine Briefe und seine Privilegien verwahrten, den Hofmeister setzten und entließen, anwiesen, beaufsichtigten und jährlich mit dem Rathe seine Rechnung abnahmen. Der Hofmeister wachte über Ordnung und Zucht im Spitale, führte die Wirthschaft, dingte und regierte das übrige Gesinde, sah auf Bau und Besserung des Hauses, mahnte die Zinse ein, ritt auf die auswärtigen Zinsgüter, dort nach dem Rechten zu sehen, leitete das Hofackerwerk, verwaltete den Kornboden, Küche und Keller, das Back- und das Brauhaus.

Jener 1230 erworbene Waldtheil hieß fortan das Siechenholz. Sein damaliger Umfang ist nicht zu bestimmen: im Laufe der Zeit ward es mehr und mehr gehauen und gerodet, sein letztübriges Stück erst vor hundert bis hundertfünfzig Jahren. Diese Fläche südöstlich vom Streitberge, rechts von der jetzigen Chaussee und dem seitlichen Feldwege nach Rautheim, umfaßte 1753 gegen dreiunddreißig Morgen. Ueber die Grenze gegen Norden war Streit: den Mastbruch (in alter Zeit „Astbruch" geheißen) nahm das Kloster Riddagshausen in Anspruch. Ein Vergleich kam 1281 zu Stande: gegen dreißig Schilling jährlichen Zinses verzichteten die Siechen zu Gunsten des Klosters auf jegliche Nutzung dieses Forstes.

Andere, stattlichere Liegenschaften brachten sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte an sich. In nächster Nähe nur noch eine: zwei Hufen auf dem Felde bei St. Leonhard, die ihnen die von Veltheim 1306 überließen. Die übrigen — Meier- und Kothöfe, Aecker und Wiesen — lagen weiter hinaus: zu Berklingen, zu Bornum bei Königslutter, zu Bornum bei Kissenbrück, zu Burgdorf bei Lichtenberg, zu Evessen, zu Jerxheim, zu Kissenbrück, zu Rautheim, zu Remlingen, zu Salder, zu Seinstedt, zu Steinum bei Lesse, zu Stöckheim bei Barum, zu Uehrde, zu Winnigstedt und zu Woltwiesche. Sie waren erblich mit Meiern besetzt, die dem Siechenhause Geld, Korn und andere

Naturalien zinsten. In Kneitlingen erwarb es die Hälfte des Zehnts, in Braunschweig Malzhebungen an der Mühle bei der Burg.

Mit allem entlegenern Besitz aber war ein bedenklicher Uebelstand verknüpft. Seine Aufkünfte hingen vom Ausfall der Ernten, von Brandunglück, feindlichem Ueberfall und anderen Zufällen ab, die damals der beständige Kriegszustand der Welt mit sich brachte; sie hingen ab von der Redlichkeit und von dem guten Willen der Zinspflichtigen selbst. Jahr aus, Jahr ein blieben Meier im Rückstand, um besten Falls mit Theilzahlungen, oft auch ohne jeglichen Abtrag als böse oder unfähige Schuldner durch zahlreiche Rechnungen zu laufen und inzwischen obenein noch den Zinsherren im Rechtsgange schwere Scherereien und Kosten zu bereiten. Hinzu kamen mancherlei Nothdrang und gewaltsame Zugriffe von Seiten der großen und kleinen Gewaltiger des Landes, die jeden Besitz nur zu oft in Frage stellten. Nicht umsonst ließ die Römische Curie häufige Mandate ausgehen wie Papst Urban 1372 auf Bitten der Vorsteher St. Leonhards an den Dekan von St. Cyriaci: im Nothfall mit Kirchenstrafen dahin zu wirken, daß das Spital zu den Gütern wieder eingesetzt werde, die ihm gewaltsam entrissen, oder die es widerrechtlich gezwungen worden sei zu veräußern. So kam denn mehr und mehr alles Zinsgut auf dem Lande in Verruf, je länger desto seltener wagte auch St. Leonhard noch seinen Armenschatz daran. Lieber kaufte es seitdem, wie zuweilen schon vor dieser Zeit, Hauszinse in der Stadt oder Renten beim Rathe. Zwar gingen auch dergleichen Gülten nicht allemal glatt ein; immerhin jedoch war hier im Frieden des heimischen Rechtsgebiets die Sicherheit größer, und schlimmsten Falls Zahlung im Rechtswege oder durch Theidung und Fürsprache leichter und bequemer zu erlangen.

Dies das fundierte Vermögen der Siechen, der Grundstock ihres täglichen Haushalts. Aus Almosen der Gläubigen war es angesammelt worden, unversieglich floß lange noch dieser Quell weiter und lieferte alljährlich erheblichen Zuschuß: größere und kleinere Gaben zu augenblicklicher Erquickung der Armen, Stiftungen zu bleibender Besserung ihrer Pfründen. Für Antrieb und Gelegenheit dazu war hinlänglich gesorgt. Zuerst durch die besonderen kirchlichen Feste des Hauses: St. Leonhards Feier zwei Tage nach Laurentii (12. August), die Feier St. Servatii als Mitpatrons im Mai, die Kirchweih auf St. Leonhardi fünf Tage vor Martini, der Ablaß am Ostermontage. Zu all diesen Festen kam das Stadtvolk in Schaaren gewallt und trug herbei, was es den armen Leuten zuwenden wollte. Besonders reichlich am Ostermontage: von Anbruch des Tages bis zum Abend wurden Spenden auf den Altar des Kirchleins und die Gräber des Kirchhofes niedergelegt, nicht selten sehr kostbare, Silber und Gold. Sie kamen jedoch nicht ausschließlich den Siechen zu gut. Ein Theil war zur Fabrik, d. h. zu Bau und Besserung der Kirche bestimmt, ein anderer gebührte dem Pfarrer, ja zu Zeiten wollte dieser gar alles an sich raffen. Auch unter einander vertrugen sich die Siechen nicht immer zum besten um das, was ihnen zufiel. Diesen vielfachen Hader zu schlichten, trat der Abt von St. Aegidien dazwischen, der an Stelle des Archidiaconus zu Atzum als geistlicher Oberer des Hauses fungierte. Er sprach 1356 jedem Parte ein Drittel zu, und über das Drittel der Siechen traf er nähere Bestimmung. „Da die Siechen" — so heißt es in seiner Verfügung — „mehr als andere Menschen zum Zank neigen, und daher bei dieser Gelegenheit Zwietracht unter ihnen das gewöhnliche ist, dergleichen aber möglich verhütet werden muß, so sollen der Pfarrer und die beiden Vorsteher dies Drittel ebenfalls an sich nehmen und zum Nutzen der Siechen und der Klausnerschen verwenden, oder gleichmäßig unter sie theilen, je wie es ihnen gut dünkt". Hinsichtlich der Opfergaben an den Patronenfesten folgte 1391 ein Ausspruch des Abtes dahin, daß dem Pfarrer davon nur zwei Schilling zustehen, alles übrige die Siechen theilen sollten.

Eine zweite Form der Milde gegen sie waren letztwillige Vermächtnisse. Sie zählen in den auf uns gekommenen Testamenten nach Hunderten; für alle frommen und ehrbaren Leute war es Schicklichkeits- und Heilsgebot, beim Scheiden von der Welt ihrer allerelendesten Armen zu gedenken, und zugleich werden oft auch die Klausnerschen, der Pfarrer, der Opfermann des Hauses bedacht. Kein ersinnliches Bedürfniß, dem so nicht mit größeren und kleineren Zuwendungen vorgesorgt wurde. Am zahlreichsten fielen natürlich geringere vor: etwa ein „Vierding" (eine Viertelmark) zur Austheilung unter die Kranken, die armen Siechen, und die Klausnerschen, oder ein Vierding für eine bei Namen genannte, für jede ihrer Schwestern ein Pfennig und ebenso viel für jeden Siechen in dem großen Hause. Ein ander Mal etwa ein Goldgulden, den armen Leuten ein Bad davon zu halten; dann wieder drei Pfennig für jede Klausnerin und jeden Siechen, drei Loth zu einem guten Fuder Holz und einer Tonne Bier; „auch soll man allen einen guten fetten Hammel und jedem eine Semmel, dem Pfarrer neun Pfennig, dem Opfermann vier Pfennig geben, daß sie Vigilien und Seelenmessen halten zur Tröstung meiner und aller Christen Seelen", so verfügte der Testator in diesem Falle weiter. Auch größere Vermächtnisse aber zu „ewiger Ergötzlichkeit der Armen" sind nicht selten. Da hat 1459 ein Kleriker, Herr Lodewicus Brunow, sieben Mark ausgesetzt, wofür dann beim Rathe eine jährliche Gülte von sieben Schilling gekauft wird: „davon soll man um Antonii den armen Leuten ein Seelbad bereiten und alsdann jedem Siechen und jeder Klausnerin einen neuen Pfennig darreichen mit der Befehlung, inniglich zu beten für die Seelen der Eltern Herrn Ludwigs, auch Hermanns v. Vechelde, seiner Frau und aller Christen". Ein Bürger von Göttingen, Kort Papenmeier, vermacht ihnen 1441 vierhundert Goldgulden, „auf daß sie für seine, seiner Eltern und aller Christen Seelen desto fleißiger bitten. Auch dieses Legat wird beim Rath zu einer ewigen Rente von jährlich sechs Pfund und fünf Schilling ausgethan, „und von dieser Gülte soll man ein Jahr die armen Leute von St. Leonhard mit Wollenwant, Mänteln, Kappen, Röcken [illegible]n bekleiden, das andere Jahr ihnen

Leinzeug bereiten, als Laken und Hemden, oder auch sie beschuhen, wes ihnen je und je am meisten Noth ist". So diese Anordnung, und sie ist nicht die einzige ihrer Art. Ja im Laufe der Zeit wurden ihrer so viele, daß unter den zahlreichen Hochfesten und Haupttheiligentagen des Kirchenjahrs zuletzt nur noch wenige waren, die den Siechen nicht diese oder jene besondere Labe eintrugen. Allemal ist Bedingung oder doch Erwartung der Stifter, daß die Empfänger solche Gutthat durch ihre Fürbitte bei Gott um sie verdienen werden. Eben das war, wie gesagt, deren tröstlicher Beruf, den meisten ohne Zweifel um so tröstlicher und annehmlicher, je mehr er gleich anderen Gewerben sich solchergestalt auch als lohnend bewährte. Noch verlautet von einer ganz absonderlichen Stiftung. Im Jahre 1336 geschah es, daß ein bäuerliches Ehepaar zu Bornum bei Lutter, Dietrich Willering und Grete seine Hausfrau, er wie sie gesunden Leibes, vor dem Rathe den Siechen von St. Leonhard all ihre Güter überwiesen und sich dafür nur eins ausbedangen, daß nämlich die Siechen auf zeitlebens den Mann zu ihrem Knechte, die Frau zu ihrer Magd annehmen sollten. Was die beiden zu so völliger Hingabe trieb, bleibt uns verborgen; war es frommer Liebesdrang, war es Weltüberdruß nach harten Schicksalsschlägen, war es die Sehnsucht, mit dem Opfer ihrer irdischen Wohlfahrt das ewige Heil zu erwerben, war es ein Verlangen nach Entlastung von schwerer Sündenschuld — wer kann es sagen?

Dies allzumal Spenden, die ohne ausdrückliche Nöthigung erfolgten. Nebenher ging der geduldete Brauch, daß die Siechen ihrer täglichen Nothdurft auf täglichen Bittgängen Handreichung heischten. In älteren Zeiten sie selbst mit ihren Klappern, je zwei und zwei wechselnd; hernach der „Glockenmann", ein gesunder Knecht des Hauses, der seinen Namen von der Glocke bekam, womit er den Leuten in den Häusern sich kundgab. Er hielt das ganze Jahr durch in der Stadt seinen Umgang mit Korb und mit Büchse, am Sonntag und Montag in der Altstadt, am Dinstag und Mittwoch im Hagen, Donnerstag in der Neustadt, am Freitag in der Wik, am Sonnabend im Sacke. Was er sammelte, Geld, Fleisch, Brot, Gemüse und andere Speise, wurde täglich unter ihn und die Siechen vertheilt; vorab nahm er für sich alle Woche fünf Groschen und sämmtliche Fische: diese waren den Aussätzigen schädlich. Ihrer vier waren früher noch besonders am Sonnabend vor Ostern ausgegangen, um Eier einzuholen. Von einem Spiele der österlichen Zeit, wobei zwei Partner mit einander gleichsam „rannten", turnierten, indem sie Eier mit den Spitzen zusammenstießen — das berstende verfiel dann dem Sieger — hieß solches Ei „Renn-Ei"; „das Renn-Ei" daher auch jene Sammlung und deren Ertrag, obwohl sie nicht blos Eier, sondern ferner noch andere gute Dinge, Geld, Weißbrot und Festgebäck, eintrug. Um die Unreinen gar nicht mehr unter die Leute zu lassen, wurde später die Auskunft getroffen, daß bei dieser Gelegenheit ebenfalls nur noch die Magd und der Glockenmann sammelten, nun aber an zwei Tagen, am Charfreitag und Sonnabend, und zwar von neun Uhr Morgens. Sie erhielten dafür täglich je fünf Groschen aus der Büchse, von dem übrigen Gelde ward das Licht in der gemeinsamen Stube der Siechen bestritten, auch Bade- und Hausgeräth beschafft, der Rest dann am Ende des Jahres vertheilt. Von den Eiern kamen zwanzig der Frau des Hofmeisters zu; die übrigen sammt Weißbrot und „Klauen", einem Ostergebäck in Halbmondform mit ausgezackten Rändern, theilten die Siechen mit ihr, ihrem Manne und dem Glockenmann; anderes Brot nur unter sich in gleicher Weise wie alles andere, was täglich im Glockenkorbe einkam. (Schluß folgt.)

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1899.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

Januar.

2. Brand der Brachvogel'schen Sägemühlenwerke in Seesen.
3. Max Müller, Professor †.
6. Briegleb, Dr med. in Kissenbrück †.
11. Der Preußische Gesandte Graf Henkel von Donnersmark überreicht sein Accreditiv.
15. Reise des Prinz-Regenten nach Berlin.
18. Rückkehr des Regenten.
19. Die Landesversammlung bewilligt 380 000 M zu Neubauten für die Idiotenanstalt Neu-Erkerode.
24. Versammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
24. Louis Weber, Revierförster a. D. †.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
31. Die Landesversammlung genehmigt den Entwurf für ein neues Wahlgesetz.
31. Hugo Sommer, Oberamtsrichter in Blankenburg †.

Februar.

3. Die Landesversammlung bewilligt 135 000 M für den Bahnbau Duingen — Delligsen.
5. Oeffentliche Versammlung der Braunschweigischen Landes-Rechts-Partei.
7. Die Landesversammlung genehmigt die Aufhebung der Relictenbeiträge zu der Beamten-Wittwen- und Waisen-Versorgungsanstalt.
11. Conferenz von Vertretern des großen Generalstabes, der sämmtlichen Armeecorps und der Eisenbahn-Directionen des Deutschen Reiches, technisch-strategische Fragen betr.
12. Emil von Brömbsen, Oberstleutnant a. D. †.
12. Körber, Landgerichtsrath a. D., † in Bad Harzburg.
13. Das Kalisyndikat (Gewerkschaft Asse) genehmigt den mit der Braunschweigischen Regierung abgeschlossenen Vertrag wegen Verwerthung der staatlichen Kalilager.

14. Die Landesversammlung genehmigt das Gemeindeabgabengesetz und das Ergänzungssteuergesetz.
16. Ernst Ziel, Professor und Gymnasial-Director a. D. †.
16. Die Landesversammlung genehmigt die Aufhebung der Beiträge der Geistlichen zur Landes-Pfarrwittwen-Versorgungsanstalt. — Die Landesversammlung wird bis zum 2. März vertagt.
17. Karl Kuthe, Dr med., † in Schöningen.
18. Otto Hassel, Oberamtsrichter a. D. †.
21. Der Prinz-Regent reist nach Reinhartshausen bei Erbach.
21. Hermann von Semmern, Oberstleutnant z. D. †.
23. Karl Niemeyer, Ober-Postsecretär †.
25. Rückkehr des Regenten.
27. General-Versammlung des Braunschweigischen Kanalvereins.

März.

2. Die Stadtverordneten-Versammlung genehmigt das Statut, die Ordnung der directen Gemeindesteuern betr.
2. Verhandlung im preußischen Abgeordnetenhause, die Beschwerden der Braunschweiger bezüglich der herrschenden Eisenbahn-Verhältnisse betr.
2. Georg Domeyer, Steuer-Inspector a. D. †.
5. Oeffentliche Ausstellung der Entwürfe zum Herzog Wilhelm-Denkmale.
7. Wiedereröffnung der Landesversammlung. — Schlußabstimmung über das Polizeistrafgesetz.
7. General-Versammlung des Landwirthschaftlichen Central-Vereins für das Herzogthum Braunschweig.
8. Assessor Zerbst zum Bürgermeister in Blankenburg erwählt.
10. Die Landesversammlung genehmigt die Vorlage über die neue Zusammensetzung der Landesversammlung.
10. 76. Ordentliche General-Versammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins der deutschen Zuckerindustrie.
11. Die Landesversammlung wird bis zum 25. Mai vertagt.
23. Wilhelm Blasius, Privatgelehrter †.
23. Die Stadtverordneten-Versammlung genehmigt den Ankauf der Façade des Hunneborstel'schen (s. g. Demmer'schen) Hauses und deren Wiederaufbau auf dem Burgplatze.
24. Gust. Heinr. Wiedemann, früher Professor am Collegium Carolinum, Geh. Rath Prof. Dr in Leipzig †.
24. Generalversammlung des Conservativen Vereins.
25. Feierliche Eröffnung der Arbeiten für das Braunschw. Kalibergwerk.
25. Wilhelm Külbel, Steuereinnehmer a. D. in Blankenburg †.

Bücherschau.

Hans Hoffmann, Der Harz. Unter Mitwirkung von Geh. Bergrath Prof. Dr v. Koenen, Prof. Dr Regel, Prof. Dr Peter, Prof. Dr Marshall, Major a. D. Dr Förtsch, Archivrath Dr Jacobs. Leipzig, C. F. Amelang 1899. VIII u. 352 S. gr. 4°. geb. 15 M.

Ein Buch, bei dem Inhalt und Ausstattung in schönstem Einklange stehen, und das wir unsern Lesern recht warm empfehlen möchten. So viel über den Harz auch bereits geschrieben worden ist: mit solch tiefem, sinnigem Naturverständniß, mit solch schönheitskundigem Auge sind seine Reize wohl selten geschaut, niemals dann aber in solch anschaulicher, lebendiger und angenehm unterhaltender Weise dargestellt worden als hier, wo ein wahrer Dichter zu uns redet, dessen Seele frei empfänglich ist für alle Schönheiten, für alle Wechsel und Contraste der Natur, für das Erhabene und das Liebliche, das Wilde und das Milde, das Schrecklichdüstere und das Freundlichheitere u. s. w., und dem ein Gott zu sagen gab, was er über Berg und Thal umherschweifend sah, dachte und fühlte. Es ist ein feingebildeter, weitgewanderter und liebenswürdiger Reisebegleiter, der sich uns hier anbietet. Niemand, auch wenn er noch so genau die beschriebenen Gegenden kennt, wird ohne Belehrung und Genuß mit ihm des Weges ziehen; Vieles, an dem er bislang achtlos vorübergegangen, wird er jetzt mit ganz anderen Blicken betrachten. Und er wird nicht müde werden, dem neuen Führer zu folgen. Denn so lange die Wanderung auch währt: er weiß stets frisch und anregend zu unterhalten, auch über eintönigere Strecken durch anmuthiges Geplauder hinweg zu helfen. Er führt uns kreuz und quer durch das Gebirge und die anliegenden Gelände. Die „Wanderung durch den Harz" theilt er in 15 Abschnitte, deren jeder, mit Lust und Liebe gearbeitet, die gleichen Vorzüge aufweist. In diesen Naturschilderungen und -beobachtungen sehen wir den werthvollsten Theil des Buches; die geschichtlichen Mittheilungen und Betrachtungen, die eingeflochten sind, halten sich nicht immer auf gleicher Höhe. Daß auch der vordere Theil des Buches des Wissenswerthen eine reiche Fülle bringt, dafür bürgen schon die Namen der Mitarbeiter, die Hoffmann mit Recht als Autoritäten auf ihren Gebieten bezeichnet. Es behandelt v. Koenen das Geologische, Regel das Geographische und Klimatische, Peter die Flora des Harzes, Marshall die Thierwelt, Förtsch das Vorgeschichtliche und im Anschluß hieran Jacobs das Geschichtliche und Culturgeschichtliche. Reich und vornehm ist auch der Bilderschmuck des Buches, der in 17 Vollbildern und zahlreichen dem Texte eingefügten Abbildungen die schönsten Punkte des Harzes in trefflich gewählten und gut ausgeführten Lichtdruckbildern uns vorführt. Wir zweifeln nicht, daß das Buch bei allen Besuchern unserer schönen Harzberge sich schnell zahlreiche Freunde erwerben wird.

// Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 2. 28. Januar 1900.

[Nachdruck verboten.]

Das Siechenhaus zu St. Leonhard.

Von Ludwig Hänselmann.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Dies die regelmäßige Uebung. Unter den alltäglichen Umständen litten die Siechen dabei keine Noth. Hin und wider jedoch kamen Zeiten ungewöhnlichen Bedarfs an baarem Gelde, wenn ihr Haus etwa baufällig wurde oder sonst große Ausgaben vorfielen, die mit den täglichen Almosen und den fundierten Einkünften des Spitals nicht mehr gedeckt werden konnten. Dann riefen sie auch die Barmherzigkeit anderer Christen weit und breit an, und hierin förderte der Rath sie durch besiegelte Zeugnisse und Fürschreiben, womit er ihre Boten versah. Acht Mal hat er dergleichen in den Jahren 1394—1411 ausgestellt, jeden auf drei Jahr: ein Beweis, wie weit hinaus diese Bittfahrten gingen. Die allemal gleichen Formulare der Briefe sind charakteristisch für die Zeitanschauungen. „Die Siechen vor unserer Stadt", heißt es da, „schmachten in Armut und können ohne Beisteuer der Gläubigen nicht bestehen. Dieweil aber ihre anhaftende Plage ein Abscheu der Gesunden ist, und demnach sie nicht selber heischend umschweifen können, müssen sie Boten bestellen. Auf daß diese nun nicht in den Verdacht des Betrugs fallen, wie solches zu schwerem Schaden der Siechen nicht selten geschieht, so haben wir ihnen gegenwärtigen Brief als ein Zeugniß gegeben, der Zuversicht, daß Alle, die ihn sehen, dem Elende unserer armen Siechen ein Herz der Erbarmung zuwenden und nicht nur ein Jeglicher selbst die milde Hand für sie aufthun, sondern ihre Werbung auch bei Anderen nach Vermögen fördern werden. Denn diesen mit unheilbarer Krankheit geschlagenen Märtyrern Christi durch Almosen und andere Werke der Liebe beizustehn, ist der Barmherzigkeit allergrößtes Werk und schließt die Verdienste aller Tugenden in sich".

So wirkten hier auf vielerlei Art reifer Rath und innige Erbarmung zusammen, die Gefangenen und Märtyrer Christi zu versorgen. Ueber menschliche Kraft ging, ihr schweres Kreuz von ihnen zu nehmen, ja auch nur es vergessen zu machen; von grausamer Leibesnoth, unsäglichen Seelenängsten würde, wenn sie Zungen hätten, jeglicher Stein des grauen Kirchleins schreien können, das sich noch heute als letzter erkennbarer Rest des alten Siechengewesens inmitten seines Friedhofs erhebt. Bei alledem jedoch bietet das Leben dieses Hauses in seiner gesammten Erscheinung auch Momente, die tröstlich und versöhnlich berühren. Es spiegelt sich anschaulich genug in seinen Gesetzen und Ordnungen wider, die alles umfassen, was die Siechen von der Stunde ihres Eintritts in dies Haus bis zu der, da sie hinausgetragen wurden, betraf.

Wer in das Haus zu St. Leonhard begehrt, der muß erstlich beweisen, daß er Bürger zu Braunschweig oder Bürgerin, Bürgerssohn oder -tochter ist, zum andern, daß er unrein; denn Gesunde oder andere als Aussatzkranke soll man nicht darein nehmen. Spricht er die Vorsteher dann um eine Pfründe an, so heißen ihn diese hinaus nach St. Leonhard gehen und den Hofmeister zu ihnen bescheiden. Dem befehlen sie, den Siechen anzusagen: da sei eine kranke Person, die gebe sich an, mit der Plage des Spitales behaftet zu sein, möchten also sie vor sich kommen lassen und sämmtlich besichtigen. Bei ihren Eiden und Verlust ihrer Pfründen dürfen sie dabei nicht nach Gunst oder Freundschaft, Haß oder Neid, Willen oder Unwillen sehen, sondern redlich nach ihren fünf Sinnen und bestem Verstande sollen sie die Wahrheit erforschen und bekunden.

Wenn sie die Plage erkennen, bleibt der Kranke sogleich im Spital, denn je eher er sich von den Seinen absondert, desto besser. Andernfalls entläßt man ihn auf weitern Bescheid. Zweifeln die Schauer, oder sind sie der Meinung, dem Kranken sei vielleicht noch zu helfen, so nehmen sie sich seiner mit Schmieren und Baden an, sofern er derweil sich in Essen und Trinken erhalten und seine Pfleger lohnen kann. Wird er darnach rein, so mag er sich wieder zu den Seinen verfügen; wo nicht, so bleibt er im Spital. Ist der Befund ungewiß, oder mißtraut der Kranke, mißtrauen seine Freunde und Nachbarn so oder so dem Spruch der Siechen, dann mag er sich nach Göttingen, Duderstadt, Paderborn oder Herford auf öffentliche Schau begeben und dort Gewißheit suchen.

So wenn Einer sich freiwillig angiebt. Gleichermaßen wird mit Denen gehandelt, die Anderen aussatzverdächtig erscheinen. Werden sie hier unrein befunden und nicht etwa draußen der Inzicht entledigt, so müssen

sie auch wider ihren Willen sich von den Gesunden hinweggeben und sich ins Spital nehmen lassen. Und von Stund dürfen sie von dem Hofe nicht weiter mehr gehn als in die Kirche, es sei denn mit der Vorsteher Wissen und Willen. Denn sie sollen sich gänzlich des Umgangs mit Gesunden enthalten, und haben sie ja noch mit solchen, den Vorstehern oder sonstwem, zu reden, so müssen sie sich allemal unter den Wind stellen, daß er vom Gesunden auf sie weht.

Der Unreine wird zu St. Leonhard ohne Entgelt aufgenommen: dafür mag er Gott, dem ehrbaren Rathe und dieses Hauses Stiftern und Wohlthätern danken. Seine eigenen Kleider jedoch, Betten, eine Bettsponde, Laken und was er an anderm Geräth braucht, hat er mitzubringen, muß auch den Siechen zum Antritt ein Liebesmahl geben: eher läßt man ihn nicht zu seiner Pfründe. Vermag seine Armuth dies nicht, so leihen ihm die Vorsteher das nöthige aus dem Vorrath des Spitals und kürzen es hernach an seiner Pfründe, in deren Genuß er von dem der Collatien nächst folgenden Sonnabend einrückt.

Zu dieser Mahlzeit gehört ein Ochsenviertel und was zur Bereitung an Kraut und Rosinen erforderlich ist, anderthalb Hammel oder Kalb, ein Viertefaß Rüben oder zwei Schock Möhren, vier Pfund Reis, anderthalb Pfund Butter, ein halb Quartier Saffran, ein Loth Ingwer, ein halb Faß Matthierbier, ein halb Viertel Salz, eine gute Fuhr Buchenholz zur Heizung der großen gemeinsamen Stube und ein neuer Halbscheffelsack. Dem Hofmeister gebühren für Handreichung fünf Groschen, der Magd und dem Glockenmann je drittehalb.

Jeder Sieche bewohnt eine eigene Kammer und hat einen Keller, freie Heizung und frei Licht in der großen gemeinsamen Stube, frei Holz zum Kochen und Backen. Alle Sonnabend wird ihm ein gewisses an Geld dargereicht und täglich um vier Pfennig Brot. Wer dies Freibrot nicht essen mag — kann er, so soll er sich anderes aus seiner Tasche kaufen; wer davon erübrigt, dem wird keins mehr gereicht, bis er den Vorrath verzehrt hat. Hinwiderum legt man ihm zu, wenn sein Theil für ihn nicht langt. Michaelis oder Weihnacht wird jedem ein Himpten Weizen ausgemessen, den mag er zu Behuf seiner Kleidung verkaufen. Des Glockenmanns Büchse und Korb werden täglich vertheilt; zu Ostern das Renn-Ei. Außerdem hat jeder Sieche seinen Antheil an dem Obste, der Graswerbung und anderen Erträgen beider Gärten.

Wird einer gebrechlich oder so alt, daß er seiner nicht mehr selbst warten kann, so gehen ihm die übrigen zur Hand, oder aber die Vorsteher befehlen es dem, der es am besten vermag. Der nimmt dann des Kranken Gebühr auf, versorgt ihn mit Essen, Trinken und anderer Nothdurft, pflegt ihn selber oder hält dazu Jemand. Stirbt in seiner Pflege der Kranke, so wird ihm auch der Nachlaß — außer Kleidern und Bett, worein sämmtliche Sieche sich theilen. Stirbt einer ohne solche besondere Wartung, oder haben die andern allesammt ihn gepflegt, so treten sie die Erbschaft gemeinschaftlich an, und hat daran sonst Niemand ein Recht. Nur eine Mahlzeit und die Kosten der Bestattung sind vorab zu bestreiten. Der Todten Freunde und Bekannte in der Stadt sowie etliche Schüler des Klosters St. Aegidien bittet man dazu, und also unter Sang und Geläut wird er zur Ruhe gebracht.

Als eine Stätte des Friedens, der Stille, der frommen Ergebung stellt in diesen Statuten sich das Haus zu St. Leonhard dar. Sie waren mit bestem Bedacht dahin gemeint, seinen Elendsgenossen soviel gut Gemach zu bereiten, wie sich ihrer Geschlagenheit nur abringen ließ. Die Wirklichkeit hat freilich jenem Bilde, dieser Absicht nicht immer, vielleicht niemals völlig entsprochen. Haß und Neid, Zank und Hader, Ungenügsamkeit und Murren, manch Gelüsten nach versagten, unerreichbaren Gütern und Freuden der Welt sind auch hier eingedrungen. Wahrscheinlich, wie denn Menschenart ist und immer war, gleich von Anbeginn her, jedenfalls aber dann, als nach und nach der Aussatz seltener wurde, als nicht mehr Aussätzige allein, sondern vielfach auch andere, von verwandten und äußerlich ähnlichen, aber doch weniger furchtbaren und ansteckenden Krankheiten Befallene hier Aufnahme fanden, und endlich gar der Mißbrauch sich einschlich, die Pfründen als Mittel der Versorgung anzusehn, die auch Gesunde begehrten, und die die Gebietenden nach Gabe und Gunst und keineswegs immer den Würdigsten verliehen. Diese Wendung scheint bereits vor der Mitte des 15. Jahrhunderts begonnen zu haben. Schon eine Spitalsrechnung vom Jahre 1426 — die erste und lange Zeit die einzige, die auf uns gekommen ist — weist Fälle von Pfründenkauf aus, ohne freilich zu ergeben, ob es Gesunde oder Kranke und namentlich Aussätzige waren, die dergestalt aufgenommen wurden. Aber zwanzig Jahr später werfen Gilden und Gemeine unter anderen Forderungen wider die Herrschenden im Rathe auch die auf, daß man wieder wie vor Alters die Pfründen zu St. Leonhard nur Bürgern und Bürgerinnen, ohne Entgelt, rein um Gottes willen leihe, und die Klage über Willkür und Mißbrauch an diesem Ende kommt auch in der Folge nicht zur Ruhe.

Jener Hausordnung folgt noch eine Reihe von Artikeln, die einen merkwürdigen Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters liefern — ein Bild lebensfreudiger Lustbarkeit, die hier, an dieser Stätte des Jammers, nicht wenig überrascht.

Alljährlich am Sonntag nach Laurentii (10. August) war fremden, umziehenden Armen und Siechen gestattet, zu St. Leonhard ein Mahl anzurichten und die heimischen zu laden, „um ihren Pfennig“, wenn sie wollten, mitzuthun. Die Erlaubniß zu dem Feste mußte vier Wochen vorher bei den Vorstehern nachgesucht werden; ward sie nicht geweigert, dann hatten die Genossen sich auf folgende Ordnung zu verpflichten.

Sonnabends, wenn die Fremden dahergereist kommen, sollen sie sich nicht übertrinken, keinen Tanz, kein „juchent vnde tuchent“, kein Würfel- oder Kartenspiel halten, auf daß sie am Sonntag nicht [illegible] n die Kirche zu gehen [illegible] Wort [illegible] ntags am [illegible] soll

nicht gespeist, sondern soll damit inne und der Keller verschlossen gehalten werden; fällt der Sonntag nach Laurentii so, daß zu St. Leonhard Nachmittags gepredigt wird, so sollen sie zuvor eine Mahlzeit nehmen dürfen, hernach aber wieder allesammt zur Kirche gehen und ihre Collatien anstehen lassen. Ebenso, wenn der Pastor ihnen werkeltags predigen will.

Die Zusammenkunft währt voll fünf Tage, bis Donnerstagabend. Vor zehn Uhr Morgens aber soll an keinem Tage geschmaust und gezecht werden. Des Branntweins sollen alle sich gänzlich enthalten, allem Juchen und Tuchen soll gewehrt werden, damit den Vorüberwandernden und den Armen im Spitale kein ärgerlich Exempel erwachse. Vor der Mahlzeit soll man beten, nach der Mahlzeit Gott danken, hernach im Tanzen und Springen sich züchtig bezeigen, unzüchtige Lieder völlig meiden; mit dem Tage sich zur Ruhe begeben, abends keine Lichter anzünden noch bei Lichte zu Bette gehn, die Armen zu St. Leonhard in Frieden lassen, keinem in seinem Gemach, seinem Keller oder sonstwo im Hause Verdruß oder Ueberlast anthun. Und Donnerstag am Abend soll diese Ergötzung zur Endschaft gerathen.

Diese Ordnungen werden den Fremden bei ihrer Ankunft vorgelesen: wer ihnen nicht gehorsamen will, der mag des Gelages sich enthalten und fürder seines Wegs ziehn und wandern. Die mit Keifen, Hadern, Streiten oder sonstwie sich ungebührlich halten, werden an den ersten drei Tagen von den anderen Ihresgleichen gestraft; über das was sich später derart zuträgt, erkennen die Vorsteher. Bei gröblichern Vergehungen aber, wie Schlagen, Raufen, Verwunden 2c., auch wenn es an den ersten Tagen vorfällt, behalten die Vorsteher Macht, entweder den Fall von den Armen unter sich ausmachen zu lassen, oder selber zu strafen, oder endlich die Sache dem Rathe zu melden.

Wer dieser Ordnung in einem oder mehreren Punkten nicht gehorsamt, dem wird bedeutet, sich des Hofes zu St. Leonhard fürder zu enthalten, oder anderer, eindringlicherer Strafe des Rathes gewärtig zu sein. Auch darf keiner in der Stadt mit der Klapper umgehen und betteln; dahingegen ist den Fremden erlaubt, alle Monat einmal nach St. Leonhard zu kommen, dort über Nacht zu bleiben und zum Abschied ein Almosen zu nehmen. Unterstehen sie sich aber, bei der Einkehr verbotener Maßen „to heilen vnde to heischen“, oder aber mit Fressen, Saufen, Singen und Springen zu ungelegener oder ungebührlicher Zeit, am Sonnabend, Sonntag oder sonst an einem heiligen Fest, sich zu verhalten, so werden sie zum ersten Mal verwarnt; achten sie das nicht und kommen zum andern Mal wieder, so wird ihnen das Almosen geweigert; beim dritten Mal, daß sie also eines ehrbaren Rathes Gebot und Verordnung in den Wind schlagen, werden sie vom Hof ausgesperrt und leidet man hinfürder sie dort nicht mehr, sie hätten denn zuvor bei den Vorstehern wieder guten Willen gemacht. „Würden sie auch dieses verachten und trotzdem sich noch des Bettelns in der Stadt unternehmen, so soll es dem Rathe hinterbracht werden, und mögen sie ihre Gefahr stehn, was ihnen begegnen wird“.

III.

Die erste Redaction dieser Ordnungen wird in das Jahr 1356 gesetzt. Sie ist nicht erhalten, es liegt nur eine jüngere vor, aus den achtziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts, und einiges darin, wie die Vorschriften wegen Betheiligung der fremden, hier zum Schmause versammelten Siechen am Gottesdienste, trägt unverkennbar lutherisches Gepräge. Alles übrige hingegen ist von solcher Alterthümlichkeit, daß man es getrost als von langer Zeit hergebracht ansprechen darf.

Von Beginn bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts versiegt die Ueberlieferung des Hauses fast ganz. Die Rechnung vom Jahre 1567 ist auf uns gekommen; sie ergiebt, daß das Spital dreizehn Sieche verpflegte, daß deren „rechte pflicht“, d. h. das, was an sie regelmäßig verabreicht werden mußte, auf rund 230 Gulden angeschlagen wurde, der Gesammtbedarf des Haushalts 881, seine Einnahmen 1154 betrugen, und demnach ein Ueberschuß von 273 Gulden blieb. Sonst ist aus dieser Rechnung keine große Bereicherung unserer Kunde zu schöpfen, noch weniger aus den städtischen Acten jenes Zeitraums. Offenbar aber hatte die Reformation eine wesentliche Aenderung nur in den Kirchengebräuchen der Siechen gebracht — ihr übriges Leben bestand ungefähr auf dem alten Fuße weiter. Dies bestätigt ein Denkbuch, das die Vorsteher 1581 angelegt haben, und nach manchen Seiten hin fällt von daher auf dies Wesen ein Licht, das vieles, was die frühere Ueberlieferung nur verstückt und in ungewissem Halbdunkel vorführt, bestimmter und klarer zur Anschauung bringt.

Von den auswärtigen Gütern des Hauses ist manches abhanden-, dies und das hinzugekommen. Es besitzt vier Meierhöfe zu Bornum bei Lutter, zu Bornum bei Kissenbrück, zu Remmlingen und zu Woldwiesche, zwei Kothöfe zu Remmlingen, je einen zu Burgdorf bei Lichtenberg, zu Evessen, Flachstöckheim und Rautheim, sonstiges Feldgut zu Berklingen, Jerxheim, Seinstedt und Winnigstedt — insgesammt 68½ Hufe. Die Meier zinsen beides, Geld und Korn, die Köter und anderen Zinsleute nur letzteres. Der halbe Zehnt zu Kneitlingen trägt je fünf Scheffel Weizen, Roggen und Gerste ein, für jedes Lamm einen Pfennig, für jedes Füllen zwei; den Fleischzehnt theilen die Pfründner. Die zwei Hufen bei St. Leonhard, 68 Morgen, wurden bis dahin auf eigene Rechnung des Hauses beackert, auch hielt es sieben Kühe, die eine Meierin abwartete. Von dieser Wirthschaft aber hatten die Pfründner sowohl wie ihre Vorsteher manchen Verdruß, und so wird sie nun aufgehoben, das Ackerland parcellenweis, je um einen Gulden der Morgen, ausgethan, die Heerde abgeschafft. Des Hauses Windmühle vor dem Aegidienthore ist für zwanzig Gulden jährlich verpachtet; das Korn der Siechen mahlt der Müller unentgeltlich. Für belegte Capitalien zahlt der Rath aus dem Schosse, zahlen Bürger in allen fünf Weichbilden von ihren Häusern Pfennigzinse. Insgesammt hat das Haus an baarem Gelde 315 Gulden 15 Groschen, an allerlei Korn 108½ Scheffel einzunehmen.

Das Siechenholz steht „etwas dick von Buchen und Heinebuchen". Um den jungen Eichen Luft zu schaffen und nicht mehr wie bisher das benöthigte Holz kaufen zu müssen, lassen die Vorsteher nun zwanzig Schläge abtheilen, treiben jährlich einen ab und verkaufen, was von dem gehauenen Holze nicht zum Bau und zur Feuerung gebraucht wird.

In der Nähe des Spitals und der Klause, muthmaßlich auf dem heutigen Leonhardsplatze, ist ein „Blek", d. h. ein Flecken, entstanden. Darin auch ein Pockenhaus, das aber mit dem Siechenspitale in keinem Connex steht, sondern eigene Vorsteher hat und dem Weichbilde Hagen angehört. Sonst erfahren wir vorerst von nicht mehr als vierzehn Häusern, die für gewisse Kaufgelder und jährliche Zinse auf Lebenszeit der Inhaber ausgegeben sind; auf einer noch freien Stätte baute sich mit Zustimmung der Vorsteher neuerdings ein Ehepaar an. Die Vorsteher richten über Unfug der Einwohner und wenn einer ohne ihre Erlaubniß etwa Fremde bei sich aufnimmt; schwerere Vergehung gehört vor den Rath in der Altstadt, und diesem schoßt Jeder im Bleke, einerlei ob er selber eigen Feuer und Rauch hat, oder ob er bei Anderen einliegt, einen halben Thaler jährlich, den die Vorsteher allemal am Sonntag vor Martini anzusagen und am Montag auf dem Rathhause abzutragen haben. Der Bürgerschaft aber ist diese Pertinenz und Dependenz des Spitals ein Dorn im Auge, denn es wohnen dort auch Höker und Handwerker, die aus der Umgegend Zuspruch gewinnen, der bürgerlichen Nahrung also Abbruch thun: im Jahre 1584 verbietet der Rath, hier noch ferner neue Häuser zu bauen. Doch geht es damit wie mit manchem Mandat und Edicte der Ehrbaren Weisen: das Blek wächst fort und fort nach zwanzig Jahren umschließt es mit mehreren Straßen einen räumlichen Markt. Wie am Ende dann kurzer Proceß mit ihm gemacht worden ist, wird noch mitzutheilen sein.

Der Hofmeister hält seit zwanzig Jahren beim Spital einen Krug, den vielfach auch Bürger besuchen; die Magd hat angefangen, Wandrer zu herbergen. Auch darum ist viel Mißmuth und Redens in der Stadt, 1584 wird beides gleichfalls untersagt, nach sechs Jahren dann aber der Bierschank des Hofmeisters wieder gestattet, nur soll er fortan dem Spital von jedem Fasse zwei Mariengroschen Kufenschilling zahlen.

In der Klause sind sieben Schwestern, der Siechen 1581 ebensoviel, und zwar mehr Frauen als Männer; 83 nur noch sechs, 89 wieder acht, sieben Schwestern und ein Bruder. Im Durchschnitt ist also ihre Zahl seit 1567 um die Hälfte geschwunden. Allein hieraus auf eine entsprechende Abnahme des Aussatzes schließen zu wollen, wäre mißlich — um so mißlicher, als fraglich erscheint, ob die Spittler dieser Zeit wirklich allesammt noch Aussätzige in dem alten, schlimmsten Sinne des Wortes sind. Allerdings, nach wie vor gilt das Haus als das Spital der „mit der plage des vthzattes" Geschlagenen, wie es denn noch hundert Jahr später den Namen „Leprosenhaus" führt; und von mehren seiner Insassen während dieser achtziger Jahre wird ausdrücklich gesagt: sie seien aufgenommen worden, „dewile idt sich befunden, dat se mit dem spithal, dem vnflat, der swaren kranckheit des spittal behaft sind". Aber manches was daneben verlautet, läßt kaum zu, diese Ausdrücke wörtlich zu verstehen, noch weniger, sie auf alle Insassen zu beziehen.

Ein Mann, der 1552 in's Haus gekommen ist, lebt noch zweiunddreißig Jahr; er nimmt eine 1568 zugelassene Sieche zur Frau, sie überlebt ihn und wird nach seinem Tode von den anderen an seiner Statt zur Aeltesten und Obern gewählt. Ein zweiter Mann lebt elf Jahr, eine andre Frau vierzehn im Spital; eine einzige stirbt bald nach ihrem Eintritt. Ein vierzehnjähriges Kind, nach vier Jahren anscheinend genesen, kehrt zu seinen Eltern zurück, muß dann nach vier Monaten wieder in's Spital gegeben werden, verheirathet sich aber im folgenden Jahre mit einem jungen Knecht aus Wildeshausen. Eine Gesunde begiebt sich zu täglicher Handreichung und Pflege in Dienste bei den Siechen und zieht nach vier Jahren, gesund wie sie gekommen, wieder ab. Einer Magd, die nach zwanzigjährigem Dienste in Braunschweig gebrechlich geworden, wird die Pfründe von den Vorstehern geweigert, weil sie weder aus der Stadt, noch sonst aus dem Gebiete des Raths gebürtig ist; auf Fürspruch ihres Gönners, des altwiker Bürgermeisters Hans Becker, legt sich aber der Küchenrath in's Mittel, daß sie aufgenommen wird. Und endlich: außer Hader- und Raufteufeln — so oft ihr Gesindlein in Toben verfällt, wird ihm auf acht und vierzehn Tage „de korff vpgetogen", die Pfründe gekürzt — geht im Hause demnächst noch ein andrer böser Geist um; er fährt eines Tages in den einzigen Pfründner und zerrt ihn in's Blek, wo selbiger sich dermaßen volltrinkt, „dat de fruwen on hebben to bedde trecken moten". War Unfriedsamkeit allerdings auch bei wirklich Aussätzigen heimisch, ja ihr eigentlicher spiritus familiaris, stand möglicher Weise hernach auch der Branntwein bei ihnen in einiger Gunst — zum Einbruch in öffentliche Schenken waren ihnen jedenfalls doch die Wege verlegt. Kurz, dem Bilde einer rettungslos dem Tode verfallenen und Jeden, der unter ihr lebt und in nähere Berührung mit ihr kommt, in gleiches Verderben nachreißenden Siechengemeinde fügen all jene Züge sich nicht ein. Vielmehr muß man annehmen, daß zu dieser Zeit unter „Aussatz" und seinen Synonymen schon auch andere, nach Wesen und Symptomen verwandte, aber weniger ansteckende und bösartige Uebel mit einbegriffen waren, die Organisation der Leprosenpflege schon auch zur Linderung anderer Noth diente.

Nach Abschaffung der Hofwirthschaft mußten die Bezüge der Pfründner in mehren Stücken neu geordnet werden. Worin und wiefern, wird nicht gesagt und würde durch Vergleichung nicht auszumitteln sein, da wir das frühere Herkommen nicht in allen Einzelheiten kennen. Muthmaßlich ward das eine und andre naturale, das jetzt nicht mehr ins Haus wuchs, compensiert. Keinesfalls ist schon diesmal das alte System der Verpflegung nach neuen ökonomischen Principien irgend wesentlich [illegible] worden.

Den Pfrün[illegible] aumt wird alle Jahr ein fetter Ochse [illegible] an den [illegible]

Gevattern", wie den Siechen ihre Vorsteher hießen, „ihn zu geben beliebt". Außerdem alle Sonnabend zwei Gulden Fleischgeld; um Michaelis und um Ostern eine halbe Tonne Bier; um Michaelis auch fünf Scheffel Gerste, um Ostern ein gleiches Maß Weizen zum Hausbräu; um Advent und in den Fasten je eine Tonne Häring, anderthalb Scheffel Weizen und fünf Scheffel Hafer zu Grütze; um Advent auch anderthalb Tonnen Butter; zu Lichtmeß ein halber Centner Speck und acht Schilling zu Licht in der gemeinsamen Stube; in den Fasten für zwölf Schilling Krengeln und zwölf Schilling für Weißbrot — letztes Geld vom Kapitel in der Burg; zu Pfingsten Rindfleisch; auf Pantaleonis ein halbes Pfund Wachs in die Kirche, sechs Pfund Speck und für drei Pfennig Knoblauch. Wenn der Roggen geerntet ist, wird jedem der Pfründner ein Scheffel „zu Hilfe seiner Kleidung" ausgemessen; um Advent erhält jeder das eine Jahr vierzehn Ellen Leinwand und ein Paar Schuh, das andre einen Gulden zu Wollengewand. Achtzehn Gulden sind jährlich als Holzgeld ausgeworfen, dafür lassen die Vorsteher je nach Bedarf die große Dornse, die Kranken- und die Badstube heizen. Zum Waschen und Kochen wird unter die Siechen, den Hofmeister und den Glockenmann vertheilt, was beim Bau an altem Holz und an Spähnen abfällt: wer damit nicht auskommt, muß das fehlende kaufen.

Denn für den baaren Pfennig ist ebenfalls gesorgt. Alle Sonnabend werden jedem Pfründner sechs Groschen gereicht, jeden Monat haben alle mit einander zwei Gulden, alle Vierzeiten einen zu theilen. Den letzten in Folge einer Stiftung, und aus Stiftungen fallen ihnen Monat um Monat noch andre Spenden zu, je eine oder mehre, bald große bald kleine. Es würde nicht lohnen, sie einzeln aufzuführen; die beträchtlichste, fünfundzwanzig Gulden, erfolgt im December, am Lucientage; dem halben Gulden an Heiligen Christs Abend wird ein Schilling zugelegt: „den bringt he midde", der Weihnachtsmann nämlich; „de kolde Pawel" heißt ein Gulden auf Pauli Bekehrung.

An den meisten sowohl dieser wie jener Spenden haben der Pfarrer und der Opfermann, der Hofmeister, der Glockenmann, die Magd Theil, an dreien auch die Schwestern in der Klause.

Der Glockenmann geht nach alter Weise mit Korb und mit Büchse in der Stadt um. Zwei Wochenerträge seiner Sammlung sind verzeichnet: das eine Mal, 1581, bringt er 56 Brote heim, Fleisch aus allen Scharren, „grünen", d. h. frischen, und Stockfisch, Kohl, Möhren und sonstiges Gemüse, an Geld einen Gulden acht Schilling neun Pfennig; zum andern, zwei Jahr später, nur 24 Brote, 81½ Pfund, an sonstiger Kost und an Geld etwa eben soviel wie zuvor. Alles geht in dreizehn Theile. Zum Renn-Ei kommen 1584 an Eiern sechs Schock und fünfundzwanzig, für zwölf Schilling Weiß-, für achtzehn Schilling Roggenbrot und baar fünf Gulden sieben Groschen ein.

Dieser Pflege aber sollen sich die Armen auch würdig erzeigen, in Gottesfurcht leben, beim Aufstehn und Zubettegehn, vor und nach den Mittags- und Abendmahlzeiten fleißig beten und die vorgeschriebenen geistlichen Lieder singen; die starken unter ihnen, je wöchentlich wechselnd, alle Mittag, gleichwie dies in der Stadt geschieht, die Betglocke läuten; alle miteinander, sofern sie nicht bettlägerig sind, sowohl Sonntags wie wenn ihnen werkeltags gepredigt wird, die ersten in der Kirche, die letzten daraus sein, und alle sechs oder höchstens acht Wochen zum Abendmahl gehn. Was die Vorsteher selbst oder auch durch den Hofmeister heißen, dem sollen sie folgen und ebenermaßen ihrem Obern und Aeltesten in billigen und ehrlichen Dingen gehorchen. Sie sollen unter sich Frieden, Freundschaft und Einigkeit halten wie Brüder und Schwestern, ohne Unwillen, Feindschaft, Haß und Neid. Wer wider den andern etwas hat, der klage es den Vorstehern, so wird ihm Frieden geschafft werden, zu welchem Zweck diese alle sechs Wochen solche Spänne verhören und darüber wie auch über Vergehung, als Fluchen, Schwören, unzüchtige Worte und Leibesgeberden, Leichtfertigkeit und Ueppigkeit in Kleidern, richten wollen. Daß sich die Armen aller Missethat, als Zauberei, Hurerei und Unkeuschheit, Raufens und Schlagens, Mordens und Stehlens, enthalten sollen, haben sie auch wohl zu gedenken, damit sie dem Diebshenker nicht in seine Stricke gerathen. Uebertreter, sofern sie nicht in schwerere Buße verfallen, wollen die Vorsteher den übrigen zum Abscheu je nach Größe der Verwirkung an ihren Aufkünften oder sonst in Strafe nehmen; nicht weniger die Hehler, die verschweigen, was sie sehen und erfahren, das strafenswerth ist. Dem Belieben der Vorsteher ist überlassen, die aufkommenden Brüche entweder in die jährlich zu vertheilende Rennei-Geldbüchse zu stecken, oder innezubehalten und zum Besten des Hauses zu verrechnen. Klärlich stellt sich in diesen Ordinanzen vor Augen, wie schwer und erfolglos die frommen Gedanken, auf die dies Haus gegründet war, wieder und wieder mit der Unvernunft, Rohheit, Hinfälligkeit und Bosheit der Spittler im Kampfe liegen mußten.

Den wandernden Siechen, die bei St. Leonhard vorsprechen, verehren die Vorsteher allemal jedem einen Groschen. Ihrer fünfzig werden so 1581 beschenkt, siebenundfünfzig im Jahre darauf. Ein concreteres Bild dieses Zulaufs geht aus der Rechnung von 1567 auf. Fünfmal in diesem Jahre kehren „wandernde ellende" ein, je fünf, sechs und sieben, einmal vierzehn, zu ihrem „convent" um Laurentii, am 12. August, vierundzwanzig. Der gewöhnlichen Gäste sind fünfzehn bei Namen, darunter drei Paare, deren eins sich alle fünf Mal, eins, zu drei Malen einstellt; dreimal auch ein einzelner, ein anderer zweimal, die übrigen jeder nur einmal. In der nähern Umgegend sind die meisten zu Haus: zu Gleidingen, Halchter, Sottrum und Thiede, andere zu Liebenburg, Goslar, Osterwiek, zu Bernshausen bei Duderstadt, zu Sibbesse bei Gronau; ungewisser Herkunft ein „Henni van Meile". Nach Analogie (Gleidingen schreibt der Rechnungsführer „Glede") könnte „Meile" etwa Meilingen sein, und zwei Oerter dieses Namens, Hinter- und Nieder-Meilingen, liegen in Nassau. Ob aber Sieche aus so weiter Ferne sich herverirrt haben, mag man zweifeln.

„Gesinde" des Hauses sind der Pastor und der Opfermann, der Hofmeister und der Glockenmann. Einer Magd wird für diesmal nicht gedacht.

Der Pastor hat jährlich fünfzig Gulden und 7½ Scheffel Roggen Besoldung, dreizehn Gulden Hauszins — er wohnt in der Stadt — und zudem noch die Nutzung eines Gartens von 2½ Morgen im Bleke. Seine Pfründenantheile sind zusammen auf fünf Gulden angeschlagen. Von der Klus bekommt er zwei Scheffel Roggen, vom Pockenhause fünf Gulden. Zugleich ist er Pfarrer im Marienspitale zu Braunschweig und als solcher mit vierzig Gulden versehen. Dem Opfermann, der gleichfalls in der Stadt, zu St. Johannis am Kirchhofe, wohnt, sind acht Gulden und ein halber Scheffel Roggen ausgeworfen; seine Pfründenantheile belaufen sich auf ungefähr anderthalb Gulden.

Der Hofmeister wohnt frei auf dem vormaligen Ackerhofe im Bleke. Wie er, so genießt auch seine Frau einer Pfründe, d. h. beide bekommen von allem, was den Siechen vermacht ist, zwei Theile. „Wollen si sich der gebur nicht vorholden, so sal alle sonnauend ohr paschedach (Ostertag) sein", mit anderen Worten: sie dienen auf wöchentliche Kündigung. Ein Vorbehalt, der unheimlich tief blicken läßt, und in der That kommt er den Vorstehern bald einmal trefflich zu statten, wovon noch zu sagen sein wird. Auch dem Glockenmanne traut man nicht recht: er soll alles, was er wöchentlich sammelt, in das Haus eines Vorstehers bringen, „dan men wolde wetten, wo hoch idt sich werde erstrecken, vnd auch vmme vordachtes willen, so by dussem klockeman forgefallen was". Er hat eine Pfründe, zwei Gulden acht Groschen und noch sechszehn Groschen, sich seine Geräthschaft zu halten.

So diese Neuordnung. Sie hatte keinen langen Bestand, schon nach zwei Jahren wird sie abermals geändert und diesmal zum Theil bereits stark modernisiert.

Inzwischen mußte nämlich das Spital von Grund auf neu gebaut werden, und die Kosten, gegen 900 Gulden, überschritten die vorhandenen Mittel um 179. Die Mehrausgabe einzubringen, werden 1583 die meisten periodischen Bezüge der Pfründner zum Besten der Kasse abgelöst. Sie empfangen hinfort alle Sonnabend einen halben Thaler; dagegen aber bleiben ihnen nur noch die Erträge des Glockenkorbs, der Büchse und des Renn-Eis — „so lange wi de erholden kunnen". Diese Clausel der Vorsteher weist auf das Umsichgreifen abfälliger Stimmungen hin: die Bürgerschaft hat jetzt das ihrige selber groß nöthig, für das Siechenhaus eigentlich nichts übrig, zumal dessen Elend sich nicht mehr so erschütternd wie vor Zeiten den Sinnen aufdrängt. Falls die Sammlungen abgeschafft werden oder etwa den Brotbedarf nicht decken, soll hinlänglich Korn aus den Vorräthen zugeschossen, und unter allen Umständen soll jetzt schon jedem Pfründner zu Weihnacht und Ostern ein Himpten Roggen ausgemessen werden.

Auf andere Sätze wird nun auch die Löhnung des niedern Gesindes gebracht. Die Competenzen des Hofmeisters beliefen sich damals nur für seine Person eins in allem auf 45 Gulden im Jahre: „welches ser vel gewesen", meinten die Vorsteher. Sie werden daher für die Zukunft auf 18 Gulden baar, 4 Himpten Weizen, ein Fuder Holz, ein Schock Wasen und den Antheil am Korb und am Renn-Ei eingeschränkt. Kommt nicht hinlänglich Brot ein, so wird ihm und seiner Frau zur Genüge vom Kornboden gereicht. Ebenso will man beide versorgen, wenn der Korb etwa eingeht; „wat auerst sunst darin gesammelt wert, des wert he moten enberen", dafür, mit andern Worten, soll alsdann ihm nichts gutgethan werden. Verbessert wird der Glockenmann: ihm billigt man jährlich 5 Gulden, wöchentlich 5 Groschen aus der Büchse, Feuerung und Antheil am Korb und am Renn-Ei, frei Brotkorn, aber nur für ihn selbst, zu: hat er oder nimmt er eine Frau, so mag er zusehn, wie er hinkommt. Fünf Gulden, Theil am Garten, am Korb und am Renn-Ei sind der Magd zugesprochen, die den armen Leuten Handreichung leistet und Gänge für sie in die Stadt thut. Einen Pfennig jede Woche, zwei Pfennig zu allen Vierzeiten, empfängt sie außerdem „von iderm personen, so in dem armenhuse sint" — jenen selbigen „armen Leuten": auch diese Umschreibung läßt erkennen, wie der ursprüngliche Charakter des Aussätzigenhauses allmählich sich abgewandelt hat.

Der damalige Hofmeister wurde 1585 abgedankt, an seine Stelle von den Vorstehern ein Mann ihres vollen Vertrauens gesetzt — ihr Gevatter, denn sie hatten ihm drei Kinder aus der Taufe gehoben; und mit Biedermannsmiene und -ton gelobte er sein bestes und noch allerlei: er will treulich und fleißig der armen Leute warten, für sie mahlen und backen, alle Sonnabend ihre Gebühr von den Vorstehern holen und nach sonstigen Aufträgen fragen, Ausstände einmahnen, auf die Wiese Acht geben, den Graben um das Siechenholz räumen und in Stande erhalten. Aber leider, er heißt „Smeckeworst" und ist, wie die Folge erweist, atavistisch, von dem Vorfahr her, der sich des Namens zuerst schuldig machte, mit Gelüsten zu Wurstschwelgereien belastet. Nicht lange, und unter dem Antriebe dieser Manie stiehlt er zu Rodewald zehn Schweine, und als ein Thor, der er ist, treibt er sie ohne Harm auf seinen Kofen. Die Bestohlenen folgen seiner Spur und kommen über ihn; er muß nicht nur „das leckere Borstenvieh" (um einmal mit dem Pinsel eines preislichen Reporters, der einst unser war, zu malen) mit Schimpf wieder hergeben, er muß es sogar aus der Landwehr treiben helfen und wendet obenein dann noch siebentehalb Thaler als Schweigegeld dran. Doch die Nemesis läßt sich nicht irren: natürlich ist der nächste Sonnabend „sein Ostertag", und nach vier Monaten hängt er zu Meinersen am Galgen. Sein Nachfolger — hoffentlich ein weniger unsäuberlicher Mann — wurde der in vieljährigen Diensten bewährte Brauerknecht eines der Vorsteher; dessen ebenso erprobte und wohlbestandene Magd machte er alsbald zu seiner Hofmeisterin. —

(Schluß folgt.)

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1899.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

April.

4. Der Prinz-Regent reist nach Ilfracombe.
12. Feier des 90jährigen Bestehens des Braunschw. Husaren-Regiments.
12. I. Generalversammlung des Vereins zur Hebung Braunschweigs und seines Fremdenverkehrs.
15. Feier des 100jährigen Bestehens der Firma Vieweg & Sohn.
17. 39. Plenarversammlung der Handelskammer.
19. Brand auf der Braunkohlengrube Trendelbusch bei Runstedt.
22. Albert Werner, Forstrath †.
23. Gauturntag des Sollinggaues in Holzminden.
26. Feierliche Grundsteinlegung zu der neuen Kirche in Oelsburg.
28. Christian Schrader aus Groß-Denkte, Landtagsabgeordneter, † in Bad Wildungen.
28. Die Stadtverordneten-Versammlung in Blankenburg genehmigt die Aufstellung des Herzog Wilhelm-Denkmals auf dem Marktplatze.
29. Hermann Telge, Major a. D. †.

Mai.

2. Karl Bredenschey, Bergrath a. D. †.
5. Adolf Pfützenreuter, Postdirector in Wolfenbüttel †.
6. Rückkehr des Regenten aus England.
8. Geburtstag des Regenten.
10. Die Stadtverordneten-Versammlung in Wolfenbüttel genehmigt die Aufnahme einer Anleihe im Betrage von 1 Million Mark für den Bau des Kasernements und den Ankauf des Exercierplatzes.
12. Albert Bach, Superintendent in Königslutter †.
15. Reise des Regenten nach Kissingen.
16 Hans Nehry, Oberlehrer Dr. phil. †.
17. Brand des Karstadt'schen Kaufhauses.
19. Ludwig von Strümpell, Professor in Leipzig, geborener Braunschweiger, †.
21. Otto Dressel, Oberlehrer a. D. Dr phil., † in Herzberg am Harz.
25. Wiedereröffnung der Landesversammlung.
27. Robert Rittmeyer, Commerzienrath †.
29. 18. Verbandstag des Provinzial-Baugewerken-Zweig-Verbandes für das Herzogthum Braunschweig in Helmstedt.
30. Schluß der 24. Landes-Versammlung.

Juni.

4. Besuch des Regenten bei der Königin Marie von Hannover in Kissingen.
4. Walkhoff, Sanitätsrath Dr med., früher in Helmstedt, † in Dresden.
6. VII. Generalversammlung des Landes-Prediger-Vereins.
9.—10. 36. Verbandstag der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften des Herzogthums Braunschweig und der Provinzen Sachsen und Hannover in Bad Harzburg.
12. Die Generalversammlung des Vereins zur Erhaltung von Kunstdenkmälern der Stadt Braunschweig beschließt die Auflösung des Vereins.
13. Ankunft des Regenten in Blankenburg.
13. Neuweihe der restaurirten Kirche St. Georgii in Gandersheim.
16. Otto Günther, Geh. Hofrath und Geh. Medicinalrath, Dr med. †.
16. Hermann Rödiger, Stadtrath in Schöppenstedt †.
16.—18. XVI. Braunschweigischer Städtetag.
17. Feierliche Schlußsteinlegung der Lungenheilanstalt Albrechtshaus bei Stiege in Gegenwart des Regenten.
18. Harry Pahlmann, Redacteur †.
18.—20. XIV. Deutscher Schlossertag.
23. Der Regent reist nach Berlin.
27. Jahresfest des Rettungshauses.
28. Conferenz der Diener und Freunde der lutherischen Kirche.
28. Braunschweigische Missions-Conferenz.

Juli.

3.—6. XXXII. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Ballenstedt.
4. Versammlung des Centralausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins für das Herzogthum Braunschweig.
5. Unwetter in Helmstedt.
8.—10. Rennen in Bad Harzburg.
8.—10. XXVII. Verbandsfest des Braunschweigischen Landwehr-Verbandes in Seesen.
15.—17. Rennen in Bad Harzburg.
22. Ludwig Tacke, Architektur- und Historienmaler †.
23.—26. IV. Mitteldeutsches Gaukegeln.
24. Ferdinand Gerhard, Stadtrath a. D. und Apotheker, † in Wolfenbüttel.
30. Einweihung der neuen Capelle in Boimstorf.
30.—1. August. XVI. Hauptversammlung des Verbandes der Handelsgärtner Deutschlands.

August.

5.—7. Verbandstag der Privat-Theater-Vereine Deutschlands.
6. XXX. Volkswettturnen auf dem Elme.
7. Karl Reimers, Oberförster a. D., † in Bad Harzburg.
7. Unwetter in Stiege.
8. Alfred von Praun, Oberförster a. D., † in Helmstedt.
8. Alfred Fleckeisen, geb. Braunschweiger, Conrector a. D. am Vitzthumschen Gymnasium in Dresden, Prof. Dr, † daselbst.
13. XI. Hauptversammlung des Sollingvereins in Stadtoldendorf.
16. Eröffnung der Südharzbahn (Tanne—Braunlage—Walkenried).
19. Adolf Kammrath, Professor Dr, † in Heimburg.
25. Wilhelm Mansfeld, Oberlandesgerichts-Präsident a. D. †.

25. Bruno von Henninges, Generalleutnant z. D. †.
25.—28. XXVIII. Abgeordneten-Versammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine.
26.—27. Parteitag der Braunschweigischen Landes-Rechtspartei in Holzminden.
26.—27. XV. Hauptversammlung des Harzclubs in Magdeburg.
27. Einweihung der neuen Kirche in Fürstenberg.
29. Bruno Freiherr von Seckendorff, Director der Braunschw.-Hannoverschen Hypothekenbank a. D. †.

September.

1. Brand in Stiege
2. Sedanfeier; Einweihung des Kriegerdenkmals in Schöningen.
8. Vertreter der Stadtverordneten-Versammlung und der Handelskammer überreichen dem preußischen Eisenbahn-Minister eine Denkschrift über die braunschweigischen Eisenbahnverhältnisse.
10. Einweihung der restaurirten Martinikirche.
10. Eröffnung der Sportbahn bei Riddagshausen.
12. Hermann Schrader, Bürgermeister in Holzminden †.
15. Hermann Goldschmidt, Dr med. in Schöppenstedt †.
17. Landes-Parteitag der Socialdemocraten.
18.—22. 52. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins.
21. Grundsteinlegung des Bugenhagen-Denkmals.
21. Ferdinand Haslicht, Commerzienrath, † in Bad Nauheim.
22. Hermann Huisken, Maler †.
23. Friedrich Hampe, Fabrikbesitzer in Helmstedt †.
25.—26. Besichtigung des Bodethals durch eine gemischte Commission wegen der geplanten Bodethalsperre.

October.

3. Einzug der dritten Batterie des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 46 in Wolfenbüttel.
3. Zusammenstoß zweier Eisenbahnzüge in Helmstedt.
3.—6. 71. Landes-Lehrerversammlung in Blankenburg.
5. Die Stadtverordneten-Versammlung genehmigt eine Anleihe von 4 Millionen Mark und eine Biersteuer.
6. Albert Wichmann, Superintendent emer. †.
7. Eisenbahnunfall bei Dettum.
10.—11. I. Niedersächsischer Kirchenchor-Verbandstag in Hildesheim.
14. Die Stadtverordneten-Versammlung in Wolfenbüttel genehmigt eine Biersteuer.
15. Hauptgautag des Gauverbandes XVII des Deutschen Radfahrerbundes (Hannover-Braunschweig).
18. Heinrich Schmidt, Oeconomierath †.
21. Adolf Eyferth, Justizrath in Wolfenbüttel †.
22. Albert Schütte, Cammerrath a. D. †.
22. Enthüllung der Büste des verstorbenen Directors Krumme auf dem Hofe der Städtischen Oberrealschule.
23. Gründung eines „Landesverbandes Braunschweig" des deutschen Flottenvereins.
26. Ankunft des Regenten und des Kaisers in Blankenburg.
27.—28. Hofjagden in Blankenburg.
29. Der Prinz-Regent reist nach Berlin.
30. Hermann Blumenau, Dr phil., Gründer der Colonie Blumenau in Brasilien †.

November.

2. Der Prinz-Regent reist nach Spanien.
2. Ferdinand Raabe, Fabrikdirector †.
6. 40. Plenarversammlung der Handelskammer.
8. Außerordentliche Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Goslar.
11. Hermann Ernesti, Senatspräsident †.
12. Max Gottschalk, Generalmajor z. D. †.
14. Ferdinand Tiemann, geb. Braunschweiger, Professor der Chemie an der Berliner Universität, † in Meran.
17. Paul Crüsemann, Amtsrath in Greene †.
18. Adolf Ehrhardt, Professor a. D. und Mitglied der Königl. Akademie der bild. Künste zu Dresden, † in Wolfenbüttel.
19. Ludwig Schrader, Landes-Oeconomie-Conducteur, † in Seesen.
24. Brand in Esbeck.
24. Brand der Fuchs'schen Fabrik in Braunlage.
25. Georg Schulz, Oberförster a. D. †.
27. Rückkehr des Regenten aus Spanien.
28. Herbstversammlung des Centralausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
30. Reise des Regenten nach Berlin.

December.

1. Werner Bertram, General-Superintendent †.
2. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
2. 77. General-Versammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins der deutschen Zuckerindustrie.
6. 19. Verbandstag des Provinzial-Baugewerken-Innungsverbandes für das Herzogthum Braunschweig.
8. Karl Götting, geb. Braunschweiger und Förderer des städt. Museums, † in Hamburg.
11. Eisenbahnunfall auf dem Bahnhofe zu Börßum.
17. Theodor Vogler, Kreisdirector a. D. †.
20. Eröffnung der Bahn Schöningen—Oschersleben.
21. Regierungsreferendar von Otto zum Bürgermeister in Holzminden erwählt.
23. Besuch des Herzogs von Sachsen Altenburg.
24. Friedrich Ude, Senats-Präsident a. D. Dr jur. †.
24. Einweihung der restaurirten Andreaskirche.
25. Georg von Rauschenplat, Revisions-Assessor a. D. †.
27. August Kir[illegible] n.

F. K.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 3. 11. Februar **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Das Siechenhaus zu St. Leonhard.

Von Ludwig Hänselmann.

(Schluß.)

IV.

In der Weise, wie es hier aus dem Denkbuch der Vorsteher nochmals in festen Konturen vor uns aufstieg, nahm wahrscheinlich noch zwei Menschenalter lang das gemeinsame Leben dieses Siechenconvents seinen Lauf. Im einzelnen ist davon aus dieser und der weiteren Folgezeit bis zur Zerstörung des Hauses und seiner alten Organisation nur sehr wenig überliefert. Aus Rechnungen erfahren wir, daß es in dem Jahre 1598/99 sieben Insassen hatte, im nächsten Jahre sechs, in den folgenden beiden zeitweilig sechs, fünf, vier und wieder fünf. Sie werden beständig nun „Arme", „Hausarme" genannt. Fremde Sieche kehrten 1598 jeden Monat vier bis elf ein, 1599 nur noch sieben Mal je zwei bis fünf, 1601/2 nur noch fünf Mal bis zu dreien. Die Vermuthung drängt sich auf, daß die alte Clientel dieser Siechen aus den Umlanden allgemach abstarb und ein Nachwuchs sich nicht mehr herzufand.

Zwei schwere Katastrophen bestand das Haus zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. Während der Belagerung Braunschweigs durch Herzog Heinrich Julius im Herbste 1605 und zu Anfang des folgenden Jahres fiel herzogliches Kriegsvolk wiederholt von Riddagshausen in das Blek ein, verwüstete und plünderte Klause und Spital, erbrach die Kirche und raubte sie vollständig aus, hieb das Siechenholz nieder, daß darin fast kein Baum übrig blieb, und bedrohte die „armen Leprosen" — der alte Name tritt hier nochmals, muthmaßlich aber nur noch gewohnheitsmäßig auf — an Leib und Leben. Und noch schlimmer ging es über St. Leonhard von Seiten der Stadt aus, als diese 1615 durch Herzog Friedrich Ulrich hart bedrängt ward. Als besondere Gnade der Vorsehung hatte man gepriesen, daß es vor zehn Jahren doch von Feuersnoth verschont geblieben war — diesmal sank es in Asche, unbeweint von dem erblichen Brodneide der Bürger, wenn selbiger bei diesem Verhängniß nicht gar mit zu Rath gesessen hat. „Um besserer Defension willen" fuhren die Vertheidiger zu und brannten das Blek sammt der Klause in Grund und Boden nieder; unversehrt blieben nur das massive Spital und die Kirche.

Die Klausnerinnen nahm man im Kloster St. Aegidien auf: als Stift St. Aegidien besteht ihr Convent bis zum heutigen Tage. Im Spitale blieb bis auf den Gottesdienst alles beim Alten. Die Kirche stand nämlich von 1605 her noch wüst, wie man inzwischen sich ohne sie behalf, wird nicht gemeldet. Nun, als sich um das jus territorii zwischen Altewik und Altstadt ein Rechtsstreit entspann, woraus jene nach reichlich vierzig Jahren als Siegerin hervorging, ließ sie hinter dem Rücken der Gegenpartei zur Behauptung der possessio jurisdictionis an die Westfront der Kirche ein Fachwerkhäuschen kleben, das dem Glockenmann zur Dienstwohnung eingeräumt wurde; zugleich aber hielten hier die Spittler fortan ihren Gottesdienst ab.

Abermals versinkt hiernach das Siechenhaus völlig in Dunkel, und erst in den Rechnungen der Jahre 1662—70 taucht es wieder empor. Sie weisen mehre Neuerungen aus, die inzwischen, wir wissen nicht seit wann, sich herausgebildet haben. Die „Armen", 1668 ihrer fünf, werden knapper gehalten als zu der Zeit, da wir vorher zuletzt von ihnen hörten, und auch zu dieser schmalern Versorgung trägt das Haus nur noch Feuerung und Licht und an Brotkorn soviel bei, wie je nach dem Ausfall der täglichen Sammlung die Nothdurft erfordert. Ihre baaren Bezüge, für alle mit einander ein Gulden zwei Gr. jede Woche, sammt dem Glockenmanns- und Magdlohn fließen lediglich aus den gesammelten Geldern, und meist werfen diese noch Ueberschüsse ab: nur im J. 1662 müssen 32 Gulden zugelegt werden, im nächsten Jahre gehen 21 Gulden über den Bedarf ein, und bis 1665 wächst dieser Vorrath auf 52 Gulden, worauf er bis 1669 wieder auf 2 Gulden zurückgeht. Für den Hofmeister wendet das Haus keinen Lohn auf, wie es scheint, ist er ganz auf den Ertrag seines Kruges angewiesen, der in wachsendem Flor steht: 1666—68 werden hier neunzehn, fünfundvierzig, dreiundfünfzig Faß Bier ausgeschenkt. Erst seit dieser Zeit fordern die Vorsteher wieder den Kufenschilling ein, nachdem er zuvor eine Reihe von Jahren in Vergessenheit gerathen und dem Krüger zugut gekommen war. Die Kirche war inzwischen wieder hergestellt und ausgestattet worden.

Bei solch sparsamem Haushalt gediehen die Finanzen des Spitals. Es fallen ihm in diesen neun Jahren verschiedene größere Bauten zur Last, und mehre hundert Gulden leiht es aus; nicht selten weist der Rath auf seine Mittel auch schon Stadtarme an. Gleichwohl jedoch vermehrt sich sein Kassenbestand in den ersten fünf Jahren bis auf 1282 Gulden, und unter 826 Gulden geht er in der Folge nicht hinab.

Für gesund konnte freilich diese Blüte nicht gelten. Seit dem Schwinden des Aussatzes war die ursprüngliche Bestimmung des Spitales erledigt. Zwar diente es seitdem verwandten Zwecken; allein seine alte Organisation ward eine Fessel, die nicht zuließ, daß dies auf rechte Weise und in möglichem Umfang geschah, und aus dem hergebrachten Schlendrian erhub sich kein Antrieb, auf Mittel und Wege, Ordnungen und Maße zu denken, wie sich dieses Vermächtniß der Vorzeit den veränderten Zuständlichkeiten hätte anpassen lassen, der gesammelte Armenschatz hinfort ohne Abbruch noch Mißbrauch im Sinne seiner Stifter und Vermehrer wäre nutzbar zu machen gewesen. So verfiel er einer redlich gemeinten, aber unfruchtbaren Plusmacherei. Daß selbige einer reformatorischen Neubildung zu statten kommen sollte, deren Durchführung der fürstlich landesväterlichen Allgewalt vorbehalten war, ahnte den in ihren ausgefahrenen Gleisen schlecht und recht administrierenden Vorstehern ebenso wenig, wie daß überhaupt eine Wende der Zeiten und kurz nach einander die Vernichtung des alten Spitals und der bürgerlichen Freiheit in Braunschweig so nahe bevorstand.

Am 18. Mai 1671 ward die Stadt von der Armada der Wolfenbüttler Herren und ihrer Vettern zu Celle, Osnabrück und Hannover eingeschlossen; am 26. Juli streckte sie die Waffen. Um das Gelände vor der Festung zu klären, hatte der Rath in der Nacht des 24. Mai den seit 1615 in geringerem Umfang wieder aufgebauten Flecken bei St. Leonhard abbrennen lassen, und dieses Mal war auch das Spital in Schutt und Asche gesunken, nur die Kirche und eine Ruine seines östlichen Eckgebäudes stehen geblieben. Die Pfründner hatte man zu St. Marien bei der Brücke und in anderen Spitälern und Beginenhäusern untergebracht, wo sie bis an ihr Ende verpflegt worden sind; ihr Gesinde theils entlassen, theils mit Gnadengehalten in Ruhestand gesetzt. Ein Bericht von diesen Dingen, aus dem vorigen Jahrhundert, bezeichnet die Pfründner noch einmal als „die armen Leprosen“: so hartnäckig haftete dieser ursprüngliche Name im Gedächtniß der Menschen. Natürlich beweist er hier nichts mehr, und wenn ausdrücklich gesagt wird, jenen Pfleglingen seien in den neuen Asylen entlegene Kammern und besondere gemeinsame Wohnstuben angewiesen worden, so liegt auf der Hand, daß auch ohne eine Ansteckungsgefahr die Trennung kranker Gäste wie dieser von den armen und altersgebrechlichen, sonst aber gesunden Beginen und Pfründnern geboten scheinen konnte.

Auf Anordnung der Landesherrschaft wurde das Marienspital 1678 zu einem Armen-, Zucht-, Waisen- und Werkhaus umgestaltet, in diesem die städtische Armenpflege centralisiert und ihm unter anderm St. Leonhards gesammtes Vermögen überwiesen. Zu seinen Obliegenheiten gehörte die Behandlung von Syphiliskranken, und da die Aufnahme solcher in das wimmelnde Haus große Unzuträglichkeiten und Gefahren mit sich brachte, so ward auf seine Kosten 1680 das halbzerstörte Eckhaus zu St. Leonhard nothdürftig hergestellt, darein ein Siechenvater und eine Siechenmutter gesetzt, neben ihnen dem Müller der erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verkauften Windmühle eine Wohnung angewiesen und Gelaß für „ein paar unreine venerische Bürger“ eingerichtet. Allein dies Häuschen war so eng, daß nie mehr als höchstens zwei konnten aufgenommen werden, eine größere Zahl also doch nach wie vor der Krankenstube bei der Brücke zur Last fallen mußte. Als vollends seit Anfang des 18. Jahrhunderts die Bevölkerung Braunschweigs merklich zunahm, wurde das Bedürfniß immer dringlicher, für solche und „mit anderen schweren Uebeln oder äußeren gefährlichen Leibesschäden beladene Kranke“ eine Unterkunft zu schaffen. So kaufte nun das Arbeits-, Zucht-, Waisen- und Werkhaus 1726 von dem Einwohner Mecke zu St. Leonhard, dessen dem neuen „kleinen Krankenhause“ südlich gerade gegenüber belegenes Haus mit einem kleinen Garten, ließ es um ein Stockwerk erhöhen und dort nun geräumige Kammern für sechs oder sieben Patienten nebst einer gemeinsamen Stube einrichten — alles wie im alten Leprosenhause, nur fehlte die dort früher vorhanden gewesene große Badestube.

Annex des Armen-, Zucht-, Waisen- und Werkhauses blieb es bis 1744; dann ward es dem damals seit zwei Jahren functionierenden Armendirectorium übergeben, und fiel demnach seine Unterhaltung der Armenkasse zu. Die neue Behörde erweiterte das Haus in den nächsten Jahrzehnten zur Aufnahme von zwölf, fünfzehn, zwanzig Patienten und ließ sich nach Kräften auch manche Verbesserung seiner inneren Einrichtungen angelegen sein: die jährlichen Kosten beliefen sich letztens auf nahezu 2000 Thaler. Allein mit den wachsenden humanitären Ansprüchen vermochte es nicht auf die Dauer Schritt zu halten; bald nach Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kam hier die Erkenntniß zum Durchbruch, daß es „ein äußerst elendes Hospital“ war.

So ward es als solches aufgehoben und nur noch als Armenhaus benutzt. Im Januar 1813 übersiedelte sein Krankenbestand in das Armen-Krankenhaus am Wendenthore; zu St. Leonhard blieben altersschwache, mit chronischen Uebeln behaftete und obdachlose Arme, für die sich kein anderes Unterkommen ausfinden ließ. Hier kam solches der Armenpflege allemal billiger zu stehen als sonst irgendwo, viel billiger vollends als die Miethzinszuschüsse, die vielen der eingeschriebenen Armen nach dem Schema gereicht werden mußten. Der üppigste Ruhm dieses Ortes aber ward, daß er mittelbar zu weiterer Ersparniß durch den an ihm haftenden Schrecken verhalf. Wenn nämlich die Pfleger reputierliche Arme, die um Miethgelder baten, mit freier Wohnung zu St. Leonhard bedrohten — wußte solcher Petent seinem Leibe noch irgend anders Rath, so verzichtete er lieber, und dann konnte man sein Suchen guten Muths für vermessen erkennen. Eine Härte sah man nicht in

der Anwendung dieses rauhen Prüffsteins, Nachgedanken um die klägliche und unmenschlich widrige Beschaffenheit jenes Asyls kamen während der kümmerlichen Läufte des ersten Jahrzehnts nach der Fremdherrschaft nicht auf, und wenn sich dergleichen geregt, so hätten vor der Hand doch alle Mittel gefehlt, danach auch zu thun. Erst der seit 1825 durch die Städteordnung wiedererweckte und unter der Leitung des Stadtdirectors W. J. L. Bode rasch erstarkende alte Communalgeist fand hierzu den Willen und die Wege. Im Jahre 1841 wurde vor dem Petrithore das neue große Pflegehaus eröffnet — neben der Elendsherberge zu St. Leonhard und einer zweiten ihresgleichen in einer gemietheten Spelunke auf dem Klinte ein wahres Paradies, in das die Insassen beider nach kurzem wie Erlöste einzogen. Das baulich in ziemlichem Stande befundene Haus zu St. Leonhard mit seinen drei Gärten — dem vormals Meckeschen und denen des alten Leprosenhauses — verkaufte der Stadtmagistrat nach einem Jahre für 950 Thaler einem Nachbar auf dem Streitberge, dem Gärtner K. Bäse.

Durch alle Wandlungen, die das ehrwürdige Leprosenspital seit 1671 eingegangen war, hatte eine Gestalt seiner frühesten Zubehör, der Glockenmann, sich fast bis an's Ende der allerletzten Phase behauptet. Schon neunzig Jahre vorher sollte über ihn der Stab gebrochen werden. Man sorgte, seine täglichen Umgänge möchten den wöchentlichen Almosensammlungen Abbruch thun, die höchsten Orts zu Behuf der 1742 eingerichteten verbesserten Armenpflege angeordnet waren, und noch anderes wirkte mit, daß die neue Welt ihm gram ward. Man kannte ihn kaum anders als dem Schnaps übermäßig ergeben, man redete ihm nach, er litte wider Eid und Instruction nicht gar ungern, daß eilige Geber ihre Pfennige nicht in die schloßfeste Büchse, sondern ihm in die Hand schöben, und selbige verirrte sich dann oft in seine Tasche — ein Leumund, der an ihm bis in die letzte seiner Inkarnationen hangen blieb. Nichts desto weniger siegte damals noch die Meinung, St. Leonhard könne seiner nicht wohl entrathen, wie hernach denn auch rechnungsmäßig festgestellt wurde, daß er ihm in den achtundzwanzig Jahren 1748—75 nach Abzug aller Kosten und trotz aller muthmaßlichen Unterschleife wirklich einen Zuschuß von 1800 Thaler verdankte. Der Glockenmann blieb also bei leidsamen Ehren, sah das neunzehnte Jahrhundert anbrechen und ragte noch in dessen erste dreißiger Jahre, ein groteskes Fossil ungeheuerlicher Vorzeit, herein. Endlich aber ereilte auch ihn das Gericht eines aufgeklärten Zeitgeists, dem es schimpflich erschien, daß ein wohlpoliciertes Gemeinwesen, wie nunmehr die Haupt- und Residenzstadt Braunschweig war, sich nicht schämte, in einer so rückständigen Institution mit den Nachbargemeinden Melverode und Oelper, wo derzeit gleichermaßen noch zum Besten ihrer Armen eine concessionierte Bettelei längs der Heerstraßen wegelagerte, auf gleichem Fuße zu stehen. Mit dem 1836 abgelebten Individuum wurde hier die Species Glockenmann zu Grabe getragen.

Eine Fürstliche Hoftracht aus dem Jahre 1577.

War auch Herzog Julius zu Braunschweig und Lüneburg ein sparsamer Herr und genauer Haushalter, der, in seinen eigenen Bedürfnissen bescheiden und anspruchslos, auch an seinem Hofe jeder Verschwendung sich abhold zeigte und von seinen Beamten bei allen Ausgaben und Einnahmen stets strenge Rechenschaft forderte, so verschmähte er es doch nicht, bei allen den Gelegenheiten, wo seine fürstliche Stellung und die Ehre seines Hauses ihm dies zu gebieten schienen, mit fürstlichem Glanze aufzutreten. Solch einen Anlaß zu stattlicher, würdiger Repräsentation gab ihm die Vermählung seiner Tochter Sophie Hedwig, die am 20. October 1577 dem Herzoge Ernst Ludwig von Pommern die Hand reichte. Die Hochzeit wurde in Wolgast gefeiert. Der Herzog beschloß, dem Ansehen seines Hauses entsprechend, mit großem Gefolge dort zu erscheinen und erließ daher an zahlreiche Adelige den Befehl, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Sie wurde am 4. October 1577 angetreten. Man zog über Schöningen, Gardelegen, Stendal, Havelberg, Kyritz, Neu-Brandenburg, Treptow und Anklam. Vom 20.—26. October verweilte man in Wolgast, von wo am 27. über Greifswald u. s. w die Rückreise in die Heimath angetreten wurde, in der man am 8. November wieder eintraf.

Um nun aber den äußeren Eindruck der Erscheinung des Braunschweigischen Hofes in der Fremde noch zu erhöhen, hatte der Herzog für die adeligen Herren, wie für das Gesinde seiner Begleitung nicht nur eine gleichfarbige, sondern auch eine gleichförmige Tracht vorgeschrieben. Es ist bekannt, daß in den Bestimmungen dieser Art die ersten Anfänge des Uniformenwesens zu erblicken sind, daß ihnen somit eine erhöhte Bedeutung zukommt. Auch sonst bietet uns das Schreiben des Herzogs an seine Landsassen manche interessante Züge. Es zeigt uns, wie die Kleidung der adeligen Herren beschaffen gewesen, welche Stickereien sie getragen, wie viel Ellen Zeug darauf gegangen und welche Kosten deren Anschaffung erfordert hat. Denn der sonst so sparsame Fürst zeigt sich hier äußerst freigiebig; er schreibt den Herren nicht nur vor, wie sie sich kleiden sollen, sondern er schickt ihnen zugleich — gewiß eine sehr angenehme Zugabe — das Geld, mit dem sie die Anschaffung des Tuches bestreiten sollten. Ein rittermäßiger Anzug erforderte 39 Ellen Tuch und dieses einen Aufwand von 70 Thalern 4 Gr., für damalige Zeit gewiß eine recht beträchtliche Summe. Er bestand aus Wams und Hosen, einer Leibmütze, unter der wir wohl einen großen Kragen zu verstehen haben, und einem Mantel.

Auffallend und von sonstigem Brauche abweichend ist die Farbe, die hier für die Tracht gewählt wurde. Sie ist für Adel und Gesinde verschieden. Die Knechte und Jungen sind nach dem Befehle des Herzogs in rothgelbe Hosen und Wämser zu kleiden. Roth und gelb sind die gewöhnlichen Braunschweigischen Hausfarben, die auch sonst wiederholt begegnen. So in einem Erlasse des Herzogs Julius an die Stadt Gandersheim vom 31. Mai 1572, in dem er für die Landsknechte, die

diese zu stellen hat, rothgelbe Binden vorschreibt. Auch in der großen Canzleiordnung von 1575 spricht Herzog Julius von „Unsern Farben", die vor Allen die Diener seiner Beamten tragen sollen, leider ohne sie zu nennen[1]); er konnte sie als bekannt voraussetzen. Wo er aber derartige Farben von bezeichnender Bedeutung erwähnt, wie die der Franzen an den Federspießen, „den landtknechtischen langen spiesz" und den Hellebarten der Knechte und Jungen seiner Canzleibeamten, da sind sie ohne Ausnahme roth und gelb. Auch für die Hoftracht, die Julius' Sohn, Herzog Heinrich Julius, in einem Befehle d. d. Hessen den 14. Febraar 1610 den Braunschweigischen Landsassen bestimmt, sind die Farben rothgold gewählt worden[2]). Wie erklärt sich dem gegenüber jetzt die Farbenzusammenstellung roth-schwarz, die Julius hier vorschreibt und die sonst meines Wissens in unserem Fürstenhause nicht wieder vorkommt? Nur eine Vermuthung kann ich für ihre Deutung anführen.

Das innige Verhältniß, in dem der Herzog Julius zu seiner Gemahlin, der Herzogin Hedwig, stand, hat er auch sonst in symbolischer Weise zum Ausdrucke gebracht. Das Monogramm, das er führte, verband auf das Festeste das J seines Namens mit dem H aus dem seiner Gattin. Es ist kein Zweifel, daß das Monogramm so verstanden werden muß. Das ausdrückliche Zeugniß seines zeitgenössischen Biographen Franz Algermann beweist es; er schreibt[3]): „Was auch S. F. Gn. also Neues erfunden, das mußte alles mit IH d. i. Julius Hedewig, in denen Amtsregistern zu ewiger Gedächtniß bezeichnet werden, damit man zu sehen hätte, wie S. F. Gn. das Land verbessert". Ebenso der Brauch seines Sohnes Heinrich Julius, der in gleicher Weise die Initialen seines und seiner Gemahlin Elisabeth Namen zu einem Monogramme (H. J. E.) zusammenstellte. Hat vielleicht Herzog Julius in ähnlicher Weise aus den Braunschweigischen Farben und denen des Hohenzollernschen Hauses, dem seine Gemahlin entstammte, je eine entnommen, aus dem roth-gelb das roth, aus dem schwarz-weiß das schwarz und so roth-schwarz der Hoftracht seiner Ritter gerade für diese Hochzeit — wohl ein besonders sinniger Anlaß dafür — zu Grunde gelegt? Natürlich ist das nur eine Vermuthung, aber ein Zwischenglied ist vorhanden, das mich auf sie geführt hat. Dieses liefert uns das von Herzog Julius verliehene Wappen der Stadt Wolfenbüttel. Hier stehen neben dem Wappenschilde zwei Engel als Schildhalter, von denen der eine in rothgelbe, der andere in schwarzweiße Gewänder gekleidet ist. Hier scheint es mir zweifellos zu sein, daß wir des Herzogs und seiner Gemahlin Hausfarben vor uns haben. Es ist nur ein Schritt weiter, wenn zwei, d. h. je eine Farbe von jenen beiden Verbindungen in der angegebenen Weise zusammengestellt wurden.

Der Befehl des Herzogs Julius, der in dem mir vorliegenden Originale „dem Ernvesten unserm lieben getrewen Bartolden vom Campe zu Stadtoldendorff" gilt, lautet nun folgendermaßen:

„Von Gotts gnaden Julius Hertzog zu Braunschweig und Luneburg.

Unser gunst zuvorn. Ernvester lieber getrewer. Nachdem vermittelst gottlicher verleihung wir entschlossen, auf diesen nehestkunfftigen Galli unsere freundtliche liebe tochter frewlein Sophien Heidewig dem hochgebornen Fursten, unserm freundtlichen lieben Oheim, Gevattern und Sohn, Herrn Ernst Ludewigen, Hertzogen zu Stettin, Pommern rc. gein Wolgast nach christlichem, furstlichem loblichen herkommen und gebrauch heimzufuhren, zuvormählen und eheligen beyzulegen, Dartzu wir uns dan gern derselben unserer freundtlichen lieben tochter und unserm gantzen hochloblichem Stammen zu ehren mit aller noturfft versehen und gefast machen wolten, zu welchem behuff wir auch gemeint, das du neben andern unsern furnehmen Landtsassen vom adel, so wir zu solchem rit in Pommern bey uns haben wollen und zugebrauchen entschlossen, in unsere sonderliche farbe gecleidet sein sollest, Nemblich rodt Sammet zu Hosen und Wammes, neun ellen, jede ellen zu vier gulden muntz, thut an tahlern zwantzig tahler, Schwartz Sammet zum Leibmutzen acht ellen, die ellen gerechnet zu vier gulden muntz, thut an tahlern siebentzehen tahler acht und zwantzig groschen, rott Dammast zum durchziehen viertzehen ellen, die ellen zu drithalben gulden, thut an tahlern neuntzehen tahler sechszehen groschen, Schwartz Englisch tuch zum Mantel vier ellen, jede elle einen tahler, ist vier tahler, Schwartz Sammet zum auffschlage an dem Mantel und zuvorbremen vier ellen, jede ellen zu vier gulden, thut acht tahler zweiunddreißig groschen, Summa zu solcher jetz gemelten kleidung siebentzig tahler vier groschen, welche jetz gemelte siebentzig tahler und vier groschen wir dir hierneben bey gegenwertigem unserm diener ubersenden; Mit gnedigem begeren, du wollest darfur sollich kleidt nach inliegendem muster gestipt und gemacht, gegen obbestimbte zeit der furstlichen heimfart ufs hubscheste und beste gewißlichen verfertigen, auch darneben deine knecht und jungen rodt und gelbe hosen und wammes machen lassen, damitt man also allenthalben in eine farbe gecleidet sein muge, und dich in dem allen, wie obgemelt, unß und unserer geliebten tochter, auch unserm hochloblichen Stammen, sowol dem gantzen furstenthumb deinem vaterlande zu sonderlichen ehren, unbeschwert und geflissen ertzeigen, und daran nichts verhindern lassen. Solches gereicht dir selbst bei menniglichem mit zu hohem rhum und bey uns zu sonderlichen gnaden. Dartzu wir uns auch gentzlich wollen verlassen, in gnaden, damit wir dir gewogen, zuerkennen. Datum Heinrichs Stadt bey unserm hofflager am 29ten Junii Anno 77.

Julius H Z B U L etc.
manu propria".

Das „inliegende Muster", das in dem Schreiben erwähnt wird, lag diesem leider nicht mehr bei. Dagegen sind die Muster noch bei dem Concepte des Befehles erhalten, das in den betreffenden Vermählungsacten im Herzoglichen Landes[illegible]ive verwahrt [illegible]

1) Vgl. Br. Anz. 1748 Sp. 233 f.
2) Vgl. den Aufsatz v. Mülverstedt's in der Zeitschr. d. Harzvereines B. I (1868) S. 360 ff.
3) Vgl. Feier des Gedächtnisses der vormal. Hochschule Julia Carolina (Helmst. 1822) S. 188.

Stickerei, die Wamms, Hosen, Mütze und Mantel ziert, zeigt eine stets wiederkehrende Form. Alles ist, wie hinter den Mustern geschrieben steht, „astweis gestipt". Lange Stämme, an denen die Zweige abgeschlagen sind und die Aeste in gleicher Entfernung von einander hervorstehen, bilden das durchgehende Grundmotiv der Stickerei. Am Hosenschnitte laufen sie lang herunter, am Wamms sind sie neben- und übereinander gelegt, am Mantel bilden sie die Einfassung.

Eine Abbildung der Muster können wir hier leider nicht geben, aber wir wollen doch wenigstens die Bemerkungen, die sie auf der Rückseite tragen, hierher setzen. Trachtenkundigen Personen geben sie doch vielleicht zu weiterer Bestimmung des Anzuges einigen Anhalt.

Hinter dem Muster des Wamses steht: „Nach diesem soll das wammes von rottem sammitt vnd also astweiß mit rotter seiden gemacht vnd gestipt werden".

Hinter dem Muster für eine der Klappen der Leibmütze: „Nach diesem sollen die klappen an der schwarzen sammitten mutzen vnd so vmbher brem vnd astweiß mit schwarzer seiden gestipt werden".

Hinter dem Muster für die Einfassung des Mantels: „Nach diesem soll der Mantel von schwarzem tuch vmbher mit schwarzem sammitt astweiß verbrembt vnd mit schwarzer seiden gestipt werden". Ferner hinter dem Aufschlag des Mantels: „Nach diesem soll der auffschlag von schwarzem sammitt an dem mantel vnd astweiß mit schwarzer Seiden gestipt werden".

Zuletzt steht hinter dem Muster für die Stickerei an der Hose: „Nach diesem sollen die Schnitten von rottem Sammitt an Hosen gemacht vnd mit rotter seiden astweis gestipt vnd mit Dammast durchzogen werden". P. Z.

Grabstätten der Welfen.

11. Uslar.

In Göttingen, dessen welfische Grabstätten im vorigen Abschnitte behandelt sind [1]), soll nach einer Nachricht in Bünting's Braunschw.-Lüneb. Chronik (1620) S. 489 auch Herzog Otto der Einäugige beerdigt worden sein. Ebenso erzählt Rehtmeier [2]), der Fürst sei nach einigen Gewährsmännern „zu Göttingen gestorben und daselbst in die Kirche vor dem Früh-Messen-Altar zur Ruhe geleget worden". Er fährt dann fort: „Ihm ist kein Grabstein gesetzet; aber im Papstthum haben am selben Orte zu etlichen gewissen Tagen im Jahr viel Bäume mit Lichtern gestanden, die hat man der Herren Leuchte genannt". Zum Beweise für jene Behauptung beruft sich Rehtmeier auf Botho's Chronik. Aber zu Unrecht: an der bezeichneten Stelle ist von Otto's Todes- und Begräbnißorte mit keinem Worte die Rede. Neben Göttingen wird nun auch Uslar als Grabstätte des Herzogs genannt, auch von Rehtmeier an der angeführten Stelle. Diese Stadt hat von vornherein die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Denn Uslar war thatsächlich die Residenz des Fürsten. Als er 1437 an seinen Vetter, den Herzog Wilhelm, die Regierung seines Landes abtrat, behielt er zu seinem Unterhalte sich vorzüglich Schloß und Stadt Uslar vor, das er, so viel wir sehen können, unausgesetzt bis zu seinem Tode bewohnte, der 1463 feria sexta post Valentini d. i. am 18. Februar 1463 erfolgte. Wir besitzen aber auch ein sicheres urkundliches Zeugniß, daß er sich dicht vor seinem Tode zu Ende des Jahres 1462 die Pfarrkirche zu Uslar zur Grabstätte selbst auserwählt hat. Es ist enthalten in einer Urkunde des Probstes Heyso Krauwel von St. Martini in Heiligenstadt vom 31. December 1462, in der dieser auf Wunsch des Herzogs Otto im Auftrage des Erzbischofs Adolf v. Mainz das Eingehen eines Altars in der Schloßcapelle zu Uslar und die Uebertragung einer Vicarie von dort nach der Pfarrkirche daselbst bewerkstelligt [3]). Von letzterer wird gesagt, daß Herzog Otto sich in ihr neben seiner verstorbenen Tochter Elisabeth seine Begräbnißstätte ausgewählt habe, idem Dominus Otto in parrochali ecclesia dicti opidi sepulturam suam penes et apud quondam Elizabeth ipsius filiam legitimam et naturalem devotionis causa elegisset. Wir sehen daraus, daß Otto's Tochter Elisabeth, von der Geburts- und Todesjahr nicht bekannt sind, damals dort schon begraben lag. Es ist nicht anzunehmen, daß der Wunsch des Herzogs, an der Seite seiner einzigen Tochter zu ruhen, der durch jene Zuwendung an die Pfarrkirche zu Uslar so kräftig bethätigt wurde, nicht zur Ausführung gelangt sei. Ein äußeres Erinnerungszeichen ist jetzt allerdings so wenig an das Grab des Herzogs Otto wie an das seiner Tochter Elisabeth dort zu finden. Das ist aber nicht zu verwundern bei den vielen Bränden, Kriegsstürmen und Unruhen, von denen die Stadt Uslar in der Folgezeit heimgesucht worden ist.

12. Burgdorf.

Als der Herzog Friedrich Wilhelm auf seinem ruhmvollen Zuge von Böhmen zur Nordsee am Abend des 2. August 1809 das Städtchen Burgdorf erreichte, traf er nur noch traurige Trümmer der vordem blühenden Ortschaft an. Denn nicht lange vorher, am 25. Juni 1809, hatte ein schrecklicher Brand weitaus den größten Theil der Stadt, 160 Wohnhäuser und 58 Nebengebäude, in Asche gelegt, andere mehr oder weniger beschädigt. Fast alle Amtsgebäude, das erst kürzlich neu erbaute Rathhaus und die Pfarr- und Stadtkirche mit dem größten Theile des 142 Fuß hohen Thurmes waren ein Raub der wüthenden Flammen geworden. In dem Gotteshause aber, das dem heiligen Pankratius geweiht war, war ihnen auch das stattliche Grabdenkmal zum Opfer gefallen, das hier einer Braunschweigischen Fürstentochter, Magdalene, der Tochter Herzog Ernst's des Bekenners, gewidmet war.

1) Br. Magazin 1899 S. 196.
2) Braunschw.-Lüneb. Chronik S. 622.

3) Codex Diplomat. zu Moser's Braunschw.-Lüneb. Staatsrecht S. CVI ff.

Magdalene war am 3. Mai 1540 geboren und vermählte sich am 27. April 1561 mit Graf Arnold III. von Bentheim-Steinfurt. Nach dessen Tode (vor dem 1. October 1566) kehrte sie in die Heimath zurück und ließ sich 1583 in Burgdorf nieder. Eine gottesfürchtige Frau hat sie auf dem neu angelegten Kirchhofe vor dem Hannoverschen Thore eine Capelle erbauen lassen, die wohl nach ihr den Namen Magdalenen-Capelle erhielt und erst im Jahre 1815 abgebrochen wurde. Sie ist am 3. Juni 1586 gestorben und in der Stadtkirche vor dem Altare beigesetzt. Im Jahre 1595 ließen ihr Neffe und ihr Bruder, die Herzöge Ernst und Heinrich, ihr in der Kirche ein ansehnliches Grabmonument errichten[4]).

Von diesem jetzt verschwundenen Denkmale ist uns durch den Sammeleifer Fr. Karl v. Bechelde's eine genaue Schilderung erhalten worden. Er erhielt sie auf sein Ansuchen unterm 27. Februar 1826 von dem Drosten Georg v. Holle in Burgdorf nach der Darstellung in einem Hefte, das sich damals in der dortigen Amtsregistratur befand, jetzt aber weder in Burgdorf noch im Königl. Staatsarchive zu Hannover zu finden ist. Um so wichtiger ist für uns die Copie, die dem Schreiben v. Holle's beiliegt. Sie zeigt uns genau den ganzen Aufbau des Denkmals und giebt uns dessen Darstellungen, wenn auch nicht in Zeichnung, so doch mit Worten getreu wieder. Den Mittelpunkt des Ganzen nimmt die Gestalt der Herzogin, einer würdigen Matrone, ein, die mit gefaltenen Händen vor einem Crucifixe niederkniet. Zu ihren Füßen liegt ein Hund, unten am Kreuze Todtenkopf und Knochen. Hinter der Fürstin sieht man einen Engel, darüber die Worte Joh. 1: Siehe, das ist Gottes Lamm. Ueber und unter dieser bildlichen Darstellung befindet sich je ein breites rechteckiges Feld mit Bibelsprüchen, oben: Pet. II Christus hat . . . ., unten: Also hat Gott . . . . leben haben. Auf beiden Seiten werden diese drei Theile von je 6 Feldern eingefaßt, von denen das oberste und das unterste beiderseits je einen Evangelisten, die andern vier je acht Ahnen zeigen. In der vorliegenden Skizze sind hier nur die Namen, leider auch diese nicht vollständig, hineingeschrieben; am Denkmale selbst werden natürlich Wappenschilde gehangen haben. Auf der rechten Seite (d. h. im heraldischen Sinne, also links vom Beschauer) befindet sich oben der Evangelist (Matthäus) mit dem Engel, unten der Evangelist (Lukas) mit dem Ochsen. Dazwischen stehen die acht Ahnen von Vaterseite, je zwei, Mann und Frau, in einem Felde vereinigt. Das oberste enthält nur den Namen Braunschweig. Dieser weist auf den Aeltervater der Herzogin Magdalene, Herzog Friedrich den Frommen († 1478), hin, dessen Gemahlin, Magdalene von Brandenburg († 1454), hier nicht angedeutet ist. Das zweite Feld ist leer; es muß dem Grafen Johann v. Nassau-Dietz († 1475) und seiner Gemahlin, Marie von Loon-Heinsberg († 1502), gewidmet gewesen sein. Das dritte Feld nennt richtig Sachsen und Oesterreich, nämlich Kurfürst Friedrich II. von Sachsen († 1464) und seine Gattin Margarethe von Oesterreich († 1486), ebenso das vierte Bayern und Braunschweig, Herzog Albrecht III. von Bayern und seine Gemahlin Anna, die Tochter Herzog Erich's I. zu Braunschweig und Lüneburg († 1474).

Auf der linken Seite steht unten der Evangelist (Marcus) mit dem Löwen, oben statt des Johannes mit dem Adler, den wir erwarten, ein „Evangelist mit dem Buche". Von den Ahnenfeldern dazwischen weist das oberste einen offenbaren Irrthum auf. Es mußte, da es sich hier um die Ahnen von Magdalene's Mutter, der Herzogin Sophie, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg, handelt, deren Urgroßvater, Herzog Heinrich den Dicken († 1477), und seine Gemahlin, Dorothee von Brandenburg, also Mecklenburg und Brandenburg nennen. Statt dessen ist hier die Rede von „Braunschweig und Lüneburg". Die drei anderen Felder sind dagegen in bester Ordnung: 2. Pommern—Pommern d. i. Herzog Erich II. von Pommern († 1474) und Sophie, die Tochter Bogislaw's IX. von Pommern († 1500), 3. Brandenburg—Baden d. i. Albrecht Achilles, Kurfürst von Brandenburg († 1486), und Margarethe von Baden († 1457) und 4. Sachsen—Oesterreich d. i. Herzog Wilhelm III. von Sachsen († 1482) und seine Gattin Anna, die Tochter Kaiser Albrecht's II. († 1462).

An dieses dreifach getheilte Mittelstück schließt sich unten ein Feld an, das die ganze Breite des Denkmals in Anspruch nimmt und folgende Inschrift enthält:

> Illustrissima princeps Magdalena nata Illustrissimis Parentibus Dn. Ernesto Duce Brunswicensium et Luneb. et Sophia D. Henrici Ducis Megapolensis filia. A. Christi MDXL. III May.
>
> A teneris in verae pietatis et omnium virtutum studiis educata nupsit D. Arnoldo Comiti de Benthen Anno Christi MDLXI. quo pie defuncto Burgtorpium rediit ubi pie reliquum vitae tempus transegit.
>
> Ex hac tandem miseriarum valle die 3. Jun. Anno Christi MDLXXXVI aetatis XLVI. mens. I. Placide in coelestem patriam migravit.
>
> Venit hora in qua omnes qui in monumentis sunt audient vocem ejus . . . judicii. Joh. V.

Das ist zu Deutsch:

> Die durchlauchtigste Fürstin Magdalene geboren von den durchlauchtigsten Eltern, dem Herzoge Ernst zu Braunschweig und Lüneburg und Sophie, der Tochter Herzog Heinrich's von Mecklenburg, im Jahre des Herrn 1540 am 3. Mai.
>
> Von früher Kindheit an in der Uebung wa[...] Frömmigkeit und aller Tugenden erzogen, [...] mählte sie sich mit dem Grafen Arnold v[...] heim im Jahre des Herrn 1561 un[...] dieser in Gott verschieden, nach B[...]

4) Nach freundlicher Benachrichtigung des Königl. Staatsarchivs zu Hannover. Vergleiche über Burgdorf v. Holle's Beiträge zur Geschichte und Verf. der Stadt und des Amts Burgdorf im Neuen Vaterl. Archiv B. 3 (1823) S. 323—60. — Manecke, Beschreibung der Städte u. s. w. im Fürstenthum Lüneburg II S. 299 ff. — Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen. Bd. IV (Lüneburg) S. 33 f.

wo sie die übrige Zeit ihres Lebens in Gottseligkeit hinbrachte.

Aus diesem Jammerthale wanderte sie endlich am 3. Juni im Jahre des Herrn 1586, 46 Jahr und einen Monat alt, still in die himmlische Heimath.

Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören; . . . des Gerichts. Joh. V (V. 28 u. 29).

Der Fuß des unten in einem Bogen abschließenden Denkmals zeigt auf der rechten Seite das Wappen von Magdalenes Gemahl, das Bentheim'sche, auf der linken Seite ihr Geburtswappen, das Braunschweig-Lüneburgische. Eingeschlossen sind von diesen Wappen zwei Felder, die Bibelsprüche enthalten, rechts: Ich weiß, daß mein Erlöser lebet, Joh. XIX, links: Leben wir so leben wir dem Herrn. Röm. XIV. Seelig sind die Todten. Apoc. XIIII.

Auf das Mittelstück setzt sich oben ein niedriges, aber breites Feld mit einem Bibelspruche: Ich bin die Auferstehung . . . ob er gleich stirbet. Joh. XI (V. 25). Die Worte weisen auf die Darstellung in dem dreiseitigen Felde darüber, das das ganze Denkmal nach oben abschließt: auf „Christus, wie er aufgefahren ist gen Himmel".

Von diesem Denkmale sagt nun v. Holle in dem angeführten Schreiben, daß es „aus einem einfachen Leichensteine bestanden habe, der unmittelbar vor dem Altar horizontal, aber doch etwas erhöheter wie die übrigen Steine gelegen habe". Hier scheint uns ein kleiner Irrthum obzuwalten. Holle berichtet hier offenbar nicht aus eigener Anschauung. Er wird gehört haben, daß das Grab der Herzogin vor dem Altare lag und mit einem einfachen Leichensteine bedeckt war. Das ist gewiß sehr glaublich. Aber äußerst unwahrscheinlich ist es, daß die Darstellung, die er in einem Hefte seiner Amtsregistratur von dem Grabdenkmale der Fürstin fand, mit jenem Leichensteine identisch ist. Die Form, der Charakter, die Darstellungen des Denkmals sind undenkbar für einen Grabstein aus dem Ende des 16. Jahrhunderts; wohl aber entspricht dies Alles vollständig den Grabmonumenten, wie man sie um diese Zeit an den Wänden der Kirchen anzubringen pflegte. Man wird zwischen einem Grabstein und einem Grabdenkmal zu unterscheiden haben. Dieses war nach der Schilderung des Amtsbuches kein einfaches, sondern ein mit bildlichen Darstellungen, Wappen und Sprüchen reich ausgestattetes Werk; wir wissen, daß es erst neun Jahre nach dem Tode der Herzogin errichtet wurde. Solange wird man ihr Grab nicht unbezeichnet gelassen haben. Es deckte, wie dem Drosten v. Holle richtig erzählt sein wird, ein einfacher Leichenstein, neben dem dann später an der Wand der Kirche ein kostbareres Epitaphium aufgestellt worden ist. Daß in dieser Weise einer Person in derselben Kirche zwei Erinnerungszeichen, ein Grabstein und ein Denkmal oder Denkstein, gewidmet wurden, war keineswegs ungebräuchlich. So ist z. B. ganz ähnlich im Kloster Walkenried neben dem schönen Grabdenkmale Graf Ernst's VII. von Honstein († 1593), das man mit dem der Herzogin Magdalene in der Anlage wohl vergleichen kann, noch jetzt ein Grabstein vorhanden. Und ebenso ist dort neben dem Grabsteine seines Vaters, des Grafen Volkmar Wolfgang († 1580), dem von dessen zweiter Gemahlin, Magdalene geb. Gräfin von Regenstein-Blankenburg († 1607), und dem von Ernsts VII. Tochter Dorothee Elisabeth († 1595) auch noch je ein Denkstein auf uns gekommen [5].

13. Isenhagen.

Noch schlechter als über die Grabstätte in Burgdorf sind wir über die zweier Braunschweigischer Herzoginnen in zwei alten Klöstern des Fürstenthums Lüneburg unterrichtet, über die Grabstätten in Isenhagen und in Scharnebeck.

Das Kloster Isenhagen hat auf engem Raume zwei Mal die Stätte gewechselt. Ursprünglich an der Ise auf der Stelle des jetzigen Ortes Alt-Isenhagen 1243 von Agnes, der Wittwe des Pfalzgrafen Heinrich, als Mönchskloster gegründet und von Riddagshausen aus besetzt, wurde es um das Jahr 1260, als die Gebäude durch einen Brand zerstört und die dortigen Mönche von Bischof Johann von Hildesheim nach Marienrode verpflanzt waren, in ein Cisterziensernonnenkloster verwandelt. Da die Gegend feucht und unfruchtbar war, wurde das Kloster 1327 weiter westlich nach Hankensbüttel verlegt. Nach kurzer Zeit brach hier abermals eine Feuersbrunst aus, und man baute nun das Kloster 1346 etwas entfernter von der Landstraße, deren Nähe viele Störungen mit sich gebracht hatte, im Südosten von Hankensbüttel wieder auf. Hier hat das Kloster, nach wie vor Isenhagen oder Neu-Isenhagen genannt, bis zur Reformation bestanden, wo es in ein weltliches Fräuleinstift verwandelt wurde.

Von den alten Klostergebäuden sind außer einem massiven Speicher nur die Kirche und ein Theil des Kreuzganges erhalten. Auch im Innern des Gotteshauses sind viele Verluste zu beklagen. Nur zwei alte Grabsteine des 15. Jahrhunderts sind dort noch erhalten [6]. So ist insbesondere auch jede Erinnerung an die Herzogin Elisabeth, die Gemahlin Herzog Otto's des Hinkenden, hier geschwunden, die nach einem unverdächtigen Zeugnisse in Rehtmeier's Chronik S. 1290 hier im Kloster die letzte Ruhe gefunden hat.

Elisabeth ist für die heimische Geschichte keine unwichtige Persönlichkeit. Durch sie kam die Grafschaft Everstein an das Haus Braunschweig. Sie war die Erbtochter Graf Hermann's von Everstein, mit dem wohl im Jahre 1413 das alte mächtige Grafenhaus in Niedersachsen erlosch. Obwohl Elisabeth allem Anscheine nach erst nach dem Jahre 1403 geboren ist, so wurde sie doch schon am 20. Januar 1408 mit Herzog Otto dem Hinkenden, Bernhard's Sohne, verlobt, um die Erbschaft für das Welfische Haus zu sichern. Die Hochzeit wurde nach Botho's Chronik (Leibniz, Scrip-

5) Zeitschrift des Harzvereins 22. Jahrgang (1889) S. 205, 208—10. 23. Jahrgang (1890) S. 497 f.
6) Vgl. Mithoff a. a. O. S. 103 ff. — Halliday, History of the House of Guelph S. 366 f.

tores III, 400) erst im Jahre 1425 gefeiert. Die Ehe blieb kinderlos. Nach dem Tode ihres Gemahls, der am 1. Juni 1446 starb und zu Lüneburg beerdigt wurde, lebte Elisabeth als Wittwe in Gifhorn, wo sie im Jahre 1468 gestorben ist. Der Todestag ist nicht bekannt. „Am Tage nach Unser Lieben Frauen" (frühestens 3. Febr.) 1468 ist sie noch am Leben, am 21. Juli desselben Jahres ist sie bereits gestorben[7]). Sie wurde im Kloster Isenhagen beigesetzt, wo jetzt, wie gesagt, jede Spur von ihrer Grabstätte verschwunden ist.

14. Scharnebeck.

Auch die Schwägerin der Herzogin Elisabeth, die Gemahlin Herzog Friedrichs des Frommen, Magdalene Tochter Kurfürst Friedrichs I. von Brandenburg, hat fern von der Familiengruft des Lüneburgischen Hauses ihre Ruhestätte gefunden: im Cistercienſermönchskloster Scharnebeck, dessen eigentliche Gründung 1244 durch Bischof Lüder von Verden geschah. In der Reformationszeit wurde die Stiftung aufgehoben und aus einem Theile der Klostergebäude ein landesherrliches Schloß und Amtshaus gemacht. Auch das Schloß ist jetzt zumeist verschwunden und aus alter Zeit im Wesentlichen nur noch die Klosterkirche, doch auch diese unvollständig und entstellt, auf uns gekommen[8]). Nach der Grabstätte der Herzogin Magdalene suchen wir aber auch hier vergeblich[9]). Doch steht die Thatsache, daß sie hier beigesetzt wurde, außer Zweifel. Sie wird uns bezeugt durch eine Eintragung im Todtenbuche des Klosters St. Michaelis in Lüneburg[10]), wo es zum 27. October heißt:

Anno domini MCCCCLIIII obiit Magdalena de Brandenborch, ducissa, que iacet in Scharnebeck.

d. i.

Im Jahre des Herrn 1454 starb Magdalene von Brandenburg, die Herzogin, welche in Scharnebeck liegt.

Daß die Herzogin hier und nicht zu St Michaelis in Lüneburg, wo so viele Angehörige ihrer Familie ruhten, beigesetzt wurde, hat wohl darin seinen Grund, daß die Stadt Lüneburg gerade damals in Folge des sog. Prälatenkrieges unter päbstlichem Bannfluche stand. Da durfte ein Begräbniß auf geweihtem Boden nicht vorgenommen werden; man brachte die Fürstin daher nach dem nur eine halbe Meile weit entfernten Kloster Scharnebeck. Ihr Herz aber wurde schon am 28. October in der Kapelle Allerheiligen in der Kirche zu Wienhausen besonders niedergelegt, der sie nach dem Necrologium des Klosters eine Casula verehrt hatte[11]).

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ist das Grab durch Zufall geöffnet worden. Wir lesen darüber in Merians Braunschweig-Lüneburg. Topographie S. 182, wo auch eine nähere Angabe über die Lage der Gruft gemacht wird:

„Anno 1453 ist allhier [im Kloster Scharnebeck] in der Kirchen ein Fürstliches Begräbnuß, an der seiten deß Chores, nicht weit vom hohen Altar, angeordnet vnd außgemauret, darin beygesetzt worden Magdalena, eine Hertzogin zu Braunschweig vnd Lüneburg, eine geborene Maggräfin [so!] zu Brandenburg, deren Herr Hertzog Otto zu Braunschweig vnd Lüneburg gewesen, vnd ist dasselbige Begräbnuß vor etlichen Jahren vnvermuhtlich geöffnet vnd in demselbigen ein Eichenes Sarg, darin nichts als die Hirnschal, ein Hauptküssen vnd ein Rock, beedes von güldenem Leder, so aber alles vermodert gewesen, gefunden worden".

Das Jahr 1453 ist nach dem Necrologium von St. Michaelis in 1454 zu verbessern. Auch Herzog Otto ist hier irrthümlich genannt, denn es ist durch sichere Zeugnisse außer Zweifel gestellt, daß Magdalene, die Tochter Kurfürst Friedrichs I. von Brandenburg, die am 27. October 1454 verstarb, am 16. September 1430 keinen anderen wie den Herzog Friedrich den Frommen zu Braunschweig und Lüneburg heirathete, der sie dann bis zum 29. März 1478 überlebte. P. Z.

7) Vgl. über Elisabeth besonders v. Spilcker's Geschichte des Grafen von Everstein S. 293 ff.

8) Vgl. Mithoff a. a. O. S. 237 ff.

9) Halliday, a. a. O. S. 387 ff.

10) Wedekinds Noten zu einigen Geschichtsschreibern des d. Mittelalters III. B. S. 80.

11) Vgl. Zeitschr. d. hist. Vereins f. Niederſ. 1855 S 224 und 246.

Bücherschau.

Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, herausgegeben von K. Kayser. 4. Jahrgang. Braunschweig, A. Limbach 1899. 343 S. 8°. 4 M.

Vorliegendes Heft bringt ausschließlich die Fortsetzung des Abrisses der hannover-braunschweigischen Kirchengeschichte von K. Kayser, die Zeit von 864 bis 1121 umfassend. Nachdem die Stellung der sächsischen Kirche zur Gesammtkirche und zur weltlichen Macht dargelegt ist, wird die äußere Entwickelung der sächsischen Bisthümer der drei in Betracht kommenden Erzdiöcesen Mainz, Köln und Hamburg-Bremen und dann der innere Ausbau dieser Diöcesen, Klerus, Mönchthum, Kirchenstreitigkeiten, kirchliche und sittliche Zustände des Volkes, Mission, kirchliche Litteratur und Kunst behandelt. Anerkennung verdient der Fleiß des Verfassers, der für einen Abriß fast zu viel des Materials bietet, doch wird ein Urtheil auch darüber erst möglich sein, wenn das Werk vollständig vorliegt; im Uebrigen verweisen wir auf die Besprechung in Nr. 20 des Magazins von 1899. Aus dem beigegebenen Geschäftsberichte der Gesellschaft entnehmen wir, daß die Zahl der Mitglieder erfreulicher Weise auf 435 gestiegen ist. Den dabei ausgesprochenen Wunsch an die Geistlichen, dem Herausgeber ein möglichst genaues Verzeichniß ihrer Amtsvorgänger seit der Reformation mit biographischen Notizen, sowie ein Verzeichniß etwa vorhandener Urkunden und älterer Drucke zur Gewinnung eines Ueberblickes zur Verfügung zu stellen, können wir nur unterstützen. Es wird daraus gewiß manche Anregung zu geschichtlichen Forschungen entspringen.

K. S.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 4. 25. Februar 1900.

[Nachdruck verboten.]

Coloniedirector Dr phil. Hermann Blumenau †.

Von H. Grußendorf.

Am 30. October v. J. starb in Braunschweig ein Mann, der sich in den colonialfreundlichen Kreisen Deutschlands einen klangvollen Namen erworben hat, und dessen Andenken stets mit seinem Werke verknüpft bleiben wird. Leider fiel seine Thätigkeit in eine Zeit, wo das politische Leben Deutschlands noch nicht von einer kraftvollen und zielbewußten Centralstelle aus geleitet wurde, und die Erwerbung von Colonien noch zu den kühnsten Träumen deutscher Politiker gehörte. Ist so dem Vaterlande auch die Wirksamkeit des Verstorbenen im Wesentlichen verloren gegangen: zahlreichen Volksgenossen gereichte sie dennoch zum Segen und noch heute verdanken ihr Tausende Heimath und Wohlstand.

Hermann Bruno Otto Blumenau wurde am 26. December 1819 zu Hasselfelde geboren. Hier stand sein Vater, Karl Friedrich Blumenau, als Bergwerks-Oberförster lange Jahre der Köhlerei für die Herzoglichen Eisenhütten am Harze vor; um das Jahr 1840 erhielt er den Titel Forstrath, zum 1. Mai 1842 trat er in den Ruhestand und am 2. April 1850 ist er im 79. Lebensjahre in Hasselfelde gestorben. Der Sohn erhielt den ersten Unterricht auf der Schule der kleinen Harzstadt. Dann wurde er zu seiner weiteren Bildung dem Pastor A. L. Götting in Klein-Winnigstedt in Pension gegeben und seit dem Jahre 1830 besuchte er das Gymnasium Martino-Catharineum in Braunschweig, das er Mitte des Jahres 1836 aus Obersecunda verließ, um sich dem Apothekerberufe zu widmen. Da ihn zumeist chemische Studien interessirten, und der Vater wünschte, daß er hierin seinen Lebensberuf finden möchte, so trat er zunächst als Lehrling in die Tromsdorff'sche chemische Fabrik in Erfurt ein. Daran schloß er dann in der Folge wissenschaftliche Studien auf der Universität zu Erlangen, wo er am 23. März 1846, nachdem er besonders in der Chemie als Hauptfache die Prüfung aufs Beste bestanden hatte, zum Doctor der Philosophie promovirt wurde.

Dennoch befriedigte der vom Vater vorgeschriebene Lebensgang, die stille Arbeit im Laboratorium den lebhaften, jeder Fessel abholden Geist des Jünglings keineswegs. Es sagte ihm mehr zu, sich mit den geistigen Fragen und den freiheitlichen Bewegungen seiner Zeit zu beschäftigen und nach seinen Kräften hier mitzurathen und mitzuhelfen. Zu den Fragen aber, die damals zu den brennenden zählten, gehörte auch die Auswandererfrage. Zahlreiche Deutsche verließen ihr Vaterland, um jenseits des Oceans eine neue Heimath zu suchen, in der sie frei waren von allem behördlichen Zwange und in der sie auf eigenem Boden als unabhängige Menschen schalten und walten konnten. Es herrschte geradezu ein Auswanderungsfieber. Die Fortziehenden gingen nicht nur dem Vaterlande, sondern auch dem Deutschthum verloren und dienten zur Kräftigung fremder Nationen. Den wahren Vaterlands- und Volksfreund mußte ein solcher Verlust mit Schmerz erfüllen. Zu diesen gehörte Dr Hermann Blumenau. Aus dem Dämmerschein seines Laboratoriums trat er hervor und ließ Mörser und Retorten hinter sich, um einzugreifen in den Kampf für die Erhaltung des Deutschthums der Auswanderer. Er focht nicht nur mit der geistigen Waffe für seine Ideen und Anschauungen, sondern griff mit der ihm eigenen zielbewußten Energie praktisch sein Werk an und führte es mit der angeborenen niedersächsischen Zähigkeit durch alle Fährlichkeiten zu einem glücklichen Gelingen.

Als eine dringende Lebensfrage für Deutschland sah er an, daß eine Centralisation der Auswanderung herbeigeführt würde. Eine Frage, die freilich heute noch nicht gelöst ist und in Folge der politischen Constellationen vorläufig so leicht nicht gelöst werden wird. Von hoher Bedeutung auch noch für unsere Tage und den colonialen Kreisen zur Beachtung zu empfehlen sind die Ansichten und Ausführungen, die Blumenau über Auswanderung und Colonisation entwickelt hat. Auf die Frage: „Welchem oder welchen Landstrichen muß man mit aller Kraft streben, die gesammte deutsche Auswanderung zuzuleiten?“ antwortet er: „Für denjenigen, welcher ein gleich warmes Herz für das Wohl seiner auswandernden, so oft leidenden Brüder, wie für das

Vergl. Deutsche Kolonialzeitung Nr. 45 vom 9. November 1899. — Deutsch-Brasilische Nachrichten Nr. 1 vom 1. Januar 1900 (W. Wolkenhauer). — Henry Lange's Südbrasilien. — J. J. v. Tschudi u. A.

seines angestammten Vaterlandes im Busen trägt, giebt es aber nur eine Antwort auf diese Frage und diese ist einfach die: daß die deutsche Auswanderung in denjenigen Landstrichen zu centralisiren ist, welche den einzelnen Auswanderern für ihr gesammtes Wohlergehen dieselben oder größere Vortheile bieten, wie die übrigen, in denen sich ihr Strom zersplittert, und zugleich die Interessen Deutschlands oder der Zurückbleibenden am meisten fördern und sicher stellen. Vernachlässigt man die erste Bedingung, um der letzteren ausschließlich nachzukommen, so ist es ein Verbrechen an der Humanität und den leidenden Brüdern; läßt man letztere ganz außer Acht, so ist es Verrath am angestammten Vaterlande, und hat endlich Deutschland die heilige Verpflichtung, seine Kinder auch in der Ferne zu schützen und für ihr Wohlergehen zu sorgen, so hat es auch wieder das Recht und sogar die Pflicht gegen sich selbst, seine Interessen bestmöglichst dabei zu verfolgen, soweit das Wohlergehen der Auswanderer dadurch nicht gefährdet wird. Beides läßt sich praktisch sehr wohl vereinigen und nur, wenn man die Dinge auf die Spitze zu treiben sich gefällt, geräth man auf das Gebiet der Phantasie und des Ideals. — Was zunächst unter dem gesammten Wohlergehen der Auswanderer zu verstehen, und daß darin die Grundlagen desselben, günstiges, gesundes Klima, Fruchtbarkeit und billiger Preis des Bodens, Mannigfaltigkeit der Producte, ausgedehnter Markt und vortheilhafte Lage zum Absatz derselben und reichlich vorhandene Arbeit für die verschiedenen Arbeitsklassen, sowie liberale Institutionen, Religionsfreiheit und milde und zweckmäßige Gesetze, welche eines Jeden Rechte wahren, aber auch die freie Bewegung und Vereinigung zu gemeinnützigen Zwecken nicht hindern, inbegriffen sind, bedarf keiner Erörterung: es gehört aber auch dahin, daß der Auswanderer bei der Ausschiffung im neuen Lande sich sofort unter seinen Landsleuten befinde und, bis er an seinen vorläufigen und endlichen Bestimmungsort gelangt, immer unter ihnen bleibe, um aus Unkenntniß der Landessprache nie hülf- und rathlos dazustehen oder an einige Wenige, die sich in sein Vertrauen einschleichen, sich verrathen und verkauft zu sehen. Die Interessen Deutschlands, welche durch die Centralisation der Auswanderung gewahrt und gefördert werden können und sollen, betreffen Handel und Schifffahrt, indem bei der Verschiffung über deutsche Häfen viel Geld in deutschen Händen bleibt und durch gute Rückfrachten fremdes hinzugezogen wird; das Fabrikwesen, indem der Absatz deutscher Fabrikate in der Fremde mehr und mehr ausgebreitet und durch richtige Wahl des zu colonisirenden Landes wohl ein lebhafter Austausch von Producten und Manufacten, nicht aber neue Concurrenz hervorgerufen wird; der Ackerbau endlich in ähnlicher Weise, durch den Austausch ganz verschiedenartiger Producte, und alle greifen eng in einander. Außerdem liegt es aber gewiß nicht im Interesse Deutschlands, daß seine fortziehenden Kinder durch ihre Thätigkeit und ihr Capital die Macht und den Wohlstand von Nationen vermehren helfen, welche seiner eigenen Entwicklung in jeder Weise hemmend entgegentreten, noch auch, daß sie und ihre Nachkommen Gelegenheit nehmen, ihre Sprache und Sitte und damit alle Sympathie und Anhänglichkeit an das alte Vaterland aufzugeben, was wohl zu erreichen steht, ohne sie ihren Pflichten gegen sich selbst und ihre neue, gastliche Heimath zu entfremden und auf die ebenso unausführbare als abgeschmackte und wahrhaft gefahrbringende Idee der schroffen Abschließung und Gründung eines Staates im Staate hinzuweisen".

Diese seine Gedanken, eingegeben von warmer Vaterlands- und Volksliebe, sprach Blumenau im Jahre 1846 in aphoristischen Sätzen aus. Professor Wappäus in Göttingen versah sie mit Erläuterungen und Ergänzungen und ließ sie unter dem Titel „Deutsche Auswanderung und Colonisation" in Leipzig erscheinen. In eben dem Jahre trat Blumenau auf Veranlassung Alexander v. Humboldt's in den Dienst des Hamburger Colonisationsvereins, der ähnliche Ziele verfolgend, die deutsche Auswanderung nach Südbrasilien leiten wollte. Im Auftrage dieser Gesellschaft ging er nach dem großen Kaiserreiche, das er nun zwei Jahre, theils auf eigene, theils auf Kosten der Gesellschaft bereiste, um sich von den dortigen Verhältnissen genau zu unterrichten. Zugleich war er bei den Vorarbeiten zu der Errichtung der brasilischen Colonie Dona Francisca in der Provinz S. Catharina auf den Ländereien des Prinzen Joinville thätig. Die wichtigeren Ergebnisse seines damaligen Aufenthaltes und seine späteren Erfahrungen auf diesem Gebiete liegen in mehreren veröffentlichten Schriftchen, sowie in der Form von Berichten und Eingaben an seine Auftraggeber und die preußische und brasilische Regierung vor. Er fand, daß Brasilien im Allgemeinen und besonders das südliche vielfach falsch beurtheilt und ungerecht verläumdet war, daß es alles Erforderliche und Wünschenswerthe für die Centralisation der deutschen Auswanderung und ebensowohl für eine großartige, wie für eine in kleinem Maßstabe angelegte Colonisation bot. Ueberzeugt, daß nur durch Concentration aller vorhandenen und herbeizuziehenden Kräfte, durch großartige Auffassung und Ausführung eines wohlüberlegten Planes, daß nur durch geregeltes, in Brasilien wie in Deutschland gleich thätiges gemeinsames Wirken wahrhaft großartige Resultate und die größtmögliche Summe von Segnungen für die Auswanderer sowohl, wie für das Mutterland erzielt werden könnten, ging sein ganzes Bemühen dahin, diese Wichtigkeit zunächst denen darzulegen, die er für berufen und verpflichtet hielt, den deutschen Auswanderern und der deutschen Heimath ein neues, für Jahrhunderte unberechenbar ergiebiges Feld zu erschließen, und dann auf die Vereinigung auseinanderlaufender Bestrebungen hinzuarbeiten. Wir sehen ihn in den nächsten Jahren zur Erreichung seines Zieles unermüdlich thätig. Er vermied, um das Zustandekommen eines umfassenden Unternehmens nicht durch Einzelbestrebungen zu stören, alle unzeitigen Veröffentlichungen in Deutschland; er ordnete in selbstloser Weise seine eigenen Pläne, zu deren Verwirklichung sich ihm die günstigsten Aussichten boten —, es wurden ihm mehrere Male die vortheilhaftesten Anerbietungen ent-

gegengebracht —, den Zwecken eines großen deutschen Colonialvereins unter, in der Anschauung, daß dieser Verein das nöthige Capital besitze, und in der Hoffnung, daß seine Mitglieder auch den Willen hätten, den patriotischen Gedanken, den sie erfaßt, nicht nur zur Schau zu tragen, sondern auch thatkräftig durchzuführen. Der Hamburger Verein, den wohl mehr praktische als ideale Zwecke ins Leben gerufen, entsprach diesen Hoffnungen leider nicht. Eines augenblicklichen geringen Gewinnes willen und in Folge von Unthätigkeit und Unentschlossenheit der Führung ging der Verein nicht auf die Vorschläge Blumenau's ein. Dieser wandte sich nun an die preußische Regierung und legte ihr Berechnungen vor, die auf genaueste Daten gestützt waren. Er bewies ihr, daß in den besten und gesundesten Theilen Südbrasiliens theils in der unmittelbaren, theils in der nächsten Nähe trefflicher Häfen mehr denn 100 Quadratmeilen Landes so gut wie umsonst, und 30—50 für eine höchst geringe Summe und außerdem noch manche andere Vortheile zu erlangen und daß die Rückzahlung des aufgewandten Capitals mit angemessenen Zinsen vollkommen gesichert sei; er ließ nicht ab, auf eine Vereinigung der vorhandenen, für Südbrasilien willigen Kräfte hinzuarbeiten, da er es für ehrenvoller und nützlicher hielt, untergeordnetes Glied einer großen mächtigen Kette, als einzelstehendes Haupt zu sein. Aber alle seine Mühen waren vergebens, nur vielfache Opfer und Enttäuschungen der bittersten Art der Lohn, den er empfing. Die Kräfte zersplitterten sich und diejenigen, die berufen und verpflichtet waren, für den Nutzen des großen Ganzen zu wirken, hatten die hervorragende Bedeutung der Blumenau'schen Vorschläge nicht erfaßt und ließen den günstigen Augenblick ungenützt vorübergehen.

Es war das ein herber Schlag. Aber Blumenau war nicht der Mann, der sich muthlos oder grollend zurückgezogen hätte. Jetzt sah er die Bahn zum eigenen Schaffen offen und er betrat sie muthig und voller Hoffnung. Die Zukunft brachte ihm darin keine Enttäuschung. Sie zeigte, daß der Wagemuth, der jedem Colonisator eigen sein muß, bei ihm mit der Befähigung zur richtigen Beurtheilung der Verhältnisse im vollen Gleichmaß stand.

Bei seinem Aufenthalte in Brasilien zum Zwecke der Durchforschung des Landes hatte er am großen Itajahyflusse eine Landstrecke erworben, auf der er ein landwirthschaftliches Etablissement, verbunden mit Sägemühle und Zuckerfabrikation errichtete. Durch weitere Erwerbungen und Schenkungen vergrößerte sich das Gebiet auf über 9 Quadratmeilen. Zur Besiedelung dieses Gebietes lud Blumenau 1850 seine auswanderungslustigen Landsleute ein. Ueber das Land und seine Colonisation gab er folgende Auskunft:

„Der am großen Itajahyflusse mir zugehörige, für die Colonisation bestimmte Landbesitz begreift ein Areal von 155 000 bis 160 000 preuß. Morgen und ist am Südufer in etwa 8 Meilen gerader Entfernung vom Meere, ungefähr eine Meile oberhalb der Ortschaft Belrior gelegen; um von der Küste an denselben zu gelangen, gebraucht man bei gewöhnlichem Wasserstande 1¾ bis 2 Tage auf den üblichen Canoas, hinab aber nur 1 Tag, selbst mit schwerer Ladung. Der Uferstrich, welcher zu diesem Gebiete gehört, beginnt etwa ⅛ Meile (der Mündung des Testoflusses gegenüber) über dem ersten Falle und erstreckt sich bis nahe ¾ Meilen unterhalb desselben; höher hinauf ist das Ufer in wechselnder Breite bis zu höchstens 1 Meile, und in der Länge von etwa 1¾ Meilen von mehreren Brasilianern beansprucht, darüber hinaus aber offenes Regierungsland. Da der Fluß hier nicht mehr schiffbar ist, hat der Besitz des Uferstrichs keine praktische Wichtigkeit mehr, und es steht mir frei, je nach dem Bedürfniß der Colonisation und der Güte und Gestaltung des Landes die Colonieländereien mehr der Länge oder Tiefe nach hinter diesem und meinem eigenen Uferstriche auszuwählen. Die entlegensten Striche der Colonie können daher im allerungünstigsten Falle nicht mehr als sechs brasil. oder fünf deutsche Meilen vom Einschiffungsorte entfernt sein. — Das Gebiet, soweit es hat durchforscht werden können, besteht aus hügeligen Ebenen, welche durch mehrere Bergreihen, zwischen denen wieder breite Thäler, durchschnitten werden, ist sicher vor Ueberschwemmungen, frei von Sümpfen und durchgängig mit stämmigem Walde, in welchem sich viele der besten, kostbarsten Hölzer in großer Menge vorfinden, bedeckt. Der große Bach, Garcia, der mit Canoas in Erstreckung mehrerer Meilen zu befahren ist, durchströmt einen sehr beträchtlichen Theil desselben und bietet mit seinen vielen Zuflüssen sehr reichliche Wasserkraft, sowie alle wünschenswerthe Gelegenheit zum Holzflößen; der Bach da Velha, an welchem meine Sägemühle liegt, ist durch Aufstauen des Wassers ebenfalls auf eine oder einige Stunden kahnbar geworden und außerdem finden sich noch mehrere kleinere zu Mühlenanlagen dienliche Gewässer. Der Boden ist zum Theil schwerer gelber Lehm, zum Theil dunkelbrauner, thoniger Sandsteingrund, wie der kräftige Wuchs des Waldes und das angebaute Zuckerrohr beweisen, sehr fruchtbar und zum Anbau aller Landesfrüchte, wie Kartoffeln, Bohnen, Mais, Mandioca, Taback, Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, fast aller deutscher Gemüsearten u. s. w., vielleicht mit Ausnahme des Reises, welcher zu sehr ins Stroh wächst, trefflich geeignet. Ueber das Vorhandensein nutzbarer Mineralien, ausgezeichneten Töpfer- und Ziegelthon und verschiedene zum Theil äußerst harte und poröse dunkelbraune, zu Mühl- und Bausteinen geeignete Sandsteine ausgenommen, hat noch nichts Genaueres ermittelt werden können. — Der Uferstrich zwischen dem Bache Garcia und der östlichen Grenze meiner Länderei, etwa 500 bis 600 Klaftern, bleibt mit 1000 Klafter Erstreckung in die Tiefe, immer dem genannten Bache entlang, zur Begründung einer Stadtanlage reservirt; unmittelbar dahinter beginnen die anzulegenden Grundstücke, welche soviel wie möglich und je nachdem es die Oertlichkeit erlaubt, immer so besetzt oder vergeben werden sollen, daß kein unbebautes Land zwischen dem zu bebauenden liegen bleibt. Für die ersten 50 Familien, die sich auf dem Coloniegebiete niederlassen und daselbst Ackerbau betreiben wollen, verpflichte ich mich unbedingt, die Grundstücke unmittelbar an- und nebeneinanderstoßend

auszulegen und ebenso abzugeben, so daß sie sämmtlich dem Einschiffungsplatze möglichst naheliegen und zum größten Theile mit ihrer Vorderseite an den östlichen Rand des Garciabaches stoßen. — Der Besitz der zu vergebenden Ländereien ist unantastbar und garantirt, sobald die Ansiedler die auferlegten Bedingungen erfüllt haben. Bei Uebergabe seines Grundstücks erhält der betreffende künftige Besitzer einen provisorischen, vor Zeugen ausgefertigten und in das Colonieflurbuch einregistrirten Besitztitel. Sind die, hinsichtlich der thatsächlichen Besitznahme und Abgrenzung seines Grundstücks dem Ansiedler auferlegten Bedingungen erfüllt, so wird ihm der vom Provinzpräsidenten ausgefertigte, in das auf der Präsidentur befindliche Flurbuch einzutragende, definitive Besitztitel zugestellt, und er ist dann freier und unabhängiger Besitzer seines Grundstücks, mit demselben aber zugleich den allgemeinen Landesgesetzen und den besonderen Bestimmungen des Coloniestatuts unterworfen, wie er auch in den Genuß der durch beide ihm besonders zugesicherten Vortheile eintritt".

Das von Blumenau ausgearbeitete Coloniestatut, durch das die innere Organisation der Colonie geregelt werden sollte, hatte einen weitgespannten Rahmen und ermöglichte bei Schonung der individuellen Freiheit eine gedeihliche Unterordnung unter das große Ganze. Sich selbst wies er in der Verwaltung der Colonie mehr eine rathende als anordnende Stimme zu. Alle Streitigkeiten der Colonisten sollten durch ein Schiedsgericht entschieden werden, Processe und Klagen durften bei den Behörden nicht anhängig gemacht werden. Die innere Verwaltung wurde in die Hände eines zu wählenden Colonieraths gelegt, dessen Mitgliederzahl sich nach der Zahl der Colonisten richtete. Die kirchlichen und Schulangelegenheiten der protestantischen Colonisten wurden einer Commission unterstellt, die zunächst aus 5 und bei vollständiger Besetzung der Colonie aus 25 Mitgliedern bestehen sollte. Der geringste Beitrag, den jeder selbständige Colonist an die Verwaltungscommission zu zahlen hatte, wurde zunächst auf 2 Milreïs festgesetzt. Das Wahlrecht erhielt jeder selbständige Mann, war er verheirathet mit 22 Jahren, wenn nicht, mit 24 Jahren, jedoch mußte er 6 Monate in der Colonie fest ansässig gewesen sein. Wählbar aber war nur ein Colonist, der das 26. Lebensjahr überschritten hatte.

Nicht in leuchtenden Farben und überschwänglichen Schilderungen pries Blumenau seinen deutschen Landsleuten sein Unternehmen an; er machte ihnen keine utopischen Versprechungen, sondern schilderte ihnen in einfachen, schlichten Worten naturgetreu das Land und seine Beschaffenheit; er versprach ihnen kein Schlaraffenleben, sondern wies sie darauf hin, daß Arbeit und Mühe ihrer warteten. „Ob ich das Vertrauen wackerer Auswanderungslustiger für mich und mein Unternehmen zu gewinnen vermag", schreibt er, „kann nur die Zukunft lehren; ob ich es für meine Person verdiene, mögen unparteiische Richter, welche mich oder meine Arbeit näher kennen, entscheiden; ob endlich für mein Unternehmen, und ob dieses nur auf meinen eigenen und nicht auch auf den Nutzen aller Betheiligten hinzielt, wird ruhige Prüfung des vorliegenden Programms ergeben. Mein eigenes Wohlergehen und das gesammte Gedeihen meiner Colonie ist zu innig mit demjenigen eines jeden einzelnen, unmittelbar in oder auch nur in der Nähe derselben Angesiedelten verknüpft, als daß ich nicht Alles, was in meinen Kräften steht, diese zu fördern, anwenden sollte, und es gereicht vielleicht denen, welche mir Vertrauen schenken und sich mir anschließen wollen, zu einiger Garantie, zu wissen, daß ich meine Tage nicht in dem Wohlleben und den Genüssen der Städte, sondern unmittelbar in ihrem Kreise verbringe, zum größten Theile ihre Mühen und Beschwerden, sowie ihre Freuden theile, und Ruder und Spaten, Hacke und Axt auch meiner Hand nicht fremd sind, und daß ich mit den Kenntnissen, welche ich mir in Deutschland und Brasilien über das, was ihnen Noth thut, über Landwirthschaft, Technik und Industrie, über Gesetzgebung und Kunde der sonstigen Verhältnisse ihrer neuen Heimath und endlich in Behandlung leichterer Krankheitsfälle erworben, ihnen rathend und helfend zur Seite stehen werde".

„Ein Werk, wie das, welches ich vorhabe, soll es gedeihen und für alle Betheiligten die segensreichen Folgen, welche in seinem Schooße liegen, in ihrer ganzen Ausdehnung entwickeln, kann nicht durch eine Hand ausgeführt werden, es bedarf deren vieler thätiger und mit Bewußtsein handelnder — so ergeht denn meine Bitte und mein Ruf an auswanderungslustige Deutsche, sich mir anzuschließen und das Gebäude ausbauen zu helfen, welches uns Allen ein schirmendes und behagliches Asyl werden kann und soll und zu dem ich den Grundstein bereits gelegt, an jene wackern, thatkräftigen Männer, welche auswandern, nicht um jenseits des Meeres dem Verwirklichen unausführbarer Traum- und Phantasiegebilde nachzurennen oder unthätig entgegen zu harren, sondern um frei von Druck und Beengung sich selbst und den Ihrigen eine sichere und sorgenfreie Zukunft zu schaffen, welche ihre Arme tüchtig rühren, erwerben und arbeiten wollen und doch eingedenk bleiben, daß der gütige Schöpfer dem Menschen die schöne Erde zum Erbtheil verlieh, nicht nur um zu erwerben und zu arbeiten, sondern auch seines Daseins sich zu freuen und auch die Blüthen des Herzens und Geistes zu pflegen, und daß sie selbst die heilige Verpflichtung haben, den Schatz von wahrer Bildung und Gesittung, welcher ihnen von den Vätern überkam, als unveräußerliches Vermächtniß wiederum den Nachkommen zu wahren und zu überliefern".

Gering freilich und mehr als dürftig für die Größe des Werkes waren die Blumenau zur Verfügung stehenden Mittel. Durch die im Lande erworbenen Erfahrungen und durch angestrengte Thätigkeit suchte er diesen Mangel zu ersetzen. Die Landesbehörden kamen ihm freundlich entgegen und gewährten zunächst Ländereien, theilnehmende deutsche Freunde ermuthigten ihn. Er selbst war vom Bestreben erfüllt, den Feinden deutscher Colonisation in Brasilien zu beweisen, daß auch in diesem Lande, trotz geringer Mittel, aber mit redlichem, ausdauerndem Willen ein günstiger Erfolg zu erzielen sei. Am 2. September 1850 begann er mit

17 Personen, die sich entschlossen hatten, ihm die Schwierigkeiten des Anfangs überwinden zu helfen, sein Werk. Doch nicht freudig war dieser Anfang. Harte und wiederholte Unglücksfälle und Verluste verringerten die ohnehin schon so geringen verfügbaren Mittel; der kaum gepflanzte Kern drohte zu verkümmern. Da kam die kaiserlich brasilianische Regierung zu Hülfe und gewährte durch ein Darlehn von 10 000 Milreïs die Mittel, das Begonnene fortzusetzen. In Deutschland aber fand das Unternehmen kaum Beachtung und noch weniger Theilnahme von Seiten der Auswanderer; Brasilien war oder blieb theils ein unbekanntes Land, theils wurde es allgemein in den dunkelsten Farben geschildert. Nur 8 Personen wandten sich im Jahre 1851 der Colonie zu. Größer war der Zuwachs im folgenden Jahre — die Stammliste weist 110 neue Ankömmlinge aus — und die Colonie feierte ihre feste Begründung durch die Besitznahme von 12 Grundstücken durch ebenso viele Familien. So erfreulich dieser Zuwachs war, blieb er doch hinter den gehegten mäßigen Erwartungen weit zurück. Wiederum sehr gering war die Einwanderung des Jahres 1853. Sie betrug nur 28 Personen und nur wenige Grundstücke wurden in Besitz genommen. Was aber an der Erweiterung nach Außen verloren wurde, ersetzte sich theilweise durch inneren Fortschritt und festere Begründung aller Verhältnisse, durch Erwerbung werthvoller Erfahrungen, durch Besserung bestehender Wege, Eröffnung einer besseren Verbindung mit der See, durch Brückenbauten und andere Arbeiten der Art. Viel und freudig wurde im Allgemeinen geschafft und gearbeitet, der dankbare Boden spendete reichlich seine Früchte und trotz großer Theuerung im Lande fehlte es nicht an dem Nöthigen; nicht an Arbeit zu hohem Lohne, sondern an Arbeitern war fortwährend Mangel. Einen erfreulichen Zuwachs brachte das Jahr 1854 durch 146 Einwanderer. Im Ganzen waren bis zum Schlusse des Jahres 309 Einwanderer, 181 männlichen und 128 weiblichen Geschlechts, angelangt. Von ihnen verließen 11 nach kürzerer oder längerer Frist die Colonie und Provinz, 6 die Colonie, um sich anderweitig in der Provinz und 38 bis 40, um sich jener näher oder entfernter am Itajahy niederzulassen, oder daselbst in Lohn zu arbeiten. 246 blieben auf der Colonie. Am Ende des Jahres 1854 zählte dieselbe 40 feste und 6 begonnene Feuerstätten, zwei Zuckermühlen und eine Mandiocamühle. Es bestanden zwei kleine Kaufläden und eine Apotheke. Ein Arzt wohnte ganz nahe der Colonie. Ein deutsch-evangelischer Lehrer war von der Provinzialregierung angestellt mit der Weisung, in deutscher und portugiesischer Sprache zu unterrichten. Sollten seine Schüler nicht sämmtlich dem protestantischen Bekenntniß angehören, so hatte er den religiösen Unterricht auf die Unterweisung in den allen Religionsparteien gemeinsamen allgemeinen Grundwahrheiten und der Moral des Christenthums zu beschränken.

Es waren vier Jahre harter Arbeit, die hinter Blumenau lagen. Mit seltener geistiger und körperlicher Regsamkeit hatte er für die Existenz seines Werkes gekämpft und dieses trotz der vielen Mißgeschicke und unendlichen großen und kleinen Schwierigkeiten eines ersten Anfanges im Urwalde zu einem unzerstörbaren Gedeihen geführt. Handhabte er nicht die Axt auf der Colonie, um seinen Gefährten bei der Urbarmachung des Bodens behülflich zu sein, so saß er in seinem Hause, die Feder in der Hand, um einzutreten gegen Verläumdung und Indolenz und um Propaganda zu machen für seine Schöpfung; oder er war in Rio de Janeiro und unterhandelte mit der Regierung, mit dem Kaiser, um pecuniäre Vortheile für die Colonie zu erlangen. Bei all seinem rastlosen Streben wird er von einer Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit geleitet, wie sie nur bei einem wahrhaft großen und edlen Charakter zu finden ist. Nichts erwirbt er für sich, Alles für die Colonie, die seinen Namen trägt. Ja, sein eigenes, wenn auch bescheidenes Vermögen, opfert er willig. Hart und anstrengend war seine Arbeit und oftmals hat er von dem aus Farinha, dem Mehl der Mandiocawurzel, gebackenen Brote und ranzigem Speck gelebt, aber immer frohen Muth und gute Hoffnung auf das Gelingen seines Werkes sich bewahrt. In Deutschland ließ er seine Broschüren erscheinen, er unterhielt eine lebhafte Correspondenz mit seinen dortigen Agenten und schickte 1854 seinen Neffen, Herrn Reinhold Gärtner aus Blankenburg, nach Deutschland mit dem Auftrage, Auswanderer anzuwerben und mit ihnen im März oder April 1856 nach Blumenau zurückzukehren. Als Geldnoth dem Weitergedeihen der Colonie sich hemmend entgegenstellt, gelingt es ihm, die Regierung von der Lebensfähigkeit des Werkes zu überzeugen, so daß sie sich zu einer kräftigeren Unterstützung bereit erklärt. Sie streckte ihm den Betrag von 85 000 Milreïs vor, die binnen 7 Jahren auszuzahlen waren, gewährte für dieselbe Zeit den Gehalt eines evangelischen Predigers mit 800 Milreïs jährlich; ferner 10 000 Milreïs zum Ankauf von Ländereien am Seehafen des Flusses zur Errichtung einer Landungsbrücke daselbst und einen Zuschuß von 32 000 Milreïs zu den Kosten eines Weges vom Itajahythale direct auf das Hochland, welche vom 4. Jahre an jährlich mit 8000 Milreïs zu zahlen waren. Die Verpflichtungen, denen sich Blumenau zu unterwerfen hatte, waren u. A. folgende: Der Unternehmer hat seine Colonie im Allgemeinen auf den höchstmöglichen Grad des Gedeihens zu bringen und zwar zu diesem Behufe in den ersten fünf Jahren des Vertrages mindestens 1600, in den folgenden fünf Jahren 2400 Auswanderer aus Europa oder den Vereinigten Staaten an den Itajahy einzuführen, sowie die übrigen in seinem eingereichten Entwurf enthaltenen Vorschläge und Maßregeln ins Werk zu setzen. Es gehörte dahin der Bau eines Gotteshauses, der Wohnung des Predigers und eines Schulhauses mit Lehrerwohnung. Die Tilgung der erhaltenen Vorschüsse sollte in der Weise geschehen, daß für Ansiedlung eines jeden Colonisten am Itajahy, für solche von 5—10 Jahren je 20, für diejenigen von 10—45 Jahren aber je 30 Milreïs von der Summe in Abrechnung gebracht werden sollten. Wenn in 10 Jahren nicht so viel Einwanderer angelangt sein sollten, um die Schuld zu tilgen, so sollte eine weitere Frist von zwei Jahren ge-

währt werden. Diese Bedingungen wurden seitens der Regierung in der Hauptsache nur als ein Ansporn für Blumenau angesehen. Er ging darauf ein, trotzdem er sich wohl sagte, daß gehässige Andeutungen und Beschuldigungen von Menschenhandel und Seelenverkäuferei gegen ihn nicht ausbleiben würden. Aber er war ruhig in seinem Gewissen; er erfreute sich einer makellosen Vergangenheit, auf die in seiner neunjährigen Thätigkeit als deutsch-brasilianischer Colonisator kein Schatten gefallen war.

Das Jahr 1855 brachte der jungen Niederlassung eine große Ueberschwemmung, deren Folgen aber bald überwunden wurden. Wie man in der Colonie arbeitete, zeigt in interessanter Weise der Brief eines Colonisten, des ehemaligen Oeconomie-Verwalters Hering aus Jena, der im Jahre 1854 sich mit Frau und Kindern in Blumenau niederließ und dort 70 Morgen Land erwarb. Er schrieb unterm 12. November 1855 an seinen Vater in Deutschland: „Wir befinden uns ganz wohl und haben uns in die hier übliche Lebensweise mit Leichtigkeit gefunden. Auf unserem zuerst geschlagenen Waldfleck haben wir schon eine kleine Kartoffelernte gemacht; grünes Gemüse aller Art steht in üppiger Kraft da. 12 Orangenbäume, 12 Stück Bananen und eine Masse Mamons versprechen in Jahresfrist ihre Früchte; auch 12 Feigen- und 12 Pfirsichbäume habe ich gepflanzt. Alle diese tragen in zwei bis drei Jahren Früchte. Alles, was ich gesäet habe, steht sehr schön. Es hat mir freilich sehr viel Arbeit gekostet; ich habe Alles allein gemacht; die harten starken Bäume mit den unzähligen Schlinggewächsen wollen manchen Axthieb haben, ehe sie fallen. Dafür habe ich die Freude, daß doch Alles, was ich sehe, mein Werk ist; und wenn mir Gottes Segen nicht fehlt, denke ich mich bald in einer behaglichen Lage zu befinden. — Freilich ist Vieles, was in Deutschland stets zu haben ist, hier gar nicht zu bekommen, aber auch hauptsächlich aus dem Grunde, weil es im Allgemeinen nicht verlangt wird. Weizen- und Roggenmehl ist am Itajahy gar nicht und in den Städten nur für sehr hohen Preis zu bekommen. Unsere Nahrung besteht aus Kartoffeln, Bohnen, Farina, grünen Gemüsen, Fischen und Fleisch — meist Wildpret — und Kaffee. Dabei befindet man sich sehr wohl und zur Arbeit kräftig. Was die übrigen Lebensverhältnisse anbetrifft: Abgaben giebt es nicht, und der Kaiser besoldet sogar die protestantischen Geistlichen und Lehrer. So leben wir nun still in unseren Hütten hin, sind zufrieden mit dem was wir haben, und freuen uns über unser eigenes Werk, das immer größer werden soll. Unsere Kinder spielen und springen um uns herum und befinden sich wohl dabei. Meine Frau besorgt das Haus; ich arbeite außer dem Hause, und wenn der Abend kommt, sind wir müde und schlafen dann ruhig bis zum Morgen. Ich habe Euch manchmal hierher gewünscht, um Theil an unseren Genüssen zu nehmen. Die schönsten Früchte, das davon gekochte Muß, unsere schönen Abende, die herrlichen Bäume, an denen mitunter hundert verschiedene Gewächse, wie z. B. Kaktus u. s. w. blühen, die schöne Aussicht, der majestätische Strom, so breit wie die Elbe bei Magdeburg; das Alles würde Euch gewiß erfreuen". Ueber sein Besitzthum entwirft der Briefschreiber unterm 18. August 1855 folgende Schilderung: „Mein Besitzthum ist an der schönsten und besten Lage am Itajahy; ich habe bereits etwas mehr als einen Morgen des darauf stehenden Urwalds niedergeschlagen und auch das Geripp unserer ersten Wohnung aufgestellt". Am 28. Februar 1857 schreibt er u. A.: „Unsere Pflanzung steht gut. Gegen 30 Stück Kaffeebäume blühen ziemlich voll; sie sind so groß wie ein Johannisbeerbusch; die Pfirsichbäume sind zum Brechen voll. In 14 Tagen werden wir junge Schweine haben. Vor vier Wochen haben wir ein Schwein von ca. 100 Pfd. geschlachtet. Davon haben wir 13 Pfd. verkauft, was uns mehr eintrug, als uns das ganze Paar gekostet hatte. Eine Glucke mit 13 Küchlein läuft vor dem Hause herum. Ihr seht also, daß wir so ziemlich eingerichtet sind".

Im Jahre 1856 langte Herr Reinhold Gärtner mit Auswanderern auf dem Barkschiffe „Walter" in der Mündung des Itajahy an; noch vier weitere Schiffe, die von anderen Bevollmächtigten Blumenau's expedirt waren, brachten Auswanderer. Im Ganzen 290 Personen. Dadurch wuchs die Bevölkerung auf 468 Seelen und die Feuerstätten stiegen auf 102. Geburten fanden 19, Heirathen 4, Sterbefälle 10 statt und wurden von letzteren bei Erwachsenen 4 durch Unglücksfälle (Ertrinken, Erschlagen durch umstürzende Bäume 2c.), 4 durch Krankheit (Gehirnentzündung, Fieber 2c.) veranlaßt, während die letzten beiden neugeborene Kinder betrafen. Die Colonie hatte jetzt einen Geistlichen, Pastor Oswald Hesse aus Wreschen in Posen, der sich später leider als schlechter Mensch und unverbesserlicher Trinker entpuppte. 1857 stieg die Seelenzahl auf 609, die Feuerstätten auf 152. Gasthäuser und Kaufläden gab es 3, Bäckereien gleichfalls drei. Der Viehbestand war folgender: Rindvieh einschl. Zugochsen 125 (gegen 76 im Vorjahre), Pferde und Maulthiere 13 (11) und Schweine 434 (134). Vorhanden waren ferner: 2 Ziegeleien, 1 Essigfabrik, 1 Bierfabrik, 2 Schmiede, 1 Schlosser, 1 Büchsen- und Uhrmacher, 2 Schneider, 3 Schuhmacher, 4 Zimmerleute, 1 Stellmacher, 4 Maurer, 5 Tischler, 1 Drechsler, 1 Cigarrenmacher, 1 Korbmacher, 1 Gelbgießer, 2 Böttcher, 2 Sattler, einige Näherinnen und Wäscherinnen 2c. Der bisherige Lehrer, Herr Ostermann, aus der Gegend von Nordhausen gebürtig, war 1856 gestorben, sein Nachfolger war Herr v. Gilsa. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Briefwechsel zwischen Carl Friedrich Gauß und Wolfgang Bolyai. Mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Franz Schmidt und Paul Stäckel. Leipzig, B. G. Teubner 1899. XIII. und 208 S. gr. 4°. geb. 16 M.

Dasselbe mit ungarischer Einleitung und Noten im Verlage der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Bolyai Farkas és Gauss Frigges Károly levelczése. Budapest 1899.

Unter den Freunden der Göttinger Studienzeit hat unserem großen Landsmanne K. Fr. Gauß offenbar der Ungar Wolfgang Bolyai am nächsten gestanden. Schon in diesen Jahren während der Ferien beginnt der Briefwechsel zwischen den Beiden, welcher sich dann mit mehr oder weniger großen Zwischenräumen bis dicht vor Gauß' Tode († 23. Februar 1855) fortsetzt; ihn hat der Freund dann noch 1 3/4 Jahr überlebt. Die Zahl der Schreiben, die ziemlich vollständig erhalten zu sein scheinen und jetzt von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen verwahrt werden, — Gauß' Briefe hat Bolyai selbst noch dem Professor Sartorius von Waltershausen in Göttingen zur Verfügung gestellt — beläuft sich auf 42; 18 rühren von Gauß her und 24 von Bolyai. Von ersteren stammen 13 aus Gauß' Braunschweiger Zeit und liefern somit, da sie bislang nur in Bruchstücken bekannt waren, einen willkommenen Nachtrag zu Ludw. Hänselmann's schönem Buche: „Karl Friedrich Gauß, Zwölf Kapitel aus seinem Leben" (Leipzig 1878). Im letzten Briefe der ganzen Reihe, vom 6. Februar 1853, reicht Bolyai mit prophetischem Blicke „in einem freudeleeren Alter von dem Grabes-Rande die Abschiedsrechte dem alten treuen Freunde". Die Briefe behandeln wissenschaftliche Fragen und persönliche Erlebnisse. Interessant ist in der Schilderung der Letzteren die Verschiedenheit der Charaktere: die Leidenschaftlichkeit des Ungarn, der von mancherlei Mißgeschicken in seinem Familienleben zu berichten weiß, und die tiefe gehaltvolle Ruhe des Niedersachsen, der im Gegensatz zu dem unglücklichen Freunde, wenn ihm auch schmerzliche Ereignisse nicht erspart blieben, wahres Glück in seiner Ehe und Familie gefunden. Sehr schön sind Gauß' Worte über seine Braut. Wir können es uns nicht versagen, einige für den großen Gelehrten bezeichnende Stellen hierher zu setzen. Am 9. Januar 1799 schreibt er noch: „Unser Hofrath Eschenburg hat vorgestern seine Frau verloren in einem Alter v. 47 Jahren. Sie war ein herrliches Weib, und ich zweifle, ob in ganz Braunschweig seit langer Zeit jemand in seiner Familie so glücklich gewesen ist als Eschenburg. Es ist gewiß, daß das Glück, was die Liebe seiner gestimmten Seelen geben kann, das höchste ist, was einem Sterblichen zu Theile werden kann: aber wenn ich mich in die Stelle des Mannes setze, der nach einigen zwanzig seligen Jahren nun auf einmal sein Alles verliert, so möchte ich behaupten, er sei der unglücklichste Sterbliche, und es sei besser jenes Glück nie gekannt zu haben. So gehts auf dieser elenden Erde, „auch die reinste Freude findet in dem Schlund der Zeit ihr Grab". Was sind wir ohne die Hoffnung einer bessern Zukunft? Laß uns die Freiheit unsers Herzens behaupten, so lange es gehen will und unser Glück vorzüglich in uns selbst suchen". Doch schon nach wenigen Jahren, am 28. Juni 1804, fährt der kühle Beherrscher der Zahlen, nachdem er über mathematische und astronomische Gegenstände gesprochen hat und auf die Erweiterung seiner Bekannt- und Freundschaften gekommen ist, über die mit seiner demnächstigen Braut folgendermaßen fort: „Die schönste aber ist die eines herrlichen Mädchens, ganz so wie ich mir immer eine Gefährtin meines Lebens gewünscht habe. Ein wunderschönes Madonnengesicht, ein Spiegel des Seelenfriedens und der Gesundheit, zärtliche, etwas schwärmerische Augen, ein tadelloser Wuchs, das ist etwas, ein heller Verstand und eine gebildete Sprache das ist auch etwas, aber nun eine stille, heitre, bescheidne, keusche Engelseele, die keinem Wesen wehe thun kann, die ist das beste. Koketterie und Sucht zu glänzen sind ihr fremd. Aber dann erst werde ich meinen Empfindungen für dies holde Geschöpf den Zügel schießen lassen, wenn ich Hofnung sehe, daß ich sie ganz so glücklich machen kann, als sie es verdient. Ein einseitiges Glück ist gar keines". Geradezu überschwänglich äußert er sich dann nach seiner Verlobung, wo er Jean Paul und Rousseau anführt, S. 80.

Angehängt ist dem Texte der Briefe zunächst ein „Supplementum", das die auf ihre spätere Geschichte bezüglichen Schriftstücke bringt. Dann folgen „Anmerkungen", in denen die Herausgeber, der Pesther Architekt Franz Schmidt und der Kieler Universitäts-Professor Paul Stäckel, zur Erklärung der Schreiben alles Erforderliche in dankenswerther Weise gegeben haben, dabei auch einen kurzen Lebensabriß von Gauß und Bolyai, der am 9. Februar 1775 geboren, 1804 Professor am evang.-reform. Collegium zu Maros-Vásárhely wurde, hier bis zu seiner Pensionirung im October 1851 als Lehrer der Mathematik wirkte und am 20. November 1856 gestorben ist. Den Schluß bilden zwei Namenverzeichnisse, die zweckmäßiger wohl in eins zusammen gezogen wären. Verlesen ist offenbar S. 20 „Hofrath Patterer" für Gatterer, der in der Nacht vom 4.—5. April 1799 gestorben ist.

Ermöglicht ist die Herausgabe des Werkes durch die großmüthige Unterstützung der Kgl. Ungarischen Akademie der Wissenschaften, der dafür unser lebhafter Dank gebührt. Glänzend ist die Ausstattung in Druck, Papier rc., sowie durch Beigabe einiger Lichtdrucktafeln, die je zwei Briefe von Gauß und Bolyai in der Originalhandschrift wiedergeben. Um so mehr hätte man bei einem so prächtigen Buche die Drahtheftung vermeiden sollen, die leider immer mehr in unseren Büchern um sich greift, obwohl sie für ihre Erhaltung einer der gefährlichsten Feinde ist.

W. Kühne, Ueber Ethik und Naturwissenschaft in der Medicin. Ein Auszug aus der Geschichte der Medicin. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1899. 44. S. 8°. —.60 M.

Einen „Auszug aus der Geschichte der Medicin" nennt Verfasser die kleine Schrift und giebt in den ersten Worten der Einleitung den Grund an, weshalb er sich mit dieser Arbeit an das große Publicum gewandt hat. „Die Medicin hat in letzter Zeit wiederholt die Aufmerksamkeit weiterer Kreise in einem Grade auf sich gelenkt, daß der von vielen Seiten sich erhebende Wunsch wohl berechtigt ist, etwas Näheres über eine Disciplin zu erfahren, welche zwar in Aller Munde zu sein pflegt, über deren Wesen und Entwicklung sich aber die Wenigsten eine klare Vorstellung zu machen vermögen".

Der Verfasser giebt zunächst eine kurze Uebersicht, wie sich die Heilkunst seit der ältesten Zeit der Priestermedicin durch die verschiedenen Phasen bis zur heutigen, hauptsächlich auf naturwissenschaftlicher Erkenntniß gegründeten „exacten“ medicinischen Wissenschaft entwickelt hat. Aber die Naturwissenschaft soll die Ethik nicht verdrängen, sondern sich mit ihr paaren. Gerade unsere bedeutendsten Aerzte haben auf die ärztliche Ethik den größten Werth gelegt; und gerade die neueste Zeit scheint zu bestätigen, daß die einseitige Betonung der naturwissenschaftlichen Ausbildung zu bedenklichen Folgen führt. „So lange die Medicin ausschließlich den naturwissenschaftlichen Fahnen folgte, errang sie zwar in wissenschaftlicher Beziehung Sieg über Sieg, aber andererseits erlitt sie nach der ethischen Seite hin manche empfindliche Niederlage“.

Die Ueberproduction an Aerzten, der dadurch herbeigeführte „Geschäftsbetrieb“, das Krankencassenwesen haben schon jetzt dem Ansehen des Aerztestandes und damit dem Ansehen der medicinischen Wissenschaft erheblich Abbruch gethan.

Deshalb, soll eine Besserung dieser Zustände erzielt werden, so wird es vor Allem erforderlich sein, für eine harmonische Ausbildung des Geistes und Herzens der angehenden Mediciner Sorge zu tragen: Ethik und Naturwissenschaft!

Die Lectüre der kleinen Schrift wird jedem Gebildeten, Laien und Aerzten, Gewinn bringen.

Ernst Buchholz. Der Conrector von Einem und seine Tochter Charlotte. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte des Mündener Schulwesens und der Literatur des 18. Jahrhunderts. Zum Jahresberichte des Progymnasiums zu Münden. Münden, Klugkist 1899. 46 S. 8°.

Die kleine Schrift giebt uns in gewandter Darstellung eine Schilderung des Mündener Schulwesens im 18. Jahrhundert, insbesondere der Stellung, die in ihm Joh. Konr. v. Einem, der Sproß einer alten Einbecker Patricierfamilie und von 1759—94 Conrector daselbst, einnahm. Wir erhalten über v. E. neue und sichere Lebensdaten (geb. 14. Aug. 1732, † 3. April 1799), Nachrichten über seine dichterische Thätigkeit und seine Beziehungen zu den Hainbunddichtern, die nicht zum Wenigsten des Conrectors liebenswürdige Tochter Charlotte, „das kleine Entzücken“, nach Münden lockte. Charakteristisch für die empfindsame Wertherstimmung der Zeit ist der im ausführlichen Auszuge mitgetheilte Brief Miller's an Voß vom 17. Juli 1775 (S. 17 bis 24). In den Anlagen findet sich eine Auswahl von Gedichten v. Einem's und eine Anzahl Briefe A. G. Kästner's an ihn.

Hans Schwab. Der Dialog in den Schauspielen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Separatabdruck aus dem Schulprogramme der Staats-Oberrealschule in Troppau, Schuljahr 1898/99. Troppau, Verlag des Verfassers 1899. 30 S. 8°.

Bei der Bedeutung, die die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius in der Geschichte des deutschen Dramas besitzen, ist ihre kritische Betrachtung gewiß nur gerechtfertigt, und das um so mehr, weil äußere Zeugnisse über ihre Entstehung, Aufführung u. s. w. so gut wie ganz fehlen, wir daher in dieser Beziehung fast allein auf die Thatsachen und Folgerungen angewiesen sind, die wir durch genaue Untersuchung der Stücke selbst gewinnen können. Zur Lösung dieser Aufgabe ist die fleißige Arbeit H. Schwab's als brauchbarer Beitrag dankbar willkommen zu heißen. Nachdem der Verf. uns kurz über die 11 Stücke des Herzogs im Allgemeinen orientirt, sie gruppirt und den Einfluß der englischen Schauspieler auf ihre Abfassung hervorgehoben hat, geht er eingehender auf das Einzelne ein und behandelt in 8 Kapiteln die Charakterzeichnung, die lustige Person, den sprachlichen Ausdruck, Bühne und Scenenwechsel, das Auf- und Abtreten der Personen, den Monolog, den Dialog und die Personenzahl. Schon aus dieser Uebersicht sieht man, daß der Inhalt der Schrift vielseitiger ist, als ihr Titel andeutet.

Hermann Knaut. Louis Harms. Ein Lebensbild des Begründers der Hermannsburger Mission auf Grund seiner eigenen Schriften und zeitgenössischer Quellen. Mit e. statistischen Anhange. Zum 50jähr. Jubiläum des Hermannsburger Missionswerkes. Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht 1899. 90 S. 8°. 1 ℳ 20.

Ein mit Sachkenntniß und Liebe gezeichnetes Bildniß dieses glaubensstarken Mannes, dessen Wesen, Leben und Wirken uns anschaulich vor Augen geführt werden. Licht und Schatten scheinen uns dabei gerecht vertheilt zu sein. Die Vorzüge, die unleugbaren Verdienste L. Harms' hebt der Verf. gebührend hervor, aber er ist nicht von blinder Verehrung für seinen Helden eingenommen, sondern gesteht offen zu, daß er von Uebertreibungen nicht frei gewesen. Treffend charakterisirt er die eigenartige, durchaus volksthümliche Predigtweise Harms', in der seine Hauptbedeutung zu finden ist, und geht zum Schluß auf seine auch eigenartige Missionsthätigkeit ein, bei der er Mission und Colonisation zu verbinden suchte. Auch nach seinem Tode († 14. Nov. 1865) haben hier seine Werke erfreulichen Fortgang gefunden. In einem Anhange giebt der Verf. eine gedrängte Uebersicht über die Entwickelung der Hermannsburger Mission von 1849—99.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 18. Zum 28. August (Goethes Geburtstage). — 19 u. 22. G. Schlott, Der geographische Unterricht in der Taubstummen-Schule. — 20 u. 21. A. Fricke, Der Braunschw. Landes-Lehrerverein und seine Thätigkeit. Oct. 1898—99; Gliederung des Braunschw. Landes-Lehrervereins; O. Jahns, 71. Braunschw. Landes-Lehrerversammlung; 22. Schmökel, Ansprache über 1. Mos. 21, 14—18. — 23. E. Felden, Ansprache über Matthäus 18, 10—14. — 24. Diesterwegs soziale Ansichten.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 9—11. R. Blasius, Ueber den Congreß zur Bekämpfung der Lungentuberculose als Volkskrankheit. — 12. B. Schubert, Bedeutung und Aufgaben des Schularztes.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 5. 11. März **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Werner Bertram †.

Von Johannes Beste.

Als am 4. December des Vorjahres die Glocken der Katharinenkirche dem verstorbenen Generalsuperintendenten Bertram die letzten Abschiedsgrüße nachsandten, da waren die große Trauerversammlung bei der Todtenfeier im Gotteshause, diese zahlreichen Palmen und Kränze auf seinem Sarge, dieser lange Zug nach dem Friedhofe ein lebendiges Zeugniß von der außerordentlichen Theilnahme in den verschiedensten Schichten der Bevölkerung, sowie von der Liebe und Verehrung, welche der Verklärte in weiten Kreisen gefunden hatte. Gern komme ich daher der Aufforderung nach, einen kurzen Nekrolog als Kranz der Erinnerung auf sein frisches Grab zu legen, und ich bin dabei überzeugt, im Sinne und Geiste zahlreicher Freunde des Verklärten zu handeln, in deren Herzen sein Andenken noch lange in Segen fortleben wird.

Ferdinand Wilhelm Werner Bertram wurde am 26. April 1835 zu Ottenstein geboren. Sein Vater, Johann Andreas Christian Friedrich Bertram, geboren am 15. Juli 1800 zu Seboldshausen bei Gandersheim, wirkte seit 1833 als Pastor zu Ottenstein, Grave, Glesse und Lichtenhagen, wurde 1841 mit den Superintendenturgeschäften der dortigen Inspection beauftragt und 1844 zum Superintendenten ernannt, ging dann im Jahre 1851 als Pastor nach Dettum, trat 1873 in den Ruhestand und starb am 1. September 1877 in Wolfenbüttel Seine Mutter, Ida, geborene Lutterloh, gestorben zu Wolfenbüttel am 21. October 1893, war eine Tochter des Superintendenten Lutterloh in Halle an der Weser, welcher zuerst bei dem Herzoge Ferdinand, dem Helden des siebenjährigen Krieges, das Amt eines Hofpredigers in Vechelde bekleidet hatte und am 9. September 1824 im 66. Lebensjahre zu Halle starb.

Bis zu seiner Confirmation besuchte Bertram die vom Cantor Fricke geleitete Ortsschule zu Ottenstein und erhielt daneben von seinem Vater hauptsächlich in den fremden Sprachen Privatunterricht. Dieser Bildungsgang, den in früheren Zeiten so viele Söhne evangelischer Pfarrhäuser genommen haben und der heute bei den höheren Anforderungen der Gymnasien, insbesondere wegen der größeren Vielseitigkeit des Lehrplanes, nur noch sehr schwer und nicht ohne Nachtheile für das Fortkommen der Söhne sich durchsetzen läßt, hatte doch auch seine Vorzüge. In der abgeschiedenen Stille der Landeinsamkeit blieb dem Knaben genug Zeit übrig, persönliche Neigungen und Anlagen auszubilden, insbesondere im beständigen Verkehr mit der Natur zu bleiben, deren Herrlichkeit für den von Jugend auf in der Stadt Lebenden oft ein verschlossenes Paradies bleibt. Schon der weite, freundliche Pfarrgarten bot einen gesunden, nervenstärkenden Tummelplatz zum fröhlichen Spiel mit der Dorfjugend; und die sorgsam gepflegten Blumenbeete, die zahlreichen Fruchtbäume und Gesträuche gaben den ersten Anstoß zur Pflanzenkenntniß. Von der nächsten Anhöhe aber winkte die Linde von Ottenstein. Hier hatte man einen herrlichen Ausblick über das romantische, bergumkränzte Weserthal mit seinen prächtigen Laubwäldern und steilen Klippen, zu deren Füßen wie ein breites silbernes Band die Weser dahinfloß. Welch' eine Lust, in völliger Waldeinsamkeit unter den hochstämmigen Buchen botanisirend dahinzuwandern, und des würzigen Waldesduftes, der grünen Farren und der blauen Heidelbeeren sich zu freuen! Hier erwachte in Bertram's Herzen die innige Liebe zur Natur, für deren unbeschreiblichen Zauber er zeitlebens ein offenes Auge behielt.

Zu Ostern 1849 wurde er auf das Gymnasium zu Holzminden gesandt, welches damals unter der Leitung des würdigen Professors Koken weit und breit einen ausgezeichneten Ruf genoß. Bertram wurde sofort in die Secunda aufgenommen und war so gut vorbereitet, daß schon Ostern 1850 seine Versetzung in die Prima erfolgte, in welcher er dann noch vier Jahr verweilte. Eine schöne Erinnerung seiner Primanerzeit war die fünfzigjährige Amtsjubelfeier des Directors (21. April 1851). Ostern 1854 bezog er dann zum Studium der Theologie die Universität Göttingen, welche in seinem ersten Studienjahre ihre beiden bedeutendsten Theologen, den Kirchenhistoriker Gieseler († 8. Juli 1854) und den Exegeten Lücke († 14. Februar 1855) verlor. Nun hatten der Orientalist Ewald, der Dogmatiker Dorner und der philosophisch hervorragende Professor der praktischen Theologie, Ehrenfeuchter, die Hauptanziehungskraft. Ich weiß nicht, ob einer dieser Lehrer entscheidenden Einfluß auf Bertram's Ent-

wickelung geübt hat. Gewiß ist nur, daß seine ganze Veranlagung ihn weniger zur wissenschaftlichen Theologie, als zur praktischen Ausübung des geistlichen Amtes hinzog. Die Leutseligkeit, mit der er sich in jeden fremden Zustand zu versetzen wußte, so daß ein Jeder das Herz bei ihm erleichtern konnte, die tragende Geduld mit den Schwachen und Irrenden, insbesondere sein echt evangelisches, glaubensfreudiges und dabei doch mildes und geistesfreies Christenthum machte ihn ganz besonders geeignet zum Seelsorger, zum Mann des Vertrauens für die Mühseligen und Beladenen.

Das ursprüngliche Lebensideal Bertram's war der stille Frieden einer Landpfarre, da der Geistliche während seiner Mußestunden den Verkehr mit der Natur täglich in vollen Zügen genießen kann. Bis zur Erlangung dieses Zieles war indessen noch eine lange Wartezeit durchzumachen, da die Liste der Candidaten damals sehr lang war. Es galt deshalb zunächst, im Lehrfache zu arbeiten. Nachdem Bertram im Sommer 1857 das theologische Tentamen abgelegt, übernahm er Michaelis desselben Jahres eine Hauslehrerstelle bei dem jetzt verstorbenen Oberamtmann Kuntzen auf der Klus bei Gandersheim, die er 2 Jahre lang inne hatte. Dann wurde er Ostern 1860 Lehrer an der Königlich preußischen Ackerbauschule zu Badersleben, wo er 80 bis 90 junge Leute in den verschiedensten Wissensfächern unterrichtete, und bestand von dort aus um Pfingsten 1860 das zweite theologische Examen.

In Badersleben wurde er nunmehr in die Lage versetzt, seine Lust am Reisen und Wandern in den Ferien so recht von Herzen zu befriedigen. Zunächst war der Harz mit seinen immergrünen Tannengruppen das lockende Ziel; aber bald ging's weiter nach Süddeutschland, der Schweiz und dem Rhein, wo überall botanische Forschungen angestellt und seltene Pflanzen gesammelt wurden. Auch wurden an besonders schönen Punkten Aquarellskizzen aufgenommen, die manchem Berufsmaler Ehre gemacht hätten. Nachdem Bertram zu Ostern 1866 zum Waisenhaus- und Seminarinspector in Wolfenbüttel berufen war, verheirathete er sich am 2. October 1866 mit Auguste Sophie Krämer aus Berleburg in Westfalen, Tochter des fürstl. Wittgenstein'schen Domaineninspectors daselbst. Aus dieser Ehe sind zwei Kinder entsprossen: Otto Friedrich Emil Daniel, jetzt Pastor zu Duttenstedt, und Ida Helene Auguste Karoline, welche sich im Jahre 1889 mit dem Regierungsrathe Ludwig Baumgarten verheirathete.

Nur kurze Zeit sollte Bertram in Wolfenbüttel wirken. Da noch immer die Anstellung in einer Landgemeinde in weiter Ferne lag, hatte er sich nach längerem Bedenken und eingehender Besprechung mit einigen älteren Freunden zu der durch den Tod des General- und Stadtsuperintendenten Sachtleben (24. November 1866) erledigten Predigerstelle zu St. Katharinen in Braunschweig gemeldet. Bei den zahlreichen Bewerbungen war es bereits ein Erfolg, daß er zur Gastpredigt am Sonntage Rogate 1867 aufgefordert wurde. Die im Druck erschienene Predigt und daneben die frische, liebenswürdige Persönlichkeit Bertram's gefiel so sehr, daß er am 30. Juni 1867 mit Stimmenmehrheit gewählt wurde. Seine Einführung erfolgte dann am 29. September desselben Jahres durch seinen Specialcollegen, den General- und Stadtsuperintendenten Pfeifer. Das Wolfenbüttler Lehrerseminar „sah ihn, der seine Aufgabe klar erfaßt hatte und mit großem Eifer zu lösen suchte, mit Bedauern scheiden“.

Somit war ein arbeitsreiches, nervenaufregendes Stadtpredigeramt in einer der größten Gemeinden der Residenz auf seine Schultern gelegt. Wenn damit auch frühere Zukunftsbilder für immer begraben wurden, so wußte doch Bertram auch die angenehmen Seiten seiner neuen Stellung vollauf zu würdigen. Dahin gehörte vor Allem die anregende Verbindung mit weitblickenden, geistig bedeutenden Männern, zunächst den geistlichen Collegen, mit denen er in ungetrübter brüderlicher Gemeinschaft lebte, die ihn wegen seiner Anspruchslosigkeit und Offenheit, insbesondere auch wegen seines quellfrischen Humors, der niemals verletzte, sondern auch über menschliche Schwächen mild hinzulächeln verstand, aufrichtig schätzten; sodann aber erwarb er sich durch seine sichere Naturbetrachtung und den reichen Schatz seiner botanischen Kenntnisse die Hochachtung derjenigen Kreise, welche sich mit der Erforschung der Natur beschäftigten. Bald wurde er ein reges Mitglied des Vereins für Naturwissenschaft, in welchem er im Jahre 1874 das Präsidium und im Jahre 1889 das Amt eines Sectionsvorstandes bekleidete. Hier hielt er auch verschiedene Vorträge, unter welchen derjenige über „den Wald und seine Bedeutung im Haushalte der Natur“ noch heute unvergessen ist. Auf diesem Gebiete eröffnete er auch eine allgemein anerkannte litterarische Thätigkeit. Im Jahre 1876 erschien seine Excursionsflora des Herzogthums Braunschweig mit Einschluß des ganzen Harzes, von der im Jahre 1894 die 4. Auflage, bearbeitet von F. Kretzer, veröffentlicht ist. Hier wurde das Vegetationsgebiet unserer engeren Heimath, welches seit der in den Jahren 1827/28 erschienenen, heute gänzlich veralteten zweibändigen „Flora der Umgegend von Braunschweig“ von Heinrich Lachmann († 1872 als Sanitätsrath und Dr med. in Braunschweig) nicht dargestellt war, in wissenschaftlich gründlicher und doch volksthümlicher, auch für den Anfänger verständlicher Weise bearbeitet. Ferner veröffentlichte Bertram eine Schulbotanik, Tabellen zum leichten Bestimmen der in Norddeutschland häufig wildwachsenden und angebauten Pflanzen mit besonderer Berücksichtigung der Ziergewächse, nebst Ausführungen über die wichtigeren ausländischen Culturpflanzen. Angefügt sind noch die Grundzüge der allgemeinen Botanik in sehr anschaulicher Form, auch ist das Werk mit 200 Abbildungen versehen. Bertram hatte noch die Freude, im Jahre 1899 die sechste Auflage dieses Werkes selbst besorgen zu können. Es ist auch in ausländischen Zeitungen hervorgehoben, daß der Heimgegangene sich durch diese botanischen Forschungen ein dauerndes Andenken auf naturwissenschaftlichem Gebiete erworben hat.

Auch im Verkehr mit der Gemeinde gewann sich der Verklärte durch seine milde Herzensgüte und innige Theilnahme an Freud' und Leid aller Herzen. Das Wort der Antigone: „Nicht mitzuhassen, — mitzulieben

bin ich da!" verkörperte sich in seinem ganzen Auftreten. Wem hätte nicht bei jeder Begegnung seine herzliche Freundlichkeit und Aufrichtigkeit in der Seele wohlgethan! Jeder Streit und Zwiespalt war ihm auf's Tiefste zuwider; stets suchte er durch Auffinden des Gemeinsamen die Eintracht zu erhalten und Zersplitterung zu verhüten. In der Erkenntniß, daß, wie nicht zwei Blätter, so noch viel weniger zwei Menschengeister einander gleich sein können, war er stets bereit, auch die ihm fremde Eigenart als berechtigt und zur Ergänzung nothwendig anzuerkennen. Dazu war er von Haus aus eine fröhliche, gesellige Natur. Er freute sich über jede ergötzliche Anecdote, über jeden guten Scherz und liebte es, die Gesellschaft durch sprudelnden, nie versiegenden Witz zu erfrischen und zu beleben. Nach dem Apostelwort: „Alles ist Euer!" sah er auch in diesem fröhlichen Humor eine Gabe Gottes zur Erquickung und Verjüngung des schwerbelasteten und müdegehetzten Geschlechtes unserer Zeit. Ueberhaupt faßte er seinen geistlichen Beruf so auf, daß er mehr die Aufgabe habe, durch mildes Anlocken die Pforte des Himmelreiches aufzumachen, als sie durch strenges, gesetzliches Wesen zu verschließen. Dabei wird es aufmerksamen Zuhörern nicht entgangen sein, daß seine Verinnerlichung und Vertiefung in die christlichen Gedanken sowie der Schatz seiner geistlichen Erfahrung von Jahr zu Jahr zunahmen. Zwei Mal im letzten Jahrzehnt habe ich ihn reden hören: bei der Einweihung der Petrikirche am 17. December 1891 und bei der Einführung des Geistlichen des Evangelischen Vereins am 18. October 1893; beide Reden trugen deutlich die Spuren dieser reichen inneren Entwickelung.

Als altem Schulmann war es ihm eine Freude, neben seinem geistlichen Amt auch als Lehrer mit der Jugend verkehren zu können. Noch im Jahre 1867 übernahm er den Religionsunterricht in der II. und III. Classe der Lüttge-Harder'schen höheren Mädchenschule, den er seit 1871 nach Pastor Damköhler's Tode in der ersten Classe ertheilte. Auch gab er in dieser Classe später den ihm sehr sympathischen Unterricht in der Geographie. Bei den herrlichen Reisen, die er zur Erweiterung seiner botanischen Kenntnisse auch jetzt von Zeit zu Zeit unternahm und bis nach Italien ausdehnte, konnte er hier aus eigener Anschauung das Leben und Treiben in fernen Ländern lebendig zur Darstellung bringen. Erst im Jahre 1889 gab er diese Schularbeit auf.

Im Jahre 1882, nach dem Tode des General- und Stadtsuperintendenten Steinmeyer, wurde er in das Curatorium der Gymnasien zu Braunschweig berufen, dem er bis an sein Lebensende angehörte. Nach dem Tode des General- und Stadtsuperintendenten Beste (13. Juni 1889) wurde Bertram zu dessen Nachfolger ernannt und am 24. Januar 1890 auf dem Chore der Brüdernkirche durch den Abt Sallentien eingeführt. Dieses ihm anvertraute hohe Ephoralamt, mit dem der Sitz in den Schulvorständen der sämmtlichen städtischen Schulen verbunden war, hat der Verstorbene mit großer Treue verwaltet und die Menge der damit verbundenen, zum Theil sehr kleinlichen Geschäfte mit Gewissenhaftigkeit erledigt. Wiederholt hat er es auch öffentlich ausgesprochen, daß die Annahme jenes Amtes für ihn nichts Anderes bedeutet habe, als ein schweres Opfer, welches er der Kirche und der Stadt Braunschweig zu Liebe gebracht und daß ihm jeder Ehrgeiz dabei fern gelegen habe. Auch beklagte er wohl den dadurch hervorgerufenen Mangel an Muße zum Betreiben seiner Lieblingsstudien. Noch im Jahre 1890 wurde er durch Landesherrliches Vertrauen in die Herzogliche Ministerialcommission für die Section der geistlichen und Schul-Angelegenheiten und in die Landessynode berufen. Am 8. Mai 1890 wurde ihm das Ritterkreuz II. Classe, am 8. Mai 1892 das Ritterkreuz I. Classe verliehen. Auch trat er bald in den Vorstand des evangelisch-lutherischen Missionsvereines und des Gustav-Adolf-Vereines. Nach dem Tode seines Specialcollegen Skerl (21. Januar 1895) erwählte ihn die wissenschaftlich-theologische Vereinigung zu Braunschweig zu ihrem Vorsitzenden.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich der Verklärte durch sein kräftiges Eintreten für die im Jahre 1894 vollzogene Veränderung des Kirchenwesens der Stadt Braunschweig durch Neuabgrenzung der Parochien, Eintheilung der Gemeinden in Seelsorgebezirke mit durchschnittlich etwa 5000 Seelen für jeden Geistlichen und Schaffung von 6 neuen Predigerstellen, indem die beiden 1838 bezw. 1876 eingezogenen Predigerstellen zu St. Andreas und St. Ulrici wiederum erneuert und die St. Johannis- und St. Pauli-Gemeinde, erstere im Südosten von der St. Magni-, letztere im Nordosten von der St. Catharinengemeinde abgezweigt wurden. Dadurch wurden die Geistlichen der übergroßen Gemeinden zu St. Magni und St. Catharinen, welche durch die zahlreichen Casualien fast erdrückt wurden, wesentlich entlastet. Mit Freuden trug Bertram dabei die pekuniären Verluste, welche den Geistlichen jener großen Gemeinden aus der bedeutenden Verminderung der in der Stadt Braunschweig noch üblichen Honorare für Leichenreden durch diese Reform erwuchsen. In völlig uneigennütziger Weise war er nur darauf bedacht, daß die Seelsorge in den weiten, vor den Thoren der Stadt entstandenen Stadttheilen durch Heranziehung neuer geistlicher Kräfte intensiver ausgeübt werden möge.

Vor einem Jahre begann der Heimgegangene zu kränkeln und im Frühjahr 1899 verschlimmerte sich sein Befinden derart, daß er sich einen einjährigen Urlaub erbitten und das Höhenklima aufsuchen mußte. Er ging nach Davos, zu den geliebten Schweizer Bergen, da er auch früher schon in gesunden Tagen so gerne geweilt und sich an der frischen Bergluft erquickt hatte. Aber vergebens erwartete er dort die gewünschte Wiederherstellung, vielmehr verschlimmerte sich sein Leiden in den letzten Tagen des November in so bedenklicher Weise, daß man ihm schleunige Rückkehr in seine Heimath anrieth.

Todtkrank, fast schon als ein Sterbender, mußte er nun die lange traurige Rückfahrt antreten. Schon in der Nacht nach seiner Heimkehr, in der Morgenfrühe des 1. December, 4½ Uhr, wurde er in die Ewigkeit abgerufen. Seine Treue und Freundlichkeit wird Vielen fehlen; sein reichgesegnetes Wirken, seine warme Fürsorge für die ihm anvertraute Gemeinde unvergeßlich sein. Er ruhe in Frieden und das ewige Licht leuchte ihm!

Coloniedirector Dr phil. Hermann Blumenau †.

Von H. Grutzendorf.

(Schluß.)

So sieht man die Colonie still und friedlich gedeihen, so ohne alles Geräusch heranwachsen, weil ihre Insassen, mit sich selbst beschäftigt, auch in sich selbst befriedigt waren. Sie machte eine seltene Ausnahme von den sonst allgemein üblichen Selbstanpreisungen ähnlicher Gründungen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Alles in ihr ruhig und friedlich seinen Gang ging. Manch harten Strauß hatte der Gründer mit seinen Schützlingen auszufechten. Faullenzer, Säufer und Taugenichtse fanden sich auch auf der Colonie ein, und wenn sie Keiner mehr in Arbeit haben wollte, verlangten sie von Blumenau auf Grund seiner Zusicherungen Beschäftigung. Um sein Wort zu halten, mußte er sich zur Unterstützung solcher Personen verstehen, die ihm den Lohn aus der Tasche und unserm Herrgott die Tage stahlen. Ebenso ging es ihm mit dem Vorschusse an Lebensmitteln; was er freundlich und bereitwilligst gewährte, um den Neulingen unter die Arme zu greifen und schneller den eigenen Herd und Wohlstand gründen zu helfen, diente nicht selten dazu, die Betreffenden in der Faulheit zu unterstützen, wobei auch die schöne Redensart zum Vorschein kam: „wenn ich mich quälen wollte, hätte ich in Deutschland bleiben können“. Auch in Deutschland erhoben sich gegen ihn Stimmen, die zumeist auf unbefriedigte Colonisten zurückzuführen sind. Er wurde der Schwindelei, Lüge und Seelenverkäuferei geziehen. Scharf geht er in seinem Jahresberichte von 1857 gegen diese Dunkelmänner vor. „Man hat mir geschrieben“, heißt es darin, „ich sei todt gesagt und mancherlei nachtheilige Nachrichten seien über mich und mein Unternehmen verbreitet worden. Diese abgeschmackte Historie hat schon früher mehrmals gespielt, und man hat mich schon öfter bald todt, bald bankerott gesagt, ohne daß ich es der Mühe werth hielt, darauf zu antworten. Neid, Gehässigkeit und Verketzerungssucht treiben leider in Deutschland, wie hier, ihr ekelhaftes Spiel, haben aber nur Gewicht und Einfluß, so lange sie im Dunkeln schleichen, und sich nicht an das Licht wagen. — Was erstes angeht, so zeigt Figura, daß ich noch lebe und meinem Unternehmen fortwährend mit Liebe und derjenigen Thätigkeit und Umsicht vorstehe, welche meine körperlichen und geistigen Kräfte mir eben erlauben. Nachtheilige Gerüchte über mich und mein Unternehmen mögen gern in Deutschland schriftlich wie mündlich verbreitet worden sein und noch werden, und ihre Urheber müssen ohne Zweifel am Besten die Gründe wissen. Geht man mit großen Redensarten aus Deutschland fort, ohne zu etwas Rechtem zu taugen, verwirthschaftet hier auf unverständige Weise und verschleudert sein Geld und kehrt dann ruinirt nach Deutschland zurück, um dort lieber von der Gnade der Verwandten, als in Brasilien von eigener Arbeit zu leben, so lassen derartige Subjecte natürlich ihrer Galle freien Lauf, und es paßt ganz zu dem Charakter eines Lumpen, daß er um so mehr schmäht, je mehr Gefälligkeiten er beansprucht hat und solche ihm erzeigt worden sind. Durch Zeugenaussage bewiesene Thatsache ist, daß man klingendes Geld bezahlt hat, in Deutschland gewisse hiesige Personen und Verhältnisse schlecht zu machen und in einer thüringischen Stadt Kinder, Geschwister eines hiesigen Colonisten, auf der Straße angeredet worden sind, um ihnen zu erzählen, es gehe hier sehr schlecht und seien Viele ausgerissen. Letzteres ist allerdings in sofern begründet, als eine Anzahl Schufte, welchen ich Passagevorschuß und nach der Ankunft volle Freiheit gewährt, am Itajahy sich Arbeit zu suchen, wo sie den höchsten Lohn erhalten würden, und nur verpflichtet hatte, sobald als möglich, spätestens aber in drei Jahren, den Vorschuß abzuzahlen, vorher das Flußgebiet nicht zu verlassen, es bequemer fanden, nie zu bezahlen, obgleich Manche schon in 4 Monaten schuldenfrei sein konnten, sondern mit mehrmals gewechselten Namen in andere Provinzen zu gehen und mich um den Vorschuß zu betrügen. Wer den Schaden hat, braucht natürlich für den Schimpf nicht zu sorgen! Thatsache ist ferner, daß es Faullenzern, welche gut leben, aber nichts thun wollen, hier schlecht geht, und man Schleichern, welche keinen graden Blick vertragen können und ihren Muth nur durch Mißhandlung ihrer Frauen beweisen, ohne Bedauern wieder gehen sieht. Daß brieflich nicht selten unerfreuliche Nachrichten nach Deutschland gelangen, mag ebenso der Fall sein, und muß ich mich darüber um so mehr trösten, als ich die Seufzer und Klagen über die Mühseligkeiten und Entbehrungen des Anfangs, welche ich nie verschwiegen habe, stets aus erster Hand zu genießen bekomme. Ich sehe daher nichts Auffallendes darin, daß sie sich auch in Briefen wiederholen; außerdem hat derjenige, welchem es gefällt und gut ergeht, selten viel Eile mit dem Schreiben, und es ist eine hergebrachte Gewohnheit in der Welt, dem Schlechtesten stets den meisten Glauben beizumessen. Sie scheint einmal betrogen werden zu wollen; sonst ließe sie sich nicht so oft und derb beschwindeln und schenkte nicht Märchen Glauben, welche eines Kindes Verstand als solche erkennen könnte. So hat denn auch das alberne und ehrenrührige Geklatsch hier und da, wie es scheint, Glauben gefunden, die Correspondenz der Ansiedler werde controlirt oder censirt, solche mit guten Nachrichten seien dictirt oder untergeschoben, diejenige mit schlechten dagegen werde nicht befördert, oder unterschlagen. Für erstere gute Meinung mögen sich die etwaigen Briefsteller selbst bedanken; was aber letztere angeht, so kann nur ein Dummkopf, oder wer selbst solcher Infamie fähig wäre, ihr ernstlich Glauben schenken. Dutzende von Briefen mit solcher Vorsicht zu öffnen und wieder zu schließen, daß keine Spuren bleiben, dazu gehören Zeit, Instrumente und ein geheimes schwarzes Cabinet, die einem Privatmanne wohl selten zu Gebote stehen und ganz gewiß nicht so geringfügiger Zwecke halber verschwendet werden. Es ist das erste und letzte Mal, daß ich dieser ebenso schmutzigen, als einfältigen Klatschereien erwähne“.

Ich habe den vorstehenden Ausführungen Blumenau's ungeschmälert Platz gegeben, um zu zeigen, gegen welch kleinliche Angriffe er sein Werk vertheidigen mußte. Er befand sich in keiner angenehmen Lage. Auf der einen Seite die niedrigsten Verdächtigungen und Klagen enttäuschter Colonisten, auf der andern die finanziellen Sorgen und die Aussicht, ein armer Mann zu werden. Eine Lage, wohl geeignet einen jeden nicht gefestigten Charakter völlig muthlos zu machen. Aber Blumenau ließ sich nicht um Haaresbreite aus seinem Gleichgewichte rücken; er war voller Vertrauen auf das endliche Gelingen seiner guten Sache. Während er einerseits scharf seine Widersacher zurückwies, war er andererseits thätig, die finanzielle Lage der Colonie zu heben. Es war für ihn eine arbeitsreiche und aufreibende Zeit, die aber schließlich doch von einem befriedigenden Erfolg gekrönt wurde. Von Deutschland hatte er keine Unterstützung zu erwarten. Die Colonien der 80 bis 100000 Deutschen in Brasilien waren nach Ansicht der maßgebenden Personen „verlorene Posten“. Blumenau sah sich daher gezwungen, sich an die brasilische Regierung zu wenden. Die Colonie hatte sich, wie wir gesehen haben, mit jedem Jahre gehoben, namentlich war in den letzten Jahren, nachdem in Deutschland ihr vortrefflicher Zustand trotz der Verläumdungen mehr bekannt geworden war, die Einwanderung eine stärkere geworden. Damit wuchs auch die Inanspruchnahme der öffentlichen Mittel der Colonie. Der Zuschuß der brasilischen Regierung war nicht ausreichend und so machte sich bald trotz aller Sparsamkeit ein Mangel geltend, der für das Gedeihen der Colonie mit den Jahren verhängnißvoll werden konnte. Um diesem Verhängnisse aus dem Wege zu gehen und die Colonie aus ihrer finanziell bedrängten Lage zu befreien, leitete Blumenau Unterhandlungen mit der brasilischen Regierung zur Uebernahme der Colonie in den Staatsbesitz ein. Im Verlaufe dieser Verhandlungen lernen wir B. wieder als den selbstlosen Mann kennen, der mehr für das Wohl seiner Schöpfung, als für sein eigenes besorgt ist. Vor Allem ist seine Sorge, daß der Colonie ihre Eigenarten bleiben, daß sie ihre bisherige Verwaltung, ihre Sprache, ihre Schulen und ihre freie Religionsübung behält. Der Kaiser Dom Pedro, der sich lebhaft für die Colonien in seinem Reiche interessirte, ging auf Blumenau's Anträge ein und entsandte den ehemaligen Minister Luiz Pedreira de Coutto Ferraz nach Blumenau zur Berichterstattung. Der Bericht fiel dermaßen günstig aus, daß bereits 1859 die angestrebte Vereinbarung zu Stande kam. Mit dem folgenden Jahre ging die Colonie in den Besitz und die Verwaltung des Kaiserreichs Brasilien über. Dr Hermann Blumenau wurde mit der Leitung derselben beauftragt und erhielt außer dem Titel „Coloniedirector“ und einer entsprechenden Besoldung eine Zuweisung von Landbesitz, der ihn für sein der Colonie geopfertes Vermögen entschädigen sollte. Es war das aber für die gewaltige Arbeit und die drückenden Sorgen, die seine Thätigkeit begleiteten, nur eine geringe Entschädigung; dem anspruchslosen Manne genügte sie, da er die Sicherheit seiner Schöpfung und der Existenz zahlreicher Landsleute, sowie deren Erhaltung für das Deutschthum sah.

Nach dem Uebergange der Colonie in den Staatsbesitz fließen die Geldquellen reichlicher und die ganze Lage wird eine bedeutend bessere. Die zurückgestellten öffentlichen Arbeiten werden in Angriff genommen und am Stadtplatze entstehen die Schul- und Kirchenbauten. Der mir vorliegenden Abrechnung der Jahre 1860 bis 1870 zufolge zahlte die Regierung aus der Staatskasse 666 437 Milreïs 758 Reïs. Die Ausgaben betrugen in diesem Zeitraume 687 617 Milreïs 159 Reïs. Darunter befinden sich für Landvermessungen 56 027 Milreïs 940 Reïs, für Wege, Straßen, Brücken und sonstige Verkehrsmittel 376 476 Milreïs 949 Reïs, für öffentliche Bauten 25 390 Milreïs 715 Reïs. Im Laufe der folgenden sechs Jahre stellte sich der Zuschuß der Regierung 1871 auf 67 560 Milreïs, 1872 auf 98 000 Milreis, 1873 auf 122 232 Milreïs 910 Reïs, 1874 auf 183 630 Milreïs 210 Reïs, 1875 auf 172 220 Milreïs und 1876 auf 389 484 Milreïs 015 Reïs. Die Unkosten für Einwanderung und Ansiedlung beliefen sich von Anfang 1860 bis Ende 1874 auf 167 153 Milreïs 350 Reïs für 5565 eingewanderte Personen, somit auf 30 Milreïs 035 Reïs für jede; in den beiden Jahren 1875—76 betrugen die Ausgaben für 2207 Einwanderer 174 941 Milreïs 150 Reïs, also 79 Milreïs 267 Reïs für jede Person. Bis Ende 1874 war die Einwanderung eine fast ausschließlich deutsche; in den Jahren 1875/76 wanderten ein: 576 Deutsche und Deutsch-Oesterreicher, 1320 italienisch sprechende Oesterreicher, 294 Italiener und 17 Personen verschiedener Nationalitäten und verließen die Colonie 12 Deutsche, 66 italienisch sprechende Oesterreicher, 67 Italiener und 8 verschiedenen Nationalitäten Angehörende. Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden: Fahrbare Straßen 236 695 laufende Meter, Wege für Reit- und Lastthiere 323 348 laufende Meter, Wege vom Stadtplatz bis zur Mündung des kleinen Itajahy 51 000 laufende Meter, Weg nach Curitibanos, durch die Direction gemacht, 107 840 laufende Meter, solide Brücken von Stein oder gezimmert von dauerhaften Hölzern 540, große Steincanäle mit Erdüberschüttung und fahrbarer Straßenbahn 134 u. s. w. Die Bevölkerung war auf 10 701 Personen gewachsen, von denen 8228 Deutsche, 1453 Italiener und 1020 Brasilianer waren. Dem religiösen Bekenntnisse nach schieden sie sich in 7178 Evangelische und 3523 Katholiken. 1878 war die Bevölkerung bereits auf 12 291 Personen gewachsen; davon waren Deutsche 9012, Engländer 5 und Franzosen 6. Der katholischen Confession gehörten 4434 und der evangelischen 7855 an. Wohnhäuser in Fachwerk und Stein zählte man 1204, provisorische von Palmitten mit Blätterdach 1010. Am Stadtplatze erhoben sich 1 evangelische und 1 katholische Kirche, zwei Schulhäuser für öffentlichen Unterricht, ein Directionshaus, ein Hospital, ein Irrenhaus, ein Gefängniß, ein Gebäude zur Aufnahme von Einwanderern, ein Magazin für Baumaterialien. In den verschiedenen Theilen der Colonie befanden sich

19 Privatschulen mit 342 Knaben und 253 Mädchen. Bepflanzt und in Cultur waren 3500 Hectar, in Pflugcultur 370 Hectar, in Viehweiden 3550 Hectar, mit Gestrüpp u. s. w. bestanden 1850 Hectar. Die Production in Mais betrug 63044 Hectoliter, Bohnen 1533 Hectoliter, Reis 4523 Hectoliter und Knollenfrüchten 88204 Hectoliter. An Baumwolle wurden 2000 Kilogramm, an Kaffee 1500 Hectoliter, an Zucker 202500 Kilogramm, an Taback 14000 Kilogramm, an Butter 47000 Kilogramm, an Käse 82000 Kilogramm und an Honig 6000 Kilogramm gewonnen. Der Viehbestand war gewachsen auf 1542 Pferde, 244 Maulthiere, 6250 Rindvieh, 80 Schafe, 120 Ziegen, 16600 Schweine und 70000 Geflügel. Industrie, Kunst &c. wurden vertreten durch Arzt, Geburtshelfer, Hebamme, Apotheke, Anstalt für Lithographie und Photographie, Kupferschmied, Klempner, Metallgießer und andere Handwerker. Vorhanden waren 10 Ziegeleien, 2 Töpfereien, 115 Zuckermühlen, 30 Sägemühlen, 19 Mahlmühlen, 4 Reisschälmühlen, 28 Gastwirthschaften, Schenken und kleine Kramläden. Die Ausfuhr der Colonialproducte hatte bereits einen Werth von über 400000 ℳ erreicht. Sechs Jahre später (1882) ist die Bevölkerungszahl bereits auf 15710 Seelen, darunter 11—12000 Deutsche, gestiegen. Die jährliche Ausfuhr belief sich auf ca. 1 Million Mark. Zuckermühlen gab es 149, Mandiokamühlen 138, Ziegeleien 10, Brauereien 6, Sägemühlen 28, Mahlmühlen 22, Reisstampfen 4 u. s. w. Auch erschienen zwei Zeitungen in deutscher Sprache, „Die Blumenauer Zeitung“ und der „Immigrant“, die oft in einer unerlaubten Weise gegen einander polemisirten und einen keineswegs erquicklichen Beweis von der den Deutschen überall nachgesagten Uneinigkeit lieferten. — Welch eine Fülle von Arbeit und welch stolzer Erfolg liegt in dem kurzen Zeitraume eines Menschenalters! Aus der Stille des Urwaldes, in dem 1850 zum ersten Male der Schlag der Axt der Colonisten erschallte, ist ein blühendes Gemeinwesen, eine reiche Stätte menschlicher Cultur hervorgewachsen.

Wenden wir uns nach diesen kurzen Abschweifungen wieder der Person des Colonisators zu. Dr Blumenau leitete als Director der Colonie diese in den von ihm eingeschlagenen Bahnen weiter; vor Allem war er auf die Heranziehung von Ansiedlern, den Ausbau des Straßennetzes, die Errichtung öffentlicher Gebäude und die Ausgestaltung der inneren Organisation bedacht. Im Jahre 1867 wurde ihm die große Freude zu Theil, daß die Jury der Pariser Weltausstellung der Colonie Blumenau einen der ausgesetzten 12 Hauptpreise zuerkannte. Die Aufgabe der Jury war, diejenigen Anlagen oder Unternehmungen durch öffentliche Anerkennung und einen öffentlich ertheilten Preis zu belohnen, die nicht nur bezweckten, die Lage und das Loos der vom Glück wenig begünstigten Volksklassen dauernd zu heben und zu verbessern, sondern denen es wirklich gelungen war, bei redlichem Streben geeignete Wege, feste Grundlagen für diesen großen humanen Zweck zu finden. Der Preis sollte solchen Instituten werden, die in Wirklichkeit das Glück derer begründeten, die mehr oder weniger der Verkümmerung verfallen, voll muthigen Vertrauens auf die innewohnende Kraft mit den unglücklichen Verhältnissen des heimathlichen Bodens und der gegenwärtigen Verhältnisse brachen, jenseits des Meeres den neuen Herd zukünftiger Hoffnung aufbauten und in neuer, ungewohnter Umgebung den Kampf um das Leben von Neuem begannen. Der Colonie Blumenau wurde ein solcher Preis „als einer auf freiwilliger Einwanderung, auf Ackerbau und Gewerbefleiß, auf fortschreitender und dauernder Entwickelung beruhenden, durch die Sittlichkeit ihrer Bewohnerschaft und andere gute Eigenschaften sich auszeichnenden Gemeinschaft und Vereinigung“ zu Theil.

Das war eine ehrende und bedeutsame Anerkennung, die den oftmals verkannten und verläumdeten Mann mit großer Genugthuung erfüllte. Der Preis, eine große goldene Medaille im Werthe von 10000 Fr., wird im brasilischen National-Museum aufbewahrt.

Das Jahr 1867 war auch in anderer Beziehung von weitgehender Bedeutung für Blumenau. In Deutschland hatte wiederum eine Agitation gegen die Auswanderung nach Brasilien eingesetzt und einzelne deutsche Regierungen zu Ausnahmemaßregeln und besonderen Verordnungen veranlaßt. Namentlich war es der Consul Sturz in Berlin, der heftig gegen die Auswanderung nach Brasilien loszog und für die Besiedelung der britischen Colonien außerhalb des Aequators Propaganda machte. Dazu kam, daß sich in Deutschland die politische Lage verschoben hatte. Bismarck als Canzler des Norddeutschen Bundes war Herr in Deutschland geworden. Ein einheitlicher, willensstarker Geist regierte die früher widerspenstigen und gegensätzlichen Theile des Deutschen Reichs. Das erfüllte Blumenau mit neuem Hoffen. Der Traum seiner Jugend, ein einiges, mächtiges Reich, schien sich zu verwirklichen. Es zog ihn hinüber zum alten Vaterlande, bei dessen Leitern er jetzt auch mehr Verständniß für die Auswanderungs- und Colonisationsfrage zu finden hoffte. Im November 1867 erläßt er von Hamburg aus eine längere, die südbrasilianischen Verhältnisse klar legende Eingabe an alle deutsche Staaten, die sich gegen die Einwanderung nach Brasilien erklärt hatten. Er weist darin auf den blühenden Zustand seiner Colonie hin und beruft sich auf das Zeugniß des preußischen Gesandtschaftssecretärs von Bunsen, der die Colonie kurz zuvor besucht hatte, und auf das Urtheil der Preisjury der Pariser Weltausstellung. Daneben ist er eifrig thätig, die Auswanderer auf Südbrasilien aufmerksam zu machen und die Angriffe Sturz' gebührend zurückzuweisen. Unter seinem persönlichen Einflusse entscheiden sich in der Zeit von October 1867 bis Juni 1869 983 Personen für die Colonie Blumenau. Er selbst leitete ihre Abreise vom Hamburger Hafen aus. Aber noch ein anderes für ihn wichtiges Ereigniß fällt in das Jahr 1867. Er verheirathete sich am 21. März zu Hamburg mit Bertha Repsold, einer Tochter Georg Repsold's, des Inhabers der rühmlichst bekannten Anstalt für Anfertigung astronomischer Instrumente. Er blieb nun die nächsten Jahre in Hamburg und kehrte erst 1869 mit seiner Familie nach Brasilien zurück. Das völlige

Verständniß für die von ihm verfolgten Zwecke hatte er in den leitenden Kreisen des Vaterlandes nicht gefunden. Es war hier noch nicht die Zeit für derartige Fragen gekommen. In der Colonie begann das alte Leben, zu dem freilich für ihn ein neues Element hinzugekommen war: das Familienleben. Ihm ist daraus viel Glück entsprossen; die Liebe von Frau, Sohn und Tochter hat ihm über manches Herbe und Bittere hinweggeholfen. Im Jahre 1880 erfolgte die „Emancipation" der Colonie. Mit dem Worte Emancipation versteht man in Brasilien die Einverleibung der Colonie in den allgemeinen Verwaltungsmechanismus, ein Act, der die Aufhebung der Direction und der Staatszuschüsse zur Folge hat. Damit löste sich das Verhältniß Blumenau's zur brasilischen Regierung. Er hat stets mit froher Dankbarkeit die freundliche Gesinnung anerkannt, die ihm 30 Jahre hindurch ihr Entgegenkommen bewiesen hat und die nur einmal, in Folge von Verdächtigungen und Intriguen, auf kurze Zeit getrübt wurde. Namentlich war es der Kaiser Dom Pedro, der ihn nicht nur durch Verleihung des Christusordens und eigenhändige Ueberreichung des Rosenordens geehrt, sondern ihm auch stets wahre Freundschaft und aufrichtige Hochachtung gezeigt und bethätigt hat.

Vier Jahre blieb Blumenau noch in der Colonie, dann siedelte er im Interesse seiner Familie, die schon zwei Jahre früher die Reise angetreten hatte, nach Deutschland über und nahm hier in seiner alten Heimath, in der Stadt Braunschweig, seinen Wohnsitz. Hier lebte er still und zurückgezogen. In das öffentliche Leben ist er nicht wieder getreten, hat dieses jedoch mit Interesse und Aufmerksamkeit verfolgt. Er gehörte verschiedenen öffentlichen Vereinigungen an, von denen ich namentlich den Alldeutschen Verband erwähnen will. Große Sympathie hegte er naturgemäß für die Entwicklung der deutschen Colonien; aber die Art und Weise, wie deren Anlage vielfach betrieben wird, sagte ihm als altem Praktiker nicht zu. Er griff jedoch nicht mehr mit seiner früher so raschen Feder ein, denn mit dem zunehmenden Alter hatten sich die Gebrechlichkeiten des Körpers eingestellt, wozu namentlich eine starke Schwerhörigkeit zählte.

Noch einmal sollte jedoch in die ihn wohlthuend umgebende Stille ein Angriff brechen, ähnlich wie er sie vielfach in seinen Schaffensjahren über sich hatte ergehen lassen müssen. Ich meine den Streit, den er mit dem Pastor a. D. Stutzer hatte, der von ihm hier Land in der Colonie kaufte, das ihm drüben bei der Augenscheinnahme nicht gefiel. Die Gerichte haben darüber ihr Urtheil gesprochen und Blumenau völlig gerechtfertigt, so daß sein lebhafter Wunsch: „nur mit Ehren ins Grab zu gehen", erfüllt wurde.

Mit Dr Hermann Blumenau ist ein Pionier deutscher Cultur in Südamerika zu Grabe getragen, der mit Axt und Schaufel den Urwald lichtete und für Tausende seiner Landsleute ein blühendes Heim schuf, in dem sie ihre Sitten, ihre Religion und vor Allem ihre liebe deutsche Sprache beibehalten konnten, in der sie nicht untergingen in der fremden, herrschenden Rasse. Er war ein stiller, aber unermüdlicher Arbeiter, dessen Verdienste hoch über die mancher unserer heutigen Colonisatoren stehen. Ihm ist keine Flagge halbmast gehißt, ihm legte das Vaterland keinen Lorbeerkranz auf den Sarg, aber seine Arbeit lebt in seinem Werke fort, das seinen Namen bis in ferne Zeiten bewahren wird.

Brüni contra Damm.

Die Art der Bezahlung, welche sich nach orientalischen Berichten der Erfinder des Schachspiels ausbedang, ist bekannt. Weniger bekannt, aber erwähnenswerth dürfte es sein, daß dieselbe Rechenaufgabe in wenig veränderter Form zu einem hartnäckigen Processe geführt hat, und zwar hier in der Stadt Braunschweig.

Im „Verzeichnus dero Sachen, in welchen an die Hertzogen zu Braunschweig vnd Lüneburg ꝛc. Wolffenbüttelschen Theils, von des Rahts der Stadt Braunschweig gesprochenen Vrtheilen appellirt worden" (in den s. g. „Braunschw. Histor. Händeln" Bd. I p. 353) findet sich folgende Angabe:

„In Causa Brüni cont. Dam, ist vom Raht zu Braunschweig 12. Martii Anno 1559 eine Definitiua zwischen Johan Brüni vnd Frantzen vom Dam gesprochen, belangend ein Pferd, so mit Gersten, für den ersten Huffnagel ein Gerstenkorn, für den andern zwey, für den dritten vier, für den vierdten acht ꝛc., vnd also fort, biß auff zwey vnnd dreissig gerechnet, bezahlet werden sollen, vnnd beklagter Dam absoluiret, dessen sich Kleger beschwehret, darauff Apostel von gemeltem Raht gebeten, die ihme dann an Hertzogen Heinrich den Jüngern zu Braunschweig vnd Lüneburgk ꝛc. Als an den Landesfürsten vnnd ordentlichen Oberrichter sub Sigillo ciuitatis mitgetheilet, die Appellatio angenommen, Compulsoriales et citatio erkandt, et acta priora à senatu edirt".

Der Preis des Pferdes, welchen Brüni seinem Freunde Franz von Damm abverlangte, beträgt nicht weniger als 4 194 967 495 Gerstenkörner, oder, das Kilogramm zu rund 25 000 Körnern gerechnet, 3 360 Centner. Daß Franz von Damm diese nicht zahlen konnte, ist begreiflich, ebenso, daß der Rath die Klage Brüni's abwies, seltsam aber, daß Letzterer sogar noch an das Hofgericht appellirte. Die Entscheidung des Herzogs ist nicht vorhanden, wird aber schwerlich anders ausgefallen sein wie die des Rathes. H.

Bücherschau.

Heinr. Lenz, Die Sammlungen der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit. Begründung und Entwicklung derselben im ersten Jahrhundert ihres Bestehens 1800—1900. (Lübeck, 1900). 76 S. 8°.

Es ist ein sehr erfreulicher Anblick, aus dem Büchlein zu ersehen, wie die Sammlungen der Gesellschaft z. Bef. gem. Thät. während eines Jahrhunderts durch die eifrige opferwillige Wirksamkeit von Lübecks Bürgern daheim und in der Fremde zusammen gebracht und seit 1893 mit anderen Sammlungen in einem stattlichen neuen Museumsgebäude vereinigt worden sind, in dem neben dem reichen Naturhistorischen Museum, das in eine

zoologische, botanische und mineralogisch-paläontologische Abtheilung zerfällt, das Museum Lübeckischer Kunst und Culturgeschichte, das Gewerbemuseum, das Museum für Völkerkunde, das Handels-Museum und die Sammlungen von Gipsabgüssen, von Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen untergebracht wurden. Was da geschah und wie es geschah, ist gewiß lehrreich zu verfolgen und könnte manch anderem Gemeinwesen zum Vorbilde dienen. Von ganz besonderem Interesse für uns aber ist es zu erfahren, daß die eigentliche Begründung der Sammlungen einem Braunschweigischen Landeskinde zu verdanken ist: dem Dr med. Joh. Julius Walbaum, der am 30. Juni 1724 zu Wolfenbüttel das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, wie wir hier hinzufügen können, Johann Konrad geheißen, war ursprünglich Hutmacher gewesen und dann zu dem bequemeren Gewerbe eines „Brantweinsellers" übergegangen, das er in dem allen Besuchern des alten Gymnasiums wohlbekannten Hause des Schlachters Wilh. Röber (Kornmarkt 6) ausübte. Er starb im März 1737 und die Wittwe, Hed. Sophie geb. Holzhausen, setzte mit Hülfe des jugendlichen Sohnes das Geschäft fort. Aber diesen zog eine unwiderstehliche Neigung zu den Wissenschaften. Er kehrte im 17. Jahre wieder auf die Schule zurück und bezog am 5. October 1745 als Stud. med. die Universität Helmstedt. Später ging er nach Göttingen, wo er 1749 zum Dr med. promovirte. Noch in demselben Jahre ließ er sich zu Lübeck als praktischer Arzt nieder. Neben seinem Berufe widmete er sich besonders dem Studium der Naturwissenschaften, vornehmlich dem der Botanik und Zoologie, und auf letzterem Gebiete waren es wieder die Schildkröten und Fische, die sein wissenschaftliches Interesse vorzüglich in Anspruch nahmen. Als Ichthyologe hat er sich in Fachkreisen einen großen Ruf erworben; sein Hauptwerk war die Neu-Herausgabe von Artedi's Ichthyologie in vier Bänden (Greifswald 1788—92). Außerdem hat W. auch gemeinnützigen Fragen eine sehr thätige Theilnahme zugewandt; er gehörte zu den Gründern der Gesellschaft z. Bef. gem. Thät. Er starb den 26. August 1799. Der Geist des Vaters lebte in den Kindern fort. Sie glaubten „das Andenken eines guten Vaters" nicht besser ehren zu können als dadurch, daß sie der Gesellschaft z. Bef. gem. Thät. seine reichen naturgeschichtlichen Sammlungen als Eigenthum übergaben. Es geschah dies am 7. Januar 1800. Die Sammlungen wurden der Anfang und die Grundlage des jetzigen naturhistorischen Museums. So ist denn auch mit Recht Walbaum's Bildniß neben das Titelblatt des Buches gesetzt, eine schöne Wiedergabe des Gröger'schen Oelgemäldes im Besitze der Gesellschaft, das die bezeichnende Unterschrift führt:

Erfahrener Arzt. — Glücklicher Naturforscher.
Erfindungsreicher Menschenfreund.
Unter den Gründern des Lübeckischen Bundes
für Gemeinnützigkeit der Thätigsten einer.
Sein Wirken sei Muster der Nachwelt.

Georg Fischer, Opern und Concerte im Hoftheater zu Hannover bis 1866. Hannover und Leipzig, Hahn 1899. XI und 370 S. 8°. 6 ℳ.

Das Buch ist nach der Widmung „für hannoversche Musikfreunde von einem Dilettanten" geschrieben, aber man muß diesem unbedingt zugestehen, daß er gründliche Studien für sein Werk gemacht und ein weitschichtiges, nicht leicht beschaffbares Material mit Fleiß und Sorgfalt in ihm verarbeitet hat. Daß er mit eigenem Urtheile im Ganzen zurückhält, dafür aber die berufenen kritischen Stimmen der Zeit um so mehr zu Worte kommen läßt, kann den objectiven Werth seiner geschichtlichen Mittheilungen nur erhöhen. In der Fülle und Zuverlässigkeit der Angaben, für die das Theaterarchiv, die Tagespresse u. A. ausgiebig benutzt sind, ist der Hauptwerth des Buches zu erblicken; die Kunst des Verfassers in der Darstellung ist — mit hohem Maße gemessen — dem Stoffe wohl nicht ganz gerecht geworden.

Das Buch beginnt mit dem Spielmanne der Stadt im Anfange des 17. Jahrhunderts, weiß aber noch wenig aus dieser Zeit zu berichten und wird erst ausführlicher bei der Hofcapelle und dem italienischen Kirchengesange des katholisch gewordenen Herzogs Johann Friedrich, der Oper des Herzogs Ernst August, der in Hannover ein neues, 1689 eröffnetes Opernhaus und in Herrenhausen ein Gartentheater errichten ließ. Dann hören wir von der Oper unter der Direction Fr. L. Schröder's, der 1773 zuerst das Singspiel nach Hannover brachte; 1787—99 erschien hier Director G. F. W. Großmann, später Ign. Walter u. A. Nach den Freiheitskriegen erhielt Hannover durch Gründung einer Actiengesellschaft eine stehende Bühne; sie bekam Zuschüsse von der Regierung, bis sich aus ihr noch zur Regierungzeit König Wilhelm's IV. ein wirkliches Hoftheater entwickelte, das auf Rechnung der Krondotationscasse übernommen wurde. Dieser zeitweise so berühmten Kunstanstalt ist der Hauptinhalt des Buches gewidmet. Von besonderem, weiter greifendem Interesse ist die Schilderung der Thätigkeit des berühmten Componisten Heinrich Marschner (1831—59), über den wir hier viele neue und wichtige Aufschlüsse erhalten. Seine Wirksamkeit als Capellmeister reicht noch hinein in die Regierungszeit des kunstsinnigen Königs Georg V., unter dem das schöne neue Theatergebäude am 1. September 1852 eröffnet wurde, und das musikalische Leben in Hannover hauptsächlich durch den Sänger Albert Niemann und den Concertmeister Jos. Joachim seinen Höhepunkt erreichte. Wir können in Einzelheiten nur auf das Buch selbst verweisen, das auch über manche braunschweigische Persönlichkeit, die in Hannover wirkte, Nachricht bringt. Dem Titelblatte ist eine Abbildung des berühmten Ramberg'schen Theatervorhangs vorgesetzt, der am 4. Juni 1789 zuerst enthüllt wurde.

Monatsschrift für Handel und Industrie. September. Eisenbahnverhältnisse im Herzogthume Braunschweig. — October. Aus der Geschäftsthätigkeit der Handelskammer: Aufhebung der Wollmärkte 2c. — November. 40. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig: Errichtung einer Schlosserstiftung für das Herzogthum Braunschweig. — December. Stiftung [illegible] Heranbildung junger tüchtiger Kaufleute und [illegible] des kaufmännischen Unterrichtswesens im [illegible] ig: R. Ehrenberg, Kaufmänn[illegible]

Braunschweigisches Magazin.

**Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.**

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 6. 25. März **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Mansfeld, Friedrich Ude und Hermann Ernesti †.

In der letzten Hälfte des verflossenen Jahres hat unser Land auf dem juristischen Gebiete schwere Verluste erlitten. Im Verlaufe weniger Monate sind drei unserer höchsten Justizbeamten dem Tode zum Opfer gefallen: am 25. August der Oberlandesgerichtspräsident a. D. Wilhelm Mansfeld, am 24. December der Senatspräsident a. D. Dr Friedrich Ude und am 11. November der Senatspräsident Hermann Ernesti. Hatten die beiden Erstgenannten nach langjähriger erfolgreicher Thätigkeit sich aus ihrer öffentlichen Wirksamkeit bereits zurückgezogen, so wurde der Letzte von ihnen — um so bedauerlicher — aus der Vollkraft des Schaffens abgerufen, ehe er die Hoffnungen, die man auf seine reichen Geistesanlagen noch gesetzt hatte, in vollem Umfange hatte erfüllen können. Alle drei Männer sind würdige, achtungswerthe Vertreter des Braunschweiger Richterstandes. Wenn wir jetzt mit einigen Worten ihr Leben und Wirken zu schildern versuchen, so möchten wir dadurch in unserer schnelllebigen Zeit ihr Gedächtniß auch für das kommende Geschlecht noch etwas wach erhalten in der festen Hoffnung, daß ihnen aus ihm würdige Nachfolger erwachsen, die den alten guten Ruf unserer heimischen Rechtspflege werden zu wahren und zu erhalten wissen.

Wilhelm August Mansfeld wurde am 7. Mai 1831 zu Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater Dr jur. Karl Phil. Aug. M. als Obergerichtsadvocat und Notar wirkte und erst am 30. März 1871 gestorben ist; seine Mutter Philippine Elisabeth war eine geborene Cahen († 9. November 1846). Der Sohn besuchte die Bürgerschule und seit Ostern 1840 das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er Michaelis 1849 mit gutem Zeugnisse verließ, um noch ein Semester auf das Collegium Carolinum zu gehen. Nachdem er hier Ostern 1850 die Maturitätsprüfung bestanden hatte, bezog er die Universität Göttingen, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er hörte hier hauptsächlich bei den Professoren Francke und Zachariä. Michaelis 1851 ging er nach Heidelberg, wo er zwei Semester verweilte und den Unterricht von Mittermaier, Renaud und Vangerow genoß. Für das letzte Semester (Winter 1851/2) ging er wieder nach Göttingen zurück, wo er an einem Civilproceßpracticum des Professors Wolff Theil nahm. Im Juni 1853 machte er in Wolfenbüttel die erste juristische Prüfung. Zum Auditor ernannt erledigte er in Wolfenbüttel den üblichen Vorbereitungscursus bei Amtsgericht, Staatsanwaltschaft, Kreisdirection und Kreisgericht, sowie bei dem Obergerichtsadvokaten Müller, und wurde auch schon in dieser Zeit zwei Mal zur Aushülfe bei den Secretariatsarbeiten des Kreisgerichts herangezogen. Als er dann, wie das erste, so auch im December 1857 das zweite Examen sehr gut bestanden hatte, wurde er als Referendar dem Herzoglichen Kreisgerichte zu Wolfenbüttel überwiesen, bald darauf auch in Behinderungsfällen des Staatsanwalts mit dessen Vertretung beauftragt; am 1. Nov. 1858 erhielt er das richterliche Votum, im Juni 1861 die Function des Untersuchungsrichters. Seine erste Anstellung erfolgte zum 1. April 1863 als Kreisgerichtssecretär in Wolfenbüttel; noch in demselben Monate erhielt er den Assessortitel. Etwa ein halbes Jahr darauf gründete er einen eigenen Hausstand, indem er sich am 10. Sept. 1863 mit Karoline Wilhelmine Antonie Görtz, einer Tochter des Staatsanwalts Joh. Chr. Wilh. Görtz in Wolfenbüttel, verheirathete. Am 1. Sept. 1867 wurde Mansfeld zum Obergerichtssecretär und gerade zwei Jahre darauf zum Staatsanwalt ernannt, eine Thätigkeit, die er so erfolgreich ausübte, daß er zum 1. Oct. 1873 nach dem Tode des Obergerichtsraths Römcke zum Gehülfen des Oberstaatsanwalts, anfangs mit dem Range eines Kreisrichters, seit 1. Jan. 1875 mit dem eines Obergerichtsraths bestellt wurde. Zugleich wurde er zum stellvertretenden Mitgliede des Gerichtshofes zur Entscheidung von Competenzstreitigkeiten ernannt.

Zu Anfang des Jahres 1877 wurde M. als Mitglied in den zweiten Senat des Obergerichts versetzt, zugleich aber hier von allen Geschäften entbunden, mit denen der damalige Kreisrichter, spätere Reichsgerichtsrath v. Liebe betraut wurde. M.'s volle Arbeitskraft sollte so für legislatorische Thätigkeit gewonnen werden. Er wurde mit der Ausarbeitung der Entwürfe zu verschiedenen Landesgesetzen beauftragt, die bei der Neuorganisation der Justiz größtentheils durch die Reichsgesetzgebung nothwendig gemacht waren. Länger als

zwei Jahre hat er dieser wichtigen, verantwortungsvollen Arbeit seine ganzen Kräfte gewidmet. Er arbeitete hier unter dem damaligen Justizminister Dr Trieps. Wer die hervorragende Befähigung dieses Mannes vornehmlich auf dem Rechtsgebiete kennt, der wird nicht darüber im Zweifel sein, daß die leitenden Gesichtspunkte, nach denen die einzelnen Fragen zu behandeln waren, im Wesentlichen von ihm selbst werden aufgestellt sein, aber er wird auch überzeugt sein, daß es keine geringen Anforderungen waren, die dieser an einen Mitarbeiter stellte. Diesen zu genügen, den Gedanken Trieps' zu folgen, sie im Einzelnen auszuführen und in feste Form zu fassen, hat M. offenbar trefflich verstanden und so seine Aufgabe auf das Beste gelöst. Denn es wurde ihm nach ihrer Vollendung die besondere Anerkennung des Herzogl. Staats-Ministeriums in ehrendster Form ausgesprochen.

Niedergelegt ist diese Arbeit in folgenden umfassenden Werken, die sämmtlich unter Mansfeld's Namen im Verlage von Fr. Vieweg u. Sohn erschienen:

1) Die Grundbuchgesetze des Herzogthums Braunschweig. Mit den Regierungsmotiven und einzelnen Anmerkungen herausgegeben. 1878. VIII u. 355 S.

Eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage des Werkes erschien 1889 (X u. 399 S.).

2) Die Forst-, Jagd- und Fischerei-Strafgesetze des Herzogthums Braunschweig. Mit Erläuterungen herausgegeben. 1880. X u. 267 S.

3) Die braunschweigischen Ausführungsgesetze zu den Reichs-Justizgesetzen. Mit den Regierungsmotiven und einzelnen Erläuterungen. 1880. XV u. 656 S.

Da Mansfeld durch diese Thätigkeit von den neuen Gesetzen und Verhältnissen auf juristischem Gebiete hier zu Lande eine so genaue Kenntniß, wie wohl kein zweiter, sich erworben hatte, so schien er mit Recht auch der geeignete Mann zu sein, die Leitung der Neuorganisation in der Hauptsache zu übernehmen. Er wurde daher zum 1. October 1879, wo die neue Gesetzgebung in Kraft trat, zum Landgerichtspräsidenten in Braunschweig ernannt. Schon im Juli dess. J. siedelte er dorthin über. Seine Thätigkeit war hier in der Folgezeit bei dem Umfange seines Geschäftskreises und der großen Zahl der ihm unterstellten Amtsgerichte in der Hauptsache eine verwaltende. Es bedeutete somit für ihn, den besonders die Beschäftigung mit juristischen Fragen angezogen hatte, die Uebernahme dieser zudem sehr zeitraubenden Geschäfte eine gewisse Aufopferung. Aber er hat Dank dem Fleiße, der Ordnungsliebe, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit, die ihn stets beseelten, auch auf diesem Gebiete die Erwartungen, die auf ihn gesetzt waren, vollauf erfüllt und auch in der Praxis ein großes Geschick zum Organisiren bethätigt. Bei alledem begrüßte er es freudig, als er zum 1. Febr. 1892 zum Oberlandesgerichts-Präsidenten ernannt und dadurch einer im Wesentlichen richterlichen Thätigkeit zurückgegeben wurde. Zugleich ward er zum Vorsitzenden verschiedener Disciplinarhöfe, des Gerichtshofes zur Entscheidung von Competenzstreitigkeiten, sowie der juristischen Prüfungscommission ernannt, der [illegible] Mitglied schon seit dem 1. Oct. 1879 angeh[illegible] Leider besaß er nicht mehr die alte Kraft. Von Jugend auf kränklich trug er immer schwerer an einem unheilbaren Leiden, und es bedurfte oft seiner zähen Willenskraft, die Stelle, die er einnahm, auszufüllen. Um sich zu entlasten, ließ er sich zum 1. Mai 1897 von dem Vorsitze der Prüfungscommission entbinden; ein Jahr darauf trat er ganz in den Ruhestand. Aber er sollte die verdiente Ruhe nicht mehr lange genießen; am Morgen des 25. August machte ein plötzlicher Tod seinem thätigen Leben ein Ende.

Friedrich Wilh. Aug. Konr. Ude wurde am 25. Juni 1827 zu Gandersheim geboren, wo sein Vater Ferd. Ant. Friedrich Ude, wie vor ihm schon der Großvater Joh. Konr. Ude, das Amt eines Bürgermeisters versah und am 12. Juli 1850 gestorben ist; seine Mutter, Henr. Konradine Dor. Charl., war die Tochter des Kaufmanns G. Chr. Scholing in Bodenwerder († 30 Januar 1859). Er besuchte zunächst die Bürgerschule in Gandersheim und ging dann zu Michaelis 1841 auf das Gymnasium zu Holzminden über, das sich damals unter Koken's Leitung eines guten Rufes erfreute. Nachdem er hier ein Abgangszeugniß mit der ersten Nummer „völlig reif" erhalten hatte, wandte er sich nach Göttingen, wo er sechs Semester Rechtswissenschaft studirte. Er hörte Institutionen und Pandecten bei Francke, letztere später noch einmal bei Ribbentropp, sonst noch bei den Professoren Kraut, Hermann und Zachariä. Schon vor Ablauf seines Trienniums hatte er durch angestrengten Fleiß sich so umfassende Kenntnisse erworben, daß er nach abgelegter Prüfung am 23. Januar 1850 zum Dr juris promovirt wurde. Die Thesen, die er bei dieser Gelegenheit öffentlich vertheidigte und bei denen ihm der spätere Justizrath H. Peters in Braunschweig und der spätere Rechtsanwalt G. Haacke in Lüneburg opponirten, waren — bezeichnend für seine ganze Geistesrichtung — sämmtlich dem römischen Rechte entnommen. Im April desselben Jahres bestand er in Wolfenbüttel das erste und im November 1854 das zweite juristische Examen, nachdem er in der Zwischenzeit in Gandersheim bei den betreffenden Behörden und dem Obergerichtsadvokaten Rudeloff den vorgeschriebenen Ausbildungscursus durchgemacht hatte. Er ließ sich nun zunächst als Advocat in Gandersheim nieder. Doch nur auf kurze Zeit. Denn schon zum 1. Juni 1855 wurde er als Gehülfssecretär bei dem Kreisgerichte in Gandersheim beschäftigt. Gerade vier Jahre später (1859) wurde er als Hülfsarbeiter an die Kreisdirection Holzminden versetzt, und er blieb auch in dieser Stellung, als zum 1. Juli 1861 seine feste Anstellung im Staatsdienste als Amtsgerichtssecretär, seit November des Jahres mit dem Titel Assessor erfolgte. Sehr gegen seinen Wunsch. Denn Ude's Anlagen und Neigungen entsprach die Beschäftigung an einer Verwaltungsbehörde in keiner Weise. Er war mit Leib und Seele Jurist, und hier war es wieder das römische Recht, dem er mit Leidenschaft ergeben war. Er war ein gründlicher Kenner des Corpus juris und beherrschte [illegible] die ältere Litteratur, die er mit [illegible]iebe heran[illegible] einer jetzt seltenen Weise. Eine Gelehrte[illegible] guten Art hatte er für

die Fragen des praktischen Lebens nicht das Interesse und das Geschick, das dem Verwaltungsbeamten inne wohnen muß. Daher sehnte er sich auch wieder zurück zu rein juristischer Thätigkeit. Diesen Zweck hatte vornehmlich seine Meldung zum dritten juristischen Examen, die er noch im Jahre 1863 einreichte. Aber er trat wieder davon zurück, als er den Bescheid erhielt, daß die Prüfung, deren Aufhebung nahe bevorstehe, nicht erforderlich sei, da er vor Allem nicht in den Verdacht der Streberei, die seinem Charakter völlig fern lag, gerathen wollte. Erst geraume Zeit später wurde sein Wunsch erfüllt. Zum 1. September 1867 wurde er als Kreisgerichtssecretär (Assessor cum voto) nach Braunschweig versetzt. Am 1. September 1871 kehrte er nochmals als Staatsanwalt nach Holzminden zurück, kam dann aber zum 1. October 1873 in gleicher Eigenschaft nach Wolfenbüttel. Zugleich wurde er hier mit der Aushülfe bei den Geschäften des Oberstaatsanwalts beauftragt. Zum 1. Juli 1877 wurde er zum Obergerichtsrath ernannt und bei der Neuorganisation des Gerichtswesens zum 1. October 1879 als Oberlandesgerichtsrath nach Braunschweig versetzt. Zum 1. April 1886 wurde er Mitglied der juristischen Prüfungscommission, zum 1. März 1890 Senatspräsident, zugleich auch stellvertretender Vorsitzender in verschiedenen Gerichtshöfen ꝛc. Geistig völlig frisch, hinderte ihn ein Gehörleiden, das leider zunahm, mehr und mehr an der Ausübung seines Amtes. Er sah sich genöthigt, um seine Pensionirung einzukommen, die ihm unterm 1. November 1896 zugleich mit dem Commandeurkreuz des Ordens Heinrich's des Löwen als Anerkennung der Landesregierung für die dem Staate geleisteten langjährigen treuen Dienste ertheilt wurde. Erleichtert wurde dieser Schritt dem diensteifrigen Manne durch den Gedanken, daß er nun nicht mehr den Uebergang zu dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuche mitzumachen brauche, der ihm, dem leidenschaftlichen Romanisten, nichts weniger als sympathisch war. Er sollte auch das Inkrafttreten des neuen Rechts nicht mehr erleben. Im Juni 1899 nöthigte ihn ein Herzleiden, aus den Schweizerbergen, die ihm wie die Hügel und Wälder seiner Jugendheimath ans Herz gewachsen waren, nach Haus zurückzukehren; in der Frühe des 24. December v. J. ist er gestorben. Ein kindlich heiteres Gemüth, ein schlichtes, anspruchloses Wesen machten ihn in allen Kreisen ebenso beliebt, wie seine Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit geachtet. Eine öffentliche Stellung hat er sonst wohl nur als Mitglied der Synode eingenommen. Er war im October 1869 in der Vorsynode mit der Protocollführung beauftragt worden und ist dann von Holzminden aus bis zum Jahre 1880 als Abgeordneter für die drei ersten Synoden gewählt worden. Bis 1882 gehörte er auch dem Synodalausschusse an. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war ganz dem römischen (gemeinen) Rechte gewidmet, für das er auch eine vorzügliche Bibliothek sich gesammelt hatte. Er ist auf diesem Gebiete auch vielfach schriftstellerisch aufgetreten. Wir verweisen auf folgende, zum Theil umfangreiche Aufsätze:

1. Ueber die Bedeutung des Satzes: „Impossibilium nulla obligatio".
Archiv für die Civilistische Praxis 48. B. (1865) S. 246 bis 272, 366—400. Lobend erwähnt von Windscheid in seinen Pandecten B. II §. 264.

2. Von den Voraussetzungen der actio de in rem verso utilis.
Ebendas. 50. B. (1867) S. 370-97.

3. Vom pretium certum beim Kauf und namentlich der Preisbestimmung durch Arbitratoren.
Ebendas. 52. B. (1869) S. 96—134.

4. Die lex §. 10 D. de institoria actione 14, 3, ein Beitrag zur Lehre vom gewerblichen Institor.
Ebendas. 53. B. (1870) S. 269—89.

5. Ueber die lex unica C. de sententiis quae pro eo quod interest proferuntur VII. 47.
Ebendas. 57. B. (1874) S. 17—63.

6. Ueber die Restitutionsgründe des §. 211 ff. der Civilproceßordnung.
Beiträge zur Erläuterung des Deutschen Rechts III. Folge, 9. Jahrg. (29. Jahrg.) 1885 S. 779—92.

Verheirathet war Ude seit dem 24. Mai 1860 mit Emma Wendt, der Tochter des damaligen Inspectors Friedrich Wendt auf dem gräflich Schwicheldt'schen Gute zu Schliestedt. Von seinen drei Söhnen sind zwei dem Berufe des Vaters gefolgt; der ältere, Dr jur. Ernst Ude, ist zur Zeit Amtsrichter in Vorsfelde, der jüngere, Arnold U., Assessor in Braunschweig. Ebenso befinden sich bereits die beiden Söhne Mansfeld's in dem heimischen Justizdienste, der eine, Dr jur. Richard Mansfeld, als Landrichter in Braunschweig, der andere, Wilhelm M., ebendaselbst als Referendar.

Noch vor dem Senatspräsidenten Ude ist sein Dienstnachfolger in das Grab gesunken: Heinrich Eduard Hermann Ernesti. Dieser ist geboren am 26. April 1842 zu Braunschweig, wo sein Vater, H. Fr. Th. L. Ernesti, damals als Pastor Diaconus zu St. Andreä wirkte. Noch in demselben Jahre wurde dieser als Prediger an die Hauptkirche B. M. V. in Wolfenbüttel versetzt und später hat er hier als Mitglied des Herzogl. Consistoriums lange Jahre eine äußerst segensreiche Thätigkeit entfaltet; seine erste Gattin, die Mutter Hermann's, Philippine Luise Marie, war eine Tochter des Kaufmanns Röer in Braunschweig († 28. Febr. 1869). Hermann E. besuchte von Ostern 1851 bis Michaelis 1861 das Gymnasium zu Wolfenbüttel, das er auch später, besonders wegen des Unterrichts der Gebrüder Jeep und des sittlich freien Geistes, der die Anstalt erfüllte, in dankbarer Erinnerung behielt. Nachdem er ein sehr gutes Abiturientenexamen gemacht hatte, ging er zunächst nach Heidelberg zum Studium der Rechtswissenschaft. Hier hörte er bei Goldschmidt, Bluntschli, Mittermaier und vor Allem Pandecten bei von Vangerow, der den größten Einfluß auf ihn ausübte und ihm zuerst Lust und Liebe für die Jurisprudenz einflößte. Zu Ostern 1863 ging er nach Göttingen, wo er nur ein Semester blieb und Mommsen, Thöl und Zachariä hörte. Dann wandte er sich noch für ein Jahr nach Berlin und nahm hier vorzüglich an den Vorlesungen von Beseler, Gneist und Friedberg Theil. Im December 1864 bestand er dann die erste juristische Prüfung in

Wolfenbüttel, erledigte hier, zum Auditor ernannt, den vorgeschriebenen Ausbildungscursus und machte im November 1868, wiederum vorzüglich, das zweite juristische Examen. Schon vorher, seit 1. Juli 1868, war er zur Hülfsleistung bei den Secretariatsgeschäften des Kreisgerichts herangezogen worden. Er setzte nun als Referendar diese Thätigkeit fort, die nur gelegentliche Beschäftigung bei den Amtsgerichten Hasselfelde (1869) und Lutter a. Bbge. (1870) unterbrach. Zum 1. Mai 1872 wurde er am letzteren Orte als Amtsgerichtsassessor angestellt. Hier lernte er im Hause ihres Großvaters Clara Lanes, die Tochter des Fabrikanten L. E. A. Lanes in Hildesheim kennen, mit der er sich am 9. September 1873 verheirathete.

Zu Anfang des Jahres 1876 wurde Ernesti als Obergerichtssecretair nach Wolfenbüttel versetzt. Bei der Reorganisation des Justizwesens kam er zum 1. October 1879 als Landrichter nach Braunschweig. Zum 25. April 1884 erhielt er den Titel Landgerichtsrath und zum 1. März 1890 wurde er an Ude's Stelle zum Oberlandesgerichtsrath, nicht ganz zwei Jahre später auch zum Mitgliede der juristischen Prüfungscommission ernannt. Als im Jahre 1896 der Reichsgerichtsrath W. v. Liebe in Leipzig Krankheit halber in den Ruhestand trat, wurde Ernesti die Nachfolge in diese Stelle angeboten. Aber er konnte sich nicht entschließen, die ihm lieb gewordene Thätigkeit daheim, die seinen Wünschen so ganz entsprach, aufzugeben und lehnte den ehrenvollen Antrag ab. Zum 1. November dess. J. wurde er, wieder an Ude's Stelle, zum Senatspräsidenten befördert. In den letzten Jahren war er hauptsächlich durch das neue bürgerliche Recht in Anspruch genommen. Schon früher, im Anfang der achtziger Jahre, hatte er für die Commission, die den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches in Berlin auszuarbeiten hatte, eine Reihe hiesiger particularrechtlicher Materien, die insbesondere das Forst- und Jagdrecht betrafen, zu behandeln gehabt[1]. Jetzt wurde er zum Mitgliede der Commission ernannt, die für unser Herzogthum auf Anweisung des Herzogl. Staatsministeriums ein Ausführungsgesetz zum bürgerlichen Gesetzbuche ausarbeiten sollte. Diese Thätigkeit nahm ihn so in Anspruch, daß er im October 1898 bis auf Weiteres von allen richterlichen Geschäften beurlaubt wurde. Es ist dann ein großer Theil dieser Ausführungsgesetze, insbesondere der Haupttheil des Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche vom 12. Juni 1899, das Gesetz über das Hinterlegungswesen und die abgeänderte Gesindeordnung von Ernesti ausgearbeitet worden. Festgestellt wurden dann diese und andere Entwürfe in ausführlichen Berathungen jener Commission, der außer Ernesti noch der Oberlandesgerichtspräsident Sommer und die damaligen Oberlandesgerichtsräthe Wolf und Herzog unter dem Vorsitze des Justizministers Dr Spies angehörten. Es ist dies die letzte wichtige Arbeit seines Lebens gewesen. Eine große geistige und körperliche Frische schien ihm noch eine langjährige Wirksamkeit in Aussicht zu stellen, als sich im Laufe des vergangenen Jahres Krankheitserscheinungen bei ihm einstellten, die wohl in Blutstockungen ihre Ursache hatten und plötzlich in der Nacht vom 10. zum 11. November seinen Tod herbeiführten. Mit ihm schied nach allgemeinem Urtheile einer der tüchtigsten und scharfsinnigsten Juristen, die unser Land in den letzten Jahrzehnten besessen hat. In allen Collegien, in denen er als Richter wirkte, erfreute er sich des höchsten Ansehens wegen seines klaren sicheren Urtheils, das von umfassender Kenntniß der Litteratur unterstützt, aber nicht beschwert wurde und auch die realen Verhältnisse des Lebens stets gebührend in Betracht zog. Die Erkenntnisse, die er verfaßte, zeichneten sich eben so sehr durch Schärfe der Gedanken, wie durch Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks aus. Es sind viele von ihnen in der „Zeitschrift für Rechtspflege im Herzogthum Braunschweig", sowie in Seuffert's Archiv veröffentlicht worden, freilich nur als Urtheile des betreffenden Gerichtshofes, ohne daß des Verfassers dabei gedacht wäre. In weiteren Kreisen bekannt geworden ist wohl nur sein Aufsatz über den „Rechtsstreit des Großen Waisenhauses Beatae Mariae Virginis zu Braunschweig gegen S. Maj. den König von Sachsen und S. Königl. Hoheit den Herzog von Cumberland wegen des Guts Hedwigsburg", der als besonderer Abdruck aus der „Zeitschrift für Rechtspflege im Herzogthum Braunschweig" 1886 erschien. Ernesti verfolgte die neuere juristische Litteratur mit großem Interesse und häufte hier Excerpte auf Excerpte. Aber er gebrauchte alles dieses nur als Hülfsmittel für seine richterliche Thätigkeit; zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten ist er leider niemals gekommen.

Das ist in kurzen Zügen der Lebenslauf der drei Männer, deren Abscheiden wir im vergangenen Jahre in unserem Richterstande zu beklagen haben. Nehmen wir nun noch hinzu, daß strenges Pflichtbewußtsein, Liebe zu ihrem Berufe, Fleiß und Zuverlässigkeit des Charakters ihnen Allen eigen waren, so ist der Wunsch gewiß nicht ungerechtfertigt, daß auch der jüngere Nachwuchs auf diesem Felde dieser Vorgänger sich werth erweisen möge.

1) Vgl. Neubauer, Zusammenstellungen des in Deutschland geltenden Rechts betr. verschiedene Rechtsmaterien. Berlin 1880.

Behandlung einer Hysterischen vor 170 Jahren.

Von K. Böhme.

In der Pfarrregistratur von Rühle findet sich eine Krankheitsgeschichte aus dem Jahre 1731. Sie betrifft ein neunjähriges Mädchen, Ilse Marie Sellecken, und ist so eingehend, daß der Hausarzt des Verfassers dieser Mittheilung das Leiden ohne Weiteres danach als Hysterie erkennen konnte.

Es ist nun nicht ohne Interesse, zu sehen, wie man diese Krankheit damals behandelte. Ein Arzt wurde vorerst nicht zugezogen. Die Mutter brauchte anderweitig beschaffte Arznei und schlug die Gliedmaßen der Kranken mit Haarnesseln — ohne Erfolg. Darauf wurde ein junger Hund gesotten; das Mädchen mußte den „Broden" davon annehmen. Auch wurden Ameisen

und Feldkümmel gekocht, und die Kranke darüber gesetzt unter einem Laken. Das konnte sie nicht vertragen. Deshalb geschah am folgenden Sonntag kirchliche Fürbitte. Aber die Zufälle kehrten wieder.

So nahm sich nun der derzeitige Pastor von Räbke, M. Otto, der Sache besonders an. Er ging in die Wohnung des Kindes, ließ es beten, fragte nach Morgensegen, Sprüchen und Katechismus, stieß aber bald auf Widerspenstigkeit. Zum Waschen bequemte sich das Mädchen erst, als der Pastor ihm 4 Pfennig gab, streckte aber darauf die Zunge vor ihm heraus. Auch auf die Pfarre mußte es kommen, ohne daß mehr mit ihm erreicht wäre. Dort ist sie vom Amtmann von Warberg in Augenschein genommen. Der Pastor hat mit den Angehörigen des Kindes um seine Genesung gebetet, auch das öffentliche Kirchengebet fleißig fortgesetzt. Alles ohne Erfolg.

Schließlich wurde ärztliche Hülfe in Anspruch genommen. Zunächst durch Vermittlung des Warberger Amtmanns bei Dr Heister in Helmstedt. Dieser hat sich aber bald zurückgezogen und sagen lassen, er wüßte nichts mehr gegen die Krankheit.

Dann hat Pastor Otto mit dem Rath Burchhardi in Wolfenbüttel gesprochen. Dieser hat das Leiden für eine natürliche Krankheit gehalten. Seine Pulver aber, die er nach des Pastors Bericht, und seine anderen Medicamente, die er nach einem Besuch der Kranken verordnet hatte, halfen nicht. Der Pastor hat der Mutter zu nochmaliger Consultation gerathen. Sie aber ist lieber mit dem Kinde nach Königslutter gegangen zu einem Manne, der ihr gesagt hat, dem Mädchen wäre es von bösen Leuten angethan; wenn sie ihm 24 Groschen geben wollte, werde er ihr helfen. Darauf kam die Frau zunächst zum Pastor mit der Frage, ob er ihr dazu riethe; ohne sein Wissen wollte sie nichts thun. Pastor sagte ihr an, daß sie gleichwohl ohne sein Vorberathen zu solchem Manne gegangen wäre; er könnte ihr dazu nicht rathen. Danach hat sie sich gerichtet.

Dem Pastor Otto ist die Angelegenheit merkwürdig und wichtig genug erschienen, um darüber seinem Vorgesetzten, dem Superintendenten Schröter zu Schöningen, Bericht zu erstatten. Der Letztere antwortet darauf unter dem 31. August 1731 Folgendes:

„HochwolEhrwürdiger, Hochgeehrter Herr Confrater.

Die communicirte Nachricht von der wunderbaren Krankheit eines neunjährigen Kindes in Räbke erfolget wieder hiebey, und weil sie hier erst abgeschrieben, so hat der Schulmeister bis dahin hier warten müssen. Mein Herr Pastor wolle dies diarium continuiren, und wenn neue zweiffelhafte Umstände sich eräugnen solten, mir Nachricht davon geben, damit benöthigten Fallß an HochFürstliches Consistorium Bericht abstatten könne. So viel ersehe, daß diejenigen, welche aus demjenigen, so bisher vorkommen, eine leibliche Besitzung schließen wollen, ihren Unverstand entdecken, da gar kein Zeichen, weder ein wahrscheinliches, noch ohnfehlbares, davon vorhanden, und glaube ich auch zur Zeit nicht, daß ex adsistentia spiritus maligni [1]) das Verdrehen der Augen und Beine geschehe, sondern solches natürlichen Uhrsachen beyzumessen sey. Es gibt natürliche Krankheiten, wozu auch Jammer und Wurmplage gehören, welche die Glieder des Menschen tempore paroxysmi [2]) in wunderliche posituren bringen können, sonderlich, wenn der Eigensinn und Verstellung des Menschen dazukommt, welche Fehler sich auch wol vorher bey jungen mit dergleichen Krankheiten geplagten Kindern gefunden, wiewol ich solches auf diesen casum [3]) nicht appliciren [4]) will, weil ich keinen Grund davon habe, damit ich mich nicht auch übereile, wie diejenigen, welche von leiblicher Besitzung ohne alle raison [5]) schwatzen. Mein Raht ist, daß man nebst Fortsetzung des Gebets einen erfahrenen Medicum [6]) consultiret, um zu erkundigen, ob die gemeldeten Bewegungen natürlich sind, und wird sich nach meinem Erachten der Herr Dr Heister in Helmstedt am besten dazu schicken, wenigstens gleich beurtheilen können, was von dem Verdrehen der Hände zu halten, sonst aber auch in der Cur des Herrn Raht Burchhardi gute Dienste leisten, sonderlich, weil ich dafür halte, daß das Kind von Würmern starken Befall hat und daraus der Jammer entstanden. Die Kirche kann gar wol den armen Leuten zu Hülffe kommen und einige Thaler zur Cur hergeben. Gott gebe, daß es sich bald ändere.

Warum hat sich Mein Herr Confrater wegen eines Kuchenpräsents abermal Ungelegenheit gemacht? Meine Frau läßt nebst mir unter unserm herzlichen Gruße an Ihr Haus dafür schuldigst danken, womit verharre Meines Herrn Confratris

ergebener Diener
J. B. Schröter.

P. S. Ich habe jetzo hier noch einen traurigen casum an einem Manne, den der Satan durch eines Verstorbenen Stimme anführt und die Seligkeit absprechen will, dafür auf der Kanzel gestern und heute gebeten worden".

Die Mahnung des Superintendenten zu nüchterner Beurtheilung des Falls war gewiß sehr angebracht. Denn auf was für Gedanken man im Volke kam, zeigt ein Brief des Pastors D. Wiedemann zu Süpplingen, den er seinem Räbker Collegen am 30. August 1733 geschrieben hat.

„Ew. HochwolEhrwürden mit diesen Schreiben anzugehen nöhtiget mich folgende angelegenheit. Es ist mir von einem glaubwürdigen Manne hinterbracht worden, daß bey der Ew. HochwolEhrwürden bewusten begebenheit mit dem rasendem Kinde zu Räpke eine reede entstanden: Ich hätte denen angehohrigen desselben Kindes gerahten, sie solten einen gewissen mir selbst unbewusten vers auf papier schreiben lassen, dies papier sodan in einen Kuchen backen lassen und dem Kinde zu essen geben, und zwar hat des Schuelmeisters zu räpke seine Tochter selbst solches zu Frellstädt in des Herrn Pastoris Rahtgen Hause ausgesagt, daß dieses zu

1) Durch Einfluß eines bösen Geistes.

2) Zur Zeit des Anfalls.
3) Fall.
4) Anwenden.
5) Vernunft.
6) Arzt.

ihren Vater gesagt worden, und ihr Vater der Schulmeister auch der vers angeschrieben und die leute solches gethan hätten. Nun ist gott mein Zeuge, daß ich von der gantzen Affaire nicht das allergeringste gewußt, mit keinem Menschen davon ein Wort gesprochen und an dieser Sache in allen stücken vollkommen unschuldig bin, wie ich denn überdem zu der Zeit als solches vorgangen verreiset gewesen. Ob ich nun gleich wol weiß, daß kein vernünftiger Man dieses leicht gläuben werde, daß ein rechtschaffener Prediger in dergleichen Fällen ein solch abergläubisch abgöttisch Mittel jemande anrathen solte, als dessen Pflicht ist, vielmehr wieder allen aberglauben und abgötterey zu streiten und solche Lügen bey dem itzigen abergläubigen Volk und unvernünftige Mittel suchenden Pöbel zu dempfen und zu verhindern: so könnte man zwar dabey gedenken conscia mens recti famae mendacia ridet. Wen aber dieses gleichwol eine solche blame so nicht allein meine person sondern auch zugleich mein Amt betrift, als sehe mich genöthiget zum wenigsten scharf nach dem ersten Aussager zu fragen. Wundere mich auch sehr, wie der Schulmeister zu Rinte müsse darzu kommen seyn, daß er solcher Lügener anbringen geglaubet und solches gethan. Ich ersuche demnach Ew. HochwolEhrwürden ergebenst und instä[n]digst, dieselben wollen mir die amtsbrüderliche liebe und Freundschaft erzeigen und dem Schulmeister scharf examiniren und ausfragen, ob dem allen also, und welche person doch eigentlich dieses gegen ihm ausgesagt und vorgegeben, daß ich solches Mittel solte angerathen haben und mir ohnschwer davon ausführliche Nachricht ertheilen, ob man etwa solchergestalt einen gewissen aussager herausbringen und demselben zu Tilgung solcher blame und lügen nach gebühr und verdienst begegnen könnte. Wie ich nicht zweifle, Ew. HochwolEhrwürden werden mir hierunter alle amtsbrüderliche Hülfe leisten; also erbiete mich zu allen möglichen Gegendiensten der ich unter Ergebung in die gnaden Obhut des allerhöchsten alstets verharre

Ew. HochwolEhrwürden
Meines HochgeEhrtesten Herrn Amtsbruders
und wehrtesten Gönners
ergebenster Diener
D. Wiedemann".

So der Pastor von Süpplingen. Es ist kaum anzunehmen, daß seinem Ansuchen nicht entsprochen ist. Armer Schulmeister, armer Rudolf Burchhard — das war sein Name —, wie wird es dir ergangen sein bei solchem „scharfen Examiniren und Ausfragen"! Aber das Gericht ist verdient gewesen. Warum ließ sich auch besagter Burchhard beikommen, nachdem er erst 1730 vom Dienste eines Ackerknechts beim Superintendenten Dreißigmark in Schöppenstedt zur Schulstelle in Rühle befördert war, statt sich mit allem Eifer und ausschließlich der Schule und seiner Ausbildung im Schreiben und Lesen und Orgelspiel zu widmen, sich in die geistlichen Angelegenheiten zu mischen und nun gar einem fremden Pastor schnöden Aberglauben anzudichten! Und warum versuchte er, damit sein Thun zu decken, seine eigenthümliche Kuchenbäckerei, die wohl dem Schöppenstedter Pferdeknechte, aber nimmermehr dem Schulmeister von Rühle angestanden hätte! Oder sollte er doch unschuldig angeklagt sein und nur gebüßt haben, was die Schwatzhaftigkeit seiner Tochter verbrochen hatte? Wer kann es noch entscheiden!

Jedenfalls hat sich der hülfsbereite Mann umsonst in Ungelegenheit gebracht. Denn Ilse Marie Selleken ist auch, nachdem sie einen Kuchen verzehrt, krank geblieben. Dies geht hervor aus einem zweiten Schreiben des Superintendenten Schröter zu Schöningen vom 22. Januar 1734. Hier heißt es:

„HochwolEhrwürdiger und Hochgeehrtester
Herr pastor und Confrater.

Wenn Mein Herr pastor mit den werthesten Seinigen dies neue Jahr glücklich angefangen, soll es uns lieb zuvernehmen seyn, und will ich solchenfalls beständige continuation[7]) auf viele Jahre angewünschet haben. Anbey sende copiam von des Herrn Doct. und Stadtphysici in Rinteln Busmanni, eines geschickten und gelehrten Medici, sentiment[8]) von der Krankheit des Rühlischen Mägdleins, und bitte mir die continuation des darüber gehaltenen diarii zur Nachricht aus, weil ich gerne den ferneren Verlauf wissen möchte. Das vorige diarium, so mir zugesandt, gieng bis an den 29ten August a. p.

Ich grüße mit meiner Frauen Meines Herrn Confratris gantzes Haus dienstlich und verharre

Ew. HochwolEhrwürden
Meines Herrn Confratris
gantz ergebenster
J. B. Schröter".

Also bis nach Rinteln war man gegangen, um dort ärztliche Hülfe zu gewinnen. Das „Sentiment" des Dr Busmann ist im Wortlaut erhalten. Derselbe schreibt:

„Der morbus puellae novem annorum solte anfangs etwas insoliti bey sich zu führen scheinen, als daß das Mädgen so lange auf dem Kopfe stehet, daß es so gräßlich das Angesicht verstellet, daß es sich als eine Katze anhänget, und also unter die morbos a fascino gerechnet werden könnte: weil aber morbi convulsivi allerhand contorsiones und circumgyrationes corporis mit sich führen, als in Chorea S. Viti, Tarantismo: So ist der morbus puellae wol ein morbus convulsivus, ortus ab acido, austero bilioso partim . . . (ein unleserliches Wort), partim volatiliori in imo ventre congesto et ad membranas ac fibras musculorum delato, dabey eine febris stataria seyn muß, welche gegen Abend eine Stunde oder etliche anhält, wie man bey cephalaeis scorbuticis und affectibus nervorum dergleichen febres statarias observiret, welche zu gewissen Zeiten recurriren und statum tempus per horam et ultra observiren, hernach cessiren und der Patient die übrige Zeit sich ohne incommodität findet.

obsessionis daemoniacae, quae est morbus a fascino insolitus circa mentem et corpus simul,

7) Fortsetzung
8) Gutachten.

signa sind nicht vorhanden, als: scientia linguarum exoticarum, quas patiens nunquam didicit vel audivit; Notitia rerum ceteroqui absconditarum, quas hominem nosse non datur.

G. E. Busmann, D."

Dies medicinische Deutsch des vorigen Jahrhunderts mag der Leser seinem Hausarzt vortragen. Vielleicht kann der es ihm deuten. Soviel ist klar, die Meinung, daß die Kranke von bösen Geistern besessen wäre, hat der Rintelner Arzt zurückgewiesen.

Damit sind wir am Schluß. Denn die Acten sind zu Ende.

Bücherschau.

E. Ude, Leitfaden zur Einführung in das neue Recht. Im Auftrage Herzoglichen Staatsministeriums bearbeitet. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1900. VI und 298 S. 8°. 4 ℳ 50.

Das „neue Recht", das uns am 1. Januar 1900 durch das Bürgerliche Gesetzbuch und seine zahlreichen Neben- und Ausführungs-Gesetze beschéert worden ist, bereitet einstweilen wohl noch mehr Schmerzen als Freude. Denn die böse Uebergangszeit hat nicht nur bei den Gerichten, sondern auch beim rechtsuchenden Publikum eine Unsicherheit, theilweise sogar eine Verwirrung hervorgerufen, welche den ungetrübten Blick für die Segnungen eines einheitlichen Rechts noch für lange Zeit gefangen halten wird. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn in dieser Voraussicht der juristische Büchermarkt geradezu überschwemmt ist mit einer Waare, die es sich angelegen sein lassen will, die weitesten Volksschichten über die Schwierigkeiten dieser gefürchteten Uebergangsperiode hinwegzuhelfen und durch eine möglichst populäre Darstellung in die Geheimnisse des neuen Rechts einzuführen. Denn daß die Gesetzestexte selbst trotz ihrer im Allgemeinen klaren und deutschen Ausdrucksweise auf ein tieferes Verständniß des Laien-Publikums nicht rechnen können, ergiebt sich — abgesehen von ihrem den Ueberblick erschwerenden Umfange — schon aus der Erwägung, daß sie nur einen kurzen und prägnanten Niederschlag der Anschauungen enthalten, die sich im Laufe der Jahrhunderte durch das Rechtsbewußtsein des Volkes, seine wirthschaftlichen Bedürfnisse und durch die juristische Wissenschaft und Rechtsprechung herausgebildet haben. So wenig deshalb ohne Kenntniß dieses Werdegangs ein auch nur oberflächliches Verständniß unserer neuen Gesetze über das bürgerliche Recht möglich ist, so wenig kann das nicht rechtsgelehrte Publikum aus den Gesetzbüchern selbst seine Belehrung schöpfen. Und die Textausgaben zum Bürgerlichen Gesetzbuch, die man massenhaft im Volke verbreitet findet, werden weit eher dazu dienen, die Verwirrung noch zu steigern, als sie zu vermindern.

Es ist deshalb zu bedauern, daß wir in unserem Herzogthum noch kein Buch besitzen, das unter Berücksichtigung unserer zum Theil auch jetzt noch abweichenden rechtlichen Verhältnisse das gesammte neue Recht in gemeinverständlicher, auf die Hauptsachen sich beschränkender Darstellung und durch Belebung der starren Rechtssätze mittelst gutgewählter Beispiele dem Verständnisse weitester Kreise nahezubringen sucht. Auch das vorliegende Ude'sche Werk kann und will diesem wirklich dringenden Bedürfnisse nicht abhelfen. Darin liegt durchaus noch kein Tadel. Denn wie es aus einem besonderen Anlaß hervorgegangen ist, nämlich bei den Vorlesungen des Verfassers vor den Gerichtsunterbeamten als Leitfaden zu dienen, so richtet es sich auch überhaupt nicht an das große rechtsuchende Publikum im Allgemeinen, sondern nur an einen beschränkten Theil desselben. Für diesen Theil aber, also die Gerichtsunterbeamten, ist der Leitfaden von großer Brauchbarkeit, die sich noch wesentlich steigert, wenn seine Benutzung mit einer entsprechenden mündlichen Belehrung Hand in Hand geht. Denn das Buch verzichtet von vornherein darauf, eine Erklärung der einzelnen Rechtssätze, eine Erläuterung durch Beispiele oder auch nur eine systematische Gruppirung des Stoffes zu bieten, sondern beschränkt sich darauf, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen und im strengen Anschluß an den Gesetzestext gerade diejenigen Bestimmungen wieder zu geben, welche für die Thätigkeit der Gerichtsschreiber von hervorragender Bedeutung sind. Auch als Nachschlagebuch ist deshalb der Leitfaden nicht ohne Werth und zwar um so mehr, als ein ziemlich genaues Inhaltsverzeichniß dem Ganzen beigegeben worden ist. Jedenfalls wird für die Uebergangszeit das Ude'sche Buch den Zweck vollkommen erfüllen, den es sich in weiser Selbstbeschränkung gesteckt hat.

A. H.

E. Ude, Das Polizei-Strafgesetzbuch. Erläuterte zweite, auf Grund des Gesetzes № 27 vom 23. März 1899 bearbeitete und vermehrte Auflage. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1899. VI u. 244 S. 4 ℳ 50 ₰. A. u. d. T.: Die Strafgesetze des Herzogthums Braunschweig I.

Der auf dem Gebiete einer gemeinverständlichen Darstellung der verschiedensten rechtswissenschaftlichen Materien äußerst fruchtbare Verfasser wendet sich auch mit seiner Bearbeitung des braunschweigischen Polizei-Strafgesetzbuches in erster Linie an das „Laienelement in der Strafrechtspflege". Aber die Behandlung des Stoffes beruht auf einer so wissenschaftlichen Grundlage, daß schon die erste Auflage des vorliegenden Werkes auch in den eigentlichen Fachkreisen von vornherein die gebührende Berücksichtigung und Anerkennung gefunden hat. In noch höherem Grade verdient die Neu-Bearbeitung diese Beachtung, denn das Ude'sche Buch entspricht vollkommen den Anforderungen, die man billiger Weise an einen modernen strafrechtlichen Commentar zu stellen berechtigt ist. Daß das Werk daneben seinem ersten Zweck nicht untreu geworden, sondern ein gemeinverständlicher Rathgeber für die Beamten des Polizeidienstes und aller Personen geblieben ist, die sich mit dem Polizei-Strafgesetze berufsmäßig beschäftigen müssen, kann nicht hoch genug in Anschlag gebracht werden. Jedenfalls wird es daher auch in Zukunft eben so wenig auf dem Gerichtstische, wie in der Hand der braunschweigischen Polizeiorgane fehlen dürfen.

A. H.

Im 11. Jahrgange der neuen Folge der **Zeitschrift für bildende Kunst** (Leipzig, Seemann), 3. Heft, December 1899 (S. 67—71) behandelt Museums-Inspector Dr Christian Scherer das hier in zwei guten Abbildungen wiedergegebene Elfenbeincrucifix des Herzoglichen Museums, das früher dem Michelangelo oder Giovanni da Bologna zugeschrieben und auch noch im letzten „Führer“ des Museums S. 35 als eine italienische Arbeit um 1550 bezeichnet wurde. Scherer verfolgt die Geschichte des hervorragenden Kunstwerks, das von Kaiser Karl VI. seinem Schwiegervater, dem Herzoge Ludwig Rudolf zu Br.-Lün., geschenkt und lange Zeit in der Schloßcapelle zu Blankenburg aufbewahrt worden ist, weist die Unmöglichkeit der bisherigen Bezeichnungen nach und führt in umsichtiger Untersuchung drei verschiedene Gründe vor, die, wie der Verfasser wohl mit Recht sagt, „in ihrer Gesammtheit und gegenseitigen Ergänzung es im hohen Grade wahrscheinlich machen, daß wir in dem Schöpfer des Braunschweiger Crucifixes thatsächlich Balthasar Permoser zu erkennen haben“. Permoser, geboren am 3. August 1651, war seit 1710 Hofbildhauer in Dresden und ist hier am 20. Februar 1732 gestorben.

Adolf Fricke. Das Volksschulwesen des Herzogthums Braunschweig. Nach den bestehenden Gesetzen und Verordnungen kurz zusammengefaßt und dargestellt. Braunschweig, E. Appelhans u. Comp. 1899. VI u. 18 S. 8°. — ℳ 40.

Das kleine Heft, das einen kurzen Auszug aus des Verfassers größerem Werke, seiner „Volksschulgesetzsammlung“ (2. Aufl. Braunschw. 1899), bildet, verdankt seine Entstehung einem praktischen Zwecke; es soll die Zöglinge der Lehrerseminare mit den Bestimmungen über das Volksschulwesen unseres Herzogthums bekannt machen. Das geschieht in so kurzer, übersichtlicher und verständlicher Weise, daß das Büchlein wohl auch außerhalb der Kreise, für die es zunächst bestimmt ist, sich leicht Freunde erwerben dürfte.

Wilhelm Meves. Comödia des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Schwank vom dreimal geprellten Wirthe. Für die Bühne neu bearbeitet. Hamburg, G. A. Rudolph 1900. 35 S. 8°. 1 ℳ.

Die Comödie des Herzogs Heinrich Julius „von einem Wirthe, wie derselbige von dreyen Wandergesellen drey Mahl vmb die Bezahlung betrogen sey worden“, wird uns hierin geschickter und, wie Ref. aus Erfahrung hinzusetzen kann, wirkungsvoller Bearbeitung vorgeführt. Daß das Stück sich in dieser Form dauernd auf dem Repertoire unserer Hofbühne gehalten hat, ist wohl ein Beweis dafür, daß harmlose Dramen dieser Art jedenfalls einen großen Theil des Publikums mehr ansprechen als viele der modernen Machwerke, ganz abgesehen von der litterargeschichtlichen Bedeutung, die den Stücken des Herzogs Heinrich Julius für uns Braunschweiger natürlich noch im erhöhten Grade innewohnt. Ein guter Theil dieses Erfolges ist auch dem Bearbeiter, dem hier seine genaue Bühnenkenntniß trefflich zu statten kam, zu verdanken. Er hat es sehr gut verstanden, das Stück, das in der Originalgestalt für unseren Geschmack entschieden zu lang sein würde, zu kürzen, das uns jetzt Fremdartige oder gar Anstößige zu beseitigen oder zu mildern, dabei aber doch den alten volksthümlichen Ton, den das Original besitzt, ungeschwächt zu erhalten. Er hat die Handlung aus fünf Akten in einen und zugleich auf einen Schauplatz zusammengezogen, die Zahl der auftretenden Personen von dreizehn auf sieben beschränkt und durch die in Vorschlag gebrachte Bühneneinrichtung, die durch eine Regie-Skizze auf S. 7 klar veranschaulicht wird, ein ebenso kulturgeschichtlich interessantes, wie malerisches Bühnenbild geschaffen. Ein sehr glücklicher Griff war es ferner, daß er die Lustige Person, bei dem Herzoge Joan Bouset, hier Hans Wurst geheißen, statt des dem Niederländischen verwandten Idioms das heimische Braunschweig-Hannoversche Platt sprechen läßt, das der Bearbeiter trefflich beherrscht. Es ist diese dramatisch sehr wirksame Figur überhaupt mit besonderer Liebe gezeichnet. — Möge die gewandte Bearbeitung die Wiedererweckung des alten Stückes für die moderne Bühne auch an anderen Orten anregen und befördern. Für die in den letzten Jahrzehnten üblich gewordenen litterargeschichtlichen Abende, an denen aus 3 oder 4 Jahrhunderten kleine Dramen hinter einander aufgeführt werden, würde die vorliegende Comödia ein nach Inhalt und Umfang empfehlenswerthes, für die Zeit charakteristisches Stück bilden.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. 34. Das deutsche evang. Hilfswerk in Armenien in Gefahr. — 35, 37, 39. Pädagogische Briefe (Knabenhandfertigkeitsunterricht). — 36—38 u. 40. Die sonntägliche Christenlehre in ihrer Bedeutung für die christl. Jugendunterweisung. — 40. Die Delegirtenconferenz d. luth. Gotteskasten zu Mölln am 4.—6. Sept. — 41. Rückblick auf die 52. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins; Kirchenbauten in Riga u. Braunschweig; Haftpflicht d. Kirchengemeinden. — 42. Ist auf den Lehrerseminaren Latein zu treiben. — 43. Superintendent Alb. Wichmann †. — 44. Der erste niedersächs. Kirchenchor-Verbandstag in Hildesheim. — 45. Gesch. d. luther. Gemeinde in Frankfurt a. O.; „Braunschw. Inquisition“. — 46 u. 47. Wandersleb, was lehrt die heilige Schrift von dem Einkommen der Diener am Wort?; Gemeindegesang. — 48 u. 49. Bedauerliches u. Erfreuliches aus dem jetzt geltenden Polizeistrafgesetzbuch. — 50. Werden die Neger in Ost-Afrika von unseren Leipziger Missionaren zu früh getauft? — 51. Die Bedeutung unserer christlichen Missionsthätigkeit f. d. Entwicklung unserer afrikanischen Colonien. — 52. Fall Weingart; geistliche Schulaufsicht; Jahrhundertwende. — 53. Deuteronomium 33, V. 25.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 31. Los von Rom; Stephan Ronay. — 32 u. 33. Ferienlectüre II. — 35. A. Wernicke, zum 28. August (Goethe). — 36. Vom Gustav-Adolf-Verein. — 37. Evang. Einheits-Bestrebungen. — 38. Willkommen in Br.!; G. Schaarschmidt, 12. Hauptversammlung d. evang. Vereins d. Gustav-Adolf-Stiftung zu Br. am 5.—7. Sept. 1854; Rahlwes, Gottsch. Kruse; H. Bartels, aus Lothringens Diaspora. — 39—41. Gerlich, vom Allgem. Evang.-Protest. Missionsverein. — 42. Von allerlei Versammlungen. — [illegible] Einiges von den Freimaurern. — 44. Die Lage [illegible] Katholiken in unserem Herzogthum: noch einmal die [illegible] [illegible]er.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Saßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 7. 8. April **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Joh. Heinr. Stobwasser und seine Lackwaarenfabrik in Braunschweig.

Von Christian Scherer.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß man selbst in den Kreisen derer, die sich mit der Geschichte der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes berufsmäßig befaßten, soweit sie nicht Braunschweig selbst angehörten, von Stobwasser und seinen Lackwaaren kaum mehr als den Namen kannte. Im Kunsthandel begegneten wohl hier und da unter der Bezeichnung „Braunschweiger Dosen" lackirte und bemalte Dosen, aber wie und von wem dieselben angefertigt waren und welche Bedeutung dieser ganze Industriezweig einst gehabt hatte, wußte nur selten Jemand zu sagen. Verwöhnt durch die technisch so vollkommenen und mit so feinem Geschmack decorirten Lackwaaren der Japaner und Chinesen, betrachtete man diese deutschen Arbeiten, zumal sie keineswegs zu den begehrten und heiß umstrittenen Stücken der Auctionen zählten und wohl oft auch nur minderwertige Erzeugnisse ungeschickter Nachahmer sein mochten, mit geringschätzigen Blicken, und so kam es, daß sie und ihr Erfinder nicht nur der großen Oeffentlichkeit mehr oder minder unbekannt geblieben waren, sondern auch in der Geschichte des deutschen Kunstgewerbes noch kaum eine Erwähnung, geschweige denn eine angemessene Würdigung gefunden hatten. Da fand im Herbste des Jahres 1891 hier in Braunschweig die öffentliche Versteigerung der Kunstsammlung des verstorbenen Kaufmanns A. Vorhauer statt, die u. A. eine größere Zahl sog. Stobwasser-Arbeiten enthielt, und dieses Ereigniß gab nun Anlaß, bald nachher in der Bayer. Gewerbezeitung [1]), dem inzwischen eingegangenen Organ des Bayer. Gewerbemuseums in Nürnberg, eine Studie über Stobwasser und seine Lackwaarenfabrik zu veröffentlichen, die sich im Wesentlichen auf die uns hinterlassene Lebensbeschreibung des interessanten Mannes, sowie auf archivalische Nachforschungen und mündliche Mittheilungen stützte, die ich von verschiedenen Seiten erhalten hatte. Seitdem ist es mir durch weitere Nachforschungen möglich geworden, das Material, das mir für meine damalige Arbeit zur Verfügung stand, wesentlich zu erweitern, so daß ich mich, geleitet von dem Wunsche, diesen so lange vernachlässigten Erzeugnissen und ihrem fast unbekannten Urheber die ihnen gebührende Beachtung auch in weiteren Kreisen zu verschaffen, entschloß, das Thema nochmals durchzuarbeiten.

Wenn auch die Erzeugnisse, die aus Stobwasser's Fabrik hervorgegangen, ihrer Mehrzahl nach als selbständige kunstgewerbliche Arbeiten von nur untergeordneter Bedeutung sind, so haben sie doch — und das gilt besonders von den berühmten Schnupftabacksdosen — eine Zeit lang eine Art Weltruf besessen, den sie bei ihrer vorzüglichen Technik und ihrer z. Th. künstlerischen Ausführung im vollsten Maaße verdienten. Dazu kommt aber auch die in gewissem Sinne geschichtliche Bedeutung, die der Person ihres Erfinders anhaftet, in dessen merkwürdigen Lebensschicksalen, wie sie uns in seinen eignen, von seinem Sohne ergänzten und 1830 nach des Vaters Tode herausgegebenen Aufzeichnungen [2]) geschildert werden, sich ein Stück Culturgeschichte wiederspiegelt, das bei seiner stark lokalen Färbung gerade für jeden Braunschweiger von besonderem Interesse sein dürfte.

Johann Heinrich Stobwasser, der Erfinder der unter diesem Namen gehenden Lackwaaren, ist aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen. Er wurde am 16. November 1740 zu Lobenstein im sächsischen Voigtlande als Sohn eines Glasers geboren, der, nachdem er bei einem Brande Haus und Hof verloren hatte, durch einen kleinen Hausirhandel sich und seine Familie kümmerlich ernährte. Mit seinen Waaren besuchte er die Messen und Jahrmärkte und nahm auf diesen Wanderungen, die er meist zu Fuß machte, den inzwischen herangewachsenen Sohn mit sich. So lernte dieser schon frühzeitig mancherlei Städte kennen und deren Kunstschätze, die ihn vor Allem in Nürnberg lebhaft anzogen, liebgewinnen.

1) 1892 № 20.

2) Diese Aufzeichnungen führen den Titel: „Die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Lebensgeschichte von Joh. Heinr. Stobwasser", Braunschweig 1830. Auf ihnen beruht im Wesentlichen die nachfolgende Geschichtserzählung, soweit sie sich auf die äußeren Lebensverhältnisse Stobwasser's bezieht. Hierfür wurde außerdem P. Zimmermann's Aufsatz in der Allg. Deutsch. Biographie benutzt, der seinerseits wieder die einschlägigen Acten des Herzogl. Landeshauptarchivs in Wolfenbüttel, sowie die Nachrichten in den Kirchenbüchern zu Braunschweig zu Rathe gezogen hat.

Sehr beliebt und viel begehrt waren damals lackirte Waaren, besonders Stöcke, wie sie König Friedrich Wilhelm I. für seine Armee eingeführt hatte. Die Stobwasser's pflegten dieselben in Ansbach einzukaufen, da die dortigen Erzeugnisse für die besten galten. Allein bei starker Nachfrage waren diese Artikel nicht immer zu erhalten, so daß Vater und Sohn oft in Verlegenheit geriethen und der Letztere schließlich auf den Gedanken kam, dieselben selbständig anzufertigen. Hierzu bedurfte er vor Allem jenes Mittels zur Herstellung des dabei zur Verwendung kommenden Lackes, das als streng gewahrtes Geheimniß behandelt wurde. Diesem auf die Spur zu kommen, war nunmehr des jungen Stobwasser's eifrigstes Bestreben. Es ist ungewiß, ob er dabei, vielleicht durch Zufall, in den Besitz französischer Recepte gelangte; denn in Frankreich hatte man zuerst und zwar schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts versucht, die feinen chinesischen und japanischen Lackwaaren, die nach Europa gebracht wurden und bald zu den kostbarsten Seltenheiten gehörten, nachzuahmen, und so wurde dort etwa seit 1730 gelackte Waare angefertigt, die der ostasiatischen fast gleichwerthig war. Gewöhnlich bezeichnet man die im Laufe des 18. Jahrhunderts in Frankreich entstandenen feineren Waaren dieser Art, Möbel, Fächer, Dosen, Schalen u. A. mit dem allgemeinen Namen als „Vernis Martin", da die 4 Brüder Martin in Paris die bedeutendsten, wenn auch nicht als die einzigen Vertreter dieses kunstgewerblichen Genres von jeher betrachtet werden. Was diese Martins für Frankreich waren, ist Stobwasser — das kann man wohl ohne Uebertreibung sagen — für Deutschland geworden, und wie jene möglicherweise japanische Quellen bei der Herstellung ihres Lackes benutzt haben, so hätte wohl auch Stobwasser an den Erzeugnissen der Martins und anderer „peintres vernisseurs" gelernt haben können; doch wissen wir darüber nichts Näheres, zumal sich auch in seiner Lebensbeschreibung nicht die geringste Andeutung davon findet, und dürfen daher wohl mit Recht annehmen, daß Stobwasser als Malerlackirer völliger Autodidact war und nur durch seinen eisernen Fleiß und seine ungewöhnliche Begabung so Bedeutendes leisten konnte.

Freilich mißlangen Stobwasser's erste Versuche in Herstellung jenes Lackes sämmtlich; ebensowenig Erfolg hatte seine Verbindung mit einem ehemaligen Apotheker, Namens Eberlein, der vorgab, im Besitze des Arcanums zu sein, durch sein Wohlleben aber und seine kostspieligen Experimente, die er in der zu Lobenstein eingerichteten kleinen Fabrik anstellte, die Baarmittel der Familie schon nach kurzer Zeit erschöpfte.

So mußten Vater und Sohn, trotz der von allen Seiten drohenden Kriegsgefahren, von Neuem zum Wanderstabe greifen; doch bald kehrte der Letztere, durch Krankheit genöthigt, wieder nach Hause zurück, wo er sich, kaum genesen, abermals auf den Weg des Experimentirens begab, bis es ihm endlich im Jahre 1757 gelang, einen Lack zu bereiten, der die erforderlichen Eigenschaften, Glanz und Haltbarkeit, im vollkommensten Maaße besaß. Mit der Entdeckung dieses lange gesuchten Geheimnisses erwachte auch im Jüngling der künstl[illegible] Sinn, den er schon in frühester Jugend durch [illegible] vorragende Anlage zum Zeichnen bekundet hatte, und unverzüglich schickte er sich an, seine Waaren nach japanischen Mustern mit Landschaften und Figuren zu schmücken.

Aehnliche Erzeugnisse mit bildnerischem Schmuck waren ja damals auch in Deutschland nichts Neues. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts pflegte man, besonders in Augsburg, allerlei Hausgeräth mit rother, blauer und gelber Farbe zu überziehen mit sauber ausgeschnittenen und oft auch colorirten Kupferstichen zu bekleben und dann mit Lackfirniß zu überstreichen. Die so verzierten Arbeiten, die übrigens bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts allgemein beliebt waren, lassen sich jedoch weder als Lackarbeiten im eigentlichen Sinne verstehen, noch können sie sich, da sie jedes selbständigen künstlerischen Zuges entbehren, mit dem vergleichen, was Stobwasser damals und vor Allem später hervorgebracht hat.

Es lag nahe, und war ja schon aus der Geschichte des Porzellans bekannt, dem Lande, dem man überhaupt die Anregung zu dieser Technik verdankte, auch die Vorbilder für die Decoration dieser Arbeiten zu entlehnen. So hatten auch schon die Martins und Andere zunächst ausschließlich die Arbeiten der Japaner, vor Allem ihre erhabenen Goldlackarbeiten nachgeahmt, um erst später mit der Erweiterung ihres technischen Verfahrens und in Folge der wachsenden Concurrenz auch Lackmalereien im französischen Geschmack anzufertigen, ja in England ging man selbst soweit, diesem ganzen Kunstzweige trotz seiner Herkunft die Bezeichnung „japanning" zu geben und die so verzierten Gegenstände „japanware" zu benennen. Freilich scheint diese enge Anlehnung an die ostasiatischen Vorbilder nicht von allzu langer Dauer gewesen zu sein; denn wie die Martins, so machte sich auch Stobwasser schon nach Kurzem frei davon, indem er aus eignem Antrieb und ohne Unterweisung nicht nur geeignete Kupferstiche copirte, sondern auch, angefeuert durch das ihm zu Theil gewordene Lob, vollständige Bilder im Geschmacke seiner Zeit zu entwerfen unternahm. Daß es ihm an Talent hierzu nicht fehlte, beweist die Thatsache, daß der Markgraf von Bayreuth, der an seinen Arbeiten Gefallen gefunden hatte, 1760 den jungen Künstler aufforderte, sich ganz der Malerei zu widmen und in die Bayreuther Maleracademie einzutreten. Stobwasser lehnte jedoch dies Anerbieten ab, um bei seinem Vater bleiben zu können, für den er nunmehr Trinkbecher und Schnupftabacksdosen in der angegebenen Art bemalte, die jener in kurzer Zeit auf den Messen und im Lager der Soldaten mit großem Gewinn absetzte. Trotz alledem wollte das Geschäft aus Mangel an einem größeren Betriebscapital und an kaufmännischer Erfahrung nicht recht in Schwung kommen, so daß, nachdem noch mannigfache andere Enttäuschungen in Folge der Gutmüthigkeit der Eigenthümer hinzugekommen waren, sich die Verhältnisse der Familie immer schlechter gestalteten.

Um diese Zeit erhielt der alte St. zufällig Kenntniß von einer Bekanntmachung der braunschweigischen Re[illegible]ung, durch [illegible] Künstler und Handwerker jeder [illegible]nter [illegible] [illegible]nterstützung aufgefordert

wurden, sich in Braunschweig niederzulassen. Es war dies einer jener vielen, von Herzog Karl I. unternommenen, aber aus Mangel an materiellen Mitteln nur selten zu einem glücklichen Ende geführten Versuche, durch Gründung von Fabriken und Manufacturen Handel und Gewerbe fördern und dadurch den Wohlstand seines Landes sowie seine eignen Einkünfte vermehren zu wollen. Aus dieser wohlgemeinten Absicht, der u. A. auch die Porzellanfabrik zu Fürstenberg ihre Entstehung verdankte, war jene Bekanntmachung entsprungen, die, nachdem man auf eine Anfrage an den Herzog einen zwar etwas allgemein gehaltenen, aber im Ganzen günstigen Bescheid erhalten hatte, die Uebersiedelung der ganzen Stobwasser'schen Familie nach Braunschweig zur Folge hatte.

Mit dem 3. August 1763, dem Tage, an dem dieselbe mit geringer Habe und einem kleinen Vorrath ihrer Erzeugnisse auf einem Planwagen in die Thore der Stadt einzog, beginnt ein neuer Abschnitt in dem Leben Stobwasser's und der Geschichte seiner Fabrik.

Zwar wollte es auch in Braunschweig zunächst noch keineswegs nach Wunsch gehen; denn obwohl der Herzog, dem sich Stobwasser durch Ueberreichung einer mit Blumen verzierten Tischplatte zu empfehlen suchte, seine Hülfe zugesagt hatte, gelang es diesem doch erst im Frühjahr 1764 nach wiederholten Bittgesuchen durch die besondere Gnade des allmächtigen Ministers Karl's I., des Geheimraths Schrader v. Schliestedt, eine bescheidene Wohnung zu erhalten, in der man die Fabrik einrichten und eröffnen konnte. Hier wurden zunächst nur Handstöcke aus Spanischrohr und lackirte Patrontaschen hergestellt, die Stobwasser nach einem, dem Herzog vorgelegten Muster für dessen Leibregiment zu liefern hatte. Bald darauf wurde ihm auch eine neue größere Wohnung am damaligen Wendengraben, der jetzigen nördlichen Wilhelmstraße, eingeräumt und damit zugleich die Möglichkeit gewährt, den Betrieb in weiterem Umfange und mit reicheren Mitteln fortzuführen. Man baute hier einen Lackirofen und zog von allen Seiten tüchtige Arbeiter heran, unter ihnen einen Franzosen Namens Guérin, einen Musketier des Leibregiments, der in der Fabrik gelernt hatte und später in dieselbe wieder eingetreten war. Dieser gilt für den Erfinder einer neuen Art von Tischplatten aus „Carton“, die nach ihm benannt wurden, auch sollen lackirte Dosen vorkommen, die mit der Bezeichnung „Jean Guérin, vernisseur à Brunswic“ versehen sind und für seine Fabrikate gelten. Ob man aber berechtigt ist, hieraus zu schließen, daß er zeitweilig ein eignes Geschäft gehabt habe und also ein Concurrent Stobwasser's gewesen sei, dürfte angesichts der Thatsache, daß er der Stobwasser'schen Familie stets sehr nahe stand, ja später sogar (1767) der Schwager Stobwasser's und der Leiter seiner Filiale in Berlin wurde, doch mehr als zweifelhaft erscheinen.

Die Gründung dieser Berliner Zweigfabrik kam gegen Ende des Jahres 1772[3]) zu Stande, nachdem die Fabrik zu Braunschweig durch Verwendung vornehmer Gönner allmählich weit über die Grenzen des Herzogthums bekannt geworden war und ihre Erzeugnisse nach allen Richtungen zu verschicken begonnen hatte.

Schon im Jahre zuvor hatte Stobwasser ein glänzendes Anerbieten, nach Berlin überzusiedeln, aus unbegreiflichen Gründen abgelehnt; als man sich jetzt von Neuem an ihn wandte, gab er, hauptsächlich wohl um der drohenden Concurrenz vorzubeugen, den dringenden Vorstellungen seiner Schwester nach und willigte, da er selbst fest entschlossen war, in Braunschweig zu bleiben, wenigstens in die Uebersiedelung der Guérins nach Berlin. So wurde dort unter ihrer Leitung 1772 eine zweite Fabrik, ganz in der Art der Braunschweigischen, eingerichtet, die, allerdings unter gänzlich veränderten Verhältnissen — sie ist inzwischen in eine Actiengesellschaft umgewandelt und fabricirt fast nur noch Lampen — noch heute dort besteht. Stobwasser selbst blieb, seinem Entschlusse getreu, und trotz der verlockenden Anträge, die ihm auch von anderer Seite, z. B. von Dresden und Cassel gemacht wurden, in Braunschweig zurück und die dadurch bewiesene Anhänglichkeit an diese Stadt gewann ihm die besondere Gunst der Herzogin Philippine Charlotte, der Schwester Friedrich's des Großen, die dann bis zu ihrem Tode seine Gönnerin blieb.

Schon im November 1771 war ihm, nachdem sich auch sein Arbeitspersonal inzwischen erheblich vergrößert hatte — schon 1768 bestand es einschließlich seiner Familie aus 24 Personen — und die alte Wohnung nicht mehr ausreichte, von der Regierung ein herrschaftliches Haus in der Echternstraße[4]) überwiesen worden, und mit der Uebersiedelung dorthin begann die eigentliche Glanzperiode seiner Fabrik, die sich bis in den Anfang unseres Jahrhunderts erstreckte. Diesem Zeitraum gehören auch die meisten der noch heute vorhandenen Stobwasser'schen Erzeugnisse an.

Durch seine 1774 erfolgte Verheirathung mit Sophie Elisabeth Gersting, der Tochter eines Hoftischlers in Hannover, war Stobwasser in den Stand gesetzt, sein Geschäft bedeutend zu erweitern, das er nach dem Tode seines Vaters (1776), der dem eigentlich technischen und künstlerischen Betrieb stets fern gestanden und nur den Verkauf der Waaren besorgt hatte, selbständig übernahm, wobei ihm ein tüchtiger, kaufmännisch geschulter Gehilfe zur Seite stand. Aus einem „Avertissement“ des Braunschweigischen Polizeidepartements vom 28. Januar 1775 und besser noch aus einem 1779 gedruckten Formular zu einem Preisverzeichniß lernen wir die Erzeugnisse seiner Fabrik aus dieser Zeit kennen. Es sind dies zunächst verschiedene Arten von Tischen, wie z. B. runde und ovale mit Gestell, Spiel- und Nachttische, sodann Tischblätter, darunter viereckte, geschweifte und Consoltischblätter von verschiedener Größe und sämmtlich mit

3) Nicolai in seiner Beschreibung von Berlin und Potsdam II p. 546 versetzt die Gründung der „Guérin'schen Lackirfabrik, die sich in der Wilhelmstraße befand, fälschlich ins Jahr 1775.

4) Es ist das jetzt dem Braunschw. Arbeiter-Verein gehörige Haus No. 16 (588), das laut Eintrag im Hypothekenbuch 1794 in Stobwasser's Besitz überging, nachdem es bis dahin dem Fiscus gehört hatte. Freundliche Mittheilung des Herrn Oberstleutenant H. Meier hieselbst.

Landschaften und Figuren, z. Th. in Medaillons, mit Früchten oder Blumen bemalt. Ihnen folgen ähnlich bemalte „Coffee-Bretter“ mit schlichtem und hohem Rande in 8 verschiedenen Größen, sowie lange und runde „Präsentir-Teller“, weiterhin „Pontel Näpges“ oder Spielteller mit Frucht- und Blumenmalerei, ferner extra große (4 1/2 Zoll lange) und kleine (4 Zoll) „Schnupftobacks-Dosen“ sowie solche von ordinairer Größe (3 3/4—2 1/2 Zoll), sodann alle Arten von „Kästgen“, wie z. B. Thee-, Schmuck-, Toback- und Fillet-Kästgen, ebenfalls von verschiedener Größe und wie die obengenannten Gegenstände bemalt, und endlich noch eine große Anzahl der verschiedensten Gebrauchs- und Galanteriegegenstände, darunter Wachsstock-Büchsen von Blech, Rauchtabacksdosen (viereckte mit und ohne Scharnier und ovale), Steckknöpfe, Etuis, Waldrappen, Lichtrosen oder Leuchterkräusel, Caffee-Tassen, Becher, beschlagene Pfeifenköpfe, Porto mouchetes (d. i. Lichtscheerenteller in Schiffform, Stöcke von Nußbaumholz, unbeschlagene und beschlagene mit Knöpfen von papier maché u. A. m., kurz eine Fülle von Gegenständen, die heute z. Th. ganz außer Gebrauch gekommen und uns vielfach kaum noch dem Namen nach bekannt sind. Nimmt man hierzu noch die bei Ribbentrop in seiner „Beschreibung der Stadt Braunschweig II S. 143 ff.“ genannten „Spucknäpfe und Spinnrockenblätter“, so dürfte man ein ziemlich vollständiges Verzeichniß aller der Gegenstände haben, die damals in Stobwasser's Fabrik hergestellt wurden.

Weitaus die meisten bestanden aus papier maché, einem groben, breiartig zermalmten und mit Leimwasser angemachten Papierzeug, das durch Pressung in Formen seine Gestalt empfing; daneben wurde aber auch auf Blech und anderm Metalle, sowie auf Holz, Leinwand und Leder lackirt. Die besten seiner Waaren erhielten in der Regel einen fünffachen Ueberzug aus einem mit Rauchschwarz versetzten Lackfirniß, der nach dem jedesmaligen Trocknen der vorhergehenden Lage mit einem feinen Pinsel von Neuem aufgetragen wurde. Zwischen den einzelnen Lacklagen wurde der Gegenstand mit Schachtelhalm und Polirstein sorgfältig abgeschliffen und schließlich in der bloßen Hand mit Anwendung von fein geriebenem Bimsstein polirt. So gelangte das Stück in die Hand des Malers, der die Bildfläche zunächst mit einer helleren Farbe grundirte und dann auf diesem Grunde sein Gemälde in Oelfarben ausführte. Diesem letzteren, rein künstlerischen Theile seiner Fabrikation hat Stobwasser stets eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet, und wenn ihm auch andere seiner Erzeugnisse, wie z. B. jene Pfeifenköpfe[5]), die, in der Farbe angerauchten Meerschaumköpfen ähnlich, eine Zeitlang sehr gesucht waren und als „Braunschweigische Pfeifenköpfe“ weithin bis nach Rußland und der Türkei versandt wurden, größeren Gewinn und Nutzen brachten, so hat er doch selbst stets diejenigen am höchsten geschätzt, an denen er seinen Kunstsinn frei und ungehindert bethätigen konnte. So waren es außer Präsentirtellern und Tischplatten, vor Allem jene Schnupftabacksdosen, die, z. Th. künstlerisch und mit vielem Geschmack verziert, Stobwasser's Namen bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten haben; denn an sie denkt man doch zunächst, wenn von Stobwasser'schen Arbeiten überhaupt die Rede ist.

Die Form dieser meist aus papier maché hergestellten Dosen, die nach einer nicht mehr näher zu prüfenden Quelle[6]) schon 1740 von den Martins erfunden sein sollen, ist in der Regel rund mit einem zwischen 9 bis 10 cm schwankenden Durchmesser, seltener oval und viereckig. Bei den Dosen der letzteren Art, die häufig aus Blech bestehen und der Mehrzahl nach einer späteren Zeit, d. h. schon diesem Jahrhundert anzugehören scheinen, ist der Deckel gewöhnlich durch Scharniere befestigt, während er bei den Dosen von runder Form immer abnehmbar ist. Bemalt ist gewöhnlich nur die Außenseite des Deckels und zwar so, daß der ganze Raum in sehr geschickter Weise ausgefüllt ist; die Innenseite trägt zuweilen in schöner, rother Cursivschrift die nähere Bezeichnung des dargestellten Gegenstandes und die Fabriknummer, oft auch am Boden in ähnlicher Schrift eine Art Künstlersignatur oder Fabrikmarke, in der Regel „Stobwassers Fabrik“ oder „Stobw. Fabrik in Braunschweig“. Letztere Signatur findet sich wohl auch aufgedruckt und dasselbe ist der Fall bei der während der westfälischen Zeit üblichen Bezeichnung „Fabrique de Stobwasser à Brunswic“.

Auch die übrigen wichtigeren Fabrikmarken, die sich an Stobwasser'schen Dosen und ähnlichen Erzeugnissen seiner Nachahmer finden, seien bei dieser Gelegenheit wenigstens kurz erwähnt, da sie für diejenigen, die Sammler oder Besitzer solcher Dosen sind, von Interesse sein dürften. So begegnet außer den genannten Signaturen auch hier und da ein einfaches St., das ebenfalls in Roth aufgeschrieben und mit Sicherheit auf Stobwasser zu deuten ist. Dagegen pflegte Stockmann, der eine Zeit lang der bedeutendste Concurrent Stobwasser's war, seine Fabrikate entweder mit „Stockmann's Fabrik“ oder auch mit „W. St. & Co.“ zu bezeichnen[7]). Noch nicht genügend erklärt ist endlich ein Stempel, der bei einzelnen Dosen der Stobwasser'schen Art vorkommt und aus den Buchstaben EvN zusammengesetzt ist. Man hält ihn hier vermuthungsweise für das Zeichen eines Kriegsraths Joh. Ernst Aug. v. Nitschke, der ein eifriger Sammler solcher Dosen gewesen sein soll; indessen möchte ich eher glauben, daß derselbe auf Evers Nachfolger zu deuten ist. Es gab nämlich in Wolfenbüttel eine Lackwaarenfabrik von Evers, die dann in den Besitz eines gewissen Bratnagel überging und von diesem später von dort nach Hornburg verlegt

5) Einen Pfeifenkopf von riesiger Größe, an dem ein volles Jahr gearbeitet wurde, besitzt das hiesige städtische Museum. Derselbe diente der Fabrik zur Zeit der Messe als Aushängeschild.

6) Vgl. Busch, Handbuch der Erfindung. VII, 11

7) Beide Bezeichnungen finden sich aufgeschrieben, wie bei den Stobwasser'schen Arbeiten; jedoch kommt die letztere auch aufgedruckt mit der Krone darüber vor — St. wurde später Hoflackirer —, oder es begegnet, besonders auf Präsentirtellern aus der Mitte dieses Jahrhunderts, auch die vollständige Bezeichnung: „Herzogl. Braunschweig. Hof-Lackier-Fabrik von W. Stockmann & Co. in Braunschweig“.

wurde. Als dessen Marke möchte ich den genannten Stempel betrachten.

Was den Inhalt dieser Dosenmalereien anbetrifft, so ist derselbe außerordentlich mannigfaltig und umfaßt wohl sämmtliche Gebiete der Malerei vom figurenreichen Geschichtsbild, wobei im Anfang unseres Jahrhunderts die gleichzeitigen kriegerischen Ereignisse, vor Allem die Napoleonischen Kriegs- und Siegesthaten, sowie der ruhmreiche Kampf und Tod des Heldenherzogs Friedrich Wilhelm eine wichtige Rolle spielen, bis zum schlichten Stillleben herab. Doch scheinen die Portraits berühmter Zeitgenossen, vor Allem diejenigen regierender Fürsten, großer Feldherren, bekannter Gelehrten u. s. w. sowie späterhin allerlei Bildnisse und Idealköpfe schöner Frauen, diese letzteren z. Th in ziemlich freier Auffassung, eine gewisse Bevorzugung genossen zu haben, im Gegensatz zu anderen Gattungen der Malerei, wie z.B Frucht- und Blumenstücken, denen man im Ganzen nur selten begegnet. Wenn auch die meisten dieser Dosenbilder keine selbständigen Schöpfungen sind, vielmehr die Originalgemälde älterer oder gleichzeitiger Meister und die Stiche nach denselben mit größerer oder geringener Geschicklichkeit mehr oder minder frei copiren, so beruhen doch auch viele auf eigener Erfindung der im Dienste der Fabrik thätigen Maler. Während wir daher einerseits zahlreichen Copien nach bekannten Bildern Raphael's, Lionardo's, Guido Reni's, Rubens', Rembrandt's, Ostade's, Tenier's, Hogarth's, Horace Vernet's, Gerard's u. A. begegnen, stoßen wir andererseits nicht selten auch auf Gegenstände, die ein in gewissem Sinne eigenartiges und originales Gepräge an sich tragen. Dies gilt besonders von den in großer Zahl vorhandenen Landschaften, Veduten, bei denen man jedoch die vielen Copien nach den durch ihre glänzenden Beleuchtungseffecte so überaus decorativ wirkenden Küsten- und Hafenlandschaften Claude Joseph Vernet's ausnehmen muß; das gilt ferner auch von einzelnen Genrebildern, die mitunter eine geschickte Erfindungsgabe, ein hervorragendes Compositionstalent und eine hohe technische Vollendung aufweisen, die unmittelbaren Folgen der aus dem materiellen Aufschwung hervorgegangenen künstlerischen Hebung des ganzen Unternehmens[8]). Denn das muß immer von Neuem betont werden: gerade auf die künstlerische Vollendung seiner Waaren, in Verbindung mit ihrer soliden Technik, hat Stobwasser stets den Hauptnachdruck gelegt und darum strebte er vor Allem danach, ihnen eine möglichst hohe malerische Vollendung zu geben, um den Wettbewerb mit anderen ähnlichen Fabrikaten, vor Allem mit den englischen, erfolgreich aufnehmen zu können.

Dieses Ziel suchte er zunächst dadurch zu erreichen, daß er sich ein gut geschultes Künstlerpersonal schuf und sodann, indem er demselben geeignete Vorbilder zum Copiren oder freien Benutzen überwies. Im Anschluß an seine Fabrik gründete er daher eine eigene Malerschule, in welcher er junge, strebsame und talentvolle Männer nach guten Vorbildern copiren ließ und so allmählich zu tüchtigen und geschickten Künstlern heranbildete. Wenn auch die Mehrzahl der von Stobwasser ausgebildeten und beschäftigten Maler, wie z. B. Olbrig, Brüning, Sandner, Behrens, Schwarz, Oldenburg, A. Meyer u. A. über eine gewisse locale Bedeutung kaum hinaus gekommen ist, so waren doch Einige unter ihnen, denen es gelang, sich einen Ruf auch über die Grenzen ihrer Heimath hinaus zu erringen und einen Platz in der Kunstgeschichte zu sichern. Die Namen von Friedrich Georg Weitsch[9]), Dorstein Illia Hialtalin[10]) und Joh. Christoph Bäse[11]) sind nicht allein zu ihrer Zeit oft genannt und gefeiert worden, sondern werden auch heutzutage noch stets eine gewisse Bedeutung beanspruchen dürfen. Alle Drei verdankten ihre künstlerische Ausbildung in erster Linie jener Stobwasser'schen Malerschule, wo sie als junge Anfänger durch geschickte Unterweisung den Grund zu ihrer späteren Tüchtigkeit legten. Während Weitsch, der Sohn des bekannten Landschaftsmalers Pascha Weitsch und spätere Lehrer der Bildnißmalerei an der Berliner Akademie, sowie Hialtalin, der auf Island geboren, nach einer abenteuerlichen Wanderung zufällig nach Braunschweig kam und bei Stobwasser Aufnahme fand, sich im Atelier desselben besonders mit Landschaftsmalerei beschäftigten und dort zahlreiche Teller und Tischplatten mit allerlei Landschaften und Waldpartien schmückten, schloß sich Bäse, der sich später als Raphaelcopist einen Namen machte und 1837 zu Madrid durch Selbstmord endete, bei seinen Dosenmalereien mehr an ältere Vorbilder, wie an Teniers, Wouwermann, Ostade u. A. an, deren Stil und Eigenthümlichkeiten er in geschickter Weise wiederzugeben wußte.

Auf gute Vorbilder und ein geeignetes vorbildliches Material legte Stobwasser überhaupt großen Werth. Hatte er doch zu diesem Ende sich selbst eine kleine Gemäldesammlung angelegt, deren in englischer Sprache abgefaßtes, leider aber ohne Angabe von Ort und Jahr, erschienenes Verzeichniß[12]) im Ganzen 86 Gemälde aufführt, die zweifellos einst zu Studienzwecken in seinem Atelier verwendet wurden. Darunter befanden sich Werke von Murillo, Dietrich, Rembrandt, Guercino, Rubens, Berchem, Schalken, Denner, R. Ruisch, Albani, G. Reni, S. Rosa, Terburg, Lairesse, J. Vernet, van Goyen, Everdingen, A. del Sarto, C. Dolce, Domenichino, Waterloo, Elsheimer, E. van der Neer, A.

---

8) Für den künstlerischen Werth dieser Arbeiten spricht auch ihr hoher Preis. So kosteten z. B. einzelne der besten Dosen 5—6 Louisdor das Stück.

9) Näheres über ihn siehe bei Nagler, Künstlerlexicon 21, S. 268 u. Allgem. D. Biographie 41, S. 629.

10) 1771—1817. Schüler von Pascha Weitsch, in dessen Art er besonders Waldpartien malte. Mehrere kleine Platten aus Papiermaché, mit allerlei landschaftlichen Motiven bemalt und angeblich von Hialtalin herrührend, besitzt Herr Gewerbeschul-Director Prof. Leitzen. Vergl. über H. Meusel's Archiv für Künstler und Kunstliebhaber I² S. 57 u. Allg. D. Biographie XII, S. 383.

11) Vergl. über ihn F. Spehr in den Braunschweig. Anzeigen vom 27. Februar 1879. Meyer's Künstlerlexicon II S. 541. Arbeiten von ihm besitzt Herr Rentner Bäse hieselbst, der Neffe des Künstlers.

12) Es hat den Titel: Stobwasser's Cabinet of Pixtures. Ein Exemplar befindet sich als Geschenk des Herrn Malers Goldberg in der Bibliothek des Herzogl. Museums.

Dürer, J. M. Roos u. A. m. Wenn auch sicher nicht alle diese Bilder Originale waren, so konnten doch auch schon leidliche Copien in vieler Hinsicht anregend und befruchtend wirken; ganz abgesehen von dem Reichthume und der Mannigfaltigkeit der Motive, die sie für die Verzierung der verschiedenartigen Erzeugnisse der Fabrik darboten. Daneben arbeitete man aber nach wie vor nach Stichen oder Zeichnungen von Werken berühmter Meister und pflegte endlich auch zeitweilig und gelegentlich die Gemälde öffentlicher Gallerien zu copiren, soweit dieselben zugänglich und leicht erreichbar waren. So lassen sich z. B. unter den Dosenbildern zahlreiche Copien nach Gemälden der Dresdener Gallerie nachweisen, die vermuthlich auf Grund der an Ort und Stelle angefertigten Farbenskizzen ausgeführt wurden; dagegen ist es mir merkwürdiger Weise bis jetzt noch nicht gelungen, auch nur eine einzige Copie nach einem Gemälde des Herzoglichen Museums feststellen zu können, obwohl anzunehmen ist, daß dessen reiche Schätze, die freilich zunächst noch im Schlosse zu Salzdahlum und erst von 1814 ab im Museum selbst aufbewahrt wurden, als willkommenes Studienmaterial in der Stobwasser-schen Malerschule nicht unbenutzt geblieben sind.

Auf solche Weise wurde es Stobwasser allmählich möglich, die englische Concurrenz nicht nur zu erreichen, sondern sogar, wie u. A. eine in seiner Lebensgeschichte S. 51 ff. erzählte Anecdote beweist, zu überholen. Man ersieht aus dieser Anecdote, die nicht ohne Stolz mit einer gewissen Breite und Ausführlichkeit mitgetheilt wird, daß die Erzeugnisse der Braunschweiger Fabrik schon damals — es handelt sich um die Jahre 1764/65 — die gleichzeitigen englischen nicht nur an Güte und Solidität der Arbeit, sondern auch an Schönheit und Geschmack übertrafen; sie waren zudem weit billiger, so daß sie auch im Auslande stark begehrt wurden und überall reichen Absatz fanden.

Um 1791 erreichte die Fabrik ihre höchste Blüthe; sie beschäftigte damals, wie Ribbentrop a. a. O. angiebt, etwa 80 Personen.

Allein es konnte nicht ausbleiben, daß die Erfolge Stobwasser's allmählich die Concurrenz herausforderten und ähnliche Unternehmungen ins Leben riefen. Das muß bereits um 1775 der Fall gewesen sein, da in dem schon oben erwähnten polizeilichen Avertissement dieses Jahres Stobwasser die Erlaubniß ertheilt wird, seine Waaren „mit dem Zeichen eines Rosses und dem unter selbigem stehenden Buchstaben St. zu bestempeln", um dadurch, wie es weiter heißt, „zu verhüten, daß die von Einem und dem Andern zeither nachgemachte, obgleich jener an Güte und Dauerhaftigkeit bei Weitem nicht gleichkommende und daher von Kennern ohnehin leicht zu unterscheidende jedoch dem äußerlichen Ansehen nach ähnliche Arbeit auch nicht der Waare unkundigen Käufern zu ihrem Schaden und zur Schmälerung des guten Credits dieser Stobwasser'schen Fabrikwaare für selbige von gewinnsüchtigen Verkäufern verdebitiret werden möge" [13]). Während es sich damals wohl nur um einzelne Versuche, Stobwasser's Waaren nachzunahmen, gehandelt haben mag, wurde die Sache für ihn bedenklicher, als allmählich an verschiedenen Orten, z. Th. durch seine eignen, ihm entlaufenen Leute veranlaßt, ähnliche Fabriken errichtet wurden. Stobwasser stand diesen Unternehmungen machtlos gegenüber, da er kein ausschließliches Privilegium, sondern nur — und zwar schon seit 1769 — das Zugeständniß erhalten hatte, daß Niemand ohne obrigkeitliche Erlaubniß lackirte Waaren anfertigen und verkaufen dürfe, dem nicht nach Vorlegung eines Probestücks die besondere Genehmigung hierzu ertheilt worden wäre. Unter solchen Umständen mußte er ruhig zusehen, wie zunächst in seiner unmittelbarsten Nähe, in Braunschweig selbst und in Wolfenbüttel Concurrenzfabriken entstanden. Es waren diejenigen von W. Stockmann, Evers und G. Schafuß u. Jaster, denen bald überall zahlreiche andere folgten, die zwar alle in Stobwasser's Art arbeiteten, ihm aber — von wenigen Ausnahmen abgesehen — weder in technischer noch in künstlerischer Hinsicht gleich zu kommen vermochten. Wenn daher auch der materielle Schaden, der ihm dadurch erwuchs, kein allzu großer gewesen sein wird, zumal viele von diesen Gründungen schon nach kurzer Zeit wieder eingingen, so legte er ihm doch den Gedanken nahe, seiner Berliner Zweigfabrik eine größere Aufmerksamkeit als bisher zu schenken. Dieser Gedanke reifte zum Entschluß, als einer seiner Gehilfen, Namens Schulze, den er ganz für seine Fabrik erzogen hatte, ihn plötzlich zugleich mit seinen besten Malern und Arbeitern verließ, um in Breslau, dem Hauptort seines Absatzes in Preußen, ein ähnliches Unternehmen ins Leben zu rufen. Unverzüglich traf Stobwasser nunmehr Anstalten, Unterhandlungen mit Berlin anzuknüpfen und seiner dortigen, 1772 gegründeten Fabrik, die inzwischen hauptsächlich in Folge längerer Erkrankung seines Schwagers stark in Verfall gerathen war, ein Privilegium zu erwirken. Am Schlusse des Jahres 1797 kamen diese Unterhandlungen zum befriedigenden Abschluß und bald nachher wurde die neu eingerichtete Guérin'sche Fabrik wieder eröffnet, die nach vier unruhigen Jahren unter seiner und seines Sohnes Leitung einen frischen Aufschwung nahm.

Hiermit sah Stobwasser sein Lebenswerk erfüllt. Das Alter forderte seine Rechte und so übergab er, hart betroffen von dem Tode seiner Frau [14]), im Jahre 1810 beide Fabriken seinem Sohne **Christian Heinrich**, während er selbst sich vom geschäftlichen Treiben ganz zurückzog, um den Rest seiner Jahre im Verkehr mit der Braunschweigischen Brüdersocietät zu verbringen, deren pietistischen Bestrebungen er mit seiner Familie

13) Es ist mir bisher nur ein einziges Stück der Stobw. Fabrik bekannt geworden, das den hier erwähnten Stempel trägt, nämlich ein kleines, auf Blech gemaltes Bild, das sich in hiesigem Privatbesitz befindet (Bildhauer Ahrens) und eine Episode aus dem Feldzuge Napoleon's gegen Rußland darzustellen scheint. Dieses Bild, übrigens eine der besten Arbeiten, die ich kenne, rührt laut Bezeichnung in der r. unteren Ecke von der Hand des unter dem Namen des Pferdemeyers hier bekannten Malers Aug. Meyer her (1797—1863) und trägt auf der mit rothem Lack überzogenen Rückseite ein aufgestempeltes Roß, jedoch ohne die Buchstaben St.

14) Sie starb am 5. [illegible]

bis zu seinem Ende aufs Eifrigste zugethan war. Stobwasser starb, nachdem er sich trotz seines Alters abermals verheirathet und auch seine zweite Frau noch überlebt hatte [15]), 89 Jahre alt, an den Folgen eines Schlaganfalles am 31. August 1829 und wurde auf dem Friedhofe der Michaelisgemeinde beigesetzt, wo ein Denkmal mit Büste, die ein pietätvoller Enkel stiftete, sein Grab schmückt.

Die weiteren Schicksale der Stobwasserschen Fabrik lassen sich mit wenigen Worten erzählen. Der Sohn, der schon 1818 nach Berlin übergesiedelt war, behielt dieselbe nur kurze Zeit; schon 1832 ging sie an die Firma Meyer und Wried über, in deren Besitze sie zunächst noch eine Art von kurzer Nachblüthe erlebt hat [16]). So verfügte die Malerschule in den 30er und 40er Jahren noch über eine stattliche Zahl jüngerer Künstler [17]), die unter Leitung eines älteren Malers, Namens Janeke, in der überlieferten Weise vor Allem Tabacks- und Cigarrendosen bemalten, wobei die Anfänger meist nach älteren Werken dieser Art, die Fortgeschritteneren aber oft auch nach Lithographien und Stichen arbeiteten, die im Geschmack jener Zeit gehalten und in großen Mengen weit verbreitet waren. Die beliebtesten Vorwürfe bildeten Mädchenköpfe, Heiligenbilder, Genrebilder, Architekturstücke, endlich auch Landschaften und Porträts. Auch die technische Herstellung der Gegenstände, die mit diesen Malereien geschmückt wurden, scheint im Wesentlichen dieselbe wie früher gewesen zu sein, und es ist interessant, daß auch damals noch der Werkführer der Fabrik die Bereitung des Lackes, der fast nur aus Kopal bestand, wie eine Art Geheimniß betrachtete. So hielten sich die Erzeugnisse der Fabrik aus dieser letzten Periode wohl anfänglich noch auf einer gewissen Höhe, allmählich aber lockerten sich die Bande, die bis dahin den Künstler mit dem Handwerker vereinigt hatten, indem jener anfing zu höheren Leistungen überzugehen und zunächst auf Blechplatten, bald auch auf Leinwand selbständige Bilder, kleinere und größere, zu malen. Dadurch löste sich aber nicht nur die Malerei mehr und mehr von den Gegenständen selbst, so daß diese mitunter überhaupt auf jeden künstlerischen Schmuck verzichten mußten, sondern sie büßte auch, wo sie noch auftrat, ihren eigenthümlich decorativen Charakter ein, der bis dahin ihren Hauptreiz ausmachte. Dieser immer mehr zunehmende Mangel an künstlerischer Eigenart in Verbindung mit dem Wechsel des Geschmackes und der Mode hat dann den ersten Anstoß zum Verfall dieses Kunstzweiges gegeben. Die Dosenfabrikation wurde schon 1856 eingestellt und was seitdem noch angefertigt wurde, beschränkte sich entweder nur auf Gegenstände rein praktischer Natur, an denen die Kunst gar keinen Antheil mehr hatte, oder es waren selbständige Bilder, meist Copien nach berühmten älteren Werken in der oben genannten Art. Diese, die ihren hauptsächlichen Absatz in England und Amerika fanden, bildeten dann auch, nachdem Goldberg und Jakobs in den 60er Jahren den Rest der Fabrik übernommen hatten, die einzigen Erzeugnisse derselben bis zu ihrer endgiltigen Auflösung im Jahre 1874.

So endigte nach mehr als hundertjährigem Bestehen dieses industrielle Unternehmen, das in der Geschichte der Kunst und des Gewerbes im Herzogthum eine immerhin interessante Episode darstellt und für das Land eine ähnliche Bedeutung hatte, wie die beiden anderen Gründungen Herzog Karl's I auf diesem Gebiete, nämlich die Fürstenberger Porzellanfabrik und die Braunschweiger Fayencefabrik.

Während die besseren Erzeugnisse der Fürstenberger Manufactur, der einzigen von diesen drei Gründungen, die bekanntlich noch heute besteht, sich zu jeder Zeit auch weit über die Grenzen des Herzogthums hinaus einer großen Beliebtheit zu erfreuen hatten und gerade heute wieder in Sammlerkreisen viel begehrt und theuer bezahlt werden, ist es bisher, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, weder den Braunschweiger Fayencen noch den Stobwasser-Arbeiten gelungen, eine allgemeinere Anerkennung zu finden und Aufnahme in die öffentlichen Kunstsammlungen zu erlangen. Um so mehr hat sich ihnen der Sammeleifer einzelner Privatpersonen zugewandt und welche stattliche Zahl alter Stobwasser-Arbeiten sich noch heute im Besitze mancher Familien und in Privatsammlungen befindet, hat die am 5. und 6. März d. J. im Saale des Altstadtrathhauses vom Kunstgewerbeverein hieselbst veranstaltete Ausstellung bewiesen, die ohne große Mühe innerhalb kurzer Zeit und zwar fast ausschließlich durch Zuwendungen aus hiesiger Stadt zusammengebracht worden war. Es war eine schöne und reiche Sammlung ausgewählter Stücke, vor Allem Dosen und Präsentirteller, die ein übersichtliches Bild vom Schaffen Stobwasser's, besonders nach seiner künstlerischen Seite gewährte und somit zugleich ein rühmliches Zeugniß von diesem einst so blühenden, nunmehr aber leider gänzlich verschwundenen Zweig unserer heimischen Kunstindustrie ablegte.

15) Seine zweite Frau, mit der er sich am 4. Juni 1812 vermählte, hieß Katharine Dorothee Scheurer und war die Wittwe des Geh. Commerzienraths Röntgen in Neuwied und die Mutter seines Schwiegersohnes Phil. Röntgen.

16) Einige werthvolle Mittheilungen über die Stobw. Fabrik in dieser Periode verdanke ich Herrn Oberlehrer A. Mirsalis in Wolfenbüttel, der selbst einige Jahre von 1838 ab der Malerschule der Fabrik angehörte. Als Marke derselben kommt häufig die aufgedruckte Bezeichnung vor: Stobwassersche Fabrik, Meyer u. Wried in Braunschweig.

17) Die älteren von ihnen waren Coldeve, Bolger, Lindemann, Janeke jun. u. s. w., dazu kamen später Wahnschaff, wohl der Tüchtigste, ferner Uhlenhaut, Förster, Täger, Riedmann, Grafenhorst u. s. w. Als Schrift- und Ornamentmaler zeichnete sich besonders Landsmann aus, der sehr schön mit dem Pinsel schrieb und allerlei geschmackvolle Ornamente an den Rand von Rundbildern zu entwerfen wußte.

Bücherschau.

Im Jahres-Berichte über die städtische Oberrealschule zu Braunschweig (Ostern 1900) sind die Reden zum Abdrucke gebracht worden, die bei der „Krumme-Feier“ am 22. October v. J. gehalten wurden, als auf dem Schulhofe der genannten Anstalt

die Büste Wilhelm Krumme's feierlich enthüllt wurde. Wir möchten auch an dieser Stelle auf jene Reden aufmerksam machen, da sie nicht nur Leben und Thätigkeit des verdienten Begründers und ersten Leiters der Oberrealschule, sondern mehr oder weniger die ganze Entwicklung des Realschulwesens behandeln und somit einen bemerkenswerthen Beitrag zur Braunschweigischen Schulgeschichte liefern. Ganz besonders gilt dies von der Festrede des Nachfolgers Krumme's, Prof. Dr Wernicke's, der in klaren Zügen ein anschauliches Bild der verschiedenen Phasen entwarf, die seit dem Jahre 1750, wo Pastor Zwicke und Senior Semler im Waisenhause B. M. V. eine Realschule — die dritte in Deutschland — errichteten, diese Schulgattung in unserer Stadt durchlaufen hat. Zu kurzer Orientirung auf diesem Gebiete sind diese gewandt geschriebenen Ausführungen sehr zu empfehlen.

Paul Tschackert, Herzogin Elisabeth von Münden (gest. 1758), geborene Markgräfin von Brandenburg, die erste Schriftstellerin aus dem Hause Brandenburg und aus dem braunschweigischen Hause, ihr Lebensgang und ihre Werke. Berlin und Leipzig, Giesecke & Devrient 1899. 55 S. gr. 4°. 2 ℳ 25.

Die Herzogin Elisabeth, die Gemahlin Herzog Erich des Aeltern zu Braunschweig und Lüneburg, die hier etwas ungewöhnlich als Herzogin von Münden bezeichnet wird, ist eine der anziehendsten Gestalten unter den Fürstinnen der Reformationszeit. Tschackert entwirft von ihrem ereignißvollen Leben und segensreichen Wirken in kurzen Strichen ein anschauliches Bild, um dann ausführlicher auf ihre Schriften einzugehen, die eine solche genauere Behandlung vollauf verdienen. Es sind ihrer vier. Zwei davon sind schon bei Lebzeiten der Fürstin im Druck erschienen. Der Sendbrief an alle ihre Unterthanen, den sie als Wittwe und Regentin der Braunschweig-Calenbergischen Lande, um sie zur Besserung des Lebens anzuregen, 1544 zu Neustadt a. R. schrieb, und den dann Anton Corvinus ohne ihr Wissen 1545 zum Druck beförderte, und das Trostbuch für Wittwen, das sie nach ihrer zweiten Vermählung mit Graf Poppo von Henneberg 1555 zu Ilmenau verfaßt hat. Zwei andere Schriften Elisabeth's sind uns in ihrer eigenen Handschrift überliefert. Beide sind für ihre Kinder bestimmt, die eine „Unterricht für Herzog Erich d. J." (1545) als ein Regierungslehrbuch für ihren Sohn, das andere „Mütterlicher Unterricht für Anna Maria, Herzogin von Preußen" (1550) für ihre Tochter, aber sie erregen nicht nur als Zeugnisse der litterarischen Thätigkeit der ersten Schriftstellerin der Häuser Braunschweig und Brandenburg ein allgemeineres Interesse, sondern sie haben auch, davon abgesehen, durch ihren Inhalt, wie T. treffend ausführt, für die Geschichte, Culturgeschichte, Ethik u. s. w. ihre bleibende Bedeutung. Die erste Arbeit war nur unvollständig und mit z. Th. modernisirtem Texte von Fr. K. v. Strombeck in seinem „Deutschen Fürstenspiegel" (Braunschweig 1824, 2. Ausg. 1830) veröffentlicht, die zweite bislang überhaupt noch unbekannt. Um so dankbarer müssen wir Tschackert sein, daß er uns hier S. 22—55 beide Werke nach der Originalhandschrift, die die Königliche und Universitätsbibliothek zu Königsberg verwahrt, in vollem Wortlaute nach den jetzt geltenden Editionsgrundsätzen mittheilt.

Die Ausstattung des Buches, das mehrere Bilder und Handschriftenproben zieren, ist eine vorzügliche. Das für eine Schrift der Art auffallend große Format erklärt sich daraus, daß die Arbeit ursprünglich für das Hohenzollern-Jahrbuch bestimmt war, wo dann aber nur der erste Theil S. 5—21 im 3. Jahrgange (1892) S. 49—65 Aufnahme gefunden hat.

Wilhelm Stalmann, das Herzogliche philologisch-pädagogische Institut auf der Universität zu Helmstedt (1779—1810) II Th.: Beurtheilung nebst Anhängen und einem Mitgliederverzeichniß [in: Jahresbericht über das Herzogliche Gymnasium zu Blankenburg a. H.]. Blankenburg, Commissionsverlag von A. Brüggemann 1900. S. 1—26. 4°. — ℳ 50 ₰.

Dem ersten Theile der interessanten Abhandlung, die bereits im vorigen Jahrgange des Br. Magazins S. 88 angezeigt wurde, ist jetzt pünktlich der zweite Theil nachgefolgt. In ihm wird das philologisch-pädagogische Institut, mit dessen äußeren Schicksalen wir im vorigen Abschnitte bekannt gemacht wurden, in Bezug auf seine Einrichtungen, das Lehrermaterial, den Lehrbetrieb, dessen Erfolge u. s. w. einer ruhigen und gerechten Beurtheilung unterzogen. Es wird gezeigt, wie Wiedeburg, der Begründer und langjährige Leiter des Instituts, mit der Zerlegung der Stadtschule in eine Gelehrten- und eine Bürgerschule das Richtige getroffen habe. Die Vorzüge des Instituts, die Pflege der Muttersprache, die sittliche Bildung und Weckung des Pflichtgefühls der Zöglinge, der Nachdruck, der auf die Persönlichkeit des Lehrers gelegt wurde, werden hervorgehoben, aber auch die Schattenseiten nicht verhehlt. Dahin ist besonders zu rechnen das Unterrichten von jungen, dazu noch nicht vorbereiteten Studenten. Bezeichnend hierfür ist das Zeugniß Kunhardts, welches ahnen läßt, daß in der Praxis Manches nicht so gut und schön war, wie es in Wiedeburg's theoretischen Schriften sich ausnahm. Seine Statuten über die Verfassung, die Disciplin und die Lehrart werden von einem berufenen Fachkenner, wie dem kürzlich vielgenannten Professor H. Schiller in Leipzig, früher in Gießen, als vortrefflich bezeichnet; Letzterer ist ferner der Ansicht, daß die Helmstedter Einrichtungen für die Herbartschen Universitätsseminare mannigfach vorbildlich gewesen sind. Das Institut ist somit auch für die allgemeine Deutsche Schulgeschichte nicht ohne Bedeutung. Mit der Aufhebung der Universität fand auch dieses 1810 ein Ende. Die Neuregelung der Schulverhältnisse, die im Jahre 1817 in Kraft trat, hat Wiedeburg nicht mehr erlebt; er hatte bereits am 13. August 1815 die Augen geschlossen. Im Anhange werden uns einige Prüfungsberichte der Schulcommission aus d. J. 1786, 88 und 89, ein Prüfungsprotocoll von 1796, ein Verzeichniß von Seminarübungen und ein mit Fleiß zusamm[illegible]
gestelltes Mitgliederverzeichniß mit [illegible]
74 Namen, die hier genannt wer[illegible]
gutem Klange: Scheffler, [illegible]
Wegscheider, K. B. Hase, H[illegible]

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 8. 22. April **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte.

Von Oberstleutnant H. Meier.

Seit dem Jahre 1897, wo in Nr. 2 ff. dieser Blätter bereits Nachrichten über alte Bürgerhäuser unserer Stadt von mir veröffentlicht worden sind, habe ich mancherlei neue Aufschlüsse über den städtischen Grundbesitz gewonnen und kann daher meine damals begonnenen Mittheilungen fortsetzen.

Nr. 84, Gördelingerstraße 44, ehemals Henneberg'sches Haus.

Dieses im Nordosten an den Kirchhof der Bartholomäuskirche angrenzende Grundstück mag ursprünglich ein Besitzthum jener Kirche gewesen sein. In den Schoßbüchern ist bei ihm 1386 und 1394 bemerkt: „De tins Bartolomei" und „census Sancti Bartholomei". 1422 stand hier zwar bereits ein bürgerliches Wohnhaus an der Gördelingerstraße, „dat andere van der Klopperstrate to Sunte Peter word", das Albert Jungen gehörte; aber noch 1426 befand sich zwischen diesem und dem Nachbarhause eine Twete vom Kirchhofe zur Gördelingerstraße, Sunte Bartolomeustwete genannt. Bei späterem Neubau ist sie eingegangen; aber noch 1788 wurde dem Eigenthümer des Grundstückes der Besitz des „seit undenklichen Zeiten dazu gehörigen, über den St. Bartolomäi-Kirchhof durch die Pforte in der Planke nach der Schützenstraße hinausgehenden Ganges" bestätigt. Lange Zeit gehörte dieses Grundstück der Familie Damman. Von Hans Brygen, dessen Familie es seit 1427 besessen hatte, erwarb es 1497 Hans Damman und hinterließ es 1550 seinem gleichnamigen Sohne. Dieser war 1572 und mehrere Jahre vorher und nachher mit Gerleff Kalen Vorsteher der Martinikirche. Beider Wappen ist mit dem des altstädtischen Rathes an der 1572 von Künstlerhand geschaffenen Sakristeithür abgebildet, woraus sich erkennen läßt, daß diese vom Kirchenvorstande unter Beihilfe der Weichbildherren gestiftet worden ist. Hanses Sohn, der Bürgermeister Autor Damman, besaß das Grundstück von 1600 bis 1624, seine Wittwe bis 1630. Da die beiden Söhne inzwischen eigenen Grundbesitz erworben hatten, kam es an den Schwiegersohn Henrich Geitel, dessen Sohn Autor es noch 1669 besessen hat. 1696 erwarb es Jürgen Johann v. Walbeck, nach dessen Tode es 1704 an Andreas Bode überging. Bald darauf wird dann der Neubau des Hauses erfolgt sein, als dessen erster Besitzer 1712 der Postmeister und Königlich Spanische Agent Heinrich Georg Henneberg erscheint. Das für damalige Zeit hervorragende Bauwerk, das als Posthaus besondere Aufmerksamkeit erregte, hat der ältere Beck in seinen Kupferkalendern von 1717 und 1718 zwei Mal abgebildet. Bis zum Jahre 1871 ist es im Besitze der Familie Henneberg geblieben. Des ersten Besitzers Sohn und Nachfolger, August Jacob Ulrich Henneberg, hinterließ es 1763 seinem Sohne, dem späteren Präfecten. Dessen Enkel, der Maler Rudolf Henneberg, ist hier 1825 geboren.

Nr. 298, Poststraße 5, das große Steinhaus von 1591 mit Hinterhaus an der Jacobstraße.

1379 besaß dieses Grundstück Hans Porner, 1402 hinterließ es Kersten Porner seinen Kindern. Dann erwarb es 1413 Gerke Pawel. Dessen Vater Gerke hatte mit seinem Bruder Heneke gemeinsam das Grundstück am Eiermarkte, Nr. 450, bewohnt, welches als ältestes Besitzthum dieser Familie bekannt ist, bei der Ausbreitung der Familie nunmehr aber zu gemeinsamer Benutzung wohl nicht mehr ausreichte, daher 1419 aufgegeben wurde. Gerke, der 3. dieses Namens, hatte Ilse von Hudbessem zur Frau. Er starb als Bürgermeister der Altstadt 1463. Seine Söhne Gerke und Konrad besaßen dann das Haus gemeinsam. Gerke, der Margarethe v. Vechelde zur Frau hatte, starb früh 1473. Sein Sohn, der spätere Bürgermeister Gerhard, erwarb 1494 durch seine Vermählung mit Mette von Harling das Harling'sche Grundstück Nr. 629, das seine Nachkommen bis 1706 besessen haben. Konrad's Sohn Ludeke, der kinderlos blieb, verkaufte 1498 sein Erbhaus an Bertram v. Damm, dessen gleichnamiger Vater noch das Haus zu den sieben Thürmen besessen hatte. Bertram v. Damm hinterließ das Grundstück 1531 dem Bürgermeister Kord v. Damm, der schon 1548 starb. Seine Kinder verkauften es 1578 an den Bürgermeister Jürgen v. Vechelde, der 1585 kinderlos

starb. Levin Hantelman, dessen Vater Johann 1559 nach Hannover gezogen war, wurde 1587 wieder Bürger in Braunschweig. Er erwarb das Grundstück und erbaute 1591 das noch jetzt stehende Haus. 1610 heirathete er in zweiter Ehe Helena v. Bechelde, eine Nichte des früheren Besitzers, die auch zu dessen Erben gehörte. Die Familie Hantelman besaß das Haus bis 1715, in welchem Jahre es Johann Gottfried's Erben an die Landstände verkauften. Nachdem das neue Landschaftliche Haus an der Martinikirche erbaut worden war, ging dieses ältere Landschaftliche Haus in den Besitz von Friedrich Georg Rudeloff über.

Nr. 460, Bankplatz 7, Frühling's Hôtel.

Vor Eröffnung der Brabantstraße lag zwischen Nr. 460 und Nr. 286, dem Eckhause des Ziegenmarktes, ein großes Grundstück Nr. 461. Was von diesem Grundstücke westlich der Brabantstraße bei der Straßenanlage übrig geblieben ist, wurde damals zu Nr. 460 hinzugefügt und auf ihm der Neubau zu Frühling's Hôtel errichtet. Nr. 460 reichte bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts westlich bis an die Grundstücke Nr. 452 und 453, denn die Gasse, welche einen Zugang zu Nr. 418 bildet, ist erst etwa 1765 entstanden. (Vergl. den Plan zu Nr. 7 des Br Mag. von 1897, S 55.) Im 14. und 15. Jahrhundert war Nr. 452 und Nr. 460 zusammen ein großes, der Familie v. Ursleve gehöriges Grundstück. In Nr. 460 befand sich von 1400 bis 1489 eine Stiftung dieser Familie, „der van Ursleve Convent". Nach dem Aussterben der v. Ursleve scheint dieses Beginenhaus nach und nach eingegangen zu sein. 1465 ging Nr. 460 mit Nr. 452 in den Besitz der v. Scheppenstede über, die es seit 1490 als Wohnhaus benutzt haben. Bis 1559 wohnte hier stets ein jüngerer Bruder des jedesmaligen Besitzers von Nr. 452, erst Bernd, Kord's Sohn, dann der Kämmerer Bernhard, Heinrich's Sohn, Beide kinderlos. Nach dem Tode des Letzten, 1559 bis 1604, waren die Kinder seines Bruders Kurd hier ansässig, dann des Bürgermeisters Kurd v. Scheppenstede Tochter Melusine, die 1666 als Wittwe des Kämmerers Gerke v. Broitzem starb. Im 18. Jahrhundert gehörte dieses Haus erst Heinrich Rosenhagen, dann dem Kaufmann Janvier. 1825 erwarb es Heinrich August Konrad Frühling.

Nr. 889, Breitestraße 24, Sedanbazar.

Hier befand sich bis 1671 ein Bürgerhaus an der breiten Straße. 1361 gehörte es Gereke Dobberzyn, 1386 bis 1392 seiner Wittwe. 1401 bis 1410 wohnte hier Herman v. Adenstede, 1410 bis 1439 dessen Wittwe Mette v. Adenstede 1439 erwarb das Haus Wichman v. Lafferde, Sohn des Rathsherrn der Altstadt Werner v. Lafferde. Er hinterließ es 1452 seinem Sohne Werner, der 1484 starb. Dann hatte es bis 1500 Wichman v. Lafferde, Sohn des Bürgermeisters Hinrick und Hanneken v. Walbeck. Um 1500 erwarb es Hennig Damman, wohl ein Bruder des Besitzers von Nr. 84. Dessen Wittwe besaß es noch 1545. 1564 kaufte das Haus der Licentiat und Syndicus Melchior Krüger, comes palatinus. Er hatte in erster Ehe Magdalena Lampen zur Frau gehabt und heirathete 1561 Margarethe Kalen, des Bürgermeisters Franz Kalen Tochter. Sein Wappen mit dem seiner Gemahlinnen, entweder von diesem Hause herrührend oder von dem früher in der Martinikirche vorhanden gewesenen Epitaph, befindet sich jetzt unter den Holzschnitzwerken des Herzoglichen Museums. Er starb 1573, seine Wittwe 1586; aber das Haus befand sich noch 1624 im Besitze seiner Erben. Seine drei Söhne starben früh ohne männliche Nachkommen. Seine Tochter Cecilia war des Bürgermeisters Tile v. Broitzem Frau. Auch deren Sohn Bernd v. Broitzem starb 1624 kinderlos. Er vermachte das Haus einer Nichte des Melchior Krüger, des Secretairs Valentin Krüger Tochter Ilse, die 1648 starb. Nun kam das Haus an Godtfried Möller, dessen Wittwe es an die Herzogliche Cammer verkaufte. Diese erbaute hier zur Beförderung des Meßverkehrs den „neuen Hof", der durch Abbruch dreier kleiner Häuser der Gördelingerstraße zu einem Durchgange gestaltet wurde. 1870 verkaufte die Herzogliche Cammer den „neuen Hof" an den Gastwirth Schrader.

Nr. 910, Langestraße 9, sogenanntes Nagelsches Haus.

Dieses Grundstück gehörte 1388 Heneken Schene, 1408 Borcherd Schene, 1421 Ludeken Kramer und seit 1461 der Familie Arberg, wahrscheinlich in drei Generationen, zuerst 1461 und 1471 Ludeken Arberg. Dessen Sohn Hans wird 1501 Arberg, alias Rudenkrantz genannt. 1508 und 1519 ist das Grundstück im Besitze von Hans Rudenkranses Kindern. 1526 und 1541 erscheint dann wieder ein Hans Arberg, alias Rudenkrantz als Besitzer des Grundstückes und das auf demselben stehende alte Haus wird 1530 „De Rudenkrans" genannt. 1536 ist das jetzige, durch seine Holzarchitektur berühmte Haus erbaut worden. Es zeigt den Fächerfries in origineller Ausbildung als Halskrause, aus der ein Menschenkopf hervorschaut. 1564 finden wir als dessen Besitzer Hennig Schorkop, den Sohn des Kämmerers Kord Schorkop, aus einer seit 1400 in der Neustadt angesehenen Familie. Neben der Hausthür links (heraldisch rechts) befindet sich das Wappen der Schorkop. Im Baujahre 1536 und noch fünf Jahre danach war Hans Rudenkrantz Besitzer. Hennig Schorkop kann das neue Haus erst nach 1541 erworben haben. Nach 1564 fehlt etwa hundert Jahre lang jede Kunde über den Besitzer. Erst 1667 erscheint als solcher mit Sicherheit ein Bürgermeister Duvel. Von Hans Duvel kaufte es dann 1701 der Senator Ernestus Schorkop, demnächst 1724 Johann Giebel und 1772 Johann Heinrich Nagel, dessen Erben bis 1875 im Besitze verblieben sind.

Nr. 1116, Reichenstraße 7, gothisches Holzhaus.

Von Ludeleff Reben (Rehbein), der dieses Ort 1385 besessen hatte, erwarb es Hinrick v. Ham[illegible] Vetter des Gherwin v. Hamelen. Hinrick [illegible] Vater, Sohn und Enkel, saßen hier bis 1491

Jahre der Letzte dieses Namens und Geschlechtes unter Stiftung frommer Vermächtnisse starb. Demnächst erwarb dieses Grundstück Hennig Pralle, der im Jahre 1488 Vierundzwanzigmann war. Dieser hat 1517 das jetzige Haus erbaut. In seinem Besitze blieb es bis 1549, in welchem Jahre es Marcus Groting kaufte, der sich 1566 an einem Hofgebäude verewigt hat. 1711 erwarb es die Wittwe des Amtmanns Osterlohen, 1819 der Buchhändler Johann Heinrich Meyer, der das von seinem Vater und Großvater seit 1723 betriebene Geschäft weiterführte und hier eine privilegirte Buchdruckerei einrichtete.

Nr. 1176, Alte Waage 7, Sievers'sches, ehemals Bardenwerper'sches Haus.

Dieses alte Steinhaus mit zweistöckiger Kemenate besaß 1388 Tile v. Broitzem, Jorden's Sohn. Von ihm kam es an Arnd v. d. Leine, Hanse's Sohn, der 1439 starb. Sein Sohn Tile behielt es bis 1464. Dann hatte es bis 1496 Hans v. Twedorp, Fricken Sohn, und bis 1524 Hans Schorkop, Hennig's Sohn. Dessen Wittwe Alheid besaß es noch 1538. Vier Jahre später besaß es Hennig Boden und 1560 Balthasar Steindorp. Dann folgt ein Zeitraum von etwa 100 Jahren, während dessen jede Kunde fehlt. Um 1700 war Johann Jacob Herdtmann Besitzer. Von ihm erwarb es 1734 Möhlenfeldt und seit 1779 hatte es Johann Christian Ludwig Bardenwerper, der daselbst Gastwirthschaft betrieb. (Vergl. Proceß Claus von H. Mack im Br. Mag. Nr. 10. 1898.)

Nr. 1182, Alte Waage 13 und 14, das große Haus Barwart Tafelmaker's.

Zu diesem großen Grundstücke gehörten früher auch die Häuser Weberstraße 1 und 2 als Buden. Die Steinbude an der Ecke der Weberstraße mit romanischen Fenstern aus dem 13. Jahrhundert ist 1841 abgerissen worden. Die Familie v. Twedorp scheint hier ihren ältesten Grundbesitz gehabt zu haben. 1388 finden wir als Eigenthümer Lubbert Twedorp's Sohn Fricke, der als Bürgermeister der Neustadt bis 1427 hier gewohnt hat. Sein Sohn Fricke vererbte das Grundstück 1449 auf seinen gleichnamigen Sohn, dessen Sohn Lubbert es 1508 an Barwart Tafelmaker verkaufte. Dieser Erbauer des Andreasthurmes und Begründer der Wasserkünste und sein gleichnamiger Sohn besaßen es bis 1571, in welchem Jahre es Hans Geitelt kaufte. 1578 war Hans Oltze Besitzer. Ueber die nächsten 100 Jahre wissen wir nichts. 1701 verkaufte das Grundstück Andreas Baltzer Erdmann an Johann Werner Deneke. Demnächst wurde das Grundstück zunächst in zwei Theile zerlegt. Den Theil an der alten Waage erwarb 1793 Heinr. Andreas Broistedt, den an der Weberstraße 1739 Joh. Friedrich Gegenhorst. Letzter ist 1765 wiederum getheilt worden. Das große, jetzt auch getheilte Haus an der alten Waage ist 1526 einheitlich erbaut worden. Sein Erbauer ist Barwart Tafelmaker gewesen.

Nr. 1204, Wollmarkt 13, das ehemals Degener'sche Haus.

Während bei Nr. 1182 die Zerstückelung eines großen Grundstückes beobachtet wurde, bietet sich bei Nr. 1204 das entgegengesetzte Bild dar.

Der älteste bekannte Besitzer war 1403 Tile v. Asle. Ihm folgt 1409 Hans v. Asle. 1440 bis 1519 finden wir Hans Heynebole. 1529 bis 1553 Kersten Timme, 1572 den Bürgermeister Autor Bahlberg, dessen Wittwe, Ilse Stropke, 1613 starb. Um 1700 war Kurd Harborth Besitzer. Von dessen Sohne Johann Heinrich Harborth kauften es 1769 die Gebrüder August Andreas und Johann Friedrich Degener, des Kaufmanns Michael Andreas Degener Söhne. Johann Friedrich, der seit 1774 alleiniger Besitzer war, erwarb 1778 das große Grundstück Nr. 1227, einen Garten, der vom Rehnstoben her zugänglich war und hinter Nr. 1199 bis 1203 bis an den Mauergraben der Neustadt, den sogenannten Bosselgraben, reichte, wo die alte Stadtmauer noch theilweise erhalten ist. Das so vergrößerte Grundstück hinterließ er 1830 seinem Sohne Johann Julius, dessen Sohn Johann Carl Theodor es 1856 erhielt. Dieser erwarb 1859 den zu 1237, Nickelnkulk 8, gehörigen früheren „Remenhoff", den Garten der Lakenmachergilde, zuletzt der Tuchmachergilde gehörig, der den Besitz längs des alten Mauergrabens fortsetzte. 1891 hat dann Litolff noch die Nachbargrundstücke Nr. 1203 und 1205 hinzugefügt. Auch der Garten von Nr. 1202 ist in diesen Besitz übergegangen.

Solche Veränderung der Grundstücke, wie sie hier im 18. und 19. Jahrhundert sich zugetragen hat, ist in früheren Zeiten nicht vorgekommen. Vielmehr ist deren Ausdehnung und Gestalt bis dahin außerordentlich conservativ festgehalten worden.

Nr. 1300, Reichenstraße 31, neben dem Eingange zur Markthalle.

Dieses Grundstück hatte 1385 bis 1431 Tile Becker besessen und kam dann an die Familie Schorkop. 1471 besaß es Clawes Schorkop, dessen Sohn Hans von 1486 bis 1534. Hermann Schorkop, Hanse's Sohn, hat dann 1560 das jetzige Haus, das in seinem unteren massiven Theile das Ornament des sogenannten Gardinenbogens aufweist und ein hölzernes Obergeschoß hat, wohl unter Benutzung eines älteren Steinhauses neu aufgeführt. Er besaß es noch 1572. Von den nächsten 100 Jahren wissen wir nichts. 1687 wurde Curt Melchior Achtermann, Sohn des Bürgermeisters Jürgen Achtermann und Lucien v. Vechelde, Besitzer, 1745 besaßen es dessen Söhne Johann Julius und Autor Dietrich Achtermann. 1760 erwarb es Anton Christoph Konrad v. Strombeck, Ernst Johann's Sohn. Von diesem kam es 1762 an Johann Georg Bütemeister's Erben. 1822 erwarb es die Armenanstalt.

Nr. 1394, Küchenstraße 11, anschließend an das Eckhaus der Reichenstraße.

Von der Familie v. Levenstidde, die es seit 1385 besessen hatte, erwarb dieses Grundstück Hennig Rober und erbaute 1470 auf demselben das jetzige Haus. Er oder sein gleichnamiger Sohn war Bürgermeister der Neustadt und erscheint (auch Royder, Roiger und Roer geschrieben) bis 1529 als Besitzer des Hauses. Seine Tochter Anna heirathete etwa 1528 den Bürgermeister Albrecht v. Kalm. 1554 kam das Haus an deren

Sohn, den Zehnmann Christoff v. Kalm. Dieser hatte Mette v. Scheppenstede zur Frau, mit der er etwa 1565 verbunden war. Mit Beider Wappen und der Jahrzahl ist ein Seitengebäude geschmückt worden, das in dem Hofe linkerhand steht. Er starb 1592. Nach ihm besaß das Haus bis 1632 sein Sohn, der Bürgermeister Kurd v. Kalm, dann bis 1722 dessen gleichnamiger Sohn und Enkel. Von des Letzten Sohne Kurd Philipp kaufte es 1740 Georg Heinrich Mathias v. Schwalenberg. 1750 erwarb es Zacharias Mahner, 1786 Konrad Berend Krause, der auch das Eckhaus der Reichenstraße Nr. 1110 besaß. Beide Häuser kaufte von dessen Sohne 1831 Friedrich Wilhelm Reidemeister.

Nr. 1402. Hagenmarkt 13, früher Sierstorpff-sches Haus.

Dieses große Grundstück, auf dem sich jetzt die Markthalle befindet, ist ein alter Besitz der Familie v. Horneborg. Nachweisen läßt es sich zuerst als Eigenthum des Rathmannes im Hagen Hennig Horneborg, Konrad's Sohn 1384 und zuletzt des Ludeke, Sohn des Bürgermeisters Luder Hornburg und Hanneken Kalen 1547. Wahrscheinlich hat es auch dessen Sohne, dem Dr. Christoph und seinen Erben gehört. 1657 besaß es Christian Ehlers, demnächst der Geheimerath Otto Grote, doch wohl der Minister des Kurfürsten Ernst August von Hannover, der 1695 gestorben ist (oder einer seiner fünf Söhne?). 1715 erwarb es der Geheimerath Hans Christoff v. Schleinitz, von dessen Tochter es 1798 der Oberjägermeister Caspar Heinrich v. Sierstorpff gekauft hat.

Nr. 1414. Wendenstraße 5, jetzt Zugang zur Markthalle.

Dies ist ein alter Grundbesitz der Familie von Schwalenberg, die hier in 9 Generationen hintereinander ansässig gewesen ist, zuerst 1353 Hinrick Swalenberg, Heneke's Sohn, zuletzt 1677 Jürgen, Hinrick's Sohn, der 1668 Katharina Dorothea von Kalm, Werner's Tochter, zur Frau genommen hatte. Dann besaß dies Grundstück der Kaufmann Joachim Ludwig Dörrien, von dessen Erben es 1722 Johann Rudolf v. Kalm, Kurd's Sohn, kaufte, der Margaretha Regina Breier, Konrad's Tochter, zur Frau hatte. Seine Erben behielten es bis 1760, in welchem Jahre es der Oberst Gernreich erwarb und das Vorderhaus nach dem Plane des Hofbaumeisters Sturm neu aufbauen ließ. 1796 kam es an Konrad Behrend Krause (vergl. Nr. 1391), dessen Familie es bis 1839 behielt. 1859 kam es an Jürgens und 1892 erwarb es die Stadt. Von dem Schwalenbergischen Hause ist ein Hofgebäude aus dem Jahre 1573 und eine viel ältere Kemnate übrig geblieben. (Schluß folgt)

Friedrich Knoll †.

Mit Friedrich Knoll, der am 16. März d. J. in Braunschweig gestorben ist, hat die heimische Geschichtsforschung, insbesondere die Ortskunde und Kartographie, einen schmerzlichen Verlust erlitten. Da er dabei auch ein warmer Freund und thätiger Förderer dieses Blattes war, so ist es nur eine schuldige Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir ihm auch an dieser Stelle einige Worte der Erinnerung widmen.

Theodor Gustav **Friedrich Knoll** wurde am 10. August 1841 in der Stadt Braunschweig geboren, wo schon sein Vater, Schneidermeister Theodor Knoll († 15. Jan. 1879), das Haus Nr. 14 am Kohlmarkte besaß; seine Mutter war eine geborene Rittmeyer. Da der Sohn von Jugend auf kränklich war, so ist er zu regelmäßigem Schulbesuche wenig gekommen, sondern größtentheils durch Privatunterricht gebildet. Er mußte sich viel in freier Luft aufhalten, und so ward denn auch seiner Gesundheit wegen ein Lebensberuf für ihn gewählt, der dies gestattete: er wurde Geometer. Seine erste fachmännische Ausbildung erhielt er bei dem damaligen Landes-Oeconomiegeometer Karl Sander in Braunschweig. Im Jahre 1861 wandte er sich nach Hannover, wo er lange Jahre unter dem Oeconomie-Commissair Hartmann zu Ilchte gearbeitet hat. Michaelis 1862 unterbrach er für zwei Jahre diese Thätigkeit, um das Collegium Carolinum in Braunschweig zu besuchen, wo er namentlich bei den Professoren Schleiter und Zincken-Sommer Vorlesungen hörte. Er kehrte dann wieder als Gehülfsgeometer zu Hartmann zurück, der ihn zu verschiedenen Arbeiten Anfangs unter seiner Aufsicht verwandte, dann aber auch mit selbständiger Ausführung besonderer Aufträge betraute. So hat er in Bierbergen im Amte Peine, in Fredelsloh am Solling u. a. O. gearbeitet, zuletzt 1876—77 in selbständiger Stellung bei Entwässerung des Landesberger Bruches im Amte Stolzenau. Stets zu voller Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und Auftraggeber, die ihm die günstigsten Zeugnisse ausstellten und ihm wegen seiner großen Befähigung und tüchtigen Ausbildung eine sehr gute Laufbahn im Hannoverschen glaubten versprechen zu können. Als er nun aber im Fürstenthum Arenberg an der Holländischen Grenze als Cultur-Ingenieur für die Moorgegend beschäftigt werden sollte, fürchtete er das ungesunde Klima, die Einöde und den Mangel an geistiger Anregung, und als sich ihm zu gleicher Zeit die Aussicht auf Anstellung in seiner geliebten Vaterstadt Braunschweig eröffnete, kehrte er ohne Schwanken hierher zurück. Vom November 1877 ab wurde er im städtischen Baubureau hauptsächlich bei der Ausarbeitung des Ortsbauplans remuneratorisch beschäftigt; zum 1. Januar 1880 wurde er als Stadtgeometer fest angestellt.

Durch Knoll wurde das städtische Vermessungswesen, das bis dahin durch Hülfsbeamte und gelegentlich herangezogene Kräfte im städtischen Baubureau besorgt wurde, zu einem selbständigen Ressort ausgestaltet, das bei der schnell wachsenden Ausdehnung der Stadt und der erhöhten Bauthätigkeit einen immer größeren Geschäftsumfang erhielt. Um die neuen Straßenzüge der Stadt in endgültiger Gestalt kartographisch
er unter Oberleitung des Stadtb
Maßstabe von 1 zu 1500 ein
umfassendes Werk, bei dem

Geometer Max Bethmann hülfreiche Hand leistete. Es umfaßte auf 4 Blättern das Gebiet der Innenstadt, auf 15 das der Außenstadt; die Blätter wurden in den Jahren 1885—89 gedruckt; in dem letzten Jahre erschien dann auch im Buchhandel auf einem Blatte der Ortsbauplan der gesammten Stadt, der aus jenen Plänen auf photographischem Wege verkleinert und von Fr. Lange in Braunschweig lithographirt worden war. Auch für das Adreßbuch der Stadt Braunschweig hat Knoll seit dem Jahre 1894 den stets veränderten Stadtplan gefertigt. Unter den dienstlichen Arbeiten Knoll's aus späterer Zeit ist namentlich sein „Plan über die Neueintheilung der lutherischen Kirchengemeinden zu Braunschweig", der im Jahre 1894 gezeichnet wurde, hervorzuheben, um so mehr, da seiner Anfertigung umständliche Berechnungen über die Seelenzahl der einzelnen Bezirke und langwierige Verhandlungen mit den einzelnen Geistlichen, die dabei viele besondere Wünsche berücksichtigt wissen wollten, vorherzugehen hatten. Die glückliche Lösung der Aufgabe trug ihm an maßgebender Stelle volle Anerkennung ein. Daß Knoll zugleich alle auf die Stadt Braunschweig bezüglichen Pläne und Karten, sowohl die, welche bei seinen dienstlichen Arbeiten erwuchsen, als auch solche aus früherer Zeit so vollständig wie möglich zusammen zu bringen suchte, ist bei einer Sammelnatur, wie er sie besaß, wohl nur natürlich. Er hat so die erste sichere Grundlage für eine städtische Plankammer gelegt.

Aber nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Vergangenheit erstreckte sich Knoll's kartographische Thätigkeit. Er war auf das Eifrigste bemüht, auch die früheren topographischen Verhältnisse der Stadt Braunschweig und ihrer Umgebung, die in neuerer Zeit immer größere Umwandlungen erlitten, klar zu stellen und auf Karten festzuhalten. Diesem Bestreben ist vor Allem der 1895 erschienene „Plan der Umgebung der Stadt Braunschweig bis zur Landwehr um 1775" entsprungen, der das ganze Weichbild der Stadt deutlich und übersichtlich zur Anschauung bringt[1]). Noch in den letzten Jahren beschäftigte ihn lebhaft die Herstellung eines Planes der Stadt um 1760, der vor Allem die Festungswerke und zugleich die gewaltigen Veränderungen, die hier und in der Innenstadt seitdem vor sich gegangen sind, darstellen sollte. Er hatte schon Proben angestellt, um durch Schraffirung, verschiedene Farben u. s. w. eine Darstellungsform zu gewinnen, die auf einem Bilde zugleich die alte und die neue Zeit erkennen ließe, aber zum Abschlusse hat er diese Arbeit leider nicht mehr gebracht. Im Interesse der Sache aber wäre zu wünschen, daß sie von anderer Seite noch zur Vollendung geführt würde.

Alle diese kartographischen Arbeiten Knoll's beruhen auf gründlichen Studien. Denn die Erforschung der Vorzeit von Stadt und Land Braunschweig, an denen er mit ganzem Herzen hing, bildete von früh an seine Lieblingsbeschäftigung, mit der er den größten Theil seiner freien Zeit ausfüllte. Er hat sich umfangreiche Sammlungen angelegt, in denen er aus Broschüren, Zeitschriften und Zeitungsausschnitten alle Nachrichten über unser Fürstenhaus, die Ortskunde des Herzogthums, die Topographie der Stadt und alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens nach bestimmten Gesichtspunkten zusammenbrachte. Als im December 1883 der Brand sein Haus und seine reichen Sammlungen fast ganz vernichtete, begann er sogleich wieder mit derselben Arbeit, die jetzt eine stattliche Reihe von Bänden füllt und eine werthvolle Chronik unseres Landes in den letzten Jahrzehnten darstellt. Dem Braunschweig-Wolfenbüttelschen Geschichtsvereine trat Knoll bald nach seiner Anstellung bei und er gehörte zu den pünktlichsten Besuchern seiner Versammlungen und zu den eifrigsten Förderern seiner Bestrebungen. Hervorgetreten ist er hier zwar nur selten; bescheidenen, fast schüchternen Wesens ergriff er nur bei besonderen Anlässen zu kleineren Mittheilungen das Wort; Vorträge zu halten hat er sich niemals entschließen können. So ist auch die erste seiner litterarischen Arbeiten im Jahre 1877 ohne seinen Namen in die Welt gegangen: „Braunschweig und Umgebung. Historisch-topographisches Handbuch. Herausgegeben auf Veranlassung des Verlegers" (B. Goeritz), obwohl der Verfasser sich seines fleißigen und sorgsamen Werkes keineswegs zu schämen hatte. Ein Nachtrag zu ihm erschien dann 1881 schon mit Knoll's Namen. In demselben Jahre gab er im Verein mit dem Seminarlehrer Rudolf Bode „Das Herzogthum Braunschweig, Heimathskunde für Schule und Haus" heraus, ein Werk, von dem 1891 eine vollständig umgearbeitete und stark vermehrte Auflage erschien. Unablässig war der Verfasser auf die Vervollständigung und Verbesserung seines Werkes bedacht. Diese Arbeiten kamen seiner 1899 herausgegebenen „Topographie des Herzogthums Braunschweig" zu Gute, die in der Ortskunde sonst im Wesentlichen eine kürzere Wiederholung des früheren Handbuches darstellt. Wie Knoll einem Jeden, wo und wie er konnte, in liebenswürdigster Weise sich hülfsbereit erwies, so stellte er auch gern seine Kenntnisse und Kräfte bei besonderen Gelegenheiten dem allgemeinen Besten zur Verfügung. Vorzüglich, wenn die Ehre seiner Stadt Braunschweig ihm dies zu fordern schien. So hat er 1897 für das Turnfest einen „Führer durch Braunschweig", für die Naturforscherversammlung Erläuterungen zu den Ansichten aus der Stadt in der Festgabe „Einst und Jetzt" geliefert; 1898 hat er für den Delegirtentag des deutschen Techniker-Verbandes die Bauwerke und Denkmäler, für die evangelisch-lutherische Conferenz und 1899 für den Gustav-Adolf-Verein die Kirchen der Stadt Braunschweig behandelt. Dankbar müssen wir an dieser Stelle auch der sorgsam zusammengestellten Braunschweigischen Chroniken gedenken, die er, abgesehen von kleineren Mittheilungen, seit der Wiederbegründung des Blattes für das Braunschweigische Magazin verfaßt hat.

In der Topographie unseres Herzogthums wird Knoll's Name stets unvergessen bleiben. Nicht minder aber das Bild seiner Persönlichkeit allen denen, die ihn kannten und die Gediegenheit seines Wirkens und seines Charakters zu schätzen gelernt hatten. Er wollte der Sache dienen,

1) Vgl. die Anzeige Rich. Andree's im Braunschw. Magazin 1895 S. 54 ff.

nie seiner Person, an die er, für sich genügsam und selbstlos, gegen Andere gefällig, in unermüdlichem Fleiße und strenger Gewissenhaftigkeit selbst die größten Anforderungen stellte. Er war unverheirathet, aber er hat für die Kinder seiner Schwester, die den Gatten früh verlor, wie ein Vater gesorgt. In seiner dienstlichen Thätigkeit, in seinen geschichtlichen Liebhabereien und in der Sorge für seine Angehörigen ging sein Leben auf; nicht alle Aufgaben, die er sich hier gestellt hatte, sollte er noch ausführen. In den letzten Jahren ließen seine Kräfte nach, wohl mehr als seine Willensstärke dies äußerlich erkennen ließ. Ein Besuch des Bades Ems hatte ihm 1898 gute Dienste gethan, aber im folgenden Jahre ein Aufenthalt auf dem Harze die gehoffte Wirkung leider nicht gehabt. Er hat sich völlig nicht wieder erholt, am Morgen des 16. März endete ein sanfter, plötzlicher Tod sein Leben, das nach dem schönen Worte des Psalmisten ein köstliches war, weil es Mühe und Arbeit gewesen. P. Z.

Politischer Volkswitz in Braunschweig um 1600 [1]).

Von G. Hassebrauck.

I.

Wenn auch im Allgemeinen in der Zeit vor dem 30 jährigen Kriege für Braunschweig „das Lachen theuer war“, da der innere Zwist, der sich an Brabant's Namen knüpfte, sowie besonders der Streit zwischen der Stadt und dem Herzoge Heinrich Julius die Herzen der Braunschweiger mit schweren Sorgen füllte, so war doch der Humor, die Lust zu Spott und Satire, bei Weitem nicht ausgestorben. Gar zu gern „warf man mit Schnotfliegen um sich“ oder „machte Bößlein“; Sprichwörter und Reime schossen wie Pilze aus dem Boden. Freilich darf man an den Witz jener Zeit nicht den Maßstab von heute anlegen; die spitzfindige Schärfe des Kladderadatsch und die frivolen Sarkasmen des Simplicissimus wird man vergebens suchen; der Spott ist „knollig“, die Satire „holhippisch“.

In dem beim Reichsgerichte anhängigen Streite über die staatsrechtliche Stellung der Stadt zu den Herzögen nahmen es die Vertreter der Bürgerschaft mit der Wahrheit nicht immer genau. Der Rath holt „aus ihren grünen, blawen, rohten, gelben vnd braunen, ledbernen, pappenen und brettern Büchern, aus Schachteln vnd Scharnützeln“ die Begründung ihrer vorgeblichen Privilegia zusammen; er möchte gern, „daß der Herzog der Braunschweiger vnterthäniger Herr vnd sie J. F. G. gnedige Vnterthanen würden“; er will endlich „wie der Protheus bald eine Saw oder Kuh, bald ein Löw mit auffgerichtetem Zagel oder ein ander Tier sein“. Der „auffgerichtete Zagel“ im Wappen, auf den der Rath die Reichsfreiheit begründen will, wird in unendlichen Wendungen verhöhnt, ebenso der zu gleichem Zwecke hervorgeholte Turnierhelm, der regelmäßig als „Maulkorb“ verspottet wird. Im Allgemeinen galten die Städter als „leichtfertige Buben, Holhipper, Fürsten- vnd Ehrenschänder“, denen „der Star wegen eingebildeter Münsterischer Freyheit sol gestochen werden“. „Wenn Lügen Brot wäre“, heißt ein Sprichwort, „so stürbe in Braunschweig Niemand Hungers“. Ein alter Judasvers wird auf die Stadt umgemodelt:

„Judas kuß ist worden new;
Gute wort vnd falsche trew,
Late mich an vnd gib mich hin,
Das ist jetzt der stadt Braunschweig sinn“.

Aber nicht nur die Unwahrhaftigkeit der Stadt wird verspottet. Wodurch ist sie entstanden? fragte man sich. Henricus Auceps hat den neunten Mann von den umliegenden Dörfern der Ungarngefahr wegen hineinziehen lassen — also sind die Bürger Bauern. „Welche Ankunfft vnd Art bey ihnen noch nicht außgewurtzelt, sondern noch Fausten dick hinder den Ohren sitzet vnd vnverborgen bleiben will“. Die Braunschweiger sind „tölpische, wendische Köpffe“, die noch alle Fehler der Bauern haben. So spielt ihr „Bawrstoltz“ eine große Rolle, weil sie regelmäßig „auff ihren fünff Augen oder ihren streubigen Köpffen verharren“. Sie „brawen Mumme, backen Brod, höken Speck, Butter vnd Keese auß, flicken Schuch, kloppen die alten Peltze auß vnd treiben ander Handthierung“; also sollten diese „Schulepper, Hosenpletzer, Speckhoken vnd Peltzklopper“ bescheiden sein und sich nicht für Reichsstände halten. „Sie leuchten unter den Reichsstädten wie eine verdunkelte Latern“. Als hochkomisches Bild wird es dargestellt, daß diese „Mummenbrawer“ „mit einer Sammeten Mützen und Lemmerpeltz zu Rahthause gehen“, und daß ihr Sehnen dahin geht, „daß man sie Ewer Gnaden vnd gnädige Herren heissen sol, darauff dann ein gesaltzener Hering vnd guter Trunck Mummen auff dem Kliphause gar wol schmecken sol“. Daß solche Leute etwas Vernünftiges ausrichten, „daran fehlen immer noch etzliche grobe Bawrschuch“. Bei all' ihrem Hochmuth sind doch die Bürger „tölpisch wie ein trunckener Bawr, so vor etzliche Lawenpfenninge Mummen gesoffen“, ein Vorwurf, der viel unfreiwillige Komik enthält, da die Gegner um nichts höflicher sind. Am schärffsten aber trifft die Städter der Hohn, sie seien die böse Saat, welche einst Eulenspiegel in der Stadt gesäet habe:

Der same ist nun worden reiff,
Hardtneckigt, toll, trotzig vnd steiff;
Die erndt heran thut gehen [2]). —

Zwei Wörter sind es besonders, um die sich der politische Spott auf die Städter gruppirt, die „Mumme“ und die „Kuh“. Die Brauereien der Braunschweiger waren bekanntlich weit berühmt und leistungsfähig; bis tief in die Regierung des Herzogs Julius hinein wurde die Umgegend auf viele Meilen

1) Die Arbeit beruht auf einem Vortrage, den ich im Februar d. J. im „Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde“ zu Braunschweig gehalten habe. Die Quellen sind zum großen Theil handschriftliche; Manches habe ich auch aus den zahlreichen Streitschriften jener Zeit geschöpft.

2) Druck v. 8. Juli 1606. Wie böses Blut das Lied in der Stadt gemacht hat, zeigen die häufigen Hinweise darauf in den Streitschriften des Rathes.

durch die Braunschweiger mit Bier versorgt; so hatte z. B. das einzige kleine Amt Evessen 2000 Thaler Bierschulden bei der Stadt. Daher war es den „Mummenbrüdern" nicht recht, als der Herzog auch auf dem Lande, wie in Thiedebach und Schöppenstedt, Concurrenzbrauereien errichten ließ, deren Bier dann spöttisch die „Wehrmumme" genannt wurde. Die Mumme muß nun zu vielen Spottreden herhalten: Die Einwände der Braunschweiger heißen: „Mummentandt", ihre Lügenhaftigkeit wird umschrieben durch „Braunschweigische Mummenart" und dergleichen mehr. — Die Mumme führt uns hinüber zu der „Kuh"-gruppe. Jene heißt nämlich in den Liedern und Pasquillen seit 1605 oft „Kuhschwantz" [3]). Nun erwähnt zwar schon Fischart Gargantua c. 4 unter den Bieren eines als „Kuhschwantz", doch ist dabei nicht von Braunschweig die Rede. 1606 ist aber der Ausdruck für das Braunschweiger Bier so bekannt, daß die Gefangenen spöttisch eingeladen wurden: „sie sollten Kuhschwantz trincken", d. h. in Braunschweig eingesperrt werden. Parallel damit geht die Bezeichnung der Stadt als „Kuhstall", die 1606 ebenfalls in ganz Norddeutschland herrschte, wie aus einem in Lübeck gedruckten Pasquill auf König Christian von Dänemark hervorgeht [4]). Algermann bemerkt höhnisch, daß B. „früher ein solcher großer Kühestall nicht gewesen sey wie anjetzo", und er will sie „in ihrem Kuhstall hinschreiben lassen als lang Gott wil". Die Städter acceptiren den Witz und „halten sich", wie derselbe Algermann behauptet, „selber nicht für Menschen, sondern für Kühe, die in den Kuhstall gehören". In Folge davon heißen ihre Thore spöttisch „Kuhlöcher", und die Redensart „das Kuhloch treffen" gilt sprichwörtlich für „Braunschweig verlassen" [5]). — Da sich beide Bezeichnungen, Kuhschwanz und Kuhstall, so weit ich es habe verfolgen können, nicht über diese Zeit zurückdatiren, so wird ihre Erklärung auch hier zu suchen sein. Da ist nun bekannt, daß seit Januar 1600 der Herzog die Communicationen der rebellischen Stadt zu versperren suchte, diese aber mit räuberischen Ausfällen antwortete. Um sich nun für eine schon damals gefürchtete Belagerung zu verproviantiren, trieben die Bürger das Vieh, namentlich Rindvieh, von den Dörfern in die Stadt, so daß sie schon im Sommer 1600 als „Kuhdiebe" erscheinen. Die Ausfälle wurden selbst von den Städtern bald nur als „Kuhjagden" bezeichnet, und macher rebellische Soldat mußte hängen, weil er geschimpft hatte: „er wolle den Kuhdieben nicht mehr dienen". Hieraus würde sich die Uebertragung des Biernamens „Kuhschwantz" und des Stadtnamens „Kuhstall" auf Braunschweig ohne Schwierigkeit erklären [6]). — Aus der unendlichen Menge der guten und schlechten Kuhwitze mögen nur einzelne folgen. Der „Titul" einer vom Rath herausgegebenen Vertheidigungsschrift „ist einem mechtigen Kühegeböck nicht ungleich", aber wenn sie auch „mit großem Kühegeplerr auftreten, so geben doch die magern, gestolenen Kühe, so viel bölcken, wenig Milch", und die Herzoglichen „achten es keines Kühhaars mehr, als wenn sie ein Hund anbellt, oder ein Kuhdieb schilt, oder ein Huer lobt". Die Städter haben „ein schön raumb Gewissen, daß man mit einem Fuder Kuhschwentzen könte hindurch fahren, sie sollen sich aber hüten, daß sie nicht auf die Kühehörner geschmissen werden". Voll Genugthuung über seine scheinbar wohlgelungene Widerlegung einer städtischen Streitschrift meint ein Scribent: „Zur Verschlingung dieser Pillen gehört ein starcker, grober Kühegurgel".

So weit der Witz, der auf die Stadt im Ganzen zielt.

II.

Wenngleich aus den Schriften jener Tage hervorzugehen scheint, daß in der Stadt Alles in schönster Einigkeit gegen den Herzog zusammengestanden habe, so bietet doch ein genauerer Einblick ein weit weniger erfreuliches Bild. Brabant's Tod war nicht die Frucht einer plötzlichen Aufwallung, sondern das Resultat eines langjährigen Parteikampfes um den Haupteinfluß auf die Bürgerschaft. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man den damaligen Rath als oligarchische Herrscher, die Hauptleute als oppositionelle Demokraten bezeichnet, während die Gildemeister, ohne Urtheil hin und her schwankend, das Zünglein an der Waage bildeten, bis sie durch die Herren von Vechelde und den Bürgermeister Krickau schließlich für den Rath gewonnen wurden. Große Talente waren auf beiden Seiten; die politische Satire aber, wie natürlich, fast nur auf Seiten der Opposition, „des Brabantischen verlornen Hauffens". Wenn nun auch die vom Rath nach ihrem Siege jede Spur derselben zu unterdrücken suchten, z. B. den boshaften Rathsherrn Wietekopf, „des Teuffels Vorlauff vnd aller Auffrührer Grosvater", der seit 50 Jahren ein verdächtiges Tagebuch geführt hatte, bis an sein Ende einsperrten und sein Werk vernichteten [7]), so ist doch nicht aller Witz auf die herrschende Partei und deren Hauptführer verschwunden. „Hans hinter der Mauer", wie damals der „Klinter" hieß, und die „Nickelkohlsche Bawrschafft" ließen sich nicht leicht den Mund verbieten und verhöhnten die Herren als „faule Stadtjunker, Stubenrenters und Pflastertreters"; gebrauchte doch der erste Geistliche der Stadt, der Coadjutor Kauffmann, ähnliche Ausdrücke, wenn er die Patricier wegen einer sonntäglichen Schlittenfahrt abkanzelte. Die Privilegien, das Heiligthum des Rathes, hießen im Volksmunde bald nur „die Flöhe, so die Stadt peinigten"; die buntgemischte Gesellschaft, die Bürgermeister Krickau täglich am Kaek oder Pranger auf dem Hagenmarkte versammelte, um sie

3) Sogar die Bürger werden einmal „Kuhschwentze" genannt.

4) Druck in den s. g. „Braunschw. Hist. Händeln", Bd. III p. 290 ff. Die Bezeichnung der Städte als „Ställe" ist häufig; so heißt im 16. Jahrh. Sachsenhausen und Schweinfurt oft der „Sawstall".

5) Die süddeutsche Redewendung „das Kuhfenster treffen" = „sich irren" (Schmeller I 1214) gehört nicht in diesen Zusammenhang, wenn sie auch zeigt, wie verbreitet die bildlichen „Kuh"redensarten waren.

6) Magdeburg, die Helferin Braunschweigs, wurde in Folge davon zum „Kälberstall".

7) Einige Capitelüberschriften des Tagebuches (gegen den Rath) sind erhalten: Mopsus, Avarus und Superbus.

gegen Brabant aufzuhetzen, wurde zum „Kaekrathe“. Besonders der Versammlungsort der Geschlechter, das heutige Gewandhaus, gab Anlaß zu boshaften Bemerkungen. Schon seine Bezeichnung als „Kliphaus“ war sarkastisch; denn unter Klipschenken verstand man sonst die Wirthshäuser geringeren Grades und Rufes ohne eigene Braugerechtigkeit. „Klipheusischer Mummentandt“, „ein bey der Mummen auf dem Kliphanse erdichtetes Märlein“, hießen die Bekanntmachungen des Rathes; seine Beschuldigungen gegen Brabant waren „ein bachantisches, albernes Rockenmehrlein, Kliphensischer, Mülterlagischer [8]) Mummentandt“.

Besonders interessant ist die Satire gegen die einzelnen Häupter des Rathes. Der erste Bürgermeister von 1600 u. ö. Kurdt Döring, ein Junggesell, ist ein Mann,

„der echt pepstlich keuschheit helt;
Vnd daß man ihn möge aus verdacht lassen,
So hat er bey sich seine wasen“.

Sein Recht des Vortanzes bei städtischen Festen verspottet ein Anhänger Brabant's, der Krämer Thonnies Wini (auch Schwein genannt), indem er bei einer Bürgerfeier mit der Frau eines Hauptmanns vortanzt und dabei wiederholt ausruft: „Hier tanzt Curdt Döring vor!“ Von seinem Wappen hieß er nur „der bunte Löwe“, zumal er königliches Ansehen in der Stadt genoß. Hatte doch der Syndicus Broitzem einmal, als die Bürger Vertrag mit dem Fürsten wünschten, auf Döring hingewiesen und gefragt: „Ob der ihnen noch nicht Fürst genug wäre?“ Dagegen segneten sich die Verbannten, „daß sie dem blutgierigen, bunten Stadtlöwen entronnen seien“. — Der Bürgermeister von 1602 und 4, Bartram von Broitzem, hieß „der Clunz“, sein einarmiger Vetter, der Syndicus Joachim, gehörte zu den „gülden Regimentsschmieden“, die mit dem Herzoge den verrufenen „Bleydantz“ begonnen hatten [9]). Ein Rathsherr Tile vom Dam, der das Kloster St. Crucis dadurch bedeutend geschädigt haben sollte, daß er in den Schlössern die Spitze seiner Schlüssel abbrach, so daß er allein zu den Vorrathskammern ꝛc. Zutritt haben konnte, hieß allgemein „der Schlüsselfeiler“; einem andern, Henning Köhler, sagte man boshaft nach, „er habe das Vaterunser erst nach der Hochzeit von seiner Frau gelernt, sei aber ein großer Rathsherr geworden“. Leider sind uns die Verse, die am Kaek, oder am Löwen in der Burg „angeklickt“ waren, nicht erhalten; in ihnen wurde Döring, der schroffe Marsteller Benedict Müller und besonders der Syndicus Johann Röerhand grausam verspottet, z. B. ihnen ein Galgen zum neuen Jahre geschenkt

Dieser Letztere, von 1594—1614 mit geringen Unterbrechungen die Seele des Stadtregiments, war in Stadt und Land der bestgehaßte Mann. Er war nicht nur in Helmstedt, sondern auch in Italien gebildet und ein höchst begabter Anhänger Macchiavelli's. Es hieß bald, „er wolle wohl einen newen Müntzer oder Johan von Leyden in Braunschweig abgeben“. Die Demokraten höhnten über seine rothe Nase und seine furchtbare Rücksichtslosigkeit; die Herzoglichen nannten ihn „degener filius, fax et tuba, Verursacher und Anstifter alles Unheils, so der Stadt begegnet“, und verdrehten seinen Namen zu dem Kalauer „Rör in den Tandt“. [10]) Dabei war die logische Schärfe seiner Reden und Schriften gefürchtet; er galt für so klug, „daß er das Gras drei Tage bevor, denn es aufgehet, kann wachsen hören“. — Auch sein älterer Gesinnungsgenosse Taute, damals in Magdeburg wohnhaft, wird verhöhnt wegen seiner bekannten „Bedenken“, die er „aus seiner verschimleten Hartzkappen als unflügke Tauben hervorgeholt“; auch er muß sich die Namensänderung „Johan von der Tauten oder Tauben“ [11]) gefallen lassen. Dazu behauptet Algermann, er schreibe ein so schlechtes Latein, „als habe er dem guten Prisciano eine Maultaschen gegeben“. (Schluß folgt.)

8) Mülterlagisch von mültern = faulen.

9) Ende 1599 wurden dem Herzoge vom Rathe — gegen die Ansicht der Hauptleute! — 6000 Centner Blei mit Arrest belegt. Dies war der Anfang des Kriegszustandes.

10) = Rühr im Tand herum.

11) Tauten und Tauben bedeuten Thorheiten jeder Art.

Bücherschau.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 45. Los von Rom. — 46 und 47. Zimmer, Evang. Diaconieverein. — 48 und 49. Eine deutsche Reichssynode. — 50. W. Bertram †. 50—53. Ein Glaubensgericht (Weingart).

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 36 und 37. Bericht über den derzeitigen Stand der Frage der Haftpflichtversicherung. — 38. Pachtvertrag nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch; F. A. Zürn, Bornaische Pferdekrankheit. — 39 Mast- u. Schlachtversuche mit Schweinen. — 40. Genossenschaft für Viehverwerthung in Deutschland; Frank, Reinigung der Felder von den Pflanzenüberresten 41. Voges und Schütz, Bekämpfung des Rothlaufs der Schweine; Maercker, Handel mit Chilisalpeter. — 42. Abtheilung für Geräthe auf der Wanderausstellung zu Frankfurt a. M. — 43. Abfangen der Mäuse im Felde: E. H. Meyer, Spargelrost; Wrampelmeyer, Kraftfuttermittel. — 44. Perchlorat; Burmester, Schädlichkeit der Blutlaus. — 45 und 46. Maercker, Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des Dünger- und Futtermittelwesens; Lehnert, Zucht- und Zugvieh.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufsatze über J. H. Stobwasser in voriger Nummer sind, da der Verfasser in Folge einer Reise die Correcturen nicht selbst besorgen konnte, folgende Druckfehler zu verbessern:

S. 49 Sp. 1 Z. 10 v. u. statt „nun“ lies „mir“.

S. 50 Sp. 1 Z. 26 das „als“ gehört an den Anfang der folgenden Zeile.

S. 52 Sp. 1 Z. 5 statt „Pontel Näpges“ lies „Poutel“, ebenda Z. 16 statt „Steckknöpfe“ lies „Stockknöpfe“, ebenda Z. 34 statt „auderm“ lies „andere“.

S. 53 Sp. 1 Z. 33 muß es heißen „Landschaften und Veduten“.

S. 55 Sp. 2 Z. 26 muß es heißen „Während aber . . .“

Endlich hieß nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Seminarinspectors F. Jeep in Wolfenbüttel der auf S. 52 Sp. 2 erwähnte Besitzer einer Lackwaarenfabrik nicht Bratnagel, sondern „Bratenahl“.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 9. 6. Mai **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte.

Von Oberstleutnant H. Meier.

(Schluß.)

Nr. 1876, an der Katharinenkirche 11, Landesökonomie-Direction.

Die Kunde über dieses Grundstück reicht nur bis 1601 zurück, in welchem Jahre es Hans Tieman besaß. Wahrscheinlich hatten es schon seine Eltern besessen. (Vergl. Leichenrede auf seine Enkelin Margarete Remmerdes, des Kanzlers Heinrich Schrader Frau. 1667). Hans Tieman's Wittwe besaß das Grundstück noch 1626. Ihre Tochter Anna war seit 1598 Hennig Remmerdes Frau. Deren Tochter Margarethe heirathete 1629 den Dr Henricus Schrader, des Bürgermeisters Hennig Schrader ältesten Sohn, Kanzler des Herzogs August. In dessen Besitz finden wir das Grundstück von 1635 bis 1672. Nach Margarethe Remmerdes Tode heirathete er 1668 Elisabeth Dorothea Eggelings, die nach seinem Tode bis 1698 im Besitze blieb. Ihr folgten als Besitzer Hilmar Bähre und der Amtmann Mathias Brandes. 1792 erwarb Johann Joachim Eschenburg das nicht weit vom Collegio Carolino gelegene Haus, in welchem er schon vorher zur Miethe gewohnt hatte. Seit 1777 war er mit Maria Dorothea Schmid vermählt, deren Vater Konrad Arnold Schmid seit 1763 das kleine gegenüber liegende Haus Nr. 1982, das jetzt zum Wilhelmsgarten hinzugezogen ist, besaß. Manche Freunde des litterarischen Kreises der Stadt sind damals in diesen beiden Häusern ein- und ausgegangen. Eschenburg's Kinder behielten das Haus bis 1830. Sein ältester Sohn hatte unter Herzog Karl den Braunschweigischen Staatsdienst verlassen und sich in Detmold eine neue Heimath gegründet. 1836 hat die Regierung das Haus angekauft.

Nr. 1915, Steinweg 20, Kaufhaus der Gebrüder Jürgens.

Aus älteren Zeiten ist nur wenig über dieses Grundstück bekannt. 1408 besaß es Hans Kissenbrucghe, 1504 verkaufte es die Wittwe Tile's v. Gesen an Hinrick Brandes. 1607 besaß es Andreas Kayser's Wittwe, 1622 der Bürgermeister Casten Salligen, 1662 Georgius Koröser, 1709 der Hauptmann Bromby. 1726 erwarb es Rudolph August Lissebon, Johann Bernhard Lissebon's Sohn, Provisor der Katharinenkirche. Er hinterließ es 1766 seinem Sohne Johann Heinrich, der schon 1770 starb. Dessen Wittwe vermählte sich 1771 wieder mit dem Kaufmann Johann Friedrich Christian Zuckschwerdt, Sohn des Brauers Johann Georg Z. 1773 ging das Haus in den Besitz Zuckschwerdt's über und blieb bis 1854 in dieser Familie. Rudolph August Lissebon darf als Begründer des noch jetzt in diesem Hause blühenden Geschäfts angesehen werden, das demnach im Jahre 1900 schon 174 Jahre alt ist.

Nr. 1980, Wilhelmstraße 20, der Wilhelmsgarten.

Dieses Grundstück ist ein altes Besitzthum der Familie Wittekop. 1512 besaß es Lambert Wittekop, Sohn des Bürgermeisters im Hagen Gerwin Wittekop und der Alheyd Kale, Bruder des Bürgermeisters Heinrich Wittekop. Von Lambert's Wittwe kaufte es 1525 Hinrick Schrader. Er war der Vater des Dr Ludolph Schrader und starb unter Hinterlassung ansehnlicher Güter als Bürgermeister 1584. Dieses Haus vermachte er in seinem Testamente seinem Enkel, dem Sohne seines vor ihm verstorbenen Sohnes Jürgen, Herman Schrader, der als Bürgermeister 1639 starb. Des Bürgermeisters Herman Sohn Curd besaß das Haus bis zu seinem Tode 1671. Sein Bruder und Erbe, der Canonicus zu Gandersheim Jürgen Schrader verkaufte es 1678 an den Herzog Rudolph August.

Nr. 1999, Bohlweg 48, das Grotrian'sche Geschäftshaus.

Auch dieses Grundstück gehörte zu den Gütern, die sich der Bürgermeister Heinrich Schrader erworben hatte. Schon zu Lebzeiten 1554 übergab er es seinem Sohne, dem Kämmerer Heinrich Schrader. Es blieb bis 1705 in dessen Familie, zwar nicht in der männlichen Linie, denn von des Letztgenannten gleichnamigem Sohne, auch Kämmerer im Hagen, kam es an dessen einzige Tochter Anna, Henricus v. Kalm's Frau. Sie vermachte das Haus ihrem Vetter Werner v. Kalm, dessen Wittwe, Dorothea v. Velstede, es bis zu ihrem Tode 1705 be

sessen hat. 1731 erwarb es Berend Schrader, 1746 kaufte es die Regierung und richtete hier eine Speiseanstalt für das Collegium Carolinum ein.

Nr. 2002 und 2003, Bohlweg 51 und 52, Ministerialgebäude.

Auch dieses Grundstück scheint der Bürgermeister Heinrich Schrader besessen zu haben. 1560 gehörte es seinem Schwiegersohne, dem Bürgermeister Albrecht v. Kalm. Nr. 2002 ging an die Nachkommen seines älteren Sohnes, Kämmerer Heinrich, Nr. 2003 an die des jüngeren, Dr. Johann über. Sie vererbten in weiblicher Linie erstes auf die v. Garßen, letztes auf die Remmerdes, die den Besitz bis 1756 bez. 1670 festhielten.

Nr. 2002 erwarb 1779 Roger Draake, 1792 der Viceoberstallmeister v. Thilau, 1796 der Landdrost Wilh. Alb. Christ. v. Marenholtz, 1802 General v. Griesheim. 1816 wurde hier die Commandanten-Wohnung eingerichtet.

Nr. 2003 besaß 1720 der Hofamtsrath Georg Jacob Schrader, dann folgten als Besitzer 1753 Oberst v. Blum und 1835 der Staatsminister v. Schleinitz. 1857 kaufte es die Regierung.

Nr. 2096, Bohlweg 41, das alte Carolinum.

Anfangs ein Kike'scher, dann ein Peine'scher Besitz, gehörte dieses Grundstück 1562 zu den Erwerbungen des Bürgermeisters Heinrich Schrader. Er übergab es 1565 seinem Sohne Kord. 1635 verkaufte es Konrad Breitsprach, Kord Schrader's Enkel, an Jürgen v. Kalm. 1662 hatten es noch dessen Erben. Nach Eroberung der Stadt bis zur Errichtung des Carolinums war hier das Commandanten-Haus. Als solches ist es 1714 in Beck's Kupferkalender dargestellt.

Nr. 2114, Stobenstraße 9, Neues Theater.

Dieses alte Steinhaus, 1402 bis 1537 „Dat Hus to dem stotere“ genannt, gehörte 1402 Hinrich Kroser, 1458 Hans Thoven, 1466 Brand Ludeger und von 1488 bis 1637 der Familie Dorneman (Dhorman) Ludeke, Hans Cord und Barteld, 1637 erwarb es Heinrich Oldenbrock, um 1700 Johann Müller, 1750 Johann Hantelmann, 1776 der Drost Andreas v. Basell, 1792 des Ober-Commissars Ruff Frau, geborene Kellner.

Nr. 2256, am Magnithor 1, das alte Haus zwischen Kirchhof und Herrendorfstwete.

Seit 1417 finden wir hier eine Familie Berkling, seit 1451 Hermann Kolmans, alias Ermbrecht. Von 1475 bis 1620 gehörte dieses Grundstück der Familie Busman, erst Albert, dann Hans, dann Albert. Die beiden Letzten waren Bürgermeister der Altenwiek. Von 1620 bis 1668 war der Bürgermeister Henricus Petri Besitzer, 1718 Joh. Wolffgang Brauer.

Nr. 2285, Oelschlägern 28 (Lüders).

Dieses 1491 „tom gropen“ genannte Haus gehörte von 1463 bis 1560 der Familie Becker, Hennig, Hans und Franz, dann bis 1659 der Familie Brandes, Andreas Vater und Sohn, um 1700 Ebeling Bruns und ist 1851 von Lüders erworben.

Nr. 2351, Kuhstraße 35, Eckhaus der Karrenführerstraße des Schmiedemeisters Gerecke.

Dieses Grundstück besaß 1399 Hermen v. Springe, seit 1473 die Familie Bardenwerper. Hennig Bardenwerper erbaute 1484 das 1889 in musterhafter Weise umgebaute Haus. 1502 finden wir Hans, 1520 bis 1547 den Kämmerer Hennig Bardenwerper, 1550 dessen Erben, 1556 bis 1582 den Bürgermeister Peter Horneborg, von 1582 bis 1600 dessen Erben, darunter seine Wittwe Ilse Schorkop und seine Söhne Hans und Kord. 1644 erwarb das Haus Zacharias Broistedt, Bartold's Sohn. In dieser Familie vererbte es drei Mal vom Vater auf den Sohn. Es kam 1675 an Jürgen, 1727 an Mathias, 1786 an Mathias d. J.

Nr. 2394, Stobenstraße 12, Aegidien-Apotheke.

Dieses Grundstück wechselte häufig seinen Besitzer. Es kam etwa 1435 an Hinrick v. Peyne, 1445 an Hans v. Tymbern, 1451 an Brand v. Luckenem, 1457 an Tile Burmester, 1514 an Hans Emke, 1544 an Marten Rorand, 1633 an Bartold Preußen, 1637 an Jacob Grotewal, 1662 an Jürgen Gegenhorst, 1709 an des Majors Wichmann Wittwe, 1734 an den Brauer Werner Friedrich Walse, 1740 an des Stadthauptmanns Pillmann's Wittwe, 1749 an Serenissimus, 1753 an den Hofrath Isenbart, 1763 an Christoph v. Kalm und 1772 an Johann Hermann Apfel, Apotheker, der die Apotheke hierher verlegt hat. Von Karl Hermann Apfel hat sie 1836 Karl Lud. Theod. Otto Herzog gekauft.

Nr. 2542, Kuhstraße 16, Stadt Wolfenbüttel.

Ueber das Nachbarhaus linkerhand habe ich bereits in Nr. 3 des Br. Mag. von 1897 kurz berichtet, dabei aber dessen Lage unrichtig angegeben und seine sachgemäße Wiederherstellung durch den jetzigen Besitzer, Büchsenmacher Bruns, nicht gebührend hervorgehoben. Ich lasse auch kurz die Namen der früheren Besitzer des Hauses hier folgen. Es sind 1459 Kord Mageren, 1520 Bernd Rodeman, 1538 Simon Groven, 1550 bis 1568 Hans Preckel. 1643 ist es von Georg Hille in der jetzigen Gestalt neu aufgebaut. Der Vater Georg's, Hans Hille, Bürgermeister der Altenwik, war 1605 bei der Belagerung der Stadt am Magnithore gefallen, sein Großvater Martin H. aus Goslar eingewandert. Georg Hille war mit Katharine Strufen vermählt; beider Wappen sind am Hause verewigt. 1736 erwarb dieses Christoph Elers, in dessen Familie es lange geblieben ist.

Das Nachbarhaus rechter Hand ist das Eckhaus der Jedutenstraße (Prinz August) mit dem originellen Schnitzwerk vom Jahre 1481. Das zwischen diesen beiden interessanten Häusern gelegene Grundstück der „Stadt Wolfenbüttel“ gehörte von 1424 bis 1452 Herman v. Gustede und kam dann an die Familie

Bardenwerper, die es noch im 17. Jahrhundert besessen hat. 1463 hatte es Hennig, 1522 wiederum Hennig, 1539 bis 1560 der Kämmerer Hinrick Bardenwerper, 1568 besaßen es Mathias, Hans und Reynert Bardenwerper zusammen, 1590 Mathias allein, 1600 dessen Wittwe, 1609 Hinrick Bardenwerper's Kinder, deren Vormund der Kämmerer Hennig B. war. Seit 1633 finden wir Peter Kicheler, seit 1659 Heinrich Mundt als Besitzer, um 1700 Wilhelm Sievers. 1833 erwarb es Langkopf.

Nr. 2609, Schuhstraße 4, die Hofapotheke.

Dieses Haus hieß im Mittelalter „to dem roden Crutze". Es gehörte 1409 einem Messerschmiede, Ebeling Mestworte, 1461 Hans Smedenstede, 1480 Hans Scherncbecks, 1560 Arnd Sporn, 1580 und 1600 Zacharias Winckel, 1640 Just Brinckmeyer, 1670 Policarpus Mumme, dann Julius Mumme, dem Apotheker. Nachdem Herzog Rudolph August dem Apotheker Andreas Zacharias Happe 1677 die Erlaubniß zur Anlage einer zweiten Apotheke, der am Hagenmarkte, ertheilt hatte, erhielt Julius Mumme die Concession zur Errichtung einer dritten. Die Apotheke ging 1803 an Wiegmann, 1829 an Mackensen über.

Nr. 2648, Neuestraße 9, früher Stolze'sches Haus.

Dieses größte Grundstück auf der Südseite der Neuenstraße gehörte 1409 Herman, 1461 Cord Denstorp. 1480 besaß es Tile Stechman, 1500 Hans Bruggeman, 1520 Hans Wasmoet, 1540 Willen Haverland, 1580 und 1600 Gerwin Smalian, 1640 Bartolt Kempe, 1655 Kilian Hoppener, der 1686 auch das Huneborstel'sche Haus im Sacke als Mitgift erhielt. Fricke Mahner, der dessen Wittwe heirathete, erhielt das Haus 1688. Um 1700 erwarb es Carl Otto Schade. Dessen Sohn Andreas Georg erhielt es 1733 und hinterließ es 1758 wiederum seinem Sohne Georg Heinrich Schade. Dies sind die Vorfahren des Banquiers Rudolph Schade. 1795 kam das Haus an Chr. Alb. Anton Stolze. Als Erbauer des gothischen Holzhauses von 1550 darf Willen Haverland angesehen werden.

Nr. 2696, Kannengießerstraße 8, Haus des Tischlermeisters Löhr, altes Gießerhaus.

Vom Ende des 14. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts wohnten hier die Familien der angesehensten Geschütz- und Glockengießer, 1408 Meister Bertold v. Melverode, 1418 der Gießer der faulen Mette, Hennig Bussenschutte, dann von 1455 bis 1600 die Familie Mente. Olrik Mente, Bruder des von 1531 bis 1550 in Braunschweig thätigen Meisters Cord Mente, hat um 1550 das jetzige Haus erbaut. Von 1644 bis 1747 besaß es Martin Sommerau und dessen Erben. 1850 erwarb es Heinr. Georg Wilh. Theod. Löhr.

Nr. 2839, Sack 16, das ältere Haus des Langerfeldt'schen Geschäfts.

Auf ursprünglich dem Stift St. Blasien gehörigem Gebiete lag hier 1409 Herrn Gunstede's (wohl eines Geistlichen) Haus. 1416 gehörte es Hennig Robben 1461 Hinrick Beren, 1480 Tile Kulsteyn, 1540 Thomas Brandes, 1600 Olrick Bissewinkel, 1620 der Bissewinkelschen d. i. der Wittwe des Vorigen. Als ein Haus des Stifts St. Blasien ist es dann wieder bezeichnet. 1707 erwarb es Georg Gottlieb Eckard. Von Heinrich Christian Lutterloh wurde es 1723 für das städtische Aerar angekauft als Ersatz für das baufällig gewordene Superintendentenhaus auf dem jetzigen Grundstücke der Alerdes'schen Stiftung. Als solches ist es dem Kirchenvorstande der Ulrici-Kirche in Verwaltung gegeben worden. Von diesem hat es 1879 Tiemann gekauft. 1888 hat es Langerfeldt erworben. Seinen Zweck als Dienstwohnung des Generalsuperintendenten hat das Haus nur zeitweise gedient, von 1723 bis 1819, dann ist es als Dienstwohnung zweier Kreiseinnehmer benutzt worden. Seit 1834 wurde es vermiethet. Vier ältere Geschwister und ich haben hier das Licht der Welt erblickt.

Politischer Volkswitz in Braunschweig um 1600.

Von G. Hassebrauck.

(Schluß.)

III.

Wenden wir uns nun den Kriegsereignissen selber zu. Zunächst ergoß sich eine Fluth von Spottversen und Redensarten über die Stadtbraunschweiger, als sie am 22. Januar 1600 als Rebellen erklärt wurden. Sie hatten freilich dieselben geradezu provocirt, da sie auf die feierliche Citation vor das Hofgericht „nicht Bürgermeister noch Zehnmann, weder Gildemeister noch Hauptmann" geschickt hatten, sondern den Gerichtsuntervogt Brauns mit einem Wirth und einem Wagemeister als Zeugen, die natürlich nicht im Stande waren, das „Frühstück, so ihnen aufgetragen, zu verzehren".

„Sobald sie haben den bescheid bekommen,
Sind sie wieder gegangen hinunder,
Die finstern treppen hinden ab,
Mit grossem, hertzlichen weh und klag".

Entrüstet schalten die Braunschweiger, die Gesandten seien in dem „Flecken" (Wolfenbüttel) „mit außlachen vnd frefelworten empfangen worden, ob die von B. keine bessern leute hetten?" Aber sie waren doch im Nachtheil; schon galt die Stadt als gefährdet:

So wir den lewen erst bezwingen,
Sol vns die braut in die arme springen,

sangen die Herzoglichen, und als die Städter wegen der Wegsperren schimpften und mit Vergeltung drohten, spotteten die Schöppenstedter:

De van Brunswick sind hinden licht,
Se brauhn den van Scheppenstidde vnd dauhn en nicht.
Se hebben einen reuter vnd halven saldaten,
Damit willen se sick vor Scheppenstidde maken u. s. w.

Allerdings nahmen dann die Städter im Mai 1602 böse Rache und verwüsteten die Stadt gründlich, worüber der Vers:

Sie dichten alle und sungen zu stehen für einen mann!
Ja, wie der hase bey den jungen, wenn er hört die
trommel schlan;
So hielten die von Scheppenstedt.
. . . .
Sie hatten sich erhoben mit brauen aller end;
Die pfannnen sind verstoben, jetzt trinken sie covent [12])
Und mehrenteils auch gensewein;
Der steigt ihnen nicht zum kopffe hinein
Und machet sie sehr behend.

Auch nach Wolfenbüttel wagten sich einzelne Braunschweiger und riefen vor den Verschanzungen höhnisch hinauf: „Nun, Hans Muff, wiltu nicht herauskommen?“, malten auch wohl Karrikaturen der „Rübenfresser, der Herrendienstsoldaten, des Hans ohne Geld“ an die Mauern. Indeß wagen die Städter nach Ansicht der Landsassen doch nur dann einen Ausfall, „wenn sie sich in der Mummen ein Hertz getruncken vnd die Nase ziemblich begossen haben“, „kommen dabey auch schneller wieder in die Stadt, als sie herrausser kommen“. Ihre Truppen sind „zusammengelauffenes Gesindlein, Kuhdiebe, Kleienfresser, Hanefedern [13]) vnd Hanekrey [14])“, die keinen ordentlichen Sold bekommen und deshalb „auf Raub und Namb“ angewiesen sind. Der Oberst „Quadt“ von Eisengarten muß mit seinem Namen den Charakter der Truppen bezeichnen; ein Rittmeister Timan von Clausenstein heißt wegen seiner „Bößheit“ in und außer der Stadt nur „Lorch“.

Dem gegenüber trifft der städtische Witz im Einzelnen zunächst die Garden des Herzogs, die 1600 mit der Besetzung der Landstraßen beauftragt waren. Sie hießen von ihren Uniformen [15]) „Roth- und Blauröcke“.

Wohin eine strasse und creutzweg ist,
Da spüret man eine hütten;
Dieselbe voller rohtröck ist
Nach spittelsbrüder stücken.
So jemand dar fürüber zeucht,
Ein kahl rohtrock heraussér fleucht,
Thut ihn heftig anfahren.

Das Wort Rothrock bekommt bald einen so bittern Beigeschmack, daß verfeindete Civilpersonen sich Rothrock schimpfen und einander darob verklagen. — Die armen Gardisten müssen im Winter (bis März 1600) viel frieren, und retten sich nur dadurch, daß sie die städtischen Hopfenplantagen verwüsten und ihre Raubhäuser mit den Stangen heizen:

Die rohtröck stellt er auff die strasse
Mit hunger wol gestieffelt;
Die hopstaken ohne alle masse
Haben sie wol gekniefelt.
Wenn die nicht weren dagewest,
Die rohtröcke alle in ihrem nest
Weren semptlich todt gefroren.

12) Covent v. Convent, ein dünnes Klosterbier, Nachbier. Vgl. Grimm's Wörterbuch III p. 629.

13) Unter Rittmeister v. Stembßhorn.

14) Unter Hauptmann Kreye.

15) Gerke's Chronik (Brschw. Städt. Arch. Mss. 95 fol.) sagt ausdrücklich, daß die eine Compagnie „Rothe Reitröcke mit gelben Schnüren, die andere blaue mit weißen Schnüren gehabt habe“.

Ihre Thätigkeit wird oft als unwirksam verhöhnt, während der Rath in seinen amtlichen Klagschreiben den Schaden der Stadt auf viele Tonnen Goldes berechnet.

Später, besonders 1605, bietet der Herzog außer den Soldtruppen auch die Bauern auf, „die mit Drillen, Turniren vnd andern Kriegsübungen“ eingeübt werden. Daher bekommen sie den Spottnamen „Driller“, ein Wort, das in Dutzenden von Zusammensetzungen vorkommt. Wegen des verunglückten Sturmes von 1605 sind die Pasquille und Trutzlieder so häufig auf der Leipziger Messe vorhanden, daß deren Verkauf in Folge einer Beschwerde des Herzogs vom sächsischen Churfürsten verboten werden muß. So werden die im Stadtgraben Ertrinkenden grausam verhöhnt:

Aus kuhschwantz gut ward gensewein,
Das musten sie viel sauffen ein,
Biß daß sie truncken worden;
Solches gehört den nassen brüdern zu,
Vnd ist der driller orden.

Der Belagerung sehen die Bürger zunächst sehr zuversichtlich entgegen. „Schlägt der Hertzog ein Lager, so schlagen wir zwantzig“, hieß es, und als durch einen bei Oelper gebauten Damm die Stadt überschwemmt werden sollte, fragten sich die Weiber spöttisch: „ob ihnen auch die Pantoffeln naß geworden, und ob auch die Meuse noch lebeten?“ Im Hinblick auf die beliebten Kuhwitze ließen die Braunschweiger einst eine Kuh, der ein Rocken auf die Hörner gebunden war, ins Lager der Herzoglichen laufen, die daran den Vers lasen:

Ehe die kuh selber den rocken abgenommen,
Soll der Hertzog die stadt nicht bekommen.

Beiläufig wurde die Ueberschwemmung doch bald so stark, „daß die Meuse genug zu trincken bekamen“, und

Wie rot löw begunt zu spüren
Die grosse wassers noht,
Begunte er zu heulen
Vnd bat vmb gnad durch Gott.

Aber der Rath war „auff Lügen dressirt wie die Schießhunde“; und als der Damm zerhauen, das Wasser abgelaufen war, begann er aufs Neue Truppen zu werben. Man überlegte, ob man den Herzog lebendig fangen oder lieber tödten sollte; ein gewisser Kempher meinte, „wenn man eine Kugel hindurchschiesse oder ein Rappier durch ihn stäche, so hette der gantze Krieg ein Loch“. Doch der Oberst Quadt „wolte den Fuchs nicht beissen“.

Wie die städtischen, so müssen auch die Herzoglichen Beamten und Officiere sich viele Spottreden gefallen lassen. Der Canzler Jagemann († 1604) ist „der Jägerßmann“ oder „Jagenteuffel“, der Graf Hollach ist „das caput Medusae, so die Stadt schrecken solle“, der Oberstleutnant Frost wird als „Frosch“ mit einer rothen Nase verhöhnt, die ihm im Winter erfroren ist. Wer der oft erwähnte „schwartze Albert“ ist, auf den die Städter wiederholt, aber vergeblich fahndeten, ist mir nicht bekannt geworden.

Die Hauptzielscheibe des Witzes aber war der Herzog mit seiner Familie. „Bunter Heinrich, Heinrich mit der langen Nasen, Heinrich auf der Oker, Heinrich Hünerfenger“ waren die häufigsten Ehrentitel; „er were

kein Fürst, er were ein Koch, ein Antenfenger, ein Teichgreber". (Die letzte Bezeichnung bezieht sich auf eine dem Herzoge untergeschobene Aeußerung, er wolle aus der Stadt Braunschweig einen Fischteich machen.) „Die Bürger wolten ihm ins Maul fühlen, ob auch die Zene fest sessen"; ein Fähnrich Horney „will ihn bey der Nasen nehmen vnd rechtschaffen vmbdreyen" u. s. w. Noch boshafter war es, daß man ihm nachsagte, „er were mit einer Hand voll Blut auff die Welt kommen", „er habe spiritum familiarem, Hencker vnd Zauberer weren seine beste Gesellschafft", ja, „wenn sich S. F. G. nicht schewen müste vor dem Römischen Reich, würden sie viele Personen selbst richten". — Als Herzogliche Soldaten den Galgen auf dem Rennelberge demolirt hatten, fanden sie nachher folgenden Vers:

Hertzog Heinrich, das galgenkind,
Die galgen vnd die räder hat geschindt,
Die diebe gesotten vnd gebraten,
Vnd den König von Dennemarck darauf zu gaste geladen [16]).

Seine Politik wurde verspottet:

Er wolt gern burgemeister seyn
In vnser stadt alleine,
Hat sich noch nicht geschworen ein,
Zu schützen die gemeine.

oder auch:

Heinrich von der Oker mit der langen nesen
Wollt gern bürgermeister in Braunschweig wesen;
Liese mit ihren langen dütten [17])
Wolte gern zu Braunschweig binnen sitten.

„Sie hiessen ihn Heinrich auff der Oker", sagte man, „das were war, er hette seinen Fürstlichen Sitz auff der Oker, wolte aber noch Heinrich vnter vnd vber der Oker werden". Der Herzogin speciell wird ein Hauptantheil an dem Kriege zugeschrieben:

Elisabeth, sein schwester,
Des Hertzogen sein gemahl,
Ist dieses krieges meister,
Der thun sie folgen all.

Sie solte nehen vnd spinnen,
Nicht solche sachen beginnen,
Die kriege führen lahn,
Die es besser gelernet han.

Sie thut es dahin karten,
Das spüret man zumahl:
Braunschweig sol seyn ihr garten,
Goslar ihr göseſtall. u. s. w.

Nach dem Sturm von 1605, an dem der Herzog „nicht nur als spectator, sondern auch als director" theilgenommen haben sollte, wurde der Vers gesungen:

Heinrich mit der langen nesen,
De hefft vp de katten [18]) wesen;
Se sind gekamen vp den wall,
Da sind se gebleuen all.

Als dann im Mai 1606 der Kaiserliche Herold die (bedingte) Acht verkündigte, hieß es: „er käme gar nicht von Prag, sondern es sey ein Schuster aus Wolfenbüttel, den Heinrich Vater abgeschickt, um die Bürger zu schrecken". Und als sich die schlimme Thatsache nicht ableugnen ließ, wiederholte man den alten Witz: „Was ist mehr als (die) Acht? Neun! Was ist Acht und Aberacht? Sechzehn!"

Es mag diese Skizze genügen, ein Bild von dem Wesen des politischen Witzes jener Tage zu geben.

16) Christian IV. oder „Carsten Schmöcker", wie ihn die Braunschweiger nannten, war einige Zeit im Lager des Herzogs, um zu vermitteln.

17) Elisabeth, Schwester König Christian's IV., war des Herzogs zweite Gemahlin. Die Dütten sind eine damals übliche Haartracht.

18) Die Katze, eine Redoute am Aegidienthore, war von den Herzoglichen anfangs erobert.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

b. Kirchenkreis Lichtenberg.

8. Parochie Lichtenberg.

Die heutige Parochie Lichtenberg ist aus der Verschmelzung der beiden selbständigen Pfarrgemeinden Ober- und Niederfreden entstanden [1]). Von Oberfreden ist die Kirche, von Niederfreden die Pfarre erhalten. Dazu kommt noch die Kapelle auf der Burg, die eine besondere Gemeinde bildete, aber, wie wir sehen werden, mit Oberfreden verbunden war. Da in ältester Zeit nur der Name Vreden gebraucht wird, so ist es mitunter zweifelhaft, ob unser Ober- oder Niederfreden, oder Freden an der Leine gemeint ist. So wird 1209 ein Arnoldus Pfarrer von Vrede genannt [2]). Auch Lüntzel irrt, wenn er das Vreden, dessen Kirchengüter Pfalzgraf Heinrich, der Sohn Heinrich's des Löwen, im Jahre 1223 bestätigt, für unser Oberfreden hält. Es kann nur Kl. Freden a./d. Leine sein, dessen kirchlicher Lehnsherr damals der Pfalzgraf, später der Abt von der Clus bei Gandersheim war. Sicherlich ist aber jener Arnoldus, Pleban in Vreden, der bei der Ueberlassung einer Hufe seitens Hermann's von Wolfenbüttel an das Kloster Heiningen im Jahre 1319 Zeuge ist, Geistlicher in einem unserer Freden gewesen [3]). Die Kirche in Oberfreden wird ausdrücklich zum ersten Male im Jahre 1332 genannt [4]). Damals verkaufte Ulrich von Hedelendorpe (Hallendorf), ein Bürger zu Braunschweig, dem Gorcko von Adenstedt, Procurator des Hospitals am St. Petrithor (Thomasstift), eine Hufe in Hedelendorpe gegen jährliche Zahlung von 8 Schillingen an die obere Kirche in Freden unter dem Lichtenberg zu Leuchtwerk dieser Kirche. Zeuge ist Herr Thidericus, Pleban der genannten Kirche.

Von größerer Bedeutung als die Kirche (oft auch Kapelle genannt) von Oberfreden, das nur die von der

1) Wie auch die politische Gemeinde Lichtenberg erst seit dem Jahre 1857 aus den Gemeinden Ober- und Niederfreden geeint ist.

2) Lüntzel, Aelt. Diöz. Hildesh. S. 295.

3) Urk. im Heining. Copiar S. 30 (Landes-Haupt-Archiv).

4) Urk. des Thomasstiftes S. 9 (Landes-Haupt-Archiv), vgl. Degeding's Buch der Altstadt Br. I 255.

herzoglichen Burg abhängigen Leute umfaßte, ist die Kirche zu Niederfreden, der eigentlichen Bauergemeinde. Wir erfahren aus dem Jahre 1357, daß der Pfarrer in Niederfreden aus zwei Hufen zu Atlevessen (Atzum) jährlig 16 Schill. Rente empfängt [5]). Nach einer Dorstädter Urkunde beauftragt in demselben Jahre der Archidiakon von Lengede, Gunter von Bartensleben, Domherr zu Hildesheim, den mit Namen nicht genannten Pfarrer zu Niederfreden mit der Einführung des Probstes Dietrich von Dorstadt in das Pfarramt zu Bruchmachtersen [6]).

1443 hören wir von dem Pfarrer in Niederfreden Henricus Oder, dem von Jan Tanteleve Pfarrer zu Lynden (Westerlinde) eingesetzten Testamentar [7]). Johann Molnere oder uth der Molen ist im Jahre 1465 in Niederfreden Pfarrer [8]). Dieser muß wohl begütert gewesen sein, denn er erwirbt von Syvert und Heinrich von Salder die diesen zustehende Rente von der Sukopsmühle im Betrage von jährlich 10 Schilling für ein Kapital von 20 rheinischen Gulden. Hier wird auch der Heilige der Kirche genannt, es ist St. Vitalis. Auch der schöne alte Saldersche Kelch zu Lichtenberg (1550) nennt diesen Heiligen.

Noch 1476 ist derselbe Pfarrer hier. Zum 15. März, seinem Todestage, hat er eine Seelmesse bei St. Blasien gestiftet.

Wir treten nunmehr in das Zeitalter der Reformation ein. Bei der Visitation von 1542 heißt es: Oberfreden — Johannes Ismann, kann sich von der Pfarre nicht erhalten, hat nur 2 Hufen Land, die 2 Scheffel Roggen und 1 Scheffel Hafer geben, außerdem die üblichen Einkünfte. Er hat bisher auf dem Hause Lichtenberg einen Tisch gehabt, weil er dort Caplan gewesen ist.

Im Jahre 1544 ist derselbe Pfarrer dort. Seine ganze Einnahme beträgt 10 Gulden. Er berichtet, die Nonnen von Dorstadt hätten in Bruchmachtersen vier Meyerhöfe, wovon ihm viel könnte geholfen werden. Bittet auch, daß er den Tisch möge behalten für die Predigt, die er auf dem Schloß thun muß.

Eine bedeutende Verbesserung seiner Lage erfährt Joh. Ißmann durch die Rückkehr Heinrich's d. J. Sein Amtsnachbar Nicolaus Riesenstahl, Pfarrer in Niederfreden und Salder, muß seiner evangelischen Richtung halber aus seinem Amte weichen [9]) und Ißmann fallen nun noch beide Pfründen zu. Als Inhaber der drei Pfarrstellen zu Ober-, Niederfreden und Salder wird er 1551 verhört. „Er ist über 30 Jahr Priester, zu Hildesheim geweiht; hat eine Frau, hat den Junkern von Salder die Sacramente auf zweierlei Gestalt gegeben trotz des Verbotes meines gnädigen Herrn. Hat müssen geloben, sich so lange in der Herberge (zu Wolfenbüttel) zu halten, bis mein gn. Herr Bescheid geben läßt". Er wurde nach abgelegter Beichte wieder in Gnaden angenommen.

5) Urkdbch. St. Blasien I, 164, 186.
6) s. o. Parochie Bruchmachtersen.
7) Urk. Cyriaci II, 42, 67 (L.-H.-Arch.). Weiteres bei Parochie Westerlinde.
8) Urk. Crucis 198 (L.-H.-Arch.) Blasien Memorienreg. 15/3.
9) s. o. Parochie Salder, Br. Mag. 1899 S. 167.

Bei der evangelischen Visitation (1568) ist Riesenstahl wieder eingezogen. In Oberfreden aber steht Helmoldus Gerteuer, der auch Inhaber der herzoglichen Pfarre zu Englemstedt ist, diese aber dem Pfarrer zu Brostede (Broistedt) als Pächter überlassen hat.

Zu dieser Zeit sind also noch zwei Pfarrer in den beiden Freden. Nun findet sich aber bei der Lichtenberger Pfarre die Nachricht, daß die beiden Pfarren unter dem ersten evangelischen Superintenden Henricus Schultius, der im Jahre 1569 in Niederfreden einzieht, vereinigt seien und zwar im Jahre 1588. Hier kommen uns die Lichtenbergischen Erbregister zu Hülfe und stellen jene Angabe richtig. Das Erbregister von 1579 schreibt bei Obernfreden: „Von dem Lande gebrauchet der Superintendens zu Niedernfrieden den Mehrentheil, den übrigen hat er um Zins ausgethan". Mithin waren die Pfründen schon damals vereinigt, aber nicht für immmer, denn das Erbregister von 1593 (S. 45/9) nennt wieder zwei Pfarrer: in Obern Freiden Tilemans Petzius, in Niedern Freiden Mag. Papenius. Ferner findet sich in Lichtenberg ein Schreiben, das Herr Petrus Wittkopf in dem Pfarrhause zu Oberfreden im Jahre 1614 aufgesetzt hat. Das Erbregister etwa vom Jahre 1616 nennt Arnoldus Grotehuß als Pfarrer in Oberfreden, Mag. Barthol. Sengebier als Pfarrer in Niederfreden [10]). Die Kirchenrechnung von Hohenassel weist Mag. Johannes Breuningk als Superintendenten im Jahre 1618 auf. Diesem folgt Bernh. Niederhofius (Hervordio-Westfalicus), welcher als Pastor und Superintendent in pago Niederfreden praefecturae Lichtenberg am 19. August 1623 das Corpus Julium unterzeichnet hat. Um diese Zeit muß die endgiltige Vereinigung beider Pfarren stattgefunden haben, die auch das Erbregister von 1622 bezeugt. Die 1642 beginnenden Kirchenbücher setzen diese Vereinigung voraus. Die Generalkirchenvisitation von 1651 unter dem Generalissimus D. Lütkemann findet als Pastor und Superintendent in Lichtenberg Peter Tuckermann, den Sohn des früheren obersten Geistlichen gleichen Namens († 1651), das Examen der Gemeinde hatte ein gutes Ergebniß.

Die kirchlichen Lehnsherren der Hauptpfarre in Niederfreden waren, soweit unsere Kunde reicht, die dort begüterten Herren von Salder. Die Kirche zahlte nach dem Hildesheimischen Verzeichniß ½ Mark bischöfliche Abgabe. In Oberfreden übte der Herzog das Patronatrecht aus. „Dux Heinricus" sagt das erwähnte Verzeichniß und meint damit wohl Heinrich den Friedlichen von Wolfenbüttel († 1473). Bei den geringen Einkünften der Kirche hat sie nur 5 Lot Silber dem Bischof zu zahlen. Eine Nachricht darüber, wie bei der Vereinigung der Pfarren das Patronatrecht ausgeübt ist, fehlt uns. Noch im Jahre 1622 bezeichnet das Erbregister die von Salder als Niederfredische Patrone. Mit dem Verkaufe der Stammgüter Salder an den Erbprinzen August Wilhelm im Jahre 1698 ist das Patronatrecht zweifellos an das fürstliche Haus übergegangen.

Ueber dem Eingange der Kirche zu Oberfreden finden sich zwei Jahressteine, der eine weist auf die Erbauung

10) Dieser hat am 2./5. 1615 das Corp. Julium unterschrieben.

der vorigen Kirche im Jahre 1466, der andere auf die der gegenwärtigen im Jahre 1710 (Bauzeit 1709/15)[11]. Der Gemeinde wurde eine Landescollecte zur Aufbringung der Kosten bewilligt. Die Glocken stehen in g und b und sind 9 und 7 Centner schwer. Erstere ist 1806 durch den Glockengießer J. H. Wicke zu Braunschweig umgegossen. Die Inschrift lautet:

Was wichtig ist im Leben,
Wenn man Gott soll erheben:
Geburt und Tod
und Freud und Noth,
Das thut mein Mund
Dem Dorfe kund.

Die zweite Glocke trägt die Inschrift: Hilf Gott, daß ich mit meinem Schall keinen je erschrecke — sondern die Gemeinde zum Gottesdienste erwecke. J. P. Grete goß mich anno 1736 zu Braunschweig.

Zwei alte Pfarrgebäude, die vermiethet wurden, brannten im Jahre 1778 durch Blitzschlag ab.

Die Kirche St. Vitalis zu Niederfreden zeigte, wie aus alten Abbildungen zu ersehen, die gewöhnliche Form mit breitem Thurm. Sie stammte „aus katholischer Zeit", war aber 1769 so verfallen, daß von da an alle Gottesdienste in Oberfreden gefeiert wurden. Trotzdem die Gemeinde Anstrengungen machte, die Kirche wieder herzustellen und 1778 sogar eine Bittschrift um Hülfe an den Herzog absandte, so wurde die Kirche doch im Jahre 1820 abgerissen. Nur das Glockenhaus weist noch auf die alte Kirche hin. Die Glocken (a und c) sind erstere 1858 durch W. Zach zu Braunschweig, letztere 1714 durch Ch. L. Meyer daselbst gegossen. Die Inschrift lautet: Gott allein die Ehre.

11) 1670 war der Thurm eingestürzt. 1860 stürzte der 66' hohe Thurm ein, der nicht wieder aufgebaut ist.

Bücherschau.

Wilhelm Gundlach, Hrotsvitha's Otto-Lied übersetzt, erläutert und eingeleitet. Innsbruck, Wagner 1894. XXXIX u. 654 S. 8°. 7 ℳ.

Derselbe, Der Sang vom Sachsen-Krieg übersetzt, erläutert und eingeleitet. Mit einem Excurse: Ueber Stilvergleichung als Mittel des historischen Beweisverfahrens. Innsbruck, Wagner 1896. XIX u. 818 S. 8. 8 ℳ 40.

A. u. d. T.: Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit aus dem Lateinischen übersetzt, an zeitgenössischen Berichten erläutert und eingeleitet durch Uebersichten über die Entwickelung der deutschen Geschichtsschreibung im X., XI. und XII. Jahrhundert zur Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte und zur Einführung in die Geschichtswissenschaft. I. u. II. Band.

Die beiden Bände, auf die durch einen Prospect der Verlagshandlung kürzlich aufs Neue die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist, haben für die Verbreitung der Kenntniß der mittelalterlichen deutschen Geschichte im Allgemeinen einen hohen Werth, für uns Braunschweiger aber noch ein besonderes Interesse. Mit Stolz sprechen wir von unserer berühmten Landsmännin, der Nonne Roswitha von Gandersheim. Aber wie Viele sind es wohl, die sich hier zu Lande von ihrer Schriftstellerei einen auch nur oberflächlichen Begriff zu machen vermögen? die ein Werk von ihr wirklich gelesen haben? Das wird nun Allen durch die vorliegende Veröffentlichung wesentlich erleichtert. Gundlach's Arbeit ist in der Anlage ebenso eigenartig, wie in der Ausführung gelungen. Es spricht hier zu uns ein gründlicher Gelehrter, als Mitarbeiter an dem großen Nationalwerke der Monumenta Germaniae historica in der geschichtlichen Quellenherausgabe wie -forschung geübt, auf dem Gebiete der politischen, der Litteratur-, Rechts- und Culturgeschichte tüchtig bewandert, der zugleich anziehend darzustellen versteht und die deutsche Sprache in Vers und Prosa mit Sicherheit beherrscht. Das Buch hält in der That, was der lange Nebentitel verspricht. In zwei Jahrhunderte deutscher Vergangenheit, in die ganze geistige und sittliche Atmosphäre der Zeit werden wir leicht und angenehm eingeführt. Mit Recht nennt der Verfasser sein Werk auch eine Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte. Denn es ist wahr, daß die in fremden Sprachen auftretenden litterarischen Erscheinungen in keiner Litteraturgeschichte eingehend berücksichtigt worden sind, obwohl gerade Werke dieser Art in jenen frühesten Zeiten zu den wichtigsten Schöpfungen des deutschen Geistes gehören, die uns erhalten. Hier werden nun eben diese Werke zu verdienter Anerkennung gebracht.

In den Mittelpunkt der ersten Bandes stellt Gundlach die Nonne Roswitha, unstreitig die hervorragendste und merkwürdigste Persönlichkeit unter den Schriftstellern der Ottonenzeit. Ihr Lebensgang, von dem leider wenig bekannt ist, wird uns vorgeführt und eingehend ihre litterarische Thätigkeit gewürdigt. Sie hat acht Legenden, sechs Dramen und zwei Epen verfaßt. Von den ersteren wird uns in schöner deutscher Uebersetzung der Gangolf mitgetheilt, von den Dramen der Abraham, von den Epen das Otto-Lied, das dem Kaiser Otto dem Großen gewidmet ist und dem ganzen Bande den Namen verliehen hat. Aber die Figur der Roswitha kommt erst zu voller Geltung durch den weiten und reichen Rahmen, in den sie der Verfasser gestellt hat. Denn er giebt uns zugleich eine treffliche litterar- und culturgeschichtliche Uebersicht der deutschen Geschichtsschreibung im Zeitalter der sächsischen Kaiser. Nicht nur eine allgemeine Charakteristik der Geistesbildung der Zeit, sondern zugleich eine anschauliche Schilderung der bedeutenderen Geschichtsschreiber, des Bischofs Liudprand von Cremona, des Mönchs Widukind von Corvei, des Bischofs Thietmar von Merseburg und der wichtigeren Lebensbeschreibungen und Jahrbücher der Zeit. Auch durch Mittheilungen aus ihren Werken werden sie selbst uns näher gebracht. Ganz besonders geschieht dies in den umfangreichen „Erläuterungen" am Ende des Buches, wo zeitgenössige Berichte über Otto den Großen und sein Reich als eine sachliche Ergänzung zu Roswitha's Gedicht uns im Wortlaute mitgetheilt werden. Das Ganze ist trefflich geeignet, den Inhalt der Monumenta Germaniae weiteren Kreisen zu erschließen.

In gleicher Weise ist der zweite Band dem Zeitalter der salischen Kaiser gewidmet. Der Inhalt gruppirt sich um den „Sang vom Sachsen-Krieg", der ja nicht zum wenigsten auf unserem heimischen Boden, um die alte Harzburg, sich abspielte. Wie im vorigen Bande werden uns auch hier die Hauptvertreter der deutschen Geschichtsschreibung der Zeit vorgeführt, die Bischofs- und Klostergeschichten(?), die Klosterchroniken und Bisthumsgeschichten, die Weltchroniken, die Zeitgeschichten und Autobiographien(?), die Kaiserbiographien. Weit stärker als früher tritt hier die eigene Forschung des Verfassers und auch das kritische Element hervor. Mit Vergnügen folgen wir den überzeugenden Ausführungen, nach denen die Annalen, die bisher(?) Lambert von Hersfeld zugeschrieben wurden, von dem Mönche, späteren Abte Hartwich von Hersfeld verfaßt wurden, und nach denen wir in dem Verfasser des Sanges vom Sachsen Krieg, wie in dem des Lebens Kaiser Heinrichs IV., dessen Kapellan, den Probst Gottschalk von St. Marien in Aachen zu erblicken haben. Die Verdachtsgründe, die Pertz gegen die Echtheit jenes Gedichtes überhaupt ausgesprochen hatte, waren schon von Waitz zurückgewiesen worden, wie die von Aschbach aufgestellte Ansicht, die Werke der Roswitha seien von Konrad Celtes gefälscht, von Rudolf Köpke widerlegt worden war. Ist diese Einführung in die selbstthätige Arbeit des Geschichtsforschers gewiß Allen willkommen, so wäre doch ein gut Theil der Polemik, deren Berechtigung wir an sich keineswegs verkennen wollen, an dieser [illegible] den Meisten wohl entbehrlich gewesen. In den „Erläuterungen", die auch diesem Bande aus den reichen Quellenschriften der Zeit in reicher Fülle unter den Stichworten „Der Sachsenkrieg", „Nach Canossa!", „Die Kaiser! Die Pabst!", „Meister Adams Länder- und Völkerkunde von Nord- und Osteuropa" und „Die Bekehrung der heidnischen Pommern" beigegeben sind, möchten wir ganz besonders auf die lichtvollen und scharfsinnigen Untersuchungen über die Entstehung des Sachsenkrieges und das inquisitorische Processverfahren (S. 380–407) aufmerksam machen.

Im 64. Jahrgange (1899) der **Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde** bringt H. Grotefend in Schwerin im zweiten Abschnitte seiner „Werleschen Forschungen", den er mit „Otterkopf(?) in der Kirche zu Amelungsborn" überschreibt (S. [illegible]–73) einen interessanten Beitrag zur Baugeschichte der Amelungsborner Klosterkirche. Er weist nach, daß die vier Wappen von Braunschweig, Meklenburg, Eberstein und Homburg die sich auf vier Schlußsteinen des Chores befinden, auf Wohlthäter des Klosters bezogen werden müssen und nur auf Herzog Albrecht den Fetten zu Braunschweig und Lüneburg († 1318) und seine Gemahlin Rixa von Werle († vor 26. November 1317), sowie auf Graf Otto von Eberstein († 1373) und dessen Gemahlin Agnes von Homburg gedeutet werden konnten. Wir hätten hiernach zwei verschiedene Bauperioden am Chore der Kirche zu unterscheiden. Ohne diese Untersuchungen zu kennen, hatte sich Baurath Pfeifer aus kunstgeschichtlichen Rücksichten dagegen ausgesprochen, daß der Chor, wie man bis dahin angenommen, lediglich in den Jahren 1355 bis 13[illegible] erbaut sei, da manche der vorkommenden Bauformen sicher einer früheren Zeit zuzuweisen seien. Jetzt erfährt diese Ansicht durch Grotefend's klare historisch-heraldische Ausführungen eine erwünschte Bestätigung.

A. Mittelbach. Radfahrerkarte von Braunschweig mit weiterer Umgebung. Bearbeitet nach der „Deutschen Straßenprofilkarte für Radfahrer". Leipzig, Mittelbach, 1899. 47 × 45 cm. 1 ℳ 50.

Diese im Maßstabe von 1 : 300 000 gehaltene Karte mit der Stadt Braunschweig im Mittelpunkte umfaßt ein Gebiet von etwa 135 Kilometern im Quadrat, welches nördlich von Wittingen (Diekhagen), westlich von Hannover, südlich von Nordhausen, östlich von Magdeburg begrenzt wird. Die Maßverhältnisse entsprechen denjenigen der „Deutschen Straßenprofilkarte für Radfahrer", in welcher das vorerwähnte Gebiet auf 4 einzelne Sectionen vertheilt ist. In dieser Zusammenfassung liegt für den Braunschweigischen Radfahrer ein besonderer Vorzug. Angenehm ist auch die Hervorhebung der Waldungen durch grünen Farbendruck. Die Höhenzüge sind durch Schraffirung kenntlich gemacht, welche theilweise die Erkennbarkeit der durch blaue Pfeile angedeuteten Wegsteigungen, namentlich im Harzgebiete, nicht gerade fördert. Im Uebrigen bietet die Karte einen guten Ueberblick über das Landschaftsbild; die für Radfahrer besonders geeigneten Wege sind durch rothe Färbung kräftig herausgehoben. In einer Beziehung verspricht die Karte mehr, als die Wirklichkeit erfüllt: Die nähere Umgebung von Braunschweig und namentlich von Wolfenbüttel ist in der Karte mit einer Menge solcher roth bezeichneter Hauptwege geschmückt, während diese, darunter auch eigentliche Heerstraßen, zum Theil für Radfahrer gar Manches leider zu wünschen übrig lassen.

W.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 46 und 47. 7. internationaler thierärztl. Congreß in Baden-Baden; Die Genossenschaft für Viehverwerthung in Deutschland. – 47 und 48. König u. Haselhoff, Düngung der Wiesen. – 49. Einfluß des cubanischen Aufstandes ꝛc. auf die Zuckerproduction Cubas. — 49 und 50. [illegible] Viehseuchen und Molkereien; Schubert, Hühnerzucht und Mastanlage. – 51. Das neue Recht der Frau; [illegible] Mittelschorf der Zuckerrübe; Lehmann, Winterfütterung. — 52. Der Maulwurf; Wrampelmeyer, Palmkernkuchen.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 1 7. Schwartz, Lutherische Kirche und deutsch-evangelischer Kirchenbund. – 2 u. 6. Noch einmal der „[illegible] Allmanach" und das „Evang. Gemeindeblatt". — [illegible] Petersen, Das Jahr der Geburt Christi oder die [illegible] des Kalbers von der Jahrhundertwende. — 5. [illegible] Noch einmal „zur Jahrhundertwende". — 8–12. [illegible] mann, Neuregelung des Einkommens der Geistlichen. — [illegible] Von der Missionsconferenz in Halle [illegible] — [illegible] [illegible] — 13. [illegible] Gustav Adolf [illegible] — 14. Aus den [illegible] der [illegible] Kirche. – 15 f. [illegible] der [illegible]

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 1 [illegible] Versammlung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] A. [illegible] [illegible] [illegible] in Braunschweig.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 10. 20. Mai **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Zur Entstehung und Erklärung der Braunschweiger Personennamen.

Von Otto Schütte.

So lange wenige Menschen auf engem Raume bei einander wohnten, reichte zur Bestimmung des Einzelnen ein Name hin, nennen wir ihn kurz den Vornamen. Als aber die Weiler zu Dörfern und Städten anwuchsen, bedurfte man zur Unterscheidung der Personen der Familiennamen. Diese sind im 14. Jahrhundert in Braunschweig schon fast ganz eingedrungen. Es ist selten, daß ein Mann, der nicht Fürst oder Bischof ist, mit einem einzelnen Namen erscheint, meistens ist er wenigstens noch durch irgend einen charakteristischen Zusatz gekennzeichnet. Aber fest sind die Namen im 14. Jahrhundert noch immer nicht mit ihren Trägern verbunden, und Schwankungen in der Bezeichnung finden sich auch noch in den folgenden Jahrhunderten.

Man wählte nun die Beinamen:

I. **Aus Vornamen**, indem man zu dem eigenen Vornamen den des Vaters im Genitiv setzte, z. B. Hermen Berendes (1327), Henning Henninges (1339), Olrik Hilmeres (1355), Hinrik Jacoppes (1391), wie die Griechen Δημοσθένης Δημοσθένους sagten. Bald fiel aber die Genitivendung fort, so daß der flexionslose Name neben dem Vornamen ohne jede Verbindung stand, wie ein Quaderstein neben dem anderen, so schon Heyneke Ebbeke (1337), Radeke Radelef (1363) [1].

II. Von **Eigenschaften des Besitzers**, sei es geistigen oder körperlichen. Zunächst war natürlich bei ihnen der Vorname mit dem Artikel verknüpft, z. B. Otto de Rike (1336), Eggeling de Lange (1352), aber schon früh fiel er fort: Heneke Rike (1363), Eggeling Lange (1354), und schon früher Ebeling Cruse (1320), Johannes Salghe (1322), in den lateinischen Urkunden Johannes Felix geheißen. Im Jahre 1331 wird ein Andreas mit der Bust erwähnt, im Verfestungsbuche heißt 1363 ein Mann mit einem zu kurzen Beine bezeichnend Henneke Tretindekulen, 1487 erscheint ein Brant Lisekentreder, 1506 ein Ludeke mit dem Barde; schon 1320 etwa ist ein Harnit mit der lamen Hant verzeichnet und ebenso 1405 ein Eyle mit der lamen Hant.

III. Von der **Herkunft** oder **Wohnstätte**. Die Namen dieser Art sind im Mittelalter in Braunschweig am häufigsten, im 14. Jahrhundert sind es über 300 Namen, die vom Wohnorte hergenommen sind, während in den Urkunden überhaupt nur gegen 500 verschiedene Namen enthalten sind. Aus den Urkunden des 15. Jahrhunderts habe ich über 500 Namen ausgezogen, die von der Wohnstätte stammen, während 619 Namen anderer Art vorhanden sind. Diesen Namen gebührte ursprünglich die Präposition „von“ (ndd. van), die aber eben so bald verschwand, wie der Artikel bei den Adjectiven, z. B. Hermen van Sunnenberghe (1333) und Hermen Sunnenberch (1350). Oefter werden sie auch bei der Erstarrung so behandelt, als ob sie Personennamen wären, z. B. Hermannus de Hunenborstele (1321) — latein. de = van —, Hermannus Huneborsteles (1321) und Hermen Huneborstel (1364); ebenso Hinrek van Engelemestibbe (1357), Hinrik Eggelemestibbes (1363) und Hinrik Engelmeste (1390).

Hierher gehören auch die vielen Namen von Personen, die genannt sind nach dem Abzeichen (Schilde), das das Haus führte. Da man im Mittelalter noch keine Hausnummern hatte, so bezeichnete man die Lage eines Hauses nach der Entfernung von der Ecke, nach dem gegenüber oder in der Nähe liegenden Hause, falls dieses ein besonders stattliches oder hervorragendes Gebäude war, z. B. ein Steinhaus, eine Kirche, die Waage u. s. w., oder nach der Schildbezeichnung beziehungsweise sonstigen hervorstechenden Kennzeichen, z. B. de guldene Klinke. So erklären sich viele Namen, die man früher als Thier-, Baum- oder gar Schimpfnamen ansah, z. B. Hinrick Bock (1389), Hinrik van dem Hane (1423), Ecgherd to deme Ossenkoppe (1427), Dyderik van der Eek (1408), Namen, die nachher einfach als Hahn, Ochsenkopf, Eiche erscheinen.

IV. Vom **Handwerke** oder **Geschäfte**. Auch den Namen dieser Art kam ursprünglich der

---

[1] Sämmtliche Namen, die ich anführe, habe ich aus den Urkundenbüchern und dem Verfestungsbuche der Neustadt Braunschweig ausgezogen. Die Urkunden beginnen mit dem Jahre 1310 und endigen mit dem Jahre 1669.

Artikel zu, z. B. Jacob de Beckenslegere (1333), Henning de Beder (1339), Hermen de Scrivere (1337). Später fiel er fort, noch im Jahre 1337 steht schon Hermen Scrivere, und der Sohn Wilhelms des Paternostermekers (1349) heißt einfach W. Paternostermeker, auch wenn er selbst kein Paternostermeker [2]) mehr war, sondern vielleicht ein Vagelvenghere (1385). Unter diesen Namen, deren Anzahl ziemlich groß ist, finden sich eine Menge Vertreter von Gewerken, die es heutigen Tages gar nicht mehr giebt.

V. Von **Werkzeugen und Geräthen.** Diese Namen sind ebenso selten, zumal im 14. Jahrhundert, z. B. Hannes Ketel (1343), Hermen Kullepanne (1480), Hans Sporleder (1469), wie die

VI. Von **Völkernamen**, z. B. Konred Hesse (1320), Hans Westval (1387), Kort de Beme (1449).

VII. Von **Thier- und Pflanzennamen.** Auch diese, wie alle folgenden Namen schuf der Geist des Braunschweigischen Volkes wenig, z. B. Brant Molenpaghen (Mühlenpferd) (1365); Bertolt Krevet (Krebs) (1424); Hermen Notbom (1441). Die beiden letzten Namen sind zweifelhaft, denn sie sind vielleicht von Hausschildern entlehnt.

Namen von Speisen finden sich im 14. Jahrhundert noch gar nicht, im 15. nur ganz wenige, z. B. Ludeke Gutber (1435); Arnd Rogenbrod (1437).

VIII. Von **Gliedern des menschlichen Körpers.** Z. B. Hermannus Mule (1316), Andreas Nacken (1387), Hinrik Breghen (1401). Diese Namen müssen aber auf eine Stufe gestellt werden mit denen, die einer charakteristischen körperlichen Eigenschaft entspringen.

IX. **Imperativische Namen.** Diese Namen sind vielfach ein wenig lang, aber echt volksthümlich, was man am leichtesten daraus sieht, daß die interessantesten im Verfestungsbuche vorkommen. Als weniger bekannte führe ich an: Kersten Bintdenbock (1363); Springe in dat guot (1333) [ohne Vornamen]; Hinrik Springintlant (1395), Peter Robe den duvel (1373); Ludeke Hindenup (1455); Alheyd Ruemekesten (1405); Henning Uhlenhod (1419). Den letzten Namen für einen Imperativnamen zu erklären, trage ich kein Bedenken mehr, seitdem Eulenspiegel (Ule den Speigel) als solcher erkannt worden ist. Dagegen ist Habekost kein Imperativname, sondern geht auf einen Ortsnamen zurück, der mehrfache Entstellungen erfahren hat, die sich aus der Schwierigkeit der Aussprache des Ortes erklären. 1537 finden wir bereits einen Hans Haveкorst, 1539 erscheint er weniger entstellt als H. Havickorst, 1541 und 1561 in der vollständigsten Form H. Havickhorst und von 1571 ab als H. Havekost.

Alle übrigen Classen von Namen, die sich im 14.—17. Jahrhundert finden, sind so selten und auch zweifelhaft, daß sie einer Erwähnung nicht bedürfen. Ich möchte nur einen auffallenden Namen erwähnen. Es steht nemlich in den Urkunden des Jahres 1482 ein Ludelef myn kumpan verzeichnet, und 1484 erscheint er in einem Worte als Ludelef Mynkumpan.

Sodann möchte ich auf die Doppelnamen hinweisen, die sich schon im 14. Jahrhundert finden. Sie sind entweder nach dem Wohnorte oder nach irgend welchen Eigenschaften geschaffen. So war ein Vorfahr der heutigen Frohböse Heneke van Dalum, er führte aber den Beinamen Vrobose (= schadenfroh). Später fiel sein ursprünglicher Name van Dalum weg, und er hieß nach seinem Beinamen Vrobose. (Heneke van Dalum, Vrobose geheten, 1364).

Schwankungen in der Namensform finden sich vielfach, ich mache auf folgende aufmerksam: Hans Albrechtes (1372) heißt, was bei der Gleichheit des Stammes nicht verwunderlich ist, auch Hans Alberdes. Wie die Beckenwerchtenstrate im Mittelalter auch Beckenslegerstrate heißt, so erscheint der in einer lateinischen Urkunde vom Jahre 1316 genannte Konrad Kuprifaber im Jahre 1324 als K. Koppersmet, 1325 als K. Koppersleger, 1336 als K. van der Koppersmeden, 1341 als K. ut der Koppersmeden, von da ab dann stets als K. Kopperslegere.

Henning van Ruodem (1354) erscheint 1370 als Henning Rudeman, ebenso Tile van Rudem (1364) als Tyleke Rudeman. Dieser Brauch ist sicher häufiger, als wir es durch die Urkunden bestimmt feststellen können. Tyle van Wolde (1361) wird derselbe sein wie Tyleke Woltman (1395), und ebenso Hans van Utze (1367) = H. Utzeman (1366). Hans by dem Tune (1386) ist = H. Tuneman; der Name erklärt uns die Entstehung des Ortsnamens Thune, der fälschlich mit einem h geschrieben wird (Tun = Zaun); noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts ist diese Erinnerung frisch gewesen, denn es steht, wo von dem Ortsnamen die Rede ist, zu der Zeit niemals in oder to Thune, sondern stets thom Thune, grade wie in dem Walle. Hans van dem Ryne (1398) heißt schon 1399 H. Rynman, 1402 wieder H. van dem Ryne, 1470 wird ein Ludeke Ryn erwähnt. Es wird also mancher Name Rein nichts mit dem Adjektivum zu thun haben, sondern vom Vater Rhein genannt sein, und mancher Riemann oder Reimann wird wohl auf Rynman zurückgehen. Hannes Unvorhowen (1344) heißt mit geringer Aenderung seines Namens auch H. Unbehowen (1349) und aus derselben Familie einer im gleichen Jahre Koneman Umbehowen.

Einige vollständige Umgestaltungen von Namen kommen auch noch im 15. Jahrhundert vor, indem ein Sohn den Nachnamen seines Vaters fallen läßt und sich dafür nach dem Vornamen desselben nennt. So ist Hinrik Brandes (1464) der Sohn des Brant Roper; Henningh Rickeleff ist ein Sohn des Rickeleff van Vortvelde (1425), Hans Hans und Ludeke Hans sind Söhne des Hans Neddermeyger (1460); Hermen Tymme ist vielleicht Sohn des Tymme Natkaw.

2) Rosenkranzmacher.

Umgekehrt nannte sich der Sohn des Tile Bosse (1460) Bosse Valeberges. Hermen Sommer hat sich nach seinem Sattlergewerbe umgenannt, bereits 1427 heißt er H. Sedeler, 1444 H. Sommer anders geheten Sedeler und 1452 wird er als Hermen Sommer de Sedeler näher gekennzeichnet. Später hat er den Namen Sedeler behalten.

Wigant von Hode, der seines Zeichens ein „Kleinsmeth" war (1551), heißt seit dem Jahre 1555 nach seinem Gewerbe Wigant Kleinsmeth.

Die auf —meier ausgehenden Namen wechseln oft mit —mann ab, so heißt Christoffer Angermeier (1558) im Jahre 1560 Chr. Angerman, 1569 wieder Chr. Angermeier.

Ludicke Jenderick (1559) — ein Hans Jenderick oder Jennerik findet sich schon 1551 — wird im selben Jahre noch L. Jennerdes und weiter zusammengezogen L. Jenners genannt.

Daß Jochim Krep (1549) auch J. Korff heißt, erklärt sich daraus, daß im alamannischen Dialecte Krebe = Korb ist; J. Krep wird also aus Süddeutschland eingewandert sein.

Wie Bartholomeus Huckel (1574) bereits 1549 auch als B. Guckel erwähnt wird, so sehen wir oft den Namen Hans Hustede mit H. Gustede wechseln, z. B. 1552. Andreas Plogener's (1576) Namenform wird zunächst erweitert in Plochmans und dann in Plogemeker (1576), nachdem er 1597 neben Plögemaker auch Plaggemeier geheißen hat, heißt er 1604 halb hoch- und halb niederdeutsch Plügemacher.

Hermen Schiltknecht (1535) führt von seiner anderweitigen Beschäftigung zu gleicher Zeit auch den Namen Stalknecht.

Berg und Burg, die einander verwandt sind, wechseln in Personennamen öfter; so heißt Ludeke Areberg (1461) auch L. Arborch (1470) und Henning Papenberger (1462, 1477) neben H. Papenborch (1488) auch H. Papenborger (1497).

Ich komme nun zur Entstellung durch Volksdeutung. Der Name Fläschenbräger, der ganz die niederdeutsche Form bewahrt hat, ist in geringer Weise volksetymologisch beeinflußt, indem man unwillkürlich an einen Träger denkt. Der Name — Hans Flaschenbreiger (auch ohne g) ist z. B. 1551 verzeichnet — bedeutet aber den Drechsler von Flaschen, die früher vielfach aus Holz verfertigt wurden.

Hans Symon (1480) heißt 1487 H. Symans, sein Name ist also fälschlich an Mann angeglichen.

Helmeke Rorand (1513) — der Name ist doch wohl eine alte Participialform von roren = rühren, der Spur des Wildes folgen oder auch = Rohr schneiden, wie Heiland, Wigand — hat schon früh Anlehnung an Hand erhalten, so daß die Gefahr nahe liegt, den Namen imperativisch als „Rühr die Hand" zu erklären. Bereits 1538 findet sich ein Cordt Roigerhant, 1571 Esaias Rorhandt, 1578 C. Roiherhandt genannt, 1608 Jochim Röerhandt.

Der imperativische Name Swingkros = schwenke den Krug ist bereits im 17. Jahrhundert an Roß angeglichen, vgl. Daniel Schwingroß (1620), wird aber, wie mir Hr. Prof. Hänselmann mitgetheilt hat, im 18. Jahrhundert, in beiden Theilen entstellt, zu Schweingekröse.

Hieran schließen sich die Veränderungen durch Verhochdeutschung. Aber diese Veränderungen sind nicht immer gewahrt geblieben, häufig ist die ursprüngliche Form wieder in ihre alten Rechte eingetreten. Anthonies Puesth (1567) wird in A. Penste verhochdeutscht; Wigandt Endeholt (1595) in W. Einholtz (1611); die Familie Heitkamp (1564), also aus einem Kampe in der Heide, in Heitkampf (1597), ebenso wird Dirick Wynkamp (1545 und 1568) im letztgenannten Jahre zu einem Diderich Weinkampf gemacht.

Twelkmeyer findet sich noch in seiner richtigen niederdeutschen Form im Braunschweigischen, denn er war Meier in Twelken, einer untergegangenen Ortschaft bei Schöppenstedt, vgl. Hinrik van Twelken (1369) und Hans van Twelken (1432), aber der Name ist auch[3]) verhochdeutscht worden in Zwilchmeyer und hat nun in seinem ersten Theile eine falsche Anlehnung an den Zwilch erhalten, wodurch der Name Mißdeutungen leicht anheimfällt.

Der Name Wichman (= Kampfmann) — ein Bertelt Wichman steht 1471 verzeichnet — findet in dem ersten Theile seiner Zusammensetzung fälschlich Anlehnung an das Adjektivum weich, bereits 1571 und 1583 hat sich diese Annäherung vollzogen bei Ghert Weichmann, und Helmeke Wichman (1597) heißt auch in demselben Jahre H. Weichman.

Zum Schlusse möchte ich noch einige anderweitig entstellte Braunschweiger Namen erklären. Cord Renneberghy (1395) hat seinen Namen von dem vor dem Petrithore gelegenen Rennelberge; noch im Jahre 1381 heißt er Cord Rennelberghy, aber der Rennelberg selbst ist schon im Mittelalter zu einem Renneberg geworden. Ursprünglich hat der Rennelberg wohl Rennerberg geheißen und r ist zu l geworden, denn er heißt in der lateinischen Uebersetzung mons cursorum.

Der heutige Familienname Böckel geht auf die Ortschaft Bokelem zurück. Der schon 1609 in Bockeln entstellte Name wird weiter verändert zu Bockell und dann in Böckell umgelautet (1609).

Den Namen Lossie giebt es noch heutzutage in Braunschweig; zu erklären ist er nur auf historischem Wege, sonst ist man auf Rathen angewiesen und wird schwerlich das Richtige treffen. Er ist nämlich = Lucie, also ursprünglich der Frau Lucia Sohn, denn Ciriacus Lucien (1548) erscheint zunächst als C. Lucie und dann als C. Lossie.

Der Polmann braucht keineswegs aus Polen zu sein, ist es auch sicher nicht, sondern er ist der Mann am Pfahle, denn wer an einem Wasserpfahle wohnte, wurde gern danach genannt, so gut wie der an einem Borne (Bornemann oder bi dem Borne); die Vokale a und o wechseln gern, vgl. Christina Lamans und Chr. Loman (1571), beides dieselben Personen. So wird

3) Gütige Mittheilung des Hrn. Prof. Hänselmann.

Hinrick Paleman (1576) in derselben Urkunde auch H. Polman genannt, wie Borchart Patiner (1532) im zweitfolgenden Jahre B. Pottiner heißt.

Ebenso hat Balthasar Rittershausen (1588) mit einem Ritter nichts zu thun, sondern er stammt aus unserm benachbarten Riddagshausen. Dieses Kloster wurde schon im 16. Jahrhundert vielfach Rittershusen geschrieben, und noch heute hat sich diese Aussprache im Volksmunde erhalten, vgl. den Volksreim:

Lat se rennen
Bet na Wennen (Wenden),
Lat se susen
Bet na Rittershusen!

Arndt Weusthoff (1661) hat eine andere Vokalisation bekommen, der erste Theil der Zusammensetzung ist wôste = wüst, öde; dies o ist nach vielfachem Brauche in oi diphthongisirt worden; so findet sich 1567 ein Hermen Woistehove und noch 1608 ein Georges Woisthof.

Die Namen auf i oder y bezeichnen nicht immer lateinische Genitive, wie Pauli, Petri, sondern sind häufig Kürzungen, besonders von Patronymicis und Ortsnamen, nach denen Leute benannt sind. So erscheint Ludicke Bentinck (1555) im Jahre 1577 als L. Benty; einer aus der Familie Bohling heißt 1577 Andreas Bohli; einer aus der Familie Bratharingk im Jahre 1593 Hans Bratheri; einer aus der Familie Buring im Jahre 1574 Tile Bury; Cordt Froling, der z. B. 1546 erwähnt wird, heißt bereits 1541 C. Froly; Olrick Koching (1568) heißt 1572 O. Kochy; Helmeke Konning (1583) im gleichen Jahre H. Konni und Konnies (Genitiv); Jurgen Langehennig (1561) im Jahre 1566 J. Langehenni; Ludeke Sauwing (1581) im gleichen Jahre L. Sauwi und Berndt Weling (1551) im Jahre 1574 B. Wely.

Wie vorsichtig man aber bei der Erklärung von Namen sein muß, mögen die Irrthümer Hoffmann's von Fallersleben zeigen, der 1867 ein Braunschweigisches Namenbüchlein schrieb und häufig mit zu geringer Ueberlegung an die Deutung der Namen heranging. Zum Beweise mögen einige seiner Erklärungen dienen: Den Namen Abel, um gleich mit dem ersten anzufangen, erklärt er adjektivisch als geschickt, hübsch, während er als Vorname aufzufassen ist = Adelbold; Arndt, der aus Arnold zusammengeschmolzen ist, ist bei ihm = Aar; in gleich falscher Weise wird der Vorname Bertram als Speichelwurz erklärt, entstanden aus Anthemis pyrethrum; der Mann aus Bokelem, Bokelmann, wird als Schreckbild, Butzemann hingestellt; der weibliche Vorname Drude = Gertrud wird mit den Druiden zusammengebracht und als Zauberin erklärt; das Patronymicum Eggeling (= Schwertsohn) ist sogar ein Bartsch im dritten Jahre, der Kosename Focke ein Vordersegel. So könnte man eine große Menge unglücklicher Erklärungen vorbringen, doch es soll mir genügen, darauf hingewiesen zu haben, wie wenig man den Erläuterungen Hoffmann's trauen darf.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

9. Parochie Lesse.

Die Parochie Lesse umfaßt die beiden Gemeinden Lesse und das wüst gewordene, einst zwischen Lesse und Barbecke gelegene Nienstedt. Der Ortsname Lesse ist der einzige in unserem Bezirke, der zu allen Zeiten dieselbe Form zeigt [1]). Die Kirche zu Lesse wird schon im Jahre 1022 in der Stiftungs- und der Bestätigungsurkunde des Bischofs Bernward und des Kaisers Heinrich II. als Eigenthum des Klosters St. Michaelis zu Hildesheim aufgeführt. Fast 800 Jahre hat dieser Verband zwischen dem Kloster und unserer Kirche bestanden. St. Michaelis besaß in Lesse auch einen Klosterhof und neun Lathufen.

Von dem Pfarrer zu Lesse hören wir zuerst im Jahre 1305. Die Ritter Burchard sen. und Lippold v. Cramme, wie Johannes, Pleban zu Lesse, beurkunden, daß ein Bauer Johannes gen. Hantole zu Lesse allem Anrecht auf eine der St. Johanniskirche zu Hildesheim gehörende Hufe zu Berle entsage [2]). Einer seiner Nachfolger ist Hermannus Cleriker von Lesse, der im Jahre 1367 als Zeuge bei einem Verkauf erscheint [3]). Erst das Reformationsjahrhundert bringt wieder kirchliche Nachrichten von Lesse. Im Visitationsbericht vom Jahre 1542 heißt es: „Johann Fricken, belehnt vom Abt zu St. Michael, residirt daselbst. Ist nicht erschienen, ist verlehnt Herrn Andres Alfeid. Der Pfarre gehören 6 Hufen, der Kirche 5 Hufen Land“. Indessen sagt der Bericht vom Jahre 1544: „Weil aber Joh. Fricke jetzt zu Hildesheim gebraucht wird, hat ein Rath gebeten mit ihm Geduld zu tragen bis auf Michaelis; dar er sich dann mit den Kastenherren [4]) vergleichen könnte, so wollte er auf Michaelis die Pfarre selbst beziehen“. Er ist aber nicht nach Lesse gegangen, denn er wurde erster Pfarrer an der 1543 zur Pfarrkirche erhobenen Capelle St. Georgii zu Hildesheim [5]).

Das Verhör von 1551 findet Johannes Kulemann in Lesse als Mercenarius. Der rechte Pfarrer ist ein Bürgerssohn zu Hildesheim, jetzt noch Student zu Erfurt. Kulemann ist ein Jahr Priester gewesen, hat die Pfarre zwei Jahr possedirt und versorgt. Hat ein Jahr die Sacramente sub utraque specie gereicht, hat seine erste Messe zu Lesse gesungen, dabei ist gewesen Cunradus Woldenbruck (Pfarrer zu Barbecke). Hat sich zu Hildesheim verehelicht. Er kriegt den Bescheid, daß er sich soll bei dem Official zu Hildesheim reconciliiren lassen, mittlerweile sollen ihm die divina verboten sein.

---

1) Lesse — altsächsisch laezva, lessa — bedeutet Weide, Trift (Du Cange, Glossarium V 57).
2) Würdtwein, nov. subsid. dipl. I 360. Die v. Cramm besaßen außer anderen Gütern den Zehnten von Lesse.
3) St. Blasien Urk. 349. L.-H.-Arch.
4) Verwalter der Kirchengüter. Bugenhagen, Kirchenordn. 1528: „Gemeyne Casten sind antorichten mit kerkengudern unde anderen gaven, darut de kerkendenste erholden werden unde der armen nottroft werde geholpen“.
5) Lauenstein, Hist. dipl. p. 321.

Die evangelische Visitation von 1568 berichtet, daß Johannes Treier Pfarrinhaber ist. Die Visitation von 1651 nennt Mag. Johannes Mollenius. „Die Gemeinde ist stark und bestundt woll. Ohne den Opfermann ist ein Schulmeister, der die Kinder wohl geübet hat. Es befunden sich feine Köpfe darunter. Sie hielten im Singen eine feine Art. Die Gemeinde hat eine Glocke in Braunschweig versetzt um 200 Rthlr.; ward ermahnt, dieselbe wieder einzulösen".

Patron der Lesser Kirche ist seit dem Jahre 1022 bis in den Anfang dieses Jahrhunderts allezeit der Abt des Michaelisklosters, jener Lieblingsschöpfung des Bischofs Bernward, gewesen. Die bischöfliche Abgabe betrug entsprechend der nicht unbedeutenden Dotation 1/2 Mark.

Das Patronatsverhältniß wurde durch die Aufhebung des Michaelisklosters im Jahre 1803 gelöst. Mit dem Reichsdeputationshauptschluß (1802) hörte die weltliche Macht der Bischöfe auf. Das Fürstenthum Hildesheim fiel an Preußen. Dieses hob die Mannsklöster St. Michaelis, St. Godehardi, Grauhof und Ringelheim auf, während die vier Frauenklöster St. Magdalenen, das Benedictinerinnenkloster zu Escherde, Dorstadt und Heiningen erst im Jahre 1810 von der westfälischen Regierung aufgelöst und ihre Güter verkauft wurden. Schon im Jahre 1803 [6]) befürwortete das Consistorium bei Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Beseitigung des fremdherrlichen Patronatsrechts in Lesse, das doch seine Nachtheile haben könnte. Mit Zustimmung des Herzogs wurde mit der preußischen Kriegs- und Domänenkammer zu Halberstadt wegen eines Umtausches verhandelt. Braunschweig besaß nämlich im Hildesheimischen das Patronatsrecht in Adenstedt, welches vordem der Aebtissin von Gandersheim zustand. In Adenstedt stand damals Pastor Schütze, in Lesse Pastor Gregorius Baumgarten. Der Umtausch kam noch in demselben Jahre zu Stande, so daß seitdem der Landesfürst Patron der Kirche zu Lesse ist.

Die Kirche zu Lesse ist, abgesehen von dem stattlichen Thurme, im Jahre 1797 erbaut. Ueber der Kirchthür lesen wir folgende Inschrift: Ebr. IV, 7 [Heute so ihr seine Stimme höret —] — In diesem Gotteshause such' nicht Schönheit noch Pracht, Nur das, was Dich beruhigt, und sicheres Wohl verschafft. Im Kirchthurme sind zwei Glocken, von denen die größere beschrieben ist:

> Zur Andacht treib' ich an, o Mensch, es wohl bedenke
> Und Gott dein ganzes Herz, Gemüth und Seele schenke.
> Mein Schall dir dienen soll zu einer Wachsamkeit
> In deinem Christenthum, so bist du stets bereit.
> Anno 1720 Christian Ludwig Meyer.

Die kleinere Glocke ist 1777 gegossen und 1877 gesprungen. Zur Legirung derselben schenkte Prinz Friedrich Karl von Preußen Bronze aus erobertem, französischem Geschütz. Sie ist damit umgegossen 1881 von Collier in Zehlendorf.

Der andere Bestandtheil der Parochie Lesse ist die heute verschwundene Gemeinde Nienstedt. Wir begegnen in unserer Gegend zwei Orten, welche den Namen Nigenstede tragen. Nienstedt bei Assel, wo schon 1146 das Godehardikloster zu Hildesheim 1/2 Hufe besaß, später mit Burgdorf vereinigt. Sodann unser Nienstedt, etwa 2 km nordöstlich von Lesse gegen Barbecke gelegen. Der Ort bestand aus 25 Hofstellen, darunter zwei Halbspännerhöfe; die übrigen waren Kothsassen und Brinksitzer. In der Mitte des Ortes stand die Capelle, vom Kirchhofe umgeben. Westlich von der Kirche befand sich die Meesche, ein von Kopfweiden eingefaßter großer Grasplatz, auf dem einmal im Jahre ein Markt abgehalten wurde. In ganz Ostfalen war dieses der einzige Markt, von dem wir hören. Nienstedt war nach Lesse eingepfarrt, und dessen Pfarrer hatte die Pflicht, einmal im Jahre in Nienstedt Gottesdienst zu halten und zwar am Markttage. Erst nach beendetem Gottesdienst wurde der Markt auf der Meesche eröffnet. Für die Abhaltung des Gottesdienstes erhielt der Pastor 2 1/2 Gulden und der Lesser Opfermann 10 Mariengroschen. Zu der Bestattung der Todten mußten Pastor, Opfermann und Schulkinder von Lesse sich nach Nienstedt begeben.

Daß unser Ort im 30jährigen Kriege oder bei Gelegenheit eines Plünderungszuges der Braunschweiger im Anfange des 17. Jahrhunderts zerstört sei, ist eine unhaltbare Behauptung. Auch der Einfall des Grafen Volrad von Mansfeld, der Lichtenberg verbrannte, hat unser Nienstedt nicht vernichtet. Schon die ersten Erbregister wissen nichts mehr von der Gemeinde Nienstedt, sie erwähnen nur noch das Nienstedter Feld. Im Jahre 1540 existirt also der Ort nicht mehr. Die letzte Erwähnung des Ortes finden wir im Jahre 1434, wo die von Uetze 1 Hof und 2 Hufen zu Nygenstede im Gericht Lichtenberg von Hildesheim zu Lehn haben [7]). Ob die Auflösung des Ortes in den unsicheren Fehdezeiten sich allmählich vollzogen oder sein Untergang durch Feuer herbeigeführt wurde, wissen wir nicht. Die Vermuthung, es sei Nienstedt in der Hildesheimischen Stiftsfehde in Flammen aufgegangen, ist nicht ohne Grund. Wie die benachbarten Hildesheimischen Orte — Söhlde, Himstedt u. a. — durch den Einfall der von Salder schwer gelitten, so sind auch unsere braunschweigischen Dörfer nicht verschont geblieben. Zweimal sind die Hildesheimer brennend und plündernd in das Gericht Lichtenberg eingefallen i. J. 1521/2 (vergl. Chronik Asche's v. Heimburg). Die Bewohner Nienstedts haben sich zum größten Theile in Lesse, eine kleine Zahl in Barbecke, zwei Familien in Reppner angesiedelt. In Barbecke wohnen sie auf dem Heerwege; sie haben als alte Nienstedter Antheil am Lesser Holz, während die auf der Sustrate wohnenden Barbecker in das Soelder Holz gehören. So berichtet schon das Erbregister von 1566. Bis zum Jahre 1803 haben die früheren Nienstedter noch einen eigenen Bauermeister gehabt, der stets in Lesse wohnte.

Die festen Mauern der Kirchenwände, wie das Mauerwerk des Kirchthurmes widerstanden dem Ver-

---

6) Acten bei Herzogl. Consistorium zu Wolfenbüttel.
7) Dürre, Adel III, 13 (L.-H.-Arch.).

falle noch lange. Nach Hassel und Bege[8]) sollen die Steine der verfallenen Kirche von Nienstedt im Jahre 1660 zum Aufbau der neuen Kirche in der Auguststadt-Wolfenbüttel verwendet sein. Die Quelle, woraus diese Nachricht stammt, ist nicht zu ermitteln. Die sehr eingehenden Mittheilungen bei der Auguststädter Pfarre berichten wohl, daß Material der alten Kirche in Gotteslager zum Bau der Johanniskirche verbraucht ist, aber von Nienstedt erzählen sie nichts. Uebrigens ist auch das Jahr 1660 ungenau. Denn damals war der Kirchenbau von St. Johannis noch nicht einmal beschlossen. Im Laufe dieses Jahrhunderts sind die letzten Reste der Kirche zu Nienstedt abgebrochen. Die Steine sind größtentheils zum Ausbessern der Feldwege, die Quadersteine zum Hausbau verwendet. Heute zeigt noch ein Schutthaufen die Stelle des einstigen Kirchthurmes.

Zweifellos ist bei Nienstedt auf der Meesche die langgesuchte Malstatt dieses Theils von Ostfalen. Die Beweise dafür sind 1. der Ausdruck Lesser Goë, d. i. der um den Hauptort Lesse sich schließende Gau als uralter Cultur-, Gerichts- und Marktbezirk. Noch im 16. Jahrhundert bestimmen die von Salder als Gerichtsherren das Strafmaß für die einzelnen Vergehen „na der Lesser ghode“, 2. der seit uralten Zeiten bestehende Markt bei Lesse-Nienstedt, 3. die centrale Lage des Platzes, 4. die noch heute lebendigen Sagen. Auf der Meesche bei Nienstedt erblickt man Nachts 12 Uhr einen langen Tisch. Daran sitzen mehrere Schreiber und viel Männer oder man sieht Leute am Tische einen großen Haufen Geld aufzählen. Der Wanderer wird, wenn er dies erblickt, vom Bann festgehalten, bis die Geisterstunde vorüber ist. — An der Boller (Bolder-) Wiese lauert dem Wanderer der „Schleppetewe“, ein großer Hund mit feurigen Augen, auf. Kommt ein Mensch mit bösem Gewissen, so richtet sich der Hund plötzlich vor ihm auf, legt ihm die Vorderpfoten auf die Schulter und hält ihn eine Stunde fest. Diese Sagen weisen unzweideutig auf das vor Alters an dieser Stätte gehegte Gericht zurück.

Während uns nun aber von dem alten Barumer Goding noch urkundliche Nachrichten erhalten sind[9]), fehlt es gänzlich an solchen von der Malstatt Lesse-Nienstedt. Dieser Umstand hat einen sehr klaren Grund. Das alte Volksgericht wurde durch die auf der nahen Burg Lichtenberg residirenden Vertreter des Landesfürsten früh beseitigt. An die Stelle des Godings trat das fürstliche Landgericht, das von Lichtenberg aus in Lichtenberg selbst, in Heerte und in Oelsburg gehalten wurde. Das von dem fürstlichen Sitze weiter entfernte Barum wahrte seine rechtliche Selbständigkeit länger. Noch 1382 heißt es: In Richtes stad vor des Landes Richter, deme Gogreven von Barum.

10. Parochie Burgdorf.

Die Geschichte der Parochie Burgdorf—Hohenassel—Nordassel ist zweifellos die krauseste, aber auch interessanteste unserer Gegend. Der jüngste Bestandtheil dieses Kirchspiels ist Nordassel, das erst um d. J. 1630 von der Parochie Nettlingen getrennt wurde.

Der ursprüngliche Bestand war 1. die Burggemeinde Asleburg, 2. die Bauergemeinde Burgdorf—Hohenassel—Luttrum.

Die uralte Veste Asleburg war der Mittelpunkt der Besitzungen der nach ihr genannten Grafen. Mit Recht wird sie für die Hesleburg gehalten, auf der sich i. J. 984 die sächsischen Fürsten gegen den Bayernherzog Heinrich den Zänker und für den sächsischen König Otto III. zusammenschlossen. Die Grafen von Asselburg starben mit dem Grafen Otto um d. J. 1175 aus. Obgleich Otto's Wittwe Salome an der Malstatt zu Holle in der Grafschaft Burchard's von Woldenberg (in pago Ambergo in mallo Hollen) i. J. 1186 ihre Güter der Hildesheimischen Kirche übergeben hatte, so nahm doch Heinrich der Löwe die Hinterlassenschaft der Grafen für sich in Anspruch. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß zwischen dem Löwen und dem Bischof eine Einigung zu Stande gekommen ist. Unbegründet ist die von Hassel und Bege[1]) vorgetragene Meinung, es sei das ganze Gericht Lichtenberg aus dem Gütercomplexe, den der Löwe von dem letzten Grafen von Asselburg ererbte, entstanden. Auch die Burg Lichtenberg hat diesen nicht gehört, da sie nur im Westen des späteren Gerichtes Lichtenberg begütert waren. Herzog und Bischof einigten sich auf eine Halbirung der Asselburger Güter[2]). Dafür zeugt auch die Theilung der kirchlichen Lehnsrechte. Die älteste Urkunde vom J. 1213 besagt, daß der zweite Sohn Heinrich's des Löwen, Kaiser Otto IV[3]), dem von ihm gestifteten Kloster zu Scheverlingenburg (jetzt Walle) unter anderem die Hälfte der Kirche bei Asle überweist[4]). Otto änderte jedoch seine Absicht und übertrug die für jenes Kloster bestimmten Güter dem Stifte St. Blasii zu Braunschweig mit der Verpflichtung, daß dieses dafür drei Geistliche in Scheverlingenburg unterhalten sollte. Dieses geschah am 18. Mai 1218, am Tage vor Otto's Tode auf der Harzburg. Hierdurch kam die Hälfte des Eigenthums an der Kirche der „Asleborch“ und ihren Gütern an St. Blasien.

Die andere Hälfte eignete seit der Erwerbung des anderen Theils der Assel'schen Güter durch Bischof Adelogus von Hildesheim im Jahre 1187[5]) dem bischöflichen Stuhle. Diese Theilung bezog sich aber gleicherweise auf die Kirche zu Burgdorf, wie sich aus den später zu erörternden Patronatsstreitigkeiten ergiebt.

Daß die beiden Kirchenlehen der Asselburg und von Burgdorf einen besonderten Bestand hatten, folgt auch

8) Topogr. Beschreib. I, 435.
9) cf. mein Amt Salder, Rechtsentwicklung, S. 35.

1) Topogr. I 426, wiederholt von Kayser, Reform. Kirchenvisit. 131, Anm. 222.
2) Uslar-Gleichen, Grafen von Winzenburg, S. 251 ff. gegen Kofen, Winzenburg S. 54/5.
3) Die Asleburg (wie auch Lichtenberg) war bei der Erbtheilung der Söhne des Löwen i. J. 1202 Otto zugefallen (Orig. Guelf III, 627).
4) Medietatem ecclesiae apud Asle (Kofen, Winzenburg S. 53). Daß hiermit nicht die Burgdorfer Kirche gemeint ist, ergiebt sich aus dem Folgenden.
5) Monum. Germ. Script. XVI 218f. (Annal. Steterb.)

aus einer Episode aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Den Augustinerinnen zu Oddingeroth (Engerode bei Gebhardshagen), die wegen Streitigkeiten mit dem Ritter Thitmar von Oddingeroth hinsichtlich der von ihm beanspruchten Vogteirechte einen anderen Niederlassungsort suchten, wurde von dem Bischof von Hildesheim und dem Capitel zu St. Blasien je die Hälfte des Pfarrhofes der Kirche zu Asleburg i. J. 1236 überwiesen[6]). Ausdrücklich hebt das Stiftscapitel hervor, daß dem neuen Kloster nur das halbe Pfarrgrundstück unter Ausschluß aller zu demselben gehörenden Güter und Gülten zukommen solle — frei von jeder Vogteiherrschaft oder sonstiger weltlicher Gewalt[7]). Hierauf kam es den Klosterfrauen und ihrem Probste Heinrich von Lamspringe besonders an, da sie mit der Anmaßung des ritterlichen Grundherrn in Engerode so schlechte Erfahrungen gemacht hatten. Dennoch kam die Klostergründung auf dem Asselburger Pfarrhof nicht zu Stande, weil Konrad, der Marschall des Bischofs Konrad, jenes Grundstück als Lehnsgut beanspruchte. Erst in Wülfinghausen am Deister fanden die Nonnen eine bleibende Stätte.

Aus der Verschenkung des Pfarrgehöftes geht aber hervor, daß ein eigener Kleriker dort nicht hauste, wenngleich die Burgcapelle noch vorhanden war. Bischof und Blasienstift zogen die Einkünfte und ließen die kirchlichen Geschäfte gegen ein geringes Entgelt nebenamtlich von einem benachbarten Pfarrer verrichten. So amtirte i. J. 1355 Pfarrer Johannes in Honeckelsum (Hoheneggelsen) an der Capelle zu Asleborch[8]). Aus einer noch später zu erwähnenden Urkunde von St. Blasien aus d. J. 1314 geht hervor, daß wegen Zwistigkeiten unter den Inhabern der beiden Patronatshälften die Capelle der Burg lange Zeit hindurch gänzlich des Geistlichen entbehren mußte, so daß die geistlichen Verrichtungen vollständig ruhten.

Das gegen Ende des XV. Jahrhunderts aufgestellte Hildesheimische Archidiaconatsverzeichniß zählt eine Pfarre Asselburg noch auf. Wie aber die Burg wohl in Folge der Nachbarschaft des ungleich günstiger gelegenen Lichtenberg allmählich verfiel, so auch die Kirche mit ihr. Erst i. J. 1568 hören wir im Visitationsbericht: „Asselburg, ein Desolat bei Borchtorf, hat Her Daniel Buschmann zu Braunschweig, geht vom Archidiacon zu Hildesheim, Aschwin von Bevern, zu Lehen. Hat vier Hufen Landes, eine vor Lesse, zwo vor Berel, eine vor Borchtorff gelegen; ein wüster Hof zu Borchtorff giebt Hofzins 5 Groschen“. Zu dieser Zeit ist also Burg und Capelle völlig wüste, die Pfründe wird aber noch verliehen.

6) Calenb. Urkdbch. VIII 2 vgl. Br. Magazin Jahrg. 1898 S. 65 ff.: Ein Kloster- und Wallfahrtsort im Amte Salder.

7) Laut erschallt in dieser Zeit die Klage über die Vögte der geistlichen Stiftungen, die nicht mehr „Schirmer und Schützer, sondern Dränger und Drücker“ ihrer Clienten waren. Deshalb löste i. J. 1232 Bischof Konrad von Hildesheim die Vogtei der Ritter von Hagen (Gebhards-) über die beiden Meierdinge des Domcapitels in Barum und Beddingen ab, nachdem die von Hagen i. J. 1222 bereits der Vogtei über die Güter des Klosters Steterburg hatten entsagen müssen.

8) Blasian. Urkd.

Hierüber berichten auch die Erbregister des Hauses Lichtenberg.

In demjenigen von 1540 wird die Asselburg nicht genannt, aber Herr Aschen von Bevern als Lehnsherr der kirchlichen Güter bezeichnet 1566: „für 1 Hufe zinst Bartoldt Funcken Ern Daniel Buschmann zu Braunschweig 1 Scheffel Roggen und 1 Scheffel Habern, gehört zur Asselburch“. 1579: „1 Hufe zinset dem Consistorio zu Wulfenbüttel . . . und von der Asselburg 5 Gr.“ 1593 ist an die Stelle des Consistoriums Arnd von Kniestedt getreten. Wir haben uns also die Lehnsgeschichte dieser Güter so vorzustellen. Um 1570 hat Herzog Julius diejenigen Asselburgischen Stücke, die von ihm zu Lehen gingen, dem Consistorium zugeeignet. Wie diese Stücke, die vorher vom Archidiacon zu Lehen gingen, in die Lehnsgewalt des Herzogs kamen, wissen wir nicht. Um 1590 starb Joachim, der Letzte aus dem Geschlechte von Assel, die einige Güter in Burgdorf und Hohenassel besaßen. Mit diesen Gütern wie mit den Lehnsstücken des Consistoriums finden wir nach Ausweis des Erbregisters schon 1593 Arndt von Kniestedt, den fürstlichen Rath zu Wolfenbüttel, belehnt. Damit fallen die gängigen Darstellungen bei Koch, Hassel und Bege u. s. w. An die Stelle der Kniestedt sind später die von Cramm getreten.

Wir wenden uns nun zur Parochialgeschichte von Burgdorf. Dieses Kirchspiel umfaßte ursprünglich die Dörfer Burgdorf, Hohenassel und Luttrum. Burgdorf ist aus der Vereinigung der Dörfer Altedorf und Steinem entstanden. Das unter der Burg belegene Dorf wurde als „das alte Dorf“ bezeichnet, als sich die von Steinem ebenfalls unter dem Schutze der Burg ansiedelten. Noch heute scheidet sich die Feldmark in das Burgdorfer und Steinemfeld. Ferner war dort eine Ansiedlung, die „Nienstede“ genannt, wo das Godehardikloster i. J. 1146 Grundbesitz hatte[9]). 1492 haben die von Salder die Nygenstide zu Burgdorf von den Herzögen zu Lehen mit 21 Hufen[10]). Dieses Nienstedt ist nicht mit dem wüsten Nienstedt vor Lesse zu verwechseln. Dieses Nienstedt kann nichts anderes als der sonst Steinem genannte Theil von Burgdorf sein.

In Hohenassel ist der Ort Henzen, Heinzen, Heinzheim einverleibt, 1318 als Hentessem erwähnt[11]). Es lag am südlichen Abhange des Hohenasseler Holzes zwischen Westerlinde und Luttrum. Noch heute scheidet man zwischen dem Hohenasseler und Hensenfeld. Der frühere Kirchhof von Henzen heißt jetzt die Dodenwiese. Das Areal des Dorfes betrug etwas über 300 Morgen.

Endlich gehörte noch Luttrum von Alters her zu der Parochie Burgdorf. Die Visitation von 1542 schreibt: Luttulum, ist eine Capell, wird versorgt aus dem Gerichte Lichtenberg, Pastor Herr Stephen Kusel, 11 Morgen Land. Nach dem Berichte von 1568 gehen die

9) Lüntzel, Hildesheim II, 183.

10) Dürre, Adel II, 8 (L.-H.-Archiv).

11) Die Edelherren von Dorstadt besitzen 1318 2 Hufen zu Stenem (Steinum), 6½ Hufen zu Hentessem, 3 Hufen zu Sudasle (Hohenassel) Sudendorf, Urkundenbuch I. Steinem war größer als Burgdorf, dieses hält 400, jenes 850 Morgen Areal.

von Luttrum zum Gottesdienst in die Kirche von Burgdorf, wo sie auch ihr Begräbniß haben.

In diesem kirchlichen Verbande trat nun um 1630 eine Veränderung ein. Um diese Zeit schied nach dem Berichte des Corpus bonorum Luttrum aus, und Nordassel wurde aufgenommen. Das letztere war bis dahin Tochtergemeinde der Erzpriesterparochie Nettlingen, das von jeher Hildesheimisch war, während Nordassel zum braunschweigischen Hause Lichtenberg gehört. Luttrum wurde zur Parochie Grasdorf gelegt.

Der ersterwähnte Pfarrer von Burgdorf ist Alexander plebanus in Borchtorpe, dessen Gedächtniß an seinem Todestage, dem 23. August, zu St. Blasien in Braunschweig gefeiert wurde [12]) und zwar durch M. V. L., d. i. Missa, Vigilia, Litania. Dafür hat er um 1260 13½ Schill. gestiftet, wovon jeder Stiftsherr am Memorientage jährlich 6 Pfennige, jeder Priester 3 Pfennige erhielt. Es ist wahrscheinlich, da er sacerdos (Priester) genannt wird, daß er im Stifte lebte, die Burgdorfer Pfarre aber durch einen Vicar verwalten ließ.

Im J. 1306 tritt ein Johannes, plebanus in B., als Zeuge einer Stiftung beim Bartholomäusstifte auf [13]). 1355 starb Sigfridus de Getelde, Rector der Kirche in Borchtorpe. Sein Nachfolger war Borchard Ruschedüvel und dessen Nachfolger um 1383 Arnoldus Isernhod. Dieser war auch 1391 dort [14]).

Erst der reformatorische Bericht nennt 1542 wieder einen Pfarrer von Burgdorf: „Steffann Kusel, ist sein eigen (also nicht verpachtet) von Georgen Barner zu Hildesheim". Dieser ist Domherr von 1507 bis 1539. Kusel muß also schon in den dreißiger Jahren mit Burgdorf belehnt sein. „4 Hufen Land zinsen 6 Scheffel Roggen und 6 Scheffel Hafer; 6 Fuder Holz = 3 Gulden".

Auch 1544 ist St. Kusel dort, hat 18 Gulden Einnahme, muß Zulage haben. Der Pfarrer berichtet, daß die Nonnen von Wöltingerode auf der Feldmark zu Hogenassel 6 Hufen und den ganzen Zehnten hätten, welcher dem Kloster wäre versetzt von denen von Walmoden [15]). Die beiden Kirchen zu Burgdorf und Hohenassel haben 4½ Scheffel und 3 Himpten einzunehmen, davon könnten wohl dem Pfarrer drei Scheffel Roggen zugelegt werden.

Vor der katholischen Commission des Jahres 1551 erschien Pfarrer Henricus Solers, über dessen Person und Amtsführung aber nichts verlautet. 1568 ist Bartholomäus Michaelis dort Mercenarius, der eigentliche Pfarrinhaber ist Adam Pfaffendorf, der merkwürdigerweise wieder Pfarrpächter in Bruchmachtersen ist [16]).

Bei der Visitation i. J. 1651 ist Theodor Dillenberg in Burgdorf Pfarrer. „Die Gemeinde mit den Filialen Hohenassel und Nordassel waren mit in der Kirche, gaben zusammen einen feinen Haufen. Sie gaben insgemein gute Antwort. Am Sonntag kommt die Gemeinde zur Mutterkirche zur Katechismuslehre, wie auch am Montag zur Betstunde und Freitag zur Predigt. Die Taufe kostet 12 Groschen, also 3 Groschen mehr als sonst; aber, wie berichtet wird, früher speiste der Pastor sammt seiner Frau drei Tage im Taufhause. Nachdem die Taufgelage aufgehört, sind drei Groschen dafür gerechnet. Auf solchen Bericht gab die Gemeinde sich zufrieden [17]). Die Leute meinten auch das Schulgeld wäre zu hoch, könnten viele nicht bezahlen. Habe ich verordnet, daß das Schulgeld für etliche arme Leute von den Kircheneinnahmen soll genommen werden".

(Schluß folgt.)

12) Blas. Memor. zum 23/VIII ed. Dürre.
13) Döbner, Hildesh. Urkdb. I, 325.
14) Urkden St. Blasien in L.-H.-Archiv.
15) Dieser Zehnte mit 6 Hufen und 1 Meierhof wurde für 210 löth. Mark i. J. 1397 von den Walmoden's an Wöltingerode verkauft. Dürre, Walmod. Regesten № 240 ff.
16) Br. Mag. 1899, S. 207.

17) Vgl. Landesord. Herzog Augusti v. J. 1647 № 18: „Die Gelage bei denen Kindstaufen sowohl für die Gevattern, als andern Gäste, sie seien Pastoren, Opfermänner oder andere, sollen ganz und gar abgeschafft sein bei Strafe von 4 Gulden für jeden Gast".

Bücherschau.

Im 11. Jahrgange der **Zeitschrift für christliche Kunst** (1898 Nr. 2 Sp. 33—50) hat Hans Pfeifer einen interessanten Aufsatz über den siebenarmigen Leuchter im Dome zu Braunschweig veröffentlicht, auf den wir noch etwas verspätet kurz hinweisen möchten. Er spricht sich insbesondere aus kunstgeschichtlichen Gründen dahin aus, daß das umfangreiche Kunstwerk um das Jahr 1190 in Braunschweig von einem Künstler hergestellt worden sei, der aus der Ferne, wahrscheinlich aus Frankreich, von Herzog Heinrich dem Löwen berufen worden sei. Die Verwandschaft des Fußes mit dem des Leuchters in Rheims mache dies sehr wahrscheinlich. In Betreff des ursprünglichen Platzes des Leuchters neigt sich Pfeifer der Ansicht zu, daß er im Mittelschiffe zwischen dem Grabe Heinrich's und dem Kreuzaltare gestanden habe. Im Jahre 1709, als manche Veränderungen eintraten, wurde er auf den hohen Chor gebracht. Hier ist ihm wahrscheinlich als eine der Sockelplatten die Altarplatte des Kreuzaltars gegeben, der damals beseitigt wurde. Sie besteht aus Roggenstein vom Nußberge und zeigt eine polirte Oberfläche. Das ist eine Seltenheit, die für sehr hohes Alter spricht, da schon Heinrich der Löwe zu hervorragenden Bautheilen mit Vorliebe edelere Gesteinsarten verwandte. 1728 wurde der Leuchter beseitigt und erst über ein Jahrhundert später wieder aufgestellt. Manche Ziertheile sind so abhanden gekommen, die erst jetzt neu wieder angefertigt worden sind. Ueber die leitenden Gesichtspunkte bei dieser Arbeit erhalten wir am Schluße des Aufsatzes erwünschten Aufschluß.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Januar. Wirksamkeit der von der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig eingesetzten Sachverständigen-Commissionen; das Braunschw. Gewerbesteuergesetz vom 27. März 1893. — Februar. Industrie und Handel i. J. 1899; Handelsregister. — März. 41. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig; Industrie u. Handel i. J. 1899. — April. Ertragsberechnung für die Verlängerung des Braunschw. Stichcanals bis Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 11. 3. Juni **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Zunftgebräuche bei dem Hauszimmer-handwerk im 19. Jahrhundert.

Von J. Merckel.

Von der hohen Bedeutung und der politischen Macht, welche die Zünfte im Kampfe mit dem Patriciat sich im Mittelalter errungen hatten, sanken sie in den folgenden Jahrhunderten, je mehr der Großbetrieb und der freie Handelsverkehr sich entwickelten, die fürstliche Macht erstarkte und die städtische Selbständigkeit dahin schwand, immer mehr herab, bis ihnen durch die Einführung der Gewerbefreiheit in unserem Jahrhundert ein völliger Untergang bereitet wurde. Lange Jahre haben die Zünfte in großem Ansehen und hoher Geltung bestanden. Es ist nur natürlich, daß sich im Laufe der Jahre feste Formen ausbildeten, in denen sie lebten, und daß diese um so mehr erstarrten, je geringer der Einfluß der Genossenschaften im öffentlichen Leben geworden war. Diese Förmlichkeiten waren nur den Eingeweihten bekannt, wurden nur mündlich überliefert. Jetzt ist diese Ueberlieferung schon seit geraumer Zeit im Absterben begriffen und nicht lange mehr wird es währen, daß auch der letzte Mund, der von jenen Dingen Selbsterlebtes zu erzählen weiß, auf immer sich schließen wird. Und doch steckt in diesen Bräuchen, deren Alter sich schwer wird feststellen lassen, ein gut Stück deutscher Culturgeschichte. Deshalb wird es gewiß nicht ungerechtfertigt erscheinen, wenn wir im Nachfolgenden von einer dieser Zünfte berichten, was wir darüber haben in Erfahrung bringen können.

Unser Gewährsmann ist ein alter Zimmergesell, der in Folge zunehmenden Alters zwar das regelmäßige Arbeiten auf dem Zimmerplatze aufgegeben hat, jedoch mit Vorliebe sich noch immer mit Arbeiten seines Handwerks beschäftigt, soweit er sie noch zu bewältigen vermag.

Bei Gelegenheit derartiger Arbeiten kam das Gespräch auf die früheren Zeiten und schließlich auf Zünfte und Zunftgebräuche. Hierbei entwickelte der Alte große Lebhaftigkeit und erzählte mit sichtlichem Stolz, daß er zwei Mal Altgesell und Ladegesell gewesen und mit sämmtlichen Ceremonien seiner Zunft auch noch heute völlig vertraut sei. Darum angegangen, ob er nicht Mittheilungen darüber machen wolle, erklärte er, daß zwar zur Zeit der Zünfte strenge Geheimhaltung der Gebräuche gefordert worden sei, daß er aber glaube, jetzt — nach deren Erlöschen — darüber reden zu dürfen und das auch gern thun wolle, wenn die ihm so lieb gewordenen Gebräuche und Sprüche auf diese Weise vor Vergessenheit bewahrt blieben.

Es erübrigt noch, vorauszuschicken, daß, wenn auch im Großen und Ganzen die Gebräuche und das Formelwesen einer bestimmten Zunft in ganz Deutschland gleich waren, kleine Abweichungen dennoch stattfanden, und daß solche, wenn sie im Folgenden vorkommen, auf Eigenthümlichkeiten der Zimmermannszunft in Wolfenbüttel zurückzuführen sind.

Die Aufnahme der Lehrlinge in die Zunft erfolgte meistens zu Ostern und Michaelis und begann mit der Ceremonie des Einschreibens. Der angehende Lehrling hatte sich zu dem Zwecke mit blauer Jacke und Schurzfell angethan in der Herberge der Zimmermannszunft einzufinden und sich in die dort befindliche Meisterstube zu begeben. Hier waren die sämmtlichen Zunftmeister unter Vorsitz des Altmeisters versammelt, auch war in Wolfenbüttel speciell stets ein Beamter des Stadtmagistrats, und zwar nicht selten der Stadtdirector selbst, zugegen. Nach erfolgter Eintragung der Personalien durch den Altmeister in das Lehrlingsbuch, wurde der Lehrling mit wohlgemeinten Ermahnungen, denen sich häufig auch die Magistratsperson anschloß, entlassen.

An solchen Tagen, an welchen auch das Ausschreiben der Lehrlinge, d. h. ihre Beförderung zu Gesellen, stattfand, feierte die Zunft Quartal. Alljährlich fanden zwei solcher Quartale statt, und zwar am Montag nach dem weißen Sonntage und am Montag nach Michaelis. An solchen Tagen warfen sich Lehrlinge, Gesellen und Meister in ihr Feiertagsgewand und aus einem Fenster der Herberge flatterte das mit den Emblemen der Zimmererzunft geschmückte buntfarbige Banner lustig im Winde.

Während in älteren Zeiten der Lehrling bei seinem Lehrherrn Wohnung und Kost erhielt, und dieser väterliche Gewalt über den Lehrling hatte, wohnte um die Mitte des Jahrhunderts der Zimmerlehrling bei seinen Eltern oder Pflegern; er hatte auch keinerlei häusliche Pflichten gegen die Meistersfrau zu übernehmen, als da sind Kinderwarten, Botengänge machen und der-

gleichen, mit einem Worte, gewissermaßen Kinder- und Hausmädchen zu ersetzen. Nur am Sonntag Morgen war er verpflichtet, sich in der Wohnung seines Meisters einzufinden, dessen Stiefel zu putzen, das Zeug zu reinigen und vielleicht einige Botengänge zu machen. Im Uebrigen verbrachte er seine Zeit auf dem Zimmerplatze und wurde von Meister und Gesellen in seinem Handwerke regelrecht unterwiesen. Hier schon wurden ihm auch Regeln des äußeren Anstandes beigebracht, so vor Allem Beobachtung größter Höflichkeit und Bescheidenheit in seinem Verhalten gegen Meister und Gesellen, und zwar sowohl auf dem Zimmerplatze, als auch an anderen Orten. So verläßt er bei Feierabend erst den Arbeitsplatz, nachdem der letzte zünftige Gesell ihn verlassen und er sämmtliche Geräthschaften an Ort und Stelle gebracht hat. Begegnet der Lehrling einem Gesellen auf der Straße, so hat er die Kopfbedeckung abzunehmen; er darf bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten, auch auf dem Zimmerplatze, nicht ungefragt mit einsprechen, überhaupt den Gesellen gegenüber nur dann reden, wenn er dazu aufgefordert wird.

Je nachdem, ob ein Lehrgeld bezahlt wird oder nicht, dauert die Lehrzeit 3 oder 4 Jahre. Das Lehrgeld betrug in Wolfenbüttel in der Regel 10 Thaler und 1 silbernen Eßlöffel oder 3 Thaler. Etwa 3 oder 4 Wochen vor Beendigung der Lehrzeit sucht sich der Lehrling zwei zünftige Gesellen aus, die sogenannten Schenkgesellen, welche er darum angeht, ihn in die Gebräuche der Zunft einzuführen. Diese Gesellen machen nun nach Feierabend mit dem Lehrlinge, welchem sie ihre Fürsorge angedeihen lassen wollen, einsame Spaziergänge, auf welchen sie ihm sowohl die Sprüche, als auch das bei seiner demnächstigen Aus- oder Losschreibung, d. h. der Aufnahme in die Gesellenschaft, zu beobachtende äußere Benehmen, das einer scharfen Kritik des Altgesellen und der gesammten Gesellenschaft unterliegt, einüben.

Endlich, nachdem zuvor ein Gesellenstück von dem Lehrling gearbeitet und von den Meistern für genügend befunden worden, ist der Tag der Losschreibung vom Lehrlingsstande und die Aufnahme unter die Gesellen der Zunft gekommen. In der Herberge finden sich in den Morgenstunden die Zunftmeister in der Meisterstube ein, ebenso wie auch ein Beamter des Magistrates. Die in der Gaststube harrenden Lehrlinge werden in die Meisterstube citirt und erhalten hier vom Altmeister den für sie ausgefertigten Lehrbrief, in welchem ihnen ein Zeugniß über die regelrecht überstandene Lehrzeit ausgestellt wird. Auch bei dieser Gelegenheit fällt manch lobendes, aber auch tadelndes Wort, je nachdem sich der Betreffende während seiner Lehrzeit verhalten hat, und manches wohlgemeinte Mahnwort wird dem Unsicheren mit auf den ferneren Lebensweg gegeben.

Am Nachmittag geht dann die Aufnahme des Lehrlings, der nun Junggeselle heißt, in die Gesellenschaft vor sich, und zwar auf dem sogenannten „Handwerkssaale“ der Zunft, unter Leitung des Altgesellen. Die aufzunehmenden Junggesellen sind in der Gaststube der Herberge versammelt und gewärtigen des Heraufholens durch die Schenkgesellen in den Handwerkssaal, in welchem der Altgeselle und sämmtliche Gesellen der Zunft sich befinden.

Der Altgeselle und der Ladegeselle haben ihren Platz an einem besonderen Tische allein eingenommen; vor ihnen steht die geöffnete Lade mit den Documenten, Werthsachen und anderen der Zunft gehörenden Gegenständen, sowie der mit bunten Bändern gezierte große zinnerne Krug, der sogenannte „Willkommen“.

Der Altgeselle, welcher das Regimentsholz, d. h. einen mit farbigen Bändern geschmückten, oben mit einem kugelförmigen Ansatz versehenen Stab, in der Hand hält, steht auf, klopft drei Mal auf den Tisch und spricht:

„Mit Gunst und Erlaubniß. Die ganze ehrbare Gesellschaft wird so gut sein und aufstehen und wird ihr Haupt entblößen, auf mein Begehr und nach altem Handwerksgebrauch und Gewohnheit“.

Alle (indem sie ihre Kopfbedeckung abnehmen):

„Ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Dreimaliges Klopfen des Altgesellen.

„Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, ein wenig Gehör“.

Abermaliges Aufklopfen.

„Also mit Gunst und Erlaubniß, es soll eine kleine Umfrage gehalten werden von dem Aeltsten bis zum Jüngsten und vom Jüngsten bis zum Aeltsten, ob der Eine oder der Andere etwas weiß, was in unserem hochlöblichen Hauszimmerhandwerk einem zuwider oder zu nahe geschehen, derselbe sei so gut und trete vor und bringe seine Sache mit Bescheidenheit an. Hat er Recht, so soll ihm mit allem Rechte geholfen werden, hat er aber Unrecht, so soll er nach allen Regeln nach Handwerksgebrauch zur Buße gezogen werden“.

Wenn sich nun Niemand meldet, abermaliges Klopfen.

Altgeselle: „Also mit Gunst und Erlaubniß, wer weiß was“?

Abermaliges Klopfen. Wenn sich Keiner gemeldet:

„Also mit Gunst und Erlaubniß, wenn Keiner was weiß, weiß ich was. Mit Gunst und Erlaubniß, es haben sich .... Lehrlinge gemeldet, welche ihre Lehrzeit richtig bestanden und sich nun von uns losgeben lassen wollen. Mit Gunst und Erlaubniß, wer Schenkgeselle ist, der trete vor“.

Die Schenkgesellen treten nun vor den Tisch des Altgesellen. Sind mehrere Lehrlinge unten, so wird geloost, wer von ihnen zuerst heraufgeholt werden soll. Ist das Loos gefallen, so sagt der Altgeselle:

„Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, wer wird so gut sein und den .... einmal heraufholen auf den ehrsamen Handwerkssaal?“

Hierauf begeben sich die beiden Schenkgesellen hinunter in die Gaststube und werden da von ihrem Junggesellen mit weißen Schärpen geschmückt. Auch der Junggeselle trägt eine solche, welche von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte herabreicht. Sind seine Eltern bemittelt, so sind die Schärpen von weißer Seide und an den Enden mit silbernen Franzen versehen. Alsdann begeben sich die Drei hinauf, und zwar der Junggeselle voran. Vor der Saalthür angekommen, klopft der Junggeselle drei Mal laut mit der geballten Faust an. Gleich darauf klopft der Altgeselle im Saale mit dem

Regimentsholz auch drei Mal auf und die Drei treten ein, der Junggeselle in der Mitte. Derselbe sagt dann:

„Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich hier erscheine auf dem ehrbaren Handwerkssaal vor offener Lade und Büchs auf des Altgesellen Begehr und das nach Handwerksbrauch und Gewohnheit“.

Alle: „Ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Altgeselle: „Gesellschaft, mit Gunst und Erlaubniß, er soll mir bedankt sein, daß er erschienen ist auf dem ehrbaren Handwerkssaal auf mein Begehr nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit. Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, was ist sein Begehr“?

Junggeselle: „Mein Begehr ist, daß ich meinen ehrlichen Namen schreiben lassen will in das Buch, wo ein jeder rechtschaffene Zimmergesell eingeschrieben, und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit. Mit Gunst und Erlaubniß“.

Alle: „Ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Altgeselle: „Mit Gunst und Erlaubniß, ist Jemand hier, der auf diesen Burschen etwas zu sagen hat, der melde sich jetzt und nicht nachher“.

Wenn sich Keiner meldet, fährt der Altgeselle fort:

„Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, dann kann ihm widerfahren, was einem jeden rechtschaffenen Zimmergesellen widerfahren ist“.

Der Junggeselle wird hierauf von dem Ladegesellen in das vor ihm aufgeschlagen liegende Gesellenbuch eingetragen. Dreimaliges Aufklopfen.

Altgeselle: „Also mit Gunst und Erlaubniß, daß ich diesen ehrbaren Willkommen von mir setze, allhier vor der ehrbaren Gesellschaft, von offener Lade und Büchs' und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit“.

Nochmaliges dreimaliges Aufklopfen.

Altgeselle zum Junggesellen: „Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, er wird so gut sein und diesen ehrbaren Willkommen zu sich nehmen, auf mein Begehr und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit. (Schiebt ihm den Willkommen zu.) Drei Trünke hat er zu verschütten, ohne Mund und Bart zu wischen. Will er sie austrinken oder will er sie bezahlen?“

Wer nicht trinken wollte, mußte den Inhalt der Kanne bezahlen, sonst nicht.

Der Willkommen war mit einer Art Bierkaltschale, aus Süßbier, Citronen, Zimmet und Zucker hergestellt, gefüllt und soll der Trank sehr schmackhaft gewesen sein.

Junggeselle: „Nach Belieben. Also mit Gunst und Erlaubniß, daß ich den ehrbaren Willkommen zu mir nehme auf des Altgesellen Begehr und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit“.

Er nimmt den Willkommen in die rechte Hand und spricht zum Schenkgesellen auf seiner rechten Seite:

„Also mit Gunst und Erlaubniß, er wird so gut sein und diesem ehrbaren Willkommen sein Haupt entblößen (d. h. den mit Bändern gezierten Deckel abheben und halten), auf mein Begehr und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, mit Gunst und Erlaubniß“.

Der Schenkgeselle thut das mit folgenden Worten: „Also mit Gunst und Erlaubniß, daß ich diesem ehrbaren Willkommen sein Haupt entblöße auf des Junggesellen Begehr und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, mit Gunst und Erlaubniß“.

Der Junggeselle spricht mit dem Willkommen in der Hand weiter:

„Da mir nun dieser ehrbare Willkommen anpräsentirt ist von einem hochlöblichen Hauszimmerhandwerk, einen Ehrentrunk daraus zu thun, so will ich der ganzen ehrbaren Gesellschaft, sowie auch dem Altgesellen ein gutes Wohlsein trinken und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, Vivat“. Er trinkt.

Alle: „Ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Der Junggeselle sagt nach dem Trinken zum Schenkgesellen:

„Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, er wird so gut sein und diesem ehrbaren Willkommen das Haupt bedecken“ (d. h. den Deckel aufsetzen).

Sodann weiter:

„Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, er wird so gut sein und diesen ehrbaren Willkommen zu sich nehmen, allhier vor der ganzen ehrbaren Gesellschaft, vor offener Lade und Büchs', und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit“.

Der Schenkgeselle wiederholt nun den Trinkspruch des Junggesellen und trinkt auf's Wohl des Altgesellen, des Junggesellen und der versammelten Gesellschaft.

Nach dem Trinken übergiebt er den Willkommen wieder dem Junggesellen, dieser dem anderen Schenkgesellen, dieser wiederum dem Junggesellen. Jeder sagt dabei die von uns vom Junggesellen bereits gehörten Sprüche mit entsprechenden, den veränderten Verhältnissen Rechnung tragenden kleinen Aenderungen her.

Darauf spricht der Junggeselle: „Also mit Gunst und Erlaubniß, daß ich diesen ehrbaren Willkommen von mir setze auf mein Begehr und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit“.

Er setzt ihn vor den Altgesellen. Danach ergreift dieser den Willkommen, trinkt auf's Wohl des Junggesellen und bringt ein Lebehoch auf ihn aus, in das alle Gesellen einstimmen. Damit ist die Ceremonie der Aufnahme in die Gesellenschaft beendet; der Junggeselle geht im Saale herum und giebt sämmtlichen Gesellen die Hand. Hierauf begiebt er sich mit den Schenkgesellen in den Vorraum zum Handwerkssaal, in welchem zwei Kiepen stehen mit recht großen Butterzwiebäcken und Krengeln in der Form von riesigen Gründonnerstagskrengeln. Die Schenkgesellen nehmen die Kiepen und jeder Geselle empfängt nun aus den Händen des Junggesellen je zwei Butterzwiebäcke und zwei Krengeln, welche auf Kosten des Junggesellen vom feinsten Weizenmehl und sonstigen guten Zuthaten gebacken sein müssen.

In dem Vorraume zum Handwerkssaale liegt, ebenfalls vom Junggesellen gestiftet, ein Faß Süßbier, an welchem Lehrlinge, mit Schurz und blauer Jacke angethan, Schankdienste verrichten und den Gesellen, voran dem Alt- und Ladegesellen, das Bier in den Handwerkssaal tragen. Außerdem stiftet der Junggeselle, gewöhnlich mit einem anderen zusammen, der Zunft einen zinnernen Krug, an welchem der Tag der Aufnahme in die Gesellenschaft und sein Name eingravirt

sind, auch finden sich auf demselben in erhabener Arbeit die Embleme des Handwerks angebracht. Der Junggeselle selbst erhält von der Gesellenschaft eine irdene, mit bunten Bändern geschmückte Thonpfeife, welche ihm gestopft wird und die er nun gewissermaßen als Zeichen seiner neuen Würde im Kreise seiner Mitgesellen ansteckt und raucht.

Hat der Junggeselle seine Eltern am Orte, so geht er gegen Abend mit den Schenkgesellen, alle Drei noch mit der Schärpe geschmückt, in das Haus seiner Eltern, wo zu Ehren des Tages ein Mahl hergerichtet ist und verzehrt wird, an welchem sich die Angehörigen des Junggesellen und der Schenkgesellen betheiligen.

Will nun der Junggeselle seinen Gesichtskreis erweitern und sich in seinem Handwerke weiter ausbilden und umsehen, so geht er auf die Wanderschaft. Kommt der zünftige Geselle auf der Wanderschaft in eine Stadt, so begiebt er sich in diejenige Herberge, in welcher seine Zunft ihren Handwerkssaal hat. Vor seinem Einmarsch in die Straßen hat er aber folgende Regeln genau zu beobachten:

„Das Felleisen muß mit einem Riemen an der linken Schulter befestigt, der Handstock unter den Rock geknöpft und an diesem selbst müssen mindestens drei Knöpfe zugeknöpft sein".

Betritt er unter Außerachtlassung auch nur einer dieser Vorschriften die Herberge oder die Straßen der Stadt, so wird er, falls er von zünftigen Gesellen bemerkt ist, zur Rechenschaft gezogen und nach Zunftgebrauch bestraft. In der Gaststube der Herberge angelangt, begiebt er sich an denjenigen Tisch, über welchem das Schild seiner Zunft hängt, setzt sich an denselben und erwartet den Commodegesellen oder Commodeheißer.

Als solcher fungirt ein bestimmter Geselle, gewählt von allen Gesellen des Gewerbes, welcher damit beauftragt ist, Abends sofort nach Verlassen des Zimmerplatzes, d. h. nach Feierabend, in die Herberge zu gehen und zuzusehen, ob Gesellen angekommen sind, welche seiner Zunft angehören.

Bis zum Eintreffen dieses Gesellen hat der Ankömmling auszuharren, ohne es sich bequem — commode — machen zu dürfen. Er muß alle seine Habe bei sich behalten, auch muß sein Rock vorschriftsmäßig zugeknüpft bleiben. Der vorsichtig wandernde Handwerksgeselle kommt daher, wenn er ein Feind von Unbequemlichkeiten ist, erst kurz vor Feierabend zur Herberge.

Sobald der Commodeheißer eintritt, geht er auf den Ankömmling zu, begrüßt ihn, giebt ihm die Hand und sagt dann: „Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, wo hast Du zuletzt gearbeitet und was bist Du für ein Landsmann?"

Geselle: „Also mit Gunst und Erlaubniß, ich bin (Braunschweiger) und habe in (Berlin) zuletzt gearbeitet". Hierauf sagt der Commodegesell: „Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, nun mach es Dir bequem".

Dann legt der Angekommene seine Sachen ab und übergiebt sie dem Herbergsvater. Danach bietet ihm der Commodegeselle einen Trunk an, und es beginnt eine Unterhaltung, die auch gleichzeitig eine Information über die Arbeitsverhältnisse des Handwerks in der Stadt enthält. Das Getränk, was der Commodeheißer liefert, bezahlt die Gewerkschaft.

Treffen mehrere zünftige Gesellen auf der Landstraße zusammen und ergiebt sich ein gemeinsames Reiseziel, so geht es unter Austausch ihrer Erlebnisse und Absingen gebräuchlicher Lieder munter vorwärts.

Bevor sie in die erwählte Stadt einziehen, wurde beispielsweise folgendes Lied gesungen:

„Kommt man in eine Stadt hinein,
Wo unsres Bleibens scheint zu sein,
Wo man was profitiren kann,
Da nehmen wir Arbeit an.
Wir hauen, wir hobeln, wir putzen dabei,
Die Arbeit ist uns einerlei,
Wie man die Sache traktiren thut.
Hoch lebe Jungzimmermannsblut!"

Die hierzu gehörende Melodie ist höchst originell und ansprechend und soll deshalb hier wiedergegeben werden.



Bemerkenswerth dürfte noch sein, daß das euphemistisch mit dem Namen „Fechten“ bezeichnete „Betteln“ auf der Wanderschaft durchaus nicht etwa „zünftig“ war, d. h. von der Zunft in irgend einer Form durch ein Gebot vorgeschrieben wurde. Vielmehr hatte sich diese „Kunst“ bei den Wanderburschen allmählich so eingebürgert, daß ein förmlicher Gebrauch daraus entstand, der in den Augen der Zunftgenossen nichts Anrüchiges hatte. Jedoch vermied jeder wandernde Geselle es ängstlich, sich von der Polizei beim „Fechten“ ertappen zu lassen, da ein hierauf bezüglicher Vermerk im Wanderbuche von dem ehrsamen Zunftmeister durchaus nicht mit freundlichen Augen angesehen wurde.

Legte der zünftige Geselle in einer Stadt die Arbeit nieder, was gewöhnlich auf einem Sonnabend, als dem letzten Wochentage und Lohntage, geschah, so gaben ihm am folgenden Sonntage eine Anzahl seiner Zunftgenossen das Geleit, zuweilen stundenweit über das Stadtgebiet hinaus. Das Felleisen des Abreisenden wurde von seinen Begleitern bis zur Abschiednahme getragen.

Ein älterer Geselle, wenn der Altgeselle dabei war stets dieser, ging dem Zuge voraus und schwenkte eine an ein rothes Taschentuch gebundene Flasche, welche meistens mit Branntwein gefüllt war. Auch bei dieser Gelegenheit wurden Lieder gesungen und bei öfterer Rast getrunken und, sobald angängig und nöthig, die Flasche neu gefüllt. Die dem Zuge Entgegenkommenden wurden von der Begleitmannschaft „angefochten“. Der Fechtertrag entfiel auf den Abreisenden. So war hier Uneigennützigkeit und Unfug vereinigt.

Von den Abschiedsliedern möge folgendes, weil häufig gesungen, wiedergegeben werden:

„Abschiedsbrüder lebet, lebet wohl,
Bis wir einst uns wiedersehn. —
Seh'n wir uns nicht wieder,
So bleiben wir doch Brüder. —
Abschiedsbrüder lebet, lebet wohl,
Bis wir uns einst wiedersehn.

Unter Händeschütteln und mit einem Abschiedstrunk ging man schließlich auseinander.

Will der angekommene Handwerksgeselle in der Stadt Arbeit nehmen, so begiebt er sich am anderen Morgen auf die Suche. Im Hause eines Zunftmeisters angelangt, klopft er drei Mal an die Thür. Auf das „herein“ tritt er ein und sagt:

„Sind Sie der ehrbare Zimmermeister zu fragen?“

Meister: „Es ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Geselle: „Ich habe den ehrbaren Meister um 8 oder 14 Tage Arbeit anzusprechen, oder so lange wie es dem ehrbaren Meister oder mir gefällt“.

Meister: „Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, die Arbeit ist mir lieb, aber er ist mir noch lieber (d. h. ja), oder „Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, er ist mir lieb, aber die Arbeit ist mir noch lieber“ (d. h. nein).

Bekommt der Geselle Arbeit, so tritt er dieselbe womöglich sogleich an. Erhält er aber keine Arbeit, so spendet der Meister gewöhnlich ein Geldgeschenk. Auf alle Fälle giebt ihm aber der Altmeister, welchen jede Zunft hat, ein solches, wenn seine Papiere in guter Ordnung sind. Wenn ein Geschenk gegeben ist, sagt der Geselle:

„Mit Gunst und Erlaubniß, der ehrbare Meister soll auch bedankt sein, daß er mich beschenkt hat“.

Meister: „Ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Was die Ehrenämter in der Gesellenschaft anbetrifft, so wird der Altgeselle bei einer Zusammenkunft der Gesellen im Handwerkssaal von diesen gewählt und muß sein Amt in der Regel ein Jahr behalten. Wenn er von seinem Amte zurücktritt, so wird er Ladegesell, d. h. gewissermaßen Assistent des Altgesellen und Vertreter desselben, wenn jener einmal am Erscheinen im Handwerkssaale verhindert ist.

Arbeiten in einer Stadt eine größere Anzahl fremder zünftiger Gesellen, so wählen sich diese für sich einen Altgesellen und haben in der Regel alle Woche zwei Mal, gewöhnlich Mittwoch und Sonnabend, Zusammenkünfte in der Herberge, wo sie nach zünftigen Regeln verkehren und es auch gestatten, daß jüngere Gesellen, welche in der Stadt ansässig sind, an ihren Zusammenkünften Theil nehmen. Letztere thun das gern, und zwar einerseits, um sich in den Zunftgebräuchen zu vervollkommnen, andererseits aber auch, um aus den Erzählungen der Fremden für sich Nutzen zu ziehen. An solchen Abenden findet auch Schlichtung von Streitigkeiten unter den Gesellen statt. Der Altgeselle beordert die Gesellenschaft auf den Handwerkssaal und nimmt an seinem Tische Platz, vor ihm steht die geöffnete Zunftlade. Er klopft mit dem Regimentsholz drei Mal auf den Tisch und hält die Umfrage, deren Wortlaut schon früher wiedergegeben ist. Hat nun ein Geselle eine Klage gegen einen Mitgesellen, so tritt er vor und bringt seine Sache an. Hierauf wird der Beklagte vorgerufen, um sich zu vertheidigen. Wird eine Einigung erzielt, so ist die Sache erledigt. Erkennt der Beklagte die Anklage aber nicht als berechtigt an und erklärt sie für erfunden, so sagt der Altgeselle:

„Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, da keine Einigung zu Stande gekommen ist, so macht Eure Sache gleich ab“.

Die Anwesenden schließen nun einen Kreis um Kläger und Beklagten und es erfolgt ein regelrechter Ringkampf. Der Unterliegende gilt als überführt und zahlt eine Geldbuße in die Büchse, das sogenannte Stubenrecht, oder er stiftet den Anwesenden Getränke. Ist einer von beiden Theilen dem anderen an Kräften sichtlich nicht gewachsen, so darf ein Anderer für ihn eintreten und die Angelegenheit für ihn abmachen, wozu sich stets Jemand bereit findet. Ein Verträgniß muß aber unter allen Umständen erfolgen. Der Unversöhnliche würde Arbeit und Stadtgebiet verlassen müssen.

Zum Eigenthume der Zunft gehörten auch Leichengeräthe, in Wolfenbüttel ein Bahrtuch und lange schwarze Mäntel, sowie Dreimaster von großen Dimensionen. Diese Utensilien fanden Verwendung bei den Beerdigungen eines Zunftgenossen. Der Altgeselle und Ladegeselle nahmen ex officio daran Theil, die Träger

[illegible]

dorch schon längere Zeit vacant sei und der schuldigen geistlichen Amtshandlungen entbehren müsse, da sich der Domherr Otto v. W. und das Blasiencapitel — das „von Jemandem“ auch das Recht abwechselnder Besetzung erhalten habe — sich über die Besetzung nicht einigen könnten. Endlich sei man dahin übereingekommen, daß zur Zeit Otto die Kapelle an Stelle des Pfarrers verwalten, bei eintretender Erledigung aber das Blasienstift sie besetzen solle.

Daß aber trotz dieser Vereinbarung später wieder Meinungsverschiedenheiten über das Patronatrecht sich erhoben, ergiebt eine Urkunde aus d. J. 1355. Ihr Aussteller ist Thidericus von Stockum, Domherr und Archidiacon des Bannes Goslar. Siegfried von Ghetelde, Pfarrer von Burgdorf, ist gestorben und gleichzeitig schlagen der Archidiacon Berthold von Bokelum und das Stiftscapitel zwei Candidaten zu der erledigten Pfarre vor, jener den Borchard Ruschebüvel, dieser Helmoldt von Peinen. Der zur Schlichtung des Streitfalls angerufene Archidiacon von Goslar, Thid. von Stockum, spricht für das Mal dem Archidiacon die Besetzung zu. Im J. 1383 besetzte darnach St. Blasien Burgdorf mit Arnold Isernhod.

Das Patronatrecht ist von St. Blasien später aufgegeben. Schon 1467 wird als Patron von Burgdorf der Archidiacon von Nettlingen genannt [21]). Die Hildesheimer Register (u. 1470) melden: Patron ist der Obedientiarius, also derjenige Domherr, welchem die Aufkünfte aus der Pfründe zustehen, wovon er dem Stifte dient (oboedit) oder bestimmte Abgaben zu leisten hat. Es ist zweifellos ein Irrthum, wenn die Lichtenberger Erbregister von 1540 und 1550 den Landesherrn als Patron bezeichnen. Die Visitationsprotocolle sprechen dagegen. Auch die Erbregister von 1566 – 1622 stimmen mit den letzteren überein. 1540 besitzt Domherr Aschwin von Bevern die kirchlichen Lehen, ihm folgt Dietrich von Bergen und diesem Wolter Ledmath. Das Corpus bonorum von Burgdorf (1750) sagt: Patron ist Serenissimus, vordem der Archidiaconus von Hildesheim. Es ist möglich, daß der Uebergang des Patronates auf den Landesherrn mit der Herausgabe des Stiftes (1643) zusammenhängt.

Nordassel als Theil der Erzdiaconie-Gemeinde Nettlingen hatte den Archidiaconus dieses Bannes zum Patron, wie alle Erbregister bezeugen. Mit der Aufnahme in die Parochie Burgdorf wechselte auch der Patron, so daß es auch von dem Landesherrn besetzt wird.

In Nordassel wird ein angelobter Hagelfeiertag zur Erinnerung an ein vor etwa 65 Jahren auf dortiger Feldmark niedergegangenes, verheerendes Hagelwetter begangen. In Hohenassel wird am Jacobitage (25. Juli) ein Predigtgottesdienst mit Abendmahlsfeier abgehalten, dessen Entstehungsursache unbekannt ist. Er wird herkömmlich mit dem Beginn der Ernte in Beziehung gesetzt. Schon in der ältesten Rechnung von 1616 heißt es: „In S. Jacobstage Parner, Oppermann, Altarleute nach der Gebetspredigt verzehrt 13 Gr. 6 Pf.“ Uebrigens ist der Schutzheilige der Kapelle zu Hohenassel S. Jacobus, zu dessen Ehren ohne sonstige besondere Veranlassung wohl dieser Tag gefeiert wurde. Hinsichtlich dieser Feiern möchten wir noch aus dem Berichte des Superintendenten Wagenfürer aus dem Jahre 1575 Folgendes beifügen: „Hagelfeier ist im Lichtenberger Gericht nach Ascensioni Domini (Himmelfahrt), halten ihn heiliger als sonst einen Tag. Legen nachher ein Faß Bier auf. Das Ende ist Saufen. Wer den Tag anspannt, den versaufen sie im Kruge“.

„St. Annenfest haben sie gelobt (24. Juli), da das Donnerwetter Schaden gethan, und wenn man gleich nicht predigt, halten sie doch still. Das Ende ist, daß ein Faß Bier aufgelegt wird und haben sie darnach dem Feste sein Recht gethan. Auch läuten sie, wenn es donnert und blitzt. Die Donnerwetter theilen sich dadurch, thun auch so ferne keinen Schaden, so ferne man das Läuten hört. Die Pastoren wollen es nicht haben, müßte ein Mandat dawider ergehen“.

„Am Christabend wird am Feierabend um 6 Uhr vier Schläge, wie alle Sonntage, geläutet. Dann aber ist von 6—9 Uhr ein Bommen und Stürmen mit allen Glocken, daß man krank und toll darüber werden mag. Dafür erhalten die Knechte noch ein Trinkgeld. Das heißt: Dem Kinde Jesus geläutet. Ist ein heilloser Mißbrauch aus dem Pabstthum; ist verboten“.

Erwähnenswerth ist die früher in der Kirche zu Burgdorf befindliche Glocke, die gegenwärtig im Herzoglichen Museum zu Braunschweig aufgestellt ist. Diese Glocke ist wahrscheinlich zu Hildesheim im Jahre 1270 gegossen und zwar für das Kloster S. Michaelis daselbst. Im Jahre 1812 wurde sie nach Aufhebung des Klosters an die Kirche zu Burgdorf verkauft. Ihrer Bedeutung wegen ist sie 1876 vom Staate angekauft und dem Museum zu Braunschweig überwiesen. Ihre Inschrift in lateinischen Majuskeln lautet:

† Hac in campana sit laus tibi XPE' sonora †
Anno Dni MCCLXX A
facta est major ad laudem Dni nri IHV XPI O

In der Kapelle zu Hohenassel, die ein ursprünglich romanischer Bau ist, findet sich noch das Mittelstück eines spätgothischen Altarschreins, dessen Flügel die Statuen der 12 Apostel enthielten. Die Hauptgruppe bildete die Krönung der Maria. Zwei größere Bildsäulen stellten den Schutzpatron S. Jacobus und einen Bischof dar. Sämmtliche Statuen sind vermalt und theilweise vergoldet Merkwürdig ist noch das hier bis 1847 gebrauchte Taufbecken, das herkömmlich als „Jagdbecken“ bezeichnet wurde. Auf seinem breiten Rande gewahrt man kunstvoll eingravirte Jagdscenen, die noch Bären und Wölfe zeigen. Seine Inschrift lautet: „Usen leiwen Herzog Julius Anno Domini 1569. Dat Beckenschlagergewerke to Bronswiek“. Wie das dem Herzog bei der Huldigung dargebrachte Geschenk aus dem Schlosse zu Wolfenbüttel hierher gekommen, ist unbekannt. Auf Wunsch des Herzogs Wilhelm, der unserer Kapelle dafür ein kunstvolles silbernes Taufbecken schenkte, kam das Becken im Jahre 1847 wieder in seinen Besitz; es wird noch jetzt in der Herzoglichen Silberkammer zu Braunschweig aufbewahrt.

21) Lüntzel, Aelt. Diöc. Hild., S. 257.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 12. 17. Juni 1900.

[Nachdruck verboten.]

Hofkupferstecher Karl Schröder.

Beschreibendes Verzeichniß seiner graphischen Arbeiten.

Von A. Basel.

Im Jahre 1868 erschien im 20. Stücke des Braunschweigischen Magazins als letzter Beitrag von einem damals kurz vorher verstorbenen Braunschweiger, Wilhelm Müller, eine verdienstvolle Arbeit über das Leben und die Werke des Hofkupferstechers Karl Schröder zu Braunschweig, der mit seiner Kunst seinem Vaterlande nicht geringe Dienste geleistet hat. Jener Aufsatz hat mir Veranlassung gegeben, den Arbeiten Schröder's weiter nachzuforschen. Bei Weitem der größte Theil derselben nimmt Bezug auf sein Heimathland, seine Bildnisse stellen Mitglieder des braunschweigischen Fürstenhauses oder sonstige hervorragende Persönlichkeiten des Landes dar, seine landschaftlichen Blätter geben Bilder aus der Stadt und dem Lande Braunschweig wieder, und die Darstellungen nach Gemälden berühmter Künstler zeigen uns die Schätze der früheren Salzdahlumer Bilder-Gallerie, welche wir noch heute im Herzoglichen Museum zu Braunschweig lieben und bewundern. Es mag darum gleich jetzt hervorgehoben werden, daß bei einem großen Theile dieser Arbeiten das örtliche Interesse zu berücksichtigen ist, und aus diesem Gesichtspunkte mögen die folgenden Zeilen Beurtheilung finden.

Das Verzeichniß der Schröder'schen Stiche in dem genannten Artikel von Müller ist, wie der Verfasser selbst bemerkt, keineswegs vollständig. Wenn es mir nun auch gelungen ist, die Zahl derselben noch etwa um die Hälfte zu bereichern, so zweifle ich doch nicht, daß auch in Zukunft sich noch bisher unbekannte Blätter finden werden. Besonders dürften sich die Abdrucks-Verschiedenheiten noch vermehren lassen. Durch die Mittheilung derartiger Ergänzungen und Berichtigungen werde ich mich stets zu Dank verpflichtet fühlen.

Um nicht lediglich die Angaben Müller's über den Lebensgang unseres Künstlers zu wiederholen, werde ich mich darauf beschränken, nur das Wichtigste mitzutheilen und bemerke noch, daß auch der leider zu früh verstorbene Professor Steinacker im 32. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie vom Jahre 1891 S. 521 f. das Leben Schröder's treffend geschildert hat.

Karl Schröder wurde am 18. October 1760 in Braunschweig geboren. Sein Vater war damals Hoftapezierer und scheint bei dem regierenden Herzoge Karl I. in Gunst gestanden zu haben, da dieser Pathenstelle bei dem Knaben, der nach ihm den einzigen Vornamen Karl erhielt, vertrat. Bald wurde der Vater Schröder fürstlicher Hausverwalter und siedelte später als solcher nach Salzdahlum über. In dem mit kostbaren Sammlungen angefüllten Schlosse scheint der Kunstsinn des Knaben reiche Nahrung gefunden zu haben, und auch den drei Schwestern desselben theilte sich die Liebe zur Kunst mit. Alle drei verheiratheten sich später mit namhaften Künstlern; die älteste mit dem Hofmaler J. Ch. A. Schwartz, dem wir eine große Zahl Pastellgemälde von Mitgliedern unseres Fürstenhauses verdanken, von denen Schröder später viele radirt hat, die zweite mit dem Maler D. Dupré aus Amsterdam, und die jüngste mit dem Hofmaler F. G. Weitsch, dem Rector der Königl. Akademie zu Berlin, dessen Vater der Gallerie-Inspector Pascha Weitsch zu Salzdahlum war. Der junge Schröder nahm in Braunschweig Unterricht bei dem Maler Ph. W. Oeding, suchte sich dann in Augsburg und Paris zu vervollkommnen und kehrte über Düsseldorf in die Heimath zurück. Jetzt beginnt für ihn eine Zeit emsiger Thätigkeit in Braunschweig und Salzdahlum. Er zeichnete fleißig und übertrug die Zeichnungen dann auf die Kupferplatte. Viele der Fürstenporträts und eine Anzahl Blätter nach Gemälden der Salzdahlumer Gallerie in Punktirmanier sind in dieser Zeit entstanden. Auch fertigte er für die Fürstlich braunschweigische Porzellanfabrik zu Fürstenberg Entwürfe zu Malereien auf Porzellan.

Im Jahre 1806 errichtete Schröder in Braunschweig eine „Zeichnungs-Academie", welche ihm jedoch in Folge der kriegerischen Zeiten nur Schulden eintrug und wieder aufgegeben werde mußte.

Vom Jahre 1814 ab wurde von dem zurückgekehrten Herzoge Friedrich Wilhelm unserm Künstler eine jährliche Pension von 100 Thalern wieder bewilligt, welche er vor der Zeit des westfälischen Königthums bereits bezogen hatte. Er mußte dafür den Unterricht im Zeichnen am Collegium Carolinum übernehmen, bis zum Jahre 1830 in Vertretung des gelähmten Ober-

Commissärs Rammelsberg, dann selbständig bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1835. Den Titel „Hofkupferstecher“ hatte er bereits früher erhalten.

In seinen späteren Lebensjahren hat Schröder auch zu seinem Vergnügen in Kork geschnitzt, und die in dieser Weise dargestellte Elisabethkirche zu Marburg ist noch jetzt im Herzoglichen Museum ausgestellt. Außerdem befinden sich noch einige derartige Nachbildungen alter Bauwerke im Besitz des genannten Museums.

Die erste Gattin des Künstlers war Marie Christiane, geb. Ziegeler, verwittwete Dautieux. Sie schenkte ihm 2 Töchter und hatte 2 Söhne aus ihrer ersten Ehe mitgebracht. Bereits im Jahre 1803 starb sie zu Salzdahlum. Erst als Greis verheirathete sich Schröder nochmals im Jahre 1832 mit Johanne Dorothee Louise Diermann, seiner treuen Pflegerin, mit der er noch 12 Jahre zusammen lebte. Er starb am 6. April 1844.

Gleich an dieser Stelle mag, um Verwechselung zu vermeiden, darauf hingewiesen werden, daß in Braunschweig noch ein anderer Künstler mit gleichem Namen, der im Jahre 1802 geborene Genremaler Karl Schröder, gelebt hat. Die Beiden waren nicht mit einander verwandt und standen sich vollständig fern. Auch der in Meiningen geborene Hofmaler J. H. Schroeder, der sich häufig in Braunschweig aufhielt und dort Bildnisse von Mitgliedern des Fürstenhauses malte, von denen unser Künstler einige gestochen hat, war kein Verwandter des Letzteren.

Wenn wir die Reihe der graphischen Arbeiten Schröder's einer Prüfung unterziehen, so fällt uns vor Allem sein Fleiß und seine Vielseitigkeit in die Augen. Er hat die reine Radirarbeit ausgeübt, und sein erstes datirtes Blatt, das aus dem Jahre 1784 stammende Brustbild eines alten Mannes, No. 75 des nachfolgenden Verzeichnisses, und die vom Jahre 1815 ab entstandenen Ansichten aus der Stadt und dem Lande Braunschweig gehören neben manchen anderen dieser Technik an. Besonders aber hat er im Anfang seiner Thätigkeit die Punktirmanier gepflegt, die zu jener Zeit besonders beliebt war. Eine große Anzahl der Bildnisse und manche Blätter nach Gemälden der damaligen Salzdahlumer Gallerie sind in dieser Manier gearbeitet. Auch hat er die beiden vorgenannten Arten zuweilen verschmolzen, vorwiegend bei Bildnissen, da Köpfe, Hände und manche Stoffe durch Punktiren, das übrige Beiwerk und die Einfassung aber durch radirte Linien sich vortrefflich wiedergeben lassen.

Von den vorwiegend in Punktirmanier gearbeiteten Blättern ist vor Allem die Eheverschreibung nach J. Steen zu erwähnen, welche früher als das Meisterwerk Schröder's viel gerühmt wurde und noch heute sehr beliebt ist. Das Opfer Abrahams nach Lievens ist in kleinerem Format zwei Mal vertreten, zuerst aus dem Jahre 1787, noch recht unbeholfen und wiederholt vom Künstler verändert, dann in trefflicher Darstellung aus dem Jahre 1816. Auch die Judith nach Rubens, Schäfer und Schäferin nach Carracci, die Salzburgerin nach A. Pesne und Andere gehören hierher. Bei den Fürstenbildnissen muß besonders auf einige Portraits der Herzöge Ferdinand und Karl Wilhelm Ferdinand hingewiesen werden; von Letzterem ist auch das selten vorkommende Reiterbildniß beachtenswerth.

Seine besten Arbeiten gehören aber der Schabkunst an und stellen sowohl Portraits wie auch Gallerie-Bilder dar. Von ersteren seien nur genannt die der Herzogin Marie und der Erbprinzessin Friederike, der Mitglieder des französischen Theaters zu Braunschweig Demoiselle Sérigny und Pierre Colin und vor Allem des Malers J. G. Weitsch und des Organisten Fleischer; von letzteren, den Gallerie-Bildern, sind zu erwähnen das große Blatt, Gustav Adolf's Tod nach Martß de Jong, ferner das treffliche Opfer Abraham's nach Lievens in zwei verschiedenen großen Stichen, die beiden Bildnisse nach Rembrandt, welche als Hugo Grotius und seine Frau bezeichnet sind, Kephalus und Prokris nach G. Reni, das Bildniß des älteren Weitsch, von dessen Sohne gemalt, und noch manche andere, welche dazu beitragen werden, uns den Künstler stets lieb und werth erscheinen zu lassen.

Vielleicht hat er auch in der Aquatinta-Manier Tüchtiges geleistet, doch läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen, daß das große und ungemein seltene Blatt, welches den Wasserfall nach Ruisdael in dieser Manier darstellt, ihm zugeschrieben werden kann.

Selbst den, in den letzten Jahren wieder zu hoher Werthschätzung gelangten Farbendruck hat er geübt, und es sind besonders vier weibliche Mitglieder unsers Fürstenhauses, die Herzogin Philippine Charlotte, die Königinnen Elisabeth Christine von Preußen und Karoline von England und die Erbprinzessin Friederike, deren Bildnisse außer in schwarzen Drucken auch farbig gedruckt vorkommen. Daß sich daneben auch Braun- und Rothdrucke finden, ist für jene Zeit, in welcher Bartolozzi blühte, selbstverständlich.

Ferner sind noch einige landschaftliche Darstellungen in der nach dem Radirer Aberli benannten Aberlischen Manier gearbeitet, welche darin besteht, nur die Umrisse leicht zu ätzen, um die Abdrucke dann später zu koloriren. Als Vertreter dieser Gattung seien genannt das Lustschloß Richmond und das Augustthor, aber auch das bekannte Bild des Herzogs Friedrich Wilhelm in ganzer Figur ist hier zu erwähnen.

Endlich hat uns Schröder noch eine Lithographie, das Brustbild des Naturforschers Linné, hinterlassen, welche aus dem Jahre 1828 stammt und also nicht mehr der frühen Zeit dieses Kunstzweigs angehört.

Es kann nicht geleugnet werden, daß manche seiner Arbeiten nur dem Broterwerb ihr Dasein verdanken und nicht frei von Ungenauigkeiten und Härten sind, aber wenn Schröder auch nicht den großen Meistern seines Faches zugezählt werden darf, so bleibt ihm doch stets ein hervorragender Platz unter den braunschweigischen Künstlern gesichert.

Mit welcher Liebe und Sorgfalt er zu arbeiten gewohnt war, geht aus einer Reihe von Handzeichnungen in Sepiamanier im städtischen Museum und in der Steinacker'schen Sammlung zu Braunschweig hervor, welche theils Gemälde des Museums, theils nach der Natur aufgenommene Ansichten darstellen und als Vor-

lagen für den Stich zu dienen bestimmt waren. An Zeichnungen von malerischen Gegenden unseres Landes hatte er bis zum Jahre 1815 bereits über dreißig entworfen, von denen leider nicht einmal die Hälfte durch den Stich Verbreitung gefunden hat. Die Blätter stammen aus dem Nachlasse Schröder's, der seiner Zeit meistbietend versteigert worden ist, und sind zum Theil durch Kauf und Schenkung aus der Müller'schen Sammlung an das städtische Museum übergegangen.

Wenn in dem Anfangs erwähnten Müller'schen Artikel über Schröder gesagt worden ist, er habe nie ein Bildniß eines Mitglieds der Napoleonischen Familie gestochen, so ist dies nicht zutreffend. In dem nachfolgenden Verzeichniß sind zwei kleine Portraits des Königs Hieronymus Napoleon und seiner Gemahlin Katharina aufgeführt, die allerdings in der Fülle der Portraits braunschweigischer Fürsten fast verschwinden.

In demselben Artikel sind unter den Stichen nach Gemälden der Salzdahlumer Gallerie zwei genannt, welche sicher nur durch einen Irrthum in das Verzeichniß gekommen sind. Das Bildniß eines Mannes nach G. Dow in Royal-Folio ist jedenfalls nicht vorhanden; wahrscheinlich ist damit das große Bildniß nach van Dyck gemeint. Ebenfalls sind die dort aufgezählten beiden Bildnisse Rafael's auf das eine bekannte Blatt zu beziehen. Auch das in Nagler's Künstler-Lexikon und von Müller erwähnte Bildniß Luther's rührt nicht von unserem Künstler, sondern von dem Kupferstecher J. F. Schröter in Leipzig her.

Die nachfolgenden Arbeiten Schröder's sind in Rücksicht auf ihre Eigenart und das vorwiegend örtliche Interesse derselben in folgende Abschnitte eingetheilt:

I. Bildnisse.
   a. Fürstliche Personen aus dem Hause Braunschweig;
   b. Sonstige fürstliche Personen;
   c. Privatpersonen.
II. Darstellungen von Gemälden, meistens aus der ehemaligen Salzdahlumer Gallerie.
III. Pläne und Ansichten, größtentheils aus Stadt und Land Braunschweig.
IV. Bemerkenswerthe Begebenheiten.
V. Abbildungen zu wissenschaftlichen Zwecken.
VI. Thiere.
VII. Vignetten.
VIII. Zweifelhafte Blätter.

Bei den zweifelhaften Blättern habe ich die Urheberschaft Schröder's nicht mit Sicherheit feststellen können, obgleich Vieles dafür spricht. Vielleicht wird dies später sich noch ermöglichen lassen.

Recht lehrreich ist eine Durchsicht des Braunschweigischen Magazins und auch der Anzeigen während der Zeit von Schröder's Thätigkeit, da sich sowohl Ankündigungen als auch Besprechungen von neu erschienenen Arbeiten, zuweilen von dem Künstler selbst verfaßt, darin vorfinden.

Die Maaße sind in Millimetern (mm) angegeben und beziehen sich, wenn nichts Anderes vermerkt ist, auf die Größe der Platte; die erste Zahl giebt die Höhe (an der rechten Seite gemessen) und die zweite die Breite (unten gemessen) an. Wo mir nur ein Blatt ohne Plattenrand zur Verfügung stand, ist die Größe des Blattes, also kleiner als die Platte, angegeben. Falls keine andere Angabe über die Form der Darstellung gemacht ist, so ist dieselbe viereckig. Die Bezeichnungen „rechts" und „links" sind vom Beschauer aus genommen.

Zuweilen findet sich auf den Blättern außerhalb des unteren Plattenrandes ein Trockenstempel eingedruckt, der in einem Oval ein von einer Perlenschnur umgebenes S zeigt. Mit demselben scheint der Künstler in jüngeren Jahren einen Theil seiner Blätter selbst gestempelt zu haben.

Für das überaus große Entgegenkommen, welches ich bei meinen langwierigen Nachforschungen sowohl bei den Vorständen öffentlicher Sammlungen und Anstalten, wie auch bei den Besitzern von Privatsammlungen ohne Ausnahme gefunden habe, ist es mir eine angenehme Pflicht, meinen ergebensten Dank auch an dieser Stelle auszusprechen.

I. Bildnisse.

a. Fürstliche Personen aus dem Hause Braunschweig. Chronologisch geordnet.

1. **Heinrich der Löwe.** Ganze Figur in einer Nische, nach der Statue, welche früher neben dem Grabmal Heinrich's in der Domkirche stand, und die jetzt im Chor daselbst aufgestellt ist. Radirt. Unterschrift: Herzog Heinrich der Loewe. Ohne Künstlernamen. 179 × 106 mm.

Das Blatt befindet sich als Titelbild in der „Beschreibung der Stadt Braunschweig" von Ph. Chr. Ribbentrop vom Jahre 1789, und aus der Vorrede ist die Urheberschaft unsers Künstlers ersichtlich.

2. **Herzog Julius.** Brustbild von vorn. Nach einem alten Gemälde auf der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Radirt. Unterschrift: Nach einem alten Original-Gemählde der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel gest. v. C. Schröder. Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. 199 × 138 mm

Das Blatt befindet sich als Titelbild in dem von F. K. von Strombeck herausgegebenen Werke „Feier des Gedächtnisses der vormaligen Hochschule Julia Carolina zu Helmstedt". Helmstedt 1822.

3. **Philippine Charlotte,** Gemahlin des Herzogs Karl I., in Wittwentracht. Brustbild, von einer Draperie umgeben. Nach J. C. A. Schwartz. Geschabt. Unterschrift: Philippine Charlotte verwittwete Herzogin von Braunschw.-Lüneb. geborne Königl. Prinzessin von Preussen, geboren am 13. März 1716, gestorben am 16. Febr. 1801. Dann folgt eine Widmung an die Herzogin von Weimar-Eisenach und die Aebtissin zu Gandersheim, und der Schluß lautet: gewidmet von C. Schroeder. gemat von Schwartz. gest: von Schröder. 488 × 360 mm.

Zuweilen findet sich auch unter der Darstellung statt der obigen Schrift, die wohl beim Drucken zugelegt wurde, eine besondere Schriftplatte mit folgender Inschrift abgedruckt: Philippine Charlotte Duchesse Douairière de Bronsvic née Princesse Royale de Prusse née la 13 Mars 1716. morte le 17. Février 1801. Dann folgen 4 Verse in 2 Spalten: De bonté — cruelle. Gravé par C. Schroeder. Peint par Schwartz. Größe der Schriftplatte: 63 × 360 mm.

4. Dieselbe, ebenso. Fast Halbfigur im Oval, rechts befindet sich ein Medaillon mit dem Brustbilde Karl's I. Nach J. C. A. Schwartz. Punktirt. Unterschrift: Philippine Charlotte Duchesse Douairiere de Bronsvic née Princesse Royale de Prusse. Gravé par Schroeder. Es giebt auch farbige Drucke. 343 × 265 mm.

5. Dieselbe, ebenso. Brustbild im Oval. Nach J. C. A. Schwartz. Punktirt. Unterschrift: P^t p^r Schwartz. 1793. G^vé p^r Schröder. Philippine Charlotte Duchesse Douairiere de Bronsvic née Princesse Royale de Prusse. 168 × 109 mm.

6. Herzog Ferdinand, in ganzer Figur, im Costüm des Hosenband-Ordens. Nach Ziesenis. Punktirt. Unterschrift: Peint par Ziesenis, Achevé-Juillet 1792. Gravé par Schroeder. Ferdinand Duc de Bronsvic Lunebourg Feldmaréchal de l'Armée de S. M. le Roi de Prusse. Dann folgen die weiteren Titel und Ordensauszeichnungen, und darauf: Né le 12 Janvier 1721, et mort le 3 Juillet 1792, agé 71 ans 5 mois et 21 jours. Am Schlusse steht eine Widmung an die Prinzessin Marie Sophie Friederike von Dänemark, mit dem Schlusse: Schroeder Graveur. In der Mitte ein Wappen. Es wurden schwarze und colorirte Exemplare verkauft, letztere zu 10 Thaler das Blatt. Mehr als 690 × 427 mm.

7. Derselbe. Brustbild in Uniform mit mehreren Orden, etwas nach links. Nach J. C. A. Schwartz. Punktirt. Im oberen Rande rechts: Nr. 5. Auf einer Tafel unter dem Brustbilde: Ferdinand Duc de Bronsvic Luneburg. Unterschrift: peint par Schwartz. 1788. Gravé par Schroeder. Dédié à Sa Majesté Elisabeth Christine Reine Douairiere de Prusse par son très humble et très obéissant Serviteur Charles Schroeder. 215 × 164 mm.

8. Derselbe, in ganzer Figur auf dem Paradebette liegend, daneben ein Tisch mit Degen, Hut und Sporen. Ohne Hintergrund. Punktirt. Unterschrift:

Wozu der Rede Prunk? wozu der Reime Tand?
Nennt Ihn und sagt: Er starb! und tausend Thränen fliessen.
Grabt in die Steine, die Sein Monument umschliessen,
Des Todes Tag und Mond und Jahr, und: Ferdinand.

Gestorben den 3t Juli 1792. Gezei- und Gesto- von Schroeder. 266 × 376 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor vielen Ueberarbeitungen. Der Kopf des Herzogs fehlt noch und ist auf einem mir vorliegenden Exemplar vom Künstler flüchtig eingezeichnet.
II. Vollendet.

9. Elisabeth Christine, Königin von Preußen, in Wittwentracht. Kniestück nach links. Nach A. Graff. Punktirt und radirt. Unterschrift: Peint par Graff à Berlin. Gravé par Schroeder à Bronsvic. Elisabeth Christine Reine Douairiere de Prusse née Princesse de Bronsvic. Dann folgt eine Widmung an den Herzog Ferdinand, welche schließt: Serviteur Schroeder. S : A : S : M : le Duc Ferdinand est possesseur du Tableau. Es giebt auch farbige Drucke. 369 × 258 mm.

10. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, in ganzer Figur zu Pferde, nach rechts reitend, im Hintergrunde eine Schlacht. Punktirt. Unterschrift: Charles Guilleaume Ferdinand Duc Régnant de Bronsvic et Lunebourg. Dédié à Son Altesse Sérénissime Monseigneur le Prince Héréditaire de Bronsvic Lunebourg par Son très humble et très obeïssant Serviteur Schroeder. Es giebt Abdrucke in zwei Farben, schwarz und rothbraun. 316 × 235 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Der Kopf des Herzogs ist dem Beschauer zugewandt. Vor aller Schrift und vor vielen Arbeiten.
II. Der Kopf ist etwas verändert. Platte vollendet und mit der obigen Schrift.
III. Der Kopf nochmals verändert und ganz im Profil nach rechts.

11. Derselbe. In Uniform mit Ordensband und Stern. Fast Halbfigur in einem Oval nach links. Radirt. Unterschrift: 1792. Charles Guillaume Ferdinand. Duc Regnant de Bronsvic-Luneburg. Dann folgen acht Zeilen französische Verse in zwei Spalten: Digne — pouvoir. Darunter steht: Gravé à l'eauforte par Schroeder à Bronsvic et se vend chés lui. 342 × 260 mm.

12. Derselbe. Dieselbe Darstellung in einem Oval wie die vorige, verkleinert. Punktirt. Unterschrift: Charles Guillaume Ferdinand Duc Regnant de Bronsvic et Lunebourg. Gravé par C. Schroeder 1793. 165 × 109 mm.

13. Derselbe. Nochmals dieselbe Darstellung in einem Oval und noch mehr verkleinert. Ebenfalls punktirt. Unterschrift: Schroeder fe^t Carl Wilhelm Ferdinand Regierender Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Erhört ist unser Flehn, die Gottheit lächelt nieder
Und giebt uns unsern Vater wieder.

142 × 99 mm.

14. Derselbe. Brustbild nach rechts in Civil, mit Ordensstern. In einer nach innen achteckigen Einfassung. Nach J. C. A. Schwartz. Radirt. Auf einer Tafel steht: Carl Wilhelm Ferdinand. Regierender Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Im Unterrande: C. Schröder fecit. Schwartz p. Noch lebt er in der Liebe Seines Volks, und sein Name glänzt in der Geschichte unvergesslich unter den edelsten Regenten. G. W. Die letzten beiden Buchstaben kaum sichtbar. 200 × 153 mm.

15. Auguste, Gemahlin des Vorigen. Brustbild. Das Bildniß punktirt, die Einfassung radirt. Oben steht: № 4. 1788. Auf einer Tafel unten befindet sich die Inschrift: Auguste Frederique Louise Duchesse Regnante de Bronsvic Lüneburg née Princesse Royale de Grande Bretagne. Im Unterrande eine auf Wolken sitzende Minerva mit dem Alliance-Wappen von Braunschweig und England. Ohne Künstlernamen. 216 × 164 mm.

16. Herzog Friedrich August, Bruder des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand. Brustbild in Uniform

mit Ordensband und Orden, nach links. Nach dem Pastellgemälde von J. H. Schroeder in der Abtheilung der geschichtlichen Merkwürdigkeiten des Hrzgl. Museums zu Braunschweig, Nr. 62 a. Radirt. Auf einer Tafel die Inschrift: Frédéric Auguste Duc de Bronsvic et Lunebourg. Im Unterrande: Peint par J. H. Schroeder. Gravé par C. Schroeder. Dédié à Son Altesse Sérénissime par Son très humble et très obéissant Serviteur C. Schroeder. 317 × 234 mm.

Es giebt Exemplare, bei denen vermittelst Zulegens durch Papier nur das Oval sich abgedruckt findet. Dann wurde eine Platte genau von der Größe der obigen nur mit folgender Unterschrift darüber gedruckt: Frédéric Auguste Duc de Bronsvic et Lunebourg, oder es wurde eine Platte mit 5 Zeilen Schrift darunter gedruckt: Frédéric Auguste Duc Régnant de Bronsvic Oels et Bernstadt u. s. w. Größe dieser Schriftplatte 49 × 236 mm.

17. Derselbe. Die nämliche Darstellung, im Oval, verkleinert. Punktirt und radirt. Unter dem Oval steht: H. Schroeder pinxit. C. Schroeder sculp. Im Unterrande befindet sich auf einer Tafel, welche Helm, Degen und Lorbeerzweig trägt, die Inschrift: Friederich August Regierender Herzog zu Braunschweig Oels. 181 × 110 mm.

18. Derselbe. Dieselbe Darstellung im Oval, noch mehr verkleinert. Punktirt. Unterschrift: H. Schroeder pinxit. C. Schroeder Sculp. Frédéric Auguste Duc Regnent de Bronsvic Oels. Größe des beschnittenen Exemplars: 150 × 108 mm.

19. Herzog Maximilian Julius Leopold, Bruder des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand. Ganze Figur mit Degen, Hut und Stock, nach rechts gehend. Nach J. C. A. Schwartz. Radirt, fast ganz schwarz, ähnlich einem Schattenriß. Unterschrift: Dessiné par A. Schwartz Peinter à Bronsvic. gravé à l'eauforte par C. Schröder à Paris. Maximilien Jules Leopold Prince de Bronsvic Luneburg. 1785. In der Mitte des Unterrandes befindet sich ein Stein mit dem braunschw. Wappen. 285 × 179 mm

20. Derselbe. Brustbild im Oval nach rechts. Nach dem Gemälde von Schmidt gez. von J. C. A. Schwartz. Punktirt. Unterschrift: Dessiné à Bronsvic par Schwartz d' après le tableau de Schmidt à Berlin, et gravé à Paris par Schroeder. Maximilien Jules Léopold, Duc de Bronsvic-Luneburg. Dann folgt eine Widmung an den Herzog Ferdinand, welche schließt: Charl. Schroeder. 238 × 158 mm.

21. Karl Georg August, Erbprinz, Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand. Brustbild in Uniform mit Ordensstern, nach links. Das Bildniß punktirt, die Einfassung radirt. Oben steht: Nr. 3. 1788. Auf einer Tafel unten die Inschrift: Charles George Auguste Prince héréditaire de Bronsvic-Luneburg. Die Unterschrift zeigt eine Widmung an die Herzogin Philippine Charlotte, mit dem Schlusse: Charles Schroeder. 215 × 164 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor den Zahlen oben und der Widmung unten, auch ist die Schrifttafel noch nicht ganz überarbeitet. Oben rechts steht in Spiegelschrift: . . . le 28. Fevrier 1788.

II. Wie beschrieben.

22. Friederike Louise Wilhelmine, Gemahlin des Vorigen. Halbfigur. Nach J. H. Schroeder. Geschabt. Gegenstück zu Nr. 25. Unterschrift: Pt par J. H. Schroeder. Frédérique Louise Wilhelmine Princesse Héréditaire de Bronsvic née Princesse d'Orange et de Nassau. Dann folgt eine Widmung an Wilhelm V. von Oranien, mit dem Schlusse: C. Schroeder. 420 × 320 mm.

23. Dieselbe. Brustbild mit Diadem, im Oval. Nach J. C. A. Schwartz. Punktirt. Unterschrift: Pt pr C. A. Schwartz. Frédérique Louise Wilhelmine Princesse héréditaire de Bronsvic nee Princesse d'Orange et de Nassau. Darauf folgt eine Widmung an den Erbstatthalter Wilhelm V. von Holland, welche schließt: C. Schroeder Graveur. Bronsvic 1792. Es giebt auch farbige Drucke. 369 × 276 mm.

24. Herzog Friedrich Wilhelm. Ganze Figur im Waffenrock mit Mütze, an einem Eichbaum stehend, in der rechten Hand eine Reitgerte haltend. Rechts im Hintergrunde die Stadt Braunschweig. Angeblich nach einem englischen Miniatur-Gemälde [1]). Radirt. Unterschrift: Gestochen von C. Schroeder in Braunschweig. Friedrich Wilhelm Regierender Herzog zu Braunschweig Lüneburg geb: den 9te October 1771. gest: auf dem Schlachtfelde den 16t Junius 1815. Dann folgt eine Widmung an den Herzog August, deren Schluß lautet: Carl Schröder. In der Mitte das braunschweigische Wappen. Viele Exemplare dieses Blattes sind mit schwarzer Farbe kolorirt. 396 × 276 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor der Ueberarbeitung der Mütze.

II. Mit dieser Ueberarbeitung.

Nun giebt es von beiden Abdrucksgattungen Abdrucke, auf denen sich nur das Brustbild des Herzogs mit einem Theile des Eichbaums befindet, indem der übrige Theil der Platte beim Drucken durch Papier zugelegt worden ist. Dann wurde das Brustbild noch mit einer zweiten Platte überdruckt, auf welcher eine Einfassungslinie der Darstellung und darüber Fürstenhut und Degen, von einem Lorbeerkranze umgeben und von der Sonne bestrahlt, radirt waren. Ferner trug diese Platte folgende Unterschrift: Gestochen von C. Schröder. Friedrich Wilhelm Regierender Herzog zu Braunschweig Lüneburg geb. den 9t October 1771. gest: auf dem Schlachtfelde den 16te Junius 1815. Die meisten Exemplare dieses kleineren Blattes kommen ebenfalls schwarz getuscht oder auch kolorirt — schwarz, blau, grün, braun, roth u. gelb — vor. Größe der zweiten Platte: 191 × 148 mm.

25. Wilhelmine Marie Elisabeth, Gemahlin des Vorigen. Halbfigur. Nach J. H. Schroeder. Geschabt. Gegenstück zu Nr. 22. Unterschrift: Peint par J. H. Schroeder. Grave par C. Schroeder. Wilhelmine Marie Elisabeth Princesse de Bronsvic Lunebourg née Princesse de Bade. Nun folgt eine Widmung an die Kaiserin Louise Marie Auguste von Rußland, mit dem Schlusse: Charles Schroeder. 425 × 341 mm.

26. Karoline Amalie Elisabeth, Schwester des Herzogs Friedrich Wilhelm, nachherige Königin von England. Brustbild im Oval. Punktirt. Unterschrift: Caroline Amélie Elisabeth Duchesse de Bronsvic Luneburg Doyenne du Chapitre Imperiale de Quedlinburg. Darauf folgt eine Widmung an die

[illegible] Dorothee, deren Schluß lautet: Servi- [illegible] Schroeder. Gravé par Schroeder à Bronsvic [illegible] chez lui. 1791. Es giebt farbig gedruckte [illegible] 315 × 236 mm.

27. Dieselbe. Brustbild im Oval, mit einem Blumenkranz vor der Brust. Punktirt. Unterschrift: Schroeder. Her Royal Highness Caroline Amelia Elizabeth Princess of Wales. Princess of Brunswick and Luneburgh etc. etc. Dann kommt eine Widmung an die regierende Herzogin von Braunschweig mit dem Schlusse: Servant Schroeder. 169 × 110 mm. Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor der Widmung. II. Mit derselben.

b. Sonstige fürstliche Personen.

28. Friedrich II, König von Preußen. Ganze Figur, stehend, von zwei Windspielen umgeben. Nach dem in Schabkunst gearbeiteten Bildniß des Königs, von D. Cunego. Radirt. Unterschrift: Gravé à L'Eauforte par Schroeder. Frédéric II Roi de Prusse. à Bronsvic chez l'Auteur. 338 × 218 mm.

29. Hieronymus Napoleon, König von Westfalen. Brustbild in Uniform, etwas nach rechts, in einem Oval. Nach Weigand. Punktirt. Unterschrift: Peint par Weigand. Cassel. Gravé par Schroeder. Jerome Napoleon Roi de Westphalie. 167 × 110 mm.

30. Katharina, Königin von Westfalen, Gemahlin des Vorigen. Halbfigur im Oval, etwas nach rechts. Nach Weigand. Punktirt. Unterschrift: Weigand p. C. Schroeder sc. (Kaum leserlich.) Catherine Reine de Westphalie. 166 × 110 mm.

31. Anna Charlotte Dorothee, Herzogin von Kurland, geb. Gräfin von Medem, Gemahlin des Herzogs Peter von Kurland und Stammmutter des Hauses Sagan-Talleyrand, gest. 1821. Halbfigur nach rechts, im Oval. Nach J. H. Schroeder. Punktirt. Unterschrift: Peint par J. H. Schröder Peintre de la Cour de S. A. S. Mr le Duc de Bronsvic Lunebourg: et Gravé par C. Schröder Graveur Pensionnaire de S. A. S. Mr le Duc d. B. L. Anne Charlotte Dorothée Duchesse Règnante de Courlande et de Semigalle. Dann folgt noch eine Widmung an „Pierre Duc en Livonie de Courlande" in 5 Zeilen. Es giebt roth gedruckte Exemplare. 177 (?) × 115 mm.

c. Privatpersonen. Alphabetisch geordnet.

32. F. Blangini. Brustbild mit lockigem Haar, im Oval nach links. Nach Eberhard. Punktirt. Unterschrift: Felix Blangini Directeur Genéral de la Musique de S. M. le Roi de Westphalie. Dessiné par Eberhard. Gravé par C. Schroeder. 222 × 139 mm.

33. G. L. von Blücher, nachmaliger Generalfeldmarschall. Brustbild in einem von einem Eichenkranze umgebenen Oval, mit breitem Ordensband. Punktirt und radirt. Unterschrift: Schroeder. von Blucher Koeniglich Preussischer General Major. 181 × 104mm.

34. T. H. L. Bollmann. Schattenriß mit Halskrause im Profil nach links, in einer Einfassung, die an den beiden Seiten zwei Säulen zeigt, darunter Kelch und Gesetzestafeln. Radirt. Auf einer Tafel unten die Inschrift: T. H. L. Bollmann General-Superintendent und Prediger der St Michaelis Kirche und zu Rüningen gebohren den 16. November 1773 gestorben den 2. Julii 1820. Im Unterrande: Schröder. Sein Leben war ein schönes Beispiel seiner Lehre, Sein Tod ein allgemein gefühlter Schmerz. 184 × 127 mm.

35. Pierre Colin, erster Tenorist am französischen Theater zu Braunschweig von 1800—1807, darauf am königl. westfäl. Hoftheater in Cassel. Brustbild nach rechts blickend. Geschabt. Gegenstück zu Nr. 48. Das Blatt hat vermuthlich niemals Schrift bekommen, da die sämmtlichen mir bekannten Exemplare eine solche nicht aufzuweisen haben. 432 × 311 mm.

36. J. C. P. Du Roi, Geheimer Justizrath. Halbfigur nach rechts, an einem Tische sitzend. Radirt. Unterschrift: J. C. P. Du Roi geb. d. 20. Juny 1754 gestorb. d. 11. October 1825. Ohne Künstlernamen. 210 × 172 mm.

37. J. J. Eschenburg. Brustbild im Oval nach rechts. Nach J. C. A. Schwartz. Radirt und punktirt. Unterschrift: C. A. Schwartz pinxit. Schroeder sculps. 1792. Johann Joachim Eschenburg Hofrath und Professor in Braunschweig. Herrn Kanonikus Gleim gewidmet von Schroeder. 240 × 165 mm.

38. Fr. G. Fleischer, Kammermusikus und Organist. Brustbild nach links. Nach dem vorzüglichen Pastellgemälde in gleicher Größe von J. H. Schroeder, welches sich im Besitz der Frau Auguste Schween zu Braunschweig befindet. Geschabt. Unterschrift. J. H. Schroeder pit. C. Schroeder sit. Friedrich Gottlob Fleischer. dem Herrn Georg Kellner gewidmet von Seinem Freund C. Schroeder. In der Mitte des Unterrandes eine Leier, von welcher Strahlen ausgehen. 435 × 314 mm.

39. J. Ch. L. Hellwig. Brustbild von vorn. Nach Emperius. Radirt. Unterschrift. Emperius del. C. Schröder sc. Dr. Joh. Christ. Ludw. Hellwig, Hofrath und Professor der Mathem. und Naturgesch. am Collegio Carolino zu Braunschweig. 180 × 136 mm.

40. J. H. Helmuth. Brustbild im Profil nach links, in einem Oval. Nach F. W. Helmuth. Punktirt. Unterschrift: F. W. Helmuth Pinxit. 1794. Schroeder sculp. Johann Heinrich Helmuth Herzogl. Braunschweig - Lüneburgischer Superintendent Prediger in der Landstadt Calvörde auch der Herzoglichen deutschen Gesellschaft zu Helmstädt Ehrenmitglied. 129 × 81 mm.

41. C. Fr. Heyer. Brustbild nach rechts im Oval. Punktirt und radirt. Ohne Künstlernamen. Unterschrift: Conrad Friedrich Heyer Professor der Chirurgie Medicin und Anatomie Assessor des Königl. Sanitaets-Collegii in Braunschweig &c. 165 × 142 mm.

42. S. Kalkar. Fast Halbfigur mit Käppchen nach links, in einem Oval. Nach Pinhas. Punktirt. Unterschrift: Pinhas del. C. Schroeder sc. Simon Kalkar Koenigl. Westphael Konsistorialrath

1) Braunschweigisches Magazin 1815. Sp. 381.

Rabiner des Sprengels Eschwege Geb. 7. Oct. 1754. Gest. 21. Jul. 1812. Veranstaltet, und Sr Hochwohlgeb. dem Herrn Konsistorial-Präsidenten Jacobson gewidmet, von seinem Freunde und Kollegen dem Konsistorialrathe Heinemann. 217 × 139 mm.

43. A. F. Freiherr von Knobelsdorf. In ganzer Figur vor einem Zelte stehend, in Uniform mit dem Commandostabe. Links im Hintergrunde ein Scharmützel. Nach Lauer. Geschabt. 546 × 497 mm.

Die Unterschrift steht auf einer besonderen Platte und lautet: Alexander Friedrich Freyherr von Knobelsdorf General-Feldmarschal der Königlich Preussischen Armée. Darauf folgen noch andere Titel. Der Schluß lautet: Peint par.-Lauer. 1799. Gravé par Schröder. In der Mitte das Wappen des Dargestellten. Größe der Schriftplatte: 59 × 476 mm.

44. K. von Linné, Naturforscher. Brustbild. Nach dem Oelgemälde im Hzgl. Museum, (Nr. 51 der geschichtlichen Merkwürdigkeiten), welches nach einem Pastellgemälde von G. Lundberg gemalt sein soll. Die einzige Lithographie unseres Künstlers. Unterschrift: Carl Schröder lithogr. Fama extendere factis. Hamb. privil. Steindr. 1828. Carl von Linnée geb. 1707 zu Nushult in Smaland, gest. den 10. Januar 1778. Das Original-Gemälde befindet sich im Herzoglichen Museum zu Braunschweig. Nun folgt noch eine Widmung an den Professor Dr Nees von Esenbeck, mit dem Schlusse: Carl Schröder. Größe des Porträts ohne die Unterschrift. 301 × 238 mm.

45. J. F. Petri. Brustbild in Predigertracht, etwas nach links. Radirt. Unterschrift: C. Schröder. J. F. Petri. Doctor der Theologie und Prediger der reformirten Gemeinde in Braunschweig feierte seine 50 jährige Amtsführung am 13. Oct. 1822. 142 × 102 mm.

46. W. Pitt der Jüngere. Brustbild nach rechts. Punktirt. Auf einer Tafel steht: William Pitt Brittischer Staatsminister 1788, und im Unterrande: gestochen von Schroeder in Braunschweig. 157 (?) × 101 mm.

Das Blatt befindet sich als Titelbild in den „Annalen der Brittischen Geschichte des Jahres 1788" von J. W. von Archenholz, 1. Band.

47. J. C. F. Reich. Brustbild im Profil nach links, mit Bäffchen. Im Oval. Radirt. Unterschrift: 1793. J. C. F. Reich. Prediger zu Gardessen im Braunschweigischen demselben Gewidmet von Schroeder. 157 × 114 mm.

48. Demoiselle Sérigny, nachherige Madame Valaurie, Schauspielerin am französischen Theater zu Braunschweig von 1800 — 1807, darauf am königl. westfäl. Hoftheater in Cassel. Brustbild in ausgeschnittenem Kleide, nach links. Geschabt. Gegenstück zu Nr. 35. Auch dies Blatt habe ich, wie das Gegenstück (Nr. 35), stets ohne jede Schrift gefunden. 426 × 309 mm.

49. Kaspar Heinrich Freiherr von Sierstorpff, geb. 1750, gest. 1842 zu Braunschweig. Kunstfreund und Besitzer der berühmten Gemäldesammlung auf Schloß Driburg. (Siehe Nr. 59 dieses Verzeichnisses.) Brustbild mit Zopf, im Profil nach rechts, in einem Oval. Radirt. Unterschrift: Gaspard, Henrï, de Sierstorpff Chambellan et Grand-Véneur de S. A. S. M. le Duc de Bronsvic Lunebourg. Dédié à Madame de Sierstorpff née Baronne de Brabeck par son très obéissant Serviteur Schroeder. In der Mitte die Wappen der Familien Sierstorpff und Brabeck, und darunter: 1792. 187 × 149 mm.

50. A. Graf Suwarow, russischer Feldherr. Halbfigur in Uniform, die rechte Hand auf einen Stock gestützt. Im Oval. Punktirt. Unterschrift: Schroeder. Alexandre de Souworow Rymnicksky Comte du Saint Empire Romain, et de l'Empire de Russie Feld Maréchal des Armées des deux Empereurs. Dann folgen 3 latein. Verse: Alexander — Olympo, und darunter: Virgil-Georg, darauf 4 franz. Verse: Des bords — immortalité, und darunter: Traduit par le Traducteur de Virgile. 185 × 110 mm.

51. A. F. Graf von Veltheim. Brustbild im Oval, nach rechts sehend. Nach J. H. Tischbein d. J. Punktirt. Unterschrift: Augustus Ferdinandus Comes de Veltheim nat. 1741 d. XVIII Sept. mort. 1801. d. II Oct. J. H. Tischbein jun. delin. 1774. C. Schroeder sculps 1802 233 × 170 mm.

Auch Tischbein hat dies Bildniß — in Kreidemanier von der Gegenseite — gestochen.

52. Friedr. Georg Weitsch Brustbild im Pelz, nach rechts sehend. Nach einem Selbstbildniß des Malers. Geschabt. Unterschrift: F. G. Weitsch pinxit. C. Schroeder scul. F. G. Weitsch junior. Die Zeichnung von Schröder zu diesem Blatte ist im Besitz der Frau Professor und des Herrn Dr Steinacker zu Braunschweig. 304 × 231 mm.

53. F. W. Zachariä. Brustbild etwas nach rechts. Nach Lafontaine. Das Bildniß punktirt, die Einfassung radirt. Auf einer Tafel steht: Frédéric Guilleaume Zachariae. Nee le 1 May 1726. Mort le 30 Janvier 1777. Im Unterrande: Peint par Lafontaine. 1789. Gravé par Schroeder. Gravé à Bronsvic. 159 × 110 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Wie beschrieben.
II. Die Platte ist überarbeitet und in der Unterschrift steht „Né" statt „Nee".

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Ludwig Hänselmann, Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, im Auftrage der Stadtbehörden herausgegeben. II. Band. 1031—1320. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn 1900. XVIII u. 749 S. gr. 4°. 39 M 20

Mit diesem kürzlich ausgegebenen Bande hat ein wichtiges Quellenwerk für die Geschichte der Stadt Braunschweig und damit zugleich für die Geschichte des deutschen Städtewesens und der niedersächsischen Lande einen theilweisen Abschluß gefunden. Schon im Jahre 1873 erschien der erste Band des umfassenden Werkes, der die Statute und Rechtbriefe der Stadt enthält.

Dann wandte sich der verdiente Herausgeber, Stadtarchivar Dr Hänselmann, zunächst anderen Aufgaben zu, der Herausgabe der Braunschweigischen Stadtchroniken, der Bugenhagenschen Kirchenordnung und zu darstellenden Arbeiten, die die Geschichte seiner Vaterstadt auf den verschiedensten Gebieten behandelten. Seit einer Reihe von Jahren ist er dann zu dem Urkundenbuche wieder zurückgekehrt, mit dem seine reiche Thätigkeit hier eigentlich ihren Anfang nahm. Bereits im Jahre 1895 erschien die erste Abtheilung des zweiten Bandes, die bis zum Jahre 1300 reichte. Jetzt liegt der ganze Stoff bis zum Jahre 1320 bearbeitet uns vor. Der Band umfaßt, die Nachträge eingeschlossen, 944 Nummern. Von diesen gehören eine dem 11., 31 dem 12., 477 dem 13. Jahrhunderte und 435 der Zeit von 1301—20 an. Man sieht schon aus diesen Zahlen, wie stark der Urkundenstoff im Laufe der Jahre sich vermehrt. Und doch hat der Herausgeber sich weise beschränkt und nur das, was urkundlich ist und die eigentliche Stadtgemeinde angeht, in seinem Werke berücksichtigt. Dieses aber hat er insgesammt, ohne eine Scheidung nach sachlichen Gesichtspunkten, wie im 1. Bande, eintreten zu lassen, in streng chronologischer Ordnung vereinigt, auch die Stücke des vorigen Bandes in kurzem Regest an gehöriger Stelle stets eingereiht. Aufgenommen hat er hier auch den Inhalt der Stadtbücher. Man wird den Gründen, die er hierfür und für die Art der Bearbeitung in dem Vorworte anführt, nur zustimmen können.

Für die Geschichte der Stadt Braunschweig hat das vorliegende Werk eine grundlegende Bedeutung; es ist das sichere Fundament, auf das alle späteren Forschungen auf diesem Gebiete, die einen festen Unterbau und inneren Halt gewinnen wollen, sich stützen werden und stützen müssen. Ohne sorgfältige Durcharbeitung des gesammten urkundlichen Materials einer Stadt ist eine erschöpfende Darstellung ihrer Geschichte nicht möglich; erst durch eine Veröffentlichung aber wird jenes Material Gemeingut der wissenschaftlichen Welt. Dieser ist jetzt das reiche und wichtige Urkundenthum der Stadt Braunschweig in glücklichster Weise erschlossen. Von den hier bekannt gemachten Stücken sollen zwei Drittel (590) bislang noch nicht gedruckt worden sein. Mag diese Zahl vielleicht auch noch ein wenig zu beschränken sein, so waren doch die schon bekannten Urkunden an den verschiedensten Orten veröffentlicht. Hier aber liegen sie, vollständig gesammelt, jedem Benutzer an einer Stelle bequem zur Hand. Der Herausgeber ist den Forschern aber noch weit mehr entgegen gekommen, mehr als es nach unserer Kenntniß sonst in einem Urkundenbuche geschehen ist. Er hat dem Werke mit unermüdlichem Fleiße, peinlichster Sorgfalt und gründlicher Sachkenntniß, wie sie eben nur die langjährige liebevolle Durchdringung und sichere Beherrschung des Stoffes allmählich gewinnen läßt, zwei umfassende Register angeschlossen, die wir nicht anstehen, als mustergültig zu bezeichnen, das eine, bei dem Dr Mack dankeswerthe Hülfe leistete, über Personen und Oerter (S. 553 bis 682), das andere über Sachen und Wörter (S. 682 bis 749). Sie lassen klar den reichen und mannigfaltigen Inhalt des Buches erkennen, über den sie in übersichtlichster und ausführlichster Weise Bescheid geben. Ganz besonders über alle Verhältnisse der Stadt Braunschweig. Es genüge hier nur auf Einiges kurz zu verweisen, auf die Entwicklung des Rechtslebens, für die vorzüglich zwei neue Redactionen des Stadtrechts (S. 220 ff. und 259 ff.) in Betracht kommen, auf die Stellung und Thätigkeit des Raths, die Gründung und Geschichte der Stiftungen, das Aufblühen von Handel und Verkehr, auf die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse, die Zusammensetzung und Herkunft der Bürgerschaft, die Genealogie der städtischen Geschlechter, ihre Beziehungen zu dem Landadel, ihre frühe Ausstattung mit Lehen und die dadurch verursachte Verbindung von städtischen und agrarischen Interessen, die Entwicklung des städtischen Finanz- und Schuldenwesens, die Entstehung der Gildeverhältnisse, die Anfänge der Städtebünde, die uns zuerst in den Hildesheimer Bündnissen von 1256 und 1272 entgegentreten, u. a. m. Manche von diesen Erscheinungen und Institutionen sind hier noch in der Anfangsbildung begriffen; in den nächsten Bänden wird das einschlagende Material ohne Zweifel bedeutend anwachsen. Die Benutzung der Register wird durch ihre übersichtliche und zweckmäßige Anlage sehr erleichtert; sie läßt Alles, was man sucht, leicht und sicher auffinden.

Sind in der Stadt und ihrer Umgebung wohl kaum noch Zweifel bestehen geblieben, so tauchen solche bei entfernteren Orten schon eher auf. So möchten wir z. B. S. 316 den Ort Betekenrode als Betjenrode oder Bernekenbrück an der Aller deuten. Aber auch hier ist das ganze Material so deutlich vorgelegt, daß eine genauere Specialforschung überall sicher einsetzen kann.

Ueber dem hohen Werthe des Werkes für die Geschichte im weitesten Umfange wollen wir nicht ganz mit Stillschweigen auch seine Bedeutung für unsere Sprachgeschichte übergehen. Der Gebrauch des Niederdeutschen statt des Lateinischen tritt namentlich in den Stadtbüchern verhältnißmäßig früh auf, und so sind uns denn diese Stücke zugleich für die Entwicklung unserer heimischen Mundart wichtige und interessante Denkmäler.

Mit dem wärmsten Danke gegen den Herausgeber verbinden wir aber auch einen solchen gegen die städtischen Behörden zu Braunschweig. Hat jener keine Mühe gescheut, dem Werke einen gediegenen Inhalt zu geben, so diese keine Kosten, ihm eine entsprechende Ausstattung zu verleihen. Diese ist eine vorzügliche sowohl in Einrichtung und Ausführung des Druckes, wie im Papier und in den Zierrathen, insbesondere den von Stadtbaurath Winter und Professor Leitzen gezeichneten Kopfleisten, die uns von verschiedenen Seiten das thürmereiche Bild der Stadt Braunschweig vor Augen führen. Mit einem Worte: die Stadt legt mit dem Werke Ehre ein, und es wäre nur zu wünschen, daß auch das Land hinter ihr nicht gar zu lange mehr auf dem Felde der Urkundenedition zurück bliebe.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 13. 1. Juli **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

11. Parochie Westerlinde.

Diese Parochie hat ohne Veränderung immer die beiden Orte Wester- und Osterlinde umfaßt. Beide werden entweder schlichtweg Linde genannt[1]) oder Kirchlinde, Kleinlinde (Lutteken-L.), Linde vor der langen Brügge, später Westerlinde (seit 1500) und Großlinde (major-L.), zuletzt Osterlinde, was zuerst im Lichtenberger Erbregister v. J. 1540 erscheint. Das in der vielgenannten Stiftungsurkunde des Michaelisklosters i. J. 1022 aufgeführte Linnethe in Ostfalen ist wahrscheinlich Westerlinde, wo sich auch später klösterliche Besitzungen befanden. Das 1187 erwähnte Linnethe, wo Konrad von Linnethe, ein freies Erbgut besaß, ist Westerlinde; dort hat nach dem Erbregister von 1540 Joist von Linde den Zehnten und zahlreiche Güter. Diese Familie der Ritter von Linde (de Tilia) ist 1553 mit dem eben Genannten ausgestorben. Ihr Lehensnachfolger war Kanzler Dr Stopler, dessen Stamm i. J. 1816 ausstarb.

Johannes Tanteleve ist der erste bekannte Pfarrer unserer Parochie. Im J. 1453 verkauft das Capitel St. Cyriaci zu Braunschweig den Testamentsvollstreckern dieses Geistlichen, der zugleich Vicar zu St. Cyriaci war, für 100 rhein. Gulden 1½ Mark jährlichen Zins. Die 100 Gulden will das Capitel zur Errichtung eines Schlafhauses für die Vicare verwenden, für die 1½ ℳ (=45 Schilling) aber soll ihm eine Memorie in der Kirche St. Cyriaci gehalten werden. Auch haben die Testamentsvollstrecker ½ Mark zum Liebfrauenaltar auf dem Chore gegeben, damit der Priester desselben in allen seinen Messen des Verstorbenen gedenke, ferner ½ Mark dem St. Marien-Magdalenen- oder Margarethenaltar, auf daß der Vicar dieses Altars in der Fastenzeit 30 Messen für Joh. Tanteleve lesen solle.

Nach dem Erbregister von 1540 ist Aschwinus Block Pfarrer zu Westerlinde, der bei der Visitation 1542 krankheitshalber nicht erschienen ist. Zur Pfarre gehören 4 Hufen. 1544: „A. Block verhört und tüchtig befunden, ist mit seinen Einkünften zufrieden“. 1551: „Zu Linde und Osterlinde A. Block, über 30 Jahr Priester, zu Hildesheim geweiht, hat die Pfarre von meinem gnädigsten Herrn zu Lehn. Ist verheirathet, hat sich nach der neuen Manier gehalten, soll beichten und sich bessern“. Wenn ein auf Grund der Acten bei Fürstl. Consistorial-Archiv aufgestelltes Verzeichniß der Pfarrer von Westerlinde, das in der Pfarrregistratur aufbewahrt wird, den ersten evangelischen Pfarrer der Gemeinde Erasmus Block nennt, so ist das offenbar ein Mißverständniß statt des unzweifelhaft richtigen Aschen oder Aschwinus. Er ist gestorben um das J. 1563. Sein Nachfolger, wahrscheinlich sein Sohn, Henricus Block, folgte ihm am 3. Mai 1565; er starb am 16. Sept. 1610.

„Ist uxoratus (verehelicht), hat mittelmäßig geantwortet. Osterlinde ist Filia von Westerlinde, gehen die Leute daselbst zur Kirche und haben da ihr Begräbniß“. (Visitat. 1568.) Es ist aber ein Gotteshaus in Osterlinde, wo jedoch, wie wir später hören werden, nur am 3. Sonntag gepredigt wurde.

Merkwürdigerweise wird der folgende Pfarrer Udalricus Gerlandus (1611—1628) Pastor zu Schelverten und zugleich zu Oster- und Westerlinde genannt. Diese Angabe erklärt sich wohl so, daß er durch die Römischen gezwungen wurde, aus dem im kleinen Stifte Hildesheim gelegenen Schellerten zu weichen, wofür ihm als Ersatz von dem evangelischen Landesherrn Westerlinde verliehen wurde. Während der Amtszeit seines Nachfolgers Ludolf Block, des Sohnes von Henr. Block, 1628—1652, zog als Gehülfe i. J. 1631 ein aus der Gemeinde Himstedt von den Päpstlichen vertriebener Prediger, Namens Melchior Müller, in Westerlinde ein. Daß zu dessen Gunsten, wie die oben citirte Pfarracte meint, Osterlinde von Westerlinde abgezweigt und zu einer besonderen Pfarre erhoben sei, ist eine grundlose Annahme. Während Ludolf Block's Amtsführung fand die allgemeine Visitation i. J. 1651 statt: „Die aus dem Filial Westerlinde (?) waren mit in die Kirche. Bestanden im Examen wohl; jung und alt“. Hier liegt ein Irrthum vor, Westerlinde ist nie Filial von Osterlinde gewesen. Osterlinde mußte damals an zwei Sonntagen zur Kirche nach Westerlinde gehen, am dritten fand zuerst Gottesdienst in Westerlinde, darauf in Osterlinde statt.

1) In der Aufzählung eines Fehdebriefes von 1397 heißt es: to Linde, to Linde . . .

Am zweiten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttage und am Sonntag nach Michaelis fand nur Gottesdienst in Osterlinde statt, woran auch die Muttergemeinde theilnahm. In jeder der beiden Kirchen waren Sitze für die Glieder der anderen Gemeinde vorbehalten, wie auch die Baupflicht gegenseitig war. Der Neubau der Westerlinder Kirche (1873—75) gab den Anstoß zur Aenderung dieses Verhältnisses. Osterlinde löste seine Baupflicht mit 1000 Thaler Capital ab. Seit dem Jahre 1879 ist auch allsonntäglich in Osterlinde Gottesdienst.

Auffallend ist, daß wir überall bei der Bezeichnung der Parochie Osterlinde vorangestellt sehen, wie in jener Pfarracte die Geistlichen als Prediger zu Oster- und Westerlinde aufgeführt werden. Jenes wird allerdings Grotenlinne, dieses Lütjenlinne genannt, es war der bedeutendere Ort. Deshalb könnte man jenes immer zuerst genannt haben. Eine kirchliche Gleichstellung oder gar Superiorität von Osterlinde ist nicht nachweisbar.

Uebrigens ist die Pfarre von Westerlinde die einzige in unserer Gegend, die ihren gesammten Grundbesitz durch die Zeiten der Vermeierung hindurch gerettet hat, die später den Stiftungen zu so schwerem Nachtheil ausgeschlagen ist. Die Pfarrer haben hier offenbar ihre Länderei stets selbst bewirthschaftet.

Als Patron unserer Gemeinde benennt das Hildesheimische Register den Archidiaconus von Lengede, in dessen Bann Westerlinde belegen war. Aber um das Jahr 1500 muß hierin ein Wechsel eingetreten sein, denn das älteste Lichtenberger Erbregister (1540) sagt: „de phar geit van minem gnedigsten hern zu lehne". So ist das Patronatsrecht noch heute ein landesherrliches.

12. Parochie Oelber.

Oelber, oft verwechselt mit dem heute Oelper geschriebenen Pfahldorfe bei Braunschweig, hat gleichen Namensursprung mit letzterem. Beide heißen in alter Zeit bald Olbere, bald Elbere, die Ansiedlung der Leute Olbo's oder Elbo's, ein Familienname, der noch heute als Olfe, Elfe erhalten ist. Ueber die Geschichte der Burg Oelber in alter Zeit vielleicht demnächst einmal. Hier beschränken wir uns auf die kurze Parochialgeschichte. Nach der v. Cramm'schen Familiengeschichte [1]) soll in Oelber schon in ganz alter Zeit zwar eine eigene, ziemlich gut dotirte Pfarre gewesen sein, deren Güter aber nach und nach davon abgekommen seien. Es blieb nur eine der heiligen Anna geweihte Capelle, in der ein benachbarter Prediger zu Zeiten Gottesdienst hielt und dafür eine beliebige Belohnung von den Gutsherren empfing. Die Aufführung Oelbers in dem Hildesheimischen Register als einer „Burgestete" (um 1470) weist gleichfalls auf frühere parochiale Selbstständigkeit hin. In den aus dem Reformationsjahrhundert erhaltenen urkundlichen Nachrichten erscheint Oelber immer als Filial des benachbarten Pfarrortes Baddekenstedt im Banne Ringelheim. Die Annencapelle war bereits so verfallen, daß in einem dazu hergerichteten Raume der Burg Gottesdienst gehalten werden mußte. Die jungen Oelberschen Kinder wurden zur Taufe in die Kirche nach Baddekenstedt getragen, wo auch die Todten zur Erde bestattet wurden. Burchard v. Cramm der Aeltere († 1587), Statthalter zu Wolfenbüttel, gab dem Pfarrer zuerst wieder eine feste Einnahme, indem er demselben 4 Malter Roggen jährlich auf beständig zusagte, und seinem Beispiel folgten die anderen Mitinhaber des Gutes [2]). Da die Capelle verfallen war, so setzten die Bortfeld'schen und Cramm'schen Familien in einem Vertrage vom Jahre 1585 fest: es solle auf ihre Kosten eine neue Kirche gebaut und dem Pfarrer von jeder Familie 6 Malter Roggen nebst einem fetten Schwein jährlich entrichtet werden. Nach dem Corpus bonorum zu Oelber bestimmten Luleff und Claus v. Bortfeld 100 Goldgulden und 140 Thaler zu der Unterhaltung der Kirche. Diese wurde von der Wittwe Claus' v. Bortfeld abgebrochen und in ihrem Garten neu gebaut, aber nicht vollendet. Als der Bau wegen der Säumigkeit der v. Bortfeld nicht fortschritt, führte Burchard v. Cramm d. Jüngere, Statthalter zu Marburg, nebst seines Bruders Franz Söhnen auf einem anderen ihnen gehörenden Platze eine neue Kirche auf ihre Kosten auf, deren Werth sie auf höher als 1000 Thaler schätzten. Sie legten ihr zur Unterhaltung des Pfarrers 52 Morgen Acker bei, die jährlich 16 Malter allerlei Korns zinsten. Sie verglichen sich aber mit den v. Bortfeld dahin, daß diese (und zwar die eine Linie) ein früher schon an die Kirche vermachtes Capital von 100 Goldgulden und 60 Thaler baarem Gelde und einige Baumaterialien, die andere Linie aber 300 Thaler baar zu dem neuen Kirchenbau beitragen und dafür die Kirche für sich und ihre Hintersassen mit benutzen sollten. Das geschah in den Jahren 1592—96. Nach den Pfarrnachrichten hat auf dem Platze des Opferhauses die alte Pfarre gestanden und daneben die alte S. Annenkirche.

Die 1596 vollendete Kirche steht noch heute und ist vor etwa 15 Jahren durch die Familie v. Cramm kunstvoll restaurirt worden.

Zu gleicher Zeit wurde bei der neuen Kirche 1592 ein Kirchhof angelegt. In dieser neuerbauten Kirche hat der Superintendent von Baddekenstedt die sacra verrichtet, bis im Jahre 1612 die beiden adligen Geschlechter mit Einwilligung des Consistoriums einen eigenen Pastor angenommen haben.

Die Visitationsacten nennen als Pfarrer von Baddekenstedt-Oelber 1542 Jacobus Richardts. Dieser ist aber nur Miethpfarrer, das Pfarrlehn gehört „dem alten Amptmann uffem Woldenberge Johannes Lichtenberg". Im Jahre 1568 ist sein Sohn Johannes Richards oder Reichards dort Miethpfarrer, der Pfarrinhaber ist „Johann Lichtenberg's Verwandter". Dieser hieß Johannes Gryphenhagen, der in den Beiträgen zur Geschichte Hildesheims (1829 I 450/3) in Widerspruch mit den sonstigen urkundlichen Nachrichten zum

1) Handschriftlich aus dem Jahre 1824, Verfasser Hofrath Hettling. cf. S. 176.

2) Joach. Auvius, Leichenpredigt auf B. v. Cramm 1587.

ersten evangelischen Superintendenten von Baddekenstedt gemacht wird.

Der erste Pfarrer nach der Einführung der Reformation durch Herzog Julius war Joachimus Auvius (Aue, Awe), 1569—1588, der zugleich die nach Baddekenstedt gelegte Superintendentur inne hatte [3]). Er machte sich um das Zustandekommen des vorerwähnten Vertrages zwischen den Besitzern von Oelber, den Cramm's und Bortfeld's, im Jahre 1585 verdient [4]). 1587 hielt er dem Statthalter von Wolfenbüttel Burchard von Cramm d. Aelteren die noch erhaltene Leichenpredigt.

Joach. Auvius wurde nach Jeinsen, Amt Calenberg, versetzt, wo er 1595 starb. Auf ihn folgten Conradus Medechinus, David Windanus und Henningius Scheele, unter dem sich im Jahre 1612 die Trennung Oelbers von Baddekenstedt vollzog.

Falls in ältester Zeit ein besonderer Burgcaplan vorhanden gewesen, was eine unbewiesene Behauptung ist, so stand das Patronatsrecht natürlich den beiden adligen Geschlechtern zu. Die Pfarrpfründe von Baddekenstedt wurde vom Landesherrn verliehen, wie die Visitation von 1568 ausdrücklich vermerkt. Vom Jahre der Bestellung eines eigenen Predigers (1612) übten die v. Cramm und Bortfeld das Patronatsrecht aus. Mit dem Aussterben der Bortfeld im Jahre 1685 traten die v. Cramm in den Alleinbesitz der kirchlichen Lehnsrechte von Oelber. Das Corpus bonorum von 1750 bemerkt, daß diese Rechte den beiden Linien der v. Cramm, der Barthold'schen auf dem Oberhof und der Burchard'schen auf dem Unterhof zuständen. Heute gehört Oelber zur Inspection Lichtenberg, zu der es im Jahre 1643 gelegt wurde. Der Verband mit dem Hildesheimischen Bisthum war im Jahre 1521 gelöst, nachdem die Braunschweiger Fürsten als Vollstrecker der über den Bischof Johann verhängten Acht sich des Bisthums bemächtigt hatten. Aber auch bei Herausgabe des Stiftes im Jahre 1643 verblieb Oelber bei unserem Herzogthume.

Hofkupferstecher Karl Schröder.

Beschreibendes Verzeichniß seiner graphischen Arbeiten.

Von A. Basel.

(Fortsetzung.)

II. Darstellungen von Gemälden,

meistens aus der ehemaligen Salzdahlumer Gallerie. Nach den auf den Stichen angegebenen Malernamen alphabetisch geordnet.

54. Selbstbildniß des Malers Michelangelo Caravaggio, mit einem Degen. Original im Hzgl. Museum zu Braunschweig, Nr. 497. Radirt. Unterschrift: C. Schroeder f. 1813. (Die Jahreszahl undeutlich.) Michael Angelo Amerigi da Caravagio. Größe des Blattes ohne sichtbaren Plattenrand: 150 × 102 mm.

3) Lauenstein, Diplom. Geschichte Hildesheims, nennt ihn irrig Joach. Stüvius.

4) Familienacten im L.-H.-Archiv.

55. Die heilige Katharina. Dieselbe sitzt in einem reich ausgestatteten Raume an einem Tische und liest in einem Buche. Kniestück. Angeblich nach P. da Cortona. Das Original befand sich früher in der Sammlung Brabeck zu Söder und wurde dort dem G. Reni, F. Albani oder Domenichino zugeschrieben [1]); andere Kunstkenner hielten auch Guercino für den Maler [2]). Es wurde unter dem Namen von Carlo Dolce im Jahre 1859 zu Hannover mit der ganzen Sammlung meistbietend verkauft. (Nr. 73 des Verkaufs-Catalogs.) Auch der Kupferstecher J. G. Huck hat dies Gemälde in Schwarzkunst gestochen; Schröder hat es in Punktirmanier gearbeitet. Unterschrift: Gemalt von Pietro da Cortona. Gestochen von C. Schroeder in Braunschweig 1816. Die Heilige Katharina. Das Original ist in der Gallerie des Herrn Grafen von Brabeck in Soeder. Der Fräulein Caroline von Bothmer unterthänigst gewidmet von C. Schroeder. Gedruckt bei den Hof-Kupferdrucker Schäffer. 217 × 259 mm.

56. Selbstbildniß des Malers G. Dov, mit einem Familienbilde, welches ehemals für das Bild seiner eigenen Familie gehalten wurde. Halbfigur. Original im Hzgl. Museum, Nr. 303. Punktirt. Unterschrift: C. Schröder sc. 1810. (?) Gerhard Douw. Das Original von gleicher Grösse befindet sich in der Herzoglichen Gallerie zu Braunschweig. Denen Herrn Stobwasser Vater und Sohn gewidmet von C. Schroeder. Gedruckt bei Schäffer Hofkupferdruker. 340 × 250 mm.

57. Männliches Bildniß, auch fälschlich als Selbstbildniß des van Dyck bezeichnet. Kniestück. Nach A. van Dyck. Original im Hzgl. Museum, Nr. 125. Geschabt. Unterschrift: Das Original Gemälde welches sich in der Herzoglichen Gallerie zu Braunschweig befindet ist gemalt von Anton van Dyck 3 Fuss 2 Zoll breit, 3 Fuss 8 Zoll hoch. Dann folgt eine zweizeilige Widmung an den Grafen von der Schulenburg-Wolfsburg mit dessen Wappen, und der Schluß lautet: gewidmet von Carl Schröder. Geschabt von C. Schröder 1810. gedruckt bei Schäffer Hofkupfr Druker. 625 × 495 mm.

58. Maria mit dem Kinde. Nach dem Gemälde Nr. 129 im Hzgl. Museum, welches eine Copie des Originals von A. van Dyck in der Dulwich-Gallerie bei London ist. Geschabt. Unterschrift: peint par Antoine van Dyck. Grave par Charles Schroeder. La Sainte Vierge. Nun folgt eine Widmung an die „Baronne de Sierstorpff", welche schließt: Serviteur Schroeder. L'original se trouve dans la Gallerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. 1803. In der Mitte die Wappen der Familien Sierstorpff und Brabeck. 434 × 308 mm.

59. Joseph erzählt seine Träume. Nach G. van den Eeckhout. Das Original befand sich in der

1) F. W. Basilius von Ramdohr, Beschreibung der Gemälde-Galerie des Freiherrn von Brabeck. Hannover 1792. S. 17.

2) G. S. Roland, Söder. Aus dem Französischen übersetzt von Horstig. Leipzig 1799. S. 59.

Gräflich Sierstorpff'schen Gallerie auf Schloß Driburg[3]), welche nach Erlöschen des Mannesstammes der Familie im Jahre 1887 in Berlin versteigert wurde. Radirt. Unterschrift: Gemahlt von Gerbrand van den Eckhout. Radirt von Carl Schroeder 1811. Joseph erzählt seinem Vater den Traum. 1t B. M. Cp. 37. Der Frau Baronin von Sierstorpff geborene von Vincke unterthänigst gewidmet von Carl Schröder. Das Original Gemählde befindet sich in der Gallerie des Herrn Baron von Sierstorpff Königl. Westf. Conservateur der Gewässer und Forsten. In der Mitte die Wappen der Familien Sierstorpff und Vincke. 507 × 541 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Probedruck vor Vollendung der Platte und vor aller Schrift.

II. Vor der Schrift, nur mit den Künstlernamen.

III. Wie beschrieben.

60. Alluccius und dessen Braut vor Scipio. Dieselben sind umgeben von den Eltern der Braut und Bewaffneten in ganzen Figuren. Nach J. Heiß. Original im Hzgl. Museum, Nr. 563. Punktirt. Unterschrift: Scipio's Continency. Darauf folgt eine Widmung an „the Reigning Duke of Brunswick" mit dem Schlusse: Ch. Schroeder. From an Original Picture by John Heiss taken from the Ducal Gallery at Salzthalum 3 feet 4 inches high, by 5 feet 2 inches wide. In der Mitte das Monogramm C. W. F. (Karl Wilhelm Ferdinand) und die Jahreszahl 1794. 544 × 765 mm.

Das größte Blatt Schröder's.

61. Bildniß eines unbekannten Mannes mit lockigem Haar, im Mantel. Brustbild. Angeblich nach Ph. Koninck. Das Original befand sich früher in der Salzdahlumer Gallerie, ist aber jetzt verschollen. Geschabt. Unterschrift: Das Original Gemählde von Philipp Konink ist in der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthalen. Geschabt von Schroeder. 1799. 2 Fuss 2 Zoll breit, 2 Fuss 6 Zoll hoch. 239 × 165 mm.

62. Junger Mann mit Federbarett, in der Rechten ein Schwert haltend. Brustbild. Angeblich nach Rembrandt und früher dem Ph Koninck zugeschrieben. Original im Hzgl. Museum, Nr. 239. Radirt Unterschrift: Philippe Konink pinx. 1791. Schroeder gr. à l'eauforte. Le Tableau Original se trouve dans la Gallerie Ducale de Bronsvic à Salzthalen. 215 × 145 mm.

63. Das Opfer Abrahams. Nach J. Lievens d. Ä. Original im Hzgl. Museum, Nr. 242. Geschabt. Unterschrift: Peint par J. Lievens. Gravé par C. Schroeder. Le Sacrifice d'Abraham. L'Original a été transporté à Paris de la Galerie de Salzthalum près de Bronsvic. à Bronsvic chez l'Auteur et chez Bremer Md d'Estampes. Größe des beschnittenen Exemplares: 570 × 392 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor der Schrift, nur mit den Künstlernamen.

II. Wie beschrieben.

64. Dieselbe Darstellung. Ebenfalls geschabt, dem vorigen Blatte ähnlich. 488 × 362 mm.

Die Schrift wurde auf einer besonderen Platte darunter gedruckt und lautet: Peint par Lievens. Gravé par Schroeder. Abrahams Dankopfer. Nach einem Originalgemählde der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthalen. Nun folgt eine Widmung an den Kronprinzen Friedrich von Dänemark, welche schließt: Schroeder.

Größe der Schriftplatte: 47 × 362 mm.

Die Zeichnung von Schröder zu diesem Blatte befindet sich im Besitz der Frau Professor und des Herrn Dr Steinacker zu Braunschweig.

65. Dieselbe Darstellung. Punktirt. Oben links über dem Stichrande steht: Nr. I. Unterschrift: peint par Jo Lievens. Gravé par Charles Schroeder Graveur pensioné de Sn Aes Sme Mur le Duc de Braunsvic. Le Sacrifice d'Abraham. Dann folgt eine Widmung an den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, deren Schluß lautet: Charles Schroeder. Se vend a Braunsvic chez L'auteur Logé sur le Damm. Le Tableau original se trouve dans la Gallerie Ducale de Braunsvic à Salzthal haut de 6 pieds 4 pouces large 4 pieds 8 pouces. 1787. Das Blatt ist in rothbrauner Farbe gedruckt. 321 × 208 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten I: Wie beschrieben.

II. Stark überarbeitet, auch die Einfassung verändert. Die Unterschrift lautet jetzt: peint par Jo Lievens. Gravé par Schroeder à B.. Le Sacrifice D'Abraham d'après le Tableau Original dans la Gallerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. 1788. Es sind stellenweise noch Spuren der Schrift des ersten Zustandes sichtbar.

III. Nochmals stark überarbeitet und mit Strichen überzogen; auch die Einfassung, welche in den ersten beiden Zuständen aus Punkten bestand, wird nun durch Linien gebildet. Das Blatt hat jetzt folgende Unterschrift: Le Sacrifice D'Abraham. De la Galerie Ducale de Bronsvic a Salzthal. Gravé par Schroeder d'après le Tableau de Lievens. Grandeur de 6 pie. 4 pou. sur 4 pie. 8 pouce. A Bronsvic chez l'Auteur. Rechts unter dem Stichrande sind noch Spuren der zweiten Schrift sichtbar.

66. Dieselbe Darstellung. Punktirt. Unterschrift: Johann Lievens pinxit. Carl Schroeder sculpxit 1816. Abrahams Dank Opfer. Das Original ist in der Herzoglich Braunschweigischen Gallerie 4 Fuss 8 Zoll breit, 6 Fuss 4 Zoll hoch. Gedruckt von Schäffer Hof-Kupferdrucker. 275 × 204 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor der Adresse von Schäffer.

II. Wie beschrieben.

III. Die Platte ist überarbeitet, die Jahreszahl 1816 in 1826 umgeändert, und die Adresse von Schäffer wieder ausgeschliffen.

67. Gustav Adolf's Tod in der Schlacht bei Lützen. Nach Jan Martß de Jong. Original im Hzgl. Museum, № 417. Geschabt. Unterschrift: Gemahlt von M. de Jong 1636. Gestochen von C. Schroeder 1801. Gustav Adolph Koenig von Schweden in der Schlacht bei Lützen am 6ten November 1632 nach dem Original Gemaehlde der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthalum. Dann folgt eine Widmung an den König Gustav Adolf II. von Schweden mit dem Schlusse: C. Schroeder. In der Mitte des Unterrandes ist das schwedische Wappen angebracht. 503 × 750 mm.

Die Zeichnung zu dieser Darstellung befindet sich im städtischen Museum zu Braunschweig.

3) C. H. von Sierstorpff. Für Kunstfreunde, welche meine kleine Gemälde-Sammlung besuchen wollen. Braunschweig 1817. Nr. 8.

68. Familienbild. Vater, Mutter und Tochter in Kniestücken. Nach P. Mierevelt. Original im Hzgl. Museum, № 218. Geschabt. In der Unterschrift sind die Eltern irrigerweise als Grosseltern bezeichnet. Unterschrift: Peter Mirevelt pinxit. Carl Schroeder sculpxit. Liebe der Grossaeltern. Das Original, 4 Fuss 2 Zoll breit, 3 Fuss 5 Zoll hoch, befindet sich in der Herzoglichen Braunschweig-Lüneburgschen Gallerie in Braunschweig. Darauf folgt eine Widmung an die „Baronne von Stetten", und der Schluß lautet: C. Schroder. Gedruckt bei Schäffer Hofkupfer-Drucker. 394 × 492 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor Schäffer's Adresse. II. Mit derselben. Ueberarbeitet.

69. Zwei Knaben, die mit einem Vogel spielen, daneben eine Katze. Nach E. van der Neer. Original im Hzgl. Museum, № 320. Geschabt. Unterschrift: Eglon van der Neer Pinx. Schroeder Sculp. 1800. Die Knaben Freude. Das Original Gemählde von gleicher Grösse ist in der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthal. 320 × 236 mm.

70. Ein junger Mann schreibt einen Brief. Angeblich das Bildniß des Malers C. Netscher. Fast Kniestück. Nach C. Netscher. Das Original befindet sich in der Königl. Gemälde-Gallerie zu Dresden. Punktirt. Oben links: Nr. 1. Unterschrift: Peint par G. Netscher. Gravé par Schroeder. Il réfléchit. Nun folgt eine Widmung an „Stanislas Auguste Roi de Pologne" mit dem Schlusse: Serviteur Schroeder. 315 × 237 mm.

71. Die junge Salzburgerin. Bildniß der Elisabeth Oberbüchler aus dem Salzburgischen. Halbfigur mit Strohhut. Nach A. Pesne. Original im Hzgl. Museum, Nr 532. Punktirt. Unterschrift: Peint par Antoine Pesne. 1793. Gravé par Ch[les] Schroeder. La jeune Salzbourgeoise de la Galerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. Größe des Blattes ohne sichtbaren Plattenrand: 364 × 282 mm.

72. Brustbild eines jungen Mannes mit einem Buche, früher als Selbstbildniß Rafael's bezeichnet. Angeblich nach Rafael. Original im Hzgl. Museum, Nr. 452. Radirt. Unterschrift: Raphael pinxit. C. Schroeder. 1821. Raphael Sancio von Urbino. Geboren am Charfreytag 1483, gestorben am Charfreytag 1520. Das Original befindet sich in der Herzoglichen Gallerie in Braunschweig. 1 Fuss 3 Zoll breit, 1 Fuss 9 Zoll hoch. 314 × 221 mm.

73. Bildniß eines Unbekannten, früher für Hugo Grotius gehalten. Brustbild mit großem Kragen, nach rechts. Nach Rembrandt. Original im Hzgl. Museum, Nr. 232. Geschabt. Gegenstück der folgenden Nummer. Unterschrift: Peint par P. Rembrant van Ryn. Gravé par C. Schroder. Hugues Grotius. Dann folgt eine Widmung an den Baron von Meermann, welche schließt: C. Schröder d'après l'original de la Galerie Ducale de Bronsvic a Salzthal. 340 × 226 mm.

74. Bildniß der unbekannten Gattin des Vorigen, früher als Gattin des Hugo Grotius bezeichnet. Brustbild mit Haube und großem Kragen, nach links. Nach Rembrandt. Original im Hzgl. Museum, Nr. 233. Geschabt. Gegenstück des vorhergehenden. Unterschrift: Marie Grotius née Reichersberg. Darauf folgt ebenfalls eine Widmung an den Baron von Meermann, mit dem Schlusse: C. Schröder. d'après l'original de la Galerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. 340 × 229 mm.

75. Brustbild eines alten Mannes, ohne Kopfbedeckung mit großem Barte. Angeblich nach Rembrandt. Das Original im Hzgl. Museum, Nr. 243, wird jetzt dem J. Lievens d. Ä. zugeschrieben. Radirt. Unterschrift: Rembrandt pinxt 1784. C. Schröder. f. aqua forti. gravé d'après le Tableau original dans la Gallerie de Salzthal. haut. 2. pieds. 5. pouces. et large. 1. pied 10. pouces. Im Unterrande befindet sich inmitten der Schrift eine Vignette. 253 × 192 mm.

76. Ein Krieger mit Harnisch, Helm und Schwert. Halbfigur. Nach Rembrandt oder einem seiner Nachahmer. Original im Hzgl. Museum, Nr. 237. Radirt. Von Schröder fälschlich als Bildniß des Admirals de Ruyter bezeichnet. Unterschrift: peint par Rembrandt van Ryn. Gravé à L'Eauforte par Schroeder 1789. Michel Adrian Ruyter Chevalier et Lieutenant-Admiral des Provinces Unies des Pays-bas né à Fliessingen, 1607 mort 1676. Nun folgt eine Widmung an den Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien, mit dem Schlusse: Serviteur Schroeder. L'Original se trouve dans la Gallerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. 216 × 165 mm.

77. Judith in ganzer Figur, mit dem Kopfe des Holofernes und dem Schwerte. Angeblich nach G. Reni. Das Original, dessen Echtheit jedoch stark angezweifelt wird, befindet sich im Hzgl. Museum, ist aber nicht mehr ausgestellt. Geschabt. Unten im Bilde steht links: Guido Reni Pinx. und rechts: C. Schröder sculp. Die Darstellung geht ringsum bis an den Plattenrand. 627 × 496 mm.

78. Kephalus und Prokris. (Ovid's Metamorphosen.) Nach G. Reni. Original im Hzgl. Museum, Nr. 480. Geschabt. Unterschrift: Prokris und Cephalus. Das Original Gemählde von Guido Reni ist in der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthal, 5 Fuss 9 Zoll breit, 4 Fuss 1 Zoll hoch. Gestochen von Carl Schroeder 1800. Dann folgt eine Widmung an den Freiherrn von Sierstorpff, mit dem Schlusse: Carl Schroeder. In der Mitte das Sierstorpff'sche Wappen. 349 × 440 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Mit gerissener Schrift, vor der Widmung.
II. Wie beschrieben.

79. Bildniß des Marchese Ambrogio Spinola. Kniestück. Nach P. P. Rubens. Original im Hzgl. Museum, Nr. 85. Da ich das Blatt, welches ich früher schon gesehen habe, leider nicht wieder habe auffinden können, so vermag ich keine näheren Angaben darüber zu machen. Die Größe ist etwa Folio.

Die Schröder'sche Zeichnung dazu befindet sich im Besitz der Frau Professor und des Herrn Dr Steinacker zu Braunschweig.

80. **Judith mit dem Haupte des Holofernes**, eine Dienerin leuchtet. Nach P. P. Rubens. Original im Hzgl. Museum, Nr. 87. Größtentheils punktirt. Unterschrift: Peint par P. P. Rubens. 1793. Gravé par C. Schroeder. Judith. L'original est dans la Galerie Ducale de Bronsvic. de 3 pieds 10 pouces de large sur 4 pieds 10 pouces de haut.
560 × 423 mm.
Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor der Schrift.
II. Wie beschrieben.

81. **Die Arbeiter des Weinberges.** Nach H. M. Sorgh. Original im Hzgl. Museum, Nr. 308. Radirt. Unterschrift: Peint par Henri Martin Zorgh. Gravé par Schroeder à Bronsvic 1791. Le vigneron et ses ouvries. D'apres le Tableau Original de la Galerie Ducale de Bronsvic à Salzthal 2 pieds 3 pouces large, sur 1 pied 9 pouces de haut. Nun folgt noch eine Widmung an den Erbprinzen von Braunschweig, mit dem Schlusse: Schroeder. Graveur. Größe des Blattes ohne sichtbaren Plattenrand:
355 × 475 mm.

82. **Die Eheverschreibung.** Nach J. Steen. Das bekannte Original befindet sich im Hzgl. Museum, Nr. 313. Größtentheils punktirt. Unterschrift: Peint par Jean van Steen. Gravé par C. Schroeder. Die Eheverschreibung. Das Original Gemählde ist in der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthal. 6 Fuss breit, 4 Fuss 6 Zoll hoch.
500 × 632 mm.
Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Wie beschrieben.
II. Ueberarbeitet. Der Schluß der Unterschrift lautet jetzt: Das Original 6 Fuss breit, 4 Fuss 6 Zoll hoch, befindet sich in der Herzoglichen Braunschweig-Lüneburgschen Gallerie in Braunschweig.
III. Unten rechts ist noch folgende Adresse hinzugefügt: gedruckt von Schäffer Hof-Kupferdrucker.
Die Platte hat sich noch erhalten.

83. **Barbierstube der Affen.** In ganzen Figuren, rechts unten bezeichnet: D. Teniers F. Nach David Teniers d. J. Original im Hzgl. Museum, Nr. 139. Geschabt. Unterschrift: C. Schröder fecit. Die Baderstube der Affen, ein Après dinée von Tenniers. Das Original Gemälde von gleicher Grösse befindet sich in der Herzoglichen Gallerie zu Braunschweig. Gedruckt bei Schäffer Hof Kupfer Drucker. 208 × 262 mm.
Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Wie beschrieben.
II. Schäffers Adresse ist ausgeschliffen.
Die Platte hat sich noch erhalten.

84. **Venus im Muschelwagen und Amor.** Nach A. Terwesten d. Ä. Original im Hzgl. Museum, Nr. 295. Radirt. Unterschrift: C. Schröder f. Venus. Nach dem Original von A. Terwesten in der Herzoglichen Gallerie in Braunschweig.
417 × 348 mm.
Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor aller Schrift und vor vielen Arbeiten am Himmel, am Gewande der Venus u. s. w.
II. Mit der Schrift, vollendet.

85. **Pomona**, Früchte vor sich haltend. Fast Kniestück. Nach A. Terwesten. Das Original befand sich einstmals in der Salzdahlumer Gallerie, ist aber jetzt verschollen. Siehe Verzeichniß von 1776 Seite 127 Nr. 28. Geschabt. Unterschrift: A. Tervesten Pinxit. C. Schroeder sculpxit 1803. Pomona. Das Original ist in der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthal h. 2 F. 10 Z., b. 2 F. 2 Z. dem Herrn Drosten von Rodenberg hochachtungsvoll gewidmet von Schroeder. 345 × 230 mm.

86. **Ein Schäfer und eine Schäferin.** Angeblich nach Tizian, jetzt aber dem Annibale Carracci zugeschrieben. Original im Hzgl. Museum, № 477. Punktirt. Unterschrift: Peint par Titien. 1794. Gravé par Schroeder. La confidence solide de la Galerie Ducale de Bronsvic à Salzthal, 2 pieds 11 pouces de large, sur 3 pieds 11 pouces de haut. Darauf folgt eine Widmung an den Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen, deren Schluß lautet: Serviteur Schroeder. Größe des Blattes, welches keinen Plattenrand zeigt: 467 × 306 mm.

87. **Junges Mädchen mit Federbarett.** Brustbild. Nach einem unbekannten Meister der Schule von Venedig, von Schröder dem Tizian zugeschrieben. Original im Hzgl. Museum, № 650. Punktirt. Oben links steht: № 4. Unterschrift: Peint par Titien. 1794. Gravé par Schroeder. La candeur est son apanage. de la Galerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. Dann folgt eine Widmung an die „Baronne de Brabeck née Baronne de Weichs", mit dem Schlusse: Serviteur Schroeder. 279 × 221 mm.
Abdrucks-Verschiedenheiten: I Vor der Widmung
II. Wie beschrieben.

88. **Bildniß des Malers Joh. Friedr. Pascha Weitsch**, in halber Figur, mit einem Leuchter in der Hand. Nach Friedr. Georg Weitsch, dem Sohne des Dargestellten. Original im Hzgl. Museum, № 634. Geschabt. Unterschrift: Gemahlt von F. G. Weitsch. Gebohreren 1723 den 16. October (auf den Dargestellten bezüglich) Geschabt von Schroeder 1799. Pascha Johann Friedrich Weitsch Inspektor der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthal Professor der Churfürstlichen Akademie zu Düsseldorf Mitglied der Königlichen Akademie zu Berlin. Gewidmet F. G. Weitsch Königlicher Hofmahler und Rector der Königlichen Akademie zu Berlin von Seinen Freund und Schwager Schroeder. 487 × 360 mm.
Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Wie beschrieben.
II. Statt „Königlicher Hofmahler" heißt es nun „Königlichem Hofmahler", und der Schluß lautet: „von Seinem Freunde und Schwager Schroeder." Ferner steht links: das Original Gemähld ist in der Gallerie zu Salzthal. Auch zeigt die Darstellung einige geringe Ueberarbeitungen.

89. **Die büßende Magdalena.** Die Heilige in ganzer Figur in einer Höhle knieend. Nach A. van der Werff. Das Original befand sich in der Salzdahlumer Galerie, ist aber nun verschollen. Siehe Verzeichniß von 1776 Seite 145 № 90. Punktirt und radirt. Unterschrift: Peint par Adrien van der Werff. 1792. Gravé

par Charles Schroeder. Ste Madeleine. La Pénitente. D'aprés l'original de la même grandeur et qui se trouve dans la Gallerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. Zum Schlusse folgt eine Widmung an den Churfürsten Karl Theodor von Bayern in fünf Zeilen. 349 × 262 mm.

90. Die Neuvermählte, welche unter Thränen und mit Dudelsack-Musik zum Hochzeitsbette geführt wird. Nach einem ungenannten Meister, angeblich aus Dürer's Schule. Das Original befand sich in der Salzdahlumer Galerie, ist jetzt aber verschollen. Dem Blatte wurde eine gedruckte Beschreibung beigegeben. Es scheint sich um eine possenhafte Darstellung zu handeln, ich vermag jedoch keine näheren Angaben zu machen, da ich das Blatt niemals zu Gesicht bekommen habe. Es wird wahrscheinlich punktirt sein. Siehe Braunschw. Magazin 1793. 23. St., Sp. 367, wo das Blatt angekündigt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

v. Kortzfleisch, Geschichte des Herzogl. Braunschw. Infanterie-Regiments und seiner Stammtruppen 1809 bis 1869. 2. Band: Von der Errichtung des neuen Truppencorps 1813 bis zum Ausbruch des Krieges 1870. Im Auftrage des Regiments bearbeitet. Mit einem Bildniß des Herzogs Wilhelm, 3 Uniformbildern, 1 Stammtafel und 9 Kartenskizzen. Braunschweig, A. Limbach 1898. XVI u. 450 S. 8⁰, geb. 12 M.

Vorstehendes Werk, von dem der erste Band im Br. Mag. 1896 S. 31 f. angezeigt wurde, ist bereits seit geraumer Zeit erschienen, hat aber verschiedener Hindernisse wegen hier leider noch keine Besprechung gefunden. Wir wollen diese lieber jetzt noch verspätet bringen, als ganz unterlassen. Denn an einem Orte, wo die Braunschweigische Litteratur aufgeführt wird, darf dieses Buch nimmermehr fehlen. Ist es doch ohne Zweifel eine der besten Erscheinungen, die wir auf jenem ganzen Gebiete seit einer Reihe von Jahren zu verzeichnen hatten. Der Verfasser hat umfassende Studien sowohl in handschriftlichen Quellen, die für die erste Zeit leider sehr spärlich fließen, als auch in Druckwerken von deutscher, englischer, niederländischer, französischer und dänischer Seite angestellt und sein Buch mit sicherer Beherrschung dieses Materials, das er in gründlicher Weise kritisch durchforscht und gesichtet hat, geschrieben. Dabei läßt er dem Leser die Mühe der Arbeit niemals empfinden; er weiß auch einen an sich spröden Stoff, wie er uns für verschiedene Zeiträume hier entgegen tritt, geschickt zu behandeln und gut lesbar zu gestalten. Auch eine andere Gefahr hat er glücklich vermieden. Bei allen kriegerischen Unternehmungen ist ein Regiment nur ein Bruchtheil des Ganzen. Es kann nur zu leicht geschehen, daß der Darsteller einer Regimentsgeschichte sich entweder zu sehr auf seinen Truppentheil beschränkt und den Leser über die Gesammtentwickelung, in die jener eingreift, im Unklaren läßt, oder daß er zu sehr ins Breite geht, Alles darstellt und darüber seine eigentliche Aufgabe aus dem Auge verliert. K. hat beide Fehler glücklich vermieden. Er entwirft von den politischen und militairischen Verhältnissen im Allgemeinen eine kurze treffende Schilderung, so daß der Leser, über die Gesammtlage wohl orientirt, klar folgen kann, wenn ihm die Thaten und Erlebnisse des Regiments eingehend vor Augen geführt werden. Der Verfasser hat sein Buch offensichtlich mit warmer Liebe zur Sache geschrieben, aber er bleibt in seinem Urtheile immer besonnen. Er hält sich von allen Ueberschwänglichkeiten und leeren Redensarten vollständig fern; wo er aber Ruhmesthaten berichtet, kann man gewiß sein, daß sie des Rühmens auch werth sind.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, in Anschluß an den vorigen Band als III—VI bezeichnet. Der erste von ihnen behandelt die Freiheitskriege, die Bildung des neuen Truppencorps, die dem Herzoge Friedrich Wilhelm bei seiner Rückkehr im December 1813 vor Allem am Herzen lag und die er nach Kräften zu fördern suchte, den ohne Kampf verlaufenen Zug nach Brabant im Jahre 1814 und den Feldzug von 1815. Hier bilden die anschaulich geschilderten Schlachten bei Quatrebras, wo Herzog Friedrich Wilhelm das Leben ließ, und bei Waterloo die interessantesten Theile des ganzen Bandes. Am 29. Januar 1816 kehrten die Truppen von Paris nach Braunschweig zurück. Es folgte eine lange Friedenszeit (1816—48), der Abschnitt IV gewidmet ist. In sie fällt der Braunschweigische Aufruhr vom 7. September 1830, der zur Flucht Herzog Karl's II. und zu seiner völligen Ausschließung von der Regierung führte. Die Vorfälle, bei denen das Militair auf v. Hertzberg's Befehl zu völliger Thatenlosigkeit verdammt war, werden sachlich dargestellt und ruhig beurtheilt. Eingehend werden dann im V. Abschnitte die Feldzüge der Jahre 1848 und 1849 in Schleswig-Holstein erzählt. Blieben sie in der Hauptsache auch ergebnißlos, so gaben sie doch einzelnen Theilen des Regiments (v. Specht, v. Ehrenkrook u. A.) Gelegenheit, ihre kriegerische Tüchtigkeit zu erweisen. Als eine Folge dieses Feldzugs ist wohl die Militair-Convention mit Preußen anzusehen, die, am 1. December 1849 abgeschlossen, schon nach einigen Jahren hauptsächlich wohl in Rücksicht auf die reger gewordene Einwirkung der Militair-Commission des Bundestages auf die Bundescontingente wieder aufgehoben wurde. Diese Verhältnisse werden im letzten Abschnitte behandelt, der die Zeit von 1850—70 umfaßt. Im Jahre 1866 suchte sich Herzog Wilhelm nach Möglichkeit von dem deutschen Bruderkriege fern zu halten, erst Mitte Juli schloß er ein Bündniß mit Preußen ab; die Braunschweigischen Truppen, die dem 2. Reserve-Armeecorps in Bayern zugetheilt wurden, kamen nicht mehr zu kriegerischer Verwendung. Das letzte Capitel dieses Abschnittes, das den Uebergang des Regiments in die preußischen Militairverhältnisse (1867—70) enthält, ist der „Geschichte des Herzoglich Braunschweigischen Infanterie-Regiments Nr. 92 seit dem Eintritt in den Norddeutschen Bund (1878)" vom jetzigen Generalleutnant z. D. v. Otto mit unbedeutenden Kürzungen wörtlich entnommen. Wir erhalten zugleich die erfreuliche Mittheilung, daß dieses seit langer Zeit vergriffene Werk

überarbeitet, bis zum Schlusse des Jahrhunderts fortgesetzt und so als dritter Band dem Rahmen der Regimentsgeschichte eingefügt werden soll. — Beigegeben ist dem Bande (S. 413—450) eine mit peinlicher Sorgfalt gearbeitete Officier-Stammliste, die wir dem Bankdirector Paul Walter in Braunschweig verdanken, der auch sonst das Werk namentlich in allen Fragen der Uniformirung und Bewaffnung in selbstloser Weise gefördert und die Herstellung der drei Uniformbilder geleitet hat. Beigegeben sind ferner noch eine Stammtafel über die Entstehung des Regiments und einige Pläne für die Feldzüge 1814—15 und 1848—49, die das Verständniß der Operationen der Truppen wesentlich erleichtern. Erhält das Werk, wie angegeben, durch eine zweite Ausgabe der v. Otto'schen Arbeit in einem dritten Bande den erwünschten Abschluß, so werden nicht viele Regimenter zu finden sein, die eine so vortreffliche Darstellung ihrer Geschichte besitzen.

Eduard Paulus, Tilmann Riemenschneider um 1460—1531. Ein Künstlerleben in zwölf Gesängen. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1899. 80 S. 8⁰. 1 ℳ.

Es ist das Leben und Wirken eines Harzer Kindes, das uns der bekannte Würtembergische Landesconservator, Kunstschriftsteller und Dichter Eduard Paulus in anmuthig fließenden Versen hier darstellt. Tilmann Riemenschneider ist um das Jahr 1460 in Osterode geboren. Ueber eine Kunstthätigkeit in Niedersachsen ist von ihm nichts bekannt. Er muß die Heimath früh verlassen haben, um dann von Würzburg aus in dem gesegneten Thale des Main und seinen schönen Seitenthälern als Bildschnitzer und Bildhauer eine für die Kunstgeschichte bedeutsame Wirksamkeit zu entfalten. Von seinen Lebensschicksalen ist wenig bekannt; er wurde in Würzburg Mitglied des oberen Raths, 1520 sogar erster Bürgermeister, schloß sich früh, auch in seiner Kunst, der Reformation an, ward 1525 in den Bauernkrieg verwickelt, gefangen gesetzt, seiner Güter beraubt und starb dann weltfremd und lebensmüde am 8. Juli 1531. Diese wenigen Nachrichten, in Verbindung gesetzt mit den Werken des Künstlers, die auf uns gekommen, hat der Verfasser, das Fehlende im Geiste ahnend und ergänzend, in reicher dichterischer Schöpfungskraft zu einem lebensvollen Gesammtbilde des Meisters ausgestaltet, das wir unseren Lesern bestens empfehlen möchten.

Otto von Heinemann, Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Zweite Abtheilung. Die Augusteischen Handschriften IV. Mit dreizehn Facsimiles, meist in farbigem Lichtdruck. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1900. 380 S. gr. 8⁰. 20 ℳ.

Dem dritten Bande der Augusteischen Handschriften, der auf S. 32 des vorigen Jahrgangs angezeigt wurde, ist der vierte, wie damals versprochen, baldigst nachgefolgt. Er verdankt seine Entstehung fast allein der unermüdlichen Arbeitskraft des Herausgebers, der das große Werk mit Einschluß der Helmstedter Handschriften und der Musikalien nun schon bis zum achten Bande gefördert hat. Vom vorliegenden Bande sind nur zwei griechische Handschriften vom Gymnasialdirector a. D. Dr Köhler, ein paar arabische von Professor Dr Ahlwardt in Greifswald bearbeitet worden. Im Allgemeinen zeigt er dieselbe Einrichtung, dieselben Vorzüge wie die vorhergehenden Bände, die schon früher an dieser Stelle und von berufeneren Kennern in Fachzeitschriften gebührend gewürdigt worden sind. Er umfaßt 641 Manuscripte (Nr. 2759 oder 77. 4 Aug. fol. bis Nr. 3400 oder 34 Aug. 4⁰). Einige fehlen davon zwar zur Zeit der Bibliothek. Zwei Handschriften (2760 und 3339), die sich auf die Geschichte der Stadt Straßburg beziehen, sind im Jahre 1815 aus Frankreich nicht zurückgekommen, zwei andere sind im vorigen Jahrhundert an das Herzogliche Museum abgegeben, wo sie jetzt gewiß ohne Schaden entbehrt werden könnten. Wenigstens wird Nr. 2871, ein Kräuterbuch, 1766 mehr an das Naturalien- als an das Kunstcabinet abgegeben worden sein. Es wäre doch wünschenswerth, wenn die alten Bibliotheksbestände, so weit nicht sachliche Gründe dagegen sprechen, nach Möglichkeit wieder hergestellt würden. Es befinden sich unter den hier verzeichneten Handschriften manche sehr kostbare Stücke. Das kommt schon in der reichen Beigabe von Facsimiles zum Ausdrucke. Während die früheren Bände deren im Durchschnitte 6—7 aufzuweisen hatten, bringt dieser gerade die doppelte Anzahl. Darunter sind wiederum drei Blätter aus zwei Handschriften der Bibliothek des Königs Matthias Corvinus von Ungarn (Nr. 2924 und 2994), von dem berühmten Florentiner Miniator Attavante hergestellt, von dessen Kunstfertigkeit auch der vorige Band bereits eine Probe bot. Besonderes Interesse erregt auch die Wiedergabe aus Nr. 3006, da sie uns ein Bildniß des „letzten Minnesängers", Oswald's v. Wolkenstein, bringt, das wir nicht nur als gleichzeitig, sondern auch als ähnlich ansehen dürfen. Denn es stimmt auf das Beste überein mit den beiden Bildern, die uns sonst von dem Dichter überliefert und in G. Könnecke's Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur (2. Aufl. S. 79) dargestellt worden sind. Oswald fehlt das rechte Auge, das er bei einer Belagerung durch einen Pfeilschuß verlor, wie auf dem schönen Bilde aus der Handschrift seiner Gedichte; er trägt einen spitzen Vollbart, wie auf dem offenbar noch zu seinen Lebzeiten angefertigten Grabsteine zu Brixen, auf dem das Todesdatum nicht ausgefüllt ist. Oswald ist der älteste deutsche Dichter, von dem wir gleichzeitige authentische Bildnisse besitzen, deren Zahl sich nun durch obiges Blatt auf drei erhöht. Von einigen Handschriften sind auch kostbare Einbände — darunter eine Silber- und eine Elfenbeinplatte — in Lichtdruck wiedergegeben. Mehrere der Tafeln sind in doppelter Blattgröße hergestellt. Wir sind für diese reiche Ausstattung, die dem Bande zu besonderer Zierde gereicht, neben der Liberalität des Herzoglichen Staats-Ministeriums auch der opferbereiten Verlagsbuchhandlung von J. Zwißler zu Danke verpflichtet. Die geringe Erhöhung des Preises für den vorliegenden Band erscheint dabei wohl berechtigt. Er ist vorzüglich geeignet, einen deutlichen Begriff von den Handschriftenschätzen zu geben, die Herzog August in seiner Bibliothek vereinigt hat.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 14. 15. Juli 1900.

[Nachdruck verboten.]

Grabstätten der Welfen.

15. Marburg.

In dem schönsten Gotteshause des Hessenlandes, der herrlichen Elisabethkirche zu Marburg, befinden sich zwei Welfische Grabstätten. Die eine davon ist jetzt nicht mehr bezeichnet, die andere mit einem der schönsten Denkmäler geschmückt, die dieses an hervorragenden Kunstwerken so reiche Gebäude besitzt. Es steht im südlichen Kreuzarme, dem sogenannten Fürsten- oder Landgrafenchore, wo hessische Fürsten aus vier Jahrhunderten bestattet sind. Die Grabdenkmäler hier — man zählt deren jetzt 30[1]) — bestehen theils in Stein- und Broncetafeln, die an den Seitenwänden angebracht sind, theils in sogenannten Tumben oder Hochgräbern, die in zwei Reihen von Nord nach Süd den Boden des Kreuzflügels durchziehen. In der östlichen Reihe ruht hier zunächst der Landgraf Konrad von Thüringen, seit 1239 Hochmeister des Deutschen Ordens, der Schwager der heiligen Elisabeth und der Gründer der nach ihr benannten Kirche († 24. Juli 1240). An dieses Grab schließt sich im Süden das einer fürstlichen Frau. In schöner Steinmetzarbeit ausgeführt liegt hier auf dem Grabe unter einem gothischen Baldachine eine weibliche Gestalt von hoher Anmuth, die in der rechten Hand eine Rose hält, während die Linke unter dem Kopfe eines Knaben ruht, der die Hände über der Brust faltet[2]). Der Eindruck des Ganzen wird dadurch etwas beeinträchtigt, daß die lächelnden Gesichtszüge der Frau, wahrscheinlich durch Küsse der Wallfahrer, stark abgeschliffen sind. Zwei Engel, die die Seelen der beiden Entschlafenen, als kleine Figuren dargestellt, emportragen, schweben, der eine auf der rechten, der andere auf der linken Seite, unter dem Baldachine, unter dessen Mitte gerade über dem Kopfe der Frau ein eisernes Gestell angebracht ist, das man für den Behälter einer Lampe oder, wohl richtiger, für eine Opferbüchse erklärt hat. Die ganze Arbeit war früher bemalt; noch jetzt sind in den Falten des Gewandes goldene Rosen auf rothem Grunde deutlich erkennbar.

Man hat dieses Grabdenkmal früher allgemein für das der Herzogin Sophie, der Tochter der heiligen Elisabeth († 1282), gehalten, die hier mit ihrem Sohne, dem sogenannten Kinde von Brabant, abgebildet sei. Solche Darstellungen waren üblich und werden zu jener Annahme geführt haben. Man bedachte dabei nur nicht, daß jenes Kind, der spätere Landgraf Heinrich I. von Hessen, in hohem Alter 1308 gestorben, nicht mit seiner Mutter begraben und deshalb auch nicht auf einem Grabsteine mit ihr dargestellt werden konnte. Aber die Vorstellung hat sich so tief im Bewußtsein des Volkes festgesetzt, daß noch heutigen Tages den Fremden von dem Führer der Kirche die Figuren als die der Sophie und des Kindes von Brabant erklärt werden. Der Erste, der das Richtige erkannte, scheint der verdiente Professor Friedrich Lange gewesen zu sein, um den Anfang der 50er Jahre der Leiter der Wiederherstellung des schönen Bauwerkes. Eine solche hatte sich als dringend nothwendig herausgestellt nach dem schweren Wolkenbruche am 3. August 1847, wo die Gewalt des Wassers den Boden der Kirche unterwühlt und vielfache Senkungen hervorgerufen hatte, so daß der Gottesdienst längere Zeit eingestellt werden mußte[3]). Man hatte unter dem Fürstenchore ein Gewölbe vermuthet und dessen Einsturz befürchtet, deshalb aber in Eile die Grabdenkmäler in den Ostchor geschafft, leider ohne genaue Aufzeichnung über ihre ursprüngliche Lage zu machen. Im November 1848 wurde Lange, damals noch Lehrer in Fulda, später Universitätsarchitect und Professor in Marburg, zu einem Gutachten über die Restauration der Kirche aufgefordert; er war im folgenden Monate in Marburg und hat dann im Januar 1849 von Fulda aus einen ausführlichen Bericht an die Regierung erstattet. Derselbe bezieht sich in eingehender Weise auch auf die Grabdenkmäler. Daß auf dem erwähnten die Herzogin Sophie von Brabant nicht

---

1) Vgl. den Grundriß der Kirche in L. Bickell's Schrift, Zur Erinnerung an die Elisabethkirche zu Marburg (1883) Fig. 18 und die Ansicht des Chores auf S. 27, die in Otte's Handbuche der kirchlichen Kunst-Archäologie I. B. (5. Aufl.) S. 339 wiederholt worden ist.

2) Das Denkmal ist auf der in voriger Anmerkung erwähnten Ansicht links vorn abgebildet.

3) Vgl. hierüber die Schilderung Landau's in der Ztschr. d. Ver. f. hessische Gesch. u. Landesk. V. B. (1850) S. 184 ff.

dargestellt sein konnte, war ihm sofort klar. Denn als er die Platte sorgfältig hatte reinigen lassen, entdeckte er auf ihrem Rande, mit schwarzer Farbe in Majuskeln des 13. Jahrhunderts gemalt, eine Inschrift, von der er folgende Worte noch deutlich erkennen zu können glaubte: ano . . . . nd . . . . obiit . aleydis. qvondam. lantgravia . . t . . . . . Jetzt sind diese Worte so gut wie ganz verloschen. Lange brachte diesen Stein nun sogleich in Verbindung mit einem anderen, der eine ganz ähnliche Inschrift zeigte und nebst einer zweiten, in gleicher Weise hergestellten Platte, erst durch die von der Wasserfluth bewirkte Zerstörung oder die darauf erfolgten Aufräumungsarbeiten zum Vorschein gekommen war; sie waren durch die später darauf gestellten Hochgräber bis dahin verdeckt gewesen. Beide zeigten dieselbe Technik: die Umschrift, wie die dargestellten Figuren waren in Conturen eingerissen und die einzelnen Linien mit schwarzem Kitte ausgefüllt. Die Platte, die für uns hier in Betracht kommt, zeigte, z. Th. zwar abgerieben, eine weibliche Gestalt und eine Inschrift, von der Lange, am oberen Rande beginnend, Folgendes zu lesen vermochte: † Anno M C C . . . . / . . . . . Kalendas . Maii . obiit. Aleydis . q . . . . ntgrauia . et / domina terre . hassie req . . . s . . . . in / pace.

Da die Inschriften der beiden Steine, so weit sie noch lesbar sind, genau übereinstimmen, so nahm Lange mit Recht an, daß sie beide einer Verstorbenen gewidmet sind, und daß der einfachere Stein bis zur Vollendung des prächtigeren Denkmals einstweilen zur Bezeichnung der Grabstätte dienen sollte. Er deutete sie als die der Landgräfin Adelheid, der Tochter Otto's des Kindes, des ersten Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, die im Jahre 1263 Heinrich I., dem ersten Landgrafen von Hessen, die Hand reichte und im Jahre 1274 gestorben ist[4]). „Gegen die Möglichkeit", schreibt Lange weiter, „daß eins der Grabmäler der ersten Gemahlin ihres Sohnes, des Landgrafen Otto, welche ebenfalls Adelheid[5]) hieß, gehören könnte, streitet aber der alterthümliche Stil beider. Daß aber jene ältere Adelheid wirklich in der St. Elisabethkirche begraben wurde, bezeugt folgende Stelle der oben §. 2 berührten handschriftlichen Nachricht[6]), wo es bei Aufzählung der in der Kirche damals vorhandenen Grabmäler, nämlich des Landgrafen Konrad, des bekannten Dominikaners Konrad von Marburg, und eines Franziskanermönchs Gerhard heißt: „Novissime autem diebus istis apposita est his mulier boni spiritus, in ornamentum eximium domus, Adelheidis videlicet, illustris principis de Brunswig filia, quae etiam dicitur miraculis claruisse". Aus dieser letzteren Andeutung, daß nämlich Adelheid im Geruche der Heiligkeit gestorben war, erklärt sich auch besser als bei der frühern Annahme[7]) der Umstand, daß die Gesichtszüge des Bildes durch vieles Küssen oder Berühren fast gänzlich verwischt sind". Bezeugt wird die Beisetzung der Braunschweigischen Adelheid neben dem Hochmeister Konrad auch durch eine Stelle in Gerstenberger's hessisch-thüringischer Chronik[8]), wo es heißt: „Alß nu die Lantgraffyne Frau Alheid gestarp, do wart sie zu Margburg begraben, unde liget benebin Lantgrafen Curde Meister Tutschorden".

Dieser Bericht Lange's, der die ganze Sachlage vollständig klar stellt, ist nicht veröffentlicht worden[9]). So konnte es kommen, daß trotzdem noch eine abweichende Ansicht auftauchte und sich verbreitete. Archivar Dr G. Landau, der das verheerende Unwetter in Marburg selbst mit erlebte, stellte 1850 die Ansicht auf, daß der flach gearbeitete Stein der Tochter Otto's des Kindes, das schöne Hochgrab aber ihrer gleichfalls Adelheid genannten Schwiegertochter zukomme. Letzteres könne auf die Braunschweigerin nicht bezogen werden. Die Gründe, die er dafür anführt, sind nichts weniger als stichhaltig. Daß die dargestellte Figur keinen Wittwenschleier trägt, daß der Ausdruck quondam Lantgravia für die ältere Adelheid sehr wohl gesagt werden kann, hat schon Wilhelm Kolbe in seinem Büchlein über „die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg" (Marburg 1874) S. 54 überzeugend nachgewiesen. Der dritte Grund Landau's beruht auf einem Lesefehler. Die Inschrift des Hochgrabes, die er nach Lange anführt, enthält nicht: Landgravia t, sondern Lantgravia . . t. Man kann also gar nicht, wie Landau will und für die Zeit bedenklich findet, Landgravia terrae Hassiae lesen, sondern muß sie Lantgravia . et . Domina . terre . Hassie ergänzen, also mit der Inschrift der zweiten Platte in völlige Uebereinstimmung bringen. Daß so für eine Persönlichkeit zwei Platten angefertigt wurden, ist an sich nicht auffällig und aus den Verhältnissen wohl erklärlich; auch spricht der Umstand dafür, daß die Platte bis dahin verdeckt gewesen war, doch wohl nur deshalb, weil man sie nach der Herstellung des kunstvolleren Denkmals für entbehrlich hielt. Daß übrigens die einfachere Platte neben dem Grabmal des Hochmeisters Konrad ursprünglich gelegen habe, bezeugt Landau S. 189 Anmerkung 2 ausdrücklich. Die Anfertigung zweier Platten, einer einfacheren und einer kunstvolleren, für die jene vorläufig Ersatz bieten sollte, begegnet übrigens auch sonst. So sind z. B. im Kloster Walkenried, allerdings aus späterer Zeit, noch jetzt von vier Mitgliedern des Honsteiner Grafenhauses je zwei solcher Steine erhalten[10]).

Der Ansicht Landau's sind von Dehn-Rotfelser und Lotz in ihren „Baudenkmälern im Regierungsbezirk

4) Der Todestag der Landgräfin Adelheid, den das Chronicon Sampetrinum (Geschichtsquellen d. Prov. Sachsen Bd. I, S. 107) in den Juni 1274 setzt, ist nach jener Inschrift nach Mitte März des Jahres zu verlegen, da vor „Kalendas" offenbar noch eine Zahl zu ergänzen ist.

5) Sie war die Tochter Graf Otto's III. von Ravensberg, die 1298 den Landgrafen Otto heirathete und nach 1333 gestorben ist.

6) Es handelt sich um den Zusatz zu einer Handschrift der vita S. Elisabethae von Theoderich von Thüringen.

7) Daß nemlich die Küsse der Gläubigen der Tochter und dem Enkel der heiligen Elisabeth gegolten hätten.

8) Schmincke, Monum. hass. II, S. 429.

9) Ich durfte ihn einsehen im Königlichen Staatsarchive zu Marburg.

10) Vergl. Zeitschr. des Harzvereins Bd. XXII (1889), S. 208 ff.

Cassel" (1870) S. 143 gefolgt; sie kommen dabei zu der wunderlichen Annahme, daß die Gesichtszüge der Adelheid aus Versehen von den Wallfahrern abgeküßt seien, weil diese „die Figur wahrscheinlich für die der ersten, 1274 gestorbenen Gemahlin Heinrich's I., jener durch Wunderthaten berühmten älteren Adelheidis hielten". Dieser Meinung der Wallfahrer, in dem Denkmale die Braunschweigische Adelheid vor sich zu haben, schließen sich jetzt, besonders auch aus kunstgeschichtlichen Gründen, die meisten der neueren Forscher an, so in den bereits genannten Werken W. Kolbe und L. Bickell, und wir werden es nach alledem nicht mehr zu bezweifeln haben, daß das schöne Grabdenkmal Adelheid's der Tochter unseres Herzogs Otto des Kindes gilt.

Nach der Darstellung des Knaben an der Landgräfin Seite darf es wohl als sicher gelten, daß ein Sohn in zartem Alter neben ihr bestattet wurde. Ein solcher ist uns nun zwar von Heinrich's I. Gemahlin nicht bekannt, aber von Otto's Gattin ebensowenig. Auch kann uns das bei der Mangelhaftigkeit der genealogischen Ueberlieferung aus jener Zeit keineswegs überraschen.

Noch eine zweite Braunschweigische Fürstentochter ist in der Elisabethkirche zu Marburg begraben: Margarethe, die Tochter Herzog Ernst's des Bekenners, die sich am 14. August 1559 mit dem Grafen Johann von Mansfeld vermählte. Steinmann läßt sie S. 272 in Eisleben bestattet sein, obwohl er auf der richtigen Spur war und die Mittheilung L. F. Niemann's anführte, Margarethe sei am 24. September 1596 am Hofe ihres Schwiegersohnes, des Landgrafen Ludwig von Hessen, gestorben und in Marburg am 29. September begraben. Daß damit vollständig das Richtige getroffen war, geht klar aus einem der Protokolle hervor, die Professor Lange in der Zeit vom 17. Juli bis 10. August 1854 bei den Ausgrabungen und Mauerarbeiten für die Fundamentirung der neuaufzurichtenden Hochgräber im Landgrafenchore hat aufnehmen lassen.

Es heißt hier folgendermaßen:

Geschehen Marburg am 29. Juli 1854.

Gegenwärtig: Hr. Prof. Dr Lange
Cantor Amrhein
Organist Bücking
Baueleve Seibert
Maurerm. Dauber iun.

Es wurde heute die Fundamentirung sämmtlicher Hochgräber vollendet. Bei dem Planiren des Bodens gerieth man, als man die obere moderige Erdschicht neben dem Chorgestühl an der im Grundriß [11]) mit n bezeichneten, bisher unberührt gebliebenen Stelle abhub, auf den Extrados eines Backsteingewölbes. Da nach dem Restaurationsplane alle in der Erde etwa noch befindliche Höhlungen ausgefüllt werden sollen, so wurde die östliche Stirnmauer des gefundenen Gewölbes bloßgelegt und durchbrochen. Es zeigte sich jetzt ein hohler innerer Raum von 7′ 1¼″ Länge, 5′ 10″ Breite und 6′ 1″ Höhe vom Boden, dessen Seitenmauern von Sandsteinen, die gewölbte Decke aus Backsteinen 1 Stein stark gebildet war. Darin stand ein hölzerner, von allen Seiten mit Bleiplatten umgebener Sarg auf einem eisernen Gestell; die Länge des Sarges betrug 6′ 5″, seine Breite am Kopfende 2′ 5½″, am Fußende 1′ 11″. Auf der oberen Bleiplatte befand sich außer einigen Bibelsprüchen, sowie dem Braunschweig-Lüneburgischen und Mansfeldischen Wappen nachfolgende Inschrift [12]):

Anno 1596 den 24. Septembis ist die dvrchllvchtige hochgeborne fvrstin vnd fraw fraw Marcreta geborne hertzogin zv Bravnschwig vnd Lvnburcke grevin zv Mansfelt wittibe in Gott selig entschlaffen.

Auch auf den am Boden und am Hauptende des Sarges befindlichen Bleiplatten waren Bibelsprüche eingegraben.

Bei dem Oeffnen des Sarges, welcher bis dahin scheinbar unberührt geblieben war, zeigte sich von der darin bestattet gewesenen Leiche nur die Kleidung, aus braunseidenem Stoffe mit schwarzem Spitzenbesatz bestehend, theilweise erhalten. Von den Gebeinen selbst war bis auf einige wenige Reste fast jede Spur verschwunden. Es wurde beschlossen, die genannten Reste an ihre Stelle wieder beizusetzen; das Gewölbe aber, um einen späteren unvermutheten Einsturz zu verhüten, abzubrechen und den ganzen hohlen Raum wieder auszufüllen.

Vorgelesen
Lange. Amrhein. Bücking. Dauber.
Zur Beglaubigung C. Seibert.

„Nach mündlicher Tradition", sagt Bickell S. 29, „sind sogar die Bleiplatten eingeschmolzen worden. Es waren ja blos", wie er bitter hinzufügt, „Producte der Renaissancezeit ohne „Kunstwerth"." Uebrigens hat Bickell dem Schreiber dieses mündlich mitgetheilt, daß so etwas nur hinter dem Rücken Professor Lange's hätte geschehen können, er sei weit entfernt, diesem einen solchen Vandalismus zuzutrauen. Mag dem sein, wie ihm wolle: für uns steht fest, daß der Ort Eisleben unter den Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses fortan zu streichen ist.

11) Vgl. bei Bickell a. a O. S. 28.

12) Sie ist im Protokolle selbst mit lateinischen Majuskeln wiedergegeben.

Hofkupferstecher Karl Schröder.

Beschreibendes Verzeichniß seiner graphischen Arbeiten.

Von A. Basel.

(Fortsetzung und Schluß.)

III. Pläne und Ansichten,

größtentheils aus Stadt und Land Braunschweig.

91 u. 92. Zwei Grundrisse der Stadt Braunschweig. Dieselben befinden sich in der „Beschreibung der Stadt Braunschweig" von Ribbentrop, welche auch das Bildniß Heinrich's d. Löwen enthält. Aus der

Vorrede ist zu ersehen, daß die Stiche von Schröder herrühren.

Nr. 91 stellt einen Plan von 1789 dar und trägt in der rechten oberen Ecke die Inschrift: Grundriss der Stadt Braunschweig entworfen im Jahre 1789 von Friedrich Culemann Cond. beym Ing. Corps. Ohne Stechernamen. Radirt. 360 × 405 mm.

Nr. 92 zeigt einen Stadtplan von 1671. In der linken oberen Ecke steht: Nach einen Alten Original Hand-Riss gestochen von S. Die rechte obere Ecke hat folgende Inschrift: Eigentlicher Geometrischer Grundtriss der Weldt berühmten Stadt Braunschweig wie sie nach eroberung deroselben so A° 1671 d^n 12^tn Juny geschehen befunden worden. Rechts neben dem Plane befindet sich eine Erklärung der Buchstaben abgedruckt. Radirt. 340 × 352 mm.

93. **Kleine Ansicht der Stadt Braunschweig**, in der Mitte unten zwei Wappen. Ohne Inschrift und Künstlernamen. Radirt. Dieselbe diente als Anfangsvignette für ein Gedicht, dessen Titel lautet: Braunschweigs Anrede an seine Durchlauchtigste Erbprinzessin Friederike Luise Wilhelmine Gebohrne Prinzessin von Oranien etc. Braunschweig den 10ten November 1790. Die Schlußvignette des Gedichts bildet die folgende Nummer, das Löwendenkmal, welches mit „Schr." bezeichnet ist. 80 × 116 mm.

94. **Das Löwendenkmal** auf dem Burgplatze. Radirt. Bezeichnet: Schr. Siehe vorige Nummer.
85 × 58 mm.

95. **Der Sarg des Herzogs Friedrich Wilhelm** in der Gruft des Domes zu Braunschweig. Am Fußende die Buchstaben F W mit der Krone und an der Seite ein Schild mit „Tief betrauerter". Radirt. Ohne Künstlernamen, jedoch sicher von Schröder. Siehe Braunschw. Anzeigen 1816 Sp. 3684. Im Unterrande befinden sich, meist von Kränzen umgeben, die Inschriften der am Sarge angebrachten Schilder: F. W. — Tief betraurter — Früh verklärter — Bürgerfürst — Friedrich Wilhelm regierender Herzog zu Braunschweig Lüneburg Herzog zu Oels und Bernstadt — Starb den Heldentodt für das Vaterland bei Quatrebras am 16^t Junius 1815 im 44ten Jahre — Er starb für unsere Freuheit. Opfer der Frauen — wir Segnen seine Liebe. Opfer der Töchter. 270 × 300 mm.

96. **Denkmal der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm.** Der Obelisk auf dem Monumentsplatze. Radirt. Unterschrift: C. Schröder. Denkmal der verewigten Herzoege Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm von Braunschweig Lüneburg. 296 × 435 mm.

97. **Das Steinthor.** Im Vordergrunde die Thorpfeiler mit den beiden Löwen, welche sich jetzt vor der Hzgl. Bibliothek zu Wolfenbüttel befinden. Radirt. Ohne des Künstlers Namen. Unterschrift: Das Stein-Thor der Stadt Braunschweig. 287 × 421 mm.
Die Originalzeichnung von Schröder befindet sich im städtischen Museum zu Braunschweig.

98. **Ansicht aus dem Parke am Steinthore. I.** Im Mittelgrunde die Oker und dahinter nach links ein Gartenhaus. Radirt. Unterschrift: Nach der Natur gez. u. gest. v. C. Schröder. Erste Ansicht einer Partie im Fürstl. Parke am Steinthore zu Braunschweig. 286 × 415 mm.
Die Originalzeichnung befindet sich im städtischen Museum.

99. **Ansicht aus dem Parke am Steinthore. II.** Rechts die Brücke und im Hintergrunde die Häuser am Steinthore. Radirt. Unterschrift: Nach der Natur gez. u. gest. v. C. Schröder. Zweite Ansicht einer Partie im Fürstl. Parke zu Braunschweig. (die Aussicht auf die Steinthor-Brücke.) 287 × 422 mm.
Die Originalzeichnung befindet sich im städtischen Museum.

100. **Aussicht vom Windmühlenberge auf die Promenade und die Stadt.** Rechts im Hintergrunde die Aegidienkirche. Radirt. Unterschrift: C. Schroeder fecit. Ansicht der Promenade der Stadt Braunschweig vom Windmühlenberge am August-Thore. 293 × 429 mm.
Die Originalzeichnung befindet sich im städtischen Museum.

101. **Das Augustthor.** Die Platte ist nur in Umrissen radirt, da die Abdrücke zum Koloriren bestimmt waren. Unterschrift: das August-Thor der Residentz Stadt Braunschweig. Ohne Künstlernamen.
273 × 400 mm.
Die 4 Nummern 101 – 104 wurden im Jahre 1815 vom Künstler zusammen herausgegeben. Siehe Braunschw. Magazin 1815 Sp. 653

102. **Aussicht von dem Garten des Kaufmanns Thies am Wilhelmithore.** Im Vordergrunde befinden sich fünf Personen, vermuthlich die Thies'sche Familie, an einem runden Tische im Garten, dahinter sieht man Gebäude und die Oker, und im Hintergrunde steigt der Brocken auf. Nur in Umrissen radirt. Siehe Nr 101. Unterschrift: Nach der Natur gezeichnet und Gestochen von C. Schroeder. Aussicht aus den Garten des Kaufmann und Banquier Herrn Thies am Wilhelmi-Thor in Brauschweig. in Verlag bei Schäffer Hof Kupferdruker.
277 × 396 mm.

103. **Das Herzogliche Lustschloß Richmond.** In der Mitte ist das Schloß sichtbar und durch die geöffnete Thür sieht man 2 Personen. An dem offenen Gitterthore stehen 2 Soldaten Wache. Im Vordergrunde ist ein mit vier Pferden bespannter Wagen im Begriff vorzufahren. Nur in Umrissen radirt und ohne Künstlernamen. Siehe Nr. 101. Unterschrift: Richmond Herzogliches Lustschloss bey Braunschweig im Verlag bey Schäffer Hof-kupferdruker.
278 × 400 mm.
Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor aller Schrift.
II. Wie beschrieben.

104. **Die Gegend von Oelper.** Das Gasthaus mit dem Oelperthurm und dem Schlagbaum. Ebenfalls nur in Umrissen radirt und ohne Künstlernamen. Siehe Nr. 101. Unterschrift: Oelper nahe bei Braunschweig an der Strasse nach Zelle. 276 × 400 mm.

105. **Das Herzogthor zu Wolfenbüttel.** Rechts das ehemalige Thorgebäude mit den jetzt im vaterländischen Museum zu Braunschweig befindlichen,

aus Holz gearbeiteten Figuren. Radirt. Unterschrift: Das Herzog-Thor der Stadt Wolfenbüttel. Ohne Künstlernamen. 273 × 405 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor der Unterschrift. II. Wie beschrieben.

Die Originalzeichnung von Schröder befindet sich im städtischen Museum.

106. Das Schloss Hedwigsburg, ehemals der von Münchhausen'schen Familie gehörig. In einem Oval. Radirt. Unterschrift: Schloss Hedwigsburg nach der Gartenseite. Mahlerische Ansichten von Hedwigsburg einem angenehmen Landsitze im Braunschweigschen. Dann folgt eine Widmung an den Besitzer Herrn von Münchhausen, welche schliesst: von Schroeder. In der Mitte das von Münchhausen'sche Wappen. 233 × 324 mm.

Die drei Nummern 106—108 wurden im Jahre 1793 zusammen herausgegeben.

107. Aussicht vom Baumhause in Hedwigsburg nach dem Garten und dem Schlosse. Radirt. Unterschrift: Aussicht von dem Baumhaus nach dem Garten und Schloss Hedwigsburg. Ohne Künstlernamen. Siehe vorige Nummer. 232 × 321 mm.

108. Baumhaus im Garten zu Hedwigsburg. Radirt. Unterschrift: Baumhaus im Garten zu Hedwigsburg. Ohne Künstlernamen. Siehe Nr. 106. 322 × 233 mm.

109. Der Spring bei Königslutter. Links im Vordergrunde fliesst das Wasser. Radirt. Unterschrift: Der Spring bei Königslutter Ex fonte bibens fontem corona Sub fel. regim. Sereniss. Principis Antonii Ulrici Ducis Br. ac Lüneb. M. H. F. C. Jo Fabricius Abbas R. L. A. C. MDCCIIX. Ohne Künstlernamen. 231 × 256 mm.

Die Schröder'sche Originalzeichnung befindet sich im städtischen Museum.

110. Ansicht von Stadt und Schloss Blankenburg. Radirt. Unterschrift: nach der Natur gezeichnet und gestochen von Carl Schröder. Stadt und Schloss Blanckenburg am Unter-Harz. 505 × 613 mm.

111. Eingang der Baumannshöhle zu Rübeland. Unter einem Felsenthore stehen vier Männer, ein fünfter steigt mit einer Lampe in die Höhle hinab. Radirt. Unterschrift: Eingang zur Baumans-Höhle zu Rübeland am Harz, nach der Natur gez. u. gest. v. C. Schröder. 254 × 349 mm.

112. Ansicht aus dem Ilsethale. I. Auf einer Brücke stehen zwei Männer. Radirt. Unterschrift: Die Ilse am Brocken erste Partie. Ohne Künstlernamen. 209 × 253 mm.

113. Ansicht aus dem Ilsethale. II. Am Wasser steht ein Hirsch. Radirt. Unterschrift: C. Schroeder f. Die Ilse am Brocken zweite Partie. 207 × 252 mm.

114. Plan von Celle. Radirt. Ueber demselben steht: Plan der Stadt Celle mit der umliegenden Gegend. Unterschrift: Benennung der vorzüglichsten Gebäude und Strassen. Dann folgen die Namen derselben und darunter befindet sich ein Maßstab. Ohne Künstlernamen. Größe des Blattes ohne sichtbaren Plattenrand: 227 × 189 mm.

115. Ansicht von Celle. Radirt. Unterschrift: Nach der Natur gez. von E. Oldendorp. gest. von C. Schroeder. Ansicht von Celle. 217 × 314 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor vielen Ueberarbeitungen, besonders auf den Wolken. II. Vollendet.

116. Die alte Burg bei Lauenstein im Hannoverschen. In der Mitte die Ruine auf einem Berge. Radirt. Unten links: Schröder f. 1800. 74 × 112 mm.

Das Blatt diente als Titelkupfer für die „Gedichte" von J. D. C. Lauenstein. Hannover 1801. (Siehe S. 173 u. 192.) Die Titelvignette dazu siehe Nr. 142.

117. Ansicht von Frankfurt a. M. Im Vordergrunde eine große Brücke. Nur in Umrissen radirt, da die Abdrucke zum Koloriren bestimmt waren. Unterschrift: Gravé par C. Schroeder. Vuë de la Ville de Francfort prise sur le Meïn. 275 (?) × 444 mm.

118. Plan der Belagerung der Festung Mainz. Der Plan nimmt links den größten Theil der Platte ein, an der rechten Seite befindet sich die Inschrift: Lignes de Circonvallation de Mayence, und darunter 9 Nummern mit Erklärungen. In der unteren rechten Ecke steht: C. S. Radirt. 168 × 280 mm.

119. Ansicht von Mainz, Kastel, Hochheim u. s. w., auf dem Main aufgenommen. Auch dies Blatt vermag ich leider nicht näher zu beschreiben, da ich es nicht wieder habe auffinden können. Es soll farbig gedruckt vorkommen, dürfte aber wohl nur kolorirt sein. Das Format ist etwa gr. qu. fol.

IV. Bemerkenswerthe Begebenheiten.

120. Blanchard's Luftschiffahrt zu Braunschweig am 10. August 1788. Ein viereckiger Platz, von vielen Menschen umgeben, oben der aufsteigende Luftballon. Radirt. In der Mitte des Unterrandes das punktirte Brustbild Blanchard's in einem Kreise, und zu beiden Seiten desselben die Inschrift: Herrn Blanchard seine 32ste Luftreise in Braunschweig im August 1788. Ohne den Namen des Künstlers. 324 × 255 mm.

121—128. Acht Abbildungen zu dem Werke: Braunschweigs Jubel am 10. November 1790. 2. Auflage. (Die erste Auflage enthält die Abbildungen noch nicht.) Das Büchlein behandelt den Einzug des damaligen Erbprinzen Karl Georg August mit seiner jungen Gemahlin Friederike Wilhelmine Louise in Braunschweig, und die leicht radirten und kolorirten Abbildungen stellen Festtheilnehmer in ganzen Figuren und in verschiedenen Trachten, meist zu Pferde, dar. Ohne Künstlernamen.

Der Beschreibung liegt die Reihenfolge der Blätter im Buche zu Grunde.

121. Junges Mädchen mit Schärpe und Blumenkorb. Unterschrift: Braunschweigs Bürger-Tochter vom 10ten November 1790.

122. Reiter mit gezogenem Säbel. Unterschrift: Officier vom Corps der Hrn Knochenhauer.

123. Aehnlicher Reiter; das Pferd bäumt sich. Unterschrift: Mitglied vom Corps der Hrn Knochenhauer.

124. Reiter mit gezogenem Degen. Unterschrift: Officier von Corps der Herrn Kaufmanns-Söhne

125. Aehnlicher Reiter mit gezogenem Säbel. Unterschrift: Officier vom Corps der Hren Kaufmannsdiener.

126. Aehnlicher Reiter, ohne Epauletten. Unterschrift: Mitglied vom Corps der Hren Kaufmannsdiener.

127. Aelterer Reiter mit gezogenem Degen. Unterschrift: Officier von Corps der Herrn Kaufleute.

128. Officier zu Fuß. Unterschrift: Officier vom Schützen und Bürgercorps.

143 — 150 × etwa 100 mm.

129. Die Erleuchtung des Burgplatzes am Abend des 13. November 1790. Radirt. 207 × 332 mm. Auf einer besonderen Platte befindet sich die Unterschrift: Vorstellung des Burgplatzes in Braunschweig am Abend des 13ten Novembers 1790 bei der durch die hohe Vermählung des Durchlauchten Erbprinzen mit der Prinzessin von Oranien Durchlaucht veranlassten allgemeinen Erleuchtung der Stadt. Ohne des Künstlers Namen. Größe der Schriftplatte: 41 × 332 mm.

V. Abbildungen zu wissenschaftlichen Zwecken.

130. Ein Albino aus Braunschweig. Brustbild, nach links gewendet, aber nach vorn blickend. Nach Zahn jun. Punktirt. Das Blatt kommt meist kolorirt vor. Unterschrift: Ein Albino aus Braunschweig zu Mansfeld's Beschreibung desselben. Ohne Künstlernamen. 265 × 210 mm.

Das Blatt findet sich in der Schrift von Mansfeld: Ueber das Wesen der Leukophtie oder des Albinoismus, nebst Beschreibung eines in Brschwg lebenden Albinos. Braunschweig 1823.

131. Die im Roeverschen Gipsberge zu Thiede gefundenen fossilen Thierknochen. Dieselben sind mit Buchstaben und Nummern bezeichnet. Radirt. Unterschrift: Die im Roeverschen Gipsberge zu Thiede bei Braunschweig gefundene Mammuths und andere Fossile Thierknochen. Dann folgt noch eine Bemerkung über die Bedeutung der Buchstaben und die Erklärung der einzelnen Knochen. In der Mitte befindet sich eine wappenartige Verzierung, gebildet aus einem vierblätterigen Kleeblatt, einer Schlange und einem Anker mit der Inschrift: Gbr. Röver et Bieling. Ganz unten steht: gedrukt von Schäffer Hof-Kupferdruker. nach der Natur gezeichnet und gestochen von C. Schröder. Meistens findet sich unter der wappenartigen Verzierung die Jahreszahl 1818 mit Tinte eingeschrieben. 442 × 357 mm.

Das Blatt gehört zu der Schrift: Geschichte der Entdeckung, auch Darstellung des geognostischen Vorkommens der bei dem Dorfe Thiede am Lindenberge im Herzogthume Braunschweig gefundenen merkwürdigen Gruppen fossiler Zähne und Knochen urweltlicher Thiere, von C. Bieling. Wolfenbüttel, Bindseil (1818).

132.—138. Sieben Abbildungen für die Kupfer-Sammlung zu Breislak's Geologie, übersetzt und erläutert v. Fr. K. von Strombeck, Braunschweig 1821. Ohne Künstlernamen, doch ist auf dem Titelblatte Schröder als Verfertiger genannt. Radirt.

132. 4 Abbildungen von Versteinerungen. Oben rechts: Platte A, zu Seite 139 des 1sten Bandes.

133. 3 Abbildungen von Krystallen. Oben rechts: Platte B, zu Seite 516 des 1sten Bandes und S. 258 des III. B.

134. La Scala zwischen Portici und Torre del Greco. Oben rechts: Platte C. Unterschrift: Prismatische Lava des Vesuv von 1631.

135. Oben rechts: Platte D. Unterschrift: Der erloschene Vulcan La Coupe in Vivarais.

136. Oben rechts: Platte E. Unterschrift: Basaltischer Circus auf der Insel Mull.

137. Oben rechts: Platte F. Unterschrift: Atrio del Cavallo.

138. Oben rechts: Platte G. Unterschrift: St. Denis-Strom auf der Insel Bourbon.

182 — 209 × 285 — 324 mm.

139. Kaufläche eines Elefantenzahns. Das unbedeutende Blatt befindet sich im 2. Bande von Breislak's Geologie, für welche unser Künstler auch die vorstehenden 7 Blätter gearbeitet hat. Radirt. Oben links: Band II Seite 428. Unterschrift: Kaufläche eines fossilen Elephanten-Zahns von Thiede.

166 × 96 mm.

VI. Thiere.

140. Der Luchs. Derselbe steht vor einem Felsen, nach links. Radirt. Unterschrift: nach der Natur gezeichnet und gestochen von C. Schroeder. Der Luchs welcher am 17ten Märtz 1818 im Fürstlich-Braunschweigischen Kattenbirker Jagd Reviere am Teufelsberge auf dem Rosenthalskopfe ohnweit des Öhrenbrunns eingekreist und vom reitenden Förster Spellerberg geschossen worden. gedruckt von Schäffer Hofkupferdrucker. 270 × 325 mm.

141. Der große Wolf. Derselbe hält, nach rechts gewendet, zwischen den Vorderfüßen ein todtes Schaf. Radirt. Unterschrift: C. Schröder fecit. Der grosse Wolf. Erlegt von dem Förster Wilhelm Schrader aus Ehra, am 13t December 1824 im Bocklinge vor dem Hohenfier im Fürstenthume Lüneburg. Sein Gewicht beträgt 116 ℔, die Länge des Körpers von der Nasenspitze bis zum Ende der Ruthe 6 F. 5 Z. die Höhe an den Blättern 3 F. hintere Höhe 2 F. 10 Z. Calenb. Maass. 391 × 484 mm.

VII. Vignetten.

142. Die Gerechtigkeit. Weibliche Figur mit verbundenen Augen, in der Rechten das Schwert, in der Linken die Waage haltend. Im Oval. Punktirt. Unterschrift: Schröder fecit 1800. 82 × 64 mm.

Das Blättchen diente als Titelvignette für die unter Nr. 116 erwähnten Gedichte.

VIII. Zweifelhafte Blätter.

143. Herzog Friedrich Wilhelm in ganzer Figur, mit hohen Stiefeln und Mütze. Links hinten Gebüsch und rechts vorn ein Strauch. Radirt, das Gesicht punktirt. Ohne Künstlernamen. Unterschrift: Friedrich Wilhelm Herzog von Braunschweig-Oels. Auf manchen Exemplaren ist das Gesicht farbig gedruckt.

236 × 150 mm.

Auf einem Exemplar des Herzogl. Museums ist Schröder handschriftlich als Stecher bezeichnet.

144. Karoline Amalie Elisabeth, Prinzessin von Braunschweig, nachherige Königin von England. Schattenriß des Kopfes nach rechts, mit Myrthenzweigen im Haar. Radirt. Ohne Küstlernamen. Unterschrift: Son Altesse Royale Madame la Princesse de Walis née Princesse de Bronsvic Lunebourg. 1794. Größe des beschnittenen Exemplars: 147 × 112 mm.

Die Arbeit hat große Aehnlichkeit mit der Schröder's.

145. Georg, Prinz von Wales, der nachherige König Georg IV. von England, Gemahl der Vorigen. Fast Halbfigur, nach rechts blickend, den linken Arm auf den Sockel einer Säule gelehnt. In einem Oval. Punktirt. Ohne Künstlernamen. Unterschrift: His Royal Highness George Prince of Wales. Größe des beschnittenen Exemplars: 165 × 110 mm.

Die Arbeit könnte wohl von Schröder herrühren.

146. Das Opfer Abrahams. Nach Lievens. Dieselbe Darstellung wie Nr. 63—66, aber von der Gegenseite und ohne den Widder und das Messer am Boden. Radirt und punktirt. Ohne Künstlernamen. Oben rechts: 7. Unterschrift innerhalb der Einfassungslinie: Abraham auf Moria nach Lievens. Das Blatt scheint einer mir unbekannten Folge von derartigen kleinen Stichen anzugehören. 137 × 95 mm.

Auf einem Exemplar im städtischen Museum ist Schröder handschriftlich als Stecher bezeichnet.

147. Wasserfall mit Wachtthurm auf dem Felsen links. Nach Jakob von Ruisdael. Original im Hzgl. Museum, Nr. 378. Aquatinta. Das einzige mir bekannt gewordene Exemplar, in Sepiatönen gedruckt, ist ein Abdruck vor aller Schrift, doch giebt es vermuthlich auch solche mit der Schrift. Es ist auf der Rückseite handschriftlich als von Schröder gestochen bezeichnet.

645 × 527 mm.

Auch Haldenwang hat diese Darstellung sowie das Gegenstück dazu gestochen.

148. Das Mädchen und die alte Kupplerin. Kniestück. Angeblich nach G. Schalcken. Das Original befand sich in der Gallerie zu Salzdahlum, ist aber nun verschollen. Siehe Verzeichniß von 1776 Seite 222 Nr. 19. Geschabt. 321 × 239 mm.

Das einzige mir bekannt gewordene Exemplar ist ein Abdruck vor aller Schrift, doch werden sich vermuthlich auch solche mit der Schrift finden. Als Stecher ist Schröder handschriftlich angegeben, und da das Original sich in Salzdahlum befand, so ist seine Urheberschaft sehr wahrscheinlich.

149. Ansicht der Stadt Braunschweig auf einer Arbeitsbescheinigung für Handwerks-Gesellen. Die Mitte des Blattes nimmt die Schrift ein, welche zum Theil vorgedruckt ist: Wir Geschworne Aelteste und andere Meister u. s. w. Oben in der Mitte ist das braunschweigische Wappen angebracht, an welches sich zu beiden Seiten eine Arabesken-Einfassung anschließt, welche sich auch rechts und links neben der Schrift hinabzieht. Unten befindet sich eine Ansicht der Stadt Braunschweig und darunter die Namen der durch die Thürme kenntlichen 12 Kirchen. In der Mitte unten ist Raum für ein Siegel. Radirt. Ohne Künstlernamen, doch vermuthlich um 1790 von Schröder gearbeitet, wie eine Prüfung der Arbeit selbst, sowie auch der Umstand ergiebt, daß die nachweislich von demselben herrührende kleine Ansicht von Braunschweig nach der gleichen Zeichnung, wenn auch wesentlich kleiner, gearbeitet worden ist.

275 × 381 mm.

150. Das Löwendenkmal auf dem Burgplatze. In Schröder's Art radirt. Ohne Künstlernamen. Unterschrift: Monument von Herzog Heinrich der Loewe auf dem Burg Platz in Braunschweig. Größer als Nr. 94. 192 × 142 mm.

151. Denkmal der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm. Der Obelisk auf dem Monumentsplatze, ohne Hintergrund. Aquatinta. Ohne Künstlernamen. 493 × 330 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Das Blatt hat folgende Unterschrift: Profil-Ansicht des Denkmals der Durchlauchtigen Herzöge Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg.

II. Die Unterschrift ist entfernt und an deren Stelle der Grundriß des Platzes mit einem Maßstabe gekommen. Die Darstellung etwas überarbeitet.

III. Nochmals überarbeitet. Heller und eintöniger gemacht.

Auf einem Exemplar im städtischen Museum ist Schröder handschriftlich als Stecher bezeichnet.

Schon jetzt kann ich einen kleinen Nachtrag liefern. Ich habe noch ein Bildniß aufgefunden, welches hinter No. 28 einzureihen sein würde:

28a. Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg. Brustbild nach links mit Orden, in einer Einfassung. Nach D. Woge. Das Bildniß punktirt, die Einfassung radirt. Auf einer Tafel steht: Adolphe Frédéric Duc Regnant de Mecklenbourg. Unterschrift: P. par D. Woge P^tor de la Cour de Mecklen-G^ra par Schröder P^sioné de la C. de Bronsvic. Présenté à Son Altesse par Auguste Comte de Schulenburg. Gravé à Bronsvic. 209 × 148 mm.

Bücherschau.

Herman Riegel, Herzogliches Museum. Beschreibendes und kritisches Verzeichniß der Gemälde-Sammlung. Braunschweig 1900. XV und 438 S. 8°. 2 M.

Das Buch, das schon seit langer Zeit erwartet wurde, wird allen Freunden des Herzoglichen Museums höchst willkommen sein. Es ist das Ergebniß jahrzehntelanger Arbeit. Wer die Verhältnisse des Museums aus früherer Zeit noch kennt und den Wandel, der hier unter Riegel's Leitung eingetreten ist, zu beurtheilen weiß, wird ihm aus dieser Verspätung keinen Vorwurf machen, sondern dankbar anerkennen, was aus der Anstalt durch seine tiefgreifende Wirksamkeit geworden ist [1]). In dem Vorworte des Werkes spricht der Verfasser kurz über die Geschichte der Sammlung und legt er die Grundsätze dar, die ihn bei der Auswahl und der Aufstellung der Bilder geleitet haben, von denen viele minderwerthige in Vorrathsräumen haben Platz finden müssen. Dann

1) Vergl. hierüber den Aufsatz „Die letzten 25 Jahre der Verwaltung des Herzoglichen Museums" im Br. Mag. 1896 S. 33—36.

behandelt er die einzelnen nach den Malerschulen geordneten Gemälde. Ob die Bezeichnungen der Künstler durchgehends richtig gewählt sind, müssen wir der Beurtheilung von Fachzeitschriften überlassen. Wohl erwogen und vorsichtig gefaßt sind die Ansichten R's. wohl stets; so wird z. B. das Bild von Adam und Eva, das oft als die Perle der Sammlung bezeichnet ist, Giorgone oder Palma Vecchio zugeschrieben. Ueber den größten und werthvollsten Theil der Sammlung, die Bilder niederländischer Künstler, hat der Verfasser im zweiten Bande seiner „Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte" (Berlin, 1882) bereits umfassende Studien veröffentlicht, auf die hier bei den betreffenden Bildern verwiesen wird. Die Anlage des Buches ist eine sehr zweckmäßige; ein Register der Künstlernamen und ein Grundriß der Bilderräume (Raum 12—34) erleichtert aufs Beste die Orientirung und Auffindung der einzelnen Stücke. Für Manche wird die Beschreibung vieler Bilder etwas sehr ausführlich gehalten sein; Anderen wäre wohl einige Auskunft über die Herkunft einzelner Gemälde, wie z. B. des Porträts des Herzogs Christian (Nr. 649), erwünscht gewesen. In letzterer Beziehung möchten wir noch hinzufügen, daß das Bildniß der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans wohl als ein Geschenk der Dargestellten an den Herzog August Wilhelm zu betrachten ist (vergl. v. Sybel's Histor. Zeitschrift Bd. 63 S. 84). Im Allgemeinen wird ein Jeder, für den der Besitz unseres herrlichen Museums kein todter Schatz ist, das Erscheinen des Gemäldeverzeichnisses mit Freuden begrüßen und mit uns den Wunsch theilen, daß es zur Förderung und zu lebhaftem Besuche der Sammlung beitragen und anregen möge. Willkommen wird auch der Anhang sein, in dem die Bilder aufgeführt werden, von denen Wiedergaben in Photographie (128) oder Bruckmannschem Pigmentdruck für 1,50 M, bezw. 1 M zu haben sind.

O. Elster, Geschichte der stehenden Truppen im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel von 1600 bis 1714. Mit 5 Beilagen und 8 Kartenskizzen. Leipzig, M. Heinsius Nachf. 1899. VI und 392 S. 8°. 7 M.

Das Buch ist unter sehr ungünstigen Verhältnissen geschrieben. Die sog. alte Kriegsregistratur, die im vorigen Jahrhunderte in Wolfenbüttel wiederholt ihren Aufenthalt wechseln mußte und zuletzt in dem 1836 abgetragenen Harzthorthurme aufbewahrt wurde, ist leider im Jahre 1816 auf einen Bericht des damaligen Archivars an den Kaufmann Haffner als Maculatur für 218 Th. 12 Gr. 6 Pf. verkauft und dadurch auf immer vernichtet worden. Das ist ein sehr bedauernswerther Verlust, der es geradezu zu einer Unmöglichkeit macht, eine Geschichte der Braunschweig-Wolfenbüttelschen Truppen, wie wir sie wünschen, jemals zu schreiben. Denn über das, was wir hier vor Allem zu wissen verlangen, die inneren Verhältnisse des Heeres, seine Aushebung, Ausbildung, Eintheilung, Bewaffnung, Verpflegung u. s. w. ist nach dem fast völligen Versiegen jener Hauptquelle verhältnißmäßig wenig noch in Erfahrung zu bringen. Es ist nur mit Dank anzuerkennen, daß der Verfasser trotz dieser ungünstigen Lage ein so umfangreiches Buch zu Stande gebracht hat. Er hat von den verschiedensten Seiten Material zusammen getragen; aus Wolfenbüttel hat er besonders die Arbeiten des Obersten Werner v. Holstein benutzt, der lange Zeit dort im Archive gearbeitet hat und dessen fleißiges Werk zwar zum Drucke vorbereitet war, aber nicht dazu gelangt ist.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, deren erster die Zeit bis zu Herzog August's d. J. Tode (1600—1666) und zweiter die Zeit von 1666 bis 1714 behandelt. Durch Unterabschnitte (hier 3, dort 2) ist eine weitere Gliederung eingetreten. In allen diesen Abschnitten werden erst die Truppenformationen, dann die kriegerischen Ereignisse geschildert. Es wäre gewiß zweckmäßiger gewesen, wenn jene im Zusammenhange dargestellt wären; sie würden dann klarer und übersichtlicher hervortreten, soweit dies bei der Mangelhaftigkeit des Materials überhaupt möglich ist. Letztere ist wohl auch der Anlaß gewesen, daß die Erzählung der Kriegsereignisse einen sehr großen Raum in Anspruch genommen hat, auch in Fällen, wo es überhaupt zweifelhaft ist, ob und wie die Braunschweigischen Truppen an den Operationen Theil genommen haben. Sie sind mit Geschick und warmer Liebe zur Sache dargestellt, wenn auch an einigen Stellen eine etwas größere Sorgfalt zu wünschen gewesen wäre. Mancherlei Versehen laufen unter. Der Herzog von Holstein-Plön war nicht der Schwager, sondern der Schwiegersohn Herzog Rudolf August's (S. 132, 184); die Auffassung über das Seniorat im Gesammthause S. 248 ist unzutreffend u. s. w. Der Ausdruck „Revolutions-" statt Devolutionskrieg S. 129 ist wohl unter die Druckfehler zu rechnen, die auch sonst nicht fehlen. Der Abschnitt Seite 77—100 ist aus dem Braunschweig. Magazin 1897 Nr. 24 ff. wiederholt, was wir hier erwähnen, da es dort gar nicht gesagt ist. — Ueber die Geschichte der Braunschweigischen Truppen in jener frühen Zeit besaßen wir bislang nur sehr unvollkommene Nachrichten; wir waren hier in der Hauptsache auf die Arbeiten Köhler's angewiesen, die Venturini als „Umriß einer pragmatischen Geschichte des Kriegswesens im Herzogthum Braunschweig" 1837 herausgegeben hat. Diesen gegenüber bedeutet das vorliegende Werk einen bedeutenden Fortschritt, wie jeder Freund der vaterländischen Geschichte dankbar anerkennen wird.

In den **Neuen Heidelberger Jahrbüchern** (Jahrg. IX 1899 S. 233—55) veröffentlicht Professor Dr M. Cantor in Heidelberg einen Vortrag über Karl Friedrich Gauß, in dem er Leben und Wirken unseres großen Landsmannes in anschaulicher, gemeinverständlicher Weise schildert und neben dem Denker auch den Menschen treffend charakterisirt. Der Verfasser hat als Student selbst noch den Unterricht des Meisters in dessen letzten Lebensjahren genossen und weiß daher auch aus eigener Erinnerung von ihm zu erzählen, was seinen Mittheilungen natürlich noch erhöhten Werth verleiht.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 15. 29. Juli **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Grabstätten der Welfen.

16. Kassel.

Wie in Marburg [1]), so ruht auch in Kassel eine nach Hessen verheirathete Braunschweigische Prinzessin mit Namen Adelheid, leider ohne daß sich ein sichtbares Zeichen an sie bis jetzt dort erhalten hätte. Es ist eine Tochter Herzog Albrecht's des Fetten, die sich mit dem Landgrafen Johann vermählte. Diesem war nach des Vaters, Landgraf Heinrich's I., Tode († 1308) Niederhessen mit der Stadt Kassel zugefallen. Doch er sollte sich seiner Herrschaft nur kurze Zeit freuen. Schon nach wenigen Jahren (1311) machte die Pest seinem, seiner Gemahlin Adelheid und seiner Tochter Elisabeth Leben ein frühzeitiges Ende. Die ganze Familie wurde im Ahnaberger Kloster zu Kassel begraben. Dies bezeugt von den Eltern ausdrücklich eine glaubwürdige Chronik, die sog. „hessische Congeries“, wo es zum Jahre 1311 heißt [2]):

„1311 War in allen Landen groß Sterben der Pestilentz, desmahls ist Landgraff Johannes zu Hessen zu Cassel an der Pestilentz gestorben, und in die Kirche des Jungfrauen Closters zum Aneberge begraben worden; auch ist in selbem Jahr Landgraf Johannis Gemahl Frau Adelheit von Braunschweig gestorben, und zum Aneberg bey ihrem Herrn begraben“.

Noch die Beschreibung der Residenz- und Hauptstadt Kassel von 1767 weiß S. 344 von diesen Gräbern zu berichten. Später wurde das Kloster zu einer Artillerie-Kaserne benutzt. Man hat damals eine Oeffnung der zugemauerten Grüfte aus Gesundheitsrücksichten nicht gewagt und noch 1874 hoffte Hoffmeister [3]) daher hier auf die Auffindung sicherer Inschriften, die uns nähere Daten über die 1311 verstorbene Familie bringen könnten. Leider vergeblich. Denn als 1880 das Ahnaberger Kloster abgerissen wurde, kam keine Gruft zum Vorschein. Dennoch scheint es zweifellos zu sein, daß eine solche hier früher vorhanden war; auch will ein 1880 vernommener alter Oberfeuerwerker im Jahre 1829 die Särge in der Gruft gesehen haben [4]). Was aus ihnen geworden ist, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

Noch erhalten ist in Kassel das Gotteshaus, in der eine Braunschweigische Herzogin bestattet wurde, die aus Hessen stammte und nach ihrem Tode dorthin zurückgebracht wurde, die St. Martinskirche, in der Agnes, die Tochter Landgraf Hermann's von Hessen und Gemahlin Herzog Otto's des Einäugigen zu Braunschweig und Lüneburg, beerdigt ward. Sie überlebte ihren Gatten, der sie wohl im Jahre 1406 heimgeführt hatte und am 18. Februar 1463 starb, bis zum 16. Januar 1471, wo sie 80 Jahre alt auf dem Schlosse zu Münden verschieden ist. Ihre Leiche wurde nach Kassel gebracht und auf dem Chore der Martinskirche daselbst beigesetzt [5]). Rehtmeier erwähnt 1722 in seiner Chronik S. 622, daß man ihr Grab dort noch sehen könne. Jetzt ist in der Kirche weder eine Inschrift noch ein Grabstein der Fürstin vorhanden [4]).

17. Worms.

Ebenfalls verschwunden ist das Grabdenkmal, das sich die Landgräfin Anna von Hessen in der Stiftskirche St. Andreä zu Worms hat errichten lassen. Sie war eine Tochter Herzog Wilhelm's d. J. zu Braunschweig und Lüneburg und längere Zeit (1467—81) die Verlobte des Grafen Jobst von Hoya, um sich dann aber mit dem Landgrafen Wilhelm d. Aelt. von Hessen 1482 zu versprechen und am 17. Februar 1488 zu verheirathen. Ihr Gemahl, dem sie fünf Töchter schenkte, verfiel schon nach einigen Jahren in Geisteskrankheit und ist am 8. Februar 1515 in Spangenberg gestorben. Sie überlebte ihn bis zum 16. Mai 1520. Ihr Grab in der Andreäkirche zu Worms bezeugt noch 1734 Joh. Fr. Schannat; er sagt S. 128, daß hier zu sehen sei sepulchrale monumentum, quod Anna Brunswici Ducissa, Landgravii Hassiae vidua, obiens Anno MDXX die XVI Maii sibi erigi curaverat. Im Jahre 1802 wurde das Gotteshaus dem kirchlichen

---

1) In dem vorigen Aufsatze S. 106 Anmerk. 4 ist der Todestag Adelheid's nicht nach Mitte März, sondern nach Mitte April 1274 zu setzen.

2) Zeitschr. d. Vereins f. Hessische Gesch. VII B. (1858) S. 321.

3) Histor. geneal. Handbuch über alle Linien d. h. Regentenh. Hessen. 3 A. S. 7.

4) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Bibliothekars Dr. Karl Scherer in Kassel.

5) Ztschr. d. Ver. f. Hess. Gesch. VII S. 344.

Gebrauche entzogen und in ein Magazin verwandelt, wozu es noch heute gebraucht wird. Die Grabdenkmäler, die sich in und vor der Kirche befanden, wurden in jener Zeit nach allen Seiten verschleppt und zu anderen Zwecken verwandt. So nimmt es nicht Wunder, daß von dem Grabsteine der Landgräfin Anna, wie mich Herr Professor Dr Weckerling in Worms freundlichst versichert hat, jetzt keine Spur mehr zu entdecken ist.

18. Hanau.

Als der Uebertritt des Erbprinzen, späteren Landgrafen Friedrich II. zur römisch-katholischen Kirche, der schon 1749 heimlich erfolgt war, im September 1754 dem eifrig reformirten Vater, Landgraf Wilhelm VIII., bekannt wurde, mußte der Sohn sich zu der bekannten hessischen Assecurationsacte verstehen. In dieser wurde unter Anderem festgesetzt, daß seine Gemahlin und seine Söhne fortan getrennt von ihm leben und zu ihrem Unterhalte die Grafschaft Hanau-Münzenberg erhalten sollten, auf welche Friedrich förmlich zu verzichten hatte. So kam es, daß als nach Wilhelm's VIII. Tode († 1760) Friedrich die Landgrafschaft Hessen-Kassel erhielt, die Grafschaft Hanau auf seinen Sohn, Wilhelm IX., überging, für den die ersten Jahre (1760—64) die Mutter die Vormundschaft führte. Es war dies Maria, eine Tochter König Georg's II. von Großbritannien, die am 5. März 1723 geboren, sich im Mai (bezw. Juni) 1740 mit dem späteren Landgrafen Friedrich II. vermählt hatte. Wurde sie auch wegen ihrer edlen Charaktereigenschaften von den Zeitgenossen hoch geschätzt, so hat sie dennoch auf den unbeständigen Sinn ihres Gemahls, den Kriegsdienste und Reisen meist von ihr fern hielten, einen bleibenden Einfluß nicht zu gewinnen vermocht. Als der Religionswechsel des Gatten bekannt wurde, lebte sie von ihm, wie gesagt, getrennt. Sie bewohnte seitdem das Residenzschloß zu Hanau, in dem sie auch in der Morgenfrühe des 14. Januar 1772 um 7 Uhr nach einer kurzen Krankheit gestorben ist. Am Abend des 1. Februar wurde ihr Sarg in die Hochdeutsche Evangelisch-Reformirte Hauptkirche, die jetzige evangelische Marienkirche zu Hanau gebracht und auf dem Chore in der nicht mehr zugänglichen Gräflich Hanauschen Gruft [illegible] Tage darauf, einem Sonntage, wurde ihr [illegible] über den Text Sprüche Salomonis [illegible] eine Leichen- und Gedächtnißpredigt [illegible] Gemahl, der sich ein Jahr nach ihrem [illegible] verheirathete, ist fern von ihr in der [illegible] erbauten römisch-katholischen [illegible] zu Kassel am 14. November [illegible]

19. Homburg.

[illegible] dem silbernen Bein, der [illegible] Homburg an Stelle der [illegible] jetzige stattliche [illegible] auch eine Kirche [illegible] Super- erbauen, die noch heute als evangelische Stadtkirche benutzt wird. Unter dem Altare der Kirche ließ er eine geräumige Gruft anlegen, die im Gange des Mittelschiffes durch eine Fallthür vor der Altartreppe zugänglich ist und im Jahre 1697 geweiht wurde. Hier ruht das ganze Hessen-Homburgische Fürstenhaus im Todesschlafe vereinigt. Seine Eltern, Landgraf Friedrich I., den Stifter der Linie Hessen-Homburg, und dessen Gemahlin Margarethe Elisabeth, die Stammutter des Hauses, ließ Friedrich II. zuerst in die Gruft bringen, dann folgte er selbst, seine Geschwister, Kinder und Enkel mit den Gemahlinnen. Als der Letzte des Geschlechts, Landgraf Ferdinand, am 24. März 1866 die Augen geschlossen und dann seinen Platz in der Fürstengruft gefunden hatte, war diese gefüllt. Sie hatte 77 Särge in sich aufgenommen [7]).

Unter den hier ruhenden Todten ist auch eine welfische Fürstentochter, Elisabeth, die Tochter König Georg's III. von Großbritannien, geboren am 22. Mai 1770, die am 7. April 1818 Landgraf Friedrich VI. von Hessen-Homburg heirathete und, seit dem 2. April 1829 verwittwet, am 10. Januar 1840 in Frankfurt am Main kinderlos gestorben ist. Ihren Namen trägt noch heute eine der wirkungsvollsten Quellen des Bades Homburg, der Elisabethbrunnen, und auch am Schlosse selbst erinnert das englische Wappen, das die nach der Stadt gewandte Front ziert, an diese Fürstin, die Homburgs Bewohnern eine große Wohlthäterin war. Sie wurde am 17. Januar in der Fürstengruft zu Homburg beigesetzt. Der Oberhofprediger Joh. Georg Breidenstein hat über ihr Hinscheiden und ihre Beisetzung in das Todtenbuch der reformirten Kirche daselbst folgende Eintragung gemacht:

„Im Jahr Christi Achtzehenhundert und vierzig den zehenten Januar Abends ein Viertel nach zehen Uhr vollendete nach Gottes heiligem und weisen Rathschlusse glaubhafter Anzeige nach ihr wohlthätiges und segensreiches irdisches Daseyn die weiland verwittwete Souveraine Landgräfin Elisabeth, Königliche Prinzessin von Großbritannien und Hannover ꝛc. an einem Unterleibsübel in einem Alter von neun und sechzig Jahren, sieben Monaten und neunzehn Tagen, und ward den siebzehnten desselben Monats Abends um sechs Uhr nach dem Ritus der englischen Episkopalkirche, welche der Ehrwürdige englische Gesandtschaftsprediger Harvey verrichtete, feierlich beigesetzt“.

Die Fürstin ruht in einem großen mit rothem Sammt überzogenen Eichenholzsarge, an dem acht vergoldete Griffe hängen, je einer auf der Kopf- und Fußseite, je drei auf den beiden Langseiten, die darüber noch je drei Königskronen in Goldstickerei tragen. Auf dem Deckel ist unter einer Krone ein Monogramm, ein verschlungenes doppeltes E, und darunter folgende Inschrift ebenfalls in Gold gestickt:

Geboren den 22. May 1770
Gestorben den 10. Januar 1840.

---

7) Vgl. Wilh. E. Becker, Ein Gang durch die Fürstengruft in der evang. Stadtkirche zu Homburg. Sonderabdruck aus der Kreis-Zeitung f. d. Obertaunus-Kreis vom März 1896.

Der Sarg steht, vom Eingange gerechnet, auf der rechten Seite der Gruft hinter dem Sarge des Gemahls der Fürstin, der von schwarzem Sammt mit goldenen Borden bekleidet ist und oben den mit Ruhm geführten Feldzugssäbel des Entschlafenen trägt.

20. Stade.

Daß die Gemahlin des Pfalzgrafen Heinrich, Heinrich's des Löwen Sohnes, Agnes von Hohenstaufen, durch die für wenige Jahrzehnte die Rheinpfalz an das Welfenhaus kam, am 9. Mai 1204 in Stade gestorben ist und auf dem Chore der Kirche des Marienklosters in der Vorstadt daselbst bestattet wurde, ist durch die Stader Annalen und andere sichere Geschichtsquellen zuverlässig bezeugt worden[8]). Da aber das Kloster, das sich von Seiten der Pfalzgräfin, wie später von Seiten ihres Gemahls reicher Zuwendungen erfreut hatte, beim Nahen der „schwarzen Garde“ 1444 abgebrochen und in die Stadt verlegt wurde, so ist von Agnes' Grabstätte jetzt keine Spur mehr vorhanden[9]).

21. Osnabrück.

Von den sechs Braunschweiger Fürstensöhnen, die an der Spitze des Bisthums Osnabrück gestanden haben, hat nur einer dort seine letzte Ruhestätte gefunden, Herzog Erich, der von 1508—1532 dort den Bischofsstab führte[10]). Er war, wohl um das Jahr 1482 geboren, der vierte und jüngste Sohn Herzog Albrecht's III. von Braunschweig-Grubenhagen, der in der Zeit zwischen dem 13. März 1485 und 1. Mai 1486 gestorben sein muß. An der Regierung des Landes, die Anfangs von einer Vormundschaft, seit 1494 von dem Herzoge Philipp I., dem älteren Bruder Erich's, geführt wurde, nahm Letzterer seit dem Jahre 1500 auch Theil, bis er zu geistlichen Würden befördert wurde. Er erhielt zuerst eine Dompräbende in Paderborn, wurde dann aber im Anfange des März 1508 zum Bischof von Osnabrück und noch im November desselben Jahres zum Bischof von Paderborn gewählt. Es gelang ihm, wenn auch nicht ohne bedenkliche finanzielle Opfer, mit diesen Herrschaften auch noch ein drittes geistliches Gebiet zu vereinigen, das Bisthum Münster, zu dessen Oberhirten ihn am 27. März 1532 das dortige Domcapitel erkor. Doch er sollte sich dieser Macht, die ihm in unruhiger sturmerfüllter Zeit eine schwere verantwortungsvolle Aufgabe auferlegte, nur kurze Zeit erfreuen, in den eigentlichen Besitz Münsters überhaupt nicht mehr gelangen. Am 14. Mai 1532 berieth er sich zu Fürstenau mit mehreren Herren des Münsterlandes über den feierlichen Einzug in die Residenz seines neuen Bisthums. Natürlich wurde nach der Sitte der Zeit der Wein dabei nicht gespart. Schon die Freude über die glücklich gelungene Wahl wird den Herzog in eine gehobene Stimmung versetzt haben. Als er aber einen gewaltigen Humpen in einem Zuge austrinken wollte, ward er elend und verschied noch desselbigen Tages Nachmittags zwischen 4—5 Uhr. Ein ähnliches Geschick, wie es einen seiner Amtsvorgänger und Stammesvettern, den Bischof Melchior, im Juni 1381 in Bützow ereilt hatte[11]).

Der Leichnam des Fürsten wurde nach Osnabrück gebracht und hier im Dome neben dem Schreine der h. Regina (prope tumbam S. Reginae virginis) beerbigt[12]). Bis vor einigen Jahren stand dieser Reginenschrein, wie mir Prof. Dr Jäger in Osnabrück freundlichst mittheilte, auf dem Choraltare. Entspricht dieser Platz alter Ueberlieferung, so wird der Bischof auf dem Chore beigesetzt sein. Doch ist dies bei den vielen Umbauten, die das Dominnere im Laufe der Jahre erfahren hat, nicht mit Sicherheit zu behaupten. Ein Grabdenkmal ist dem Fürsten nicht gesetzt worden. Nicht einmal ein Leichenstein bezeichnet die Stelle, wo seine irdischen Reste ruhen. Seine Amtleute waren zwar bereit, die Mittel dazu aufzubringen. Es lag wohl an den unruhigen Zeiten, daß dennoch das Grab des Bischofs ohne jedes Erinnerungszeichen gelassen worden ist.

22. Bremen.

Der Dom zu Bremen hat im Laufe der Zeiten schwere Unbilden über sich ergehen lassen müssen. Mit den mittelalterlichen Denkmälern, die zweifellos in großer Zahl früher in ihm vorhanden waren, ist später gründlich aufgeräumt worden. Kein einziges Grabmal eines Erzbischofs ist hier auf uns gekommen[13]). So suchen wir denn auch jetzt vergeblich nach alten Erinnerungszeichen an zwei welfische Fürsten, die als Erzbischöfe im Bremer Dome nachweislich ihre Grabstätte gefunden haben. Es ist dies zunächst Herzog Albrecht, der Sohn Herzog Magnus des Frommen, der 1357 Probst des Stiftes St. Pauli in Halberstadt war, 1361 zum Erzbischofe von Bremen erwählt wurde und am 14. April 1395 gestorben ist. Sodann sein Nachfolger im Erzbisthume, der Sohn seines Bruders Magnus Torquatus, Herzog Otto. Ihm war 1383 die Probstei des Stiftes St. Blasii in Braunschweig verliehen, auf die er aber 1389 wieder Verzicht leistete. Denn im Jahre vorher war er zum Bischof von Verden erwählt worden. Er bekleidete diese Würde bis zum Jahre 1395, wo er sie mit der eines Erzbischofs von Bremen vertauschte, und starb am 30. Juni 1406. Mitten im Dome zu Bremen zur Rechten seines Oheims, des Erzbischofs Albrecht, ist er bestattet worden. Wir besitzen darüber ein untrügliches Zeugniß von zeitgenössischer Hand in der Bremischen Chronik des Gerhard Rynesberch († 1406) und des

8) Vgl. Lothar v. Heinemann, Heinrich v. Braunschw., Pfalzgraf b. Rhein S. 107.

9) Mithoff, Kunstdenkmäler rc. B. V S. 102 f. — Halliday a. a. O. S. 258.

10) Vergl. Max, Gesch. d. Fürstenth. Grubenhagen I. Th., S. 306 ff. — Stüve, Gesch. d. Hochstifts Osnabrück II. Th., S. 1—57.

11) Br. Mag. 1899 S. 193.

12) Vergl. Sandhoff, Antistitum Osnabrug. Ecclesiae Res Gestae II. Th., S. 18 f. Mittheil. d. histor. Vereins zu Osnabrück XI. B. (1878), S. 332 ff.

13) Vergl. den Brief des Dompredigers Heinr. Wilh. Rotermund in Bremen an A. Halliday in dessen General History of the House of Guelph (London 1821) S. 331 f.

Herbord Schene († zwischen 1413—1418), das folgendermaßen lautet [14]):

„In deme iare des Heren M°CCCC° vnde VI° in deme dage Commemoracionis sancti Pauli (Jun. 30) do starff die erlike vader in Gode, de erczebisscup Otto, van Brunswyck geboren, vnde wart erliken begaven vnde begrauen in die hilgen kercken to Bremen. Vnde licht by sinen vedderen, deme erczebisscuppe Alberto, tor vorderen hant, die vor eme midden in den dome lach“.

23. Erlangen.

Hier ruht die älteste Tochter Herzog Karl's I., Sophie Karoline Marie, die in der Nacht vom 7. zum 8. October 1737 in Wolfenbüttel geboren und sogleich am Abend desselben Tages getauft wurde. Sie vermählte sich am 20. September 1759 in Braunschweig mit dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Baireuth, der ihr jedoch schon wenige Tage nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, am 26. Februar 1763, wieder entrissen wurde. Da Friedrich keinen Sohn, nur aus seiner ersten Ehe eine Tochter hinterließ, so folgte ihm sein Oheim, Markgraf Friedrich Christian, in der Regierung. Seine Gattin hat dann über 54 Jahre im Wittwenstande verlebt; sie nahm ihren Sitz anstatt in Neustadt a. d. A., wie ursprünglich bestimmt war, im Schlosse zu Erlangen. Dieser Ort, dem ihr kleiner Hofhalt einen gewissen Glanz verlieh, wurde ihr immer lieber, so daß sie ihn später im Leben und im Tode nicht wieder zu verlassen wünschte. Selbst als am 14. Januar 1814 bei bitterer Kälte ihr Schloß ein Raub der Flammen wurde, der König von Bayern ihr eine andere Residenz anbot und mehrere Nachbarstädte sie zu sich einluden, konnte sie sich nicht entschließen, von Erlangen fort zu gehen; sie erklärte einer Deputation der Bürgerschaft, die ihre Theilnahme an dem großen Verluste auszudrücken gekommen war, die ihr werth gewordene Stadt niemals zu verlassen und ihr sogar im Tode angehören zu wollen. Sie schlug ihre Wohnung nun in dem Gebäude auf, das in späterer Zeit (1836) zum Rathhause eingerichtet wurde [15]). Hier hat sie noch bis zum 22. December 1817 gelebt, wo sie allgemein betrauert an Entkräftung gestorben ist. Ihrem Wunsche gemäß wurde sie am 25. December in der Neustädter Kirche zu Erlangen hinter dem Altare beigesetzt; eine große Sandsteinplatte ohne Wappen oder besonderen Zierrath deckt ihre Gruft. Im Kirchenbuche der genannten Kirche findet sich über Tod und Begräbniß der Fürstin nachstehende Eintragung [16]):

„Frau Sophie Caroline Maria von Bayreuth, hochfürstliche Durchlaucht, Wittwe des weiland Markgrafen Friedrich von Bayreuth-Culmbach, geborene Prinzessin von Braunschweig, gestorben den 22. Dec. 1817 80 Jahre 2 Mon. 14 Tage alt, geb. am 8. Oct. 1737, beigesetzt am 25. XII Abends in hiesiger Hauptkirche. Starb an Entkräftung“.

14) Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen S. 135.

15) Stein u. L. Müller, Geschichte von Erlangen in Wort u. Bild (Erlangen, 1898) S. 142. 159 u. 164.

16) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Dr Schlipp in Erlangen.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

13. Parochie Reppner.

Wenn Kaiser Konrad II. (1024—1039) dem Martinskloster zu Minden einen Hof in Ripenarth verleiht, so haben wir, abgesehen von der Uebereinstimmung der Namensform, um so mehr Grund, darunter unser Reppner zu verstehen, als später, wie wir unten zeigen werden, das kirchliche Lehnsrecht und ein größerer Grundbesitz zu Reppner einem Adelsgeschlechte des Stiftes Minden eignen. Einer der Hildesheimischen Domherren war mit den Gütern des Domstiftes zu Reppner belehnt. Da er von diesen Einkünften dem Domkapitel mit bestimmten Leistungen zu dienen (oboedire) hatte, so führte er den Titel Obedientiarius von Reppner, wie wir oben in der Parochie Burgdorf einen Obedientiarius von der Asselburg kennen gelernt haben. So bestimmt im J. 1200 Bischof Hartbert von Hildesheim, daß der Obedientiarius von vier Hufen in Repenarde fünf Schillinge zu den Domfesten zu zahlen habe [1]).

Im Jahre 1333 hören wir zum ersten Male von einem Pfarrer von Repenerde, Ludolfus, der als Zeuge gegenwärtig ist, als die Nonnen des Klosters Derneburg zur Befriedigung ihrer christlichen und jüdischen Gläubiger acht Hufen mit 2 Meierhöfen zu Gustedt für 136 Mark an die St. Andreaskirche zu Braunschweig verkaufen [2]). Ferner erscheint dieser Ludolf von Dalem, gewesener Pfarrer von Reppner, in einer Urkunde vom J. 1339. Im J. 1352 ist Ludolf von Dalem Priester am Hospital zu Braunschweig, als ihm das Kreuzkloster für 15 Mark Silber eine Leibrente von 48 Schill. 8 Denaren verkauft. Im J. 1356 schenkt er dieses Capital von 15 ℳ dem Kreuzkloster, damit es 1 Talent jährlichen Zinses von den Pfarrherren des Bannes Lengede wieder einlöst; dafür verschreibt das Kloster dem Geschenkgeber zu einer Seelfeier für ihn 1 Talent, das jährlich auf ewige Zeiten zu zahlen ist.

Sein Nachfolger im Pfarramt zu Reppner war Conradus, Rector der Kirche in Repennorde, der im J. 1339 als Zeuge erscheint.

Im J. 1436 verkauften die Aelterleute (Provisoren) der St. Andreaskirche zu Braunschweig an Hennig Belgenhower von Hattorf, Perner to Reppener, Capellan zu St. Andreas, für ein Capital von 15 Mark eine Rente von 1½ Mark zum Leibgedinge.

Im Reformationszeitalter sind die Pfarren von Reppner und Barbecke Jahrzehnte lang durch Personalunion verbunden gewesen. Pfarrer Conrad Woldenbruch war 1540—1568 der Inhaber beider Pfarren, seinen Wohnsitz hatte er zu Barbecke. Die über ihn und seine Amtsführung vorhandenen Nachrichten werden wir daher bei der nachfolgenden Parochie Barbecke bringen.

1) Döbner, Hildesh. Urkdbch Nr. 50.

2) Urkunden im L.-H.-Archiv (Abtheil. [illegible])

Im J. 1651 sind beide Pfarren wieder getrennt. In Reppner wirkt Conradus Jenner. Der Visitator schreibt: „In der Kirche fand ich ein gut Erkendtnis".

Ueber die Trennung beider Pfarren schreibt die Chronik zu Reppner: Henricus Baurmeister soll seinem Sohne Andreas 1602 die Pfarre zu Reppner, die bis dahin wüst gelegen hat, abgetreten und eingeräumt haben.

Die älteste Urkunde über das kirchliche Lehnsrecht datirt vom J. 1350[3]): Dyt gud heft vorlenet her Wedekind tom Berghe . . . Hinrike van dem Herlingheberghe is belenet mit der lenwaren der kerken to Repenherde unde mit seven hoven darsulves unde liggen in dem richte to Lechtenberghe. Die Herren zum oder vom Berge waren die erblichen Schutzvögte (advocati) des Bisthums Minden[4]). Auf irgend eine Weise waren sie in den Besitz des Kirchenlehns von Reppner gekommen. Uebrigens besaß auch das Capitel St. Martini zu Minden Güter in „Repenhart", welche es um das Jahr 1213 an das Domstift zu Hildesheim verkaufte[5]).

Die von den Edelherren vom Berge belehnten Herlingeberge waren ein niederes Adelsgeschlecht, das sich nach der im J. 1203 von König Otto nördlich von Wöltingerode als Trutzveste gegen Goslar erbauten Burg nannte. (Gosl. Urkbch. I 384.) Dieses Geschlecht starb mit dem obengenannten Heinrich um 1390 aus. Damit wurde auch das Reppnersche Lehngut frei — es war los gestorben. Gerhard, edler Herr vom Berge, Bischof von Hildesheim, belehnte nunmehr als Familienhaupt zugleich im Namen seiner Brüder Curd von der Asseburg mit dem Kirchlehn und den 6 Hufen Land in Reppner.

So benennen die Hildesheimischen Verzeichnisse wie die sämmtlichen Lichtenbergischen Erbregister die von der Asseburg als Kirchenpatrone von Reppner im Banne Lengede. Die bischöfliche Abgabe betrug 4½ Loth. Von dem Wechsel im Patronat erzählt die Chronik von 1767: „Die Herren v. d. Asseburg haben vor etlichen Jahren diese Pfarre und noch ein paar andere Pfarrlehne — als Evessen — an den Herzog abgetreten und dafür ein erbliches Canonicat im Stifte St. Blasii zu Braunschweig erhalten. Der Herzog hat 1761 zum ersten Male sein neues Patronatrecht ausgeübt. In diesem Jahre wurde Johann Christoph Lutenberg zum Pfarrer von Reppner ernannt".

Von der uralten Verbindung Reppners mit der Mutterkirche des Bannes in Lengede zeugt noch heute „der Lengeder Kirchweg".

Die größeste Glocke in g stammt aus dem Jahre 1637: Heinrich Borstelmann in Braunschweig hat mich gegossen — in Gottes Namen bin ich durchs Feuer geflossen. Die kleine Glocke in b ist zu Zeiten des Pastors Johann Ernst Knopf von A. Grete-Braunschweig gegossen, sie trägt die Inschrift: O Gott, laß meinen Schall in vieler Ohren fallen, daß sie darauf alsbald zu deinem Hause wallen.

Das Pfarrhaus wurde 1771 erbaut, das Schulhaus 1767.

14. Parochie Barbecke.

Von alter Zeit her stand Barbecke in Verbindung mit dem Kloster St. Godehardi zu Hildesheim, das schon 1146 in Beribeke Güter besaß[6]). Dieses Kloster war auch der kirchliche Patron unserer Gemeinde. Aus älterer Zeit sind uns keine kirchlichen Nachrichten erhalten. Die alte Kirche ist nach einer Inschrift auf einem Steine im J. 1402 erbaut; nach größeren Umbauten 1726 und 1748 ist sie um 1857 unter Pastor Jenner neu gebaut. Nach der Legende der früheren kleinen Glocke ist St. Martin der Schutzheilige der Kirche. Nach dem Hildesheimischen Archidiaconatsregister zahlt die Kirche eine halbe Mark als bischöfliche Abgabe.

Nachweislich ist Konrad oder Kurdt Woldenbruch seit 1540 Pfarrer in Barbecke. Von hier aus verwaltete er auch Reppner. Er hatte in Folge dieser Vereinigung nach dem Protocoll vom J. 1544 die für die damaligen Verhältnisse ungemein hohe Einnahme von 50 Gulden. Der Gesammtgrundbesitz belief sich auf sieben Hufen, die auch heute noch vorhanden sind. Das katholische Verhör von 1551 meldet: „Cunradus Woldenbroch, vor 35 Jahren geweiht zu Hildesheim, ist verehelicht, hat sich nach der neuen Art gehalten, soll beichten und sich bessern, damit er absolvirt werde". Auch beim Examen zu Lichtenberg am 12. Nov. 1568 ist derselbe noch Pfarrer zu Barbecke und Reppener, welches er von Johann v. d. Asseburg zu Lehn hat. Das Urtheil des Examinators, des berühmten Martin Chemnitz, über Woldenbruch lautet: Senex valde rudis.

Bis zum Jahre 1602 dauerte nach der Pfarrchronik zu Reppner die Vereinigung beider Pfarren. Der damalige Pfarrer Henricus Baurmeister trat in jenem Jahre Reppner an seinen Sohn Andreas ab. Bei der Landesvisitation 1651 stand Joachimus Kleimann in Barbecke, der nach seiner Unterschrift unter dem Corpus Julium zu Wolfenbüttel seit 1649 dort im Amte war. Der Visitator Lütkemann schreibt: „Im Examine befand ich es gut".

Das kirchliche Patronatsrecht übte von Alters her das Mönchskloster St. Godehardi zu Hildesheim aus, das ja schon 1146 in Barbecke bedeutende Liegenschaften besaß. Der Abt dieses Klosters besetzte die Pfarre bis zur Aufhebung desselben im J. 1803, wo die preußische Regierung das Fürstenthum Hildesheim übernahm. Im Jahre 1831 kam ein Tauschvertrag zwischen der hannoverschen und braunschweigischen Regierung zu Stande. Dieser eignete von der Abtei und dem Marienkloster zu Gandersheim das kirchliche Lehnsrecht über die

---

3) Goslar. Urkbch.

4) 1257 Widekindus dei gratia nobilis vir. advocatus de Minda, dictus de monte. 1321 Gerhardus et Wydekindus nobiles de Schalkeberge advocati ecclesiae Myndensis. 1368 -- eyn edele Voghet des Stichtes to Minden. (Scheidt, Adel 441).

5) Janicke, Hochst. Hildesh. S. 641.

6) St. Godehardi besaß nach dieser Stiftungsurkunde den Zehnten in Barbecke 1880 gehörte der halbe Zehnte dem Domprobst zu Hildesheim. Die andere Hälfte eignete nach den Lichtenb. Erbregister dem dortigen Domcapitel. Im J. 1841 erhielt das Capitel als Ablösungssumme für den ganzen Fruchtzehnten 23 500 Thaler.

Gemeinden Wetteborn und Königsdahlum. Gegen diese wurden die Patronate über Barbecke und Sauingen umgetauscht. Seit 1831 werden daher letztere Stellen vom Landesherrn besetzt. (Acten Herz. Cons.).

Die beiden Glocken stammen aus dem Jahre 1788 und 1820. Die erstere große Glocke trägt folgende Inschrift:

Da bin ich wieder hergebracht
und nehme Theil an eurem Leiden
Ruf euch zum Gottesdienst zur Freude.
Für Kirchengeld bin ich gemacht —
Gemeinde nicht, nicht einzler Mann
hat zu mir etwas hergethan.
In meinem vorgen ersten Sein
da war ich vielen wohl zu klein.
Ganz unverhofft borst ich entzwei
da schuf mich Johann Conrad Grete neu.
Braunschweig, 17. December 1788.

Diese Reimerei bildet wohl den Höhepunkt der Glockenpoesie in unserer Gegend. Die kleine Glocke ist beschrieben:

Sie soll mit hellem Klange rufen Alle, welche Christum lieben in dieses nachbarliche Gotteshaus, damit der Unwissende Belehrung und der Traurige Trost empfange, der Rechtschaffene im Guten gestärkt, der Gefallene aufgerichtet und der Sichere aus seinem Sündenschlafe geweckt werde.

(Prediger H. W. Willerding, Gießer J. H. Wicke Braunschweig 1820.)

Das Pfarrhaus zu Barbecke ist das älteste in unserem Bezirke, es ist im J. 1704 erbaut. Noch ein Vierteljahrhundert älter ist das Pfarrhaus zu Kissenbrück.

Der Thurm der alten Kirche zu Barbecke aus d. J. 1402 wurde im Laufe der Hildesheimischen Stiftsfehde am Sonnabend nach Matthäi (21. September) 1521 auf einem Plünderungszuge der Hildesheimer erstürmt, da sich auf ihn viele Flüchtlinge gerettet hatten. Der Thurm muß also sehr stark gewesen sein. Damals wurde bei diesem Einfall das ganze Gericht Lichtenberg bis auf Engelnstedt ausgebrannt[7]).

15. Parochie Berel.

Wenn schon 1022 Bischof Bernward dem Michaeliskloster den Zehnten[8]) in Berle anwies, so erfahren wir doch über die kirchlichen Verhältnisse dort aus alter Zeit sehr wenig. Die Parochie Berel lag im Banne Nettlingen-Elbagsen, an den Bischof hatte sie 3 Lot Silber zu entrichten. Die Gemeinde ist aus drei Theilen zusammengesetzt: Gr. Berel, Kl. Berel und Valem (Walem, Valden). Kl. Berel lag zwischen Berel und Nordassel, Valem, aus sechs niedergelegten Höfen — noch heute Fahlhöfe genannt — bestehend, zwischen Berel und Lesse. Die frühere Selbständigkeit dieser drei Ortschaftstheile ergiebt sich aus der Scheidung ihrer Zehnten. Die älteste Nachricht über den Zehnten von Vaalden stammt aus d. J. 1448, es besitzen ihn damals die von Schwicheldt als hildesheimische Marschälle (Vogell 140)

Von dem Pfarrer zu Berel hören wir zuerst 1542: Berlle, Johann Rubart, ist sein eigen (also nicht erpachtet), altershalber nicht erschienen (nämlich in Woldwiesche, wo sich die Visitatoren am 9. Okt. 1542 befanden). Der Pfarrer besitzt nach dem Protocoll von 1544 zwei Hufen, er muß noch eine Hufe von der Kirche haben, sonst muß er die Pfarre verlassen. Im J. 1551 hat Berel keinen Pfarrer „werden auf Michaelis mit einem versehen werden, haben angelobt sich nach alter christlicher Religion zu halten". Im J. 1568 ist bei der evangelischen Visitation in Berel Henningus Jertzen, der erträglich geantwortet hat. Bei der Landesvisitation 1651 ist dort Theodorus Gerlandt. „Die Gemeinde ist im Examen gut. Die Leute halten aber ihre Kinder nicht fleißig zur Schule an, klagt Pastor".

In der alten Kirche entdeckte man bei der Anlage neuer Fenster alte Wandmalereien und sog. Weihekreuze (von Kreisen umschlossene Kreuze), ein Zeichen bischöflicher Einweihung. Der Patron der Kirche ist im Archidiaconatsverzeichniß nicht benannt. Das Erbregister von 1540 sagt: „Berlde de phar daselbest geit von meinem gnäd. Herrn zu lehne, hat 2 hufel" So ist der Landesherr allzeit der kirchliche Lehnsherr gewesen. Wenn daher in einem Visitationsexemplar vom J. 1568 der Archidiaconus des Bannes als Patron bezeichnet wird, so beruht das auf Irrthum.

Von der Kirche des Gerichtes Lichtenberg gehörten Nordassel und Berel zum Banne Nettlingen. Dieses war auch Mittelpunkt eines Calands wie Barum und Gerichtsort eines Meyerdinges. Es sei uns gestattet, hier einen Erbbrief dieses Meyerdinges aus dem Corp. bon. von Nordassel mitzutheilen:

Actum auf einem echten und rechten Namens Sr. Hochwürden des Herrn Abtes und löbl. Convents des Stiftes und Klosters S. Michaelis in Hildesheim gehegten Meyerdinge. Nettlingen den 16. October 1783 wurde die Kirche zu Nordassel an einen im Fennewinkel belegenen Morgen Landes erblich angesetzet, dem Gute der Friede gewürcket und derselbige unbehörig des zur treuen Hand benannten Altaristen Hennig Wittekopf angenommen.

Richter Henning Bartels. Beysitzere Christian Cramme
Joh. Heinr. Himstet. und In fidem
A. A. Schrader
Oberschreiber.

16. Parochie Woldwiesche.

Die Kirche zu Woltwische wird zuerst im J. 1149 unter den Gütern des Augustinerinnenklosters Lamspringe erwähnt. In dem Schutzbriefe des Bischofs Bernhard von Hildesheim für dieses Kloster vom 10. October 1149, wie in dem des Bischofs Adelog vom 28. Nov. 1178 werden der Klosterkirche zu Lamspringe zugeschrieben u. A.: „zwei Hufen zu Ingelnstede

---

7) Chronik Asche's v. Heimburg (1846 v. Lüntzel) S. 82.

8) Es ist dieses jedenfalls der Zehnte der Feldmark des heute wüsten Klein Berel, den S. Michaelis wegen Geldnoth 1357 für 60 ℳ an den Hildesheimer Rath verpfändete, aber wieder einlöste. Der Groß Bereler Zehnte war in den Händen der Edelherren von Meinersen, die Ministeriale damit belehnten. Der Kl. Bereler Zehnten und der 1/2 Gr. Bereler Zehnten wurde gegen Zahlung von 10320 Thlr. an die Klosterkammer zu Hannover und derandere 1/2 Groß Bereler Zehnten gegen 6710 Thlr. an Halbspänner Meyer und Kothsaß Schaper zu Berel im J. 1842/3 abgelöst.

oder Igelnestide (Engelnstedt) und drei Hufen zu Waltwische oder Waldwysche mit der Kirche frei von allen Lasten mit ihren Zubehörungen [9])".

Ein Pfarrer Henricus in Woltwische tritt im Jahre 1335 als Zeuge in einer Kemnader Urkunde auf, 1372 ein Pfarrer Kord in einer Urkunde des Klosters Wittenburg [10]).

Die Visitation vom J. 1542 berichtet: „Christianus Heitmann ist arrendarius (Pfarrpächter) von Herrn Johann Warneken, Probst zu Lamspringe. Weil er (der Probst) hier nicht residirt ist die Pfarre Herrn Johann Sunder verliehen". 1544: „Herr Johann Sunder hat eine gute Zulage nöthig, hat nur 12 Gulden. Könnten ihm 2 Hufen vom Kloster Woltingerode — das dort begütert war — zugelegt werden". Er wird unter dem 16. Juni 1545 von dem Pastor an St. Petri zu Braunschweig, Heinrich Wende, der Mitglied der Visitationscommission war, dem Superintendenten M. Werner Elendes in Wolfenbüttel zur Unterstützung empfohlen [11]).

Die katholische Visitation vom J. 1551 findet Johannes Ring in Woldwiesche: „25 Wochen hat er die Pfarre; hat alle ordines (Weihen). Vor 40 Jahren geweiht, ist verheirathet, hat sich nach der neuen Lehre gehalten. Sagt, die Kirche sei spoliirt (beraubt), sei nichts sonderliches vorhanden. Die Leute weigern sich dasselbe machen zu lassen. Der Custer (Opfermann) ist ungeschickt". Er erhält den Bescheid, er solle sich nach Wolfenbüttel verfügen, beichten und sich bessern.

Die Reformation 1568 berichtet über Bartholomäus Rosenbusch, als Miethpfarrer; der rechte Pastor ist Johannes Wernicke, Probst zu Lamspringe. „Hat einigermaßen geantwortet, scheint aber in der Lehre noch nicht genug gefestigt zu sein, war ein heftiger Papist, könnte anderswohin versetzt werden". Sein Bruder Nicolaus war zu gleicher Zeit Pastor in Broistedt.

Im J. 1595 hat Hermannus Arnoldi als Pastor zu Woldwiesche das Corpus Julium (zu Wolfenbüttel) unterschrieben.

Die Generalvisitation vom J. 1651 nennt Bartholdus Mylius als Pfarrer unserer Gemeinde. „Hier ist eine herrliche Erkenntniß. Der Amtmann von Lichtenberg handelte mit den Leuten wegen des Ackers, daß sie ihrem alten Prediger den Acker um die Hälfte bestellten und ihm sein Theil in die Scheuren brächten; welches sie auch angenommen, damit dem Pastori Altershalber alle Mühe abgenommen würde".

Die Kirche von Woldwiesche, zum Banne Lengede gehörig, hatte nachweislich vom J. 1149 an das Nonnenkloster Lamspringe zum Patron. Wie die Dorstädter Nonnen in Bruchmachtersen, so wiesen die Lamspringer Nonnen ihrem Probst die Pfründe zu. Dieser ließ die Pfarre dann durch einen Miethpfarrer verwalten. Als bischöfliche Abgabe ist im Hildesheimischen Register 1 Ferto = 1/4 Mark vermerkt.

9) Koken, Winzenburg 174, 177. Lüntzel, ä. Diöc. Hildesh. 295.
10) Erstere abschriftl. im L.-H.-Archiv, letzere im Germ. Museum. Nürnberg.
11) Consi.-Act. Wolfenbüttel.

Das Kloster Lamspringe verfiel im J. 1803 der Auflösung. Die Patronatsrechte desselben gingen damit auf das Hannover und Hildesheim besetzende Preußen über. An dessen Statt trat 1806 das Königreich Westfalen, 1815 das Königreich Hannover. Wie schon früher bei Lesse, so trat auch hier nun ein Umtausch ein. Die braunschweigische Regierung besaß das Patronatrecht über die Pfarre Rautenberg im Hildesheimischen, die vordem von der Aebtissin von Gandersheim abhing. Gegen diese trat die hannoversche Landesherrschaft im J. 1817 ihre Rechte auf Woldwiesche ab. Der damals amtirende Pastor Trobitius behielt für seine Dienstzeit das Patronat über Opferei und Schule bei. Später besetzte auch die Schule der Landesherr. Die abgebrannte Schule wurde im J. 1840 neugebaut. Die Kirche besitzt ein überaus reich geschnitztes Altarblatt mit dem Abendmahl, Evangelisten, Weltheiland, Kreuzigung und Grablegung, Moses, dem guten Hirten, Auferstehung — von unten nach oben aufgezählt. Das Schnitzwerk stammt aus dem vorigen Jahrhundert.

Die Glocken stehen in e und g.

Erstere aus d. J. 1783 von J. H. Wicke in Braunschweig unter dem Pastor Joh. Conr. Sander gegossen: Ich rufe die Lebendigen zur Buße, die Todten zur Ruhe. Die Glocke in g zeigt dieselbe Inschrift aus dem J. 1798 und ist von Joh. Conr. Grete in Braunschweig gegossen.

Bücherschau.

Nikolaus Paulus, Johann Tetzel der Ablaßprediger. Mainz, Franz Kirchheim 1899. VIII u. 187 S. 8⁰. 2 ℳ 50.

Ueber Tetzel ist von katholischer wie von protestantischer Seite schon sehr viel geschrieben worden. Das verdankt er nicht seiner Persönlichkeit, er unterscheidet sich weder im Guten noch im Schlechten von vielen anderen Ablaßpredigern der Zeit; er ist zu einer Berühmtheit nur dadurch geworden, daß ihm ein Luther entgegentrat, daß aus dem Streite der beiden Männer die Kirchenreformation ihren Anfang nahm. Die vorliegende Schrift ist von einem Katholiken mit anerkennenswerther Objectivität verfaßt worden. Die verhältnißmäßig geringen Nachrichten, die wir über Tetzel's Leben besitzen, werden uns vorgeführt und dabei manche Verdächtigungen, die über ihn noch heute im Umlauf sind, mit Glück zurückgewiesen. Sodann erhalten wir über Tetzel's Ablaßlehre eine interessante Auseinandersetzung. In unserer heimischen Ueberlieferung gilt es für ausgemacht, daß Tetzel auch im Braunschweiger Lande gewirkt habe: der Tetzelstein auf dem Elme hält hier sein Andenken in weiten Kreisen fest. Paulus weiß davon nichts zu berichten, er erwähnt nur ein Schreiben Tetzel's aus Halle vom 22. Juni 1517 an den Abt von Königslutter, dem er das Fortbestehen des Ablasses in diesem Kloster zum Peter-Paulsfeste meldete. Die Erzählung von dem Ueberfalle Tetzel's durch einen mit Ablaß versehenen Landsknecht oder Rittersmann, bald von Haake bald von Hagen genannt, wird uns aus verschiedenen Gegenden berichtet, wie auch an mehreren Orten Tetzel'sche Ablaßkästen gezeigt werden. Wir werden darin nur eine der Legendenbildungen zu erblicken haben, an denen jene Zeit nicht arm war.

K. Heine, Chronik der Stadt Ellrich. Mit 5 Illustrationen. Ellrich, G. Krause 1899. VIII u. 190 S. 8°. geb. 4 *M*.

In dem ersten Abschnitte, der die Urgeschichte, die politische Geschichte und die Religionsgeschichte umfaßt, wird die ältere Zeit nur sehr kurz behandelt. Das ist sehr gut, denn auf diesem Gebiete ist der Verfasser anscheinend nicht sonderlich zu Hause. Erst vom siebenjährigen Kriege ab setzt S. 9 ff. eine breitere Darstellung ein, die auf umfangreicheren Aktenmateriale, später auch auf mündlicher Ueberlieferung beruht. Diese Theile, wie z. B. die Erzählung vom Besuche König Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise in Ellrich im J. 1805, vom Landsturme 1814, von den Ereignissen des Jahres 1848, sind von hohem Interesse und leicht und angenehm zu lesen. Für uns Braunschweiger von besonderem Werthe ist der Bericht über den Aufenthalt Herzog Karl's II. in Ellrich im November 1830, als er von dort aus den unglückseligen Versuch machte, seines Landes sich wieder zu bemächtigen. Im zweiten Abschnitte des Buches werden u. A. die topographischen Verhältnisse der Stadt, die Kirchen, Schulen, Behörden, Innungen, Handel und Industrie, Gelehrte und Dichter (Göckingk und Tiedge) u. s. w. uns vorgeführt.

Ein reiches Material ist mit Fleiß gesammelt und mit Geschick und warmer Liebe zur Sache dargestellt. Bei den nahen Beziehungen der Stadt Ellrich zum Braunschweigischen Harze wird das Buch für viele unserer Leser von Interesse sein. In den Namen unserer Herzöge hätte der Verfasser allerdings etwas genauer sein können. Die Anwartschaft auf die Grafschaft Hohnstein ist 1583 nicht Heinrich Julius, sondern Julius ertheilt worden (S. 7), bei Auerstädt wurde nicht Herzog Ernst, sondern Karl Wilhelm Ferdinand verwundet (S. 27), S. 127 wird Rudolf August mit Friedrich Ulrich verwechselt.

Ernst Lerche, Gunzelin von Wolfenbüttel. Historisches Schauspiel in vier Aufzügen. Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1900. 35 S. 8°. — *M* 50.

Zwar schreibt der Verfasser, ihm sei bei seinem Werke „die Rücksicht auf die geschichtliche Wirklichkeit in erster Linie maßgebend gewesen". Dennoch geht er in seinem Stücke, das nichts weniger als den Geist der Zeit, in dem es spielt, athmet, mit den geschichtlichen Thatsachen sehr willkürlich um. Er läßt seinen Helden, der in der Geschichte ein treuer Anhänger Kaiser Otto's IV. sein Leben lang geblieben ist, diesem die Treue brechen und diesen bedenklichen Schritt mit sophistischen Redensarten begründen, die wohl ein charakterloser Schwächling oder ein ehrloser Streber unserer Tage zur Beschwichtigung seines schlechten Gewissens in gleicher Lage gebrauchen mag, die aber bei Leibe nicht in jene Zeit passen. „Selbstredend können", schreibt der Verfasser ferner, „geschichtliche Darstellungen niemals dasselbe leisten wie dramatische Bearbeitungen". Mag das sonst auch so unrichtig nicht sein: im vorliegenden Falle möchte ich aber doch einem Jeden, der sich über Gunzelin von Wolfenbüttel unterrichten will, rathen, zu dem Aufsatze v. Schmidt-Phiseldeck's (Zeitschrift des Harzvereins 16. Jahrg. [1883] S. 209 bis 230) zu greifen, den der Verfasser in seinem Vorworte auffallender Weise gar nicht erwähnt.

Im dritten Hefte des 1. Jahrganges der **Sammelbände der internationalen Musikgesellschaft** (April — Juni 1900. Leipzig, Breitkopf u. Härtel) hat Albert Mayer-Reinach S. 446 — 529 einen eingehenden Aufsatz über Karl Heinrich Graun als Operncomponist veröffentlicht. Die beiden ersten Theile der Arbeit („Graun's Leben in Beziehung auf seine Operncompositionen" und „die Opern, ihr Inhalt und ihre Dichter") sind bereits früher als Doctordissertation erschienen und im vorigen Jahrgange des Magazins (1899 S. 72) besprochen worden. Diesen jetzt etwas umgearbeiteten Abschnitten ist dann hier ein viel umfassenderer (S. 472 — 529) über „Die musikalische Structur der Opern" angeschlossen worden, eine gründliche Abhandlung, die durch Abdruck zahlreicher Noten willkommene Erläuterung erhält. Das Urtheil über den Künstler faßt der Verfasser am Schlusse folgendermaßen zusammen: „Graun's Entwicklung als Operncomponist ist bedingt durch drei Perioden seines Lebens, die Jugend und Jünglingszeit in Dresden, seine Thätigkeit in Braunschweig und schließlich sein Wirken in Berlin. Herangebildet in der Kreuzschule in strengster contrapunktischer Schulung tritt ihm schon in seinem Jünglingsalter ein mächtig einwirkender Factor entgegen, der ihn seinem endgiltigen Ziele zuführen sollte, die eindringende italienische Oper. Das Schwanken zwischen deutschem und italienischem Charakter nimmt die ganze Braunschweiger Zeit ein; es ist noch kein festgeschlossener Stil, der sich uns darbietet. Die Persönlichkeit des jungen Meisters hat sich noch nicht durchgerungen zu einer ihm grundeigenen Compositionsweise. Das finden wir erst in Berlin. Die Jahre in Rheinsberg, die italienische Reise ließen Graun den Stil gewinnen, der von nun an bis an's Ende seines Lebens sich nicht mehr änderte. Graun ist Italiener geworden, ganz und gar, und bleibt es fortan."

Der Verfasser sieht in dieser Entwicklung einen Fortschritt und einen Rückschritt. Einen Fortschritt, weil er einen Stil fand, der endgiltig sein eigen wurde. Einen Rückschritt, weil er sich von dem Wege zur künftigen Reform der Oper, der er früher instinctiv zuneigte, immer mehr entfernte. „Der Operncomponist Graun der Braunschweiger Periode", schreibt er, „der den instrumentalen Theil seiner Opern viel gediegener und effectvoller aufbaute als der Operncomponist Graun der Berliner Zeit, stand einer Reform der italienischen Oper viel näher, als dies in seinem späteren Leben der Fall war". „Der Weg von Graun's Braunschweiger Opern zu Gluck scheint uns näher zu sein als der zwischen dem späteren Graun und den ihm bald folgenden Reform-Opern des Wiener Meisters". „Eine neue Zeit kam heran, und neue Zeiten pflegen die unmittelbar vorhergehenden am schnellsten vergessen zu machen. Graun's Opern gingen unter im Strudel der neuen Zeit".

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 16. 12. August **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Besiedlung des niederdeutschen Harzgebietes bis zur Zeit Karl's des Großen.

Von Ed. Damköhler.

Schon in vorhistorischer Zeit waren die Vorlande des Harzes und vielleicht das Harzgebirge selbst von Menschen bewohnt. Paläolithische Fundstellen sind die Gebiete von Thiede bei Wolfenbüttel, von Westeregeln bei Oschersleben und die Rübeländer Höhlen. Die paläolithischen Bewohner sind wahrscheinlich nicht in diesen Gegenden geblieben.

Aus neolithischer Zeit stammen die Lübbensteine auf dem sog. Zitannenberge, d. h. St. Annaberge, bei Helmstedt und die Hünensteine bei Benzingerode a. Harz. Im Frühjahr 1872 wurde zu Rohr bei Blankenheim im oberen Ahrthale ein Altar gefunden mit der Inschrift Mercurio Hannini [1]). Nach Siebs, „Beiträge zur deutschen Mythologie" in der Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 24, S. 145 ff., ist hannini Dativ von hanjê, hanjên, goth. hanja, altſ. ahd. henno, altfries. henna, mhd. und nhd. hanne, henne, hinne, hunne, hune, verwandt mit griechischem καινω, ich tödte, und bezeichnet den Todesgott. Ein henneklêt war im Mittelalter ein Todtenkleid; hennebedde ein Todtenbett, Grabstätte. In einem Braunschweiger Testamente von 1398 heißt es: ok gheve ek to S. Martene ½ Mark to den hunen. Siebs erklärt „den armen Seelen". Am Wege zwischen Westerhausen und Thale liegt die Hinnemutterstube, eine Höhle in Stein, darin sitzt die Hinnemutter, mit der man unartigen Kindern droht. Sie ist die Frau Hinne, und der Berg mit der Hinnemutterstube ist ein Wodansberg. Ich vermuthe, daß auch in dem Namen Hünensteine das Wort hunne, hune steckt und derselbe Todten- oder Grabsteine bedeutet. Nach Wilh. Blasius, „Ueber die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Braunschweigischen Landes" im Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XXIX. Jahrg. 1898, S. 106 ff. sind die neolithischen Insassen unserer Gegend vermuthlich diejenigen, von denen die augenblicklichen Bewohner zum Theil abstammen. Diese Ansicht halte ich für wenig wahrscheinlich, wenn directe Abstammung gemeint ist[2]). Auch aus der Bronzezeit und Metallperiode sind zahlreiche Funde vorhanden, die Urnenfelder und Gräberfunde, sog. Heidenfriedhöfe. Die Herstellung der Urnenfelder wird in die Zeit von etwa 500 vor Chr. bis einige Jahrhunderte nach Chr. gesetzt. Größere Urnenfelder finden sich z. B. bei Schöningen und Börnecke. Welcher Zeit die Ringwälle, deren einer sich bei Heudeber findet, zuzuweisen sind, ob der vorhistorischen, der früh- oder späthistorischen, darüber ist man sich noch nicht klar. Eins aber darf als feststehend angesehen werden: Die Bewohner unserer Gegend in paläolithischer und neolithischer Zeit und noch in der Metallperiode haben keine dauernden Ansiedlungen gegründet, sie waren Nomaden und liegen eigentlich außerhalb des Rahmens meiner Betrachtung. Für mich handelt es sich hier um dauernde Ansiedlung in historischer Zeit, im Wesentlichen um germanische Besiedlung. Wissen wir doch nicht, ob die vorhistorischen Bewohner Deutschlands Germanen waren. Sicher sind vor diesen bedeutende Strecken von Kelten bewohnt gewesen; wie weit diese nach Norden reichten, wissen wir nicht. C. A. F. Mahn nahm für den Namen Braunschweig älteren, keltischen Ursprung an[3]).

Auch die Germanen haben zu der Zeit, in welcher sie zuerst in der Geschichte erscheinen, zu Cäsar's Zeit, noch keine festen Wohnsitze, wenngleich sie schon den Ackerbau kennen, sondern sind noch halbe Nomaden ohne Grundeigenthum. Auch 150 Jahre später kannten sie nach Tacitus' Bericht noch kein Grundeigenthum; der freie Germane war noch kein grundbesitzender Bauer, obwohl er sich der Ackerbaucultur genähert hatte. Er war im Wesentlichen Krieger. Erst mit der Ackerbaucultur entwickelt sich Grundeigenthum und Seßhaftigkeit, und zwar wurden zunächst für dauernde Ansiedlungen die fruchtbaren und leicht zu bebauenden Fluß-

1) Die Inschrift lautet: MERCURI
CHANNINI
Das C im Anfange der zweiten Reihe ist aber offenbar ein undeutliches O und gehört zu Mercuri.

2) Siehe jetzt A. Hedinger, Die Urheimath der Germanen. Neue Jahrbücher für das klassische Alterthum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. Zweiter Jahrgang 1899, S. 562 ff.

3) Etymologische Unters. III. [illegible]

thäler gewählt, wie dies Arnold in seinen „Ansiedlungen und Wanderungen“ z. B. für Hessen nachgewiesen hat. Erst als diese nicht mehr ausreichten, wurden die höher gelegenen Gegenden und zuletzt die Gebirge besiedelt. Hand in Hand mit diesem Vorgange geht die Beobachtung der Thatsache, daß mit der Zunahme der Höhenlage eine Abnahme der Volksdichte verbunden ist. Beides, sowohl die Abnahme der Volksdichte, je höher man steigt, als auch die spätere Besiedlung des Gebirges trifft für den Harz zu[4]), und doch macht er zugleich, was die Volksdichte anlangt, eine Ausnahme, wovon später die Rede sein wird.

Das Gebiet, von welchem das Harzgebirge umgeben ist, zerfällt sprachlich in zwei große Hälften. Der Süden ist mitteldeutsch, d. h. seine Sprache steht dem Hochdeutschen nahe; der Norden ist platt- oder niederdeutsch. Letzterer zerfällt wieder in drei Theile, in das monophthongische, diphthongische und göttingisch-grubenhagensche Sprachgebiet. Die Grenze des letzteren im Harze, die ich früher noch nicht genau angeben konnte, ist jetzt von E. Jacobs festgestellt[5]). Die Grenze der beiden anderen vom Harz bis in die Nähe von Braunschweig bildet etwa die Oker. Oestlich spricht man hûs, hûser, mîn; westlich höus, huiser, meìn. Diese von mir schon im Jahre 1887 festgelegte Diphthongirungsgrenze hat sich bei erneuter Untersuchung als richtig herausgestellt. (Ed. Damköhler, Die Eis- und Weinlinie von Bettingerode bis Neindorf und Wenker's Sprachatlas des Deutschen Reichs. Niederdeutsches Jahrbuch XXII, S. 134—143.) Da die Diphthongirung specifisch engrisch ist, so rechne ich das Gebiet, das Ostfalen genannt wird, aber diese Spracheigenthümlichkeit zeigt, zu Engern und halte es für altes sächsisches Stammland.

Wann die Sachsen hier eingewandert sind und sich dauernd niedergelassen haben, läßt sich nicht genau angeben. Ptolemäus, dessen Geographie ums Jahr 144 nach Chr. herausgegeben wurde, meldet, daß die Sachsen in Holstein wohnten. Seine Nachrichten gehen aber offenbar auf Erkundigungen zurück, welche die Römer bei der Flottenfahrt des Tiberius im Jahre 5 n. Chr., auf welcher dieser bis Hitzacker an der Jeetzelmündung vordrang, einzogen[6]). Und Widukind berichtet[7]), daß die Sachsen übers Meer gekommen und bei Hadeln gelandet seien. Sie können also nicht die Nachkommen der paläolithischen oder neolithischen Bewohner des Landes sein.

Das östlich der Oker gelegene monophthongische Sprachgebiet ist in historischer Zeit von verschiedenen Völkerstämmen bewohnt und besiedelt worden[8]). Die ersten Bewohner des Gebietes zwischen Harz, Oker, Ise und Elbe etwa bis zur Mündung der Jeetzel in die Elbe, die uns mit Namen genannt werden, waren nach Ptolemäus suebische Angeln, den östlich der Elbe im Brandenburgischen wohnenden Semnonen verwandt. Nach Süden mögen sich die Angeln bis an den Thüringer Wald ausgedehnt haben.

Ums Jahr 174 verließen die Semnonen und Angeln ihre Wohnsitze. Durch ihren Auszug wurde das Land entvölkert. In den von ihnen verlassenen Sitzen ließ sich ein anderes Volk nieder, das von Schonen in Schweden, den dänischen Inseln und Jütland kam, nämlich die Warnen und mit ihnen die Heruler, die rechts der Elbe blieben. Das Jahr ihrer Einwanderung läßt sich nicht genau angeben, sie hat zwischen 174 und 500 stattgefunden. Aus der Zeit von 500—507 ist nämlich ein Brief des Westgotenkönigs Theoderich d. Gr. an die Könige der Warnen, Heruler und Thüringer erhalten, aus dem wir selbständige Königreiche dieser Völker in Deutschland kennen lernen. Die Warnen sind nun die ersten, von denen wir durch Seelmann's vorzügliche Untersuchung über die Ortsnamenendung -leben im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 12, 7—28 wissen, daß sie in unserem Gebiete dauernde Niederlassungen gegründet haben; von ihnen stammen die Orte, deren Namen sich auf -leben endigen. Soweit diese Ortsnamen reichen, so weit wird sich das anglisch-warnische Gebiet erstreckt haben. Sie finden sich aber einerseits in dem niederdeutschen Gebiete östlich der Ise, Oker und des Harzes, andererseits in dem jetzt mitteldeutschen Gebiete südlich des Harzes bis an den Thüringer Wald, alle im flachen Lande, in fruchtbaren Ebenen, die Gebirge sind von den Warnen nicht besiedelt, auch der Harz nicht. Auf diesem findet sich kein Ort auf -leben außer der im Anfange des 13. Jahrhunderts erwähnten Wüstung Harsleben, Harsleve, bei Stiege[9]), die aber unmöglich eine Gründung der Warnen sein kann, sie ist unzweifelhaft jüngeren Datums.

Sind nun die Angeln, die Vorgänger der Warnen, sämmtlich ausgewandert, oder sind Reste derselben im Lande zurückgeblieben, deren Nachkommen womöglich noch heute dort leben? Darüber schweigen die Quellen, aber die deutsche Sprach- und Dialectforschung scheint Auskunft geben zu können.

Vom Jahre 1009—1018 war Thietmar Bischof von Merseburg; seine lateinisch geschriebene Chronik stammt aus der Zeit von 1012—1018. Aus der Zeit Thietmar's rühren auch die sog. Merseburger Glossen und das Merseburger Todtenbuch her. In den Glossen sowohl wie im Todtenbuche und in Thietmar's Chronik kommen eigenthümliche Sprachformen vor, die sonst im Sächsischen nicht begegnen. Von den Glossen sagt Moritz Heyne[10]), daß sie „deswegen ein erhöhtes Interesse empfangen, weil wir den Ort ihrer Entstehung mit ziemlicher Sicherheit feststellen können. Dieser Ort ist das Stift Walbeck, im ehemaligen Nordthüringen zwischen Braunschweig und Haldensleben gelegen“. Nach Heyne's Vermuthung hat die Glossenhandschrift

4) H. Wolff, Die Verbreitung der Bevölkerung im Harz. 1893.
5) Gau- und Mundarten-Karte des Harzes. Hans Hoffmann, Der Harz. 1899, S. 129.
6) W. Seelmann, Ptolemäus und die Sitze der Semnonen. Niederdeutsches Jahrbuch 12, S. 39 ff.
7) I, 3.
8) W. Seelmann, Nordthüringen. Niederdeutsches Jahrbuch 12, S. 1 ff.
9) Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. 3. Jahrgang, S. 351.
10) Kleinere altniederdeutsche Denkmäler. 1867, S. XIII.

zu den Büchern gehört, die Thietmar von Walbeck nach Merseburg gebracht hat. Seine Mundart, die mit der in den Glossen wesentlich übereinstimmt, sei die des Ortes Walbeck gewesen.

Nachdem Heyne die Bedeutung der in den genannten Denkmälern sich zeigenden Spracheigenthümlichkeit erkannt hatte, kam O. Bremer in dem kleinen Aufsatze „Ueber die Sprache der Merseburger Glossen" [11]) zu dem Ergebniß, daß die vom Altsächsischen abweichenden Eigenthümlichkeiten der Glossen anglisch seien, indem er Einwanderung nordalbingischer Angeln in das Gebiet zwischen Harz und untere Saale annahm. Zwar habe die altsächsische Sprache dieses Gebiet im Großen und Ganzen erobert, „aber innerhalb des Sächsischen lebten noch die Spuren der untergegangenen Volkssprache, die einst dort gesprochen wurde, fort. Diese Sprache war die anglische". Bremer hat offenbar die von Ptolemäus erwähnten Angeln zwischen Harz und Elbe, deren Sitze sich aber bis an den Thüringerwald ausgedehnt zu haben scheinen, im Sinne. Seelmann hält es jedoch für unwahrscheinlich, daß die anglische Mundart der Glossen auf diese Angeln zurückgehe, und nimmt spätere Einwanderung der Hassigauer, Friesen und Schwaben vom Gestade der Niederelbe und Nordsee in den Hassegau, Schwabengau und das Friesenfeld an [12]).

Während Heyne, der das Todtenbuch wohl noch nicht kannte, in den Merseburger Glossen ein zu Walbeck geschriebenes Denkmal sah und Bremer gegen diese Annahme nichts einzuwenden hatte, hält man jetzt Merseburg für ihren Entstehungsort. „Auf Grund des Todtenbuches dürfen wir mit Gallée die Glossen nach Merseburg selbst setzen. Daraus folgt, daß die ältesten Besiedler der Merseburger Gegend Nordschwaben oder Nordthüringer oder Leute aus dem Gau Frisonofeld gewesen sein müssen: also keine Sachsen, sondern Angehörige der anglo-friesischen Stammgruppe. — Die Merseburger Denkmäler gehören streng genommen nicht zu den altsächsischen, wie überhaupt trotz Tümpel Beitr. 7, 24 und Anderen, die ihm nachreden, in Merseburg niemals sächsisch gesprochen ist. Der friesisch-anglische Dialect, welcher in den Merseburger Glossen und in den Namen des Todtenbuches herrscht, wird später von dem thüringisch-mitteldeutschen abgelöst" [13]). Wie kommen aber die anglischen Spracheigenthümlichkeiten in Thietmar's Chronik? Entweder hat er im Merseburger Dialect geschrieben, was für mich noch nicht erwiesen ist, oder im Walbecker, wie Heyne annahm.

Thietmar wurde 976 geboren. Er war der Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck, sein Großvater Liuthar gründete daselbst das Kloster, seine Mutter war die Cousine seines Vaters. Er wurde in Quedlinburg von seiner Tante erzogen, kam in seinem 12. Jahre nach Magdeburg, war von 1002—1009 Probst in Walbeck und von 1009—1018 Bischof in Merseburg. Wir dürfen hiernach annehmen, daß er den Walbecker Dialect, den Dialect seiner Familie, kannte und sprach. Es ist mir durchaus unwahrscheinlich, daß er in Merseburg einen neuen Dialect angenommen hat. Darf nun als erwiesen gelten, was es jedoch meines Erachtens noch nicht ist, daß in Merseburg zu Thietmar's Zeit anglischer Dialect herrschte, so glaube ich nachweisen oder doch wenigstens wahrscheinlich machen zu können, daß in Walbeck derselbe Dialect herrschte. Anglisch-friesische Merkmale sind [14]):

1. Uebergang eines kurzen a in ae oder e: thet = das, forsekenun von forsakan, dege = Tage, Hillidaeg = Hillidag und ebenso Gerdeg, Uuerdech, Aetheldeg = Atheldag, Aedelburg, Aethelhelm, Ethelind. Dieser Uebergang erscheint besonders vor r mit nachfolgendem Consonanten: therva = ahd. tharba, herd für hard in Personennamen: Reinherd, Waltherd; ebenso gerd für gard: Hilligerd u. s. w. Auch statt eines langen a findet sich e bei Thietmar in Rêdbald, Fridisleri, Gosleri.

2. „Höchst charakteristisch ist der Uebergang von a zu o vor Nasalen": Thoncierd (im Todtenbuche von Thietmar's Hand geschrieben) für Thancgard, Suonehild für Suanehild, Tommo für Tammo, Gondesheim für Gandesheim u. A.

3. Frauennamen auf e statt a: Ide = Ida u. s. w. wie im Angelsächsischen.

4. Uebergang von k in einen Zischlaut: c, z, wie im Friesischen, „woraus gefolgert werden darf, daß das Merseburgische in näherer Verwandtschaft zu diesem Dialekte als zum Anglischen steht".

Sodann macht Seelmann noch darauf aufmerksam, daß sich bei Thietmar einige Male nn und ll statt nd und ld findet, eine Erscheinung, die sonst nirgends so frühe auftritt.

Im Jahre 1889 habe ich im Zweigverein des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Blankenburg über einen Brunswicismus gesprochen, d. h. über die eigenthümliche Erscheinung im Braunschweiger Hochdeutsch, a annähernd wie langes ä zu sprechen, z. B. Täge, jä, und dieselbe aus dem Niederdeutschen in und um Braunschweig erklärt [15]). Hier spricht man heute noch blät = Blatt mit tiefem ä wie in hd. Bär. In Hondelage, zwei Stunden nordöstlich von Braunschweig, hörte ich vor etwa zwanzig Jahren tein märks = zehn Mark und nördlich und nordöstlich von Helmstedt ärzt = Arzt. Goslär statt Goslar wird heute in weiter Umgegend der Stadt gesprochen. Für Fallersleben giebt

11) Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. Bd. 9, S. 579—581.

12) A. a. O. S. 6, 58 ff., 90.

13) Koegel, Geschichte der deutschen Litteratur. Erster Band. Zweiter Theil, 1897, S. 573 und 597. — Gegen Tümpel's Ansicht, daß das Niederdeutsche früher bis Merseburg gereicht habe, habe ich mich schon in den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle, 1892, S. 224 und 1895, S. 92 ausgesprochen.

14) Heyne a. a. O. XIV und XV. — Seelmann, Thietmar von Merseburg, die Merseburger Glossen und das Merseburger Todtenbuch. Nd. Jahrbuch 12, 89 bis 93. — Hartmann, Grammatik der ältesten Mundart Merseburgs. I. Der Vocalismus. 1890. Koegel a. a. O.

15) In den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1893, S. 191 habe ich bereits ausgesprochen, daß mir manche Erscheinung der Mundart der Merseburger Denkmäler auf die Mundart um Helmstedt und Braunschweig zu weisen scheine.

Hoffmann von Fallersleben an, daß das kurze scharfe a vor r wie e laute, z. B. erg statt arg [16]), und in Deumelands niederdeutschen Schriften finde ich Erftenzuppe, schärp, ärgste, Schermützel, färben u. A. Wie weit und in welchen Worten dieses ä heute in der Mundart vorkommt, kann ich nicht sagen. Herr Lehrer Th. Reiche in Braunschweig, an den ich mich mit der Bitte um Auskunft wandte, konnte mir nur blät angeben und ließ mich ohne Aufschluß darüber, ob ä statt a auch im Diphthongierunsgebiete vorkommt. Die Aussprache Goslär ist nicht auf das monophthongische Gebiet beschränkt, wird aber aus diesem übernommen sein. Diese Lauterscheinung halte ich für ein charakteristisches Merkmal und für alt. Sie findet sich auch in mittelalterlichen Urkunden des monophthongischen Harzgebietes:

Gosleri. Urkundenbuch der Stadt Goslar. I, Nr. 15 vom Jahre 1023; Nr. 23 vom Jahre 1031.

Hildegesburg. Daselbst Nr. 401 vom Jahre 1219. Dieser Ort lag bei Wolmirstedt, also in altem Angelngebiete.

Haertwicus, Bremensis archiepiscopus. Daselbst Nr 209 vom Jahre 1150.

Hedegeshusen, Andreas de. Stötterlinger Urkundenbuch, Nr. 67 vom Jahre 1311.

Berem 1147. (Barum liegt südlich von Salder an der Fuse im diphthongischen Gebiete). Braunschweigisches Magazin Nr. 13. 18. Juni 1899. S. 98.

Thaeremburch = Darneburg, Derenburg zwischen Halberstadt und Wernigerode. 937. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde III, 579.

Ethelberus, Walgerd. In einem Bruchstück eines Nekrologiums des St. Johannisklosters zu Halberstadt, dessen Eintragungen zum größten Theile dem 12. und 13. Jahrhundert zuzuweisen sind. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde II, 2, S. 9 und 14.

Den Vokal o statt a finde ich in:

Slonstide = Schlanstedt nördlich von Halberstadt Drübecker Urkundenbuch, Nr. 13 aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, und Güterverzeichniß des Grafen Sigfrid II. von Blankenburg aus den Jahren 1209 bis 1227. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde II, c, 88.

Donstide = Danstedt westlich von Halberstadt. Ilsenburger Urkundenbuch Nr. 93 vom Jahre 1256.

Thoncguarderoth = Thancguarderoth findet sich in einer Notiz aus den Jahren 1068—1173. Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig. S. 25. Diese Form erinnert an Thietmar's Thoncierd.

Oticherslef, nördlich von Egeln. Urkundenbuch der Stadt Goslar I, Nr. 46 vom Jahre 1050. Atigersliep geschrieben daselbst Nr. 61 vom Jahre 1055. In dieser Urk. wird der Ort Nordthüringen zugewiesen.

Frauennamen auf e statt auf a kommen vor 1300 nur vereinzelt vor, nach 1300 werden sie häufiger. Das Nekrologium des Klosters Dorstadt im diphthongischen Gebiete, dessen Eintragungen im Verlauf des 13. und 14. Jahrhunderts gemacht sind (Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde III, S. 453 bis 487), bietet folgende Namen: Berte, Evesse, Ghezele, Gisele, Rixe. Rikece 1292. Braunschweigisches Magazin, Nr 24. 19. Nov. 1899, S. 191.

Formen mit ll statt ld habe ich folgende angemerkt: Hillebrandus, Hilleboldus 1169. Urkundenbuch der Stadt Goslar I, Nr. 264. Hillebrant 1187. Daselbst Nr. 311. Für den Uebergang von nl in ll mag außer den von Seelmann angeführten Zilly, früher Kinlinga; Billeben, früher Bieneleba; Belleben, früher Bennenleve; Holleben, früher Hunleva hier noch erwähnt werden: Wallefesroth = Wanlefesroth. Ilsenburger Urkundenbuch Nr. 9 vom Jahre 1110.

Wenn ich nun auch zugeben muß, daß unter den von mir angeführten Formen die aus nachthietmarischer Zeit wenig beweisend sind, namentlich die Frauennamen auf e und die Namen mit ll statt ld, so scheint mir doch der Umstand, daß noch heute in einem größeren Gebiete östlich von Braunschweig ganz in der Weise wie in den Merseburger Denkmälern ä statt a erscheint und sich auch urkundlich bis zu Thietmar's Zeit zurück verfolgen läßt, und der charakteristische Uebergang von a zu o vor Nasalen, der sich schwerlich als ein Product jüngerer Zeit wird erklären lassen, zur Genüge darzuthun, daß in diesem Gebiete der anglische Dialect ehedem geherrscht und sich zum Theil bis heute erhalten hat.

Noch eine andere Spracheigenthümlichkeit, die sich gleichfalls in Thietmar's Chronik und im Todtenbuche findet, und die außerdem Namen aus dem Hassegau, Friesenfeld und Schwabengau aufweisen, zeigt dieses Gebiet. Seelmann hat nachgewiesen [17]), daß im Hassegau mit Merseburg, im Friesenfeld, Schwabengau, Harz- und Darlinggau mit Walbeck der Zetacismus, d. h. Uebergang von k zu z vorkommt. Aus dem Harzgau gehören folgende Namen hierher: Sallersleben, 961 Kieleresleba, 1137 Czilerslove. Zilly, 944 Kinlinga, 1214 Scillige. Itzemitzeburg, früher Hisimekeburg. Mekelnfelde, 1137 Mescelenvelde. Zeringen, früher Tseringen. Mulmcke, 1011 Mulbizi. Quarmbach, 936 Quernbetsi. Aus dem Darlinggau sei nur Walbeck genannt, das bei Thietmar Wallebizi lautet. Als Rest dieses Zetacismus darf man vielleicht den noch heute in Harzburg üblichen Ausdruck pänzëwel [18]), eigentlich Pferdekäfer, page = Pferd und zëwel = Käfer, betrachten. Der Zetacismus ist specifisch friesisch oder nordalbingisch. „Man kann demnach die Zetacismen, welche sich in älterer Zeit im niederdeutschen Binnenlande finden, nur als die Spuren ehemaliger nordalbingischer oder friesischer Einwanderungen oder Ansiedlungen deuten dürfen. In der That beschränken sich die binnenländischen Zetacismen im Großen und Ganzen auf Nordthüringen, also auf ein Gebiet, das wiederholt von zahlreichen Nordalbingern besiedelt ist [19])“.

Die ältesten Bewohner Nordthüringens waren, wie wir oben sahen, die von Ptolemäus erwähnten Angeln.

---

16) Die deutschen Mundarten. Fünfter Jahrgang. S. 42.

17) Der Zetacismus und seine Verbreitung in Niedersachsen. Nd. Jahrbuch 12, 64—74.

18) Correspondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 14, 82; 15, 94; 16, 27—28.

19) Seelmann, a. a. O. S. 67.

Nach 174 erfolgte die Einwanderung der Warnen, von denen die Orte auf -leben stammen. Angeln und Warnen gehören später zum Reiche der Thüringer. Nach dessen Sturze durch den fränkischen König Theoderich im Jahre 531 erhielten die Sachsen als Lohn für ihre Hilfe das Land nördlich der Unstrut. Dieser Fluß bildete vermuthlich die Grenze zwischen der thüringischen und anglisch-warnischen Bevölkerung. Die bisherigen Bewohner scheinen zum Theil das Land verlassen und sich südlich der Unstrut angesiedelt zu haben, wie der Gau Engilin andeutet; den Rest des geschlagenen Volkes verdammten die siegreichen Sachsen zur Tributzahlung, wie Widukind I, 14 berichtet, und zwar scheinen sie, da sie selbst wegen ihrer geringen Anzahl nicht das ganze Land besetzen konnten, jenem den am meisten nach Osten gelegenen Theil, d. h. also wohl den Nordthüringgau, überlassen zu haben, wie Seelmann aus einer Nachricht in dem vor 865 geschriebenen Berichte von der Uebertragung des heiligen Alexander glaubt schließen zu dürfen. Diese Sachsen sind es nun nach Seelmann gewesen, die den Zetacismus mitgebracht haben, und da sich dieser im Nordthüringgau nicht findet, so können die Sachsen ihn nicht besiedelt haben, er verblieb den anglisch-warnischen Bewohnern.

Nach einem vergeblichen Versuche die fränkische Oberhoheit abzuschütteln, zogen im Jahre 568 zwanzigtausend Sachsen mit Alboin nach Italien. Da sie sich aber weigerten nach longobardischem Rechte zu leben, so kehrten sie wieder heim. In die von ihnen verlassenen Sitze zwischen Unstrut und Bode waren inzwischen Schwaben, Friesen und Hassen eingewandert, nach denen der Schwabengau, das Friesenfeld und der Hassegau benannt sind. Diese neuen Ansiedler stammen nach Seelmann vom Gestade der Niederelbe und Nordsee. Von ihnen wurden die heimkehrenden Sachsen in zwei blutigen Schlachten besiegt.

Heute wird im Hassegau, Friesenfeld und der südlichen Hälfte des Schwabengaus mitteldeutsch gesprochen. Nach Tümpel [20]), dem Seelmann folgte, wurde hier aber bis gegen 1500 sächsisch gesprochen. Diese Annahme mag Seelmann veranlaßt haben, die Hassen, Friesen und Schwaben von der Nordsee einwandern zu lassen. Schon oben ist bemerkt, daß man jetzt annimmt, daß der ältere anglische Dialect nicht vom Sächsischen, sondern vom Mitteldeutschen abgelöst wurde. Aber wann und in welcher Weise? An ein allmähliches Vordringen des Mitteldeutschen auf Kosten des Niederdeutschen oder Anglischen, wie es Haushalter zwar behauptet [21]), aber nicht erwiesen hat, kann ich nicht glauben [22]), nehme vielmehr an, daß jene Gebiete nach dem Abzuge der Sachsen von Mitteldeutschen eingenommen wurden, doch will ich hier nicht näher auf diesen Gegenstand eingehen.

Also jene Sachsen vom Gestade der Nordsee, welche nach Rudolf's Translatio S. Alexandri SS. II, p. 674 Angeln waren, brachten den Zetacismus mit. War ihrem Dialecte auch ae, e für a und Uebergang von a zu o vor Nasalen eigen? Wenn sich erweisen ließe, daß diese beiden Lauterscheinungen oder einer von ihnen sich im Nordthüringgau findet, wie denn in der That Hildegeshusen in diesem Gau liegt; oder daß sie sich für den Hassegau, Schwabengau und das Friesenfeld urkundlich nicht werden nachweisen lassen, so liegt die Annahme nahe, daß beide Lauterscheinungen nicht dem Merseburger Dialecte, sondern Thietmar's heimatlichem, d. h. dem Walbecker Dialecte zuzuweisen sind, und daß sie nicht der Mundart der anglischen Sachsen, sondern der der Angeln, welche vor jenen das Land inne hatten, angehören. Nachweislich sind die Träger einer Anzahl von Namen im Todtenbuche zu der Zeit gestorben, als Thietmar Bischof in Merseburg war [23]), mithin ist Abhängigkeit des Dialectes im Todtenbuche von Thietmar's Dialect sehr wohl möglich.

Welche Orte von den Sachsen oder den älteren Angeln gegründet sein mögen, wissen wir nicht. Diejenigen, deren erster Bestandtheil keinen Personennamen enthält, sondern sich auf die Oertlichkeit bezieht, reichen höchst wahrscheinlich in die Zeit vor Karl d. Gr. zurück.

Außer den Angeln, Warnen und Sachsen haben aber offenbar noch andere Bewohner sich im niederdeutschen Harzgebiete niedergelassen. So gelten die Ortsnamen auf -ingen für bardisch. Besonderes Interesse dürfen m. E. die Ortsnamen auf -wik, Osterwieck und Braunschweig, beanspruchen. Namen auf -wik kommen auch in Schweden und England und besonders in Westfalen und dem sächsischen Theile des Königreichs der Niederlande vor. Sie gehören vermuthlich einem bestimmten Volksstamme an, dessen Genossen nach verschiedenen Gegenden ausgewandert sind, vielleicht zur Zeit der Völkerwanderung, als Angeln und Sachsen nach England übersetzten. Daß Braunschweig keine Gründung des Herzogs Bruno aus dem Jahre 861 ist, habe ich schon früher ausgesprochen und ist nach mir von Varges [24]) bestätigt. Das Vorkommen der Endung wik in ganz verschiedenen Ländern läßt auf ein hohes Alter der betr. Orte schließen. Damit würde Marcellin's Nachricht in seiner zwar erst am Ende des 15. Jahrhunderts verfaßten vita S. Suiberti stimmen, wonach der heilige Suibert, der nach den Actis Sanctorum am 1. März 713 starb, in einen großen Ort, Brunswik genannt, gekommen sei und dort einige Tage das Christenthum gepredigt habe. Marcellin's Glaubwürdigkeit ist allerdings stark angefochten, aber seine Angabe von einem Orte Brunswik braucht darum noch nicht unrichtig zu sein.

So viel läßt sich heute über die verschiedenen germanischen Siedlungen im Flachlande des niederdeutschen Harzgebietes bis auf die Zeit Karls d. Gr. sagen. Das Gebirge selbst blieb noch unbesiedelt.

20) Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebietes zwischen 1300 und 1500. Paul und Braune, Beiträge VII, 1-104

21) Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Staßfurt an der Bode. 1883.

22) Ed. Damköhler Die Sprachgrenze um Aschersleben. Mitth. des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1895. S. 75—92.

23) Nd. Jahrbuch 12, 93.

24) Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 25, 102 ff.

Durch Alboins Zug nach Italien wurden manche Gegenden des nordöstlichen Deutschlands entvölkert. In diese drangen von Osten her die Slaven ein bis an und über die Elbe. Die Frage ist, ob sie auch bis an oder in den Harz gekommen sind. Man hat es mehrfach angenommen und aus nicht deutsch klingenden Namen geschlossen. Slavisch oder wendisch schien der Name Itzemitzeburg, höchst wahrscheinlich die heutige Iseburg bei Station Börnecke zwischen Blankenburg und Börnecke, zu sein. Er lautet aber in älterer Zeit Hisimekeburg und zeigt deutschen Zetacismus. Die Wüstung Linzke heißt auch Linseke und klingt so ganz deutsch. Die Lauseberge, deren es zwei beim Kloster Michaelstein giebt, in der Mundart des Dorfes Cattenstedt lûseknichel genannt, sind vielfach für slavisch gehalten, luza heißt im Slavischen Pfütze. Aber Namen wie lûseborn, lusebôm u. s. w. kommen in Gegenden vor, wo niemals Slaven gewohnt haben[25]). Auch Bullars, ein Forstortname im Harz, ist echt deutsch. Bildungen mit -ars kommen im Altsächsischen und Westfälischen vor[26]). Wendefurt ist nicht nach den Wenden benannt, wie ich schon früher erklärt habe[27]), aber noch immer für möglich gehalten wird, sondern nach der Wendung, welche der früher von Hasselfelde nach Blankenburg führende Weg an der Furt durch die Bode machte. Der alte Weg ist noch zu sehen. Der Name des Dorfes Börnecke ist von Weisker[28]) für slavisch erklärt. Wendisches bornaki bedeutet Lehmgräber. Aber Börnecke lautet in älterer Form burnakari[29]), burnekere und hat mit slav. bornaki nichts gemein. Aus der Sprache läßt sich bis jetzt kein Beweis für slavische Ansiedlungen an oder auf dem nd. Harze entnehmen. Auch der Wienröder Fund, der für einen wendischen Töpferofen ausgegeben wurde[30]), ist sächsischen Ursprungs[31]). Aber trotzdem scheint mir die Frage, ob in der Blankenburger Gegend Wenden gewohnt haben, noch nicht abgethan. Meines Wissens kommen im sächsischen Stammlande, wo niemals Wenden wohnten, keine Gallberge vor, wohl aber in slavischen Gegenden. Slavisch chlum, cholm bedeutet Hügel. Dieses Wort lautet in manchen Gegenden kulm, in anderen, wie in der Mark, golm oder galm. So giebt es einen Kulmberg, Golmberg, Gollenberg, Galmerberg. Es ist möglich, daß in den Namen Gall- oder Gallenberg, auch Galgenberg genannt, das slavische Wort golm steckt, doch bedarf diese Frage noch näherer Untersuchung, besonders muß das Verbreitungsgebiet der Gallberge erst festgestellt werden. Der Galgenberg bei Blankenburg lautet in der Cattenstedter Mundart Gallberg. Auch in der Nähe des Pfeifenkrugs ist auf einer älteren Karte ein Gallberg verzeichnet. Das Ilsenburger Urkundenbuch Nr. 367 nennt einen Gallenberch bei Sargstedt im Halberstädtischen. Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern, kennt keinen Gallenberg.

25) Mnd. Wtb. II, 751. Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern. 1896. S. 101.

26) Woeste, Wtb. der westfälischen Mundart. S. 12.

27) Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1894. S. 41—44.

28) Slavische Sprachreste, insbesondere Ortsnamen, aus dem Havellande und den angrenzenden Gebieten. I. Theil. 1890. Progr. Nr. 119, S. 43.

29) Nach mündlicher Mittheilung meines Collegen Hassebrauk.

30) Ahlborn, Eine altwendische Töpferwerkstatt in Wienrode bei Blankenburg a. H. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 31, 284—301.

31) Götze, Angebliche altwendische Töpfer am Harz. Globus, Bd. 75, Nr. 1. — Andree, Wenden am Harze? Br. Mag. 1899 S. 12.

Dorfneckereien II[1]).

Von Otto Schütte.

Aus Wahrheit und Dichtung besteht der Inhalt der Dorfneckereien. Gehen sie auch hervor aus der Spottlust der Leute, so liegen ihnen doch meist bestimmte Thatsachen zu Grunde. Aber diese Thatsachen brauchen heutzutage nicht mehr vorhanden zu sein, können jedoch einstmals wohl den Anlaß zur Neckerei gegeben haben. Insofern sind die Sprüche und Verse, mit denen das Volk sich neckt, nicht ganz ohne kulturgeschichtlichen Werth. Manche freilich sind nur des Reimes wegen gemacht und verdienen kaum eine Erwähnung.

Am einfachsten sind die Scheltworte auf Bewohner mancher Orte, deren Namen zum Theil Anlaß dazu bietet. Die Einwohner Seesens werden (von den Gandersheimern) gescholten als Seesensche Lattenkliwer, die Rotenkämper als Langhaarige, die aus Dölme als Dölmer, die Linnenkamper als Peipenköppe, weil sie angeblich so klein sind, die Heynader als Heidenvolk und die Watenstedter im Amte Salder als Aegypter.

Ebenso werden die Namen der Ortschaften selbst gern verdreht. So hört man statt Ingeleben England sagen, statt Wolsdorf Petersburg und Moskau oder Petersburg und Mohrenland, auch et graue Land, wo nân Johannichmarchte — damit wird jedes Fest gemeint — en anderen Dag de leddigen Geldbüdels verkoft wert. Wie Dielmissen das Besenbinderdorf heißt, so Grasleben das Bessenbinnernest. — Es gab hier in der That noch vor vierzig Jahren eine große Anzahl Besenbinder; bei der damaligen Armuth des Ortes hielt man die Kinder gleich nach der Geburt zum Fenster hinaus, zeigte ihnen den Wald und sprach zu ihnen: „Da moste dik ernähren". — Helmschenrode wird Königsberg genannt, Gerenrode Höxter, Hohenbüchen und Coppengrave et Pottland, Delkassen Holland. Delligsen wird Dreckdellessen gescholten, wie Schöningen Dreckscheinig, und seine Einwohner erscheinen als Polen:

> Delligsche Polacken
> Het en Snurrbüdel up en Nacken.

Ebenso wird Lüerdissen als dreckig bezeichnet in einer Reihe von Versen, die Ortschaften des Lennethales betreffen:

> Dreckl üerdissen,
> Versopen Dielmissen,
> Hunzen op en Stunzen,
> Halle op en Stalle!

1) Vgl. den ersten Aufsatz über Dorfneckereien Br. Mag. 1898 S. 94 ff. u. 103 f.

Nicht mehr zutreffend wird die Charakteristik von Sierße sein:

Arme Sierße,
Rike Bettmer.

Dem Selbstbewußtsein und der Spottlust entsprungen sind die Verse:

In Meine,
Da het se stramme Beine,
Aber in Wenden,
Da trecket se de Lenden.

Was von Eschershausen gilt, wird auch von andern Ortschaften, die auf „hausen" ausgehen, gesagt, daß in ihnen viel oder nichts zu holen sei, z. B.

In Haieshusen
Is nist tau lusen.

(weil lauter Ackerleute da sind, so ist es ein wohlhabender Ort).

In Ackenhusen (auch Bartshusen)
Is wat tau musen.

Daran schließt sich:

In Schandeln (Schandelah)
Is nist tau handeln,
und In Haugenbeuken (Hohenbüchen)
Is nich vel tau seuken.

In Uebereinstimmung mit dem Verse, den ich in meinem ersten Aufsatze über Dorfneckereien (s. Magazin 1898 № 12) angeführt habe, steht der Vers:

In Lesse
Da sind der Schelme sesse

oder nach anderer Zählung

In Lesse
Da sind der Schelme hundertunsesse.

Auf Stroit und Kaierde scheint man am Hilse nicht gut zu sprechen zu sein, denn es heißt:

Stroit
Is roh.
Kaier is Kaier,
Et geit nirgends koldriger tau als in
Kaier un in der Welt.

Dasselbe gilt in der Gegend von Königslutter von Scheppau und Rieseberg.

Scheppau:
Löpt kein Hund op tau.
Rieseberg, mein Vaterland,
Als Bettelbub bin ich bekannt,
Dä Hund, dä hölt den Kop sau scheif,
Hei wart mik doch nich biten.

Auf Halle a. W. wird naturgemäß gereimt:

In Halle,
Da danzet de Mäkens im Stalle
und In Halle,
Da sind de Guen alle.

Ueber das Essen und Kochen der Leute wird gern gewitzelt:

In Kaier,
Da ät se man blos Eier.
In Drütte,
Da frät se vel Grütte.
In Vorwaule (Vorwohle),
Da koket se Katten im Kaule (Kohle).
In Mainsholzen,
Da koket se Bolzen.
In Eimen,
Da koket se Keimen.
In Wenzen,
Da koket se Swänze.

Wie die Stroiter als roh bezeichnet werden, so werden sie mit ebenso wenig Recht als thöricht geschildert:

In der Straut
Sind de halwen Lüe nich klauk.

Daß der Volksmund sagt „In Grave is Rauh" ist nicht zu verwundern. Warum man aber sagt:

In Meinbrexen
Sind alle olen Wiwer Votterhexen,

dafür weiß ich ebensowenig einen Grund wie für die Redensart: „In Heiersdorp is de Welt mit Breddern tauenägelt". Wenn man dasselbe von dem oben erwähnten Kaierde hört, so läßt sich das ebenso durch seine Lage erklären wie die Redensart: „In Kaier segget sik Hasen un Vösse gaue Nacht".

Thatsächlichen Verhältnissen werden die Sprüche zu Grunde liegen:

In Eimen,
Da backet se Lehm.
und In Vechela
Da is de Weg tau smal.

Von den Leindern sagt man scherzhaft, weil sie zwei Kirchenfahnen haben: „De Leindeschen het twei Wege nån Himmel".

Das kleine Varrigsen, das doch seine Bedeutung hat, weil in ihm Rein und Elbe, hier allerdings nur zwei kleine Bäche, zusammenfließen, wird verspottet: „Varrigsen lit garnich op der Landkarte". Nach dem „litjen Dörpe" geht man. Da die Wirthschaft keine Kegelbahn besitzt, so sagt man, wenn von Pumpen die Rede ist: „In Varrigsen, da gillet se".

Bei Grünenplan ist nur wenig Acker, daher heißt es:

„Speigelhütten het kein Stroh"
oder „Up der Speigelhütten kehrt Jakobsdag nich in".

Im Munde des Volkes ist nämlich der Name Grünenplan, der noch am Ende des vorigen Jahrhunderts „auf dem grünen Plane" geschrieben wurde, wenig gebräuchlich, sondern heißt allgemein Speigelhütten wegen der Glasfabrik im Orte.

Da Langeleben ein unbedeutender Ort im Elme ist, so werden schlechte Karten in Schöningen als Langelebische bezeichnet.

Die drei Dörfer Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf heißen auch das Dreikleeblatt und die drei Königreiche, wie Evessen, Gilzum und Hachum die drei Bergstädte. Im Gegensatze zu den im Magazin 1898 S. 103 angeführten Versen findet sich auch die Lesart:

In Wendeburg,
Da sind de Mäkens snurr'g.
In Wendezelle,
Da sitt de halwe Hölle.

Emmerstedt, das wegen seiner Blume bekannt ist, muß auch sonst leiden: „In Emmerstidde gat de Gäuse barwet". Und das Gänsemelken, das meist von Scheppau

berichtet wird, soll auch hier betrieben werden: „Et mot [illegible] gän wie in Gummerstidde et Gausemelken, alle [illegible] en [illegible]".

Die [illegible] Wortfelds sollen in ihrem Thun übereinstimmen, wie die Klein [illegible], der Eine thut [illegible] genau das, was der Andere thut. „Wat wei [illegible] dat [illegible] wei alle". Wenn einer [illegible] Kohl in [illegible], [illegible] se alle meken. Wenn in Lütjen [illegible] de eine Buer Mist feurt, feurt se alle meken.

Den Sinn des folgenden Verses verstehe ich nicht:

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

fort über Schöningen nach Halle, ob an der Weser oder Saale weiß ich nicht:

In Scheinig — In Halle
Is de Düwel beinig, — Sitt e im Stalle.

Bücherschau.

Emil Knodt. Sturmi, Ansgar, Liudger. Kirchengeschichtliche Skizzen. Gütersloh, C. Bertelsmann 1900. 100 S. 8°. 1 M.

A. u. d. T.: Christliche Lebenszeugen aus und in Westfalen. B. II.

Wird auch unser Kloster Ludgeri bei Helmstedt, das Liudger als seinen geistigen Schöpfer anzusehen hat, in dem Buche nicht erwähnt, so wird gleichwohl Vieler [illegible] eine [illegible] Erzählung vom Leben und Wirken des großen Sachsenapostels [illegible] [illegible]

[illegible]

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 17. 26. August **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Ueber die Grabstätte der Königin Johanna I. von Neapel, Gemahlin Otto's von Tarent.

Von Karl Steinacker.

Die Fülle des Bedeutenden und Schönen im fernen Lande sucht der fremde Besucher gern durch bestimmte Beziehung mit seiner Heimath zu verknüpfen, gleichsam um gewiß zu sein, daß auch er nicht ganz ausgeschlossen ist von dem Kreise glücklicher Erben und Besitzer. Welcher Braunschweiger dächte in solchem Falle nicht in Unteritaliens vergessenen Städten an jenen abenteuerlichen Otto von Tarent, der nach enttäuschungsreichem Leben gegen 1400 in Foggia gestorben und begraben sein soll [1]). Der schmucklose, nach einem Erdbeben 1731 ganz erneuerte Ort scheint keine Erinnerung mehr an ihn zu besitzen. Des Verfassers Suchen nach einer Spur von Otto's Grabe war ohne Erfolg.

Auch Otto's Gemahlin schließt der Braunschweiger gern in den Kreis seiner Landesgenossen. In diesem Falle freilich würde die Dame wohl nicht ganz damit zufrieden sein. War sie es doch, Johanna I., Königin von Neapel, die den Gemahl sich gewählt hatte und ihn als Fürsten von Tarent nur in unterthäniger Stellung neben sich ließ. Auch war Otto schon ihr vierter Gemahl und wohl in den Wirren der Zeit nur seines schützenden Beistandes wegen zu so vertraulicher Stellung berufen. Doch konnte er die Gattin nicht vor unnatürlichem Tode retten. Die Königin wurde von ihrem Nachfolger, König Karl III., Gemahl ihrer Nichte Margarethe, 1382 erdrosselt, ihr nächster Nachfolger aber an der Krone, Robert von Artois, Gemahl einer älteren Nichte Johanna, von Karl, wie überliefert wird, vergiftet.

Die älteren Berichte nun glaubten Johanna's I. Grab in St. Chiara, der reichen Klostergründung ihres Vaters, Robert's des Weisen, und Gruftkirche seines Hauses, wiederzuerkennen. Dort, wo Robert's des Weisen Grabmal reich und groß wie ein Hochaltar die Mitte der Chorwand schmückt, wo auch andere Glieder seiner Familie ihre bescheideneren, aber immer noch stattlichen Denkmäler besitzen, theilte man der Johanna ein heute inschriftloses Grab an der Breitwand des westlichen (rechten) Querschiffes zu. Unter einem gothischen, reich verzierten Tabernakel ruht, rückwärts in die Wand eingelassen, vorn über zwei kurzen, auf Löwen gesetzten und mit allegorischen Figuren geschmückten Säulen ein reliefbedeckter Sarkophag. Auf diesen folgt ein kurzer Aufsatz mit der Fläche einer ausgelöschten Inschrift. Darauf liegt ausgestreckt die Gestalt einer Frau mit Krone und im lilienübersäten Gewand, ohne sonst ein Attribut in den Händen zu halten. Darüber erhebt sich ein Baldachin, dessen Vorhänge zwei Engel zur Seite schlagen. Hinter der liegenden Figur sieht man an der Wand mehrere Mönche in andächtiger Stellung, über dem Baldachin eine Madonnenbarstellung. Der Stil des Ganzen weist in das 14. Jahrhundert. Nun entsteht die Frage,

Einmal: Ist dies wirklich das Grab der Johanna?

Sodann: Befand sich einst die überlieferte Inschrift daran, oder was haben wir davon zu halten?

Und endlich: Wenn dies nicht das Grab der Johanna ist, wo haben wir es zu suchen?

Nun, daß es nicht das Grab der Johanna sein kann, steht seit einer 1876 erschienenen Untersuchung des verdienstvollen und vielseitigen Neapolitaner Gelehrten Scipione Volpicella fest [2]).

Volpicella führt seinen Beweis vor Allem aus dem Grabmal selbst. Seine Ausführung ist so einleuchtend, und auch allgemein anerkannt, daß wir sie nicht im Einzelnen hier zu wiederholen brauchen. Ihr Inhalt ist kurz folgender.

Gedenken wir jener kurzen, vorhin gebrachten Beschreibung, so bemerken wir bei Betrachtung der übrigen Anjougräber in St. Chiara Folgendes:

Nur die regierenden Glieder dieses Hauses (auch Titularsouveräne) sind dargestellt mit Krone und Reichs-

1) Es wird dies bezeugt von Pandulph. Collenutio Historia Neapolitana (Basilae 1572) S. 236. Otto von Tarent stammte aus der Grubenhagener Linie der Herzöge von Braunschweig und wurde um das Jahr 1320 geboren. Vgl. über ihn O. v. Heinemann, Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses S. 49 ff.

2) Volpicella, Scipione: Studii di letteratura, storia ed arti. Napoli 1876. Darin Seite 159 ff. der Aufsatz: di un sepolcro Angioino in S. Chiara di Napoli.

apfel. Jene ist das Zeichen vornehmen Wesens überhaupt, von Fürsten, von Heiligen getragen. Der Reichsapfel aber kommt nur den Souveränen zu. Die Hauptgestalt unseres Denkmales aber ruht ohne diese Erdkugel. Die Zusammensetzung des Wappens am Giebel der rechten Seite des Tabernakels läßt schließen auf eine Verstorbene aus der Königlichen Familie von Frankreich, vermählt an einen Prinzen des Anjou'schen Herrscherhauses. Johanna aber hat dem Anjou'schen Wappen das Kreuz von Jerusalem, dessen Titularkönigin sie war, hinzugefügt, wie es ihre Münzen, Bildwerke und Malereien in der von ihr ausgebauten Kirche S. Maria incoronata noch zeigen, wo sie selbst aber dargestellt ist mit dem Reichsapfel in der Hand. Weiß man ferner, daß mit Wahrscheinlichkeit die Grabstätten aller Frauen des Anjou'schen Herrscherhauses jenes Jahrhunderts bestimmt werden können — mit Ausnahme zunächst noch unserer Johanna, deren letzte Stätte wir aber erst festzustellen suchen —, so kommt man zu der Vermuthung, daß es sich hier um das Grabmal, nicht die jetzige Ruhestätte der Maria von Valois handeln könnte.

Diese Maria aus königlich französischem Stamm heirathete Karl von Calabrien, einzigen Sohn Robert's des Weisen und daher Thronfolger von Neapel, der aber vor dem Vater starb. Daß wir hier also das erste Grabmal dieser Prinzessin vor uns haben, wird wahrscheinlich durch das Wappen und das fehlende Zeichen der Souveränetät, dazu durch einige urkundliche Bemerkungen, die beweisen, daß ihr Grab sich einst hier befand. Die Urkunden sind mitgetheilt bei Minieri [3]). Danach steht die Anfertigung eines reichen Monumentes für Maria durch einen Meister Tino vor dem Jahre 1339 fest, ferner, daß dieses Monument in St. Chiara errichtet worden sein muß, da dort die Leiche beigesetzt war. Ferner folgt aus der zweiten Urkunde, daß im Jahre 1336 die Leiche überführt wurde nach einem anderen Orte, und zwar, wie die Schriftsteller erzählen [4]), nach Frankreich, ihrem Vaterlande.

Die einstige Existenz eines Grabes der Marie von Valois in St. Chiara wird dadurch zur Gewißheit. Daß wir dieses aber in dem besprochenen vor uns sehen, gewinnt höchste Wahrscheinlichkeit. Diese als gewiß angenommen, würde die Bedeutung der Figuren an der Vorderseite des Sarkophags, die keine religiöse Beziehung haben, zu erklären sein. Volpicella meint, daß sich die dort im Relief sichtbaren fünf Frauengestalten auf die verheirathete Tochter der Verstorbenen und deren Nachkommenschaft bezöge, — was sich in der That mit Fehlen oder Vorhandensein der Souveränetätsabzeichen erklären ließe. In dem Falle hätte das Grab nur von ihrer Enkelin Margherita, der Gattin Karl's III., des Nachfolgers der Johanna, errichtet sein können. Zur besseren Uebersicht über die verwickelten Familienverhältnisse geben wir einen Stammbaum, zusammengestellt nach den gelegentlichen Angaben der von uns benutzten Schriftsteller, mit den Daten der Regierung und einigen Todesjahren:

Robert der Weise 1309—1343.

Karl von Calabrien † 1328,
Gemahlin Marie von Valois † um 1332.

Johanna I. 1343—1382, IV. Gemahl seit 1376 Otto von Tarent.	Maria † als Kind.	Martin † als Kind.	Maria, Gemahl Karl von Durazzo, Titularkaiser von Konstantinopel.

Johanna, Gemahl Robert v. Artois.	Agnes, Herrin von Verona, dann Titularkaiserin von Konstantinopel.	Clemenza † 1370 unvermählt.	Margarethe, Gemahl Karl v. Durazzo als Karl III. König von Neapel 1382—1386.

Nun ist aber das Grabmal bereits vor 1339, also noch zu Lebzeiten Robert's des Weisen, errichtet, wie wir gesehen haben. Auch die gebundenere Art seiner Figuren läßt es nach der Stilkritik älter erscheinen als die übrigen, sämmtlich auch im 14. Jahrhundert errichteten Gräber der Anjou's. Aus beiden Thatsachen schließt der jüngste Artikel über unser Denkmal in der Kunstzeitschrift l'Arte [5]), daß die Figuren folgendermaßen zu benennen seien: Die größte sei noch einmal die Todte selbst, Marie v. Valois, deren Souveränetätszeichen hier symbolisch zu nehmen sei, da sie durch Erbrecht ihres Mannes doch die Anwartschaft auf den Thron besaß, dieses Recht aber auf ihre Kinder übergegangen sei. Da von diesen Kindern zwei, weil unerwachsen verstorben, bei diesem Erbrecht nicht mehr in Frage gekommen seien, seien sie nur mit einem Lamm in der Hand, dem Symbole der Unschuld, links von der Mutter, abgebildet. Rechts dagegen seien die beiden überlebenden Töchter zu sehen, unsere Johanna und Maria, beide mit Anwartschaft auf die Krone, daher beide mit der Kugel in der Hand. Da diese Meinung sich wohl mit den Angaben der Urkunden vereinigen läßt, dürfen auch wir sie gelten lassen.

Haben wir demnach die Ueberzeugung bekommen, in dem Grabmal das der Maria von Valois vor uns zu sehen, so bemerken wir zugleich mit Verdruß, daß von einem Grabmal Johanna's überhaupt keine Spur in

3) Minieri, Riccio. Studii storici fatti sopra 84 registri Angioini dell' archivio di stato in Napoli. Dort steht S. 9—10: Computum Raymundi de Cathania et Simonis de Firmitate militum Thesauriorum q.m Marie Ducisse Calabrie, qui computant de exeqution testamenti dicte Marie pro annis septem menses quinque et dies sex ...... Magistro Tino marmoraio tunc viventi et dopne Lande uxori eius pro pretio convento sibi pro factura et completura sepulchri seu monumenti marmorei diverse altitudinis et longitudinis cum imaginibus et picturis in eo factis per diversas vices unc. 130 .... in ecclesia S. Clare de Napoli ubi corpus dicte q.m iacet ...... sub datum die 7. Junii 7e Indict. 1339 (Regest. 1338, 1339, Dn. 318 fol. 170, 172 t).

S. 6: Pro pretio panni aurei pro translatione corporis q.m Marie Ducisse Calabrie .... sub die 22 Novembris 5. Indict. an. 1336 (Reg. 1328 D fol. 346).

4) Minieri, a. a. O. in der Anmerkung.

5) L'arte (Già archivio storico dell' Arte) anno 1898. S. 384 Stanislao Fraschetti. J Sarcofagi dei Reali Angioini in Santa Chiara di Napoli, mit Abbildungen, auch des fraglichen Grabes.

St. Chiara erhalten ist. — Erhalten? Haben wir denn überhaupt dort ernstlich ihre Ruhestätte zu suchen?

Zur Beantwortung dieser Frage läßt uns leider die italienische Forschung im Stich. Da auch gedrucktes Urkundenmaterial nicht zur Verfügung steht, zudem wohl kaum direkt Urkundliches über den Tod der von ihrem Nachfolger umgebrachten Königin vorhanden sein kann, so sind wir auf Combination einiger gelegentlicher Notizen älterer Schriftsteller angewiesen.

Nach Fraschetti[6]) gehen alle Angaben über die Bestattung der Johanna auf Buonincontro, einen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, zurück. Bereits ganz bestimmt und mit aller Schärfe erzählt Summonte[7]): „Johanna wurde nach ihrem Tode von der Stadt Muro[8]) nach Neapel in die Kirche St. Chiara gebracht, wo sie auf Befehl des Königs 7 Tage unbestattet ruhte, damit sie von Jedermann gesehen würde und ihre Parteigänger jede Hoffnung fahren ließen. Dann wurde sie still und ohne Prunk in einem schönen marmornen Grabmal beigesetzt, zwischen dem Grabe ihres Vaters, des Herzogs Karl, und der Thür der Sacristei[9]), wo man ihre schöne Marmorfigur sieht, mit der Krone auf dem Haupt und in einem mit Lilien übersäten Mantel. An diesem Grabmal waren angebracht (furono posti li seguenti versi), aber heute nicht mehr lesbar, da sie ausgetilgt sind, folgende Verse:

„Inclyta Parthenopes jacet hic Regina Joanna
Prima, prius felix, mox miseranda nimis,
Quam Carolo genitam multavit Carolus alter,
Qua morte illa virum sustulit ante suum.
M CCC LXX II. XXII Maii v. Indict."

Weiter sagt Summonte, daß es nicht glaublich sei, daß dieses Grab von König Karl errichtet sei Gewiß, auch wir glauben das nicht, halten das für unmöglich nach seinem Betragen, für unmöglich auch nach dem Sinne der Inschrift. Nun aber ist jenes von Summonte beschriebene Grabmal ganz gewiß nicht das der Johanna. Hätte Johanna in St. Chiara eins besessen, so wäre uns nur seine Inschrift überliefert, aber keine Beschreibung von einem Augenzeugen.

Alle späteren Beschreibungen[10]) gleichen der des Summonte, gehen also von ihm, oder einer gemeinsamen Quelle (Buonincontro?) aus. Betrachten wir jene Inschrift genauer, so sehen wir, daß es heißt: jacet hic Regina Joanna prima. — Prima? Das kann doch wohl nur gesagt worden sein nach dem Regierungsantritt einer anderen Johanna, der zweiten also, die erst 1414 den Thron bestieg. Seitdem, also erst im 15. Jahrhdt., hätte die Inschrift angebracht sein können an einem bereits im 16. Jahrhundert verschwundenen Grabe, von dessen Dasein uns so sehr alle Kunde abhanden gekommen wäre, daß die Inschrift für eine falsche Stelle von den älteren Autoren, den ersten zugleich, die überhaupt die Inschrift nennen, beansprucht wurde.

Gewiß, an jenem Grabmal der Maria von Valois fehlt die Inschrift mindestens seit dem 16. Jahrhundert. Aber ist das wunderbar an einem leeren Kenotaph, ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, daß die Inschrift gleich nach der Wegnahme der Leiche ausgelöscht worden ist, zu einer Zeit, wo alle Angehörigen der Verstorbenen noch lebten und leicht verletzt werden konnten durch eine Inschrift, die ihnen Vorstellungen erwecken mußte, die der von ihnen erlebten Wirklichkeit widersprachen? Ein Grund für eine nachträgliche Wegnahme der Grabschrift Johanna's I. — NB. nach 1414 — ist nicht wohl auffindbar.

Entschließen wir uns daher, nach dem Verzicht, das Grabmal Johanna's zu kennen, nun auch von ihrer Grabschrift nichts zu wissen. Der Widersprüche, in die uns die erst in so junger Zeit überlieferte Inschrift verwickelt, sind so viele, daß wir die Verse für eine Fälschung erklären müssen[11]).

Die Schriftsteller aber, die zuerst diese Inschrift brachten, scheinen auch die ersten zu sein, die überhaupt von einem Grabmal Johanna's in St. Chiara zu Neapel sprechen. Die Veranlassung dazu war aber einzig die, daß dort ein inschriftloses, reiches Grabmal vorhanden war, dessen Zugehörigkeit vergessen war, und das daher natürlich gern einer interessanteren Persönlichkeit, als Maria v. Valois, der wirklichen Besitzerin, zugesprochen wurde.

Nun bringt aber bereits jener schon genannte Cesare D'Engenio einen Zweifel. Er sagt in einer beigedruckten Randbemerkung zu der Stelle, wo er von Johanna's Grabmal in St. Chiara spricht[12]): „Einige wollen, daß dieses Grabmal das der Maria von Valois, Tochter Karl's, Grafen von Valois, und zweiter Gattin Karl's (— sc. v. Calabrien —) sei, errichtet durch die Königin Maria v. Neapel". Hier in der That also hört man bessere Tradition. Diese Angabe aber entstammt vielleicht derselben zuverlässigeren Quelle, die D'Engenio weiterhin anführt: Theodosius de schismate lib. 1. cap. 25 behaupte, Johanna sei in S. Francesco begraben, im Gebirge Gargano, wo man bis heute ihre Statue und Grab sähe, aus Marmor mit ihren Hoheitsabzeichen und ihrem Namen in wenigen Worten. Dann führt D'Engenio des Theodosius lateinische Beschreibung der Ermordung der Johanna an. In der Folge sagt dann auch Celano[13]) 1858, wohl nur auf Grund dieser Quelle: Es sei zweifelhaft, ob man dieses Denkmal in St. Chiara ein Grab oder ein Kenotaph nennen müsse, da man nicht wisse, ob der Leichnam der unglücklichen Königin sich hier oder in S. Francesco beim Monte Gargano befinde. Von einem Grabmale aber in diesem S. Francesco weiß Celano nichts.

6) a. a. O. in der Zeitschrift l'arte.

7) Giov. Ant. Summonte, Historia della città e regno di Napoli. Erste Auflage gegen 1600, nicht zugänglich auf der Nationalbibliothek in Neapel, dritte, hier benutzte Neapel 1748 Bd. III S. 416 u. 417.

8) Beim Vorgebirge Leuca in Apulien.

9) Demnach das Grabmal der Maria von Valois.

10) Die bei Muratori Rerum Italicarum script. Tom XXIII S. 223 ist zu dürftig, um überhaupt einen Schluß zuzulassen. Ausführlicher ist z. B. Cesare D'Engenio Caracciolo, Napoli sacra 1623. Carlo Celano, Notizie del bello, dell' antico e dell curioso della città di Napoli Vol. III 1858.

11) Vielleicht können noch andere, uns entgangene Bedenken, auch die Stilkritik, unsere Annahme stützen.

12) a. a. O. S. 241.

13) a. a. O.

Hier also wäre der Weg, vielleicht noch einmal zu einem positiven Ergebniß der Forschung nach Johanna's Grabe zu kommen. Groß sind die Aussichten nicht. Daß es wahrscheinlich ist, daß Karl III. Johanna so versteckt in Apulien, gleich weit von Neapel und der Stätte ihrer Ermordung, bestatten ließ, leuchtet ein. Ferner aber auch, daß ihr nicht dort, — warum sollen wir einstweilen nicht glauben in dem genannten S. Francesco? — in der Ablegenheit ein prächtiges Grabmal von Karl errichtet wurde, dessen Dasein doch gewiß nicht, bei dem längst wieder erwachten Interesse für die Monumente der Vergangenheit, so vollständig hätte vergessen werden können. Denn niemand weiß heute davon.

Die Absicht dieses Aufsatzes ist erreicht. Neapel birgt das Grab Johanna's nicht. Sollte der letzte Hinweis dagegen einen wissensdurstigen Nordländer zur Prüfung der dürftigen Spur veranlassen, so würde der Verfasser, dem selbst die Zeit jetzt fehlt, der fruchtbaren Anregung seiner Worte sich freuen.

Die freundliche Einsamkeit des grünen Garganogebirges mag noch manche erwünschte Ueberraschung bieten. Der liebenswürdigsten Unterstützung seitens der Landesbewohner ist hier jedermann gewiß, wie der Verfasser selbst dafür zu danken hat den Herren Bibliothekaren S. di Giacomo an der Nationalbibliothek und Alfonso Miola an der Universität, dazu dem Guardiano des Klosters von St. Chiara Padre Benedetto da Subiaco, in dessen kühler freundlicher Gelehrtenzelle, einer stillen Insel mitten im Geräusch Neapels, so gern der sinnende Betrachter unwandelbare Zustände auch auf Erden sich träumen mag.

Neapel.

Ein Rechtsgutachten der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen über die Zugehörigkeit des Zehnten zu einem Kloster-Meierhofe in Eldagsen.

Von Erich Kindervater.

Vor dem 15. Jahrhundert war der Bauer ein Unfreier oder Höriger. Ihm wurde von der Herrschaft, sei es Landesherrschaft, Kloster oder Adliger, ein Hof zur Bewirthschaftung übergeben, den er für seine Lebenszeit bebauen konnte. Jedoch hatte der Bauer hierfür bestimmte Abgaben zu entrichten. Wollte ein Sohn eines solchen hörigen Bauers den vom Vater verwalteten Hof übernehmen, so hatte er an die Herrschaft das „besthoved", Besthaupt, zu entrichten, d. h. er war verpflichtet, dem Gutsherrn das beste Stück Vieh aus seinem Stalle zu geben. Auch bedurfte der Unfreie zur Eingehung einer Ehe der ausdrücklichen Genehmigung seines Gutsherrn, dem er alsdann zur Abgabe des „Bedemunds", gewissermaßen einer Heirathssteuer verpflichtet war. Der Bedemund bestand in einer Naturalienabgabe, die sich nach der Größe des Hofes richtete. Etwas wandelte in unserem Herzogthume im Jahre 1432 der Herzog Heinrich der Friedsame die Lage der oft bedrückten Bauern zu einer etwas erträglicheren um und auch später wurden von den Fürsten ihnen günstige Verfügungen erlassen. Jedoch waren noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Abgaben der Bauern nicht unbeträchtlich. Recht drückend wurden die Dienstfuhren empfunden. Mitunter hatte ein Bauer 3 Tage in der Woche für seine Herrschaft Dienstfuhren zu leisten. In der Ernte wurde er zum Getreidemähen, sowie zum Heueinfahren, Hopfenpflücken, Flachs aus den Rotten fahren und dergleichen Arbeiten mehr verwandt. Am drückendsten empfand er aber die Zehntenabgabe, eine ursprünglich geistliche Einrichtung. Sie wurde unserem Lande nach der Unterwerfung der Sachsen durch Karl den Großen auferlegt, und nachher von adligen Gutsherren und Landesherrschaften in oft drückender Weise gehandhabt. Man unterschied einen großen und kleinen Zehnten. Ersterer bestand in der Lieferung von Korn, der zweite, der sogenannte Krautzehnt, wurde dagegen von den Gartenfrüchten entrichtet und bestand in Obst, Gemüse, Kartoffeln und dergleichen. Verschiedentlich wurde auch der Fleisch- oder Blutzehnt von landwirthschaftlichen Thieren erhoben. So mußte z. B. ein Meier in Essinghausen an den Herrn von Oberg in Duttenstedt für jedes Kalb oder Füllen 3 Pfennig entrichten. Außerdem gehörte dem Gutsherrn das zehnte Lamm, das geboren wurde [1]).

Der sogenannte Kirchenzehnt wurde auch oft auf Laien durch die Klöster übertragen und gehörte dann zum Hofe. Die von einem Kloster, Adligen oder der herrschaftlichen Kammer belehnten Bauern hießen Meier. Je nach der Größe unterschied man Voll- und Halbmeier. Der Meier hatte für sich und die Seinen durch Zahlung der in einem besonderen Vertrage festgesetzten und in dem Meierbriefe niedergeschriebenen Meierpacht, sowie durch Leistung des Weinkaufs das Meierrecht zu erwerben. Das Meierrecht war ein Erbpachtrecht. Die Meiergüter sind, nachdem im 18. und 19. Jahrhundert die Zehntenabgaben und anderen Abgaben gefallen sind, meist Eigenthum der Meierpächter geworden. Wurde ein adliges Gut verkauft, so hatte der neue Besitzer nicht das Recht, den colonum, d. i. den Pächter, von dem Meierhofe zu vertreiben und von der Scholle zu entfernen. Man unterschied bei den Meierhöfen, die von den Klöstern an Laien vergeben wurden, solche mit Zehntenberechtigung und solche ohne dieselbe. War aber einmal der Zehnte von einem Kloster an einen Meierhof abgetreten, so gehörte dieser für ewige Zeiten zum Hofe. Es kam freilich häufig vor, daß nachfolgende Aebte das Zehntrecht eines Meierhofes wieder zurückforderten. Hierbei stießen sie gewöhnlich aber auf harten Widerstand seitens der Klostermeier, die alles aufboten, um ihr Recht zu wahren. Ein solcher interessanter Streit entspann sich auch einst zwischen einem Klostermeier in Eldagsen (Provinz Hannover) und dem Kloster Marienrode und wurde erst durch ein Rechtsgutachten der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen entschieden.

---

1) Vgl. auch Andree, Braunschw. Volkskunde S. 153 ff.

Im Jahre 1611 verlieh der Abt Bernhard von Marienrode an Hansen Brandes in Eldagsen einen Meierhof und Zehnten. Der Vater und Großvater dieses Klostermeiers hatten den Hof schon seit über Menschen Gedenken meierweise in Pacht gehabt. Dem Hansen Brandes wird der Hof ebenfalls auf 24 Jahre meierweise eingethan und er zahlt für beides, Meierhof und Zehnten, außer dem Weinkaufe an das Kloster Marienrode 3 Fuder und 3 Malter Rocken, 3 Fuder und 3 Malter Gersten, anderthalb Fuder Haber und 20 Ellen Leinwand jährlichen Meierzins. Im Jahre 1641 hat das Kloster Marienrode der Wittwe des coloni Brandes, die wegen Kriegsschäden mit dem Meierzins etwas im Rückstande geblieben war, den Zehnten von dem Meierhofe trennen wollen. Die Canzlei hat aber auf eine diesbezügliche Beschwerde hin entschieden, daß „der Zehnten das Herz der Meierstatt sei und nie davon separiret werden könne". Später kam der Meierhof an eine Familie Toppius, in deren Händen der Hof noch heute sich befindet. Der Zehnte ist allezeit als ein Zubehör des Meierhofes angesehen, auch der Scheffelschatz alle Jahre nach der Bestimmung des Jahres 1611 entrichtet worden. Im Jahre 1770 versuchte nun der Abt Augustinus den Zehnten von dem Hofe zurückzuerhalten. In diesem Jahre war ein gewisser Karl Toppius, der aus der Fremde nach Hause zurückgekehrt war, Klostermeier geworden. Sein Vater, Großvater und andere Vorweser hatten den Klosterhof schon im Besitze gehabt. Er hatte sich nun, da er keine Wissenschaft von der Beschaffenheit des Meierhofes und des Zehnten besaß und auch bei dem großen Brande in Eldagsen alle auf den Meierhof bezüglichen Urkunden verloren gegangen waren, dazu bereit erklärt, mit dem genannten Abt Augustinus von Marienrode einen neuen Contract zu machen, nach welchem der Zehnte als ein bloßes Pachtgut dem colono auf 6 Jahre eingeräumt werden sollte. Der Abt behielt sich das Recht zu einer Einziehung nach Ablauf der Pachtzeit ausdrücklich vor. Der Hof ward auf 9 Jahre als eine bloße Temporalleihe unter gleichmäßigem Vorbehalte in dem Jahre 1771 und der Zehnte nochmals im Jahre 1777 ausgethan. Es war also durch diese Verpachtungsart eine Trennung von Meierhof und Zehnten angebahnt. Nachher erhielt der Klostermeier Toppius nun aber Kunde, daß der Meierhof ihm eigentlich nach dem Erbpachtrechte unter anderen Bedingungen zukäme und er wandte sich deshalb an die Juristen-Facultät zu Göttingen mit folgenden Fragen:

I. Ob das Kloster Marienrode berechtigt sei, den Zehnten von dem Meierhofe zu trennen und allenfalls selbst zu benutzen?

II. Ob demselben die Befugniß zukomme, den Meierhof in eine coloniam simplicem zu verwandeln und die Erneuerung des Meiercontractes von 24 auf 9 Jahre herunterzusetzen?

III. Ob dem gegenwärtigen colono die Annahme der Pachtcontracte vom 26. April 1770 über den Meierhof und vom 26. Julius 1770, auch 6. August 1777 über den Zehnten präjudiciren könne, d. h. ob er die nachtheiligen Folgen, die aus der Annahme der Contracte entstanden sind, tragen müsse?

Die Juristen-Facultät in Göttingen entschied sämmtliche Streitfragen zu Gunsten des Klostermeiers Toppius. Sie führt zu der ersten Frage aus, daß es lediglich darauf ankomme, ob der in Frage stehende Zehnte für eine wirkliche Pertinenz (Zubehör) des Meierhofes anzusehen sei. Die Entscheidung gründet sich darauf, daß der Zehnte schon vor dem Jahre 1611 gewesen und seit der Zeit beständig mit dem Meierhofe verbunden gewesen ist. Es hat ja auch das Kloster Marienrode den Zehnten im Jahre 1641 abzulösen versucht, jedoch ohne Erfolg. Auch ist von dem Meierhofe und dem Zehnten zusammengenommen nur ein Zins und Weinkauf stipuliret worden, hieraus sich die „qualitas pertinentiae" deutlich veroffenbaret. Die Calenberger Meierordnung sagt auch §. 4: „Alle bei einem Meierhofe, es sei Voll- oder Halbmeier- oder Kothhof, bisher genutzte Länderei und Grundstücke sind so lange für Meierland und Zubehörung des Hofes zu halten, bis das Gegentheil dargethan wird, und solche Pertinenzien können niemalen veräußert oder vereinzelt werden, sondern sollen beständig bei dem Hofe gelassen werden". Es wird auch auf den Gandersheimischen Landtagsabschied hingewiesen, nach dem Gutsherren ihre Meier nur dann „abmeiern" können, „wenn der Gutsherr den Hof zu seinem Gebrauche unentbehrlich nothwendig hat, dieses aber keineswegs wegen seiner Bequemlichkeit oder ökonomischen Vortheils halber geschehen kann". — Da die vorigen Meier bereits seit dem Jahre 1641, dem Jahre der versuchten Trennung, beides, Meierhof und Zehnten, gemeinsam haben und sich das Kloster über 130 Jahre mit dem Beschlusse der Kanzlei beruhigt hat, so ist der Zehnte auch durch Verjährung eine ewige Zubehör des Meierhofes geworden. Das Kloster müßte also den Beweis erbringen, daß die seit langer Zeit genutzten Länderein für eine Zubehör des Meierhofes nicht zu achten sind. Auch ist der Zehnte den colonis mittelst eines Meierbriefes eingeräumt und haben die coloni schon beinahe 200 Jahre lang den Scheffelschatz von beiden Stücken jederzeit nach dem Meierbriefe von 1611 bezahlet. Es tritt also die Absicht des Klosters klar zu Tage, daß beide Stücke mit einander verbunden sein sollen. Die erste Frage wird deshalb dahin entschieden: „Daß das Kloster Marienrode nicht berechtigt sei, den quästionirten Zehnten von dem Meierhofe zu trennen und selbst in Cultur zu nehmen".

Darauf wird nun nachgewiesen, daß das Kloster dem Hansen Brandes den Meierhof und Zehnten auf 24 Jahre meierweise eingeräumet. Das Kloster hat also nur das Recht, nach Ablauf der stipulirten Pachtjahre den Hof nöthigenfalls zu sich zu nehmen und darf nicht nach Willkür den Pachttermin von 24 auf 6 Jahre herabsetzen. Der Meiercontract vom Jahre 1611 nennt den Hans Brandes ausdrücklich einen Stiftsmeier und erklärt, daß er nach Entrichtung des landesüblichen Meiergeldes mit dem Hofe wieder bemeiert werden soll. Es ist also das Erbrecht in der im Jahre 1611 üblichen Form, Meier-

hof mit Zehnten verbunden, constatirt werden. Bis zum Jahre 17[illegible] hatte das Kloster den Hof einige Jahre selbst bewirthschaftet, bis genannter Karl Toppius nach seiner Rückkehr aus der Fremde den Hof selbst übernahm. Er empfing also das Colonat direct aus den Händen des Klosters. Die Meierordnung schreibt [illegible] vor, daß das Meierrecht ein Erbpachtrecht [illegible] in der alten Form auf alle Erben [illegible] werden solle. Das Kloster hat also nicht [illegible] Entziehung des [illegible]. Die Frage wird wörtlich dahin [illegible] daß das [illegible] Mariensee [illegible] [illegible]

[illegible]

borner Zehnten nicht präjudiciren könne. Alles von Rechts wegen".

„Urkundlich mit unserem Insiegel besiegelt".

L. S.

Ordinarius, Senior und sämmtliche Assessores der Juristen Fakultät, auf der königlich Großbritannischen churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Georg-Augustus-Universität zu Göttingen.

Mense Aprili 1782.

Durch diese Entscheidung hat also die nichts weniger als lobenswerthe Handlungsweise des Klosteramtes von Mariensee die gebührende Würdigung erfahren. [illegible] Zehnten blieb [illegible]

Ein neues Zeugniß für einen Heirathsplan Herzog Friedrich Wilhelms.

[illegible]

[illegible]

worte Dir, wie ich keine bessere Verbindung für Dich kenne, wan die Prinzessin, der König und der Kron Prinz es wollen, und frage, ob Du wilt, daß ich mich erkundigen soll, ob diese Heirath thunlich ist. Hierauf antwortest Du mir in den alten nehmlichen Ton, von Wichtigkeit der Heirathen u. alle dergleichen lieux communs, von täusschen etc. etc., und wilt die Sache gänzlich aufs ohngefehr ankommen lassen. Ich mögte Dich fragen, ob Du mit mir spasen wilt, wan Du meinen Rath foderst, den Du bereits wissen kanst, und waß Du darunter verstehest, wan Du sagst, aufs ohngefehr es ankommen zu lassen. Eine wichtige Sache aufs — ohngefehr, daß reimt sich nicht recht; entweder ist die Sache Dir nicht wichtig oder Du bist äusserst leichtsinnig. Durch Deiner Unbestimtheit in Deinem thun und lassen bringst Du daß Fürstenthum Oels an daß Hauß Würtenberg [2]), daß Herzogthum Braunschweig an Hannover und die Prinzessin Louis mit 60 m. rthl. revenu jährl. wahrscheinlich am Pr: Louis Ferdinand, dessen Aeltern alles anwenden, um diese Heirath für ihren Sohn zu betreiben.

Bey meiner letzten Anwesenheit zu Pirmont sagte mir der König: „Warum lassen Sie den Prinzen Wilhelm nicht heirathen?" Ich erwiederte: „Es ist mein einziger Wunssch, allein er wil meinen Wünsschen und meinen Rath kein Gehöer geben. „Es wird sich doch wohl endlich eine Prinzessin finden, die ihm gefällt!" sagte hierauf der König, worauf ich schwieg. Wo köntest Du wol eine bessere Wahl treffen alß eben diese Prinzessin, die mit mehreren Vermögen, mehr Guthmütigkeit, Sanfftmuth und feine Weltkäntnisse Dich in wichtigere Verbindungen setzte alß eben Sie?

Wann du alles dieses nicht fühlest, nicht achtest, nicht schätzest, so erlaube mir Dir freimütig zu sagen, daß Du nicht eigentlich weist, was Du wilt, u. daß weder daß Wohl Deines Vaterlandes, Deiner Familie, ja selbst Dein eigenes Wohl Dir weder wichtig noch anschanend ist. Lebe wol, ich verbleibe Dein treuer

Vater Carl W. F. H.

P. S.

Daß die Prinzessin Kinder hat, ist kein Inconvenientz, weil dieser ihre Erziehung u. Etablissement dem Königl. Hauße verbleibt. Die Prinzessin ist nahe an die 20 Jahr, von bester Gesundheit — wie ist nur zu zweiffeln, daß Sie keine Kinder bekommen solte! Wan der König ihr daß Witthum läßt und Dir dereinst ein Regiment in Berlin gebe, waß bliebe Dir in Deiner Lage wol übrig zu wünsschen? Bedencke Dich wohl, klage aber demnächst nicht, wan es Dir nicht nach Wunssch gehet. Ich habe mir Dein Glück mehr angelegen sein lassen als keines meiner übrigen Kinder.

Soweit unser Brief. Irgend welche Betrachtungen an ihn anknüpfen, hieße nur seinen Eindruck abschwächen, indeß dürfte es nicht unangebracht sein, einige thatsächliche Ergänzungen folgen zu lassen, die das Tagebuch der Gräfin v. Voß, der bekannten Oberhofmeisterin der Königin Luise, darbietet. Zum 24. Mai 1797 erwähnt die Dame Friedrich Wilhelm's Anwesenheit in Berlin [3]): um diese Zeit also wird sein Heirathsplan entstanden sein. Am 21. Juni reiste, wie die Voß angiebt, König Friedrich Wilhelm II. nach Pyrmont ab: am 22. begab sich die Prinzessin Louis ebendahin [4]). So hatte Karl Wilhelm Ferdinand bei den Besuchen, die er nach eigener Aussage dem Könige in Pyrmont abstattete, die beste Gelegenheit, sich über die Prinzessin ein genaueres Urtheil zu bilden. Da es zu seiner vollen Befriedigung ausfiel, erging am 9. Juli die verschärfte Mahnung an den Prinzen Friedrich Wilhelm, der Sache ernstlich näherzutreten. Und diese Mahnung verhallte nicht ungehört. Denn nachdem die preußischen Herrschaften um die Mitte des Augusts wieder in der märkischen Heimath angelangt sind — unterwegs war nicht allein in Hannover, sondern auch in Braunschweig [5]) ein mehrtägiger Aufenthalt genommen worden —, schreibt Frau v. Voß am 12. September zu Paretz in ihr Tagebuch [6]): „Der Prinz Wilhelm von Braunschweig kam ganz früh Morgens unerwartet an. Er ist nicht mein Liebling, hat etwas Rohes und einen Anstrich von schlechter Gesellschaft. Er kommt, um seine Aufwartung zu machen, aber hauptsächlich wohl wegen der Prinzessin Louis, jeder will sie haben; wer sie sieht, ist in sie verliebt." Zwei Tage darauf reiste Friedrich Wilhelm wieder ab — ob damals schon seiner Niederlage gewiß, kann hier nicht entschieden werden. Jedenfalls war es ein Glück für ihn, daß die Prinzessin ihm den Prinzen Solms vorzog, mit dem sie sich im nächsten Jahre vermählte. Denn so viele gute Eigenschaften sie haben mochte, eine ging ihr völlig ab — der tiefe sittliche Ernst, durch den später die Herzogin Marie einen so wohlthätigen Einfluß auf ihren leidenschaftlichen Gatten ausüben sollte.

Bücherschau.

Cismontanus, Zur Lage der Katholiken im Herzogthume Braunschweig. Ein Beitrag zur Parität. Hildesheim, Louis Steffen 1900. 80 S. 8°. — ℳ 75.

Die vorliegende Schrift ist nicht die erste, welche die kirchliche Lage der braunschweigischen Katholiken von deren Standpunkte aus beleuchtet. Sie ist in mancher Beziehung wissenschaftlicher, wie die meisten früheren, im Uebrigen aber eine reine Tendenzschrift, wie diese. Darüber läßt schon der erste Satz des Vorwortes keinen Zweifel. „Braunschweig", so heißt es da, „erfreut sich bekanntlich neben Mecklenburg des zweifelhaften Ruhmes, daß es bis zur Stunde den ersten Platz in der imparitätischen und intoleranten Behandlung der katholischen Minorität behauptet". Den Nachweis hierfür zu erbringen, macht sich die Schrift zur alleinigen Aufgabe.

---

2) In dessen Besitze es früher gewesen war. Erst nach der Heirath Herzog Friedrich August's, eines Bruders Karl Wilhelm Ferdinand's, mit einer württembergischen Prinzessin war Oels an das Haus Braunschweig gekommen.

3) Neunundsechzig Jahre am Preuß. Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voß. 7. Aufl. Leipzig 1900, S. 183.

4) A. a. O. S. 187.

5) Vom 11. bis 14. August. A. a. O. S. 192.

6) A. a. O. S. 196.

Es ist ihr jedoch schon deshalb nicht gelungen, weil die zum Vergleich herangezogenen gesetzlichen Bestimmungen über die kirchlichen Verhältnisse der Katholiken in anderen protestantischen Ländern viel zu nebensächlich und lückenhaft behandelt sind. Allein die Heranziehung der Gesetze ist auch nicht einmal überall richtig. So muß die Exemplification auf ein „gemeines deutsches Recht“ hinsichtlich der religiösen Erziehung schon deshalb versagen, weil es hierüber niemals ein anerkanntes „gemeines“ Recht gegeben hat. Auch sonst sind die rechtlichen Ausführungen über unser braunschweigisches „Katholikengesetz“ vom 10. Mai 1867, gegen dessen Bestimmungen der Verfasser vor Allem polemisirt, nicht überall einwandfrei. So übersieht er ebenso, wie der Oberlandesgerichtsrath Schmidt in seiner Schrift „Confession der Kinder“, und wie es anscheinend auch der von ihm citirte Consistorialbeschluß vom 26. Febr. 1890 übersehen hat, daß der §. 5 des Gesetzes über die religiöse Erziehung auch ohne besondere Strafandrohung deshalb erzwungen werden kann, weil nach §. 17 des Gesetzes vom 19. März 1850 den Verwaltungsbehörden die Befugniß gegeben ist, ihre den Gesetzen entsprechenden Anordnungen durch Ordnungsstrafen und erforderlichenfalls sogar durch Haftstrafen zur Geltung zu bringen. Auch kann der Hinweis auf die Auslegung, die das Gesetz hier und da durch braunschweigische Schöffengerichte gefunden hat, aus dem Grunde nicht genügen, weil die Möglichkeit offen bleibt, daß bei der anscheinend nicht versuchten Einlegung von Rechtsmitteln in höchster Instanz eine weniger anfechtbare Interpretation gegeben worden wäre. Am weitesten aber geht der Verfasser fehl mit dem auf S. 12 aufgestellten Satze, daß durch die Neue Landschafts-Ordnung vom 15. October 1832 „Braunschweig den Charakter eines evangelisch-lutherischen Staates aufgegeben hätte“. Diese These, auf die er den größten Theil seiner Folgerungen aufbaut, überrascht höchstens durch ihre Kühnheit; in dem Gesetze findet sie keine Stütze. In §. 29 nicht, weil dort nur jedem Landeseinwohner nachgelassen ist, zu glauben was er will, in §. 211 nicht, weil dort allen christlichen Kirchen lediglich „freie Religionsübung“ zugesichert ist, womit nichts weiter hat gesagt werden sollen, als daß den nicht lutherischen christlichen Confessionen im Gegensatz zu der Landeskirche die Stellung einer sogenannten ecclesia tolerata zugewiesen worden ist.

Berechtigter wie die Kritik des Gesetzes und seiner Handhabung sind die Wünsche, die der Verfasser auf Abänderung der bestehenden Vorschriften und auf eine Verbesserung der Lage seiner Confessionsgenossen im Herzogthum erhebt. Wir würden uns desselben Fehlers tendenziöser Voreingenommenheit, von dem wir den Verfasser nicht ganz freisprechen können, schuldig machen, wenn wir dies nicht bis zu einer gewissen Grenze anerkennen wollten. Selbstverständlich können wir es aber nicht als unsere Aufgabe betrachten, hierauf näher einzugehen. Am wenigsten würden solche Erörterungen in den kurz bemessenen Rahmen einer kritischen Besprechung passen. Auf alle Fälle steht ja eine schwer wiegende Collision der Interessen in Frage. Auf der einen Seite sind es die Interessen der lutherischen Landeskirche, der man es schwerlich wird verargen können, wenn sie nicht gesonnen ist, der katholischen „Mission“, wie der Verfasser die Bestrebungen seiner Kirche selbst bezeichnet, ohne Noth weitere Concessionen zu machen. Auf der anderen Seite die Forderungen der braunschweigischen Katholiken, die man, lediglich vom Standpunkte der Billigkeit aus betrachtet, auch kaum als unberechtigt wird bezeichnen können. Ob aber der Verfasser zu dem wünschenswerthen Ausgleich etwas beigetragen hat, glauben wir mit Grund bezweifeln zu müssen. A. H.

Wolfgang von Wurzbach, Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Werke. Mit 42 Abbildungen. Leipzig, Dieterich (Theod. Weicher) 1900. VIII und 382 S. gr. 8°. 7 ℳ.

Der im Vorworte ausgesprochene Zweck, „weiteren Kreisen ein umfassendes und wahrheitsgetreues Bild von dem Lebensgange und dem litterarischen Schaffen des Dichters zu geben“, wird durch das vorliegende Buch in bester Weise erreicht. Die einschlagende Litteratur ist gründlich zu Rathe gezogen, die Gestalt Bürger's richtig in den Rahmen seiner Zeit gestellt und sein Thun und Treiben getreu und unverhüllt, aber wohlwollend geschildert und beurtheilt. Jeder Leser wird mit tiefem Mitgefühle für die schweren, wenn auch keineswegs unverschuldeten Lebensschicksale des Dichters das gut geschriebene Buch aus der Hand legen und es schmerzlich bedauern, daß so unter der Ungunst der Verhältnisse eine reiche und tiefe Dichternatur nicht zur vollen Entfaltung ihrer Anlagen gelangen konnte. „Meiner Palme Keime starben, eines bessern Lenzes werth!“ — Am bekanntesten ist Bürger als Volksdichter durch seine Balladen geworden; unter ihnen wird die „Lenore“ stets zu den schönsten Perlen deutscher Dichtung gezählt werden. Mit Recht ist daher der deutschen Ballade und Romanze vor Bürger, seinen Ideen über Volkspoesie und der „Lenore“ selbst je ein besonderer Abschnitt gewidmet (S. 73—105), wodurch wir trefflich in die ganze Litteraturgattung eingeführt werden. Ebenso ist aber auch die Lyrik Bürger's, in der er nicht minder bedeutend war als in der Ballade, gebührend gewürdigt worden. Abgesehen von dem Dichter selbst, der ein Harzer Kind am letzten Tage des Jahres 1747 zu Molmerschwende unweit Halberstadt geboren den größten Theil seines Lebens (1768—94) in und bei Göttingen verlebte, werden in dem Werke noch andere Personen berücksichtigt, die z. Th. noch nähere Beziehungen zu unserer Heimath gehabt haben. So Christian Leiste, der Lieblingslehrer Bürger's in Halle, der als Rector des Gymnasiums zu Wolfenbüttel am 21. Februar 1815 gestorben ist (S. 12), Friedr. Bouterwek (nicht Bouterweck), der am 15. April 1766 in Oker geboren wurde und in Bürger's Leben leider keine rühmliche Rolle gespielt hat (S. 306 f.) und Karl (von) Reinhard, geboren am 20. August 1769 in Helmstedt, der die Werke Bürger's nach seinem Tode herausgab. Die Ausstattung des Buches, das im Geschmacke der Zeit eine große Anzahl guter Illustrationen aufweist, ist eine vorzügliche und würdig der Verlagsbuchhandlung, deren Namen schon auf den Titeln der Originalausgaben von Bürger's Dichtungen gestanden hat.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 18. 9. September 1900.

[Nachdruck verboten.]

Grabstätten der Welfen.

24. Rastede.

In Rastede, wo vor Kurzem in seinem Lustschlosse Großherzog Peter von Oldenburg verstarb, hat in der ehemaligen Klosterkirche mindestens eine Braunschweigische Fürstentochter die letzte Ruhe gefunden. Es ist dies Elisabeth, die Tochter Herzog Magnus' mit der Kette. Zu Pfingsten 1393, wo ihr Bruder Friedrich ihr für ihre Lebenszeit eine jährliche Rente von 5 Mark aus dem Zolle zu Linden verschrieb, weilte sie noch als Domfrau im Stifte zu Quedlinburg. Aber einige Jahre darauf vertauschte sie den himmlischen Bräutigam mit einem irdischen und reichte vor dem 5. März 1399 dem Grafen Moritz III. von Oldenburg die Hand. Die Gatten starben im gleichen Jahre. Am 3. September 1420 verschied Moritz und wurde mitten in der Klosterkirche zu Rastede in prächtiger Weise beigesetzt. Sechs Wochen darauf, also am 15. October 1420, folgte ihm nach der Rasteder Chronik [1]) Elisabeth, die der Pest erlag und an der Seite des Gatten gebettet wurde. Der Ehe sind nur zwei Töchter entsprossen. Von diesen ließ Ingeburg, die Oko II. then Brock zu Aurich heirathete, den Eltern ein stattliches Grabmal errichten. Es wird in zwei Leichensteinen bestanden haben, die die Bildnisse der Verstorbenen trugen. Denn einer von diesen hat die Unbilden glücklich überstanden, die das alte Gotteshaus zu erdulden hatte, das dann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf ein paar Säulencapitäle völlig vom Erdboden vertilgt wurde. Der Stein fand eine Unterkunft in der Rasteder Dorfkirche; hier ist er in einer dunkeln Ecke der Krypta noch jetzt zu finden [2]). Der Grabstein Elisabeth's wird in Beschreibungen der Kirche schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts nicht mehr erwähnt.

Noch eine zweite Elisabeth hat aus dem Hause Braunschweig nach Oldenburg gefreit, eine Tochter Herzog Johann's von Lüneburg, die sich mit Graf Johann II. von Oldenburg vermählte und zuletzt am 20. Mai 1294 urkundlich erwähnt wird [3]). Weder die Zeit ihrer Vermählung noch die ihres Todes ist uns bekannt. So ist es nur natürlich, daß auch über den Ort ihrer Beisetzung nichts verlautet. Da aber Rastede damals als die Familiengruft der Grafen von Oldenburg galt, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch diese Elisabeth hier begraben wurde. Gewißheit wird sich darüber schwerlich jemals erlangen lassen.

In manchen Stammbäumen erscheint auch noch eine andere Tochter Herzog Johann's als nach Oldenburg verheirathet, Helene, die den Grafen Otto, den Begründer der Delmenhorster Linie, geheirathet haben soll. Doch ist diese Annahme keineswegs gesichert; die Angaben, auf die sie sich stützt, können auch auf andere Weise erklärt werden. Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen.

1) Vgl. Heinr. Meibom, Rerum Germanicarum Tom. II S. 110 f. Von Anderen wird Elisabeth's Tod vor den Tod des Gatten auf den 2. April 1402 gesetzt.
2) Eine Beschreibung des Grabsteins und eine Copie der Inschrift findet sich bei v. Halem, Gesch. des Herzogth. Oldenburg I S. 294.
3) Dieses und einiges Andere nach freundlicher Mittheilung des Herrn Archivraths Dr Sello in Oldenburg.

25. Wernigerode.

Herzog Johann zu Braunschweig und Lüneburg, der Stifter des älteren Hauses Lüneburg, besaß vier Töchter: Mathilde, die sich mit Heinrich I. von Meklenburg-Werle, und Agnes, die sich mit Garduin von Hadmersleben vermählte, ferner Elisabeth und Helene. Nach Botho's Chronik [1]) heirathete die Letzte einen Grafen von Oldenburg, Elisabeth aber den Grafen Konrad von Wernigerode. Da scheint ein Irrthum obzuwalten; Botho scheint die beiden Ehemänner der Töchter Johann's verwechselt zu haben. Denn Elisabeth ist nachweislich an den Grafen Johann II. von Oldenburg vermählt gewesen; ihr Name ist urkundlich dort belegt, während der ihrer Schwester Helene als Ehefrau leider gar nicht begegnet [2]). Auch wo der Chronist [3]) die Hochzeit von Johann's Tochter mit dem Grafen von Wernigerode, die zu Uelzen im Herbste 1315 stattfand, erzählt, erwähnt er weder den Namen der Braut noch den des Bräutigams. Auch sonst werden uns dieselben nirgends

1) Leibniz, Scriptores Brunsvic. III, S. 356.
2) Nach freundlicher Auskunft der Archivräthe Dr Sello in Oldenburg und Dr Jacobs in Wernigerode.
3) Lisch in d. Jahrb. d. Vereins f. meklenb. Geschichte 18. Jahrg. (1853), S. 189 ff.

[illegible]

dem Stammschlosse der Oranier, in dem am 14. April 1533 Prinz Wilhelm I. von Oranien das Licht der Welt erblickte, etwa auf halber Höhe des Berges die ansehnliche Stadtkirche, an die sich dann die Stadt Dillenburg bis in das Thal hinab anschließt. Die Kirche wurde im Jahre [illegible] geweiht und ist die Begräbnißstätte des [illegible]

Grafschaft Sponheim und hatte auf der Burg Birkenfeld seinen Wohnsitz genommen. Er starb hier bereits am 6. December 1600. Seine Wittwe, die Pfalzgräfin Dorothea, hat ihn fast ein halbes Jahrhundert überlebt; sie ist erst am 15. August 1649 ebenfalls auf der Burg zu Birkenfeld verschieden. Sie wurde hier Anfangs in der Pfarr-, dann in der Schloßkirche beigesetzt. Als aber von dem Pfalz-Zweibrücker Hause das Amt Birkenfeld an die Markgrafen von Baden überlassen wurde, ließ Pfalzgraf Karl III. zwölf Särge, die Angehörige seines Geschlechtes bargen, von dort aus der Gruft der Schloßkirche nach Meisenheim bringen, wo sie am 9. Juli 1776 niedergesetzt wurden.

In der schönen Schloßkirche zu Meisenheim im unteren Glanthale, die Riehl „eine wahre Perle der spätesten Gothik“ nennt, befinden sich zwei fürstliche Grabgewölbe, in denen schon damals 29 Mitglieder des Fürstlichen Hauses ruhten. Es sind die Stephansgruft unter dem Mittelschiffe der Kirche und die Ludwigs- oder Capellengruft, die unter der im Süden des Chores angebauten prächtigen Gruftcapelle gelegen ist. Letztere war am stärksten, schon von 20 Särgen besetzt, es wurden daher 1776 hier nur noch zwei Särge untergebracht. Die übrigen zehn kamen in die Stephansgruft, darunter auch der unserer Pfalzgräfin Dorothea, obwohl ihr Gemahl in dem anderen Gewölbe unter der Capelle ruhte, in welcher ihm ein prächtiges Grabdenkmal errichtet war [2]). Beide Grüfte sind seit dem Jahre 1892 nicht wieder geöffnet worden. Doch besitzen wir zum Glück genaue Aufzeichnungen über die Inschriften, welche die Fürstlichen Särge tragen.

Danach lautet die Inschrift am Sarge der Pfalzgräfin Dorothea folgendermaßen [3]):

„Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Phil. 1 V. 21“.

„Die Durchleuchtig Hochgeborene Fürstin und Fraw, Fraw Dorothea, Pfalzgräffin bey Rhein, Herzogin in Bayern, Wittib, geborne Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, ist gebohren den 1. Jan. 1570, ward vermählt zu Zell mit Herzog Carln, Pfalzgraffen bey Rhein, den 13. Februar 1586, haben mit einander 16 [4]) Jahr in der Ehe gelebt und erzeuget Herzog Georg Wilhelm, Herzog Friedrich, Herzog Christian Pfalzgraffen und Frewlein Sophiam. Hat im Wittwenstand gelebt 48 Jahr 8 Monat und 8 Tag, ist seelig verschieden zu Birkenfeld den 15. Aug. um 6 Uhr Vormittag 1649 und den 24. Sept. darauf alda in der Pfarrkirchen beygesetzt worden“.

Auf die Anordnung der Fürstin wurden noch einige Verse zu der Grabschrift gesetzt, die ihrer frommen Gesinnung bezeichnenden Ausdruck geben:

Der seinen Christum recht erkennt
Der hat alles und ein seliges End.
Weinen, beten und zu Gott rufen
Waren stets meine beste Wehr und Waffen,
Denn anderst konnt und solt nicht ich
In meiner Noth erretten mich.

2) Heintz a. a. O. S. 248 ff.
3) Ebenda S. 200 f.
4) So! richtiger: 14.

Auf der rechten Seite des Sarges stehen dann noch die Sprüche: Röm. 14 V. 8, Psalm 116 V. 7—9, Jesaia 57 V. 1 und 2, auf der linken: Offenb. Joh. 14 V. 13, Sprüche Salomonis 16 V. 31.

Von den drei genannten Söhnen Dorothea's begründete Georg Wilhelm die Birkenfelder, Christian die Bischweiler Linie, welche später das Herzogthum Zweibrücken und dann auch Kurpfalz und Bayern erbte. Friedrich, der unter dem Braunschweiger Herzoge Christian gefochten hatte, starb am 20. Juli 1626 zu Dewitz im Meklenburgischen und ist in der Neuen Fürstlichen Gruft unter der Marienkirche zu Wolfenbüttel, in der auch sein Waffengefährte Herzog Christian ruht, bestattet worden.

28. Meiningen [1]).

Das Residenzschloß zu Meiningen wird die Elisabethenburg genannt nach der Herzogin Elisabeth Eleonore, der zu Ehren das Bauwerk ursprünglich in Form eines großen römischen E erbaut worden ist. Diese Fürstin war eine Tochter des Herzogs Anton Ulrich zu Braunschweig und Lüneburg und am Morgen des 30. September 1658 in Wolfenbüttel geboren. Sie vermählte sich in erster Ehe am 2. Februar 1675 mit dem Herzoge Johann Georg von Meklenburg-Schwerin, der ihr jedoch nach wenigen Monaten († 9. Juli 1675) schon wieder entrissen wurde. Am 25. Januar 1681 ging sie mit Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen eine zweite Ehe ein. Auch diesen Gatten, der am 27. April 1706 starb, hat sie lange Jahre überlebt; sie ist erst am Morgen des 15. März 1729 im Schlosse zu Meiningen verschieden. Hier ist sie dann auch in der Gruft, die sich unter der Schloßkirche im südlichen Flügel des Gebäudes hinzieht, am 18. März d. J. beigesetzt worden. Der Raum ist jetzt schwer zugänglich. Da er zudem mit Särgen, die wieder in umfangreichen hölzernen Außensärgen stehen, stark besetzt ist, so sind Einzelheiten nur mit großer Schwierigkeit festzustellen. Wir sehen daher hier von einer Wiedergabe der Sarginschriften ab. Seit dem Jahre 1802 sind die Mitglieder des Fürstlichen Hauses in der Grabcapelle im englischen Garten beigesetzt worden.

Wie ihr Vater, so besaß auch die Herzogin Elisabeth Eleonore dichterische Begabung, die hier wie dort in geistlichen Liedern zum Ausdrucke kam. Das neue Meiningische Gesangbuch, das im Laufe dieses Jahres zur Einführung kommen soll, enthält noch ein Lied von ihr: „Gott, mein einziges Vertrauen“, das sich auch schon in dem alten Meininger Gesangbuche von 1683 findet. Auch das Lied des Herzogs Anton Ulrich: „Wer Geduld und Demuth liebet“ hat sich bis heute dort im Gebrauche erhalten und ist auch in das neue Gesangbuch aufgenommen. Unser altes Braunschweigisches Gesangbuch enthielt zahlreiche Lieder des Herzogs Anton Ulrich, sowie auch das genannte seiner Tochter Elisabeth Eleonore. Bei der fragwürdigen Reform von 1779 sind dieses wie jene daraus verschwunden, obwohl manche von ihnen nach Inhalt und Form eine Berücksichtigung

1) Die wichtigsten Nachrichten verdanke ich der Güte des Herrn Oberhofpredigers K. Schaubach in Meiningen.

vollauf verdient hätten[2]). Hoffentlich gelingt es der Commission, die jetzt hier zu Lande an der Zusammenstellung eines neuen Gesangbuches arbeitet, diesen Schaden wieder gut zu machen und so zugleich eine Pflicht geschichtlicher Pietät zu erfüllen.

29. Wittenberg.

Als Begründerin des Barfüßer- oder Franziscanerklosters zu Wittenberg ist Helene, die Gemahlin Herzog Albrecht's I. zu Sachsen-Wittenberg, Tochter Herzog Otto's des Kindes zu Braunschweig und Lüneburg, seit alter Zeit verehrt worden. Sie scheint schon auf ihrem Grabsteine als solche bezeichnet zu sein. Ist diese Annahme daher wohl glaublich, so ist es unmöglich, daß die Gründung des Klosters, wie Sennert[1]) u. A. wollen, schon im Jahre 1238 geschah. Denn damals stand Helene noch in sehr jugendlichem Alter und weilte noch gar nicht auf sächsischem Boden. Sie vermählte oder verlobte sich auch zuvor (9. Oct. 1239) mit dem Landgrafen Hermann II. von Thüringen, der der Zeit erst im 17. Lebensjahre stand und schon am 3. Januar 1242 gestorben ist. Die zweite Ehe mit dem Herzoge Albrecht I. von Sachsen ging sie um das Jahr 1247 ein. Ihr Gatte starb am 8. Nov. 1260; am 6. Sept. 1273 ist sie ihm im Tode nachgefolgt. Sie wurde in der Franziscanerkirche zu Wittenberg begraben, wo nach ihr noch 19 andere Mitglieder des askanischen Fürstenstammes bestattet worden sind. Jetzt ist die ganze Stätte dem Erdboden gleich gemacht.

Zur Zeit der Reformation leerte sich das Kloster. Seine Gebäude wurden daher von Kurfürst Johann Friedrich dem Rathe der Stadt übergeben, der sie zu einem Armen- und Krankenhause einrichtete. Die Kirche benutzte der Fürst als Kornmagazin, nur eine kleine Klostercapelle blieb für den Gottesdienst des Armenhauses bestimmt. Die Altäre und Grabdenkmäler wurden aus der Kirche entfernt und sind fast sämmtlich der Vernichtung anheim gefallen[2]). Nur das Grabmal Herzog Rudolf's III. († 1419) und seiner ersten Gemahlin Anna, sowie das Rudolf's I. zweiter Gattin Kunigunde scheinen um jene Zeit in die Schloßkirche gerettet worden zu sein[3]). Zum Glück sind wir wenigstens über die Persönlichkeiten, die hier geruht haben, unterrichtet. Es war kein Geringerer als Melanchthon, der dafür Sorge trug, daß Aufzeichnungen über die zerstörten Grabstätten gemacht wurden. Sie sind später von Andr. Sennert veröffentlicht worden[4]). Werden wir die Angaben auch nicht als wortgetreue Wiederholungen der Grabinschriften aufzunehmen haben — dazu ist ihre Fassung zu systematisch erklärend und die Ausdrucksweise nicht immer der Sprache der Zeit entsprechend —, so werden wir die Ueberlieferung der Namen und Daten, auf die es dem Aufzeichner vor Allem ankam, doch als richtig anerkennen können. Die Inschrift Helene's, die von Sennert vorangestellt ist, lautet folgendermaßen:

Anno . M . CC . LXXIII . VIII . Jd . Septembris . obiit . Domina . Helena . conjunx . Alberti . I . Ducis . Saxoniae . Elector . Filia . Ducis . Ottonis . de . Brunsvic . Fundatrix . hujus . Coenobii.

Das Wort „Elector“ kann auf dem Grabsteine, wenn er wirklich ein alter war, nicht gestanden haben; nahm doch erst Helene's Urenkel, Rudolf II., den Kurfürstentitel an.

Noch schlimmere Zeiten erlebten die alten Klosterbauten im siebenjährigen Kriege. Vom 10. bis 14. October 1760 wurde die Stadt durch die Reichsarmee beschossen; das Schloß, die Vorstädte und 120 Häuser gingen in Flammen auf. Unter ihnen auch das alte Kloster. Jetzt ist von der Kirche, die einst jene Grabstätten enthielt, keine Spur mehr vorhanden; man weiß kaum noch die Stätte, wo sie früher gestanden[5]).

Eine zweite Welfische Grabstätte auf dem Chore einer Kirche zu Wittenberg erwähnt noch Rehtmeier in seiner Braunschw.-Lüneburgischen Chronik S. 864: Herzog Heinrich's des Aeltern fünfter Sohn Johann sei in jungen Jahren in Wittenberg gestorben und dort begraben, wie sein Leichenstein daselbst melde. Leider wird uns von Sennert nichts über ihn berichtet. Das spricht noch nicht gegen Rehtmeier's Behauptung. Denn Sennert macht auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch, er will von den Epitaphien rc. die werthvollsten, nicht alle bringen (digna maxime, non omnia). Es ist also sehr wohl möglich, daß er den vielleicht schmucklosen Stein Johann's übersah. Seinen Tod werden wir in den Anfang des 16. Jahrhunderts zu setzen haben. Die Vermuthung liegt nahe, daß Johann die 1502 begründete Universität Wittenberg besucht habe. Aber sie bestätigt sich nicht; in der Matrikel der Hochschule ist er in den ersten Jahren nicht zu finden.

30. Hohenfurt.

In dem wildromantischen oberen Moldauthale zwischen Budweis und Linz liegt das reiche Cistercienserkloster Hohenfurt, die Stiftung eines der mächtigsten böhmischen Adelsgeschlechter, der Herren von Rosenberg, die diese Stätte auch zu ihrer Familiengruft erwählten. Diese befindet sich unter dem Presbyterium der Stiftskirche und in ihr ruht auch eine Braunschweigische Fürstentochter, Katharina, die Tochter Herzog Erich's I. von Braunschweig-Calenberg. Als ihre Mutter Elisabeth, Kurfürst Joachim's I. von Brandenburg Tochter, die sich mit dem Grafen Poppo XVIII. (XII.) in zweiter Ehe vermählte, 1555 Niedersachsen verlassen hatte, war sie zu ihrem Bruder, dem Herzoge Erich II., nach Münden gekommen. Hier gelang es dessen Einflusse,

2) Pastor Wendebourg hielt sie für würdig, noch in neuerer Zeit eine Auswahl von ihnen neu herauszugeben, die 1856 in Halle erschien.

1) Andr. Sennert, Athenae: Itemque Inscriptiones Wittebergenses. Ed. II. (Wittebergae, 1678) S. 11 u. 175.

2) Sennert a. a. O. S. 7, 11, 178.

3) Vgl. Stier, Die Schloßkirche zu Wittenberg S. 15.

4) A. a. O. S. 183 ff.

5) Nach einem Briefe des Consistorialraths Dr. Schmieder in Wittenberg an Kaufmann E. A. Stolze in Braunschweig. Ich verdanke ihn der Güte des Hrn. Hofbuchhändlers Lord daselbst.

die Schwester gegen den Willen der Mutter zu einer Verlobung mit Wilhelm von Rosenberg zu bewegen. Er gehörte zu den angesehensten böhmischen Großen der Zeit, war Kaiserlicher Geheimrath, Oberburggraf zu Prag, Ritter des goldenen Vließes und an Grundbesitz, Reichthum und Einfluß zahlreichen Reichsfürsten weit überlegen [1]). Aber er war katholisch, das war der Mutter ein Gräuel, dem Bruder aber, der durch die Heirath wichtige Verbindungen erhoffte, vollständig gleichgültig. Die Eheberedung wurde am 28. Februar 1557 abgeschlossen. In der Woche nach Michaelis desselben Jahres brach Erich mit großem Gefolge von Münden auf, um die Schwester nach Böhmen zu geleiten. Doch kehrte er selbst bald wieder zurück, während seine Gattin Sidonie die Schwägerin in deren neue Heimath begleitete, wo im October die Hochzeit gefeiert wurde. Nur kurze Zeit währte das Glück. Katharina starb schon am 10. Mai 1559, wahrscheinlich in Karlsbad. Ein böhmischer Geschichtsschreiber, W. Brezan, hat über ihren Tod in den Jahren 1610 — 11 nachfolgende Aufzeichnungen gemacht [2]):

„Am 10. Mai, anders am Mittwoch nach dem Sonntage Exaudi, starb zwischen 10 und 11 Uhr Vormittag die erlauchte Fürstin Katharina Frau von Rosenberg, Gattin des Herrn Wilhelm im Bade (Karlsbad? „v Warich“), wohin sie vordem ihr Herr Gemahl zugleich mit seiner Frau Mutter geleitete. Der Herr Gubernator berichtete ihren Tod voll herzlicher Trauer dem Fürsten von Braunschweig Erich, seinem Schwager, und schickte zu S. Gnaden den Johann Spanowsky v. Lisov und auf Pacov und den Secretär Sebastian Stier ..... Die Schwester der verstorbenen Frau von Rosenberg, die Fürstin Elisabeth Gräfin Henneberg [3]), kam zu ihr mit dem Leibarzt von Braunschweig, Dr Burkhart [4]), und blieb bei ihr bis zum Tode. Diese selige Fürstin starb sehr schwer und hart, denn sie war jung und stark. Zum Begräbnisse wurde sie ins Stift Hohenfurt getragen und dort ruht ihr Körper“.

Die Gruft, die in Zinnsärgen fast alle Glieder des Rosenbergischen Geschlechtes umschließt, ist schon seit langer Zeit nicht mehr zugänglich. Als Inschrift des Sarges Katharina's sind uns diese Worte überliefert [5]):

„1559 mense Maj. 10 die obiit inter 10 et 11 horam antemeridianam Jllustrissima princeps ac D. D. Catharina, Jllustrissimi Principis D. D. Erici Brunswicensis filia: generosi illustris ac magnifici D. D. Guilelmi inclyti regni Bohemiae primarii, huius loci fundatoris, coniux, hic honorifice sepulta“.

Daneben sind auch einige lateinische Distichen auf uns gekommen, die nach der Sitte der Zeit die Lobsprüche auf die Verstorbene nicht sparen. Nachkommenschaft hat Wilhelm von Rosenberg so wenig in dieser wie in den drei späteren Ehen erzielt, die er 1561 mit Sophie, der Tochter Kurfürst Joachim's II. von Brandenburg († 1564), 1578 mit Anna Maria, Tochter Markgraf Philibert's von Baden († 1583), und zuletzt 1587 mit Polyxena von Bernstein einging. Als er am 31. August 1592 starb, ging sein gesammter Besitz auf seinen Bruder Peter Wok von Rosenberg über. Auch dieser hatte keinen Erben. Mit ihm erlosch am 5. November 1612 der böhmische Zweig der Herren von Rosenberg. Als er, der Letzte dieses Geschlechts, in die Gruft von Hohenfurt gebracht war, wurde ihr Eingang vermauert. Niemand hat den Raum seitdem wieder betreten.

Ist der Name Lübbensteine [1]) slavischen oder germanischen Ursprunges?

Von Ed. Stößner.

Museumsinspector Fr. Grabowsky bringt im Globus, Bd. 65, № 23 (1894), eine auch diese Frage berührende Abhandlung über „Die Lübbensteine bei Helmstedt“, die sich, mit größeren Erweiterungen versehen, in den „Beiträgen zur Anthropologie Braunschweigs“ [2]) nochmals abgedruckt findet. Auf die erstere Arbeit bezieht sich u. A. auch Prof. Dr P. J. Meier [3]) in seinem Werke über die Bau- und Kunstdenkmäler des Helmstedter Kreises. Beiden Autoren erscheint es mindestens nicht ausgeschlossen, den Namen Lübbensteine auf einen slavischen Ursprung zurückführen zu dürfen, denn: „Unzweifelhaft haben im Mittelalter Slaven bis in die Nähe von Helmstedt heran gewohnt, wofür urkundliche Beläge vorliegen“ [4]). Da Verfasser dieser Zeilen sich längere Zeit mit diesem

---

1) Vgl. über ihn und seine Familie Hannoverische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen. 1761 Stück 5 bis 8, Sp. 57—110.

2) W. Brezan, Ziwot Wiléma z Rosenberka (herausgegeben Prag 1847), S. 133 f. Ich verdanke diese und andere Mittheilungen, sowie die Uebersetzung des czechischen Textes der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr P. Valentin Schmidt in Hohenfurt.

3) Seit 1543 mit Graf Georg Ernst v. Henneberg vermählt.

4) Offenbar Dr Burkhard Mitthof, der Leibarzt bei Herzog Erich, Landgraf Philipp v. Hessen und den Grafen v. Henneberg war.

5) Vgl. Jongelinus, Notitiae abbatiarum ordinis Cisterciencis (Coloniae Agripp. 1640) S. 10—21. Die Angabe geht zurück auf eine Arbeit von P. Martin Fiala (Brevis descriptio fundationis Altovadensis 1638), diese wieder auf die eines Anonymus (Nobilissima Stemmatis Ursinorum de Rosis descriptio 1629). Letztere beiden Werke befinden sich handschriftlich in der Hohenfurter Bibliothek. (Nach Dr P. V. Schmidt.)

1) Für die nicht ganz orientirten Leser sei erwähnt, daß die Lübbensteine zwei große Steinkammergräber oder Dolmen ca. 1 km westlich vom Kloster Marienberg bei Helmstedt sind. Eine genauere Beschreibung derselben findet sich besonders in der zweiten Abhandlung von F. Grabowsky und erscheint eine Wiederholung, als nicht zur Frage gehörig, hier überflüssig.

2) Festschrift zur 29. Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898. Verl. Friedr. Vieweg und Sohn in Braunschweig. Hier findet sich auch eine gute Zusammenstellung der bezüglichen Litteratur.

3) Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig Bd. I. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1896. S. 116 — 119.

4) Grabowsky, a. a. O. S. 48, Abs. 2.

Gegenstande beschäftigte, ohne diese „urkundlichen Beläge“ finden zu können, so würde ihm — und wohl auch manchem Leser des Magazins — eine freundliche Aufklärung sehr willkommen und der Zweck der gestellten Frage ereicht sein.

Nach Andree[5]) ist Barmke der letzte Rundling in der Helmstedter Gegend, also schon etwas entfernter von der Stadt, so daß als nächste Slavensiedelung bei Helmstedt der eben da angeführte (jetzt wüste) Ort pluhd(witz) im Brunnenthal erscheint, den Verfasser hofft bei anderer Gelegenheit in das Reich der Fabel verlegen zu können, zumal auch Pastor Peter Wilhelm Behrends in seinen Erzählungen über das dem Vordringen der Wenden Halt gebietende Kreuz des Ludgeriklosters mehr seine subjectiven Empfindungen, denn historische Thatsachen dem Leser geboten haben dürfte.

Soweit der Verfasser aus der Litteratur bei den eben genannten Autoren zu erkennen vermag, scheint ihm für die Ableitung des Wortes Lübbensteine aus der Sprache der alten Wenden besonders eine Ansicht des Prof. Wiggert[6]) von Bedeutung gewesen zu sein, die durch Pastor Förster[7]) in manchen Punkten unterstützt und wohl auch von Dr Andree[8]) im Wesentlichen getheilt wird. Wiggert schreibt: „Der Name Lubbe scheint nicht zu dem deutschen luppen zu gehören, sondern — in dem slavischen Schochwitz — slavischen Ursprung zu haben, und könnte luby, d. i. der liebe, und vielleicht nur ein Beiname (Prädicat) des Gefeierten sein . . .“ Grabowsky[8]), die Ortsnamen Lübben, Lüben, Lupitz, Lüps, Lubitz, Lübberitz anführend, bemerkt hierzu: „Diese Ortsnamen führen zurück auf die altslavische Wurzel ljub = lieb, einen Mann, Ortsgründer, dessen Namen mit ljub zusammenhing“. Diese Wurzel soll in dem Namen der Lübbensteine mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit wiederzufinden sein.

Diese Auffassungen würden vielleicht richtig, mindestens zulässig und sehr beachtenswerth erscheinen, wenn der sichere Nachweis einer Slavensiedelung, ja nur die Niederlassung eines einzelnen Wenden an den Lübbensteinen oder in deren nächster Nachbarschaft bewiesen werden könnte. In so großer Nähe des nach dem heiligen Heidenapostel benannten Klosters, das zu Beginn des neunten Jahrhunderts, zwar jung an Jahren, doch mit energischen, glaubenseifrigen Mönchen besetzt war, würde ein heidnischer Slave inmitten der jungen sächsischen Christengemeinden wohl nicht ganz ungestört geblieben sein. Besonders würde er sich kaum neu angesiedelt haben, denn die allein in Betracht kommende slavische Invasion fällt in die Zeit nach der Gründung des Klosters. Ein freier Mann muß aber doch wohl der betreffende Slave gewesen sein, da der Name (Beiname) eines noch so bedeutenden Unfreien wohl kaum Anlaß zur neuen und allgemein angenommenen Bezeichnung dieser exponirten vorgeschichtlichen Gräber gegeben haben wird. Ein freier christlicher Sorbe kommt aber schon deshalb weniger in Betracht, weil mit dem Uebertritt zum Christenthum vielfach eine Namensänderung verbunden zu werden pflegte.

Man könnte nun daran denken, die in Barmke und der weiteren Umgegend von Helmstedt lebenden unfreien Slaven hätten aus Gedächtniß der Heimath, religiösen oder anderen Gründen, den Geist eines lieben Todten, Heros, Gottes, bezw. Göttin (heilige Luppe[9]) oder dergl. als auf den Lübbensteinen umgehend und die Heimathlosen, Elenden schützend, verehrt. Verf. sieht aber zu solch' gewagten Conjecturen gar keinen genügenden Grund vorliegend, denn die ähnlichen Muthmaßungen, besonders Wiggert's, bezüglich des „guten Lubben zu Schochwitz“, lassen sich doch nicht so ohne Weiteres auf unsere Gegend übertragen, selbst wenn sie noch sicherer begründet wären.

Auch würde wohl zu beachten sein, daß weder die Ludgerimönche, noch später die Nonnen auf dem ganz nahen Marienberg, den an heidnische idolatria erinnernden slavischen Namen der großen Steine geduldet haben würden, zumal sie den Augustinerinnen von Unser Lieben Frauen Berg täglich nahe vor Augen lagen. Wir wissen wie allerorts die heidnischen Flur- und Personennamen christianisirt wurden. Vielleicht erinnert der jetzige Name der großen Steine an einen ähnlichen Einfluß der frommen Klosterbewohner. Ueberdies führt noch heute der die Dolmen tragende Hügel den Namen St. Annenberg, nach der heiligen Anna, der Patronin des einst an seinem Fuße belegenen Hospitals, ohne eine nochmalige Aenderung in der Bezeichnung der Gräbersteine herbeigeführt zu haben.

Während hiernach die Ableitung des Namens der Lübbensteine vom slavischen ljub einigen Schwierigkeiten begegnet, so dürfte die Auffassung des Wortes als gut germanisch bezw. deutsch immerhin einfacher erscheinen, selbst wenn damit noch keine endgültige Entscheidung herbeigeführt werden kann.

Grabowsky[10]) bringt die Ansichten des berühmten Helmstedter Academikers Hermann Conring über unsern Gegenstand in so genügend ausführlichem Auszuge, daß Erweiterungen überflüssig erscheinen. Grabowsky bemerkt hierzu: „Selbst Friese von Geburt, ist er sehr geneigt anzunehmen, daß die Steine von einem friesischen Häuptling Lübbo ihren Namen haben, der dort in der Gegend etwa Landbesitz hatte und im Gefolge des aus Friesland stammenden heiligen Ludgerus nach Helmstedt kam“. Wenn auch der zweite Theil des Satzes nicht richtig sein kann, da St. Ludgerus (fast sicher) nie in Helmstedt war, so ist diese Beziehung zwischen den Lübbensteinen und dem friesischen bzw. altsächsischen Personennamen Lübbo wohl auch heute noch nicht ganz von

5) Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. Braunschweig, Friedr. Vieweg 1896. S. 374.

6) Ueber die Verehrung des guten Lubben zu Schochwitz im Mansfeldischen. Vom Prof. Wiggert in Magdeburg. In: Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. 3. Bd., 1. Heft. 1836. VIII. S. 130—136.

7) Bemerkungen zu der Urkunde des Bischofs Gebhard in Halberstadt, betreffend die Verehrung des guten Lubben zu Schochwitz im Mansfeldischen, von Förster, Pastor zu Höhnstedt im Mansfeldischen. Ebenda, 5. Bd., 2. Heft 1840. S. 126. (110—131).

8) Nach Grabowsky, a. a. O. S. 48, Abs. 2. — allerdings „nur ganz vermuthungsweise“. Meier, a. a. O. S. 118, Abs. 2.

9) Förster a. a. O. S. 127.

10) Grabowsky a. a. O. S. 42—44.

der Hand zu weisen. Ein vergleichender Blick auf die Karten der Küstenländer von Nord- bis Ostfriesland und unseres Herzogthums beweist uns unzweifelhaft die Stammesgemeinschaft der (ursprünglichen) Bevölkerung aus den Ortsnamen (— büttel ꝛc.). Orte, wie Arkebek, Bendorp, Runstede, Seedorp, (Boordorp?)[11]) finden wir in z. Th. nicht sehr großem Umkreise sowohl in Nordfriesland, wie bei Helmstedt belegen (z. Th. wüst). Friesen, nebst den Angehörigen anderer Küstenstämme, wurden aber noch fast während des ganzen Mittelalters in das Land gezogen, besonders zur Entwässerung der Sümpfe, und die Lübbensteine liegen auf einem in den sogen. Emmerstedter Bruch vorspringenden niedrigen Höhenzug.

Hierzu kommt die weite Verbreitung des Namens Lübben noch heute in den Ländern der Nordseeküste, mindestens von Schleswig-Holstein bis in die Niederlande; ja selbst in England und anderen von der angelsächsischen Rasse eingenommenen Ländern ist dieser Name anzutreffen, freilich seltener gerade in unserer Gegend. (Lübbecke, Löbbecke?) Es ist daher die Conring'sche Ansicht, der sich noch andere mehr oder minder bedeutende Forscher angeschlossen haben, nicht so ganz von der Hand zu weisen. Wenn auch der Spender des Namens nicht gerade ein Friesenhäuptling Lübbo gewesen zu sein braucht, so kann doch — da nach Meier der Name „Lübbensteine“ erst ao. 1439 genannt wird — irgend ein anderer Grundbesitzer, vielleicht ein Bürger von Helmstedt (?) Namens Lübben, aus irgend welchen nicht mehr nachzuweisenden Gründen den Steinen den Namen gegeben haben, ebenso wie der dieselben tragende Höhenzug den Namen Corneliusberg führte, nach dem Professor Cornelius der Alma Julia in Helmstedt.

Eine andere mögliche Deutung des Namens bietet uns wieder Grabowsky[13]) in der citirten Abhandlung eines unbekannten Verfassers, der „den Namen von dem alten deutschen Worte Lubbe herleitet, das noch jetzt in Lobbe, ein großer Hund, fortlebt. (Vielleicht kommen auch die Wörter Luffe, grobe Semmel, und Luppe, ein schwerer Eisenbarren, der unter dem großen Eisenhammer gehämmert wird, davon her.) Die Lübbensteine heißen also mit anderen Worten nichts Anderes, als die Riesensteine oder die großen Steine, das was sie wirklich sind“. Dieser Ansicht schließt sich auch Pastor Ballenstedt[14]) an, der noch an „Lubber[15]), im Englischen ein großer, fauler Bengel, deutsch ein Laffe“, erinnert. Diese Auslegung des Namens hat jedenfalls den Vorzug großer Einfachheit und kann auf die Benennung eines jeden großen Steines Anwendung finden. Und in der That haben (oder hatten?) wir nach Meier einen den Lübbensteinen ähnlichen großen Stein bei der Ordenskirche im nicht sehr entfernten Süpplingenburg, der den Namen die Lubbe[16]) führen oder geführt haben soll. Auch Förster erzählt in seiner bereits mehrfach angezogenen Abhandlung von großen Steinen auf dem Lupberge bei Schochwitz, davon zwei noch heute (1840), mit Bildwerken geziert, in der Kirchenmauer von Müllerdorf zu sehen sein sollen. Es ist nun nichts als eine Muthmaßung des Pastors Förster, diese Bildwerke als die der slavischen, sonst westlich der Elbe wohl ganz unbekannten Göttin Luppa zu betrachten, die „einen Tempel in dem Lupholzwäldchen . . . . gehabt haben und daselbst und auf dem Lupberge verehrt worden sein soll“. Die Tempel und Altäre der Luppe sind also sagenhaft und vielleicht nur erst entstanden zur Erklärung der lubben (großen) Steine, die Jedermann sah und nicht zu deuten wußte, da ihre Bearbeitung und Benutzung in zu entfernte Zeiten reichte. Aber selbst wenn Wiggert und Förster recht haben mit ihrer Auslegung, so braucht dieselbe doch noch nicht für die Süpplingenburger Lubbe Anwendung zu finden; denn Knochen nebst anderen Resten finden sich — wie in Süpplingenburg — häufiger unter großen Steinen, nicht nur in slavischen Gegenden. Auch lag der große Knochenberg bei Schochwitz nicht auf dem eigentlichen Lupberge, sondern „ungefähr 100 Schritte vom heutigen Lupberge“[17]) entfernt. Ueberdies ist der Zusammenhang zwischen der Entstehung des gewaltigen Knochenberges und den slavischen Thieropfern bei Förster durchaus nicht völlig überzeugend gebracht. Wir können also auch die Lübbensteine nach Belieben als die großen Steine erklären, wenn wir nicht vorziehen, die Ableitung des Wortes auf dem von Leo[18]) betretenen Wege zu suchen, wohin auch Prof. Hermann Förstemann in der Anmerkung zu der Leo'schen Untersuchung besonders weist.

Leo faßt seine Ausführungen in folgende Schlußsätze zusammen: „So erhalten wir für das Wort lybbe die Bedeutung: die Sprenge — und wie sich damit die Bedeutung: Zauber sowohl als Heilmittel verbinden konnte, ist ganz deutlich, sobald man an die Opfersprenge denkt; denn daß dieser eine große Heilkraft zugeschrieben ward, geht ganz deutlich aus dem Aberglauben hervor, der sich noch jetzt an das arme Sünderblut bei Hinrichtungen knüpft. Im germanischen Heidenthum, wo die Hinrichtungen der Verbrecher Opferhandlungen waren, wurde deren Blut ausgesprengt; jetzt drängt sich das Volk, um sich selbst ein wenig davon in eingetauchten Tüchern u. s. w. zu bewahren. So ist nun gothisch: lupjaleisei, φαρμακεια und althochdeutsch luppi zugleich Gift

11) Diese gleichlautenden Ortsnamen in Niedersachsen und England lassen sich bekanntlich bis Schweden zurückverfolgen, wo wir Ortschaften wie Elmhult ꝛc. z. Th. mehrfach antreffen. (Asebeck und Esbeck?). Bezüglich der Helmstedter Gegend sei nur erinnert an Ortsnamen wie: Elmesthorpe, Lubsthorpe, Lutterworth in Leicester; Welbeck in Nottingham; Lobthorpe, Elsham, Elsthorpe, Wo(o)lsthorpe in Lincolm u. s. w.

13) a. a. O. S. 47 u. 48; Meier, a. a. O. S. 118. Vergl. im Gegensatz das Citat Wiggert's.

14) Nach Grabowsky a. a. O. S. 48; Meier a. a. O. S. 118.

15) Vergl. auch: Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Berlin. Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung. 1891. 2 Theile. 4 Bände. lubber = Tölpel, Lümmel, Schlingel.

16) Der Personennamen Lubbe ist heute noch in Holland bezw. Südafrika zu finden.

17) Förster, a. a. O. S. 114.

18) Leo, Zu Mythologie und Grammatik Aufgelesenes. Die 3. der hier veröffentlichten Untersuchungen trägt die Ueberschrift: Angelsächsischer Ausdruck für Zauberei. In: Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. 4. Bd. 2. Heft. IV. 3. S. 99–101.

und Zauber — weil nämlich vom christlichen Standpunkte aus jenes heidnische Opferwesen als Teufelswerk, und dessen Heilmittel als Gift und Zauberei erschienen; das althochdeutsche luppôn heißt noch medicare und venerari, und luppari ein veneficus“.

Jedes gute Alt- oder Mittelhochdeutsche bezw. Mittelniederdeutsche Wörterbuch [19]) bestätigt diese Folgerungen Leo's. Daraus ist allerdings noch nicht die Richtigkeit der Ansichten von Dr Münter [20]), Behrends [21]), Ludwig [21]) und Venturini [21]) u. A. bewiesen, welche die Lübbensteine für Opferaltäre halten, da nichts auf Menschen- oder Thieropfer an den Steinkammergräbern hinweist. Denn die wenigen dort gefundenen Urnen und Thierknochen sind noch kein sicheres Zeichen für eine alte Opferstätte, wie vielleicht in Schochwitz eine solche bestanden haben mag.

Unter Annahme der Ableitung des Namens Lübbensteine von dem angelsächsischen lybbe, in übertragener Bedeutung = Zauber, oder dem alt- und mittelhochdeutschen luppi (mhd. auch lüppe) = Vergiftung, Zauberei, könnte man wohl zu der Ansicht gelangen, die Lübbensteine seien Zaubersteine, Hexensteine [22]), Teufelssteine. Nach der Sage [23]) hat ja auch ein Riese die Steine dort fallen gelassen. Man sah eben in alten Zeiten besonders große Steine als mit übernatürlichen Kräften im Zusammenhang stehend an, und was war da näher liegend, als sie dem Einfluß böser Geister unterliegen zu lassen. Das im frühen Mittelalter noch zum großen Theil heidnischen Bräuchen huldigende Volk von Helmstedt und Umgegend mußte vor diesen vielleicht mit scheuer, heiliger Ehrfurcht betrachteten Steinen vom geistlichen Hirten gewarnt werden. Das mögen die Mönche und Nonnen der beiden Helmstedter Klöster am besten zu erreichen geglaubt haben, indem sie den Umwohnern Furcht vor den dort hausenden, die Besucher bezaubernden bösen Geistern beibrachten.

Aber selbst ein guter Lubbe, freilich kein slavischer, sondern ein angel- oder niedersächsischer, läßt sich vielleicht construiren, wenn wir nach Leo das Stammwort nicht lybbe, sondern libbe [24]) schreiben, da wir dann auf den Namen lob [24]) kommen, der noch heute, ähnlich lubber, Lümmel, Tölpel, Flegel, nebenbei aber, als englischer Provinzialismus, „Lob Lie—by—the—fire, ein gutmüthiger Hausgeist, der ländliche Arbeiten verrichtet [25])“, bedeutet. Die Aufschrift der von Wiggert betrachteten Urkunde des Bischofs Gebhard von Halberstadt lautet aber: den guden loppen belang [26]).

Einen Zirkel beschreibend sind wir am Ausgangspunkte unserer Betrachtungen, dem guten Lubben wieder angelangt, ohne sämmtliche bereits aufgestellten Vermuthungen über diese Frage erwähnt zu haben. Wenn Verf. Vieles bringend, manchen Lesern etwas gebracht haben möchte, was des Nachdenkens werth erscheint, so wäre die Aussicht günstig für eine endgültige Beantwortung der Frage, die wohl den Germanisten von Fach überlassen werden muß. Hoffentlich brauchen die für den berührten Gegenstand interessirten Leser nicht zu lange auf diese Antwort zu warten, und besonders Verf. würde eine baldige Klärung der Angelegenheit mit großer Freude begrüßen, da damit der Zweck dieser Zeilen erreicht sein würde.

Bücherschau.

In der **Zeitschrift für bildende Kunst,** XI. Jahrgang der neuen Folge Heft 7 und 8 (Leipzig, E. A. Seemann 1900. Heft je 2 M 50 ₰), veröffentlicht Paul Warncke einen interessanten Aufsatz über die Malerkolonie in Worpswede, die in den letzten Jahren in allen kunstliebenden Kreisen so großes Aufsehen erregt und dem weltabgeschiedenen, unweit Bremen im hannoverschen Kreise Osterholz gelegenen Moordorfe schnell einen bekannten Namen gegeben hat. Die Arbeit hat für die Leser dieser Blätter noch besonderes Interesse durch den Umstand, daß der Begründer der Colonie ein Landsmann ist, Fritz Mackensen, der zu Greene am 8. April 1866 geboren wurde und auf dem Gymnasium zu Holzminden durch Karl Büttger, welcher das Talent des Knaben sofort erkannte, seinen ersten Zeichenunterricht erhielt. Wir erfahren durch Warncke Näheres über den Bildungsgang, den er und seine Genossen, die sich mit ihm in und bei Worpswede niederließen, genommen haben. Der Winter 1889/90 war der erste, den Mackensen, Otto Modersohn und Hans am Ende dort zubrachten. Sie haben sich seitdem nur auf kürzere Zeit von dem Orte getrennt. Bald gesellten sich auch Karl Vinnen, Fritz Overbeck und Heinrich Vogeler zu ihnen. Im Jahre 1895 errangen sie durch eine gemeinsame Ausstellung in Bremen, darauf in München einen durchschlagenden Erfolg. Wir erhalten in obigem Aufsatze eine eingehende, mit liebevollem Verständniß verfaßte Charakteristik der Kunstthätigkeit der Worpsweder, in der sowohl ihre gemeinsamen wie ihre besonderen Eigenthümlichkeiten treffend hervorgehoben werden. Da ferner eine Anzahl sehr guter Abbildungen, z. Th. in Buntdruck — wir verweisen besonders auf Fr. Mackensen's Bildniß einer alten Frau an der Spitze des 7. Heftes — dem Aufsatze beigegeben ist, so darf er als wohl geeignet bezeichnet werden zur Einführung in eine eigenartige Kunstrichtung, deren Träger weit davon entfernt, eine Schule bilden zu wollen in engem Anschlusse an die sie umgebende Natur ihre Befriedigung finden, und der Niemand ihre geschichtliche Bedeutung wird absprechen können, mag er nun den neueren Strömungen auf künstlerischem Gebiete zustimmend oder ablehnend gegenüberstehen.

---

19) Altdeutsches Wörterbuch von Oscar Schade; Mittelniederdeutsches Wörterbuch von Schiller und Lübben.
20) Nach Grabowsky, a. a. O. S. 46.
21) Nach Grabowsky, a. a. O. S. 49.
22) Nach den Angaben einer alten Ludgeriacte wurden die Hexen nicht dort, sondern an den töwerpfählen hinter dem heutigen alten Friedhofe, nahe dem Galgen verbrannt.
23) Nach Grabowsky, a. a. O. S. 49.
24) Die Kürze bezw. Länge der Vokale bietet allerdings Schwierigkeiten.
25) Murer. a. a. O. — Besteht ein Zusammenhang mit dem erwähnten Lobthorpe in Lincoln?
26) Wie alt unsere Helmstedter Flurnamen z. Th. sind, bezeugt der in der Nähe der Lübbensteine noch im 16. Jahrhundert bekannte Gellingsborn, der Amsel- oder Drosselborn. Vergl. Nachtigall.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 19. 23. September **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Raabe.

Am 8. September ist Wilhelm Raabe in sein siebzigstes Lebensjahr getreten, am 21. Juli war ein Menschenalter vergangen, seit er wieder in der alten Heimath und dauernd in Braunschweig seinen Wohnsitz genommen — doppelter Anlaß, in diesen Blättern, die heimischer Geschichte und heimischer Art und Kunst gewidmet sind, ihm die Glückwünsche aller Derer darzubringen, die hier zu Lande ihn kennen und, was dasselbe ist, lieben und verehren, zugleich aber für die, die ihm noch ferne stehen und zu ihm geführt werden können, etwas weiter ausgreifend davon zu handeln, was er seinem deutschen Volke gegeben hat, was er ihm ist und sein soll. Denn das alte Wort vom Propheten im Vaterlande hat zwar längst aufgehört, von ihm im schmerzlichsten Sinne zu gelten, aber noch giebt es auch unter unsern Gebildeten daheim nur allzuviele, die von seiner wirklichen, draußen längst und allgemein anerkannten Bedeutung kaum eine Vorstellung haben.

I.

Unter den lebenden deutschen Dichtern, die heute in erster Reihe stehen, ist Wilhelm Raabe nächst Paul Heyse die längste Zeit am Werke. Es war im Herbst 1856, als ein anspruchsloses Büchlein mit dem Titel „Die Chronik der Sperlingsgasse“ seinem Verfasser, der sich Jakob Corvinus nannte, mit einem Schlage beim Publicum, wie bei der zünftigen Kritik einen Namen schuf, wie nicht oft ein Erstling es vermocht hat. Und diese Liebe auf der einen, diese Anerkennung auf der anderen Seite war wohl verdient: umschloß doch das schmale Bändchen in seinem bescheidenen Rahmen eine Fülle von Bildern der Wirklichkeit, dichterisch empfunden, erhöht und zu einem Kunstwerk zusammengeschlossen, bot dazu einen Reichthum an echtem Gefühl, an guten Gedanken und tüchtigem Wollen und zeigte bei jugendlicher Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung eine Reife und Tiefe der Lebensanschauung, die es hoch auch über die bessere Durchschnittsproduction der Zeit erhoben und zugleich von dem, der damit in die Litteratur sich einführte, für die Zukunft Größeres noch und Trefflichstes erwarten ließen. In diesem Sinne nannte es Friedrich Hebbel „eine schöne Ouverture“, und wahrlich, er hat mit einem prophetischen Worte in jeder Hinsicht Recht bekommen und behalten.

Der „Jüngling näher dem Manne“, der die Chronik etwa zwei Jahre zuvor auf einer Berliner Studentenbude niederzuschreiben begonnen und sie dann unter jenem launigen Pseudonym — der lateinischen Umbildung seines Familiennamens und dem volksthümlichen Rufnamen der Rabensippe — hatte in die Welt gehen lassen, war auf nicht gewöhnlichem Umwege zum Studium und zur Dichtung gekommen. Geboren als Sohn des Justizamtmanns Raabe zu Eschershausen im braunschweigischen Weserlande, hatte er seine Jugendbildung in Stadtoldendorf und demnächst auf den Gymnasien zu Holzminden und Wolfenbüttel erhalten. Aber stärker als die Schule und die Tradition des Elternhauses hatten eifrig betriebene Allerweltslektüre und das Blut des Großvaters, der als studirter Theologe und Postmeister zu Holzminden sich um die Wende des Jahrhunderts mit einer langen Reihe von Büchern und Aufsätzen meist populärwissenschaftlichen Inhalts an der Litteratur der Aufklärungszeit betheiligt hatte, die Geistesrichtung und die Lebenspläne des eigenartigen und eigenwilligen Knaben beeinflußt. Statt dem Corpus Juris zuzustreben, trat er im Jahre 1849 in die Creutz'sche Buchhandlung zu Magdeburg als Lehrling ein. Das Bücherbedürfniß der nahrhaften Elbstadt war nicht so groß und darum der Arbeit im Geschäfte nicht so viel, daß dem leidenschaftlichen Bücherfreunde nicht Zeit geblieben wäre, auch von innen anzusehen, was der Laden Gutes bot; dazu hatte ein besonderer Glücksfall im Lager die ganzen Sortimentsreste seit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in albis erhalten, die man eben jetzt zu maculiren sich entschloß. Aus diesem Raritätenlager, dessen Untergang heute jeder Antiquar und Sammler beklagen muß, stammt ein guter Theil von Raabe's Litteraturkenntniß auch auf ablegenen Gebieten, die in mancher seiner Geschichten — ich erinnere nur an „Die Gänse von Bützow“ — selbst den zünftigen Germanisten erstaunen und beschämen kann. Aber nicht bloß dergleichen geistiger Besitz für künftige Zeiten ward gesammelt, die Denkmäler der alten Stadt und die Chronik ihrer ruhm- und thränenreichen Vergangenheit ließen den

Jüngling schon jetzt den Plan zu einer größeren historischen Dichtung entwerfen, der dann freilich erst einige Jahre später in „Unseres Herrgotts Kanzlei“ ausgeführt werden sollte. Einstweilen kehrte der Zweiundzwanzigjährige nach Ablauf der Lehrzeit dem Buchhändlerberufe den Rücken und bereitete sich in Wolfenbüttel ein Jahr lang auf eigene Hand zur Universität vor. Die Gymnasialzeit hatte ihm wenigstens die Freude an den Alten nicht verdorben; auf dem Fundament der griechischen und römischen Litteratur, insbesondere der Historiker und Philosophen, in denen er noch heute trotz einem Philologen zu Hause ist, begann er jetzt die Denker und Schriftsteller der Folgezeit nach Wahl und Kräften durcharbeitend eine eigene Lebens- und Weltanschauung aufzubauen, bis er sich reif fühlte, das Studium als eingeschriebener Hörer der Philosophie und der Humaniora auf der Universität Berlin fortzusetzen.

Hier aber regte sich zugleich gebieterisch der Trieb zu eigener Production, und der schöne Erfolg seines Erstlings, neben dem schon manches Andere wie die historische Novelle „Der Student von Wittenberg“ theils vollendet, theils im Entwurfe vorlag, entschied über seine Zukunft: sein Beruf ward die Dichtung. In Wolfenbüttel, wo er sich nach beendetem Triennium wiederum niederließ, kamen in den nächsten Jahren in rascher Folge eine ganze Reihe neuer Ansätze zu Frucht und Reife: zuerst die liebe jugendgrüne, aber auch heute noch im Kerne jugendfrische Erzählung „Ein Frühling“ (1857); dann das ähnlich der großstädtischen Sperlingsgasse in allen Humoren spielende Kleinstadtidyll „Die Kinder von Finkenrode“ (1859); weiter die Harzgeschichte in Briefen „Nach dem großen Kriege“ (1861), deren phantastische Romantik in einem herbkräftigen patriotischen Empfinden den nöthigen Rückhalt hat, um auch die nüchterneren Kinder des neuen Reichs noch zu erbauen. Es folgen die beiden historischen Romane „Der heilige Born“ (1861), eine Geschichte zwischen Pyrmont und Holzminden, aus zwei Seiten der Bünting'schen Chronik erwachsen, und der andere, schon früher erwähnte „Unseres Herrgotts Kanzlei“ (1862), darin die heldenmüthige Gegenwehr Magdeburgs gegen die Armee des Interims 1550 in den frischen, leuchtenden Farben der alten deutschen Meister abgeschildert ist. Nebenher entstanden die kleineren Novellen und Skizzen, die in den beiden Sammlungen „Halb Mähr, halb mehr“ (1859) und „Verworrenes“ Leben (1862) vereinigt sind, meist historischen Inhalts, auf dem Boden der Heimath oder in der Nachbarschaft spielend, und gerade darunter Perlen, wie „Lorenz Scheibenhard“ und „der Junker von Denow“. Im Jahre 1859 entdeckte der mit naiver Leichtigkeit schaffende Romancier und Novellist, daß ihm die Versader nicht minder als die der Prosa strömte, und in kurzer Frist wuchs ihm ein ganzes Buch voll lyrischer Poesien zu. Zwei längere Gedichte erschienen in „Westermann's Monatsheften“, andere unter den Skizzen in „Halb Mähr, halb mehr“, eine weit größere Zahl demnächst in den Romanen des folgenden Jahrzehnts verstreut, wunderschöne Sachen dabei, wie der Liedercyclus in den „Leuten aus den Walde“: „Es war ein Schiff aus Portugal . . .“ und die herrlichen freien Rhythmen im „Hungerpastor“ und im „Drümling“.

Auf einer in demselben Jahre unternommenen längeren Reise durch Süddeutschland und Oesterreich, die über die Alpen nach Italien hinein auszudehnen ihn der Ausbruch des Krieges um die Lombardei verhinderte, fand er ein besonderes Gefallen an dem guten Lande Schwaben und zumal an der württembergischen Hauptstadt, die eben damals als eine der beiden Centralen des deutschen Verlagsbuchhandels und Heimstätte zahlreicher Dichter und Litteraten einem jungen Schriftsteller mannigfache Anregungen und Vortheile zu bieten hatte. Als daher unser Freund im Jahre 1862, gestützt auf den Ertrag und Erfolg von „Unseres Herrgotts Kanzlei“, daran denken konnte, sich einen eigenen Herd zu gründen, übersiedelte er mit seinem jungen Eheglück dorthin und ward für acht Jahre ein Bürger von Stuttgart. Es waren Jahre rührigsten Schaffens aus der Fülle und Tiefe im Kreise der aufblühenden Familie, im Verkehr mit lieben geistvollen Genossen: von Aelteren traten ihm besonders Edmund Hoefer, Moritz Hartmann, J. G. Fischer, der Danteübersetzer Notter und der Romandichter Otto Müller, von Jüngeren Wilhelm Jensen in herzlicher Freundschaft nahe; der Künstlerverein mit Hackländer, Theobald Kerner, dem unstäten Leuthold und vielen anderen großen und kleinen Namen bildete den weiteren Kreis. Von der Entwicklung seiner dichterischen Persönlichkeit in diesen entscheidenden Jahren zwischen Dreißig und Vierzig legen vor allem die vier großen Romane Zeugniß ab, die er in Stuttgart vollendete: „Die Leute aus dem Walde“ (1863), „Der Hungerpastor“ (1864), „Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge“ (1867) und „Der Schüdderump“ (1870). Die „Leute aus dem Walde“ müssen nach der ganzen Anlage, nach Geist und Form als die abschließende Dichtung von Raabe's erster Periode bezeichnet werden. Manches weist natürlich schon darüber hinaus und in die Zukunft, die beiden Fundamentalsätze der Erziehung des Helden „Sieh nach den Sternen!“ und „Gieb acht auf die Gasse!“ könnten sogar als Motto für Raabe's gesammtes Schaffen gelten. Aber das Kunstwerk als solches trägt noch nicht den vollen Stempel seiner Eigenart, noch hat er darin den ihm ganz eigenthümlichen Stil — das Wort im umfassendsten Sinne verstanden — nicht gefunden, der dann mit jeder Stufe bewußter ausgeprägt die drei folgenden Werke zu ebensoviel Meisterleistungen nicht bloß seiner, sondern der deutschen Romandichtung überhaupt macht. Durch den Schlußsatz des „Schüdderump“: „Es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurkilande und im Schatten des Mondgebirges, bis in dieses Siechenhaus zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges“ — durch diesen Satz hat Raabe die drei Dichtungen zu einer idealen Einheit zusammengefaßt, und man hat sie danach wohl vielfach als eine Roman-Trilogie bezeichnet. Diese Bezeichnung ist aber irrig und führt irre, wenn man

damit, wie u. a. Raabe's redlichster und tiefgründigster Interpret Paul Gerber [1]) es thut, die Vorstellung verbindet, als habe der Dichter sie von vornherein als ein Ganzes, ein in sich geschlossenes Weltbild geplant und ausgeführt. Dies ist nicht blos thatsächlich nicht der Fall, sondern auch psychologisch eine Unmöglichkeit: mit dem „Schüdderump“ im Kopfe hätte der Dichter den „Hungerpastor“ nicht schreiben können. Der bescheidene Held dieses kernfröhlichen Buches überwindet durch sittliche Kraft unter gnädiger Führung auch äußerlich die Welt, und sein Sieg gilt als typisch: „Gieb deine Waffen weiter, Hans Unwirsch!“ Im „Abu Telfan“ steht die Waage ein oder schwankt vielmehr schon nach der anderen Seite hinüber, dem Motto aus dem Koran entsprechend: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, sprach Mohamed, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen“. Der Leser, der mit dem hartgeschmiedeten Gesellen aus dem Mohrenlande einen Weg sucht, sich in die Welt und mit ihr abzufinden, sei es durch That, sei es durch Resignation, sieht sich am Schluß, was den Werth des Lebens angeht, einem großen Fragezeichen gegenüber: es erscheint mehr als zweifelhaft, ob der traumbefangene Schneider Täubrich-Pascha nicht beneidenswerth ist im Vergleich zu all den Gestalten des Buches, die mit sehenden Augen in das Weltgefängniß eingeschlossen sind. Vollends der „Schüdderump“ spricht es mit grausamer Klarheit aus, daß der äußere Sieg dem Niedern, Gemeinen, Schlechten in der Welt als dem Mächtigen gehört und Bosheit und Schwäche zusammenwirkend ewig so „das Loos des Schönen auf der Erde“ sich erfüllen lassen. So bilden die drei Romane zunächst nur für den Dichter selber eine Einheit in dem Sinne, daß sie, wie er nachträglich inne wird, die Stationen seines Weges der Erkenntniß bezeichnen von der freudigen Bejahung des Lebens trotz all seiner Schmerzen und Leiden durch den wachsenden Zweifel zur reinschmerzlichen Verneinung; sie können aber auch für den Leser eine Einheit werden, wenn sie ihn auf demselben „langen und mühseligen Wege“ führen oder begleiten. Was Raabe den Weg gehen und an das nicht gesuchte Ziel gelangen ließ, war zu einem Theil wohl die wachsende Lebenserfahrung im Mannesalter, zum anderen aber und für die Entscheidung entscheidend der zunächst übermächtige Einfluß, den das Studium Schopenhauer's von 1868 ab auf ihn übte. Er hatte den Propheten des Pessimismus und — des Mitleids zuerst einige Jahre früher aus den Lindner-Frauenstädtschen „Memorabilien“ oberflächlich kennen gelernt und damals bereits die Empfindung gehabt, in ihm den systematischen Denker gefunden zu haben, der seiner Dichternatur am gemäßesten sei. Und in der That berührt er sich unbewußt auch schon in seinen Jugendwerken vielfach so nahe mit den ethischen Grundanschauungen des Weisen von Frankfurt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn Paul Gerber ihn von vornherein als fertigen Philosophen Schopenhauerscher Schule beginnen läßt. Dennoch hat er in Wahrheit, wie schon gesagt, erst während der Arbeit am „Schüdderump“ sich in die eigenen Werke des Alten versenkt und dabei, ohne sich je theoretisch ihm gefangen zu geben, doch eine Zeit lang dem überwältigenden Zauber dieser obenein dichterisch concipirten und bezwingend vorgetragenen Weltanschauung soweit nachgegeben, daß jener gleichzeitig entstandene Roman unter dem Zeichen eines bedrückenden Weltleides steht. Auch in den Werken der folgenden Jahrzehnte, seiner dritten Periode, die ihn andauernd und heute noch auf der in den drei Romanen erklommenen Höhe des Dichtens und Denkens zeigt, klingt noch oft genug vernehmlich ein Schopenhauerscher Grundton durch, doch nicht mehr als Dominante, wie im „Schüdderump“. Vielmehr sehen wir den Dichter auch seinem Lieblingsphilosophen gegenüber je länger je mehr seine volle Selbständigkeit und Unbefangenheit wieder gewinnen. Da ist es nicht mehr „untröstlich allerwärts“: es mehren sich die kräftigen, im besten Sinne für den Leser erbaulichen Helden und Heldinnen, die mit dem Kernwort im Herzen „Es lebe, wer sich tapfer hält!“ der Welt entgegentreten und sie bestehen; wieder verknüpft sich mit dem inneren Triumphe des Edeln über das Gemeine, den der Dichter ja auch der armen Antonie Häusler im „Schüdderump“ gelassen hatte, oft genug auch der äußere Sieg, und neben und über allen Wolken und Nebeln, allen Stürmen und Wettern des Lebens behauptet der Sonnenschein wieder sein Recht. Ich werde an einer späteren Stelle hierauf noch näher einzugehen haben, für jetzt galt es nur, Marksteine zu setzen, und ich wende mich zu dem Stuttgarter Leben und Schaffen unseres Freundes zurück. Außer jenen großen Romanen zeitigten die sechziger Jahre noch eine eigenartig eingekleidete Erzählung „Drei Federn“ (1865) — sie enthält nebenbei bemerkt die einzige Reincultur und Incarnation der Gemeinheit, den einzigen bloß „schlechten Kerl“, den Raabe gezeichnet hat, Pinnemann heißt der Unhold — und zwei Sammlungen von Novellen und Skizzen, „Ferne Stimmen“ (1865), darin die von Heyse für den deutschen Novellenschatz nicht glücklich, weil wenig charakteristisch ausgewählte, sonst vortreffliche Novelle „Das letzte Recht“, und „Der Regenbogen“. Diese letzteren sieben Geschichten tragen wahrlich ihren Namen mit Recht, denn nirgendwo vielleicht spielt Raabe's Kunst und Humor in so mannigfaltig wechselnden Farben, zeigt sich der Reichthum seiner erfindenden Phantasie und seine unfehlbare Sicherheit, für die verschiedenartigsten Stoffe immer die ihnen gemäße Darstellungsform zu treffen, so glänzend, wie in diesem Novellenbuche, das eben darum in unserer Litteratur nicht seines Gleichen hat.

Inzwischen hatte Raabe's Stuttgarter Lebensbehagen durch die Ereignisse des Jahres 1866 einen schweren Stoß bekommen. Wilhelm Jensen hat vor Kurzem sehr launig darüber berichtet, wie die beiden jüngeren Norddeutschen der Schriftstellerkolonie, die aus ihren Sympathien für ein neues Deutschland unter Preußens Führung nie einen Hehl gemacht hatten — Raabe gehörte seit lange mit ganzem Herzen dem deutschen Nationalverein an —, der Stimmung vor und der Verstimmung des Schwabenthums nach dem Siege der preußischen Waffen fröhlich trotzend gerade durchgingen

1) Wilhelm Raabe. Eine Würdigung seiner Dichtungen. Von Paul Gerber, Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. (1897). VIII u. 338 S. 5 M.

und „sich tapfer hielten“. Aber bitter ist es doch, wenn einem die leidige Politik eine Thür nach der anderen schließt und man an Stelle der früheren guten Kameradschaft hier kühler Zurückhaltung, dort gröblicher Hitzköpfigkeit begegnet. Man weiß, daß der antipreußische Geist auch die folgenden Jahre im Süden übermächtig blieb, weil Niemand ahnen konnte, wie bald die Mainbrücke geschlagen werden sollte. Zu diesem wachsenden Unbehagen kam bei Raabe die allmähliche Ueberzeugung, daß er, was ihm Süddeutschland zur Erweiterung seines Gesichtskreises und inneren Ergänzung seiner Persönlichkeit hatte bieten können, sich angeeignet hatte und es nunmehr an der Zeit war, wiederum durch Berührung mit der heimischen Erde Niedersachsens den Kern seines Wesens zu stärken und da wieder einzuwurzeln, wo der Baum gewachsen war. Auch Familienrücksichten wirkten mit, und so entschloß er sich, im Sommer 1870 nach dem Norden zurückzukehren und fortan seinen dauernden Wohnsitz in Braunschweig zu nehmen. Unter allerhand Schwierigkeiten, vielfach gehemmt durch die Truppenzüge, die dem Rheine zueilten, um demnächst auf Frankreichs Boden das Kaiserthum der Hohenzollern aufzurichten, vollzog sich die Uebersiedelung.

Braunschweig ist noch nie eine Kunststadt gewesen, und bei dem wackern und bürgerlich regsamen, aber im Schaffen wie im Genießen durch schöngeistige Interessen gleich wenig beeinträchtigten Menschenschlage, der darin seit Alters zu Hause ist, hat es auch keine Aussicht dazu, je eine zu werden. Etwaige ästhetische Bedürfnisse suchen ihre Befriedigung im Theater und Concertsaal, neuerdings auch wieder mehr als früher in Ausstellungen von Werken der bildenden Kunst; der Poet aber, soweit er dem Publicum nicht durch „Mappe“ und Leihbibliothek vermittelt wird oder sei es als Classiker, sei es als Modedichter in Goldschnitt für Confirmation und Weihnachten gekauft werden muß, kommt, auch in der Schätzung, hinten nach — longo sed et ultimus intervallo. Kein Wunder, daß Raabe damals unter den 60000 und etlichen Einwohnern, wenn man etwa von Adolf Glaser, dem Redacteur der Westermann'schen Monatshefte, absieht, sich eigentlich als der einzige Schriftsteller am Orte fand, der es zugleich von innerem und von äußerem Berufe war, und betrüblich aber unleugbar, daß dem noch heute so ist, obwohl sich seitdem die Bevölkerung der Stadt verdoppelt hat. So ist er denn, während er als Mensch geistig und gemüthlich sein Genüge in der Familie und unter alten und neuen Freunden und guten Gesellen, bei der „Bauernschaft des Krähenfeldes“, den „Kleiderseller“ und den Meistern vom „Feuchten Pinsel“ zu finden wußte, als Künstler dreißig Jahre auf sich selber gestellt gewesen ohne Mitstrebende unter wenigen gelegentlich Nachstrebenden und nicht eben Vielen, die auch nur nachempfinden konnten, was er empfand und gestaltete. Dabei floß sein äußeres Leben, die Schmerzen und Freuden abgerechnet, die nur ihm und den Seinigen gehören, still und gleichmäßig dahin, kaum von anderen als gelegentlichen Familienreisen oder einer Harzwanderung unterbrochen. Wahrlich — so hoch man auch den Reichthum an Ideen und Vorstellungen anschlagen mag, den er in den ersten vierzig Jahren seines Lebens bei sich aufgehäuft, und soviel eine nie aussetzende Lektüre, immer mehr auf das Alte und Ewige, als auf das jeweilig Moderne gerichtet, an Ertrag und Anregung ihm hat gewähren können, bewundernswürdig ist es doch, daß er nun dreißig Jahre davon münzt und immer noch Gold mit einem unausgeschliffenen Stempel, der nur ihm eignet. Ich sage aber bewundernswürdig, nicht wunderbar; denn Gottfried Keller hat Recht, wenn er einmal dem „Hin- und Herrutschen“ und „Studienmachen“ der (damals, 1860!) Modernen, bei dem nichts Rechtes herauskomme und nur „das Anschauungsvermögen verzettelt werde“, die still und seßhaft aus der eigenen Tiefe schaffende Natur des großen Dichters gegenüberstellt, eines Schiller, der „Jahre lang nicht dazu kam, die alte Mutter zu sehen, die im nächsten deutschen Ländchen wohnte, und dennoch Welt und Leben mit einer so sichern Ahnung, mit einem Hellsehen erfaßte, wovon der, so die Nase unmittelbar in Alles stecken muß, seinerseits keine Ahnung hat“. Freilich, um so in der ewigen Dasselbigkeit der vier Wände im Stande zu sein, „von jedem gegebenen Punkte aus die Welt treu und ideal zugleich aufzubauen“, dazu gehört eben, daß man — auch Einer ist! Und umgekehrt, wer es vermag, der ist Einer, einer von den Großen, und es giebt keinen bündigeren äußeren Beweis innerer Größe eines Dichters, als diesen. Raabe's Schaffen ist zwischen Vierzig und Siebzig allgemach langsamer geworden, als in den Dreißigen, es hat auch wohl *einmal* ein Jahr gestockt, aber seine Ziele und seine Leistungen stehen heute so hoch, wie nur zu irgend einer Zeit, ja, wer die Ernte des letzten Jahrzehnts überschaut, der kann wohl zweifelhaft werden, ob nicht dieser Firnewein an Blume, Kraft und reifer Süße manchen früheren Jahrgang, vom Jugendmost zu schweigen, eher übertrifft.

Das erste Buch, das der Dichter nach seiner Heimkehr dem „Schüdderump“ hatte folgen lassen, war der höchst muntere „Dräumling“ (1872), die Geschichte des Schillerfestes zu Paddenau und wie der Firma Knackstert Wittwe und Sohn und dem grämelnden Tieck'schen Hofrath Mühlenhoff zum Trotz des Letzteren Töchterlein Wulfhilde dem Rector Fischarth zum Siege über die Philister half und dafür den Sumpfmaler Haeseler zum Manne bekam. Es folgte das Novellenbuch „Deutscher Mondschein“ (1873), darin „Des Reiches Krone“, selbst die Krone von Raabe's mittelalterlichen Historien. Im „Christoph Pechlin“ (1873) entpuppt sich der Held einer grotesken „internationalen Liebesgeschichte“ als echter Schwabe von Gottes Gnaden mit aller Naivetät, Grobheit und Güte seines Stammes; sein Hintermann dagegen, der weise „Meister Autor“ (1874), ist ein rechter Niedersachse, am Elm zu Hause, und die aus bunter Wirklichkeit und Ahnung des tiefsten Zusammenhanges der Dinge wundersam gemischten „Geschichten vom versunkenen Garten“, die er mit erleben muß, spielen in einer Heckenstraße und einem Beguinenhofe Braunschweigs. Das nächste Jahr ließ den „Horacker“ (1876), dies lachende Sonntagskind eines goldenen Humors, reifen

— auch rein technisch in der Composition ein Meisterstück. In dunklere Farben ist die Mehrzahl der „Krähenfelder Geschichten" (1879) gekleidet, namentlich die später auch als tausendstes Bändchen Reclam erschienene Erzählung „Zum wilden Mann" wetteifert an grausamer Herbheit mit dem „Schüdderump", und etwas, das jäher erschütterte als die eine Sommerfrischenstimmung durchbrechende Katastrophe in „Frau Salome" kann man selbst bei unserem Dichter, der wie das Leben solche Contraste liebt, lange suchen; hart daneben steht dann wieder die tolle „Hochsommergeschichte" „Vom alten Proteus", die krauseste Arabeske, die je ein deutscher Dichter seit der Romantik zu seinem Vergnügen und zur starren Verwunderung seiner Leser an den Rand gezeichnet hat; von den beiden Historien der dreibändigen Sammlung hat „Die Innerste" zweifellos den Preis, eine Vorharzgeschichte aus der Zeit des siebenjährigen Krieges von wunderbarem Stimmungsgehalt und ganz eigenem dämonischen Reize. Ueber den tragikomischen Sammelwütherich „Wunnigel" (1879) im Hausmuseum Weylandt und über den Kreis der schlichten und getreuen Nothhelfer daheim im großen Jahre 70, die uns im „Deutschen Adel" (1880) nahetreten, führt unser Weg wieder zu einem Hauptstücke Raabe'scher Dichtung, den „Alten Nestern" (1880): das Jugendidyll, das diesen Roman einleitet, auf Schloß Werden, am Weserufer und drüben auf dem Steinhofe ist wie mit dem Grün und Gold eines durchsonnten Frühlingswaldes überleuchtet, und als es sich auflöst, hält vor allen Andern die Prachtgestalt des Vetters Just Everstein uns fest, eines der tapfersten jener weltüberwindenden Selbsthumoristen, die unser Humorist so gern bald zu Trägern, bald zum Chorus der Handlung macht. Anders, doch nicht minder heldenhaft in dem Sinne, daß das echte Heldenthum, wie die Schönheit und das wahre Glück, „auf leisen Sohlen wandelt", ist Frau Rittmeister Grünhage, die Kerngestalt im „Horn von Wanza" (1881), Herrin ihres Geschickes geworden und nebenher die Herrin des wundervollen Philisternestes, das den Rahmen zu ihrem Bilde giebt. Auch in „Fabian und Sebastian" (1882) gilt es eine düstere Vergangenheit zu überwinden, diesmal geschieht es im Geiste und Stile Iphigenien's: Alle irdischen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit. Kam hier das Kind Constanze von jenseits des Meeres, um alte Schuld im Stammhause zu lösen, so verwirrt im nächsten Buche „Prinzessin Fisch" (1883), eine exotische Donna, die mit anderem fremden Volke sich in einem zum Curort aufsteigenden Gebirgsdorfe niederläßt, als Märchenheldin schwärmerischer Knabenträume eine Weile Sinn und Phantasie des jugendlichen Helden, den wir schließlich über den Unwerth seines Idols aufgeklärt „an der Schwelle" des Lebens verlassen. Aber nicht immer hat die aufdringliche Außenwelt dem Idyll gegenüber Unrecht: in der „Villa Schönow" (1885) erscheinen vielmehr der Berliner Schieferdeckermeister und seine philosophische Jugendfreundin Julie ihrerseits als Vertreter echten Menschenthums „edel, hülfreich und gut" gegenüber den scheinbiedern, engherzigen Provinzialen in und um „Dähmel's Ecke". Vergangenheit und Gegenwart anfangs wie traumhaft ineinandergewoben, dann scharf und kontrastreich einander gegenübergestellt, ohne daß doch jene intime Stimmung sich verflüchtigte — so erzählt das „Sommerferienheft" „Pfisters Mühle" (1885) von den Menschen und Schicksalen, welche mit dieser einst so heimeligen Heimstätte verknüpft waren, die nun zum Abbruch bestimmt, um einer Fabrik Platz zu machen, dem Sohn des Hauses und seiner jungen Frau ein erstes und letztes Mal ein Ferienobdach bietet. In den „Unruhigen Gästen" (1886) nimmt der Dichter den Contrast zwischen der andringenden lauten Welt und der weltabgeschiedenen Existenz eines übrigens keineswegs idyllischen Dorfes in den Bergen noch einmal zum Vorwurf; siegreich und unverworren erhebt sich diesmal über all die unruhigen Haus- und Lebensgäste, heimische und fremde, die rührende Gestalt der Schwester Phoebe, der kein Dienst und kein Kampf zu schwer wird; zugleich klingt in diesem fromm-freien Buche die Dissonanz der Erzählung „Zum wilden Mann" harmonisch aus. Von der Großstadtgeschichte „Im alten Eisen" (1887), aus der kein Leser der beiden Kinder Todtenwache vergessen wird, führt der nächste Schritt, ein Sprung durch Zeit und Raum, auf „Das Odfeld" (1888). Es ist nach einem Jahrzehnt die erste Historie wieder, wie „Die Innerste" aus den schweren Zeitläuften des siebenjährigen Krieges: im Vordergrunde der abgedankte Schulmeister von Amelunxborn Noah Buchius, seine Quäler und seine Schützlinge, im Hintergrunde eine Schlacht des Herzogs Ferdinand, dessen menschlicher Größe hier ein unvergängliches Denkmal errichtet ist. Dagegen versetzt uns „Der Lar" (1889) mitten ins Alltagsleben der Gegenwart zurück und läßt wieder einmal, so ernste Schatten dazwischen fallen, alle Lichter eines lachenden, ja hier und da eines verwegenen Humors über den Lebenswegen von Warnefried Kohl und Rosine Müller funkeln, die sich diesmal wirklich „kriegen". Die „See- und Mordgeschichte" „Stopfkuchen" (1891) giebt die Einkleidung ab einer innern Entwicklung voll eigenster Erfahrung des Dichters, äußerlich für den Stoffleser löst sie nach langer, fast ermüdender Spannung die Frage, wer Kienbaum erschlagen hatte. „Gutmann's Reisen" (1892) und „Kloster Lugau" (1893), so grundverschieden in Plan und Ausführung sie sonst sind, haben den ausgesprochenen Zug kräftigen nationalen Empfindens gemein, der wie im „Deutschen Adel" auf die Ausgleichung und Versöhnung der Stammesgegensätze hinausgeht. Der symbolische Gehalt des ersteren Buches, dessen historischen Kern die Versammlung des Nationalvereins zu Coburg 1860 bildet, tritt klar zu Tage in dem Ehebunde zwischen Nord und Süd, zu dem der abgeblitzte Freier aus Deutsch-Oesterreich schließlich auch seinen Consens giebt und gut Freund bleibt, zu allem Uebrigen spricht es auch das Motto dieser indirecten Bismarckiade, das „Michels Mutter" in den Mund gelegt ist, aus: „Nach dreißig Jahren begreift es Keiner mehr, wie man sich hat plagen müssen, um die lieben Kleinen zusammenzubringen". Auch in

„Kloster Lugau“ findet der Schwabe seine bessere Hälfte in der Heimath des Sachsenspiegels und wird die kleine Eva seinerseits ins Neckarthal heimführen, wenn er aus dem Decemberschlachten vor Paris die lebende Seele rettet. Sonst bereichert das Buch die Gallerie Raabe'scher Charakterköpfe um die Tante „Kenne-sie-alle“ und den ausgezeichneten Typus des akademischen Strebertthums Eckbert Scriewer. Kein Typus, ein ganz individuelles Menschenbild, von Freundeshand gezeichnet, ist der Held der „Akten des Vogelsangs“ (1895), Velten Andres. Es klingt alltäglich romanhaft, daß er sein Leben an die Verwirklichung eines Jugendtraumes setzt und zu Grunde geht, weil er „sie“ trotz Allem nicht erringt. Aber wie dieser Mensch mit dem heißen Herzen, dem harten Kopfe und der weichen Seele dazu kommt, in der Jugendliebe seinen Lebensinhalt zu finden und zu verlieren, wie er nun klaglos auf Besitz und Heimath, auf All und Jedes resignirend sich in sich selber zurückzieht und der Weisung des jungen Goethe: „Sei gefühllos, ein leichtbewegtes Herz ist ein elend Gut auf der wankenden Erde!“ mit starkem Willen vergebens nachringt, bis er mitten in der menschenwimmelnden Großstadt einsam wie „auf Salas y Gomez“ stirbt — dies Alles, sich abhebend von dem normalen Familienglück des correcteren Jugendfreundes, ist so neu und geht so tief, daß ich in Raabe's Schaffen nichts darüber kenne. Endlich „Hastenbeck“ (1899) — noch einmal das Weserland im Drang des Weltkrieges von 1757, wieder ein Menschenschicksal aus der Tiefe mit den Geschicken der Großen verknüpft, aber im Sonnenschein beginnend und im Sonnenschein endend nach bitterer Winternoth, im engem Kreis doch all die Gegensätze in Leben und Dichten umfassend, die das Deutschland von damals in seinem Schooße trug, dargestellt to show what times are coming, if not — von Einem, der diesmal mit besonderer Betonung das Wort des Freiherrn von Stein als Motto voranstellt: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland!“

Ich athme auf und der Leser, wenn er bis hierher gefolgt ist, mit mir — wir sind am ersten Ziele. Und ruhig will ich ihn jetzt schelten lassen: dem Einem wird des Raisonnements viel zu viel, dem Andern noch zu wenig sein, dem Alles oberflächlich und äußerlich und jenem Manches kraus und dunkel erscheinen. Hab' ich nur erreicht, was ich gewollt habe: erst einmal in einem Ueberblicke den ganzen, ob auch verwirrenden Reichthum des Füllhorns ausgeschüttet und eine Ahnung auch bei dem Fernstehenden von dem erweckt, was hier zu genießen und zu gewinnen ist, und zugleich aus all den Blüthen voll Duft und Farbe dem Meister, der sie im Laufe eines halben Jahrhunderts in seinem stillen Garten gezogen hat, einen Ehrenkranz gewunden und um sein Bild gehängt, daß sein verehrungswürdiges Haupt vor uns in dem eigensten Schmucke prange, der ihm gebührt!

Bücherschau.

Emil Krüger. Der Ursprung des Welfenhauses und seine Verzweigung in Süddeutschland. Neue, unter Zugrundelegung des bisher zugänglichen Urkunden- und sonstigen Quellenmaterials gewonnene Forschungsresultate. Mit einer Karte. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1899. XV, 586 u. XVIII S. gr. 8⁰. 15 M.

Das Welfenhaus reicht mit seiner Vergangenheit zurück in graue Vorzeit, die noch wenig durch sichere urkundliche Zeugnisse erhellt ist. Das hat auch schon früher die Forscherlust angereizt, aber leider hat dabei nur zu häufig die Phantasie gewaltet, wo dem forschenden Verstande der Stoff zu festem Aufbau ausging. Dadurch ist die älteste Geschichte des Geschlechts mit einer Reihe von Fabeln umwoben, an denen nicht selten auch der Schmeichelei höfischer Genealogen ihr Antheil wird zugeschrieben werden müssen. Alle aber, die in neuerer Zeit den Ursprung des Welfenhauses haben klar legen wollen, werden durch das vorliegende Buch bei Seite geschoben, dessen Verfasser, wie an umfassender Gelehrsamkeit, kritischem Scharfsinn und methodischer Beweisführung, so auch in seinen Ergebnissen alle seine Vorgänger weit hinter sich läßt. Krüger ist auf genealogischem Gebiete kein Neuling; er hat sich bereits früher durch seine Untersuchungen über den Ursprung der Zähringer, die Abstammung Heinrich's I. von den Karolingern u. A. die Anerkennung der Fachgelehrten errungen. Er besitzt neben einer sicheren Beherrschung des weitverzweigten geschichtlichen Stoffes, den nur gewaltiger Fleiß sich zu eigen machen kann, eine bewundernswerthe glückliche Combinationsgabe, die nicht ziellos in die Weite schweift, sondern durch nüchternen Verstand gehalten und geregelt wird. Es liegt in der Natur des Stoffes, den es hier zu behandeln gilt, daß nicht Alles, was dargestellt werden muß, urkundlich bewiesen werden kann. Wo eben die zusammenhängenden Zeugnisse fehlen, da ist zwischen den vereinzelten beglaubigten Nachrichten eine Verbindung herzustellen, der nicht immer unumstößliche Gewißheit, oft aus inneren Gründen nur ein höherer oder geringerer Grad von Wahrscheinlichkeit zuzusprechen ist. Dieser Schwierigkeiten ist sich der Verfasser stets bewußt geblieben. Er rechnet mitunter ganz offen nur mit Wahrscheinlichkeiten, aber die Gründe, die er für seine Ansichten anführt, sind wohlüberlegt und von innerem Halt. Wohl möglich, daß ein neuer litterarischer Fund in dem Bau, den er gezimmert, das eine oder andere Gebälk beseitigen oder verrücken wird. Das würden wir als einen weiteren Fortschritt ebenso freudig begrüßen, wie jetzt jenen Bau selbst, den er sicher begründet und wohlgefugt vor uns hat erstehen lassen.

Neben den genealogischen Angaben der Urkunden, Geschichtsschreiber, Nekrologien u. s. w. hat Krüger unter sorgsamer Berücksichtigung der allgemeinen politischen Verhältnisse hauptsächlich zwei Momente für Aufstellung seiner Genealogien benutzt: die Namen, bei denen im Mittelalter die meisten Fürstenhäuser einer gewissen Ueberlieferung folgten, und den Grundbesitz, der bei seiner Beharrlichkeit sichere Rückschlüsse auf ver-

gangene Zeiten gestattet. So sind dem Welfenhause die Namen Welf und Wolf eigenthümlich, die neben einander allein oder in den Zusammensetzungen Welfhart, Wolfhart, Welfrat, Wolfrat u. s. w. erscheinen. Die urkundlich älteste Form ist Welpo, die im Jahre 760 begegnet. Nach Krüger hat kein anderes Fürstenhaus der Zeit dieses Namens sich bedient. Es würde uns hier viel zu weit führen, seine Erörterungen im Einzelnen zu verfolgen. Wir müssen uns damit begnügen, die Ergebnisse seiner Arbeit kurz vorzuführen.

Die ersten sicheren Mitglieder des Geschlechts begegnen in einer Urkunde vom 8. August 760: Richbald oder Beno und sein verstorbener Bruder Welpo. Von ihnen stammen die älteren deutschen Welfen ab, deren Mannsstamm im Jahre 1055 mit Herzog Welf IX. von Kärnthen erlosch. Für diese stellt Krüger im ersten Abschnitte seines Buches (S 1—155) eine neue lückenlose, kritisch gesichtete und mehrfach ergänzte Genealogie auf, die mit allen urkundlichen Angaben in vollem Einklange steht. Er hält die Welfen für ein ursprünglich fränkisches Geschlecht, das um 750 von Pipin nach der endgültigen Unterwerfung von Alemanien dorthin verpflanzt und mit confiscirtem Fiscalbesitz reichlich ausgestattet wurde, und sieht ihre Urheimath an der oberen Saar, Mosel und Maas. In gleicher Weise denkt er sich später den Uebergang einiger Mitglieder des Geschlechts nach Bayern und erklärt er ihren dortigen Güterbesitz. Das mächtige Geschlecht der Alaholfinger bringt er schon in der frühesten Zeit mit den Welfen in Geschlechtsgemeinschaft.

Gleichzeitig wie zu dem Hause der Welfen hatte Krüger das Material zur ältesten Geschichte des Hauses Württemberg gesammelt. Er gewann hier immer mehr die Ueberzeugung, daß die Vermuthung Stälin's, die Württemberger seien ein Seitenzweig der Grafen von Veringen, sich bestätige, und mußte nun auch diese in den Bereich seiner Forschungen ziehen. Das mächtige Haus der Veringer trat 972 mit Wolferat I. ganz plötzlich in die Geschichte ein. Die Untersuchung über diese auffällige Erscheinung weckte in dem Verfasser den Gedanken, daß die Veringer den Seitenzweig eines anderen angesehenen Fürstenhauses bildeten. Dieses glaubt er nun in dem Hause der Welfen gefunden zu haben. Die Nähe ihrer ältesten Stammsitze, — Alshausen für die Veringer, Altorf-Weingarten für die Welfen —, die Familiennamen, ihre Besitzungen machten ihm diese Verwandtschaft immer mehr zur Gewißheit. Diesen Verhältnissen ist zunächst der zweite Abschnitt des Buches gewidmet, in dem die Anfänge der Grafen von Alshausen-Veringen, ihre Stammeseinheit und ihr Geschlechtszusammenhang mit dem Hause der Welfen, die Stammeseinheit der Grafen von Württemberg mit den Grafen von Veringen und mit den Welfen behandelt und ein Ueberblick über die ältesten Besitzungen der drei Geschlechter gegeben wird. Im dritten Abschnitte (S. 229—429) verfolgt er dann die Anfänge des Hauses Württemberg, seinen Geschlechtszusammenhang mit den Grafen von Veringen und seine Genealogie bis auf Eberhard I. († 1325) von Württemberg. Der vierte Abschnitt enthält für viele Behauptungen der früheren Theile die sichere Grundlage, eine mühsam gearbeitete, vergleichende, nach Gauen geordnete Zusammenstellung der sämmtlichen ältesten Besitzungen der vier von gemeinschaftlichem Urstamme ausgehenden Linien, der Alaholfinger, Welfen, Veringer und Württemberger. Den hohen Werth, der von fachkundiger Seite auf diese Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Württemberg gelegt wird, können wir schon daraus ermessen, daß die Württembergische Commission für Landesgeschichte diesen Abschnitt des Buches in den „Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte“ (N. F. VIII. Jahrg. 1899) mit Genehmigung des Verfassers vollständig zum Abdrucke gebracht hat. Im fünften und letzten Abschnitte legt Krüger die Genealogie des aus Bayern nach Italien verpflanzten Hauses der Markgrafen von Tuscien (Este) dar, von dem Albert Ezzo II. Cuniza, die Erbtochter der älteren deutschen Welfen, heirathete und den jüngeren deutschen Welfenstamm begründete. Er war der Großvater Herzog Heinrich's des Schwarzen, durch den das Geschlecht zuerst in Niedersachsen festen Fuß faßte, wo es wieder durch Heinrich's Enkel, Herzog Heinrich den Löwen, zu höchster Machtentfaltung gelangte. Für dieses Haus Este in Italien hatte schon der Bearbeiter der Origines Guelficae Abkunft aus dem alten deutschen Welfenstamme behauptet, ohne einen Beweis dafür erbringen zu können. Krüger verwirft diese Genealogie, zeigt aber in eingehender Untersuchung, die sich wieder besonders auf die Nachbarschaft der Besitzungen und die Uebereinstimmung der Namen stützt, wie auf andere Weise dieser Zusammenhang bestanden haben könne. Doch drückt er sich vorsichtig aus und spricht hier nur von der „möglichen Herkunft“ des Hauses Este.

Die Darstellung des Verfassers ist klar und gefällig; durch zahlreiche theils in den Text eingestreute, theils daneben gegebene Stammbäume werden die genealogischen Ausführungen stets auf das Beste veranschaulicht. Am Schlusse wird das Ergebniß der Arbeit in 18 Stammtafeln vorgeführt, auf denen jedoch jede nicht ausdrücklich beglaubigte, sondern nur vermuthete genealogische Annahme mit einem Fragezeichen gekennzeichnet wird. Den Grundbesitz der Welfen, Alaholfinger, Veringer und Württemberger, sowie einzelner Zweige von ihnen stellt auf das Uebersichtlichste eine Karte dar, auf der mit neun verschiedenen Linien oder Farben die Besitzungen der einzelnen Familien auseinander gehalten werden und ihr Zusammenhang deutlich zu überschauen ist. Druck und Ausstattung des Buches sind nur zu loben. Nur einen Wunsch hätten wir noch zu äußern: die Inhaltsübersicht hätte, zumal da ein Register fehlt, etwas ausführlicher sein können.

Der Verfasser hat sein Werk ohne Nebenabsicht nur aus wissenschaftlichem Interesse geschrieben. Man merkt dieser wie früheren Arbeiten des Verfassers unwillkürlich an, mit welchem inneren Vergnügen er gerade dieses oft dürre und steinige Feld der Geschichtswissenschaft beackert. Um so wohlthuender berühren am Schlusse des Vorworts die einfachen Worte des Verfassers, es erfülle ihn als geborenen Hannoveraner mit ganz besonderer Freude, daß er in dieser Arbeit zugleich zur

Aufhellung und Feststellung der ältesten Geschichte des Welfenhauses, des unvergessenen Fürstenhauses seiner Heimath, habe beitragen können. Wir werden ihm diese Freude in vollem Maße nachfühlen, ihm dankbar sein, daß er über die älteste Geschichte unseres Herzoghauses so viel Licht verbreitet, und das Buch mit dem Wunsche aus der Hand legen, daß nach dieser langen stolzen Vergangenheit dem uralten Geschlechte eine weite glückliche Zukunft beschieden sein möge.

Gustav Milchsack, Gutenberg, sein Leben und seine Erfindung. Rede bei der Gutenbergfeier des braunschweigischen Buchdrucker-Vereins gehalten. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1900. VII u. 32 S. 8⁰. — ℳ 75.

Die fünfhundertjährige Wiederkehr von Johann Gutenberg's Geburtstage, den man bei Ermangelung von sicheren urkundlichen Nachrichten auf den 24. Juni 1400 zu setzen pflegt, hat außer in Mainz, seiner Vaterstadt, auch in vielen anderen deutschen Städten würdige Gedächtnißfeiern und zugleich auch das Erscheinen zahlreicher Schriften über Gutenberg und sein Werk veranlaßt. Zu diesen gehört auch das vorliegende Büchlein, in dem mit beredten Worten die weltbewegende Bedeutung der Erfindung der Buchdruckerkunst gezeigt und dann in klarer, anschaulicher Weise das schicksalschwere Leben und das hervorragende Wirken des genialen Mannes dargestellt wird. Der Verfasser hat die neueste einschlagende Litteratur, über deren wichtigste Werke er im Vorworte kurz orientiert, gründlich zu Rathe gezogen, dabei aber eine selbständige Auffassung sich durchaus bewahrt. Wir können die Arbeit allen denen auf das Beste empfehlen, die angenehm und zuverlässig sich über Gutenberg und seine Erfindung unterrichten wollen. Zum Beweise, daß Druck und Ausstattung des Büchleins der Gelegenheit, bei der es erscheint, würdig ist, genügt wohl die Mittheilung, daß es in der Officin von Friedr. Vieweg und Sohn gedruckt worden ist.

Paul Tschackert, Antonius Corvinus Leben und Schriften. Hannover und Leipzig, Hahn 1900. VII u. 237 S 8⁰. 4 ℳ 50 ₰.

Paul Tschackert, Briefwechsel des Antonius Corvinus. Nebst einigen Beilagen gesammelt und herausgegeben. Hann. u. Leipz., Hahn 1900. XIV u. 318 S. 8⁰. 6 ℳ 50.

A. u. d. T.: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausgeg. vom Historischen Verein für Niedersachsen. B. III und IV.

Die beiden Schriften bilden ein Ganzes und ergänzen sich gegenseitig. Der Briefwechsel giebt die quellenmäßige Grundlage für das Leben des Corvinus, in diesem wird wieder der erklärende Commentar für die Briefe u. s. w. geliefert. Sie sind in dieser Verbindung ein wichtiger Beitrag für die Geschichte, insbesondere die Kirchengeschichte Niedersachsens, bei der Stellung aber, die Corvinus einnahm, zugleich für die deutsche Reformation überhaupt. Denn der Verfasser schätzt die Bedeutung des Mannes wohl richtig ein, wenn er ihn nach Luther und Melanchthon neben Bugenhagen stellt. Dennoch waren bislang nur skizzenhafte und fragmentarische Arbeiten über ihn erschienen. Um so willkommener ist jetzt das vorliegende Werk, das nicht nur eine reiche Fülle unbekannten Materiales neu erschließt, sondern auch eine Darstellung vom Leben und Wirken des Reformators giebt, die von jedem Gebildeten mit Vergnügen gelesen werden wird, und dabei den strengen Anforderungen der Wissenschaft in jeder Weise Genüge leistet. Sie füllt in dankenswerthester Weise eine wirkliche Lücke unserer heimischen Litteratur aus.

Antonius Corvinus war ein Westfale, in dem Städtchen Warburg im Bisthume Paderborn 1501 geboren. Er war in seiner Jugend Mönch im Kloster Riddagshausen, aus dem er aber wegen Hinneigung zu der evangelischen Lehre von dem streng katholisch gesinnten Abte im Jahre 1523 oder 1524 „wie ein lutherischer Bube" verjagt wurde. Er weilte dann in Braunschweig, später in Hessen, bis er 1528 als evangelischer Prediger nach Goslar kam. Schon ein Jahr darauf wurde er Pfarrer in Witzenhausen und hat dann als gelehrter Theologe in hessischen Diensten eine hervorragende Rolle gespielt. Noch weit bedeutsamer aber wurde seine Thätigkeit im Fürstenthume Kalenberg-Göttingen, wohin er 1542 als Berather der Herzogin Elisabeth, Herzog Erich's I. zu Braunschweig und Lüneburg Wittwe und Vormünderin ihres Sohnes Erich, gekommen ist. Hier ist durch ihn die Reformation durchgeführt worden und die ganze dortige Kirchenorganisation ist als sein Werk zu betrachten. Ebenso ist er der Reformator der Grafschaft Lippe geworden und auch auf die Reformation von Braunschweig-Wolfenbüttel und dem Bisthume Hildesheim ist seine Wirksamkeit 1542 von Einfluß gewesen. Auch als Mann von Charakter hat er sich trefflich bewährt. Als Elisabeth's Sohn, Erich II., den Katholicismus in seinen Landen wiederherstellen wollte, hat er mannhaft für seine lutherische Ueberzeugung gestritten und gelitten. Mehrere Jahre (1549—52) brachte er in Gefangenschaft zu. Als er im November 1552 daraus befreit wurde, hat er ein neues Amt, das ihm Elisabeth im Hennebergischen verschafft hatte, nicht mehr antreten können; er ist schon am 5. April 1553 in Hannover gestorben. Ueber alle diese Verhältnisse giebt uns Tschackert's Buch ausführliche Auskunft. Zugleich würdigt er Corvinus' ausgedehnte und tiefgreifende Thätigkeit als Schriftsteller. Er verfaßte über 70 Schriften. Tschackert ordnet sie in folgende Gruppen: 1. Kirchenordnungen und verwandte Schriften, 2. praktisch-theologisch und erbauliche Schriften, unter denen besonders die oft gedruckte und vielfach übersetzte „Postille" zu nennen ist, 3. dogmatische und 4. pädagogisch-didactische Bücher, 5. Gedichte (ein bislang ungedrucktes: „ein kurtz christlich Bedencken unde Bekentnis aufs Interim, gesangesweise gestellet" theilt T. S. 234 bis 246 im „Briefwechsel" mit), 6. Schriften zur Geschichte der Zeit, 7. Briefe und 8. Uebersetzungen.

Die Herausgabe der Briefe beschränkt sich auf die handschriftlich neu aufgefundenen, sonst auf die wichtigsten und an ganz entlegenen Stellen gedruckten; die übrigen sind nur regestirt. Zur Erklärung ist hier Alles in wünschenswerthester Weise geschehen und auch sonst die Benutzung beider Bände durch treffliche Register erleichtert worden.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 20. 7. October **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Erinnerungen eines Braunschweigers aus dem siebenjährigen Kriege.

Nach gleichzeitigen Aufzeichnungen mitgetheilt von W. Wagner.

Nachfolgende Mittheilungen entstammen dem Tagebuche des Chirurgus Julius Friedrich Wasmus, welches mir von seinem Enkel, Herrn Rentner Emil Wasmus in Braunschweig, gütigst zur Verfügung gestellt ist.

J. F. Wasmus wurde 1739 in Lichtenberg geboren und kam nach seiner Confirmation 1752 auf die große Schule in Wolfenbüttel. Als der Vater, Amtsvoigt beim fürstlichen Amte in Lichtenberg, 1754 gestorben war, wurde Wasmus, nach Vereinbarung eines Honorars von 100 ₰ für drei Lehrjahre, zum Stadtchirurg Dreyer in Wolfenbüttel in die Lehre geschickt. Schon nach $2^1/_2$ Jahren aber, Ostern 1757, wurde er „losgesprochen" und bestand bei dem Stadtphysikus Dr Kortum eine vorgeschriebene Prüfung.

Das Tagebuch, das Wasmus über die Zeit des 7jährigen Krieges niedergeschrieben hat, umfaßt etwa 30 eng beschriebene Quartseiten. Aus einer Stelle desselben ist mit Sicherheit zu entnehmen, daß er seine Aufzeichnungen zunächst in unmittelbarem Anschlusse an die jeweiligen Ereignisse gemacht und sie dann in nachfolgender, ruhigerer Zeit sorgsam ausgearbeitet hat.

Nach kurzer Erwähnung der Schlacht bei Hastenbeck, in der am 26. Juli 1757 die zumeist aus Hannoveranern, Hessen und Braunschweigern bestehende Armee des Herzogs von Cumberland von den Franzosen besiegt wurde, schildert W. in breiter Erzählung die üblen Folgen, welche aus dieser Niederlage auch unserm Lande erwuchsen. Die Sieger nahmen im August 1757 Besitz von Braunschweig und Wolfenbüttel. Die erste Besatzung Wolfenbüttels bestand nach W's. Angabe aus dem schweren Cavallerieregimente Berry, dem Infanterieregimente Poitou und einem Detachement von etwa 60 Kanonieren. Beim Einmarsche kamen zunächst zwei Grenadiercompagnien, dann feuerten die französischen Kanoniere auf dem Walle am Herzogthore 5 Kanonen ab, und sogleich folgte nun die Infanterie mit der Cavallerie, die auf dem Schloßplatze aufmarschirten. Die Grenadiere lösten die Schloßwache und auch die vom Garnisonregimente bestellten Thorwachen ab, welche vor das Zeughaus ziehen und Ober- und Untergewehr abliefern mußten, dann aber hingehen konnten wohin sie wollten. Drei der unter Commando des Capitain Winterschmidt stehenden Wolfenbüttelschen Kanoniere mußten die Thorschlüssel dem französischen Commandanten Monsieur de Boye auf dem Schloßplatze überreichen. Die französischen Kanoniere aber besetzten dann das Zeughaus, wohin die Besatzung Wolfenbüttels ihre Waffen einzuliefern befehligt war. Auch die gesammte Bürgerschaft hatte alle Schieß- und Seitengewehre dort niederlegen müssen, und Niemand durfte sich bewaffnet in der Stadt sehen lassen. Jeder Wirth mußte den einquartierten Soldaten am ersten Tage Essen und Trinken reichen, war aber in der Folge nur zur Verabreichung von Holz, Licht, Salz und Kochgeschirr verpflichtet.

„Jeder Einwohner hatte anfangs eine große Furcht für die Franzosen, weil diese Nation bey uns unbekannt war, aber wir fanden bald, daß es freundschaftliche Menschen waren, sie hielten stets die beste Ordnung und Mannszucht, das übelste war, daß man nicht mit sie sprechen konnte".

In ähnlicher Weise, sagt W., vollzog sich auch die Besetzung der Residenz Braunschweig, aus der sich Herzog Karl „mit seinem ganzen Hofstaat und der Garde du Corps" bei Annäherung der Feinde nach Blankenburg geflüchtet hatte.

Am 24. August traf der Prinz von Soubise in Wolfenbüttel ein. Unter dreimaligem Donner der Kanonen besichtigte er die vom Herzogthore bis auf den Markt in zwei Gliedern aufgestellte Besatzung. Am 25. August, dem Namenstage König Ludwig's XV., „wurde auf den Schloßplatze vor dem Zeuchhause ein groß Zelt aufgeschlagen. Die Cavallerie und Infanterie mußten mit Standarten und Fahnen einen Kreis formiren und wurde unter Pauken- und Trompetenschall und dreymahliger Abfeuerung der Canonen um die Stadt in obigem Zelte Messe gelesen. Dieses war Donnerstags und durfte in der Stadt keiner arbeiten oder was verkaufen, alle Läden und Häuser waren zugemacht. Denselben Abend wollten die Franzosen ihren König zu Ehren auf den Schloßplatze ein groß Feuerwerk abbrennen und dazu waren schon eine Menge Pfähle errichtet, jeder Wolfenbüttelsche Einwohner war

dadurch in furchtbaren Schrecken gesetzt, weil auf den Schloßplatze auch ein Magazin mit Heu und Stroh lag, aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Ein sehr starkes Donnerwetter mit ein heftigen Regen begleitet, der die gantze Nacht durch anhielt, hinderte sie an ihrem Vorhaben". Mitte September kam die ganze französische Macht in die Nachbarschaft. „Die große Armee stand von Fümmelse an über Thiede bis Braunschweig zu, die kleine Armee auf der andern Seite von Salzdahlum übers kurze Holz bis nach Linden. In Wolfenbüttel war das Hauptquartier der sämmtlichen Generalität. Der Duc de Richelieu logirte im v. Münchhausenschen Hause am Wasser hinter dem Fleischscharren. In der neuen Kirche wurde vor den großen Altar unter Pauken-, Trompeten- und Trommelschall Messe gelesen. Auf den Kirchhofe um die Kirche brannten täglich eine Menge Feuer, daran die Köche, die in den Häusern nicht Raum hatten, ihre Braten machten und ihr Essen kochten. Was die Lebensarth der gemeinen Franzosen betrifft, so ist selbige von der unsrigen gar sehr verschieden. Es wurde täglich frisch Fleisch unter die Leute gegeben, die Brühe davon wurde auf eine große Schüssel voll geschnitten Commisbrod gegoßen und alsdann mit Löffeln gegessen, das war ihre Suppe, viele tranken Branntwein, die mehrsten aber tranken viel Wasser, weil ihnen der Wein zu theuer war. Diese ungewöhnliche Lebensarth, die Veränderung des Climats, da der Winter ungewöhnlich heftig und kalt war, verursachten schreckliche Krankheiten, die in Faulfieber übergiengen. Das große Waisenhauß auf der Auguststadt war ihr Hospital, auch waren noch viele kleine Hospitaler in Bürgerhäusern. Täglich starben eine Menge, die auf Karrens geladen und vors Augustthor 30—40 Mann in ein Loch begraben wurden. Man hat die Berechnung gemacht, das in Wolfenbüttel, Braunschweig, Goslar, Hannover, Hildesheim, Zelle u. a. gewis 80000 Franzosen begraben liegen".

Gegen Ende October wurden viele Regimenter detachirt und mußten zu der Reichsarmee in Thüringen stoßen. Friedrich d. Gr. aber schlug den Feind am 5. November bei Roßbach. „Sie waren noch immer willens die Belagerung von Magdeburg zu übernehmen, aber der Gedanke an Rosbach schreckte sie ab. Da waren sie gar unfreundlich mitgenommen".

Am 19. Aug. 1757, „da das Evangelium von der Zerstörung Jerusalems gepredigt war, hatten also die Franzosen Braunschweig und Wolfenbüttel in Besitz genommen, am 26. Februar (1758), da das Evangelium, Jesus trieb einen Teufel aus, gepredigt wurde, verließen sie uns wieder, bei Annäherung eines einzigen Freibataillons und einer Esquadron Cavallerie. Beim Ausmarsche erpreßten sie Contributionen; da aber soviel Geld unmöglich angeschafft werden konnte, als sie verlangten, wurden vor den Rest Geißeln mitgenommen. Das von ihnen in Wolf. angelegte beträchtliche Magazin wurde beim Ausmarsche verkauft. Der Magistrat hatte verboten den Franzosen etwas abzukaufen, aber viele haben sich bey dieser Gelegenheit großen Vortheil verschafft".

Des eingetretenen Thauwetters wegen konnten die Kanonen nicht fortgeschafft werden. Sie wurden daher vernagelt, die Laffetten zerhauen und ins Wasser geworfen; ebenso wurden Mehl, Getreide und Munition in großen Mengen vernichtet. Wegen der letzthin starken Einquartierung — in vielen Häusern 30 bis 40 Mann — war Jeder über den Abmarsch vergnügt.

„Nur das schöne Geschlecht hätte sie gern noch etwas länger behalten, denen gefiel es besser, als wie den Mannspersonen". Eine Dienstmagd, die in besonders freundschaftlichem Verhältnisse zu einem Franzosen gestanden hatte, sah man täglich weinen. „Da man nach der Ursache fragte, beklagte sie, daß ihr Kind kein Deutsch verstehen würde, wenn es groß würde; ich hatte die Franzosen lieb, sagte sie, hätte sie aber noch 10 Mahl lieber gehabt, wenn ich hätte mit ihnen sprechen können. Es wurden über den Abmarsch von den weiblichen Geschlecht viele Thränen geweint".

Im September 1757 verließ Wasmus seinen Lehrherrn und nahm Febr. 1758 Condition beim Stadtchirurgus Raab in Wolfenbüttel. „Dieser hatte damals auch die Guarde du Corps und konnte alters halber den Dienst in Braunschweig nicht versehen". Schon sollte W. seinem Principale „adjungirt" werden, da trat ein Ereigniß störend dazwischen. Er gerieth nämlich am Abend des 18. December 1758 auf dem Bohlwege mit einem Schauspieler der Truppe Nicolini's[1]) in Streit und versetzte dem Gegner, der zuerst den Degen zog, einen Hieb über den Kopf. Sein Gefährte, der Chirurgus Müller, wurde ergriffen, W. selbst entfloh. Müller mußte zur Strafe Musketier werden, „denn dergleichen Leute, wie der Anhang von Nicolini, standen in Br. in großen Ansehen". Wasmus verließ noch am selben Abend die Stadt und verlebte zunächst einige Tage bei der Mutter in Lichtenberg, entwich aber, da der Herzog ihm einen Haftbefehl nachsandte, zu seinem Schwager nach Salzgitter. Hier wurde er am 26. Januar 1759 von dem Gerichtsvoigt und mehreren Bauern arretirt. Durch eine von Mutter und Schwager geleistete Caution in Freiheit gesetzt, beschloß er, sich selbst in Braunschweig zu stellen, zumal er erfahren hatte, daß Serenissimus ihn gnädigst als Soldat einreihen wolle. Nach seiner Ankunft wurde er thatsächlich eingekleidet, richtete aber vergeblich an den ihm vorgesetzten Obristlieutenant Stisser die Bitte, Compagniechirurgus werden zu dürfen. Dagegen versprach dieser, ihn gleich zum Corporal zu machen. „Allein dies schlug ich ihm wieder gäntzlich ab". Im Februar wurde er vom Herzoge in die Leibcompagnie versetzt und genoß im folgenden Sommer reichlichen Urlaub. Am 11. November wurde er endlich „auf vieles mündliches und schriftliches Bitten vom Durchl. Herzog dahin begnadigt", examinirt zu werden. Er bestand die Prüfung vor dem medicinischen Collegium, und der an den Herzog erstattete Bericht „mußte also

1) Nicolini war 1750 Director eines Pantomimentheaters in Brschweig, übernahm 1753 die Oberleitung der nach der Residenz übergesiedelten Capelle für die eingerichtete ital. Operngesellschaft, zog später auch die bekannte Ackermann'sche Schauspielgesellschaft hierher und mußte 1771 wegen seiner Verschwendung Stadt und Land verlassen. (Sack und Leibrock, Br. Magazin. 1864 S. 236 ff. u. 1866 S. 1 ff.)

gut gewesen sein, indem ich auf Serenissimo Befehl als Compagnie-Chirurgus beeidigt und bey die Leibcompagnie angestellt wurde".

Am 1. Mai 1760 wurde er wieder in die Compagnie des Obristlieutenant Stisser eingereiht und von Letzterem mit Glückwünschen zur neuen Stelle empfangen.

Schon am 15. Mai erfolgte dann der Abmarsch der braunschweigischen Truppen zu der unter Herzog Ferdinand's Oberbefehl stehenden alliirten Armee. Wasmus nennt das Carabinierregiment unter Generalmajor v. Bibo, das Husarenregiment unter Obrist v. Roth, das gesammte Jägercorps zu Pferde und zu Fuß unter Obrist v. Hoym. Dazu die Infanterie: 2 Bataillone Leibregiment, 2 Bataillone von Mansberg, 2 Bataillone combinirte Grenadiere, 2 Bataillone von Imhoff, 2 Bataillone Prinz Friedrich, 1 Bataillon gelbe Grenadiere unter Obristlieutnant von Wittorf.

Das Jahr 1760 brachte den braunschw. Soldaten zwar keine schweren Verluste auf dem Schlachtfelde, da wohl eine Reihe von Scharmützeln, doch keine „Haupt-Affaire" stattfand; dagegen litten die Truppen im Winterquartiere im Paderbornschen außerordentlich durch eine epidemische, „pestartige" Krankheit. Auch der „brave Obristlieut. v. Wittorf" wurde ein Opfer derselben. Ebenso starben in den Ortschaften, wo die Truppen lagen, „gantze Häuser aus". Zur Ergänzung mußten nach W.'s Angabe drei Regimenter nach Braunschweig geschickt werden. Auch er selbst kehrte dorthin zurück und erhielt Logis bei der Wittwe des Stadtchirurg Flogen (?) im Eckhause Bohlweg und Langerhof. „Von dieser hätte ich mich beinahe überreden lassen in Braunschweig zu bleiben". Er setzte zunächst durch, daß er am 26. April 1761 nicht wieder mit auszumarschiren brauchte, sondern im Hospitale blieb. Doch schon am 24. Mai wurde er durch einen Unterofficier nach dem „Grauen Hofe" beschieden und vom Prinzen Friedrich August[2]) nach seinem Namen gefragt. „Wasmus". „Das ist recht. Der Major v. Hartwich hat an mich geschrieben. Der will Ihn gern bei seiner Compagnie haben". „Ich habe nicht die Ehre den Herrn Major zu kennen". „Er muß ihn doch kennen, sonst würde er nicht um Ihn bitten. Dem sey wie ihm wolle, Er marschiert morgen früh um 5 Uhr mit die Reconvalescierten aus dem Hospital zu meinem Regiment. Ich komme in 14 Tagen nach". Wasmus erwidert, er könne zu dieser Zeit nicht marschiren, da er nichts im Stande habe. „Das muß alles möglich gemacht werden, um 5 Uhr sehen wir uns auf den Abschnitt am Hohenthore". So mußte W. denn Alles, „so gut wie sichs in solcher Zeit thun läßt", zurüsten.

Wirklich ging es am 25. Mai zum Hohenthore hinaus, 190 krank gewesene Soldaten unter Befehl des Fähnrichs v. Schwalenberg. Nach eigener Aussage sah W. „ziemlich verdrüßlich" aus, und das bewog den Prinzen Friedrich, der mit dem Herzog Karl hinter dem Zuge hergeritten kam, diesen darauf aufmerksam zu machen. Durchlaucht fragt dann, warum W. nicht gern ausmarschire. Die Antwort lautet, weil es sich im Bette besser schlafen lasse, als auf der Erde im Zelte. „Dies wurde sehr gnädig aufgenommen". Weiter fragt der Herzog nach Namen und Herkunft, auch ob er keine Pomade machen könne, „daß den Leuten die Haare wieder wachsen, die ihnen in der Krankheit ausgegangen sind". W. entgegnet, die beste Pomade wäre, wenn die Soldaten täglich 2 Mal gute Rindfleischsuppe zu essen bekämen, so würden die Haare bald wieder wachsen. Auch hierüber lachen die fürstlichen Herrschaften sehr, und Herzog Karl läßt Wasmus durch den Oberstallmeister v. Stammer einen Louisdor reichen mit den Worten: „Da kaufe Er sich Rindfleisch, daß Ihm seine Haare nicht ausgehen". Noch eine Strecke reitet dann der hohe Herr neben dem Zuge her. „Da aber die Soldaten das Lied anfingen zu singen: Mein Gott nun ist es wieder Morgen (Br. Gesangbuch 631), so galoppirten Sie geschwind zurück nach dem Wilhelmi Thore zu".

Am 30. Mai erreicht W. in Heinade die Compagnie Hartwich's. Dieser wünscht ihm Glück zum Eintritt und verspricht, er solle es gut haben. Und wirklich hat er sich auch „allezeit sehr großmütig und genereux" gegen den Chirurgus betragen. Wer ihn aber empfohlen hat, erfährt W. nicht.

Im Folgenden giebt W. mit großer Gewissenhaftigkeit die Marschbewegungen des alliirten Heeres an, dem die — ruhmvoll durchgeführte — Aufgabe oblag, unter Herzog Ferdinand's Befehl die von Westen immer wieder vorrückenden Franzosen abzuwehren und somit Friedrich's des Großen Westflanke zu decken.

Da es aber zu weit führen würde, ihm hierin zu folgen, so verzichten wir auf eine zusammenhängende Darstellung dieses Feldzuges und beschränken uns darauf, im Anschlusse an das Manuscript dasjenige herauszuheben, was einen weiteren Kreis der Leser dieses Blattes interessiren dürfte.

Anfang Juli 1761 haben sich Soubise und Broglio mit ihren Armeen in Westfalen vereinigt. „Da aber die französische Armee nicht woll länger in einer Gegend zusammenstehen konnte, wo sie weder Vestung noch Magazin hatte, und wo ihr die Lebensmittel überhaupt zu bekommen schwehr fiel, die ihnen von unseren streifenden Partheyen noch dazu öfters weggenommen wurden, da ihr ferner ungemein viel daran gelegen war, daß rechte Ufer der Lippe zu besetzen, wenn sie sich anders von Lipstadt Meister machen wollten, welches um die Communikation mit dem Niederrhein bey fernerem Fortgange ihrer Operationen zu versichern unumgänglich notwendig war, so fanden ihre Chefs für gut, einen Streich zu wagen". Doch unterschätzen sie die damit verbundenen Schwierigkeiten nicht, die in der vortheilhaften Stellung der verbündeten Armee längs der Lippe, die Herzog Ferdinand „mit der vollkommensten Einsicht" angeordnet hat, beruhen. Sie entschließen sich zuerst zu einem Angriffe auf die im Rücken durch Hameln und die Lippe gedeckte Hauptarmee und ziehen — links Soubise, rechts Broglio — auf Hamm zu. „Unsere Armee machte anfänglich noch keine Fronte, weil sie sich entweder noch keines Angriffs vermuthen war, oder weil sie solches nicht thun konnte, indem die Franzosen sehr weit umherstan-

---

2) Friedrich August, vierter Sohn des Herzogs Karl I., geb. 29. Oct. 1740, gest. 8. Oct. 1805.

den, und sich in der Gegend noch gar nicht zeigten, wo sie anzugreifen gesonnen waren. Die Armee Soubise's reizte die Aufmerksamkeit am meisten, da sie Miene machte, unsern rechten Flügel bei Haushanover anzugreifen und ihn stets beunruhigte, so daß wir heute, den 15. Juli, 3 Mahl Zelter abbrechen und wieder aufschlagen mußten". Auf einmal aber greift nachmittags 4 Uhr ein Corps von Broglio's Armee das bei Denckern stehende Gramby'sche Corps an, „welches man füglich für unseren linken Flügel ansehen konnte". Zweifellos lag die Absicht vor, letzteres von der Lippe abzuschneiden. Da sich das Corps aber auf's Tapferste wehrt, können die Feinde bis in die späte Nacht nichts ausrichten. Auch das besetzte Dorf Wilmsen geht den Franzosen wieder verloren. Am folgenden Morgen erneuern sie den Angriff auf dasselbe, wie auch auf das von verbündeter Infanterie besetzte Dorf Böllinghausen, in das sie auch nach scharfer Kanonade eindringen. Der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand aber kommt mit 6 Bataillonen vom Spörkenschen Corps zu Hülfe und nöthigt den Feind, das Dorf nach starken Verlusten zu räumen. „Unsere Munition war Mittag gänzlich verschossen. Da aber fiel Herzog Ferdinand mit 6 Bataillons dem Feinde in die Flanke und zwang ihn sich in Unordnung zurückzuziehen". Schon am Abend des 15. hatte auch Soubise angegriffen und den rechten Flügel der Verbündeten auf Hamm hin zurückgedrängt. Sein erneuerter Angriff aber wurde am 16. abgeschlagen, obgleich die Cavallerie, „da die Affaire zwischen Gebüschen und Holzungen" stattfand, gar nicht hatte eingreifen können. Am 16., Abends 6 Uhr, war der Kampf zu Ende; beiderseits waren die Verluste beträchtlich, „doch die feindlichen am größten, da unsere Artillerie besonders großen Nutzen that. Dies heißt die Battaille bey Böllinghausen und Kirchdenckern. Auf dieser Heide, sagte ein in hiesiger Gegend wohnender sehr alter Greis, sei im 30jährigen Kriege auch eine Bataille geliefert. Am 17. wurden über diesen Sieg Freudenfeuer gemacht".

„Am 18. Juli wurde unser Durchl. Prinz Heinrich [3]) beim Recognosciren durch einen französischen Husaren tötlich verwundet. Obgleich der Marschall v. Broglio seine 2 besten Aerzte und Wundärzte schickte, so konnten sie ihn doch nicht retten. Er war grade auf den Pomum Adami in die Gurgel geschossen und die Kugel war Ihm mit den Excrementen abgegangen".

Am 20. August — die verbündeten Truppen lagerten bei Blomberg (Lippe-Detmold) — kam die Meldung, die Franzosen beabsichtigten die Weser zu überschreiten und hätten bereits bei Höxter Pontons über den Fluß geschlagen. Sofort erfolgte der Aufbruch. Nach mehrstündigem Marsche erreichten die Alliirten einen hohen Berg und sahen Höxter unten vor sich liegen. „Man hat gewis die gantze Zeit des Krieges die französische Armee nicht gantz bequemder sehen und übersehen können, als auf diesem Berge. Cavallerie und Infanterie sahen wir über zwei geschlagene Schifbrücken marschieren. Wir, das Wutgenausche Corps, hatten 2 zwölfpfünder Kanonen bei uns, so bald solche den Berg heraufgeschaft waren, schossen wir auf die Schifbrücke jenseits Höxter, denn die Schifbrücke, die diesseit Höxter geschlagen war, lag unter unserm Berge, Corvey gegen über, diese konnten wir wegen der Höhe nicht erreichen. Mylord Gramby aber, der mit seinem Corps auf dem Berge jenseit Höxter stand, schoß auf die vor uns geschlagene Brücke. Wir sahen öfters die Canonen Kugeln auf den Brücken einschlagen und Pferde und Menschen kamen die Weser herunter geschwommen".

Nach dem Uebergange der Franzosen über den Fluß zieht sich die verbündete Armee nach Hannover hin. Von Peine aus, wo Herzog Karl sie am 9. Sept. mustert, durchquert sie die Dolger Heide. Hier „überfiel uns ein grausenvolles Donnerwetter mit so großen Schloßen und Windsturm, daß viele Leute von uns beschädigt wurden, wir hatten zwei, die Sprache und Gehör verloren hatten und waren lange im Hospital, ehe sie wieder hergestellt wurden. Die Pferde, Reitpferde und Wagenpferde, die durch das Wetter und die großen Schloßen, Blitz und harten Donnerschläge, bey der dicken Finsterniß, da der Tag in finstere Nacht verwandelt war, richteten das mehrste Unglück an, da sie hin und wieder durch das Regiment liefen. Beim Aufbruch von Dolgen am 11. September hatten wir auf 7 Wagen Verwundete und hatten doch keinen Feind gesehen". An demselben Tage wird Hannover erreicht, und die Truppen müssen nun täglich an den Festungswerken arbeiten. „Hannover ist eine recht schöne Stadt, doch nicht so groß wie unser Braunschweig. Hat 4 Kirchen und 4 Thore, die Egidien Vorstadt ist recht schön gebaut".

Am 10. October kommt die Meldung, daß Prinz Xaver v. Sachsen, der mit Frankreich verbündete Sohn des Kurfürsten August III. v. Sachsen, Wolfenbüttel belagert. Eiligst bricht das Corps, jetzt bestehend aus dem Lucknerschen Husarenregimente, dem Hessischen Dragonerregimente Prinz Friedrich, 1 Bataillon v. Rheden, 3 Bataillonen Hannoversche Grenadiere und 2 Bataillonen Prinz Friedrich von Braunschweig, auf, um zunächst Nachts in aller Stille in Braunschweig einzumarschiren. Unterwegs aber erfährt man, Wolfenbüttel sei schon eingenommen und Braunschweig werde belagert. Daraufhin wird Befehl gegeben, Kanonen, Zelte und Bagage zurückzulassen und über Meerdorf, Wendeburg, Wendezelle und Volkenrode der bedrohten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Das Corps muß mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonnet marschiren, doch soll nicht geschossen werden, „und wenn wir auf Feinde stießen, sollte gleich mit gefällten Bajonnet draufgegangen werden". In Watenbüttel nimmt man in der Stille der Nacht, ohne einen Schuß zu thun, ein feindliches Piquet gefangen. Etwa 100 Schritte vor dem Corps marschirt die Avantgarde unter Befehl des Capitäns v. Diefenbroug. In Folge eines Irrthums beginnt diese zu schießen. „Daß Corps glaubt, es sind Feinde und fängt gleichfalls an zu schießen. Diese Verwirrung wurde in dieser finsteren Nacht allgemeiner, und unsere Leute schossen sich einander todt". Auch der Generalmajor v. Rotenburg wurde erschossen, „wahrscheinlich von seinem eigenen Regiment, daß ihn seines guten Herzens

[3]) Albrecht Heinrich, fünfter Sohn Herzog Karl's I., geboren am 26. Februar 1742. † 8. August 1761.

halber gleichsam anbetete". Durch diesen unglückseligen Irrthum kam das in Oelper stehende Corps von 3000 Franzosen in Allarm, und damit war die Hoffnung der Verbündeten, auch sie zu umgehen und gefangen zu nehmen, vereitelt. Doch ersteigen sie alsbald die von jenen „nicht allein von Erde, sondern auch von Hopfenstangen" gemachten Verschanzungen mit Sturm und schlagen die Franzosen in die Flucht. Dann geht's dem Petrithore zu. Da aber auf Befehl des Stadtcommandanten, Generallieutenants v. Imhoff, die Brücke abgebrochen ist, so marschirt man auf dem Glacis zum Hohenthore. Wasmus hat 17 Verwundete unter seiner Obhut. Als das Thor endlich, nachdem Imhoff selbst erschienen ist, geöffnet wird, fragt Letzterer, wohin der Chirurgus mit den Verwundeten wolle. „Ins erste Haus" lautet die Antwort; „die Leute können nicht mehr fortkommen". Imhoff entgegnet: „Behüte Gott, es ist Mitternacht, man muß die Leute nicht beunruhigen!" Wasmus solle sich auf die Hauptwache am Kohlmarkte begeben, von wo aus die Soldaten in's Hospital gebracht werden könnten. „Der Commandant hatte Nachricht, das wir kommen würden, und wen wir ankämen, so solten von uns 3 Raqueten steigen, als diese stiegen, war ich schon auf den alten Stadtmarkte, wie ich meine Verwundeten verbunden hatte, gieng ich wieder zum Regiment, das unter der Zeit mit klingenden Spiel einmarschirt war. Jetzt wurden über unsere Ankunft Freudenfeuer angemacht und alle Kanonen in Braunschweig 3 Mahl abgefeuert. Man hört in allen Gassen ein Freuden Geschrey: Prinz Friedrich ist da! Es lebe Prinz Friedrich! Die Cavallerie war nach der Affaire wieder zurückmarschirt, die 6 Bataillone Infanterie waren am Hohenthore auf den Walle aufmarschirt und hier wurden von den Bürgern Lebensmittel aller Art auf den Wall gebracht, ebenfalls Brantwein und Wein in Ueberfluß. Der Weinhändler Rönckendorf schickte Wein und Brantwein in Eimern auf den Wall. Dies bekam den Corps, die gewiß alle sehr hungrig waren, sehr woll. Ich kann versichern das ich nie so hungrig gewesen bin als diese Nacht, ob ich gleich mir güttlich that auf dem Bortfelder Felde an rohen Rüben, so wolten doch diese den Hunger nicht stillen, aber ein Stück rohen Schinken, welches mir der gütige Brauer Giebel am Hohenthore gab, that die erwünschte Stärkung. Noch muß ich bemerken, daß von 11 Chirurgen, nemlich 1 Regiments- und 10 Compagnie-Chirurgen, ich der einzige war, der in Braunschweig kam, die übrigen waren bei den General Rotenburg und bey unsern Verwundeten geblieben und konnten sonach nicht mehr in Braunschweig kommen. Bey Anbruch des Tages wurden die Billets ausgegeben und die Leute giengen in ihre Quartiere, ich bekam mein Quartier bei dem Brauer Behr auf der Gülden Straße. Wir hätten dürfen nicht länger ausbleiben, den in dieser Nacht, um 2 Uhr, wolten die Franzosen ihr Bombardement anfangen und man fand auf den Roseschen Garten vor den Augustthore und an mehreren Stellen glüende Kugeln, die noch glühend heiß auf den Rasen lagen".

Schon nach wenigen Tagen gab das nachfolgende, von Wasmus ebenfalls verzeichnete, derbe Gedicht der Freude in Braunschweig Ausdruck:

Braunschweig, o du schöne Stadt, die so höfliche Bürger hat,
Ochsen auch von großer Zahl, dieses weis man allzumahl.
Gallus Tag ist schon erschienen, Galli aber machten Mienen,
Braunschweig zu Bombardieren, mit Kugeln, nicht mit Ochsen Nieren,
Aber Friedericus ist ankommen, hat Galliern den Muth benommen.
Prinz Xaver ist schon gewichen, als eine Katze fortgeschlichen,
Flink, packt euch nur weiter fort, marschirt und sucht einen andern Orth.
Nun könnt ihr Bürger sicher laufen und könnt euch einen Ochsen kaufen.
Freßt und saufet gutes Bier, doch rufet vivat all' mit mir,
Unser Friedrich soll stets siegen und ihr Gallier unten liegen".

„Die französische Belagerungs Armee unter Prinz Xaver, 30 000 Mann stark, war heute mit Anbruch des Tages in voller Reiterade, ihr Rückzug ging über Wolfenbüttel. Hätten sie gewußt, wie schwach wir in Braunschweig einmarschirt, das wir nämlich nur 6 Bataillone gewesen und das unsere Armee so weit entfernt war, sie würden die Belagerung nicht aufgegeben haben. Wir waren zufrieden und Braunschweigs Einwohner mit uns, und wünschten, das wir hier unsere Winterquartiere halten könnten, aber vergebliche Wünsche".

Schon am 16. October erfolgte der Abmarsch ins Hildesheimsche. Durch Vechelde ziehen die Truppen mit klingendem Spiele; da „die Witwe Herzogin August Wilhelmen [3]) Durchl. auf hiesigen Schlosse wohnten". Am 20. October trennte sich das Luckner'sche Husarenregiment von dem Corps. „Dies war uns eine herzliche Freude, einestheils weil Luckner ein Partheygänger war, immer unstädt und flüchtig — Nacht und Tag marschirend — und zweytens hatten die unter Luckner übertriebene Freyheit, wenn wir ins Lager rückten, so wurden die Compagnien verlesen, da durfte keiner fehlen, allein beim Lucknerschen Corps waren öfters nicht so viel bey jeden Bataillon, daß sie die Zelter aufschlagen konnten, die übrigen marodirten, ich will es nicht Plündern nennen, ob es gleich nahe daran gränzt, dagegen hatten sie auch zu leben überflüssig, wan wir Mangel hatten [4])".

Ende des Monats bedroht Prinz Xaver Braunschweig und Wolfenbüttel nochmals mit stärkeren Truppenmassen. Daher waren 6000 Mann Infanterie von der verbündeten Armee abbeordert und erreichten am 30. Abends 9 Uhr Wolfenbüttel. „Daß Bombardement hatte hier in Wolf. doch einen beträchtlichen Schaden verursacht. Daß Feuer hatte auch den Bevernschen Schlosse und in des Klosterraths Schraderschen Hause vielen Schaden gethan, so auch verschiedene Bürger Häuser sehr

3) Elisabeth Sophie Marie, die dritte Gemahlin Herzog August Wilhelm's, die erst am 3. April 1767 gestorben ist.

4) Luckner endete nach einem überaus bewegten Leben 1794 in Paris auf dem Schaffot.

Doch war nur ein Mensch dabey getödtet [illegible]et. Die Garnison hatte aus 66 In- [illegible] und auf den Wällen waren nicht [illegible]n gewesen, diese ansehnliche Garnison [illegible] den 4ten Tag capitulirt. Bey der [illegible] Garnison auf den Schloßplatze auf- [illegible], der Prinz Xaver frägt, wie er auf [illegible] komt, wo den die Garnison auf- [illegible] und da ihm gesagt wird, das diese hier [illegible], machte er ein frappantes Gesicht und [illegible] Durch die gut dirigirte Artillerie ist den [illegible] Wolfenbüttel kein geringer Schaden zu- [illegible] viele Menschen davor eingebüßt, auch [illegible] Französischen und Spanischen Prinzen davor ver- [illegible] im Kloster Dorstadt ohnweit Wolfen- [illegible] liegen. Da Wolf. bey ihren schleunigen [illegible] verlangte Contribution nicht so gleich be- [illegible], so wurden einige der Vornehmsten als [illegible] mitgenommen. — — Durch die guten Dispo- [illegible] großen Commandeurs des Herzog Fer- [illegible] vermogten die Franzosen ihren Plan, sich [illegible] Stahle Braunschweig zu nähern, geändert [illegible], wir bekamen Nachricht, das der Prinz [illegible] sehr stark in Anmarsch gewesen, sich [illegible] zurück gezogen habe".

Das verbündete Corps rückt dann den Franzosen nach und hat in der Einbecker Gegend mehrfache Gefechte mit ihnen zu bestehen. Dasjenige Bataillon, dem Wasmus angehörte, erhielt einmal den Auftrag, „auf den Löberberg bey Amt Greene zu stehen". Weil es andauernd und stark regnete, begab sich der Chirurgus mit Erlaubnis seines Capitains v. Goebel in ein nahes Schäferhaus. Letzterer saß auf einem Stuhle vor dem Hause und versprach Wasmus, ihn beim Abmarsche zu wecken. Da das Detachement jedoch plötzlich von den Franzosen angegriffen und zu eiligem Abzuge genöthigt wurde, vergaß der Capitain das Wecken. Zum Glück aber besorgte dies der Schäfer, so daß Wasmus zum Fenster hinaus entschlüpfen konnte und seine Abtheilung in Naensen erreichte.

Die verbündeten Truppen haben in diesem November durch die Ungunst der Witterung und Mangel an Lebensmitteln bitter zu leiden.

Am 12. berichtet Wasmus: „Da wir seit 4 Tagen kein Brod bekommen hatten, so gieng ich nach Einbeck, um mich wieder einmahl satt Brod zu essen, aber in dieser Stadt war eine Hungersnoth und kein Brod zu bekommen, nicht für vieles Geld, ich gieng also in die Apotheke, ließ mir einen Schnaps geben und aß mehr wie ein Pfund Rosinen und Mandeln. Die Franzosen hatten bey ihren Abzuge die Thore von Einbeck demolirt, ich blieb die Nacht, weil ich mich in Einbeck zu lange aufgehalten hatte, in Greene. Daselbst kaufte ich mir von dem basigen Bader und Gastwirth Wille ein paar Stiefel für 15 ₰".

Dagegen trat in den ersten Monaten des folgenden Jahres, 1762, eine Besserung ein. Wasmus, der damals mit seiner Abtheilung im Amte Liebenburg einquartiert gewesen zu sein scheint, schreibt: „Wir hatten [illegible] als Essen und Trinken, und konnten uns für die im letzten Herbst ausgehaltenen Fatiguen wieder erholen". Während dieser Zeit besuchte er auch mehrfach Mutter und Schwester im nahen Salzgitter.

Im März beginnen wieder die kriegerischen Unternehmungen, und Wasmus berichtet von mehrfachen Zusammenstößen, die vornehmlich in der Wesergegend stattfanden. Der Erfolg aller dieser Gefechte bestand in der glücklichen Abwehr der Feinde und so „feyerte am 19. Juli unsere Armee ein Dankfest, das die Hannoverschen u. Braunschweigischen Lande wieder vom Feinde befreyet sind".

Von den letzten Ereignissen, über die Wasmus berichtet, dürfte noch Folgendes Interesse bieten. Am 30. Juli „wollte sich der Prinz v. Condé mit dem General v. Stainville bey Friedberg (Großherzogth. Hessen) vereinigen, dieses zu verhüten, attaquirten S. Durchl. unser Erbprinz (Karl Wilh. Ferd.) sogleich die Teten der feindlichen Armee und forcirten mit der Infanterie ein Dorf und einen von Feinden besetzten hohen Berg, Johannesberg ohnweit Friedberg, ohne Canonen, die nicht hinauf gebracht werden konten, auch nicht einmal die Regiments Stücke. Die Franzosen machten ein heftiges Kardätschen Feuer auf unsere Trouppen am Berge, und kamen zugleich mit einer solchen Menge Cavallerie an, daß die Unsrigen den erstiegenen Berg wieder verlassen mußten, da sie den Feind auf die Kanonade nicht antworten konnten. Die Ueberlegenheit der Feinde war so groß, das sie die Unsrigen turniren u. einschließen wollen, aber unsere Cavallerie hieb jetzt mit glücklichen Erfolg ein, und der Obrist v. Müller hielt mit 3 Escadron Dragonern 16 feindliche Escadrons zurück, so das die Infanterie Zeit bekam, sich in das Lager bei Wolfersheim (Großh. Hessen) zurück zu ziehen, indessen wurde die feindliche Cavallerie von den Unsrigen zurückgetrieben u. von ihnen wurden 24 Officire u. 500 Gemeine getödtet u. verwundet. Unser größter Verlust ist unser tapferer Erbprinz, der sich zu Fuße vor die Infanterie setzte und mit einer Kugel durch die rechte Hüfte geschossen wurde. Mann brachte Seine Durchlaucht nach Nidda, nachdem Sie daß Comando Ihres Corps dem Gen.-Lieut. v. Hardenberg übergeben hatten".

Am 1. November meldet das Tagebuch die Einnahme der Festung Kassel, zu deren Befreiung die Franzosen in den letzten Wochen mehrfach vergebliche Anstrengungen gemacht hatten.

„Und endlich", so schreibt W. etwa 14 Tage später, „ist auch der, von Millionen Menschen so lange gewünschte Frieden zwischen England, Frankreich und Spanien am 3. November geschlossen, dies erfuhren wir von den Vorposten der französischen Armee schon am 9. November. Allein unser Herzog Ferdinand ließ bey der Parolle aufs schärffste befehlen, das jeder wachsam auf seinen Posten seyn solte, den die Friedensnachrichten könnten falsch seyn, um uns sicher zu machen und zu überfallen, es könnte seyn, das der Friede geschlossen wäre, Er, der Herzog Ferdinand, hätte aber noch keine Nachricht, sobald es sich bestätigte, wolte Er es sogleich der Armee bekannt machen lassen. Dies ging sehr natürlich zu, die Franzosen konnten aus Frankreich weit ge-

schwinder Nachricht erhalten, als der Herzog Ferdinand aus England, dennoch kam diese Nachricht schon am 16. Nov. bey uns an und wurde auch denselben Tag bey der Parolle bekannt gemacht und am 17. Nov. wurden dieserhalb Freuden Feuer gemacht und daß Te Deum unter freien Himmel gesungen".

Und zum Schlusse: „Den 1. Febr. 1763 brachen die sämmtlichen Braunschweigischen Trouppen aus ihren Winterquartieren auf und marschirten nach dem Lande, unser Regiment Prinz Friedrich kam nach Wolfenbüttel in Garnison, ich nahm bei dem Mühlen Schreiber Spangenberg, auf den kleinen Zimmerhofe, mein Quartier".

Im kommenden Jahre hat sich dann der Chirurgus Wasmus verheirathet, und 12 Jahre später folgte er den braunschweigischen Truppen ins ferne Amerika, wo ihm abermals eine siebenjährige Zeit buntester Erlebnisse beschieden war.

Prinz Wilhelm Adolf's zu Braunschweig und Lüneburg Tod und König Friedrich der Große.

In einem Aufsatze des vorigen Jahrgangs dieser Blätter (S. 33 ff.) über den Prinzen Wilhelm Adolf und Joh. Chr. Ludw. Hellwig ist u. A. der Stellung gedacht worden, die jener Fürst zu seinem Oheime, König Friedrich, gehabt hat. Seit dem Jahre 1763 stand er als Oberst in preußischen Diensten und befehligte ein Regiment zu Königsberg in der Neumark. Anfangs erfreute er sich der vollen Gunst Friedrich's, bei dem er den größten Theil des Jahres in Potsdam zubrachte, bald aber zog er sich durch entschiedenes Eintreten für seine Schwester Elisabeth, die Gemahlin des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm II., den lebhaften Unwillen des Königs zu, unter dem der Prinz ebenso wie das ihm unterstellte Regiment zu leiden hatte. Um so lieber ergriff daher Wilhelm Adolf im J. 1770, als es zwischen den Russen und den Türken zu einem Kriege kam, die Gelegenheit, diesen Feldzug mitzumachen und so vorläufig einen anderen Wirkungskreis aufzusuchen. Er traf rechtzeitig bei dem russischen Heere ein und nahm an den ersten Schlachten des Krieges ruhmvollen Antheil. Doch schon am 24. August 1770 endete eine Lungenentzündung, die ihm wohl sein jugendlicher Eifer zugezogen hatte, sein hoffnungsreiches Leben.

Wie der König, der den Prinzen noch auf seiner Reise nach Rußland das Patent als Generalmajor zugestellt hatte, den Tod seines Neffen aufnahm, erfahren wir aus einem Schreiben des Generalmajors v. Riedesel, das uns leider nur in einem undatirten Entwurfe von des Verfassers Hand vorliegt, aber wohl mit Sicherheit auf den 24. December 1770 gesetzt werden kann. Riedesel hatte von dem Herzoge Karl zu Br. u. Lün. den Auftrag erhalten, dem Könige einen Brief und die Insignien des schwarzen Adlerordens zu überreichen, die des Herzogs Sohn, Prinz Wilhelm Adolf, seit dem Jahre 1763 getragen hatte. Wie er sich dieses Befehles entledigte, darüber hat er selbst an den Herzog folgendermaßen berichtet:

Durchlauchtigster HErtzog
Gnädigster Fürst und HErr.

In der Hoffnung daß mein Schreiben vom vorigen Sonnabend glücklich in Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht Händen gekommen ist, unterstehe mir ferner zu melden, wie der König den Sonnabend oder 22ten hujus Mittag um 11 Uhr hier angekommen ist. Den 23ten des Morgens liese der Graf Finck mich rufen, und zeigte mir einen Brief vom König vor, worinnen der König schrieb, daß das Andenken des Seeligen Printz Wilhelm Ihm zu sensible seye, um den Orden persöhnlich in Empfang zu nehmen. Er bäthe mir, solchen dem Ministre Finck einzuhändigen und solte es eben so angesehen sein, als wenn ich Ihm selber übereicht hätte. Um Ihm aber den Brief von Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht zu übereichen und mich von meinen mündlichen Commissions zu dechargiren würde es lediglich von mir dependiren, wenn ich wolte herauskommen, ich muste also diesen Befehl gehorchen, und hoffe nicht hierinn gefehlt zu haben.

Ich verfügte mich also sogleich nach Hofe und warthete, wie und wo der König mich sprechen wolle. So wie der König aus dem Zimmer tratten, gingen Sie sogleich gegen mich, und gaben mir hierdurch Gelegenheit meinen Brief zu überreichen und eine gantz kurtze Harangue anzubringen, kauhm liesen Sie mir außreden, und fingen gleich an, nach der Gesundheit Ew. Durchlaucht und Ihrer Hoheit zu fragen, und ob dieses evenement beyden Hohen Persohnen nicht geschadet hätte, versicherten, waß dieser Seelige Printz so vieles gutes an sich gehabt, und wie Sie den Verlust recht sehr regretirten. Sie gingen weiter nach den General Rammin, gaben die Parole aus, kahmen wieder, excusirten Sich, daß Sie den Orden nicht selber genommen, es wäre Ihnen aber zu sensible gewesen. Hierauf frugen Sie, wie der Printz wäre begraben worden, welches Ihnen völlig en dedaille verzehlen muste, wo Ihre Hoheit[1]) gewesen wäre, und wo Ew. Hochfürstl. Durchl. gewesen wären, und ich antwortete, daß Sie den Printzen in die Gruft begleitet, sagten Sie daß Ihnen solches wäre ohnmöglich gewesen, und Sie die große fermetaet Ew. Durchlaucht verwundern thäten, Sie gingen weg zu die Außwärtigen Ministres, und im zurückgehen sagten Sie heimlich: je vous verrais encor. Jedermann war verwundert über die lange gnädige Unteredung.

Ministre Finck hat gestern noch keine Ordre gehabt das Antworts Schreiben außzufertigen. Er hat mir versprochen, so bald Er die Ordre bekähme, wolte Er sogleich die Außfertigung besorgen.

Bey den Ordens Cantzler Graf Carnitz habe mich noch den Sontag gemeldet und die Copia meines Schreibens übereichet. Ich bin hierauf auf heute NachMittag zur Audientz bey dem Printz Ferdinand beschieden worden.

Der König haben öffentlich declarirt, daß Ibrailow

---

1) Die Herzogin Philippine Charlotte, Herzog Karl's Gemahlin, die Schwester des Königs.

an die Rußen mit Capitulation übergeben seye, die Türken haben zwey Tage vorher einen grosen Außfall gethan, wo die Rußen viele Leute verlohren, und desto unerwarteter wäre denen Rußen die Uebergabe gewesen, die türkische Armee habe zu gleicher Zeit Ihre Position an der Donau verlassen.

Printz Heinrich sind den 14. hujus von Petersburg abgereiset.

Gestern hat der König die Recruten von Steinkeller und Reatzel besehen. Morgen besieht Er die von Rammin und Lölow, der König war nicht mit der Opera gestern zufrieden und glaubt man, daß Conschelini wegen seines schlechten singens werde angesehen werden.

Morgen werde nochmalen beym Ministre Finck wegen meiner Abfertigung anfragen und nicht eine Stunde länger aufhalten, als es nöthig ist.

Ich lege mich in Unterthänigkeit zu Füßen und ersterbe . . .

Der Brief des Königs an den Herzog liegt dem Riedeselschen Entwurfe in Abschrift bei. Da auch von ihm das Original nicht mehr vorhanden zu sein scheint, so wollen wir seinen Wortlaut nach jener Copie, bei der die Anrede nur kurz angedeutet und die Unterschrift fortgelassen ist, hier folgen lassen:

Durchlauchtigster pp. Ew. Durchlaucht Oberster und General Adjutant von Riedesel hatt den von Deroselben gehabten Auftrag wohl ausgerichtet, und Ich habe von selbigem so wohl Ew. Durchlaucht freundvetterliches Schreiben vom 13ten dieses Monaths als auch die Zeichen des schwartzen Adler Ordens, womit Dero verstorbenen Sohnes des Printzen Wilhelm Adolph Liebden bekleidet gewesen, richtig erhalten.

Ich wünschte, daß ich diesen Hofnungsvollen Printzen bey einem längeren Leben, mehrere Merkmahle Meiner Gewogenheit und Zuneigung hätte geben können, und daß dessen mit Recht zu beklagendes frühzeitiges Absterben Mich nicht daran verhindert hätte. Es wird Mir aber dagegen eine jede Gelegenheit desto schätzbahrer seyn, wo Ich Ew. Durchlaucht und Dero Fürstlichem Hause wiederhohlte Beweise von Meiner aufrichtigen Freundschaft werde geben können, und Ich ersuche Ew. Durchlaucht hierdurch, dem p. Riedesel insbesondere völligen Glauben beyzumessen, wenn er Sie aufgetragener maßen versichern wird, daß Ich mit diesen Gesinnungen sey und jeder Zeith verbleiben werde.

Berlin den 24. Dec. 1770.

An den Hertzog von Braunschweig-Lüneburg.

Bücherschau.

Franz X. Wichers, die Einführung des Christenthums im östlichen Niedersachsen und die Begründung der Stadt Helmstedt. Vortrag im Helmstedter Bürger- und Gewerbeverein. [Helmstedt, Richter 1900] 16 S. 8⁰. — ℳ 20.

In gemeinverständlicher Weise und mit liebevollem Eifer für die Sache sind die beiden geschichtlich sehr interessanten Fragen in dem vorliegenden Heftchen behandelt worden, das wir bestens empfehlen möchten, wenn wir uns auch mit allen Einzelheiten nicht einverstanden erklären können. Der Verf. tritt für eine persönliche Wirksamkeit des heiligen Ludger in der Helmstedter Gegend ein, während wir an der im Br. Mag. 1895 S. 12 ff vertretenen Auffassung fest halten müssen. Im Anderen stimmen wir dem Verfasser zu, ganz besonders auch in dem Wunsche, daß es gelingen möge, der Kirche und der uralten Doppelcapelle zu St. Ludgeri eine würdigere Umgebung zu verschaffen.

A. Heinemann, Geschichte des Volksschulwesens im Herzogthume Braunschweig. Von den Anfängen bis zum Tode Herzog Wilhelm's. Braunschweig, E. Appelhans u. Comp. 1900. 49 S. 8⁰. — ℳ 80.

Auf Grund des reichen Materials über die Braunschweigische Schulgeschichte, das namentlich von Fr. Koldewey herausgegeben und zuerst bearbeitet worden ist, liefert der Verfasser hier eine knapp gehaltene und übersichtlich angeordnete Darstellung des Gegenstandes, die das Wesentliche scharf hervorhebt und ihrem nächsten Zwecke, den Seminaristen und Lehrern das Wichtigste aus der Geschichte des heimischen Volksschulwesens bequem zu vermitteln, auf das Beste entsprechen, aber auch Anderen, die sich über diese Fragen leicht unterrichten wollen, willkommen sein wird.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 16 bis 18. Jesus, der Gekreuzigte, ist auferstanden. — 19—22. Wie erziehen wir unsere Gemeinden zur rechten Würdigung des Taufpatenamtes? — 21—22. Zur 200j. Geburtstagsfeier Zinzendorfs; das Jahresfest unserer Diaconissenanstalt Marienstift. — 23. Die Reform des Pfründensystems im Landtage. — 25. Die bayerische Diaspora. — 27. Jahresbericht der evangelisch-lutherischen Vereinigung. — 27—29. Braunschw. Missionsconferenz. — 28—29. E. Rothe, erbauliche Ansprache. — 29—30. Bericht über den luther. Gotteskasten im Herzogthume Braunschweig. — 31-33. Wollemann, Wirksamkeit der Inspectionssynoden und Inspectionssynodalausschüsse. — 34—35. Beschäftigung der Candidaten im kirchl. Dienst. — 36 ff. Die centrale Bedeutung des Bekenntnisses zu Christo für das christl. Leben und das kirchliche Handeln. — 39. Pastor em. Fritz Schuseil †.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 1—4. G. Hecke, Der Stand der modernen Psychologie, insbes. in ihrem Verhältniß zur Pädagogik. — 5—6. R. Heinecke, Israel und das Werk des Moses. — 7. H. Kielhorn, Fürsorge für geistig Minderwerthige. — 8. Fr. Regener, Das zweite Gebot. — 9 u. 10. J. Trüper, eine Bankerotterklärung des Schulcasernenthums. — 11. G. Schlott, Erziehung taubstummer Kinder im Elternhause. — 12 bis 14. Die Bedeutung einer gesteigerten Volksbildung für die wirthschaftliche Entwickelung unseres Volkes; C. Littmann, Die deutsche Lehrerversammlung in Köln. — 25. F. Bleßmann, Joh. Georg Aug. Gust. Bosse, Schul- und Seminardirector zu Wolfenbüttel. — 16. O. Jahns, Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. — 17. Schomburg, Praktisches Christenthum. — 18. G. Schaarschmidt, Der Religionsunterricht in der Schule. — 18 ff. Deutsche Poeten und das A-B-C in der Halbtagsschule.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 5 und 6. Henking, Ueber die Pest. — 7 und 8. Gedanken über die Verhütung u. Bekämpfung ansteckender Krankheiten. — 9. Schmidtmann, Schule und Arzt in den deutschen Bundesstaaten.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 21. 21. October **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Raabe.

II.

Raabe's Dichtung zeigt in ihrer Frühzeit ein Janushaupt: das eine Antlitz ist ernsten Blickes der Vergangenheit zugekehrt und erschaut dort auf dem Hintergrunde weltbewegender Ereignisse äußerlich handlungsreiche Einzelschicksale von überwiegend tragischem Charakter; das andere, ein Lächeln auf den Lippen, eine milde Thräne im Auge, sieht in Alltagszuständen der Gegenwart gern idyllische Bilder eines innerlich reichbewegten Kleinlebens. Hier ist er behaglicher Schilderer von subjectivster Färbung, dort objectiver Historienmaler eines ihm eigenthümlichen kühnen Frescostils. Fände man nicht die Dichtungen beider Art unter einem Dach beisammen, man würde sie kaum für Kinder desselben Vaters halten. Aber je länger je mehr fließen die Wasser vom Gebirge und die aus der Ebene in eins zusammen: der Humor, der Anfangs nur über den letzteren schwebte, breitet sich auch über die historischen Stoffe aus, und schließlich ist in Geist und Stil kein Unterschied mehr, ob der Dichter Menschen von ehedem oder von heute darstellt, ob er alte Geschichten voll Blut und Feuer erzählt oder Bürger des neuen Reichs zum Abendschoppen in „Butzemann's Keller" schickt. Mit derselben sicheren Selbstbeschränkung, mit der er früh schon der Versdichtung wieder absagte, hat er auch die historische Erzählung als solche, so Vortreffliches ihm in diesem Genre gelungen war — wovon später an seiner Stelle mehr —, aufgegeben, als er die Weite, Tiefe und Höhe des Humors gewonnen hatte, aus der jeder Schritt zur epischen Objectivität ein Rückschritt auf eine innerlich überlebte Stufe, ebendarum aber eine Unmöglichkeit für ihn gewesen wäre. Wollen wir also den Kern seines Wesens und zugleich seine wahre Bedeutung erfassen, so haben wir ihn zunächst ausschließlich als Humoristen, ich füge gleich hier hinzu: als den deutschen Humoristen des neunzehnten Jahrhunderts zu würdigen. Dies aber ist nicht wohl möglich ohne ein Eingehen auf das Wesen des Humors selber.

Die Geschichte des Worts und der Begriffe, die sich damit verbinden, ist wechselvoll und lehrreich. Unter humor versteht die ältere Medicin dasselbe, was sie auch als Temperament bezeichnet, die angeblich auf dem Vorwiegen einer der vier körperlichen „Säfte" (humores) beruhende typische Art der Choleriker, Sanguiniker, Melancholiker und Phlegmatiker, Welt und Leben anzuschauen und sich darin zu bethätigen. Aehnlich, nur ins Unendliche individualisirt, gebrauchen es noch die älteren Engländer, ein Ben Jonson, wenn er in seinen Lustspielen every man in und out of his humour auftreten läßt und dabei unter humour „die besondere Eigenschaft eines Menschen" versteht, „die alle seine Kräfte, Wirkungen und Lebensgeister in einem Fluß einen und denselben Weg zu nehmen zwingt". In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aber schränkt sich zunächst bei ihnen der Begriff des Humors auf e i n e ganz besondere Art zu denken und sich darzustellen ein, die ihrerseits aus allen jenen Elementen gemischt erscheint, doch so, daß die durchgehende Empfindung gegenüber allen menschlichen Dingen der eigenen wie der fremden Existenz eine lächelnde Wehmuth ist. Der jähe Wechsel aber, mit dem der eigentliche Meister dieses englischen Humors und das Vorbild des deutschen, Laurence Sterne, vom erhabensten Pathos zur cynischen Derbheit, von der Predigt zur Posse, von dem Lachen des freien Spötters zur Thräne des Menschenfreundes übergeht, das Capriciöse seiner Darstellung, in der er grundsätzlich den geraden Weg vermeidet und seine Gedanken sich wie Kinder spielend tummeln läßt, bis er sie für ein paar Schritte auf die Bahn zurückruft, nur um sie im nächsten Augenblicke wieder durch Berg und Thal zu jagen — diese Eigenthümlichkeit des Sterne'schen Humors verleitete die Deutschen, sich das fremde Wort als „Laune" einzuheimsen. Aber Lessing selbst, der diese Uebersetzung zuerst gewagt hatte, verwirft sie wieder als völlig unzulänglich und irreführend, und seitdem steht das Wort als ein unübersetzbares und unersetzbares in unserer Sprache und sein Begriff in der Aesthetik als einer da, für den es, wie für den des Tragischen, zwar unzählige Definitionen, aber keine giebt, die uns ganz befriedigen könnte. Dem Aesthetiker, wie dem Dichter selber — man braucht nur einmal die ältere Reihe Wieland, Jacobi, Claudius, Musäus, Hippel durchzugehen — nimmt der Humor unter den Händen proteisch wechselnd die verschiedenartigsten Gestalten an, und Jean Paul selber, der größte und selbständigste Humorist der klassischen Zeit, so tief er

über seine Kunst gedacht, soviel Schönes und Wahres er über sie gesagt, in so manchem glücklichen Bilde er einzelne Seiten ihres Wesens gespiegelt hat, dieses Wesen in seiner Totalität klar und unanfechtbar auszusprechen, ist ihm nicht gelungen: weder das „umgekehrte Erhabene“ noch das „romantisch Komische“ kann als eine Begriffsbestimmung gelten, die unserem Zwecke Genüge thäte. Ebensowenig werden wir uns — außerhalb des Zusammenhanges seines ganzen festgefugten Systems der Aesthetik — bei Fr. Th. Vischer's Definition des Humors als des „absolut Komischen“ beruhigen dürfen. Denn alle diese und derlei Definitionen, nackt hingestellt oder vielleicht gar von dem Ueberleitungssatze Vischer's begleitet: „Dem Witz muß endlich einfallen, daß er sich selbst ausgelassen hat: so und nicht anders ist der Uebergang zum Humor zu begründen“, könnten nur allzu leicht zu einem verhängnißvollen Mißverständnisse führen, als werde der bloß Witzige, sofern er nur auch sich selbst zum Besten haben könnte, dadurch zum Humoristen und sei der Humor nur eine immerhin höhere Gattung des Witzes. Von diesem Mißverständnisse wäre dann nur noch ein Schritt zu der vulgären Auffassung des Humors, die ihn dem Witze oder der Komik schlechthin gleichstellt, einer Auffassung, der wir das greuliche Genre der „Humoresken“ in unseren Tagesblättern, die „humorvollen Darbietungen“ bei Vereins- und Karnevalsfesten und so manchen anderen schnöden Mißbrauch des edeln Worts verdanken. Dem vorzubeugen, sei vorweg gesagt, daß der Witz im landläufigen Sinne zwar ein Ingredienz und ein Ausdrucksmittel des Humors sein kann, ja bis zu einem gewissen Grade sein muß, mit dessen innerstem Wesen aber so wenig übereinstimmt, daß er vielmehr nach Ursprung und Absicht ihm vielfach diametral entgegensteht. Dies erhellt aus den weiteren Ausführungen des Aesthetikers, die allerdings keine neue Definition, wohl aber die beste Beschreibung des Humors nach seiner stufenmäßigen Entwicklung enthalten, die bisher gegeben ist. Ich mache mir daraus mit aller Freiheit der Einschränkung und des eigenen Urtheils soviel zu Nutze, als meine Aufgabe hier erfordert, die Aufgabe, den Weg in das Herz des Raabe'schen Humors zu finden und zu weisen.

Unterlage und Voraussetzung jedes Humors ist die Empfindung der Unvollkommenheit, ja Nichtigkeit des Endlichen, sein Ziel die Neutralisirung oder Ueberwindung des Schmerzes, den diese Wahrnehmung des Widerspruchs zwischen dem, was ist, und dem, was sein möchte, könnte, sollte, des Widerspruchs zwischen der Wirklichkeit und der Idee in dem Empfindenden hervorruft. Je nach der Stärke, der Klarheit und Tiefe dieser bedrückenden Erfahrung und der erlösenden Kraft, die ihr die Waage hält oder sie überwiegt, unterscheidet Vischer drei Stufen des Humors, den naiven, den gebrochenen und den freien Humor. Der erste bildet nur eine Vorstufe, er läßt sich mit „Laune“ bezeichnen. Der naive Humor hält sich an die einzelne „handgreifliche“ Erfahrung jenes Widerspruchs und erhebt sich nur allenfalls zu einer Ahnung seiner allgemeinen Gültigkeit. „Vergleichsweise bewußtlos“ überwindet der naive Humorist diese einzelnen persönlichen Schmerzen vermöge einer glücklichen Naturanlage, eines humoristischen Temperaments, des sog. guten Humors. Diese Gottesgabe läßt das herbe Bewußtsein des allgemeinen Uebels kaum aufkommen, und wo es geschieht, bleibt das Gefühl des unendlichen Widerspruchs „in dem Naturelement ungebrochener Lustigkeit stehen“. Typen solcher Humoristen sind Goethe's Mutter, von Dichtern vor Allen Fritz Reuter, von humoristischen Gestalten der Litteratur Jean Paul's vergnügtes Schulmeisterlein Wuz. Ihre Wirkung auf Andere kann eine vorbildliche, erheiternde, erhebende sein. Da ihnen aber der Charakter des Allgemeingültigen fehlt, so bleibt bei den Anderen immer der Bodensatz: Ja, das kannst du, aber ich bin anders — was hilft mir dein Sieg? Und so können sie nur vorübergehend und nie ganz befreien.

Dieser Stufe des naiven Humors gegenüber bezeichnet Vischer die beiden folgenden als solche des „wirklichen“ Humors. Der wirkliche, will sagen der reflectirende Humorist, der seiner Natur nach „immer Metaphysik treibt“, schreitet von der Ahnung denkend zur Erkenntniß vor: er legt bewußt das ganze Endliche auf die Folie des Unendlichen, er erweitert den einzelnen Widerspruch, den er an sich erlebt, in sich empfindet, zum Weltwiderspruche, den einzelnen eigenen Schmerz zum Weltschmerz („wenn dieses Wort nicht durch Mißbrauch lächerlich geworden wäre“). Von sich aus wird er inne, daß physisches und sittliches Uebel die Welt füllt, daß „in Wahrheit nichts rein ist“. Was dem gewöhnlichen Bewußtsein groß, bedeutend und werthvoll erscheint, löst sich für ihn als solches auf und wird dem Geringsten gleich, das Trachten und Treiben der Menschenwelt aber, das von jenem Bewußtsein bestimmt wird, zur schalen Thorheit. Demgegenüber hält die natürliche Laune nicht stand. Ja, die volle, ungehemmte Consequenz dieser Vernichtung des Endlichen müßte, zumal sie das eigene Ich nicht minder trifft, als die Außenwelt, gerade den geborenen Humoristen, der im Erhabenen heimisch mit seiner ursprünglichen Stärke des sittlichen Gefühls, seinem Herzen voll Liebe zu der Welt im Ganzen und Einzelnen doppelt leicht und tief verwundbar ist, an die Schwelle des Wahnsinns, ja zur Selbstzerstörung führen. In der That weist der Humor der Romantiker mehr als eine Gestalt unter ihnen selber wie in ihren Schöpfungen auf, die solchem Geschick verfällt — ich erinnere nur an E. Th. A. Hoffmann und seinen Capellmeister Kreisler, doch auch an zwei Hauptträger von Jean Paul's Humor, Schoppe und Leibgeber. Andere, zumal hypochondrische Naturen retten sich, wie Jonathan Swift oder Raabe's Notar Hahnenberg in den „Drei Federn“, in jenes bittere Lachen der Welt- und Selbstverachtung, in dem zwar immer noch ein universeller Schmerz und eine Größe ist, zugleich aber der gereizte Unwillen eines einzelnen unfreien Individuums sich Luft macht. Sie bleiben damit im gebrochenen Humor stecken.

Den stärkeren und gesünderen Geistern dagegen bahnt, wie Jean Paul sich ausdrückt, gerade diese Höllenfahrt des Humors in den Weltwiderspruch und Weltschmerz die Himmelfahrt. Hätt' ich die Unvollkommenheit und

den Schmerz allein in mir, ich müßte verzweifeln und vergehen; was aber allgemein ist, wie Licht und Luft, das kann im letzten Grunde, wie Schlaf und Tod, kein Uebel sein: es muß also eine Versöhnung der Widersprüche, ein Ausgleich der Schmerzen sich finden lassen! Und ein Anderes: Ist allem Erhabenen das Niedrige beigemischt, so ist auch wieder in dem Niedrigen das Erhabene, wie draußen im All, so in dem Mikrokosmus des eigenen Herzens. Und noch eins: An die Idee selber reicht die Vernichtung nicht heran, sie bleibt als innere Bürgschaft, als Ziel und Zuflucht unversehrt bestehen. Indem der Humorist sich an diesen Sätzen aufrichtet und sich erhebt, um jenes Postulat als Wahrheit zu erfinden und zu erweisen, steigt er von der Stufe des gebrochenen zu der des freien und befreienden Humors empor — freilich nicht mit einem Male, nicht ohne Rückfälle, nicht immer zu der vollen Freiheit, in der die wiedergeborene Laune der ersten Stufe, vertieft und geadelt, nunmehr souverän und darum ohne jede Bitterkeit über allen menschlichen Dingen ihr Scepter schwingt.

In der Vorrede zum „Quintus Fixlein" weist Jean Paul die drei einzigen Wege glücklicher zu werden, die er ausgekundschaftet hat: „Der erste, der in die Höhe geht, ist: soweit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von Weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: — gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchenneste heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich — den ich für den schwersten und klügsten halte, — ist der, mit den beiden andern zu wechseln". Er selbst hat als Dichter den letzteren eingeschlagen: bald schwingt er sich in schwärmender Begeisterung über die Natur zu Höhen, wo das Sinnliche dem Blick entschwindet und die Seele sich im Unendlichen aufzulösen droht, bald versenkt er sich mit liebevollem Erfassen und Durchdringen des Einzelnen in die kleinste und kümmerlichste Wirklichkeit, um hier noch, die Fülle seines eigenen Gemüths empfindselig ausströmend, tausend Freuden und Wonnen zu entdecken, die dem Bedrücktesten trotz und in seiner Beschränkung erwachsen können; er ruft die Liebe und die Freundschaft, die er beide mit den zartesten Farben schmückt, den Naturgenuß, die Entzückungen andächtiger Schwärmerei, die Freude an fremder und eigener Güte zu Hülfe, um Elysium an jede Kerkerwand zu malen. Aber — schließlich bleibt doch diese Kerkerwand, bleiben jene Beinhäuser, Wolfsgruben und Stangen daneben und darunter in ihrer Bedrohlichkeit bestehen, man sieht sie nur nicht mehr, weil man sie nicht sehen soll und will. Wo er sie aber, wie in Siebenkäs' und Lenettens Ehe, sehen läßt, da klafft sofort der Bruch wieder und ist nur von einer Brücke zu überspannen, die Niemand ernstlich wagen mag zu betreten. So finden wir bei Jean Paul wohl die Ansätze und Elemente des befreienden Humors, das Streben und die Sehnsucht, aber noch nicht die Vollendung. Wie weit daran die deutsche Misère, in der er erwuchs und lebte, wie viel die eigene, mehr weich und lyrisch-sentimental angelegte Persönlichkeit Schuld trägt, bleibe dahingestellt: seiner Zeit, aus der sein Empfinden hervorgewachsen war und die ihm darum ihrerseits mit Empfänglichkeit entgegenkam, mochte er auch so genügen — uns, die fast ein Jahrhundert und darin eine beispiellose Umwandlung der Denkweise, wie des ganzen privaten und öffentlichen Lebens von ihm trennt, kann er mit allen seinen ungeheuren Schätzen an Geist, Gemüth und Poesie nicht mehr helfen. Sollte auch in unserer Zeit — und sie bedarf dessen trotz Allem vielleicht ebenso sehr wie jene frühere — der freie Humor seine befreiende Wirkung üben, so forderte das einen andern Meister, der das Beste Jean Paul's in neue Formen herüberrettend zugleich erfüllte, was Jener verhieß. Diesen Humoristen haben wir, meine ich, in Wilhelm Raabe.

Seine eminente humoristische Naturanlage offenbarte sich auf das Schönste in seinem Erstlingswerk. Während Jean Paul als Satiriker begann — er hat ihn auch nie ganz abgestreift —, finden wir hier bei dem Fünfundzwanzigjährigen nicht ein Aederchen davon, obwohl er sein Buch als ein deutscher Patriot wenige Jahre nach 48 auf der Höhe der Reactionszeit und in Berlin schrieb, vielmehr neben der sprudelnden Laune des jugendlich naiven schon vorgeahnt die Abgeklärtheit des freien Humors, die sonst erst das Ergebniß der Erfahrung und des Kampfes ist. Als dann seine Zeit dazu gekommen war, hat er auch diesen Kampf, ohne den eine humoristische Persönlichkeit großen Stils nicht in sich vollendet werden kann, durchgekämpft — wie lange und wie ernst, davon giebt, wie wir uns jetzt erinnern wollen, die Stuttgarter Romantrilogie Zeugniß. Auch das ist früher schon im Einzelnen angedeutet, wie er nach der Krisis des „Schüdderump" seine Bahn, wenn auch unter ziehenden Wolkenschatten, ins Sonnige zurücklenkte. Nun ist ihm erst recht, wie seinem Magister Eyring in den „Gänsen von Bützow", in seinem Musea das Kleinste zum Größten geworden und wiederum, aber reiner und gewisser als zuvor, vernimmt er den Einklang in den Dissonanzen des Lebens; vor seinen Augen steht das Weltganze nicht mehr widerspruchsvoll in zwei Hälften auseinanderfallend — die Idee der Wirklichkeit polar entgegengestellt —, sondern Beides einander durchdringend als Einheit da. Durch alles Endliche scheint ihm das Ewige hindurch, es scheint auch durch Beinhäuser, Wolfsgruben und Stangen, und er zeigt sie uns nicht minder getrost wie Aehren und Lerchennester. Das dumpfe Rollen des Schüdderump hat seine markerschütternden Schrecken für ihn und uns verloren, seit daraus auch nur eine der Formen von „Gottes Wunderwagen" geworden ist. Das Lebensleid, sonst als Pfahl im Fleisch, als ein stets quälender Stachel und eine ungehörige Hemmung des Lebenstriebes empfunden, hat seine Stelle und sein Amt im Lebensganzen erhalten: es gehört zur Lebensfreude, wie der Schatten zum Licht, die Eins

nicht ohne das Andere sein können, sein dürfen. Wer das erkannt und nun „darauf verzichtet hat, den Weg der Ideale anders als unter Enttäuschungen und Schmerzen zu wandeln, von dem ist die Pein des Schmerzes und der Enttäuschung genommen". Auch wo er gehaltenen Schrittes und gesenkten Auges den Schmutz der Gasse durchschreiten muß, weiß er die Sonne oder die ewigen Sterne über sich, deren Widerschein ihm aus dem Schmutze selbst tröstend entgegenblickt. In solchem Licht darf unser Dichter kühn in die Tiefen des Lebens und der Menschenbrust hinabsteigen, ohne für seine Bilder der Wirklichkeit eine andere, schönfärberische Beleuchtung suchen oder sich und uns hinterdrein in schwärmerischen Enthusiasmen entschädigen und erholen zu müssen. Und darum ist er auf der einen Seite von Cynismus, wie von Frivolität so rein, wie kein anderer Humorist der Weltlitteratur — ein Kind könnte ihn lesen, wenn es ihn verstände —, auf der andern so frei von weichlicher Empfindsamkeit, wie wir es wenigstens seit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr am Humor gewöhnt sind. War einst Jean Paul der Liebling der Frauen, so ist Raabe, so schön und nütze auch ihnen seine Bücher sind und soviel sie ihm dafür zu danken haben, doch erst recht ein Mann für Männer und gerade für die Männer unseres Säculums. In einem Zeitalter des materiellen Aufschwungs, das nur zu leicht die Schätzung rein geistiger Werthe verliert, in einer Zeit zugleich eines gemüthsarmen Bildungs- und Machthochmuths kann er ihnen die Wage ins rechte Loth stellen. Inmitten des wüthenden Parteihaders politischer, confessioneller, socialer Gegensätze, der die Gegenwart zerreißt und den Einzelnen vereinseitigt, lehrt er, der eben als Humorist über jeder, aber auch jeder Partei steht, wieder die höchste Tugend, aus der die anderen alle entspringen, Gerechtigkeit: der „Communist" Spörenwagen und seine Freundin, das fromme Kind Phoebe, die jüdische Baronin Salome mit dem „Götterblut" und der arme verzauste Straßenschmetterling „im alten Eisen", der ausgebrochene Beveraner Horacker und sein Lottchen Achterhang, Pastoren und Junker, Herzöge und Schulmeister, Armenhäusler, Hofdamen, Alltagsphilister und Sonderlinge jeder Art — für sie alle hat der Dichter, dem nichts Menschliches fremd ist, dasselbe Verständniß und das gleiche Herz, ihnen allen giebt er, aber für sie alle verlangt er auch — ihr Recht. Einer Generation endlich, die neben dem Uebermenschenthum auch soviel Lebensangst und Lebensekel in sich hegt, kann er — und das ist immer wieder die Hauptsache — das Leben nicht bloß leidlich, sondern freudig tragen helfen, indem er ihnen durch seinen und seiner Helden, ja wohl Helden Vorgang seinen Humor „als Lebensstimmung" vermittelt. „Die Welt ist eine harte Nuß zu knacken, und wenn man sie auf hat, ist sie hohl", schreibt die alte vergrämte Dorette Kristeller aus der Apotheke zum wilden Mann an Phoebe, „dieses war mir bekannt als ein altes wahres Wort. Aber nun weiß ich durch deinen Umgang in den paar Tagen des Juli, daß das Wort doch nur halb oder auch gar nicht wahr ist. Mein liebes Herzenskind, durch dich weiß ich nun, die Welt hat einen Kern, sie hat einen süßen Kern, nur etwa die Zunge oder was so sonst zu der gehört, hat nichts damit zu thun, darauf schmeckt man ihn nicht". Diese stammelnden Worte des armen alten Mädchens enthalten schließlich in ihren Sinn und Ton gefaßt die Quintessenz des Raabe'schen, wie jenes freien und befreienden Humors, die humoristische Theodicee.

Wir dürfen und wollen gewiß über dem betrachtenden Humoristen nicht den schaffenden Dichter, den gestaltenden Künstler in Raabe vergessen — ihm sollen die nächsten Stücke allein gehören. Aber daß Raabe einer der wenigen lebenden Schriftsteller ist, die in ihren Werken eine eigene geschlossene Weltanschauung offenbaren und daß es gerade diese Weltanschauung ist, das giebt ihm seine ganz einzige Stellung innerhalb unseres modernen Schriftthums, das letztere ist es auch vornehmlich, was ihm neben der Menge derer, die ihn lesen wie andere Schriftsteller auch, eine Gemeinde geschaffen hat, wie sie sonst keiner unserer Neueren besitzt: die Kreise, die Keller oder Storm oder Mörike verehren, haben alle im Wesentlichen einen ästhetischen, die Raabegemeinde allein hat einen ganz überwiegend ethischen Charakter. Sie bildet, wenn man den Ausdruck recht verstehen will, eine Secte, eine Freimaurerei; denn ihre Zugehörigen erkennen und finden sich ohne weitere Worte schon in seinem Namen als Gleichgesinnte, und ihr Verhältniß zu dem Meister erschöpft sich nicht in dem immerhin kühlen Affect einer Bewunderung des Schönen, sondern ist zugleich das ganz persönliche der Liebe und Dankbarkeit für alles Wahre und Gute, das er ihnen im Schönen gegeben hat und das sie mit Hingebung in sich und die eigene Lebensnorm aufgenommen haben. Sie sitzen aber wahrhaftig nicht hier zu Lande um ihn herum, im Gegentheil — durch alles Volk deutscher Zunge daheim und draußen weit in der Diaspora, unter Männern und Frauen, Jungen und Alten, Gläubigen und Ungläubigen ist das Volk zu Tausenden verstreut, dem es, wie die alte Jane im „Schüdderump" der Frau vom Lauenhofe gegenüber sich ausdrückt, eine Ehre ist, ihn lieb zu haben, und deren Mund nicht von ihm reden kann, ohne daß das Herz mitredet.

Grabstätten der Welfen.

31. Schönau[1]).

Der Name Schönau weckt für das Welfenhaus trübe Erinnerungen. Eine große Hoffnung wurde hier zu Grabe getragen. Die romantische Hochzeit Heinrich's, Heinrich's des Löwen Sohnes, mit Agnes von Hohenstaufen zu Stahleck am Rhein gewann nach dem Tode von Agnes' Vater, dem Pfalzgrafen Konrad, 1195 dem Welfischen Hause die Rheinpfalz; mit dem frühzeitigen Tode des einzigen Sohnes dieser Ehe, Heinrich's d. J., ging sie ihm schon im Jahre 1214 wieder verloren. Pfalzgraf Heinrich, der Vater, hatte erst im Herbste des Jahres 1212 die Rheinpfalz seinem Sohne als selbständiges Fürstenthum übergeben. Dieser hatte sich erst seit

[1]) Vgl. über Schönau besonders die gründliche Abhandlung des Oberamtsrichters Maximilian Huffschmid „Beiträge zur Geschichte der Cistercienserabtei Schönau bei Heidelberg" in der Zeitschrift f. d. Gesch. des Oberrh. N. F. Band VI. (1891) S. 415—49 u. S. 69—103.

Kurzem mit Mechtild von Brabant vermählt, als er ohne Erben zu hinterlassen am 25. April 1214 plötzlich verstarb. Sein Vater hielt die Ansprüche an die Pfalz zwar aufrecht, nannte sich auch nach wie vor Pfalzgraf bei Rhein, aber er vermochte seine Anrechte nicht geltend zu machen. König Friedrich II. verlieh die Pfalz als ein erledigtes Lehen an Otto von Wittelsbach [2]).

Wie die Großeltern, Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen und seine Gemahlin Irmingard, so wurde auch der junge Pfalzgraf Heinrich im Cistercienserkloster Schönau bei Heidelberg begraben. Denn dieses, eine Gründung Bischof Burkhard's II. von Worms und am 21. März 1145 bezogen, im lieblichen Thale der Steinach oberhalb Neckarsteinach gelegen, nahm unter den geistlichen Stiftungen der Gegend die vornehmste Stelle ein. Heute sind zwar von der alten Herrlichkeit nur noch sehr dürftige Ueberbleibsel zu sehen. Das im spätromanischen Stile erbaute Refectorium, das jetzt als evangelische Kirche benutzt wird, das stattliche Klosterportal, das sogenannte „Hinkelhaus“ mit romanischem Unterstock, ein Bogenüberrest der Klosterküche, einige Grabsteine, die zum Theil, wie der Blikger's von Steinach und seiner Frau Adelheid von Neipperg, in einem Privatgebäude eingemauert sind —: das ist so ziemlich Alles, was von den umfangreichen, stolzen Bauwerken und Denkmälern der Vorzeit sich hier bis auf unsere Tage erhalten hat. Als nach Einführung der Reformation 1560 die letzten Mönche das Kloster verlassen hatten, wurde dieses von Kurfürst Friedrich III. niederländischen Flüchtlingen französischer Zunge zum Aufenthalte überlassen, die sich hauptsächlich mit Tuchmacherei beschäftigten. Die Verwüstung des Klosters scheint dann mehr in Friedenszeit allmählich durch diese Fremdlinge, als durch den dreißigjährigen Krieg und die Raubzüge König Ludwig's XIV. erfolgt zu sein.

Auch von dem Grabe unseres Pfalzgrafen Heinrich ist keine Spur mehr übrig geblieben. Hufschmid hat es als sehr wahrscheinlich hingestellt, daß wir diese Stätte, wie die Gräber von Heinrich's mütterlichen Großeltern in dem Capitelsaale werden zu suchen haben, der später zum Pferdestalle entwürdigt wurde und jetzt gänzlich verschwunden ist [3]). Wir werden seinen bedachten Folgerungen nur zustimmen können. Die Grabinschrift ist uns von Freher überliefert; sie ist gemeinschaftlich für Heinrich und seinen Großvater Konrad abgefaßt und lautet [4]):

Anno . dominice . incarnationis . MCXCV . VI . idus . novembr . obiit . illustris . princeps . dominus . Conradus . comes . palatinus . Rheni . dux . Sueviae . comes . in . Gemino . ponte . germanus . Friderici . barbarossae . imperatoris.

Anno . [dominice . incarnationis . MCCXIV . VII .] kal . Maii . obiit . illustris . princeps . dominus . Henricus . comes . palatinus . Rheni . dux . Saxonie . supradicti . Conradi . ex . filia . nepos.

2) Lothar v. Heinemann, Heinrich von Braunschweig S. 154 f.

3. A. a. O. Bd. VII S. 81 ff.

4) M. Freher, Origines Palat. (1599) I, 75. Die übrigen Drucke, ihre Abweichungen rc. vgl. bei Hufschmid Bd. VII S. 76 f.

Die Grabsteine waren zu der Zeit, als Freher nach Heidelberg kam (1588), schon verschwunden; er wird die Inschriften von irgend einem Gewährsmanne, vielleicht, wie Hufschmid annimmt, von dem Professor H. Witekind in Heidelberg erhalten haben. Daß sie den Wortlaut der ursprünglichen Grabinschriften nicht richtig wiedergeben, leuchtet ein; schon der Herausgeber der Origines Guelficae und Andere nahmen an ihnen Anstoß. Neuerdings hat Hufschmid (S. 78) die Gründe, die sie verdächtig erscheinen lassen, zusammengestellt. Er sagt u. A. mit Recht, daß es ganz unmöglich sei, daß im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts dem Pfalzgrafen Heinrich eine Inschrift mit Verweisung auf eine voranstehende gesetzt worden sei. Er sucht die Fassung der Inschrift nun so zu erklären: „Wie es scheint“, sagt er, „wurden Konrad's und Heinrich's Gebeine später wegen eingetretenen Raummangels in einem Sammelgrabe vereinigt und die Grabplatte mit den überlieferten Inschriften versehen, welche möglichst gleichlautend und deshalb zu gleicher Zeit angefertigt sein müssen, auch wegen ihrer Länge nicht um den Stein laufen konnten, sondern, wie aus den Worten „supradicti“ hervorgeht, in Zeilen abgetheilt waren“. Das ist an sich nicht unmöglich, kommt mir aber doch nicht recht wahrscheinlich vor. Ich glaube nicht, daß man sich auf diese Weise bei Raummangel geholfen haben würde. Mir scheint viel natürlicher die Erklärung zu sein, daß die jetzt überlieferte Fassung von dem Gewährsmanne Freher's herrühre, der die Inschriften der alten Grabsteine nicht diplomatisch getreu wieder zu geben suchte, sich auch nicht scheute, auf eigene Hand kleine Zusätze zu machen, durch die er die betreffenden Personen für sich und seine Zeitgenossen sicherer und kenntlicher bezeichnete. Es wäre dasselbe Verfahren, das auch bei Wiedergabe der Wittenberger Grabinschriften eingeschlagen worden ist, und das wir bereits früher kennen gelernt haben [5]). So wäre auch der Ausdruck „supradicti“ auf das Einfachste erklärt. Vor den Worten „kal . Maii“ ist eine Lücke. Ich habe diese nicht nur, wie Hufschmid, durch die Jahreszahl 1214, die die Stader Annalen [6]) außer Zweifel stellen, sondern auch durch Einfügung eines genaueren Tagesdatums ausgefüllt. Letzteres habe ich aus dem Necrologium des Klosters Seligenthal genommen, das die Monumenta Boica T. XV (Monachi, 1787) enthalten. Es heißt hier S. 521:

VII . Kal . Maj . Henricus junior palatinus.

Der Herausgeber weiß diesen Pfalzgrafen zwar nicht unterzubringen und setzt die Worte hinzu: „hunc aliis divinandum relinquimus“. Aber es kann wohl nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß wir hier unseren jungen Welfenfürsten vor uns haben, der im Kloster Schönau 1214 so früh sein Grab fand. Er ist demnach am 25. April gestorben.

Auch das Bruchstück eines Gedichts von einem Epitaph des Pfalzgrafen Heinrich, das zu Freher's Zeit ebenfalls schon verschwunden war, hat uns dieser überliefert. Es lautet [7]):

5) Vgl. S. 140.

6) Monum. Germaniae Script. XVI S. 356.

7) Vgl. Hufschmid a. a. O. Bd. VII S. 79.

Princeps . magnificus . comes . aulae . gloria . Rheni . iunior . Henricus . . . . .

Aus Heinrich's Zeit kann das Gedicht nicht herrühren, es dürfte, wie Hufſſchmid annimmt, dem 14. Jahrhundert ſeine Entſtehung verdanken. Wo das Denkmal einſt im Kloſter Schönau eine Stelle gehabt habe, darüber können wir jetzt nicht einmal Vermuthungen aufſtellen.

32. Glogau [1]).

Aus der Verborgenheit hervorgezogen iſt erſt ſeit Kurzem das Grabdenkmal einer Braunſchweigiſchen Herzogstochter, das zu den ſchönſten plaſtiſchen Kunſtwerken Schleſiens gezählt wird, der Grabſtein der Herzogin Mathilde, einer Tochter Herzog Albrecht's des Großen zu Braunſchweig und Lüneburg, die ſich im Jahre 1292 mit dem Herzoge Heinrich III. von Glogau vermählte. Dieſer ſtarb am 9. December 1309 und wurde im Kloſter Leubus begraben. Der Todestag ſeiner Gemahlin iſt unbekannt, ſie muß in der Zeit zwiſchen dem 27. October 1317 und 29. Januar 1319 verſchieden ſein. Die Glogauer Annalen berichten, daß ihr und ihres Gemahles Steinbildniß im hohen Chore des Domes zu Glogau aufgeſtellt worden ſei. Andere Quellen ſagen, Mathilde ſei in Glogau begraben. Dazu ſtimmen auf's Beſte die mancherlei Stiftungen, mit denen ſie nach dem Tode ihres Mannes dieſes Gotteshaus bedachte. Von dem Bildniſſe Herzog Heinrich's verlautet ſpäter nichts mehr; es wird da nur noch des ſeiner Gemahlin Mathilde gedacht, das offenbar als Figurengrabſtein ein Hochgrab bedeckte. Im Laufe der Zeit hat das Denkmal wiederholt ſeinen Standort gewechſelt. Im Jahre 1841 befand es ſich unter dem Orgelchore, während an der Kanzel der Grabſtein der Fürſtin gelegen haben ſoll. Da letzterer jetzt leider verſchwunden iſt, ſo können wir nicht mehr feſtſtellen, ob wir eine Inſchriftplatte des Hochgrabes, auf der jene Figur urſprünglich ruhte, oder ein ſelbſtändiges Werk darunter zu verſtehen haben. Der Stein wird im Jahre 1843, wo eine Umpflaſterung der Kirche erfolgte, verloren gegangen ſein. In dieſer Zeit wurde auch der Figurengrabſtein der Herzogin entfernt und in die Gruft des Domes geſchafft, wo er lange Jahre völlig unbeachtet und ſtark verwahrloſt liegen blieb. Erſt der erfolgreichen Thätigkeit des Provinzialconſervators, Landbauinſpectors Lutſch, iſt es zu danken, daß er zu Anfang der neunziger Jahre wieder in die oberen Kirchenräume gebracht und nun auch würdig wiederhergeſtellt wurde. Die fehlenden Theile wurden vorſichtig ergänzt und das Ganze von einer dicken Schicht von Kalkfarben befreit, ſo daß nun die Spuren der alten bunten Bemalung wieder hervortraten. Der Grabſtein bildet jetzt, in Mitten der H. Drei Königscapelle, der erſten nordweſtlich gelegenen Seitencapelle des Domes, aufgeſtellt, eine hervorragende Zierde des ehrwürdigen Gotteshauſes.

Der Arbeit R. Becker's über das Grabmal Mathilde's iſt ein wohlgelungenes Lichtdruckbild von ihm beigegeben.

[1]) Vergl. beſonders Robert Becker, Das Grabmal der Herzogin Mathilde von Glogau. Sonderabdruck aus Schleſiens Vorzeit in Bild und Schrift. Breslau 1895.

Es zeigt uns die Fürſtin ohne Krone und heraldiſches Beiwerk in einem ſchlichten, durch keinen Gürtel zuſammengehaltenen, bis auf die Füße herabwallenden Gewande. Die Oberarme bedeckt ein Mantel, der ebenfalls den Boden berührt. Die Unterarme in eng anſchließenden Aermeln ſind auf dem Leibe gekreuzt; die Rechte liegt über der Linken, von der ein Roſenkranz herabhängt. Der von langem Wittwenſchleier umgebene Kopf ruht auf zwei Kiſſen, die übereck auf einander gelegt ſind; die Füße ſtehen auf der zuſammengekauerten Geſtalt eines Zwerges, den die Sage zu einem treuen Diener der Fürſtin gemacht hat, der bei dem Tode ſeiner Herrin aus Kummer geſtorben ſei. Die Körperhaltung wie die Geſichtszüge der Frau ſind ruhig und edel; auch ohne äußere Abzeichen erkennt man, daß eine Perſon von vornehmer Abkunft hier zum Todesſchlafe gebettet liegt.

33. Karlsruhe in Schleſien.

Durch die Herzogin Friederike (Sophie Charl. Auguſte), die Erbtochter Herzog Karl Chriſtian Erdmann's von Württemberg-Oels, kam das Fürſtenthum Oels an das Haus Braunſchweig. Sie heirathete am 6. Sept. 1768 den Herzog Friedrich Auguſt zu Br. u. Lün., den Sohn Herzog Karl's I. Da die Ehe kinderlos blieb, ſo wurde ſpäter (1785) in die Belehnung mit dem Fürſtenthume des Herzogs Neffe, Friedrich Wilhelm, mit aufgenommen, der demnächſt dem Namen Braunſchweig-Oels ſo hohen Glanz verleihen ſollte. Friederike hat den Anfall des Fürſtenthums an ihren Gemahl nicht mehr erlebt; ſie ſtarb ſchon am Abend des 4. November 1789 zu Berlin an den Blattern. Ueber ein Jahr lang blieb die Leiche in Berlin. Dann wurde ſie von dem Herzoglichen Regierungsrath von Ende nach Karlsruhe in Schleſien abgeholt, wo ſie des Mittags am 27. Januar 1791 in der Gruft unter der Sakriſtei der 1771 erbauten Sophienkirche beigeſetzt wurde. Den Sarg bedeckte eine ſchwarze, mit dem in Silber geſtickten Braunſchweigiſchen und Württembergiſchen Wappen verzierte Sammetdecke. Wenige Jahre darauf wurden auch Friederike's Eltern in der unſcheinbaren Gruft beigeſetzt. Ihr Vater ſtarb am 14. December 1792, ihre Mutter Marie Sophie Wilhelmine, eine geborene Prinzeſſin von Solms-Laubach, am 26. März 1793. Dann wurde die Gruft vermauert. Friederike's Gemahl, der Herzog Friedrich Auguſt, der am 8. Octbr. 1805 zu Eiſenach ſtarb, wurde in der Stadtkirche St. Peter und Paul zu Weimar an der Seite ſeiner berühmten Schweſter, der Herzogin Anna Amalie von Sachſen-Weimar, begraben.

34. Hoya.

Nach dem Tode Graf Otto's II. von Hoya († 1324) regierten ſeine Söhne, Graf Gerhard III. und Johann II., anfangs gemeinſam, bis ſie gegen Mitte des 14. Jahrhunderts — der Zeitpunkt iſt nicht genau bekannt — ihre Lande theilten. Gerhard, der die ältere Linie der Grafen von Hoya begründete, erhielt den nördlichen Theil, die Niedergrafſchaft, und ſchlug in Hoya ſein Hoflager auf, während Johann die Obergrafſchaft bekam und Nienburg zu ſeiner Reſidenz erwählte. Von ihm

stammt die jüngere Linie des Hauses Hoya ab. Die ältesten Söhne der genannten Stammväter der beiden Hoyaschen Linien heiratheten in zweiter Ehe je eine Tochter des Herzogs Magnus mit der Kette zu Braunschweig und Lüneburg. So werden zwei Schwestern aus Welfischem Blute in der Grafschaft Hoya, die eine in Hoya, die andere in Nienburg a. d. Weser, ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Graf Otto III., Gerhard's III. Sohn, war in erster Ehe mit einer Frau Adelheid von unbekannter Herkunft vermählt gewesen und verlobte sich nach deren Tode am 4. Mai 1371 mit Mathilde, Herzog Magnus' Tochter, die ihm aber wegen ihrer Jugend erst viel später, wohl nach dem 13. December 1384 die Hand reichte. In einer Urkunde vom J. 1416 macht Graf Otto eine Schenkung an die Kirche zu Hoya, in der Eltern, Geschwister, Frau — unter der wir nur Adelheid verstehen können — und Kinder ruhen und in der, wie er schreibt, „wir selven denken inne to rouwende na unserm dode[1])". Ihm ist dieser Wunsch auch jedenfalls erfüllt worden; sein Leichenstein ist in der Kirche dort noch erhalten[2]); er starb am 13. April 1428. Jener Stein zeigt zwei Figuren unter gothischen Baldachinen, zur Linken des Beschauers den Grafen in Harnisch. Die andere Figur, eine weibliche, war zu der Zeit, als Mithoff seine Aufnahmen machte, durch Kirchenstühle verdeckt. Auch jetzt ist dies noch zum Theil der Fall. Da ferner ein Wappen nicht zu erkennen und die Inschrift nur in Bruchstücken lesbar ist, so muß es vorläufig dahin gestellt bleiben, welche von den beiden Gemahlinnen des Grafen Otto hier abgebildet worden ist. Mathilde ist am 23. Februar wohl im J. 1433 verschieden. Ihre Tochter, die Aebtissin in Wienhausen war, stiftete am 13. Juli 1434 ihrer Mutter, ihrem Vater und anderen Verwandten in diesem Kloster eine Gedächtnißfeier, ohne dabei zu erwähnen, wo jene die letzte Ruhe gefunden. Wäre sie in Wienhausen selbst begraben worden, so würde die Tochter das bei dieser Gelegenheit zweifellos erwähnt haben. Wir müssen daher ihre Grabstätte anderwärts suchen. Da liegt nun aber nichts näher als anzunehmen, daß Mathilde in der Familiengruft zu Hoya, wo auch der Gemahl ruhte, ebenfalls bestattet worden ist.

35. Nienburg an der Weser.

Die zweite Tochter des Herzogs Magnus II., die sich nach Hoya verheirathete, war Helene, die sich im Jahre 1390 mit Graf Erich I. von Hoya verlobte und vor dem 24. August 1396 vermählte. Dessen erste Gemahlin war Anna von Schauenburg gewesen. Erich erscheint urkundlich zuletzt am 29. Juni 1426; am 25. September des folgenden Jahres wird er bereits als todt genannt; er muß also in der Zwischenzeit verstorben sein. Daß er in der Kirche zu Nienburg begraben ist, bezeugt eine Urkunde vom 16. März 1440, die von der Dotirung eines Altars der dortigen Kirche von Seiten des Grafen Johann von Hoya handelt, dessen Eltern hier beigesetzt seien. Es waren dies Graf Erich und seine erste Gemahlin Gräfin Anna. Wann Helene, seine zweite Frau, gestorben ist, wissen wir nicht; auch haben wir kein urkundlich sicheres Zeugniß für ihre Beisetzung. Heinrich Gade berichtet in seiner Geschichte der Stadt Nienburg S. 31, daß auch Helene in der Kirche zu Nienburg begraben sei. Das ist nach Lage der Sache höchst wahrscheinlich, aber als gewiß vorläufig nicht zu erweisen. Die gräfliche Gruft, die sich unter dem Chore befand, wurde bei einem 1830 vorgenommenen Umbau geöffnet und über den Befund nach Gade (S. 67) von der Kirchencommission ein Protocoll aufgenommen. Leider ist dieses weder im Consistorium noch im Staatsarchive zu Hannover, noch in der Kirchenregistratur zu Nienburg erhalten. Aus den Aufzeichnungen des damaligen Superintendenten Effler geht nur hervor, daß das Gewölbe 7' hoch, 12' lang und 9¾' breit gewesen, daß es wieder vermauert und zur Bezeichnung der größte von allen in der Kirche vorgefundenen Leichensteinen oben darauf gelegt worden sei [1]). Gade berichtet a. a. O., daß „sich in den Gräbern nichts mehr vorgefunden habe, als einige kleine Knochenreste, ein wenig Haare und Fragmente von vermoderten Seidenstoffen". Auch in der Kirche, die mehrere Denkmäler der letzten Grafen von Hoya birgt, ist ein Grabstein der Gräfin Helene nicht auf uns gekommen.

36. Zerbst.

Dorothea Hedwig, die älteste Tochter des Herzogs Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg, das älteste Kind aus erster Ehe, dessen Geburt (13. Februar 1587) der Mutter das Leben kostete, vermählte sich am 29. December 1605 zu Wolfenbüttel mit dem Fürsten Rudolf von Anhalt-Zerbst. Die Ehe währte nur kurze Zeit. Von den vier Töchtern, die ihr erwuchsen, kamen nur zwei lebendig zur Welt, Dorothea und Eleonore, von denen jene die zweite Frau Herzog August's von Braunschweig-Wolfenbüttel wurde. Bei der Geburt des vierten Kindes fand Dorothea Hedwig am 16. October 1609 den Tod. Das Kirchenbuch sagt darüber Folgendes[1]):

„Anno Domini 1609 den 16. Octbr. vfn abend ein viertel nach Newn vhr ist die hochgeborne Fürstin, fraw Dorothea Hedwig, geborne hertzogin zu Braunschweig vnd Luneburgk, in schweren Kindes Nöthen beneben der Frucht mit Tods verblichen, das Kind aber als ein Junges frewlein, den dritten Tag allererst von ihr kommen, (ein großes Wunder)."

Am 23. October fand ein feierliches Leichenbegängniß statt. Der Sarg, der neben der Fürstin auch das jüngste Töchterchen umschloß, wurde in der Gruft der Bartholomäikirche zu Zerbst beigesetzt. Hier hat er bis vor Kurzem gestanden. Erst im Herbste des Jahres 1899 ist er, da an der Kirche Anbauten vorgenommen werden sollten, mit dem Sarge ihres Gemahls und einigen anderen in die Gruft des Herzoglichen Schlosses

1) Vgl. Hoyer Urkundenbuch hg. von Wilh. v. Hodenberg VIII. Abth. Nr. 213. In Bezug auf die Genealogie s. in der Einleitung die Stammbäume und Erläuterungen.

2) Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen V. Bd., S. 166.

1) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Superintendenten Lührs in Nienburg.

1) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Hülfspredigers Vahlteich in Zerbst.

zu Zerbst übergeführt. Dorothea Hedwig ruht hier jetzt in der dritten Kammer zur rechten Seite ihres Gatten.

Der Sarg trägt auf der oberen, vom Kopfe gesehen lin'en Längsseite in großen Buchstaben eine lange lateinische Inschrift, in der Vater und Mutter, deren Eltern, der Gemahl, dessen Vorfahren, die Hochzeit, die Kinder, die Todeszeit und -art, die Lebensdauer und die Beisetzung erwähnt und die Tugenden der Entschlafenen gepriesen werden.

Büttner Pfänner zu Thal führt in seinen Bau- und Kunstdenkmälern Anhalts (S. 442) bei der Beschreibung der Bartholomäikirche zu Zerbst auf deren Nordseite ein Epitaph mit schönem Renaissancerahmen auf, das das Anhaltische und das Braunschweigische Wappen und an den Seiten 16 kleinere Wappenschilde enthalte. Er setzt es in das 17. Jahrhundert, führt aber leider weder Inschrift noch Namen an[2]). Dennoch dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß wir hier ein Grabdenkmal der Fürstin Dorothea Hedwig vor uns haben.

37. Schleiz.

Die Bergkirche zu Schleiz, die wegen ihrer hohen Lage und ihres stattlichen Aeußeren weithin in der Gegend einen malerischen Anblick gewährt, birgt auch in ihrem Innern manches Denkmal, das für die Geschichte dieser Lande von hoher Bedeutung ist. Denn längere Zeit ist dieses Gotteshaus die Begräbnißstätte der hier regierenden Herrscher gewesen. Leider vermissen wir jetzt das Grabdenkmal, das früher die Erinnerung an eine Welfische Fürstentochter hier wach erhielt, an Katharina, die Tochter Herzog Franz' von Gifhorn, die sich am 9. April 1564 mit Heinrich VII. von Reuß, Burggrafen von Meißen, vermählte. Die Ehe währte nur kurze Zeit. Schon am 10. December 1565 ist Katharina im 18. Jahre ihres Alters an den sog. Kindsblattern (Masern) gestorben. „Noch in gedachtem Monat Decembri", berichtet Beckler[1]), „wurde sie auf die Berg-Kirch zur heiligen Marien getragen und daselbst im Chor, allwo Ihr nachmahls ein schönes Epitaphium zu stets-währendem Gedächtniß aufgerichtet, Fürstlich begraben: Sonst war Sie insgemein die schöne Burggräfin genant".

Das Grabmal war von Holz gefertigt und hat deshalb dem Zahne der Zeit nur schlecht zu widerstehen vermocht. Es war allmählich so schadhaft geworden, daß es in den 20er Jahren des Jahrhunderts entfernt werden mußte. Nur wenige Ahnenwappen, die noch in der Bergkirche hangen, sind davon erhalten geblieben. Doch ist das Denkmal wenigstens in einer guten Abbildung, die auf Holz in Oel gemalt sich im Fürstlichen Schlosse zu Schleiz befindet, auf uns gekommen. Danach hat der alte Beckler Recht, wenn er von der „schönen Burggräfin" spricht. Anmuthig und jugendfrisch sind die Züge der Frauengestalt, die mit gefalteten Händen, wie es scheint, auf dem Söller einer Burg niederkniet, von dem sich der Blick in eine hügelreiche liebliche Landschaft eröffnet. Auf einer Tafel neben ihr stehen die Sprüche 1 Timoth. 1, 15 und 1 Joh. 1, 7. Ueber und unter dem Bilde sind längliche Felder mit Arabesken und Genien ausgefüllt. Neben dem oberen steht rechts das Wappen des Herzogs Franz, links das Sachsen-Lauenburgische von Katharina's Mutter Klara in besondern Feldern. Daran schließen sich rechts und links an dem Mittelbilde herunter zwei lange Felder, die je 12 Wappen, zu Paaren zusammen gestellt, enthalten, darunter neben dem unteren Arabeskenfelde dann nochmals rechts und links je ein Wappenpaar. Ueber den 28 paarweise verbundenen Wappenschilden stehen die Namen der Personen, die sie führten. Es sind rechts die Eltern (2), Großeltern (4) und Urgroßeltern (8) von Katharina's Vater, links ebenso die ihrer Mutter. Bei der Urgroßeltern der Letzteren scheinen sich vermuthlich durch den Maler zwei kleine Versehen eingeschlichen zu haben. Statt Friedrich Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, müßte es: Friedrich II., statt Friedr: II., Herzog zu Stettin, Erich II. heißen. Das Denkmal krönt ein Aufsatz, der in der Mitte das Braunschweigische Wappen in eigenthümlicher Verbindung mit dem Reuß-Meißenschen zeigt. Am Fuße steht folgende Inschrift:

„Von Gottes Gnaden Caterina des Heiligen Römischen Reichs Burggräfin zu Meissen, Gräfin zu Hartenstein, Fraw zu Plaven und Gera, Gebohrne Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg u. s. w. Ist in Gott selig entschlaffen den 10. Decembr. früh zwischen 2. und 3. Uhr im 1565 Jahr. Ihres Alters im 18. Jahr und liegt alhier begraben".

Am 22. September 1896 wurde eine amtliche Besichtigung der Burggräflichen Gruft in der Bergkirche vorgenommen, an der u. A. auch Herr Archivrath Dr Schmidt aus Schleiz Theil nahm, dem ich diese und andere Nachrichten, auch eine gute Photographie des erwähnten Bildes verdanke. Es wurden vier Zinksärge in der Gruft gefunden, von denen der erste, der keine Inschrift trägt, in Erwägung aller Umstände als der Katharina's, der „schönen Burggräfin", festgestellt wurde.

2 Eine Inschrift fehlt dem Denkmale, welches so hoch hängt, daß man von unten auch die 16 kleinen Ahnenwappen nicht erkennen kann.

1) Illustre Stemma Ruthenicum (Schleiz 1684) S. 202.

Bücherschau.

Fr. von der Wengen, die Schlacht von Vionville-Mars la Tour und das Königl. Preuß. X. Armee-Korps. Eine kritische Studie über die 19. Division. Berlin, Militair-Verlagsanstalt 1900. 34 S. gr. 8⁰. — ℳ 80.

Es handelt sich namentlich über die Haltung des Generalleutnants v. Schwartzkoppen und den Angriff der 38. Infanterie-Brigade in jener Schlacht, worüber der Generalstab in seinem 1874 erschienenen Werke und im 25. Hefte der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" (1898) zwei ziemlich stark von einander abweichende Darstellungen gebracht hat und worüber zwischen dem Hauptmann Hoenig und dem General v. Scherff eine heftige Polemik entstanden ist. Der Verf. schildert und beurtheilt die Vorgänge in anschaulicher objectiver Weise. Ist bei diesen auch unser Husarenregiment, das sich bekanntlich gerade an diesem Tage frische Lorbeeren erwarb, unbetheiligt gewesen, so werden doch auch bei uns die klaren Ausführungen des Verfassers, der gelegentlich auch w[illegible] ausholt und jene Ereignisse im Rahmen der ganzen [illegible] behandelt, auf besondere Theilnahme rechnen [illegible]

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 22. 4. November **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Raabe.

III.

„Mancherlei Gaben, aber ein Geist“: dem Geiste des Raabe'schen Humors bin ich im vorigen Stücke nachgegangen; versuchen wir diesmal den mancherlei Gaben des Poeten als solchen gerecht zu werden, kraft deren eben der Geist sich den Körper oder vielmehr die Körper baut, darin er uns erkennbar werden und sich mittheilen kann. Wohlverstanden: diese Einkörperung des Geistes in die Dichtungen geschieht bei Leibe nicht so, wie etwa Gerber uns glauben machen will, daß der Humorist zunächst bewußt, ja systematisch eine allgemeine Idee hernimmt, für diese einen besonderen Fall der Erscheinung construirt, in dem sie angeschaut werden kann, und dazu dann die zweckmäßige Kunstform wählt, um auf solchem Umwege vermittelst der Poesie Satz für Satz und Schritt für Schritt seine Lebensphilosophie ad hominem zu erweisen und in anmuthender Einkleidung an den Mann zu bringen. So entstehen wohl Lessing'sche Fabeln, aber kein Raabe'scher Roman. Vielmehr ist bei Raabe, wie bei jedem wirklichen Dichter — man höre Goethe zu Eckermann reden über die „Idee“ im Tasso — das besondere concrete Bild, das Stück innerlich gesehenen und poetisch empfundenen Lebens, das nach künstlerischer Gestaltung verlangt, das Erste und ursprünglich allein Wichtige. Aber allerdings ist dies Bild auf dem Grunde seiner eigenthümlichen Weltanschauung entstanden und muß ihr daher — etwaige Schwankungen der Stimmung ins Ganze hineingerechnet — von vornherein im Wesentlichen gemäß sein, und die Gestalt, die es demnächst gewinnt, die Beleuchtung, in die es dabei gerückt wird, müssen ebenfalls auch ohne jede bewußte Absicht des Dichters durch seine Weltanschauung, in unserem Falle also durch die humoristische, in entscheidender Weise bestimmt werden. So sind alle Dichtungen zugleich Offenbarungen der philosophischen Denkart ihres Schöpfers; wer aber womöglich in jedem einzelnen Kunstwerke eine besondere Idee aufspüren will, die darin geflissentlich zum Ausdrucke gebracht, ja, um deretwillen das Kunstwerk geschaffen sein soll, der treibt günstigen Falls ein müßiges Gedankenspiel zu seinem Privatvergnügen, vielleicht aber erweist er dem Dichter auch, indem er ihn zum bewußten Didactiker stempelt, beim besten Willen den schlechtesten Dienst.

Vom Dichter Raabe wollen wir reden und von den Gaben, die ihn dazu machen. Darunter darf keine andere obenan stehen, als die „ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, sein Schooßkind, die Phantasie“, als erfindende und anschauende Kraft. In unsern Tagen des studirten Milieus und der ergrübelten Seelenanalyse klingt die Behauptung, daß ein erzählender Dichter vor allem Andern wirklich etwas zu erzählen wissen muß, außergewöhnliche Geschehnisse, Thaten und Schicksale, wohl etwas antiquirt; aber ihre Gültigkeit hat sie darum doch, wenn heute nicht, so morgen oder übermorgen wieder, wie gestern und immer seit den Zeiten des Vaters Homer. Diese höchste Gabe des Fabulisten also und zwar zunächst die der erfindenden Phantasie besitzt unser Dichter von Natur in einem ganz außerordentlichen Maße. Das erhellt am einleuchtendsten schon aus den geschichtlichen Erzählungen der ersten beiden Jahrzehnte seines Schaffens, in denen das „zarte Seelchen“ von der „alten Schwiegermutter Weisheit“ wenig behelligt noch als Geliebte des Poeten con amore sich ergehen darf. So in den „Blättern aus dem Bilderbuche des sechzehnten Jahrhunderts“, dem „Heiligen Born“, so in den Briefen „Nach dem großen Kriege“, so in all den kleineren Historien, die den Kern der früher aufgeführten Novellensammlungen bilden. Gestalten wie Fausta la Tedesca und Simone Spada, wie das Aennchen von Rhoda, wie Jan und Myga in dem Allegro furioso, „die schwarze Galere“ oder der Florentiner Goldschmied und seine Tochter Felicitas im „Studenten von Wittenberg“ sind sammt ihren Schicksalen Gebilde einer fast abenteuerlich romantisch gerichteten Phantasie. Aber sie unterscheiden sich von dem, was die Spätromantik der Restaurationszeit und die Neuromantik der letzten Jahrzehnte zusammengeträumt und -gereimt hat, durch Zweierlei, das diesen mangelt: die poetische Wahrheit, die sie doch im letzten Grunde immer haben, und die Echtheit ihrer Zeitfarben. Hier kommt die andere Seite der Phantasiethätigkeit, die anschauende, der erfindenden zu Hülfe, das Vermögen der unmittelbaren Intuition und Vergegenwärtigung des Niegesehenen. Der Dichter hat, um die Zeiten, in denen er seine Geschichten spielen läßt, zu kennen, historische Studien getrieben, bald mehr, bald weniger —

gewiß, aber er hat sich dabei nicht etwa ein Sammelsurium von überlieferten Einzelzügen angelegt und dann ein ängstliches Mosaik daraus zusammengestückelt, sondern er hat, sich über seine Quellen erhebend, ein volles farbiges Bild der Zeit erschaut und danach für seinen Ausschnitt aus diesem Bilde die rechten Formen und Farben mit instinctiver Sicherheit erlesen und getroffen. Zweifellos wird ein Geschichtsforscher, der jene Zeiten zu seinem wissenschaftlichen Lebensstudium gemacht hat, immer noch an Einzelheiten etwas auszusetzen finden; aber diese Geschichten sind weder für ihn, noch dazu geschrieben, damit der Leser Staaten- oder Culturgeschichte daraus lerne, so wenig wie der „Egmont“ oder der „Wallenstein“. Die Hauptsache bleibt auch hier das Ewig-Menschliche, ja, sähe man nicht des Dichters Freude an dem wechselreicheren und buntfarbigeren Leben, so möchte man behaupten, das Historisch-Besondere diene ihm nur dazu, die heute nicht mehr möglichen Unterlagen — man denke z. B. an Hexenwahn oder Glaubensfanatismus — zu schaffen, auf denen allein jenes Allgemein-Menschliche sich im Guten oder Bösen so offenbaren konnte, wie er es eben zeigen wollte. Zu solchem Zwecke reicht der allgemeine Eindruck der Echtheit alles dessen, was zum innern und äußeren Zeitcostüm gehört, nicht nur vollständig aus, sondern ein Mehreres könnte sogar von Uebel werden, indem leicht das antiquarische Interesse das poetische überwöge. Den Eindruck aber erreicht Raabe — vielleicht von den „Hämelschen Kindern“ abgesehen — überall vermöge der Kraft seiner anschauenden Phantasie mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, die keiner von den „trefflichen Meistern in der feinen Kunst solche alten Geschichten zu erzählen“ seither überboten hat. Verstärkt wird dieser Eindruck in einer größeren Anzahl von Historien noch dadurch, daß der Dichter die Erzählung einem Zeitgenossen in die Feder oder in den Mund legt. Mit welcher großen und doch schlichten Kunst er hierbei auch im sprachlichen Ausdruck die Zeitfarbe zugleich mit dem Charakter der erzählenden Person zu treffen und durchzuführen weiß, dessen kann man mit dem höchsten Genusse inne werden, wenn man etwa nach einander „Des Reiches Krone“ (1424), den „Studenten von Wittenberg“ (XVI. Jahrhundert, zweite Hälfte), „Lorenz Scheibenhart“ (XVII. Jahrhundert, erste Hälfte), „Die Gänse von Bützow“ (1792) und „Im Siegeskranze“ (1813) liest*). Aber auch über den andern Geschichten aus der Vergangenheit, vornehmlich den drei Prachtstücken aus dem siebzehnten Jahrhundert „Else von der Tanne“, „Sanct Thomas“ und „der Marsch nach Hause“ und den drei früher genannten aus dem siebenjährigen Kriege, liegt der doppelte Glanz geschichtlicher und dichterischer Wahrheit.

Ueber die Grenze des Fridericianischen Zeitalters ist der Dichter seit einem Vierteljahrhundert nicht wieder bei der Wahl seiner Stoffe zurückgegangen: immer strenger geworden in seinen Anforderungen an sich selber meint er wohl, das Denken und Empfinden der Menschen weiter hinab doch nicht mehr ohne Beeinträchtigung einer jener beiden Wahrheiten darstellen zu können. Die Wege, die er früher mit nachtwandlerischer Sicherheit ging, zeigen dem tieferen und geschärften Blick nun ihre tausend Schwierigkeiten. Auf die muntere Phantasiewelt seiner älteren Historien aber schaut er gelegentlich wie auf eine Welt kindlicher Träume „wehmüthig-vergnüglich“ zurück und sieht in dem Pegasus von damals nur noch einen „närrischen buntfarbigen Gaul mit dem drolligen, nach Urväter-Kinderkunst geschnitzten Märchenkopf und dem langen Holzstecken, der dort herauswächst, wo dem Herrn von Münchhausen bei der Erstürmung von Oczakow das Hintertheil seines feurigen Lithauers unterm Leibe abhanden kam“. Das „zarte Seelchen“ Phantasie, die schwärmende Geliebte, hat eben allgemach „die Würde der Frau im Haus“ bekommen, und das Gebot des gestrengen Gatten schränkt ihren Zauberkreis auf die engere und nüchterne Welt von heute ein. Sie ist eine gute und gehorsame Frau geworden, aber freilich — ein Winkelchen im Hause hat sie für sich behalten, so eine romantische Launenecke, und wenn es ihr beliebt, so wachsen daraus hervor und spazieren mitten in das deutsche Philisterium Mynherr van Kunemund mit dem Mohren Ceretto und Don Agostin Agonista von Rio, vordem August Kämpfer, der Henker vom Blutstuhl, und Donna Romana und Knäs Paul Petrowitsch Sesamow und wie sie alle heißen, diese exotischen Fremdlinge, die sich dann als muntere Farbenflecke von dem Grün und Grau der heimathlichen Landschaft abheben. Und der Herr vom Hause läßt ihr lächelnd das Vergnügen, denn sie ist sonst wirklich eine vortreffliche Frau, und was die Kraft ihres Zaubers anbetrifft, so ist ihr davon nichts verloren, im Gegentheil gerade jetzt in der Beschränkung zeigt sich erst die Meisterin.

Im Ernst gesprochen: liegt die Phantasiebegabung Raabe's in den Historien am augenfälligsten zu Tage, so erweist sie sich bei tieferer Betrachtung doch ungleich größer noch und bewunderswerther in den Geschichten von gestern und heute. In dieser allbekannten, wohlpolizirten Alltagswelt ist der Erzähler als Erfinder von allen Seiten beengt, und jeder freiere Schwung der Phantasie nach oben bringt ihn in Gefahr, als Phantast aus dem Rahmen zu fallen. Für Raabe ist diese Klemme und diese Gefahr nicht vorhanden; seine Erfindung ist immer neu, und doch, auch wo sie etwas zu wagen scheint, verläßt sie nie den Boden der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit Man vergegenwärtige sich nur den Eingang des „Abu Telfan“, wie Leonhard Hagebucher aus der zwölfjährigen Sclaverei im Innern Afrikas in sein Heimathstädtchen, die Vetter- und Basenschaft und den deutschen Bund zurückkehrt, oder den Angelpunkt der „Unruhigen Gäste“, Phoebe und der Baron in der Typhushütte des Räkels auf der Vierlingswiese den Pakt über die drei Grabstellen auf den Dorfkirchhofe schließend, oder den Kern des „Horacker“, das Abenteuer der beiden vergnügten Schulmeister im Walde und was für ihre lieben Frauen dabei herauskomm-

*) Die kleineren Dichtungen sind — leider mit Ausnahme der Sammlung „Halb Mähr, halb mehr“ — jetzt bequem zusammengedruckt in den drei ersten Bänden der „Gesammelten Erzählungen“ (Berlin, O. Janke). Da sie den Entwicklungsgang Raabe's von den fünfziger bis in die Mitte der siebziger Jahre wiederspiegeln, so sind sie am besten geeignet, stufenweise in das Verständniß seiner Dichtung einzuführen.

Und dann gehe man ins Einzelne und denke der Fülle von originellen Motiven nach, die so nebenher beispielsweise im „Horn von Wanza“ oder im „Lar“ aber auch in den „Akten des Vogelsangs“ ausgestreut sind, noch immer mit derselben verschwenderischen Hand, die einst in der „Chronik der Sperlingsgasse“ präludirte: wieviel Bände Romane und Novellen könnte eine industrielle Feder daraus für den Markt zusammenschreiben? Und unter alledem nichts, wovon man sagen dürfte: diese That, dies Leiden, dieser Schritt und jener Sprung hat keinen Platz in unserer „wirklichen“ Welt! Sollte es da mit den Charakteren, den Menschenbildern, die seine Phantasie geschaffen hat, anders sein, als mit ihren Schicksalen und Handlungen? Es wäre ein Widerspruch von vornherein, und doch kann man nicht selten von Leuten, die sonst wohl ein Urtheil haben, hören, Raabe bringe dieselben Figuren in anderer Verkleidung wieder und zwar seltsame Käuze, dergleichen es nicht gäbe. Die Wahrheit davon ist, daß allerdings zwei Lieblingstypen unseres Humoristen — die wetterfesten, klaräugigen, scharfzüngigen und herzenswarmen alten Frauen und die sinnirenden, weltüberlegenen, ja weisen, mehr oder minder alten Männer — in einer stattlichen Anzahl von Repräsentanten, vielleicht im Verhältniß mehr, als die Wirklichkeit — leider! — deren aufzuweisen hat, durch seine Bücher gehen. Das ist aber auch Alles. Die Möglichkeit und die Wirklichkeit des Daseins dieser beiden Typen leugnen, heißt von Menschen wenig kennen. Aber gäbe es sie nicht in der Welt, so müßte der Humorist sie erfinden, denn er braucht sie als reine Gefäße und unmittelbare Organe seines Humors, so zu sagen als sein zweites Ich innerhalb der Geschehnisse, während er selber darüber steht. Darum sind sie selten mehr als Zuschauer oder passive Theilnehmer der Dinge, die da ihnen zum Trotz, zum Leidwesen oder zum Gaudium ihren Lauf nehmen. Was im Uebrigen ihre angebliche Familienähnlichkeit betrifft, so beruht die im Wesentlichen auf der humoristischen Denk- und Ausdrucksweise, die sie nach dem eben Gesagten mit dem Dichter, also auch unter sich gemein haben. Davon abgesehen gehören wahrlich stumpfe Sinne dazu, zu verkennen, wie Vieles auch die Nächstverwandten nach Natur und Lebensstellung, etwa Jane Warwolf und die Wackerhahnsche, den Bruseberger und Autor Kunemund, die Tante Kennesie-alle und die Rittmeisterin Grünhage von einander scheidet und daß jedes in seiner Art nicht bloß wiederum ein „Original“, sondern auch ein rundes und volles Individuum ist. Ich habe einen Augenblick bei diesem Punkte verweilt, weil er in andrer Hinsicht von Bedeutung war; über jenen Vorwurf an sich — gegen welchen fruchtbaren Romandichter ließe er sich nicht mit mehr Recht erheben? — hätte ich ohne Weiteres hinweggehen und von dem Dutzend Humoristen und Humoristinnen auf die vielen Hundert anderen Menschenbilder von Gottes Gnaden durch des Dichters Kunst hinweisen können, die in seinen Geschichten ihr Wesen haben und zwar als diejenigen, die die Geschichte machen. Welch eine Heerschaar, welche wundersame Procession, wenn wir im Geiste die Schatten vorüberziehen lassen, denen er Wesen, Blut und Leben verliehen hat, von dem bunten Volk, das Johannes Wachholder's Junggesellenstübchen füllt, bis zu dem Kreise, der sich um Velten Andres schließt! Man muß schon zu den Allergrößten gehen, um Aehnliches wieder zu finden. Und wie sind sie bei hundertfältiger Eigenart doch alle der Natur abgesehen — diese Kinder in der „Chronik“, in den „alten Nestern“, im „alten Eisen“, in der „Prinzessin Fisch“, in den „Akten des Vogelsangs“ — ja wo nicht? Diese lieben, schlichten, prächtigen deutschen Mädchen im „Frühling“, in den „Kindern von Finkenrode“, in der „Villa Schönow“, diese Männer, Frauen, Greise und Greisinnen — aufzählen wäre hier vergebene Mühe. Aber, wer den Hungerpastor kennt — und Gott Lob, wer kennt ihn nicht? — der gehe ihn daraufhin noch einmal durch und frage sich dann, wo diese Fülle der Gesichte ihres Gleichen hat in der deutschen Romandichtung; ich glaube man kann sie unschwer zusammenzählen, die Bücher, die **darin** mit diesem in den Wettbewerb treten von den „Epigonen“ bis zum „Grünen Heinrich“. Und doch ist es nur **ein** Buch von einem halben Hundert. Gewiß bevorzugt Raabe Gestalten, die man im Leben Originale nennt, eigenwüchsige Menschen mit allerhand Knorren und Knubben. Aber statt darüber mit dem zu rechten, der sie gesehen und geschaffen hat, sollte man Gott danken, daß er diesen Bildner des deutschen Individualismus bei uns aufgeweckt hat, ehe wir vollends in das allgemeine Nivellement modernster Cultur im Zeitalter des Verkehrs gerathen. Die flache Oberschicht in braunen Schuhen und Federboas, die in Berlin wie in Paris das Asphaltpflaster tritt, hat wahrlich Schilderer genug und die dumpfe Masse des Untergrundes auch. Und noch für eine Lücke in seinen Charakteren sollen wir ihm, meine ich, recht dankbar sein: er kennt und giebt uns nur Mädchen und Frauen, auch wo er Fräulein und Damen, Dirnen und Abenteurerinnen schildert: **das** Weib, das fürchterliche moderne oder meinetwegen ewige Weib mit den Katzen- und Tigerinstinkten, dem sensitiven Nervengeflecht, das Weib als Sphinx sammt allen perversen Problemen, die sich daran knüpfen, fehlt in seinen Büchern ebenso, wie der Mann oder Unmann, der dazu gehört, damit ein würdiges Paar zu Stande komme. Ueberschaut man unsere „moderne“ Romanlitteratur im engeren Sinne — „modernitisch“ ist das neueste Wort dafür — namentlich den Antheil, den die „Weiber“ selber daran haben, so sollte man fast meinen, es gäbe nichts, oder doch nichts Wichtigeres in der Welt, als faire l'amour. Für Raabe ist die Liebe in den natürlichsten wie in dem seelenvollsten Sinne auch nur **ein** Element von den vielen, aus denen das Leben sich zusammensetzt, und es giebt für ihn gar manches ebenso Wesentliche und Wichtige, zum Beispiel: das Land bebauen und das Deutsche Reich aufrichten und Leib und Seele bilden und heilen und die Welt erobern mit dem Geiste und der Kraft des Mannes. Das ist deutsch — die Römer, die uns kannten, als wir noch jung, gesondert, ungemischt und nur uns selber gleich waren, können das bezeugen von Tacitus bis Salvian; chercher la femme als einzigen und letzten Hebel im Lebensgetriebe haben wir erst von Kelten und Franzosen gelernt, aber überall,

wo wir uns auf uns selbst besinnen und aus unserer eigensten Natur das schaffen, was kein anderes Volk zu schaffen vermag, einen „Faust“ zum Beispiel, da erhält die Liebe ihren Platz in der Reihe der Lebensmächte und Lebensziele, nicht davor.

Wir haben die Phantasie Raabe's als erfindende Kraft betrachtet; ihre Thätigkeit erschöpft sich aber damit in den Geschichten von heute so wenig, wie in den Historien. Wie dort wirkt sie auch hier als anschauendes Vermögen in der Darstellung des Gegenständlichen, und bewunderten wir dort die Gabe der Intuition, so hier den Wirklichkeitssinn, der Ort und Umstände, das ganze Um-und-an der Handlung scharf und wahr, doch nie photographisch, immer künstlerisch sieht und wiedergiebt. Man hat Raabe mit beliebter Einseitigkeit den „Dichter der alten Nester“ genannt. A potiori und recht verstanden mag das gelten: ihm ist, wie seinen Menschen nirgends wohliger und heimeliger zu Sinne, als in den kleinen Land- und Bergstädtchen am Fluß und Walde, in Dörfern, Mühlen, Pfarr- und Forsthäusern, und wo er die Großstadt betritt, in engen alten Gassen, wunderlichen Häusern und Gärten, die noch von versunkenen Geschlechtern zeugen, auch draußen in den letzten grünen Heckenstraßen der Vorstadt oder droben in den Dach- und Giebelstuben, in denen bei ihm, wie im Olymp des Theaters, die urtheilsfähigsten Zuschauer der menschlichen Tragicomödien zu sitzen pflegen. Das sind freilich die Scenen, die er am liebsten zeichnet: mit wenigen Strichen die großen Conturen und dann mit der humoristischen Andacht zum Kleinen das Beiwerk hinein, nicht mehr und nicht weniger, als dazu gehört, auch uns heimisch werden zu lassen. Und das ist bald erreicht, denn seine Phantasie belebt und beseelt zugleich die Dinge, die sie schildert: wir hören den leisen Tropfenfall aus den Dachrinnen, das Plätschern der Brunnen, das Brausen des Mühlrades, das Rauschen der Bäume und des großen Stromes von fern herüber, als spräche das Alles zu uns und wäre ein Theil von unserem Leben. Mit dem vollen Behagen des glücklichen Besitzers sehen wir die Sonnenstrahlen durch die bleigefaßten Scheiben die Kunst- und Raritätenschätze des Hauses Weylandt umspielen und mit Johannes Unwirrsch dem Kinde und dem Manne das Licht der kleinen Oellampe durch die Schusterkugel seines Vaters glänzen. Der Duft der Apotheke, vom Dampf der Punschbowle lieblich durchzogen, umfängt uns, wenn der Octoberregen uns mit dem Pfarrer und dem Förster von der Landstraße unter Philipp Kristeller's gastliches Dach gejagt hat; aber wir athmen auch und nicht minder echt die schwüle Luft des Armenhauses und den feuchten Dunst in Silberlöffel's Schule und — ach! wie manchen schweren Brodem der Krankenstube, nicht bloß in der „Villa Schönow“ am Sterbelager des braven Kameraden Amelung, die Tante Fiesolt in ihrer Ofenecke als Zugabe. Denn Raabe ist auch nach dieser Seite hin kein zartbesaiteter Idylliker, der am Elend der Welt mit einem wehmüthigen Kopfschütteln und leichtem Fingerweisen vorübergeht — er packt uns hart an und zwingt uns, es mit allen Sinnen bis auf den Grund nachempfindend seine Höllen- und Himmelfahrt immer einmal wieder mitzumachen.

Wie weit haben wir schon damit den Bereich dessen überschritten, was man füglich alte Nester nennen kann, und wie weit müßten wir ihn in dieser und mancher andern Richtung noch überschreiten, um der anschauenden Phantasie Raabe's auch hier gerecht zu werden! Da hätte ich ihn nicht bloß als fröhlichen Schilderer großstädtischen Nomadenthums in der Miethskaserne Hanebuttenstraße 33 zu würdigen, als frisch zugreifenden Realisten, der sich mit gleicher Unerschrockenheit heute in die süßen Niedlichkeiten der Chokoladenfabrik Gebr. Pelzmann und morgen in das übelriechende Geschlemme der Zuckerfabrik Krickerode vertieft, ja selbst vor einer chemischen Desinfections- und Lumpenreinigungsanstalt größten Stils den Athem nicht anhält, der für die allermodernsten Berufsarten, vom Tagesreporter bis zur Specialität des — in den vornehmsten Kreisen geschätzten — Leichenphotographen, das vollste Verständniß zeigt und für das Alles die rechten Linien und Farben findet: ich müßte auch und das erst recht aufzeigen, wie er, gerade er in seinen Büchern den ebenso ungeheuern wie unvermeidlichen Wandel der Zeiten, den wir im letzten halben Jahrhundert erlebt haben, trotz einem Culturhistoriker, wenn auch nicht immer mit ungemischter Freude, spiegelt — den Umbau und das Auswachsen unserer Städte, die Umgestaltung der Landschaft durch die Industrie, das Eindringen städtischen Wesens in die ländlichen Zustände und Lebensformen, vor Allem aber die innere Umwälzung unserer ganzen nationalen Cultur seit der Errichtung und Entwicklung des neuen Reichs. Doch darauf wird in einem andern Zusammenhange noch einzugehen sein. Hier bleibt mir nur übrig, die geographische Begrenzung seiner Stätten und Menschen abzustecken. Früher in den Historien und auch sonst gelegentlich wagte sich seine Phantasie gern und glücklich selbst über den Ocean bis in die Tropenwelt; je länger je mehr hat sie sich dann auf das Land zwischen den Alpen und der See zurückgezogen und streift selbst diese Grenzen nur selten und mit Vorsicht. Dazwischen aber und nicht bloß in seiner niedersächsischen Heimath, die freilich den Löwenantheil hat an allem, was er geschaffen, ist er zu Hause wie Einer, auch im Süden von der Donau und dem Bodensee über die rauhe Alp und das Neckarthal bis zur Feste Coburg und zur Stadt Goethe's und Schopenhauer's, so daß er auch in diesem Sinne stolz das ganze Deutschland sein Vaterland nennen darf.

Ich habe von den Kräften und Wirkungen der Phantasie Raabe's auf diesen Blättern viel Schönes sagen dürfen und müssen, und doch ist Eins noch nicht genannt — wenn auch oft im Vorbeigehen dem Wesen nach berührt — gerade das künstlerisch Feinste und Höchste, die Krone dessen, was sie wirkt und zu schaffen vermag. Freilich bedarf sie dazu in besonderem Maße der Unterstützung des Gemüthes und auch der stilistischen Kunst im weitesten Sinne, aber ihr anschauendes Vermögen thut doch das Beste dabei. Ich meine d[...] Herstellung jenes intimen Einvernehmens zwisch[...] Dichter und Leser, in dessen Bann der Geist des

nehmenden sich völlig dem des Kunstwerkes ergiebt und sein Empfinden in dem des Dichters aufgeht, mit einem Worte, das Schaffen der Stimmung, sowohl der allgemeinen — in unserem Falle also der humoristischen — wie der besonderen, die der jeweilige Gegenstand mit sich bringt. Nach beiden Seiten hin besitzt Raabe eine Meisterschaft, an die wenige der Neueren heranreichen — ich nenne Fontane, Storm, Jensen, doch mit der Einschränkung, daß ihre Gebiete vergleichsweise enger sind. Er vermag ebensowohl alle ihrem Ursprunge nach persönlichen Stimmungen, in denen das Ethische überwiegt, von der hellen, ja ausgelassenen Heiterkeit bis zum herbsten Weh, von sich oder seinen Gestalten aus auf uns zu übertragen, wie auch — und darauf kommt es hier vornehmlich an — die ursprünglich und überwiegend ästhetischen, die aus der beseelten sinnlichen Umgebung — Raum, Landschaft, Wetter, Tageszeit — und dem Ganzen der Situation entspringen, in uns zu erzeugen und zwar unmittelbar, ohne sie uns vorzuempfinden. Dieses Vermögen wurzelt in der Fülle und Intensität seiner eigenen Anschauung, deren Ausströmung im Wort den empfänglichen Leser — nur für solche sind Stimmungen durch die Kunst überhaupt vorhanden — überwältigt und mit tausend magischen Fäden um- und einspinnt, bis ihm die eigene Welt versinkt und die dichterische ihn als Wirklichkeit umgiebt. Von der rein äußerlich ähnlichen Wirkung des „fesselnden“ oder „spannenden“ Buches unterscheidet sich dieser Stimmungsreiz schon dadurch, daß wir seine Wunder nicht bloß einmal beim ersten Lesen verspüren, sondern mit jeder Wiederholung von Neuem und in immer stärkerem Maße. Das ist einer der Zauber, mit denen der Dichter Raabe seine Gemeinde an sich bindet. Beispiele jeder Art bietet jedes seiner Bücher, und jeder Leser findet sie in seinem Gedächtniß, darum spare ich sie hier. Soll ich aber zum Schluß eins angeben, in dem alle Kräfte der Phantasie sich zur stärksten Wirkung vereinigen, so nenne ich noch einmal die Katastrophe in „Frau Salome“: da ist die Kühnheit und Neuheit der Erfindung, die Originalität und Kraft der Charakteristik, der Wirklichkeitssinn, der die Vorgänge zum Sehen vergegenwärtigt, da wächst die Stimmung aus ahnungsvoll beklemmenden Anfängen zu erschütternder und erhebender Gewalt — auf wenigen Blättern ein Inbegriff dessen, was erzählende Kunst heißt.

Diluviale Gletschererscheinungen in der Umgebung von Börßum.

Von L. Knoop.

Börßum, ein Dorf von 1200 Einwohnern, liegt an der Südgrenze des Kreises Wolfenbüttel in einem flachen Thale, das sich von Osten nach Westen erstreckt und etwa 1 km unterhalb des Dorfes ins breite Okerthal mündet. Den nördlichen Thalrand bilden der Silberberg und dessen Verlängerung, der Kleyberg und der Klotzberg, den südlichen bilden der Fuchsberg, dessen Verlängerung und der Achimer Windmühlenberg. Der Thalrichtung folgt der ganzen Länge nach ein kleines Gewässer, der Hasenbach, dessen Alluvionen bedeutungslos sind. Am Ende der Diluvialzeit erhielt dieser Bach von den Bornumer Höhen weiteren Zufluß, dessen Spuren heute an der Erdoberfläche vollständig verschwunden sind. Unmittelbar östlich vom Dorfe erweitert sich das Thal und erhält von Achim eine Seitenbucht, die vermuthlich zur Diluvialzeit die Verbindung mit dem Thale des heutigen Schiffgrabens herstellte.

Im Laufe der letzten fünf Jahre sind von mir in dem am Eingange des Berichts angegebenen Terrain 26 Profile aufgenommen worden, so daß sich daraufhin folgende geologischen Verhältnisse mit Sicherheit feststellen ließen. Das älteste Gebirge der hiesigen Gegend ist der Amaltheenthon, der auf der Höhe der Achim—Hornburger Chaussee durchschnitten ist. Auf ihm lagert mit einem schwachem Neigungswinkel nach Westen der Posidonienschiefer, der auf dem Klotzberge und unter dem Achimer Kirchhofe angetroffen wird. Damit schließt die Reihe der liasischen Schichten, und zu der nun auftretenden Kreideperiode gehört das ganze Gebiet bis zum Okerthale. Die unterste Etage dieses Gebirges, das Hilsconglomerat, ist durch einen Steinbruch südlich von Achim aufgeschlossen. Die obere Grenze derselben ist zur Zeit noch nicht festzustellen, da von den Geologen noch keine einheitliche Norm festgesetzt ist, nach welchem Princip diese Etage von den sich daranschließenden Saultthonen abgetrennt werden soll. Diese sind in der Börßumer und namentlich in der Bornumer Thongrube vorzüglich aufgeschlossen. Die Abgrenzung dieses Thones übernimmt in der Gegend südlich von Börßum der Gaultsandstein, dessen nördlicher Flügel unter genanntem Dorfe verschwindet. Unmittelbar darauf soll nach der geologischen Karte von Ewald der hellgraue Minimusthon folgen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er in größeren Tiefen angetroffen werden kann, in der Nähe Börßums aber ist er — gleichviel, ob man sich nördlich oder südlich wendet — in einer Tiefe bis zu 4 m nirgends aufgefunden. Da sich an diesen Stellen diluviale Gebirgsmassen vorfinden, ist anzunehmen, daß die am Ende der Diluvialzeit entstandenen Gletscherabzugswasser jene Thonlager ausgewaschen haben. Weiter westlich vorrückend stoßen wir auf den Flammenmergel, der die Etagen des Gault's zum Abschluß bringt. In diesem Mergel tritt uns ein thonhaltiger Kalkstein entgegen, der seinen Namen der blauflammigen Farbe verdankt. Er tritt auf der Höhe zwischen Börßum und dem Tempelhof zu Tage, ist in Börßum selbst hinter der alten zweiten Schule aufgeschlossen und tritt später nochmals auf der Höhe in der Richtung nach der Bornumer Windmühle zur Oberfläche. Dem Flammenmergel parallel streichen der Cenomanmergel (ein grauer Kalkstein) und die unteren Etagen des Turons, kenntlich an den rothen (Labiatuszone) und den weißen Kalksteinen (Brongniartizone). Aufschlüsse dieser drei Etagen findet man an der Chaussee zwischen Börßum und dem südwestlich davon liegenden Bahnhofe. Damit hat das ältere Gebirge in der Umgebung von Börßum seinen Abschluß erreicht.

Im Großen und Ganzen lassen sich die angegebenen Gebirgsschichten nach der geologischen Karte von Ewald verfolgen, da sie aber das Diluvium nicht genügend berücksichtigt, so ergeben sich für den Beobachter mannigfache Schwierigkeiten. In früheren Jahrzehnten wurde das gesammte Diluvium, weil man ihm keinen geologischen Werth zuerkannte, von allen diesbezüglichen Karten verbannt. Erst in unserer Zeit schenkt man diesem jungen Gebirge ein ganz besonderes Augenmerk, und wirklich großartig sind die Erfolge, die Fachgelehrte zu verzeichnen haben.

Auf Grund dieser Forschungen steht jetzt fest, daß die ganze norddeutsche Tiefebene einstmals von nordischen Gletschern überzogen war. Die Südgrenze dieses Eismeeres streifte auch die Umgegend von Börßum, und vermuthlich kann der Schiffsgraben südlich vom Tempelhofe als äußerste Grenze angesehen werden. Der Elm, die Asse und der Fallstein setzten dem von Nordosten herannahenden Gletscherzuge zunächst erfolgreichen Widerstand entgegen. Er war gezwungen, den westlichsten Theil der Asse und den Oesel zu umziehen. Jetzt stand ihm das weite Okerthal ungestört zur Verfügung, und von hieraus zog der Gletscher ostwärts über die ganze Börßumer Gegend. Mit welcher elementaren Gewalt jene Eismassen sich fortbewegt haben, ist zunächst an den obersten Kalkbänken, der Brongniartizone, des „Schiefen Berges" zu erkennen. Der ganze Westabhang ist vollständig zerrissen und tiefklaffende Spalten ziehen vom Ilseufer, also westostwärts, bergan. Die gleichen Wirkungen zeigen sich im Hilsconglomeratbruche südlich von Achim. Hier, wie am „Schiefen Berge", fallen die Schichten WNW ein, so daß der Gletscher mehr gleitend zur Höhe gelangen konnte, und trotz alledem sind die obersten Bänke des anstehenden Gebirges vollständig zertrümmert. Reste desselben lagern in einer darüberliegenden Thonmergelbank wirr durcheinander und Granit- bezw. Gneisblöcke, also echt nordische Gesteine, bis zu 60 cm Durchmesser sind unmittelbar bis auf den Grund jener Thonbank eingedrückt. Nachdem die Achimer Höhe überwunden war, konnte der Gletscher ungehindert sich ostwärts weiter bewegen, bis ihm später im Klotzberge bei Calme ein neuer Stauungspunkt entgegentrat. Unzählige Steinsplitter kennzeichnen noch heute den Weg, den der Gletscher eingeschlagen hat. Er erreichte den Klotzberg von Südwesten. Bis zum Herbste 1898 befand sich auf der Kuppe desselben eine Kiesgrube, die ganz vorzügliche Profile der Gletschermoräne aufwies. In Folge des ungeheuren Druckes wurden die obersten Bänke des anstehenden Gebirges, des Posidonienschiefers, aufgedeckt, und in dem dadurch entstandenen Winkel hatten sich gewaltige Schuttmassen keilartig eingepreßt. Nordische Sande, Granite, Syenite, Diorite, Gneise und Porphyre von Faustgröße bis zu 2 m Durchmesser bildeten mit heimathlichen Steinen eine vollständig wirre Gebirgsmasse. Leider konnte die Moräne nicht bis auf den Grund verfolgt werden, es gehen daher mehrfache interessante Nebenumstände für den Geologen verloren. Es bedurfte keiner besonderen Aufmerksamkeit, um aus der Schuttmasse das heimathliche Material herauszufinden. Die aus der Börßumer Gegend stammenden Touronkalke waren vollständig gerundet und zeigten vielfach die charakteristischen Gletscherschrammen. Dasselbe gilt von den Muschelkalkstücken, die ohne Zweifel am Oesel aufgenommen wurden. Die von der Börßumer und Bornumer Ziegelei fortbewegten Thoneisensteinnieren sind zersplittert auf dem ganzen Zuge nach den Klotzberge und vereinzelt in der erwähnten Schuttmasse wiederzufinden. Das Grundgestein des Klotzberges selbst findet sich dort am zahlreichsten verbreitet und zeigt weder abgerundete Kanten noch Schliffe. Die in der Moräne vorkommenden Versteinerungen liefern noch weitere Beweise für die angegebene Richtung des Gletscherzuges. Es sind wiederholt gefunden: Terebratula vulgaris (Oesel), Inoceramus Brongniarti, Inoceramus mytiloides, Terebratula semiglobosa, Rhynchonella pisum (sämmtlich vom „Schiefen Berge") und Avicula gryphaeoides (nördlich und südlich von Börßum), dagegen ist Belemnites mucronatus (nordwestlich von Gr. Biewende stammend) nur einmal bemerkt worden.

Wir wenden nun dem Klotzberge den Rücken und sehen uns nach anderweitigen Zeugen jener Zeit um. Es kann uns nicht entgehen, daß der ganze Strich zwischen Kleyberg und Klotzberg von fremdländischen Gesteinen förmlich durchsetzt ist. Auf der Höhe südlich von Achim bis zum Windmühlenberge kann man dieselbe Beobachtung machen. Könnten doch diese Gesteine reden! Wie märchenhaft würde es uns vorkommen, wenn sie aus eigenem Munde bestätigen würden, daß ihre Heimath im höheren Norwegen und Finnland zu suchen ist. Die Oberflächen dieser Gesteine sind mannigfaltig gestaltet, bald gerundet bis zur vollständigen Kugel oder schönsten Eiform, bald eben geschliffen, als habe sich ein Bildhauer daran versucht, bald hohlkehlartig ausgeschliffen, dem Friese gleichend, und dergl. mehr.

Anderweitige Einblicke in das Wesen der Gletscher bieten endlich die Lehm- und Kiesgruben, die sowohl auf den Anhöhen als auch in den Thalsenkungen anzutreffen sind. Schon nach oberflächlicher Betrachtung ist zu erkennen, daß der Lehm bald geschichtet, bald ungeschichtet, bald geschiebefrei, bald vom Geschiebe stark durchsetzt vorkommt. Aehnlich verhält es sich noch mit dem Sande oder Kiese. Er erscheint hier von gleichmäßig feinem Korn in stärkeren oder schwächeren Schichten, dort von höchst ungleichmäßigem Korn und regelloser Ablagerung. Den ersteren bezeichnet man als den unteren, den letzteren als den oberen Geschiebesand. All' diese Gebirgsmassen verdanken ihre Entstehung, Anhäufung und Schichtung dem Gletscher, und zwar ist der ungeschichtete, vom nordischen Geschiebe stark durchsetzte, graugelbe und zähe Blocklehm als die ursprüngliche Grundmoräne anzusehen. Lagert derselbe unmittelbar auf dem anstehenden Gebirge, so hat man es mit einer älteren Moräne zu thun; läßt sich dagegen feststellen, daß er nordische Sande überdacht, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß der ehemalige Gletscher wieder vorgedrungen ist und so für diese Gegend eine zweite Vereisung gebracht hat. In der Umgebung von Börßum tritt der Blocklehm, der in Folge seiner Zähigkeit dem Landmanne viel Verdruß bereitet, auf dem Kleyberge auf und erstreckt

sich von hier aus über das Terrain der Bornumer Ziegelei. Die äußere Grenze dieses Lehmes hat durch Verwitterung und Auslaugung größerer Wassermassen dermaßen gelitten, daß die lehmigen Bestandtheile und feineren Sande hier verschwunden sind; ein gröberes Steingerölle erinnert noch an die einstmalige Ausdehnung des Blocklehmes. Die größeren Steine dieses Gerölles, erratische Blöcke genannt, verschwinden jetzt immer mehr aus der Feldmark, sie finden eine vorzügliche Verwendung zu Prellsteinen und dergl. Damit ist im Großen und Ganzen der Rückstand des Gletschers charakterisirt.

Wenden wir nun unser Augenmerk den am Eingange dieses Berichtes erwähnten Thalbildungen zu. Um die Ursache ihrer Entstehung mit Sicherheit feststellen zu können, ist es durchaus nothwendig, zuvor das Alter und die Beschaffenheit des Schwemmlandes jeder einzelnen Thalsohle zu bestimmen. Nach einer genauen Vergleichung stellte sich heraus, daß das Material fast durchweg das gleiche ist. Ueberall wird eine mehr oder weniger stark entwickelte Schichtung mit feinen Zwischenlagern bis zur Haselnußgröße anwachsenden Gerölls des anstehenden Gesteines beobachtet, gleichviel ob es sich um Lehm oder Sand handelt. Beide sind in diesem Falle als die Auslaugungsproducte der Grundmoräne des Gletschers anzusehen, sie sind also als umgelagertes Diluvium zu betrachten. Man will die Ursache dieses gewaltigen Processes in folgender Erscheinung gefunden haben: Nachdem gegen das Ende der Diluvialzeit ganz Nordeuropa, die nördlichen Theile von Asien und Amerika unter Gletschereise begraben lagen, gingen die enorm hohen Kältegrade allmählich zurück. Mit dem langsamen Steigen der Wärme war das Abschmelzen der Gletschermassen eng verknüpft, und furchtbare Ueberschwemmungen bildeten das Nachspiel der Vereisung. Diese Wassermassen sind nun die Bildner jener flachen Thäler und deren Schwemmland. Nach dem Verschwinden der letzten Eismassen und deren Abflußwasser waren sämmtliche älteren Gebirgsschichten mit nur wenigen Ausnahmen überdacht. Die Erdoberfläche hatte die Gestalt und Beschaffenheit erhalten, wie wir sie heute überschauen.

Schließlich mag noch bemerkt werden, daß während der fortschreitenden Vereisung die gesammte Thierwelt dem Untergange entgegengehen mußte. Reste derselben sind von den Gletscherabzugswassern auch hier verschiedentlich abgelagert. In dem Lehme südlich vom Hasenbache sind wiederholt die Knochen vom Pferde und am „Schiefen Berge“ im unteren Geschiebesande die Reste vom Mammuth gefunden. Besonders verdient ein Bruchstück vom menschlichen Schenkel herorgehoben zu werden, das in Gemeinschaft verschiedener Knochen vom Pferd im Diluvium nördlich von Börßum ausgegraben wurde.

Welche Gegensätze in den Temperaturverhältnissen hat so unser Land erlebt! Wo einst die starre Vereisung vernichtend auf das organische Leben einwirkte, eine Todtenstille ringsum schuf — grünen und blühen heute herrliche Fluren, Vögel lassen aus dem Gesträuch und aus Höhen das schmetternde Lied ertönen zur Ehre dessen, der Alles nach ewigen Gesetzen regieret.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

c. Kirchenkreis Engelnstedt.

17. Parochie Engelnstedt-Hallendorf.

Ingelmestide, die Heimstätte Ingels[1]) — zuerst 1149 genannt unter den Gütern des Augustinerinnenklosters Lamspringe, das zu gleicher Zeit schon den Kirchenpatronat zu Woldwiesche besaß, — wird kirchlich am frühesten i. J. 1295 erwähnt. Damals bestimmten die Grafen von Woldenberg, Konrad und Johann, Gebrüder, wie Heinrich, Ludolf und Borchard zum Nutzen ihres geliebten Klosters in Wöltingerode, daß die von ihnen zu Lehn gehenden Pfarrer — darunter die von Bornum, Börßum und Engelemstede das Privilegium genießen sollen, über ihre Hinterlassenschaft testamentarisch zu Gunsten des genannten Klosters frei verfügen zu können, indem die Grafen als Lehnsherren jedem Anrecht auf den Nachlaß der Cleriker entsagten. Diese werden auch ihre Grabstätte im Kloster nehmen und den Begräbnißfeiern ihrer Amtsgenossen beiwohnen. Ferner sollen sie zweimal im Jahre, nach Ostern und nach Michaelis, auf ihre Kosten zur Gedächtnißfeier für die ganze Klostergemeinde von Wöltingerode erscheinen. Einerseits wurde durch diesen Verzicht der Grafen dem Kloster das Erbe von etwa einem Dutzend Geistlichen zugewendet, andrerseits wurde es diesen ermöglicht oder erleichtert, ihren katholischen Herzenswunsch, der auf Abhaltung von Seelmessen und Antheil an der klösterlichen Verdienstlichkeit ging, erfüllt zu sehen.

Der älteste uns bekannte Pfarrer von Engelnstedt ist Johannes, zugleich Propst des Klosters zum Heil. Kreuze in Braunschweig. Er hat für 27 ℳ 1½ Hufen, 2 Höfe, 1 Wort und 1 Wiese in Wattecsen (Watzum) von Ritter Bertram von Veltheim gekauft und diese Güter S. Crucis zu einer Memorienstiftung überwiesen. Im J. 1323 ist derselbe Pfarrer Zeuge, als Ritter Johann Pil von Levenstede dem Kloster Steterburg zu ewiger Bruderschaft und Theilnahme an den guten Werken des Klosters eine freie Hufe auf dem Felde zu Enghelemestede überläßt; auch soll man dort für ihn, seine Eltern und Nachkommen drei Tage vor Unserer Frauen Wortmissen[2]), alljährlich Vigilien und Messen halten. Der andere Zeuge ist Wichbern, Pfarrer zu Levenstede.

1373 ist Ludolfus Pfarrer zu Engelnstidde, der bezeugt, daß Frau Berta von Schanleghe dem Stift S. Cyriaci 1 Hufe und 1 Hof zu Barnstorf für 18 ℳ verkauft.

Im Jahre 1391 stirbt sein Nachfolger Gerhard, an dessen Statt Johann Bode tritt. Im J. 1435 ist Gerhard, Pfarrer von Engelenstede, Zeuge, als Heinrich Berlingbank die Fährmühle (vermolen) an Herzog

1) Vergl. Ingelheim, Ingeln, Engelbostel. Unser Ortsnamen ist gebildet wie Wettlemstedt.

2) Wurzmesse d. i. das Fest der Krautweihung, Mariä Himmelfahrt 15. August.

Heinrich den Friedfertigen für 100 Mk. Brschw. Währung verkauft. Er stirbt in demselben Jahre, da gleichfalls 1435 Eilhardus Rethem als Pfarrer unserer Gemeinde auftritt.

Die evangelische Visitation von 1542 berichtet: „Englemstede gehört dem Ambtmann zum Lichtenberge Bartholomaeus Junemann, ist braunschweigisch Lehen, Bann Lengede, hat vier Hufen (davon 4 Scheffel Roggen, 4 Scheffel Hafer)“. Am Schluß ist vermerkt: „Weil er aber nicht residens ist und predigt das Wort Gottes, ist die Pfar Ehrn Johann Langen gegeben und der ist durch die Visitatoren präsentirt 9. Octob. 42“.

Die Visitation von 1544 bemerkt: Engelmstedt, kein Pfarrherr, aber verordnet; Conradus Baurmeister will auf Ostern anziehen. Ist zufrieden mit seinem Einkommen, könnte 1/2 Hufe von der Kirche erhalten.

Das katholische Verhör von 1551 sagt: Hermann Wolter, Pastor zu Brostede, Pächter zu Engelmstede. Dieses hat der Amtmann zu Lichtenberg. Herm. Wolter ist drei Jahre Priester zu Paderborn gewesen, hat eine Frau. Vor 16 Jahren zu Paderborn geweiht. Ist schon ein Pfarrer zu Engelmstede gewesen, ehe er seine Ordination empfing. Herr Johann Kamlah zu Helmstedt [3]) hat ihn die Messe lehren lesen; hat seine erste Messe zu Engelmstede gethan. Joh. Wolter erhält den Bescheid, er soll sich bei dem Official zu Hildesheim reconciliiren lassen und sollen ihm mittlerweile die geistlichen Amtshandlungen verboten sein.

Bei der evangelischen Visitation 1568 ist an die Stelle des Amtmanns der Pfarrer zu Oberfreden (Lichtenberg) Helmoldus Gertener als Pfarrinhaber getreten. Dieser hat aber die Pfründe wieder an Nicolaus Rosenbusch, Pfarrer zu Broistedt, verpachtet.

Der erste evangelische Superintendent von Barum, Melchior Neukirch, berichtet 1569, wegen des Pfarrers in Engelnstedt könne sein College, Sup. Henr. Schultius in Niederfreden, Auskunft geben. Von dem Pfarrpächter zu Broistedt sagt er nichts. Es muß nun um diese Zeit, also um 1570, die bis heute währende Personalunion der Gemeinden Engelnstedt und Hallendorf eingetreten sein. Allerdings sträuben sich beide Orte gegen den durch die Vereinigung verursachten Fortzug des Pfarrers. Wir hören aus dem Jahre 1572, daß nach dem Visitationsberichte des Superintendenten Wagenführ die Gemeinde Engelnstedt an dem Pfarrhausbau zu Hallendorf nicht mithelfen will. 1575 hat Engelnstedt ein neues Pfarrhaus halb fertig gebaut, thut aber nichts mehr daran.

1651 ist Ulricus (Wiegmann) hier Pfarrer. Er hat 1648 das Corpus Julium unterschrieben, woraus wir seine Zunamen ergänzt haben. In dem damals angestellten Examen bestand die Gemeinde „zum Theil ziemlich“. Der Pastor wohnte in Hallendorf, wo die Gemeinde unlängst ein Pfarrhaus aus freiem Triebe aufgerichtet hat, nur daß sie zur Erhaltung des Pfarrhauses in Engelnstedt nichts zulegen dürften. Das Pfarrhaus in Engelnstedt ist baufällig, es wird von der Pfarrwittwe bewohnt. Endlich haben aber die Engelnstedter ihren Willen durchgesetzt, denn nach Ausweis des Corpus bonorum wohnt der Pastor seit 1719 in Engelnstedt. (Schluß folgt.)

3) Prediger in Helmstedt 1547—1556. Hille, Gedenkbuch (1843) S. 83.

Bücherschau.

G. Vollmer und A. Heinemann. Statistisches über das Volksschulwesen im Herzogthum Braunschweig. Zur Feier des 50 jährigen Bestehens des Braunschw. Landeslehrervereins gesammelt und übersichtlich dargestellt. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1900. 32 S. gr. 8⁰. — ℳ 75.

Das Buch ist zu Stande gekommen durch die Unterstützung der gesammten Lehrerschaft unseres Herzogthums, die in bereitwilligster Weise das reichhaltige statistische Material zusammen trug, das dem Büchlein zur sicheren Grundlage dient und von den Harausgebern in klarer, übersichtlicher Weise verarbeitet worden ist. Wir erhalten eine genaue Uebersicht über die Zahl der Schulkinder in den Jahren 1890 und 1900 in den einzelnen Ortschaften, Schulen und Klassen, ihre Zunahme, die bei industrieller, ihre Abnahme, die bei rein ländlicher Bevölkerung zu beobachten ist, sowie ihr Verhältniß zur Einwohnerzahl, über die Zahl der Lehrkräfte und Klassen in den einzelnen Schulen und ihr Verhältniß zur Zahl der Kinder. In einer Rubrik „Bemerkungen“ werden mancherlei Angaben zur Erklärung der Zahlen und zur Geschichte der betreffenden Anstalten gemacht. Die Herausgeber stellen ihre fleißige Arbeit als einen ersten Versuch hin, von dem auch wir mit ihnen hoffen, daß er zu einer umfassenderen Darstellung des Volksschulwesens sich entwickeln werde. Für wissenschaftliche wie praktische Zwecke wird das Buch sich gewiß als nützlich und brauchbar erweisen.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Mai. 42. Plenarversammlung der Handelskammer f. d. Herzogthum Braunschweig; Bahnbau Schandelah—Oebisfelde. — Sachverständigen-Commissionen; Industrie und Handel 1899; Jahresbericht des Kaufmännischen Lehrlingsheims. — Juni. Ausschuß-Sitzung des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen in Weimar; Handel nud Industrie 1899. — Juli—August. Gesetz, betr. die Abänderung der Gewerbeordnung vom 30. Juni 1900; Verein für Knabenhandarbeit. — September und October. van der Borght, Die fachliche Ausbildung des Kaufmanns; Wirthschaftsergebnisse der Braunschw. Forstverwaltung; Errichtung von Lesehallen für junge Kaufleute; 8 Uhr-Ladenschluß.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 1. Zum 20. Jahrhundert. — 2 u. 3. Vom Gustav Adolf-Verein. — 4. Christenthum der Zeitgenossen. — 5. Richard Wagner als Erzieher. — 6. Zola, Fruchtbarkeit. — 7. Evangelisation in Spanien. — 8—10. K. Böhme, Fall Weingart. — 8. Wernicke, Chamberlain's Grundlagen des 19. Jahrhunderts. — 12. Schall, zum Fall Weingart. — 13. Oeffentliche Bücher- und Lesehallen. — 14. Wurzeln von Englands Macht. — 15. Auferstehung. — 16. Hillmann, Zur Confirmationszeit. — 17-19. Bilder aus dem Missionarleben. 20. Der Weg zu Gott für unser Geschlecht. — 21. N. L. Graf von Zinzendorf. — 22. Das Pfründensystem im Landtage. — 23—24. Protestantische Polemik. — 25. Krieg um die höhere Schule. — 26. Zukunftsaufgaben des deutschen Protestantismus. — 27. Die Evang. Kirche im Rheinland. — 28 und 29. Deutsche Mission im Orient. — 30. Deutschland in China. — 31. Eine Evangelisationsversammlung.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 23. 18. November **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Herman Riegel †.

Am 12. August dieses Jahres ist zu Braunschweig Hermann Riegel gestorben, eine eigenartige Gelehrtengestalt, dessen rastloses erfolgreiches Wirken nicht nur unserer engeren Heimath, sondern auf sehr verschiedenartigen Gebieten weit über dessen Grenzen hinaus der Kunstwissenschaft und dem deutschen Vaterlande zum Segen erwachsen ist. Er hat in seinem Leben viel Anerkennung und viel Anfechtung erfahren. Versuchen wir diesen Widerspruch erklärlich zu machen, das Werden, Wesen und Wirken dieser Persönlichkeit zu verstehen. Nur so werden wir seinen Verdiensten wirklich gerecht werden können, der Nachwelt aber ein Bild überliefern, dessen Grundzüge liebevolle Pietät und strenge Kritik nicht wesentlich werden umgestalten können. Das allein dünkt mich die rechte Art zu sein, einem verdienten Manne ein ehrendes Gedächtniß zu bewahren und den Zoll treuer Dankbarkeit ihm abzutragen.

Eduard Herman Riegel wurde am 27. Februar 1834 zu Potsdam geboren, wo sein Vater Ferdinand Anton Riegel im Jahre 1825 eine Buchhandlung begründet hatte. Dieser war aus dem Breisgau dorthin verzogen, während die Mutter Luise geb. Goverts, deren Familie wohl niederländischen Ursprungs war, aus der Stadt Hamburg stammte. So vereinigte der Sohn süddeutsches und norddeutsches Blut in seinen Adern; er selbst aber hat sich stets als ein treuer Sohn seiner Heimath, als ein echter Märker gefühlt und gegeben. Von Jugend auf war und blieb er ein schwächliches Kind; bis zu seinem Tode hat er an der Last eines gebrechlichen Körpers schwer zu tragen gehabt. In glücklichem Familienkreise wuchs er auf; er besaß einen älteren Bruder und zwei Schwestern, von denen aber nur eine jüngere Schwester ein höheres Lebensalter erreichte. Seine Schulbildung erhielt er zunächst auf der höheren Bürgerschule, dann in der Realabtheilung des Potsdamer Gymnasiums. Hier stieß ihn der grammatische Schematismus, mit dem das Lateinische behandelt wurde, unwillkürlich ab; er hat sich daher auf der Schule nur mäßige Fertigkeit in dieser Sprache erworben. Am meisten zogen ihn die Naturwissenschaften und die Mathematik an, in der ihm später vorzügliche Kenntnisse bezeugt wurden, namentlich auch die Physik und Astronomie. Große Freude hatte er in seiner Jugend an handwerksmäßiger Beschäftigung, an Garten-, Tischler- und Papparbeiten, während die Leselust erst später in ihm erwachte, als ihm das Verständniß für Schiller's, Goethe's und Lessing's Werke aufgegangen war. Sehr fesselte ihn in der soldatenreichen Stadt das militärische Treiben, das er mit lebhaftem Eifer verfolgte. Es wurde dadurch sogar die Lust in ihm geweckt, Soldat zu werden, womöglich bei seiner mathematischen Anlage und Neigung Artillerist, aber sein Körper ließ solche Pläne doch schon im Keim wieder ersticken. Ernstlicher wurde der Gedanke erwogen, Mathematik zu studiren. Aber der Vater wünschte, daß der einzige Sohn, der ihm übrig geblieben, das von ihm begründete Geschäft übernehmen möchte, und so entschloß sich der Sohn, nachdem er zu Ostern 1851 die Abgangsprüfung der ersten Klasse gut bestanden hatte, Buchhändler zu werden. Nicht aus innerer Neigung, sondern mehr um einer Kindespflicht zu genügen. Er kam zu einem Buchhändler nach Berlin und hat hier die Lehrzeit mit zwei Jahren voll ausgehalten. Auch der alte Riegel hatte ein Zweiggeschäft in Berlin errichtet, in dem der Sohn den Vater dann einige Zeit vertrat. Als Letzterem aber zur Weihnacht 1853 die Gattin gestorben war, siedelte er bald nachher mit seinem Geschäft ganz nach Berlin über. Dieses hatte sich mit der Zeit zu einem angesehenen architectonischen Verlage entwickelt. Bedeutende Werke, wie die Schinkel's, waren aus ihm hervorgegangen. Dadurch war der Leiter des Unternehmens auch mit hervorragenden Männern, insbesondere mit Schinkel und Beuth, in persönlichen Verkehr gekommen. Das blieb nicht ohne Einfluß auf den empfänglichen Sinn des Sohnes, der dadurch unbewußt auf künstlerische Dinge gelenkt wurde. Auch der geschichtliche Charakter der Stätten, an denen er aufwuchs, vorzüglich die Bau- und Kunstschöpfungen Friedrich's des Großen, verfehlten ihre Wirkung auf ihn ebenso wenig, wie die künstlerischen Unternehmungen König Friedrich Wilhelm's IV., die er mit eigenen Augen entstehen sah. Dazu erforderte schon der geschäftliche Beruf Kunstsinn, Kenntniß und Urtheil auf dem Gebiete, dem der Verlag vorzugsweise zugewandt war. Riegel hatte nicht nur mit Buchdruckern, sondern auch mit Kupferstechern, Steinschneidern

u. s. w. zu thun und erwarb sich so in technischen wie künstlerischen Dingen in Bezug auf Kupferstich, Steinzeichnung und Holzschnitt, wie auf Metall-, Stein- und Buntdruck eine Fülle von Erfahrungen, die ihm später wesentlich zu Gute kommen sollten. Er fand immer mehr Gefallen an dieser Arbeit, und der lebhafte Wunsch, sein Verständniß auf diesem Felde zu erweitern und zu vertiefen, veranlaßte ihn, auf der Kgl. Bauakademie zu Berlin an den Vorträgen über die Geschichte, die Formen und Theile der Baukunst sich zu betheiligen. Er wollte sich dadurch zunächst für die Leitung des Geschäftes, das ihm demnächst zufiel, fähiger machen. Aber hier kam ihm, wie man zu sagen pflegt, der Appetit bei dem Essen. Bald verlor er den ursprünglichen Zweck aus den Augen; Kunst und Wissenschaft zogen ihn je länger, desto mehr mit unwiderstehlicher Gewalt an sich; bald hatte er sich dem Studium um seiner selbst willen hingegeben. Der Vater willigte ein und um Ostern 1854 bezog er als Student der Philosophie die Universität Berlin. Vom dritten Semester abgesehen, wo er leider aus Gesundheitsrücksichten vom Universitätsbesuch dispensirt werden mußte, hat er nun drei Jahre lang mit Feuereifer studirt. Neben allgemein bildenden Vorträgen über Geschichte, Erdkunde, Litteratur und namentlich Philosophie bei Fr. von Raumer, Karl Ritter, Köpke, Gosche, Trendelenburg und Althaus hörte er ganz besonders kunstgeschichtliche und kunstwissenschaftliche Vorlesungen bei Tölken, Waagen, Hotho, Karl Bötticher, Hellferich und Ernst Guhl, von denen namentlich der Letzte bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte. Eine Vorlesung Hotho's über Aesthetik hörte er im Winter 1855/56 ganz allein mit einem zweiten ungetreuen Jünger des Buchhandels, mit unserem Landsmann Wilhelm Raabe. Aesthetische und philosophische Studien trieb er mit Vorliebe; es war neben Spinoza namentlich Kant, der ihn hier anzog und den er auf das Innigste verehrte. Daneben besuchte er auch von Michaelis 1853—54 die Kgl. Bauakademie, um Wilh. Stier's anregenden Vorträgen über Geschichte antiker und mittelalterlicher Baukunst u. A. zu hören. Fleißig ging er sodann in die Kunstsammlungen Berlins, betrachtete er die Bauwerke und Denkmäler der Stadt. Eine schöne weite und hohe Welt that sich ihm auf, in der zu leben und zu streben ihm volle Befriedigung gewährte.

Riegel's Studium umfaßte, wie wir gesehen haben, zuerst die Baukunst, von da ging er auf die Bildnerei über; erst später erschloß sich ihm das Verständniß für die Malerei, wo er zunächst für die altdeutsche Kunst Interesse faßte. Er begann sein Studium an den Denkmälern selbst, die er zunächst richtig zu sehen und zu erfassen suchte, so schon früh den später von ihm ausgesprochenen Grundsatz bethätigend: „Nur aus dem Kunstwerke selbst lassen sich die Gesetze seines Wesens erkennen". Er strebte vor Allem nach einer geschichtlich-philosophischen Einsicht in die Kunst und die einzelnen Kunstwerke. Das schien ihm wichtiger und fruchtbarer zu sein als umfassende archivalische und litterarische Forschungen über sie anzustellen, obwohl er deren Bedeutung nicht verkannte und das Studium der Kunstlitteratur, wie der Werke Winckelmanns u. A. keineswegs vernachlässigte. Er suchte seinen Geist und Geschmack vorzugsweise an der classischen Antike zu bilden; sie war und blieb der Maßstab, den er zunächst an Kunstwerke anzulegen pflegte. Darum fesselte ihn in der neueren Malerei hauptsächlich der Mann, der der deutschen Kunst die Richtung auf das Bedeutende, den Sinn für lineare Schönheit, architectonischen Rhythmus und kräftige Formentwicklung gegeben hatte, Peter von Cornelius. Zur Zeit von Riegel's Studium hatte diese classische Richtung den Höhepunkt bereits überschritten und einer neueren Kunstanschauung mehr oder weniger das Feld geräumt. Er aber war von ihr so erfüllt, daß er ihr bis zu seinem Tode treu geblieben ist.

Bedeutend erweitert wurde Riegel's Gesichtskreis durch alljährlich wiederholte Reisen, auf denen er ganz Deutschland von Nord nach Süd, von Ost nach West durchstreifte und sich umfassende Kenntnisse nicht nur von der heimischen Kunst, sondern auch von Land und Leuten der verschiedensten Landschaften erwarb. Denn nicht minder als für die Kunst lebte in ihm der Sinn für die Natur. Er hat später die mancherlei Beobachtungen, die er auf diesen und anderen Reisen machte, in seinem Werke „Unter dem Striche" zusammen veröffentlicht. Zuerst ging er im Jahre 1854 nach München und war hier von den angehäuften Kunstschätzen so entzückt, daß er drei Wochen in der Stadt verweilte, obwohl die Cholera zu jener Zeit in ihr wüthete. Im folgenden Jahre zog er weiter nach Tyrol und der Lombardei, wo ihn abermals die Cholera von seinem Studium nicht abschreckte. So hat er alle die folgenden Jahre 6—8 Wochen auf Studienreisen in Deutschland zugebracht. Erst nach dem Tode des Vaters († 6. Januar 1866), der nach dem Berufswechsel des Sohnes die Freude an seinem Geschäfte verloren haben mochte und es daher 1861 an Ernst und Korn in Berlin verkauft hatte, und nach dem Abscheiden von Cornelius († 6. März 1867) ging Riegel zu längerem Aufenthalt nach Italien, und seitdem hat er alljährlich ausgedehnte Studienreisen nach Italien, Frankreich, England, den Niederlanden u. s. w. unternommen.

Seine Studienzeit brachte er äußerlich zu einem gewissen Abschlusse im Jahre 1862, wo er am 30. Juni zu Rostock zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Die Abhandlung, die er eingereicht hatte, lautete „de artis Italicae historia". Schon früher hatte er sich schriftstellerisch bethätigt. Er verfaßte für Wageners Conversationslexikon eine Reihe von Kunstartikeln. Dann hat er für die National-Zeitung geschrieben, bis ihm die Eigenmächtigkeit des Redacteurs mit den ihm übergebenen Aufsätzen diese Arbeit verleidete. Erfreulicher gestalteten sich die Beziehungen zu der „Allgemeinen Zeitung" und den anderen Cotta'schen Blättern, dem „Morgenblatte" und der „Deutschen Vierteljahrsschrift"; er ist für das erste Blatt bis zu seinem Tode ein geschätzter Mitarbeiter geblieben.

Ein Aufsatz, den Riegel 1864 über die Ausstellung der Friedhof-Cartons in der Nationalzeitung veröffentlichte [1]), erregte die Aufmerksamkeit von Cornelius, der

1) Wiederholt in den deutschen Kunststudien S. 109—124.

den Verfasser kennen zu lernen wünschte. Aus der ersten Begegnung, die am 25. October 1864 stattfand, ist in der Folge ein reger Verkehr und eine innige Freundschaft zwischen dem alten Künstler und dem jungen Kunstschriftsteller erwachsen, die bis zu jenes Tode währte. Riegel hat über „Cornelius, den Meister der deutschen Malerei", noch bei seinen Lebzeiten eine Monographie verfaßt, und später in einem besonderen Werke zu seinem hundertsten Geburtstage (23. September 1883) wichtige Beiträge zu seiner Charakteristik als Mensch und Künstler veröffentlicht, wobei auch des vertrauten Umgangs des Verfassers mit Cornelius eingehend gedacht ist. Gewidmet hat er dem hochverehrten Meister auch das erste selbständige Werk, das er herausgab, seinen Grundriß der bildenden Künste (1865). Er schrieb das Buch, um seinen Studien eine systematische Behandlung, dem Kunstfreunde aber eine zurechtweisende Uebersicht auf den verschiedenen Gebieten der Kunstwissenschaft zu geben. Wie sehr das Werk einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkam, beweisen die vier Auflagen, die es, nach Titel und Inhalt mehrfach umgestaltet, erlebt hat.

Stets hat Riegel die Jahre, in die sein Verkehr mit Cornelius fällt, als besonders glückliche bezeichnet. Mit dessen Tode löste sich das stärkste Band, das ihn bis dahin mit Berlin noch verknüpft hatte. Er trat nun zunächst, wie schon erwähnt, eine größere Kunstreise nach Italien an und verfaßte nach seiner Rückkehr, um die dort empfangenen Eindrücke festzuhalten, die Kunstbeiträge zu dem Gsell-Fels'schen Reisehandbuche von Oberitalien. Auch seine „Italienischen Blätter", die neben mancherlei Reiseerlebnissen und allgemeinen Betrachtungen auch viele neue Beobachtungen über italienische Kunstwerke enthalten, sind eine Frucht der Reise aus dieser und der folgenden Zeit. Dann ging er nach Leipzig. Hier hatte Albert von Zahn eine reiche Thätigkeit begonnen, als er im Jahre 1868 als Director des Großherzoglichen Museums nach Weimar berufen wurde. An seiner Statt ward nun Riegel die Leitung des städtischen Museums und des Leipziger Kunstvereins übertragen. Beide Stellungen, die in enger Verbindung standen, da die Verwaltung des Museums großentheils vom Vorstande des Kunstvereins geführt wurde, trat Riegel am 1. August 1868 an. Von der philosophischen Facultät wurde ihm unter der Hand mitgetheilt, daß man es gern sehen würde, wenn er sich, wie früher v. Zahn, als Privatdocent für Kunstgeschichte habilitiren wollte. Er reichte daher schon im folgenden Jahre als Habilitationsschrift seine „Darstellung des Abendmahls besonders in der toskanischen Kunst" ein, hielt am 16. Juni 1869 eine Probevorlesung, und drei Tage darauf eine öffentliche Disputation, bei der ihm die Professoren Overbeck, Erdmann, Fechner u. A. opponirten; unterm 25. Juni wurde ihm die venia legendi für das Fach der allgemeinen Kunstgeschichte und Kunstlehre auf der Universität übertragen. Er eröffnete im Winter darauf seine Vorlesungen; er las zuerst über Kunstgeschichte seit dem Tode Friedrich's des Großen. In den beiden folgenden Semestern sprach er über die Kunstgeschichte seit dem Tode Napoleon's und über die architectonischen Style und Stylarten in geschichtlicher Folge. Der Erfolg war ein sehr erfreulicher; die Zahl seiner Zuhörer stieg bis über die Ziffer 60 hinaus. Auch veranstaltete er in kleineren Kreisen kunstgeschichtliche Uebungen. Eine Doctorprüfung scheint er nur einmal abgehalten zu haben, aber mit keinem Geringeren als unserm Landsmanne, dem jetzigen Museumsdirecter Wilhelm Bode in Berlin, der am 21. December 1870 von ihm examinirt wurde.

Obwohl sich so die Thätigkeit Riegel's in Leipzig sehr gut anließ, so sollte seines Bleibens hier doch nicht lange sein. Am 27. Mai 1870 war zu Braunschweig der Professor der Zoologie und Botanik Johann Heinrich Blasius gestorben, dem seit Eigener's Tode († 5. April 1866) neben dem naturhistorischen Museum auch die Leitung des Herzoglichen Kunstmuseums übertragen worden war. Diese an sich unnatürliche Zusammenlegung von Aemtern war auf die Persönlichkeit Blasius' zugeschnitten gewesen und nur durch dessen vielseitiges Wissen und Können ermöglicht worden. Man beschloß jetzt an maßgebender Stelle, einen Kunsthistoriker an die Spitze des Museums zu setzen, dem dann auch die Vorträge über Geschichte der Baukunst am Collegium Carolinum übertragen werden sollten, ein Lehrfach, das seit des Wolfenbüttler Bibliothekars L. K. Bethmann Tode († 5. December 1867) unbesetzt geblieben war. Unter den zahlreichen Bewerbern, die auftraten, konnten daher nur zwei Männer ernstlich in Frage kommen, Wilhelm Roßmann, der aus Braunschweig gebürtige Erzieher des Erbprinzen von Meiningen, und unser Herman Riegel. Zwar scheint auch der bekannte Holbeinforscher Alfred Woltmann, damals Museumsdirector in Karlsruhe, nicht abgeneigt gewesen zu sein, einem etwa an ihn ergehenden Rufe zu folgen, aber er wollte sich nicht selbst zu der Stelle melden. So wurde diese dann Riegel anvertraut, der aus Leipzig von Professor Zarncke u. A. bestens empfohlen worden war. Er wurde zu Ende Februar 1871 vom Rathe der Stadt Leipzig unter voller Anerkennung seiner Verdienste entlassen und trat im folgenden Monate in Braunschweig seine neue Stellung an. Mit dem Titel Professor wurde ihm die Direction des Herzoglichen Museums und das Lehrfach für Kunstgeschichte und Geschichte der Baukunst übertragen.

Dieses Lehramt an dem Collegium Carolinum, seit 1877 an der technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina hat er bis in den Sommer 1897 inne gehabt, wo er wegen zunehmender Augenschwäche davon entbunden wurde. Er hat hier in zweijährigem Lehrgange, im Winter in 4, im Sommer in 2 Stunden, über die „Geschichte der Baukunst in Berücksichtigung der Gemeinsamkeit der bildenden Künste überhaupt" gelesen. In dem ersten Jahre behandelte er die Inder, Aegypter, Westasiaten, Hellas, Italien und Rom, im zweiten die altchristliche und muhamedanische Baukunst, die karolingische Zeit, den romanischen und gothischen Stil und die Renaissance. Andere Vorlesungen hat er an der Hochschule nicht gehalten. Als es sich um die Uebersiedelung des Museums in das neue Gebäude handelte, kam er darum ein, seine Vorträge einstellen zu dürfen. Doch legte das Ministerium Werth darauf, ihn im

Lehrkörper und seinen Namen in den Vorlesungsverzeichnissen der Hochschule zu behalten. Leider verstand Riegel es nicht, mit einem großen Theile seiner Kollegen sich auf einen guten Fuß zu stellen, was zu wiederholten Reibereien und Zwistigkeiten geführt hat, auf die wir hier natürlich nicht näher eingehen können. Doch denken noch heute zahlreiche Schüler dankbar an den Unterricht zurück, den sie bei H. Riegel einst genossen.

Ungleich umfassender und verdienstlicher war aber ohne Zweifel die Wirksamkeit, die Riegel als Director des Herzoglichen Museums entfaltet hat [2]). Sie in vollem Umfange zu würdigen ist nur derjenige im Stande, der die Verhältnisse des alten Museums am Bohlwege noch gekannt hat, die unzulänglichen Räume, die im Winter nicht geheizt und in denen ganze Abtheilungen nicht zur Aufstellung gebracht werden konnten. Blasius hatte zwar mit gewohnter Umsicht und Thatkraft umfassende Aenderungen theils begonnen, theils wenigstens geplant. Aber er wurde diesem Wirkungsfelde zu schnell entrissen, um diese Aufgabe befriedigend lösen zu können; auch war dies in den verfügbaren Räumen so gut wie unmöglich. Noch immer lagen äußerst werthvolle Stücke, zumal des Kunstgewerbes, in Schränken, in Kisten und Kasten verborgen, der wissenschaftlichen und der künstlerischen Benutzung vollständig entzogen. Was aufgestellt war, bildete mehr oder weniger ein wirres Durcheinander, das eine strenge systematische Ordnung vermissen ließ. Die zur Verfügung stehenden Räume waren, auch als die am Hagenscharren, welche die naturgeschichtlichen Sammlungen eingenommen hatten, hinzugenommen waren, für eine gute Aufstellung der Kunstwerke nicht ausreichend und, schon wegen der schwer zu beschaffenden Heizanlage, nicht geeignet. Die Wirkungen der Feuchtigkeit machten sich insbesondere bei Temperaturwechsel auf den Bildern in bedenklicher Weise bemerkbar. Schon am 30. Juni 1871 hielt sich daher Riegel für verpflichtet, den Neubau eines Museums bei Herzogl. Staatsministerium zu beantragen. Dieses stand bei der inneren Berechtigung der Forderung diesem Antrage zwar durchaus wohlwollend gegenüber. Aber man weiß ja, wie sehr und wie oft im öffentlichen Leben die Forderungen für ideale Zwecke hinter denen für practische Bedürfnisse zurückstehen müssen. Es waren der rastlose Eifer und die zähe Willenskraft Riegel's nothwendig, um hier der Sache des Museums zum Siege zu verhelfen. Manche Gegenströmungen, offene und verdeckte, waren zu bekämpfen, bis es glücklich gelang, am 9. Dec. 1882 in der Landesversammlung den Beschluß zu dem Neubau eines Museums durchzusetzen. Von klärender Wirkung war zur Erreichung dieses Zieles vor Allem die „Denkschrift“, die im Auftrage des Herzogl. Staatsministeriums Riegel über die Nothwendigkeit eines Neubaus verfaßte. Auch das Bauprogramm, nach dem das Gebäude aufgeführt wurde, war von Riegel entworfen. Inzwischen hatte er alle Hände voll zu thun, um die durch die Franzosenzeit beschädigten und dann lange Zeit arg vernachlässigten Sammlungen in einen würdigen Zustand zu versetzen. Wie umfassend diese Herstellungsarbeiten waren, geht schon daraus hervor, daß allein für diesen Zweck mehr als 20000 ℳ verausgabt wurden. Solche Summen hierfür und ähnliche für Anschaffung litterarischer und künstlerischer Hülfsmittel, die fast gänzlich fehlten, auch für gelegentliche Neuanschaffungen u. s. w. locker zu machen: dazu war wieder der unablässige Eifer und die Thatkraft Riegel's erforderlich. Er führte vom kunstgeschichtlichen Standpunkte aus eine gänzliche Neuordnung der Museumsbestände durch, rief neue Abtheilungen ins Leben, wie die für mittelalterliche Kunst, für die er zur Orientirung und Belehrung ein besonderes Verzeichniß herausgab. Aehnliche Büchlein erschienen auch über andere Theile des Museums, die Majoliken u. s. w. Sie regten das Interesse für das Museum daheim an und machten es nach außen bekannt, Ziele, für die früher so gut wie nichts gethan war und die auch heute noch längst nicht völlig erreicht sind. Er setzte nicht ohne Mühe die Anschaffung der Gypsabgüsse für das Museum durch; er begann die planmäßige Sammlung der Kunsterzeugnisse der Fürstenberger Porzellanfabrik, die früher nur durch einige Büsten vertreten war, jetzt aber durch eine treffliche Uebersicht ihrer Leistungen, ihrer Bedeutung gemäß, dargestellt ist. Auch die vorgeschichtliche Abtheilung, deren Grundstock die Alterthumssammlung des Abts Thiele bildete, ist von ihm eingerichtet worden. Auch für einzelne wichtige Neuerwerbungen, wie das schöne Bild Herzog Christian's von Moreelse, und zahlreiche Stücke in den geschichtlichen Sälen wußte er die Mittel zu beschaffen, andere Sachen wie die Skizzen Rudolf Henneberg's u. A. aus Privatbesitz heranzuziehen. Ebenso wußte er wissenschaftliche Hülfskräfte zu erlangen, über die im Verhältniß keine andere Anstalt des Landes auch nur annähernd in gleichem Maße verfügt. Denn ihm lag zugleich auch an der wissenschaftlichen Bearbeitung der einzelnen Abtheilungen. Sein eigenes Feld waren die Gemälde, der zweite Band seiner „Beiträge zur Niederländischen Kunstgeschichte“ die Frucht seines Studiums hiesiger Museumsbilder, eines Gebiets, auf das er erst durch den hier vorhandenen Reichthum an niederländischen Bildern geführt wurde und für das er in seiner Leipziger Zeit noch wenig Geschmack hatte gewinnen können. Noch das letzte Werk seines Lebens ist der Bildergallerie gewidmet, das in langjähriger Arbeit vorbereitete Verzeichniß über sie, dessen erst S. 111 f. dieser Blätter gedacht wurde. Auf das Beste vorbereitet zog Riegel mit seinen Sammlungen 1886—1887 in das schöne neue Heim, das am 17. Juli 1887 eröffnet wurde und im In- und Auslande verdiente Anerkennung gefunden hat. Wer jetzt sich dort in schönen lichten Räumen und in zweckmäßiger Aufstellung in Sommer- und Winterszeit der reichen Schätze unseres Museums erfreut, der hat alle Ursache, dankbar Herman Riegel's zu gedenken, der in unermüdlich ernster Arbeit diesen ebenso großen, wie erfreulichen Wandel geschaffen. Denn es ist nicht zuviel gesagt, wenn es schon früher in diesen Blättern hieß: „Das unter der Pflege kunstsinniger Fürsten herangewachsene Museum mit warmer Liebe, voller Hingebung, Sach-

2) Vgl. den Aufsatz Steinmanns „Die letzten 25 Jahre der Verwaltung des Herzogl. Museums“. Br. Mag. 1896. S. 33—36.

kenntniß und seiner Empfindung für das Schöne auf die Höhe gebracht zu haben, auf der es jetzt einen Ehrenplatz neben den berühmtesten Anstalten seiner Art einnimmt, das ist Riegel's Verdienst."

Im Kunstleben sowie im öffentlichen Leben der Stadt und des Landes Braunschweig, soweit es geschichtliche und künstlerische Fragen betraf, hat Riegel wohl nicht ganz die Stellung eingenommen, die ihm als Leiter der weitaus bedeutendsten Kunstanstalt des Landes bei seinen Kenntnissen und seiner Persönlichkeit hätte zufallen müssen. Manche von den Factoren, die hier ins Gewicht fallen, entziehen sich noch der öffentlichen Beurtheilung. Zum Theil lagen sie auch in seinem eigenen Wesen begründet. Schon sein körperliches Befinden zwang ihn, sich allmählich mehr und mehr von allen Versammlungen fern zu halten. An den Zusammenkünften des Geschichtsvereins nahm er Ende der siebenziger Jahre noch thätigen Antheil. In den Vorstand des Kunstvereins kam er bald nach seiner Ankunft in Braunschweig; er hat ihm bis Ende der achtziger Jahre angehört, eine leitende Stelle aber nicht darin bekleidet. Er gehörte zu den Gründern des Vereins zur Förderung des Kunstgewerbes (1877) und hat sich namentlich um die Vereinsschule verdient gemacht. Als er deren Uebernahme auf die Stadt glücklich vorbereitet hatte, wurde er 1884 nicht wieder in den Vorstand gewählt, was ihn mit Recht entrüstete und nicht nur seinen Austritt aus dem Vereine, sondern auch die schroffe Ablehnung der ihm angebotenen Ehrenmitgliedschaft des Vereins zur Folge hatte. In dem ersten Jahrzehnt seines Wirkens in Braunschweig betheiligte er sich auch noch mit Eifer an den öffentlichen Angelegenheiten, von denen er sich dann später ganz zurückzog. Er suchte eine Inventarisation der Kunst- und Alterthumsdenkmale ins Werk zu setzen und zu ihrer Pflege eine ständige Commission zu begründen, aber seine Vorschläge waren so kostspielig und den Verhältnissen des Herzogthums so wenig angepaßt, daß sie weitere Folgen nicht hatten. Auch für die Wahl eines Platzes für das Siegesdenkmal in Braunschweig, wo er mit Wärme für den Altstadtmarkt eintrat, fand er fast allgemeinen Widerspruch, da man wohl nicht ohne Ursache besorgte, dem schönen einheitlichen Charakter des alterthümlichen Platzes durch ein modernes Denkmal starken Eintrag zu thun. Von bestem Erfolge war dagegen sein Eintreten für die Burg Dankwarderode. Das Bauwerk war schon zum Abbruche bestimmt, als er unterm 29. November 1879 noch in letzter Stunde den Vorstand des Geschichtsvereins in Wolfenbüttel um Unterstützung zur Rettung des Gebäudes bat, die ihm dann in reichlichem Maße zu Theil ward und zum Gelingen der Sache nicht unbeträchtlich beitrug. Hätte Riegel nicht die Anregung gegeben, so wäre von dem alten Bau schwerlich etwas erhalten geblieben. Mit der Art seiner Wiederherstellung vermochte er sich allerdings nicht zu befreunden; sie war ihm zu gewaltsam in romanischem Stile durchgeführt; auch konnte er es nicht verwinden, daß sein Rath bei dieser Gelegenheit gar nicht in Anspruch genommen worden war.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Riegel's Gesundheitszustand auch auf seine Stimmung von Einfluß war. Wie jener war auch diese nicht immer die gleiche. Er zeigte leicht ein etwas verdrießliches, mürrisches Wesen, das nicht Jeder mit dem erforderlichen Gleichmuth oder Humor aufnehmen konnte und wollte. Auch ging er von einer Ansicht, die er sich einmal gebildet hatte, nicht leicht ab. Ihm fehlte oft die ruhige Sachlichkeit, die auch Personen mit abweichenden Ansichten und Anschauungen voll verstehen und ruhig gewähren lassen kann, nicht minder die leichte Beweglichkeit, die fremde Meinungen gewandt für sich zu gewinnen weiß. Er war im Grunde eine streitbare Natur, die auch scharfe Waffen nicht verschmähte und mitunter rücksichtslos auch da vorging, wo mit Ruhe und Liebenswürdigkeit weit mehr wäre zu erreichen gewesen. Dabei ging er gern gerade auf das Ziel los, ohne die hergebrachten Formen des Umgangs und des Verkehrs sorgsam zu wahren. Dadurch hat er sich manchen Widersacher gemacht, und auch mit einzelnen Behörden und Beamten, mit denen er im Interesse der Sache einträchtig hätte zusammen wirken müssen, stand er nicht immer auf dem besten Fuße. Für sich muß übrigens Schreiber dieses erklären, daß er persönlich und dienstlich stets auf das Beste mit dem Entschlafenen ausgekommen ist und dankbar der Förderung gedenkt, die er für seine Studien und die von ihm vertretene Anstalt bei ihm gefunden hat.

Neben seinen umfangreichen dienstlichen Arbeiten setzte nun Riegel in Braunschweig mit Eifer auch seine litterarische Thätigkeit[3]) fort, die in selbständigen Schriften größeren und kleineren Umfangs, sowie in zahlreichen, in Zeitungen und Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen und Abhandlungen zum Ausdrucke gekommen ist. Ueberall offenbarte sich hier seine lebhafte Vorliebe für classische und classicistische Kunst. Seiner Freundschaft mit Cornelius und der seinem Leben und seiner Kunst gewidmeten Werke ist bereits oben gedacht worden. Mit gleicher Verehrung sah er zu A. J. Carstens hinauf. Er hatte die von Fernow 1806 verfaßte Lebensbeschreibung dieses Künstlers und den ersten Band seiner Werke schon früher (1867 und 69) herausgegeben; jetzt ließ er den zweiten und später den dritten Band seiner Werke folgen. Er hat durch diese Veröffentlichung unser Wissen über Carstens und seine Stellung in der deutschen Kunst nach vielen Seiten hin wesentlich bereichert. Beide Künstler Carstens und Cornelius nehmen dann auch mit dem großen Kreise ihrer Anhänger und von ähnlichen Bestrebungen erfüllter Genossen einen weiten Raum ein in seiner 1876 erschienenen „Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst", einem Buche, das, bald nach dem großen Kriege entstanden, zugleich ein „Beitrag zur Geschichte der allgemeinen Wiedergeburt des deutschen Volkes" sein soll und in diesem Sinne als ein von hohem nationalen Bewußtsein und echt patriotischer Gesinnung getragenes Werk gelten darf. Es sollte ursprünglich den ersten Band einer Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens und Schadow bilden, von der aber wegen des Concurses

3) Vgl. hierüber den Aufsatz in der „Kunstchronik" vom 21. September 1900 von Chr. Scherer, dem Verf. auch sonst manche Mittheilungen verdankt.

des Verlegers ein zweiter Band nicht erschienen ist. Seinen 1868 erschienenen „Deutschen Kunststudien“ ließ er 1877 „Kunstgeschichtliche Vorträge und Aufsätze“ folgen, ebenfalls eine Sammlung kleinerer Arbeiten und Untersuchungen über Architectur, Plastik, Malerei u. s. w., die zum Theil mit großer Begeisterung und in formenschöner Sprache abgefaßt manche treffliche Einzelbetrachtungen enthalten und ebenso anziehend wie belehrend geschrieben sind. In gleicher Weise ließ er seinen „Italienischen Blättern“ 1898 „Beiträge zur Kunstgeschichte Italiens“ folgen, ein Werk, das neben rein persönlichen Empfindungen und Gefühlsäußerungen auch manche neue wichtige Ergebnisse für die Kunstgeschichte bietet.

Daß die niederländischen Bilder des Herzoglichen Museums Riegel auch zu eingehender Beschäftigung mit der niederländischen Kunst führten, ist bereits erwähnt worden. Die Frucht dieser Studien waren seine „Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte“, deren erster Band Abhandlungen und Forschungen allgemeineren Inhalts enthält, während sich der zweite mit der kritischen Bearbeitung der Museumsbilder in geschichtlicher Anordnung beschäftigt. Die verdienstvolle Arbeit dient als Grundlage für das beschreibende und kritische Verzeichniß der Gemälde-Sammlung des Museums, das gewissermaßen den Schlußstein seiner Arbeiten über die Schätze dieser Anstalt bildet.

Auch der neueren belgischen Kunst trat Riegel näher, indem er, veranlaßt durch ein genaueres Studium der St. Georgskirche zu Antwerpen und die dadurch herbeigeführte persönliche Bekanntschaft der belgischen Maler Guffens und Swerts, eine Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856 verfaßte. Die Schrift stellt nach des Verfassers eigenen Worten eine Huldigung der Bestrebungen jener beiden vlämischen Künstler dar, in denen sich ihm zum letzten Male in glänzender Weise der Geist jener classischen Kunstrichtung verkörpert, als deren Schöpfer J. A. Carstens gilt. Dieser Richtung ist er sein Lebtag treu geblieben, er war und blieb ein begeisterter Vertreter des classicistischen Standpunktes in der Kunst, so sehr er sich auch in dieser Stellung mehr und mehr vereinsamt fühlte. Er klagte daher wohl, daß die Kunst in die Breite ginge, daß die alten großen Meister nur von Wenigen noch verstanden würden, daß das Neue das Alte verdrängte, die idealen Auffassungen und Gedanken immer mehr dahinschwänden. Den modernen ästhetischen Anschauungen stand er schroff ablehnend gegenüber. Auch hierin zeigte sich die Entschiedenheit, aber Einseitigkeit seines Wesens, in der seine Stärke, aber auch seine Schwäche beruhte. Er legte, auch hierin der Vertreter einer dahinsterbenden Schule, das Hauptgewicht auf ästhetisch-philosophisches Erfassen des Kunstwerkes, wogegen die kritische eindringende Forschung mehr als sonst in der modernen Wissenschaft bei ihm zurücktrat. Er war auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit von fest bestimmtem Charakter, deren hier stets mit Ehren gedacht werden wird.

Wenn Riegel nun in den letzten $1^1/_2$ Jahrzehnten seine kunstschriftstellerische Thätigkeit im Vergleich zu früher stark beschränkt hat, so war daran weit mehr als jene zunehmende Vereinsamung, in der er sich fühlte, die Uebernahme einer neuen Aufgabe schuld, die er selbst angeregt hatte und die ihm eine ungeheure Arbeitslast aufbürdete: die Gründung, Einrichtung und langjährige Leitung des deutschen Sprachvereins [4]). Er hatte von jeher bei seinen Schriften Werth gelegt auf einen klaren Stil und eine schöne Sprache, die sich vor allen Dingen von jedem entbehrlichen Fremdworte frei hielt. „Schon auf der Schulbank hat er“, wie er selbst schreibt, „diesem Schmarotzerpack Krieg und Feindschaft angekündigt“. Was ihn dazu vor Allem aber antrieb, war nicht so sehr sein feiner Sprach- und Schönheitssinn, dem die Fremdwörter als häßliche fremde Flicken am deutschen Gewande erschienen, wie sein starkes nationales Empfinden, dem sie als eine Entwürdigung des eigenen Volkes vorkamen. Wohl hatten schon früher wiederholt patriotische Männer mit beredten Worten gegen das Fremdwörterunwesen geeifert. Ich brauche, um von früheren zu schweigen, hier bei uns nur den Namen J. H. Campe zu nennen, um zu zeigen, daß diese Bestrebungen schon weit eher ihren Anfang genommen haben. Das Uebel hatten schon Viele erkannt. Aber Riegel war es, der klaren Blicks den richtigen Zeitpunkt wählte, um gegen den Unfug aufzutreten, und zugleich die wirksame Form fand, ihn erfolgreich zu bekämpfen. Er hatte zuerst in einer Reihe von Aufsätzen, die in den Grenzboten [5]) erschienen, über die „Fremdwörterseuche“ seinem Aerger und bedrängten Herzen Luft gemacht. Er gab sie dann als ein „Hauptstück von unserer Muttersprache, einen Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen“ in Buchform heraus und erntete mit diesem Vorgehen reichen Beifall von allen Seiten. Dieser Erfolg bewog ihn, einen Schritt weiter zu gehen. Er sah wohl ein, daß auch das zündendste Wort nur zu leicht verfliegt, und daß die Menschen, wie sie in der Mehrzahl nun einmal sind, das Gute nicht nur um des Guten willen thun, daß sie durch einen äußeren Zwang am wirksamsten dazu angehalten werden, daß sie am eifrigsten etwas zu erfassen pflegen, wenn ein gewisser sportsmäßiger Betrieb damit verbunden werden kann. So kam er auf den Gedanken, einen allgemeinen deutschen Sprachverein zu gründen. Im Mai 1885 erließ er die Aufforderung an eine Anzahl angesehener Männer aus den verschiedensten Lebenskreisen, die zu einem Ausschusse zusammentraten, der Ende August einen Aufruf zur Gründung eines Vereins erließ. Schon am 10. September 1885 bildete sich in Dresden der erste Zweigverein. Seitdem nahm der Sprachverein einen gewaltigen Aufschwung, der auch die kühnsten Erwartungen des Stifters weit übertraf. Aber der stets wachsende Erfolg war nur möglich durch immer steigende Mühe und Arbeit, die in der Hauptsache unserm Riegel zufiel. Es war selbstverständlich, daß er, der den Verein nach seinem Geist und Willen gegründet und aufgebaut hatte, auch sogleich an die Spitze des Unternehmens ge-

4) Vgl. Karl Scheffler in der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 1900 September.

5) Grenzboten 1882 (41. Jahrgang 4. Quartal), Seite 437—51. 480—91. 529—40.

stellt wurde. Er war aber nicht nur der Vorsitzende, sondern zugleich die Seele des Ganzen, der Herausgeber der Zeitschrift, die seit dem 1. April 1886 erschien, und der Urheber der anderen Veröffentlichungen, die von dem Vereine ausgingen. Von ihm rührt der Wahlspruch des Vereins her: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann", mit dem zugleich die weise Beschränkung, die der Verein sich auferlegte, treffend zum Ausdrucke gebracht wird. Aber Riegel's Streben ging noch weiter. Er wollte nicht nur die Fremdwörter aus dem Körper der Sprache ausmerzen, sondern auch die anderen Schäden heilen, an denen diese krankt, den echten Geist und das eigenthümliche Wesen der deutschen Sprache pflegen und auf diese Weise das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes kräftigen. Das war die hohe Idee, die ihm bei seiner Arbeit vorschwebte und die er auch in der Zeitschrift nach Kräften zu verwirklichen strebte. Voll erreichbar schien ihm dieses Ziel nur durch die Errichtung einer Reichsanstalt. Auch hierzu hat er Versuche unternommen, die aber ein Ergebniß nicht geliefert haben.

Doch die Last, die Riegel mit dieser Arbeit auf seine Schultern genommen, wurde mit der Zeit für seine Kräfte zu groß und drückend. Es kam dazu, daß mancherlei Streitigkeiten im Vereine selbst entstanden, auf die wir hier nicht näher eingehen können, die ihm die Freude am Werke aber oft stark vergällten und neben dem Aerger viel neue Arbeit schufen. Schweren Herzens entschloß sich Riegel Ende August 1893, von dem Verein, der in vollem Sinne des Worts sein eigenstes Werk war, zurückzutreten, aber die reiche Anerkennung, die ihm im folgenden Jahre auf der Hauptversammlung zu Koblenz in so herzlicher Weise zu Theil wurde, gab seinem Wirken in dem Verein einen befriedigenden und erfreulichen Abschluß. Er ward Ehrenmitglied des Vereins und es wurde ihm eine silberne Danktafel überreicht, die der Verehrung der Mitglieder des Vereins für dessen Gründer warme und treffende Worte lieh. Aber dauerhafter als in Metall ist seiner Thätigkeit Verdienst in unsere Sprache selbst eingegraben. Denn wenn es in unseren Tagen zum guten Tone gehört, Fremdwörter zu meiden, wenn schon jetzt das heranwachsende Geschlecht oft fremdsprachliche Ausdrücke nicht mehr versteht, die unseren Vätern in ihrer Rede noch völlig gang und gäbe waren, so hat an diesem Umschwunge Niemand einen größeren Antheil gehabt als Herm. Riegel. Seinem Namen wird in der Geschichte der deutschen Sprache ein Ehrenplatz für immer gesichert sein.

Auf allen Gebieten, auf denen Riegel thätig war, als Director des Herzogl. Museums, als Kunstschriftsteller und als Stifter und Leiter des Deutschen Sprachvereins zeigte er einen klaren Blick, einen festen Willen und einen eisernen Fleiß. Er faßte das Ziel, das er erreichen wollte, fest ins Auge und ließ sich nicht durch Nebendinge ablenken, die so leicht zur Zersplitterung der Kräfte verleiten. In diesen Eigenschaften beruhte vor Allem der Grund für die Erfolge seiner Bestrebungen. An äußeren Anerkennungen hat es ihm nicht gefehlt. Er besaß eine größere Anzahl Orden von deutschen und außerdeutschen Fürsten, war Ehrenmitglied der Kgl. Belgischen Kunstakademie zu Antwerpen (1883), sowie Mitglied der Academie royale de Belgique in Brüssel (1894) und wurde am 8. Mai 1899 zum Geheimen Hofrathe ernannt.

Noch höher anzuerkennen sind aber seine Leistungen, wenn wir bedenken, welche Hindernisse ihm aus seinem Gesundheitszustande erwuchsen. Erleichtert wurde ihm andererseits die Arbeit durch die opferbereite Pflege der treuen Lebensgefährtin, die Kinder nicht besaß und ganz in den Interessen des Gemahls aufging, der ihr diese Dienste durch gleiche Anhänglichkeit vergalt. Es war dies Johanne Hirsche, die Tochter des Hauptpastors Karl Hirsche in Hamburg, der früher in Holzminden und Braunschweig ein Lehramt bekleidet hatte und von 1858—63 Consistorialrath in Wolfenbüttel gewesen war. Riegel lernte sie im Juni 1872 in Braunschweig kennen und hat sich zehn Wochen darauf, am 7. September 1872, mit ihr vermählt. Wenn in einem Lebensabrisse seiner Verdienste gedacht wird, so darf billiger Weise auch des Antheils nicht vergessen werden, welcher der sorgenden Gattin gerade wegen dieser Fürsorge dabei gebührt. In seinem Hause, im Verkehr mit vertrauten Freunden offenbarte sich die gemüthvolle Seite von Riegel's Wesen, die den Meisten, die nur die oft rauhe Außenseite kannten, verborgen blieb. Ein schönes Zeichen seiner treuen Freundschaft ist der Aufsatz, den er dem verdienten Kupferstecher Professor Friedr. Knolle widmete, mit dem er lange zusammen am Herzoglichen Museum wirkte. Er war ein Mann von tiefer und reiner Empfindung und wußte dieser auch in gewandten Versen dichterischen Ausdruck zu verleihen. Sie sind zumeist Gelegenheitsgedichte, die die Stimmung des Augenblicks in schöner Sprache treffend wiedergeben. Gedruckt sind von ihm, aber auch nur als Manuscript und unter falschem Namen, allein zwei Dramen, von denen das eine die patriotische Gesinnung, die ihn erfüllte, deutlich wiederspiegelt. Er war aber selbst zu kritisch veranlagt, um sich der Grenzen seines Könnens nicht bewußt zu bleiben. Er machte sich selbst kein Hehl daraus, daß seine dichterische Kraft nicht aus dem Vollen schöpfte, daß er immer mehr eine beobachtende, vergleichende, aufklärende als eine erfindende Natur war. Zugleich aber erfüllte ihn, was Vielen ebenso unbekannt wie jene dichterische Ader sein wird, ein wahrhaft religiöser Sinn. Die Liebe und der Sinn für die Kunst und die Natur, die völlige Versenkung in sie weckte in ihm auch religiöse Gedanken und Empfindungen, denen er mit Ernst und Eifer nachsann. Das Ergebniß dieser Beschäftigungen ist ein kleines Büchlein, das ohne seinen Namen erschienen ist, „Vom alten neuen Glauben Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien", in denen er sich mit Wärme und Entschiedenheit für ein aufgeklärtes Christenthum ausspricht. Auch im Leben beherrschte ihn ein unbedingtes Gottvertrauen.

In den letzten Jahren hatten die Kräfte Riegel's bedenklich nachgelassen; er hatte da zu seiner Erholung stets längeren Urlaub nehmen müssen. Im vergangenen Frühjahr klagte er besonders über Nervenschwäche. Er sollte zu seiner Stärkung, die er um so nöthiger hatte,

da ihm eine Operation des grauen Staares bevorstand, gute Gebirgsluft aufsuchen. Er wollte sich nach Harzburg begeben, aber sein Zustand verschlimmerte sich derartig, daß eine Abreise nicht mehr möglich war. Er hatte qualvolle Wochen auszustehen, bis ihm am Abend des 12. August ein sanfter Tod von seinen Leiden erlöste. Seine Kräfte waren aufgebraucht; er hatte geschafft und gewirkt, so lange er konnte, mit dem Pfunde, das ihm gegeben, als ein getreuer Knecht nach bestem Vermögen gewuchert. P. Z.

Schriften Herman Riegel's.

A. Selbständige Werke.

1) Grundriß der bildenden Künste. E. allgem. Kunstlehre. Mit 34 Holzschnitten. Hannover 1865. — 2. Aufl. 1870.
   3. Auflage u. d. T.:
   Grundriß der bildenden Künste, im Sinne e. allgemeinen Kunstlehre u. als Hülfsbuch beim Studium d. Kunstgeschichte. 3. Aufl. Hannover 1875.
   4. Auflage u. d. T.:
   Die bildenden Künste. Kurzgefaßte allgemeine Kunstlehre in ästhetischer, künstlerischer, kunstgeschichtl. u. technischer Hinsicht. 4. Aufl. Frankfurt a. M. 1895.
2) Cornelius, der Meister der deutschen Malerei. Hannover 1866. — 2. Ausg. Hannover 1870.
3) Carstens Leben u. Werke von K. L. Fernow, neu herausgegeben und ergänzt. Hannover 1867.
4) Deutsche Kunststudien. Hannover 1868.
5) Ueber die Darstellung des Abendmahles, bes. in d. toskanischen Kunst. E. Beitrag z. vergleichenden Kunstgeschichte. Hannover 1869.
6) Carstens Werke. B. I mit 43 Tafeln von Wilh. Müller. 2. Aufl. Leipzig 1869. — 3. Aufl. 1882.
   Dass. B. II mit 36 Tafeln von W. Müller, H. Merz u. A. Leipzig 1874.
   Dass. B. III: Der Argonautenzug, 24 Tafeln von Jos. Ant. Koch. Leipzig 1884.
7) Neujahr 1813. Nationales Schauspiel in fünf Aufzügen von Herman Goverts. Berlin 1870. (Als Manuscript gedruckt.)
8) Italienische Blätter. Hannover 1871.
9) Denkschrift über die Errichtung eines neuen Gebäudes für das Herzogl. Museum in Braunschweig. Braunschweig 1873
10) Ueber die Art u. Kunst, Kunstwerke zu sehen. Berlin 1874.
    Heft 194 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge hg. v. Rud. Virchow u. Frz. v. Holtzendorff. Wiederholt: Kunstgeschichtl. Vorträge u. Aufsätze S. 3—27.
11) Dem Herrn Wilhelm Lübke, Verfasser mehrerer kunstgeschichtlicher Handbücher und dergl. mehr &c. &c. in Stuttgart. Offener Brief. Hannover 1874.
12) Herzogliches Museum. Verzeichniß der in dem s. g. neuen Schranke aufgestellten kleineren Kunstwerke u. Kostbarkeiten. Braunschweig 1875.
13) Herzogliches Museum. Bemerkungen über die Majolika-Sammlung. Braunschweig 1876.
14) Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens und Gottfried Schadow. I. Theil.
    A. u. d. T.:
    Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. E. Beitrag z. Gesch der allgem. Wiedergeburt d. deutschen Volkes. Hannover 1876.
15) Kunstgeschichtliche Vorträge u. Aufsätze. Mit acht . . . Holzschnitten. Braunschweig 1877.
16) Herzogl. Museum. Die Sammlung mittelalterlicher und verwandter Gegenstände. Braunschweig 1879.
17) Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. 2 Bände.
    B. I. Abhandlungen u. Forschungen.
    B. II. Die niederländischen Schulen im Herzogl. Museum zu Braunschw. mit 300 Künstlerbezeichnungen in Holzschnitt.
18) Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856. Nebst Briefen von Cornelius, Kaulbach, Overbeck, Schnorr, Schwind u. A. an Godefried Guffens und Jan Swerts. Berlin 1882.
19) Peter Cornelius. Festschrift zu des großen Künstlers hundertstem Geburtstage, 23. Sept. 1883. Mit 4 Lichtdrucken u. 4 Holzschnitten. Berlin 1883.
20) Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Leipzig 1883.
    2. umgearbeitete u. sehr vermehrte Aufl. u. d. T.:
    Ein Hauptstück von unserer Muttersprache, der allgemeine deutsche Sprachverein u. die Errichtung einer Reichsanstalt für die deutsche Sprache. Mahnruf . . . Braunschweig 1888.
21) Herzogl. Museum. Führer durch d. Sammlungen. Braunschweig 1883. — Elftes Tausend 1897.
22) Herzogl. Museum. Nachtrag z. Verz. mittelalt. . . . Gegenstände. Braunschweig 1884.
23) Hertha, das Findelkind. Schauspiel in drei Aufzügen von Herman Goverts. Leipzig 1885. (Als Handschrift gedruckt.)
24) Der Allgemeine deutsche Sprachverein, als Ergänzung seiner Schrift: Ein Hauptstück von uns. Muttersprache . . . Heilbronn 1885.
25) Zeitschrift des Allgem. deutschen Sprachvereins. Hrsg. von Herm. Riegel. Jahrg. I — VI. Braunschweig 1886—93.
    Dazu die: Wissenschaftlichen Beihefte 1891—93.
26) Die vorzüglichsten Gemälde des Herzoglichen Museums zu Braunschweig mit 100 Tafeln in photographischem Kupferdrucke. Berlin (1886).
27) Herzogliches Museum. Sammlung der Gypsabgüsse. Braunschweig 1889.
28) Unter dem Striche. Bunte Bilder aus beiden Welten. Berlin 1890.
    2. verm. Aufl. 4 Bde. Berlin 1898. (1 u. 2. Bunte Bilder aus Natur u. Leben. 3 u. 4. Italien. Blätter.)

(Schluß folgt.)

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 24. 2. December **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Raabe.

IV.

Die Gabe der Phantasie ist wohl die erste und unerläßlichste Bedingung dichterischen Schaffens, aber sie allein reicht nicht aus, damit ein Kunstwerk entstehe, ja sie selbst birgt in sich, gerade je mächtiger sie ist, eine um so größere Gefahr für den Künstler als solchen. Wenigen Deutschen ist sie in dem Maße eigen gewesen, wie den beiden Dioskuren der jüngeren Romantik, Arnim und Brentano. Vielleicht ist das Mittelalter nie farbiger zugleich und inniger geschaut und wiedergegeben, als von dem Einen in den „Kronenwächtern", von dem Anderen in der „Chronika eines fahrenden Schülers" — aber beide Dichtungen sind Fragmente geblieben; eine originellere und stimmungsmächtigere Exposition, wie die der „Gräfin Dolores", läßt sich kaum denken — aber mit welch einem Wirrwarr von episodischen Phantasmen hat Arnim die zwei Bände gefüllt! Von Neueren ist Jensen vielleicht der erfindungsreichste Fabulist, den wir haben, auch er ein Meister der Stimmung — nur schade, daß er immer seltener seine Dichtungen wirklich vollendet, daß ihm nur allzu oft die Mühe des Gestaltens nach der Freude des Erfindens verdrießt und das monumental begonnene Werk als flüchtige Skizze zu Ende geführt wird, weil neue Bilder, in der Phantasie aufsteigend, den Dichter bedrängen und seine Lust und Geduld zur eigentlichen Arbeit beeinträchtigen.

Bei Raabe steht von Anfang an die organisirende Kraft des künstlerischen Verstandes mit der Phantasie im Gleichgewicht: er hat nie ein Fragment gegeben, nie durch episodisches Füllsel den Rahmen gesprengt oder überwuchern lassen, nie den Anfang um sein Ende betrogen, obwohl Gefahr und Verlockung in jeder Hinsicht für den Humoristen doppelt groß sind. Die Breite und scheinbare Bequemlichkeit seines Vortrags, die tausend Anspielungen und Seitenblicke, die gleichsam unterstreichenden Widerholungen, die betrachtenden Excurse, welche so oft den natürlichen Fluß der Erzählung zu hemmen und zu stauen scheinen, sind an einer anderen Stelle, wo wir vom humoristischen Stil reden werden, zu behandeln und zu rechtfertigen. Davon für jetzt abgesehen zeigen seine Dichtungen durchweg den sicheren Plan der Anlage, den zielgewissen Fortschritt der Handlung, das Ebenmaß der Theile und die Harmonie des Ganzen, welches Alles zusammen äußerlich kunstgerecht und innerlich nothwendig ihnen den Charakter des in seiner Art Vollendeten giebt, weil damit die jeweilige Aufgabe ohne Rückstand und Ueberschwang gelöst wird.

Dabei ist jedoch seine Compositionsweise nach den Perioden seines Schaffens und innerhalb derselben nach Umfang und Art der Stoffe, wie auch nach der besonderen Tendenz des Humors, mit dem er sie ergriffen hat und gestaltet, außerordentlich verschieden. Im Allgemeinen ist er von freieren und scheinbar lockreren Compositionen zu strengeren und kunstvolleren fortgeschritten. Dies gilt gleichermaßen von den beiden Grundtypen seiner, wie aller Fabeln der epischen Prosa, der Lebensgeschichte, darin der Entwickelungsgang eines Helden oder einer Heldin, auch eines Paares, das zu einander in dem Verhältniß der Zusammengehörigkeit oder des Gegensatzes steht, in gerader Linie von der Kindheit bis zu einem Ziele der Bildung, der Liebe oder des Todes erzählt wird, und dem einzelnen außergewöhnlichen Begebniß, in dessen vergleichsweise kurzem Verlaufe sich doch der gesammte Lebensgehalt der mithandelnden Personen wie in einer Feuerprobe ausweist.

Will man die Extreme bei einander haben, so vergleiche man die „Chronik der Sperlingsgasse" und die „Kinder von Finkenrode" mit dem „Horacker" oder auch den „Heiligen Born" mit dem „Odfeld". In jenen beiden Bilderbüchern deutscher Groß- und Kleinstädterei der fünfziger Jahre, in denen sich der Dichter gleichsam erst in seiner Welt und über sein eigenes Vermögen nach allen Seiten hin orientirte, ist an den Faden einer sehr einfachen Geschichte eine solche Fülle mannigfaltigen Lebens angeschossen, daß eben diese Fülle, nicht jene Geschichte und ihre Helden, als das eigentliche Augenmerk des Künstlers erscheint. Nichts oder Alles ist hier Episode, jedenfalls Alles Blumen und Grund eines vielfarbigen Teppichs, und der „schriftstellerische Contrapunkt" kommt dabei in der That nur in der leichten und natürlichen Verknüpfung von allerhand Personen und Vorgängen zu einem doch gerundeten Ganzen, in dem wohlerwogenen Wechsel der Bilder und Gestalten, in der Vertheilung von Licht und Schatten jeder Art zur Erscheinung. Zeitlich erstreckt sich, was

da erzählt wird, über mehr als eine Generation. „Ich weile in der Minute und springe über Jahre fort", so schreibt Johannes Wachholder, „ich male Bilder und bringe keine Handlung; ich breche ab, ohne den alten Ton ausklingen zu lassen, ich — schreibe keinen Roman". „Horacker" ist die Geschichte eines Sommernachmittags; das Buch umfaßt kaum mehr Zeit, als man braucht es zu lesen. Der Schauplatz und die Zahl der wirklich handelnden Personen ist entsprechend beschränkt. Innerhalb dieser Beschränkung aber hat der Erzähler mit einem Raffinement, an dem er selber sein ironisches Behagen hat, jeden Schritt der gleichzeitig von verschiedenen Punkten einem gemeinsamen Ziele zustrebenden Handlung auf die Minute ausgerechnet trotz dem modernsten Wirklichkeitsfanatiker; er hat die parallelen Vorgänge mit vollendeter Kunst zu den glücklichsten Contrastwirkungen in einander geflochten; er hat zugleich, ohne daß er uns den armen dummen Teufel, um den sich Alles dreht, auch nur einen Moment aus den Augen verlieren läßt, doch jeder der übrigen Personen nach ihrem Werth für das Ganze auch Raum, Gelegenheit und Antheil gegeben, sich vor uns in ihrer eigenen Menschlichkeit und zwar in voller Figur darzuleben und auszusprechen. Dem Buche wäre noch vieles Andere und Wesentlicheres nachzurühmen als diese Vielseitigkeit in der Einheit, aber wir haben es hier nur mit der Kunst zu thun, die dem kleinen Edelsteine seinen Schliff gegeben hat, nicht mit seinen inneren Tugenden, dem Feuer und dem Wasser, deren wir an anderer Stelle gedacht haben und noch gedenken werden.

Zwischen diesen Extremen bewegt sich die Vielgestaltigkeit der Raabe'schen Compositionen. Jene erste Form ist schon früh stufenweis aufgegeben. Bereits im „Frühling" concentrirt sich das Interesse des Dichters wie des Lesers auf die Haupthandlung und ihre Träger; das immer noch bunte und sehr selbständige Leben der Anderen dient dazu nur noch als Folie. Die „Leute aus dem Walde" sind dann das letzte Buch, in dem überhaupt rein komische Nebenfiguren, wie es Dickens und sein schwächerer deutscher Nachahmer Hackländer liebten, eine Sonderexistenz um ihrer selbst willen führen und mit ihren kleinen Erlebnissen und Schnurren die ernsten, großen Linien der Thaten und Schicksale der Helden wie mit leichten, spielenden Schnörkeln umziehen. Von da ab ist Raabe's Dichtung auch in dem Sinne einheitlich und wahrhaft humoristisch, daß fortan Großes und Kleines, Tragik und Komik an denselben Gestalten zur Erscheinung kommt. Und vergleicht man den „Hungerpastor" etwa mit den „alten Nestern", so läßt sich auch innerhalb der Gruppe der Lebensgeschichten die weitere Tendenz zu einer immer intimeren Darstellung immer engerer in sich geschlossener Lebenskreise nicht verkennen. Eine eigenthümliche Form der Erzählung, zu der sich die Ansätze auch schon in der „Chronik" finden, bildet sich daneben heraus: der Dichter verquickt beide Grundtypen dergestalt mit einander, daß er „mit dem einen Fuße in der Gegenwart und Wirklichkeit, mit dem anderen im Traum und in der Vergangenheit stehend" die früheren Geschicke und Zustände seiner Personen zum perspectivisch vertieften Hintergrunde des einen besonderen Begebnisses macht, innerhalb dessen sie sich im Vordergrunde zu bewähren haben. Gewöhnlich überwiegt in der Darstellung dieses gegenwärtige Begebniß sowohl dem Umfange, wie dem Interesse nach, auch wenn die Helden nach Goethe's Ausdruck vom Vergangenen leben oder am Vergangenen zu Grunde gehen, wie in „Fabian und Sebastian" und „Im alten Eisen". Seltener zieht sich umgekehrt die Gegenwart, wie im „Stopfkuchen", mehr zum bloßen Rahmen auseinander, in den die Vorgeschichte in ihrem ganzen Zusammenhange als eigentliches Hauptstück zu stehen kommt. In einer dritten Gruppe endlich halten sich beide Zeiten das Gleichgewicht: stückweis und ganz allmählich im Verlaufe des Begebnisses tritt die Vergangenheit hervor, hellt sich auf und wirft zugleich immer neues und schärferes Licht auf die Personen und die Handlung im Vordergrunde, bis die Jugend durch das Alter hindurchschimmert und das Alter wieder in der Jugend lebt und so, indem die Zeiten gleichsam ineinander rinnen, Alles gleich gegenwärtig erscheint. In dieser Compositionsform feiert Raabe's Kunst vielleicht ihre schönsten, jedenfalls ihre eigenartigsten Triumphe, nirgends mehr als in dem köstlichen „Horn von Wanza".

Ich bilde mir nicht ein, mit diesen wenigen Andeutungen die Formeln für die Raabe'sche Compositionstechnik auch nur in schematischer Uebersicht gegeben zu haben. Nicht nur passen manche seiner Dichtungen, wie das wunderbare und grausam wahre Stück Weltlauf „Meister Autor", von kleineren Stücken ganz abgesehen, unter kein solches Schema, sondern bilden sozusagen jede ihren Typus und ihre Gruppe für sich: ganz unberücksichtigt geblieben ist bisher auch die Verschiedenheit der Einkleidung insofern, als der Dichter bald selbst erzählt, bald mittelbar durch den Helden oder einen theilnehmenden Beobachter in allen möglichen Formen und Nuancen der Icherzählung — bis zu „Drei Federn" — berichten läßt. Um alle dem im Einzelnen gerecht zu werden, müßte ich ein Buch schreiben, nicht minder, wenn ich jetzt weiter mit den hierbei doppelt unerläßlichen Beispielen seine Erzählkunst paragraphenweis durchgehen wollte, wie er seine Fäden aus dem großen Knäuel löst, wie er die Contraste wählt und gestaltet, in denen der Held den Verhältnissen oder herantretenden feindlichen Gewalten gegenübersteht, wie er stufenweis die Handlung bis zur Höhe der Collision führt und hier die Entscheidung meist überraschend, immer überzeugend aus der Tiefe der Charaktere hervortreten läßt, wie er überhaupt motivirt, nie peinlich und absichtsvoll, mehr durch Handlungen, als durch Worte, aber im letzten Grunde stets wahr, und was dergleichen Stücke der Technik mehr sind. Nur für zwei davon, in denen die Eigenart der Künstler immer am deutlichsten zu Tage tritt, müssen auch diese Blätter Raum zu kurzer Erörterung geben, ich meine Eingang und Schluß.

Selten versetzt uns Raabe, wie im „Abu Telfan" unmittelbar in medias res, meist braucht er einige Zeit, sich und den Leser in die Geschichte hineinzufinden, und geht dazu immer seine eigenen, mitunter wie im

„Kloster Lugau“ sehr absonderlichen Wege, deren Zweckmäßigkeit erst im Verlauf des Ganzen klar wird. Sein Absehen ist dabei vor allem Anderen die Erweckung der rechten Stimmung. Wenn wir im „Odfelde“ vorweg mit der älteren Geschichte des Klosters und der Landschaft bekannt gemacht werden, so reiht sich dadurch von vornherein das an sich außerordentliche Begebniß, dessen wir Zeugen werden sollen, in die unabänderliche große Ordnung der Dinge, wie sie von je gewesen ist — die allgemeine humoristische Stimmung, der Standpunkt über den Dingen ist gewonnen; aber das Begebniß ist ernstlich erschütternder Natur — die besondere Stimmung hierfür, das Mitempfinden vorzubereiten und zu wecken, dient die zweite Einleitung, der Vorspuk der Rabenschlacht über dem abendlichen Gefilde, auf dem am andern Tage die Männerschlacht geschlagen werden soll. Wundervoll ist Beides vereinigt in dem symbolischen Eingange des „Schüdderump“, der wie die wenigen, aber mit vollem Register einsetzenden Accorde vor dem „Hungerpastor“, zugleich den Geist des Buches vorempfinden läßt und seinen Namen deutet. Die stoffliche Mannigfaltigkeit dieser stimmenden Introductionen ist ebenso bewundernswerth, wie die Feinheit, mit der sie in den Tenor des Ganzen übergehen. Auch wo gelegentlich, wie es das Leben bringt, ein leichtes, anscheinend harmloses Vorspiel, z. B. der Elmspaziergang im „Meister Autor“, ein Werk herben Ernstes einleitet, hört ein feinfühliges Ohr schon die dissonirenden Töne leise durchklingen, die später die Führung nehmen sollen. Nie ist es dabei auf eine Ueberraschung abgesehen, ebensowenig darauf, Spannung im groben Sinne zu erregen — im Gegentheil der Dichter liebt es wohl, diese von vornherein aufzuheben, indem er die Lösung dem Conflicte, das Ende dem Anfange voraufschickt. Der „Lar“ beginnt mit einer Taufe, aber nicht des Helden, sondern seines Erstgeborenen, und nun lassen wir uns in allem Behagen erzählen, wie die Eltern ein Paar wurden. Die „Akten des Vogelsangs“ eröffnet der Brief, den die Wittwe Mungo an Velten Andres' Leiche dem Erzähler als dem gemeinsamen Jugendfreunde schreibt; wer diese Menschen sind und was der wundersame Brief im letzten Grunde zu bedeuten hat, wissen wir erst, wenn wir das Buch tief athmend schließen — genug für den Dichter, daß wir auch die heitern Bilder der Kindheit seines Helden schon mit der Gewißheit des schmerzlichen Ausgangs haben genießen müssen.

Nicht minder charakteristisch ist die Art, wie — und der Punkt, wo Raabe seine Geschichten schließt. Hier findet sich umgekehrt selten ein besonderes voll ausklingendes Nachspiel, wie das Freiligrath'sche Lied des Negermädchens auf „Sanct Thomas“ oder die fröhlichen Stimmen im Schlußcapitel von „Hastenbeck“; auch die in den großen Romanen und mancher der kleineren Erzählungen der sechziger Jahre von ihm bevorzugte Schlußform, in einem oder einigen Kernsätzen noch einmal den Gehalt des Ganzen zusammenfassend auszusprechen, hat er je länger je mehr aufgegeben und seine Leser gewöhnt, dergleichen selbst zu finden, ohne daß es ihnen vorgedacht wird, und oft, sehr oft überläßt er es ihnen sogar, sich selber auch die ferneren Lebenswege der handelnden Personen nach Lust und Verständniß zurechtzulegen und auszumalen. Wie er sich damit im Gegensatze weiß zu der Neigung des großen Publicums, „mit der Leiche zu gehen“ oder andernfalls „sich keinen Gevatter unterschlagen zu lassen“, und zu dem Brauch der Durchschnittserzähler, den Leser mit der Perspective auf ein unabsehbares wolkenloses Glück des Helden und der Heldin zu entlassen — das ist auf dem letzten Blatt der „Alten Nester“ nachzulesen. Leben und Lebensdarstellung setzt sich eben für Raabe nicht aus einem Romanabenteuer, an dessen Schluß „die Lieb' ein leicht genecktes Paar belohnt“ und einem Märchenidyll zusammen, sondern er weiß und wir sollen wissen, daß Jeder bis an seine letzte Stunde ein Anwärter auf menschliche Schicksale jeder Art bleibt. So bricht er denn gar nicht selten geflissentlich da ab, wo die Zukunft noch manches Fragezeichen durch Punkt und Gedankenstrich zu ersetzen hat. Ob Isis den Sommer des „Frühlings“ segnen wird, ob der wackere Schwabe im „Kloster Lugau“ aus dem Felde wiederkehrt, was aus dem Knaben Theodor, dem Helden der „Prinzessin Fisch“ werden wird, nun er die Kinderschuhe vertreten hat, ob und wie das Pärchen aus der Villa Schönow zu seinem Ziele kommen wird — das sind neue Geschichten, die nicht am Schluß der alten mit zwei Worten abzuthun sind. Mitunter hat er ja auch diese neuen Geschichten wirklich noch hinzugeschrieben: wir sahen schon, wie in den „Unruhigen Gästen“ die Erzählung „Zum wilden Mann“ ihren endgültigen Abschluß findet; ebenso begegnen wir Gestalten aus dem „Deutschen Adel“ in „Villa Schönow“ wieder, und die Hauptperson unter den „Kindern von Finkenrode“ taucht in den „Alten Nestern“ noch einmal auf. Max Bösenberg, der Lyriker, der schwärmende Liebhaber Cäciliens und nun der „alt, fett und Stadtrath gewordene Junggesell“ — dies eine Exempel mag zeigen, wie recht der Dichter im Grunde daran thut, seine Helden am Ziel ihres Romans und seine Leser mit Vorblicken in ferne Zukunft zu verschonen.

Doch nun genug von der Schale, so oft auch ihre Betrachtung uns nebenher vom Kern Manches hat ahnen und erkennen lassen, und endlich zu dem dritten und letzten Stück, dem wesentlichsten von allen, die Raabe zu dem Dichter machen, der er ist! Ich meine die Größe und Energie seines Wollens, die Stärke und Wärme des Gefühls, das reiche, gütige, dem Höchsten offene und das Aermste in Liebe umfassende Herz, mit einem Wort die gesammte sittliche Persönlichkeit des Dichters. Da dies aber ein Thema ist, bei dessen näherer Erörterung der Mensch sich nicht vom Dichter trennen läßt, und da der Mann, den es angeht, Gott sei Dank, noch im Leben und in unserer Mitte wandelt, so muß und will ich mich gerade hier gegenüber dem, was des Dichters wie des Menschen bester Ruhm ist, auf die Andeutung weniger großen Gesichtspunkte beschränken. Ich darf es aber auch ohne Schaden thun, denn was mehr in der Richtung zu sagen wäre, das steht eigentlich schon in den früheren Stücken in und zwischen den Zeilen verstreut zu lesen und ist namentlich bei der Würdigung des Raabe'schen Humors und dessen, was damit zu-

zusammenhängt, als Voraussetzung und Grundlage seines Wesens und seiner Wirkungen nachdrücklich hervorgehoben. Was hiernach anzudeuten bleibt, knüpft sich am besten, nachdem wir Inhalt und Gestaltung seiner Dichtungen besprochen haben, an eine Betrachtung ihrer über die jeweiligen künstlerischen Absichten hinausgehenden, aber diese auf das Innigste durchdringenden Gesammttendenz.[1])

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben — bewahret sie: sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!“ Kein Dichter kann je die Wahrheit dieser Worte tiefer empfunden, die ungeheure Verantwortlichkeit des Künstlers sich mehr gegenwärtig gehalten haben, als der, von dem wir reden. Das Ziel seiner Lebensarbeit ist von der ersten Zeile ab unverrückt ein humanes zugleich und ein nationales gewesen — beides im reinsten und erhabensten Sinne. Selbst durch Natur und Bildung auf die freie Höhe echter Menschlichkeit gestellt, die Nebel der Vorurtheile und der engherzigen Interessen unter sich, will er mit jedem Buche eine neue Stufe bauen, auf der Andere ihm nachkommen mögen. Jemehr er ihnen ein Fremdling ist in seiner Art zu denken, um so mehr sucht er sich mit seinem Fühlen heimisch zu machen in ihrem Thun und Begehren. Dann durchleuchtet er mit dem Lichte einer unbestechlichen Wahrhaftigkeit jeden Kreis, jeden Winkel ihrer kleinen und großen Welt. Wie anders stellt sich in diesem Lichte Werth und Bedeutung der menschlichen Dinge dem dar, der dabei sehen will und kann: wie Vieles geadelt, was gemein erschien und — ach wie viel Geschätztes zu nichts geworden! Illusionen zerstört er, rücksichtslos — aber kein Ideal, denn sein Licht stammt von oben und führt nach oben. Und wie schont er, was, ob auch anfechtbar, Ehrfurcht verdient! Wie mild ist er gegen Irrthum und Schwäche der menschlichen Natur, wenn ihnen nur ein Restchen Güte beiwohnt! Und wo wüßte er diesen Rest nicht aufzuspüren und mit heller Freude den Andern zu zeigen: Seht da „das kostbare Zeichen, daß in der Welt das Licht niemals ganz in Greuel, Blut und Nacht erlischt“? Man hat ihn einen Pessimisten genannt, und er kann dem oberflächlichen Beobachter so erscheinen, weil das Leid des Lebens in seinen Dichtungen den Raum einnimmt, den es im Leben selber hat — aber einen wie kleinen daneben die menschliche Bosheit! Ist nicht sein ganzen Streben und Bemühen selber der schlagendste Beweis eines unverwüstlichen Optimismus? Ein halbes Jahrhundert pocht er an und wirbt Menschen und wird trotz Allem nicht müde es zu thun. Das ist Glaube, Liebe und Hoffnung in Eins, wenn auch die Liebe die größte unter ihnen ist. Nur *einen* Haß findet ihr in seinen Büchern — er gilt der Lüge und der Niedertracht, der Selbstsucht und der Lieblosigkeit in jeder Gestalt. Auch die weiß er zu erspähen, wo wir sie nicht gesucht hätten, auch an uns selber, und dann findet er Worte, uns das Gewissen zu schärfen — wem sie einmal glühend auf die Seele gefallen sind, der vergißt sie nimmer wieder. Wahrlich ein Lehrer, ein Prediger, ein Prophet der Humanität im schönsten Wortverstande — in einem schönern, als dem ästhetischen vergangener großer Zeiten! Schon darum in einem schönern, weil bei ihm hinzukommt, was den hohen Männern jener Zeiten fehlte, fehlen mußte bei dem Jammer unserer Zustände und ihrer natürlichen Consequenz, der schrankenlosen Weltbürgerei. Das ist das Andere, das Gefühl der nationalen Verantwortlichkeit, und das ist das zweite Ziel unseres Dichters von Anfang an gewesen, für ihn vom ersten nicht zu trennen, seinem deutschen Volke zu helfen, daß es sich zur Nation bilde, zu *einer* innerlich und äußerlich freien, großen, selbstbewußten Nation, der ersten Europas. Er hat den Glauben daran gehegt in schlimmsten Zeiten und den Zweifel und die Verzweiflung bekämpft, wie die stumpfe Gleichgültigkeit, die beiden Erbfeinde alles Großen, das werden will. Von der „Chronik“ bis „Hastenbeck“ *ein* Strom deutschen Nationalgefühls — kein Buch, in dem nicht diese Empfindung lebendig wäre, kaum eins, das ihr nicht Worte liehe. Und was für Worte! „Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen!“ und wieder: „Ans Werk, ans Werk mit Herz und Hand, zu bauen das Haus, das Vaterland! . . . . Wühlt auf den Grund und fürchtet euch nicht, wenn nieder das alte Gemäuer bricht! . . . Ans Werk, ans Werk, es ist Gottes Will'! Fluch dem, der dem Rufe nicht folgen will!“ so klingt es aus dem Jugendjahrzehnt der Raabe'schen Poesie. Freilich Herr Richard M. Meier, der neueste „deutsche“ Litterarhistoriker des neunzehnten Jahrhunderts, hat die Entdeckung gemacht, daß derselbe Mann, der als Jüngling so empfand, hernach und seither die Ereignisse und Ergebnisse von 1870 mit den Augen eines Renan und Michelet als den Bruch mit einer schönen Vergangenheit angesehen habe. Was kann dieser Mensch von Raabe gelesen haben und wie muß er es gelesen haben, um eine solche thörichte und frivole Anklage aus der Luft zu greifen! Wer mit uns bis hierher das Leben und das Schaffen des Dichters überschaut hat, der weiß, wie er in Wahrheit gesonnen war und nach wie vor wirkte an seinem Theil nach seiner Art, d. h. ohne Lärm und ohne das nach 1870 so billige gedankenlose Hurrah! und ohne die Augen zu verschließen vor der Schmach der Schwindeljahre und der und jener andern Erscheinung im Volk der Dichter und Denker, die nachkam. Ein minderer Patriot hätte dabei minder gebangt um dieses Volkes Zukunft, das zeitweilig darauf bedacht schien, sein geistiges Erstgeburtsrecht um sehr materielle Linsengerichte aufzugeben, hätte minder treulich gewarnt und gescholten, als dieser Mann, dessen Leidenschaft, ja die einzige Leidenschaft Vaterlandsliebe heißt. Diese Leidenschaft hat ihm seine einzige Satire in die Feder dictirt — den Abriß deutscher Geschichte zu Anfang des zweiten Theils des „Abu Telfan“ — und die Vorrede zur zweiten Ausgabe des „Christoph Pechlin“ und hier und da ein anderes herbes Wort der Mahnung, aber

---

[1]) Im Uebrigen verweise ich auf die vortrefflichen Ausführungen von *August Otto* in seinen „Bildern aus der neueren Litteratur. Drittes Heft: Wilhelm Raabe“ (Minden i. W. Verlag von C. Marowsky. o. J. 94 S. ℳ 1,40), einer Schrift, deren Genuß sich kein Freund des Dichters, und Keiner, der es werden will, entgehen lassen sollte.

auch die herrliche Standrede des Rektors Fischarth im neunzehnten Capitel des „Dräumling", die damals, 1872, nur als eine nachträgliche Weissagung erschien, heute noch in ganz anderm Sinne und Umfange sich als eine Ahnung des Kommenden darstellt, und vor Allem die beiden blutigen Blätter aus dem Schuldbuche des deutschen Partikularismus „Das Odfeld" und „Hastenbeck" . . .

Ich breche ab, um nicht von Neuem ins Einzelne zu gerathen und schon Gesagtes wiederholen zu müssen. Wenn unser Volk einmal das Geld haben sollte, sich Raabe's Werke zu kaufen, und jeder unserer Litterarhistoriker Zeit, sie zu lesen, statt der Tageswaare „1.—10. Tausend", so werden beide zu der Erkenntniß kommen, daß wir in ihm nicht bloß einen unserer ersten Schriftsteller, was nachgerade Jeder zugiebt, sondern auch — den Menschen ganz beiseite gelassen — einen der getreusten und besten Deutschen zu verehren haben, den dieses Zeitalter hervorgebracht hat.

Schriften Herman Riegel's.

A. Selbständige Werke.

(Schluß.)

29) „Der Unartig Teutsche Sprach-Verderber".
Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins. Heft I. 1891.

30) Herr Geh. Reg.-Rath. Professor Franz Reuleaux und sein Treiben im Allgemeinen deutschen Sprachverein. Braunschweig 1893.

31) Vom alten neuen Glauben Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Leipzig 1895.
Hefte zur „Christlichen Welt" Nr. 18.

32) Beiträge zur Kunstgeschichte Italiens. Mit 40 Abb. auf 38 Taf. Dresden 1898.

33) Herzogliches Museum. Beschreibendes u. kritisches Verzeichniß der Gemälde-Sammlung. Braunschweig 1900.

B. Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen, soweit sie sich auf Braunschweigische Verhältnisse beziehen.

1) Georg Howaldt u. die Kunst, Bildwerke in Kupfer zu treiben.
Westermann's illustr. deutsche Monatshefte B. 35 (1874) S. 22—33. Wiederholt: Kunstgeschichtl. Vorträge u. Aufsätze S. 346—366.

2) Die Zurückführung des s. g. Mantuanischen Gefäßes in das Herzogliche Museum.
Braunschw. Nachrichten vom 16. April 1874. Nr. 88.

3) Die Aufstellung des s. g. Mantuanischen Gefäßes im Herzoglichen Museum.
Braunschw. Nachrichten vom 2. u. 3. Oct. 1874. Nr. 231 u. 32.

4) Rudolf Henneberg.
Beilage z. Allgem. Zeitung vom 3. u. 4. März 1877. Nr. 62 u. 63. Wiederh.: Kunstgeschichtl. Vorträge u. Aufsätze S. 367—396.

5) Die „Hochzeitsschüsseln" im Herzogl. Museum.
Br. Anz. vom 4. Juni 1878 Nr. 129.

6) Die Inventarisirung der Kunstdenkmäler und Alterthümer.
Br. Anz. vom 19. u. 20. Juli 1878. Nr. 167 u. 168.

7) Die aus dem hiesigen Kreuzkloster stammenden Stickereien im Herzoglichen Museum.
Br. Anz. vom 27. Juli 1878 Nr. 174.

8) Wo soll das Siegesdenkmal aufgestellt werden?
Braunsch. Tagebl. vom 29. Oct., 26. u. 27. Nov. 1878. Nr. 254, 277 u. 278.

9) Die öffentlichen Denkmäler in Braunschweig.
Westermann's illustr. deutsche Monatshefte B. 43 (1878) S. 149—168.

10) Zur Erinnerung an Friedrich Knolle.
Br. Anzeigen vom 21.—28. Juli 1881. Nr. 167 bis 173.

11) Was soll aus der Heinrichsburg werden?
Br. Anz. vom 29. u. 30. Juni, 18. Sept. 1881. Nr. 148, 149 u. 218.

12) Das neue Museumsgebäude zu Braunschweig in Bezug auf seinen Benutzungszweck gewürdigt.
Jahrbuch der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen B. X. Berlin 1889. S. 109—20.

13) Lessing, die Wolfenbütteler Bibliothek u. das Museum in Braunschweig. E. Rechtfertigung.
Sonntags-Beilage der Vossischen Zeitung vom 19. Oct. 1890 Nr. 42. Dazu „eine Erwiderung" O. v. Heinemann's. Ebendas. vom 9. Nov. 1890 Nr. 45.

14) Karl Hirsche.
Protestantische Kirchenzeit. vom 21. Juni 1893 Nr. 25. Sp. 586—91.

15) Die Burg Heinrichs des Löwen in Braunschweig.
Beilage z. Allgem. Zeitung vom 21. u. 22. März 1895 Beil. Nr. 67 u. 68.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

17. Parochie Engelnstedt-Hallendorf.

(Schluß.)

Was nun die Patronatsverhältnisse von Engelnstedt betrifft, so stammt die erste Nachricht darüber aus d. J. 1295. Aus der bereits zu Eingang citirten Urkunde ergiebt sich, daß die Grafen von Woldenberg die hiesigen Patronatsherren sind, und zwar besitzen sie die Kirche zu Lehen von den Herzögen von Braunschweig. Dieses bezeugt auch ein Lehnsregister v. J. 1318, wonach die Grafen Borchard, Wulbrand und Gevehard v. Woldenberg das kirchliche Lehnsrecht von Herzog Otto besitzen[4]. Um 1360 werden Ludolf, Wulbrand und Gherd v. Woldenberg als Patronatsherren genannt. Dieses Lehnsverhältniß erlosch mit dem Aussterben des Grafengeschlechtes. In dem Verzeichniß der Kirchen und Pfarren, die Herzog Friedrich (1373—1400) zustehen, heißt es: Die Kirche zu Engelemstede fällt zurück durch den Tod des Grafen v. Woldenberg[5]). Der letzte Graf v. W. war Gerhard, † i. J. 1383[6]).

4) Sudend. Urkdb. I 303.
5) Sudend. VI 237 Anm.
6) Vgl. Harzzeitschrift XXIII S. 82.

Nunmehr verlieh der Herzog Friedrich dieses Kirchenlehn der in Engelnstedts Nähe angesessenen Familie von Salder. Der Knappe Ludolf von Salder präsentirt im J. 1391 dem Archidiacon des Bannes Lengede nach dem Tode des Pfarrers Gerhard als Pfarrer Johann Bode, damit er diesen in den persönlichen und wirklichen Besitz der Kirche zu E. setze, ihn investire und die Seelsorge ihm anvertraue. Allerdings bekennt hundert Jahre später (1481) ein anderer Ludolf von Salder, daß er den halben Zehnten und das Kirchlehn zu Engelnstedt von der Aebtissin von Gandersheim, Agnes von Anhalt, zu Lehn habe. Es hat also der Herzog dieses Lehn zunächst dem Stifte Gandersheim gegeben, das es an die von Salder vergeben hat. Wenn nun diese Familie später noch den 1/2 Zehnten vom Stifte besaß [7]), so muß ihr doch das Kirchenpatronat vor 1540 genommen sein. Denn sämmtliche Erbregister von diesem Jahre an, wie auch alle Visitationsberichte benennen den Landesherrn als Patron. Da auch schon das Hildesheimische Archidiaconatsverzeichniß neben der Aufführung der bischöflichen Abgabe von 4 1/2 Loth den Herzog von Braunschweig als kirchlichen Lehnsherrn bezeichnet, so müssen die von Salder bezw. Gandersheim schon vor 1500 das Lehn aufgegeben haben.

Die beiden Glocken in Engelnstedt sind in den Jahren 1792 und 1635 gegossen. Jene, die große, trägt die Legende:

Nec fera bella gemam nec me ferat igneus horror
Gaudia teque deus me resonare doce

Westphal S. Rüscher P.

Johann Heinrich Wicke goß mich in Braunschweig 1792.

(Möchte ich weder wilde Kriege beklagen noch möge mich Feuerschrecken bewegen — Von Freude und von Dir, o Gott, lehre mich erklingen!)

Die Glocke von 1635 mit der Inschrift: Soli Deo Gloria hat Heinrich Borstelmann in Braunschweig gegossen. Die Schule ist 1820 erbaut. Die Kirchenorgel ist von Euler-Braunschweig 1885 errichtet. Bei der Kirche zu Engelnstedt befindet sich der älteste Kelch der ganzen Gegend. Er trägt die Inschrift: Canix St. Mariae in valle, stammt also aus dem i. J. 1138 gegründeten Cisterzienserkloster Marienthal. Seiner Form nach muß man ihn ins XII. Jahrhundert setzen. Wie er nach Engelnstedt gekommen, ist nicht zu ermitteln.

Die Gemeinde Hallendorf ist, wie wir oben gezeigt haben, seit dem J. 1569 mit Engelnstedt vereinigt. Nach der Volksetymologie soll eine Bethalle unserem Orte den Namen gegeben haben. Indessen erweist die älteste Namensform diese Ableitung als ungeschichtlich. Schon im 9. Jahrhundert wird in dem Verzeichniß der Fuldaischen Klostergüter unser Ort — der ersterwähnte in unserem Amte — als Hetilendorp aufgeführt [8]). Es heißt dort: „Ich Hawart v. Sachsen übergebe dem Heil. Bonifacius meine Güter im Salzgau Lerum und Gustedt und in Hetilendorp und Geizheres (Gitter) mit den Hörigen und ihren Kindern, 80 an der Zahl". Da Hetilo ein Kosename für Heinrich ist, so bedeutet unser Ortsname „Dorf des Heinrich". Die später — bis zum Beginne des XVI. Jahrhunderts übliche Form ist Hedelendorp. In den Erbregistern unter Heinrich d. J. erscheint der Name als Hallendorff.

Hallendorf war eine selbständige Pfarre, die im Hildesheimischen Verzeichnisse unter dem Banne Barum mit 3 Loth Silber bischöflicher Abgabe aufgeführt wird. Im J. 1305 wird Georgius, plebanus de Hedelendorp genannt [9]). Als Zeuge tritt Ludolf, parner to H., auf, als Dietrich und Ludolf van Goddenstidde am Peter-Paulstage des J. 1345 vor dem Godinge zu Barum an das neue Spital vor dem Petrithor in Braunschweig Güter verkaufen. Im J. 1347 schreibt derselbe als Decan des Calandes zu Barum an den Caland zum heil. Geist in Braunschweig, wodurch Beide sich Brüderschaft und die Gegenseitigkeit der Antheilnahme an den guten Werken verheißen. Das Nähere haben wir bereits oben unter Parochie Barum mitgetheilt [10]).

Ein Pfarrer Nicolaus Nordek in Heddelendorp wird 1439 erwähnt. Er ist Zeuge, als der kranke Eylardus Molman, Pfarrer in Byenrode, eine Stiftung an S. Cyriaci in Höhe von 300 M macht.

Die evangelische Visitation von 1542 findet in Hallendorf als Pfarrer Heinrich Wilken. Er hat 2 Hufen, 2 Fuder Heu, 6 Fuder Holz = 3 Gulden, 2 Umgänge und Vierzeitenpfenning; macht im ganzen 20 Gulden. Bittet (1544) um Zulage, denn die Kirche hat auch nicht viel (nämlich nach dem Erbregister) 1/2 Hufe, welche 3 Scheffel Korn giebt und 1 Hof = 30 Mattier Zins.

Auch das katholische Verhör von 1551 nennt denselben. „Kann nicht erscheinen wegen der Frau". Nach dem Erbregister von 1566 S. 107a und dem Protocoll von 1568 ist unsere Pfarre verlehnt an Zacharias Oberhey, Schreiber zum Woldenberge, des Ambrosius zu Heerte Sohn. Brosius Oberhey (über die Heyde) ist Vogt zu Heerte. Der Pfarrer „hat einigermaßen erträglich geantwortet".

Bei der Visitation 1569 schreibt der Sup. Melchior Neukirch: „Uff negsten geschehenen Kummer hat der Vogt zu Heerte gehandelt und durch Bewilligung Herr Ernstes — dieser war der Archidiacon Ernst von Wrisberg zu Hildesheim — ihnen der Kummer ist nachgegeben worden, weil zu besorgen, daß das Korn verfaulet und vom Viehe vertilgt worden". Es war also die ganze Feldmark von Hallendorf in Kummer oder Verbot gelegt, so daß Niemand die Früchte anrühren durfte. Diese in Folge rückständiger kirchlicher Leistungen an-

7) Dieser Frucht- und Fleischzehnte von 1503 Morgen ist im J. 1842 durch Zahlung von 14728 Thaler an die Cammercasse (wegen Domäne Salder) abgelöst. Uebrigens gehörte 1566 (Erbreg.) die andere Hälfte dem Braunschweiger Tobias Rethem, der ihn an Cord Neddermeyer verdungen hat. Er wurde abgelöst mit 13293 Thaler, die an Thierarzt Hoyer i. J. 1839 gezahlt wurden. Das größte Zehntcapital in hiesigem Amte zahlte Lebenstedt, nämlich 35029 Thaler an Kloster Riddagshausen 1842.

8) Tradit. Fuld. p. 301 № 20.
9) Küntzel, Aelt. Diöz. 250.
10) Br. Mag. 1899 S. 99

geordnete Beschlagnahme wurde im Gnadenwege aufgehoben [11]).

Nach der Visitation von 1572 hat Hallendorf kein Pfarrhaus, will aber eins bauen. Der Pastor soll bei ihnen wohnen; aber die von Engelnstedt wollen nicht helfen.

1651 wohnt der Pfarrer zu Hallendorf, in dem baufälligen Hause zu Engelnstedt wohnt die Pfarrwittwe. Heute wohnt der Pastor zu Engelnstedt und die Wittwe zu Hallendorf. „Die Gemeinde bestund ziemlich, aber sie schicken die Kinder weder zur Schule noch zur Kinderlehre“.

Obwohl nun nach dem Corpus bonorum noch 1655 zwei neue Wirthschaftsgebäude in Hallendorf errichtet wurden, so zog der Pfarrer doch 1719 nach Engelnstedt. Das Pfarrhaus dort wurde Wohnung der Pfarrwittwe. Hallendorf wurde mater combinata, und ist das Selbständigkeitsbewußtsein bis heute erhalten. Der Pastor von Engelnstedt ist nur Pfarrverweser. Wie auf der großen Glocke von 1790, so ist auf der kleinen von 1865 zu lesen: Pastor vacant.

Die Pfarre zu Hallendorf war allezeit ein Bauernlehn. So sagt zuerst das Erbregister von 1540: die pfar geit von den mennen darselbest zu Lehne und hat III hoveln“. Außer in unserem Orte ist noch in Lobmachtersen die Gemeinde Patron der Kirche. Während aber letztere Gemeinde ihre Rechte noch heute ausübt, hat die Vereinigung mit Engelnstedt das hiesige Patronatsrecht bedeutungslos gemacht. Allerdings muß als Nachwirkung alter Selbstständigkeit der für beide Gemeinden ernannte Geistliche in Hallendorf besonders eingeführt werden.

Die große Glocke ist 1790 von Joh. Heinr. Wicke in Braunschweig gegossen. Sie trägt die Inschrift: Kommt zum Hause des Herrn mit Danken — Zu seinen Vorhöfen mit Loben.

Die kleine ist 1865 von W. Zach in Braunschweig gegossen.

Inschrift: Die Zeiten zu sagen,
Die Andacht zu wecken,
Die Todten zu beklagen,
Bei Feuerschrecken
Hülfe zu bringen!
Ertönt mein Klingen.

18. Parochie Broistedt.

Nicht erst im J. 1350 [12]), sondern schon 1151 wird Brostethe oder Broscethe genannt, wo das Stift auf dem Moritzberge vor Hildesheim 1 Hufe besitzt. Die erste kirchliche Nachricht über unseren Ort bringt das Hildesheimische Archidiaconatsverzeichniß um 1500.

Den ersten Geistlichen verzeichnet das Corpus bonorum um 1750, nämlich Bernhard Henniges um 1450 (s. u.). Die evangelische Visitation von 1542 nennt Johannes Brackelman als Pfarrer zu Brostede, er trägt die Pfarre zu Lehn vom Archidiakon zu Lengede Dr Hutfilter. Sein Einkommen ist bei 2 Hufen Landes nur ein geringes. Deßhalb möchte man ihn verbessern (1544) durch eine auf Broistedter Feldmark liegende Stederburger Hufe und zwei Scheffel Korn von den Einkünften der Kirche.

Das katholische Verhör von 1551 berichtet über Hermann Wolter, der wirklicher Pfarrinhaber zu Broistedt, aber Miethpfarrer von Engelstedt ist. Ueber ihn ist bereits unter Parochie Engelnstedt das Nöthige gesagt. Bei der evang. Visitation von 1568 ist Nicolaus Rosenbusch in Broistedt Miethpfarrer, der wirkliche Pfarrinhaber ist Laurentius Robin; er geht vom Archidiakon zu Hildesheim, Herrn Ernst von Wrißberg, zu Lehn. „Es giebt der Pfarrherr den Bericht, daß anno 1450 ein Pfarrer des Orts gewesen, dem das Pfarrhaus abgebrannt, der soll den Zehnten aus den zwei Hufen der Pfarre in den Zehnten, den jetzt die Kahlen und Hornburge, Bürger in Braunschweig, zu Brostede führen lassen [13]), vor 60 Eimbecksche Pfund versetzt haben und das Pfarrhaus damit wieder aufgebaut“. Diese Nachricht ergänzt das Corpus bonorum noch dahin, daß i. J. 1454 Pastor Bernhard Henniges jene Einkünfte versetzt habe. Uebrigens ist das bis vor Kurzem stehende Pfarrhaus i. J. 1708 erbaut worden. Der Neubau geschah i. J. 1898.

Der Generalissimus zu Wolfenbüttel Joachim Lüttemann findet bei der Generalvisitation am 29. September 1651 Hermann Rosenthal als Pfarrer in Broistedt. Die Gemeinde ist wohl geübet. Er bemerkt ausdrücklich, daß hier neben einem Opfermann ein Schulmeister ist. Der Ort sei früher Filial von Lengede gewesen. Es hatte sich also bis dahin noch die Erinnerung an den alten Zusammenhang mit der Mutterkirche erhalten, wie wir ja jetzt noch in Reppner einen Lengeder Kirchweg kennen.

Der Schutzheilige der Kirche ist der Heilige Pancratius, daher schon das älteste Kirchenbuch v. J. 1580 betitelt ist: Registrum receptorum et expositorum Sancti Pancratii. Das kirchliche Lehnsrecht eignete dem Archidiaconus des Bannes Lengede, 1542 Dr Hutfilter, 1568 Ernst von Wrißberg. So benennen die bis 1622 reichenden Lichtenbergischen Erbregister den Archidiaconus als Patron. Es ist also falsch, wenn das Corpus bonorum sagt: Patronus sind von uralten Zeiten her gewesen die durchl. Landesherrn und Herzöge von Braunschweig. Wie das Patronatrecht des Archidiaconus in Barum, so ist auch das hiesige wahrscheinlich bei der Besetzung des kleinen Stiftes Hildesheim um 1640 aufgehoben.

11) So heißt es in einem Salder'schen Gerichtsprotocoll von 1575: Auf meines gnädigsten Fürsten und Herrn Befehl wegen des Dienstgeldes ist die ganze Duizmer Veldtmarke in vorbodt gelegt, also daß keiner daselbst pflügen oder sonst arbeiten darf, sie hätten denn zuvor Illustrissimo das nachständige Dienstgeld von 22 Jahren ungefähr und von jeder Hufe Landes 2 fl. jährlich entrichtet.

12) Knoll u. Bode Landesk. S. 279, dagegen Janicke Urkdb., Hochst. Hildesh. 1151. Reichbegütert war S. Cyriaci in Braunschweig hier, das schon um 1200 in Brozethe 9 Hufen zu eigen hat (Orig. Guelf. III 609. 26 611, 12).

13) 1360 besaß die Familie Pawel die eine Hälfte, die von Schwicheldt die andere Hälfte des Broistedter Zehnten. Erstere wurde i. J. 1543 durch Zahlung von 18500 Thaler an die Familie Romberg abgelöst. (Act. d. H. Landes-Dec.-Comiss.)

Die große Glocke ist i. J. 1727 umgegossen. Inschrift:

Wenn ich den Gottesdienst andeute
und auch zum Grabe vielmals läute,
so weck, o Gott, zum Kirchengang
die Herzen auf durch meinen Klang.

G. H. C. Helmholz hat mich umgegossen 12./7 1727.

Dieselbe Glocke mußte am 28. Nov. 1781 nochmals umgegossen werden.

Die kleine Glocke stammt aus d. J. 1735:

Ich rufe die Todten zur Ruhe
und die Lebendigen zur Buße.

Gießer: J. C. Kreideweiß, Braunschweig.

Im J. 1883 ist die Kirche restaurirt worden, wobei die aus katholischer Zeit stammenden Bilder am Altar beseitigt sind. Man plante damals einen Neubau der für die Gemeinde zu kleinen Kirche. Obwohl aber schon Bauriß und Kostenanschlag vorlag, so scheiterte die Ausführung an der Stilfrage und man begnügte sich mit Ausbesserung und Uebermalung.

Die Schule ist i. J. 1888 neu gebaut. Die alte Schule dient als Lehrerwohnung.

Bücherschau.

W. Schadt, Plan der Stadt Braunschweig nebst Umgebung um das Jahr 1840. Maßstab 1 : 18000. Blattgr. 60 und 70 cm. Lithogr. von F. R. Lange. In Commission bei B. Goeritz in Braunschweig, schwarz: 2 ℳ 50 in Buntdruck: 6 ℳ.

Der Plan ist als eine Weiterführung der dankenswerthen Arbeiten des verstorbenen Stadtgeometers Knoll freudig zu begrüßen. Dieser hatte mit seinem Plane der Umgebung der Stadt Braunschweig bis zur Landwehr um 1775 eine Karte des Braunschweiger Weichbildes geliefert, deren Werth Dr Richard Andree seiner Zeit in diesem Blatte (1895 S. 54 ff.) hervorgehoben hat. Schadt führt uns nun fast genau in die Mitte des 125 Jahre langen Zeitraums, der zwischen 1775 und 1900 liegt, und wir erhalten auf diese Art ein höchst anschauliches Bild der Fortentwickelung.

Reichhaltig ist die Ausbeute von Erfahrungen, die man beim Vergleich beider Pläne gewinnt. Die Stadt hat ihren Festungsgürtel verloren. An Stelle des Louisen-Bollwerks ist Krausen Garten, des Ullrichs- und Anton-Bollwerks der Herzogliche Park, des Rudolphs-Bollwerks Bierbaum's Garten und an Stelle des detachirten Bollwerks der Bahnhof entstanden. Die Feldmark weist erhebliche Veränderungen auf. Waldstücke sind verkleinert und ganz verschwunden, so der Mastbruch und das Siechenholz, Teiche sind trocken gelegt, so der Heidteich am Salzdahlumer Wege und zwei von den drei Raffteichen. Weide ist in Ackerland verwandelt, so am Kröppelberge zwischen Broitzem und Lehndorf, im Altfelde, südlich von Münzberg und zwischen Lehndorf und dem Raffthurme. Der kleine Zuckerberg ist in die Gärten von Richmond, die Papendeekwiesen sind in den Kennel verwandelt. Der Hagenbruch ist entwässert und kleiner geworden. In ihm ist das Fasanenhölzchen entstanden. Die Friedhöfe sind vor die Stadt verlegt worden und haben meistens in deren nächster Umgebung Platz gefunden; nur mit dem Judenkirchhofe ist man hinausgegangen bis in den Hühnerbruch an der Wendenmasch.

Der Bau von Eisenbahnen hat begonnen, doch ist der Umfang des von ihnen beanspruchten Grund und Bodens noch sehr gering. Nur die beiden Linien auf Wolfenbüttel und Vechelde durchschneiden die Feldmark.

Am Fuße des Nußberges ist der große Exercierplatz angelegt worden, nicht etwa auf wüstem Sandfelde, sondern auf altem Ackerlande, was den Freunden des Prinzenparks jede Sorge wegen des künftigen Gedeihens dieser schönen Anlage verscheuchen mag.

Viel läßt sich herauslesen aus solchen Plänen, die auf Grund amtlichen Materials sorgfältig bearbeitet sind. Auch Herr Schadt hat mit anerkennenswerther Umsicht viele grundbuchamtlichen Specialpläne und Separationskarten der benachbarten Feldmarken benutzt. Zu bedauern ist mit Rücksicht auf die Vergleichung der Verhältnisse von 1775 und 1840, daß die beiden Pläne nicht genau in demselben Maßstabe ausgeführt sind und daß sie auch nicht dieselben Grenzen haben.

Die Wahl des größeren Maßstabes von 1 : 18000 ist ja allerdings an und für sich ein Vorzug, auch ist es nur dankbar zu begrüßen, daß der neue Plan die alte Landwehr an einigen Stellen überschritten hat. Aber weshalb ist er bei Rautheim hinter ihr zurückgeblieben?

Hinsichtlich der Flurnamen wird der Schadt'sche Plan wohl an berufener Stelle berücksichtigt werden. Nur Eins möge hier erwähnt werden. Der Name Lauditzkamp, der dem Dr Andree wegen seiner slavischen Endung auffiel, findet sich auch noch 1840. Dieser Kamp war 1753 im Besitze des Klosters Riddagshausen und mag vorher der Familie Lautitz gehört haben, einer im 17. Jahrhundert nach Braunschweig gekommenen wahrscheinlich kursächsischen (daher das weiche d) Familie von der Mitglieder in drei Generationen Landrentmeister gewesen sind.

Zwei für die Ortslage und die Feldmarken der Stadt Braunschweig wichtige Abschnitte sind jetzt durch die Karten von Knoll und Schadt in trefflicher Weise festgelegt. Der Plan von 1775 zeigt uns die Vermessung der Weiden und deren Zutheilung an die benachbarten Ortschaften, der von 1840 die Cultivirung des Weidelandes und die sonstigen schon erwähnten Veränderungen. Nach eine dritte kartographische Darstellung wäre wünschenswerth. Sie müßte die Verhältnisse etwa um das Jahr 1671, die Zeit der Unterwerfung der Stadt Braunschweig, behandeln und die mittelalterlichen Befestigungen, sowie die ausgedehnten Communionweiden der Stadt mit den benachbarten Ortschaften zur Anschauung bringen. Hoffen wir, daß auch diese Aufgabe recht bald in gleich glücklicher Weise wie die früheren gelöst werde!

M.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 32. Aus der Selbstbiographie des Grafen L. Sedlnitzky von Choltitz. — 33. Reine Lehre. — 34. Zu Hase's 100. Geburtstage. 35 und 36. Schumann, Böhmische Reiseerinnerungen. — 37. Der Tropfen Galle im Chinesenkriege. — 38. Ibsen als Idealist. — 39. Kathol.-protest. Wettbewerb. — 40. Katholikentag in Bonn. — 41. Hauptversammlung des Allgem. Evang.-protest. Missionsvereins in Hamburg. — 42. Weltl. Feste in evangel. Kirchen. — 43. Harnack über Mission. — 44. Christenthum u. Naturforschung.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 25. 16. December **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Raabe.

V.

„Es giebt einen Ernst für Alle", sagt Jean Paul sehr richtig, „aber nur einen Humor für Wenige". Zu den Gründen aber, warum dem so ist, weil nämlich der Humor, um völlig gewürdigt und genossen zu werden, zugleich einen poetischen und einen freien Geist begehrt, hätte er gleich hier noch einen äußerlichen, doch nicht minder schwerwiegenden hinzufügen können, den, daß der litterarische Humor großen Stils sich von jeher in Formen gefallen hat, die den bloßen Geschichtenleser ermüden und ärgern müssen, während für den humoristisch empfänglichen gerade in ihnen oft der eigentliche Reiz der Lectüre beruht. Von Sterne's extravaganten Sprüngen und seinem erfolgreichen Bestreben, die Erzählung so mit Abschweifungen aller Art zu durchsetzen, daß sie sich für den oberflächlichen Beurtheiler in ein kaleidoskopisches Spiel von Launen auflöst, ist früher schon die Rede gewesen. Jean Paul selber ist freilich ein ungleich rascherer und zielstrebigerer Erzähler und pflegt seine größeren Excurse lieber als solche kenntlich zu machen und auszuschalten; dafür aber macht er es durch die ganze Art seines Vortrags dem anders gewöhnten Leser und vollends dem heutigen oft herzlich sauer, den Faden der Geschichte festzuhalten und gar in seine geistige Welt hineinzukommen, um heimisch darin zu werden. Es ist dabei weniger seine überall unter der dünnen epischen Decke vernehmlich rauschende und bei jeder Gelegenheit unwillkürlich hervorsprudelnde Gefühlslyrik, was uns seinen Genuß erschwert — dergleichen ist ja eben jetzt wieder modern —, als vielmehr die sehr bewußte Art, wie er geflissentlich den eigentlichen Ausdruck vermeidet und ihn durch Umschreibungen und Metaphern ersetzt, Gedanken in sinnliche Bildlichkeit kleidet und umgekehrt das Sinnliche in abstracte Wendungen auflöst, und uns bei alledem mit einer verwirrenden Masse der ablegensten und sonderbarsten Daten aus allen Gebieten des Wissens und des Lebens seiner Zeit überschüttet. Man weiß, wie der Jean-Paulsche Stil, nachdem er schon bei seinen Zeitgenossen, zumal bei der jüngeren Romantik, mannigfache Nachfolge geweckt hatte, demnächst von dem jüdischen Flügel des Jungen Deutschland aufgenommen und unter Bevorzugung der satirischen Tendenz des Meisters und wachsendem Zustrom des Wortwitzes Saphir'scher Richtung allmählich umgebildet, verwässert und vergiftet in den „humoristisch-satirischen Jargon" der Revolutions- und Reactionszeit auslief. Damit war des Dichters „poetische humoristische Wetterwolke, welche befruchtend, kühlend, leuchtend, donnernd, nur zufällig verletzend in ihrem Himmel leicht vorüberzog", im Laufe der Zeit eins geworden mit dem, was er ihr einst als ihr Zerr- und Afterbild gegenüber gestellt hatte, „jener kleinlichen, unbehülflichen, irdischen Heuschreckenwolke des auf vergängliche Beziehungen streifenden Nach-Spaßes, welche rauscht, verdunkelt, die Blumen abfrisset und an ihrer Anzahl häßlich vergeht".

Ueber diese Stufen des Verfalls hinweg, die ihn nie gekümmert haben, knüpfte Raabe zunächst an Jean Paul selber an, nicht als Nachahmer, sondern als ein freier Geistesverwandter und eben darum mehr an seinen Geist als an seine Form. In der „Chronik", wo der Dichter des Siebenkäs gleich auf einer der ersten Seiten neben Goldsmith und Rousseau als geistiger Ahne und Heros der Dachstube gefeiert wird, erinnert wohl der Gemüthston der Erzählung und mehr noch die lyrischen Zwischensätze und halblyrischen Betrachtungen an das Vorbild, von dessen übrigen stilistischen Eigenthümlichkeiten aber ist wenig, von seinen Unarten gar nichts zu spüren. Die folgenden Bücher gehen äußerlich immer weiter von ihm ab und führen unter zeitweiliger Annäherung an Dickens Art und Ton mit dem Beginn der sechziger Jahre zur völligen Freiheit und Selbständigkeit. Gerade in dieser Freiheit aber bildete Raabe nun je länger je mehr seinen eigenen humoristischen Stil heraus. Wenn dieser in manchem Betracht dem Jean-Paul'schen Stile wieder verwandter erscheint, als selbst der der „Chronik", so ist dies trotz der häufigen verehrungsvollen Hinweise auf den alten Herren — ich erinnere an den „Deutschen Mondschein" und „Gutmann's Reisen" — doch keineswegs auf ein nachträgliches Einlenken in Nachahmung, ebensowenig aber auf Willkür und Laune zurückzuführen, sondern vielmehr darauf, daß jeder vollendete Humor als solcher die seinem Wesen entsprechenden Formen nicht entbehren kann und geradezu gezwungen ist, um seine Aufgaben zu erfüllen, sich sein lebendiges Kleid immer

wieder in ähnlicher Weise zu weben, wie die großen Humoristen vergangener Zeit es gethan haben.

Ehe ich versuche, diese Nothwendigkeit zu erweisen und demnächst die Eigenthümlichkeiten des humoristischen Stils, wie ihn Raabe entwickelt hat, im Einzelnen darzulegen, muß ich Eins vorweg bemerken. Wir haben früher schon gesehen, daß seine Historien bis in die siebziger Jahre hinein größtentheils ihren Ton für sich haben, den der schlichten, nur nach der Zeit oder auch der Person des Berichterstatters gefärbten Geschichtserzählung. Auch in den übrigen Dichtungen tritt nun der specifisch humoristische Stil nicht überall gleich stark hervor, sondern in der einen mehr, in der anderen weniger, wenn auch überall soweit, daß sie dadurch ihren Charakter erhält und der Meister sich nicht verleugnet. Dabei lassen sich weder Zeitgrenzen setzen, noch etwa nach dem Stoffe eine Scheidung vornehmen: der lachende „Horacker" zeigt den Stil ausgeprägter, als die „Unruhigen Gäste" und wiederum das „Odfeld" mehr als der vergnügliche „Wunnigel". Man könnte eher versuchen, eine esoterische und eine exoterische Reihe zu scheiden, aber auch das wäre wohl vergebliche Mühe, denn die Formenunterschiede fließen und der Geist ist überall derselbe. Immerhin war diese Vorbemerkung nöthig, damit nicht Jemand, der den Dichter nur aus wenigen seiner Bücher kennt, *seinen* Raabe im Folgenden nicht wiedererkennen will.

Der nichthumoristische Erzähler, der ernste wie der lustige, kann die Dinge, die er erzählt, durch sich selbst wirken lassen; wie viel er von Pathos oder Laune hinzuthun will, um ihre Wirkung zu verstärken, bleibt seinem Gutdünken überlassen. Denn Tragik und Komik und Alles, was dazwischen liegt, haftet dem Gegenstande, den Personen und Geschehnissen an und drängt sich dem Leser von selber auf. Der Humor dagegen liegt in den Stoffen nicht ohne Weiteres zu Tage, er tritt erst hervor durch die Art, *wie* sie erzählt werden, durch die Beleuchtung, die sie vom Subject des Erzählers erhalten. Denn den latenten Humor eines Vorganges oder einer Persönlichkeit zu erkennen, dazu gehört das geschärfte Auge eines, der selber Humorist ist. Auf solche allein als Publicum kann aber der Dichter nicht rechnen, sondern nur und im günstigsten Falle nur auf bildungsfähige Leser, die es werden wollen. Ihnen also muß er den Humor der Dinge deuten, er muß sie anleiten zu sehen, wie er sieht, und das ist nur möglich dadurch, daß er selbst aus der epischen Objectivität heraustritt und seine Ansicht von den Dingen mit zu Buche giebt, sein Ich in die Erzählung einmengt. Daher zunächst die subjective Form jedes Humors, die im Vergleich zu den epischen Erzählern objectiver Form alle Humoristen auch im Ausdruck verwandt erscheinen läßt.

Nebenher bemerkt ist diese humoristische Subjectivität der Form wohl zu unterscheiden von dem, was man sonst „Subjectivität" nennt, deutlicher Unfreiheit oder Beschränktheit des Subjects nennen sollte. Spielhagen tritt mit seiner Person kaum je aus der Erzählung hervor und ist doch von einer ganz außerordentlichen „Subjectivität" — daher seine Wirkung an Zeit und Partei gebunden war und sein Lohn dahin ist —, Raabe, der es jeden Augenblick thut, zeigt dagegen eine ebenso außerordentliche Freiheit und „Objectivität" des Denkens und Urtheilens gegenüber jeder Zeit- und Parteianschauung — daher er sich nicht überlebt hat und seiner Wirkung noch warten darf.

Der Humorist kann also nicht mit seiner Persönlichkeit hinter der Geschichte stehen bleiben, er muß sich darein geben, und zwar genügt es nicht, daß er etwa am Anfang, auf dem Höhepunkte oder am Schluß wie ein Gott aus der Wolke hervortritt und über den eigentlichen Sinn der Geschichte ein deutendes Orakel giebt: vielmehr darf er, wenn wir sie anders recht aufnehmen und genießen sollen, schlechterdings nicht von unserer Seite weichen. Denn wir sind nun einmal durch Leben und Lebenlassen so in das, was ich früher „das gewöhnliche Bewußtsein" nannte, selbst hineingewöhnt, daß wir ohne seine stetige Begleitung und Weisung jeden Augenblick Gefahr laufen würden, vom Gegenstande hingenommen aus der Sphäre des Humors je nachdem in die des vulgären Ernstes oder Spaßes zu entgleisen und für unwesentlich oder für bedeutend, für lächerlich oder für erhaben zu nehmen, was der Welt dafür gilt. Darum kann er uns gar nicht oft und nachdrücklich genug darauf hinweisen, wie die Dinge sich in Wahrheit verhalten, nicht genug betonen, wie wenig im Grunde etwa die Pyramide des Königs vor dem Sandhäufchen des spielenden Kindes voraus hat, wie weit die Heldin, die in der Dachstube das Leben zwingt, dem Helden überlegen sein kann, der sich auf dem Schlachtfelde in den Tod wirft, wie die Handlung, das Wort, ja die Empfindung eines Augenblicks ein Leben voll geräuschvoller Thaten und glänzender Ehren aufzuwiegen vermag, nicht oft genug uns die Complementärfarben zu denjenigen Farben der Dinge sehen lassen, die die Welt ausschließlich sieht, nicht oft genug uns in dem Honig, den sie allein schmeckt, die Galle, aber auch durch die Galle den Honig zu schmecken geben. Denn daß er uns immer wieder wahrnehmen oder doch ahnen läßt, wie in allen menschlichen Dingen ein innerer allgemeiner und gerechter Ausgleich zwischen Leid und Lust, Größe und Kleinheit, Licht und Schatten für Alle vorhanden ist, die ihn nur zu finden wissen, das ist es ja vornehmlich, wodurch der vollendete Humor seine große, köstliche und erhebende Wirkung übt und zu einem weltlichen Evangelium wird für Mühselige und Beladene — wer aber wäre das nie?

Aus dieser unabweisbaren Nothwendigkeit, den Leser Schritt für Schritt führend zu geleiten, erwächst für den Humoristen ebenso nothwendig Alles, was seinen Stil charakteristisch bestimmt. Zunächst tritt er durch jenes Dreingeben und Einsetzen seiner Person einerseits zu den Lesern, anderseits zu den Menschen, die er ihnen darstellt, in ein viel engeres Verhältniß, als der objective Erzähler nach beiden Seiten hin nöthig hat. Er steht zu beiden Gruppen wie Freund zum Freunde, und darum empfindet er mit seinen Helden beides Lust und Leid im eigenen Gemüth wie Eigenes und giebt diesem Empfinden uns gegenüber mit einer Stärke und Unmittelbarkeit Ausdruck, die den gleichen Affect in uns erregt, als wären es unsere Freunde, die da litten und sich freuten.

Er redet zu seinen Menschen, er warnt, lobt, tröstet sie: er redet zu uns von ihnen, rühmt und schilt, hofft für sie und sorgt um sie. Er zieht in der Fülle der Empfindung die Summe ihres Handelns, ihres Lebens und faßt diese in ein Wort zusammen, das nach ihrer Seite hin das tiefste Verständniß des besonderen Falles, nach der unseren zugleich die Erkenntniß seiner Bedeutung für alle Fälle in sich schließt. — Allein der innige Gemüthsantheil, den der Humorist somit an seinem Gegenstande nimmt, ist die Quelle nur der Hälfte und nicht einmal der wesentlicheren Hälfte seiner stilistischen Besonderheit; bis soweit könnte auch ein Erzähler reinen Ernstes ohne einen Funken Humor mit ihm gehen. Ja, er selber, wenn er nicht weiter ginge, würde gerade durch die Stärke seines gemüthlichen Pathos im Empfinden und Mittheilen das Ziel des Humors verfehlen. Denn dieses Ziel ist die Befreiung der Seele von dem Drucke des Lebens in Leiden und Freuden; bis soweit aber würde er theilnehmend sich selbst und uns mit unter dies Joch beugen. Er darf also in der gemüthlichen Mitleidenschaft nicht befangen bleiben und uns nicht darin bleiben lassen; er muß sich und uns daraus und darüber erheben; muß vor Allem zeigen, daß er trotzdem selber frei ist, so frei nur ein Mensch sein kann und darf, frei gegenüber den „Beinhäusern und Wolfsgruben“ der Welt, aber auch ihren sogenannten „warmen Lerchennestern“, und ihren Honigtöpfen und Kassenschränken gegenüber — Schmerzen und Lockungen gegenüber frei und fest. Ein practischer Humorist im Stil des practischen Philosophen Sokrates könnte seinen Schülern durch sein Leben und Wesen selber davon den bündigen Beweis und ein sichtbares Vorbild geben und seinen Lehren die wirksamste Bekräftigung; der litterarische Humorist kann sich als ein solches Muster nur mittelbar in seinen Werken darstellen. Die eine Seite dieser Selbstdarstellung werden wir in dem nächsten, dem letzten Stücke unserer Betrachtungen noch zu würdigen haben, die andere aber gehört hierher als die zweite und charakteristischere Hälfte dessen, was den humoristischen Stil ausmacht: es ist dies das freie Spiel des Witzes im weitesten Sinne, der stilistische Ausdruck der Thatsache, daß der Humorist nicht blos in, sondern zugleich über seinem Gegenstande steht und zwar auch da, wo dieser nach seiner Beschaffenheit seinem Herzen am nächsten gehen muß, ja gerade da. Denn je ernstlicher sein und unser Gemüth afficirt wird, um so mehr ist es nöthig, daß dies Spiel dem Affecte das Gegengewicht halte und gegenüber der Empfindung, die uns knechten will, die Souveränität des durch keine Schranken gebundenen Denkens sich geltend mache. Dies, und dies im letzten Grunde allein ist der Zweck und der Rechtstitel des Witzes innerhalb des Humors. Denn wenn auch die Tendenz des letzteren, die Extreme in den Dingen zusammen zu sehen, schon eine Hinneigung zum Witze zeigt, dessen Wesen ja in der überraschenden Verknüpfung anscheinend verschiedenartiger, ja entgegengesetzter Vorstellungen und Begriffe unter einem Gesichtspunkte zu einer momentanen Einheit besteht, so ist doch die ungemein ausgedehnte Verwendung, die er in den mannigfaltigsten Formen — als Metapher, Vergleich, Parallele, als leichte Anspielung, wie als behaglich entwickelte Betrachtung, als Wort- und Sachwitz jeder Art — bei allen Humoristen gefunden hat, nur auf dem Wege zu erklären und zu rechtfertigen, den wir eben gegangen sind.

Ich wiederhole, daß der Witz im Humor dem gemüthlichen Affect das Gegengewicht zu halten, nicht aber ihn aufzuheben und sich schnöde an seine Stelle zu setzen hat, wie Heine das liebt. Nicht nach, sondern in einander wirken beide humoristisch; das Gemüth leiht dabei dem Witze Wärme und dieser verhilft jenem zu dem, was ihm leicht verloren geht, Fassung und Selbsterhebung. Schönow an Amelung's Sterbebette — das ist eine jener Scenen von typischer Bedeutung, nach der man dem Humor nicht die Thräne und nicht das Lachen, sondern die „lächelnde Thräne“ in sein adliges Wappen gegeben hat.

Es bedarf nicht vieler Worte mehr, um danach zu erkennen, welch eine unvergleichlich schwierige Aufgabe der humoristische Erzähler zu lösen hat: Realist in der Darstellung der „wirklichen“ Welt, Idealist in der Deutung ihres inneren Wesens und Zusammenhanges muß er zugleich das volle Pathos des mitempfindenden Gemüthes mit der lächelnden Freiheit des über die menschliche Tragikomödie erhabenen Geistes zu einer Einheit zu verschmelzen wissen. Ist es ein Wunder, daß die großen Humoristen so sparsam gesäet sind unter ihren ernsthaften und lustigen Concurrenten auf dem Felde des Romans? Ebensowenig, wie es zu verwundern ist, daß diese die Mehrzahl der Leser voraushaben und behalten werden. Denn in der That verlangt die humoristische Dichtung zuerst nicht wenig von dem, der sie genießen will. Sie ist stets ein polyphones, ein vielstimmiges Kunstwerk und diese Stimmen gehen oft wunderlich genug durcheinander: es währt wohl eine Weile, bis der ungewöhnte, aber „geneigte“ Leser da Gesetz und hohe Zweckmäßigkeit erkennt, wo er Anfangs nur ein chaotisches Werk der Willkür sah. Ist er aber erst einmal zu dieser Erkenntniß durchgedrungen, dann lohnt sich die erste Mühe mit doppeltem und dreifachem Genuß und jede erneute Lectüre läßt ihn neue Schönheiten der Dichtung, neue Zusammenhänge und neue Wahrheit entdecken; vor Allem aber wird ihm jetzt der humoristische Stil als solcher nicht bloß in seiner Nothwendigkeit, sondern auch in seinem einzigen, mit nichts Anderem zu vergleichenden Reize aufgehen.

Damit genug vom humoristischen Stil im Allgemeinen; die Besonderheiten des Raabe'schen, den ich übrigens auch bei der bisherigen Betrachtung vornehmlich im Auge gehabt und somit in seinen Grundzügen schon festgelegt habe, werden sich am besten darstellen, wenn wir ihn gegen den Jean Paul's halten, soweit derselbe oben in seiner Besonderheit charakterisirt ist. Da finden wir zunächst, daß Raabe die schwärmende Gefühlslyrik seiner Frühzeit völlig abgethan hat, seit er Mann geworden — im Uebrigen ist noch heute des Greises Auge hell, sein Herz frisch genug, um für jedes jugendlich grünste Empfinden auch stilistisch die rechten Frühlingsfarben zu sehen und zu wählen. An die Stelle jener lyrischen Blüthen ist ganz naturgemäß

eine Fülle reifer Spruchweisheit getreten. Er selbst, wie seine Personen, vor Allem seine humoristischen Subjekte innerhalb der Geschichte, lassen die Ergebnisse ihrer Weltbetrachtung am liebsten in dieser Form sich niederschlagen. Welch einen Schatz origineller, tiefsinniger und fein geprägter Sentenzen wir eigentlich damit besitzen — allein schon in den „Alten Nestern“, die nach dieser Seite hin am reichsten sind —, wissen selbst von Raabe's „geneigten“ Lesern die wenigsten. Denn da diese Gedanken meist inmitten längerer Reflexionen oder Reden schlichtweg ausgesprochen werden, so fallen sie nicht auf, und der Leser begnügt sich wohl damit, aus ihnen nur soviel aufzunehmen, wie der Zusammenhang erfordert. Dazu kommt, daß die Gleichartigkeit der humoristischen Ausdrucksformen, deren sich der Dichter und die Seinigen bedienen, auch über den Inhalt der Sätze leicht etwas wie einen gleichfärbenden Schleier breitet. Ihrer Mannigfaltigkeit, ihrer schlagenden Wahrheit, ihrer weitgreifenden Bedeutung und damit ihres ganzen Werthes wird man sich oft erst bewußt, wenn sie uns einzeln aus ihrer Umgebung gelöst in fremder, alltäglicher entgegentreten.

Was weiter jene humoristischen Ausdrucksformen selber betrifft, so findet sich bei Raabe alles das, was wir oben als Formen des spielenden Witzes aufgeführt haben, an seiner Stelle, aber in dreifacher Beziehung maßvoller behandelt, als wir es bei Jean Paul sahen. Erstens häuft unser Dichter dergleichen nicht ins Unzählige und Ungemessene: wo der Aeltere ein Dutzend Metaphern bringt, steht bei dem Jüngern vielleicht nur ein behaglich gerundetes Bild oder ein ins Einzelne durchgeführter Vergleich — man denke an den famosen „Kiwi“ zu Anfang des „Horacker“ oder die glänzende Kunstphantasie über das Thema Lais die Corintherin im „Dräumling“. Zweitens bleibt Raabe, was die Stoffquellen seiner Bildlichkeit und seines Witzes angeht, gegenüber Jean Paul's Ausbeutung der ganzen Encyclopädie von Kunst und Leben, seinerseits im Ganzen auf dem Boden einer, allerdings ungemein ausgebreiteten und gründlichen, historisch-philosophisch-litterarischen Bildung: wo dabei dem Ungelehrten eine Anspielung unverständlich sein könnte, die er unbedingt verstehen soll, da weiß der Dichter freundlich deutend nachzuhelfen; wo er dies unterläßt, wird es ja nicht schaden, wenn auch der Eine und Andere nicht inne wird, daß der wackere Rector Fischarth als „arbiter elegantiarum des Dräumlings“ mit dem schlimmen Petronius unter einen Hut gebracht wird. Drittens leitet keine seiner humoristischen Allotria — von dem knappsten Wortwitz, dergleichen übrigens bei ihm selten und nur mit bestimmten Charakterfiguren verbunden erscheinen, bis zum ausgebreitentsten Excurse — aus der Geschichte heraus, wie das bei Jean Paul so oft geschieht, der jedem Einfalle Audienz giebt und förmliche Ketten der fremdartigsten Raritäten aneinander hängt, bis er mit einem Sprunge zur Sache zurückkehrt; sondern alles das führt im letzten Grunde nur tiefer in die Geschichte hinein, bleibt immer untergeordnet, wird nie Selbstzweck, sondern muß neben dem Zwecke, den wir diesem Spiele des Witzes oben überhaupt zugewiesen, an jeder Stelle in seiner besonderen Art der Sache dienen. Zumal die Excurse — z. B. über das Wörtchen „man“ im „Horacker“, über die lieben Mädchen, die Blumen und die hohen Berge im „Kloster Lugau“, die Geschichte einer deutschen Residenz im „Abu Telfan“ und hundert andere — enthalten stets eine Zusammenfassung oder Vorbereitung, sind immer abtheilende Knoten im Faden, nie ableitende Fäserchen. Das Gleiche gilt von den eingeflochtenen Abschnitten aus seltsamen und vergessenen Büchern, die in besonders enger Beziehung zu dem einen oder anderen Helden der Geschichte und durch diesen zum Geist und Verlaufe des Ganzen stehen, — ein Hülfsmittel, die Zahl der Stimmen eindrucksvoll zu vermehren, das sich sonst bei Humoristen meines Wissens nicht findet, bei dem unsern namentlich im „Odfeld“ und im „Hastenbeck“ von der stärksten und glücklichsten Wirkung ist.

So sind Raabe's Dichtungen auch von Seiten ihres humoristischen Stils betrachtet einheitlichere und rundere Kunstwerke, als sie der immer etwas zur Formlosigkeit bei reichstem Gehalte neigende Humor sonst geschaffen hat. Und nimmt man hinzu, daß, während Jean Paul aus seinem Stile schlechterdings nicht herauskam, unser Dichter den seinigen mit vollster Ueberlegenheit abwechselnd in allen möglichen Stärken und Schattirungen je nach der Aufgabe gebraucht und, wo es die Sache will, auch auf allen äußeren humoristischen Apparat verzichtend es als sachlicher Erzähler mit den Besten aufnimmt, so wird man nicht umhin können, ihn als den bewußteren und freieren Künstler von Beiden gelten zu lassen.

Soll ich schließlich noch vom Stil im allerengsten Sinne reden? Vom Satzbau und vom Einzelausdruck, vom „reinen“ und vom glatten Deutsch? Ich möchte in so kleinem Ton nicht schließen, und wie ich schon einmal des Sokrates gedacht habe, so kommt mir jetzt zu gutem Ende eine Stelle aus Platon's „Gastmahl“ in den Sinn, die wie nichts Anderes geeignet ist, zu unserer Betrachtung über den humoristischen Stil den Schluß abzugeben. Der junge Alcibiades hat da in doppeltem Rausch das ebenso schöne als wahrhaftige Bild des alten Weisen entworfen: er hat ihn im Anfang mit jenen holzgeschnitzten Silenfiguren verglichen, in denen die Goldschmiede ihre kostbarsten Kleinodien zu verwahren pflegten, nun endet er seine Lobrede mit diesen Worten: „Wenn einer auf die Reden des Sokrates hören will, so kommen sie ihm wohl Anfangs recht komisch vor. Solche Wörter und Wendungen haben sie äußerlich umgethan gleich dem Fell eines Satyrs. Denn er redet von Lasteseln und Schmieden und Schustern und Gerbern, und im Grunde scheint er immer mit denselben Worten nur dasselbe zu sagen, so daß jeder unkundige und unverständige Mensch über die Reden lachen mag. Wer sie aber einmal geöffnet gesehen hat und nun in ihnen darinnen ist, der wird zuerst finden, daß sie vor allen andern Reden Vernunft haben, dann daß sie ganz göttlich sind und die schönsten Tugendbilder in sich hegen und auf das Meiste, ja vielmehr auf Alles abzielen, worauf einer sehen muß, der ein vollkommener Mensch werden will“.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

19. Parochie Sauingen.

Sowngon oder Saunegon erscheint schon im J. 1022 in der Gründungs- und Bestätigungsurkunde des Klosters S. Michaelis zu Hildesheim, das dort den Zehnten besitzt [14]).

Als erster Pfarrer erscheint Johannes de Osterrode. Im J. 1343 schenkt dieser und Bernhard Kale sen., Bürger zu Braunschweig, dem Kreuzkloster daselbst sechs Hufen zu Vepstedt. Ebenso erscheint er als Zeuge in einer Steterburger Urkunde 1345. Er ist zugleich Probst dieses Stiftes.

Im Archidiaconatsverzeichniß (1470) wird die Pfarre Saubbingen mit einer bischöflichen Abgabe von 2 Ferto (Viertel) Mark aufgeführt, aber einmal der Domprobst, das andere Mal der Abt von S. Michaelis als Patron genannt,

Im J. 1542 findet die schmalkaldische Visitation hier als Pfarrer Georg Pithaue, der sie vom Cortisan (Höfling) Herrn Joachim Berman erlangt hat. Diese Pfarre geht vom fürstlichen Hause Braunschweig zu Lehn. „G. Pithaue verwaltet auch Uefingen, beide Pfarren soll er bis zur nächsten Visitation behalten". Aber bei dieser i. J. 1544 geht es ihm böse: „Diesem Pfarrer Herr Jürgen Pithan ist sein Abschied gegeben, darum daß er ein Betrüger ist und die Leute merklich über ihn klagen". Der Ertrag beider Pfarren beläuft sich auf im Ganzen 37 Gulden. Trotzdem tritt er bei dem katholischen Verhör 1551 nicht nur als Pfarrer zu Sauingen und Uefingen, sondern auch als Miethpfarrer von Beddingen auf.

Er ist von der vorigen Regierung verjagt, weil er die neue Lehre nicht hat annehmen wollen, hat aber eine Frau nehmen müssen. Jetzt hält er sich nach der alten Religion, will auch die Tage seines Lebens dabei bleiben. Hat angelobt seinen Irrthum zu beichten.

Im J. 1568 wird die Pfarre zu Sauingen von Beddingen aus versehen. Dabei wird bemerkt, daß sie nunmehr vom Kloster S. Michaelis zu Lehn gehe. Im Erbregister von 1569 heißt es freilich, daß die hiesige Pfarre zu Lehn geht vom Pabst zu Rom und dem Landesherrn. In der Dorfbeschreibung von 1773 wird das Kloster S. Michaelis und der Landesherr als im Patronate wechselnd bezeichnet.

Gleichzeitig mit dem Patronate über Barbecke wurde das nach Aufhebung des Klosters S. Michaelis zunächst auf die preußische, dann auf die hannoversche Regierung übergegangene Patronatrecht gegen das Patronatrecht der braunschweigischen Regierung über die Gemeinde Wetteborn und Königsdahlum umgetauscht [15]). Dieses geschah i. J. 1831. Gleichzeitig ging das bisherige Patronatrecht des Pfarrers von Sauingen über die Opferei und Schulstelle daselbst auf den Landesherrn über. Uebrigens wurde Sauingen mit der Einführung der Reformation i. J. 1569 Sitz einer 24 Pfarren umfassenden Superintendentur. Georgius Senger oder Zenger war hier der erste ev. Superintendent. Bei der Generalvisitation 1651 stand hier Sup. Meyer, der 1654 starb. Ueber Beide fehlen nähere Nachrichten. — Die Glocken aus den Jahren 1609 und 1650 sind von Christ. Ludw. Meyer und Henr. Borstelmann in Braunschweig gegossen. Inschrift: Gottes Wort und Luther's Lehr vergehet nun und nimmermehr.

Das heutige Filial von Sauingen — Uefingen — ist vordem eine selbständige Pfarrgemeinde gewesen. Wie Sauingen, so wird auch Uvingon schon i. J. 1022 unter den Gütern des Michaelisklosters zu Hildesheim aufgeführt. Der älteste uns bekannte Pfarrer von Uefingen ist Hermanus, plebanus in Uvinngon, der etwa von 1260 an dort wirkte; es heißt nämlich in der Steterburger Urkunde vom J. 1299, er sei seit beinahe vierzig Jahren dort Pfarrer und könne bezeugen, daß die Kirche zu Stiddien stets dem Stifte Steterburg gehört habe.

Um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts stand Heinrich Hesse als Pfarrer zu Uvinge. Er gehörte nach dem Brüderregister (um 1400) zu den Mitbegründern der von Herzog Friedrich von Braunschweig gestifteten frommen Bruderschaft, der eine große Anzahl der um Wolfenbüttel wohnenden Geistlichen angehören.

Die evangelische Visitation (1542) findet die Pfarre in den Händen des zu Sauingen wohnenden Georg Pithan, über den wir bereits oben Näheres gegeben haben. Auch 1551 ist er noch hier. Dagegen wird i. J. 1568 (reformat. Visit.) Uefingen von Beddingen aus verwaltet, wo Christoph Oesing Pfarrer ist. In Uefingen konnte offenbar ein Prediger sich bei zwei Hufen Landes nicht halten.

Nach Beendigung der Vacanz in Sauingen pastorirte der erste evangelische Superintendent Georg Zenger auch Uefingen, das bis heute Tochtergemeinde von Sauingen geblieben ist.

Das kirchliche Lehnsrecht ist stets im Besitze des Hauses Wolfenbüttel gewesen. Das Hildesheimische Verzeichniß giebt den Patron allerdings nicht an. Die bischöfliche Abgabe betrug nur $^1/_2$ Ferto = $^1/_8$ Mark. Die Kirche stammt aus dem J. 1729.

20. Parochie Bleckenstedt.

Die Grenze des Amtes Salder scheidet die heute kirchlich verbundenen Gemeinden Beddingen und Bleckenstedt. Ursprünglich gehörten beide wie auch Sauingen und Uefingen zum Gerichte Beddingen und zum Banne oder Archidiaconate Gr. Stöckheim. Hinsichtlich der Justiz und Verwaltung wurden Beddingen und Bleckenstedt durch die Königl. westfälische Ordre vom 10. Sept. 1808 geschieden. Bleckenstedt wurde mit Engelnstedt,

14) Diesen Zehnten besaß nach dem Erbreg. von 1566 u. ff. das Domcapitel Hildesheim, er wurde schon in der westfälischen Zeit (1812) zur Ablösung gebracht.

15) Acte bei Herz. Consist.: Permutationsreceß v. 8./1. resp. 4./3. 1831. Wetteborn im Gerichte Winzenburg war vordem Kirchenlehn der Domaine zu St. Marienvor Gandersheim, Königsdahlum der Aebtissin des Stiftes zu Gandersheim.

Uefingen, Sauingen, Hallendorf und Lebenstedt zu der 1. Municipalität des Cantons Salder zusammengelegt[16]). Am 22. Januar 1814 wurden die bisherigen Cantons Gebhardshagen, Salder, Lesse zum Kreisgerichtsbezirk Salder vereinigt. Auch Bleckenstedt war eine eigene Pfarre. Im J. 1312 ist Hoygerus Pfarrer zu Bleckenstedt.

Ein anderer Pfarrer unseres Ortes Johannes ist 1373 mit dem Pfarrer Ludolf von Engelnstedt bei einer Erwerbung des Stiftes S. Cyriaci Zeuge.

Nach dem Hildesheimischen Register liegt die Pfarre im Banne Stöckheim, sie entrichtet eine bischöfliche Abgabe von 2½ Loth Silber. Ihr Patron ist der Bischof von Hildesheim selbst. Allerdings hat der bei der Visitation auftretende Pfarrer Busse oder Tiburtius Brandes i. J. 1542 sein Amt von dem Domprobst zu Hildesheim. Sein Einkommen beträgt nur 23 Gulden. Auch 1544 ist er noch dort. Das katholische Verhör von 1551 verzeichnet Wickboldus Meyerus, der aber noch Diaconus ist. „Er ist noch ledig, hat Sacramentum garnicht, welches er mit thun sollen. Soll keine Sacramente administriren, bis daß er Priester geworden, welches er zu werden gedenkt. Hat angelobt seine Confession hier (in Wolfenbüttel) zu thun und Haeresin zu abnegiren“. Er klagt über Beraubung seiner Kirchgüter, worauf den Aelterleuten befohlen ist, ihm wieder dazu zu helfen.

Bei der evangelischen Visitation von 1568 ist Wichboldt Weychelt Pfarrer zu Bleckenstedt. Nach dem Corpus bonorum war unsere Gemeinde mit Sonnenberg, das vom Rathe zu Braunschweig besetzt wurde, verbunden. Als dieser Sonnenberg zu Timmerlah legte, machte Herzog August um 1660 Bleckenstedt zum Filial von Beddingen. Da dieses Patronatstelle vom Stift Steterburg ist, so wechselt das Besetzungsrecht von Fall zu Fall zwischen dem Stift und dem Landesherrn.

Die Glocken stammen aus den Jahren 1574 und 1766. Inschrift der ersteren:

Gode bequaeme sii ons Gheludt te saemen
Pieter, Maria en de Nicolaes siin onse Naemen.
(Gott angenehm sei unser Geläut zusammen,
Peter, Marie und Nicolas sind unsere Namen).

Ueber dem Schlagring steht das uns nicht verständliche Wort: Swiinaerde.

16) Canton-Maire: Hoyer-Engelnstedt, Adjoint: Gifhorn Sauingen

Das Grabmal Heinrich's des Jüngeren, Pfalzgrafen bei Rhein, in dem Cisterzienserkloster Schönau bei Heidelberg.

Von Oberamtsrichter Maximilian Huffschmid in Gernsbach (Baden).

Zu dem Aufsatze auf S. 164 ff. dieser Blätter über die Welfische Grabstätte zu Schönau, in der Herzog Heinrich's des Löwen Enkel, Pfalzgraf Heinrich d. J., ruht, möchte ich mir noch einige Bemerkungen erlauben, da jene Mittheilungen, wie dort auch schon angegeben, auf meinen langjährigen Untersuchungen[1]) beruhen, ich in einem Punkte aber inzwischen zu einem anderen Ergebnisse gekommen bin. Dem aufmerksamen Leser wird kaum entgangen sein, daß sonderbarerweise im sechzehnten Jahrhundert im Kloster Schönau neben zwei möglichst gleichlautenden Grabsteinen für Konrad von Hohenstaufen und seinen Enkel Heinrich den Jüngeren auch noch ein Bruchstück eines Gedichtes von einem Grabsteine des Letzteren zu sehen war. Diese S. 165 und 166 wiedergegebenen Inschriften hielt ich früher für spätere Machwerke. Auf Grund meiner späteren Forschungen bin ich aber genöthigt, wegen des Gedichtes jetzt Widerruf zu leisten und meine damals gegen die Echtheit geäußerten Bedenken fallen zu lassen.

1894 erschienen in Freiburg i. B. und Leipzig „Die christlichen Inschriften der Rheinlande“ von Kraus, der im 2. Bande S. 84 № 189 die „Grabschriften des Pfalzgrafen Konrad († 1195) und Heinrich's, seines Schwiegersohns († 1213)“ wiedergiebt und zwar unter I. die Konrad's, unter II. das Bruchstück des Gedichtes, beide Inschriften nach Schannat, Historia episcopatus Wormatiensis 1, 154, dann S. 85 nach der zweiten Ausgabe der Origin. Palatin. von Freher (1613) 1, 80 mit dessen unrichtigen Bemerkungen die Grabschrift Heinrich's und den Anfang des Bruchstücks des Gedichtes. „Ich vermuthe“, fügt Kraus bei, „daß nur die zweite, fragmentarisch überlieferte Inschrift wirkliches Epitaph war, die erste von Freher mitgetheilte Grabschrift mit dem irrthümlichen NEPOS eine spätere Eintragung darstellt“. Abgesehen von der irrigen Begründung[2]) ist die Ansicht von Kraus ganz richtig, um so mehr, als ich in der Lage bin, das inschriftliche Gedicht vollständig mittheilen zu können, wie es uns durch den Rector des Heidelberger reformirten Gymnasiums Johann Heinrich Andreä († 1790) in seiner 1776 erschienenen Schrift „Baccharacum Palatinum“ p. 15 überliefert ist: „Sed hodiedum Schoenaviae tota comparet istius modi inscriptio:

Princeps . magnifi　　comes . aulae . gloria . Re
　　　　cus .　　　　　　　　　　　　　ni .
iunior . Henri　　iacet . ecce . favillula . fe
migrat . abhinc . se　　maii . pius . ille . kalen
　　　　nis .　　　　　　　　　　　　　dis“.
quem . deus . a . pe　　et . ab . omnibus . erue . flen

(Noch heute ist in Schönau folgende Inschrift vollständig erhalten: Hier ruht die Asche Heinrich's des Jüngeren, des hochherzigen Fürsten und ruhmvollen Pfalzgrafen bei Rhein. Er zieht von hinnen (starb) gottesfürchtig am 26. April; möge ihn Gott von allen beweinenswerthen Strafen befreien). Diese Hexameter, welche Andreä dem Kirchenrathe und reformirten Pfarrer zu St. Peter in Heidelberg Konrad Ludwig Brünings († 1781) verdankte, reimen sich paarweise je in der Mitte und je am Schlusse, sind daher sogenannte leo-

1) Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. Band VII (1892) S. 76 ff.

2) Daß Kraus den 1213 (!) verstorbenen Heinrich den Jüngeren für den Schwiegersohn Konrads hält und darum das Wort „nepos“ bemängelt, ist heute kaum mehr entschuldbar.

ninische Verse. Dem Fertiger der Grabschrift schwebte jedenfalls die Stelle im Propheten Jesaias Cap. 40 vor, welche in der Vulgata lautet: „Omnis caro foenum et omnis gloria eius quasi flos agri. Exiccatum est foenum, et cecidit flos, quia spiritus domini sufflavit in eo. Vere foenum est populus; exiccatum est foenum, et cecidit flos".

Aus der Inschrift ergiebt sich aber, daß weder diejenigen Recht haben, welche aus den Worten der anderen Grabschrift: „Anno .... kal . maii" schließen, daß Heinrich am 1. Mai starb, und daß demnach nur die Jahreszahl 1214 ausgefallen sei (wie z. B. Häusser, Gesch. d. rhein. Pfalz 1, 68; Grote, Stammtafeln S. 45), noch diejenigen, welche sich auf das Necrologium des Cisterzienser-Nonnenklosters Seligenthal bei Landshut in Niederbayern (Monum. Boica 15, 521) stützen und den 25. April als Todestag annehmen, wie Cohn, Stammtafeln Taf. 49; Grote, S. 51. Der Umstand, daß die gereimte Inschrift Heinrich's Todesjahr nicht erwähnt, spricht nicht für ihre Unechtheit. So lautete der letzte Vers auf dem Grabsteine der Hildegunde von Neuß († am 20. April 1188) in Schönau: „maii bis senis est haec defuncta kalendis", auch ohne die Jahreszahl anzugeben. (Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins. N. F. 7, 74). Jedenfalls wird durch die gereimte Inschrift erst recht der Beweis geliefert, daß die andere sammt der fast gleichlautenden auf Konrad von Hohenstaufen späteren Ursprunges ist.

Es mag noch die Frage erörtert werden, woher es kommt, daß dem Gewährsmanne Freher's nur der Anfang der echten Inschrift bekannt war, und bei welcher Gelegenheit sie vollständig wieder zu Tage trat. Wie ich a. a. O. S. 81, 82, 94 nachgewiesen zu haben glaube, war das Begräbniß Heinrich's und der übrigen fürstlichen Persönlichkeiten in dem an den östlichen Kreuzgangflügel angebauten Capitelsaale. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wurde dieser zum Pferdestalle verwendet; das darin befindliche Grabmal des Pfalzgrafen Adolf († 1327) war zerbrochen und die anderen hier vorhandenen Grabsteine derart verunreinigt, daß man „mit einem Feuerhaken nicht hätte auf den Grund kommen können". Es erscheint daher glaubwürdig, daß Freher's Gewährsmann nur den Anfang der Inschrift zu lesen vermochte, und es ist ebenso sicher, daß keiner der späteren Schriftsteller, die das Bruchstück mittheilten, aus anderen Quellen schöpfte oder es aus eigenem Augenscheine kannte. Ueber dem Capitelsaale und den weiteren nach Süden liegenden Gebäuden erhob sich das Herrendormitorium (d. h. der Schlafsaal der Mönche im Gegensatze zu dem der Laienbrüder). Nach dem „Thesaurus Palatinus" von v. Wickenburg (um 1750) wurde an Stelle des ehemaligen Dormitoriums 1743 ein Pfarrhaus gebaut (Mittheil. zur Gesch. des Heidelberger Schlosses 3, 95), welches auf dem „Plan über das Stättlein Schoenau vom Jahr 1795 von Renovator Schwarz" als: „Reformirtes neues Pfarrhaus (fr. Dormitorium)" bezeichnet wird. Bei diesem Baue mag man die Inschrift wieder gefunden haben. Heute ist sie verschollen. Vielleicht bleibt es aber einem günstigen Zufalle vorbehalten, sie abermals zu entdecken, um ihr dann für alle Zukunft einen würdigen Platz anzuweisen.

Bücherschau.

Friedrich Schmidt, Die Anfänge des Welfischen Geschlechtes. Hannover, M. u. H. Schaper 1900. XI, 60 u. 52 S. gr. 8⁰. 3 ℳ 60.

Daß nur ein Jahr nach dem Erscheinen des hier vor Kurzem besprochenen Krüger'schen Buches über den Ursprung des Welfenhauses (vgl. S. 150 f.) eine zweite Arbeit über denselben Gegenstand veröffentlicht werden konnte, ist gewiß ein Beweis sowohl für die Bedeutung des welfischen Hauses als auch für das Interesse, welches die Urzeit gerade dieses so weit verzweigten Stammes den Forschern einflößt.

Der Verfasser besitzt eine umfassende Kenntniß des einschlägigen Materials und hat vor Allem in seinen Prolegomena (S. I bis XI) eine erschöpfende Zusammenstellung aller früher über die Anfänge des welfischen Hauses veröffentlichten Forschungen gegeben, eine Zusammenstellung, die gewiß viele Arbeit gemacht hat, aber auch bleibenden Werth behalten wird.

Auch in seinen weiteren Ausführungen kommt der Verfasser zu manchen gewiß richtigen Resultaten; so erklärt auch er Schwaben (und nicht Baiern) für den Hauptsitz des welfischen Hauses, so stimmt auch er der schon früher geäußerten Ansicht mehrerer Forscher bei, wonach die Grafen von Veringen von den Welfen und von den Veringern wieder die Grafen, Herzöge und Könige von Württemberg stammen (S. 20).

Wenn der Verfasser aber dann weiter die Welfen im achten und neunten Jahrhundert für das einzige oder doch fast einzige bedeutende Geschlecht des ganzen südlich von der Donau gelegenen Schwabens (bis nach Rhaetien hinein) erklärt, wenn er dieser von ihm gewonnenen Ansicht zulieb alle möglichen Grafen der großen schwäbischen Baar und andere zu Welfen macht und alle nur denkbaren verschiedenen Namen für identisch und ihre Träger für eine einzige Person erklärt, so wird ihm auf diesem Wege kein ernster Forscher folgen können. Es ist mit den verschiedenen Formen eines und desselben Namens, sowie mit den Doppelnamen für eine Person eine eigene Sache. Gewiß kommen solche Doppelnamen vor, aber doch wohl nur in der Merovingerzeit und in der ersten Karolingerzeit. Der von Krüger herangezogene Fall, daß sich der welfische Stammvater urkundlich selbst Richbald und Baino (Bernhard) nennt, dürfte zeitlich wohl eins der letzten Beispiele dieser eigenthümlichen Sitte sein. Ebenso hatte wohl jeder mittelalterliche Name seine Koseform, und manche Doppelnamen möchten sich bei näherer Untersuchung daher erklären, daß ihre Koseformen ähnlich oder identisch waren. So wird z. B. der elsässische Herzog Edico urkundlich auch Adalricus genannt, und es ist gewiß bezeichnend, daß die Koseform von Adalricus Ato und diejenige von Edico u. A. Etto und Addas lautet.

In den angeführten Fällen sind die gemachten Angaben nachweisbar richtig; auch sonst waren die Namen im Mittelalter sehr veränderlich, und es kann wohl vorkommen, daß eine und dieselbe Person in einer Urkunde

mit ihrem ordnungsgemäßen Namen, in einer zweiten mit ihrem Kosenamen, in einer dritten mit einer wieder etwas abweichenden Form (die auch auf einem Schreibfehler beruhen kann) genannt wird. Aber in solchen Fällen werden auch immer sonstige Hinweise und Indicien da sein, daß wir wirklich dieselbe Person vor uns haben. Gar nie aber dürfte es vorkommen, daß dieselbe Person in verschiedenen Urkunden mit ganz verschiedenen Namen benannt wird, und man hat gewiß nicht das Recht, zwei solcher Personen für identisch zu erklären, wenn nicht (wie bei Richbald-Beno oder Adalricus-Edico) in einer und derselben Urkunde ausdrücklich beide Namen derselben Person beigelegt werden. Wenn dies richtig ist, was soll man dann dazu sagen, daß Schmidt nicht nur Alaholf und Adalard, Agylolf und Egino, Paldebert und Balderich, Berengar und Werinhar, Asulf und Anselm, sondern auch Berahtolf und Ratolf, Cadaloh und Hitto, Albuin und Folcholt, Ruochar und Ratherius, Adalard und Tiso, Frumold und Rotbert, Karaman und Erich, Ernst und Arnolf, Erchanger und Bebo, Albarich = Helferich und Welf, Welf und Edico und endlich gar Edico und Ulrich für dieselben Namen erklärt und in Folge dessen immer zwei gleichzeitige Träger von je zwei der zusammengestellten Namen, meistens ohne jeden weiteren Beweis, für identisch hält!

Was speciell die Namen Edico und Welf betrifft, so hat zwar der sächsische Annalist behauptet, daß Welf, der Vater der Kaiserin Judith, auch Eticho geheißen habe; es ist dies aber eine ganz irrige Ansicht von ihm; in Wirklichkeit läßt sich auch nicht ein einziger Beweis, ja, auch nicht einmal ein Hinweis darauf anführen, daß jemals ein Welfe neben dem Namen Edico auch den Namen Welf geführt hat oder umgekehrt. Wenn also Schmidt alle Welfen des Namens Edico oder Welf einfach als Welf-Edico I., Welf-Edico II. rc. bezeichnet, so richtet er dadurch eine ungeheuere Verwirrung an. Durch sein Bestreben, Personen von ganz verschiedenem Namen zu identificiren, kommt Schmidt schließlich dahin, die ersten bekannten Grafen des Bregenzer Hauses Ulrich I. und Ulrich II. (Vater und Sohn) mit den allerdings fast ganz gleichalterigen Welf II. (Wolvinus) und Welf III. (Wolfoltus), dem Großvater und Vater der Kaiserin Judith, die er Welf-Eticho I. (Adalbert, Ulrich I.) und Welf-Eticho II. (Albrich, Ulrich II.) nennt, für dieselben Personen zu erklären!

Von den beiden genannten, auch sonst bekannten Bregenzer Grafen, die natürlich mit den beiden angeführten Welfen nicht das Geringste gemein haben, war der ältere der Sohn der schwäbischen Herzogstochter Imma, weshalb Schmidt dann diese Letztere für die Gemahlin eines der beiden welfischen Stammväter, entweder des Grafen Ruthard oder des Grafen Warin, erklären muß. Hieran scheitert schon seine ganze Hypothese, denn Imma kann weder Ruthard's, noch Warin's Gemahlin gewesen sein, weil Warin's Gemahlin urkundlich Hadallinde und Ruthard's Gemahlin urkundlich Hyrmensinda hieß. Auch wenn dies nicht zu beweisen wäre, würde wohl Niemand auch nur die Möglichkeit zugeben, daß die beiden genannten Bregenzer mit den beiden Welfen dieselben Personen sein könnten.

Noch an einem zweiten Beispiel läßt sich beweisen, wohin ein übertriebenes Bestreben, alle möglichen Personen ohne jeden Anhalt zu identificiren, führen kann. Nach Karl's des Großen im Jahre 771 oder 772 geschlossener Vermählung mit Hildegard, der Tochter der Imma und Schwester des Bregenzers Ulrich I., wurde augenscheinlich das Bregenzer Haus von Karl in erster Linie begünstigt, so daß nach Warin's und Ruthard's Tode und nachdem Warin's Sohn Isembart in Ungnade gefallen war, die Grafschaften des Thurgaues, des Linzgaues und des Argengaues an Ulrich I. übergingen, der schon den Breisgau, den Schwarzwälder Alpgau und auch wohl den (St. gallischen) Rheingau besaß und also auch ohne die welfisch gebliebenen Gaue (wie Eritgau, Affagau rc.) reich genug war. Sämmtliche genannte Gaue gingen an Ulrich's I. beide Söhne Ulrich II. und Rotbert über, von denen Rotbert in einer Fehde um 815 fiel und auch Ulrich II. schon bald nach 817 gestorben sein muß. Seit 817 erscheint dann im Linzgau, Argengau und Rheingau ein Graf Ruodharius, der also ohne Zweifel ein Bregenzer und Sohn eines der beiden genannten Bregenzer Brüder war. Ruochar erscheint nur bis zum Jahre 838, und Alles weist darauf hin, daß er um diese Zeit früh verstarb und einen minderjährigen Sohn (Ulrich III., 854—895) hinterließ. In Folge der Minderjährigkeit des Letzteren gab nun Ludwig d. Fr. den Argengau, Linzgau und Rheingau an den Welfen Konrad zurück, mit dessen Schwester Judith er sich 819 vermählt hatte, und erst nach dem Sturze der Welfen im Jahre 859 erscheint seit 860 der Bregenzer Ulrich III. wieder in den genannten Gauen. Was macht nun aber Schmidt aus diesem ganz einfachen Verlaufe der Dinge? Er macht natürlich auch Ruochar zu einem Welfen und Bruder der Judith und sucht sein Verschwinden aus Schwaben seit dem Jahre 838 damit zu erklären, daß er ihn ins Westreich wandern läßt und mit einem Grafen Ratherius identificirt, der als Schwiegersohn Pipin's von Aquitanien, eines Sohnes Ludwig's des Fr., bekannt ist. Nun kamen ja gewiß solche Wanderungen ins Westreich vor, aber um eine solche anzunehmen, muß man doch irgend eine Ursache und mindestens die Gleichheit der Namen für sich haben. Nun wird aber hier ausdrücklich bezeugt, daß Pipin's Schwiegersohn Graf Rather von Geburt ein Auvergner war (Mon. Germ. IV, 120); es ist also, ganz abgesehen von der Ungleichheit der Namen, schon deshalb ganz unmöglich, daß er mit dem Schwaben Ruodharius dieselbe Person gewesen sein kann.

Es ist zu bedauern, daß Schmidt bei seinem großen Wissen nicht etwas vorsichtiger in seinen Aufstellungen gewesen ist, und daß er so häufig etwas als bewiesen erklärt, was außer ihm Niemand dafür halten dürfte. Leider ist ihm auch das ein Jahr früher erschienene Buch Krüger's unbekannt geblieben; andernfalls hätte er sich in den angeführten und noch in vielen anderen Punkten mit den Ergebnissen desselben auseinander setzen müssen.

K.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 26. 30. December **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Grabstätten der Welfen.

38. Schleusingen.

Die ursprüngliche Begräbnißstätte der Grafen von Henneberg lag in dem Thale der Schleuse in dem reichen Prämonstratenserkloster Veßra, das 1130 von Graf Gottwald von Henneberg gegründet wurde, und dessen schöne romanische Kirche zwar noch erhalten ist, zur Zeit aber als Scheune auf der dortigen Domaine benutzt wird. Die Welfengräber in Veßra hat bereits Steinmann S. 190 ff. behandelt. Es ist hier nur in Betreff der Gemahlin Graf Wilhelm's III. zu berichtigen, daß sie nicht Anna Elisabeth, sondern Anna hieß, nicht die Tochter Ernst's von Göttingen, sondern Otto's des Quaden war und nicht am 7. Juli 1426, dem Todestage ihres Mannes, sondern am 28. October dess. J. gestorben ist. Daß sie in Veßra beigesetzt wurde, ist wahrscheinlich, wenn auch ein directer Nachweis darüber — Schultes in seiner diplomatischen Geschichte des Gräflichen Hauses Henneberg II, S. 100 f. sagt nichts davon — nicht vorzuliegen scheint. Jetzt ist hier an Ort und Stelle kaum noch eine sichtbare Erinnerung an die vielen Mitglieder des Hennebergischen Geschlechts, die hier ihre Ruhe gefunden haben, erhalten geblieben.

Theils durch die Stürme des Bauernkrieges, der hier, wie anderwärts im Henneberger Lande arge Verwüstungen anrichtete, theils auch auf friedlichem Wege vollzog sich diese Umwandlung. Graf Georg Ernst legte 1566 in der Stadtkirche St. Johannis zu Schleusingen, die sich dicht neben der Burg erhebt, wo er Hof hielt, ein neues Erbbegräbniß an, indem er hier die dem heiligen Aegidius geweihte Capelle auf der Südseite der Kirche dazu einrichtete. Um diesem Raume nun sogleich einen höheren Glanz zu verleihen, ließ er acht Epitaphien und einen Grabstein aus der Klosterkirche zu Veßra hierher schaffen. Sie rühren her von dem Grafen Wilhelm IV. († 1444), Wilhelm V. († 1480) und Wilhelm VII. († 1559), sowie ihren Gemahlinnen Katharine († 1460), Margarethe († 1509) und Anastasia († 1534), von des letzten Wilhelm's Sohne Wolfgang († 1537) und der ersten Gemahlin Graf Poppo's, Elisabeth († 1558); dieser Letzten gehört auch der erwähnte Grabstein an. Nur kurze Zeit ist das Grabgewölbe benutzt worden, es hat nur vier Todten seine Pforten geöffnet, nur fünf Epitaphien haben an seinen Wänden noch Platz gefunden. Zuerst wurde Georg Ernst's erste Gemahlin, Elisabeth, Herzog Erich's I. zu Braunschweig-Lüneburg Tochter, die am 19. August 1566 starb, hier im Tode gebettet. Dann folgte Graf Poppo XVIII. (XII.), am 4. März 1574 verstorben, darauf sein älterer Bruder Georg Ernst, mit dem das Hennebergische Haus am 27. December 1583 erlosch. Seine zweite Gemahlin, auch Elisabeth geheißen, eine Württembergische Prinzessin, vermählte sich am 30. October 1586 in zweiter Ehe mit dem Pfalzgrafen Georg Gustav von Veldenz und ist am 18. Februar 1592 gestorben. Sie hatte sich ein Epitaphium in der Hennebergischen Grabcapelle errichten lassen, das dann aber ohne Inschrift blieb, da sie in die Ferne zog und schließlich in der Stiftskirche zu Stuttgart begraben wurde. Die Einzige, die den Hennebergischen Namen noch führte, war Poppo's zweite Frau, Sophie, eine Tochter Herzog Ernst des Bekenners zu Braunschweig und Lüneburg. Sie hat alle Angehörigen ihrer neuen Familie noch lange Jahre überlebt; erst am 17. Januar 1631 ist sie zu Burgbreitungen als Letzte ihres Namens gestorben und am 23. März 1631 in der Fürstengruft der Schleusinger Stadtkirche beigesetzt.

Die hier genannten 13 Epitaphien bedecken gerade den unteren Theil dreier Wände der Capelle, während den Raum auf der vierten Seite von der Kirche ein eisernes Gitter scheidet, das aus der Wallfahrtskirche Unser Lieben Frauen in Grimmenthal stammt. Gerade dem Eingange gegenüber steht das Grabdenkmal Graf Georg Ernst's zwischen denen seiner beiden Frauen, dem Eintretenden zur Rechten Graf Poppo ebenfalls inmitten seiner zwei Frauen und Graf Wolfgang, an der linken Wand sind die drei Grafen Wilhelm, ein jeder mit seiner Gemahlin, angebracht. Die Denkmäler zeichnen sich zu einem großen Theile durch hohe künstlerische Ausführung aus. Das gilt besonders von denen Wilhelm's VII., Poppo's, Georg Ernst's und ihrer Gemahlinnen. Nach Bechstein ist Meister Buchlinger von Innsbruck von den Braunschweiger Kindern der Gräfin Elisabeth, die in erster Ehe an Herzog Erich I. zu Braunschweig und Lüneburg vermählt war, nach Schleusingen bezw. Veßra gesandt worden, um für ihre Mutter einen würdigen Denkstein anzufertigen. Dann sei der Künstler mit der Herstellung auch anderer Bildnisse, der kürzlich Verschiedenen und der noch Lebenden, vermuthlich beauftragt

worden. So haben denn diese Steine und die Capelle, die sie umschließt, nicht nur einen großen geschichtlichen, sondern auch einen künstlerischen Werth, und es wäre daher um so mehr mit Freuden zu begrüßen, wenn die eifrigen Bemühungen des Schleusinger Geschichtsschreibers, des Herrn Kirchenraths D. W. Germann [1]), der der Capelle durch Entfernung einer eingebauten Empore Licht und Luft geben und die Steinbilder selbst ihrem etwas verwahrlosten Zustande entziehen möchte, von bestem Erfolge gekrönt würden.

Einen großen Theil des Fußbodens bedecken vier Grabsteine, der schon erwähnte der ersten Gemahlin Poppo's, der Poppo's, Sophie's und Georg Ernst's. An diese schloß sich nach dem Eingange zu früher noch ein fünfter an, der von Elisabeth, Georg Ernst's erster Gemahlin. Juncker [2]) nennt ihn noch im Anfange des 18. Jahrhunderts, Heß kennt ihn 1833 schon nicht mehr. Er ist wohl beseitigt worden, um ein Aufschlagen der Thür nach innen zu ermöglichen. Als die Grabdenkmäler von Veßra nach Schleusingen überführt wurden, scheint man die Gebeine der Fürstlichkeiten dort gelassen zu haben. Juncker hat in den Jahren 1701 und 1704 vergeblich nach ihnen geforscht, da es hieß, sie seien in einem besonderen Sarge vereinigt. In der Capelle hat er ihn nicht entdecken können, bei seinen Ausgrabungen hier aber gefunden, daß Elisabeth, Georg Ernst's Gemahlin, in der bloßen Erde verscharrt, die beiden folgenden aber in gemauerten Gräbern beigesetzt seien. Unter den beiden folgenden Steinen hat er die Untersuchungen nicht fortgesetzt. Möglich, daß der gesuchte Sarg unter den Stein der 1558 gestorbenen Elisabeth gebracht wurde, da diese ja in der That noch in Veßra beerdigt worden war.

Mag dem sein, wie ihm wolle: uns interessiren hier vor Allem die Denkmäler, die Braunschweigischen Fürstinnen gewidmet sind. Es sind deren vier.

1. Zunächst an der linken Wand eine Sandsteinplatte, die die Gemahlin Graf Wilhelm's V., Margarethe, die Tochter Heinrich's des Friedfertigen, in ganzer Figur im Wittwenschleier und mit auf der Brust gefaltenen Händen darstellt [3]). Der Stein ist nicht ganz erhalten, nur oben und an der linken Längsseite läuft eine Inschrift, die auch offenbar nicht vollständig ist. Sie lautet: Am abent valentini / M ⁰ CCCCC ⁰ IX ⁰ iar ist verschiden fraue Margret herzogyn zu brunswig. Es fehlt jeder Hinweis auf ihre Zugehörigkeit zum Hennebergischen Hause. Dieser wird unten und namentlich auf der rechten Langseite gestanden haben, die jetzt fortgeschlagen erscheint. Es ist wohl geschehen, um die Steine sämmtlich an der Wand anbringen zu können. Wappen haben allerdings auf der rechten Seite offenbar nicht mehr gesessen, da die Schilde auf der linken zu weit links hinübergreifen, als daß die entsprechenden Schilde auf der rechten Seite spurlos hätten verschwinden können, und jene die Herkunft von Vater und Mutter durch das Braunschweigische (oben) und Clevische Wappen (unten) andeuten.

2. Zu hinterst an der rechten Seitenwand, rechts neben dem des Gemahls steht der aus Marmor gearbeitete, schöne Grabstein Elisabeth's, Kurfürst Joachim's I. von Brandenburg Tochter, die in erster Ehe Herzog Erich I. zu Br. u Lün., und dann am 30. Mai 1546 zum zweiten Ehebunde Graf Poppo von Henneberg die Hand reichte; sie starb am 25. Mai 1558 in Ilmenau und wurde, wie schon erwähnt, im Kloster Veßra beerdigt. Auf dem Epitaphium [4]) erblicken wir mitten über der Gestalt der Fürstin das Brandenburgische, rechts davon das Braunschweigische und links das Hennebergische Wappen. Auch auf den beiden Säulen an den Langseiten des Denkmals befinden sich 6 Wappenschilde: 1) Kurbrandenburg, 2) Dänemark, 3) Kursachsen, 4) Sachsen, 5) Bayern und 6) Baden. Die Anordnung ist etwas auffallend, auch vermissen wir noch zwei Schilde für die beiden letzten der acht Ahnen: Oesterreich und Brandenburg, die aber immer gefehlt haben; da Säulen und Schilde aus einem Stücke gehauen sind, so ist kein Wappen verloren.

Die Inschrift, die auf drei Seiten die Gestalt der Fürstin umgiebt, lautet:

Von: Gote: Genad: Elisabet: Gebor: Margrevi. zv. Brandenbv: Gr: v. Fr. zv. Henenberg starb: ir: Alt: 48 Jar: nach Chris: Ge: 1558.

Darunter steht dann die Widmung:

Nempe Ericus Dux Brvnsvicensis et Lvneburg: filius: et: Elisabet: Anna: Maria et Catharina: filiae: Gratitudinis: ergo: posuerunt.

Auf dem Erdboden liegt auch der Grabstein der Fürstin, der folgende zum Theil schon unlesbare Inschrift trägt:

Von G. G. Elisabetha / Joachim des Margg: / zv. Brandenburgk / chvrff: tochter. ein / frevlein Herzoch / Erichen dem eltern / zv Bravnschweig. als / ein. andere gemahl / [ve]rmehlet. vnd. nach / dessen absterben. / G. Boppen. zv. Hennenb: / [er]sts gemahl starb [ir]es alters. im 48. ihar / anno. D. 15. 58.

Unter der Inschrift befindet sich das Brandenburgische Wappen.

3. An der Mittelwand rechts neben dem Grafen Georg Ernst steht dessen erste Gemahlin Elisabeth, die Tochter der eben genannten Elisabeth und Herzog Erich's I. zu Br. u. Lüneb., die erste, die in der Grabcapelle wirklich bestattet worden ist [5]). Sie vermählte

---

1) Seinen „Schleusinger Geschichtsblättern", die mir im Henneberger Kreisblatte vom 27. Juni—25. November 1899 zugänglich waren, habe ich manche der hier gemachten Angaben entnommen. Außerdem danke ich auch Herrn Cantor Brauns in Schleusingen für freundliche Unterstützung.

2) Christian Juncker ist 1691—1707 Conrector des Gymnasiums zu Schleusingen gewesen und am 29. Juni 1714 als Rector des Gymnasiums in Altenburg gestorben. Er verfaßte ein fünfbändiges Werk „Die Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg", das ungedruckt blieb, jetzt aber eine wichtige Quelle für Hennebergische Geschichte bildet.

3) Vgl. die Darstellung bei [Schultes] Diplomat. Gesch. des Gräfl. Hauses Henneberg II. Th. (Hildburghausen 1791), Tab. III, wo die Inschrift übrigens nicht ganz richtig wiedergegeben ist; sie läuft auf beiden Seiten gerade in umgekehrter Richtung.

4) Vgl. die Abbildung bei Schultes a. a. O. Tab. VI.

5) Vgl. Schultes a. a. O. Tab. VIII.

sich wohl im J. 1543 und ist bereits am 19. August 1566 gestorben. Ueber ihrem Bildnisse steht auf länglich viereckigem Felde, auf dem ein weiterer Aufbau mit dem Braunschweigischen Wappen in 4 Feldern sich befindet, nachstehende Inschrift:

Vonn . Gottes . gnaden . Elizabeth . geborne . / Hertzogin . zv . Bravnschweig . vnd . Lvnenburg . / Grevin . vnd . Fraw . zv . Hennenberg . starb . den . / 19 . Avgvsti Anno . 1 . 5 . 66.

Auf den beiden Längsseiten sind wieder auf zwei Säulen die Ahnenwappen, dieses Mal acht, aber nur zum Theil erhalten: 1. (Braunschweig). 2. Brandenburg. 3. Stolberg. 4. Dänemark (Bruchstück). 5. Brandenburg (Bruchstück). 6. (Sachsen). 7. (Schwarzburg). 8. (Sachsen). Die Wappen, die jetzt ganz (Nr. 1, 6, 7 u. 8) oder zum Theil fehlen, sind bei Schultes a. a O. vollständig, wenn auch wohl, gleich den andern, nicht ganz zuverlässig abgebildet.

Der Grabstein der Fürstin, der vorn am Gitter lag, ist schon seit geraumer Zeit verschwunden. Die Inschrift hat uns Juncker in diesem Wortlaut überliefert:

Von Gottes Gn . / Elisabetha . Herzoch / Erich des eltern / zu Braunschweig / mit seiner andern / Gemahl erzeugte / ein Tochter und / Freulein . Graff Georg / Ernsten zu Hennen- / berg erstes Ehege- / mahl . Starb ihres Alters / Ihm . . . . Ihar . / den XIX . Augusti / Anno 1566.

Darunter das Braunschweiger quadrirte Wappen.

4. Wie die erste, so war auch die letzte der hier beigesetzten Personen eine Braunschweigische Fürstentochter: Sophie, die Tochter Herzog Ernst's des Bekenners, die ihrem am 4. März 1574 gestorbenen Gemahl, Graf Poppo, der sie am 1. Juni 1562 heimgeführt hatte, fast um 57 Jahre überlebte. Ihr Grabdenkmal[6]) steht links neben dem ihres Gemahls; es folgt dann noch das des Grafen Wolfgang, das mit der linken Seite an das Gitter stößt. Jenes zeigt eine alte würdige Frau mit sehr ausdrucksvollem Gesichte. Oben stehen zwei Wappenschilde mit dem Braunschweigischen und dem Mecklenburgischen Wappen. An den Längsseiten befinden sich dieses Mal 14 Wappenschilde; da der ganze Raum an den Säulen ausgefüllt ist, so ist die Zahl offenbar die ursprüngliche; zählt man aber die beiden oberen großen Wappen hinzu, so erhält man dennoch die 16 Ahnen der Verstorbenen in Wappen dargestellt, die zum Theil jedoch nicht ganz richtig gezeichnet sind. So z. B. schon das große Braunschweigische Wappen, das im ersten Felde statt zwei Leoparden nur einen Löwen zeigt. Eine Inschrift fehlt dem Grabmale völlig. Wahrscheinlich ist es noch bei Lebzeiten der Fürstin hergestellt und nachher hat man vergessen, Namen, Todesdatum u. s. w. in den Stein noch nachzutragen. Diese Angaben finden wir auf dem Grabsteine am Boden, dessen Inschrift allerdings schon sehr beschädigt, aber zum Glück auch in das Kirchenbuch eingetragen ist, wo sie folgendermaßen lautet:

D . G . Sophia . Ernesti . Ducis . Brunswicensis et Luneburgensis . Filia . Bopponis Hennebergiae Principis Vxor per XII et LXII juxta annos Vidua . Nata Anno MDXLI . XVIII Jun. intra hor. VIII et IX matutinas. Denata Anno MDCXXXI . XVII Jan . mane instante Hora IX na. Anno Aetatis XC .

Die Inschrift beginnt auf dem Rande des Steines und setzt sich dann auf einem Schilde in seiner Mitte fort. An diesen Schild stößt oben und unten je ein kleinerer Schild, dort mit dem Braunschweigischen, hier mit dem Hennebergischen Wappen.

Bei der Untersuchung der Grabcapelle im J. 1701 fand man unter dem Steine ein gemauertes Grab. Auf der Kopfseite standen an der weißen Wand mit schwarzen Buchstaben einige Verse aus Luther's Liede: „Nun freut euch lieben Christen gemein", darunter mit schwarzer Wasserfarbe gemalt die Auffahrt und die Auferstehung Christi. Im Grabe befand sich ein zinnerner Sarg ohne jede Inschrift; in diesem lag die Fürstin in braunem Sammetgewande und mit der großen Halskrause geschmückt, die ihr steinernes Epitaphium uns noch heute zeigt.

39. Frankenhausen[1]).

In Frankenhausen an der Stätte, wo im Jahre 1215 Graf Friedrich III. von Beichlingen ein Cistercienserinnenkloster gestiftet hatte, ließ Graf Wilhelm von Schwarzburg am 23. August 1596, weil die alte Klosterkirche inzwischen baufällig geworden war und deshalb hatte niedergerissen werden müssen, den Grundstein zu einem neuen Gotteshause legen. Es ist dies die sogenannte Unterkirche, die Hauptkirche der Stadt, deren Vollendung Graf Wilhelm nicht mehr erleben sollte. Als sie im Jahre 1598 fertig war, wurde sie eingeweiht durch die feierliche Beisetzung ihres Begründers. Graf Wilhelm war am 30. September 1598 auf dem Straußberge gestorben. Er war in erster Ehe mit Elisabeth v. Schlick vermählt gewesen, die ihm am 23. November 1590 durch den Tod entrissen und am 3. December dess. J. in der Oberpfarrkirche zu Frankenhausen begraben wurde[2]). Im Jahre 1592 verlobte sich Graf Wilhelm auf's Neue mit Clara, einer Tochter Wilhelm's d. J. zu Braunschweig und Lüneburg, mit der er am 6. Mai 1593 zu Frankenhausen Hochzeit hielt. Sie bekam nach dem Tode ihres Gemahls Schloß und Stadt Heringen als Leibgedinge überwiesen. Hier hat sie dann noch viele Jahrzehnte gelebt und für ihre Unterthanen namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges als die „gute Gräfin Cläre" in segenspendender Weise gewaltet. Noch heute soll ihr Name dort im Volksmunde dankbar genannt werden. Erst am 18. Juli 1658 ist sie 87 Jahre alt zu Heringen gestorben und am 22. October dess. J. in der Unterkirche zu Frankenhausen begraben. Beide Ehen Graf Wilhelm's waren kinderlos. So wurde ihm denn von seinen Anverwandten, denen seine Lande zufielen, über der Gruft ein prachtvolles Grabdenkmal errichtet, das den Grafen mit seinen beiden Gemahlinnen darstellte.

6) Schultes . . . Tab. VII

1) E. Schönau, Geschichte der Unterkirche zu Frankenhausen. Frankenhausen (1886).

2) Vgl. die Leichenpredigt von Joh. Schlöer (Jena 1590).

Leider ist von diesem jetzt nichts mehr erhalten. Denn eine schreckliche Feuersbrunst vernichtete am 17. Septbr. 1689 die Unterkirche, das Schloß nebst der Canzlei und über 70 Häuser Frankenhausens. Mit vielen anderen Kostbarkeiten, die die Kirche barg, ist auch jenes Denkmal ein Raub der Flammen geworden. Im Jahre 1691 wurde mit dem Neubau des Gotteshauses wieder begonnen, der langsam fortschritt und am 10. October 1703 geweiht wurde. Es ist die noch jetzt bestehende Unterkirche, die keinerlei Erinnerungszeichen an Graf Wilhelm und seine Gemahlin Clara mehr aufweist.

Als man im Jahre 1886 eine größere Reparatur der Kirche vornahm, stieß man am 27. August vor dem Altare auf ein 2$^{1}/_{2}$ m langes und 2$^{1}/_{5}$ m breites Grabgewölbe, in dem man, wenn ich den nicht ganz klaren Bericht Schönau's (S. 8, 13 und 16) richtig verstehe, drei Särge, bezw. deren Ueberreste vorfand. Der ursprüngliche Zustand der Gruft war bereits zerstört; Gebeine und Schmucksachen der einzelnen Personen lagen durch einander. Es hatte offenbar schon früher, wohl 1690 bei dem Neubau der Kirche, eine Durchwühlung des Grabes stattgefunden. Der Sarg Graf Wilhelm's, von dem uns eine Inschrift nicht überliefert wird, war vollständig zusammengebrochen, doch lagen Kopf, Ring und Degengriff des Grafen noch an ihrer Stelle. Am besten erhalten war der zinnerne Sarg der Gräfin Clara, von dem Schönau uns auch auf Abbildung V eine flüchtig angefertigte Skizze bringt. Er stand zur Rechten des Sarges des Grafen und war nach der Nordseite des Grabgewölbes zu etwas zusammengebrochen. Die obere Fläche des dreitheiligen Deckels zeigt ein Kreuz, die beiden anderen Flächen tragen, wie es scheint, je 8 Wappenschilde, deuten also die 16 Ahnen der Verstorbenen an. Die beiden Langseiten des unteren Theiles des Sarges enthalten in je drei Feldern lange Inschriften. Die der Nordseite waren nicht zu entziffern, die der Südseite enthalten geistliche Verse von Tod und Auferstehung, die Schönau S. 17 zum Abdrucke gebracht hat. Von der Inschrift auf der Kopfseite des Sarges ist uns leider nur der Anfang erhalten, der folgendermaßen lautet:

Von Gottes Gnaden Clara, geb. Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, Gräfin Wittwe zu Schwarzburg und Hohnstein; geb. den 16. Januar 1571. — Den 6. Mai 1593 ist dem Wohlgeborenen Herrn, Herrn Wilhelm, der vier Grafen des Reiches .....

Es ist hier offenbar die Vermählung Clara's gemeint, die am 6. oder 7. Mai 1593 stattgefunden hat. Den letzeren Tag nennt das Titelblatt der Hochzeitspredigt des Arnstädter Superintendenten Friedrich Rhote (Erfurt 1598).

Außer der Gräfin Clara ist auch noch eine zweite Welfische Fürstentochter in Frankenhausen bestattet worden, eine jüngere Schwester jener, Sibylle, die am 23. November 1617 den Herzog Julius Ernst zu Braunschweig-Lüneburg-Dannenberg heirathete und am 26. October 1636 Wittwe wurde. Sie starb am Morgen des 5. August 1652 auf dem Schlosse zu Heringen und ist in der Unterkirche zu Frankenhausen beigesetzt worden. Enthalten auch die dortigen Kirchenbücher, wie mir mitgetheilt wurde, nichts über diese Beisetzung, ja wird sogar von der 1656 in Mühlhausen erschienenen Leichenpredigt des Pfarrers Joh. Fienius gesagt, daß sie in Dannenberg an dem Tage gehalten sei, da „der abgelebte Cörper der ... Fürstin ... in Heringen Christ-Fürstlich in sein Grab-Kämmerlein beygesetzet worden", so beruht letztere Angabe dennoch auf einem Irrthum, der sich wohl aus der weiten Entfernung des Redners vom Trauerort erklärt. Es fand in Heringen, wie die Rechnungen ausweisen, eine große Trauerfeier statt, das Begräbniß aber in Frankenhausen. Die Zeit war bislang noch nicht genau zu ermitteln. Im April 1653 war die Herzogin noch nicht begraben, da man zuvor ihr Testament eröffnen wollte. Dies geschah auf einer gemeinsamen Zusammenkunft in Dannenberg am 26. April 1653. Bald nachher wird dann die Gräfin Clara die Schwester haben begraben lassen. Daß es in der Unterkirche zu Frankenhausen geschah, bezeugt jene in ihrem am 9. August 1654 errichteten Testamente, in dem sie auch für sich die Beerdigung in demselben Gotteshause bestimmte [3]). Auch aus den Rechnungen über die Beisetzung der Herzogin Sibylle geht hervor, daß dieselbe in Frankenhausen erfolgte. Ist auch an diese Fürstin ein Erinnerungszeichen in der Kirche einst vorhanden gewesen, so ist dies in dem Brande von 1689 jedenfalls vernichtet worden. Wahrscheinlich aber rührt von ihr der dritte Sarg her, der 1886 in der Kirche gefunden ist und über den uns nähere Angaben nicht überliefert sind.

40. Neuenstadt.

Von den drei Töchtern Herzog August's d. J. zu Braunschw. u. Lüneb. heirathete die mittlere Klara Auguste am 7. Juni 1653 den Herzog Friedrich von Württemberg, der als apanagirter Prinz zu Neuenstadt an der Linde im Oberamte Neckarsulm Hof hielt. Hier sind dann auch später beide Gatten in der unter der Stadtkirche befindlichen Gruft bestattet worden. Friedrich starb am 24. März 1682. Seine Gattin, die ihm 12 Kinder geboren hatte, folgte ihm am Abend des 6. October 1700. Sie verschied nach langwieriger Krankheit auf dem Fürstlichen Lusthause Weißenhof. Tags darauf wurde die Leiche nach Neuenstadt gebracht und am 18. November in der Fürstlichen Gruft neben dem Sarge des Gemahls feierlich beigesetzt. Diaconus M. Machtolph und Superattendent M. Wilh. Christ. Stein hielten an diesem und dem folgenden Tage die Leichenreden und am 21. November ließen auch in der alten Heimath die beiden Brüder der Verstorbenen, Rudolf August und Anton Ulrich, in der Schloßcapelle zu Salzdahlum durch den Hofprediger Joh. Niekamp der abgeschiedenen Schwester eine Gedächtnißpredigt halten.

Der Sarg, der die irdische Hülle der Fürstin umschließt, ist aus Zinkblech gefertigt. Oben auf dem

3) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Oberpfarrers Dihle in Heringen. Auch schon Halliday S. 454 nennt Frankenhausen als Sibylle's Grabstätte auf Grund von Mittheilungen des bekannten Genealogen von Hellbach.

Deckel liegt ein Crucifix. Links davon ist der Text der Leichenpredigt (Psalm 25, 17 u. 18) wörtlich angeführt, rechts die Worte: Durch seine Wunden sind wir geheilet. Ueber dem Crucifix steht folgende Inschrift:

„Von Gottes Gnaden Clara Augusta, Hertzogin zu Württemberg und Tek, Gräffin zu Mumpelgardt, Frau zu Haidenheim. Gebohrne Hertzogin zu Braunschweig und Lüneburg“.

Es folgt dann ein Wappen und unter dem Crucifix ein langes Gedicht, das in üblicher Form von dem Leben und den Tugenden der Verstorbenen handelt.

Die beiden schrägen Flächen des Sargdeckels enthalten rechts und links je 8 Wappen, die mit Unterschriften versehen sind, die 16 Ahnen der Todten. Es ist auffallend, wie fehlerhaft diese hier angegeben sind. Die Urgroßeltern sind zwar noch so ziemlich richtig genannt, aber von der vorhergehenden Generation scheint die Kenntniß bedenklich gefehlt zu haben. Rechts stehen die Ahnen von Vaters Seite. Es werden aufgeführt:

1. Braunschweig-Wolfenbüttel, 3. Sachsen-Lauenburg, 5. Mecklenburg, 7. Kursachsen, 9. Nassau-Dillenburg, 11. Brandenburg, 13. Sachsen, 15. Kurbrandenburg, während es 9. Sachsen, 11. Braunschweig, 13. Kurbrandenburg und 15. Mecklenburg hätte heißen müssen.

Auf der linken Seite stehen die Wappen der mütterlichen Ahnen noch unrichtiger. Es sind angegeben:

2. Anhalt, 4. Braunschweig, 6. Württemberg, 8. Kurbrandenburg, 10. Münsterberg, 12. Rügen, 14. Querfurth und 16. Henneberg.

Es hätten aber 8. Kursachsen, 10. u. 12. Kurbrandenburg, 14. Brandenburg-Baireuth und 16. Dänemark dargestellt sein müssen.

Die obere Hälfte der Kopfseite des Sarges zeigt eine Landschaft, in der die Stadt Weinsberg mit der Burg Weibertreu zu sehen ist, in deren Nähe das Lustschloß Weißenhof lag. Im Vordergrunde sitzt eine Frau, vermuthlich die Herzogin, der eine Hand aus den Wolken die Königskrone reicht. Darunter steht Hoheslied Salamonis 2, 6.

Ebenso nimmt den oberen Theil der Fußseite eine Landschaft ein, die mein gefälliger Gewährsmann[1]) nicht zu deuten wußte. Sie zeigt einen Adler, der sich gen Himmel schwingt. In der Ecke dieses Bildes steht das Wort Stiehling, wohl der Name des Künstlers, der den Sarg fertigte. Darunter finden sich noch die Verse Psalm 116, 8 u. 9.

Der Steinsockel des Sarges trägt die Bezeichnung: C. A. H. Z. W. Starb d. 6. 8bris 1700. Die Langseiten des Sarges tragen rechts und links zahlreiche Bibelsprüche.

41. Obernkirchen.

In Cyriacus Spangenberg's Chronik der Grafen zu Holstein-Schaumburg (Stadthagen, 1614) lesen wir S. 252:

„Conradus Borchbingus schreibt: alß F. Mechtilden Mutter Fraw Elisabeth geborn Graffin von Hohenstein erfahren, daß ihre Tochter gestorben, habe sie das Kindtlein, so Otto genandt worden, zu sich gen Stadthagen holen lassen, da es aber nach dreien Jahren auch gestorben und zu Obernkirchen im Creutzgang unter einem schmalen Steine begraben worden“.

Es handelt sich um die Herzogin Mathilde, die Tochter des Grafen Otto III. von Schaumburg und seiner Gemahlin Elisabeth, geborenen Gräfin von Honstein, die in erster Ehe Herzog Bernhard II. zu Br. u. Lüneb., nach dessen Tode († 9. Febr. 1464) aber 1466 den Herzog Wilhelm den Siegreichen zu Br. u. Lüneb. heirathete. Diesem schenkte sie einen Sohn, den schon genannten Otto, dessen Geburt sie mit dem Tode bezahlte. Sie starb zu Neustadt am Rübenberge am 22. Juli 1468 und wurde im Dome zu Braunschweig beigesetzt. Nach Botho's Chronik[1]) starb der Sohn „ock van stunt na der moder“. Das ist nach obiger Mittheilung Spangenberg's offenbar eine falsche Angabe, die sich daraus erklärt, daß der Sohn sogleich zu der Großmutter fortgebracht wurde und hier in zartem Alter gestorben ist. Da Otto im Juli 1468 geboren und drei Jahre alt wurde, so muß er um die Mitte des Jahres 1471 gestorben sein. Ueber den schmalen Stein, der sein Grab im Kreuzgange des Klosters Obernkirchen im Kreise Rinteln deckte, konnte schon um das Jahr 1820 der dortige Geistliche an Andr. Halliday[2]) keine Auskunft mehr geben; er hat vergeblich danach gesucht. Auch v. Dehn-Rotfelser und Lotz wissen in ihrem „Baudenkmälern im Regierungsbezirk Cassel“ S. 206 nichts davon zu berichten.

42. Meißen.

Die ältesten Grabstätten der Wettiner Fürsten befinden sich auf dem Petersberge bei Halle und im Kloster Altzelle. Ein günstigeres Geschick als über diesen hat über der dritten Begräbnißstätte gewaltet, die Friedrich der Streitbare, der erste Kurfürst aus dem Hause Wettin, im Dome zu Meißen begründet hat. Er begann in seinen letzten Lebensjahren die Erbauung jener herrlichen Begräbnißcapelle, in deren Mitte er selbst in einem großen mit seinem kunstvoll gegossenen Broncebildnisse bedeckten Sarkophage ruht. Ihn umgeben die Gräber seiner Söhne, Enkel und anderer Anverwandter, die ebenfalls mit kunstgeschichtlich höchst bedeutsamen Messingplatten geziert sind. Diese sind in verschiedener Technik hergestellt und werden zum Theil dem berühmtesten Erzgießer der Zeit, Peter Vischer in Nürnberg, zugeschrieben.

Unter den 12 Grabdenkmälern, die hier und in einer kleinen Seitencapelle noch heute die Bewunderung aller Kunstfreunde erregen, vermissen wir ein solches für Friedrich's des Streitbaren Gemahlin, Katharine, die Tochter Herzog Heinrich's und Enkelin des Herzogs Magnus mit der Kette zu Br. u. Lüneb. Sie heirathete Friedrich am 8. Februar 1402 und hat ihn nach seinem Tode († 4. Jan. 1428) noch bis zum 28. December 1442 überlebt. Sie starb in Grimma und wurde nach den Altzeller Annalen in Meißen begraben. Ein Grabstein von ihr ist jetzt dort nicht mehr vorhanden. Nach

1) Herr Stadtpfarrer Reiff in Neuenstadt, der mir in liebenswürdigster Weise die meisten der obigen Angaben mittheilte.

1) Leibniz, Scriptores rer. Brunsvic. III, 401.
2) General History of the House of Guelph S. 368f.

Spalatin wurde sie in dem Hochgrabe ihres Gemahls mit beigesetzt. Denn von diesem schreibt er folgendermaßen [1]):

„Item in dem selben hohen grab leit begraben die hochgeborne furstin fraw Katherina geborn von Brunßwig Herzogin zu Sachsen item des obgenanten Herzogen Friderichs gemal die verschieden ist im 42 iar der minderen zcal am freitag Innocentum".

Braunschweigischer Haus-Richtespruch [2]).

Die schöne alte Sitte, daß nach der Vollendung eines Hausrohbaues, wenn der Dachstuhl gesetzt war, der Zimmermeister oder Altgeselle auf den Giebel stieg und von dort aus eine gereimte Ansprache an die beim Bau betheiligten Arbeiter hielt, ist in unseren Städten so gut wie ganz verschwunden. Man dankte Gott für die Vollendung des Baues, wünschte Glück und Segen in das neue Haus, schmückte den Giebel mit einem Kranz oder einem Tannenbäumchen, an dem Flittergold und bunte Bänder hingen, und feierte dann ein fröhliches Fest, bei dem das Bier nicht gespart wurde.

Zumal als in der Stadt noch der Holzbau herrschte und das ganze Gebäude oft dastand, ohne das ein Stein in sein Fachwerk eingesetzt war, fühlte sich der Zimmermann stolz auf das Geschaffene und gab diesem Stolze im Richtespruche auch Ausdruck. Mit dem Verbote der Fachwerkbauten in den Städten und dem Aufkommen der reinen Steinbauten trat aber die alte Sitte, das Fest und der Spruch, mehr und mehr in den Hintergrund. Wie die Pilze schießen jetzt die modernen, casernenartigen Steinhäuser auf und man weiß nur noch von einem Trunke Bier, vielleicht einer kalten Zuspeise, zu erzählen, die der Bauherr den Arbeitern spendet, wenn der Dachstuhl gesetzt ist. Der schöne alte Richtespruch kam ganz in Vergessenheit und da er wohl kaum aufgeschrieben ist, verdanken wir es nur einer zufälligen Anregung, daß er hier noch wiedergegeben werden kann.

Kürzlich, als der Rohbau seines neuen Geschäftshauses im Langenhofe zu Braunschweig vollendet war, gab Herr Stadtrath W. Götte allen dabei Beschäftigten ein großes Fest, bei dem über 130 Mitwirkende versammelt waren, denen der Bauherr für ihre Thätigkeit dankte. In seiner Rede warf er dann die Frage auf: „Kennt denn Niemand mehr den schönen alten Haus-Richtespruch, der einst allgemein in Braunschweig üblich war? Kann ihn denn Keiner mehr hersagen?" Alle die vielen Maurer und Zimmerleute schwiegen. Da unternahm Zimmermeister Rieß unter seinen Gesellen eine Umfrage. Die ältesten unter ihnen kannten aus ihrer Jugend noch Bruchstücke, der Eine wußte diesen, der Andere jenen Vers und so konnte man durch deren Zusammenfügung den alten braunschweigischen Richtespruch wieder herstellen. Freilich, zu den ganz alten gehört er auch nicht, denn deutlich zeigt sich in ihm, daß die Zeit der reinen Fachwerkbauten schon vorüber war und der Steinbau begonnen hatte. Aber der alte fromme Sinn und die Darbringung der guten Wünsche für den Bauherrn lebt in diesem Spruche noch fort.

Hier ist er, wie er bei dem erwähnten Feste noch glücklich und vollständig zusammengebracht werden konnte:

Gar manchen Bau, von Maurershand
Erbaut in bloßem Steinverband,
Den müssen wir, wie hier gescheh'n,
Mit Wänden und Gebälk verseh'n,
Und wär' er ganz von Stein erbaut,
So muß man, wenn man's recht beschaut,
Ihn uns'rer Arbeit anvertrauen,
Daß wir das Dach darauf erbauen,
Weswegen man den Zimmermann
Beim Bauen nicht entbehren kann,
Er setzt nach alter Ordnung Lauf
Beim Richtefest die Krone auf;
Ein Gleiches hier von uns geschah,
Das Dach — es steht gerichtet da,
Das Ehrenzeichen auf ihm prangt,
Nun sei vor Allem Gott gedankt,
Der uns ein Schutz und Helfer war,
Bei jeder drohenden Gefahr,
Daß Keiner hier zu Schaden kam,
Der Theil an diesem Baue nahm.
Gott schütze ferner auch dies Haus,
Und die hier gehen ein und aus,
Den Herrn des Hauses segne Er,
Daß sein Geschäft sich immer mehr',
Sich immer hebt und weiter blüht
Und jedes Mißgeschick ihn flieht. Amen.

Bücherschau.

Louis Engelbrecht, Gedichte. Braunschweig, Benno Goeritz 1901. VIII u. 309 S. 8°. 3 ℳ 50, geb. 4 ℳ 80.

Noch haben wir uns in Folge ungünstiger Zufälligkeiten mit Engelbrecht's ansprechendem Lustspiele „Nur gegen Verzicht" hier im Magazin nicht auseinandergesetzt, und schon stellt er uns vor eine neue Aufgabe. Uns reizt zunächst das neue Buch, und so wollen wir uns vor Aufarbeitung der älteren Acten der neuen reichen Gabe zuwenden.

Eine Gedichtsammlung solchen Umfanges mag zunächst Bedenken erregen; aber wer sich ihr unbefangen zuwendet, wird ganz gewiß Eins gewinnen, und das ist immer, zumal heut zu Tage, etwas Großes und Erfrischendes, die Offenbarung eines freimüthigen Menschenkindes, das aus seinem Herzen, wir sagen absichtlich nicht, keine Mördergrube macht, denn das ist eine abgegriffene und doch unverständliche und unverständige Redensart, das aus seinem Herzen heraus in ungebrochenem Optimismus sich, sein Geschick, seine Liebe, seine Beziehung zur Welt, zum Vaterlande zu deuten sucht, ohne Allgemeinver-

1) Die Abschrift aus Spalatin's Collectaneen Fol. 187 im Ernestinischen Gesammt Archive zu Weimar verdanke ich Herrn Geh. Archivrathe Dr Burkhardt daselbst.

2) Vgl. den Aufsatz: „Zunftgebräuche bei dem Hauszimmerwerk" auf S. 81 ff., insbesondere S. 86.

bindlichkeit zu beanspruchen, denn Engelbrecht hat die egocentrischen Fragen, die den Lyriker beschäftigen, nicht für Alle gelöst, auch sie nicht einmal alle gestellt. Da er im Wesentlichen mit der sittlichen Weltordnung einverstanden ist, ein gewisses juste milieu vertritt und auch durchgängig auf dem Boden der herrschenden politischen Ueberzeugungen steht, so sind hier natürlich Ausbrüche titanischen Trotzes, sinnbethörende Laute übergreifender Ahnung, ekstatischer Intuition, transcendenter Sehnsucht oder die herbe und rauhe Klage politischen oder socialen Abseitsstehens nicht zu erwarten. Denn unser Dichter ist zu wahrhaft, schlicht und ehrlich, als daß er sich dergleichen im Sinne vieler Neueren an- und abzuquälen trachtete. Er bleibt er selbst. Sucht man nach einem Schulausdruck, so offenbart er durchgehends den empfindsamen Optimismus.

Was die äußere Aufmachung der Sammlung anlangt, so bedauerten wir beim ersten Blick den Mangel einer übersichtlichen Anordnung der Gedichte nach irgend einem Grundsatze, sei es nach der Zeit der Entstehung oder nach Stoffen. Das Inhalsverzeichniß sowohl als der Text selbst giebt eine ununterbrochene Folge von Gaben. Aber ich vermisse nun nach sorgfältigem Durchgehen der Sammlung eine sinnenfällige Eintheilung nicht mehr, da sich mir eine überaus feinsinnige Anordnung ergeben hat. Aber ich weiß nicht, ob nicht der Dichter doch besser gethan hätte, wenn er eine deutliche und ausgesprochene Gruppirung vorgenommen hätte. Es wäre zwar ein Entgegenkommen gewesen, und des Vortheils der fließenden Uebergänge hätte er sich begeben. So zwingt er seine Leser, selbst einzutheilen, also aufzupassen. Aber es wird doch wohl so sein, daß der Wiederleser sich gelegentlich schneller zurechtfinden möchte, je nach seiner Stimmung.

Es ist in dem Streite der Tagesmeinungen, wo es sich jetzt um die Heimathskunst handelt, eine meiner Lieblingsansichten, daß wohl jeder Künstler, auch jeder Dichter, zunächst Heimathskünstler ist und sich erst allmählich eine allgemeine Geltung erwirbt und auch erst allmählich selbst seiner Heimath entwächst.

Engelbrecht ist ein starkes Beispiel gegen meine Ansicht. Denn er geht gleich ins Große und Allgemeine, und es ist nicht ersichtlich, daß er seiner engeren Heimath, seinem engeren Lebensboden etwas verdankte, was ihm nicht ähnliche gesellschaftliche Schichten, als die sind, denen er zugehört, anderswo auch geboten hätten. Ich stehe nicht an, das für einen Mangel seiner Dichtung zu erklären. Engelbrecht's Grundgefühle sind nicht bodenwüchsig, sondern sie wurzeln in einer oberen Schicht der Gesellschaft, die schon den Zusammenhang mit dem Urboden aller Bildung verloren hat.

Aber dieser Mangel, den ich so lebhaft empfinde und deshalb nicht verschweigen durfte, wird wieder aufgewogen durch die Aechtheit der Empfindung, die sich auf diesem Culturboden der Gesellschaft zu behaupten sucht.

Wenn nun schon der Dichter zu den Heimathskünstlern nicht zu rechnen ist, so hat ihm doch mancher zeitliche oder gesellschaftliche Anlaß den Stoff oder den Anstoß zu einer dichterischen Hervorbringung gegeben. Dahin sind wohl die meisten der Dichtungen von S. 192 an zu rechnen; dazwischen sind einige wohl ältere Erzeugnisse in Bürger'schem Stile, „Der Aufruhr“ (S. 244), „Guter Trost“ (S. 248) und „Des Pagen Liebe“ (S. 251) und einige andere Stücke gestreut. Einen verhältnißmäßig großen Raum nehmen die im engeren Sinne patriotischen Dichtungen ein, unter denen besonders der Cyclus von neun Gedichten auf den Kaiser Wilhelm I., „Zum 22. März 1897“ überschrieben, von S. 213—227 angemerkt sei. Drei Gedichte gelten dem Fürsten Bismarck (S. 207 ff.), zwei dem Sedantage (S. 201 ff.), eins dem Feldmarschall Moltke. Eins (S. 196 ff.), „Das schwarze Regiment“, feiert Braunschweigs Antheil an dem kriegerischen Ruhme Deutschlands in dem nun zu Ende gehenden Jahrhundert und schließt mit einem patriotischen Gelöbniß, das das folgende „Allzeit für Kaiser und Reich“ (S. 199) in vier Strophen mit regelmäßig wiederkehrendem Refrain wieder aufnimmt. Wie man sieht, hat das Braunschweigische Fürstenhaus und die reiche Geschichte des Landes dem Dichter kein poetisches Interesse abgewonnen; denn die Gestalt der Herzogin Anna, Prinzessin von Braunschweig (S. 284), in dem sonst so formschönen und bilder- und figurenreichen Festspiele „Herzog Friedrich mit der leeren Tasche“ (S. 268 ff.) ist doch gar zu blaß, blutleer und schemenhaft, als daß sie unser Bedauern entkräften könnte.

Absichtlich haben wir bei der Besprechung des Einzelnen die Gedichte des zweiten Theiles vorangestellt. Im Großen und Ganzen stehen uns die rein lyrischen Partien der Sammlung höher, da sie uns die lautere und reine Persönlichkeit des Dichters klarer wiederzuspiegeln scheinen als die Gedichte, denen ein bestimmter Anlaß die Richtung wies. Freilich Gelegenheitsgedichte sind die rein menschlichen, individuellen Gedichte des ersten Theils auch, aber in dem Sinne, wie ihn Goethe für seine Dichtungen festgestellt hat. Nur sehr selten hat man hier den Eindruck, als habe der Dichter sich ins Blaue hinein oder in einer bestimmten Richtung zu einer poetischen Aeußerung nöthigen oder künstlich steigern müssen; es ist doch wohl so, daß er bis auf wenige Ausnahmen ungeduldig sich meldenden Gedanken oder nach Aeußerung drängenden Empfindungen und Gefühlen zur eignen Erhebung, Entlastung oder Beruhigung die dichterische Form gegeben hat. Deshalb werden diese Gedichte verwandte Gemüther ohne Ausnahme oder kältere in ähnlichen Lagen oder Stimmungen wohlthuend ansprechen und als Beweise für die des Menschengeschlechts Einheit verbürgende Allgemeinheit solcher unbegreiflichen Regungen, Stimmungen und Lust- und Leidempfindungen schätzbar sein. Da ist die schmerzliche Wehmuth, die den Jüngling unerklärlich oft und scheinbar anlaßlos überfällt, da sind alle Gefühle der glücklichen und der unglücklichen Liebe, da die Stimmungen, die die Erinnerung, der Tod der Eltern und von Freunden, die Jahreszeiten in ihrem Wechsel und das geheimnißvolle Leben in der Natur auslösen, da das Verzagen und dann wieder erwachender Lebensmuth in der überzeugenden Sprache echten Empfindens zum Ausdruck gekommen und nie so, daß etwa ästhetisches Vergnügen durch sittliches Unbehagen gestört würde.

Bedenken im Einzelnen zu äußern ist hier nicht der Ort, wenn schon ein strenges Sprach- und Stilgefühl Manches einzuwenden hätte.

Die vier Gedichte der glücklichen Liebe „Am Genfer See“ (S. 7 ff.) haben als reifer und schöner uns mehr angesprochen als der die 47 Lieder (von S. 60—S. 93) umfassende Cyclus, der von unglücklicher und verrathener Liebe kündet, obgleich auch in diesen Liedern Schönes und Tiefempfundenes uns trifft (namentlich S. 41, 42 und 47). Eine Gruppe von Liedern (etwa von S. 97 bis S. 112) wendet sich ernsteren Fragen zu, aber es findet sich, daß ungläubiger Zweifel vornehmlich durch die erschütternde Lehre des Todes überwunden wird. Allerliebst ist die feine Selbstironie in dem „Spiel und Ernst“ überschriebenen Gedichte auf S. 113 f.

Auch gesellige Lieder sind dem Dichter gelungen, so Singt, Brüder singt (S. 24) und Weinlied (S. 183).

Gern möchten wir das eine oder andere Stück, das uns besonders gefallen hat, hier abdrucken lassen, indessen verbietet das der eng bemessene Raum. Und wir trösten uns damit, daß wir so einer vielleicht nicht allgemein gebilligten Wahl überhoben werden. Die Ausstattung der Sammlung ist sehr geschmackvoll, freilich nicht so lächerlich pompös, wie es heute in manchen Kreisen für einen in schreiendem Mißverhältniß damit stehenden Inhalt für unerläßlich gilt. Die brochirten Exemplare sowohl wie namentlich die fein gebundenen machen dem rührigen Verlage alle Ehre.

Das beigegebene Druckfehlerverzeichniß ist leider nicht ganz vollständig; wir haben einen sehr störenden Setzfehler in einem Gedichte angemerkt, das einen guten Gedanken in eine schlagende Fassung bringt, aber beinah durch ein „noch“ für ein „nah“ (S. 144) um seine Wirkung gebracht wird.

Wir sind nicht zweifelhaft, daß die Gedichte Louis Engelbrecht's viele Leser und Freunde finden werden, um so mehr, als sie eine beredte Widerlegung der so oft gehörten Klage über den aussterbenden Idealismus sind. K. M.

Karl Borinski, Lessing. Mit zwei Bildnissen. I. u. II. B. Berlin, E. Hofmann u. Co. 1900. IX. u. 196, XI. u. 230 S. 8⁰. 4 M 80.

A. u. d. T.: Geisteshelden. (Führende Geister.) Eine Sammlung von Biographien. 34. u. 35. B. (der VI. Sammlung 5. u. 6. Band).

Erich Schmidt, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. I. u. II. B. 2. veränderte Auflage. Berlin, Weidmann 1899. VIII. u. 715, VIII. u. 656 S. gr. 8⁰. 18 M.

Borinski's Buch ist hauptsächlich für Kenner des Lebens und der Werke Lessing's geeignet. Ihnen aber wird es einen großen Genuß bereiten. Denn es ist anregend, mit umfassender Sachkenntniß und mit warmer Begeisterung für den behandelten Helden geschrieben. Mag man in allen Einzelheiten mit dem Verfasser, der sämmtliche Seiten von Lessing's Wirksamkeit in glänzendes Licht setzt, auch nicht übereinstimmen, so wird man seinen durchweg selbständigen Ausführungen doch überall mit großem Interesse folgen. Schon die Anlage des Buches ist eine eigenartige. Der Verfasser verfolgt nicht biographisch den Lebensgang des Dichters und Gelehrten, sondern er geht einzeln nach einander die verschiedenartigen Zweige seiner ausgedehnten und tiefgreifenden Thätigkeit durch und behandelt so gesondert in vier Büchern den Litteraten, den Dramatiker und Dramaturgen, Kunst und Alterthum und den Theologen. Das hat gewiß seinen eigenen Reiz, aber es kommt doch nicht so wie bei einer streng geschichtlichen Darstellung der Anlaß und das Nebeneinander dieser vielseitigen Beschäftigung, das gegenseitige Verhältniß der einzelnen mit größerer oder geringerer Meisterschaft behandelten Fächer zu deutlichem Ausdrucke. Das Werk ist daher nicht Anfängern zur Einführung in das Leben und Schaffen Lessing's, wohl aber dessen Kennern und Freunden auf das Beste zu empfehlen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir nicht unterlassen, auch noch auf ein älteres Werk über Lessing hinzuweisen, das von den Litteraturfreunden und den Fachgenossen sogleich mit größter Anerkennung aufgenommen wurde, jetzt aber durch die zweite Auflage, in der es vorliegt, zugleich den erfreulichen Beweis dafür erbringt, daß es trotz seinem Umfange auch in weiteren Kreisen verdienten Beifall gefunden hat, das Werk des Berliner Litterarhistorikers Erich Schmidt. Es verfolgt Leben und Schriften Lessing's streng historisch im vollen Rahmen seiner Zeit in wahrhaft mustergültiger Weise. Wer auch in unserer hastigen Zeit vor einem umfangreichen Werke noch nicht zurückschreckt und sich gründlich über Lessing unterrichten will, der kann kein besseres Buch als dieses zur Hand nehmen, das alle seine Wünsche vollauf befriedigen wird. Für uns Braunschweiger hat es, beiläufig gesagt, auch noch den besonderen Vorzug, daß hier im Gegensatz zu fast allen früheren Lessingbiographen die Stellung Lessing's zu unserem Fürstenhause ruhig und gerecht beurtheilt wird.

Eduard Paulus, Drei Künstlerleben. Tilmann Riemenschneider, Erwin von Steinbach, Michelangelo. Dichtungen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1900. 121 S. 8⁰. geb. 2 M.

Etwa die Hälfte des Buches nehmen die zwölf Gesänge ein, die dem Leben und Wirken des vom Harze stammenden Bildhauers Tilmann Riemenschneider gewidmet sind. Sie haben auf S. 104 dieses Jahrgangs bereits eine Besprechung gefunden. In durchaus würdiger Weise reihen sich ihnen die Dichtungen an, die die großen Künstler Erwin v. Steinbach und Michelangelo in stimmungsvollen Bildern und in voller Würdigung ihrer Bedeutung uns vorführen. Wir wollen daher nicht unterlassen, unsere Leser auf das schön ausgestatete Büchlein aufs Neue hinzuweisen.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 1. Wöhlert, Delegirten-Versammlung am 26. Nov. 1899 zu Br. — 3. L. Engelbrecht, Zum 27. Januar 1900 (Gedicht). — 5. Rapport des Braunschw. Landwehr-Verbandes vom 1. März 1900. — 10. H. Stegmann, Anna Charl. Rhebisch (Aus Braunschw. Mag.) — 12. Jahresbericht des Verbandes der freiw. Sanitätscolonnen. — 12.—14. Verbandsfest vom 30. Juni—2. Juli in Braunschweig. — 15. Wöhlert, Delegirten-Versammlung am 1. Juli 1900 zu Br. — 17. Frühling, Oberstlieutenant a. D. Frh. Oscar v. Bernewitz †. —

Hs 94

Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr Paul Zimmermann.



Siebenter Band.

Jahrgang 1901.



Braunschweig 1901.

Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck.)

Im Buchhandel zu beziehen durch Julius Zwißler, Verlagsbuchhandlung in Wolfenbüttel.



Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr Paul Zimmermann.

Siebenter Band.
Jahrgang 1901.



Braunschweig 1901.
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).

Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr Paul Zimmermann.

Siebenter Band.
Jahrgang 1901.



Braunschweig 1901.
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).

Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Geschichte.

2. Litteraturgeschichte.

3. Culturgeschichte.

4. Topographie.

5. Necrologe, Biographien.

6. Geschichtsverein.

II. Besprechung von Büchern und Aufsätzen; Inhaltsangabe von Zeitschriften.

III. Verfasser.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 1. 13. Januar **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Harzburg und Canossa.[1])

Von O. v. Heinemann.

Zwei Burgen haben in dem Leben Heinrich's IV. eine bedeutsame und verhängnißreiche Rolle gespielt, so zu sagen mit bestimmender dämonischer Macht in das Geschick dieses unglücklichsten aller deutschen Könige und Kaiser eingegriffen: Harzburg und Canossa — jene, uns Allen wohlbekannt, in unserm Herzogthume auf einem in die norddeutsche Ebene vorspringenden Berge des Harzes gelegen, weit hinausschauend in das zu ihren Füßen sich ausbreitende sächsische Niederland, einst die stolze Gründung und zeitweilig der Lieblingsaufenthalt des genannten Kaisers, jetzt seit Jahrhunderten ein kümmerlicher Haufen von Schutt und Trümmern — diese, fern von uns im welschen Lande, jenseits der großen Berge, an den nördlichen Abhängen des Appennin auf hohem, steilen, unbewaldeten Quarzfelsen (Silex) thronend, schon von weither dem Wanderer in der lombardischen Ebene sichtbar und daher „die weiße" oder „die schimmernde Feste" genannt, von einem dreifachen Mauerringe umgürtet, so daß Donizo, der Zeitgenosse Gregor's VII. und der großen Gräfin Mathilde, sie also von sich rühmen läßt: „Ich bin unversehrbar und uneinnehmbar, wenige Krieger reichen hin, mich zu schützen, und würde ich zehn Jahre lang belagert, ich könnte nicht erobert werden: kein Wurfgeschoß, kein Pfeil kann mich beschädigen".

Die geschichtlichen Beziehungen, die diese örtlich so weit von einander gelegenen Burgen verknüpfen, liegen auf der Hand. Eine jede von ihnen ist Zeuge gewesen von einer jener tragischen Wendungen, an denen das Leben Heinrich's IV. so reich ist, und beide haben das deutsche Kaiserthum in seiner tiefsten Erniedrigung geschaut: die eine, wie es bei Nacht und Nebel flüchten mußte vor der Rebellion der trotzigen widerspänstigen sächsischen Fürsten, die andere, wie es, niedergerungen durch eine stärkere geistige Macht, gedemüthigt und überwunden zu Boden lag, den Fuß des triumphirenden Papstthums auf seinem Nacken. Diese Berührungspunkte in der Geschichte der beiden Burgen und ihre Beziehungen namentlich zu den zwei großen Weltmächten des Mittelalters, dem Papst- und Kaiserthume, oder, wie der Sachsenspiegel sich ausdrückt, dem geistlichen und weltlichen Schwerte, sind so augenfällig, daß sie sich nicht nur den Männern wissenschaftlicher Forschung, sondern auch weiteren Kreisen des Volkes aufgedrängt und in ihnen Wurzel geschlagen haben, wenn sie von ihnen auch mehr dunkel geahnt als klar erkannt sein mögen. Wie wäre man sonst auf den Gedanken gekommen, die Ereignisse von Canossa durch die Errichtung einer Erinnerungssäule gerade auf der Harzburg zu verewigen? Es mag dabei unerörtert bleiben, ob, indem man dies that und indem man namentlich das Denkmal mit den damaligen politisch-religiösen Zeitkämpfen in Beziehung setzte, ein feines oder auch nur ein richtiges Verständniß für die Lage der Dinge zu Tage getreten ist. Denkmäler sind ihrer Natur nach rückschauender Art: sie sollen an Vergangenes, an historisch Gewordenes erinnern, nicht aber Zukünftiges weissagen oder verkündigen. Indem man der Säule auf der Harzburg das berühmte stolze Wort des ersten deutschen Kanzlers „Nach Canossa gehen wir nicht" einfügen ließ, setzte man sich der Gefahr aus, durch die kommenden Zeiten, die keine menschliche Hand, selbst die eines Bismarck nicht, zu leiten oder zu beherrschen sich vermessen soll, in grausamster Weise enttäuscht und widerlegt zu werden. Und so ist es denn auch gekommen. Selbst der eiserne Kanzler hat hier die Waffen strecken müssen, auf dem Harzburger Denkmal aber prangt bis auf den heutigen Tag in goldenen Lettern ein Wort, das sich in vollem Widerspruch zu der geschichtlichen Wahrheit befindet und damit zugleich ein beredtes Zeugniß ablegt von der Kurzsichtigkeit und der Ueberhebung menschlicher Parteileidenschaft.

Da, wo jetzt dieses sonderbare Denkmal steht, erhob sich vor 835 Jahren der erste Burgenbau auf dem stolzen, herrlichen Berge, die Kaiserburg Heinrich's IV. In der That ein Platz, der, wie der Chronist Bruno sagt, „sich vor vielen anderen zu einem Königsschlosse eignete". „Wem — so ruft Heinrich's Biograph aus —, wem weitete sich nicht das Herz, wenn er die wundervollen Berge ringsumher im Schmuck des Mai erblickt, wenn der Morgen, angethan mit Purpur, den Nebel aus den Thälern scheucht und die duftige

1) Vortrag, gehalten in der Versammlung des Ortsvereins für Geschichte u. Alterth. in Wolfenbüttel den 22. October 1900.

Bewaldung im Sonnenglanz erschimmert: hellgrüne Buchenkronen, bräunliches Eichenlaub und tiefdunkle Tannen!"

Diesen Berg nun erkor sich der damals kaum dem Knabenalter entwachsene jugendliche Heinrich, nachdem er kurz vorher in Worms seine Schwertleite gefeiert hatte, d. h. des vormundschaftlichen Druckes ehrgeiziger Bischöfe und Laienfürsten ledig geworden war, um auf ihm nach den Rathschlägen seiner fränkischen und schwäbischen Dienstmannen eine jener Schutz- und Trutzfesten zu erbauen, durch die er das von der Habsucht der Fürsten in Sachsen bereits vielfach geschmälerte und von ihrer Begehrlichkeit stetig bedrohte Reichsland in Norddeutschland sicher zu stellen und vor weiteren Verlusten zu bewahren gedachte. Der Bau der Harzburg war demgemäß nur ein Glied in der Kette der zu diesem Zweck von ihm ergriffenen Maßregeln. Andere Burgenbauten sollten denselben Zweck für andere Gegenden Sachsens und Thüringens erfüllen: Heimburg bei Blankenburg und die Hasenburg auf dem preußischen Eichsfelde, Moseburg und Sassenstein in der Nähe von Sachsa, Spartenberg bei Sondershausen, sowie Bockerode und Wigantenstein, beide letzteren in Thüringen. Aber die Harzburg war nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der gleichzeitigen Schriftsteller von allen diesen Festen die schönste, stattlichste und stärkste. Zwei von ihnen haben uns eine Beschreibung der Burg überliefert. Der Eine, Lambert von Hersfeld, schildert hauptsächlich ihre äußere Lage. „Die Burg", sagt er, „war auf einem hohen Berge gelegen und nur auf einem einzigen Wege — und selbst auf diesem nur unter den größten Schwierigkeiten — zugänglich. Die übrigen Seiten des Berges umschattete dichtester Wald, der sich von dort in ununterbrochener Wildniß viele tausend Schritte bis zu den Grenzen Thüringens erstreckte, so daß keine Anstrengung der Belagerer den Belagerten den Eintritt in die Burg oder den Austritt aus ihr zu verwehren vermochte!" Der Andere, der schon vorhin erwähnte Magdeburger Domgeistliche Bruno, der ein Buch über den sächsischen Krieg geschrieben hat, bemühet sich dagegen, dem Leser eine Vorstellung von der Burg selbst, von dem Glanz und der Pracht ihrer Gebäude und der von ihnen umschlossenen kirchlichen und profanen Schätze zu geben. „Die erste und gewaltigste jener Burgen" — so lautet seine Schilderung — „benannte der König die Harzburg. Er bewehrte sie gegen äußere Angriffe durch feste Mauern, Thürme und Thore auf das Sorgsamste, schmückte sie im Innern so herrlich mit königlichen Gebäuden, errichtete auch darin ein so stattliches Münster und häufte in ihm so reichen Schmuck auf, versammelte endlich hier aus allen Gegenden so zahlreiche Geistliche, daß es durch seine glänzende Ausstattung manchen Bischofssitzen gleichkam, manche selbst darin übertraf. Wo er bei irgend einem Bischofe das Stück eines kostbaren oder prachtvollen Kirchenschmucks bemerkte, da ruhete er nicht, bis er es, sei es durch Befehl, sei es durch Ueberredung und Bitten, für sein Münster auf der Harzburg erworben hatte".

Um uns die Absicht klar zu machen, die Heinrich mit dem Bau dieser Burgen, vornehmlich demjenigen der Harzburg, verfolgte, müssen wir uns für einen Moment die Lage des Reichs im Allgemeinen, besonders aber die Zustände in Sachsen zu der Zeit vergegenwärtigen, da der junge König die Regierung in die eigene Hand nahm. Ein unerwarteter, frühzeitiger Tod hatte seinen Vater, Heinrich III., dahingerafft. In einem kritischen Augenblicke schloß der herrschgewaltige Kaiser für immer die Augen. „Durch den Tod des Kaisers Heinrich III." — sagt ein Zeitgenosse, Adam von Bremen — „schien sowohl die Kirche wie der Staat zu Grunde zu gehen, denn ein Weib und ein Kind kamen jetzt an's Regiment, zum großen Nachtheil des Gemeinwesens. Die Fürsten aber, die ein solches Weiber- und Kinderregiment nur mit Unwillen ertrugen, erlangten zunächst ihre alte Freiheit zurück, begannen alsdann unter sich einen Wettstreit um die höchste Macht und schritten endlich dazu, mit den Waffen in der Hand ihren Herrn und König abzusetzen. Dies Alles aber ist leichter mit Augen zu schauen als mit der Feder zu beschreiben". Mit wenigen Worten zeichnet hier der Bremer Domscholaster die Lage der Dinge, wie sie alsbald nach dem Tode Heinrichs III. sich gestaltete. Einerseits mußte die von ihm dem Kaiserthume gegenüber der abendländischen Kirche erworbene Stellung, die so überragend und maßgebend war, wie sie in dieser Weise weder früher bestanden noch später jemals wiedergekehrt ist, nothwendig in Folge seines frühzeitigen Todes einen empfindlichen Rückschlag erfahren, und dies um so mehr, als er keinen Erben und Nachfolger hinterließ, der durch Alter und Erfahrung im Stande gewesen wäre, das von ihm begonnene Werk zu glücklichem Abschlusse zu führen. Andererseits bezeichnet Heinrich's III. Name auch den Höhepunkt politischen und administrativen Einflusses gegenüber den großen Fürstengeschlechtern im Reiche und damit den Beginn einer Richtung, die, wäre dem Kaiser eine längere Lebensdauer beschieden gewesen, wohl zu einer völligen Unterdrückung des deutschen Laienadels, selbst in denjenigen Theilen des Reiches hätte führen können, wo die Fürstenaristokratie am kräftigsten und lebensfähigsten vertreten war. Dies war ohne Zweifel in Sachsen der Fall, wo seit den Tagen Otto's des Großen das Herzogthum ohne Unterbrechung in der Hand des Billungischen Hauses geruhet hatte und wo eine lange Reihe reicher, trotziger, auf ihre Abstammung und ihren früher unter den Ottonen ausgeübten Einfluß stolzer Adelsgeschlechter dem herzoglichen Hause ebenbürtig zur Seite stand. Diese mächtige sächsische Laienaristokratie sah sich seit der Thronbesteigung der salisch-fränkischen Könige in ihrer bisherigen einflußreichen Stellung beschränkt und bald in ihrem nicht immer auf rechtmäßigem Erwerbe beruhenden Güterbesitze bedrohet. Theils durch die Freigebigkeit der Ottonen, theils aber auch durch Uebergriffe der Fürsten, die auf keinem Rechtstitel beruheten, waren in Sachsen die alten Grundlagen der königlichen Macht, die Regalien und andere Nutzungsrechte nicht minder wie das große Haus- und Reichsgut, das die Liudolfinger hier besessen hatten, zumeist in den Besitz jener großen, einflußreichen Adelsgeschlechter übergegangen. Das große Domanium der Ottonen, das sich einst über alle Theile

Sachsens erstreckte, war bis auf kümmerliche Reste zusammengeschmolzen. Nur in den waldreichen, damals der Kultur noch wenig erschlossenen Gegenden des Südens, im Harze und in dessen Vorlanden, hatte sich, theils in vereinzelten Parcellen, theils in größeren, geschlossenen Gruppen, kaiserliches und Reichsgut in dieser Eigenschaft behauptet. Namentlich galt der Wald, der sich damals um das Harzgebirge rundum nach allen Richtungen viel weiter ausdehnte als jetzt, mit den in ihm befindlichen Rodungen durchweg für Reichsland, dessen Grundherr Niemand anders war als der jedesmalige König.

Als der werthvollste und einträglichste Besitz dieses dem Reiche verbliebenen Domaniums erschien den deutschen Königen ohne Zweifel Goslar, ein Ort, dessen Ursprung wie derjenige so vieler sächsischer Städte im Dunkel liegt, der aber nach einer freilich sagenhaften Ueberlieferung schon zur Zeit Otto's des Großen durch die Entdeckung reicher Gold- und Silberadern in dem benachbarten Rammelsberge für das Reich eine besonders hervorragende wirthschaftliche Bedeutung erhielt. Schon die letzten Liudolfinger hatten einen Blick dafür, was dieser damals noch unbedeutende Ort einst für das Reich und für das deutsche Königthum werden könnte, besonders Heinrich II., der hierher die früher am Nordsaume des Harzer Waldlandes in der Nähe von Schladen gelegene Pfalz Werla verlegte und öfters in Goslar einen längeren Aufenthalt nahm. Schon zu seiner Zeit begann hier eine auf die Ausbeutung der unterirdischen Schätze des Rammelsberges abzielende Industrie zu erblühen, die bald einen ungeahnten wunderbaren Aufschwung nahm. Aber weit kräftiger und förderlicher für den Ort erwies sich die Waltung der fränkischen Kaiser, vor Allen Heinrich's III. Dieser Kaiser erkannte mit richtigem Blick, wie wichtig es für die Stellung des Königthums in Sachsen sei, die Reste des früher so bedeutenden Reichsgutes vor weiterer Verschleuderung zu sichern, ja womöglich die Zurückgewinnung von schon ganz oder halb verlorenen und dem Reiche entfremdeten Besitzungen zu versuchen. Zum Centralpunkt für diese Bestrebungen erschien ihm das aufstrebende Goslar als der geeignete Ort. Daraus erklärt sich wohl vorzugsweise die wahrhaft königliche Huld, die er der Stadt zuwandte und die großmüthige Thätigkeit, durch die er sie zu reicherer Bedeutung zu erheben suchte. Es ist von ihm überliefert worden, er habe diesen Ort zum Mittelpunkt seiner Herrschaft, zur eigentlichen Heimath des deutschen Königthums ausgestalten wollen, ja man hat ihm geradezu die Gründung oder Erbauung der Stadt zugeschrieben, die er als kleine Mühle oder unbedeutende Jägerhütte vorgefunden habe. Das ist ein Irrthum, aber soviel steht doch unzweifelhaft fest, daß Goslar erst durch ihn zu größerer politischer Bedeutung gelangt ist. Während seiner siebzehnjährigen Regierung hat er nachweislich fünfzehnmal einen kürzeren oder längeren Aufenthalt in Goslar genommen und öfters hier wichtige, bedeutsame und glänzende Reichsversammlungen abgehalten. Hier ist ihm die Mutter gestorben und wahrscheinlich jener Sohn geboren worden, dessen Regierung sich durch ein wunderbares Verhängniß zu einer fast ununterbrochenen Reihe von Kämpfen nicht für, sondern gegen die von seinem Vater ins Leben gerufenen und verfolgten kirchlich-hierarchischen Ideen gestalten sollte. Neben dem Königspalaste, dessen ältester noch erhaltener Theil für den frühesten von der Zeit verschont gebliebenen Profanbau Deutschlands gilt, gründete Heinrich III. in Goslar einen prachtvollen Dom, den er seinen persönlichen Schutzheiligen Simon und Judas weihete und den er mit solcher Freigebigkeit ausstattete, daß er in Kaiserurkunden als Glanz und Ruhm seiner Krone (gloria coronae nostrae) bezeichnet wird. Seine Gemahlin aber rief das dicht vor der Stadt gelegene Collegiatstift auf dem Petersberge ins Leben. Auch die Anfänge einer regelmäßigen Befestigung Goslars werden mit großer Wahrscheinlichkeit auf Heinrich III. zurückgeführt.

In diesem Zustande wachsender Bedeutung und fröhlichen Aufblühens ging der Ort auf Heinrich IV. über. Aber dieser war, als ihn der Tod des Vaters beraubte, erst ein sechsjähriger Knabe. Schon deshalb war an eine Fortsetzung der von Heinrich III. gegenüber den sächsischen Fürsten verfolgten Politik zunächst nicht zu denken. Vergebens suchte die Kaiserin-Wittwe, die mit der Vormundschaft über ihren Sohn die Reichsregierung übernahm, den begabtesten aber auch den gefährlichsten von ihnen, Otto von Nordheim, durch die Verleihung des Herzogthums Bayern dauernd zu gewinnen und an ihm eine Stütze zu finden. Und als dann in Folge einer Verschwörung, hauptsächlich der sächsischen Fürsten, der junge König seiner Mutter durch Gewalt und List entrissen ward und das Reichsregiment an die Fürsten kam, da schien es mit Heinrich's III. Plänen gegen die sächsische Laienaristokratie auf unabsehbare Zeiten vorbei zu sein. Nie vielleicht ist im Verlaufe der deutschen Geschichte das Königthum zu einer so schmachvollen Erniedrigung herabgedrückt gewesen wie zu dieser Zeit, da es durch ehrgeizige Priester gemißbraucht ward, da Habsucht und Verrath das Steuer führten und eine unheilvolle Saat blutigen Hasses in der jungen Seele des künftigen Herrschers heranwuchs. Man wird sich nicht wundern, daß Heinrich, als er endlich die Zügel der Regierung selbständig ergriff, sich der vielfachen Unbilden und Demüthigungen erinnerte, die ihm während der Zeit seiner Unmündigkeit von den Fürsten der Sachsen, geistlichen wie weltlichen, waren zugefügt worden. Allein man würde doch irren, wollte man diesen persönlichen Stimmungen einen allzugroßen Einfluß auf die Maßnahmen zuschreiben, die der König alsbald in den sächsischen Landen ergriff. So tief und bitter er auch die Demüthigungen empfunden haben mochte, die seine Erzieher und Vormünder während seiner Minderjährigkeit über ihn verhängt hatten, so waren es doch wohl weniger die Regungen einer rachsüchtigen Gesinnung als die ganze politische Lage und der Vorgang des zu früh verstorbenen Vaters, die ihn bestimmten, jetzt, da er sein eigener Herr geworden war, die väterlichen Pläne und Bestrebungen wieder aufzunehmen. Aber er verfuhr, jung, unerfahren und leidenschaftlich wie er war, dabei um so mehr mit rück-

sichtslosem, überstürzendem Eifer, als während seiner Minderjährigkeit die königlichen Rechte, zumal in Sachsen vielfach erneute Beeinträchtigungen und Verkümmerungen hatten erfahren müssen. Burg auf Burg erhob sich bald in den südlichen Strichen des Landes, im Umkreise des Harzes und in dem benachbarten Thüringen, zu denen die ländliche Bevölkerung nach altem Recht und Brauch Frohndienste aller Art leisten mußte. So schürzte sich der Knoten zu einer unheilvollen Verwickelung, denn auch die Sachsen, nicht nur der Adel und die Fürsten, sondern selbst das niedere Volk, die Bürger und Bauern, waren entschlossen, an die Behauptung ihrer lange bewahrten, jetzt aber — wie es ihnen schien — schwer bedrohten Freiheit und Unabhängigkeit Alles — Gut, Leib und Leben — zu setzen.

Zur Beschützung und zugleich zur Beaufsichtigung des Kaiserhofes Goslar und seiner damals schon nicht ganz unbeträchtlichen Bevölkerung, der Heinrich keineswegs durchaus vertrauen zu dürfen meinte, war die Harzburg, die mächtigste dieser Festen, bestimmt, deren Bedeutung ich bereits zu schildern versucht habe. Sie lag nur zwei und eine halbe Wegstunde von Goslar entfernt und war daher auch örtlich wohl geeignet, den Zweck, den Heinrich mit ihrer Erbauung verfolgte, zu erfüllen und zu gewährleisten.

Es war, als wenn Heinrich's Vorliebe und Sorge für Goslar mit dessen Sicherung durch die Harzburg frische Nahrung erhalten hätte. Hatte er schon früher fast alljährlich, bisweilen öfters in demselben Jahre, längere Zeit in ihren Mauern geweilt so häuften sich jetzt die von ihm dort gehaltenen Reichstage mehr und mehr, zum großen Verdruß und zum empfindlichen Schaden des sächsischen Volkes, dem es während des Aufenthaltes des Königs im Lande nach den Anschauungen der Zeit oblag, ohne Entschädigung für den Lebensunterhalt des Königs und seines Hofes zu sorgen. Eine der allgemein gegen Heinrich von den Sachsen vorgebrachten Beschwerden war deshalb, daß er durch zu häufigen Aufenthalt in ihrem Lande das Volk drücke und schädige. Es ist bekannt, wie sich die Dinge weiter entwickelten. Heinrich scheint von der rasch zu offener Rebellion sich erhitzenden Unzufriedenheit in Sachsen keine Ahnung gehabt zu haben. Sorglos hielt er wieder einmal in seinem geliebten Goslar Hof, als sich die Kunde verbreitete, ein großes Heer der Sachsen — Lambert schätzt es wohl übertrieben auf 60 000 Mann — zöge unter der Führung ihrer Fürsten gegen seine Pfalz heran. Sie hatten sich in der Stille gerüstet und wandten jetzt, statt gegen die Polen in's Feld zu rücken, zu deren Bekämpfung sie der König aufgeboten hatte, ihre Waffen gegen diesen selbst. Heinrich, durch diesen allgemeinen Aufstand völlig überrascht, floh auf die benachbarte Harzburg und suchte hinter ihren festen Mauern Schutz und Rettung vor dem entfesselten Sturme. Aber die erbitterten Sachsen folgen ihm dahin, umlagern die gefürchtete Feste und, da sie an ihrer gewaltsamen Einnahme verzweifeln, befestigen sie den die Burg überragenden Berg, der noch heute „der Sachsenberg" heißt, um sie durch Hunger zu bezwingen.

Es war eine verzweifelte Lage, in der sich der König befand. Er mußte befürchten, binnen Kurzem in die Gewalt seiner von ihm glühend gehaßten Feinde zu fallen. Da faßte er einen kühnen Entschluß, der über alle Erwartung gelang. In einer dunklen Nacht — es war die Nacht vom 8. auf den 9. August 1073, — verließ er heimlich mit geringer Begleitung, unter der Führung eines der Gegend kundigen Jägers, die Burg. Es glückte, die Wachsamkeit der Sachsen zu täuschen, und nach viertägiger mühsamer Wanderung durch das wilde Gebirge und den dichten Wald, über Gestrüpp und Klippen, erreichte er glücklich Hersfeld im Hessenlande, wo er vorläufig in Sicherheit war. Es war — abgesehen von der Schlacht bei Cotrona — die erste schmähliche Niederlage, die das deutsche Königthum seit seiner Begründung erlitt, nicht durch die Waffen äußerer Feinde, sondern durch die Unbotmäßigkeit, den Trotz und die Selbstsucht seiner eigenen Angehörigen, eine Niederlage, die es in seinen Grundfesten erschütterte. Denn Heinrich, der anfangs noch gehofft hatte, an den inzwischen zum Polenkriege versammelten Fürsten Süddeutschlands einen Halt zu finden, mußte, da diese eine äußerst zweideutige Haltung annahmen, sich jetzt zu Unterhandlungen mit den Rebellen bequemen. Zu Gerstungen kam ein Friede zu Stande, dessen Bestimmungen der König nach einigem Sträuben annahm. Danach sollten den Sachsen ihre alten Sonderrechte gewährleistet und ihnen unter Ausschluß der Fremden die Entscheidung ihrer Angelegenheiten selbst überlassen werden, auch Otto von Nordheim das Herzogthum Bayern, dessen er nach dem Spruche seiner eigenen Stammesgenossen, der sächsischen Fürsten, entsetzt worden war, zurückerhalten. Am bittersten und schwersten empfand Heinrich wohl die Forderung der Sachsen, daß sämmtliche in ihrem Lande erbauten Burgen von Grund aus zerstört und dem Erdboden gleichgemacht werden sollten. Aber er mußte auch dieser Forderung sich fügen. Um sie in Ausführung zu bringen, ging er selbst nach Sachsen. Als er nach Goslar kam, das er vor sieben Monaten in schimpflicher Flucht verlassen hatte, und hier erfuhr, wie tapfer sich seine Burgmannen während dieser Zeit auf der Harzburg gehalten hatten, da ward ihm das Herz schwer, daß er die herrliche, mit so großen Kosten erbaute Burg der Zerstörung preisgeben sollte. Er konnte sich nicht dazu entschließen, den Befehl zu ihrer Niederlegung zu ertheilen, und suchte nach Ausflüchten, ihn hinauszuschieben, ja, er erniedrigte sich so weit, daß er die Empörer inständig anflehete, nur *diese* Burg zu verschonen: nicht zur Unterdrückung des sächsischen Volkes — betheuerte er — habe er sie erbauet, sondern lediglich zur Abwehr der Reichsfeinde. Allein es war Alles vergeblich. Die Sachsen, zumal die durch die Ausfälle und Raubzüge der Harzburger Besatzung maßlos erbitterten Bauern, bestanden auf ihrem Schein und verlangten stürmisch die Ausführung gerade *dieser* Bestimmung des Friedensvertrages. So begann denn das Werk der Zerstörung: die Niederreißung der Mauern, die Verschüttung der Gräben, die Abtragung der Wälle. Nur die kirchlichen Gebäude,

das Münster und die Curien der Domherren sollten von der Vernichtung verschont bleiben. Voll bitteren Grolls und mit gesteigertem Haß gegen das störrige, unbeugsame Volk verließ der König Sachsen, um nicht Zeuge von der Zerstörung seines eigenen Werkes sein zu müssen. Aber kaum hatte er dem Lande den Rücken gewandt, da rotteten sich die Bauern in der Umgebung der Harzburg, denen die ordnungsmäßige Abtragung der Feste nicht rasch genug ging, in wildem Aufruhr zusammen und übernahmen selbst das Werk der Zerstörung. In hellen Haufen strömten sie den Burgberg hinauf, raubten, was die kirchlichen Gebäude noch an Schmuck und Kostbarkeiten bargen, zertrümmerten die Altäre, zerschlugen Kruzifixe und Reliquien, verbrannten die Kirche mit ihren Nebengebäuden, die doch durch den Friedensvertrag geschützt sein sollten, und ruheten nicht eher, als bis der breite Gipfel des Berges nur noch das Bild einer wüsten, von Rauch und Flammen umloheten Trümmermasse darbot. Selbst die Leichen von Heinrich's erstgeborenem, früh verstorbenen Sohne und von des Königs kleinem Bruder, die auf der Burg begraben waren, wurden nicht verschont, sondern mit kirchenschänderischen Händen aus ihren Gräbern gerissen und in alle Winde zerstreuet.

So hatte sich das Schicksal dieser ältesten Harzburg erfüllt, nachdem sie ein Jahrzehnt lang gewissermaßen der Angelpunkt gewesen war, um den sich die deutsche Reichsgeschichte drehete. Ihre weltgeschichtliche Rolle war damit ausgespielt. Zwar hat Heinrich bald darauf, nachdem er durch die Niederwerfung des sächsischen Aufstandes in der Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut an den Rebellen seine Rache genommen, den Befehl zu ihrer Wiederherstellung ertheilt, dieser Befehl ist aber in Folge des alsbald zwischen ihm und der päpstlichen Curie ausbrechenden Zerwürfnisses nicht zur Ausführung gekommen, wie eine freilich sagenhafte Ueberlieferung wissen will, hauptsächlich auch aus dem Grunde, weil Gregor VII. diesen Lieblingsaufenthalt seines unermüdlichen Gegners mit einem Fluche belegt habe, auf daß er niemals wieder bewohnt werde, sondern Babylon vergleichbar zu ewiger Oede verdammt bleibe. Erst als, nach länger als einem Jahrhundert, Kaiser Friedrich der Rothbart mit der Macht des Reiches, den Schrecken seines Namens vor sich hertragend, in Sachsen einbrach, um an seinem Vetter und ehemaligen Waffengenossen Heinrich dem Löwen die über diesen verhängte Acht zu vollstrecken, ließ er auf dem Harzburger Berge, der Heinrich's IV. Feste getragen hatte, eine neue, die zweite Harzburg, erstehen, die aber nie eine ähnliche Bedeutung erlangt hat wie jene erste, und, schließlich, in den Besitz der Herren von Schwicheldt übergegangen, zu einem der ruhmlosen Raubnester verkümmerte und verwilderte, durch die das ausgehende Mittelalter bei uns in Deutschland mit Recht einen so traurigen Ruf erlangt hat. (Schluß folgt)

Rudolf Steinhoff †.

Am 30. December starb zu Blankenburg a. H. der Oberlehrer am dortigen Gymnasium, Professor R. Steinhoff: ein treuer, gewissenhafter Lehrer der ihm anvertrauten Jugend, sowie ein über die Grenzen unseres Herzogthumes hinaus bekannter Forscher auf dem Gebiete der Philologie und dem der Geschichte unserer engeren Heimath.

Franz Rudolf Steinhoff, geboren den 29. Novbr. 1846 zu Helmstedt als Sohn des dortigen, allgemein geschätzten Bürgerschullehrers Steinhoff[1]), besuchte von Ostern 1857 bis dahin 1866 das Helmstedter Gymnasium, und wurde nach Beendigung des Studiums der Philologie, dem er in Göttingen und Tübingen 1866 bis 1869 oblag, im Jahre 1870 als Hülfslehrer an das Gymnasium zu Blankenburg versetzt, dem er seit dieser Zeit ununterbrochen angehört hat. Im Jahre 1871 durch Höchstes Patent zum Collaborator ernannt, 1887 zum Oberlehrer, 1897 zum Professor befördert, wirkte er als Klassenlehrer nach einander in Sexta, Quinta, Tertia A, Secunda B und A, hauptsächlich in den Fächern der alten Sprachen, des Deutschen, Französischen und der Geschichte, mit unermüdlichem Fleiße.[2])

Seinen Privatstudien, die er schon als Student dem Plautus zugewandt hatte, verdanken wir mehrere schätzenswerthe Abhandlungen, die als Beigaben zu den Jahresberichten des Blankenburger Gymnasiums in den Jahren 1872, 1879 und 1881 erschienen sind: die „Prolegomena zu Plautus Amphitruo I und II", und „das Fortleben des Plautus auf der Bühne".

Seit dem Beginne der achtziger Jahre wandte sich Steinhoff als Mitglied des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde mehr und mehr der Durchforschung der Geschichte der Harzlandschaften, insbesondere seines ihm lieb gewordenen Wohnortes Blankenburg und dessen nächster Umgebung, zu. Die Früchte dieser Studien finden sich zum Theil niedergelegt in der Zeitschrift jenes Vereins, in der Zeitschrift des thür.-sächs. Vereins für Erdkunde, im Braunschweigischen Magazin und in einer Reihe von Zeitungen; zum Theil sind sie als Sonderschriften erschienen.

Erwähnenswerth ist sein auf der Hauptversammlung des Harzer Geschichtsvereins in Gandersheim gehaltener Vortrag über Hrotswitha, Canonissin des Stifts Gandersheim, die älteste deutsche Dichterin, (abgedruckt in der Zeitschrift des Vereins, Jahrgang 15, Seite 116 ff.) worin er mit Glück die an der Echtheit des von Konrad Celtis 1493 entdeckten Urtextes entstandenen Zweifel zurückgewiesen hat. Ferner die Aufsätze über die Teufelsmauer bei Blankenburg und bei Thale, über die

---

1) Karl Steinhoff war in Helmstedt allgemein bekannt als Verfasser ansprechender Gelegenheitsgedichte. Eine von dem Sohne veranstaltete Auswahl derselben erschien, nach dem 1880 erfolgten Tode des Vaters, bei W. Kirchers Wwe. Blankenburg 1881, für seine Freunde im Druck.

2) R. Steinhoff war zweimal verheirathet; in erster Ehe mit Minna geb. Hagemann, Tochter des zu Blankenburg verstorbenen Leihhauscommissars Rath Hagemann. Nach ihrem im J. 1886 erfolgten Tode vermählte er sich 1888 zum 2. Male mit Martha, geb. Niemann, Tochter des Pastors Niemann, früher in Thale; dieser lebte nach seiner Pensionirung in Blankenburg, wo er 1900 gestorben ist.

Sage von der Harzer Roßtrappe (Zeitschrift des sächs.-thüring. Vereins für Erdkunde, Jahrgang 1894 und 1896).

Für die Besucher des Regensteins bei Blankenburg ist ein angenehmer, lieber Führer die Monographie Steinhoff's über den Regenstein, in der außer quellenmäßiger Behandlung der Geschichte der Burg werthvolle naturwissenschaftliche Beigaben, von kundiger Hand verfaßt, enthalten sind.

1891 erschien von ihm die Geschichte der Grafschaft, bezw. des Fürstenthums Blankenburg, der Grafschaft Regenstein und des Klosters Michaelstein; ein Werk, das von dem Sammelfleiß und der gewissenhaften Kritik des Verfassers rühmliches Zeugniß ablegt.

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten ihn die Michaelsteiner und Heimburger Urkunden; vor Allem aber ein Promptuarium der Urkunden der Grafen von Blankenburg-Regenstein, das fast vollendet vorliegt.

Hervorzuheben ist des Dahingeschiedenen lebhaftes Bestreben, für die Geschichte der engeren Heimath weitere Kreise zu erwärmen. Zeugniß davon sind zahlreiche Vorträge, die er gehalten hat in Vereinen, besonders an den Versammlungsabenden des von ihm lange Jahre in hervorragender Weise geförderten Blankenburger Ortsvereins für Geschichte; ferner bei Gelegenheit von gemeinsamen Ausflügen, besonders nach dem von ihm gewissermaßen als sein Gebiet betrachteten, geliebten Regensteine, vor zahlreichem Publicum.

In liebenswürdigster Weise war Steinhoff stets bereit, aus dem reichen Schatze seines Wissens andere Forscher auf historischem Gebiete zu unterstützen.

Sein Andenken wird nicht nur bei seinen Freunden, Kollegen und zahlreichen Schülern, sondern auch bei allen Freunden unserer heimischen Geschichtsforschung in Ehren bleiben. W. Dege.

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1900.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

Januar.

4 Arnold Cruse, Stadtrath a. D. in Schöningen †.
8. Ferdinand Fäsebeck, Hofrath Dr. med. †.
15. Karl Eigner, Herzogl. Baumeister a. D., † in Wolfenbüttel.
17. Reise des Regenten nach Berlin.
23. Versammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
26. August Henze, Handelsschul-Inspector a. D †.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
29. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
30. Gustav Gräfe, Kaiserlicher Oberpostdirector †.
31. Eröffnung des Landtages.

Februar.

1. Die Landesversammlung wird bis zum 8. März vertagt.
?. Karl Frh. v. Thienen-Adlerflycht, 1862—1884 Braunschw. Geschäftsträger am Wiener Hofe, † in Nizza.
12. Nessig, Oberförster a. D., † in Hasselfelde.
20. Rudolph Barttlingck, Vermessungs-Commissar a. D. †.
20. Generalversammlung des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
22. Herm. Voges, Regierungs- und Baurath †.
23. Hilmar Löbbecke, Rittergutsbesitzer, † in Hedwigsburg.
23. Karl Grahe, Schuldirigent in Stadtoldendorf †.
25. Karl Achilles, Oberförster a. D. †.
27. Adolf Wolff, Seniorchef der Firma A. J. Rothschild Söhne A.-G., † in Stadtoldendorf.

März.

1. Reise des Regenten nach Berlin.
4. Einführung des Pastors Gerlich in der Kirche zu St. Johannis.
5. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
6. Einführung des General- und Stadtsuperintendenten Lerche.
6. Theodor v. Schmidt-Phiseldeck, Geheimer Finanzrath †.
6.—8. Besuch des Herzogs von Veragua (Spanische Gesandtschaft).
13. Ernst Graberg, Rittergutsbesitzer, † in Hilprechtshausen.
15. Victor v. Usedom, Generalleutnant z. D. (1893 bis 1897 Commandeur der 40. Infant.-Brigade), † auf Hermannsthal in Pommern.
16. Friedrich Knoll, Stadtgeometer †.
17. Wilhelm Dücking, Oberförster a. D., † in Holzminden.
19. Reise des Regenten nach Berlin.
22. Justizrath Julius Benfey, Director der Braunschweig-Hannoverschen Hypothekenbank, † in Hannover.
24. Gottlieb Schönemann, Oberamtsrichter a. D., † in Holzminden.
24.—25. Besuch der Prinzessin von Württemberg.
29. Die Landesversammlung wird bis zum 17. Mai vertagt.
30. Wilhelm Vorlop, Pastor emerit. †

April.

1. Aufhebung der Feuerwehrwache auf dem Andreasthurme.
1. Abbruch des Huneborstel'schen (Demmer'schen) Hauses.
1. August Ohland, Amtmann, † in Helmstedt.
1. Einführung der Biersteuer.
8. Adolf Hentschel, Schulinspector †.
8. Friedrich Wimmer, Oberbergrath und Bergwerksdirector a. D., † in Goslar am Harz.
17. Otto Weydemann, Pastor in Oker, † zu Braunschweig.
24. Eröffnung der Handwerkskammer im Altstadtrathhause.
28. Generalversammlung des Vereins zur Braunschweigs und seines Fremdenverkehr

Mai.

1. Oberpostdirector Tasche übernimmt die Leitung der hiesigen Postdirection.
5. Ludwig Brandes, Pastor emer. †.
5.—7. XXXXII. Plenarsitzung der Handelskammer.
6. 34. Sitzung des Centralvorstandes des Harzklubs in Blankenburg.
7. Ankunft des Regenten.
8. Geburtstag des Regenten.
8. Reise des Regenten nach Blankenburg.
8. Der technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig wird das Recht verliehen, Studirende zum Dr ing. zu promoviren.
15. Ankunft des Regenten.
15. Otto Haeusler, Geheimer Justizrath. †.
15. Reise des Regenten nach London.
17. Wiedereröffnung des Landtages.
21. Karl Baumgarten, Cammerpräsident a. D. †
23. Die Landesversammlung genehmigt den Entwurf Manzel's zum Herzog Wilhelm-Landes-Denkmal.
29. Die Landesversammlung genehmigt den Umbau des Hoftheaters.
29. Die Landesversammlung wird bis zum 15. November vertagt.

Juni.

4.—5. IX. Jahresversammlung des Gymnasialvereins.
13. VIII. Generalversammlung des Landes-Prediger-Vereins.
15. Wilhelm Schrader, Oberlandesgerichtsrath †.
15.—16. Städtetag in Blankenburg.
16.—18. XXIII. Gauturntag in Schöppenstedt.
17. Grundsteinlegung der Bismarcksäule auf der Asse.
19. Jahresversammlung des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
24. Robert Hünicken, Sanitätsrath, Dr med. †.
26. XIV. Generalversammlung der evangel.-lutherischen Vereinigung.
26. Hermann Wehrenpfennig, Fabrikbesitzer †.
30. Ueberschwemmung bei Vorsfelde.
30. Hochwasser in dem Lennethale.
30., 1.—2. Juli. 25jähriges Landwehrverbandsfest in Braunschweig.

Juli.

3. Unwetter bei Oker am Harz.
7.—8. XIV. Braunschweigischer Feuerwehrtag.
7.—9. Rennen in Bad Harzburg.
9.—11. XXXIII. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Blankenburg.
10. Vermählung der Prinzessin Marie Louise, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, mit dem Prinzen Maximilian von Baden.
14.—15. Rennen in Bad Harzburg.
15.—17. Die Gemeinde Veltenhof begeht die 150jährige Jubelfeier ihres Bestehens.
19. Otto Mueller, Sanitätsrath Dr med., † in Blankenburg.
25. August v. Strombeck, Berghauptmann a. D. †.
25. Wilh. Wehrenpfennig, Geh. Oberregierungsrath, (geb. zu Blankenburg am 25. Jan. 1829), † in Berlin.
26. Albert Reinking, Pastor emer., † in Bodenburg.
26. Oskar Freiherr von Bernewitz, Oberstleutnant a. D., † in Blankenese bei Hamburg.

August.

1. XXVjähriges Jubiläum der Berufsfeuerwehr.
8. Paul v. Kloeber-Hoelscheborn, Oberstleutnant a. D. †.
12. XXXI. Volkswetturnen auf dem Elme.
12 Hermann Riegel, Geh. Hofrath Dr phil., Museumsdirector †.
12. 25jähriges Priesterjubiläum des Dechanten Dr Grube.
13. Heinr. Ludw. Gust. Hustedt, Dr med. †.
15. Jahres-Versammlung des Gustav Adolf-Vereins für das Herzogthum Braunschweig in Stadtoldendorf.
17. Gustav Mack, Sanitätsrath Dr med. †.
17. Friedrich Selwig, Vorstand der Braunschweigischen Creditanstalt †.
22. Georg Engelhard v. Löhneysen, Rittergutsbesitzer, † auf Rittergut Reindorf bei Hedwigsburg.
22. Kurt Stalmann, Dr phil., Fabrikdirector, † in Oker.
27. Hauptversammlung der Schuhmacherinnungen des Herzogthums Braunschweig in Blankenburg.
30. Einweihung des Wilhelmthurmes auf dem Klusberge bei Gandersheim.

September.

1. Versammlung des Centralausschusses für Volks- und Jugendspiele in Deutschland.
2. Sedanfeier.
4. Georg Pauselius, Pastor, † in Mascherode.
14. Fritz Schuseil, Pastor emer. †.
15.—16. 35. Hauptversammlung des Centralvorstandes des Harzclubs in Grund.
16. Parteitag der Landesrechtspartei in Königslutter.

October.

1.—3. 72. Braunschweigischer Landes-Lehrertag in Wolfenbüttel
18. Enthüllung des Herzog Wilhelm-Denkmals in Thedinghausen.
31. Wilhelm Gaus, Kreisrentmeister a. D. †.

November.

1. Bankdirector Lehmstedt tritt in den Ruhestand.
9. 150jähriges Bestehen der vereinigten Tischler-, Rademacher-, Drechsler-, Bötticher- und Glaserinnung in Holzminden.
15. Wiedereröffnung des Landtages.
16. 43. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.
18. Anna Vorwerk, Begründerin der Schloßanstalten zu Wolfenbüttel †.

18. Einweihung der neuerbauten Martinskirche zu Gardessen
27. Hugo Steinmeyer, Sanitätsrath Dr med. †.

December.

1. Volkszählung.
4. Sitzung des Centralausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
4. Rückkehr des Regenten.
7. Schluß des 25. ordentlichen Landtages.
10. Oskar Pini, Kreisrentmeister a. D. †.
10. Einweihung der Kirche in Oelsburg.
10. und 12. 40jährige Jubelfeier des Landbau-Vereins der Stadt Braunschweig.
10.—13. 44. Plenarsitzung der Handelskammer.
14. Geheimer Hofrath, Prof. Dr Friedrich Knapp wird erster Dr ing. der Hochschule honoris causa.
18. Landesversammlung des Bundes der Landwirthe.
19. VIII. ordentliche Landessynode.
20. Die Landessynode wird bis zum 14. April 1901 vertagt.
20. Carl Schaper, Finanzsecretär †.
23. Besuch des Herzogs von Sachsen-Altenburg.
27. Einweihung des Sitzungssaales der Stadtverordneten im neuen Rathhause.
28. Reise des Regenten nach Berlin.
28. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
30. Rudolf Steinhoff, Gymnasial-Oberlehrer, Professor, † in Blankenburg. W. S.

Bücherschau.

Stephan Beissel, Das Evangelienbuch Heinrich's III. aus dem Dome zu Goslar in der Bibliothek zu Upsala in seiner Bedeutung für Kunst und Liturgie. Mit einer Einleitung von Alexander Schnütgen. Mit 1 Lichtdruck und 10 Abbildungen. Erweiterter Abdruck aus der Zeitschrift für christliche Kunst. Düsseldorf, L. Schwann [1900]. 46 Sp. gr. 8°. 2 ℳ 40.

Die kostbare Handschrift, die aus dem Besitze des schwedischen Gesandten am türkischen Hofe, Ulrich Celsing, 1806 in die Universitätsbibliothek zu Upsala gelangte, ist, wie der Verfasser ausführt, das Glied einer großen Familie, einer „Schule“, auf die sich die Forschung der letzten Jahre mit besonderem Eifer verlegt hat. Er macht die Erzeugnisse jener Schule namhaft, der er mehr oder weniger sicher 32 verschiedene Handschriften zuzählt. Vöge hat den Sitz dieser Schule erst nach Köln, später nach Trier verlegt, während Beissel geneigt ist, ihn in Süddeutschland zu suchen. „Die Schule scheint in Reichenau, in Regensburg, vielleicht in St. Gallen besonders geblüht, sich weit verbreitet zu haben. Jedenfalls blieb sie deutsch und in enger Beziehung zum Kaiserhof“. Letzteres schließt der Verfasser aus dem Umstande, daß eine große Zahl dieser Handschriften — 10 von 32 — Kaiserbilder enthält, die uns sonst in anderen Handschriften der Zeit kaum begegnen. Unser Codex zeigt auf zwei hier wiedergegebenen Widmungsblättern den Kaiser Heinrich III., einmal mit seiner Gemahlin Agnes zusammen vor Christus, der sie unter seinen Schutz nimmt, das andere Mal den Aposteln Simon und Judas unseren Evangeliencodex überreichend. In der ausführlichen Beschreibung der Handschrift haben diese beiden Blätter für weitere Kreise natürlich das größte Interesse. Wissenschaftlich von Werth ist besonders auch die Untersuchung über das den Evangelien angehängte Perikopenverzeichniß, und sehr zu beherzigen sind die im Vorworte und in der Abhandlung ausgeführten Gesichtspunkte, nach denen bei Classificirung von illustrirten Handschriften nicht nur die Bilder, sondern auch der Text zu berücksichtigen sei.

L. Horwitz, Die Israeliten unter dem Königreich Westfalen. Ein actenmäßiger Beitrag zur Geschichte der Regierung König Jérôme's. Berlin, Commissionsverlag von S. Calvary u. Comp. (1900). 106 S. 8°. 2 ℳ

Wenn irgend Jemand Anlaß hatte, das neu gegründete Königreich Westfalen mit Freuden zu begrüßen, so waren es die Israeliten, die hier zuerst in deutschen Landen von bedrückendem Zwange befreit wurden und volles Staatsbürgerrecht erhielten. Man darf daher auch ihnen schon etwas mehr Ueberschwänglichkeit gegen den neuen Herrscher zu Gute halten, als ihren christlichen Landesgenossen, die damit leider auch nichts weniger als gegeizt haben. Es ist deshalb auch ein durchaus berechtigtes Unternehmen, die Stellung der Juden in der westfälischen Zeit monographisch zu behandeln. Der Verfasser hat seine Aufgabe mit Fleiß und Umsicht gelöst, sein Buch ist ein interessanter Beitrag zur heimischen Geschichte jener Zeit. Mit Recht nennt er ihn einen actenmäßigen. Denn die Wiedergabe von Actenstücken überwiegt die Darstellung, die zu freier Gestaltung des Stoffes sich nicht aufschwingt. So hätten wir z. B. hier gern eine lebendige Charakteristik Israel Jacobson's gesehen, des thätigsten, tüchtigsten und einflußreichsten Vertreters des damaligen Judenthums, des Gründers der Jacobsonschule in Seesen, dessen Andenken hier in Segen fortlebt. Außer auf Kleinschmidt's Arbeit über ihn hätte auch auf die G. Rülf's (Braunschweig 1890) verwiesen werden können. In den Citaten wäre zumeist eine größere Genauigkeit erwünscht gewesen. Bei dem ersten mitgetheilten Decrete König Jérôme's S. 6 f. fehlt jede Zeitangabe; es ist unterm 27. Januar 1808 erlassen und im Gesetz-Bülletin I. Th. S. 255 ff. abgedruckt worden.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 22. Erster Verbandstag der freiwilligen Sanitätscolonnen im Braunschweigischen Landwehrverbande; die Einrichtungen und Organisation des Rothen Kreuzes. — 23. Bericht eines Mitkämpfers (Kreisdirector Pockels) über die Schlacht bei Quatrebras. — 24. Wöhlert, Delegirten-Versammlung am 18. November zu Braunschweig.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 10. R. Blasius, Die Säuglingssterblichkeit na[illegible] Wohlhabenheit der Eltern in Braunschweig 1890. — 11. R. Zander, Leibesübungen der Frauen; [illegible] heiser, Waschen der Augen. — 12. Gesetz [illegible] kämpfung gemeingefährlicher Krankheiten in [illegible] weg mit dem Alkohol.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 2. 27. Januar 1901.

[Nachdruck verboten.]

Harzburg und Canossa.

Von O. v. Heinemann.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun noch einmal zu Heinrich IV. zurück, um uns auch die andere weit größere, umfassendere und tiefer greifende Katastrophe zu vergegenwärtigen, die ihm das Schicksal nicht erspart hat, ich meine jene Ereignisse, die sich an den Namen und die Burg von Canossa knüpfen. Der äußere Verlauf dieser Vorgänge ist so allgemein bekannt, daß ich mich darüber mit einigen Andeutungen begnüge. Heinrich stand nach dem Siege, den er bei Hohenburg über die Rebellen erfochten hatte, einen Augenblick auf dem Gipfel des Erfolges. Plündernd und Alles mit Schwert und Feuer verwüstend durchzog er Sachsen, wo jetzt zwischen den Fürsten und dem gemeinen Volke die helle Zwietracht ausbrach. Jene bequemten sich endlich, an der Möglichkeit jedes längeren Widerstandes verzweifelnd, zur Unterwerfung. In der weiten Ebene südlich von Sondershausen, zwischen Hohen-Ebra und Ober-Spier, gaben sie sich bedingungslos in die Hand des Königs. Nun feierte dieser das Weihnachtsfest 1075 wieder in seinem geliebten Goslar, ließ hier seinen erst zweijährigen Sohn Konrad zu seinem Nachfolger im Reiche erwählen und bemühete sich, die Zustände des durch den Krieg arg zerrütteten Sachsens neu zu ordnen. Es waren die letzten guten Tage, die ihm auf lange Zeit hinaus beschieden sein sollten. Denn gerade in diesem Augenblicke kam das Zerwürfniß zwischen ihm und dem soeben zum Papste erwählten Gregor VII. zu offenem Ausbruch. Zwischen dem Staat und der Kirche, der weltlichen und geistlichen Macht, that sich ein Riß auf, in Folge dessen der Streit mit den Sachsen über die enge Bedeutung einer wesentlich provinziellen Angelegenheit hinaus zu dem gewaltigsten Kampfe erwuchs, der je die abendländische Welt aufgeregt, erschüttert und zerrüttet hat. Auf die Anklagen, Beschuldigungen und versteckten Drohungen, die eine päpstliche Gesandtschaft im Namen Gregor's noch in Goslar an den König richtete, antwortete dieser alsbald mit der Berufung einer Synode von deutschen Bischöfen, die die Absetzung des Papstes aussprach, worauf am 22. Februar 1076 die Verhängung des großen Kirchenbannes über den König erfolgte, die zugleich den Verlust seiner Krone und die Entbindung aller seiner Unterthanen von dem ihm geleisteten Treueide in sich schloß.

Damit war ein Kampf eröffnet, der nur mit der Vernichtung der einen der mit einander hadernden Mächte enden zu können schien. Nun flackerte der eben gedämpfte Aufstand in Sachsen von Neuem auf. Bald gesellten sich den Empörern auch die großen süddeutschen Herzöge zu, durch alle Provinzen des Reiches verbreitete sich der Abfall vom Könige und überall erhob der Verrath sein Haupt. Zu spät erkannte Heinrich, welch einen Schwall erbitterter Feinde er durch sein Vorgehen gegen sich heraufbeschworen, wie stark der Gegner war, dem er den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Von Allen verlassen und verrathen, faßte er, um das Aeußerste abzuwenden, wie einst auf der Harzburg, einen verzweifelten Entschluß. Die Welt erlebte das weder vorher noch nachher je dagewesene Schauspiel, daß ein deutscher Kaiser drei Tage lang in bitterster Winterkälte als Büßer, in härenem Gewande, hungernd und frierend vor den Thoren einer italienischen Burg vergebens um Gnade und um die Lösung vom Banne flehen mußte.

Es ist wohl erklärlich, daß diese Ereignisse sich tief in das Gedächtniß des deutschen Volkes eingeprägt haben. Die Tage von Canossa gelten als die tiefste Erniedrigung unseres nationalen Königthumes, bei deren Erinnerung die Röthe der Scham jedem gut deutsch gesinnten Manne ins Gesicht steigt, und man begreift daher, wie jene Worte: „Nach Canossa gehen wir nicht" zu ihrer Zeit einen so allgemeinen Widerhall im deutschen Volke fanden. Es fragt sich nur, ob diese Auffassung der großen Tragödie auch der geschichtlichen Wahrheit entspricht, ob nicht vielmehr bei ruhiger leidenschaftsloser Erwägung der Sachlage und der Vorgänge sich ein Bild von diesen ergiebt, das nicht unwesentlich von demjenigen abweicht, wie es bei den Meisten von uns während der Schulzeit in unserer Vorstellung sich gebildet und in unserem Gedächtnisse seitdem sich eingenistet hat. Diese Fragen haben in neuerer Zeit verschiedene Geschichtsforscher und zwar nur akatholische beschäftigt. Sie haben sich ausnahmslos für die Bejahung der letzteren entschieden: zunächst Karl Wilhelm Nitzsch in seiner geistvollen Geschichte des deutschen

Volkes, sodann Hans Delbrück in einem von ihm gehaltenen Vortrage, zuletzt — am eindringlichsten und überzeugendsten — Felix Stieve, gleichfalls in einem Vortrage, der sich unter seinen soeben nach seinem Tode von seiner Wittwe pietätsvoll gesammelten und herausgegebenen „Abhandlungen, Vorträgen und Reden“ befindet. Es sei mir vergönnt, am Schluß meiner Ausführungen den Gedankengang dieser meisterhaften Arbeit meines verstorbenen unvergeßlichen Freundes, der allzufrüh der Wissenschaft entrissen worden ist, kurz zu skizziren. Ich glaube damit nicht nur dem Heimgegangenen den bescheidenen Zoll dankbarer Erinnerung darzubringen, sondern auch Ihnen, m. H., einen Genuß zu bereiten.

Stieve geht davon aus, daß, um die Ereignisse von Canossa richtig zu würdigen, man sich vor Allem die Persönlichkeit der Handelnden und die Entwickelung der Gegensätze vergegenwärtigen müsse, deren Träger sie waren. Demgemäß schildert er zunächst die kirchliche Bewegung, aus deren Nährboden Papst Gregor VII. seinem Wesen und Streben nach erwuchs. Die Keime dieser Bewegung liegen etwa zwei Jahrhunderte zurück, in den Zeiten grausamster und traurigster Zerrüttung, die der Auflösung der fränkisch-karolingischen Monarchie, der Schöpfung des großen Karl, auf dem Gebiete des Staates sowohl wie der Kirche folgten. Damals erwachte unter den Wenigen, die noch religiöse Empfindung sich bewahrten, *jene* düstere Weltanschauung zu neuem Leben, die sich einst der ersten Christen inmitten der Zersetzung des römischen Weltreiches und der von unsagbaren Greueln begleiteten Auflösung der heidnischen Gesellschaftsordnung bemächtigt und sie in die schweigende Einsamkeit der Wüste getrieben hatte. Ihren ergreifendsten Ausdruck erhielt diese vor dem Zusammenbruch einer sittlich durch und durch verderbten Welt flüchtende Gesinnung in dem berühmten Buche des heiligen Augustinus „vom Gottesstaate (de civitate Dei)“, das in der Schätzung der gläubigen Christenheit von damals fast zu dem Range einer zweiten Bibel erhoben ward. Die Grundanschauung dieses Buches kann man dahin zusammenfassen, daß allem Irdischen der Stempel der Sündhaftigkeit und folglich der Nichtigkeit aufgeprägt sei, daß die Welt nur e i n großes Jammerthal darstelle, dazu bestimmt, den Menschen durch Leiden und Trübsal zu läutern, auf daß er den Weg finde in seine eigentliche, ihm von Gott bestimmte himmlische Heimath. Buße, Abtödtung des Fleisches und Weltflucht werden als die sichersten dahin führenden Pfade aufgestellt, empfohlen und gepriesen.

Diese religiösen Anschauungen fanden bald auch Eingang in die Länder romanischer und germanischer Zunge, vorzüglich in Frankreich, wo das um 910 gegründete Kloster Cluny in Burgund unter frommen, strengen und gottbegeisterten Männern, wie dem h. Odilo und seinem Nachfolger Hugo, der eigentliche Mittelpunkt für sie wurde. Von hier sind sie hinausgezogen in die Welt und haben sie sich unterworfen. „Wie eine Botschaft läuternder Erhebung“ — sagt Stieve — „traf diese Predigt die Herzen, welche im Meere weltlicher Bedrängniß umhergetrieben wurden und nach Tröstung schmachteten, wie die Posaune des jüngsten Gerichtes dagegen schmetterte sie in das Gewissen der mit Frevel Beladenen, und Mancher von diesen eilte, wie vom Blitze getroffen, das bluttriefende Schwert mit dem Bußgewande und der Geißel zu vertauschen.“

Aus diesem Kreise der Cluniacenser ist nun auch Hildebrand hervorgegangen, der spätere Papst Gregor VII. Ihre Ideen wurden ihm vermittelt theils durch die römischen Klöster Santa Maria auf dem Aventin, wo er erzogen ward, und St. Paul, wo er als Vorsteher viel mit den großen Aebten von Cluny verkehrte, theils auch durch einen Aufenthalt in dem französischen Kloster selbst, wo er in dem Jahre 1057 längere Zeit verweilte. Nur aus ihnen heraus kann man Wesen und Persönlichkeit des gewaltigen Mannes verstehen und würdigen. Stieve hat das in einer Schilderung gethan, die in ihrer vollen Ausdehnung mitzutheilen ich mir nicht versagen möchte. „In Gregor's Wesen“ — so führt er aus — „bildete das Gemüth das herrschende Element. Es äußerte sich, wenn er im Gespräche mit Fremden oft von Rührung überwältigt wurde, wenn er beim Meßopfer in Betrachtung des Leidens Christi in Thränen zerfloß, wenn er der Jungfrau Maria nicht nur jenen geistlichen Minnedienst widmete, der durch ihn in der Kirche eingebürgert wurde, sondern in drangvoller Lage sogar Erscheinungen und Offenbarungen der Gottesmutter zu empfangen glaubte, wenn er sich mit dem Apostelfürsten Petrus in geistiger Lebensgemeinschaft fühlte, wenn er in zuversichtlichen Weissagungen verkündete, was in naher Zukunft geschehen werde. In seiner ganzen wahrhaft wunderbaren Kraft aber bewährt sich sein Empfinden in seinem Verhältniß zu cluniacensischen Bewegung. Wie ein weltlich gesinntes Herz von der Liebe ergriffen wird, so daß es keiner anderen Regung mehr Raum bietet und nicht von ihr lassen noch sie auch nur beherrschen kann, so wurde Gregor von den Anschauungen der Weltflucht überwältigt und durchdrungen, und sie beherrschten ihn wie mit Zaubergewalt. Er huldigte ihr nicht aus Ehrgeiz oder Herrschsucht, solche Triebe sind seinem Idealismus völlig fremd. Er dient ihr auch nicht aus jener nüchternen Berechnung, von welcher aus scharfes und mechanisches Denken die Verwirklichung seiner Grundsätze verfolgt. Wohl ist er klug und von ungewöhnlicher Gewandtheit in allen Geschäften des öffentlichen Lebens, aber weitsichtiges, sorgsames Planen ist ihm nicht eigen. Er entfaltet die großen Gaben seines Verstandes nur instinktiv unter den Forderungen des Kampfes für seine Anschauung. Für diese aber arbeitet, ringt und streitet er, weil er muß. Bisweilen hat er die Empfindung, daß seine Kräfte der Aufgabe, die er lösen will, nicht gewachsen seien, und er schreit auf zu Gott, daß er seine Schwäche entlasten möge. Doch die Aufgabe läßt ihn nicht los. Sie hält ihn fest und zwingt ihn, für sie zu streiten bis zum letzten Athemzuge. Jede Rücksicht auf die eigene Persönlichkeit schwindet ihr gegenüber, ebenso aber auch jede Duldsamkeit für Andere. Der weiche, wohlwollende, christliche Mann wird hart bis zur Unbarmherzigkeit, ja, er scheuet sogar nicht davor zurück, sehr bedenkliche Mittel und Genossen für seine Ziele zu verwenden. Andererseits vermag ihn keine

Niederlage und kein Mißgeschick zu beirren, und wie oft auch seinen Weissagungen die Erfüllung ausbleibt, stets sieht er mit unerschütterlicher Zuversicht dem Siege der von ihm vertretenen Sache entgegen und ungebeugten Sinnes stirbt er in der Verbannung."

So war der Mann beschaffen, der jetzt in den Kampf um die Weltherrschaft mit Heinrich IV. eintrat. Es muß nochmals und immer wieder betont werden, daß weder der Papst noch der König Ziele persönlichen Ehrgeizes verfolgten oder sich von selbstsüchtigen Motiven bestimmen ließen. Vielmehr vertrat ein Jeder von ihnen eine Ideenwelt, deren Anschauungen sich gegenseitig ausschlossen und daher zu einem Conflicte auf Tod und Leben führen mußten. Aus der Fülle seiner idealen religiösen Gesinnung heraus erhob Gregor den Anspruch, daß die Fürsten ihre Reiche vom Papste zu Lehen nehmen und ihre Regierung nach dessen Vorschriften führen sollten, ihm aber die Befugniß zustehen müsse, solche Fürsten, die ihr Amt nicht im Sinne der Kirche verwalteten oder durch sündhaftes Leben Aergerniß erregten, zu ermahnen, zu strafen und zu entsetzen. „Ein großes Bild", sagt Stieve, „schwebte vor seiner Seele. Die ganze Christenheit sollte eine Congregation nach dem Muster von Cluny bilden, an deren Spitze der Papst wie in Cluny der Abt mit unbeschränkter Gewalt stehe. Der Geist der Weltflucht sollte diese ganze Congregation durchdringen und beherrschen. Alljährlich sollten sich die Würdenträger der Kirche und die Fürsten unter dem Vorsitze des Papstes versammeln, um die gemeinsamen Angelegenheiten der Christenheit zu berathen und Streitigkeiten der Fürsten mit einander oder mit ihren Unterthanen beizulegen oder zu entscheiden. Innerhalb der Christenheit sollte es keinen Krieg geben, die Schwerter sollten nur noch dazu dienen, das Reich Gottes auszubreiten und vor Allem Palästina, das Land, wo Christus gelebt und gestorben, den Anhängern des Islam zu entreißen."

Es leuchtet ein, daß mit der Verwirklichung solcher Ideen und Pläne die bisherigen staatlichen Ordnungen und ihr Verhältniß zur Kirche eine vollständige Verschiebung erfahren mußten, und ebenso einleuchtend ist es, daß diese von allen christlichen Fürsten vornehmlich den deutschen König treffen mußte, der bislang unbestritten als das Oberhaupt des christlichen Staatsverbandes gegolten hatte. Wir wissen, in welcher Bedrängniß sich Heinrich IV. damals befand. Nicht ohne reiche Anlagen, aber jung — er zählte erst 22 Jahre — lebhaften Temperamentes und selbstbewußt, zudem durch eine verkehrte Erziehung in seiner Entwickelung beeinträchtigt, war er kein dem großen Papste ebenbürtiger Gegner, aber er fühlte sich als der Sohn seines Vaters, der drei unwürdige Päpste auf einmal beseitigt und dann den apostolischen Stuhl drei Mal hinter einander mit deutschen Männern seiner Wahl besetzt hatte. Gegen die Eindämmung der Simonie, das Gebot der Ehelosigkeit für die Geistlichen und andere Neuerungen Gregor's, die rein kirchlicher Natur waren, hatte er im Grunde wenig oder nichts einzuwenden, desto entschiedener widerstrebte er den Forderungen und Ansprüchen, die Jener in Bezug auf die staatlichen Zustände und Einrichtungen erhob. Von diesen hatte keine eine größere Bedeutung als die Investitur, d. h. das Recht, die Mitglieder der höheren Geistlichkeit zu ernennen und in ihren Würden, Aemtern und den damit verbundenen Nutznießungen zu bestätigen. Seit Otto's des Großen Zeit hatte dieses Recht, das symbolisch in der Belehnung des Betreffenden mit dem Ring für sein geistliches Amt und mit dem Stabe für seine weltlichen Befugnisse zum Ausdruck kam, unbestritten in der Hand des Königs geruhet. Jetzt erhob Gregor den Anspruch, daß es Niemandem anders als dem Papste zustehen dürfe. Das wäre einer fast völligen Lahmlegung der königlichen Gewalt gleichgekommen, da diese sich vorzugsweise auf die hohen geistlichen Würdenträger stützte, die von den deutschen Königen mit Immunitäten, Gütern und Rechten der Krone im Verlaufe der Zeit in wahrhaft verschwenderischer Weise waren ausgestattet worden. Heinrich erkannte, daß es sich hier um eine Existenzfrage für das deutsche Königthum handelte, eine Frage, in Bezug auf die er die Ueberzeugung hatte, daß das Recht völlig auf seiner Seite sei. Er hatte den Mahnungen des Papstes gemäß bereitwillig auf den Verkauf geistlicher Würden verzichtet und damit dem Unfuge der Simonie ein Ende gemacht. Aber zu der Ernennung und Investitur der Bischöfe und Aebte fühlte er sich ebenso befugt wie zu der Behauptung der Oberhoheit über die Päpste, die durch das Herkommen nicht allein, sondern auch durch zahlreiche Verträge gleichsam geheiligt war. Entschlossen nahm er den ihm angebotenen oder vielmehr aufgedrängten Kampf an. Es war ihm nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß er ihn siegreich zu Ende führen werde. Nun aber mußte er den Abfall der deutschen Fürsten erfahren, nicht nur die erneuete Erhebung der sächsischen, die er noch soeben in der Schlacht bei Hohenburg gezüchtigt hatte, sondern auch die Untreue und den Verrath der süddeutschen, die jetzt mit jenen gemeinsame Sache machten. Schon verhandelte man ganz offen über seine Entthronung und über die Wahl eines anderen Königs. Für den 16. October 1076 schrieben die Herzöge und Fürsten einen Tag nach Tribur aus, zu dem auch päpstliche Legaten erwartet wurden. Der von allen Seiten verrathene und bedrohete König sah sich jetzt in die bittere Nothwendigkeit versetzt, mit den Empörern zu unterhandeln. Es gelang ihm, wenigstens einen Aufschub der beabsichtigten Königswahl zu erlangen. Aber er mußte geloben, sich in allen Stücken dem Papste zu unterwerfen, der im folgenden Jahre selbst nach Deutschland kommen sollte, um zu Augsburg in einer großen und feierlichen Reichsversammlung mit den Fürsten gemeinsam die Entscheidung in Heinrich's Sache zu fällen. Zugleich aber ward diesem bedeutet, daß er unter allen Umständen bis zum nächsten Jahrestage der über ihn verhängten Excommunication (22. Februar 1077) die Lossprechung vom Banne erlangen müsse: im entgegengesetzten Falle habe er nach den alten Pfalzgesetzen Krone wie Reich verwirkt, und man werde dann sogleich zur Wahl eines neuen Königs schreiten. Vergebens wandte sich Heinrich jetzt an den

Papst und erbot sich, die Lossprechung vom Banne persönlich in Rom nachzusuchen. Er erhielt eine ausweichende Antwort, denn Gregor erkannte sehr wohl, daß, wenn es ihm gelänge, auf deutschem Boden in so feierlicher Weise über den König zu Gericht zu sitzen, damit die Oberherrlichkeit des Papstthums über alle weltliche Macht, selbst über das Kaiserthum, zu unbestreitbarer Geltung gebracht und er dann thatsächlich als Sieger aus dem großen Zerwürfniß hervorgegangen sei.

So blieb denn Heinrich nichts übrig, als sich zu dem zu entschließen, was man „den Gang nach Canossa" nennt, d. h. zu dem Versuche, koste es was es wolle, den Papst zu seiner Lossprechung vom Banne zu nöthigen und ihm damit die gefährlichste gegen ihn geführte Waffe zu entwinden. Nach einer Winterfahrt, die an Mühsal, Entbehrung und Gefahren überreich war, erschien er, nur von seiner Gemahlin und seinem dreijährigen Söhnchen begleitet, in der Lombardei, nicht, wie die Bevölkerung des Landes hoffte, um, die Waffen in der Hand, mit dem Papste abzurechnen, sondern lediglich, um ihn — und wäre es unter schwerster persönlicher Demüthigung — moralisch zu einem Acte der Versöhnung und Gnade zu zwingen.

Um dieselbe Zeit war auch Gregor von Rom aufgebrochen und hatte die verabredete Reise nach Augsburg angetreten. Noch hatte er den Po nicht erreicht, da erfuhr er, daß Heinrich in Reggio angekommen sei und daß sich viel Volk um ihn sammle. Bestürzt und um seine persönliche Sicherheit besorgt, bog er vom Wege ab und wandte sich nach Canossa, dem Schlosse seiner Freundin, der den cluniacensischen Bestrebungen völlig ergebenen Markgräfin Mathilde von Tuscien. Hier konnte er den weiteren Gang der Dinge in aller Ruhe erwarten. Verhandlungen, um die der König bat, lehnte er mit der Erklärung ab, daß er sich auf solche erst einlassen könne, wenn Heinrich vorher auf die Krone Verzicht leiste. Er war der Ansicht, dies den deutschen Fürsten schuldig zu sein, denen er versprochen hatte, sich nicht hinter ihrem Rücken mit dem Könige zu verständigen. Da geschah das Unerhörte. Am 25. Januar 1077 erschien Heinrich, einer plötzlichen Eingebung folgend, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, mit geringer Begleitung, barfuß und im Bußgewande vor der markgräflichen Burg und begehrte Einlaß, um sich jeder kirchlichen Buße zu unterwerfen, die man ihm auferlegen würde. Gregor erschrak in tiefster Seele, denn darauf war er nicht gefaßt gewesen. Heinrich's Schritt versetzte ihn in die peinlichste Lage, aus der er zunächst keinen Ausweg erblickte. Mit dem Scharfsinn, den die Bedrängniß verleiht, erkannte er die Absicht des Gegners, ihn mit der eigenen Waffe zu überwinden. Wie konnte er die über diesen verhängte Strafe aufrecht erhalten, wenn der kirchlichen Autorität und ihren Forderungen in so rückhaltloser Weise Genüge geschah? Andererseits sah er voraus, daß, wenn er nachgab, sein Bündniß mit den deutschen Fürsten unfehlbar in die Brüche gehen mußte und er damit die kräftigsten Stützen seiner Forderungen verlieren würde. Diese Erwägung gab den Ausschlag. Das Thor von Canossa blieb verschlossen. Aber auch Heinrich ließ sich nicht beirren. Drei Tage sah man dasselbe Schauspiel: den königlichen Büßer an der Pforte des Schlosses, vom frühen Morgen bis die Nacht herabsank, geduldig ausharrend, unbekümmert um den schneidenden Wind und den fallenden Schnee, ohne Trank und Nahrung: ein Anblick zum Erbarmen.

Aber den Papst vermochte er nicht zu erweichen. Es war nicht Hochmuth oder Rachsucht, die ihn so handeln ließen, auch nicht das Gefühl stolzen Triumphes, mit dem ein errungener Sieg die Seele des Menschen zu erfüllen pflegt. Er folgte vielmehr vorwiegend den Rathschlägen der nüchternsten Politik, mehr vielleicht noch den Geboten und Forderungen der ganzen Weltanschauung, in deren Banne sich sein Denken fast ausschließlich bewegte. Vergebens waren die von Tage zu Tage dringender werdenden, zuletzt sich bis zu Vorwürfen steigernden Bitten seiner Umgebung, des Abtes Hugo von Cluny, der Markgräfin von Susa, Heinrich's Schwiegermutter, ja der Besitzerin von Canossa selbst, die ihn auf das Wort der heiligen Schrift verwiesen, daß Gott nicht den Tod des Sünders wolle, sondern daß er sich bekehre und lebe. Endlich gab Gregor zögernd und von dem Anblicke, der sich ihm vor dem Burgthore darbot, tief erschüttert nach. Sein eigenes religiöses Gefühl siegte über seinen politischen und kirchlichem Doctrinarismus. Als Heinrich am Morgen des 28. Januar zum vierten Male an die Pforte des Schlosses von Canossa klopfte, that sie sich vor ihm auf und er betrat den Vorhof der Burg.

Es folgten nun längere Verhandlungen, deren Einzelheiten ich übergehe. In Bezug auf die große kirchliche Frage konnte ihr Ergebniß in Anbetracht der Neuheit dieser Frage kaum anders ausfallen, als daß man ihre Entscheidung vertagte und hinausschob. Was dagegen die deutsche Frage betrifft, so gelang es Gregor nur mit Mühe den Schein zu retten, als habe er die den deutschen Fürsten gegebenen Zusagen gehalten. Die Lösung Heinrich's von dem Banne der Kirche konnte folgerichtig nur in dem Sinne gedeutet werden, daß er damit wieder als rechtmäßiger König anerkannt ward und Gregor auf die Rolle eines Schiedsrichters zwischen ihm und den deutschen Fürsten verzichtete.

„Die religiöse Bewegung, die Gregor vertrat, hatte in der Buße Heinrich's einen glänzenden Triumph gefeiert, der Papst selbst aber hatte durch sie eine schwere Niederlage erlitten. Dessen war sich Gregor auch voll bewußt, wie sein Entschuldigungsschreiben an die deutschen Fürsten beweist. Lange Zeit konnte er deren Mißtrauen nicht überwinden, und lange Zeit suchte er schwankend und unsicher nach einer neuen Grundlage zur Fortsetzung des Kampfes. Für Heinrich IV. dagegen war in den Augen der Zeitgenossen die Buße von Canossa kein Schimpf. Die Frommen bewunderten seine Demuth, die weltlich Gesinnten seine Klugheit — und ihrem Ergebniß nach bedeutete seine Buße einen Sieg des Kaiserthums, allerdings nicht einen entscheidenden und endgültigen Sieg, aber doch einen Sieg, der dem bereits völlig zu Boden gewor[illegible] Königthume ermöglichte, sich wieder

zu erheben und den Kampf gegen Papstthum und Fürstenthum fortzuführen. Wir Deutschen haben daher keinen Grund, der Tage von Canossa mit Scham und Erbitterung zu gedenken, und — vom allgemein menschlichen Standpunkte betrachtet — bieten sie ein erhebendes Schauspiel dar in der Entfaltung der mächtigsten und besten Kräfte der menschlichen Seele. Groß erscheint der junge König durch die geniale Sicherheit, womit er den Weg zu seinem Siege erkennt, und durch die gewaltige Stärke des Willens, womit er seinen königlichen Stolz und seinen bittern Groll jener Erkenntniß unterwirft, nicht minder groß aber auch Gregor, indem er sich durch die Tiefe und Innigkeit seines religiösen Gefühls und durch die Wärme seines Herzens besiegen läßt."

Das sind die Schlußbetrachtungen, in denen Stieve das Ergebniß seiner Darstellung zusammenfaßt. Man wird kaum etwas Wesentliches dagegen einzuwenden haben. Denn es ist doch längst Grundsatz jeder besonnenen und eindringlichen historischen Forschung geworden, Menschen, Vorgänge und Verhältnisse nicht aus dem oft schiefen Sehwinkel der eigenen Zeit heraus zu beurtheilen, sondern — von dieser absehend — sich in die Gedanken- und Empfindungswelt derjenigen Zeit zu versetzen, um die es sich handelt, und aus der heraus man allein das Wesen der in Betracht kommenden Personen zu verstehen und den Zusammenhang der geschilderten Ereignisse richtig zu beurtheilen vermag. Mit dem von Heinrich in Canossa errungenen Erfolge war freilich, wie auch Stieve bemerkt, der große weltgeschichtliche Kampf zwischen Papst- und Kaiserthum nicht beendet, sondern erst aufgerollt. Er hat seitdem Jahrhunderte lang gedauert und dauert in gewissem Sinne selbst heute noch fort. Für den Beginn aber dieses Kampfes, der uns heute beschäftigt hat, bedeuten die Tage von Canossa unzweifelhaft eine Wendung zu Gunsten des Kaiserthums und nicht des Papstthums. Sie waren an Heinrich nicht spurlos vorübergegangen, diese Tage der Aufregung, der inneren Kämpfe und der seelischen Prüfung. Als ein anderer Mann war er nach Deutschland zurückgekehrt: gereifter, besonnener und fest entschlossen, den Kampf um seine Krone auf Tod und Leben aufzunehmen und zu bestehen. Und er hat ihn geführt unermüdlich und unverdrossen, oft besiegt, aber niemals völlig überwunden, mit einer Thatkraft und Beharrlichkeit, die der höchsten Bewunderung werth sind. Für Gregor dagegen war mit jenen Tagen der Höhepunkt seiner Erfolge überschritten: man hat entschieden den Eindruck, daß es damit von dieser Zeit an unaufhaltsam bergab geht. Kaum waren seitdem vier Jahre verflossen, als der Büßer von Canossa mit gewaltiger Heeresmacht gegen die Stadt des heiligen Petrus, die ewige Roma, heranzog. Gregor warf sich seinen Verbündeten, den unteritalischen Normannen, in die Arme, die ihn aus der Bedrängniß auf der Engelsburg, wohin er sich geflüchtet hatte, befreiten, aber erst, nachdem sie Rom großentheils in einen Trümmerhaufen verwandelt hatten. Gregor, der erkannte, daß sein fernerer Aufenthalt in der Stadt zu einer Unmöglichkeit geworden war, folgte ihnen bei ihrem Abzuge nach Unteritalien. Er ging zuerst nach Monte-Cassino, dann nach Salerno, wo ihm der Normannenherzog Robert Guiscard ein Asyl eröffnete. Hier ist er nach wenigen Jahren verlassen, vereinsamt und halb vergessen, am 25. Mai 1085 aus dieser Welt geschieden. „Dilexi iustitiam et odivi iniquitatem: propterea morior in exilio (Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ruchlosigkeit gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung)", mit diesen Worten auf den Lippen ist er gestorben.

Die Burg Canossa aber, die ehemals unbezwingliche Feste, vor deren Mauern sich die heute von mir behandelte erschütterndste Episode in dem langen weltgeschichtlichen Kampfe zwischen Papst- und Kaiserthum abgespielt hat, liegt, wie die Harzburg, jetzt gleichfalls in ihren Trümmern. Nichts ist von dem alten Glanze und von der Herrlichkeit vergangener Zeiten übrig geblieben. Zu ihren Füßen, theilweise auch inmitten ihrer verfallenen Reste hat sich im Verlaufe der Jahre eine zahlreiche Bevölkerung von Bauern und Arbeitern angesiedelt, die in der Einförmigkeit ihres Werkeltaglebens sich wohl schwerlich eine Erinnerung bewahrt haben wird an die weltbekannten ergreifenden Geschehnisse, die einst vor und in der trotzigen Felsenburg zu ihren Häupten sich zugetragen haben und denen diese wesentlich, um nicht zu sagen einzig und allein ihre Berühmtheit verdankt.

Bücherschau.

A. Rhamm, Die Verfassungsgesetze des Herzogthums Braunschweig herausgegeben und eingeleitet. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn 1900. VIII und 335 S. 8⁰. 5 M.

Das Buch bietet mehr, als der Titel verspricht; der Verfasser hätte hinter dem „herausgegeben" getrost noch ein „erläutert" einschalten können; denn er hat den Text der Gesetze mit einem fortlaufenden Commentare versehen, indem er zu allen Bestimmungen der einzelnen Paragraphen, bei denen eine Erklärung erforderlich scheint, das Auslegungsmaterial heranzieht und eine Lösung der Zweifel entweder selbst giebt oder nach Möglichkeit vorbereitet. Dabei geht er äußerst gründlich zu Werke. Er verfolgt die betreffenden Institutionen, so weit es irgend geht, in die Vergangenheit zurück, zeigt ihre Entstehung und Entwicklung und fördert so auf das Wirksamste das Verständniß der Gegenwart. Auch zieht er überall die entsprechenden Vorschriften anderer Verfassungsgesetze, die einschlagenden Ausführungen der maßgebenden Rechtslehrer zu Rathe. So giebt das Buch über alle Verfassungsfragen und damit zusammenhängenden Verhältnisse erwünschte Auskunft, über die man sich bislang bei dem gänzlichen Mangel eines derartigen Hilfsbuchs nur sehr schwer zu orientiren vermochte. Es füllt somit eine seit langer Zeit empfundene Lücke auf's Beste aus. Sehr erleichtert wird die Benutzung des Buches nicht nur durch ein zweckmäßig angelegtes und — nach Stichproben zu urtheilen — zuverlässig gearbeitetes Regster, sondern auch durch den einleitenden Theil, der die Entwickelung

[illegible] ... überflüssig darlegt ... das Persönliche ... die Geschichte der Land ... interessant ist hier S. 18 ... über die Stellung ... [illegible]

denen der Verf. S. 40 statt seiner von Cramm nennt. Zu Unrecht folgt der Verf. aber demselben Forscher in allen Lebensdaten über von Schleinitz S. 45 Anm. 1. Dieser hat an der Schlacht bei Waterloo nicht Theil genommen. Wir benutzen die Gelegenheit, dieses Versehen zunächst Zimmermann's hier zu berichtigen. [illegible] soll dies keine Bemängelung des verdienstvollen [illegible] sein, sondern nur ein Zeichen der Theilnahme, [illegible] haben. Bei Gegenständen, [illegible] hat endlich den Referenten [illegible] auch nicht überall ganz [illegible] der wissenschaftlichen Sammlungen [illegible]

[illegible]

Bildhauerarbeiten, Gemälde, Maler, Kupferstecher, kirchliche und weltliche Ausstattungsgegenstände, Goldschmiede, Zinngießer und deren Arbeiten, Glocken und Glockengießer, Vor- und Frühgeschichtliches, Grabdenkmäler, Adelswappen u. s. w. aufführen. Hier kann die wissenschaftliche Forschung nach den verschiedensten Richtungen sich das brauchbare Material auf das Leichteste zusammensuchen.

Unter den bemerkenswerthen Bauwerken des Kreises steht weitaus in erster Reihe die schöne Klosterkirche zu Riddagshausen, die eingehend behandelt wird. Aber auch manche andere Gotteshäuser, wie die zu Lucklum, Melverode u. s. w. verdienen Beachtung. Wir können uns hier nicht mit Einzelheiten befassen. Hinweisen möchten wir nur noch, wozu beim 1. Bande keine Gelegenheit war, auf einige in Privatbesitz befindliche, beachtenswerthe Sammlungen, insbesondere von Gemälden, wie die zu Destedt, Lucklum und Wendhausen, aus denen einzelne Stücke hier auch Wiedergabe gefunden haben. Sehr gründlich behandelt sind die Bauernhäuser. Es kommen hier im Kreise zwei verschiedene Hauscharaktere in Betracht: im Norden der sächsische Einheitsbau, im Süden die mitteldeutsch-thüringische Bauart. In letzterer stellt Meier hier eine besondere Unterart, einen „Erkeroder Typus“ fest, der namentlich in den Dörfern am Elme vorkommt. Ebenso hat er für das weit entlegene Amt Thedinghausen die charakteristischen Formen und Abweichungen S. 349 ff. übersichtlich zusammen gestellt. Diese und andere die Volkskunde berührenden Theile des vielseitigen Werkes haben schon von berufener Seite offene Anerkennung gefunden*).

Auch in seiner Ausstattung macht das Buch einen durchaus würdigen und gediegenen Eindruck. So können wir nur wünschen, daß äußerlich und innerlich die Grundsätze, die bislang bei dem Werke durchgeführt sind, vor Allem die umfassende geschichtliche Behandlung des einschlagenden Stoffes, auch bei der Fortsetzung streng inne gehalten und das Werk in demselben Geiste, in dem es bislang bearbeitet worden ist, auch zu Ende geführt werden möge.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch auf einen Aufsatz Meier's in der „Kunstchronik“ über den „Meister von Königslutter“ als einen kleinen Nachtrag zum 1. Bande seiner Bau- und Kunstdenkmäler (S. 209 ff.) aufmerksam machen. Er zeigt, daß jener Meister, der den plastischen Schmuck der Ostheile, des Kreuzgangs und des Löwenportales der Stiftskirche zu Königslutter hergestellt hat, nach den zwischen dieser und den Domen zu Ferrara und Verona bestehenden Uebereinstimmungen in der Werkstatt des Meisters Nicolaus, des Schöpfers der Portalbauten am Dome zu Ferrara u. a., gearbeitet hat, und daß der Beginn der zweiten Bauperiode zu Königslutter, der jene Theile angehören, vor das Jahr 1186 zu setzen sind, die Vorhallen in Ferrara und Verona aber auch erst der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehören können.

Fr. Heege und **H. Bebenroth**, Die ersten 50 Jahre des Braunschweigischen Landes-Lehrervereins. Eine Jubiläumsgabe, bearbeitet im Auftrage des Vereins. Braunschweig, E. Appelhans u. Comp. 1900. IV und 236 S. 8°.

Das Buch giebt eine treffliche Uebersicht über die Bestrebungen der Lehrerschaft unseres Herzogthums während des letztverflossenen halben Jahrhunderts, über die Ziele, die ihr vorschwebten, die Wege, die sie zu ihrer Erreichung einschlug, und die Erfolge, die ihr als Lohn ihrer Arbeit zu Theil wurden. So bildet das Werk einen wichtigen Beitrag für die Geschichte des Erziehungswesens und damit des geistigen Lebens unseres Landes, für den wir den Verfassern aufrichtigen Dank schulden. Um so mehr, da das Buch unter schwierigen Verhältnissen entstanden. Es hatten ursprünglich vier Herren die Abfassung des Werkes übernommen, von denen zwei aus Gesundheitsrücksichten leider zurücktreten mußten. Die beiden Zurückgebliebenen theilten sich in die Arbeit. Heege übernahm den ersten Theil, „die Zeit der Gründung und ersten Gestaltung“ (1850—87), Bebenroth den zweiten, „die Zeit der Neugestaltung und festeren Gliederung“ (1888—1900). Für die frühere Zeit lag nur mangelhaftes, zerstreutes Material vor, das mühsam zusammengesucht werden mußte. Da die Arbeit deshalb erst kurz vor dem Jubiläum, wo sie erscheinen sollte, fertig gestellt war, so konnte die ursprünglich beabsichtigte Ueberarbeitung des Ganzen nicht mehr erfolgen. Daraus erklärt sich z. Th. die Ungleichartigkeit der Anlage in beiden Theilen, die hier chronologisch, dort systematisch ist, u. s. w. Zweckmäßig wäre gewesen, durch die Beigabe eines Inhaltsverzeichnisses das Zurechtfinden in dem Buche zu erleichtern, das auch für Nichtlehrer manches Interessante bringt. So in geschichtlicher Beziehung den freilich erfolglosen Versuch der Herstellung einer Heimathskunde, den 1868 Professor Dr Aßmann in Anregung brachte (S. 73 f.), den Bericht über das 1891 begründete Landesschulmuseum (S. 163 ff.) u. A.; auch diese Blätter haben sich der Theilnahme des Vereins zu erfreuen gehabt (S. 218).

Franz Fuhse, Die deutschen Alterthümer. Leipzig, G. J. Göschen 1900. 176 S. kl. 8°. Geb. 0,80 ℳ.

Rudolf Much, Deutsche Stammeskunde. Mit 2 Karten und 2 Tafeln. Leipzig, G. J. Göschen 1900. 145 S. kl. 8°. Geb. 0,80 ℳ.

Dem oft geäußerten Wunsche nach einem Werke, in dem auch der Laie sich leicht und sicher über die Vor- und Frühgeschichte unseres deutschen Vaterlandes unterrichten könne, kommt das Buch Fuhse's auf das Beste entgegen. Es behandelt ein Forschungsgebiet, auf dem sich bis vor Kurzem hauptsächlich der wissenschaftliche Dilettantismus bethätigte und für das erst in neuerer Zeit eine sichere Methode und strenge Wissenschaftlichkeit gewonnen wurden. Die Ergebnisse dieser Forschungen, die großentheils in schwer zugänglichen und nicht ohne Weiteres verständlichen Werken, Zeitschriften u. s. w. niedergelegt sind, faßt Fuhse in geschickter, ansprechender Darstellung zusammen. Wir wünschen dem Büchlein, das die vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Zeit mit

*) Vergl. Rich. Andree im Globus B. 78 Nr. 17 S. 277 f.

[illegible]

[illegible]feyde. Peine, Heuer'sche Buchdruckerei 19[illegible]. 43 S. 8°. — M 60.

Eine fleißige und geschickte Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse Peines, bei der zahlreiche Schriftsteller benutzt worden sind. Für die ältere Zeit vermissen wir zwar die Heranziehung der Hauptquelle, des [illegible] Urkundenbuches. [illegible] Urkundenbuch der Stadt [illegible] [illegible] Das Ganze ist gut lesbar [illegible] [illegible]

[illegible]

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck in Braunschweig.

Nro. 3. 10. Februar **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Anna Vorwerk † [1]).

Von den städtischen Behörden zu Wolfenbüttel soll kürzlich beschlossen worden sein, an dem Hause, in welchem vom Jahre 1852—1900 Fräulein Anna Vorwerk lebte, eine steinerne Gedenktafel anzubringen. Das ist eine Ehrung, die von dieser Seite noch keinem Einwohner der Stadt widerfahren ist. Gewiß ein deutliches Zeichen dafür, daß eine um das Gemeinwesen hochverdiente Frau dort ihre Tage verbracht hat. Aber die Wirksamkeit, die Anna Vorwerk entfaltete, reicht weiter als die Bannmeile jener Stadt und die Grenzen unseres Landes. Für ungleich größere Kreise hat sie durch That und Vorbild schaffend und anregend gewirkt, und wenn in späterer Zeit die Rede sein wird von den Bestrebungen unserer Tage für Mädchenerziehung und Frauenbildung, so wird auch ihr Name mit Ehren genannt werden. Zwar gehört sie nicht zu jenen entschiedenen Vertreterinnen ihres Geschlechtes, die laut und geräuschvoll in der Oeffentlichkeit mit weitgehenden reformatorischen Ansprüchen und Forderungen hervortreten, nur zu oft aber die Angabe der Mittel zur Verwirklichung ihrer Ideen vermissen lassen. Ganz im Gegensatz zu diesen war ihr Auftreten stets ruhig und maßvoll, ihr Handeln planvoll und zielbewußt. Eine durchaus eigenartige und bedeutende Persönlichkeit wußte sie genau, was sie wollte und konnte, und hat sie das Ziel, das sie sich im Laufe der Jahre, mit der Arbeit auch innerlich wachsend, stets höher gesteckt hat, vollkommener, als sie im Anfang zu hoffen wagte, auch wirklich erreicht. Ist auch ihr Tod Unzähligen, denen sie im wahren Sinne des Wortes eine Leiterin war, viel zu früh gekommen: ein abgeschlossenes, harmonisches Lebenswerk liegt vor uns. Versuchen wir es richtig zu würdigen. So glauben wir am besten die Schuld der Dankbarkeit der Entschlafenen abzutragen, die ihrem verdienstvollen selbstlosen Walten gebührt, und in obigem Beschlusse an der Stätte ihrer Thätigkeit, die ihr zumeist sich verpflichtet fühlt, pietätvoll zum Ausdrucke gebracht ist.

Anna Marie Vorwerk wurde am 12. April 1839 zu Königslutter geboren, wo ihr Vater Fr. Aug. Phil. Wilhelm Vorwerk als Justizamtmann wirkte. Schon zu Anfang des folgenden Jahres wurde dieser als Kreisrichter nach Holzminden versetzt. Hier verlebte die Tochter, neben dem drei Jahre älteren Bruder, dem jetzigen Landgerichtspräsidenten z. D. Wilh. Vorwerk in Braunschweig, das einzige Kind der Eltern, ihre Jugendzeit und empfing den ersten Schulunterricht. Sie zeigte früh ungewöhnliche Begabung. Ein scharfer, klarer Verstand, eine schnelle Auffassung, eine große Lebensklugheit und Willensstärke waren das Erbtheil des Vaters, während die Eigenschaften des Gemüths wohl mehr von ihrer Mutter Marie, einer Tochter des Superintendenten Georg Bode in Königslutter, herrührten, in deren Charakter eine unbegrenzte Gutmüthigkeit und strenge Rechtlichkeit die Hauptgrundzüge bildeten. Zum 1. Juli 1851 wurde der Vater, der ein Jahr vorher zum Kreisgerichtsdirector in Holzminden ernannt worden war, zum Obergerichtsrath in Wolfenbüttel befördert, wo Anna unter Leitung des damaligen Seminardirectors Stausebach ihre Schulbildung vollendete und zu Ostern 1854 confirmirt wurde. Sie zeigte namentlich für die Musik hervorragende Anlagen, die von dem Musikdirector Selmar Müller mit bestem Erfolge ausgebildet wurden. Sie kam später auf längere Zeit in das Haus eines Bruders ihres Vaters, eines reichen Kaufmanns in Hamburg. Dieser wollte insbesondere für ihre musikalische Förderung sorgen und keinen Geringeren als Johannes Brahms als Lehrer im Klavierspiel für sie gewinnen. Anfangs schlug dieser dem Oheim diesen Wunsch ganz unverblümt ab, als er dann aber das Spiel A. Vorwerk's gehört hatte, erklärte er sich bereit, dieser Dame Unterricht zu ertheilen. Sie hat dem großen Componisten lebenslang innige Dankbarkeit bewahrt, der sie nach

---

1) Vergl. bis 1891 [A. Vorwerk's] Fünfundzwanzig Jahre der Arbeit im alten Schlosse zu Wolfenbüttel. Ein Rückblick. Nr. 15 der Blätter aus dem Schlosse [1891]. — Wolfenb. Kreisblatt 1900 Nr. 273 (F. Bleßmann) und 274. — Blätter aus dem Schlosse Nr. 53 (B. Glöckner, A. Mollenhauer, M. Dressel). — Daheim 37. Jahrg. Nr. 14 S. 7 (Hans Martin Schultz). — Lehrerin in Schule und Haus 17. Jahrg. H. 8 S. 312 (Dr Köhler). — Zeitschr. f. weibl. Bildung 29. Jahrg. 1. Heft S. 16 (Dr Wespy) — Mädchenschule 13. Jahrg. 11. u. 12. Heft S. 304 (Anna v. Zeromski). — Monats-Bericht des Vereins christl. Lehrerinnen 19. Jahrg. Nr. 1 S. 4 (A. Moldenhauer).

seinem Tode in den „Schloßblättern“ [2]) beredten Ausdruck verlieh. Später hat Anna Vorwerk auch den Unterricht von Hans von Bülow genossen; es war in Berlin, wo sie in der Familie des bekannten Componisten Woldemar Bargiel lebte. So hatte sie sich wirklich in ihrem Spiel zur Künstlerin ausgebildet; sie wurde von Kennern als solche geachtet. Da die Familie in den besten Vermögensverhältnissen lebte, so betrieb sie die Musik trotz dem Ernste, mit dem sie ihr oblag, doch nur als eine Liebhaberei und dachte wohl niemals daran, einen wirklichen Lebensberuf daraus zu machen. Mit regem Interesse verfolgte ihr Vater diese Studien; in den sechziger Jahren veranstaltete er in seinem gastfreien Hause häufig musikalische Aufführungen, zu denen die musikverständigen Kreise Braunschweigs und Wolfenbüttels, gelegentlich auch fremde Künstler, geladen wurden. Daneben beschäftigte sich A. Vorwerk auch auf das Eingehendste mit Kunstgeschichte und anderen schönen Wissenschaften, wozu ihr namentlich die Vorträge des Bibliothekars Dr Bethmann Anregung gaben. Auch wohlthätigen Unternehmungen wandte sie ihre Theilnahme zu; sie ist 1863 die eigentliche Begründerin des Gustav Adolf Frauenvereins in Wolfenbüttel gewesen.

Es war zunächst ein zufälliger Umstand, der ihr Interesse allmählich nach anderer Richtung lenkte. Im Herbst 1864 wurde das Breymann'sche Erziehungsinstitut von Watzum nach Wolfenbüttel verlegt. Die Seele der sehr besuchten Anstalt war Henriette Breymann, die spätere Gattin des Eisenbahndirectors und Parlamentariers Karl Schrader. Eine Verwandte und begeisterte Schülerin Fr. Fröbel's hielt sie auf Wunsch im Herbste des nächsten Jahres Vorträge über Fröbel's Erziehungsgrundsätze, die viel Beifall fanden und die Gründung eines Erziehungsvereins veranlaßten.

Anna Vorwerk ergriff diese Ideen mit lebhaftem Eifer, sie schloß sich eng an Fräulein Breymann an und stellte mit Freuden ihre Kräfte in den Dienst der guten Sache. Am 15. Mai 1866 wurde mit 32 Kindern im alten Wolfenbüttler Schlosse, dessen Räume der unermüdliche Eifer des Notars Dr Franz Dedekind beim Hofmarschallamte für den Zweck erwirkt hatte, ein Kindergarten eröffnet. Im November desselben Jahres begann ein Kursus für Mädchenturnen. Ostern 1867 wurde neben dem Kindergarten eine Elementarklasse begründet, der ein Jahr darauf eine zweite folgte. Im Frühjahr 1868 wurde bereits die Anlage einer Lehrerinnenanstalt vorbereitet. Der Unterricht fand Anfangs z. Th. auch im Breymann'schen Institute statt, wurde aber seit Michaelis des Jahres ganz in das Schloß verlegt. Den Vorstand dieses unterm 8. Dec. 1868 genehmigten Lehrerinnenseminars bildeten neben dem Director Dr O. Sommer H. Breymann und A. Vorwerk. Letztere hatte außer vielen Unterrichtsstunden auch für einen etwa entstehenden Fehlbetrag bis Ostern 1870 die Bürgschaft übernommen. Sie lebte und webte in der neuen Aufgabe; Alles war in fröhlicher Entwicklung. Aber genau betrachtet waren die treibenden und leitenden Kräfte doch mehr oder weniger auf diesem Gebiete Dilettanten, deren lebhafter Eifer wohl manchen Mangel ausgleichen, aber doch nicht über alle Schwierigkeiten weghelfen konnte. Eine entschiedene Besserung trat ein, als um Michaelis 1868 mit Fräulein Bertha Glöckner, die, geboren am 14. December 1832, im Jahre 1861 zu Callenberg in Sachsen eine Staatsprüfung bestanden hatte, eine im Unterrichtsfache gründlich unterwiesene und erfahrene weibliche Lehrkraft hinzukam. Aber dennoch zeigte sich immer mehr, daß die Sache so auf die Länge nicht weiter ging. Der vielköpfige Erziehungsverein war weder finanziell noch geistig etwas zu leisten im Stande, wenn nicht einzelne Mitglieder für ihn eintraten. Das thaten hauptsächlich Fräulein Breymann und Fräulein Vorwerk. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß sich auch zwischen diesen allmählich ein Gegensatz bildete, der zu einer Entscheidung drängte, immer mehr eine einheitliche Leitung forderte. Zu Ostern 1870 lief der Bürgschaftstermin für das Seminar ab, mußte eine neue Elementarklasse den bestehenden hinzugefügt werden, wenn die Anstalt sich überhaupt weiter entwickeln sollte. Fräulein Breymann war zunächst mit ihrem umfangreichen Institute beschäftigt, ihr Interesse an den erwachsenden Schloßanstalten war vorwiegend ein, so zu sagen, „idealpädagogisches“, um die Erziehungsgrundsätze Fröbel's in Wirklichkeit zu erproben. War damit den wirklichen Bedürfnissen nach einer besseren Schulbildung für das weibliche Geschlecht, wie sie hier thatsächlich vorlagen, ausreichend gedient? Anna Vorwerk erkannte klar, was hier fehlte, und war bereit, ihre ganze Kraft für die große Aufgabe, die hier zu lösen war, einzusetzen. Vor Allem konnte und wollte sie allein für das bis dahin ganz unsicher gestellte Unternehmen die finanzielle Gewähr leisten. Es war ein hochherziger, entsagungsvoller Entschluß, der sie dazu bewog, und der ihr wohl um so schwerer wurde, als sie im Anfange des Jahres durch den Tod ihres Vaters († 31. Januar 1870) den treuesten Berather verloren hatte. Denn es war ihr vollständig klar, daß es sich hier „keineswegs um eine vorübergehende, reizvolle Liebhaberei handelte, sondern daß das, was nöthig war und was gefordert werden mußte, eine volle und ernste, eine ausschließende und opfervolle, auf jeglichen äußeren Vortheil verzichtende Lebensarbeit“ bildete. Die Meinungen in dem Erziehungsvereine waren sehr getheilt. „Hie Breymann“, „hie Vorwerk“ war die Losung bei den heftigen Streitigkeiten, die hier erfolgten. Aber schließlich erkannte man doch, daß die sicherere Gewähr, zu einem praktisch erreichbaren Ziele zu gelangen, in Anna Vorwerk's Vorschlägen lag, für die auch die Bürgerschaft Wolfenbüttels offen Partei nahm, und so übertrug man denn ihr am 25. April 1870 die selbständige Leitung der neubegründeten Anstalten. Fräulein Breymann trat bald darauf zurück, und zwei Jahre später ward auch der Erziehungsverein, dem das Feld seiner Thätigkeit nun entzogen war, aufge[illegible]

Nun herrschte [illegible] in einheitlicher Wille und es begann un[illegible] erk's thatkräftiger, zielbewußter Leit[illegible] Ausgestaltung der be-

2) Sommerblatt 1897 Nr. 40 S. 1057—60.

gonnenen Kurse. Schon im Jahre 1870 wurde eine dritte Klasse errichtet, 1871 eine vierte. Im folgenden Jahre war die höhere Mädchenschule, zu deren Errichtung unterm 30. März 1871 die behördliche Genehmigung ertheilt worden war, mit 6 Klassen und 9 Jahresstufen abgeschlossen, wenn diese später auch noch Aenderungen erlitten, und 1879 die ganze Schule in 10 Stufenklassen eingetheilt wurde. Um den alten Schülerinnen und anderen Damen der Stadt auch später noch eine geistige Anregung zu geben, wurden für den Winter wöchentliche wissenschaftliche Vorträge eingerichtet, von denen besonders die litteraturgeschichtlichen großen Anklang gefunden haben.

An die Schule schließt sich das Lehrerinnenseminar, das einen dreijährigen Kursus erfordert. Zu Ostern 1871 bestanden die ersten Zöglinge des Seminars die Prüfung, die in Braunschweig gemacht wurde. Sechs Jahre später erlangte die Anstalt selbst das Recht, unter einem Regierungscommissar Prüfungen abhalten zu dürfen. Da nun die Erfahrung zeigte, daß viele junge Mädchen trotz großem Fleiße einer wissenschaftlichen Ausbildung nicht gewachsen, zu mehr praktischen Aufgaben aber wohlbefähigt waren, so wurde, auch diesen zu helfen, zu Michaelis 1880 eine Gewerbeschule ins Werk gesetzt, die für Unterricht im Nähen, Sticken, Schneidern und Zeichnen sorgte und Ostern 1884 zu einer Bildungsanstalt für Handarbeits- und Turnlehrerinnen erweitert wurde. Von Anfang an waren im Schlosse auch Kindergärtnerinnen erzogen, so daß für gründliche Ausbildung in allen Zweigen des weiblichen Unterrichts für Familie und Schule volle Fürsorge getroffen war.

Doch das Streben A. Vorwerk's ging noch weiter. Sie wollte der weiblichen Jugend nicht nur eine tüchtige wissenschaftliche Bildung und Handfertigkeit verschaffen, sondern sie auch für das praktische Leben, für die Führung eines Haushaltes befähigen. Diesem Zwecke sollte die Haushaltungsschule dienen, die zu Ostern 1890 ins Leben gerufen wurde. Sie sucht für alle Fächer des Haushalts, insbesondere aber für das Kochen, eine gründliche Anleitung zu geben und ihre Zöglinge so auch für den häuslichen Beruf aufs Beste vorzubereiten.

Dann wandte sich die Sorge wiederum der weiteren Ausbildung der Lehrerinnen zu. Es war schon von verschiedenen Seiten als wünschenswerth bezeichnet worden, daß auch der Unterricht in den oberen Klassen und an den Seminaren zum Theil von weiblichen Lehrkräften ertheilt werden möchte. Dazu war doch aber eine höhere Bildung nöthig, als jene Seminare selbst gewährt hatten. Sie durch Selbststudium und Privatunterricht zu erlangen, unterlag großen Schwierigkeiten, war oft nur auf Kosten der Gesundheit der Lehrerinnen selbst möglich. Hier sollte durch Fortbildungskurse geholfen werden, die auf Veranlassung des „Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen", hauptsächlich aber auf A. Vorwerks Betrieb und finanzielles Risico seit Ostern 1893 zuerst von Professoren der Universität Göttingen auf verschiedenen Wissensgebieten veranstaltet wurden. Diese Vorträge in Göttingen und die daran sich schließenden Prüfungen, die zur Führung des Oberlehrerinnentitels berechtigen, in Berlin durchzusetzen, dazu bedurfte es der großen diplomatischen Gewandtheit und der unermüdlichen Ausdauer, die A. Vorwerk bei allen ihren Unternehmungen in hohem Grade bethätigte.

Diese kurzen Andeutungen geben etwa den Rahmen, in dem sich Anna Vorwerk's Unterrichtsbestrebungen bewegten. Man sieht: planvoll reiht sich das Eine an das Andere, Alles zusammen rundete sich zu einem harmonischen Ganzen ab. Der gute Erfolg ermuthigte zu immer weiterem Vorgehen auf der einmal beschrittenen Bahn. Denn reicher Segen fehlte der ehrlichen Arbeit nicht; von bestem Erfolge waren alle Unternehmungen begleitet. Die Schule, die gleichmäßig die Geistes- und Gemüthsanlagen zu entwickeln und wahre Religiosität in den Herzen der Schülerinnen zu wecken und zu stärken sucht, erfreute sich bald eines vorzüglichen Rufes, nicht minder das Lehrerinnenseminar, das schon 1898 386 geprüfte Zöglinge entlassen hatte und in dem die Zahl der Fremden die der Einheimischen weit überwog. Ein Beweis, einem wie tief gefühlten Bedürfnisse diese Einrichtung in weiten Kreisen entgegen kam. Um nun diesen Fremden eine gute und billige Unterkunft zu gewähren, wurde schon zu Michaelis 1871 in einem gemietheten Hause in der Auguststadt ein Internat eingerichtet, das dann seit August 1873 ebenfalls in das Schloß verlegt und auf etwa 85 Pensionärinnen eingerichtet wurde. Daneben entstanden in der Stadt eine Anzahl von Privatpensionen, die von Anna Vorwerk die Zöglinge zugewiesen, aber auch die Bedingungen vorgeschrieben erhielten, nach denen jene aufgenommen und gehalten werden mußten. Durch dieses Internat und die Ausdehnung der Unterrichtsanstalten wurden immer weitere Räume des alten Schlosses, zuletzt mehr als 80, mit Genehmigung der Herzoglichen Hofhaltung in Anspruch genommen; 1881 wurde auch der große Schloßgarten bereitwillig zur Verfügung gestellt.

Aber auch damit noch nicht genug. Den arbeitsmüden Lehrerinnen sollte nach Möglichkeit ein ruhiges sicheres Heim für ihr Alter bereitet werden. Diesem Wunsche verdankt das Feierabendhaus für Lehrerinnen seine Entstehung, eine Lieblingsschöpfung Anna Vorwerk's, für die sie durch allerlei im Schlosse veranstaltete Festlichkeiten, Bazare, Lotterien ꝛc. in unermüdlicher Erfindungsgabe die erforderlichen Geldmittel zusammen zu bringen wußte. Schon 1896 stand das stattliche Haus an der Leibnizstraße fertig da, und es war eine ihrer größesten und letzten Freuden, daß sie im Jahre 1900 die völlige Schuldentilgung der Bausumme erreichte. Noch ihre letzte Sorge galt der Sicherung der Lebensstellung der Lehrerinnen. Sie wollte zur Feier des 25jährigen Bestehens der Pensionsanstalt nach Berlin reisen, um dort neue Anträge für die Lehrerinnen zu stellen, als sie zwei Tage vorher erkrankte. Ihr Vortrag ward vorgelesen; ihre Vorschläge fanden Annahme. So hat sie noch, selbst schon mit dem Tode ringend, für die Sache, die ihr so warm am Herzen lag, mit bestem Erfolge wirken können.

Schließlich bleibt noch zu erwähnen die umfassende Fürsorge, die Anna Vorwerk den abgegangenen Zöglingen

widmete, der gewaltige Briefwechsel, den die Stellenvermittlung, die Unterbringung von Hunderten von Lehrerinnen der verschiedensten Art verursachte. Die ungeheure und anhaltende Nachfrage aber, die hier stattfand und der die vorhandenen Kräfte oft längst nicht genügten, beweist die Güte der Ausbildung der Zöglinge, nicht minder aber die scharfe Beobachtungsgabe und das seltene Geschick Anna Vorwerk's, die richtigen Leute für die richtigen Stellen zu empfehlen. Für die Weiterbildung der Lehrerinnen und für die Förderung ihres Zusammenhaltes richtete sie regelmäßige Zusammenkünfte ein. Den Auswärtigen sollten den Zusammenhang mit der alten Bildungsstätte die „Blätter aus dem Schlosse" vermitteln, die seit dem 1. October 1887 vierteljährlich im Druck erschienen. Sie haben offenbar einem lebhaften Verlangen weiter Kreise entsprochen. Denn tief und nachhaltig war bei fast allen Schülerinnen der gewinnende und fesselnde Einfluß von A. V.'s Persönlichkeit; mit rührender Anhänglichkeit hängen an dem alten Schlosse fast Alle, die von hier in's Leben ausgegangen sind. Das wurde vor Allem auf das Deutlichste sichtbar bei dem 25jährigen Jubiläum der Schloßanstalten im Mai 1891. Dieser zahlreiche Zusammenstrom begeisterter Schülerinnen von Nah und Fern war der schlagendste Beweis für die engen Bande der Liebe und Dankbarkeit, die die Schülerinnen mit ihrem alten Schlosse verknüpfen.

Nehmen wir nun noch hinzu, daß Anna Vorwerk stets selbst die Klassenlehrerin der 1. Mädchenklasse war, daß sie hier und im Seminar in Litteratur- und Kunstgeschichte selbst unterrichtete, daß sie nach arbeitsvollen Semestern auch dem Frohsinn gerne das Wort ließ und zu den ihren Zöglingen veranstalteten Festen den Text für sinnige Aufführungen meist selbst dichtete, daß sie für fremde Noth in der Stadt stets ein offenes Ohr und eine offene Hand hatte, daß sie ihrer alten Mutter, die erst am 11. April 1896 im 81. Jahre die Augen schloß, eine liebevolle Tochter war, so liegt auf der Hand, daß es eine erstaunliche Arbeitskraft war, die allen diesen vielen und verschiedenartigen Geschäften, Pflichten und Sorgen Herr werden konnte. Sie befähigte dazu ein seltenes Organisationstalent, das gute Kräfte heranzuziehen und die vorhandenen geschickt zu vertheilen wußte, eine schnelle Auffassung und sichere Beurtheilung aller Verhältnisse, eine große Geschäftsgewandtheit und Lebensklugheit, die die verschiedensten Menschen richtig zu nehmen und zu benutzen verstand. Dazu eine ungewöhnliche persönliche Liebenswürdigkeit, die leicht die Herzen für sich gewann und für ihre Zwecke Unterstützung erwirkte, für die sie dann wieder mit stets neuen zart erdachten Aufmerksamkeiten zu danken wußte. Gewiß war die Arbeit, die sie bewältigte, erstaunlich. Denn — wenn wir absehen vom Internat, wo ihre langjährige erprobte Mitarbeiterin und Freundin Bertha Glöckner, die ihr auch das selbst bei jungen Damen oft wohl nicht unangebrachte kräftige Dreinfahren willig abnahm, bei allem Wohlwollen ein strenges Regiment führte — so war sie überall selbst die Herrin, die von Allem Bescheid wußte, anordnete und entschied. Sie war eine geborene Herrschernatur, die ungern ihre Kreise gestört sah und ernsten Widerspruch, der ihr aus der Ihrigen Mitte wohl selten nahte, zu ertragen sich schwer entschließen konnte. Was sich der von ihr festgesetzten Ordnung nicht fügen wollte oder konnte, mußte das Feld räumen. Nicht nur aus einer Charakteranlage, auch aus den äußeren Verhältnissen entsprang und verstärkte sich diese Neigung. Sie war in der glücklichen Lage, daß sie so frei und selbständig in ihren Anstalten walten konnte, wie es selten einem Schulleiter zu Theil wird. Sie hatte die Einrichtung der Räume, die Anschaffung des Inventars aus eigenen Mitteln bestritten und bis zum Jahre 1874 auch für die Schule jährlich einen Zuschuß geleistet. Schon das gab ihr ein gutes Anrecht auf freie Verfügung auch in anderen Fragen, die Schule und Seminar betrafen. Diese standen zwar unter Aufsicht des Herzoglichen Consistoriums, die jedoch auf das Mildeste gehandhabt wurde. Weitaus die längste Zeit geschah dieses von ihrem alten Lehrer Abt Stausebach, der in gerechter Würdigung ihrer Verdienste den Anstalten jede nur mögliche Förderung zu Theil werden ließ. Den städtischen Behörden stand auf die Anstalten nicht der geringste Einfluß zu. Diese kamen der Stadt Wolfenbüttel ohne ihr Zuthun in umfassendster Weise zu Gute. Denn sie gelangte ohne irgend eine Kostenaufwendung in den Genuß trefflicher Bildungsanstalten, die nicht nur der weiblichen Jugend der Stadt einen unvergleichlich guten und vielseitigen Unterricht gewährten, sondern auch den Zuzug fremder Familien in die Stadt nicht unwesentlich beförderten. Wolfenbüttel hat an der Lebensfähigkeit und der Blüthe der Vorwerk'schen Anstalten ein großes Interesse. Es ist daher nicht nur eine Forderung edler Humanität, sondern zugleich nüchternster Klugheit, daß das städtische Gemeinwesen, falls dies in Zukunft als nothwendig sich herausstellen würde, zur Unterhaltung jener Anstalten beitragen müßte. Anna Vorwerk hat diese zwar, von der Regierung durch einen jährlichen Zuschuß in liberalster Weise unterstützt, nach Möglichkeit auf eigene Füße zu stellen gesucht, und zu dem Zwecke auch ein Capital angesammelt, über dessen Verwendung sie letztwillig verfügte. Da dem Schreiber dieses die Einzelheiten nicht bekannt sind, so kann er nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß es gelingen möge, im Sinne und Geiste der Stifterin die Schloßanstalten weiter zu führen. Daß dies vorläufig geschieht, dafür ist gesorgt. Dem Wunsche der Entschlafenen gemäß hat ihre treue Genossin, B. Glöckner, die Leitung als ein theures Vermächtniß übernommen.

Als A. Vorwerk die Mitarbeit am Kindergarten übernahm, konnte sie sich der Folgen, die dieser Schritt für sie haben sollte, noch nicht bewußt sein. Sie beseelte ein unbestimmter Thätigkeitstrieb, dem müssiges Leben keine Befriedigung gewährte. Den Segen der Arbeit, den sie dann an sich selbst empfand, hat sie auch unzähligen Anderen zu Theil werden lassen und damit vollbewußt höheren Interessen gedient. Mitleidig sah sie, wie viele Frauenkräfte unthätig am Markte standen. Hier hat sie helfend eingegriffen und wacker an der Lösung einer brennenden Tagesfrage, soweit sie vermochte, mit[illegible]t; sie hat die Frauenarbeit, wo und wie si[illegible] fördern gesucht. [illegible] hat sie zahl-

reichen Existenzen eine neue und feste Grundlage gegeben, müssige Kräfte in thätige, abhängige in selbständige verwandelt und viele von denen für die Arbeit des Lebens sicher ausgerüstet, die sonst ohne Feld eigener Thätigkeit hätten bleiben oder wohl gar Anderen zur Last hätten fallen müssen. Sie hat niemals zu den Wortführerinnen der sogenannten Frauenfrage gehört, aber durch die That gezeigt, wie hier zu einem guten Theile wenigstens Wandel geschaffen werden könne. Auch in dieser Beziehung ist ihre Wirksamkeit Unzähligen ihres Geschlechts zum Segen erwachsen. Und wie Vielen hat sie nicht mit eigenen Opfern, durch Gewährung von Freistellen u. A. den Gewinn einer selbständigen Lebensstellung ermöglicht! Wir erwähnen dies Letztere, um auch zu zeigen, daß ein wohlthätiger Sinn ihr Herz erfüllte.

Mitten aus voller Schaffenskraft ist Anna Vorwerk jetzt abgerufen. Schon im Sommer vorigen Jahres plagte sie ein Leiden, das ihr oft die alte Frische raubte, aber bald sich über Erwarten verschlimmerte. Am 30. October wurde sie in das Herzogl. Krankenhaus nach Braunschweig gebracht. Eine Operation war an sich gut gelungen, aber die Kräfte kehrten nicht zurück; an einem Sonntagmorgen, dem 18. November 1900 ist sie nach schwerem Krankenlager gefaßt und gottergeben gestorben. Ihrem Wunsche gemäß wurde sie von der Stätte ihres ruhmvollen Wirkens, vom alten Wolfenbüttler Schlosse aus bestattet. Würdig und erhebend war die Leichenfeier, die hier veranstaltet wurde, und die gewaltige Theilnahme, die dieses Begräbniß aus allen Kreisen der Stadt und des Landes, von Freunden und Schülerinnen, die aus weiter Ferne herbeigeeilt waren, gefunden hat, war ein sprechender Beweis dafür, daß hier eine edle und bedeutende Frau zu Grabe getragen wurde. P. Z.

Die Stiftungen des Herzogs Ludwig Rudolf und seiner Gemahlin Herzogin Christine Louise.

Von O. Körber.

Die Namen des hochherzigen Fürstenpaares, des Herzogs Ludwig Rudolf und seiner Gemahlin, haben noch jetzt für die Bewohner der Stadt Blankenburg und Umgegend einen guten Klang, und das Andenken an sie wird hier heute noch hochgehalten. Erinnert der Name des Fürsten doch an jene so segensreiche Regierungszeit, in welcher die Stadt zu einem ungeahnten Wohlstande gelangte und die geistige Bildung der Bewohner einen Aufschwung nahm, wie nie zuvor. Die Baulust regte sich, viele Kirchen und Schulen und andere stattliche Gebäude verdanken ihr Entstehen der Einwirkung des frommen Fürsten; daneben fand auch die Wissenschaft in ihm einen eifrigen Förderer. Es ist daher nur anzuerkennen, daß die Stadtverwaltung einer neuen Straße den Namen: „Ludwig Rudolf-Straße“ beigelegt hat und, dem Zuge der Zeit folgend, beabsichtigt, auf einem an dieser Straße belegenen freien Platze dem genannten Fürsten nachträglich ein Denkmal zu errichten.

Es sollen in dieser Abhandlung nicht die in der Regierungszeit auf dem Schlosse gefeierten Freudenfeste (Bauernhochzeiten 2c.), nicht die im Thiergarten hinter den Schlosse aufgeführten, meist von der Gräfin Maria Aurora von Königsmarck veranstalteten Schäferspiele und Waldfeste beschrieben, vielmehr nur der frommen Stiftungen gedacht werden, die noch heute eine dankbare Erinnerung an ihre Stifter in den Bewohnern der Stadt wach erhalten.

Zu diesen Stiftungen gehört unter Anderen die s. g. Ordens-Casse. Es herrscht über diese, insbesondere aber über den Adelsorden der „Ewigen Freundschaft“ (Amitié éternelle) manche Unklarheit; von Interesse möchte es daher sein, dasjenige nachzutragen, was bisher über die Stiftung dieses Ordens noch nicht bekannt war.

Erwähnt wird der Orden in den „Miscellen zur Geschichte Ostfrieslands“ von Karl Herquet [1]), wo es S. 51 ff. heißt: „Nicht allein ist in gedruckten Werken, soweit das uns zugängliche Material vorliegt, nichts von ihm (dem Orden) zu finden, auch das Braunschweigische Landeshaupt-Archiv zu Wolfenbüttel vermochte in seinen Beständen keine Notiz von ihm aufzufinden, so wenig wie das Hannoversche Staatsarchiv“, und an einer anderen Stelle: „Es ist bedauerlich, daß wir hier weder über die Form der Decoration noch über die ersten Mitglieder des Ordens etwas erfahren. Es scheint, daß derselbe anfangs nur innerhalb der Grenzen der Braunschweigischen Fürstenfamilie verblieben ist“. Auch von Liebhaber erwähnt in seinem Werke: „Vom Fürstenthum Blankenburg und dessen Staatsverfassung“ den Orden nur ganz beiläufig.

Verfasser dieses Aufsatzes ist, gestützt auf amtliches Actenmaterial, in der Lage, über die Gründung des Ordens und die ersten Ordensdeputirten, sowie über die Form des Ordenskreuzes einige Nachrichten zu liefern und hofft damit das bisher bekannte Material zu ergänzen. Doch müssen zum besseren Verständnisse einige Angaben über den Lebensgang des Herzogs Ludwig Rudolf vorausgeschickt werden.

Der am 22. Juli 1671 geborene Fürst war mit Christine Louise, Tochter des Fürsten Albrecht Ernst von Oettingen, seit dem 22. April 1690 verheirathet. Sein Vater Anton Ulrich und sein Oheim Rudolf August sicherten ihm im Jahre 1690 für ihrer Beider Todesfall zu erblicher Apanage die Grafschaft Blankenburg zu, in der er sogleich seinen Wohnsitz aufschlug. Im Jahre 1714 trat er die Regierung des Ländchens an, am 23. März 1731 aber gelangte er nach dem Tode seines älteren kinderlosen Bruders August Wilhelm zur Regierung des Herzogthums Braunschweig. Einige Monate nach diesem Regierungsantritte stiftete er den genannten Orden. Seine Statuten sind uns erhalten. Im Eingange heißt es dort:

„Statuta
des Löblichen Ordens von der Amitié éternelle, welcher zu Kloster Zimmern den 27. Juli Anno 1731 durch

---

1) Vgl. auch Zeitschr. d. Hist. Vereins f. Niedersachsen Jahrg. 1882 S. 305—309.

Se. Hochfürstliche Durchlaucht, des Regierenden Herrn Herzogs Ludwig Rudolf zu Braunschweig und Lüneburg-Wolfenbüttel 2c. und dessen Durchlauchtigsten Frauen Gemahlin, Regierenden Herzoginn Frauen Christina Louise, Hochfürstlichen Durchlaucht 2c. zur immerwährenden Gedächtniß der treuen, wahren und unveränderlichen Freundschaft, so zwischen Ihnen und dem Weylandt in Gott Seelig entschlafenen Durchlauchtigsten Dero Schwagern und Brudern Herrn Albrecht Ernst, Fürsten zu Oettingen 2c. und dessen nachgelassen Durchlauchtigsten Frau Gemahlinnen, Frauen Sophia Louise, geboren Landgräfin zu Hessen-Darmstadt 2c. unveränderlich unterhalten, instituiret und errichtet worden".

Diese Statuten enthalten 17 Paragraphen, in denen die Zwecke und Ziele des Ordens aufgeführt werden. Die Anzahl der Aufgenommenen durfte niemals 24 übersteigen, nämlich 12 „Cavaliers" und 12 „Dames". Es wurden in den Orden nur „Fürstliche, Gräfliche, Ritterliche und Adeliche" Personen genommen; die Mitglieder hatten die Verpflichtung: „Allen Noth Leidenden, in specie Wittiben und Waysen, bedürftigen Haus- und heimlichen Armen, ein Jeder nach seinem Vermögen, jährlich etwas mitzutheilen, zufließen zu lassen und sonsten in allen Christlichen Uebungen und Werken sich zu befleißigen seinen Nothleidenden Nächsten zu Hülfe zu kommen".

Ferner solle „ein Jeder oder Jede gehalten sein, dem vom Orden dazu deputirten Mitgliede nach seinem Belieben und Vermögen etwas zur Auferziehung und Erhaltung armer Waysen an Gelde in die dazu errichtete Armen-Casse einzusenden und zwar jeder Zeit gegen den 30. Martii".

„An diesem 30. Martii wird die Cassen-Rechnung übergeben, und soll ein jedes Ordens-Glied in Schwarz oder zum wenigstens en petit deuil (in kleiner Trauer) gekleidet erscheinen, und thut ein absonderliches Gutes Werk". (Ordenscapitel.)

Eine, allerdings unvollständige, Abschrift dieser Statuten befindet sich in dem Staatsarchive zu Aurich.

Das Ordens-Kreuz war von Gold und schwarz emaillirt. In der Mitte standen die verzogenen, aber verkehrten Buchstaben: A. E., welche „des Höchst Seel. verstorbenen Fürsten von Oettingen Durchlauchtigsten Namen: Albrecht Ernst und zugleich den Orden selbst Amitié Éternelle zum Grunde führen". Auf der einen Seite und zwar in den 4 Feldern oder Flügeln standen die Buchstaben: J. R. E. C., welche den Wahlspruch des Herzogs: Je Repose En Constence" darstellen sollten. Nach dem Tode des Herzogs sind die Buchstaben verändert und statt derselben auf der einen Seite L. R. (Ludwig Rudolf), auf der anderen Seite A. E. (Amitié Eternelle) angebracht. Auf dem Kreuze stand des Fürsten Hut mit seinen Farben, emaillirt und oben an dem Kreuze saß der Reichsapfel an einem schwarzen Bande.

Die ersten Ordens-Deputirten waren:

1) Herr Gustav Adolf von Benckendorf, Oberhofmeister bei Ihrer Durchlaucht der regierenden Herzogin von Braunschweig und Lüneburg,
2) der Oberst und General-Adjutant Baron Casimir Ludwig von Stöcken.

Der Orden ist nicht von langer Dauer gewesen; nach dem am 1. März 1735 erfolgten Tode des Stifters ging derselbe auf das Ostfriesische Fürstenhaus Cirksena über und wird mit dem am 26. Mai 1744 erfolgten Tode des letzten Ostfriesischen Fürsten Karl Edzard erloschen sein.

Das Stiftungsvermögen des Ordens, das in der kurzen Zeit des Bestehens auf 500 Thaler angewachsen war, ist indessen dem Fürstenthume Blankenburg erhalten geblieben und die Aufkünfte davon kommen hier noch heute bedürftigen Personen zu Gute.

Als Ludwig Rudolf verstorben war, nahm seine Wittwe auf dem hiesigen Schlosse wieder dauernden Aufenthalt. Die früheren Festlichkeiten fielen freilich fort, die edle Fürstin war vielmehr nur darauf bedacht, Nothleidenden zu helfen und so im Geiste ihres hochherzigen Gemahls weiter zu wirken. Von der mildthätigen Gesinnung der Fürstin giebt die nachfolgende, im Originale erhaltene Urkunde Zeugniß:

„Nachdem Unsers in Gott ruhenden Herzgeliebtesten Herrn Gemahls Lbdn., der weyl. Durchlauchtigste Fürst Herr Ludwig Rudolf, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, nebst Uns den Orden Amitié Éternelle zum Angedenken Unseres gleichfalls in Gott ruhenden Herrn Bruders, des weil. Durchlauchtigsten Fürsten Herrn Albrecht Ernsten, Fürsten zu Oettingen, gestiftet haben und nach Inhalt derer Statuten ein jedes Ordensglied zu Unterhaltung beträngter Wittben und Waißen alljährlich etwas auszuwerfen verbunden, wie denn bereits 500 ₰ hierzu vorhanden:

So haben wir am Besten zuseyn geurtheilet, wenn Wir selbiges auf ein Capital zu einer ewigen Stiftung anlegen und zwar mit nachfolgenden Conditionen:

1. Soll dieses Capital an einen sicheren Ort gegen Obligation geleget, diese aber uns eingehändigt werden. Der hier in Blankenburg subsistirende Superintendent soll, wenn Wir es gnädigst auftragen, die völlige Besorgung hierüber haben.

2. Soll das Interesse von obgedachtem Capital alljährlich an einen Vatter- und Mutterlosen Sohne, welcher nicht im Stande sich selber zu helfen, zur Erlernung eines Handwerks angewendet und Ihme der Ueberrest bei Antretung seiner Wanderschaft zu einem Kleid oder sonst Benöthigtem gereichet werden.

3. Wird gedachter Herr Superintendent oder der hierzu Committirte jeder Zeit den allerbedürftigsten von denen Blankenburger Kindern aussuchen und nach seinem Gewissen Uns oder nach Unserem Ableben Unserer Frau Tochter, oder denen nach Ihnen diesen Orden habenden nächsten Anverwandten präsentiren und in Vorschlag bringen. Wobei Wir uns jedoch reserviren, einen anderen zu nehmen, oder selbst einen zu erwählen, denen Wir allenfalls die Gnade erweisen wollen.

4. Wird hiesige Fürstliche Regierung ersucht, über diese vorgesetzten Punkte ein ordentliches Instrument zu verfertigen, damit solches alles nach unserem Willen

auf das kräftigste zu ewigen Zeiten möge vestgehalten und genau observiret werden.

Urkundlich rc. rc.

Gegeben Blankenburg den 1. Martÿ 1737.

Christine Louise

(Siegel.) H. z. B. u. L. G. F. z. Oett.

Den Bestimmungen der Stiftungsurkunde entsprechend werden aus den Aufkünften von dem inzwischen auf 4200 ℳ angewachsenen Stiftungsvermögen, über das der jedesmalige Superintendent die Rechnung führt, noch jetzt etwa 10—12 unbemittelte Handwerkslehrlinge aus hiesiger Stadt zu Ostern jeden Jahres unterstützt, gute Führung derselben vorausgesetzt.

Zu Lebzeiten des Herzogs scheint das benöthigte Handwerkszeug den Lehrlingen in natura geliefert zu sein. Alljährlich, am Tage nach der Confirmation zogen die Confirmanden unter Führung des Superintendenten zum Schlosse hinauf und wurden in den Räumen desselben herumgeführt. Bei dieser Gelegenheit wurden dem Fürstlichen Paare die unbemittelten Lehrlinge, die ein Handwerk ergreifen wollten, vorgestellt, sie empfingen aus den Händen des Fürsten das zuvor beschaffte Handwerkszeug. Dies mag auch die Veranlassung zu der von der Herzogin errichteten Stiftung gewesen sein. Das Privilegium der Confirmanden, am Montage nach Quasimodogeniti im Schlosse ohne das übliche Entgelt herumgeführt zu werden, hat übrigens noch bis in die neueste Zeit bestanden.

Eine ähnliche Stiftung des Herzogs ist die s. g. Virtuosencasse. Doch hiervon später.

Wahrheit und Dichtung aus westfälischer Zeit.[1])

Von H. Mack.

Gegen Ende des Jahres 1899 ist im Verlage von Schmidt und Günther in Leipzig, der schon sehr viele Werke zur Geschichte des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts an den Markt gebracht hat, ein Buch erschienen, dessen voller Titel lautet: König Jérôme Napoleon. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen 1. der Frau von Sothen in Kassel an meine Großmutter, 2. des Reichserzkanzlers von Dalberg an meinen Großvater, 3. und meines Vaters als Westfälischer Garde du Corps an seine Eltern, sowie anderen Familienaufzeichnungen bearbeitet von Moritz von Kaisenberg, Herausgeber der Memoiren der Baronesse Cécile Courtot de Cissey[2]). Wer diesen Titel unbefangen liest, wird trotz seiner wenig gelungenen Fassung glauben müssen, daß es sich hier um ein ernst zu nehmendes Geschichtswerk mit neuen Aufschlüssen handelt. Er wird demnach voller Spannung und Freude sich des Inhalts zu bemächtigen eilen, da ja die westfälische Zeit nicht nur eine der merkwürdigsten, sondern auch eine der noch am meisten der Aufklärung bedürftigen Episoden unserer vaterländischen Geschichte ist. Solche Unbefangenheit und Vorfreude kann freilich nicht theilen, wer über die Memoiren der Baronesse Courtot, als deren Herausgeber v. Kaisenberg auf unserm Titel sich mit augenscheinlichem Stolze nennt, auch nur einigermaßen Bescheid weiß. Diese Memoiren sind nämlich von der berufenen Kritik arg mitgenommen worden: sie hat eine Menge Fehler darin nachgewiesen, sie hat ferner dargethan, daß Vieles in den angeblichen Memoiren unverkennbare, mehr oder weniger frei erfundene Zuthat des Herausgebers ist. Der hiervon Unterrichtete muß also von vornherein großes Mißtrauen gegen v. Kaisenberg's neues Buch hegen. Und sein Mißtrauen wird sich wahrlich nicht verringern, wenn er liest, wie Jener in der Vorrede seine Kritiker abfertigt. „Das Publicum — schreibt er da — hat sie (d. h. die Memoiren der Baronesse Courtot) mit Theilnahme aufgenommen und sich nicht daran gekehrt, wenn auch einzelne Mäkler, die stets an Allem herumnörgeln, einige historische Daten beanstandeten.“ Gut gebrüllt! Schade nur, daß die Nörgler vor diesem Gebrüll nicht beschämt und erschreckt verstummen, sondern unbekehrt und unbeirrt weiter nörgeln. Finden sie doch bei genauerer Prüfung auch des neuen Buches wahrlich Anlaß genug dazu.

Wenn man dessen Aufbau zunächst rein äußerlich betrachtet, so hat man, wie in den Memoiren der Courtot, eine Reihe alter Kaisenberg'scher Familienpapiere, in diesem Falle meist Briefe, vor sich, die durch einen erläuternden und ergänzenden Text des Bearbeiters mit einander verknüpft sind. In einem Nachtrage sind fünfzehn Briefe, Urkunden und Actenstücke abgedruckt, von denen nicht weniger als vier auch schon in dem eigentlichen Werke Platz gefunden haben. Endlich werden noch vier Facsimiles geboten, deren erstes, ein Brief Mortiers, besser weggelassen wäre, da der Briefinhalt in gar keiner Beziehung zu dem des Buches steht. Auf diesen wollen wir jetzt eingehen und uns zuerst mit dem verbindenden Text beschäftigen. Fast Schritt für Schritt begegnen wir hier Schiefheiten, inneren Widersprüchen, kühnen Behauptungen, für die uns der Verfasser den Beweis schuldig bleibt, und groben Unrichtigkeiten, die sofort als solche kenntlich sind. Alle diese Dinge vorzubringen ist ganz unmöglich, wir müssen uns vielmehr auf wenige Beispiele beschränken. Zur Einleitung ein paar Kleinigkeiten. Der bekannte Generalintendant Daru wird zu einem General gemacht (S. 62). Am 1. Januar 1808 soll der Großvater Kaisenberg's schon Mitglied der Reichsstände gewesen sein (S. 60), obwohl die Ständewahlen erst im April dieses Jahres erfolgten. Die Universitäten Helmstedt und Rinteln, sowie das Pädagogium in Magdeburg, richtiger Kloster Berge bei Magdeburg, wurden nicht, wie S. 87 behauptet wird, durch Decret vom 1. Mai 1810, sondern durch ein solches vom 10. December 1809 aufgehoben. Indeß gehen wir zu kräftigerem Angriff über. Daß v. K. wie von seinen andern Vorfahren, so auch

1) Der Aufsatz ist bereits in einer Versammlung des Geschichtsvereins zu Braunschweig am 6. December 1900 mitgetheilt worden, konnte aber erst jetzt zum Abdrucke gebracht werden. Inzwischen ist eine ebenso absprechende Beurtheilung des Kaisenberg'schen Buches von Aug. Wolfstieg in den Preußischen Jahrbüchern B. 103 H. 1 erschienen.

2) XVI u. 331 SS. 8°.

[illegible] seinem schon erwähnten Großvater, einem tüchtigen Justiz- und Verwaltungsbeamten in kurmainzischen, [illegible] und endlich wieder in preußischen [illegible] mit pietätvoller Verehrung spricht, ist [illegible] aber er mißbraucht dieses Recht, wenn [illegible] über ihr wirkliches Maß [illegible] Während [illegible] mindestens stark [illegible] an der Kur [illegible] unbedingt [illegible]

[illegible]

ersteres das Eichsfeld, die Grafschaft Hohenstein, [illegible] Harz, Halberstadt, Quedlinburg, die Festung Magdeburg, die Altmark und den Saalkreis. Von He[illegible] wurden abgegeben: Hoch- und Niederhessen, Her[illegible] Fritzlar, Ziegenhain, Pleiße und Schmalkalden. [illegible] gerundet wurde das Königreich durch das Herzog[illegible] Braunschweig, die Grafschaften Osnabrück, Scha[illegible] burg, Wernigerode und später durch Theile Hannovers. Ein wahrer Rattenkönig von Fehlern: Hochhessen [illegible] Oberhessen, Herzfeld statt Hersfeld, Pleiße statt [illegible] der Harz rundweg für preußisch erklärt, [illegible] nicht als hannoverscher, Schaumburg nicht als [illegible] Wernigerode nicht als preußischer Gebiet[illegible] erkannt [illegible] Wie kann ein [illegible] auf dem Gebiete der deutschen [illegible] und [illegible] geben, die man [illegible] Die Antwort [illegible] Der Verfasser hat seine Angaben [illegible] entnommen, wobei er [illegible] die nöthige Selbst[illegible]

[illegible]

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 4. 24. Februar **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Die Dörfer Ahlum und Wendessen im siebenjährigen Kriege.

Aus dem Pfarrarchiv in Ahlum mitgetheilt von P. J. Meier.

Die Freunde der vaterländischen Geschichte begrüßen es stets auf das Lebhafteste, wenn die kleine Reihe von Ortschroniken des Herzogthums einmal wieder durch eine neue vermehrt wird, und man kann die Geistlichen und Schullehrer, die als Verfasser von solchen hauptsächlich in Betracht kommen würden, nicht oft genug darauf hinweisen, daß in den Erbregistern des XVI. und den Flurbeschreibungen, sowie Flurkarten des XVIII. Jahrhunderts für jede Ortschaft des Landes werthvoller geschichtlicher Stoff vorliegt, der nur auf die Bearbeitung wartet und auf der einen Seite durch die handschriftlichen Auszüge des Herzoglichen Landeshauptarchivs, die der verdienstvolle Schulrath H. Dürre über Städte und Dörfer des Herzogthums verfaßt hat, auf der anderen Seite durch Aufzeichnungen der Geistlichen in den Kirchenbüchern und Corpora Bonorum, durch Kirchenrechnungen oder auch durch mündliche Ueberlieferungen in der Gemeinde ergänzt wird. Nirgends freilich möchte die Ortsforschung von vornherein eine so treffliche Grundlage vorfinden, als in Ahlum und dessen Filial Wendessen.

Rudolf Heinrich Georg Rüdemann nämlich, der als Nachfolger seines Vaters Konrad Samuel und Vorgänger seines Sohnes Joh. Gottlob Friedrich von 1754 bis 1803 Pastor in Ahlum war [1]), hat in den Jahren 1771/2 „Nachrichten vom Dorfe Ahlen" und „Nachrichten vom Dorfe Wendessen" verfaßt und im Pfarrarchiv zu Ahlum niedergelegt [2]), die nicht allein den ganzen zur Verfügung stehenden älteren geschichtlichen Stoff verarbeitet haben, sondern auch die zeitgenössischen Ereignisse, soweit die beiden Dörfer davon berührt wurden, behandeln und zwar in einer Weise, die geradezu vorbildlich genannt werden kann. Rüdemann's oben genannter Sohn, der dem Vater 1786 als Adjunct beigegeben und bei dessen Tode 1803 zum Nachfolger bestimmt wurde, hat eine Fortsetzung der „Nachrichten" bis 1831 geliefert, die namentlich für die Zeit der Befreiungskriege von Interesse ist. Aber es ist ganz natürlich, wenn der vom Vater verfaßte Abschnitt über die Zeit des siebenjährigen Krieges [3]) den Glanzpunkt der Chronik bildet; sehen wir nämlich vom dreißigjährigen Kriege ab, über den Rüdemann, wie er selbst klagt, nur kärgliche gleichzeitige Aufzeichnungen vorfand, so sind die beiden Dörfer zu keiner anderen Zeit so sehr von den großen Ereignissen der Geschichte berührt worden, als in den Jahren 1757/8 und 1761, in denen die Franzosen die Festung Wolfenbüttel besetzt hatten oder belagerten. Ich drucke daher im Folgenden diesen Abschnitt, S. 56 bis 78 der Ahlenschen und S. 51

---

1) R. H. G. Rüdemann hat sich nicht weniger als sein Vater die größten Verdienste um seine beiden Gemeinden erworben. Wenn die Kirche in Ahlum heute die reichste im ganzen Laude ist, so ist dies ganz hauptsächlich den Bemühungen der beiden R. zu verdanken; wie der Verfasser selbst berichtet, überkam sein Vater 1721 810 Thlr. als Kirchenkapital; dies war 1753 auf 4870, 1774 aber bereits auf über 10000 Thlr. angewachsen. R. II hat dann seit 1754 einen Umbau seiner Kirche selbst geleitet und sich so bemerkenswerthe technische Kenntnisse auf diesem Gebiet erworben, daß ihm das Consistorium z. B. auch den Umbau der Gr.-Denkter Kirche übertrug. Ueber diese Thätigkeit belehrt uns der von ihm 1775 verfaßte „Historische Bericht von dem neuen Baue an und in der Kirche zu Ahlen", der auf das Reichste auch mit Plänen und Entwürfen, meist von R.'s eigener Hand, ausgestattet ist und als ein beredtes Zeugniß für die bis ins Kleinste gehende Fürsorge des trefflichen Mannes gelten kann.

2) Herr Pastor Stolze in Ahlum hat die Güte gehabt, mich auf diese Schriften aufmerksam zu machen und sie mir zur Benutzung auf das Herzogliche Museum zu leihen. Ich möchte ihm dafür auch an dieser Stelle meinen Dank aussprechen.

3) Auch sonst giebt es in den Pfarrarchiven des Herzogthums bemerkenswerthe Aufzeichnungen über diese Zeit. Die „Tägliche Rundschau" druckte in ihrer Unterhaltungsbeilage vom 15. Januar d. Js. solche über das Dorf Harderode ab, die nach gütiger Mittheilung des Herrn Pastors Bartels in Helmstedt der Selbstbiographie von dessen gleichnamigem Ur-Urgroßvater (Pastor in Harderode 1734—1794) entnommen sind, aber die drastischsten Mittheilungen enthält doch das Pfarrarchiv von Börßum, die von anderer Seite hoffentlich bald veröffentlicht werden. Ich möchte bei dieser Gelegenheit ganz allgemein die Bitte an die Herren Geistlichen richten, mir anzugeben, ob sich nicht auch sonst Nachrichten über den siebenjährigen Krieg in ihrem Besitz befinden. Vgl. auch Braunschw. Magazin 1900, 153 ff.

bis 55 der Wendesser „Nachrichten" bis auf wenige Sätze, die ich auslasse, wörtlich ab und füge nur die nöthigsten Bemerkungen hinzu.

I. Ahlum.

Das wichtigste, was mir, bei meinem bisher 17jährigen hiesigen Aufenthalt, und meiner Ahlenschen Gemeinen in Absicht auf unsre irdischen Umstände begegnet ist, ist wiederum der Krieg, oder jene feindliche Invasion der französischen und kaiserlichen Völker auf hiesige Lande in den Jahren 1757 und folgenden. Vidi — et horrida bella perque vices varias prospera mixta malis! — ich muß, wie gesagt, hiervon etwas umständlicher, und umständlicher, als Pastor Goldschmidt (in Ahlum) von den erlebten 30jährigen Krieges-Unruhen, handeln: ich zweifele nicht, daß meine Herren Nachfolger, wenn Gott Sie ihre Tage im Frieden erleben lässet, ihm bei diesem Durchlesen desto freudiger dafür danken werden; so wie wir dagegen in solchen unruhigen Tagen jenes Gebet: Gott, gib Friede in Deinem Lande! mit desto mehrerer Inbrust seufzen gelernt haben. —

Es ist unnöthig, daß ich erst weitläufig anzeige, es sey der 3. Schlesische Krieg, davon wir handeln wollen; oder, der König von Engelland und Churfürst von Hannover sey darinnen ein Bundesgenosse des Königs von Preußen, so wie der König von Frankreich ein Alliirter der Kaiserin-Königin gewesen. — Das sind Dinge, die Einem jeden, auch nach so vielen Jahren noch immerhin hinlänglich bekannt genug bleiben werden.

Nachdem also die Königl. französische Armee unter den Befehlen des Marechals d'Etrees über die Weser, unweit Hameln, und nach der unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck[4]) mit den englischen-Hannöverischen Truppen, welche damahls S. Königl. Hoheit der Herzog von Cumberland commandirte, vorgedrungen war; so gingen die beiden Städte Braunschweig und Wolfenbüttel am 19. August 1757 mit Accord auch an die Franzosen über. — Es erschienen zwar sogleich französische Officiers und Soldaten täglich in Ahlen, denen wir nicht nur zu essen geben, sondern auch die Tornäster mit allerhand spicken mußten: Wir hatten aber doch noch keine förmliche Einquartirung. Aber auch diese erfolgte, und zwar sehr stark, am 18. September angezeigten Jahres, welcher damahls der 15. Sonntag nach Trinit. war. Ich war noch zu Wendessen, um den Nachmittags-Gottesdienst erst daselbst zu halten, als ich gegen 2 Uhr wegen der gemachten Einquartirung hieher gerufen wurde. Ein französisches Frei-Bataillon nemlich, das aus Infanterie und Cavallerie, und ohngefehr aus 900 Menschen und 500 Pferden bestand, war aus dem Zellischen, um nach Halberstadt mit der feindlichen Armée zu gehen, hier eingerückt. Der Chef desselben war der Herr Obriste de Bourgmary, welcher bei mir mit mehr, als 120 Mann, (denn ohne seine viele Bediente hatte er den Stab, Corps du Guarde, das Stockhaus, welches unterm Schaure beim Brunnen angebracht wurde, die Fuhrleute der Bagage und so viele Umläufer bei sich,) das Quartier nahm. Mein ganzes Haus, darinnen ich nur eine einzige Schlafkammer für mich und die Meinigen übrig behielt, beide Schaure, die Scheure, alle Ställe und der ganze Hof wimmelten von Menschen. Dazu waren alle Officiers aus dem Dorfe, um von dem Herrn Obristen die Ordre zu hohlen, nebst so vielen andern, die wegen der Cour kommen waren, stets hier im Hause mit ihren Bedienten versamlet. Der 21. Septbr. war unser damahliger Herbstbustag: aber der gewaltige Lärm im Dorfe, sonderlich da zugleich eine Spießruthen-Execution vorfiel, ließ uns gar zu keinem öffentlichen Gottesdienste an diesem Tage kommen, obschon zur Kirchen geläutet war. In der folgenden dunkeln Nacht, nemlich vom 21. auf den 22. Sept. machten unsre Feinde gewaltige Feure an die Häuser, jagar an die Korn-Bansen, vornemlich aber das Corps du Guarde, welches auf meinem Hofe lag, machte an der Kirchhofs Mauren auf der Straßen neben Renstiegs Hause ein fürchterliches Nachtfeur und baute eine große Hütte von Holz und Stroh, welches sie mir weggeschleppet hatten, darum her und war selbige in Brand gerahten, wieder eine andre. Der heftigste Sturmwind, welcher damahls aus Ost-Süden tobete, trieb die starke Hitze und ganze Rollen Funken auf dem Strohdache meiner mit Korn belegten Scheuren auf und nieder. Hierwider galt nun gar keine Bitten oder vorstellen; so, daß auch die wenigen Leute, welche auf Befel der Obern mit Eimern zum geschwinden löschen gegenwärtig stehen solten, mit Schelten und Bedrohungen weggejaget wurden. In welcher Gefar mußte ich also in selbiger Nacht schweben? Nie kan ich ohne Grausen an sie gedenken! — Doch, der große Gott bewahrte mich und unsre ganze Dorfschaft bei dem Tolsinn unsrer Feinde vor Feuer; so, wie er uns überhaupt auch in der ganzen Krieges Unruhe jenen preiswürdigsten Schutz, davon ich schon pag. 54 gerühmet, hat angedeihen lassen. Treuer Gott, der du uns nie über Vermögen versuchest!

Der Herr Obriste von Bourgmary, welcher aus Quebek in America gebürtig, war für sich der ädelste Cavallier; nur sein großes Gefolge machte mir so viele Kosten und Lärm, der uns desto trauriger vorkam, da meine liebe Frau partui proxima damahls war, und am 26. Sept. auch schon, und zwar nach so großen Schröcken, doch, Gottlob, glücklich von einem Sohn entbunden wurde. — Dieser brave Herr bewies mir auch noch in seiner Abwesenheit recht bewundernswürdig, daß er Gott mitten unter dem Geräusche der Waffen fürchtete, und eben deswegen ein redlicher Menschenfreund auch im Kriege seyn könne. Acht Tage nach seinem Wegzuge von hier schickte mir der Herr Obriste 7 Wagen, wobei 28 Pferde und alle möglichen Zubehöre waren, durch ein Commando Soldaten und Ströpksche Bauren[5]) zum Geschenk für die, mir, durch seine Ein[illegible] verursachte Kosten, und in der Meinung [illegible] davon bei Halberstadt entloffene Bauren [illegible]

4) Der gänzlich unüberlegte Rückzug des Herzogs von Cumberland in der Schlacht bei Hastenbeck 1757 26. Juli gab bekanntlich das Land rechts der Weser den Franzosen schutzlos preis.

5) Ströbeck liegt westlich von Hal[illegible]

wären. Das Fuhrwerk gehörte aber in Apelstädt; deswegen ich den dabei stehenden Unterofficier damit dahin schicken wolte. Allein selbiger bezeugte, daß ers an mich, es mögte hingehören, wohin es wolte, durchaus übergeben solte: Niemand hätte daran das mindeste zu fodern. Die entloffene Bauren müsten nach dem Kriegesrechte aufgehangen werden, und die Pferde hätte sein Herr verkaufen, und die Wagen verbrennen lassen können usw. — ich ließ also die Apelstädter Leute sofort rufen, daß sie das Ihrige ohne alles Entgeld wieder zu sich nehmen konten.

Wie grosmühtig und uneigenützig und wie Menschenfreundlich hat sich hier mein Bourgmary erwiesen? Ein Katholik? Ein Commandeur eines wilden Frei-Bataillons? Ein Landes-Feind? — Wie wenige deutsche Officiers würde ein solcher Geist beleben? — Mancher hoher Officier der Franzosen hat in diesem Kriege sein Andenken bei uns gesegnet: z. Ex. ein Duc de Randan in Hannover, ein d'Armentiers zu Zelle p., Gepriesen sey also auch mein Held und sein Andenken! Sein Geschenk war nach den damaligen Preisen im Kriege sicher 2000 ₰ werth; denn ein Baurwage kostete 80 bis 100, und ein altes schlechtes Pferd — 80, 100, 110 ₰., ich habe es nachher bedauret, daß ich dis ädelmühtige Verfahren eines feindlichen Befehlshabers gegen hiesige Unterthanen nicht an unsers Herzogs Durchlaucht, die bei den dermahligen Krieges Unruhen Sich mit Ihrer Hohen Hofstatt zu Blankenburg aufhielten, sofort unterthänigst vermeldet habe. Und ich bedaure es auch ungemein, daß ich diesen großen Mann nicht nachher noch mahl wieder sprechen können. Freudig hätte ich ihm gedanket, daß er durch mich Verunglückte wieder glücklich gemacht hätte. Ich zweifele indessen nicht, daß Gott mein Gebet für ihn erhöhret, und sein Auge, das auf die Gerechten siehet, auch auf diesen Mann in seinen Gefährlichkeiten werde gerichtet haben: und ich wil, wie ich es ihm auch in meinem Dankschreiben versprochen habe, seiner treflichen That gegen Jedermann gedenken, wenn nur seines Namens erwähnt wird. — Gewis, wie das Andenken der Thorheit und Laster einer ewigen Nacht würdig ist, so werth ist hingegen der Aedelmuth und eine reine Furcht Gottes und Menschenliebe eines immerwährenden Andenkens.

In den folgenden Monahten October, November und December des 1757sten Jahres daurten die Unruhen, wie wol nicht in gleicher Masse, noch immer fort. Wir musten nicht nur Haber, Heu, Stroh, Holz, (obwir dis letztre schon selbst anderwärts so sehr suchen und übertheur bezahlen müssen) und viele andre Sachen den Franzosen nach Braunschweig und Wolfenbüttel liefern; sondern wir hatten auch immerhin verschiedene kleinere Einquartirungen und beständige Zusprüche von Officiers und Soldaten, ja auch Marodeurs. Tagtäglich, sonderlich im November, marschierten auch feindliche Regimenter nach und aus dem Brandenburgischen hier durch, davon immer Etliche ins Dorf fielen und etwas erpreßten. Und weil die Wagen, welche das Brod von den Backöfen, die die Franzosen in Wolfenbüttel hatten, ihrer Armée im Halberstädtschen zubrachten, bei uns durchfuhren; so machten uns die dabei Beorderten nicht selten einen Lärm und vielen Unfug. Gegen solche Anfälle hatten wir zwar stets stets eine französische Sauve-Garde im Dorfe, welche bei kostbarer Speisung theur genug bezahlt wurde; aber sie verschaffte uns wenigen Nutzen, da sie es immer mehr mit unsern Feinden, als mit uns, zu halten pflegte; ich aber hatte auch dieserwegen, daß der Schutzbrief an meinen Thorweg, unter dem Vorwande, daß der Pfarrhof mitten im Dorfe läge, geschlagen war, eine vergrößerte Last; indem alle diejenigen, welche gedachten Brief lasen, bei mir zugleich einkehrten und verharreten.

Unter diesen lästigen Umständen brach auch noch gegen das Ende des 1757sten Jahres die leidige Viehseuche auf einigen Höfen in Ahlen wieder aus. Mein sämtliches Vieh war jämmerlich davon, und 9 Stücke, und zwar die besten und stärksten, (denn selbige raft die Staupe allemahl am ehesten weg) sturben daran; diejenigen aber, welche durch Gottes Hülfe wieder geneseten, verkalbeten doch, blieben elend und das ganze Jahr güste.

Mit dem Anfange des 1758sten Jahres wil ich auch einen neuen § anfangen. — So fort am 5ten Jenner erhielten wir ein Bataillon vom Kaiserl. Regiment de Ligne, wallonischer Völker aus Braband, welche die Kaiserin Königin mit zur französischen Armée gegeben hatte, zur Einquartirung. Diese waren böse Gäste, welche es unweit schlimmer, als die Franzosen, mit uns machten. ich erhielt auf die Pfarre den commandirenden Officier, den Grafen Liedekerken, nebst andern wieder, einen hungrigen, dabei aber sehr stolzen, groben, versoffenen und üppigen Menschen: der bei seiner großen Armuth, da ihm sein bischen Equipage von dem Lucknerischen Husaren noch dazu geraubt war, mit seinen vielen Gemüthsbrüdern sich immer auf meine Kosten lustig zu machen suchte und alle Tage bis 4, 5 Uhr des Morgens hinschwärmte. Welchen Unterschied in der Gesinnung und Conduite fand ich zwischen einen Bourgmary und Liedekerken? In meinem Hause war ein beständiges Getümmel, Laufen und Aufwarten, so, daß meine Wirthschaft völlig danieder lag. Der Herr Graf nahm sich so ganz und gar nichts übel. Dergleichen natürliche Sachen z. Ex., die ehrliche Leute an an einen besonderen Ort bringen, that er S. v. in die Stube. Er rief und bölkte, wie der beste Gassenbube, schoß Gewehre im Hause loß: und die Gesellschaften, welche er liebte und um sich hatte, musten ebenso munter, wie er selbst, seyn. Man sang, tanzte, spielte, tressirte die Hunde, man balgte sich, spielte mit den Mägden; man kochte, aß, trank; man trieb tausendfache Thorheiten; und so lebte man ein und alle Tage in meinem Hause. Dabei waren die Foderungen am Brode, Fleisch, Bier, Wein, Thee, Caffe, Zucker, Holze, Tisch-Servicen und so viele andern Sachen bei nahe unendlich. Daher mir die Einquartirung nur allein in diesem Winter über 360 ₰ gekostet hat; wogegen ich nicht die geringste Indemnisation je erhalten habe. Der Herr Probst Heise, mein wehrtster Herr Superintendent, rieth mir zwar nachher, meine erlittene Umstände höheres

Orts zuberichten, da sie notorisch wären; aber — doch, Gottlob, das Unglück war ja nachher überstanden!

Daher ist meine Last in jenen Krieges-Zeiten immer die größte worden, daß ich die commandirenden Officiers zur Einquartirung erhielt; weil damahls sonst keine Honoratiores in Ahlen geblieben waren. Zu diesem kamen denn alle übrige Officiers aus dem Dorfe, ja von Wolfenbüttel und andern Orten, her, blieben zu Tisch, und den ganzen Tag in meiner Stuben. Man stelle sich aber vor, wie wenige Zeit mir für meine Geschäfte und Studieren hierbei übrig geblieben? Belli inter strepitus — —! Und gewiß, meine Amtspflichten wurden damahls recht besonders gehäufet, ich hatte in meinen beiden Gemeinen 160 Kranke, davon auch ein gut Theil starb. Diese besuchte ich, ob ich schon selbst 3 mahl bettlägerig wurde, und mich herumfahren lassen muste, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, und doch konnte ich nicht zu ihnen allen herumkommen. — Die Leute erkrankten nemlich wegen des mannigfaltigen Schröckens, imgleichen auch von den stänkrigen Ausdünstungen in ihren so sehr angefülten Stuben. Es grassirte ein böses Fleckfieber unter ihnen, und diejenigen, welche nicht geneseten, starben plötzlich, binnen 3 oder 4 Tagen. In der Schule zu Wendessen war sonderlich ein klägliches Spectakel: alle darinnen lagen und winselten; und der Opfermann Pabst starb nebst seiner Frauen, 4 Kindern und ein Paar Kindes Kindern, gleich hinter einander. Die Kranken musten auch in der heftigsten Winter-Kälte auf den Kammern liegen, weil der Soldat ihre Läger in den Stuben durchaus nicht dulden wolte. O wie betrübt war es, wenn Mars besoffene Söhne mich zu den Sterbebetten meiner Patienten mit Singen und Tanzen begleiteten, wenn sie Zuschauer bei der vermeinten letzten Oehlung abzugeben gedachten? Und wie schwer konnte ich die Gedanken der Elenden zur würdigen Betrachtung ihres wichtigen Schritts in die Ewigkeit samlen und unterhalten? Jedoch muß ich es zum unvergeßlichen Preise meines Gottes noch rühmen, daß er mich voller Zuversicht auf seine gnädige Mitwirkung und beim unerschrockenem Gemühte, mitten unter solchen großen Trübsalen erhalten, und mein Amt jederzeit getrost und freudig dabei hat verrichten lassen.

Am 10. Jenner des 1758sten Jahres brachen unsre Einquartirte mit den Franzosen aus Wolfenbüttel unterm Commando des Marquis de Vogué [6]), welcher daselbst Gouverneur war, (aber auch einen schlechten Ruhm hinterlassen hat,) unerwartet und in aller Stille gegen den Abend auf, und zogen bei sehr kalter Nacht auf Halberstadt; von dannen sie, als sie am 17. desselben wiederkamen, nach dem Gerüchte 260 000 ₰ Contribution und eine reiche Plünderung mit sich brachten.

Endlich fiel es meinem wackern Herrn Graf Liedekerke bei aller seiner wilden Lebensart doch auch mahl ein, daß er und seine Untergebene eine Messe hören müsten. Kündigte mir also am Sonabend Morgen an, daß er dazu den Gebrauch der hiesigen Kirchen verlangte. Als er aber, ob ich ihm schon mit aller Höflichkeit vorstellete, daß dergleichen Foderung wider den klaren Inhalt des westphälischen Friedens, (welchen er aber auch nicht dem Namen nach kannte,) und wovon der König von Frankreich Garant wäre, offenbar stritte, dennoch nicht von seiner Foderung abstehn wolte; so meldete ich dis Anmuhten sofort Fürstlichem Consistorio, woraus ich aber befehligt wurde, diese Foderung unverzüglich Fürstlr. Geheimer-Rathstuben zu Braunschweig unterthänigst zu berichten. Dis geschah auch alsbald mit einem reitenden Boten: ich erhielt aber erst am folgenden Sontages Morgen, doch früh, von daher, nebst einem ausdrücklichen Verbote, durchaus nicht in solches Verlangen zu willigen, Copiam des Artikels wegen des freien und ungestörten Exercitii Religionis aus der Convention mit dem Marechal Duc de Richelieu, de 13. Aug. 1757 [7]), welche ich ihm vorlegen und erklären solte. Indem ich ihm nun den Extract aus erwähnter Convention dargereichet hatte, warf er das Papier zur Erde, und sagte, daß er sich als ein Kaiserlicher Officier so wenig um den Marechal von Richelieu als hiesige Geheime Raths-Stube schöre, und er wolte den Küster bis auf den Tod prügeln lassen, wenn er nicht sogleich die Kirche aufschlösse. Werden Sie, Herr Graf, denn auch mich prügeln lassen, antwortete ich, wenn ich dem Küster verbiete, ihren Befel zu vollenziehen? — Bramarbas besann sich endlich, und fing an, aus einem andern Tone zu reden, nahm auch das zur Erde geworfene Papier selbst wieder auf. — Wie nun der nette Mann merkte, daß er seine Absicht wegen der Kirche nicht erreichen würde, so dachte er mir doch darunter gütigst gefällig zu werden, daß er die Messe auf meiner Hausdeele (und er wolte den Saal schlechterdings dazu haben,) von seinem Feld-Pater halten ließ: das muste und konte ich geschehen lassen. — Ebenso ist es mir auch unter göttlichem Beistande gelungen, daß die zu Wendessen einquartirte Kaiserlichen die Messe nicht in der dasigen Kirche, sondern im adeligen Hause, gehalten haben; ob ich schon am Neujahrstage 1758 dieserwegen von der Kanzel gewiesen, und auch die Trommel zu der Absicht schon wirklich geschlagen wurde.

Das seit 4 Wochen nun bei uns hier in Ahlen gewesene Bataillon vom Kaiserl. Regiment de Ligne zog endlich am 1. Hornungs Monaths 1758 von uns wieder ab; allein unsre Freude, Ruhe und Erquickung daurte gar nicht lange. Denn noch eben an demselben Tage, oder am 1. Februar, gegen späten Abend, rückte ein anders Kaiserl. wallonisches Bataillon à 800 Mann vom Regiment d'Arberg bei uns wieder ein. Ahlen war also durch Einquartirung recht geplagt. Dahingegen die nächsten Dörfer, wenn sie nur nicht an der Brandenburgischen Heerstraße und zunächst bei Wolfenbüttel lagen, als Atzen, Saldahlen, Apelnstädt, Detten ꝛ

6) Gemeint ist Marquis Voyer d'Argençon. Ueber den Zug gegen Halberstadt, Quedlinburg und Regenstein genügt es auf Archenholtz, Geschichte des siebenjährigen Krieges, und Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757 bis 1763, I 400 f. zu verweisen.

7) Diese Convention, nach Renouard a. a. O. S. ... am 10./VIII. abgeschlossen, beraubte den ... seines Landes bis auf das Fürstenthum (s. oben S. 27).

zu diesen Zeiten kaum einen feindlichen Kriegesmann zu sehen bekamen. Dieses erwähnte Bataillon kam aber recht mit Ungestüm an: die Leute schmäleten, daß für sie nicht der Tisch schon bereitet wäre, obschon Niemand gewust, daß sie kommen würden. Und einjeder Einwohner in Ahlen seufzete auch nachher noch über das Toben seiner Einquartirten: nur ich hielt mich dismahl für ziemlich glücklich. Es kamen zwar anfänglich wieder Officiers zu mir, die aber, nachdem sie gegessen, aus Furcht vor meiner damahligen Krankheit, noch [an] demselben Abend sich einen andern Auffenthalt suchten. ich erhielt dagegen 1 Unterofficier mit 18 bis 20 Mann. Diese gemeinen Leute führten sich 1000 mahl honetter auf, als mein ehmaliger hochgeborner Herr Graf Liedekerke gethan hatte. Sehr vergnügt waren sie darüber, daß ich ihnen morgens, mittags und Abends gehäufte Schüsseln auftragen ließ. „Mit dem Opfer eines geringern Verlustes kan man sonderlich zur Kriegeszeit öfters ein großes Unheil abkaufen!“ — Man wolte mir nachher diese gemeinen Leute, unter dem Vorwande der Unschicklichkeit für das Pfarhaus, wieder nehmen, und Oberofficiers dagegen einquartiren: ich verbath aber diese Ehre nach aller möglichen Höflichkeit. Und dis ist nur das einemahl gewesen, daß ich dergleichen geringe Soldaten zur Einquartirung gehabt habe.

Uebrigens war dis Kaiserl. Bataillon auf die Bewegungen der Preußen, von denen sie erfahren, daß sie aus dem Halberstädtschen anrückten [8]), überaus wachsam. Ehe man sichs versahe, rückten sie mit ihren bei sich habenden Canonen bald im, bald außerm Dorfe, zu unserm großen Schröcken, zusammen, und erwarteten in der größten Stille des Nachts ihre Feinde. Sie zwangen auch hiesige Leute, daß sie als Spions nach Hessen, Scheppenstädt p. [9]) gehen und auf die Preußen lauren musten, welche sie, wenn deren Nachrichten ihnen verdächtig schienen, sofort mit dem Aufhänken bedräueten. Einen jeden, der ins Dorf, oder nur durch die hiesige Gegend, gehen wolte, schlepten sie zum schärfsten Verhör in ihre Wachen: und warens Leute aus Ahlen, so muste ich für ihre Redlichkeit einstehen. Jedoch der große Gott bewahrte unsern Ort, daß es darinnen zu keinem fürchterlichen Angriffe kam. Und am 4. Februar verließen uns diese Gäste, zu unserm großen Vergnügen, wieder. Und so weit gingen für diesen Winter die feindlichen Einquartirungen in Ahlen!

Am Sontage Oculi, es war der 26. Februar 1758, räumten die Franzosen, mithin auch die dabei seyenden Kaiserlichen, unerwartet, und auf einmahl, beide Städte, Braunschweig und Wolfenbüttel. Unser Durchl. Herzog Ferdinand, der große Held, commandirender Chef der alliirten Hannöverschen Armée, bei welcher sich auch unser theurster Erbprinz so bewundernswürdig tapfer erwies, war von Lüneburg, wo das Winter-Quartier gewesen, gegen die Weser plötzlich aufgebrochen [10]); so wie des preußischen Prinzens Heinrich Königl. Hoheit mit einigen tausend Mann ins Stift Hildesheim eingefallen war [11]). — Die hiesigen Einwohner musten, so wie viele andre braunschweigische Unterthanen den Franzosen bei ihrer Retraite Fuhren nach Hameln leisten. Sie kamen zwar am 3. März zurück, sie kamen aber, sage ich, bei einem Verlust von 69 hiesigen Pferden und etwa 16 oder 17 Wagen, wieder. Das war für Ahlen noch ein sehr harter Umstand! Und die Zeit, darinnen er erfolgte, machte ihn desto fühlbarer; denn nun solte eben die Bestellung des Brakfeldes angefangen werden: und ein alter Gaul kostete nach diesem Raube 100 bis 150, ja 200 Thaler! (Schluß folgt.)

8) Prinz Heinrich von Preußen war in den letzten Tagen gegen Hessen (am Fallstein) vorgerückt und hatte von hier aus am 1./II. das von den Franzosen besetzte Hornburg genommen; am 11./II. fiel auch die Festung Regenstein wieder in seine Hände.

9) Die Landstraße von Braunschweig nach Halberstadt bis Leipzig, die jetzt von Wolfenbüttel südlich der Asse über Wendessen und Gr. Denkte auf Hessen führt, ging damals nördlich der Höhe über Ahlum und Schöppenstedt. Daraus erklärt sich, daß Wendessen von den Franzosen viel weniger zu leiden hatte, als Ahlum.

10) Der Aufbruch des Herzogs erfolgte am 18./II., der Uebergang über die Aller bei Ahlden am 22.—25./II; Nienburg wurde am 28./II. erreicht, Minden seit dem 5./III. eingeschlossen, am 14./III. genommen.

11) Prinz Heinrich von Preußen war am 27. Februar über die Oker gegangen und hatte am 2. März Goslar, Braunschweig und Wolfenbüttel, am 3. März Hildesheim besetzt; vgl. Renouard a. a. O. 478.

Wahrheit und Dichtung aus westfälischer Zeit.

Von H. Mack.

(Schluß.)

Allein — wird man mir einwenden — wozu auf diesen Nachlässigkeiten und Irrthümern des Bearbeiters herumreiten, da doch dessen Zuthaten nur nebensächliche Bedeutung haben? Der Schwerpunkt des Werkes liegt ja ohne Frage in den mitgetheilten gleichzeitigen Zeugnissen über Zustände, Ereignisse und Personen des napoleonischen Zeitalters, Zeugnissen, die zum Theil sogar von Berühmtheiten wie Dalberg und Johannes von Müller herrühren. Sie müssen doch in erster Linie berücksichtigt werden, wenn der Werth des Buches abgewogen werden soll. Nun gut, vertiefen wir uns in jenen kostbaren Schatz von Familienpapieren, den der Bearbeiter vor uns ausgebreitet hat. Leider sind diese Briefe, wie wir im Hinblick auf das Vorherrschen solcher kurz sagen wollen, nicht gerade angenehm zu lesen, denn sie sind fast alle, mögen sie nun vom Minister v. Albini, von Dalberg, von Johannes v. Müller, von der Tante Marianne v. Sothen, von den Kaisenberg's, Vater und Sohn, oder von sonst wem herrühren, in dem gleichen unfertigen und mit gespreizter Sentimentalität gesättigten Stile geschrieben, der wiederum mit dem der eigenen Ausführungen des Herausgebers Vieles gemein hat. Danach haben wir mit einer stilistischen Bearbeitung der alten Texte zu rechnen. Vom Standpunkte der Wissenschaft aus bleibt nun zwar eine solche Umstilisirung immer bedenklich, man könnte es auch, die Richtigkeit unserer Annahme vorausgesetzt, als argen Hochmuth tadeln, daß v. K., der selbst einen so schlechten Stil schreibt, es unternommen hat, einen Johannes von

Müller zu korrigiren. Indessen, man mag darüber hinweggehen, wenn nur wenigstens der wesentliche Inhalt der Briefe unverändert geblieben ist. Aber selbst in dieser Hinsicht sind, wie Referent gestehen muß, schon beim ersten flüchtigen Durchlesen sehr starke Zweifel in ihm wach geworden. Nicht nur fiel ihm das Wiederkehren gewisser allgemeiner Gedankengänge und politischer Anschauungen in Briefen der verschiedensten Personen auf, nicht nur fand er mehrfach die Handlungen der Briefschreiber mit den von ihnen entwickelten Ansichten in Widerspruch, sondern sehr häufig war es ihm auch, als ob er diese oder jene Anecdote, diese oder jene Schilderung u. s. w. im gleichen Zusammenhange und in fast denselben Worten schon anderswo gelesen habe. Und diese Erinnerung regte sich vornehmlich bei solchen Stellen, an denen irgend etwas recht Ungünstiges, Gehässiges, Skandalöses über den König Jérôme, seine Maitressen, seine Günstlinge, seine höchsten Beamten und Officiere erzählt wird. Wo aber stände mehr dergleichen als in dem uns schon wohlbekannten „Royaume de Westphalie" und in Zinserling's „Geheimer Geschichte des ehemaligen Westphälischen Hofes zu Cassel", die gleichfalls ohne Nennung des Verfassers 1814 angeblich zu St. Petersburg erschienen ist. Referent verglich also diese beiden Bücher mit den v. Kaisenberg'schen Briefen und konnte denn auch massenhaft sehr auffällige Uebereinstimmungen feststellen. Es wird nicht zu vermeiden, aber vielleicht auch ganz lehrreich sein, deren einige hier abzuhandeln.

S. 63 ff. druckt v. K. einen vom 20. August 1808 aus Kassel datirten Brief seines Großvaters ab. Der Schreiber, Mitglied der Reichsstände, berichtet darin seiner Frau unter Anderm von einer Rede, mit der der König 14 Tage vorher den Reichstag eröffnet habe. Hier liegt freilich zum Mindesten ein grober chronologischer Irrthum vor, da der König den Reichstag bereits am 2. Juli eröffnet hatte und nach früher Gesagtem die Behauptung des Herausgebers, daß die Stände im August schon zur zweiten Tagung versammelt gewesen wären, ganz haltlos ist. Allein lassen wir diesen Irrthum über uns ergehen, ohne seiner Entstehung nachzuforschen, und richten wir vielmehr unsere Aufmerksamkeit auf eine Anecdote, die der Briefschreiber bei dieser Gelegenheit zu erzählen weiß. „Aber selbst die Franzosen — bemerkt er (S. 66) — spotteten über des Königs Rede, so soll der Staatssekretär Lecamus nachher gesagt haben: Der König habe gesprochen wie ein Dorfprediger (curé de village). Das mag aber wohl daher gekommen sein, daß er selbst bereits eine andere Rede ausgearbeitet hatte, die von Seiner Majestät verworfen war." Die gleiche Anecdote nun finden wir — nur mit etwas mehr Worten und im richtigen zeitlichen Zusammenhange — im „Royaume de W." erzählt, wo wir S. 35 f. lesen: „Le roi composa son discours lui-même . . . Un de ses ministres . . . disait . . . que cela ressemblait au sermon d'un curé de village. Le fait est que ce ministre avait éprouvé à cette occasion une petite mortification dans son amour propre; car, ayant préparé le discours et l'ayant lu au conseil, Jérôme n'en voulut point . . ."

In demselben Briefe wird bei Erörterung der Sittenverderbniß, die von den Franzosen nach Kassel gebracht sei, Folgendes behauptet (S. 68): „Die Gewohnheit und das tägliche Mitansehen aller dieser Laster ist eine gar gefährliche Sache. Die jungen Mädchen, die bisher nur ihre häuslichen Pflichten kannten, halten es jetzt für nöthig, in die Theater und auf die Tanzfeste zu laufen, und was sie dort an lasciven Tänzen und Aufführungen zu sehen kriegen, dürfte ihnen wohl von keinem Nutzen sein." Und was steht auf S. 40 des „Royaume de W." in einer Betrachtung über das gleiche Thema? „L'habitude est une seconde nature; bientôt la jeune fille, qui ne s'occupait que des soins du ménage, sentira le besoin d'aller au théâtre et d'y repaître ses yeux des danses lascives des ballets français."

Weiter theilt der Herausgeber zwei Briefe seines Großvaters aus dem November 1808 mit. Sie sind wieder aus Kassel datirt und nach Angabe des Enkels gelegentlich einer neuen, oben schon als erfunden gekennzeichneten Tagung der Reichsstände geschrieben. Der erste Brief (S. 71 ff.) — vom 20. November — handelt fast nur von den Ausschweifungen des Königs, insbesondere von seinen Beziehungen zu der Gräfin Truchseß-Waldburg und der Gräfin Bocholtz. Zu dem Bericht über die zweite dieser „Damen" vergleiche man die „Geheime Geschichte des ehemaligen Westphälischen Hofes". Hier wie dort ist der Erbärmlichkeit des Grafen und der Gräfin Bocholtz die edle Gesinnung eines halbwüchsigen Sohnes aus dieser Ehe entgegengesetzt, eines Sohnes, der von seinen Eltern gesagt haben soll:

v. K. S. 73.	G. G. I, S. 96.
„Mein Vater ist ein treuloser Verräther seines Vaterlandes, von meiner — Mutter muß ich — schweigen, aber ich hoffe dereinst mit meinem deutschen Schwerte diese Schande abwaschen zu können."	„Mein Vater ist ein treuloser Verräther seines Vaterlandes, ein Franzose; von meiner Mutter muß ich schweigen; aber an dem verworfenen Geschmeiß der Franzosen will ich mit deutschem Muthe und durch mein deutsches Schwert ihre Schande rächen."

In dem zweiten Novemberbriefe, der fünf Tage später angesetzt ist, wird S. 75 ff. die Feier des 15. Novembers, Geburtstags des Königs, in der Stadt und bei Hofe beschrieben. In dieser Beschreibung sind die Uebereinstimmungen mit der „Geheimen Geschichte" I, S. 179 ff. zu umfangreich, als daß sie hier angeführt werden könnten. Und sie sind zugleich so schlagend, daß auch der harmloseste Laie sagen muß: die eine der beiden Darstellungen hängt von der andern ab. Natürlich ist die in der „Geheimen Geschichte" die ursprüngliche. Mit ihren vielen, zum Theil pikanten Einzelheiten schien sie jedenfalls Herrn v. K. zur Verwerthung in seinem Werke vorzugsweise geeignet. Am überzeugendsten mußte sie dort wirken, wenn er s Form eines Briefes seines Großvaters brachte, der Ständemitglied Zutritt bei Hofe hatte. Da Stände aber in Wahrheit niemals am Geburtsta

Königs in Kassel versammelt gewesen sind, so blieb nichts übrig, als die Geschichte ein wenig zu korrigiren, und so bekommen wir denn den famosen Reichstag vom November 1808.

Gleich nach diesen Briefen vom alten Kaisenberg lernen wir auch ein an ihn gerichtetes Schreiben kennen (S. 82 ff.). Als Verfasser tritt Johannes v. Müller auf, nach Behauptung des Enkels Kaisenberg vertrauter Freund des Großvaters seit dessen kurmainzischer Zeit. Schon die Datirung dieses Briefes macht stutzig. Der Herausgeber sagt, er gehöre dem Anfange des Jahres 1809 an, über dem Briefe selbst aber steht der 16. Januar 1808. Nun, da ist die letzte Zahl wohl Druckfehler für 1809. Allein dem widerstreitet, daß gleich zu Beginn v. Müller über die Aufgabe seines Ministerspostens wie von einem erst wenige Tage oder Wochen alten Geschehnisse spricht. Das konnte er am 16. Januar 1809 nicht mehr thun, denn schon im Januar 1808 war er aus dem Ministerium geschieden, allerdings erst am 21., womit wiederum der 16. des Briefes nicht zu vereinbaren ist. Das Wirrniß wird aber noch ärger dadurch, daß der weitere Inhalt des Briefes besser auf das Jahr 1809 als auf 1808 paßt und daß der alte Kaisenberg darunter bemerkt hat: „Mein Freund Johannes v. Müller starb am 27. (richtiger 29.) Mai desselben Jahres", d. i. 1809. Unter diesen Umständen dürfte Niemand Tadel verdienen, der die Echtheit des Briefes anzuzweifeln wagte, zumal auch für ihn wieder Anleihen bei dem französischen Anonymus gemacht sind. Wenigstens ein Citat möge diese Behauptung bekräftigen.

v. K. S. 86	R. de W. S. 44.
„O wäre ich doch damals in meiner so gesegneten Stellung in Berlin geblieben, wo ich mit den Freunden Ancillon, Fichte, Humboldt, Hufland (!) und den Andern so glückliche Tage verlebte, und nicht nach diesem Kassel gegangen, wo mich nur Geringschätzung und Vernachlässigung erwartete. Mein Leben bildet eine Lehre für alle Männer der Wissenschaft, sich nicht dem Ehrgeiz zu überlassen und nicht leeren Titeln nachzujagen."	„Jean de Muller avait quitté à Berlin un état brillant, qu'il partageait avec les Ancillon, les Fichte, les Humboldt, les Hufland (!), pour venir en Westphalie, où il ne trouva que le dédain et l'abandon. Belle leçon pour les hommes des lettres, qui veulent courir les chances de l'ambition et la carrière des honneurs!"

Solche handgreifliche Benutzung des „Royaume de Westphalie" und der „Geheimen Geschichte" ist aber weiter nachzuweisen in den Briefen der Frau v. Sothen, einer in Kassel lebenden Tante des Großvaters Kaisenberg, in denen des westfälischen Leutnants Fritz Wolf, Verlobten von des Großvaters Tochter Leopoldine, endlich auch in denen des westfälischen Garde du Corps Louis v. Kaisenberg, Bruders der Leopoldine und Vaters des Herausgebers. Uebrigens sind allem Anschein nach in vielen der bisher besprochenen Briefe auch andere Schriften als die beiden angezogenen und in derselben Weise wie diese benutzt worden, wenngleich Referent sie nicht zu nennen weiß. Ebensowenig vermag er anzugeben, aus welchen Quellen v. K. die aus Paris datirten Briefe Dalberg's, die sicherlich apokryph sind, geschöpft hat. Einem leidlichen Kenner der napoleonischen Memoirenliteratur indessen würde dieser Nachweis vermuthlich leicht gelingen. Auch der gleich zu Anfang mitgetheilte Brief Albini's vom Rastatter Kongreß macht einen sehr verdächtigen Eindruck.

Trotz Allem aber soll hier dem Bearbeiter nicht vorgeworfen werden, daß er überhaupt nichts Authentisches aus der westfälischen Zeit darbiete. Von vornherein wird man ja die Stücke officiellen Charakters, wie das westfälische Ordenspatent für den alten Kaisenberg und dergl., die, obwohl von herzlich geringem Werthe, doch mit allen Formalien abgedruckt sind, für echt erklären müssen. Aber selbst die Familien- und Freundesbriefe wird man nicht in Bausch und Bogen verdammen wollen. Gewiß sind viele völlig erfundene Stücke darunter, abgesehen von dem Schreiben Johannes von Müller's und den Pariser Briefen Dalberg's, namentlich die des Leutnants Fritz Wolf, dessen Person wohl ebensowenig existirt hat wie sein romanhaftes Verlöbniß mit Leopoldine v. Kaisenberg. Dagegen darf der im Nachtrage wiederholte Brief Louis' vom 10. October 1813 kaum angezweifelt werden, und auch seinen übrigen Briefen, ferner denen seines Vaters und der Tante v. Sothen mag hie und da ein echtes Schreiben zu Grunde liegen. Aber was der Art etwa verwerthet worden, hat doch das unter der liebevollen Pflege des Bearbeiters üppig gediehene Unkraut rettungslos überwuchert.

Angesichts solcher Ergebnisse wird Keinem verborgen sein, wie des Referenten Gesammturtheil über das Kaisenberg'sche Buch ausfallen muß. Es braucht also nicht noch ausdrücklich formulirt zu werden, zumal dabei Worte fallen müßten, über deren parlamentarische Zulässigkeit gestritten werden kann. Nur noch eine kurze Bemerkung für den, der etwa die Frage aufwerfen sollte, weshalb denn überhaupt ein solches Buch einer so ausführlichen Kritik gewürdigt worden sei. Nachdem die Memoiren der Baronesse Courtot mit ihrem spannenden Inhalt das Eis gebrochen hatten, wird auch das Buch über Jérôme, obwohl es so langweilig ist wie jenes anziehend, manchen Leser gefunden haben. In Folge dessen ist zu befürchten, daß die früher allgemein gehegte, aber mindestens stark verzerrte Anschauung, wonach das Königreich Westfalen ein Spielball der furchtbarsten Corruption und der wüstesten Sittenlosigkeit gewesen wäre, wieder sehr an Boden gewinnen wird trotz Allem, was Thimme und andere zuverlässige Forscher dagegen vorgebracht haben. Um dieser Gefahr entgegenzutreten, zugleich aber auch, um vor künftigen ähnlichen Erzeugnissen der Feder v. Kaisenberg's mit Nachdruck zu warnen, schien es gut, gründlich darzulegen, wie der Herr arbeitet, und somit unumstößlich festzustellen, daß seinen angeblichen Geschichtswerken nicht der geringste wissenschaftliche Werth innewohnt.

Bücherschau.

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volksthümlichen Lieder. IV. Auflage herausgegeben und neu bearbeitet von Karl Hermann Prahl. Leipzig, Wilh. Engelmann 1900. VIII und 348 S. 8°. 7 M.

Daß der Gedanke Hoffmann's von Fallersleben, ein Nachschlagebuch unserer volksthümlichen Lieder zu veranstalten, ein glücklicher war, beweist die vierte Auflage, die das Werk jetzt noch gefunden hat. Es erschien zuerst 1857 im 6. Bande des Weimarischen Jahrbuchs, dann selbständig 1859 in zweiter und 1869 in dritter Auflage. In dieser zählte es 1142 Lieder; jetzt ist deren Zahl auf 1350 gestiegen, obwohl manche der früheren ausgelassen worden sind, da sie nicht mehr als volksthümlich betrachtet werden können. „Denn dieses Buch", sagt der Herausgeber in seinem Vorworte, „hat doch nur den Zweck, Auskunft zu geben über Lieder, die heute gesungen werden oder vielleicht noch gesungen werden." Danach muß sich der Bestand der Lieder in dem Buche natürlich im Laufe der Jahre stets ändern. Zeigt sich schon hierin die tiefgreifende Thätigkeit des neuen Herausgebers, so tritt sie nicht minder deutlich in dem Texte auch zu den alten Liedern hervor, wo er die rege wissenschaftliche Arbeit der letzten Jahrzehnte auf diesem Gebiete mit Fleiß und Geschick verwerthet hat. Das Buch ist ein sehr bequemes Nachschlagewerk, das wir allen Freunden unserer volksthümlichen Lieder nur warm empfehlen können. Die Dichtungen sind nach ihrem Anfange alphabetisch geordnet; zu jedem sind dann oft sehr ausführliche Nachweisungen über den Dichter, die Entstehungszeit, die ersten Drucke, die Tonsetzer u. s. w. hinzugefügt. Die Angaben sind, nach einigen Proben zu urtheilen, mit großer Gelehrsamkeit und Sorgfalt gemacht worden. Bei Nr. 390 „Es ist ein Ros entsprungen" ist die Ros' wohl besser in ein „Reis" zu ändern (Vgl. Ztschr. f. d. d. Unterricht V. Jahrgang S. 613). Es folgt dann ein Verzeichniß der „Wort- und Tonsetzer" mit kurzen Angaben über deren Geburt, Tod und Lebensstellung. Zuletzt eine chronologische Uebersicht der Lieder nach der Zeit ihrer Entstehung. Möge das Buch des beliebten Dichters und Forschers, dessen nahe Beziehungen zu unserer Heimath erst vor Kurzem in diesen Blättern (1898 S. 49 ff.) hervorgehoben wurden, auch im neuen Jahrhundert die alte Lebenskraft bewahren.

Hermann Althof, Das Lippiflorium. Ein westfälisches Heldengedicht aus dem 13. Jahrhundert. Lateinisch und deutsch nebst Erläuterungen. Mit einem Plane der Festung Lippstadt. Leipzig, Dieterich (Theod. Weicher) 1900. 142 S. 8°. 3 M.

Der Verfasser dieses Gedichts, Magister Justinus, Schulmeister in Lippstadt, schildert in den J. 1259 bis 1264 mit dichterischem, patriotischem Schwunge in vorzüglichen Versen das Leben des Edelherrn Bernhard's II. zu Lippe, eines der tapfersten und treuesten Vasallen Herzog Heinrich's des Löwen. Hat der Dichter, der sich um geschichtliche Einzelheiten, Namen und Zahlen wenig kümmert, auch von den im Dienste dieses Fürsten verrichteten Kriegsthaten seines Helden wenig zu berichten, so weiß er von seinem umsichtigen Walten als Landesherr, seiner Buße, seinen Kämpfen gegen die Ungläubigen in Livland, wo er am 30. April 1224 als Bischof zu Selburg gestorben ist, um so mehr zu erzählen. Das Gedicht ist namentlich auch culturgeschichtlich von Bedeutung. In dieser Beziehung wird dessen Werth von dem Herausgeber, der dem lateinischen Originale eine gute Uebersetzung in deutschen Distichen gegenübergestellt hat, noch erhöht durch zahlreiche Anmerkungen und Erläuterungen, die von einer gründlichen Beherrschung des einschlagenden Materials Zeugniß ablegen. Eine 1487 angefertigte plattdeutsche Uebersetzung des Gedichts, die er gelegentlich auch hier heranzieht, gedenkt er an anderer Stelle zu veröffentlichen.

Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, herausgegeben von K. Kayser. 5. Jahrgang. Braunschweig, A. Limbach 1900. 489 S. 8°. 4 M.

Unter den Aufsätzen dieses Heftes interessirt uns einmal die von G. Geisenhof mit geradezu bewundernswerthem Fleiße zusammengestellte Bibliographie der Originaldruckschriften von Antonius Corvin, die musterhaft zu nennen ist, und eine rühmliche Stelle unter den in letzter Zeit fleißig betriebenen Studien über den Reformator des Braunschweig-Kalenberger Landes einnimmt. Speciell möchten wir den Verf. noch auf die Reste der alten Riddagshäuser Klosterbibliothek aufmerksam machen, die leider in einem die Benutzung fast ausschließenden Zustande der Vernachlässigung sich befinden. Sodann bringt Ferd. Cohrs als Schluß aus Heft 3 den zweiten Theil des Katechismus des Hardegser Pastors Georg Stennenberg von 1545. Derselbe war der Herzogin Elisabeth von Münden gewidmet und bestimmt, „eintfoldigen" Predigern als Eselsbrücke für die durch die Corvin'sche Kirchenordnung von 1542 angeordneten Katechismuspredigten zu dienen. Sollte Cohrs mit seiner Behauptung recht haben, daß diese Katechismusauslegungen wörtlich vor etwa 300 Jahren in zahlreichen Kirchen in Stadt und Land des südlichen Niedersachsens von den Kanzeln verkündigt sind, so hätten wir auch hier einen sprechenden Beweis für die Gedankenarmuth der meist aus der römischen Kirche übernommenen Prädikanten jener Zeit. Die beiden übrigen Aufsätze, der von Riemann über das Interim in der kleinen Herrschaft Jever und der von Heidkämper über die Entwickelung der schaumburg-lippeschen Kirchengeschichte vor und nach der Reformation, interessiren uns weniger; letzterer steht auch bei aller Achtung vor der gründlichen Localkenntniß des Verfassers nicht ganz auf der Höhe der Arbeiten, die wir bisher in der Zeitschrift zu finden gewohnt waren. Unter den gebotenen Analekten nennen wir schließlich noch die Kastenordnung der Herzogin Elisabeth von Münden (Tschackert), unter den Miscellen eine Mittheilung über den Gebrauch des Hannoverschen Katechismus von 1790 in Württemberg (Haller). Hoffentlich bringt Kayser im nächsten Hefte die Fortsetzung seines dankenswerthen Abrisses der Braunschweig-hannoverschen Kirchengeschichte.

K. S.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 5. 10. März **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Raabe.

VI.

Des Künstlers Werth und Bedeutung liegt für alle Zeiten in seinen Werken zu Tage; wie seine Zeit sie aufgenommen, kennzeichnet im Guten und im Bösen nur diese selber; aber ob er sich wiederum durch die Aufnahme seiner Werke und das Urtheil seiner Zeit beeinflussen ließ und welcherlei Rückwirkung davon in seinem ferneren Schaffen bemerkbar ist, darin offenbart er sicherlich ein wesentliches Stück seiner künstlerischen Persönlichkeit, und nicht selten wird sein Verhalten in dieser Hinsicht geradezu zur Probe auf die Echtheit und Größe derselben. Einer der beliebteren Romanciers unserer Tage hat neulich einmal offenherzig darüber geplaudert, wie er seinen Weg gemacht: mit dem heiligsten Künstlerernst, mit Aufgebot aller seiner Kräfte habe er sein Erstlingswerk geschaffen, seit er aber damit gründlich abgefallen, in seinen späteren Romanen einfach den zeitüblichen Stilus heruntergeschrieben und damit denn auch Anerkennung und klingenden Lohn mühelos gewonnen. Dies ist das eine Extrem, der Uebergang von der eigenen Kunst zur Industrie unter dem Drucke des Zeitgeschmacks. Wenn dagegen Schiller zur Zeit seiner schwersten materiellen Drangsale seinen vortrefflichen „Geisterseher“ unvollendet ließ, nicht obgleich, sondern weil der erste Band des Romans mit Begier gelesen wurde und eine Fortsetzung ihm „höher als jede andere Dichtung honorirt wäre“ und weil er fürchtete, „unter sich zu sinken“, wenn er das stoffhungrige Publicum durch die Enthüllung ergötzte, „wer der Armenier war“ — so wüßte ich nicht, was uns die Hoheit seines Strebens, die Freiheit eines selbstherrlichen Geistes besser erkennen ließe. Zwischen diesen Extremen liegen zumal bei der mehr als jede andere Poesie auf das Interesse der lieben Zeitgenossen angewiesenen Romandichtung eine Menge von Stufen der leisen Connivenz, der verschämten Nachgiebigkeit, des offenen Einlenkens in die von der Leserwelt gewünschte, durch die Zahl der Auflagen und das Verkaufsconto genugsam gewiesene Richtung. Es sind nicht bloß die Kleinen, auch mancher Größere, bei dem man die Nachwirkung eines Erfolges oder Mißerfolges auf ein halbes Dutzend weiterer Bücher mit gemischten Empfindungen beobachten kann, ganz abgesehen von den Vielen, die, weil sie einmal mit Eulen und Meerkatzen auf dem Markte ihr Glück gemacht und ihr Kinderpublicum dafür gefunden haben, nun mit dem Backen von dergleichen süßem Kram namentlich für die liebe Weihnachtszeit jahraus jahrein auch eine Lebensaufgabe erfüllen.

Ich kenne keinen unter unseren Neueren, über den man das heikle Capitel Dichter, Kritik und Publicum mit soviel freudiger Bewunderung für den Mann schreiben könnte, wie über Wilhelm Raabe. Wie wir schon sahen, fanden die Werke seiner ersten Periode und noch über diese hinaus bis zum Hungerpastor einschließlich bei ihrem Erscheinen durchweg die freundlichste Aufnahme. Solange er eben nicht allzuweit aus den Geleisen dessen wich, was man zu lesen und zu beurtheilen gewöhnt war, solange seine Dichtungen in die vorhandenen Schubfächer der Zeitlitteratur paßten und man die Offenbarungen des erwachenden großen Humoristen als hors d'oeuvre kopfschüttelnd immerhin in den Kauf nehmen konnte, stimmten Kritik und Publicum im Lobe des jungen, hoffnungsvollen Schriftstellers zusammen. Aber schon „Abu Telfan“ erregte im Leserkreise von „Ueber Land und Meer“ sehr lebhaftes Mißfallen, und vollends dann der „Schüdderump“ schlug beim größeren Publicum ein für allemal dem Faß den Boden aus. Während von den älteren Büchern namentlich die „Chronik“ und langsamer folgend der „Hungerpastor“ eine Auflage nach der anderen erzielten — jene ist zur Zeit bei der zweiundzwanzigsten, dieser bei der zehnten angekommen —, während der „Frühling“ und die „Kinder von Finkenrode“ wenigstens nach zwölf, dreizehn Jahren zum zweiten Male aufgelegt wurden, lagen andere unvergleichlich größere und reifere Dichtungen jahrzehntelang wie Blei — der „Schüdderump“ volle fünfundzwanzig Jahre! Außer einem getreuen, aber immerhin eng begrenzten Kreise von Verehrern und — den Leihbibliotheken kaufte sie Niemand. Und die Kritik? Wenn sie ihrer Aufgabe wirklich gerecht werden will, so ist ihre erste Pflicht, sich in neue Formen und neuen Geist einzufühlen und dann dafür dem Publicum das Verständniß aufzuschließen. Dazu aber finden sich in der langen Reihe von Besprechungen Raabe'scher Bücher in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ — der

einzigen umfassenden kritischen Zeitschrift dieser Periode, die sich noch heute bequem verfolgen läßt — bis tief in die achtziger Jahre hinein nur hier und da schwache Anläufe; das Meiste ist wohlgemeintes, aber völlig verständnißloses Gerede, das nie das Wesen trifft und kaum den Schein erfaßt. Was soll man dazu sagen, wenn J. J. Honegger vom „Schüdderump“ rühmt, das Buch habe „eine durchaus gleichmäßige Tonart in der Färbung, so daß eine äußerst gutmüthige und bis ins Drollige gehende Komik der Zeichnung, der Situationen und der Lebensanschauung überwiegt, jedoch mit einer ziemlich starken Dosis von tragisch-pathetischem Ernst sich verflicht“! Die Rath- und Hülflosigkeit einer solchen Kritik einem Raabe gegenüber zeigt sich aufs Deutlichste, wenn derselbe Kunstrichter nicht weiß, ob er den „Deutschen Adel“ und die „Alten Nester“ als Novellen oder Erzählungen oder Sittenbilder classificiren soll und schließlich den Ausweg findet, sie „die reine Laune“ zu nennen. Immerhin haben die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ sich wenigstens insofern bemüht, ihre Pflicht zu thun, als sie die Existenz von Raabe's Büchern ihren Lesern nicht unterschlugen, sondern sie, wenn auch in einer Reihe mit der vergänglichsten Tageswaare, gelegentlich als „Unterhaltungslectüre“, den Freunden „echt deutschen Humors“ empfahlen. Wo dagegen diese Verpflichtung zur Anzeige nicht zwingend vorhanden war, in den zahllosen Blättern des Tages, der Woche, des Monats, da hat die Kritik der siebziger und achtziger Jahre durchweg das Bequemste, aber auch das Heilloseste gegenüber dem gethan, das zu verstehen und zu würdigen über ihre Kräfte ging — sie hat Raabe und seine neuen Schöpfungen einfach todtgeschwiegen: eine ganze Reihe der letzteren sind außer in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ überhaupt nirgends besprochen worden. Doch wer will mit den armen Fröhnern der Journalkritik rechten, wo die hohen Herren der Litteraturgeschichte ihre Pflicht nicht thun! „In dem Romane „Der Schudderump“ (so!), sagt Rudolf Gottschall, „werden wir in die Welt der Armen- und Krankenhäuser geführt .... In diesem Schudderump scheint der Dichter ein hölzernes Symbol für das Loos der Armuth und Krankheit gefunden zu haben“ — d. h. der Litterarhistoriker hat wieder einmal von dem Buche die ersten Seiten gelesen und auch diese mißverstanden, Unterlage genug zu dem olympischen Schlußurtheil: „Der Humor Raabe's ist oft forcirt, aber es fehlt ihm die geistige Bedeutung nicht“ — einem Urtheil, von dem sich die sogenannte Litteraturgeschichte von Robert König nur die erste Hälfte zu eigen machte.

Freilich wäre auch die verständnißvollste Kritik dieser tiefgründigen Dichtungen damals die Stimme eines Predigers in der Wüste gewesen und von der Masse des Lesepublicums nicht vernommen. Wie nach den Freiheitskriegen war auch der großen nationalen Kraftleistung von 1864 bis 1871 eine Periode ästhetischer Erschlaffung gefolgt: es war die Zeit der ersten Hochfluth des Frauenromans, da die neueste Gartenlaubendichtung der Marlitt, Werner oder Heimburg das große litterarische Ereigniß des deutschen Hauses war, da der „Gebildete“ in den antiquarischen Romanen der Dahn und Ebers schwelgte, da als Verspoet Julius Wolff, als Bühnendichter Lindau ihre Triumphe feierten. Es war zugleich eine Zeit, da „im deutschen Volke der Geldsack aufgegangen war und die Thaler auch in die Gossen rollten, und nur zuviel Hände auch dort danach griffen“. Wie hätte zwischen alledem der Humorist sich durchsetzen können!

Daß der Dichter von „Unseres Herrgotts Kanzlei“ und dem „Heiligen Born“, der, wie zum Ueberfluß seine Novellenbücher beweisen, jede Zeit in ihrer Farbe trotz einem Specialisten darzustellen wußte, wohl im Stande gewesen wäre, der seither massenhaft aufgeschossenen Concurrenz im historischen Romane die Spitze zu bieten und sie zu überbieten, wenn er gewollt hätte, steht außer Frage. Ebenso daß der, der den „Hungerpastor“ geschrieben, den Zeit- und Familienroman auch so, wie man ihn goutirte, hätte pflegen können. Er aber, obwohl gar nicht mit Glücksgütern gesegnet, sondern fast allein auf den Ertrag seiner Feder angewiesen, stieg aus seiner Höhe nicht in die nahrhaften platten Lande hinab. Sich selbst getreu, folgte er allein dem inneren Gebot und schrieb, auf den Augenblickserfolg tapfern Muthes und ohne Verbitterung verzichtend, *seine* Bücher für sich, für Wenige, „hinter dem Rücken“ der Anderen. Wahrlich, es will etwas bedeuten, Jahrzehnte lang die kleinen Talente und klugen Geschäftsleute in aller Mund und an der Litteraturbörse zu höchsten Preisen notirt zu wissen, neben sich Jugendfreunde und Altersgenossen sicher und bewußt in Aemtern und Würden vorrücken zu sehen und dabei mit dem gelassenen Lächeln Heinrich Schaumann's (alias „Stopfkuchen“) erst *vor* der Rothen Schanze zu liegen, dann zum Kopfschütteln der klügeren Welt als Herr darin zu sitzen — nur auf Eins bedacht, aber auch dieses Einen für sich selber gewiß, die herbe, spröde Jungfrau vom Hause, die verwaiste und verwilderte Muse des deutschen Humors, sich zu eigen zu gewinnen und wieder zu dem zu bilden, was sie ihrem Wesen nach zu sein berufen war! Das heißt leben, was man lehrt, der Welt zum Trotz, in der eigenen Person den hohen Humor verkörpern, zu dessen Prediger vor der Welt man sich aufgeworfen hat.

Es versteht sich von selbst, daß dieser Mann auch jegliches Mittel verschmähte, sich äußerlich zu fördern und fördern zu lassen. Von dem Heine'schen Symbolum: „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht und küsse die Marketenderin!“ hat er immer nur der mittlern Weisung nachgelebt. Er hat keine „Lebenserinnerungen“ geschrieben, keinen Briefwechsel veröffentlicht, mit keiner Koterie Brüderschaft auf gegenseitiges Interesse geschlossen. Keins seiner Bücher trägt eine Widmung, weder an hohe Gönner, noch an „Freunde“, Litteraturgenossen oder Häuptlinge der Kritik. Jedem schlichtesten Besuche zugänglich, ein redlicher Beantworter jeder redlichen Zuschrift, verblüffte er Interviewer von Fach wohl geflissentlich durch die absonderlichsten Aussprüche und Auskünfte und stellte den bestgemeinten Vorschlägen, sich ohne sein Zuthun journalistisch in Scene setzen zu lassen, ein behagliches Non possumus entgegen. So und sonst hat er sich allzeit mit vollem Bewußtsein nach

dem Sinne der Welt im Lichte gestanden: der „Gartenlaube“ gab er die „Unruhigen Gäste“, deren Geist dem des Blattes und seines Leserstammes schnurgerade zuwiderlief, und für das tausendste Bändchen Reclam wählte er den grausamen „Wilden Mann“, als ob er es darauf angelegt hätte, das profanum vulgus abzuschrecken — ein wunderbarer, einziger Mensch, genau so einzig und wunderbar, wie seine Bücher!

Gar nicht wunderbar dagegen, daß das große Publicum je länger, je weniger Notiz von seinem weiteren Schaffen nahm und sich für die obligatorische Raabekenntniß im Wesentlichen an die paar früher genannten gängigen Bücher hielt, zu denen nur der „Horacker“ und etwa noch „Unseres Herrgotts Kanzlei“ in öfteren Auflagen hinzukamen, und ebenso natürlich, daß die empfindlichen Barometer dieses Publicums, die Familienzeitschriften, allgemach auf „Veränderlich“ und „Schlecht Wetter“ zeigten, daß selbst das langjährige Verhältniß zu „Westermann's Monatsheften“ sich löste und neue Beziehungen, wie zu den „Grenzboten“, zu „Vom Fels zum Meer“, keine dauernden wurden. Wenn vordem die alte „Gartenlaube“ noch die Tendenz gehabt und lange Zeit erfolgreich durchgeführt hatte, sich eine Leserschaft im Sinne ihres Leiters zu erziehen, so hat sich in den letzten Jahrzehnten das Verhältniß zweifellos umgekehrt: von der wachsenden Concurrenz bedrängt überbieten sich heute unsere Familienblätter darin, dem Publikum zu geben, was es haben will, und das ist zur Zeit mehr als je das Bunte und Actuelle, das was mit Goethe's Wort zugleich „schlecht und modern“ heißen muß. Auch dadurch ließ Raabe sich nicht beirren; er warf seine Gaben ruhig weiter in das große Papiermeer — „sieht es der Fisch nicht, sieht's doch der Herr“ — und machte sich nichts daraus, auch einmal, wie freilich Andere längst, im Feuilleton eines Tagesblattes zu erscheinen. Den ersten Abdruck des „Odfeldes“ brachte die Nationalzeitung — eine humoristische Dichtung großen Stiles unter dem Strich, ein Werk der Sammlung für gesammelte Leser brockenweis auf den Frühstückstisch verzettelt, um neben den Depeschen, dem Coursbericht und den vermischten Mordgeschichten flüchtig überschaut und im nächsten Augenblicke vergessen zu werden. Item — wo Andere ingrimmig oder verzagt geworden wären, setzte er sich hin und schrieb getrosten Muthes nun erst recht sein Buch, den „Stopfkuchen“.

Es ist einer der Zufälle, die aus den tiefsten Quellen steigen, daß gerade an diese Dichtung, so wenig sie dazu geschaffen war, die Gunst der Vielen zu gewinnen, sich eine glückliche und folgenreiche Wendung in des Dichters äußern Beziehungen zum Büchermarkt und durch diesen zum Publicum knüpfen sollte. Mit ihr fand Raabe in der „Romanzeitung“, deren ersten Band einst sein „Hungerpastor“ eröffnet hatte, wieder eine feste und bleibende Stätte für die ersten Veröffentlichungen vor der Buchausgabe und zugleich in dem Besitzer der Zeitschrift, Gustav Janke, einen Verleger, der ihn und der die Zeit verstand. Was von Raabe's früheren Werken nicht mehr im Buchhandel oder nicht von Alters her in festen Händen war, wie u. A. die „Chronik“, „Nach dem großen Kriege“, „Horacker“ und die „Unruhigen Gäste“ im Grote'schen Verlage, das ließ Janke jetzt rasch nach einander in neuen billigen Ausgaben erscheinen. So feierten denn vor Allem „Abu Telfan“ und der „Schüdderump“, dann aber die lange Reihe der kleineren Dichtungen, in den vier Bänden der „Gesammelten Erzählungen“ vereinigt, eine fröhliche Urständ. Und diese Renaissance war von vornherein — und sie erwies sich so je länger je mehr — nicht die künstliche Mache einer buchhändlerischen Speculation, wie etwa der illustrirte Hackländer, sie kam vielmehr einer wachsenden Bewegung des Interesses und Verständnisses in immer weiteren und zwar den besten und urtheilsfähigsten Kreisen entgegen, die zu den erfreulichsten litterarischen Zeichen unserer Zeit gehört.

Der Umschwung hatte sich zunächst bei der ernsthaften Kritik schon seit Jahren vorbereitet und immer deutlicher bemerkbar gemacht. Zwar Wilhelm Jensen's hochgestimmter Aufsatz in „Westermann's Monatsheften“ von 1881 zum funfzigsten Geburtstage des Dichters mochte noch als eine Freundesgabe an befreundeter Stätte angesehen und, gleich manchem Andern dieser Art in der periodischen Presse, übersehen werden. Bedeutungsvoller war es, daß 1885 der feinsinnige Adolf Stern in dem knappen Rahmen seiner „Deutschen Nationallitteratur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart“ Raabe's Art und Kunst zum ersten Mal vom Standpunkte des Litterarhistorikers liebevoll eingehend würdigte und ihm den Platz in der Reihe gab, der ihm gebührt. Es folgte Anton Schönbach mit dem Raabecapitel seines feinen Büchleins „Ueber Lesen und Bildung“, dann ein Franzose, Edouard de Morsier, der in seinem Viermännerbuche Romanciers Allemands contemporains mehr Verständniß für den deutschen Humoristen an den Tag legte, als die vaterländische Kritik ein Menschenalter hindurch für ihn hatte aufbringen können, dann wieder Stern mit einem seiner vortrefflichen Essay's in den „Studien zur Litteratur der Gegenwart“ und nun fortan Jahr für Jahr bis herab auf die Bücher von Gerber und Otto immer volltöniger und in reinerem Einklang ein Chorus von Stimmen aus allen ästhetischen, politischen und socialen Lagern ohne Unterschied, nicht zum wenigsten aber aus den Reihen Derer, die selber in der Kunst mitzählen, wenn man die Besten nennt. Ihre Anerkennung fand den deutlichsten Ausdruck in der Aufnahme Raabe's unter die Ritter des Bayrischen Maximiliansordens, der bekanntlich nur an hundert deutsche Künstler und Gelehrte nach Vorschlag des Capitels verliehen wird und dadurch zumal außerhalb Bayerns eine höchste Auszeichnung seitens der eigenen geistigen Pairs bedeutet.

Man kann in solcher späten aber endlichen Würdigung des Dichters einfach einen einzelnen Fall der allgemeinen Erscheinung finden, die sich auf allen Kunstgebieten, am deutlichsten auf dem der Musik, beobachten läßt, daß der eigenartig schöpferische Künstler zumeist dem Verständniß und der Genußfähigkeit der Menge weit voraus ist und von ihr erst nach Jahrzehnten eingeholt wird. Doch darf man meines Erachtens in unserm Falle ein besonderes Zeitmoment nicht übersehen,

das fördernd hinzugetreten ist, Raabe zur allgemeinen Anerkennung, ja im besten Sinne in Mode zu bringen. Ich meine die „Revolution in der Litteratur", welche um die Mitte der achtziger Jahre durch eine Schaar jugendlicher Stürmer und Dränger angebahnt wurde und seither von reiferen Kräften durchgesetzt ist. Man mag gegen „Gründeutschland" und das, was allgemach daraus erwachsen ist, sagen, was man will, und ich selber habe sehr viel dawider auf dem Herzen — trotz alledem kann daran kein Zweifel mehr sein, daß die Bewegung im Grunde berechtigt, nothwendig, segensreich war. Sie hat nicht bloß die allmählich sehr eng gewordenen Stoff- und Formenkreise wieder einmal erheblich erweitert, sie hat das träg genießende Publicum, soweit es aufnahmefähig war, gewöhnt, auch dem Ungewöhnlichen und Unbequemen sich zu accommodiren, sie hat vor Allem dem öden Philisterbehagen auf dem Parnaß ein Ende mit Schrecken gemacht und den ganzen Musenberg dauernd in eine heilsame Erschütterung versetzt. Manches ragende Postament ist umgestürzt und die als Marmor bewunderte Figur darauf in ihre Gipsbrocken auseinandergefallen und „auf den Schindderump gekommen". Ob allzuviel von dem, was sich an Stelle der früheren Götzen neu aufgepflanzt hat, dauernder sein wird, ist eine Frage für sich. Aber daß diejenigen Alten, die diese Revolution überstanden, damit eine Probe der Dauerbarkeit auf lange hinaus abgelegt haben, das ist nicht zu bestreiten. Wenn unter ihnen Raabe in erster Linie steht, ja wenn gerade er erst innerhalb dieser Bewegung recht zur Geltung gelangt ist, obwohl er ganz und gar nicht wie Andere mit den neuen Männern pactirt, sich vielmehr ihrem Wesen gegenüber spröder als je verhalten hat, so mag das auf den ersten Blick wunderlich scheinen; bei näherer Betrachtung wird man inne, daß es nicht anders sein konnte.

Sehen wir durch die Absurdität der Erscheinungsformen auf den Grund und Kern der Bewegung, so rang die litterarische Jugend, der Allerweltskunst der conventionellen schönen Linie satt, nach einer neuen Kunst individuellster Offenbarung: die eigenartigste Künstlerpersönlichkeit war ihr als solche die liebste, sie wollte Charaktere, nicht Schablonen, starke Gefühle, neue Töne und Stimmungen aus der Tiefe der menschlichen Natur, einerlei in welcher Form ausgesprochen; auf der einen Seite einem rücksichtslosen Realismus huldigend, wandte sie sich auf der andern einem Symbolismus zu, der es liebt, um Empfindungen und Vorgänge jenes mystische Halbdunkel zu legen, dessen Tiefen sich nur ahnen lassen. Darum wuchsen in ihrer Aera Hebbel und Ludwig plötzlich zu Klassikern empor, rückte Mörike als Lyriker neben Goethe, gelangte Novalis zu einer Verehrung, wie er sie nur vor hundert Jahren bei den Genossen seines kurzen Lebensmorgens besessen hatte; darum neben der Bewunderung fremdländischer Originale, des grübelnden Wahrheitsfanatikers Ibsen und Tolstois, des Predigers und Propheten, unvermittelt eine ebenso starke Betonung deutscher Sonderart bis hinab zu dem, was sich heute als neue „Heimathkunst" geberdet.

Wer sich unserer früheren Erörterungen erinnert, für den bedarf es hiernach kaum noch einer Begründung, warum Raabe von dieser Zeitströmung nicht überfluthet, sondern getragen, gerade jetzt zu seinen langverdienten Ehren kommen mußte: Alles das, um was die Jugend sich so heiß bemühte, bei ihm und bei ihm allein unter den Aelteren fand sie es in wunderbarer Vereinigung beisammen; eben diese Mischung scheinbar widerstreitender Elemente zu einer originalen und dabei völlig geschlossenen Persönlichkeit, die der vorigen Generation in ihrer bequemlichen Gewöhnung die Würdigung und den Genuß seiner Schöpfungen erschwert hatte, mußte ihm von der neuen mit Fug als höchstes Verdienst angerechnet werden. Wie sie das thaten, dafür Zeugniß abzulegen, mögen zum Schluß drei aus ihren Reihen, namhafte Vertreter ebensovieler Parteien und Temperamente zu Worte kommen. „Das ist ein unsagbar herrlicher Kerl, dieser Raabe", jubelt mit lyrischem Enthusiasmus Karl Busse, der als schlimmer Kritiker so mancher altgewordenen Größe höflich aber gnadenlos ihren Platz bei den Todten angewiesen hat. „So deutsch — so treu — solch goldiges Kindergemüth — und doch so gewaltig! O, den liebe ich!" — Neben Freytag und Reuter behandelt ihn Adolf Bartels, der Kritiker des „Kunstwarts", in seiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart" und verheißt ihm „die größte Zukunft" von allen Dreien. „Er ist bei Weitem die stärkste und originellste Persönlichkeit unter ihnen, der ausgesprochenste Humorist, darum von vornherein auf engere Kreise angewiesen, aber auch berufen, diese um so länger festzuhalten. Ueberblickt man die Gesammtheit seiner Werke, so erkennt man, daß er im Grunde vielseitiger, ich möchte sagen, deutscher als die beiden Anderen ist, und auch seine besondere aus dem Herzen stammende Größe wird auf die Dauer Niemand verborgen bleiben. Obwohl er nie Verse veröffentlicht hat (?), ist er ganz und gar Dichter. Die Zeit wird freilich eine Sichtung unter seinen zahlreichen Werken vornehmen, aber Einzelnes, wie den „Horacker", kann man schon jetzt ruhig unter den eisernen Bestand der deutschen Litteratur aufnehmen". Und dann der Dritte, Heinrich Hart, der ältere der beiden Brüder, die einst in ihren „Kritischen Waffengängen" der neuen Richtung vorkämpften: „Es wird vielleicht eine Zeit kommen, die Realismus und Romantik, Socialismus und Individualismus aufs Innigste vereint, in der die blaue Blume nicht für ein ewig unerreichbares Ideal gilt, sondern in jedem Augenblicke gepflückt wird. Es kommt nur darauf an, in Allem, auch im Nächstliegenden, ein Schönheits- und Liebeswunder zu sehen, sich auch das Nächstliegende im innern Sinn zur blauen Blume zu verklären. Wenn unter den Lebenden Einer auf dem Wege ist, der in diese Zukunftszeit hinüberleitet, so ist es Wilhelm Raabe. Seinen Erzählungen liegt stets ein gesunder, echt niederdeutscher Wirklichkeitssinn zu Grunde; seine Bilder haben etwas von der saftigen Frische, hier und da auch von der Derbheit der holländischen Maler. Aber das ist nur ihre Außenseite. Innerlich sind sie von Romantik durchweht; überall sprießt ein hoher Sinn, mehr für das Gefühl, als für

den Verstand erfaßbar, überall spielt etwas Uebersinnliches, Mystisches, Himmlisches in das Irdische hinein, und ganz wie bei Tieck und Novalis spielt das Ich scheinbar launenhaft mit den Dingen und Personen, die es gestaltet. Aber dieses Spiel treibt nur der Künstler, als Mensch legt Raabe sein ganzes Herz in seine Werke, ein Herz voll mitleidender und mitjubelnder Liebe. Wie es einem echten Humoristen gebührt, sucht er gerade im Kleinsten, in dem nämlich, was dem Alltagsmenschen als das Kleinste erscheint, das Göttliche und Ewige zu entdecken; für ihn ist schon heute die blaue Blume nicht blos ein Gegenstand träumender Sehnsucht, sondern sie blüht allerorten, für ein sonnenhaftes Auge an jedem Wegesrand".

Der Siebzigjährige, der vor bald einem halben Jahrhundert sein Werk in demselben Geiste begann, in dem er noch heute daran schafft, mit diesem Werk und diesem Geist der ernstlich schaffenden Jugend unserer Zeit voraufschreitend in die Zukunft hinein — kein schöneres Bild kann ich an den Schluß dieser Betrachtungen stellen und nichts darf ich dem hinzufügen, als, wie im Anfang den Glückwunsch zu dem schon Erreichten, so hier den Segenswunsch, daß ihm noch manch gutes Jahr vergönnt sein möge, sein Werk auszurichten auf dieser Erde zu seiner, zu des Vaterlandes und der Heimath Ehre! Wilhelm Brandes.

Die Dörfer Ahlum und Wendessen im siebenjährigen Kriege.

Aus dem Pfarrarchiv in Ahlum mitgetheilt von P. J. Meier.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Wir fingen übrigens nun mehr, Gottlob! wieder an, in Stille und Ruhe zuleben. Jedoch die Furcht vor einem feindlichen Ueberfall drückte uns doch noch immer, sonderlich wenn die Franzosen Cassel, Münden und Göttingen [12]) wieder einnahmen, oder gar bis zur Hufe bei Eimbek [13]) vordrungen. Und dergleichen Versuche machten sie gewöhnlich im August und September, wenn die Feld-, Wiesen- und Gartenfrüchte reif waren. Die Braunschweigischen Lande und deren beide Hauptstädte, da sie wichtige Vestungen im Niedersächsischen Kreise sind, blieben ohndem immer ihr Augenmerk. Bald rückte auch mahl die Reichs-Armée, womit der Herzog von Würtenberg sich verbunden hatte, aus Obersachsen durch Thüringen ins Blankenburgische hervor. Dergleichen Ueberfall drohete uns öfters, sonderlich aber im Heumonahte 1759 und im Anfange des Septembers 1760.

Allein, was wir so oft fürchten müssen, kam doch endlich noch über uns. Am 24. Sept. 1761 erschienen um den Mittag ganz plötzlich ein Paar tausend Mann französischer Cavallerie, unter dem General von Closen, vor Wolfenbüttel [14]), und bombardirten diese Stadt von 12 Uhr bis halb 4 Uhr: worauf sie nach einem vergeblichen Versuche sich durch Halchter, Ohren, über Lutter am Barenberge zur französischen Haupt-Armee bei Eimbeck plötzlich wieder zurück zogen. Die kurze Gegenwart unsrer Feinde erlaubte ihnen nicht, uns viele Drangsahle bismahl zuerweisen; indessen war unser Schröcken darüber eben nicht geringe, sonderlich, da ihre Husaren schon um und in Ahlen streiften, auch auf Tielemanns oben (!) Hofe einen Wagen, der mit Linnen von Halchter geflüchtet war, ausplünderten und andre Händel machten.

Wie wol die Franzmänner erfülten auch ihre Zusage, uns nemlich mit ehestem verstärket wieder zu besuchen. Zusagen macht Schuld! Schon am 8. Octobr., eben 14 Tage nachher, als sie den fruchtlosen Versuch auf Wolfenbüttel gemacht hatten, Donnerstages vor dem 21. post Trinit., erschienen sie um den Mittag vor dieser Stadt eben so plötzlich in der Gegend vor dem Harzthore wieder [15]). Der Bruder des Marechals Broglio, welcher damahls ihre Haupt-Armée anführte, verwaltete nebst des Sächsischen Prinzens Xaver Königl. Hoheit hierbei das Commando. Wie groß und algemein wurde aber die Bestürzung über dieser Erscheinung? Die Feinde fingen sofort an, die Stadt Wolfenbüttel zu beschießen, deren schwache Garnison aus alten Invaliden und ein Paar Compagnien junger Land-Soldaten bestand, welche nicht mehr als 9 Canonen zur Vertheidigung der Vestung damahls hatten. Seit 2 Uhr des Morgens am 9. October warfen die Feinde viele Bomben und Haubitz-Granaten in die Stadt, welche ich bei der dunkeln Nacht brennend aus meinen Haus-Fenstern hineinfallen sehen und ihr erschütterndes Krachen stark hören konte. Fürchterliche Scene! — An diesem 9. Wein-Monat, Vormittages um 9 Uhr, zogen etwa 3000 Mann französische Reuterei von Wendessen hinter unsrer Windmühlen auf Azen herdurch; und da eben etliche Braunschweiger Husaren vor hiesigem Dorfe flankirten, so fielen etwa 40 oder 50 Mann von jenen in dasselbe, um diese aufzusuchen und gefangen zunehmen, bei welcher Gelegenheit 4 Cürassiers zurück blieben, welche ohne Ordre Haus bei Haus ritten, und über 200 ₰ mit einem grausamen Ungestüm eintrieben und auch mir 12 ₰ abpresseten; eine Rache, daß ich ihnen die Husaren nicht darstellen konte!

Braunschweig wurde aber auch berennet; so wie Wolfenbüttel, sonderlich in der Nacht vom 9. auf den 10. October mit Canonen, Mörsern und Haubitzen scharf beschossen wurde. Hier aus Ahlen, Salzdahlen, Azen, Mascherode, Wendessen und andern benachbarten Dörfern hohlten die Feinde Rind- und Feder-Vieh, Eier, Wein, Brantwein, Thee, Caffee, Zucker, Brod, Speck, Würste, Stroh, Heu, Holz, ja auch große Kleinigkeiten fleißig herbei; weil beide Städte verschlossen waren. ich solte unter andern auch 12 ℔ Schnupftoback liefern und da mir bis nicht möglich war, so muste ich

12) Die Besetzung dieser Städte erfolgte jedesmal im Spätsommer der Jahre 1758, 1759, 1760.

13 Gemeint ist wohl die Stellung Broglio's auf der Hube im Herbst 1761: vgl. Renouard a. a. O. III 461 ff.

14) Vgl. Renouard a. a. O. 417.

15) Vgl. Renouard a. a. O. 440 ff.

auch das Wenige, welches ich in der Dose hatte, hergeben. O welche Lapperei für eine Beschreibung? Ganz recht, mein Leser; ich führe diese Lapperei auch nur zum Zeugnisse an, daraus man erkennen möge, welche nicht zu erfüllende Foderungen öfters an uns geschehen sind, dabei man doch allemahl große Gefar gestanden. ich insbesondere hatte dergleichen Sachen, welche bei den Bauern vergeblich gesucht wurden, vornemlich zu liefern. Ein Beweis dessen, was ich schon vorhin angeführet habe, daß Landprediger bei Krieges Unruhen vornemlich leiden müssen. Absonderlich aber kündigten uns die Franzosen dismahl große Brodlieferungen, täglich mehr, als einmahl zu 6 bis 800 Stücken, unter den heftigsten Bedrohungen, an. Sie durchsuchten auch deswegen alle Winkel der Häuser, daß so wenig ich, als andre, ein bischen mehr in ein Paar Tagen hatten. Diese gewaltige Brod-Expressung rührte daher, das der Hanöverische General Lukner unsern Feinden die Zufuhr an Lebensmitteln in der Gegend des Harzes abgeschnitten hatte.

Bei allen diesen Vorfällen musten wir zwischen Furcht und Hoffnung unsre fernere Schicksale nun erwarten. Einjeder besorgte größere Uebel, ja die Plünderung. Hingegen viele, auch Vornehme, Leute aus den Städten waren hieher und auf andre Dörfer geflüchtet und suchten also in unsrer ländlichen Unsicherheit ihre Sicherheit; wenigstens durften sie keine vielpfündige Bomben auf ihre Köpfe hier fürchten. Die, welche in der Stadt unterdessen blieben waren, hatten sich unter die Gewölber, ja zu Wolfenbüttel in die sonst nicht gar zu honetten Gefängnisse des Philipsberges verstecket, und waren also zu Loche gekrochen.

Am 10. Wein Monat, Sonnabends vor dem XXI. post Trinit., schossen die Franzosen so wol von der Seiten des Harzthores, als auch von dem Azenschen kurzen Holze, auch bei Tage, sehr heftig auf Wolfenbüttel: aber die beiden Herren Generals darinnen, von Stammer und Zastrow, wehrten sich mit ihren 9 Canonen doch so tapfer, daß die Feinde nach ihrem eignen Geständniß, viele Leute einbüsseten. Wir, hier zu Ahlen, complimentirten uns unterdessen mit Fremden herum, und mußten zugleich immer darauf bedacht seyn, wie wir die Foderungen der, um uns im leeren Felde herumstehenden, und vieler Dinge nöhtig habenden, Franzosen auf ihren nachdrücklichen Befehl gütigst erfüllen mögten, und lernten also unsern Freunden und des Vaterlandes öffentlichen Feinden wolzuthun.

Zwischen 4 und 6 Uhr des Abends an diesem erwähnten Tage wurde das gegenseitige Schießen recht fürchterlich. Und ob auch schon die Franzosen sich ernstlich bestrebten, durch Feuerkugeln in Wolfenbüttel einen Brand zu wirken, so konten sie ihre Absicht doch nicht erst erreichen. Endlich aber gegen halb 6 Uhr stieg ein gewaltiger Dampf auf, weil der Marstall des Fürstl. Beverischen Schlosses, worauf vieles Heu gelegen, in Flammen gerahten war. Um 7 Uhr erfolgte eine Stille, da die Stadt zu kapituliren verlanget hatte. Es war auch gar kein Pulver mehr darinnen vorrähtig gewesen und die Feinde hatten auch zum Sturmlaufen durch Herbeibringung der Leitern, Schafhürden und dergleichen schon wirkliche Verfügung gemacht. Gegen 10 Uhr in der Nacht wurde ihnen Wolfenbüttel übergeben; und ihr neuer Commandant ward Ms. de Blaisel. Die Besatzung wurde Kriegsgefangene und die große Kirche muste 16 000 ℳ für den, bei der Belagerung geschehenen Glockenschlag bezahlen. Etliche Häuser in der Stadt, sonderlich in der Gegend des Harzthores und der jetzt genanten Kirchen, waren ziemlich beschädiget, nicht mehr aber als 2 oder 3 Menschen darinnen getödtet worden.

Nach dieser Uebergabe Wolfenbüttels stellten sich unsre Feinde vor, daß auch die Stadt Braunschweig schon binnen etlichen Tagen die ihrige seyn würde; deswegen sie auch sehr gebieterisch gegen uns waren. Ein paar geringe Reuter z. Ex., die am folgenden Tage, es war der 21. Sontag nach Trinit., im hiesigen Dorfe herumschwärmten, schickten, da ich zur Kirche läuten ließ, zu mir und verboten unter den härtesten Drohungen die Rührung der Glocken, weil es im Kriege wäre; ich ließ ihnen aber zur Antwort geben, daß sie nach meinem Bemerken, so gar nicht die Leute seyn müssen, die mir dis verbieten könten; da sie nicht ein mahl den Unterschied zwischen einem hohen General und ihnen, oder zwischen einer belagerten Vestung und einem offenen Dorfe verstünden. Würden sie sich aber erkühnen, mir hierüber weiter Unfug zu machen; so wolte ich sofort zu dem Herrn Grafen von Broglio ins Lager mit der Bitte gehen, daß sie abgeholet und gezüchtiget würden. Sie besannen sich zwar hierauf eines bessern; weil ihnen aber ein böser Nachbar gesagt, daß ich nur noch allein Bier im Dorfe hätte, so ging doch ihre kleine Rache so weit, daß sie nicht eher von dannen ritten, bis sie mein Bier völlig zu sich genommen hatten.

Nunmehr ging des erwähnten Sontags Morgens, oder am 11. October, der ganze Zug unter dem Grafen Broglio und dem Prinz Xaver, welcher letztrer sein Quartier zu Riddagshausen nahm, vor Braunschweig. An diesem Tage hörete man noch keinen Schuß; aber am folgenden Montage, Abends, fing das vortreffliche Geschütze auf den Braunschweigischen Wällen gewaltig zu brüllen an. Wenn sie zum Ex. beim August-Thore abfeuerten; so war hier zu Ahlen die Erschütterung so stark, als wenn die Canonen etwa nahe vor dem Dorfe gepflanzet worden. Durch dis gewaltige Schießen mit Kugeln und Kartätschen wurden die Feinde nicht nur entfernt im Respect erhalten; (wie denn dem Prinzen Xaver sogar durch sein Zimmer zu Riddagshausen eine Kugel geflogen ist,) sondern auch ihre, in dem sandigen Boden angelegte, Batterien sobald, als sie vermerket, wieder ruiniret. Daher in dieser Belagerung keine einzige Kugel oder Bombe, von feindlicher Seite der Stadt angebracht worden ist.

An eben diesem Montage, den 12. October, wurden die beiden Durchl. Frau Witwen des gotsel. Aug. Wilhelm und Ferdinand Albrecht nebst ihrem Gefolge aus Braunschweig gelassen. Die erstere Dame begab sich nach Sophienthal, und die letztere nach Salzda

In der Nacht von dem 13. auf den 14. O hörten wir von Braunschweig her, wieder ein Schießen, und zwar so wol aus dem groben, als Geschütze. Unser heldenmühtiger Prinz, F

August, den der General Lukner begleitete, brachte einen Entsatz, etwa von 3000 Mann für diese Stadt; schlug sich bei Oelper damit tapfer durch, und kam in finsterer Nacht, unter Anweisung eines Bauern, durchs hohe Thor glücklich in Braunschweig herein. Sofort entstand ein algemeines Vivats-Geschrei, und die sämtlichen Canonen wurden in einem Victorien-Schießen auf die Feinde nochmahls abgebrandt. Diese, ob sie schon auf 20000 Mann dismahl gegenwärtig waren, (sie selbst gaben sich vorher noch einmahl so stark aus,) besannen sich sogleich auf den Abzug. Es war, als wenn ein panischer Schröcken (Terror panicus,) sie überfallen hätte. Der almächtige Gott erschien mit seiner Hülfe gewis zu rechter Stunde; denn die Umstände der Stadt Braunschweig fingen schon an, mißlich zu werden. Die Franzosen hatten nicht nur eine starke Batterie, den Belagerten unvermerkt, in dem Brandeschen Garten bei St. Leonhard, und ohngefehr nur ein Paar hundert Schritte vom Glacis, zustande gebracht; sondern hatten auch Gelegenheit gefunden, an den Bären beim Wenden-Thore zukommen, das Wasser des Grabens daselbst abzulassen, um Sturm in dieser Gegend zulaufen: unterdessen wolten sie die Stadt von dieser Seiten, in der alten Wiek, mit glüenden Kugeln in den Brand bringen; als wovon noch 300 Stücke ganz heiß in einer Gruben nachher vorgefunden sind. Wie wichtig wäre aber die Eroberung der Stadt Braunschweig für unsre Feinde gewesen? Da sie nicht nur die schwersten Foderungen an diese reiche Handels-Stadt selbst würden gemacht, sondern auch von daraus, fast durch ganz Nieder-Sachsen, bis vor Stade, Harburg und Magdeburg, die stärksten Contributionen und Lieferungen eingetrieben haben? Allein, wie gesagt, der Gott der Heerscharen war wider sie, und mit uns! Schon um 2 Uhr des Morgens am 14. October fingen die Franzosen ihren Abzug zu beschleunigen an. Sie gingen theils über die Brücke zu Leiferde, theils durch Wolfenbüttel, sämtlich aber lagerten sie sich unter den Canonen dieser Stadt, zwischen Fümmelsen, Thiede und großen Stöckheim. Am 15. October, des Morgens um 8 Uhr, zogen sie ganz fort über Lutter am Barenberge nach Einbeck zu ihrer Haupt-Armée. Ja, was noch mehr, und welches alle unsre Hoffnung übertraf, sie verließen zugleich auch die Vestung Wolfenbüttel wieder, nachdem sie 8 Geißeln wegen noch rückständiger Contribution mit sich genommen hatten. Diese Leute haben theils zu Rheinfels, und theils nachher zu Metz, sitzen müssen; woselbst sie auf Engellands Kosten nicht übel gelebt, und kamen im Anfange Julii 1764 unverhoft zu Wolfenbüttel wieder an.

Auch wir wusten vor Freuden wegen des plötzlichen Abmarsches unsrer Feinde nicht, wie uns geschehen war. Einer der wichtigsten Schäden, die sie dem hiesigen Lande noch zufügten, war der abermahlige Raub so vieler Pferde und Wagen; sonderlich da beide so ungemein theur, ja kaum noch zu haben waren. Die Leute in Ahlen haben bei diesem Vorfalle abermahls 11 mit 44 Pferden bespante Wagen eingebüsset, welche am 11. October, Sontags Abends, durch ein Commando abgehohlet wurden. Und ob sie schon bis Einbeck und Göttingen dabei verblieben; so wurden sie doch von den Franzosen endlich weggetrieben.

Selbst bei dem gedachten Abzuge der Feinde waren wir indessen hier in Ahlen auch noch in starker Furcht wegen eines harten Abschieds-Zuspruches: Da sie sich aber, wie erwähnt, mehrentheils über die Brücke bei Leifferde gezogen; so kamen Wenige durch die hiesige Gegend, und Gott lösete also auch unsre Furcht. Ein Schröcken machten uns doch aber am Morgen des 14. October noch ein Paar Reuter, welche ins Dorf gefallen, und sich von dem Baur Meister Weddelmann, die auf diesen Tag schon anbefolne Brodlieferung noch mit Gelde bezahlen lassen wolten. Dieser sagt ihnen aber, daß er schon Befel hätte, keine Brode mehr verabfolgen zulassen, sondern für ankommende Preußen aufzuheben. Hierdurch wurden die Kerl so erbittert, daß sie ihm einen, aus der Tasche gekriegten, Strick zum Aufhängen um den Hals warfen. Darüber entstand nun ein heftiges Geschrei. Ein andrer trolliger Mann aus hiesigem Dorfe, der mit herbei geloffen war, ruft den Preußen, als ob sie schon gegenwärtig wären, diese Franzosen gefangen zu nehmen; worauf selbige, da sie aus Bangigkeit sich auf einem benachbarten Hofe ein wenig im Strohe versteckt gehalten, zum Dorfe hinausgeflüchtet waren. Dieser Streich war nun freilich schnurrig genug; indessen hätte aus dieser Comödie leicht eine Tragödie werden können; weil die Franzosen, da sie noch den ganzen Tag und folgende Nacht in und vor Wolfenbüttel blieben, der hiesigen Dorfschaft dafür den Dank hätten bringen können. — Audaces fortuna juvat!

Dis ist nunmehr, Gottlob! der letzte Auftritt unsrer bisherigen Feinde unter uns gewesen. Wir haben nachher nur aus der Ferne noch das Schießen zwischen ihnen und den Unsrigen verspüret. Dergleichen hörten wir, als sie unser vortrefflicher Erbprinz und der General Lukner am 5. November 1761 unweit Gandersheim angriffen. Ja, ich habe auch in den letzten Tagen des Octobers 1762 das Schießen der Hannoveraner vor dem belagerten Cassel bei heiterer Witterung, aus den Fenstern des hiesigen Pfarhauses mehr, als einmahl, gehört. — Der Gott des Friedens vereinigte die Gemühter der Hohen, daß die Friedens-Präliminarien zwischen Engelland, folglich auch Hannover, Frankreich, Spanien und Portugal am 3. November 1762 zu Fontäineblau unterschrieben wurden.

Die nächsten Folgen unsres erlittenen Krieges waren die darinnen geschlagene schlechte Geldsorten, die Theurung, der Mangel an Arbeitern wegen der bisherigen starken militairischen Ausnahme junger Leute; wilde Sitten, Härte des Herzens, Ungerechtigkeit, Verachtung Gottes und seines Dienstes. — —

Als die Feinde aber aus dem Lande, und wir dafür sicher waren; so suchten unsre eigene Husaren, die in Wolfenbüttel lagen, noch die Lebensart, welche sie vorhin in feindlichen Ländern geführet hatten, auch auf den Dörfern, die Wolfenbüttel am nächsten lagen, und wohin sie eine Zeitlang alle Morgen zum patroullieren und visitiren geschicket wurden, fortzusetzen. Also auch, und vornemlich, in Ahlen trieben sie ihren Muthwillen:

schalten die Leute und bedroheten sie mit Säbel-Prügeln, daß sie ihnen täglich ihre Säcke mit Speck, Würsten und andern Lebensmitteln, die sie wieder verkauften, anfüllen musten, machten auch im Kruge tüchtige, so genante Bauern Schuld. Was war solches Verhalten anders, als eine Art der Reuterzehrung im Kriege? Niemand wolte sich diesem Frevel widersetzen, so sehr auch Alle darüber wehklageten. ich benachrichtigte also ihren Chef, den Herrn von Bülow; dieser gute Mann endigte das böse Spiel sofort, und ließ etliche Mitschuldige durch Strippe derbe züchtigen. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

A. Stangl, Hermann Riegel der Begründer des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins Vortrag gehalten am 30. Nebelung (November) 1900 im Zweigverein Reichenberg. Verlag dieses Zweigvereins [1900]. 16 S. 8⁰.

Wird in dem Aufsatze, der ein Sonderabdrück aus Nr. 336 und 337 der „Deutschen Volkszeitung" ist, für unsere Leser in biographischer Hinsicht auch nichts Neues mitgetheilt, so wollen wir doch mit kurzem Worte auf ihn hinweisen, da uns in ihm ein Bild der Persönlichkeit Riegel's mit liebevoller Wärme gezeichnet und sein Verdienst um die deutsche Sprache und den Deutschen Sprachverein beredt gewürdigt wird.

Gustav Stüve, Johann Carl Bertram Stüve nach Briefen und persönlichen Erinnerungen. I. u. II. B. Hannover und Leipzig, Hahn, 1900. VIII u. 376, 446 S. 8⁰. 9 M.

Ein interessantes Lebensbild wird uns hier vorgeführt und ein echt niedersächsischer Charakter: fest und knorrig, treu und ehrlich, bedächtig und maßvoll, unverrückbar am Rechte hangend, stets das Gemeinwohl, nie eigenen Vortheil ins Auge fassend, gleichgültig gegen die Meinung der großen Menge, wie gegen die Gunst der Höhergestellten, nur seinem strengen Pflichtgefühle folgend. So ging Stüve seinen Gang und vollbrachte er sein Werk, das für die Entwicklung namentlich der inneren Verhältnisse des Königsreichs Hannover, wo sein Name noch jetzt den allerbesten Klang hat, von weittragender Bedeutung gewesen ist. Und nicht nur hier. Ein Beweis für die Vortrefflichkeit der von ihm eingeführten öffentlichen Einrichtungen ist es, daß viele von ihnen demnächst für den großen preußischen Staat vorbildlich geworden sind. Stüve paßt in keine der gängigen Parteischablonen. Er war conservativ, indem er die geschichtliche Entwicklung nicht unterbrechen, das Recht hochhalten wollte, nur mit gegebenen Thatsachen und Verhältnissen, nicht mit nebelhaften Ideen rechnen konnte. Und doch erschien er andererseits liberal, weil er den ständigen Wechsel des Menschengeschlechts und die Nothwendigkeit der Veränderung der Lebensformen nicht verkannte und gesunden Fortschritt nach Kräften zu fördern suchte. Er that es als Bürgermeister seiner Vaterstadt Osnabrück (1833—48, 1852—64), als Mitglied der zweiten Cammer der Hannoverschen Ständeversammlung, in die er, damals Advocat, 1824 gewählt wurde, als ständischer Schatzrath (1830), wie als Minister. Er erstrebte im öffentlichen Leben vor Allem die Befreiung von Grund und Boden, die Ordnung des Gemeindewesens, die einheitliche Regelung des Staatshaushalts. Das Ablösungsgesetz von 1833 ist fast allein sein Werk, auch an dem Staatsgrundgesetze desselben Jahres hat er mit Rose und Dahlmann die Hauptarbeit verrichtet. Er war und blieb nach der Aufhebung dieses Gesetzes einer der entschiedensten seiner Vertheidiger, und als die Stürme des Jahres 1848 zum Einschlagen einer anderen Bahn zwangen, war er, getragen vom Vertrauen des ganzen Landes, der Mann, das Steuer des Staates mit sicherer Hand zu übernehmen. Als Minister des Inneren (März 1848—Sept. 1850) war er die Seele des neuen Ministeriums. Den übertriebenen Forderungen des Frankfurter Parlaments, den „Grundrechten", deren Anerkennung die natürliche Entwicklung der wichtigsten Landesinstitutionen unmöglich gemacht haben würde, leistete er entschlossenen Widerstand; an der Lösung der deutschen Frage hat er mit ehrlichem Eifer unablässig, wenn auch erfolglos gearbeitet. Später trat St. vom öffentlichen Leben zurück; er hat da hauptsächlich die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte seiner Heimath fortgesetzt, insbesondere mit der des Hochstiftes Osnabrück, über das er in drei Bänden ein vorzügliches z. Th. erst nach seinem Tode veröffentlichtes Werk bearbeitete. Am 16. Februar 1872 ist er gestorben. — Wir empfehlen das Buch, das ein Neffe Stüves mit warmer Liebe und doch ruhiger *Sachlichkeit* und Gründlichkeit verfaßt hat, an dieser Stelle namentlich wegen der Aehnlichkeit der Verhältnisse, die Stüve zu seinen inneren Reformen veranlaßten und die auch bei uns in gleicher Zeit zu ähnlichen Maßregeln führten. Aber auch sonst wird sich Niemand von dem Werke enttäuscht fühlen. Für die Geschichte des Königreichs Hannover von den 20ger bis in die 60ger Jahre, wie für die deutsche Verfassungsfrage von 1848—50 liefert es wichtige Beiträge, und wohlthuend wird auf jeden, der gut niedersächsische Charaktere zu schätzen weiß, die Bekanntschaft eines Mannes wirken, dem mit Recht unter sein Standbild vor dem Rathhause zu Osnabrück das Goethesche Wort geschrieben wurde:

> Frei gesinnt, sich selbst beschränkend,
> Immerfort das Nächste denkend,
> Nicht vom Weg dem geraden weichend
> Und zuletzt das Ziel erreichend.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 45. Heim. Hauswaldt, Die evangelische Gemeinde und die Predigt. — 46. Evang. Predigt. — 47—49. Zu den Synodalwahlen. — 50. Aus dem Landtage. — 51. Toleranzantrag des Zentrums; Horn, Kranz auf Prof. Beyschlags Grab. — 52. Die 8. ordentliche Landessynode.

Monatsschrift für Handel und Industrie. November und December. 43. und 44. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig am 12. November und 10. December 1900; Monatsberichte über Handel und Industrie.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 40. J. Hinkel, Der Religionsunterricht in der Schule. — 41. Zweiter Niedersächsischer Kirchenchor-Verbandstag. — 42—43. Hinkel, Ansprache auf der evang.-luth. Vereinigung in Tanne. — 46—48. Die Kirchenvorstände und das allgemeine Priesterthum; zu den Synodalwahlen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 6. 24. März **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Roßmann

von Franz Hahne[1]).

Es giebt hervorragende Männer, deren Bedeutung ruht allein in ihren Werken. Was sie in stiller, jahrelanger Arbeit in sich aufnahmen, sannen, gestalteten und ans Licht brachten, das wird bewundert, regt Tausende an, verbleibt der Nachwelt. Sie selbst zeigen sich, wenn man ihnen näher tritt, einsilbig, unscheinbar, ohne Interesse. Andere wieder suchen ihre Bedeutung allein in ihrem Wirken. Rastlos und pflichttreu schaffen sie in ihrem Amte, man schätzt sie wie Gold in ihrem Leben, und noch lange nach ihrem Tode wird ihr ordnendes, tüchtiges Wesen mit Schmerz über ihren Verlust wahrgenommen. Doch der im Amte mit bewunderswürdiger Sicherheit und Klarheit operirt, außerhalb desselben ist er oft nichts, man merkt ihm seine Bedeutung nicht an. Solche Männer haben nicht vergebens gelebt, sie haben sich objectivirt in ihren Werken und ihrem Wirken zu Gunsten der Mit- und Nachwelt. Ihr Dank wird ihnen nicht vorenthalten, ein Name bleibt ihnen sicher, es bedarf keiner Bemühung, um sie ins rechte Licht zu stellen. Dem Ruhme mancher anderen bedeutenden Naturen blüht ein minder holdes Loos. Sie haben eine gewisse Genialität des Seins. Durchdrungen von Edelsinn und Herzensgüte, sprühend von Geist und Laune, begabt mit schneller Auffassung und sicherem Urtheil sind sie das Entzücken ihrer Freunde und das Staunen derer, die ihnen ferne stehen. Sie genießen und gewähren das höchste Glück der Erdenkinder, das der Persönlichkeit. Aber zu reich und vielseitig, um sich zu beschränken, siedeln sie sich auf keinem Gebiete recht an, vom Leben hin und her gerissen, werden sie nirgends warm, und gelangen sie endlich zu einer ersprießlichen Wirksamkeit, dann rafft sie wohl ein jäher Tod dahin. Ihr Leben ist ein Torso, dessen vorhandene Theile zwar die Schönheit des Ganzen vermuthen lassen, aber es braucht sorgsamer Prüfung und nachschaffender, ergänzender Thätigkeit, um sie zu erkennen und darzustellen. Zu diesen gleichsam tragischen Naturen gehört Wilhelm Roßmann.

Als der vortragende Rath im Königl. sächsischen Ministerium, der Geheime Hofrath W. Roßmann 1885 in Dresden gestorben war, endigte ein Freund seinen Nekrolog in den „Grenzboten" mit den Worten: „Seinen Freunden aber bleibt die Aufgabe, zu sorgen, daß ein ernstes, pflichtvolles und pflichttreues, edlen Aufgaben dienendes Leben nicht in den Schlamm geringschätziger Gleichgültigkeit und frivoler Nichtachtung versenkt wird, welche die Losung eines Geschlechtes sind, bei dem in anderem Sinne als es der Dichter meinte, nur der Lebende Recht hat". Wenn wir uns fragen, ob dieser Aufgabe genügt sei, so muß die Antwort verneinend ausfallen. Niemand kennt Roßmann, als wenige Bekannte und Freunde, die der eine diese, der andere jene Erinnerungen an ihn bewahren, in der Allgemeinen deutschen Biographie ist sein Leben nicht behandelt, in seiner Heimath, dem Lande Braunschweig, ist er so gut wie vergessen. Und doch ist es keine Phrase, was der Schriftsteller der Grenzboten von seinem Leben aussagt: es ist werth, gekannt zu werden, weil eine edle und reiche Persönlichkeit sich darin offenbart, und es erscheint als Pflicht, dem vor 15 Jahren Dahingeschiedenen die Aufmerksamkeit und ernste Würdigung zu widmen, die er im höchsten Maße verdient.

Karl Ernst Friedr. Wilhelm Roßmann wurde am 29. Mai 1832 in Seesen geboren, als Sohn des Rectors der Stadtschule, der nach kurzem Wirken als Pfarrer in Marienberg bei Helmstedt im Jahre 1839 nach Braunschweig übersiedelte, um die Pfarre an der Brüdernkirche zu übernehmen. In Braunschweig wuchs Roßmann auf und besuchte zu seiner Zeit das Gymnasium Martino-Catharineum. Er galt als ein langsamer Schüler, er gehörte nicht zu denen, die sich früh entwickeln und verausgaben und später nichts mehr hoffen lassen. Er war nicht darauf aus, seinen Kopf rasch mit fertigem Wissen zu füllen, sondern suchte sich durch

---

[1]) Bei Abfassung dieses Lebensabrisses ist der Verfasser Frau Geh. Hofrath Roßmann in Rudolstadt, Herrn Sanitätsrath Dr Roßmann in Braunschweig, Herrn Prof. Hänselmann ebenda, Sr. Excellenz, Herrn Wirkl. Geh. Rath Rochus von Liliencron in Schleswig, Herrn Geh. Rath Erdmannsdörffer † in Heidelberg, Herrn Geh. Medicinalrath von Winckel in München, Herrn Geh. Hofrath Ad. Meyer in Dresden und vielen Anderen für mündliche und schriftliche Mittheilungen großen Dank schuldig geworden, den er an dieser Stelle ebenso herzlich wie ehrerbietig auszusprechen nicht verfehlt.

[illegible] Im Herbste kam er als verlorener Sohn nach Braunschweig zurück und wurde wieder in die Schule aufgenommen, wo zu gleicher Zeit vom Director Krüger ein [illegible] Befehl [illegible], daß jeder Schüler [illegible] auf eine Schrifttafel [illegible] werden müßte.

[illegible] 1851 [illegible] Theologe zu werden, [illegible] trat in die [illegible] Burschenschaft der Universität, [illegible] in Verruf erklärt war, weil ihre Verschiedenheit und Uebergewalt im Schlagen [illegible] zu paralysiren schien. Auch Roßmann war ein guter Schläger, er stand schön und ruhig und focht elegant, aber bei seiner sensiblen Natur passirte es ihm, daß ihm die Abfuhr eines Hallenser Studenten eine Ohnmacht eintrug. Mehr leistete er der Verbindung durch seine Persönlichkeit. Alle liebten ihn, und er war ihnen Allen ein guter Kamerad. Viele nennen sich mit Freude seine Freunde: Prof. Hänselmann, Mack, Forke, Erdmannsdörffer u. A. Besonders wird ein Theologe Kindeisen hervorgehoben, der später Prediger in St. Petersburg geworden ist; das sei ein [illegible] ideales Orest und Pylades Verhältniß gewesen. [illegible] von den Studienfreunden Roßmanns, Geheimrath Erdmannsdörffer in Heidelberg, schreibt von ihm: „Er war eine der idealsten Studentenfiguren, die mir [illegible] sind, in Allem der Erste, auf der Kneipe, [illegible] im heiteren, oft geistvollen Gespräche, [illegible] Meisterstücken in der Bierzeitung, in

[illegible]

Er ging im Jahre 1855 nach Jena zurück und wurde Schüler Gustav Droysens, dem er schon früher nahe getreten war. Droysen schätzte seine geistigen Fähigkeiten sowohl wie seine persönlichen Eigenschaften sehr hoch. Die guten Umgangsformen Roßmann's, sein feiner Witz und seine gediegene Bildung machten ihn zu einem verhätschelten Liebling des Droysenschen Kreises. Die wissenschaftliche Thätigkeit des Schülers lenkte Droysen, dessen theologischer Vorbildung entsprechend, besonders auf die Reformationsgeschichte und die Geschichte des jüdischen Volkes. Im Jahre 1856 promovirte der junge Historiker mit einer lateinischen Dissertation über den äußeren Apparat des Concils zu Constanz, worin er auf 70 Seiten über die Vorzüge des Orts, die Quartiere, Handel und Preise, Handwerker und Kaufleute, Gerichte und Polizei, Armenpflege und Vergnügungen sich verbreitete. Er blieb damit sowohl in seiner Sphäre als Theologe, als auch that er seinem culturgeschichtlichen Sinne Genüge. In demselben Jahre habilitirte er sich an der Jenaer Universität als Privatdocent für Geschichte. Der Lectionscatalog für den Winter 1856/7 enthält den Vermerk: W. R. privatim historiam reformationis enarrabit diebus Lunae, Mercurii, Veneris hora undecima. Dies war seine erste Vorlesung. Er las ferner deutsche Geschichte von

der Urzeit bis zum Concil zu Constanz 1415, dann von 1415—1648, Geschichte der Juden, Universalgeschichte von 1763—1815, Deutsche Geschichte von 1806—15, sowie ein Publicum: Luther als Reformator. In seinem akademischen Vortrage war er natürlich stark von Droysen beeinflußt. Dieser war Hegelianer und liebte in seinen Geschichtsvorträgen speculative Betrachtungen anzustellen, die er scharf pointirt mehr oder minder pathetisch vorzutragen pflegte. Hierin folgte ihm Roßmann nach, was manchem seiner Zuhörer nicht behagte. Ein alter Herr, der einmal bei ihm hospitirte, faßte den gehabten Eindruck dahin zusammen, daß er, von der Hegelei überwältigt, sich nachher vorgekommen wäre, als sei er mit baumwollenen Säcken auf die Ohren geschlagen. Aber dieser Eindruck war einseitig und subjectiv. Roßmann's Persönlichkeit war viel zu reich und zu voll von individuellem Leben, als daß sie sich vom Hegelianismus hätte erdrücken lassen. Es fehlte ihm nie an Zuhörern, was an einer kleinen Universität neben einem so hervorragenden Ordinarius wie Droysen etwas sagen will. Besonders seine Publica über Luther als Reformator und die Geschichte der Juden waren gut besucht umsomehr, als er hierin nicht bloß den Historikern, sondern auch den Theologen etwas bot. Die Studenten müssen ihm nicht immer viel Freude gemacht und mit ihrem historischen Wissen wenig imponirt haben. Im Winter 1858/9 beklagte er sich darüber sehr bei seinen Freunden und erklärte nicht ohne Sarkasmus: „Jetzt werde ich die Geschichte des 17. Jahrhunderts vortragen und dabei den dreißigjährigen Krieg auslassen — ob's die Kerle wohl merken?“

Im Jahre 1858 veröffentlichte R. sein erstes größeres historisches Werk, das leider sein einziges geblieben ist: „Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation“, seinem Lehrer Gustav Droysen gewidmet, ein Buch von 432 Seiten, voll gelehrten Materials, durchdrungen von gesundem Urtheil und tiefgehendem pragmatischem Verständniß und namentlich in einem flüssigen, klaren, kräftigen Stile, der bei allgemeinen Reflexionen oft sententiös geprägt ist. Der Bruder W. Roßmanns, Herr Sanitätsrath Roßmann, erzählt, daß er das Werk schließlich, ohne ein Buch anzusehen, der Hauptsache nach in einem Zuge hingeschrieben habe. Es waren eben diese Betrachtungen für ihn inneres Erlebniß, keine zusammengestückelte Arbeit. Bei diesem Buche müssen wir einen Augenblick verweilen; denn es ist sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk, werthvoll dem Inhalt und der Form nach und dabei sehr selten. Roßmann legt zunächst seinen Standpunkt als Historiker dar. Er geht von dem Grundsatze aus: „Das Gegenwärtige ist das Mächtige“. Alle Historie, welche nicht in Beziehung steht zu irgend etwas, was in der Gegenwart lebt und Geltung hat, tritt für unser Interesse zurück. Nur die nimmt uns ganz in Anspruch, welche die Gegenwart erklärt und vertieft. Wie der Geologe die Schichtungen der Erdkruste unter der Erdoberfläche aufdeckt und erläutert, so lehrt die Geschichte uns den Boden kennen, der unsrer politischen, sittlichen und culturellen Gegenwart zu Grunde liegt. — Seine Methode, die Geschichte zu behandeln, nennt Roßmann analytisch. Im Gegensatz zu den Synthetikern, die Personen und Thatsachen darstellen, will er die Ideen und Zustände erfassen, welche in den geschichtlichen Begebenheiten sich offenbaren, ihnen zu Grunde liegen, sie verursachen. Er wandelt dabei in den Bahnen Leopold von Ranke's und nimmt Karl Lamprecht's culturgeschichtliche und sociologische Betrachtungsweise vorweg. Objectivität anzustreben hält er für ein eitles Unterfangen. Er erklärt das, was man gemeiniglich Objectivität nennt, für nichts als ein schillerndes, wiederholtes Wechseln des Standpunktes. Er selbst mag nicht anders Geschichte schreiben als von einer sittlich gewissen, unverrückbaren Grundanschauung aus. Der Standpunkt, von dem er seine Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation anstellt, ist natürlich der protestantische. Er, der ursprünglich Theologe, war Protestant vom Scheitel bis zur Sohle. Er war ein innerlich freier Mensch, wie sie nur der Protestantismus mit seinem freudigen Bewußtsein der Gotteskindschaft und seiner Freiheit von ängstlichem Formendienst zu Gunsten des realen Lebens hervorzubringen vermag. Das Werden und Wachsen dieser protestantischen Gesinnung, von der wir alle bewußt oder unbewußt getragen sind, aufs Intimste zu ergründen und darzustellen, das setzte sich Roßmann zur Aufgabe. Er erkannte den wesentlichsten Gegensatz zwischen mittelalterlichem und modernem Wesen in der Verschiedenheit des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Ist im Mittelalter die Kirche durch ihre starken Einwirkungen auf das Gemüth und ihre äußerliche Macht bestimmend für das Leben der Einzelnen und der Nationen und dem Staate übergeordnet, so ruht in der modernen Zeit die Macht nur im Staate, die Kirche ist der äußeren Macht entkleidet, sie wirkt nur durch das freie Wort auf das freie Gemüth. Diese Aenderung beruht nicht sowohl auf äußeren Begebenheiten, als vielmehr in einem tiefgehenden Wechsel der Weltanschauung. Die idealistische mittelalterliche Ansicht hielt den Blick auf das Jenseits geheftet, das Leben im Diesseits galt ihr nichts, es war nur dadurch von Werth, daß es dazu diente, durch frommes Thun sich den Anspruch auf die Seligkeit im Jenseits zu erwerben. Es ist klar, daß diese Weltanschauung den Menschen insofern förderte, als sie ihn von der Natur losriß, ihn über sie emporhob und zur Persönlichkeit machte. Aber die Persönlichkeit, die er der Natur abgewann, verlor er an die Kirche. Denn sie allein stand Gott nahe, der Laie nicht. Er konnte nur von ihrer Vermittlung Vergebung und Seligkeit hoffen; nahm sie sich seiner nicht an, bannte sie ihn, blieb ihm der Himmel auf ewig verschlossen. Zu dieser ideellen Macht über die Gemüther fügte die Kirche seit Gregor VII. die furchtbare Gewalt ihrer centralen Organisation und die stets gesteigerte Mehrung ihres weltlichen Besitzes an liegenden Gütern und schließlich an mobilem Capital. Ihre Ziele verschoben sich: an Stelle einer idealen Vermittlerin des Jenseits ward sie eine höchst reale Vertreterin des Diesseits. Ihre Häupter verfielen der Corruption, die Glieder nicht minder. Ihre Einwirkung auf die Seelen verflachte, immer äußerlicher

wurden die Formen der geistlichen Uebungen bis zu jener frechen Form des Ablasses, die man Tetzel zuschreibt. Was Wunder, daß die von der Geistlichkeit mißleitete Herde verkam, in Rohheit und Materialismus, in blöden Aberglauben und unklare Sehnsucht, nach Neuem verfiel, jedenfalls die Achtung vor der Kirche gründlich verlor. — Neue Zustände waren nur aufzubauen auf der Anerkennung des irdischen Daseins und der natürlichen Verhältnisse des Menschen als der Grundlage geistigen Lebens. Die moderne Anschauung bejaht das irdische Leben. Sie behauptet, daß der Mensch innerhalb desselben das Sittliche schaffen könne. Die schöpferische Arbeit in dem Zusammenhange des geschichtlichen Lebens ist die moderne Tugend. Die Erziehung vermittelt dem Menschen das Erbe der Vergangenheit und das Verständniß der Gegenwart. Darauf fußend hat er seine Arbeit einzufügen, einfach fortsetzend, was begonnen ist, es sei denn, daß er eine jener geschichtlichen Personen ist, deren angeborener geistiger Gehalt über das Vorhandene hinausweist, die mit klarem Blick den Punkt erkennen, wo die Entwickelung zu einem Fortschritt drängt, und mit gewaltiger Willenskraft diesen Fortschritt herbeiführen. Wie aber hängt diese moderne Anschauung mit dem Protestantismus zusammen? Das Palladium des lutherischen Protestantismus ist die Rechtfertigung aus dem Glauben allein. Nicht die Zugehörigkeit zur Kirche und eine sorgsam zusammenaddirte Reihe von guten Werken giebt dem Protestanten die Hoffnung auf die Seligkeit, sondern der Gedanke, ein Kind Gottes zu sein, das für seine Verfehlungen, die es trotz guten Strebens verschuldet, auf Verzeihung des Vaters hoffen darf. Alle jene Uebungen und Formeln, mit denen der Katholik im bangen Trachten nach Sündenablaß seine Zeit verzettelt, sind dem Protestanten erlassen. Er ist frei für die irdischen Aufgaben und braucht nicht zu fürchten, sich in ihrer Erfüllung von Gott zu entfernen. Die Folgen dieser Anschauungen für den Staat sind klar. Seine Macht mußte steigen, je mehr das irdische Ringen in den Mittelpunkt der Interessen gerückt wurde, je mehr die Menschen in der Abkehr vom Jenseits auf ihn als den Gestalter und Ordner des Diesseits sich gewiesen sahen. Freilich nicht sofort war die Durchdringung von Protestantismus und Staatsidee da. Zuvörderst führten beide Principien, da in keinem europäischen Staatswesen einheitlich reformirt wurde, ein Sonderdasein. Der Staat der Renaissance, wie ihn Machiavelli vorgezeichnet hatte, erstand, der immer straffer centralisirt seine schärfste Ausprägung im absoluten Regiment Ludwig's XIV. empfing, welches die Persönlichkeit des Einzelnen nicht weniger absorbirte, als es die mittelalterliche Kirche gethan hatte, und aus Mangel an einer sittlichen Idee in Epikuräismus und Sittenverderbniß versank. Das Ende davon war die Revolution. Sie betonte das angeborene Recht des Einzelnen zur Selbstbestimmung, aber ein neues sittliches Princip vermochte sie in ihrer Zuchtlosigkeit nicht aufzustellen. Vielmehr war ihr Ergebniß nur die letzte gewaltige Zusammenfassung des Staates der Renaissance in Napoleon. Es war anfänglich noch kein neuer Gedanke da, der diesem dämonischen Manne gegenübergestellt werden konnte. Die Neuschöpfung kam von dem protestantischen Norden. Freiherr von Stein war es, der den Gedanken des protestantischen Staates faßte, und die Freiheitskriege waren davon die erste, erstaunliche Wirkung. Stein verwies die Kraft eines mit Gott versöhnten Gemüthes in das Leben des Staates als seine eigentliche Atmosphäre. Er wandelte die religiöse Innigkeit zur nationalen Begeisterung. In diesem Staate, der freilich erst seine Hemmnisse zu überwinden hatte, leben wir heute trotz aller Willkür der Einzelnen.

Man erkennt aus diesen kurzen, längst nicht erschöpfenden Ausführungen, welche Tiefe der Roßmann'schen Geschichtsauffassung eigen ist. Sie ist sein persönliches Eigenthum, von einer Anlehnung etwa an Hegel's Geschichtsphilosophie, die viel äußerlicher ist, oder einer Beeinflussung etwa durch Droysen's Historik, die damals schon im Werden war, hat eine Vergleichung keine Spur ergeben. Ebenso werthvoll wie jener allgemeine Theil sind die darstellenden Partien über die Opposition des 15. Jahrhunderts gegen die Kirche, die den Fortschritt hemmenden Momente, den vorbereitenden Mysticismus der Brüder vom gemeinsamen Leben, den völlig versagenden Liberalismus des Constanzer Concils und den gefahrvollen Radicalismus der Bilderstürmer und Wiedertäufer. Droysen war von dem Werke überrascht und erfreut. „Noch nie", sagte er — für dieses Wort ist uns Roßmann's Freund und jüngerer Studiengenosse Prof. Hänselmann Bürge — „noch nie hat ein junger Historiker so hoch eingesetzt". Im Jahre 1860 folgte die Broschüre über die makkabäische Erhebung, gleichfalls ein Muster des intimsten Verständnisses für religiöse Bewegungen, eine Arbeit von bedeutendem historischem Weitblick. In demselben Jahre endigte Roßmann's historische Periode, nach seiner Vorbereitung zur theologischen Laufbahn die zweite seines Lebens, und es begann seine dritte Lebensepoche, die pädagogisch-weltmännische vom Jahre 1860—1869.

Inmitten großer materieller Verlegenheit — denn Roßmann's Vermögensverhältnisse waren in seiner Studien- und Privatdozentenzeit nicht ausreichend — wurden ihm zu gleicher Zeit zwei Anerbieten gemacht: Erstens eröffnete sich ihm durch Droysen's Vermittelung die Stelle eines außerordentlichen Professors für preußische Geschichte an der Universität Halle, zum Andern wurde ihm auf Empfehlung des Jenenser Curators Seebeck die Stellung als Erzieher des damals neunjährigen Prinzen Bernhard von Meiningen angeboten, des jetzigen Erbprinzen und commandirenden Generals des schlesischen Armeecorps. Er entschied sich für die letztere, sei es, weil sie ihm für den Augenblick mehr materielle Vortheile bot, sei es, weil die Aufgabe, einen Prinzen zu bilden, ihn reizte und die höfische Atmosphäre ihn anzog. Der neunjährige Meininger Aufenthalt wird von manchen seiner Freunde für ihn beklagt. Droysen sah mit Bedauern einen seiner hoffnungsvollsten Schüler für die Geschichtsschreibung verloren gehen, und in der That hat Roßmann kein größeres historisches Werk mehr producirt. „Er hat sich in kleiner Münze verausgabt", bemerkte Droysen später

mit Bitterkeit. Auch Prof. Hänselmann ist unzufrieden mit der Zersplitterung, in welche ihn sein Erzieherberuf, zumal bei einem so begabten, schwer zu befriedigenden Zögling hineinriß. Aber es kommt nur darauf an, wie man die Sache betrachtet, welche Worte man wählt, welche Ziele man in's Auge faßt. Man betrachte nicht, wie die beiden Gelehrten, die historischen Werke, welche so ungeschrieben geblieben sind, sondern die Fülle von Anregungen, welche dem Erzieher aus dem gesellschaftlichen Leben bei Hofe und seinen Reisen mit der Herzoglichen Familie zuströmten und ihn zu anders gearteten, aber keineswegs werthlosen Productionen anregten; man wähle nicht die Worte „Zersplitterung", „kleine Münze", sondern Vielseitigkeit, umfassende Bildung; man bedenke endlich, daß der pädagogische Beruf durch sein Ziel, eine möglichst vollkommene Persönlichkeit zu bilden, zurückwirkt auf die Person des Erziehers selbst und diese erhöht, damit sie im Stande sei, den Zögling höher und höher hinaufzuziehen. Diesen Segen hat Roßmann ohne Zweifel im reichsten Maße an sich erfahren.

Die neue Aufgabe war schwer, aber dankbar. Maßgebend für den Erziehungsplan war nicht der Vater des Prinzen, der jetzt regierende Herzog, sondern nach dem meiningischen Hausgesetz der damals regierende Herzog Bernhard, sein Großvater. Dieser war ein hochgebildeter, einsichtiger Herr, aber in seinen einmal gefaßten Ansichten bis zur Einseitigkeit zähe und dadurch schwierig. Roßmann mußte ihm über seine Pläne und deren Durchführung stets bis ins Einzelste berichten und den dabei geäußerten abweichenden Ansichten des Herzogs Folge geben. Eine nur scheinbare Nachgiebigkeit, die der zu Argwohn geneigte Herzog mit scharfem Blick leicht als solche erkannt hätte, würde Alles verdorben haben. Roßmann wußte diese manchmal recht schwierige Lage richtig zu erkennen und sich durch ruhige Offenheit in der Discussion mit dem Herzog damit abzufinden. Es gelang ihm in nicht langer Zeit, das Vertrauen des Fürsten in seine Einsicht und seinen guten Willen zu gewinnen und dadurch nicht nur im Allgemeinen ein gutes Verhältniß herzustellen, sondern sich auch für sein Erziehungswerk die nöthige Freiheit der Bewegung zu sichern. Später durfte er sich auch bestimmten Widerspruch erlauben, und es kamen Fälle vor, in denen der Herzog dann auf seinen Willen verzichtete, weil er die Ueberzeugung des Erziehers achtete. In einem Grundsatz waren aber Beide nie verschiedener Meinung, darin, daß trotz der Anforderungen, welche in militärischen und neusprachlichen Kenntnissen an einen Prinzen gestellt werden müssen, der Schwerpunkt auf die humanistische Bildung gelegt werden solle. Roßmann sah in dem Studium der antiken Cultur den der Eigenart des jungen Prinzen angemessensten Gegenstand zur harmonischen Entwickelung des Geistes und Charakters. Welche Erfolge er in dieser Richtung erzielt hat, ist bekannt. „Das Interesse des Zöglings", so berichtet Se. Excellenz Rochus von Liliencron, „wandte sich bald überwiegend dem Stoff des classischen Unterrichts zu, der ihn ebenso sehr von der idealen, wie von der ästhetischen Seite anzog. Das Griechenthum ward schon früh seine ganze Liebe. Sein Herz blieb auch später immer südwärts gewandt, „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Er beschäftigte sich aufs Eingehendste mit griechischer Dichtung. Die Perser des Aeschylus regten ihn zu einer auf Studien der antiken Musik gestützten Composition an. Als Mitglied der griechischen Gesellschaft in Berlin erfreute er Ernst Curtius durch seine Vorträge, die von diesem als Documente ernstester Studien und als sehr anziehend bezeichnet wurden. Er that endlich seiner Sehnsucht nach dem Schauplatze griechischen Lebens in mehreren Reisen nach dem Süden Genüge. Es ist keine Frage, daß Roßmann solche Erfolge nur bei einem begabten und zugleich willigen Schüler erzielen konnte. Der Prinz war äußerst lebhaft, von rascher Auffassung, voll rastloser geistiger Bewegung, die an Unruhe grenzte. Es kam zunächst darauf an, diese Beweglichkeit zu zügeln und in regelrechte Arbeit umzusetzen. Nicht selten sprang der Prinz beim Unterricht plötzlich auf irgend einen entfernten Gegenstand ab, z. B. in folgender Weise. Roßmann sprach ihm in der Mythologiestunde vom Hermes. Plötzlich fiel der Prinz ein: „Ach bitte, Herr Doctor, wie viel Pferde haben wohl Thurn und Taxis?" „Prinz", fragte Roßmann erstaunt, „wie kommen Sie denn jetzt auf Thurn und Taxis?" — „Nun natürlich", antwortete er munter, „Thurn und Taxis haben doch die Reichspost, und Hermes war der Postbote der Götter". Der Erzieher nöthigte ihn bei solchen Gelegenheiten stets nachzusinnen, wie seine Gedanken plötzlich bei dem fremden Gegenstande angelangt waren, und fügte einige eindringliche Bemerkungen über Logik und Ideenassociation, Gedanken und Einfälle hinzu. Freilich hütete er sich, solche Einfälle zu unterdrücken; denn er wußte wohl, daß wir oft das Beste, was wir wissen und erkennen, guten Einfällen verdanken. Desgleichen war es nöthig, die unbezwingliche, in ihren Ausbrüchen oft grobe Heftigkeit des Prinzen zu dämpfen. Roßmann stand dem Knaben in solchen Fällen als guter Mentor stark und treu zur Seite, und seiner stetigen persönlichen Einwirkung gelang auch dies schwierige Werk. Prinz Bernhard lohnte ihm seine Arbeit durch offenes Vertrauen und herzliche Anhänglichkeit, und man darf es aussprechen, daß ein geradezu ideales Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler bestand.

Auch mit den Eltern des Prinzen, dem noch jetzt regierenden Herzog Georg und seiner zweiten Gemahlin Feodora, einer Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, verbanden ihn die freundlichsten Beziehungen. Der Herzog benutzte gern sein historisches Wissen und seine rasche Orientirungsgabe bei seinen Bemühungen um die Hebung der Meininger Hofbühne. Roßmann gehörte neben dem Aesthetiker Karl Werder und dem Costümkundigen Weiß zu den wissenschaftlichen Räthen des kunstsinnigen Herzogs Georg Er trug zu dem Ruhme des Meininger Ensembles in Bezug auf geschichtliche Treue und Genauigkeit sein redlich Theil bei, wenngleich er in den siebziger Jahren, wo es durch Deutschland zog, nicht mehr in Beziehungen zu ihm stand. Mit dem Herzoge, der im Gegensatze zu seinem Vater Erich Bernhard Freund schon vor 1866 Preußen

anhing, theilte er vor Allem die politische Gesinnung, welche im Jahre 1866 in Meiningen dadurch zur Herrschaft gelangte, daß Herzog Bernhard abdankte und seinem Sohne den Thron ließ. Roßmann ließ zugleich bei Friedrich Wagner in Braunschweig eine Broschüre erscheinen „Das preußische Reich deutscher Nation", worin mit Bewunderung die Leistungen Preußens für Deutschland anerkannt und die Kleinstaaten aufgefordert wurden, ihrerseits nicht fruchtlos zu protestiren und in bequemer, kleinlicher Sonderexistenz zu beharren, sondern bewußt und freudig zu Preußen überzugehen und es ihm an tüchtiger Opferwilligkeit gleichzuthun. Er machte darin sogar den radicalen Vorschlag, daß die regierenden Fürsten auf ihr Sonderregiment verzichteten und eine deutsche Pairschaft bildeten. Damit stieß er allerdings auf den unüberwindlichen Widerstand der Thatsachen und Bismarck's, der in seinen Gedanken und Erinnerungen die Bedeutung der Stammesfürsten für die deutsche Einheit richtiger bewerthet.

Mit der Herzogin Feodora und seinem Schüler unternahm er im Winter 1868/9 eine viermonatige Reise nach Süditalien und Sicilien. Die hohe Frau wußte wohl, daß man einen besseren Reisebegleiter als Roßmann, der gründliches historisches Wissen mit feinem Kunstgeschmack und offenem Blick für das Gegenwärtige vereinte, schwerlich finden konnte. Und er seinerseits gesteht, daß die Auffassung der geistvollen Frau, die in den Abendgesprächen über die Erlebnisse des Tages sich kundthat, ihn auf's Glücklichste in der Verarbeitung der gewonnenen Eindrücke beeinflußt habe. Das schriftstellerische Ergebniß dieser Reise war das Buch: „Vom Gestade der Cyclopen und Sirenen", das im Jahre 1869 bei Grunow erschien und 1880 neu aufgelegt wurde. Es ist das Solideste und Reichste, was man über Neapel und Sicilien lesen kann. Antike Geschichte und Dichtung, mittelalterliche Sage, politische Mißwirthschaft, künstlerisches Leben, das Treiben des Volkes, Alles ist hineingearbeitet. Das wunderbare Land belebt sich mit Gestalten der Vergangenheit, wir blicken tief hinein in die Schichten des historischen Lebens. In der That, wenn der gehetzte Italienfahrer, der für Neapel nur fünf Tage ansetzen konnte, dies Buch liest, dann ruft er aus: „So hättest Du müssen jenes Land erleben!" und versenkt sich stets auf's Neue in die lebendigen, feinen Schilderungen. Eine Ergänzung zu dieser schönen Reiseschrift bildet die „Protestantische Osterandacht in Rom", worin er sein unbefangenes, rein ästhetisches Erleben des römischen Osterfestes berichtet und die zahlreichen, verwickelten kirchlichen Gebräuche dogmatisch und historisch erläutert. Das Büchlein ist gleichfalls eine Frucht der Reise mit der Herzogin. Als die verehrte Frau starb (1872), widmete er ihrem Gedächtniß ein tief empfundenes Gedicht.

Nicht minder erfreulich als Roßmann's Stellung am Herzoglichen Hofe waren seine sonstigen Beziehungen in Meiningen. Seine intimsten Freunde waren Rochus von Liliencron, der bekannte Herausgeber der Allgemeinen deutschen Biographie, und der Geh. Medicinalrath Domrich. Auch mit dem Officierscorps verknüpften ihn manche angenehmen Beziehungen. Besonders hervorgehoben wird seine Freundschaft mit dem Leutnant von Bartenstein, einem liebenswürdigen, interessenreichen Herrn, der leider 1870 bei Wörth gefallen ist. Einen sehr lebhaften Verkehr pflog Roßmann mit dem Schauspieler und Leiter des Hoftheaters Locher, der nicht nur durch seine geistreiche Persönlichkeit ihn anzog, sondern auch durch seinen Beruf. Es trieb Roßmann, seinen feinen literarischen Sinn auch in dichterischen Thaten zu bewähren. Er verfügte über eine volltönende, edle Sprache, wie sie dem ernsten Drama eignet, andrerseits sprudelte er über von Humor, Scherz und Komik, so daß er auch das Zeug zum Lustspiel in sich verspürte. Der Verkehr mit Locher, häufige Besuche der Theaterproben, Beobachtung der Praktik dienten ihm zur Erlangung der unerläßlichen Bühnentechnik. Ergebnisse solcher Studien waren das Trauerspiel „Orest", eine geschmackvolle und sehr selbständige Umarbeitung der Aeschyleischen Choephoren, und der gelungene Einakter „Der Erbfehler", welche beide am Meininger Hoftheater zur Aufführung gelangten, das letztere mit stürmischem Beifall.

Die wichtigste Bereicherung seines persönlichen Lebens erfuhr Roßmann durch seine Vermählung mit der Hofdame am Herzoglichen Hofe Fräulein Marie von Röder. Sie hatte ihn zuerst durch einen Vortrag von ihm über die Brüder vom gemeinsamen Leben kennen gelernt und den asketischen Inhalt des Vortrages sammt dem Redner herzlich langweilig gefunden. Eine persönliche Berührung, in der er sich selbst gab und über das unglückliche Thema des Vortrages freimüthig zu *scherzen* wußte, beseitigte den ungünstigen Eindruck sogleich, und die Aehnlichkeit ihrer Aufgabe — Fräulein von Röder hatte die Erziehung der Schwester des Prinzen zu leiten — führte sie in nähere Beziehungen. Am 8. September 1862 wurde ihre Hochzeit auf dem Schlosse Liebenstein gefeiert. Die erbprinzliche Familie gab das Fest, Liliencron hielt die Festrede. So schön und glänzend verlief der Tag mit Aufführungen, Regimentsmusik, Illumination, daß noch nach Jahren Frau Roßmann es erlebte, daß ein damaliger Liebensteiner Curgast, ohne es zu ahnen, ihr die Beschreibung ihrer eigenen Hochzeit als eine seiner schönsten Lebenserinnerungen zum Besten gab. Die Hochzeitsreise führte sie nach Oberammergau zu den Passionsspielen, welche Roßmann die Anregung zu einer sorgfältigen Arbeit über die Spiele gab, die in dem Buche „Gastfahrten" zugänglich ist. Zum Schluß besuchten die Neuvermählten Schiller's Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen, zu Ruß bei Bonnland im Würzburgischen, eine Verwandte von Frau Roßmann. Im Jahre 1867 entsproß der Ehe ein Sohn, bei dem der Herzog und die Herzogin Patenstelle übernahmen. Er ist jetzt Regierungsassessor in Königsberg. Es bedarf keiner Erwähnung, daß die Ehe eine für beide Theile beglückende war. Die Gattin stand mit vornehmer Sicherheit seinem gastlichen und gästereichen Hause vor, sie machte geschickt auch die vorübergehenden Jahre der Knappheit erträglich, sie war ihm eine treue Pflegerin in seinem letzten Jahre der Krankheit, und noch jetzt nach fünfzehnjährigem Verluste verklärt die Erinnerung an ihn ihr Leben. (Schluß f.)

Die Dörfer Ahlum und Wendessen im siebenjährigen Kriege.

Aus dem Pfarrarchiv in Ahlum mitgetheilt von P. J. Meier.

(Schluß.)

II. Wendessen.

Nicht lange nach der Uebergabe der Städte Braunschweig und Wolfenbüttel, nemlich am 18. Herbst Monat 1757, erhielten wir hier in Ahlen schon eine schwere feindliche Einquartirung; jedoch die Wendesser blieben damahls, und noch bis zum Ende gedachten Jahres, glücklich mit dieser Plage verschonet. Erst am 31. Christ-Monaths wurden sie von einigen 100 Mann des Regiments de Ligne, Kaiserl. wallonischer Völker, davon bald der gröste Theil in Ahlen sich einfand, überfallen. Gleich am darauf folgenden Neujahrs-Tage 1758 kam der commandirende Major, er sol Kaisin geheissen haben, nebst etlichen Officiren in die Kirche, und ließ mir durch den Opfermann Papst sagen, daß ich sofort die Predigt schlüssen solte; der Feld-Pater wolte in der Kirche Messe halten! Gleich darauf kam der 2. Bote mit eben der frohen Nachricht. Ich stieg also von der Kanzel, und ging, um ferners und grössers Unheil abzuwenden, zum Herrn Major, der unterdessen schon die Trommel für angezeigte Absicht schlagen ließ. ich bath ihn, zu überlegen, daß seine Foderung wider den westphälischen Frieden, und wider die mit dem Marechal de Richelieu getroffene Convention, liesse p. Dieser Mann war auch so vernünftig, dis einzusehen, und frug mich daher nur, in welchem andern Gebäude die Garnison ihre gottesdienstliche Versammlung etwa anstellen könte? Und als ich ihm das adelige Haus, oder vielmehr die große Diele in demselben, vorschlug, und ihm versicherte, daß ich die Einwilligung des anwesenden Herrn von Köhler dazu verschaffen wolte; so nahm er diesen Vorschlag willig an. Folglich ist denn also auch die Wendesser Kirche in den damahligen verworren Umständen nicht zum katholischen Gottesdienst angewandt worden, so wenig als die Ahlenschen; dessen man sich wegen der Hauptkirchen zu Wolfenbüttel nicht einmahl rühmen kann. — Gedachter Herr Major bezeigte also unweit mehr Einsicht und Rechtschaffenheit, als ein Graf Liedekerke in einer ähnlichen Foderung hier zu Ahlen erwies. ich habe des letztern ungestümes Verfahren dieserwegen gepriesen in den Ahlen Nachrichten.

Diese zu Wendessen Einquartirte erwiesen sich noch ziemlich ruhig; ja kamen sogar sehr fleißig zu unserer Kirche. Sie verblieben bis zum Anfange des Hornungs. Gleich nach ihnen kamen aber auch, eben wie zu Ahlen, ein Paar hundert Mann, abermahls Kaiserl. Völker, wieder an. ich kan es aber nicht gewiß mehr sagen, ob diese Leute, eben wie diejenigen, welche wir zu gleicher Zeit zu Ahlen inne hatten, vom Regiment d'Arberg gewesen sind; ob es mir schon sehr glaubhaft scheint.

Die guten Wendesser überkamen von ihren Einquartirten aber eine ebenso schlechte Erbschaft, als wir hier in Ahlen, nemlich ein häufiges Kranken, vornemlich ansteckende und tödtende Friesel . . . . .

Als die französische Armee am 26. Hornungs Monat 1758 aus hiesigen Landen entwich; so bewahrte Gott die Wendesser vor einem starken Pferde Verlust; indem sie damahls etwa ein Paar Wagen und 8 Pferde nur einbüsseten.

Als die Franzosen, unter dem General von Closen, im Jahre 1761 den 24. Herbst Monat, zum erstenmahle vor Wolfenbüttel auf etliche Stunden erschienen; so hatte Wendessen bei diesem Choq keinen Schaden; als dieselben aber am 8. October zum 2ten mahle vor diese Stadt kommen waren; so muste dis Dorf mitleiden. Denn am Abend selbigen Tages kamen über 200 preußische Reuter, von dem Glasenapschen Frei Corps, welche wegen Mangel der Fourage nicht in Wolfenbüttel gelassen waren, zu Wendessen an, und lagen des Nachts über an der Abend-Seite des Dorfes auf dem Felde; ob die Franzosen schon damahls die Stadt von jenseit der Ocker wirklich beschossen. Diese Gäste hatten in der einzigen Nacht, denn des andern Morgens zogen sie ins Halberstädsche schon wieder zurück, übel gehauset, die Scheuren und Heuböden scharf besuchet, Korn, Brod, Fleisch, Bier, Holz p. erpresset, und vorzüglich dem Herrn A. V. Alburg auf ein Paar Hundert Stiege Sommerkorn und Rauhfutter, so wie Bossen auf 70 Stiege Gersten, geraubet. Des andern Tages kamen die Franzosen, um die Feld-Posten zur Bedeckung der Wolfenbüttelschen Belagerung auszustellen. Und als selbige, nachdem Braunschweig durch unsern Prinz Friedrich entsetzet worden, wieder aufbrachen; so bewahrte Gott die Wendesser abermahls vor dem Pferde-Verluste gänzlich. Denn als die Pferde zur Retraite in ihrem Dorfe von den Feinden mitaufgesuchet wurden, waren sie damit schon in die Asse geflüchtet, und die Anwesenden versicherten, daß ihre Wagen schon hin zum französischen Lager wären. Und der Streich gelung glücklich! — Nur der gedachte Herr A. V. Alburg kam hierbei noch ins Gedränge: denn weil eine gewisse Art von Leuten es verrahten hatte, daß seine Pferde noch im Stalle wären; so jägt ein feindlicher Reuter desfals auf ihn zu, und gibt ihm einige derbe Schläge mit dem Säbel. Der gute Mann erhielt zwar seine 2 Spanne Pferde für ein Lösegeld zurück; er wurde aber von der Zeit kränklich, bis er am 21. Märtz des folgenden 1762. Jahres wegen des in die Brust getretenen Podagras seinen Geist aufgab.

Gleich im Frühlinge des Jahres 1762 wurde die Schanze auf dem Wendesser kurzen Holze[16]), so wie etliche andre um Braunschweig und Wolfenbüttel angefangen, damit die Feinde nicht ferner so leicht den Anfall auf diese Städte machen könten. Unsre Schanze nebst einer Lünette wurde wegen des natürlichen vesten Bodens mit Vieler Mühe und Fleiß, so, daß täglich mehr, als 300 Menschen, unter Aufsicht des Herrn Obristlieut. Merkers, bis in den Herbst daran arbeiteten, verfertiget. Die Wände des Grabens, der Casematten p. waren ganz von Stein; die Glacis war von dem ausgeworfenen Kummer durch den Regen so eben und dichte,

16) Hierüber und über die Weiße Schanze bei Wolfenbüttel handelt Rüdemann kurz auch in den „Ahlenschen Nachrichten".

als ein Gipsboden worden. Die Schanze hatte 4 Bastionen, von denen die herumliegende Gegend trefflich beschossen, auch bemerket werden konte, was in der Ferne passierte. Gegen Norden war eine Zugbrücke zum Eingange; und in der Mitte eine Caserne und Brunnen. Alles war vor dem Bomben-Fall stark unterbauet; alles gab auch Zeugniß von Klugheit, reifer Ueberlegung und vielem Fleiße. Engelland soll die Kosten zu diesen Anlagen bezahlet haben.

Ob nun schon die Dorfschaften aus den hiesigen, ja aus den Stift-Hildesheimischen Landen zu diesem Geschäfte Leute stellen musten; so blieben doch die so nahen Wendesser dabei verschonet. Sie beherbergeten indessen doch die dabei arbeitenden Berg-Männer und deren Geräthschafte. — Gottlob aber, daß diese Schanze so wenig, als die übrigen, hat gebraucht werden dürfen! Wie würde es sonst um das liebe Wendessen, Linden, eben wie um verschiedene andre Dörfer, schlecht ausgesehen haben. — Indessen ist doch aus dieser Schanze, davon wir besonders reden, wohl ein trolliger, doch böser, Ausfall, und zwar selbst auf Wendessesche Leute, geschehen. Denn, als die darin arbeitende Berg-Knappen, welche von jenen, wie erwähnt, beherberget wurden, die grünen Erbsen (denn die dasige Gegend war eben in dem Jahre in die Brach gesäet,) so übel rauften, und sich an keine Warnung kehreten, rottirten sich 7 Wendesser, sie mit Gewalt herauszujagen. Sie greifen zuerst einen verwegenen Kerl auf meinen 2 Morgen-Stücke in den sogenanten alten Morgen, an, welches gerade auf die Schanze zieht, aber auch völlig ruinirt war; dieser Bube ruft um Hülfe, und mehr, als 30, seiner Consorten fallen aus der Schanze, umringen die Bauren, bombardieren sie, nach ihrer Hurzer Manier, zuerst mit Steinen, und schlagen sie darauf recht mörderlich durch. Diese Verwundete kamen nach verlohrnem Treffen so fort zu mir, daß ich für sie an höhern Ort schreiben möchte: ich that es auch; aber es blib ohne Wirkung. Jedoch die Wendesser rächeten sich an ihren undankbaren Gästen selbst, und schmissen sie und ihren Plunder noch am selbigen Tage aus den Häusern.

In die Nachrichten über Wendessen gehört auch eine Mittheilung in den „Ahlenschen Nachrichten", die ich hier noch anfüge:

Einige Hundert Franzosen kamen aus dem Halberstädtschen bei diesem Dorfe durch. Sie trafen den dasigen Kohtsassen, David Wilken, einen trolligten Mann, an, und begehrten von ihm, ihnen den Weg nach Wolfenbüttel zu zeigen: und da er sich etwas weigern will, wollen sie ihn prügeln. Er, kurzer Entschließung, stellt sich als Commandeur mit seinem Stocke, und ruft: Halt! — richtet euch, schwenkt euch, Marsch! — Die Franzosen, darunter hohe Officiere mit sind, schreien vor Freuden: bon Paisan : :! Dieser komische General weicht auch vor Wolfenbüttel nicht von ihnen, sondern führt sie durchs Thor bis aufs Markt unter immerwährenden Befehlen, daß alle Leute zu Thüren kommen! — Wilke hätte dergleichen Kaiserlichen, Preußen p. aber bieten sollen!

Bücherschau.

In den **Neuen Heidelberger Jahrbüchern** Jahrg. X Heft 1 (Heidelberg, 1900) S. 1—37 veröffentlicht Professor Dietrich Schäfer eine interessante Untersuchung über die Schlacht bei Lutter am Barenberge. Obwohl diese bereits wiederholt eingehend behandelt worden ist, so weist er überzeugend nach, daß wir eine vor ernster Kritik stichhaltende Darstellung von ihr bislang noch nicht besitzen. Das gilt auch von der auf gründlichen Studien beruhenden Monographie (Braunschweig, 1850), die dieser Schlacht Georg Lichtenstein widmete, übrigens von Fach kein Historiker, sondern ein Mediciner, der als Amts-Physicus zu Lutter a. B. schon im 44. Lebensjahre am 27. September 1853 einem Nervenfieber erlag. Schäfer ordnet, charakterisirt und bewerthet die über die Schlacht auf uns gekommenen Berichte, wobei er in Beil. 1 unsere Kenntniß um ein wichtiges Stück bereichert, und giebt dann auf Grund des so festgestellten Quellenstandes von den Hergängen vor, während und nach der Schlacht eine das Wesentliche knapp zusammenfassende, anschauliche Schilderung, die wir in Vergleich zu den früheren als zuverlässig werden anzusehen haben.

Bogdan Krieger, Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelm's I. Tagebuch des Professors J. A. Freylinghausen über seinen Aufenthalt in Wusterhausen vom 4.—10. September 1727. Mit Einleitung und Erklärungen herausgegeben. Berlin, Alex. Duncker 1900. 117 S. 8⁰. 3 M.

Johann Anastasius Freylinghausen, der bekannte geistliche Liederdichter, wurde am 2. December 1670 zu Gandersheim als Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren. Er war der Schwiegersohn A. H. Francke's und dessen Mitarbeiter und Nachfolger in der Direction des Waisenhauses zu Halle. Für dieses hegte König Friedrich Wilhelm I. ein lebhaftes Interesse und so kam es, daß Freylinghausen bald nach Francke's Tode († 8. Juni 1727) nach Wusterhausen befohlen wurde, um dem Könige über die Fortführung der Anstalten zu berichten. Er hat über seinen dortigen Aufenthalt ein genaues Tagebuch geführt, das hier, mit einer gut orientirenden Einleitung und fleißigen Anmerkungen versehen, zum ersten Male herausgegeben wird. Die Unterredungen mit dem Könige, die hier aufgezeichnet sind, drehen sich um die Entwicklung der Waisenhausstiftungen, aber auch um allgemeine Fragen, besonders religiösen und kirchlichen Inhalts. Sie liefern für die Charakteristik des Königs einen nicht unwichtigen Beitrag. Zugleich erhalten wir in die Lebensgewohnheiten am Hofe des Königs einen deutlichen, nicht unerfreulichen Einblick. Auch die Königin Sophie Dorothee, die in Hannover geborene Tochter König Georg's I., empfing Freylinghausen und begrüßte ihn als Landsmann. Als die eines solchen haben seine Mittheilungen auch für uns noch ein besonderes Interesse.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 7. 7. April **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Roßmann

von Franz Hahne.

(Schluß.)

Als Prinz Bernhard 18 Jahr alt war, galt Roßmann's Aufgabe als beendet, und er wurde mit dem Titel eines Hofraths und einer nicht eben glänzenden Pension zur Disposition gestellt. Das war kein Zeichen der Unzufriedenheit noch auch des Undanks von Seiten der Herzoglichen Familie. Man darf im Gegentheil annehmen, daß die Meininger Fürstlichkeiten sowohl bei seiner späteren Berufung nach Weimar als auch bei der nach Dresden empfehlend mitgewirkt haben. Aber vor der Hand war etwas Derartiges nicht zu ermöglichen, und Roßmann war einstweilen ohne Beruf. Allerdings war er nicht der Mann, sich zu verliegen: es drängte ihn vielmehr, seine Arbeitskraft zu bethätigen, und die Geschichte zog ihn wieder mächtig an. Er wanderte nach Wolfenbüttel, um dort, wie es in seinem Gesuch an das Braunschweigische Staatsministerium heißt, „zur Herstellung einer detaillirten Biographie Heinrich's des Jüngeren von Braunschweig“ am Herzoglichen Landesarchiv zu arbeiten. Die Arbeit ist nicht weit gediehen. Ueber die Vorarbeiten zur Hildesheimer Stiftsfehde ist er nicht hinausgekommen. Diese sind aus seinem Nachlasse an das Hildesheimer Archiv verkauft. Er hatte das Werk zu weitschichtig angelegt; es würde bei Fortsetzung der begonnenen Detailstudien und Verwendung alles erarbeiteten Materials ein vielbändiges Werk geworden sein, dessen Vollendung sein Leben ausfüllen konnte. Das war ihm nicht beschieden, weil sein Leben alsbald in neue Bahnen gelenkt wurde. Schon im Jahre 1871 eröffnete sich ihm eine Aussicht, Director des Herzoglichen Museums in Braunschweig zu werden. Er stand auf der engeren Wahl und war eigentlich der Einzige, der neben Hermann Riegel in Betracht kam. Freilich wurde ihm dieser vorgezogen, doch das Gebiet, dem er in Zukunft seine Thätigkeit widmen sollte, war schon von Roßmann richtig in's Auge gefaßt.

Wir dürfen indeß die Wolfenbüttler Jahre keineswegs zu den verlorenen rechnen. Im angenehmen, genußreichen Verkehr mit verschiedenen ausgezeichneten Wolfenbüttler Familien, wie der des Archivraths Dr Schmidt, des Archivsecretärs von Schmidt-Phiseldeck, des Bibliothekars Dr von Heinemann u. A. verlebte er eine heitere, von lastender Arbeit freie Zeit. Sein Humor war köstlich in dieser Epoche. Die Dämmerstunden im Rathskeller zu Wolfenbüttel waren erfüllt davon. Noch hängen dort im Kneipzimmer zwei humoristische Bilder, Kunstwerke ihrer Art, die von ihm mit feierlicher Ansprache an den originellen Wirth „Thiele Wohlgeboren“ gestiftet sind: Der Raub des Ganymedes von Rembrandt und das zechende Bachuskind von Guido Reni. An denselben Wirth richtete er von seiner Orientreise, die er als Begleiter des Erbprinzen im Herbst 1872 unternahm, humoristische Briefe in plattdeutscher Sprache, die leider verloren gegangen sind. Nur eine Probe davon hat Herr Geheime Rath von Heinemann mitgetheilt, welche er aus den gern herumgegebenen und eifrig im „Hauptquartier“ von Wolfenbüttel gelesenen Briefen behalten hat. Roßmann beschrieb die Vorstellung der Reisenden beim Sultan. „Wi makten tauerst en deipen Deiner, un as wi nu wedder tau höchten kemen un uns den Sultan ansegen, stött mik mit einmal de Erbprinz an: „Roßmann, market Se keine Aehnlichkeit?“ — „Ne“, segg ick, „Hoheit, ick wüßt nich.“ — „Na, Thiele!!“, flustert hei mik tau, „blot dat de Sultan en Bart hat“. Seit dieser Zeit ließ sich der höchst geschmeichelte Thiele einen Vollbart wachsen, um dem Beherrscher der Türken völlig gleich zu werden.

Zu der Orientreise hatte sich Roßmann nicht von Wolfenbüttel aufgemacht, sondern von Weimar aus, wohin er im Frühjahr 1872 als Professor der Kunstgeschichte und Secretär der Kunstschule berufen war. Hiermit beginnt nach der dreijährigen Pause in Wolfenbüttel die vierte und letzte Epoche in Roßmann's Leben, seine Thätigkeit als Schriftsteller und Verwaltungsbeamter auf dem Gebiete der bildenden Künste. Als Lehrer des Erbprinzen hatte er sich ein solides kunstgeschichtliches Wissen angeeignet und es durch lehrendes Mittheilen geklärt und gefestigt. Seine edle und feinsinnige Natur und stetige Uebung verliehen ihm ein ungewöhnliches Verständniß in Kunstsachen. Ja auch das Handwerksmäßige der Kunst beherrschte er in etwas. Sein Freund, Geheime Rath von Winckel in München, erzählt, daß er auf seiner russischen Reise einen Tataren in der Krim rasch und sicher in sein Skizzenbuch eintrug; in seinen Vorlesungen in Düsseldorf zeichnete er

viel an die Tafel zur Veranschaulichung des Vorgetragenen; ein unbeendetes Oelportrait in seinem Besitz, woran die Hände unausgeführt waren, vollendete er selbst zur allseitigen Befriedigung. So war er vollkommen für die neue Thätigkeit gerüstet. Freilich in Weimar sollte er noch nicht dazu kommen, sie auszuüben. Seine Berufung war zunächst von ihm abgelehnt, erst eine Unterredung mit der edlen Großherzogin Sophie Luise bestimmte ihn, sie anzunehmen. Am 23. April 1872 wurde er in der Sitzung des Collegiums der Kunstschule durch den Director Grafen Kalckreuth in sein Amt eingeführt. Zu einer Vorlesung kam es indeß nicht. Statt dessen dichtete er für den Säculartag Lucas Kranach's 1873 ein Festspiel „Meister Lukas", ein hübsches ideales Bild von der Belagerung Wittenbergs im schmalkaldischen Kriege, der Gefangenschaft Johann Friedrich's in Innsbruck und seiner Heimkehr mit dem Meister nach Weimar. Im Herbste 1872 reiste er dann als Begleiter des Erbprinzen von Meiningen in den Orient, nach Athen, Constantinopel, Jerusalem, ein großes Erlebniß für ihn, wie die beiden schönen Aufsätze über den Berg Athos und Jerusalem in den „Gastfahrten" bezeugen. Indessen kehrte er, gefährlich am Tropenfieber erkrankt, im November von da zurück und brauchte drei Monate zu seiner Erholung. Inzwischen hatte er ein neues Statut für die Kunstschule ausgearbeitet, das er im März 1873 dem Collegium zur Berathung vorlegte. Seine Neuerungen stießen, wie es oft kommt, bei den alten Professoren auf überlegen ablehnenden Widerspruch, und namentlich war es Graf Kalckreuth, der gerade die Punkte, worauf es ihm ankam, mit Consequenz zu beseitigen wußte. Das empörte ihn. Er zog seinen Entwurf zurück und brachte es zum Bruch mit Kalckreuth. Wenige Wochen nach diesem unangenehmen Erlebniß hatte er einen Ruf als Professor der Kunstgeschichte nach Düsseldorf. Er verließ Weimar, obwohl ihm rasch manche erfreuliche Beziehungen mit dem Landschafter Max Schmidt, mit Schiller's Enkel Heinrich von Gleichen-Rußwurm, mit dem großen Antwerpener Maler Karl Verlat erwachsen waren, leichten Herzens. Nach seinem Fortgange wurde sein Statutenentwurf wieder vorgenommen und nicht wenig benutzt; noch heute sind nach dem Zeugniß des jetzigen Secretärs der Kunstschule Prof. Förster die Spuren des Roßmann'schen Entwurfs in den Satzungen der Anstalt zu merken. Auch das Kranach-Festspiel des im Zorn Geschiedenen mußte man im Herbste d. J. zur Aufführung bringen, da schlechterdings Keiner da war, der ein besseres hätte machen können.

In Düsseldorf hielt Roßmann im Sommer 1873 eine Vorlesung über griechische Plastik. Aber zum eigentlichen Wirken gelangte er auch da nicht. Nach einem Vierteljahre wurde ihm von der preußischen Regierung der Auftrag, zur Wiener Weltausstellung zu reisen, um den officiellen Bericht über diese für die Academien zu verfassen. Wir sehen, man war auf ihn aufmerksam, man traute ihm etwas zu. Indessen man war nicht bloß in Preußen auf ihn aufmerksam. Während seiner Reise nach Wien erhielt er einen Ruf nach Dresden als Mitglied der Generaldirection der Königlich sächsischen Museen und vortragender Rath in Kunstsachen beim Ministerium, den er sofort annahm. Sein Anstellungsdecret wurde noch vom König Johann unterzeichnet, der am 29. October 1873 starb; so konnte er witzig von sich sagen, er habe es fertig gebracht, in einem Jahre vier Herrschern zu dienen.

Die neue Stellung, in die Roßmann eintrat, war eine höchst schwierige. Das ergab sich theils aus persönlichen Verhältnissen, theils aus sachlichen Unzuträglichkeiten. Zunächst wurde natürlich der Fremde, den das Interesse der Regierung forderte, von den eingesessenen Beamten mit Mißtrauen und Abneigung aufgenommen, zumal in einem Lande, wo erfahrungsmäßig der Nativismus und Particularismus eine große Rolle spielt. Ferner war Roßmann der erste wirkliche Beamte seiner Art. Zwar hatte er einen Vorgänger im Amt, Herrn von Zahn, der zwei Jahre als solcher thätig gewesen war. Aber der war seiner Stellung nicht gewachsen gewesen und hatte so viel wie nichts gethan, um sie nach außen zu befestigen. Er ist deshalb nicht zu schmähen; denn er war schwer nervenkrank, was ihn schließlich antrieb, den Tod zu suchen. Aber es muß doch hervorgehoben werden, daß Roßmann der Erste war, der die straffe einheitliche Verwaltung der gesammten Königlichen Museen, welche bis dahin einer läßlichen Selbstregierung überlassen gewesen waren, ernstlich in Angriff nahm.

Das gab böses Blut und erregte Widerstand, der um so zäher und unbehaglicher war, als Roßmann direct eine officielle Geltung als Vorgesetzter nicht besaß, sondern nur indirect durch seine Vorträge bei dem Minister von Friesen, seit Ende 1876 von Gerber seine Macht ausübte. Besonders waren es der Director der Gemäldegalerie J. Hübner, der Director des Sculpturen- und Gipsmuseums H. Hettner und der Director des grünen Gewölbes und der Porzellansammlung Th. Gräße, die ihm theils durch passiven Widerstand und Beharren in hergebrachter Behaglichkeit, theils durch boshafte, hämische Angriffe das Leben herzlich sauer machten. Das Letztere gilt namentlich von Hettner. Dieser war außerordentlicher Professor in Jena gewesen, zur Zeit als Roßmann studirte und sich zur Privatdocentenlaufbahn vorbereitete. Er hatte ferner eine nicht unbedeutende schriftstellerische Thätigkeit hinter sich. Seine Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, seine Arbeiten über die romantische Schule, über das moderne Drama, über die bildenden Künste der Alten waren längst erschienen. Und nun kam das damalige Studentlein, das kein größeres Werk aufzuweisen hatte außer seinen Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation, und wollte ihm befehlen! Sie haben sich nie gut gestanden bis zu Hettners Tode 1882. Aber es ist ein Irrthum, zu glauben, daß es Hettner und seinem Anhange gelungen sei, dem tapferen und thätigen Manne ernstlich wehe zu thun. Roßmann war bei seinem Amtsantritt in Dresden noch in seiner besten Kraft. Sein Geist war wohl gerüstet, er konnte sehr scharf werden und wußte die Herren gelegentlich mit seinem Sarkasmus gehörig zuzudecken. Er war freilich kein Diplomat, der

gewundenen Wege der Intrigue konnte und wollte er nicht gehen. Das war ihm manchmal zum Nachtheil. Indeß moralisch, als Charakter ist er seinen Gegnern immer thurmhoch überlegen gewesen. Dazu kam seine gediegene Bildung, sein freier Blick, womit er stets die höchsten Gesichtspunkte ins Auge faßte, sein starker Wille und eine nie verlegene Schlagfertigkeit des Ausdrucks, den er nöthigen Falls zu stechendem Witze zu steigern wußte. So war seine Stellung unantastbar. Seine Vorgesetzten wußten, was sie an ihm hatten, und waren ihm wohlgesinnt, die Gesellschaft war von ihm entzückt, wie überall, und auch bei Hofe war er gern gesehen. Der König Albert liebte seine Unterhaltung; er ging an ihm nie vorbei, stets hatte er für ihn eine freundliche Bemerkung oder hielt mit ihm ein kurzes Geplauder.

Von Roßmann's Wirken im Amte legen die Berichte der Generaldirection der Königlichen Museen Zeugniß ab, die für die Jahre 1872—1881 von ihm selbst verfaßt sind. Sein Kunstverständniß, sein Sinn für das Wesentliche, sein organisatorisches Talent erscheinen dabei im hellsten Lichte. Er erkannte als eine seiner wichtigsten Aufgaben, „die Sammlungen nutzbarer zu machen, die Besuchsstunden für dieselben zu vermehren und die Eintrittsbedingungen soweit möglich zu erleichtern". Dazu war zunächst ein Umzug und eine völlige Neuordnung mehrerer schlecht untergebrachter und im Schlendrian vernachlässigter Sammlungen erforderlich. So wurde im Jahre 1876 das historische Museum aus dem Zwinger in das erste Stockwerk des Johanneums und das Porzellanmuseum aus dem japanischen Palais in den zweiten Stock desselben Gebäudes überführt und dort wohl aufgestellt, catalogisirt und etikettirt. Der Zwinger wurde dem ethnographisch-zoologischen Museum überwiesen, welches seit 1874 Dr Adolf Meyer leitete. Die Sammlungen der Antiken und Gypsabgüsse wurden im Albertinum an der Brühl'schen Terrasse zweckmäßig vereinigt. Zur Vermehrung der Besuchsstunden war eine Verstärkung des Aufsichtspersonals, sowie die Anlage von Heizvorrichtungen für den Winter erforderlich, was beides Roßmann in den Jahren 1876 und 1877 veranlaßte. Im Jahre 1879 konnte er feststellen, daß die Zahl der wöchentlichen Besuchsstunden in den Königlichen Museen gegen 1869 von 220 auf 323 erhöht sei und daß die Zahl der jährlichen Besucher einen Zuwachs von 125 000 Personen aufweise. — Die Neuanschaffungen bei den Museen waren Sache der damit betrauten Commissionen. So bestand die Gallerie-commission aus drei Mitgliedern, denen Roßmann als viertes beisaß. Aber schon im ersten Jahre seines Wirkens setzte er es durch, daß er aus der um drei Mitglieder vermehrten Commission ausschied und allein als Referent des Ministeriums sich mit den Neuanschaffungen befaßte, wie der Bericht sagt, „um die Vermischung der Instanzen, welche durch die Doppelstellung des Referenten herbeigeführt war, nicht fernerhin aufrecht zu erhalten". So konnte er von oben her hemmend und namentlich anregend einen wirksamen Einfluß ausüben, und es ist kein Zweifel, daß er bei den meisten damaligen Anschaffungen den wichtigsten Antheil gehabt hat. Es war damals eine glänzende Epoche für eine Förderung der Museen im großen Stile. Aus dem sächsischen Antheil an der französischen Kriegskostenentschädigung bestimmte das Ministerium einen Fonds von 450 000 *M* für die Bereicherung der Königlichen Museen, dazu 300 000 *M* für die Anschaffung von Werken der neueren Kunst. Mit dreiviertel Millionen war etwas zu erreichen. Roßmann ging planmäßig vor. Es mangelte in der Dresdener Gallerie bei großem Reichthum an Bildern der Hochrenaissance eine instructive Auswahl der italienischen Frührenaissance, für deren tüchtiges künstlerisches Streben und tiefen Gefühlsgehalt damals der Sinn zwar noch nicht so erwacht war wie heute, deren man aber, um die Kunstentwickelung vorzuführen, nicht entrathen zu können glaubte. Roßmann, der mit dem viel angefeindeten Ankauf des heiligen Sebastian von Antonello da Messina, dem Vermittler der niederländischen Oeltechnik nach Venedig, begonnen hatte, schaffte in Kurzem 12 Bilder präraffaelitischer Künstler an, zum Theil solcher vornehmen Ranges wie Sandro Botticelli, Lorenzo di Credi, Luca Signorelli. Außerdem wurden einige Meister aus dem Höhepunkte der italienischen Kunstentwickelung erworben, wie Giorgione, Sebastiano del Piombo, Gaudenzio Ferrari, und namentlich, wofür wohl der Markt am günstigsten lag, an die 28 Bilder von Vlamen und Holländern, darunter neben minder bedeutenden Jan Brueghel, Jakob Ruisdael, Meindert Hobbema, Franz Hals. Im Ganzen wurden in den Jahren 1874 und 1875 für Bilder älterer Meister rund 266 000 *M* ausgegeben und die Gallerie um 25 Namen, die bis dahin in ihr noch nicht vertreten waren, bereichert. In noch größerem Maßstabe konnte an der Gallerie der Modernen gearbeitet werden. Wir dürfen es nicht vergessen, daß die moderne Abtheilung der Dresdener Gallerie, die in dem niedrigen Oberstock des Gebäudes nicht eben glänzend untergebracht, aber die fortgeschrittenste und am feinsten ausgewählte in Deutschland ist, ihre erste Anlage Roßmann verdankt. Er führt zuerst in seinen Berichten die moderne Abtheilung besonders, wofür er ja in der Stiftung jener 300 000 *M* eine Veranlassung bekommen hatte. Er wandte ihr beständig sein lebhaftestes Interesse und eine Unsumme von Arbeit zu. Und nicht allein das. Durch die Publication von ausgewählten Bildern der modernen Gallerie in Kupferstichen, welche er mit gehaltvollen, immer vollendeteren Aufsätzen begleitete, bemühte er sich, in weitere Kreise Interesse und eingehenderes Verständniß für die deutsche Kunst der Gegenwart zu tragen. Diese Aufsätze sind klassisch. Sie berücksichtigen sorgfältig alles zum Verständniß Erforderliche, die Race und Entwickelung des Künstlers, die Technik der Malerei, sogar des Stiches, und den dichterischen Gehalt des Kunstwerks. Sie sind warm, eindringlich, voraussetzungslos geschrieben, ganz das Gegentheil von hochmüthiger, in technischen Ausdrücken schwelgender, kalter Kunstschriftstellerei. Roßmann that damals schon das, was heute die Herausgeber von Spemann's Museum zu erfüllen sich bemühen, er brachte die echte Kunst den Gebildeten nahe und vermittelte zwischen Künstlern und Publicum. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn der Verfasser seines Nachrufs in den Berichten der General-

direction der Museen behauptet, durch die Herausgabe des „Neuen Gallerienwerkes“ habe sich Roßmann ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Eine künstlerische Aufgabe fiel Roßmann gleich im Anfang seiner Wirksamkeit zu, deren Lösung er Wenigen zu Danke gemacht hat, obwohl, bei Licht betrachtet, sein Antheil an dieser Aufgabe von ihm tadellos erledigt wurde: das war die künstlerische Ausstattung der Albrechtsburg in Meißen. Dieser herrliche gothische Bau aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erhebt sich imponirend auf einem steilen Hügel am Ufer der Elbe, und die Innenräume, theils in schönen großen Verhältnissen gehalten, theils mit kunstvollen Deckenconstructionen versehen, entsprechen dem äußeren Eindruck. Diese Burg, die zu ihrer eigentlichen Bestimmung als Residenz in Folge der Uebersiedelung des Herrscherhauses nach Dresden (1485) nie gelangt ist, die vielmehr nothdürftig ausgestattet, im dreißigjährigen Kriege entsetzlich verwahrlost, gelegentlich als Kornboden für Adel und Geistlichkeit diente, von 1710—1764 von der Königlichen Porzellanmanufactur benutzt wurde, sollte aus dem Kunstfonds der französischen Kriegsentschädigung eine würdige, der Schönheit der Architectur entsprechende Ausschmückung erhalten. Die Frage war, wie diese zu gestalten sei. Sollte man den Nothbehelf des ursprünglichen Zustandes wiederherstellen? — Sollte man die riesige Flucht von Zimmern und Sälen mit gothischen Teppichen behängen, mit gothischen Möbeln ausstatten? — Man hätte zu Imitationen greifen müssen, die das Gemüth als unecht kalt gelassen, den fortgeschrittenen Schönheitssinn wenig befriedigt hätten. Roßmann hatte den einzig lebensfähigen Gedanken, durch Wandgemälde interessante Episoden aus der Geschichte der Burg und des Hauses Wettin dem Beschauer vor Augen zu führen. Der Vorschlag wurde von den Ständen gebilligt und Roßmann's Entwurf vom Könige genehmigt. Aber eine Bedingung war dabei gestellt: Nur Dresdener Künstler sollten bei der Ausführung beschäftigt werden. Ja, wenn die Dresdener Künstler alle ersten Ranges gewesen wären, wie Paul Kießling, dessen Bilder im Böttcherzimmer an Farbe, Charakteristik und Ideengehalt sicherlich das Beste in der Albrechtsburg sind, und Heinrich Hofmann, dessen Verlobungszug Albrechts einen ungetrübten Genuß gewährt, oder wenigstens tüchtige Männer mit kraftvoller Phantasie und guter Technik, wie Oehme, Dietrich und Gey. Selbst Spieß und Marshall möchte man trotz mangelhafter Erfindung und perspectivischer Ungenauigkeiten noch gelten lassen. Aber die matten süßlyrischen Landschaften des jüngeren Preller, der seines Vaters wenig würdig scheint, die noch flacheren, schmutzfarbigen Landschaften Choulant's und endlich die in Schwarz getauchten, technisch völlig ungenügenden, leblosen Compositionen von Julius Scholtz — diese gereichen der Burg nicht zum Schmucke. Mit solchen Helfern konnte das Werk nicht zur Vollkommenheit gerathen. Immerhin ist die Albrechtsburg, so wie sie ist, die Zierde Meißens und ein vielbesuchter Wallfahrtsort für schaubegierige Reisende.

Am glänzendsten bewährte sich Roßmann's Verwaltungstalent in der Berufung geeigneter Männer an verantwortungsvolle Stellen. Zur Leitung des zoologischen und ethnographischen Museums schlug er 1874 Dr Adolf Meyer vor. Als Hettner starb, im Jahre 1882, veranlaßte er die Berufung Georg Treu's zum Director des Albertinums, in demselben Jahre die Ersetzung des in den Ruhestand tretenden Directors der Gemäldegalerie durch Karl Woermann. Das waren Verwaltungsthaten, die ihm Sachsen noch heute Dank weiß.

Es ist keine Frage, was auch der Bericht der Generaldirection über die Jahre 1882 und 1883 hervorhebt, daß Roßmann seines Amtes mit mustergiltigem Verständniß und unablässiger Pflichttreue gewartet hat. Nichtsdestoweniger füllte es ihn nicht derartig aus, daß es ihm nicht noch Muße für litterarische Thätigkeit gelassen hätte. Ein aus den Studien über Heinrich den Jüngeren erwachsenes Drama: „Die Staufenburg“, welches im kräftigen Naturalismus des „Götz“ die Geschichte der Eva von Trott behandelte, nahm er wieder vor und unterzog es einer Umarbeitung, die er „Eva von Trott“ benannte. Das Stück hat in der Neubearbeitung nicht viel gewonnen. Man vermag sich für den ruchlosen Stoff nicht zu erwärmen; der Aufbau ist zwar übersichtlicher und geschlossener geworden, aber dafür ist Manches abgeschwächt, einige matte Scenen sind eingefügt. Es kann wohl als mißlungen gelten, obwohl Einzelheiten, besonders die culturgeschichtlichen Scenen, die die Zeitsphäre malen, von großer Geschicklichkeit und poetischer Kraft zeugen. Besser gelang ihm das Lustspiel, wovon er schon zu Meiningen im „Erbfehler“ einen erfreulichen Beweis gegeben hatte. In Dresden verfaßte er 1877 den launigen Einakter „Lady Macbeth“. Der Titel müßte eigentlich in den Plural gesetzt werden; denn nicht eine, sondern drei junge strebsame Frauen bemühen sich, durch rührige Agitation ihren Männern die Ehren und Würden zu verschaffen, welche die böse Welt ihnen vorenthält. Anna will ihren Gemahl, den Privatdocenten Müller, zum ordentlichen Professor machen, Marie möchte ihrem Manne, dem Lokomotivenfabrikanten Günther, zu politischem Ruhme als Landtagsabgeordneten verhelfen, und Käthchen sucht die dramatischen Manuscripte ihres theuren Gatten, des Assessors Peters, an den Verleger zu bringen. Sie erleben alle Drei einen schmerzlichen Mißerfolg. Die Facultät lehnt die Wahl des sonst hochgeschätzten Müller ab, nur um nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, als könnten Frauenunterhandlungen bei der Besetzung von Professorenstellen von Einfluß sein, Günther fällt bei der Wahl in Folge seiner unvernünftigen Wahlreden durch, und Peters erhält sein Drama mit allerlei malitiösen Bemerkungen vom Verleger zurück. Das Stück ist voll feiner Komik; die humorvolle Persönlichkeit Müllers, ein Abbild des Dichters, trägt es; der Dialog sprudelt von witzigen Pointen. Doch wurde es nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt; Roßmann ließ es sogar als Manuscript drucken. Es paßt nicht für ein Theater mit gemischtem Publicum. Die Zuschau[illegible] gewöhnlichen Schlages würden den zahllosen Wendungen des Gespräche[illegible] könne. den Schluß lediglich als [illegible] unbefrie[illegible]

empfinden. Es ist eben nur für ausgewählte geistreiche Kreise geeignet. Für diese aber würde sich sowohl das Lesen als auch die Aufführung durch Liebhaber lohnen.

Auch die Reiseschriften nahm der Unermüdliche von Neuem auf. Im Jahr 1880 gab er das Buch „Vom Gestade der Cyclopen und Sirenen“ in vermehrter und überarbeiteter Auflage heraus. In demselben Jahre erschienen die „Gastfahrten“, Erinnerungen an die Osterfeiertage in Rom, die Festspiele in Oberammergau, einen Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos und eine Fahrt nach Jerusalem. Roßmann zeigt in diesen Werken den gebildeten deutschen Reisenden, der gleichweit entfernt von dem leicht entzündlichen Enthusiasmus des Franzosen wie auch von der Kälte des Engländers mit Besonnenheit und Wärme seine Eindrücke aufnimmt und sie Goethe's Beispiele folgend sorgsam verarbeitet und wissenschaftlich vertieft. An wissenschaftlicher Gediegenheit suchen sie unter den Reiseschriften ihres Gleichen, ebenso in künstlerischer Abrundung und Vollendung. Dies gilt nicht bloß von der äußeren stilistischen, sondern auch von der inneren gedanklichen Formung. Man könnte bei den „Gastfahrten“ die innere Einheit vermissen, welche dem Buche „Vom Gestade der Cyclopen und Sirenen“ durch seinen Stoff gesichert ist. Man könnte die Zusammenstellung der vier Reisen als eine zufällige, lediglich durch des Verfassers Erlebnisse bedingte auffassen. Doch dem ist nicht so. Wie ein rother Faden zieht sich durch die vier Aufsätze das religiöse Element, das, wenn auch mit Freiheit gepaart, tief in Roßmann's Natur wurzelte. In dem ersten Aufsatze, der „Passion in St. Peter“, führt er uns an die klassische Stätte des katholischen Cultus, wo die heilige Woche ernst und gründlich durchlebt wird unter Gebräuchen, welche freilich in Menge mit etrurisch-römischen Elementen durchsetzt sind, die aber an Schönheit und Feierlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Roßmann bewundert die Poesie dieser Ceremonien und beklagt mehrfach den Mangel solcher edel symbolischen Vorgänge im protestantischen Cultus. Der zweite Aufsatz läßt uns die ergreifende Darstellung der Passion in Oberammergau erleben, die an elementarer Wirksamkeit nur in der Aeschyleischen Tragödie eine Parallele hat. Diese Parallele ist natürlich Roßmann nicht entgangen. Er giebt eine besonnene und durch die neuesten Forschungen nur in Kleinigkeiten überholte Würdigung des griechischen religiösen Schauspiels, der eine sorgfältige geschichtliche Studie über die geistlichen Schauspiele des Mittelalters folgt. Ein Vergleich zwischen dem antiken und mittelalterlichen Drama stellt freilich fest, daß der Wesensunterschied beider nicht unbeträchtlich ist, insofern das griechische Drama den Nachdruck auf die feinste psychologische Erfassung des Seelenlebens der Handelnden legt und die Empfindung der Hörers durch ein reichliches Maß lyrischer Reflexion von der Bühne aus anregt, während für das geistliche Schauspiel des Mittelalters das Seelenleben des göttlichen Helden Mysterium bleibt und die Empfindung des Zuschauers allein durch die Handlung angeregt wird. Denn die eingestreuten Hymnen und Responsorien haben keine individuelle Bedeutung, sondern sind überliefert. Der „Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos“ führt uns in eine Idylle von Entsagenden, die in unberührter Reinheit und Beharrlichkeit uralte christliche Lebensformen bewahrt haben. Die „Fahrt nach Jerusalem“ endlich zeigt uns die heiligen Stätten selbst, wo die Religion des halben Erdballs ihren Ursprung genommen hat. Sie geht dem Historischen der Geburt und des Leidens Christi nach und unterzieht die Grabeskirche sammt den daran haftenden sonderbaren Gebräuchen, sowie die jüdische Tempelstätte Moriah einer eingehenden Betrachtung. Wenn die Briefe aus Neapel und Sicilien dem Aesthetiker und Historiker hundertfache Anregung geben, so sind die „Gastfahrten“ dem Theologen und Philosophen eine Quelle reicher Belehrung und edlen Genusses.

Eine gern von Roßmann geübte Thätigkeit war das Sammeln von Künstlerbriefen, so von Peter von Cornelius, Oeser u. A., die mit biographischen und kunsthistorischen Bemerkungen verbrämt in den „Grenzboten“ und der „Leipziger Zeitung“ zum Theil nach seinem Tode erschienen sind. Der letzte von ihm selbst veröffentlichte Aufsatz stand in der „Leipziger Zeitung“ vom 29. Januar 1885 und handelte über die Madonna Anselm Feuerbach's, deren Ankauf für die Dresdener Gemäldegallerie wieder einmal viel Unverstand beim Publicum und im Landtage aufgewirbelt hatte.

Roßmann's persönliches Leben kam in Dresden erst zur vollen Entfaltung. Zwölf Jahre währte sein Aufenthalt in Dresden, so lange war seines Bleibens an keinem Orte gewesen. Obwohl es ihm und seiner Gemahlin nirgends an Freunden gefehlt hatte, so bot sich ihnen doch erst hier die Möglichkeit, ausgebreitete und feste gesellschaftliche Verbindungen anzuknüpfen. Sie liebten die Geselligkeit. Mit mehr als 80 Familien standen sie in Beziehungen; Gesellschaften von 40 Personen, freilich ohne Prunk und Ueppigkeit, waren nichts Seltenes in ihrem Hause, dem entsprach die Menge der Einladungen, denen sie zu folgen hatten. Freilich am liebsten waren sie im intimen Kreise, dem vor Allem der Arzt Hofrath Dr. Winckel, jetzt in München, der Director des zoologischen Instituts Dr. Adolf Meyer und die durch ihre Freundschaft mit Richard Wagner bekannte Familie Wesendonck angehörte. Man kam einfach zum Thee zusammen. Es wurde Musik gemacht, man betrachtete Werke der bildenden Kunst und las gemeinsam Dramen aller Litteraturen. Roßmann selbst las vorzüglich vor, er zeichnete sich dadurch schon in Meiningen aus. Er hatte oft freilich Partner ersten Ranges wie Marie Seebach, die den Verkehr in seinem Hause schätzte, und den alten Grafen Wolf von Baudissin, den Uebersetzer Shakespeares und Molières, dem Gustav Freytag in seinen kleinen Schriften ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Oft nahm die Geselligkeit einen übermüthig lustigen Charakter an; man erinnert sich eines Abends, wohl in der Faschingszeit, an dem Haydn's Kindersymphonie aufgeführt wurde, wobei Roßmann, als Baby gekleidet, die Kindertrompete blies. Zwei schöne Reisen fielen in diese Zeit. Die eine führte ihn im Herbste 1875 mit seinem intimsten Freunde Dr Winckel nach Rußland, von Odessa und der Krim über



Kiew, Moskau, Nischny-Nowgorod nach Petersburg, worüber seitens des Herrn von Winckel interessante Aufzeichnungen vorliegen, die der Veröffentlichung harren. Auf der andern durchflog er im Herbst 1882 in fünf Wochen Italien, ohne Rast, doch ohne Hast; denn seine Reisebriefe, die in den Grenzboten von 1885 veröffentlicht sind, enthalten eine Fülle seiner Bemerkungen über die italienische Kunst und das Leben der Italiener.

Einige Trübungen erfuhr sein Leben in den letzten Jahren durch die mannigfachen Angriffe, welche in der Presse und besonders im Landtage gegen seine Ankäufe gemacht wurden. Er handelte stets nach Rücksprache mit den Commissionen, im Einverständniß mit dem Minister und mit Genehmigung des Königs. Aber er hatte die Verantwortung, und er trug sie. Sachlichen Einwürfen war er stets gewachsen, nicht so den gehässigen Unterstellungen privater Machenschaften, die ihm im Landtage namentlich von der Socialdemokratie gemacht wurden. Gegen diese Niedertracht sich zu vertheidigen, war er machtlos. Er war nicht kalt und hart genug dazu. Er war auch zu vornehm, ihm fehlten die Waffen zu diesem Kampfe, er führte nicht den Knüttel der göttlichen Grobheit. Um so tiefer fraß ihm der Aerger und nagte an den Grundfesten seiner schon erschütterten Gesundheit. Es war nach dem Empfang eines mit boshaften Verdächtigungen gespickten Briefes in einer Kammersitzung, der sich nachträglich als ein übler Scherz herausstellte, daß ihn ein leichter Schlaganfall betraf im Jahre 1884. Der Baum fiel nicht sofort, aber er neigte sich. Im Jahre darauf am 6. Februar 1885 verschied Wilhelm Roßmann, zu früh für ihn selbst, zu früh für sein Amt, zu früh namentlich für seine Familie und für seine zahllosen Freunde, die seiner noch heute in Wehmuth gedenken.

Mittelalterliche Stoffreste in der Stiftskirche zu Gandersheim.

Von Fr. Brackebusch.

Aus Gandersheims fast tausendjähriger Stiftszeit, die am 10. März 1810 mit dem Tode von Herzog Karl Wilhelm Ferdinand's Schwester Auguste Dorothee von Braunschweig als letzter Aebtissin ihr Ende fand, ist in der dortigen Stiftskirche S. S. Anastasii et Innocentii eine Sammlung kirchlicher Alterthümer auf unsere Zeit gekommen. Für die würdige Unterbringung dieser, wie auch der in der westfälischen Zeit leider arg verwahrlosten und beraubten Stiftsbibliothek sind Dank der Fürsorge Herzoglicher Landesregierung vor einigen Jahren die ehemalige Capitelstube und die sog. Vision feuersicher eingedeckt und unter Oberleitung des Herrn Herzoglichen Regierungs- und Bauraths Pfeifer zweckentsprechend und würdig in Stand gesetzt worden. Für die Gegenstände dieser ziemlich reichhaltigen Sammlung, [illegible] gedrängt haben aufgestellt werden müssen, [illegible] und Besichtigung mit Schwierigkeiten [illegible] eine endgültige und sachgemäße Aufstellung erst zu ermöglichen, wenn die dringend nothwendige Restaurirung der Stiftskirche, die in den letzten Jahren zunächst das Aeußere des Gotteshauses umfaßte, demnächst auf die inneren Theile ausgedehnt wird. Denn dann wird noch ein weiterer Raum, das auch als Bauwerk herrliche Fräuleinchor, frei und kann für die Sammlungen zur Verfügung gestellt werden. Dann dürfte es angezeigt und erwünscht erscheinen, eingehendere Mittheilungen zu geben über diese Sammlung, welche u. A. auch Paramente aus verschiedenen Zeiten enthält, und unter diesen vor Allem eine Serie in ihrer Art ganz vortrefflicher Antependien rc. der Aebtissin Elisabeth (vergl. F. Brackebusch, „Ueber Antependien der Gandersheimer Aebtissin Elisabeth Ernestine Antonie, geborenen Herzogin von Sachsen-Meiningen, in der Stiftskirche zu Gandersheim" in Nr. 9 bis 11 des Christlichen Kunstblattes vom Jahre 1900). Neben den Paramenten treten auch verschiedene Stoffreste auf. Sind letztere auch zum Theil winzig klein, so erscheinen sie doch in mancher Hinsicht bemerkenswerth. Einer Anzahl dieser Stoffreste hat mein am 30. August 1889 verstorbener Vater, Cantor Georg Ludwig Brackebusch, in seinem warmen Interesse für Gandersheim und seine Vergangenheit und in seiner unermüdlichen Sorge für die Erhaltung der Erinnerungen an dieselbe in der von ihm bewahrten Sammlung kirchlicher Alterthümer besondere Sorgfalt gewidmet und sie den Besuchern der im Jahre 1882 in Gandersheim abgehaltenen 15. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde zur Schau gestellt. Andere Fragmente wurden erst vor wenigen Jahren im Anschluß an Inventarisirungsarbeiten aufgefunden durch Einsender dieser Zeilen, welcher mit Genehmigung des Herzoglichen Staats-Ministeriums mit der speciellen Aufsicht über Sammlung und Stiftsbibliothek beauftragt worden ist. Die fraglichen Stoffreste haben auch die Aufmerksamkeit einer Autorität auf diesem Gebiete, des Geh. Regierungsrathes Prof. Dr Lessing, Directors des Königlichen Kunstgewerbe-Museums zu Berlin, bei seiner mehrmaligen Anwesenheit in Gandersheim in hohem Grade erregt. Nach längeren Verhandlungen sind dann mit Genehmigung der vorgesetzten Herzoglichen Behörden rc. die meisten dieser Fragmente durch den Vorsitzenden des Kirchenvorstandes, Herrn General-Superintendent Schröter, und den zeitigen Conservator nach Berlin gesandt worden, da eine genaue Untersuchung dieser Bruchstücke von Stoffen, welche einer Periode angehören, aus der die Beläge für den Stand der Kunstweberei nicht mehr zahlreich vorhanden sind, von großer Wichtigkeit sich erwiesen für die amtliche Publikation der Gewebesammlung des gedachten Kunstgewerbe-Museums, welche jetzt von der Königlich Preußischen Staatsregierung unternommen ist. Im Folgenden soll nun unter Benutzung der Angaben, welche das Kunstgewerbe-Museum als Ergebniß näheren Studiums und Vergleichs der Gandersheimer Stoffreste mit dem Bestande der Berliner Sammlung bei Rücksendung mitgetheilt hat, eine Uebersicht über diese Stoffreste gegeben werden.

I. **Seidenstoff**, Fragment, gelb und roth, Muster: Große Kreise, in denselben je eine viertheilige Rosette

aus streng stilisirten Blüthen. (Das Muster ist nicht vollständig.)

Sassanidisch. 5. bis 7. Jahrhundert. Größe: 11 × 10 cm.

II. **Seidenstoff**, Fragmente, roth, grün und gelb, Muster: Ein phantastischer Baum, an welchem Paare von Vögeln und Drachen sitzen. (Das Muster ist nicht vollständig.)

Persien. 6. bis 9. Jahrhundert. Größe: 24 × 6 cm; 22 × 4 cm; 69 × 5 cm.

III. **Seidenstoff**, Fragmente, dunkelschwärzlicher Purpur, gelb und weiß, Muster: Phantastische Ranke mit Blüthen, an welcher Paare von Vögeln, Drachen u. s. w. sitzen. (Das Muster ist nicht vollständig.)

Sarazenisch. 10. bis 11. Jahrhundert. Größe: 17 × 6 cm; 16 × 6 cm; 13 × 6 cm; 13 × 6 cm; 8 × 9 cm; 2 × 2 cm.

IV. **Leichter Seidenstoff**, Fragment, gelblich, roth und grün, Muster: Kreise mit achttheiliger Blüthen-Rosette, außen herum Ranken. (Das Muster ist nicht vollständig.)

Sarazenisch. 10. bis 12. Jahrhundert. Größe: 12 × 13 cm.

V. Mit Gold bedruckte grüne **Futterseide**, Fragment.

Deutschland. 13. bis 14. Jahrhundert. Größe: 46 × 7 bis 21 cm.

VI. **Seidenstoff**, Fragment, mit kleinem bunten geometrischen Muster. Eine sichere Datirung dieses Stoffes ist nicht möglich gewesen. Die geometrischen Muster haben etwas Gemeingültiges, das sich zu allen Zeiten wiederholt. Nach Textur und Farbe ist anzunehmen, daß dieser Stoff byzantinischen oder orientalischen Ursprungs ist und daß er in das 8. bis 10. Jahrhundert gehört.

Größe: 32 × 21 cm.

VII. **Purpur**, Stoffrest.

Größe: 18 × 5 cm.

VIII. Ein Stück **Byssus** mit kleinem rechteckigen Muster; theilweise zerrissen und schlecht erhalten.

Größe: 46 × 40 cm.

Vermuthlich ist dies jenes Stück, von dem wir in J. C. Harenberg's Historia ecclesiae Gandershemensis cathedralis ac collegiatae diplomatica pag. 587 u. A. lesen:

Superest praeterea particula cruore infecta, quam ex toga Christi suppetere, persuadet inscriptio. Materia est byssina. cet. Die erläuternde Inschrift ist freilich nicht mehr vorhanden, und Blutspuren sind auch nicht zu erkennen.

IX. **Seidenbrokat**, mit Löwen (?), Rehen, Adlern und anderen Thieren, Blumen und Blattwerk.

Italienisch = arabisch, in Nachahmung arabischer Stoffe gemacht. **14. Jahrhundert.** Größe: 218 × 18 cm; 49 × 17 cm.

X. **Seidenstoff**, Fragment, Grund Purpur, Muster mehrfarbig. Obertheil eines Königs zu Pferde. Der König hält eine Fahne (?) in der Hand. Links oben ein Theil einer kreisförmigen Einrahmung.

Byzanz. 5. bis 8. Jahrhundert. Größe: 14 × 17 cm.

Was die Anordnung der Farben betrifft, so erscheinen von dem leider nicht vollständig erhaltenen Muster das Gesicht des Königs oliv und die Augen gelb; Krone mit Kreuz darauf roth mit gelb verziert, die Behänge an der Krone gelb; des Königs Mantel in Grün mit Gelb durchwirkt; die Fahnenstange gelb, der Fahnenrest gelb mit roth verziert; der Hals des Pferdes gelb.

Dieser Stoffrest wurde — als Reliquienhülle dienend — im Jahre 1894 unter den Reliquien der Stiftskirche durch F. Brackebusch aufgefunden. Derselbe ist nicht bloß in technischer Hinsicht durch die eigenthümliche Bindung der Fäden, sondern noch mehr im weiteren kunstgeschichtlichen Sinne eine große Merkwürdigkeit, die fast als eine zur Zeit einzig dastehende Seltenheit anzusehen ist — nach dem Urtheile der Herren Geh. Hofrath Prof. Dr. Riegel, Director des Herzoglichen Museums zu Braunschweig († 1900), und Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Lessing zu Berlin.

Neuerdings hat Herr Museumsdirector Dr. P. J. Meier in Braunschweig in dem Reliquienkästchen aus Wallroßzahn mit Bronzebeschlag, das, auch unter dem Namen „Runenkästchen" bekannt, als irische Arbeit aus dem 7. oder 8. Jahrhundert bezeichnet wird und im Jahre 1815 aus Gandersheim in das Herzogl. Museum gekommen ist[1]), ein Stückchen Seidenstoff (vielleicht das im Kataloge als Inhalt des Runenkästchens erwähnte Stück vom Kleide der heiligen Jungfrau?) gefunden und Veranlassung genommen, es mit dem oben besprochenen, 1894 in Gandersheim entdeckten Stoffreste zu vergleichen. Einer Mittheilung des Herrn Director Meier vom 12. März 1901 zufolge hat nun die Vergleichung der beiden Stücke ergeben, daß beide allerdings zu einem Gewande gehört haben, daß aber die Ergänzung der figürlichen Darstellung auf dem in Gandersheim befindlichen Stücke nicht gefördert wird, sondern nur die Zahl und Form der über den Grund vertheilten Verzierungen.

XI. **Seidenstoff**[2]), Fragment, Grund Purpur, Muster gelb, Ornament in Feldern.

Orient, vielleicht **Byzanz** (?). **6. bis 9. Jahrhundert.** Größe: 10 × 7 cm.

XII. **Seidenstoff**, schwarz; ein etwa früher vorhandenes Muster bis zur Unkenntlichkeit zerstört.

Größe: 13 × 10 cm.

XIII. **Seidenstoff leichter Bindung**. Fragment, Grund gelb, Muster blau, zum Theil mit Gold broschirt. Von demselben vorhanden Theile eines großen Adlers mit nach rechts gewendetem Kopfe und lang hängendem Schwanze; etwas Blattwerk.

Der Stoff gehört zu einer bekannten Gruppe von Stoffen, die in Anlehnung an ältere arabische Vorbilder im 14. Jahrhundert in Italien gefertigt wurden.

Größe: 18 × 6 cm.

1) Nr. 58 des Katalogs der Sammlung mittelalterlicher Gegenstände.

2) Die Fragmente XI. bis XV. wurden, als Reliquien-Hüllen dienend, im Sommer 1898 unter den Reliquien der Stiftskirche aufgefunden.

XIV. **Seidenstoff**, Fragment, Grund roth, Muster grün Blätter von arabischer Zeichnung in einem quadratischen Gefüge. Das Muster läßt sich annähernd reconstruiren.

Orient. 12. Jahrhundert. Größe: 5 × 5 cm.

XV. **Seidenstoff**, Fragment, Grund roth, Muster weiß und grün. Das Erhaltene könnte die nach oben gekehrten streng stilisirten Spitzen eines Flügelpaares darstellen.

Orient. Frühes Mittelalter. Größe: 10 × 3 cm.

Bücherschau.

Paul Kiß. Die Ruinen der Veste Regenstein bei Blankenburg-Harz. 30 Original-Aufnahmen. Bad Harzburg, Rud. Stolle [1901].

In unermüdlicher Arbeit hat Hauptmann a. D. P. Kiß mit feinem Verständniß für geschichtliche Bedeutung und landschaftliche Reize die schönsten und charakteristischsten Stellen des alten Regensteins ausgewählt und photographisch aufgenommen. Die vorzüglich hergestellten Bilder hat Verlagsbuchhändler Stolle in Harzburg zu einem interessanten Werke vereinigt, von dem man nur bedauern muß, daß es in der ganz geringen Auflage von 10 Exemplaren hergestellt ist, die jetzt bereits völlig vergriffen sind. Dennoch möchten wir auch hier auf diese interessanten Bilder hinweisen und zugleich erwähnen, daß sie in der Form, die heutigen Tages die gängigste ist, nämlich als Postkarten, auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht sind (Serie 27, Regenstein, Blankenburg-Harz Nr. 1—12).

Ferdinand Höfer. Heliotrop. Gedichte. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt 1900. 158 S. 16°. 2,50 M, geb, 3,50 M.

Mich überraschte einst ein hochverehrter Freund und Gönner, der sich neben seinem Fache auch sehr wohl auf Poesie versteht, mit der Aeußerung, daß die einzig vernünftige Thätigkeit Urkunden herausgeben und lesen sei.

Ich vermochte damals diese sehr ernsthaft vorgetragene Ansicht nicht wohl zu würdigen, und kann es auch heute noch nicht, wenn man nicht dem Begriffe Urkunden einen durchaus von den Fachleuten nicht gebilligten Umfang giebt und zum Beispiel die vorliegende Sammlung unseres Landsmanns Ferdinand Höfer auch eine Urkundensammlung nennt.

Aber wenn man wieder alle Gedichte für Urkunden erklären würde, dann stimme ich meinem Freunde erst recht nicht zu, wenn er Urkunden herausgeben und lesen für die vernünftigste Thätigkeit erklärt. Alles mit Unterschied!

Höfer's Urkundenbuch ist eine vortreffliche Lectüre, und seine Urkunden sind fast alle ächt. Sie zu sammeln und herauszugeben war sehr berechtigt. Gewiß erfordert das Sichten von einem Dichter viel Entsagung im Einzelnen; hier ist es so geübt worden, daß eine außerordentlich ansprechende Sammlung zu Stande gekommen, bei deren Durchblätterung der Leser nicht, wie so häufig, das Sichten noch fortsetzen möchte.

Eingetheilt ist das Buch in zwei Bücher, wovon das zweite in vier Abtheilungen zerfällt. Hinzugefügt ist ein Anhang, der formschöne Uebersetzungen von Victor Hugo, Byron, Longfellow, Tennyson und Moore enthält. Eine allerliebste „Zueignung" eröffnet die Sammlung und erklärt zugleich die Namenswahl „Heliotrop" und zeigt uns, wenn wir es nicht sonst schon merkten, ausgesprochen, wie tief und wie früh der poetisch gestaltende Trieb in des Dichters Seele nach Ausdruck ringt.

Das erste kürzere Buch enthält Stücke, die, wie „Der Mönch und die Ewigkeit" (S 16) oder „Allerseelentag" (S. 19) den Dichter noch in gewissen Abhängigkeitsverhältnissen zeigen. Wunderhübsch ist „Nausikaa" (S. 28 ff.).

Das zweite Buch, das, wie gesagt, in vier Abtheilungen gegliedert ist, ist dem eigentlichen Gebiete der Lyrik gewidmet und spricht unmittelbar zum Herzen. Eine selbständige, tiefe und warme Persönlichkeit offenbart sich hier in ihren geheimsten Regungen und findet in immer neuen Tönen treffende Ausdrucksmittel für wirklich eigene Empfindungen. Die zweite Abtheilung kündet in neunundzwanzig Stücken (S. 62—103), von denen einzelne geradezu ergreifend sind, von einer reinen Liebe, deren Band der frühe Tod der Braut vorzeitig zerriß. Die erste Annäherung, glücklicher Besitz, Abschied, Schmerz und Glück der Entfernung, fernes Gedenken, endlich Krankheit der Geliebten und schließlich der bittere Tod finden den glücklichsten poetischen Ausdruck auf diesen Blättern. Nichts ist blos gemacht, um gemacht zu sein.

Die dritte Abtheilung leitet eine vortreffliche „Elegie" ein, eine männliche Klage aus reiferen Lebensjahren. Besonders aufmerksam möchten wir auf den „Traum" (S. 125 ff.) machen, der uns unter all diesen Stücken wohl am meisten gefesselt hat.

Die vierte Abtheilung enthält vaterländische Gedichte, sieben preußische Sonette und ein Gedicht auf den Tod des Kaisers Wilhelm.

Die Ausstattung des zierlichen Bändchens ist geschmackvoll.

Wer überhaupt noch Sinn für Lyrik hat, und das sind am Ende doch nicht so Wenige, wie man wohl klagen hört, wird diese Sammlung gern unter seinen Büchern aufbewahren und öfter danach greifen, wenn er in den Bedrängnissen des Tages nach einer Erhebung des Gemüthes verlangt. K. M.

Neues Braunschweigisches Schulblatt. Nr. 1 u. 2. Die braunschw. Volksschule vor der Landesversammlung im Jahre 1900. — 3. Ernst, zur Jugendschriften-Frage. — 4. Oberklassen-Lesebuch für unsere Landschulen. — 5. Mühe, Pädagogische Kleinigkeiten. — 6. Sendschreiben an d. künftigen Seminardirector in Wolfenbüttel; dabei: Abwehr L. Heinemann's auf die Angriffe in Nr. 4. — 7. G. Hecke, zur Seminarlehrerfrage.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 1 u. 2. M. Sander, Vortheile und Nachtheile der Feuerbestattung. — 3. R. Blasius, Wasserversorgung der Stadt Braunschw. in d. letzten Monaten; Neh[illegible] fluß des Okerwassers zur Zeit der Laugene[illegible] die Industrie.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. [illegible] mann, Toleranz. — 3 u. 4. Verfassung[illegible] 5—12. Das neue Gesangbuch.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 8. 21. April **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Aus dem Leben Johann Christian Kokens.

Mitgetheilt von J. Merckel.

Unter den verdienten Schulmännern des Herzogthums Braunschweig gebührt Joh. Christ. Koken eine hervorragende Stelle. An einer und derselben Schule, dem Gymnasium zu Holzminden, hat er 53½ Jahr als Lehrer und 42 Jahre als Director in reichem Segen gewirkt. In der trüben Zeit der Westfälischen Herrschaft hat er durch seine Umsicht und Willenskraft den drohenden Untergang der Schule abzuwenden verstanden und auf viele Generationen von Schülern hat er durch seinen Unterricht und seine Persönlichkeit einen weiten, tiefen und nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Davon ist ein sprechender Beweis die innige Dankbarkeit seiner Zöglinge [1]), die am Tage seines 50jährigen Amtsjubiläums ebenso deutlich zum Ausdrucke kam, wie die Werthschätzung seiner vorgesetzten Behörde und die Anerkennung der berufenen Vertreter seiner Wissenschaft. Von der Herzoglichen Landesregierung ward ihm zum 21. April 1851 der Titel eines Schulraths, von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen das Diplom als Ehrendoctor verliehen; von seinen vormaligen Schülern aber, die in großer Zahl zu dem festlichen Tage herbeieilten, wurde ihm ein Capital für eine sog. Kokensche Familienstiftung übergeben, die seinen männlichen Nachkommen eine Unterstützung zu ihrer Ausbildung gewähren soll.

Michaelis 1854 trat Koken in den wohlverdienten Ruhestand, den er nicht ganz mehr 3 Jahre genießen sollte; am 15. Juni 1857 ist er gestorben. Die letzten amtsfreien Jahre benutzte er zur Aufzeichnung der Erlebnisse vornehmlich seiner Jugendzeit, die er „Erinnerungen eines Greises an langen Winterabenden" nannte. Sie sind zunächst wohl nur für seine Kinder und sonstigen Angehörigen bestimmt gewesen, aber sie enthalten, von dem rein Persönlichen abgesehen, eine so anschauliche Schilderung jetzt vergangener Zustände und Verhältnisse, daß ihre theilweise Mittheilung, die durch einen Enkel Kokens hiermit geschieht, auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein dürfte. Es steckt in diesen schlichten und wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen ein nicht geringer culturgeschichtlicher Werth. Daneben aber ist es unser Wunsch, das Andenken an ihren Verfasser bei uns zu erneuern, einen Mann, der so lange Jahre in Treuen und Ehren seines schweren Erzieheramtes wartete, und von dem reicher Segen in dieser Stellung ausging. Eine treffende Charakteristik seiner Persönlichkeit ist uns von einem dankbaren Schüler überliefert worden, die wir hier im Wortlaute folgen lassen wollen, da durch sie der Erfolg seiner Arbeit am besten erklärt wird.

„Koken besaß einen nie ruhenden Schaffensdrang und daneben eine außerordentliche Fruchtbarkeit an Ideen. Jede Idee suchte er sofort in die Praxis umzusetzen. Dabei lagen diese Ideen auf den verschiedensten Feldern der menschlichen Entwickelung. In erster Linie stand allerdings sein Berufsfeld: die Schule".

„Und was war er — bis in seine spätesten Tage — für ein Schulmann! Lasse man seine alten Schüler Zeugniß geben. Diese Klarheit des Gedankens, diese Wärme des Herzens für Person und Sache, diese offene — nicht selten fast rücksichtslose — Geradheit des Charakters, diese unbeugsame Energie des Willens, dieses innige Verständniß für ein reines und fröhliches Jugendleben, dieser Abscheu vor allem Verstockten, vor Delatorenthum rc., diese Werthschätzung der Harmonie zwischen Geist und Körper, dieses ununterbrochene Streben nach Vervollkommnung der Lehrmethode, diese angeborene Autorität und wundervolle Handhabung der Disciplin, dieser unerschütterliche Glaube an die einzige Aristokratie des Geistes und des Herzens —, und dann diese seltene Gabe einer wahrhaft packenden und zündenden Beredtsamkeit, immerfort schlagfertig und ebenso knapp in der Form wie glücklich im Ausdrucke".

Wir wollen jetzt den Verfasser im Wesentlichen selbst zu Worte kommen lassen und nur da, wo es zur Einführung und Ausfüllung von Lücken nothwendig erscheint, einige Zeilen der Erklärung einfügen.

I. Auf der Schule in Hildesheim.

Johann Christian Koken wurde am 26. Octo[...] 1779 zu Alfeld geboren, wo sein Vater Johann Friet[...]

1) Vgl. auch E. Petri, Ludw. Adolf Petri. E. Lebensbild I. B. S. 9ff.

Koken damals als Advocat und städtischer Syndicus thätig war. Dieser hatte sich durch eisernen Fleiß aus dürftigen Verhältnissen emporgearbeitet. Sein Vater war in Hildesheim früher Zinngießer gewesen und hatte dann hier einen kleinen städtischen Einnehmerposten erhalten, neben dem er einen Flaschenhandel mit Broihan betrieb. Der Sohn hatte, von Freunden und Gönnern zwar unterstützt, großentheils aber auf seinen eigenen Arbeitserwerb angewiesen, glücklich durchgesetzt, Rechtswissenschaft zu studiren. Er hatte sich dann als Advocat in seiner Vaterstadt Hildesheim niedergelassen, bis er 1776 als Syndicus nach Alfeld berufen wurde. Im folgenden Jahre vermählte er sich mit Eleonore Friederike Brandis, einer Tochter des Advocaten und Hofgerichtsassessors Brandis in Hildesheim, wo die Familie der Brandis oder von Brandis seit alter Zeit eines der angesehensten Patriciergeschlechter bildete. Die Charaktere der Eltern ergänzten sich auf das Glücklichste. Zu dem ernsten, ruhigen, fast strengen Wesen des Vaters, dessen Hauptbestreben der pünklichsten, gewissenhaftesten Erfüllung seiner Berufspflichten galt, trat der lebensfrohe Sinn der anmuthig klugen Mutter, die bald genug zeigen sollte, welch' ein tüchtiger Kern in ihr steckte. Denn nach kurzem Glücke wurde ihr der Gatte von der Seite gerissen. Er starb am 2. Januar 1784 und ließ die Wittwe mit drei kleinen Kindern fast mittellos zurück. Da brachte sie es durch Klugheit und Willensstärke fertig, die Familie nicht nur zu erhalten, sondern auch den Kindern eine gute Erziehung zu Theil werden zu lassen und sich selbst den angebornen Frohsinn zu bewahren. Die Schulverhältnisse in Alfeld waren jämmerlich. Koken entwirft von ihnen ein anschauliches Bild:

„Mein Geburtsort war eine kleine Landstadt (Alfeld), worin, wie damals in allen ähnlichen Orten, für Jugendbildung erbärmlich gesorgt war. Es gab daselbst eine sogenannte lateinische Schule, worin aber weder von Latein noch von sonst anderen nützlichen Kenntnissen, die auf irgend eine ersprießliche Weise gelehrt wurden, eine Spur anzutreffen war, da die Lehrer ebenso entfernt davon waren, wie die Schüler. Der erste Lehrer (Rector), der nicht ganz aller gelehrten Kenntnisse entbehrte, war ein schwindsüchtiger, hypochondrischer, unthätiger Mensch, und der zweite (Conrector) hatte in seiner früheren Jugend zu einer Bande gehört, die, von einem Italiener Nicolini zusammengerafft, aus Kindern von 8 bis 12 Jahren bestand, und nach gehöriger Abrichtung in solcher Kunst das Publicum einer größeren Stadt (Braunschweig) durch Pantomimen ergötzte. Welche Schicksale dieser Mann nach seinem Austritt aus jener Bande gehabt hatte und wie es kam, daß er zu jener Lehrerstelle gelangte, weiß ich nicht zu sagen. Er hatte, Gott weiß durch welche Fügung, eine Französin geheirathet, mit der und einer zahlreichen Kinderschaar er knapp anbeißen mußte. Er hatte sich jedenfalls eben durch diese Frau einige Fertigkeit in der französischen Sprache erworben, sprach auch ein ziemlich gutes Deutsch und schrieb für die damalige Zeit ziemlich orthographisch richtig. In Folge seiner bedrängten Verhältnisse übernahm er ohne Bedenken für wenig Geld Privatunterricht, ohne jedoch dazu irgendwie befähigt zu sein. Der dritte Lehrer (Cantor) war ein sittenloser, unwissender Bursche und Saufaus. Als meinem Vater in dieser Landstadt ein obrigkeitliches Amt übertragen wurde, wodurch er es als seine Pflicht erachtete, sobald er den schauderhaften Zustand der Schule erkannte, einzugreifen in dies Elend, that er sein Möglichstes. Allein er richtete nichts aus, da der Magistrat aus Schustern, Schneidern, Lohgerbern und anderen Handwerkern bestand, die auch nicht eine Idee davon hatten, daß eine Verbesserung des Schulwesens von irgend einer Wichtigkeit für ihren Stand sei. Eine Behörde, welche eine Oberaufsicht gehabt hätte, existirte nicht.

Es gab nun damals in A. noch einen Privatlehrer, einen verdorbenen Candidaten der Theologie, und die vornehmeren Bürger glaubten ein Uebriges zu thun, wenn sie ihre Kinder diesem Manne zuschickten, der für wenige Groschen sie gewissenhaft durchprügelte, vorzüglich, wenn er betrunken war. Er hieß Holland. Als mein Vater in Ansehung seines Amtes einst im Magistrate auf Verbesserung des Unterrichts antrug, erwiderte ihm der regierende Bürgermeister (und Apotheker, der selten nüchtern war): „Das ist unnöthig, denn ich schicke meine Kinder nach Holland". Da mein Vater diesen Mann damals noch nicht kannte, so warf er die Frage hin: „Aber um des Himmels willen, warum schicken Sie denn Ihre Kinder so weit weg, statt dafür zu sorgen, daß ihnen hier am Orte ein guter Unterricht ertheilt werden könnte?" Dieses aus Unkenntniß der städtischen Verhältnisse hervorgegangene Mißverständniß erregte zwar nicht wenig die ungezügelte Heiterkeit des gesammten Magistrats, aber sonst blieb Alles bei dem alten Unfug.

Einem solchen Unterricht von solchen Männern konnte und wollte mich meine Mutter nicht übergeben, und so geschah es denn, daß ich die ersten Anfangsgründe menschlichen Wissens gelernt habe, ich weiß nicht wie. Als dunkle Erinnerung schwebt mir vor, daß ein junger Mensch mich kleinen Buben täglich mehrere Stunden lesen und schreiben lehrte, daß ich an diesem Lehrer mit wahrhaftiger Liebe hing und daß ich im 6. Jahre meines Alters wohl fertig deutsch lesen und schreiben konnte. Dieser junge Mann muß dann wohl um diese Zeit aus unserem Wohnorte verzogen sein, auch erscheint es mir wie im Traum, daß ich heiße Thränen vergossen habe, als er wegging und mich gar nicht zufriedengeben konnte, daß der liebe Weidemann (den Namen hat mir späterhin meine Wärterin gesagt) nicht mehr zu uns kam".

Später wurde die Hülfe des Herrn Conrector in Anspruch genommen, aber auch dieser Unterricht förderte den aufgeweckten Knaben nicht viel. Es war für ihn ein Glück, daß er bald in einen anderen Ort kam. Der Großvater Brandis, den der lebhafte Wunsch beseelte, der Enkel möchte demnächst in seine und des Vaters Fußtapfen treten und der Rechtswissenschaft, die er über Alles hoch hielt, Ehre machen, erbot sich, den Knaben in sein Haus zu nehmen. Mit Freuden ging die Mutter auf diesen Vorschlag ein und der Sohn kam nun, kaum neun Jahre alt, nach Hildesheim, um hier auf dem

Gymnasium Andreanum, der protestantischen Schule der Stadt, seine erst mäßig begonnenen Studien fortzusetzen.

Von diesem Großvater, der die Stelle eines Vaters in vollstem Maße an ihm versah, entwirft Koken eine höchst anschauliche Schilderung.

„Dieser war der Sprößling eines alten, seit Jahrhunderten in der Stadt Hildesheim angesehenen Geschlechts, aus welchem früherhin vielfach Bürgermeister und Domprööbste hervorgegangen waren und das auch reichlich mit weltlichen Gütern gesegnet war. Dieser Glanz war allerdings seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bedeutend gesunken, indeß galt doch auch jetzt noch die Familie Brandis für eins der vornehmsten unter den Bürgergeschlechtern.

Sie zählte drei Linien, von denen eine, deren Mitglieder in Militärdiensten standen, aus diesem Grunde, und weil sie sich erinnerten, daß die Vorfahren ihrem Namen ein von vorzusetzen berechtigt gewesen waren, sich, zum großen Verdruß meines Großvaters, hatte adeln lassen. Er redete sie nur mit: „Herr von Vetter" an. Als Haupt der zweiten Linie war zu meiner Zeit ein Bürgermeister in Hildesheim, und die dritte Linie, an deren Spitze mein Großvater stand, hatte seit langer Zeit lauter Rechtsgelehrte, Advocaten und Richter, hervorgebracht. Die Güter des Brandisschen Geschlechts waren, wiewohl nach und nach verringert, doch immer noch, da der größte Theil derselben in damals unveräußerlichen Lehen bestand, für bürgerliche Zustände nicht gering. Mein Großvater war, neben drei Schwestern, der einzige Sohn meines Urgroßvaters, und also Erbe aller dem Letzteren zuständigen Lehensgüter. Diese waren jedoch sehr verschuldet und also das Vermögen keineswegs glänzend. Er hatte, wie sein Vater, zur Fahne der Themis geschworen und galt für einen sehr geschickten Advocaten, der in späteren Jahren auch Sitz und Stimme im fürstbischöflichen Hofgerichte erhielt und hier als ein scharfsinniger und zuverlässiger Richter geschätzt wurde. Freilich verdankte er diesen Ruf mehr seinem natürlichen sehr guten Verstande und dem Bestreben als Geschäftsmann sich Achtung zu erwerben, als einer tiefen Gelehrsamkeit. Er war überhaupt, was man einen interessanten Mann zu nennen pflegt, und wurde, obwohl Protestant, theils seiner Geschäftsführung, theils aber auch seiner vorzüglichen gesellschaftlichen Talente wegen, häufig zur bischöflichen Tafel gezogen und hier gern gesehen. Groß und schlank gewachsen, ein Bild kräftiger und durch keinerlei Ausschweifungen verdorbenen Gesundheit, war sein Aeußeres so, daß man ihn noch in seinen alten Tagen mit Recht einen schönen Mann nannte. Ein edles Profil, kleiner und wohlgebildeter Mund, eine römische Nase und blaue Augen, aus denen Klugheit, Heiterkeit und Güte lachten, eine gerade und, wenn ich so sagen darf, noble Haltung nahmen Jeden, der ihn sah, zu seinem Vortheil ein. Die Anlagen seines Geistes bestanden hauptsächlich in einer raschen und sicheren Auffassungsgabe, in einer unerschütterlichen Geistesgegenwart und in einer reichen Dosis von natürlichem Witz und Satire, die mitunter, wenn auch nie zu üblem Zweck, beißend wurde. Der Schalk spielte fortwährend um seinen Mund und Jovialität und gute Laune verließ ihn auch in der schlimmsten Lage nicht. Es dürfte wohl nicht unangebracht sein hier eine Anecdote einzuflechten, die wohl geeignet ist, seine Schlagfertigkeit zu kennzeichnen. Als mein Großvater einst zur bischöflichen Tafel geladen war, wurde die Behauptung aufgestellt, daß die Jesuiten-Patres, deren zwei gerade in Hildesheim anwesend waren, meinen Großvater in einer Disputation in Verlegenheit bringen, ja sogar aus dem Felde schlagen würden. Mein Großvater behauptete das Gegentheil und der Fürstbischof gelobte ihm einen Korb Champagner, wenn er seine Behauptung wahr mache. An einem der nächsten Tage wurde meinem Großvater von seinem Diener Jobst gemeldet, daß ihn zwei Herren zu sprechen wünschten. Nach der Beschreibung, wonach sie mit langen schwarzen Röcken und großen Schlapphüten angethan waren, erkannte mein Großvater, daß es die Jesuiten-Patres sein müßten und erinnerte sich sogleich seiner vor wenigen Tagen abgegebenen Behauptung. Er ließ sich noch auf einige Augenblicke entschuldigen, machte die für damalige Zeit bei dergleichen Gelegenheiten übliche feierliche Toilette und trat dann in das Gemach, welches als Empfangszimmer diente. Nach der gegenseitigen stummen Begrüßung durch eine tiefe Verneigung, fragte mein Großvater: „Mit wem habe ich das Vergnügen?" Hierauf antworteten beide mit salbungsvoller tiefer Stimme: „Nos sumus ex societate Jesu!" „Ah", sagte hierauf mein Großvater, „Sie entschuldigen wohl, meine Herren; wenn mich meine Kenntniß des neuen Testamentes nicht ganz im Stiche läßt, so befanden sich ja wohl, als Jesus geboren ward, zur Seite der Krippe ein Ochs und ein Esel, darf ich nun wohl fragen, zu welcher Gesellschaft ich Sie rechnen darf?" Hierauf erfolgte von Seiten der Patres keine Antwort, sondern nur ein wüthender Blick, eine stumme Verneigung zum Abschiede und die Unterredung war zu Ende. Anderen Tags kam der vom Fürstbischof versprochene Korb Champagner.

Außer den vorhin geschilderten Eigenschaften besaß mein Großvater einen Fonds von unbestechlicher Redlichkeit, Offenheit und Wahrhaftigkeit, der sich nie verleugnete, eben so wenig, wie ein strenges Gefühl der Sittlichkeit. Früh hatte er sich mit einem Mädchen aus Liebe verheirathet, das aus einer angesehenen Familie stammte und nicht ohne Vermögen war. Diese Ehe machte ihn, so lange seine Frau lebte, höchst glücklich, denn er hatte an ihr eine sanfte, tugendhafte und liebevolle Gefährtin. Sie gebar ihm 18 Kinder, von denen freilich mehrere früh wieder verstarben. Es blieb jedoch immer noch eine mehr als gewöhnliche Zahl zurück. Dadurch wurden seine Ausgaben hochgetrieben und sein Vermögen und das seiner Frau schwand mehr und mehr dahin. Die Großmutter, von Natur nicht von starkem Körper, war durch die vielen Wochenbetten so angegriffen, daß sie kurz nach der Geburt des jüngsten Kindes starb. Zwei unverheirathete Schwestern des Großvaters waren im Hause, von denen die jüngere, Tante Christiane genannt, die Stelle der verstorbenen Hausmutter mit

seltener Klugheit und Umsicht vertrat, so daß in sofern dem Haushalte wenig abging. Diese höchst ehrenwerthe Person hatte ganz den richtigen und scharfen Blick ihres Bruders, so daß ihr Urtheil in Sachen des gewöhnlichen Lebens stets das Rechte traf, und dabei war sie von solcher Herzensgüte, daß sie sich ganz und gar dem Wohle ihres Bruders und ihrer Bruderskinder aufopferte. Die ältere Schwester des Großvaters (Tante Julchen) war, wenn auch eine tugendhafte und in sofern höchst achtungswerthe alte Jungfer, dabei in mancher Hinsicht, wahrscheinlich durch verkehrte Jugendbildung, so verschroben, daß sie, wiewohl von den übrigen Hausgenossen wegen ihrer Sittenreinheit und Gutmüthigkeit hochgeachtet, doch nicht selten der Gegenstand von Neckereien und Spöttereien wurde".

Höchst bezeichnend für die damaligen Schulverhaltnisse sind die Aeußerungen, die Koken über die Anstalt, der er anvertraut war, das Andreanum, macht.

„Es war dasselbe eine sogenannte Stadtschule, deren Schicksal — wie in Alfeld — ganz allein von der städtischen Verwaltung abhing, ohne daß sich irgend eine andere Behörde hätte heilsam einmischen dürfen. Da es in früheren Zeiten viele deutsche Schulen gab, deren Lage eine ähnliche war, so mag eine genaue und treue Schilderung dieser einen nicht ohne Interesse sein.

Unter der oben genannten städtischen Behörde befanden sich nur wenige Männer, die auf eine höhere Bildung Anspruch machen konnten, und diese Wenigen waren meistens Rechtsgelehrte, die ihrem Fache ergeben und nur darin das Heil der Welt sahen. Die Mehrzahl bestand aus Kaufleuten, Handwerkern, Ackerleuten, denen nicht nur alle Einsicht in das Fach der Jugendbildung, sondern auch aller Sinn für die Wichtigkeit derselben abging. Es blieb also die ganze Einrichtung der Lehranstalt, Unterricht und Disciplin dem Ermessen der Lehrer unbedingt überlassen, und diese wurden nicht nach zweckmäßiger Prüfung und Beurtheilung ihrer Fähigkeiten und ihres Charakters angestellt, sondern durch Connexion, Verwandtschaftsverhältnisse und andere kleinliche Rücksichten, die ganz außer dem Bereich desjenigen lagen, was sie zur tüchtigen Verwaltung ihrer Aemter als tauglich hätte erkennen lassen können. Ebensowenig wurden sie während ihrer Amtsführung einer verständigen Aufsicht unterworfen, welche, da sie nur den städtischen Behörden zukam, gar nicht möglich war. Dazu kam, daß alle Lehrer sehr schlecht besoldet wurden, so daß sie Noth hatten, mit ihrem Einkommen sich und die Ihrigen vor dem Hunger zu schützen, geschweige denn auf Hülfsmittel für ihren Unterricht und Studien etwas zu verwenden, ja jene Dürftigkeit war auch sehr oft die Veranlassung, welche die Lehrer zu wirklich unrechtmäßigen und selbst unsittlichen Schritten verleitete.

Ich will diese Behauptung mit Beispielen belegen, die ich erlebt habe und für deren strenge Wahrheit ich einstehe.

Von den Lehrern hatte jeder seine Classe, worin sie unterrichteten und die Disciplin führten, Director und Rector die Prima, Conrector und Cantor die Secunda, Subconrector die Tertia, und außer diesen war für die übrigen drei Classen für jede ein Lehrer, der keinen besonderen Amtstitel führte. Diese drei unteren Lehrer, denen übrigens Knaben von 6 bis 10 Jahren übergeben waren, wurden von den Mitgliedern einer sogenannten Gemeinde, in deren Mitte das Schulgebäude lag, gewählt.

Folgendes Ereigniß mag zeigen, wie es dabei zuging. Da die Gemeinde der größeren Zahl nach aus Handwerkern bestand und diese darin dominirten, so trugen die einsichtsvolleren und gebildeteren Mitglieder derselben nicht mit Unrecht Bedenken, sich in diese Wahl zu mischen, weil sie voraussahen, daß sie gegen die meistens gemeinen und niedrigen Rücksichten der Mehrzahl der Wählenden nichts ausrichten und nur sich Verdruß und Beleidigungen zuziehen würden. So wenigstens erkläre ich es mir, daß dieselben sich völlig zurückzogen, ob mit Recht oder Unrecht, will ich dahin gestellt sein lassen. Einst waren nun zwei der untersten Lehrer zu wählen, und es waren mehrere unbrauchbare Subjecte, verdorbene Candidaten der Theologie, an denen es damals nicht fehlte, auf der Wahl, weil sie verwandtschaftliche und sonstige Verhältnisse, wie sie unter gemeinen Menschen zu sein pflegen, in der Gemeinde hatten. Der Magistrat hatte dies Mal einen sehr verständigen Schritt gethan, indem er den Bürgern vorstellte, daß seiner Meinung nach die unterste Classe (Septima) überflüssig sei, da sie so wenig Schüler zähle, daß diese füglich in der Sexta mit unterrichtet werden könnten und dann das Gehalt des entbehrlich gewordenen Lehrers dem andern zugelegt werden könnte, so daß dieser wenigstens knapp leben könne, da im Gegenfalle beide hungern müßten. Es war aber einer der Bewerber, ein sehr schlechtes Subject, den ein Theil der Gemeinde begünstigte, und da sie wußten, daß er für die Sexta nicht gewählt werden würde, weil für diese Stelle der andere sich die Stimmenmehrheit schon gesichert hatte, so bestanden sie darauf, aber nicht aus dem Grunde: „Es sei dennoch zweckmäßig, den siebenten Lehrer zu ernennen", sondern: „Sie hätten das Recht, einen solchen zu wählen und wollten dies Recht nicht aufgeben".

Die Wahl wurde in der Kirche der Gemeinde vorgenommen. Hier entspann sich nun sehr bald eine Verschwörung für und wider die Wahl des siebenten Lehrers, die in heftige Zank- und Schimpfreden ausartete und nahe an einem Handgemenge war. Die Schüler des Gymnasiums und unter ihnen auch ich, liefen aus Neugierde in die Kirche, sobald das Gerücht von diesem Zank sich verbreitete. Und nun kam es dahin, daß von der einen Partei die Kirchenthüren verschlossen wurden, mit der Erklärung, nicht eher sollte Jemand aus der Kirche heraus, als bis die Wahl zu Ende wäre; und so dauerte denn nun das wüthende Getümmel in der Kirche mehrere Stunden fort. Der Magistrat schickte eine Deputation über die andere, um Frieden zu stiften, diese wurden nicht angehört und nicht einmal hereingelassen, bis es endlich so weit kam, daß Militär heranrückte, die Kirchenthüren aufbrach und mit Gewalt Ruhe machte. Da wurde dann aber dessenungeachtet jenes schlechte Subject zum siebenten Lehrer gewählt. Wir Schüler hatten durch unsere unbefugte [illegible]s in eine [illegible] Lage gebrach

Sieben Stunden hatten wir in der Kirche ohne Nahrung zubringen müssen und waren herzlich froh, uns endlich erquicken zu können.

Aber welchen Eindruck mußte jener Wahlact in seiner ganzen empörenden Rohheit bei uns zurücklassen und wie wäre es möglich gewesen, Lehrern, die vor unsern Augen auf förmlich gewaltsame Weise dem Lehrkörper unseres Gymnasiums einverleibt waren, Achtung und Vertrauen entgegen zu bringen? Wie viel besser ist es doch heutzutage.

Ich besuchte nun das Gymnasium etwa 10 Jahre bis zu meinem Abgange zur Universität, jedoch mit so bedeutenden Unterbrechungen, daß ich fast Alles, was ich an Kenntnissen mit zur Universität brachte, entweder durch ab und zu eingetretenen Privatunterricht oder durch eigenen, meistens sich selbst überlassenen Fleiß habe erwerben müssen".

Bücherschau.

Adolf Bertram. Geschichte des Bisthums Hildesheim. I. Band. Mit 5 Tafeln und 133 Abbildungen im Texte. Hildesheim, A. Lax 1899. XVI und 522 S. 4°. geb. 10 M.

Wir kommen mit unserer Besprechung freilich etwas spät, aber hoffentlich doch noch genehm, da das Buch, das wir besprechen wollen, wohl zu den schönsten Erzeugnissen gehört, welche uns deutsche Wissenschaft und Litteratur im Jahre 1899 geschenkt hat. Einstimmig ist Bertram's Buch gelobt, einstimmig anerkannt, daß dasselbe als Geschichte einer Diöcese geradezu mustergültig sei, und daß es wünschenswerth wäre, alle deutschen Diöcesen würden ähnliche Geschichtsdarstellungen erhalten. Wir brauchen auf diese Urtheile nur zu verweisen und uns denselben anzuschließen.

Bertram hat bereits 1896 zum Jubiläum des gegenwärtigen Bischofs von Hildesheim eine mit allgemeinem Beifalle aufgenommene Festschrift „Die Bischöfe von Hildesheim" erscheinen lassen. Die vorliegende Arbeit ist nun eine Umarbeitung und Erweiterung jener Festschrift. Die Hildesheimsche Bisthumsgeschichte hat schon viele Bearbeiter, in neuerer Zeit bekanntlich Lüntzel und Krätz, gefunden. Auch in Zeitschriften war Vieles über Hildesheims Vergangenheit und Kunstschätze niedergelegt. Es war so zu sagen die ganze mittelalterliche Zeit Hildesheims nach allen Seiten durchforscht und es war danach schwer, etwas Neues zu bieten, die Geschichtsforschung der Diöcese zu fördern. Und doch hat Bertram dies geleistet. War es ihm auch nicht möglich, über die dunkele Zeit der Gründung des Bisthums bis zum elften Jahrhundert neues Licht zu bringen, waren auch für spätere Zeiten keine verschollenen Größen wieder aufzufinden, so hat Bertram durch Erforschung des inneren Lebens der Diöcese, durch Darstellung der Thätigkeit der Bischöfe und Geistlichen auf religiösem, charitativem und künstlerischem Gebiete die Geschichtsforschung der Diöcese wesentlich gefördert. Man braucht nur Lüntzel's Geschichte der Diöcese und Bertram's gleichnamiges Werk zur Hand zu nehmen und in beiden Werken einige Theile über gleiche Zeitabschnitte der Bischöfe zu lesen, um den Unterschied und Fortschritt gleichsam mit den Händen zu greifen.

Bertram zeichnet in seinem Buche uns die Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten, wie Hathumod v. Gandersheim, Bernward und Godehard, Hetilo, Priester Bruno, Eilhard v. Oberg, Propst Gerhard von Steterburg u. A. Weiterhin führt er uns ein in den Geist des gesammten Gottesdienstes und das Glaubensleben des Volkes, mit ganz besonderer Sorgfalt wird das charitative Wirken der Kirche in Stiftung von Spitälern und Herbergen, sowie die culturelle Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten gewürdigt. Daß in letzterer Beziehung der Kunst der Hauptantheil gebührte, ist selbstverständlich. Wenn das Werk auch keine eigentliche Kunstgeschichte der Diöcese ist, so werden doch alle Erscheinungen genau beachtet und hervorgehoben, welche für die betreffenden Perioden charakteristisch sind. Der Text wird unterstützt durch eine große Zahl Abbildungen von historischen Kunstdenkmälern. Diese (132) Illustrationen sind technisch vorzüglich ausgeführt, sie geben in Verbindung mit dem Texte gleichsam eine Verkörperung des Geistes und der Ideenwelt der Vorzeit. Dazu ist das Buch in einer schönen, anziehenden Sprache geschrieben, es verbindet alle Vorzüge eines im besten Sinne des Wortes populären Werkes mit der Gründlichkeit einer gelehrten Studie.

Nach einer anmuthigen Einleitung — Unter dem goldenen Dache, Aus der Urzeit, Von Wotan bis Christus, die Gründung, Grenzen, Gaue und Banne des Bisthums — kommt der Verfasser zu seinem eigentlichen Thema. Der vorliegende erste Band führt die Geschichte des Bisthums bis zum sechszehnten Jahrhunderte, und diese sieben Jahrhunderte des Bisthums hat Bertram in drei Abschnitte zerlegt: „Die drei ersten Jahrhunderte der Bisthumsgeschichte" (S. 30—140), „Vom zwölften bis Mitte des dreizehnten Jahrhunderts" (S. 141—266) und „Von Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis zum sechszehnten Jahrhunderte (S. 267 bis 520). Ein innerer Grund für diese Eintheilung ist nicht ersichtlich. Aus dem ersten Abschnitte sind die Bischöfe Altfried, Bernward, Godehard und Hetilo als besonders hervorragend zu nennen. Der nächstfolgende Zeitabschnitt bringt die als Bischöfe und Fürsten so bedeutenden Berthold, Bernhard I., Bruno, Adelog, Berno, Konrad I., Hartbert, Siegfried I. und Konrad II. Es sind alle bedeutende Männer, welche in dieser Periode auf dem Hildesheimer Bischofsstuhle saßen, die Verwaltung der Diöcese musterhaft führten, auf Hebung des religiösen Lebens bedacht waren, ihr Stiftsgut vermehrten und wahrten, und auch theilweise über die Grenzen ihres Sprengels hinaus als Reichsfürsten ihr Wirken erstreckten. Unter Hetilo hatten die Domgeistlichen ihr gemeinschaftliches Klosterleben aufgegeben, unter Adelog war das Domcapitel als Corporation mitregierende Körperschaft des Stiftes und der Diöcese geworden, im dreizehnten Jahrhunderte kamen die sog. Wahlcapitulationen für die Bischöfe auf, d. h. das wählende Domcapitel forderte vom neuen Bischofe einen Revers, wodurch derselbe ihm gewisse besondere Rechte zugestehen mußte. Der erste

Bischof von Hildesheim, welcher solche Wahlcapitulation ausstellte, war Siegfried I. (1216—1221). So hatte das Domcapitel an Macht gewonnen und die Rechte des Bischofs beschränkt. Auch die Städte hatten einen großen Aufschwung genommen, meistens waren die bischöflichen Jurisdictionsbefugnisse einem Propste der Stadt übertragen. So in Braunschweig und Goslar. Auch viele Klöster hatten die Exemption vom Bischofe erlangt. Die Bischofsstadt Hildesheim wollte ihren Bischof als weltlichen Herrn nicht mehr anerkennen; dem Bischofe Heinrich II. (1310—1318) huldigte sie nicht mehr. Die Stellung des Bischofes war damit im dreizehnten Jahrhunderte eine ganz eigenartige, besonders schwierige geworden. „Es zeigte sich", schreibt Bertram, „wie schwer es den Hildesheimschen Bischöfen werden sollte, nach außen und nach innen die Landeshoheit zu behaupten. Politische Begabung, strategisches Talent und Adel der Geburt durften einem Oberhirten nicht fehlen, der den weltlichen Obliegenheiten eines Landesfürsten in fehdebewegter Zeit genügen sollte. Und doch sollte und mußte er vor Allem ein eifriger Seelenhirt bleiben, wollte er Inful und Stab mit Ehren tragen". Gewiß war es schwer, wenn nicht beinahe unmöglich, Männer zu finden, welche Beides sein konnten: Fürst und Bischof. Es ist ein besonderes Verdienst Bertram's, überall das bischöfliche Wirken der Hildesheimer Oberhirten in der nachfolgenden Zeit erforscht und dargelegt zu haben. Wir finden in der Folgezeit doch noch viele Männer die Inful zu Hildesheim tragen, welche über den Pflichten eines Fürsten die eines Bischofes nicht vergaßen. So treffen wir in Heinrich I. (1246 bis 1257), Johann I. (1257—1260) und namentlich Siegfried II. (1279—1310) würdige Bischöfe. Würdig schließen sich ihnen an zwei Sprossen des alten Woldenbergschen Geschlechtes Heinrich II. (1310—1318) und Otto (1319—1331). Kampf um den Bischofsstuhl und dann nach Erlangung desselben um die festen Bürgen des Stiftes gab es unter Heinrich II. (1310 bis 1318), einem Braunschweigischen Fürstensohne. Einen tüchtigen Regenten und Bischof hatte Hildesheim in Bischof Gerhard (1365—1398), welcher die Braunschweiger bei Dinklar schlug und zum Andenken an diesen Sieg das goldene Dach auf dem Dome stiftete. Ihm reiht sich würdig Bischof Magnus (1424—1452) an, unter welchem durch die Windesheimer und Bursfelder Congregationen eine Reform der Klöster im kirchlichen Sinne erstrebt wurde. Allerdings treffen wir auch in Bischof Johann III. u. A. Männer, welche durch ihre unglücklichen Kriege und Fehden mehr vernichteten, als zehn tüchtige Oberhirten aufgebaut hatten.

Auf alle Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. Was im Laufe von sieben Jahrhunderten unter und von eifrigen Bischöfen in der Hildesheimer Diöcese, zu welcher auch der größere Theil der Stadt Braunschweig gehörte, geschaffen ist, wird durch Wort und Bild von Bertram vorgeführt. Ein schönes Buch, welches zu seiner Empfehlung keines Lobes gebraucht, ein Buch, um welches andere Diöcesen Hildesheim beneiden können. Würden alle mittelalterlichen Diöcesen des Sachsenlandes gleiche Geschichtsschreiber finden wie Hildesheim, dann würde die Kenntniß der Geschichte unserer Heimath in vielen Stücken eine größere und bessere werden. K. Grube.

Rennig Ribbentrop, Mit den Schwarzen nach Frankreich hinein! Erinnerungen eines Braunschweigischen Officiers aus dem Kriege 1870—1871. Nach dessen Aufzeichnungen bearbeitet von August Engelbrecht. Berlin, Otto Salle 1901. 171 S. 8°. geb. 2 ℳ 50 ₰.

Seit 1878 haben wir in der Regimentsgeschichte von Werner v. Otto ein Werk, das die Leistungen des Braunschweigischen Infanterie-Regiments Nr. 92 im französischen Feldzuge ausführlich darstellt. Aber neben dieser mehr dienstlich-geschichtlichen Arbeit vermißte man ein Buch, das dazu die menschlich-gemüthliche Ergänzung geben konnte[1]). Deshalb sprachen wir vor fünf Jahren an dieser Stelle den Wunsch aus[2]), die Verfasser der 1895 im Braunschweiger Tageblatt und in der Braunschweigischen Landeszeitung erschienenen Kriegserinnerungen von 1870/1871 möchten sich entschließen, diese Skizzen in Buchform zu sammeln. Diesen Wunsch sehen wir jetzt hinsichtlich der Tageblatt-Artikel[3]) erfüllt in dem uns vorliegenden Buche des Majors a. D. Ribbentrop in Braunschweig.

Es ist ja dem Braunschweigischen Regimente nur einmal und erst gegen Ende des Krieges vergönnt gewesen, bei einer großen Entscheidung an bedeutungsvoller Stelle aufzutreten, nämlich bei Le Mans (vergl. S. 41 f., 153). Diesem Umstande entsprechen auch die vergleichsweise geringen Verluste des Regiments: rund 300 Officiere und Mannschaften Gefechtsabgang während des ganzen Feldzuges. Daß indessen das Regiment auch vor ungewöhnlichen Anforderungen an seine Gefechtskraft nicht versagt haben würde, darf man aus den rühmenden Worten des bekannten Generals v. Schmidt schließen (S. 165 f.), der ganz bestimmt ein Urtheil über solche Dinge hatte. Auch der Verfasser betont mehrfach, was für einen tüchtigen Campagnesoldaten der Braunschweiger abgiebt.

Von dem mancherlei Freud und Leid der Braunschweigischen Soldaten im Felde zu erzählen, hat sich nun der Verfasser, der im Kriege Adjutant beim Major v. Erichsen war, zur Aufgabe gestellt. Er flicht seine Erinnerungen ein in den Rahmen der kriegerischen Operationen, über die er unter gehöriger Benutzung von Otto's Regimentsgeschichte berichtet. Sicherlich ist der Krieg das den ganzen Menschen packende große Erlebniß, und so prägen sich seine vielfältigen Einzelbilder dem Soldaten tief und unverlöschlich ein. Von diesen Bildern läßt Ribbentrop eine lange bunte Reihe an uns vorüberziehen: von der nächtlichen Stunde an, wo die ins Feld

---

1) Persönliche Erinnerungen an die schlimmen Erlebnisse des Leibbataillons vor Vendome am Sylvestertage 1870 sind im Br. Magazin von 1896 Nr. 1 abgedruckt. Diese Skizze ist in Auffassung, Darstellung und Composition eine prächtige Leistung; m[illegible] wohl aufs Wärmste wünschen, daß sich ihr Ve[illegible] Fortsetzungen entschlösse.

2) Br. Magazin 1896 S. 150.

3) Sie standen hier in den Nummern [illegible] 1895 bis 31. Januar 1896.

ziehenden Mannschaften in ihrem Eisenbahnzuge, der mitten auf der Rheinbrücke bei Köln halten muß, die „Wacht am Rhein“ anstimmen, — bis zum letzten Gewehrschusse aus dem zehnten Armeecorps, den (so trifft es sich gerade) der Verfasser selbst auf ein paar afrikanische Chasseurs abdrückt. Er erzählt fließend und anschaulich. Daß die Darstellung eigentliche Höhepunkte erreicht, wird man kaum sagen können; sie ist nüchtern und im Ganzen ohne Schwung und Wucht und Enthusiasmus, wohl aber ist an ihr zu rühmen, daß sie ganz durchweht ist von einem heimathlichen Hauche. Ausgiebig sorgt Ribbentrop dafür, daß wir das Leben seiner Schwarzen von allen Seiten kennen lernen, während er von einer Mittheilung seiner Beobachtungen über das, was außerhalb des Kriegerischen liegt, im Allgemeinen absieht. Mag man dies auch bedauern, so hat es doch den Vortheil, daß der Verfasser seinem Buche so einen sehr einheitlichen und geschlossenen Charakter verleiht. Genug, wer sich eine zusammenhängende Vorstellung davon machen will, wie vor dreißig Jahren drei Tausend Landeskinder in Feindes Land gelebt haben, der wird das unterhaltende Buch mit Befriedigung durchlesen und dem Verfasser dankbar sein, daß er so viele merkwürdige Züge aus großer Zeit der Erinnerung aufbewahrt hat.

Als Bearbeiter der Erinnerungen nennt sich Engelbrecht. Er macht Art und Abgrenzung seiner Thätigkeit in keiner Weise bemerklich, und es erübrigt sich, darüber Vermuthungen auszusprechen.

Einen beachtenswerthen Schmuck des Buches bilden fünfzehn Illustrationen (Autotypien) nach Bildern des Professors v. Eschwege. Einige dieser Bilder sind schon lange im Herzogthume bekannt, so das schöne Bild aus dem Gefechte bei Vendome. Andere mögen neu sein. Sind auch nicht alle Bilder von gleichem Werthe, jedenfalls geben alle eine abgeschlossene Stimmung wieder, und in der Wahl des Gegenstandes ist eine ansprechende Abwechselung innegehalten. Auf manchen Bildern scheint der Künstler Portraitähnlichkeit erstrebt zu haben. Der ruhmreichen schwarzen Uniform, deren Besonderheit freilich im Kriege manchmal eigenartige Folgen hatte (vergl. S. 20, 42, 67, 131), hat er in diesen Illustrationen ein sichtbares Gedächtniß gestiftet.

Wir wünschen dem Buche, dessen Preis mäßig gestellt ist, weite Verbreitung. In den Büchersammlungen der Braunschweigischen Krieger- und Landwehrvereine darf es nicht fehlen. E. H.

Hermann Wolff, Sammlung der Reichs- und Landes-Gesetze für das Herzogthum Braunschweig, Band I. Zweite Auflage. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1900. VIII u. 899 S. 8°. 12,50 M.

An der Wende des Jahrhunderts ist die Gesetzgebung auf fast allen Gebieten, nicht bloß auf dem des Privatrechts, so außerordentlich thätig gewesen, und hat so gewaltige Umwälzungen hervorgerufen, daß es heutzutage selbst dem Juristen schwer wird, sich in der Fülle dieses Stoffes auch nur einigermaßen zurecht zu finden. Ganz und gar aber muß der Laie darauf verzichten, aus der erdrückenden Menge gesetzlicher Vorschriften sich die Kenntniß derjenigen Bestimmungen anzueignen, die in einem modernen Staatswesen nun mal sein Beruf oder seine Stellung als Staatsbürger verlangt. Die amtlichen Gesetzessammlungen, die von Jahr zu Jahr dickleibiger und unübersichtlicher werden, können diesem Mangel nicht abhelfen und sind auch viel zu theuer, um in weiteren Kreisen Eingang zu finden. Da hilft ein Sammelwerk, wie das vorliegende, geradezu einem dringenden Bedürfniß ab. Der Verfasser hat sich deshalb große Verdienste dadurch erworben, daß er mit beneidenswerther Geduld und peinlicher Sorgfalt die sicherlich nicht besonders interessante Arbeit des Zusammentragens der zahllosen Reichs- und Landesgesetze unternommen hat.

Aber das Werk hat keineswegs nur einen compilatorischen Werth. So ist zunächst die systematische Anordnung des Stoffes ein Ergebniß der geistigen Arbeit des Verfassers. Er hat es verstanden, die weitschichtige Materie durch diese Art der Zusammenstellung verhältnißmäßig übersichtlich zu gestalten, wenn uns auch die Gesichtspunkte, unter denen die Gesetze gruppirt sind, nicht überall in dem gleichen Maße zusagen wollen. Auch die Anmerkungen, die den einzelnen Gesetzen beigegeben sind und durch geeignete Verweisungen auf andere Gesetze oder auf die braunschweigische Rechtsprechung den Werth des Buches erhöhen, müssen lediglich dem Verfasser zu Gute gerechnet werden. Wenn er es dabei manchmal unterlassen hat, in diesen Fußnoten auf solche Veränderungen hinzuweisen, welche die privatrechtlichen Bestimmungen einer im Uebrigen öffentlichrechtlichen Materie durch das sogenannte Codificationsprincip des B. G.-B. erlitten haben, z. B. §. 6 des Ges. v. 20. Dec. 1834 (S. 189 des Buches) hinsichtlich der Wirkung von Zahlungen an öffentliche Cassen, so ist diese Beschränkung nicht als ein Nachtheil des Werkes anzusehen. Denn es handelt sich hierbei meistens um Streitfragen, deren Entscheidung nicht in ein derartiges Sammelwerk gehört. Vielleicht hätte der Verfasser sogar die Zahl der Anmerkungen noch vermindern können, jedenfalls aber insoweit, als sie Mißverständnisse hervorzurufen geeignet sind. So ist auf S. 194 ausgeführt, daß die Haftung des Staates für schädigende Handlungen von Beamten nach §§. 89, 31 B. G.-B. zu beurtheilen sei, während dies in Wahrheit nur für schädigende Handlungen des Fiscus gilt und dagegen bei solchen des Staats als Hoheitsobject nach Art. 77 E. B. G.-B. lediglich das Landesrecht für die Schadenersatzfrage entscheidend ist. Auch ist es z. B. nicht richtig, wenn auf S. 61 der §. 4 des Regentschaftsgesetzes für „veraltet“ erklärt wird, da dies Gesetz nicht etwa nur für einen früheren Fall, sondern für alle künftigen Fälle der Thronerledigung gegeben ist. Indessen sind diese und manche ähnliche Versehen zu unbedeutend, als daß sie den Werth des Werkes beeinträchtigen könnten. Der Fachmann wird sie ohnehin leicht selbst einzubessern vermögen. Hinderlicher für den Gebrauch des Sammelwerkes ist es, daß sich in das übrigens ausgezeichnete, mit großem Fleiß ausgearbeitete Sachregister verschiedene Druckfehler eingeschlichen haben,

wie sie sich ja allerdings heutzutage, wo juristische Werke schnell auf den Markt geworfen werden müssen, wenn sie während ihres Erscheinens nicht schon überholt werden sollen, schwerlich ganz vermeiden lassen. Einige Stichproben haben ergeben, daß z. B. unter dem Worte „Hinterlegung" die Verweisungen: Zwangsent. 147, §. 13, 148 II, §. 1; ..... Uebersch. von Pfandverk. der Braunschw. Bank 467 № 190 §. 5 u. dergl. mehr unrichtig sind. Diese und andere kleine Fehler können vielleicht im Schlußbande vom Verfasser selbst noch in einer Zusammenstellung ohne große Mühe richtig gestellt werden. Es würde die Bräuchbarkeit des auf drei Bände berechneten Werkes, dessen Vollendung mit Ungeduld erwartet wird, ohne Zweifel noch wesentlich erhöhen. A. H.

Friedrich Bosse, der Garnisonprediger und Schuldirector Friedrich August Junker zu Braunschweig in seinen Beziehungen zu dem Universitätskanzler August Hermann Niemeyer in Halle sowie zu anderen Schulmännern und Gelehrten seiner Zeit [in: Nachrichten über das Herzogliche Lehrerseminar zu Braunschweig]. Braunschweig, Großklaus u. Strube 1901. 92 S. 4°.

Das stattliche Heft wird als eine Festschrift bezeichnet; es ist dem 150jährigen Bestehen des Braunschweiger Lehrerseminars gewidmet, das zu Ostern 1751 allerdings nur in bescheidenen Anfängen ins Leben gerufen wurde. Der Verfasser hat sich mit der Geschichte dieser Anstalt schon seit längerer Zeit gründlich beschäftigt; seine Schrift „Die Entstehung des Herzoglichen Lehrerseminars zu Braunschweig und seine Entwickelung von 1751—1801" (Braunschweig, 1894) war die Frucht dieser Studien. Jetzt greift er aus den Leitern des Seminars eine Persönlichkeit heraus, die schon früher ein berufener Beurtheiler dieser Verhältnisse, Schulrath Fr. Koldewey, als „einen der verdienstvollsten Pädagogen, die Braunschweig in seinen Mauern gehabt hat", bezeichnete, und führt uns sein Lebensbild in klarer, lichtvoller Weise vor Augen. Er schildert Junkers Elternhaus, seine Schul- und Studienzeit, seine amtliche Thätigkeit in Halle und Magdeburg, um dann auf seine Wirksamkeit in Braunschweig überzugehen, die im Jahre 1798 begann und bis zu seinem Tode († 7. Januar 1816) währte. Dabei zeigt er uns vor Allem auf Grund der im Stadtarchive zu Braunschweig verwahrten Briefschaften Junkers die mannigfaltigen Beziehungen, die dieser zu hervorragenden Schulmännern und Gelehrten der Zeit gehabt hat, wodurch zugleich seine eigene Bedeutung in das rechte Licht gesetzt wird. Es sind dies namentlich der Professor A. H. Niemeyer in Halle, ein Jugendfreund Junkers, die Consistorialräthe G. B. Funk in Magdeburg und J. F. Zöllner in Berlin, Feldprobst J. G. Kletschke in Potsdam, Rector G. N. Fischer in Halberstadt und J. H. Campe in Braunschweig. Auch auf den Lebensgang Niemeyers, der mit Braunschweig mancherlei Verbindungen hatte, geht der Verfasser ein, wie er denn alles, was zur Erklärung jener Schriftstücke und der sonst behandelten Männer, Ereignisse und Verhältnisse beitragen kann, in erschöpfender Weise heranzieht. Er liefert uns so einen wichtigen Beitrag für die Geschichte des geistigen Lebens insbesondere auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens in Braunschweig, wobei er vor Allem auch den fruchtbaren Einfluß hervorhebt, der für dieses von Halle ausging. Auf die Wirksamkeit Junkers als Seminar- und Schuldirector ausführlicher einzugehen, hat den Verfasser der beschränkte Raum verhindert; er stellt uns deine besondere Arbeit hierüber für spätere Zeit in Aussicht.

Hugin-Munin, die Hube bei Einbeck. Skizzen. Einbeck, H. Ehlers 1901. X und 91 S. 8°. 1,50 M.

Der Höhenzug der Hube liegt theils auf Hannoverschem, theils auf Braunschweigischem Grund und Boden. Das vorliegende Buch hat daher auch für uns Interesse, wenngleich sein Hauptinhalt mit der Geschichte der Stadt Einbeck in engster Verbindung steht. Der Verfasser hat etwas gesucht seinen falschen Namen den beiden Raben Odhins (Gedanke und Erinnerung) entlehnt, aber er weiß natürlich, frisch und flott zu erzählen, so daß sein Büchlein mit Recht weiten Kreisen empfohlen werden kann. Es zerfällt in 7 Abschnitte. In ihnen wird uns die Hube in landwirthschaftlicher Beziehung, als Theil von Einbecks Landwehr, in der alten Verkehrsstraße von Nord nach Süd, als Stätte des Hochgerichts und im siebenjährigen Kriege vorgeführt, während die beiden letzten Theile von der Hubewirthschaft und Einbecks Jagdreviere und der Hube in Sage und Dichtung handeln. An einzelnen Stellen, vorzüglich bei den Ereignissen des siebenjährigen Krieges, in denen besonders die Gestalten des Herzogs Ferdinand und des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig hervortreten, hat der Verfasser interessante Aufzeichnungen eines Vorfahren eingeflochten, sonst auch manche mündliche Ueberlieferung aus dortiger Gegend uns mitgetheilt. Außer dem bekannten „Hirschsprunge", einem Denksteine, der dem Herzoge Heinrich Julius gewidmet ist (S. 65), finden S. 73 ff. auch die „Weintröge" Erwähnung, von denen früher schon in diesen Blättern (1896 S. 55 f.) die Rede war, die aber hier zum Theil in poetischem Gewande eine abweichende Erklärung finden. Mit Freude erfahren wir S. 13 von der Fürsorge des Einbecker Magistrats für den einzigen noch erhaltenen Wachtthurm der Stadt, den Klapperthurm; er hat ihn zwar verkauft, aber die Erhaltung des Thurmes als Servitut im Grundbuchartikel des Besitzers eintragen lassen. Ein nachahmenswerthes Beispiel!

Monatsschrift für Handel u. Industrie. Jan. u. Febr. Industrie und Handel unseres Bezirks; Kaufmännisches Lehrlingsheim zu Braunschw.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 5. Rapport des Braunschw. Landwehr-Verbandes vom 1. März 1901.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 1 u. 2. Herbst-Versammlung des Central-Ausschusses des landwirthsch. Central-Vereins zu Br. — 4. Gründung einer Stammzuchtgenossenschaft für Harzvieh. — 7. Sitzung des landwiathsch. Central-Vereins zu Br. am 22. Januar 1901. — 9. Generalversammlung des Landepferdezuchtvereins f. d. Herzogth. Braunschweig.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 9. 5. Mai **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Aus dem Leben Johann Christian Kokens.

Mitgetheilt von J. Merckel.

II. Aus dem kirchlichen Leben in der Stadt Hildesheim.

Waren die Aeußerungen, die Koken über die Schulen zu machen hatte, nichts weniger als erfreulicher Art, so können wir manche von den nachfolgenden Bemerkungen, namentlich so weit sie sich auf das einträchtige Zusammenleben der Protestanten und Katholiken beziehen, nicht ohne eine gewisse Wehmuth lesen. Liegt auf jenem Gebiete des Unterrichts ein gewaltiger Fortschritt offen zu Tage, so müssen wir doch bedauern, daß das damals bestandene Verhältniß der beiden Glaubensgemeinschaften nicht mehr das alte geblieben ist. Doch hören wir ihn selbst diese Verhältnisse schildern.

„Daß in einer Stadt, in welcher eine gemischte religiöse Bevölkerung wohnt, die gesellschaftlichen Verhältnisse sich stets nur mit Rücksicht auf die confessionellen gestalten können, ist leicht erklärlich, und es dürfte nicht ohne allgemeines Interesse sein, aus dem Nachfolgenden zu ersehen, wie die beiden hauptsächlichsten religiösen Parteien in Hildesheim, Protestanten und Katholiken, sich in religiöser und gesellschaftlicher Beziehung mit einander abfanden.

Die Einwohner der mehrgenannten Hauptstadt, worin ich das zweite Decennium meines Lebens zubrachte, waren der Mehrzahl nach Protestanten, aber es waren unter ihnen auch eine nicht geringe Menge Katholiken. Den ersteren waren sechs Kirchen seit der Reformation zu ihrem Gottesdienst eingeräumt, den letzteren außer dem in den ältesten christlichen Zeiten gegründeten Dome noch eine einzeln liegende Kirche und vier andere, die zu den in der Stadt noch befindlichen Klöstern gehörten. Merkwürdigerweise wurde auch in einer der ersterwähnten protestantischen Kirchen abwechselnd katholischer Gottesdienst gehalten, ohne daß die mindeste Störung in den Andachtsübungen der beiden Religionsgesellschaften dadurch herbeigeführt wurde. Dies ruft nun in mir auch die erfreuliche Erinnerung zurück, daß in dem Zusammenleben zweier so verschiedener confessionellen Parteien, die beide ihren religiösen Ansichten treu ergeben waren, durchaus kein Zwiespalt, keine Spur von Mangel an gegenseitiger Duldung sich erkennen ließ. Sie lebten friedlich und freundlich mit und neben einander und Keiner ging darauf aus, den Andern in seinem Glauben und in der äußeren Darlegung desselben zu beeinträchtigen oder zu stören. Im gesellschaftlichen Leben zeigte sich keine Spur von einer Spaltung wegen der Verschiedenheit der religiösen Vorstellungen, keine Verspottung oder gar Feindseligkeit derselben, ohne daß man die beiden Parteien einer Indolenz über Glaubenssachen hätte beschuldigen können. Ein Beispiel für unsere Zeit! Die Katholiken waren allerdings eifrig in der Beobachtung ihrer Religionsgebräuche, und duldeten es nicht, wenn vielleicht ein Protestant, entweder aus Leichtsinn oder Rücksichtslosigkeit, öffentlich etwas that, das sie in ihrer Andacht störte, außerdem aber ließen sie es sich gern gefallen, daß die Protestanten ihrem Gottesdienste in und außer der Kirche beiwohnten, wie dies, wegen der pomphaften, in den Sinn fallenden Feierlichkeiten, womit derselbe verbunden war, häufig geschah, sobald nur dadurch keine wirkliche Störung entstand. So war es gewöhnlich, daß die Protestanten in großer Zahl den von den Katholiken am Charfreitage und Frohnleichnamstage veranstalteten Processionen zuschauten, nur war es keinem zu rathen, daß er, wenn z. B. die Katholiken ihr Haupt entblößten, dies hätte unterlassen wollen. Er setzte sich dann einer bitteren und oft thätlichen Rüge aus, und das mit Recht, um so mehr, als der Bezirk, in dem diese Processionen vorgenommen wurden, recht eigentlich den Katholiken gehörte, da er nur die nächste Umgebung des Domes und das Innere desselben begriff. Die Protestanten besuchten häufig katholische Kirchen, theils um der eigenthümlichen und glänzenden Ceremonien willen, theils aber auch, um einen Prediger zu hören, dessen Vortrag ihnen gefiel, und ich muß gestehen, daß es nicht selten solche gab, die manchen protestantischen Prediger im Inhalt sowohl als Vortrage seiner Predigten übertrafen. Selten war es dagegen der Fall, daß Katholiken dem protestantischen Gottesdienste beiwohnten, der freilich auch für sie, welche einen feierlichen Cultus gewöhnt, nichts Anziehendes hatte. Auch muß ich bemerken, daß ich nur in wenigen Fällen eine polemische Predigt katholischer Geistlichen gehört habe, die Protestanten enthielten sich solcher gänzlich.

Daß die katholische Geistlichkeit bei Weitem zahlreicher war, liegt in der Natur der Sache, da außer dem Domcapitel noch vier stark besetzte Klöster da waren. Aber in den freundschaftlichen Beziehungen, in denen diese Welt- und Klostergeistlichen zu den Protestanten standen, liegt der sicherste Beweis des guten Einvernehmens der Religionsparteien. Im geselligen Leben fand man Domherren und andere Weltgeistliche mit Protestanten in den Zirkeln vereinigt, die zu beider Erholung und Vergnügen dienten, und es würde einem Fremden sehr schwer geworden sein, die Männer von verschiedenem Glauben zu unterscheiden. So zeigte sich auch im Privatverhältniß recht klar das Uebersehen der Meinungsverschiedenheit, sowohl im Geschäftsleben, als im Umgange.

1. Das Kloster der Kapuziner.

Dem Hause meines Großvaters in Hildesheim, in welchem ich vom 9. bis 19. Jahre lebte, gerade gegenüber lag das Kloster der Kapuziner, Bettelmönchorden des heiligen Franciscus von Assisi, Barfüßer genannt, weil sie keine Schuhe und Strümpfe, sondern nur Sandalen trugen, Kapuziner, weil an dem groben härenen Gewande, das ihre einzige Bekleidung war, die auf bloßem Leibe getragen wurde, seitwärts eine Kapuze befestigt war, die sie über den Kopf ziehen konnten und ihnen so statt aller Kopfbedeckung diente.

Der bei weitem größte Theil von ihnen war aus dem Bauernstande ins Kloster getreten, daher waren sie meistens dicke, kräftige, gesunde Gestalten, freilich ohne geistige Bildung, die sich nur bei Wenigen fand, welche dann zu den eigentlichen geistlichen Functionen, Predigen, Messe lesen, Beichte hören u. a. gebraucht wurden.

Uebrigens fand sich unter allen eine achtbare Einfalt und Sitte und auch theilweis ein hoher Grad von Gutmüthigkeit und Neigung zu freundschaftlichen Verbindungen selbst mit Laien. Vorzüglich zeigten sie eine wirklich herzliche Zuneigung zu Kindern, und nichts machte sie froher, als sich mit ihnen zu unterhalten und sie durch Kleinigkeiten, Blumen, Bildnisse und dergleichen zu erfreuen, wovon ich selbst häufig Beweise erhalten habe. Ich durfte, so oft ich wollte, zu ihnen kommen, sie mit meinen kindlichen Einfällen unterhalten und ging nie ohne ein kleines Geschenk wieder weg. Hinter dem Kloster lag ein ziemlich großer, mit einer Mauer eingehegter Garten, der zum Gemüsebau benutzt und von den Mönchen selbst bearbeitet wurde. Es hatte aber auch jeder von ihnen, der es wünschte, einen kleinen Fleck für sich, in welchem er Blumen ziehen durfte. Da sie in den Familien der vornehmeren Laien Zutritt hatten, so erhielten sie Gelegenheit, sich Pflanzen und wirklich schöne Blumen, Nelken, Aurikeln, Levkojen von ihnen zu verschaffen und pflegten diese dann mit äußerster Sorgfalt. Von solchen mir dann und wann Ableger zu schenken, machte ihnen Freude und mir erwuchs dadurch die Neigung zur Blumenzucht, die mich bis in mein hohes Alter nicht wieder verlassen hat und der ich manche freudige Erholung von meinen Arbeiten und einen großen Vortheil für meine Gesundheit verdanke. Wenn ich an jene Neigung dieser guten Mönche zur Kinder- und Blumenwelt denke, so scheint es mir, daß dies dadurch entstanden sein möge, daß sie größtentheils in frühen Lebensjahren, da sie noch wenig durch das Leben im Kreise Erwachsener an Sitte und Einfalt und an Einfachheit der Empfindung verloren hatten, in dies abgeschiedene Leben eintraten und aus ihrer Kindheit jenen Zug zur Natur, mit der sie in ihrem kindlichen Leben vorzüglich Verkehr gehabt hatten, mitbrachten, der ihnen, die sie dann ausgeschlossen waren von den Ergötzungen der übrigen weltlichen Menschen, allein Ersatz bot. Ich muß dabei bemerken, daß auch ein großer Unterschied zwischen ihrem Leben und dem anderer Mönche in den reichen Benedictiner- und Cistercienser-Klöstern bestand, die wegen der in ihnen herrschenden Ueppigkeit und selbst Lasterhaftigkeit so verrufen sind. Ihre Lebensweise war, wenn auch nicht dürftig und bettelhaft, wie man nach der Benennung Bettelmönche denken könnte, doch höchst einfach und mäßig, sie aßen und tranken gut, wie in einer wohlhabenden Familie, aber nie konnte bei ihnen Völlerei einreißen, da sie ihren Unterhalt außer von den frommen Gaben nicht bloß von Katholiken, sondern auch vielen Protestanten und von den ihnen zufließenden Unterstützungen der reichen Klöster hatten.

Ich habe mich wohl zu lange bei diesem Thema verweilt, weil ich mich nicht ohne Freude an jene Jahre erinnern kann, in denen mir so manches kindliche Vergnügen von diesen guten Menschen bereitet wurde.

Mein Großvater stand als Nachbar, als aufgeklärter und das Gute, wo er es fand, liebender Mann und zugleich als weltlicher Rathgeber der Mönche in Fällen, wo ihnen die Kenntniß der Welt und selbst des Rechtes abging, in sehr freundlichem Verhältniß mit ihnen, er besuchte sie, diese ihn öfters. Er unterhielt sich gern mit ihnen und freute sich ihres meistens gesunden, natürlichen und billigen Urtheils über solche Gegenstände, die außer dem Bereich der Religion lagen und die sie kannten, oder die er sich freute, ihnen bekannt zu machen, und sie hielten sehr viel auf sein in der That sehr verständiges Urtheil und nahmen selbst einen aufrichtigen und herzlichen Theil an den Ereignissen in seiner Familie und den Mitgliedern derselben.

Ein Mal im Jahre wurde mein Großvater zu einem Gastmahl geladen, welches der Guardian (so hieß der Vorsteher des Klosters) mehreren angesehenen Männern gab, mit denen er besonders befreundet war. Dann wurde ich jedesmal ausdrücklich mit gebeten und ich erinnere mich dieses Ereignisses als eines solchen, das für mich einen Glanzpunkt in meinem Jugendleben ausmachte.

Mittags mit dem Schlage 12 verfügten wir uns in das Kloster, an dessen Eingange uns der Guardian empfing und uns in das Refectorium (Remter genannt) führte. Bald waren die Gäste sämmtlich da.

Das Refectorium bildete einen sehr langen und breiten Saal. An der oberen Breitseite stand eine Tafel, die im Voraus mit feinem und schneeweißem Tischtuch, Servietten, Messern und Gabeln versehen war.

An beiden Langseiten standen an jeder zwei fein polirte Tische, nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt und hinter ihnen an der Wand eine ebenfalls recht saubere Bank. Auf den Tischen befand sich kein Weißzeug, nur war für jeden Mönch ein geglättetes kleines Brett gelegt, nebst Messer und Gabel und einem irdenen Napfe, etwa ein halbes Quartiermaaß. An der unteren Breitseite des Saales, wo sich ein großer eiserner Ofen befand, war in der Wand eine Oeffnung angebracht, mit Klappe verschlossen, welche in die Küche ging.

Wenn die Gäste alle da waren, traten auf einen Wink des Guardians die Mönche hinter einander ein, warfen sich beim Eintritt nieder und küßten den Boden, worauf sie die Gäste begrüßten und von ihnen begrüßt wurden, Alles in der größten Stille.

Hierauf nöthigte der Guardian die Gäste auf die für sie hingestellten Stühle an der oberen Quertafel, und gleich nachher setzten sich die Mönche auf ihre Plätze.

Auf ein gegebenes Zeichen des Guardians öffnete sich die nach der Küche angebrachte Klappe und durch die Oeffnung, welche durch sie verschlossen war, schob man mehrere Bretter herein, auf deren einem eine Anzahl porzellanener Teller und auf den übrigen irdene Näpfchen standen mit Suppe gefüllt. Die ersten wurden dann von den dienenden Brüdern den Gästen und die letzteren den Mönchen vorgesetzt.

Die Mahlzeit begann, und in diesem Augenblick erhob sich der Pater lector von seinem Sitze und fing eine Vorlesung aus einem dazu bereitgehaltenen Brevier an. Einer der Gäste jedoch (meistens mein Großvater) richtete sogleich die Bitte an den Guardian, für heute, damit die Gäste das Vergnügen einer allgemeinen Unterhaltung genießen könnten, die Vorlesung einzustellen. Dies geschah, und nun entspann sich anfangs unter den Gästen und dem Guardian ein Gespräch über allgemeine Gegenstände, Tages-Neuigkeiten, Ackerbau, Blumenzucht und dergl., in welches nach und nach auch mehrere der Mönche hineingezogen wurden. Wissenschaftliche und vor Allem religiöse Gegenstände wurden ganz vermieden.

Auf ähnliche Weise wurden in nicht zu kurzen Zwischenräumen die übrigen Gänge einer nicht splendiden, aber durch einfache, kräftige und köstlich bereitete Speisen in der That leckeren Mahlzeit aufgetragen und behaglich und unter fortwährender, lebhafter und nicht selten unschuldig scherzhafter Unterhaltung während voller zwei Stunden verzehrt.

Den Gästen waren Gläser und Karaffen mit einem guten Landwein vorgesetzt, dienende Brüder trugen von Zeit zu Zeit, auf ein Zeichen des Guardians, große Flaschen mit Wein herbei und schenkten jedem Mönch den vor ihm stehenden irdenen Krug voll, den sie dann auf einen Zug leerten, wobei dann gemeiniglich von einem der Gäste ein Toast ausgebracht wurde. Alles blieb in den Grenzen des Anstandes und der Mäßigkeit. Um 2 Uhr wurde zur Hora geläutet und sogleich erhoben sich die Mönche und schritten hinter einander in derselben Reihenfolge, in welcher sie in das Refectorium eingetreten waren, wieder hinaus, nachdem sie vorher die Erde geküßt hatten.

Einer der Gäste ersuchte den Guardian, den Herren Patres zu erlauben, daß sie nach beendigter Hora wieder zur Gesellschaft zurückkehrten, was dann auch zugestanden wurde.

Nach dieser Beendigung des Mahles wurde den Gästen Caffee und Pfeife präsentirt. Die Mönche erschienen nach einer halben Stunde wieder und nun wurden Damenbretter hereingebracht, an denen sich die Mönche unter einander und mit einigen der Gäste, die dazu Lust zeigten, durch das Brettspiel ergötzten, woran die Mönche großes Vergnügen zu finden schienen, und in demselben eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit zeigten. Dies währte bis gegen 5 Uhr, wo sich dann die älteren Gäste empfahlen, nachdem der Guardian an meinen Großvater die Bitte richtete, uns Knaben noch da zu lassen. Wir unterhielten uns nun mit den Mönchen theils durch gemeinschaftliche Brettpartien, theils durch Spaziergänge im Garten, bis etwa um 8 Uhr, wo ein frugales Abendessen das Fest schloß, das uns ein wahrhaft großes Vergnügen und nicht minder den Mönchen gemacht hatte, deren Augen vor Freude leuchteten, wenn sie sich mit uns unterhielten und einen sicheren Beweis gaben, daß die guten Leute reine und unschuldige Freude zu schätzen wußten und nicht den Schilderungen entsprachen, welche, zum Theil mit empörender Wahrheit, von dem Mönchsleben gemacht werden. Ich kann auch völlig überzeugt sein, daß mein Großvater uns nie den Umgang mit diesen Kapuzinern so unbedingt erlaubt hätte, wenn er das Mindeste für unsere Sittlichkeit zu fürchten Ursache gefunden hätte.

2. Die Simonie und ihre Gräuel.

Es war ein großer Uebelstand, daß durch die Folgen der Reformation Katholiken lutherische Pfarren und Protestanten katholische Pfründen zu besetzen das Recht hatten. Beide machten sich kein Gewissen daraus, diese geistlichen Aemter an den Meistbietenden zu verkaufen, und es fanden sich leider gewissenlose Männer genug, welche, so wenig die Wichtigkeit ihres Berufes erkennend und nur darauf bedacht, sich die Einnahme von ihrem Amte zu beschaffen, kein Bedenken dabei fanden, die Käufer zu sein. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts war daher ein solcher schmählicher Handel etwas ganz Gewöhnliches und wurde öffentlich getrieben. Katholische Edelleute und die Vorsteher der reichen Klöster (Benedictiner und Cistercienser) boten erledigte protestantische Pfarren zum Kauf aus, es wurde darauf öffentlich geboten und der Zuschlag gegeben!

Aber auch Protestanten hielten es nicht für unerlaubt, katholische Pfründen, die sie zu vergeben hatten, für bedeutende Summen zu verkaufen. So hatte die Familie B. zwei Canonicate an der katholischen Kreuzkirche in Hildesheim zu besetzen, und es wurde kein Hehl daraus gemacht, daß dies bei vorkommenden Fällen eine Einnahme von 2000 bis 3000 Thaler für die Familie ausmachte. Ich habe selbst zwei übrigens ehrenwerthe katholische Geistliche gekannt, von denen mein Großvater selbst mir sagte, daß sie an 3000 Thaler für ihre Pfründe bezahlt hätten.

Es ist kaum begreiflich, wie in jenen Zeiten, die man schon die aufgeklärten nannte, solcher Frevel für eine völlig erlaubte Handlung gelten und von sonst rechtlichen und verständigen Männern geübt werden konnte.

3. Prediger-Wahl in der Stadt Hildesheim.

Die protestantische Gemeinde in Hildesheim hatte das Wahlrecht ihrer Prediger, eine höchst löbliche und vernunftgemäße Sache, wenn sie auf die gehörige Weise geschah. Aber man höre und staune, wenn ich aus eigener Erfahrung erzähle, daß zu einer dieser Predigerstellen sich sechs Candidaten als Bewerber einfanden, und daß es überall bekannt und ausgemacht war, daß diese Candidaten sich die Stimmen-Mehrheit dadurch zu verschaffen suchten, daß sie die ärmeren Mitglieder der Gemeinde, deren die Mehrzahl war, für sich zu gewinnen suchten, indem sie dieselben in verschiedenen Wirthschaften mit Wein und Branntwein bewirtheten und auch außerdem durch andere Geschenke zu bestechen suchten. Ein solcher Scandal wurde geduldet und man fand selbst nichts Auffallendes dabei. Selbst bei der Wahl, welche in der Kirche vorgenommen wurde, reichte man Wein und Branntwein in solchem Maße, daß viele der Wähler betrunken wurden und ein solcher Unfug entstand, daß man nachher die Kirche säubern mußte, ehe Gottesdienst darin gehalten werden konnte.

Das war am Ende des 18. Jahrhunderts, für die strenge Wahrheit bürge ich.

Ein katholischer Geistlicher, der eine lutherische Pfarre zu vergeben hatte, gab das erste gute Beispiel eines gewissenhaften und rechtlichen Betragens. Er lud alle Candidaten, welche um die Pfarre anhalten wollten, durch eine Bekanntmachung in den Tagesblättern ein, sich bei ihm zu melden, und bestimmte,

> daß sie sich sämmtlich an einem bestimmten Tage in der Jakobi-Kirche versammeln und dort unter strenger Aufsicht eine Anzahl von Fragen, welche von angesehenen lutherischen Predigern aufgestellt waren, schriftlich beantworten sollten. Nachher sollten drei von ihm gewählte lutherische Geistliche, die im Rufe der strengen Rechtlichkeit und großer Gelehrsamkeit standen, die abgegebenen Beantwortungen begutachten, und nach ihrem Gutachten drei Candidaten bestimmen, deren Antworten als die besten erkannt waren. Diese sollten vor der Gemeinde Probepredigt halten, und die Gemeinde sollte einen von ihnen wählen.

Und so geschah es, und die Gemeinde erhielt einen sehr würdigen Seelsorger. Dies Vorgehen machte tiefen Eindruck und trug vorzüglich dazu bei, daß jene schändliche Simonie aufhörte.

Bis dahin hatte die lutherische Oberbehörde (das Consistorium) es nicht gewagt, den Simonie-Eid schwören zu lassen, weil sie fürchten mußte, noch obendrein den Candidaten zum Meineid zu verführen.

4. Die katholische Kirche und ihr Einfluß auf das Volk.

Die Lebensart der Mönche, wenigstens derjenigen in den reichen Klöstern, wirkte höchst schädlich durch ihr Beispiel auf die Sittlichkeit der Laien. Außerdem bestand aber ein wirklich böser Einfluß derselben auch darin, daß sie durch die Spenden an ärmere Laien, die ihnen durch ihre Ordensregeln zur Pflicht gemacht wurden, und die ohne allen Unterschied der Person gemacht wurden, das Volk an Faulheit und Bettelei gewöhnten, so daß man in der nächsten Umgebung solcher Klöster eine Masse fauler und lüderlicher Tagediebe und Bettler fand, die sich auf jene Spenden verließen und es bequemer fanden, sich von Anderen ernähren zu lassen, als durch ihrer Hände Arbeit sich selbst zu ernähren. Diese Bettler begnügten sich aber nicht mit den Almosen, die sie von den Klöstern empfingen, sondern fielen nun auch dem übrigen Publicum zur Last, so daß dieses sich vor unverschämter Bettelei nicht zu retten wußte, da auch keine Polizei existirte; die hier Abhülfe zu thun besorgt gewesen wäre.

Ich erinnere mich, daß in meines Großvaters Haus sich jeden Sonnabend eine Unzahl von Bettlern einfand, an welche Almosen vertheilt werden mußten, wenn man sich ihrer entledigen wollte. Viele wußten es sogar zu machen, daß sie doppelte Almosen erhielten, indem sie ihre Kleidung wechselten und dann nicht erkannt wurde, daß sie schon einmal da gewesen waren.

Wenn es sich auch nicht läugnen läßt, daß die Klöster nicht ohne allen guten Einfluß waren, indem es unter der Zahl fauler Bänche, die in ihnen ernährt wurden, auch einzelne Mönche gab, die durch wahre Religiösität und durch Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst sich auszeichneten, so war doch der Nachtheil, der durch sie entstand, überwiegend, und man kann nicht in Abrede stellen, daß ihre Einziehung, die erst im 19. Jahrhundert durchgreifend stattfand, als eine Wohlthat für die Menschheit betrachtet werden muß.

Um diese Behauptung zu begründen, reicht schon der eine Umstand hin, daß eine bedeutende Anzahl körperlich und geistig gesunder und begabter Menschen nicht angehalten wurden, ihre Kräfte zu gebrauchen und sich und der Menschheit nützlich zu werden, da sie vorher sich verleiten ließen, ein sogenanntes ascetisches Leben — d. h. Unthätigkeit — vorzuziehen, und schon in ihrer Jugend dem Nichtsthun sich zu ergeben, sobald ihnen die Möglichkeit gegeben wurde, in einem Kloster ihr Leben zuzubringen, was in der Regel nur davon abhing, ob sie dem Kloster ein gewisses Vermögen zubringen konnten.

5. Die Nonnenklöster.

Es waren deren zwei in Hildesheim; das eine war von der strengen Regel, Annunciaten-Kloster, das andere (Benedictinerinnen) das Magdalenen-Kloster (auch Sülzen-Kloster genannt).

Sie hatten nicht den üblen Einfluß, wie die Mönchsklöster. Von Unsittlichkeit war in ihnen nichts zu erkennen, und dagegen hatten sie in vielen Fällen das Gute, daß Mädchen, die unverheirathet blieben, in ihnen ein sorgenloses, ruhiges Leben führten, und sich dabei mit weiblichen Arbeiten beschäftigten, die ihnen und auch dem Publicum zu Nutze kamen. Wie manche tüchtige, feine und nette Arbeit wurde in ihnen ver-

fertigt und zum Nutzen des Klosters verkauft. Man traf in ihnen recht ehrenwerthe, stillfreundliche und harmlose Frauenzimmer an, die, wenn man sie näher kennen lernte, hohe Achtung verdienten.

Dagegen war es freilich nicht selten betrübend, wie junge Mädchen, die einen Mann hätten beglücken und im häuslichen Leben sich um eine ganze Familie hätten verdient machen und dabei den eigentlichen Zweck des Weibes hätten erfüllen können, aus Bigotterie oder aus übertriebener Sorge der Eltern für deren Subsistenz, wenn sie sich nicht verheiratheten, gezwungen wurden, sich in ein Kloster zu vergraben, statt ihre körperlichen und geistigen Anlagen der Welt zu Gute kommen zu lassen. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe bei der Feierlichkeit zugegen war, in welcher zwei junge schöne Mädchen aus guter Familie ihr Klostergelübde ablegten, die mit offenbarem Widerwillen, von ihren Eltern gezwungen, diesen Schritt thaten und durch ihre tiefe Traurigkeit bei der Ceremonie ein so allgemeines Mitleid der Zuschauer erregten, daß ihre Thränen mit denen vieler Anwesenden sich mischten. Es wurde selbst von Vielen vermuthet, daß durch ihren Eintritt in das Kloster Bande zerrissen würden, die sie schon für das Leben geknüpft hatten. Beide Fälle waren offenbar eine Folge der Bigotterie der Eltern, die vielleicht ihre Sünden durch dies Opfer, welches sie nach ihrer Meinung dem Himmel brachten, zu sühnen suchten. Dies war eine grelle Schattenseite des sonst nicht zu tadelnden Klosterlebens und erregte Widerwillen gegen dasselbe bei allen Unbefangenen.

Auch hatte das Zusammenleben der Nonnen manche böse Seite. Es herrschte unter ihnen selten Eintracht und noch seltener Freundschaft. Die weiblichen Interessen standen zu häufig im Widerstreit, und es fand Eifersucht, Neid, Parteiung statt, wodurch sie sich gegenseitig das Leben verbitterten. Dies war auch wohl in den Mönchsklöstern der Fall, allein doch nicht so häufig als unter den Weibern, weil im Allgemeinen Männer sich eher vertragen und einmüthiger sind, als Weiber.

Das Leben der Annunciaten (von der strengen Regel) hatte etwas wahrhaft Unmenschliches. Durch ihren Eintritt in das Kloster wurden sie für ihr ganzes späteres Leben völlig von der übrigen Welt abgeschnitten. Sie sahen selbst ihre Eltern und Geschwister niemals wieder. Ich weiß ein Beispiel, daß eine solche Nonne in eine gefährliche Krankheit verfiel, so daß ihr Bruder, ein geschickter Arzt, zu Hülfe gerufen wurde. Selbst dieser durfte sie, während er ihren Zustand untersuchte, nicht sehen, sondern mußte ihren Puls fühlen, indem sie ihre Hand durch einen Vorhang, hinter welchem sie verborgen, hindurch steckte.

Weniger hart war das Schicksal der Sülzen (Benedictinerinnen). Sie durften freilich nie die Ringmauer des Klosters verlassen, allein sie konnten, mit Erlaubniß ihrer Vorsteherin (Domina), Besuche von Verwandten, (selbst männlichen Verwandten) und Freundinnen im Sprechzimmer empfangen, und sich, so lange jene Erlaubniß dauerte, durch das Sprachgitter mit ihnen unterhalten, auch täglich in dem Klostergarten, der indeß durch eine hohe Mauer abgesondert war, spazieren gehen. Sie beschäftigten sich vorzüglich mit weiblichen Arbeiten, Nähen, Stricken, Sticken und dergleichen, und die feinsten Arbeiten solcher Art waren in ihrem Kloster zu kaufen. Vorzüglich berühmt war ein von ihnen verfertigtes Gebäck aus Mehl, Honig und Gewürz, welches, weil es in Form von Fischen gebacken war, schlechthin Nonnenfische hieß. Wir Knaben und Jünglinge hielten es für einen großen Leckerbissen und wandten manchen Groschen daran.

Um es zu erhalten, verfügten wir uns in den Vorraum des Klosters und zogen eine daselbst befindliche Schelle. Es erschien dann eine Laienschwester (dienende Schwester), der wir unser Begehren kund thaten. Sie drehte dann eine Maschine, die dazu eingerichtet war und zwei offene Seiten hatte, herum, und nachdem wir unser Geld hineingelegt hatten, drehte sie die Maschine, in welche sie die uns zukommenden Nonnenfische gelegt hatte, so, daß wir dieselben hinnehmen konnten.

6. Die Weltgeistlichkeit und ihr Einfluß.

Die Domherren (Dom-Capitulare) waren unter den sogenannten Weltgeistlichen die vornehmsten und reichsten, ja in der That selbst vornehmer und reicher als die meisten Laien. Der Dom, eine unweltliche Stiftung aus der Zeit Ludwig's des Frommen, war mit überreichlichem Besitzthum in Grundeigenthum, sowie in Capitalien und Kostbarkeiten durch die Frömmigkeit früherer Zeiten begabt, so daß die ursprünglich zu gottesdienstlichen Verrichtungen bestimmten Priester große Einkünfte besaßen und das aus ihnen bestehende Capitel (Domcapitel) selbst über einen Theil des Ländchens Hildesheim eine Oberhoheit ausübte. Dieser Theil hieß die Domprobstei und war der reichste und fruchtbarste Theil des Landes.

Die eigentlichen Mitglieder dieses Capitels mußten von altem Adel sein und ihre 16 Ahnen zählen. Es gab unter ihren Pfründen solche, die 10000 Thaler jährlich eintrugen. Im Fortgange der Zeit hatten sie sich ihrer geistlichen Functionen sehr entwöhnt, indem Stellvertreter für sie bestellt wurden unter dem Namen „Vicarii“, so daß den Domherren oder Capitularen selbst nur bei einzelnen Veranlassungen priesterliche Verrichtungen oblagen. Dies ging so weit, daß die Domcapitulare nur einen Viertheil des Jahres in Hildesheim zu wohnen genöthigt waren (Residenz zu nehmen), aber selbst in diesen Fällen waren sie oft nur den ersten und letzten Tag dieses Vierteljahres anwesend und wohnten dem Gottesdienste bei. Uebrigens durften sie sich aufhalten, wo sie wollten, da die Vicarii ihren Dienst verrichteten.

Grabstätten der Welfen.

43. Stettin.

Die Hauptbegräbnißstätte des Pommerschen Herzogshauses war Stettin, wo J. K. K. Oelrichs [1]) vier

1) Joh. Karl Konr. Oelrichs, De Pomeraniae ducum Rugiaeque principum sepulcris (Rostochii 1759) S. V ff. Dankenswerthe Nachweise über die Grabstätten in Pommern erhielt ich auch durch Herrn Archivrath Dr. Winter in Stettin.

Gotteshäuser aufführt, die Fürstliche Grabstellen enthalten. Steinmann geht auf diese Pommerschen Fürstinnen nicht ein, er erwähnt S. 152 ff. hier nur die Gemahlin des späteren Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Elisabeth Christine Ulrike, die zunächst in dem Mausoleum ihres Landsitzes vor dem Königsthore, dann in der Schloßkirche zu Stettin beigesetzt wurde. Aber noch drei andere Braunschweigische Fürstentöchter haben hier ihre letzte Ruhe gefunden. Zuerst Margarethe, die Gemahlin Herzog Barnim's I. von Pommern, die von den Einen als Tochter Herzog Otto's des Kindes, von den Andern als des Pfalzgrafen Heinrich bezeichnet wird. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Frage näher einzugehen. Sie starb am 26. März 1263 und ward im Jungfrauenkloster zu Stettin begraben, das später zu einem Zeughause umgewandelt wurde [2]). Ihr Gemahl starb am 13. November 1278 und wurde in der von ihm erbauten Marienkirche begraben [3]). Sein Enkel, Herzog Barnim III., ließ die St. Otten- oder Schloßkirche errichten. Hier fand seine Gemahlin Agnes, die im Jahre 1371 verschied, die letzte Ruhe [4]). Auch deren Vater ist noch strittig. Sie galt früher als die Tochter Herzog Otto's des Milden zu Braunschweig und Lüneburg, während die neueren Forscher sie dem Herzoge Otto dem Strengen zu Braunschweig und Lüneburg zuweisen. Sicher dagegen ist die Abkunft der letzten Welfin, die hier als Pommersche Herzogin ruht. Es ist dies Herzogin Anna, die Tochter Herzog Heinrich's des Mittleren zu Braunschweig und Lüneburg, die sich am 2. Februar 1525 mit dem Herzoge Barnim XI. von Pommern-Stettin vermählte, am 6. November 1568 verstarb und am „12. desselben Monats in der Schloßkirchen zu St. Otten schlecht, doch fürstlich zu ihrem Ruh- oder Schlaff Kämmerlein bracht“ worden ist [5]). Die Fürstliche Gruft liegt unter dem Chore der Kirche, soll jetzt aber nicht mehr zugänglich sein.

Außer Stettin sind hier in Pommern noch Kloster Verchen, Wolgast und Franzburg zu berücksichtigen. Ueber Barth und Rügenwalde hat Steinmann S. 285 und 135 bereits gehandelt

44. Verchen.

Im Jungfrauenkloster bei Verchen unweit Demmin am Cummeroschen See soll nach Th. Kantzow [6]) Katharina, die Tochter Herzog Bernhard's I. zu Braunschweig und Lüneburg, begraben liegen, die sich mit Herzog Kasimir VI. von Pommern-Stettin vermählte. Sie starb im Jahre 1429 nach dem 6. Mai. Den genauen Todestag der Fürstin wissen wir ebenso wenig wie den Geburts- und Hochzeitstag. Auch ist jetzt von ihrer Grabstätte keine Spur mehr erhalten [7]). Ihr Gemahl, der am 13. April 1434 starb, ist in der St. Ottenkirche zu Stettin begraben [8]).

2) Th. Kantzow Pomerania, hg. von Kosegarten I S. 256.
3) Ebenda S. 266 f.
4) Ebenda S. 395.
5) Hausbuch Joachim's v. Wedel (Stuttgarter Litter. Verein 161) S. 221.
6) Pomerania II. B. S. 30.
7) H. Lemcke, Bau- und Kunstdenkmäler des Reg.-Bezirks Stettin, Heft I S. 63 ff.
8) Pomerania II. B. S. 40.

45. Wolgast.

Von der Hochzeit der Herzogin Sophie Hedwig, der Tochter des Herzogs Julius zu Braunschweig und Lüneburg, die sich am 20. October 1577 zu Wolgast mit dem Herzoge Ernst Ludwig von Pommern vermählte, ist in diesem Blatte schon bei früherer Gelegenheit die Rede gewesen [9]). Die Ehe wurde schon am 17. Juni 1592 durch den Tod des Gatten gelöst, der in der Stadtkirche St. Petri zu Wolgast am 19. Juli dess. J. feierlich beigesetzt wurde. Die Wittwe siedelte dann nach ihrem Leibgedinge zu Loitz über, wo sie am 30. Januar 1631 gestorben ist. Es hat weit über ein Jahr bis zum 22. October 1632 gewährt, bis auch sie in der Kirche zu Wolgast an der Seite ihres Gemahls bestattet wurde [10]). Von dem prächtigen Leichenbegängniß, das hier erfolgte, ist eine ausführliche Beschreibung im Druck erschienen, die auch die eingegrabenen Inschriften des Zinnsarges genau wiedergiebt [11]). In der Wolgaster Kirche ist jetzt keine Erinnerung an die Fürstin mehr vorhanden [12]). Die Gruft selbst, die unter dem Altarraume liegt, ward im August 1638 in schändlichster Weise zerstört; die Särge wurden erbrochen und die geplünderten Leichen durch einander geworfen [13]).

46. Franzburg (Neuencamp).

Am 8. September 1572 vermählte sich Herzog Bogislaw XIII. von Pommern, der die Aemter Barth und Campe besaß, mit Clara, der Tochter des Herzogs Franz zu Braunschweig-Lüneburg-Gifhorn, die vorher (1565) mit dem Fürsten Bernhard VII. von Anhalt († 1. März 1570) verheirathet gewesen war. Die Feier fand zum Neuen Campe statt, wo der Herzog im Jahre 1580 die alten baufälligen Klostergebäude abbrechen und ein neues stattliches Residenzschloß aufführen ließ, das nach seinem Schwiegervater, dem Herzog Franz von Gifhorn, Franzburg genannt wurde. Der Name ging dann auch auf das Städtlein, das bei dem Schlosse angelegt wurde, und auf das Amt über [14]). Die Herzogin Clara, nach den Worten Joachims v. Wedel [15]) „eine fast tugendreiche Fürstin, so neben einem stattlichen Heirathgut ihrem Herrn viel Glück und Seegen mit ins Land gebracht“, hat in jenem Schlosse in der Nacht vom 25. zum 26. Januar 1598 ihr Leben beschlossen. Am 16. Februar ist sie hier in Franzburg auch beigesetzt worden; der Generalsuperintendent Dr Friedr. Runge hielt ihr die Leichenpredigt [16]). Ein Grabdenkmal der Fürstin ist nicht mehr erhalten. Von den elf Kindern, die sie ihrem zweiten Gemahle geboren hat, überlebten sie fünf Söhne und zwei Töchter.

9) Br. Magazin 1900 S. 19.
10) Graf Behr und v. Bohlen, Personalien und Leich-Processionen der Herzoge von Pommern 1560—1663 S. 99 ff.
11) Ebenda S. 493 ff.
12) v. Haselberg Baudenkmäler des Reg.-Bezirks Stralsund H. II S. 175 ff.
13) Oelrichs a. a. O. S. X ff.
14) Graf Behr und v. Bohlen a. a. O. S. 184 ff.
15) Hausbuch S. 370.
16) Oelrichs a. a. O. S. II.

Der dritte jener Söhne, Bogislaw XIV., vereinigte demnächst durch Erbschaft ganz Pommern unter seiner Regierung, aber er starb am 10. März 1637 kinderlos. Da auch seine Brüder keine Nachkommenschaft hinterlassen hatten, so ist mit ihm der Mannesstamm des Pommerschen Fürstenhauses ausgestorben.

In dem Kloster Neuencamp, das einst an der Stelle von Franzburg lag, haben die meisten der alten Rügenschen Fürsten, von deren Begräbniß wir wissen, ihre Grabstätte gefunden. So ist es nicht unwahrscheinlich, daß hier auch Agnes, die Tochter Herzog Otto's des Kindes zu Braunschweig und Lüneburg, die den Fürsten Wizlaw II. von Rügen heirathete und am 29. December 1302 starb, dort beigesetzt wurde. Ihr Gemahl starb im Jahre darauf bei seinem Schwager König Haquin in Norwegen und ist deshalb auch dort in Anslo begraben worden [17].

47. Hohenaspe [18].

Die älteste Tochter des Herzogs Ernst Ferdinand zu Br.-Lün.-Bevern, Christine Sophie, geb. am 22. Jan. 1717, vermählte sich, noch nicht ganz 15 Jahre alt, am 26. December 1731 mit dem Markgrafen Friedrich Ernst von Brandenburg-Baireuth, der, ein Schwager König Christian's VI. von Dänemark, in demselben Jahre zum Statthalter der Fürstenthümer Schleswig und Holstein ernannt worden war. Das junge Paar bezog das Schloß Drage bei Itzehoe, das den hohen Ansprüchen seiner Bewohner aber bald nicht mehr genügte. Der Markgraf ließ 1740 den Grundstein zu einem neuen, großartigen Schloßbaue legen, der den Namen Friedrichsruhe erhielt und im Jahre 1745 vollendet wurde. Ein in der Nähe gelegener Meierhof, früher Weddelsdorf geheißen, wurde jetzt nach der Markgräfin Christinenthal genannt und die neu erbaute Villa daselbst Solitüde. Die markgräflichen Herrschaften, deren Ehe kinderlos blieb, führten hier im Tone der Zeit eine reiche, kostspielige Hofhaltung. Ein eigenes Erbbegräbniß ließen sie sich in der nahen Kirche zu Hohenaspe errichten, deren Patronat ihnen zustand. Zuerst wurde Markgraf Friedrich Ernst hier beigesetzt, der am 23. Juni 1762 starb. Christine Sophie überlebte ihn fast 17 Jahre. Sie starb am 26. März 1779 zu Schleswig und wurde am 7. April zu ihrem Gemahle in die Gruft zu Hohenaspe hinabgetragen, über deren Eingangsthür das Markgräflich Brandenburgische und Herzoglich Braunschweigische Wappen in Stein gehauen stehen und die Worte des Psalmisten (4,9) geschrieben sind: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein Du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne". Einige Jahre nach der Markgräfin Tode (1787) ward das Gut Drage parcellirt; dadurch hat auch das Schloß Friedrichsruhe seinen Untergang gefunden.

48. Ludwigsburg.

Friedrich, der erste König von Württemberg, hat beide Gemahlinnen sich aus Welfischem Geschlechte genommen. Am 15. October 1780 vermählte er sich mit Augusta, der Tochter Herzog Karl Wilhelm Ferdinand's zu Braunschweig und Lüneburg, die am 27. September 1788 starb und zu Goldenbeck in Esthland beigesetzt wurde [19]. Etwa 8½ Jahr später, am 18. Mai 1797, ging er eine zweite Ehe mit Charlotte (Auguste Mathilde), der Tochter König Georg's III. von England, ein. Sie nahm an der Erhöhung ihres Gemahls zum Kurfürsten (1803), dann zum Könige (1805) Theil und hat ihn, als er am 30. October 1816 gestorben war, noch beinahe zwölf Jahre überlebt. Sie verschied am 6. October 1828 im Residenzschlosse zu Ludwigsburg, wo sie ihren Wittwensitz aufgeschlagen hatte. Hier ist sie in der Fürstengruft, unter der Schloßcapelle, die Herzog Eberhard Ludwig, der Begründer Ludwigsburgs, im Osten des gewaltigen Schloßbaues 1716—1723 hatte aufführen lassen, am 10. October feierlich bestattet worden Die Gruft, die jetzt nicht zugänglich ist, zerfällt in eine protestantische und katholische Abtheilung. In jener ruhen u. A. außer der Königin Charlotte ihr Gemahl König Friedrich I. und der Herzog Eberhard Ludwig († 1733), in dieser die Herzöge Karl Alexander († 1737) und Karl Eugen († 1793) [20].

17) Kantzow Pomerania I. B. S. 290.
18) Mit gütiger Unterstützung des Herrn Pastor Hansen in Hohenaspe.
19) Vgl. Steinmann S. 146 ff.
20) Vgl. Ed. Paulus, Kunst- und Alterthums-Denkmale im Kgr. Württemberg. Inventar. S. 322.

Bücherschau.

Konrad Koch, Die Erziehung zum Muthe durch Turnen, Spiel und Sport. Die geistige Seite der Leibesübungen. Berlin, R. Gaertner 1900. 224 S. gr. 8°. 4 M.

In der nun seit einem Jahre vorliegenden hervorragenden Schrift, die schon vielfach, und zwar nicht nur in Fachkreisen, lebhafte Anerkennung gefunden hat, wird auf der soliden Grundlage umfassender wissenschaftlicher Studien und einer über fast drei Jahrzehnte sich erstreckenden praktischen Erfahrung meines Wissens zum ersten Male der kühne Versuch gemacht, die Behandlung der gesammten Leibesübungen, die unter der Bezeichnung „Turnen, Spiel und Sport" zusammengefaßt werden, auf einem einzigen fruchtbaren Gedanken aufzubauen. Nach Koch soll nicht die Ausbildung des Körpers der erste und letzte Zweck der Leibesübungen sein, sondern die Kräftigung und Stählung des Willens, die Entwickelung einer kraftvollen Persönlichkeit. Da die im wesentlichen auf der Ausbildung der Denkkraft beruhende moderne Schulerziehung nicht ausreicht, um kräftige Charaktere zu bilden, so muß der wissenschaftliche Unterricht durch einen planmäßigen Betrieb der Leibesübungen mit größerem Nachdruck als bisher organisch ergänzt werden. Der Verfasser geht aber nicht so weit, eine wesentliche Vermehrung der Turn- und Spielstunden zu verlangen, sondern er will nur den gesammten Turnbetrieb mit einem neuen Geiste erfüllen.

Der Lehrer soll in der Jugend nach einem streng durchdachten Plane durch sorgfältig ausgewählte Uebungen, deren Schwierigkeit sich allmählich steigert, ein energisches,

aber vernunftgemäßes Wollen groß ziehen. Da aber die Cardinaltugend des Willens der Muth ist, so soll jede Leibesübung vor allem Muthübung sein. Es sind also durchweg solche Uebungen zu bevorzugen, die den Muth zu wecken und zu stählen geeignet sind. Diese Forderung wird durch eine Untersuchung über das Wesen des Muthes und seiner verschiedenen Erscheinungsformen genauer begründet und erläutert, und dann werden — und darin scheint vor allem die Bedeutung des Buches zu liegen — für die Art, wie diese Grundsätze in der Praxis zu verwirklichen sind, nicht nur vortreffliche allgemeine Regeln aufgestellt, sondern es wird auch der Werth der einzelnen Leibesübungen für die Jugenderziehung, besonders soweit sie Turnen und Spiel betreffen, folgerichtig bestimmt. Auch die Bedeutung des Sports weiß der Verfasser vollauf zu würdigen und ihn von einem höheren Gesichtspunkte aus zu beurtheilen, wenn er auch seine Auswüchse wiederholt unnachsichtlich brandmarkt. Daran schließen sich feinsinnige Darlegungen, die andere für die körperliche Erziehung wichtige Fragen behandeln, so besondere Abschnitte über die Freude an den Leibesübungen, den Gemeinsinn im Spielleben, den Wegfall der Standesunterschiede auf dem Spiel- und Turnplatze, die Pflege des nationalen Sinnes.

Bei der Knappheit des dieser Anzeige zugemessenen Raumes müssen wir leider auf eine eingehende Besprechung und Würdigung der bedeutenden Schrift sowie auf etwaige kritische Bemerkungen verzichten und können sie nur sowohl den Fachgenossen als auch den Eltern, die es mit der Erziehung ihrer Kinder ernst nehmen, zu gründlichem Studium dringend empfehlen.

Wenn wir auch nicht alle Folgerungen, die der Idealismus des für seine Sache begeisterten Verfassers zieht, anerkennen, nicht alle seine Hoffnungen theilen und besonders seinen philosophischen Ausführungen nicht überall zustimmen können, so sind wir doch überzeugt, daß die mit wohlthuender Wärme und großer Frische vorgetragenen Ansichten geeignet sind, eine wichtige Reform in dem gesammten Betriebe der Leibesübungen anzubahnen. Hoffentlich tragen die überzeugenden Darlegungen des um das Wiederaufblühen der Jugendspiele in Deutschland so hochverdienten Verfassers auch dazu bei, in weiten Kreisen der Gebildeten, die vielfach dem tüchtigsten Streben der Schule und auch mancher Vereine auf dem Gebiete der leiblichen Jugenderziehung noch immer lau und gleichgiltig, wenn nicht gar ablehnend gegenüberstehen, eine warme Theilnahme und ein verständnißvolles Interesse für den Betrieb der Leibesübungen zu erwecken. H.

Otto Schütte, Braunschweiger Personennamen aus Urkunden des 14. bis 17. Jahrhunderts. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Herzogl. Neuen Gymnasiums zu Braunschweig. (1901 Progr. № 754). Braunschweig, J. H. Meyer 1901. 22 S. 4°.

Der Verfasser ist den Lesern dieses Blattes auf dem Gebiete der Namenforschung schon durch zwei früher hier veröffentlichte Aufsätze (1899 S. 190 ff. u. 197 ff; 1900 S. 73 ff.) vortheilhaft bekannt geworden. Legte er dort hauptsächlich die Degedingbücher der Neustadt und das Verfestungsbuch der Alt- und Neustadt Braunschweig seinen Untersuchungen zu Grunde, so hat er für diese besonders die Schoßbücher und Bürgerbücher aller fünf Weichbilde, das erste Altstädter Degedingbuch und die beiden ersten Gedenkbücher herangezogen. Die Abhandlung zerfällt in zwei Abschnitte; in dem ersten werden Vornamen (zumeist Kosenamen), im zweiten Familiennamen behandelt. In der Arbeitsweise, Eintheilung des Stoffes u. s. w. schließt der Verfasser sich an die früheren Aufsätze an, so daß Alles gut in einander greift. Hoffentlich läßt der unermüdlich fleißige und gewissenhafte Forscher diesem neuen interessanten Beitrage zur Braunschweigischen Namenkunde bald weitere folgen, die seinen Arbeiten demnächst den auch im Interesse der Sache wünschenswerthen Abschluß geben werden.

Im „**Globus**“ (Band 79 № 10 S. 156—59) behandelt Richard Andree einige alte westafrikanische Elfenbeinschnitzwerke im Herzogl. Museum zu Braunschweig, die zwischen älteren und neueren Arbeiten der Art seit langem aufbewahrt waren, jetzt aber von dem Verfasser erst in ihrer wahren Bedeutung erkannt worden sind. Es sind ein Blashorn, ein Gefäß und vier Löffel, die sich ähnlichen Stücken in den Museen zu Wien und London würdig zur Seite stellen. Die Gegenstände werden ausführlich beschrieben, größtentheils auch in Abbildungen vorgeführt. Den interessanten Ausführungen, die der Verfasser daran schließt, entnehmen wir, daß die Stücke im 16. Jahrhundert und wahrscheinlich in Benin hergestellt sind, dessen künstlerisch gearbeitete Broncen seit kurzem zu so hohem Rufe gelangt sind.

Otto Liermann, Henricus Petreus Herdesianus und die Frankfurter Lehrpläne nebst Schulordnungen von 1579 und 1599. E. kulturhistorische Studie. Sonderabdruck aus Programm № 423 des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M. 1901. Frkf. a. M., Knauer [1901]. LXIII S. 4°.

Steht im Mittelpunkte dieser auf gründlichen archivalischen Studien beruhenden Arbeit auch das Frankfurter Gymnasium, dessen Geschichte in den Jahren von c. 1560—1600 hier behandelt wird, so hat das Büchlein doch auch für uns ein besonderes Interesse. Denn der Mann, dessen zwar nicht lange, aber erfolgreiche Thätigkeit in Frankfurt (1576—81) uns hier ansprechend erzählt wird, hat zu unserer Heimath die nächsten Beziehungen. Er ist am 1. Februar 1546 zu Hardegsen im Fürstenthum Göttingen geboren, wurde 1586 Leiter des Göttinger Pädagogiums und 1591 Hof- und Consistorialrath, auch Landesschulinspector in Wolfenbüttel, wo er lange Jahre segensreich wirkte und am 12. Sept. 1615 gestorben ist. In Frankfurt heirathete er 1577 die Wittwe des bekannten Theologen Flacius. So gelangte er in den Besitz von dessen berühmter Büchersammlung, die er 1597 dem Herzoge Heinrich Julius verkaufte und die noch heute einen werthvollen Bestandtheil der Wolfenbüttler Bibliothek bildet. Es ist also wohl berechtigt, wenn wir auch hier mit einigen Worten auf die Schrift Liermann's hinweisen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 10. 19. Mai **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar und Abt Jerusalem.

Von Carl Schüddekopf.

Es war ein schweres und verantwortungsvolles Amt, das die achtzehnjährige Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar nach dem frühen Tode ihres Gemahls, des Herzogs Ernst August Constantin, am 28. Mai 1758 übernahm. Der Erbe des Throns war acht Monate alt, die selbst noch minderjährige Wittwe trug ein zweites Kind unter dem Herzen, und ihre Vormundschaft stieß, wie Otto Eggeling in diesem Magazin (1896, Nr. 19) launig erzählt hat, auf tiefgehende politische Hindernisse. Um so bewundernswürdiger, wie die braunschweigische Fürstentochter die ihr zugefallenen Pflichten erfüllte! Wer den in der deutschen Geschichte einzig dastehenden Aufschwung Weimars, seine innerhalb weniger Jahrzehnte vollzogene Wandlung aus einem ärmlichen Ackerstädtchen zum Mittelpunkte deutscher Cultur zu erklären unternimmt, muß den größten Nachdruck auf das Einwirken der Herzogin Mutter legen und darf nie außer Acht lassen, was bereits vor dem Regierungsantritt Carl August's, bis zum Jahre 1775, von ihr geschaffen war. Ein Zeugniß aus unzähligen mag hier genügen, die Worte, welche der große Menschenkenner Wieland am 3. Januar 1785 an Merck schrieb: „Bisher ist die Herzogin Mutter unser einziger Trost gewesen. Ohne sie würde Weimar in weniger Zeit wieder so ein unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest seyn, als irgend eins in teutschen und welschen Landen“.

Was in diesen Blättern vorwiegend interessirt, ist die Unterstützung, die Anna Amalia während ihrer Regentschaft in ihrem Heimathlande fand. Ihr Vater, der Herzog Carl I. von Braunschweig, war bis zu ihrer Volljährigkeit als Vertreter, dann als Mitvormund bestellt worden; bei Einsetzung der vormundschaftlichen Regierung wirkte Georg Andreas Septimus von Praun, Lessing's späterer Vorgesetzter, zur größten Zufriedenheit der Herzogin mit. Als Vormund übte der Herzog Carl eine weisere Sparsamkeit als im eigenen Lande, denn schon am 8. Juni 1758 erhielt der Schauspieldirector Carl Theophilus Döbbelin, der seit August 1756 in Belvedere und im Weimarer Schloß mit seiner Truppe spielte, von dem hohen Ober-Vormund und Landes-Administrator seine Entlassung. Wie wir Döbbelin später in Braunschweig wiederfinden, so scheint andererseits die für die Theatergeschichte ungemein wichtige Berufung der Seylerschen Truppe nach Weimar bei dem Besuche, den Anna Amalia im Mai 1771 in ihrer Vaterstadt machte, durch Lessing veranlaßt worden zu sein (vgl. Lessing's Briefe bei Hempel XX, I, 421 und 424). Und unter den Beamten, die von der jungen Herzogin aus Braunschweig mitgebracht wurden, befand sich als ihr Cabinetssecretär und Legationsrath der Vater des Dichters Kotzebue, der aber bereits 1763 starb.

Eine Frage war es jedoch vor allen andern, in der Anna Amalia sich in Braunschweig Rath holte, die wichtigste, die der jungen Mutter entgegen trat: die Erziehung ihrer beiden Söhne. Ihr Vater hatte im Jahre 1745 in dem nach ihm benannten Collegium Carolinum eine Erziehungsanstalt begründet, die sich eines weit über die Grenzen Deutschlands hinaus reichenden Rufes erfreute, und an deren Spitze als Leiter einer der tüchtigsten Pädagogen seiner Zeit stand, der Abt Jerusalem, Anna Amalia's alter Lehrer. Denn wie dieser den Unterricht des Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand leitete und das von ihm aufgesetzte Glaubensbekenntniß des Prinzen Leopold herausgab, so wird er auch die Erziehung der ältesten Prinzessin überwacht haben. Confirmirt wurde Anna Amalia allerdings nicht von ihm; vielmehr enthält das Kirchenbuch der Schloßkirche zu Wolfenbüttel folgenden Eintrag: „Den 28ten December 1754 sind Durchl. Prinzeßinn Anna Amalia von dem Herrn Hofprediger Mittelstädt in Gegenwart sämmtl. Durchl. Herrschaft, wie auch der Noblesse und übrigen Hofbedienten in Ihro Königl. Hoheit Audienz Zimmer zu Braunschweig confirmirt und hat den Sontag drauf mit Durchl. Herrschafft communicirt“.

Als es sich nun für Anna Amalia darum handelte, den letzten Willen ihres verstorbenen Gemahls zu erfüllen, „daß unser Erbprinz schon im vierten Jahr der Aufsicht der Frauen entnommen und einem Hofmeister übergeben werde“, was war natürlicher, als daß sie ihren Blick nach Braunschweig lenkte? Ihr Vater hatte schon am 25. Juni 1760 „un meuble très utile“

als Erzieher empfohlen, nämlich Johann Wilhelm Seidler, dazumal Professor am Collegium Carolinum und daneben von 1756—1760 Redacteur der „Gelehrten Beyträge“ der Braunschweigischen Anzeigen [1]); dieser siedelte im Frühjahr 1761 nach Weimar über, erhielt den Titel Oberconsistorialrath und übernahm alsbald den Unterricht des Erbprinzen, der im folgenden Jahre bereits Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Latein umfaßte. Seidler starb am 13. April 1777 [2]) und hinterließ einen Sohn, der als späterer Universitäts-Stallmeister in Jena, besonders aber durch seine Tochter Louise, mannigfache Beziehungen zu Goethe hatte, die Hermann Uhde in den „Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler“ (Berlin 1874) zusammengestellt hat.

Auch der im März 1762 ernannte hochbedeutende Gouverneur des Erbprinzen, Joh. Eustachius Graf von Schlitz, gen. Görz, war ein früherer Zögling vom Collegium Carolinum in Braunschweig; sein erster Bericht vom 20. Juni 1762 an die Herzogin Mutter, den Karl Kehrbach vor Kurzem in den „Freundesgaben für C. A. H. Burkhardt“ (Weimar 1900) S. 41 ff. veröffentlicht hat, rühmt zwar Seidler's „bekannte Geschicklichkeit und Fleiß“, macht aber auch bereits auf die Gefahr aufmerksam, „daß der Herr ErbPrintz schon in diesen so zarten Alter eine ziemlich genaue Kentnis von dem Hohen Stande, worinnen Sie die Göttliche Vorsehung durch Ihre Geburth gesetzet hat, halten“. Daß sich dieser Vorwurf auf Seidler direct beziehe, ist unglaubhaft; im Uebrigen ist für die weitere Erziehungsgeschichte auf C. A. H. Burkhardt's actenmäßigen Aufsatz „Jugend und Erziehung Karl August's von Weimar“ in Westermann's Monatsheften vom Februar 1865, S. 460 ff. zu verweisen.

Nachdem der Erbprinz in der Pfingstwoche des Jahres 1771 confirmirt war, trat Anna Amalia mit ihm eine Reise in ihre Heimath an, wo er auch seinen Großoheim, Friedrich den Großen, kennen lernte; ohne Zweifel wird hier die weitere Ausbildung Carl August's Gegenstand der Berathung gewesen sein. Schon seit mehreren Jahren hatte Graf Görz einen Aufenthalt an fremden Orten, eine Umschau in anderen und größeren Verhältnissen beantragt; die Herzogin aber ging stets in ihren Resolutionen mit Stillschweigen über diese Forderung hinweg. Auf die Dauer aber konnte sie sich der Berechtigung derselben nicht verschließen; die Sitte der Zeit und pädagogische Rücksichten schienen in gleicher Stärke einen längeren Besuch im Auslande zu verlangen. Aber auch hier ging Anna Amalia ihren eigenen Weg. Nicht die sogenannte „große Reise“ in die Hauptstädte der Nachbarreiche, besonders nach Paris, von der die jungen Zöglinge so häufig das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung zurückbrachten, lag in ihrem Plane, sondern ein in damaliger Zeit fast beispielloser Versuch — der Aufenthalt an einer Universität in der Schweiz, im Elsaß oder einem benachbarten Lande. Hier sollten Carl August und sein zwei Jahre jüngerer Bruder, der Prinz Constantin, ihre Studien unter der Oberaufsicht eines erfahrenen Pädagogen zum Abschluß bringen.

Keinen Geringeren als den Abt Jerusalem hatte Anna Amalia zu diesem Posten ausersehen; ihr französisch abgefaßter Brief, in welchem sie ihrem alten Lehrer diesen Wunsch aussprach, ist leider mit Jerusalem's Nachlaß verloren gegangen. Dagegen sind Jerusalem's Antworten, die bisher nur kurz erwähnt worden sind [3]), im Großherzoglich Sächsischen Geh. Hausarchiv erhalten und mir durch freundschaftliche Verwendung des Herrn Archivdirectors Geh. Hofraths Burkhardt zugänglich gemacht. Daß Jerusalem den an ihn ergangenen Antrag seinerseits an höchster Stelle vorgetragen habe, ist nach den Erörterungen des ersten Briefes unwahrscheinlich; auch enthält das Herzogliche Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel nichts darauf Bezügliches. Die demnach einzigen Reste dieser Correspondenz lauten wie folgt:

I.

Braunschw., d. 6. Febr. 1772.

Durchlauchtigste Hertzogin
Gnädigste Hertzogin und Frau.

Ew. Durchl. gnädigstes Schreiben habe ich gestern erhalten, und ich bitte um die Erlaubniß es auf deutsch zu beantworten, weil ich mich hierin leichter ausdrücke. Mögte ich Ew. Durchl. doch aber auch zugleich ausdrücken können, wie sehr ich von dem gnädigsten Vertrauen gerühret bin, womit dieselben mich beehren; Und mögte ich dan dabey auch doch so glücklich seyn, Ew. Durchl. in dieser Ihnen so wichtigen Angelegenheit, mit dieser Antwort auf einmal gantz zu beruhigen. Ich kann mir zwar freylich das nicht zutrauen, was Ew. Durchl. von mir erwarten; ich kenne meine Schwachheit zu gut; alles was ich versprechen kan, ist reinste Devotion und Treue. Aber da ich die eben so weise als zärtliche Fürsorge kenne, womit Denenselben die bis hieher so glückliche Erziehung von Dero beyden liebenswürdigsten und hofnungsvollen Printzen am Hertzen liegt, und Ew. Durchl. nun einmal dies gnädige Vertrauen zu mir gefasset haben, so würde es mir gewiß die allergrößte Freude von der Welt seyn, Ew. Durchl. hierüber auch auf einmal zu beruhigen.

Ew. Durchl. wollen nicht daß ich mein Alter, und meine unsichre Gesundheit allegiren soll. Aus Liebe zur Bequehmlichkeit und Ruhe will ich auch gewiß mein Alter nicht anführen, alles Dies opfre ich Ihnen gleich mit der freudigsten Bereitwilligkeit auf; auch die Verbindung mit meiner Familie, so angenehm sie mir auch als dem glücklichsten Vater ist, soll mir nicht die geringste Bedencklichkeit machen; ich will gar nicht sagen daß ich schon 63 Jahr bin, wenn Ew. Durchl. mich in diesem Alter zu einer so wichtigen Bestimmung nicht zu stumpf halten. Aber meine so gar unsichere Gesundheit die so vielen plötzlichen und bedencklichen Zufällen unter-

1) Vgl. P. Zimmermann, Zachariä in Braunschweig (Wolfenbüttel 1896), S. 91.

2) Er wurde nach dem Weimarischen Wochenblatte von 1777, S. 123, am 15. April beerdigt.

3) Vgl. Burkhardt a. a. O. S. 469, Seuffert in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte I, 342 und die ganz ungenügende Biographie Anna Amalia's von F. Bornhak, Berlin 1892, S. 65.

worffen ist — Ja wenn es auf eine kürtzere Zeit, oder binnen den Bezirck von etwan 30 Meilen wäre, wo im Fall der Noth ich von den Meinigen oder Sie von mir in ein paar Tagen Nachricht bekommen könnten, so wäre ich gleich bereit, ohne alle Einwendung den Antrag zu übernehmen. Aber bey einer jahr langen Entfernung von 70 und mehr Meilen, und bey meinen so bedencklichen GesundheitsUmständen, was hat da meine Familie nicht von mir immer zu fürchten, und was für Unruhen bliebe ich ihrentwegen nicht ausgesetzt? und Ew. Durchl. sind die Umstände meiner Familie auch vielleicht nicht gantz unbekannt. Ich hoffe Sie sind also so gnädig, und verzeihen es mir, wenn ich mir hierüber einige Bedenckzeit ausbitte. Sie soll von heute an, nicht länger als 14 Tage währen; und ich hoffe Ew. Durchl. sind von mir voraus versichert, daß ich es für mein gröstes Glück und für die gröste Freude halten würde, die mir die Fürsehung nur zuweisen könnte, wenn ich meine letzte Lebenszeit noch zu Dero Beruhigung und zu einigem Nutzen von Dero Durchlauchtigsten Printzen anwenden könnte, und daß mich gewiß nichts als die alleräußersten Bedencklichkeiten davon werden abhalten können. Dann aber würden dies doch noch nicht die eintzigen Bedencklichkeiten seyn. Gantz gewiß werden Durchl. der Hertzog und noch mehr unser Herr Minister auch sehr große Bedencklichkeiten dagegen machen, und das eintzige Mittel, dieselben einiger massen zu coupiren, würde der prætext seyn, daß Ew. Durchl. den Antrag nur auf einige Monathe, höchstens auf diesen Sommer machten, damit Sie zu Dero Beruhigung nur erst sähen wie alles ginge — denn gegen ein gantzes Jahr würde unser Herr Minister unzählige Einwendungen machen, die er gegen 3 oder 4 Monathe nicht machen könnte, und wäre ich dan ja einmal weit weg, so würde sich das übrige von selbst finden.

Aber da Ew. Durchl. sich einmal entschliessen wollen, die beyden Printzen so weit von sich zu entfernen, so nehme ich mir die Erlaubniß unterthänigst anheim zu geben, ob es nicht in aller Absicht unendlich vortheilhafter seyn würde, wenn sie anstatt Geneve und Strasburg nach Utrecht oder Leyden gingen. In Geneve ist jetzo gar nichts zu thun, es ist alles voller bürgerlichen Unruhen und Fermentationen; die Universität ist darüber beynahe gantz eingegangen; Personen vom Stande und Frembde, außer etwan etliche wenige ungezogene wilde Engelländer sind nicht da; also gar keine Societät, äußerst kostbar dabey, die Printzen müsten alle honneurs täglig bey sich machen, welches Sie unendlich distrahiren würde, wie es der seelige Erb-Printz von Gotha, und vor 30 Jahren der Herr Landgraf von Cassel erfahren; und dabey hätten sie gar keine Gelegenheit was zu sehen, oder zu lernen, zu geschweigen daß der Leichtsinn dort jetzt sehr herrschend ist.

Strasburg ist für junge Herren von solchem Stande nicht viel beßer. Die eintzige Societät sind der Gouverneur und die Generals; aber bey einer Guarnison von 10000 Mann würden Sie auch von den Officiers die Ihnen täglig die Cour machten, beständig belagert, und ebenfalls unendlich distrahiret werden, und wobey zugleich Ihre rechtschaffene unschuldige Denckungsart sehr in Gefahr wäre, ohne daß der wachsamste Hofmeister es allezeit verhüten könnte; dabey ist die Universität gar nichts, und die Gelegenheit sich in den Wißenschaften zu üben, das militaire ausgenommen, armseeliger als auf einer deutschen Universität. Leyden und Utrecht sind dargegen die beyden eintzigen Oerter[3]), wo solche junge Herren, wie die beyden Durchl. Printzen sich mit dem größten Nutzen und am sichersten zugleich für ihre Sitten und Denckungsart aufhalten können. Hier haben Sie zu allem was zur fernern Cultur derselben nur erdacht werden kan, die fürtreflichste Gelegenheit; nicht allein in Ansehung der Wissenschaften, sondern auch aller andern schönen Kentniße, wegen der fürtreflichen Cabinetter von Naturalien, Gemählden, Kunstwercken, wovon Sie in Geneve und Strasburg nichts sehen, und hier mehr als irgendwo in der Welt; der Gelegenheit, die Sie hier zugleich haben, Sich eine Idee von der großen Handlung und von der Schiffarth zu machen, zu geschweigen. Darneben leben und studiren Sie hier ohne alle distraction, obgleich, besonders in Utrecht unter großer noblesse, und wo Sie auch nur einen Schritt hinaus thun, da haben Sie neue Gelegenheit sich neue Kentnißen zu erwerben. Und zugleich haben Sie die große Welt in der Nähe; ich meyne den Haag, die beste Schule in der Welt für junge Printzen, und die gröste Staats Schule von Europa, wo Sie des Sonnabends und Sonntags allemal hinreisen könnten. Hier hätten Sie den Herrn Groß Oncle[4]), zugleich einen der brillantesten und zugleich ordentlichsten und gesittetsten Höfe, dabey die grösten Minister und Staats Leute von gantz Europa; wo Sie also immer mit gesetzten großen Männern umgeben sind, wodurch Sie beständig in Aufmercksamkeit auf sich erhalten werden, wo ihre Sentiments für alle leichtsinnige Verführungen gesichert sind; wo der edelste Wolstand herscht; wo Sie alle die distinction von großen Printzen haben, ohne daß Ihnen geschmeichelt wird; wo der gröste Printz wenn er geachtet seyn will, sich durch Vernunft und Aufführung distinguiren muß, und wo die beyden liebenswürdigsten Printzen, bey der fürtreflichen Erziehung die Sie haben, auf einmal bey gantz Europa als die hofnungsvollesten Printzen bekannt werden können.

Ich hoffe Ew. Durchl. halten mir diese Ausschweiffung zu Gnaden.

Das gantze wird übrigens bey mir das gröste Geheimniß bleiben. Und ich habe die Ehre mit der respectueusesten devotion zu seyn

Durchlauchtigste Hertzogin
Gnädigste Hertzogin und Frau
Ew. Durchl.
unterthänigster getreuester und
gehorsamster Diener
Jerusalem.

---

3) Davor geschrieben: Universitäten.

4) Herzog Ludwig Ernst zu Braunschw. u. Läneb., Bruder Herzog Carl's, der damals Feldmarschall der Niederlande war.

II.

Durchlauchtigste Hertzogin
Gnädigste Hertzogin und Frau.

Ich hoffe Ew. Durchlaucht haben meine unterthänigste Antwort in Gnaden aufgenommen, und legen es nicht als einen Mangel an Devotion und Treue auß, wenn ich Dero gnädigste Erwartung nicht erfüllet habe. Gott weiß, wenn es allein hierauf ankäme, daß mir auf der Welt nichts so wichtig seyn könnte, daß ich der Ruhe von Ew. Durchl. und dem Dienste von Dero beyden so hofnungsvollen Printzen nicht mit Freuden aufopferte. Aber da ich meine wanckende unsichre Gesundheit buchstäblich von einem Tag zum andern mit Medicin nur kümmerlich hinhalte, würde es nicht zu vermessen seyn, wenn ich mich zu einer so entfernten Reise als Strasburg oder Geneve sind, in eine gantz ungewohnte Lufft, mich verbindlich machen [wollte?] Und wenn ich auch alle relations mit meiner Familie hindansetzen wolte, würde ich selbst Ew. Durchl. mit gutem Gewißen dies Versprechen thun können? Würde ich auch Dero Erwartung erfüllen können? Wolte ich es aber auf 2, 3 Monathe wagen, und mich dazu unterthänigst erbieten, wie wenig würde dies die gnädigste Absicht von Ew. Durchl. erfüllen. Ich muß auch dies noch unterthänigst wiederholen, was ich schon in meinem vorigen anführte, daß meine Entschließung hiebey noch am allerwenigsten entscheiden, sondern es hauptsächlich auf die gnädigste Einwilligung des Durchlauchtigsten Hertzogs ankommen würde, wobey ich mir aber noch größre Schwierigkeiten vorstelle.

Ich hoffe Ew. Durchl. trauen mir so viele Empfindung von Rechtschaffenheit, Treue und Dankbarkeit zu, daß Dieselben diese Vorstellungen als keine gesuchte Entschuldigungen ansehen. Dero gnädigsten Befehle und Absichten aufs möglichste zu erfüllen, und den liebenswürdigsten Durchlauchtigsten Printzen nur auf einige Art nützlich werden zu können, ist gewiß kein Mensch auf der Welt der sich eine reellere Freude und ein größer Glück daraus machen könnte als ich, der ich mit den Gesinnungen der allergetreuesten Devotion bin

Durchlauchtigste Hertzogin
Gnädigste Hertzogin und Frau
Ew. Durchl.
unterthänigster getreuester und
gehorsamster Diener
Jerusalem.

Braunschw. d. 9. Mertz 1772.

Dem Gewicht dieser Gründe konnte sich Anna Amalia nicht entziehen; es kam dazu, daß Jerusalem's einziger Sohn sich damals als braunschweigischer Legationssecretair am Reichskammergericht in Wetzlar höchst unglücklich fühlte und im Herbst desselben Jahres seinem Leben ein Ende machte. Die Herzogin scheint alsbald ihrem Plane entsagt zu haben; denn schon vor dem Empfang des zweiten Jerusalem'schen Briefes, auf einer Redoute in den ersten Tagen des März 1772 beauftragte sie Wieland, seine Ansichten über die Erziehung ihrer Söhne ihr schriftlich vorzulegen [5]). Dieser war von Erfurt aus, wo er seit 1769 als Professor lehrte, durch den Statthalter von Dalberg in Weimar eingeführt, verkehrte seit dem Winter 1771 am Hofe und schien als Verfasser des „Goldnen Spiegels" gerade der rechte Mann als Prinzenerzieher. Daß Jerusalem die Herzogin auf ihn aufmerksam gemacht habe, ist trotz früheren Beziehungen Wieland's zu Braunschweig unwahrscheinlich; vielmehr scheint ihre Abneigung gegen eine längere Trennung der Prinzen von ihrer Seite, ohne hinreichende Aufsicht, so stark gewesen zu sein, daß sie gleich nach Jerusalem's Absage sich entschloß, einen eigenen Erzieher nach Weimar zu berufen. Wieland folgte nach längeren Unterhandlungen ihrem Rufe am 20. September 1772; im folgenden Jahre trat, nicht ohne Vermittlung des braunschweigischen Hofes (vgl. Magazin 1895, S. 28), Knebel als Instructor des Prinzen Constantin ein; und die Reise, die beide Prinzen Ende 1774 nach Frankreich führte, bot wiederum durch Knebel's Vermittlung die Veranlassung zu Goethe's Uebersiedlung nach Weimar. So vollzog sich die weitere Entwicklung Weimars zur Musenstadt in engem Anschluß an die von Anna Amalia aufrecht erhaltenen Beziehungen zu ihrer Heimath.

Aus dem Leben Johann Christian Kokens.

Mitgetheilt von J. Merckel.

III. Studium und erste Lehrerzeit in Holzminden.

Zu Michaelis 1798 hatte Koken seine Ausbildung am Andreanum vollendet. Er begab sich nun nach Göttingen, um sich hier bis Ostern 1801 dem Studium der Theologie und Philologie zu widmen. Ueber die Wahl eines Berufs, vor die er sich jetzt gestellt sah, hat er sich folgendermaßen ausgesprochen.

„Wenige Jünglinge folgen in der Richtung, die sie dem Gebrauch ihrer geistigen und körperlichen Kräfte im ferneren Leben zu geben sich entschließen, einer inneren Stimme, einer in ihnen mächtig hervortretenden Neigung. Einige (und dieser ist keine kleine Zahl) taumeln so zu sagen in das bürgerliche Leben hinein, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollen, indem sie es dem Schicksal, oder besser zu sagen, dem Zufall überlassen, welchen Weg sie einschlagen werden. Manche von diesen rettet die Vorsehung, indem sie der Zufall, dem sie sich überlassen, so leitet, daß sie eine Bahn betreten, die für sie paßt. Viele indeß gehen verloren und Andere (und dies, glaube ich, ist die Mehrzahl) lassen sich blos durch materielle Rücksichten auf ein leichteres Auskommen, eine zu hoffende höhere Stellung im Leben bestimmen, oder werden durch den Drang der Umstände in einen Beruf getrieben, ohne ihre innere Stimme zu vernehmen oder ihr folgen zu können. Wollen wir billig urtheilen, so ist zu bedenken, daß, so wie die menschlichen Zustände nun einmal sind, dem Materiellen meistens viel nachgegeben werden muß.

5) Vgl. Seuffert in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte I, 360.

Ich habe diese Betrachtung vorausgeschickt, weil ich mich zu dem Geständniß genöthigt sehe, daß ich zu der Wahl des Berufes, in dem ich ein langes Leben hingelebt habe, in der That auch nur durch äußere Umstände hingeführt bin, ohne einen deutlichen und wahren inneren Beruf zu fühlen. Um so mehr darf ich dies ohne Scheu bekennen, als ich weiß, daß ich dem Lehrfache nachher mit solcher Lust und Liebe ergeben gewesen bin und meine ganzen Kräfte ihm so geweiht habe, als wenn ich dasselbe aus völlig freiem Antriebe gewählt hätte. Mich drängten aber folgende Ursachen dazu. Mein Vater, Großvater und Urgroßvater waren Rechtsgelehrte gewesen und da man Anlagen in mir zu entdecken glaubte, so war es meines Vaters und Großvaters größter Wunsch, ich möge in ihre Fußtapfen treten. Aber, weil meine Mutter glaubte, daß der frühe Tod meines Vaters durch den vielen Aerger verursacht sei, den er als rechtsgelehrter Beamter gehabt, faßte sie gegen dies Fach einen wahren Haß und setzte gleichsam ihren Fluch darauf, wenn ich es wählte.

Nun blieb mir nichts Anderes übrig als Theologie, da ich gegen das Studium der Arzneikunst einen Widerwillen hatte, und ohnedies die Theologie, bei den beschränkten Mitteln meiner Mutter, mir die Aussicht bot, durch sie am ersten zu Brot zu kommen. So ging ich mit dem Entschluß Theologe zu werden zur Academie. Abends mußte ich, um die unentbehrlichsten Bedürfnisse bestreiten zu können, Verdienst durch Unterricht suchen, der mir auch durch Empfehlung bald zu Theil wurde, und ein Glück war es für mich, daß ich mehreren begabten Knaben Unterricht in den classischen Sprachen mit gutem Erfolge ertheilen konnte. Es waren dies Söhne von Professoren, von denen sich mehrere späterhin als Gelehrte bekannt gemacht haben (Osiander, Gmelin).

Außerdem trat ich, um der pecuniären Unterstützung willen, die mir dadurch zufloß, in das philologische Seminar und wiewohl ich durch diese Umstände der Idee näher kam, — wenigstens einige Zeit nach Beendigung meines academischen Cursus, sollte sich Gelegenheit finden, im Schulfache zuzubringen —, so blieb doch immer mein früherer Entschluß, in den Predigerstand dereinst einzutreten, fest. Es war damals das Schulfach und Predigerfach nicht so getrennt wie jetzt, vielmehr war man der Meinung und wohl nicht ganz mit Unrecht, daß das erstere eine sehr zweckmäßige Vorbereitung auf das letztere sei, und da beide Fächer noch nicht so sehr den jetzigen Umfang der für sie erforderlich erachteten Kenntnisse gewonnen hatten, war es leichter möglich, beide zugleich zu studiren, wie ich es denn auch that, und dies durch meine von der theologischen Facultät in Göttingen im Jahre 1800 gekrönte Preisschrift de reditu Messiae ad judicium gentium bewiesen habe. Im Jahre 1801 bot sich mir die Gelegenheit, als Lehrer an einem Gymnasium und zwar in Holzminden angestellt zu werden, und ich ergriff diese. Aber auch in den zwölf ersten Jahren, welche ich in diesem Amte verlebte, rechnete ich noch immer darauf, Prediger zu werden und versäumte es nicht, wenn ich dazu aufgefordert wurde, zu predigen und Religionsunterricht zu ertheilen. Wichtige Ereignisse fügten es, daß ich durch die schnelle Beförderung, die ich an demselben Gymnasium fand, bei diesem Fache verblieb und, wie ich schon erwähnt habe, mein Heil darin fand.

Als mir die vorhin erwähnte Stelle eines jüngsten Lehrers am Gymnasium vorgeschlagen wurde, erklärte ich mich geneigt, sie anzunehmen, mußte aber vorher mich erst einer Prüfung unterziehen. Diese bestand darin, daß ich mehrere Tage hintereinander in allen Classen der Schule und in allen Unterrichtszweigen in dem mir vom Director vorgeschriebenen Pensum unterrichtete, wobei das sämmtliche Lehrer-Collegium gegenwärtig war. Nach dieser Probe-Lection gab jeder Lehrer sein Urtheil über mich schriftlich und versiegelt ab, und hiernach wurde von der höheren Behörde (dem Consistorium) entschieden, ob ich für das Amt fähig sei. Diese Entscheidung fiel günstiger aus, wie ich es erwartet hatte, und zwar aus folgendem Grunde: Ich fühlte, daß meine Kenntnisse in manchen Dingen noch nicht sicher genug waren, da mir das Studium der Theologie keine Zeit gelassen hatte, während der Academie auf dem nicht übeln Grunde, welchen ich in den Schulwissenschaften vorher gelegt hatte, fortzubauen. Dabei ist mir von jeher und selbst bis in die späteren Jahre eine gewisse Schüchternheit eigen gewesen, sobald ich in Gegenwart von Männern, deren Urtheil ich glaubte fürchten zu müssen, öffentlich auftreten mußte. Freilich habe ich in vorkommenden Fällen und selbst bei jener Probelection, vermöge meines kräftigen Ehrgeizes, diese Blödigkeit zu überwinden gewußt, aber nicht ohne große Anstrengung, körperliche und geistige. Jedenfalls sah ich damals ein, daß die Lehrer mehr nach dem geurtheilt hatten, was, wenigstens die meisten von ihnen, von mir für künftige Zeiten erwarten zu können glaubten, als nach demjenigen, was ich jetzt schon leistete. Sie hatten nachsichtig in mir einerseits den Eifer erkannt, meiner Aufgabe zu genügen, andererseits aber auch die Anlagen, mir eine gute und durchgreifende Lehrmethode zu bilden. Sie urtheilten sehr richtig, und es wäre zu wünschen, daß auch jetzt noch bei dergleichen Prüfungen junger Männer, nicht sowohl auf den Umfang und die Sicherheit der vorhandenen Gelehrsamkeit, als hierauf Rücksicht genommen würde. Wie mancher grundgelehrte Mann ist nicht dennoch ein schlechter Lehrer? Die Prüfenden sollten ihren Blick vorzüglich dahin richten, zu erfahren, ob in dem Examinanden

1) wahrer Eifer für sein Fach lebendig sei und

2) ob die Art seines Unterrichts, selbst bei einiger Unsicherheit positiver Kenntnisse, ein richtiges Gefühl für die zweckmäßige Auswahl des Vorzutragenden, und vor Allem nicht das Begehren zeige, Kenntnisse auszukramen, sondern das Bestreben erkennen lasse, den Schülern dasjenige, was sie zu wissen nöthig haben, deutlich zu machen.

Mangelnde Kenntnisse lassen sich ersetzen, aber die letztgenannte Gabe beruht auf der ganzen geistigen Individualität des Lehrers, die sich schwer ändern läßt. Ich bin sogar der Meinung, daß selbst der ältere Lehrer hier und da vielleicht nicht ganz richtig lehrt und dennoch viel leistet, wenn er, vorausgesetzt, daß Irrthümer,

die er begeht, nicht eine wirkliche Unwissenheit verrathen, und er sie hinterdrein zu berichtigen sucht, immer nur danach strebt, das eben Erforderliche zu leisten und dies dem Geiste der Schüler klar und eindringlich zu übergeben.

Geistesgegenwart gehört vor Allem dazu, wenn dies erreicht werden soll, und davon hatte ich Veranlassung schon bei meiner Probelection Beweise zu geben. Ohne große Aengstlichkeit trat ich dabei nie auf (wie auch nachher selbst beim Unterricht und auch bei anderen Gelegenheiten), aber mein Wunsch, zu leisten was mir möglich war, überwand dieselbe. Ich erinnere mich, daß während der Erklärung der Horazischen Ode: O Diva, gratum quae regis Antium, der erste Lehrer, ein Mann von sehr beschränkter Einsicht, mir in die Rede fiel und mir vorwarf, daß ich statt der früheren Ansicht über diese Stelle, die Jani, der ältere Herausgeber des Dichters, vorgeschlagen hatte, die spätere von Mitscherlich gewählt hätte, da doch jene ihm die bessere scheine. Ich wurde anfangs durch diese in der That indiscrete Unterbrechung betroffen und stutzig, nahm mich jedoch bald zusammen und erklärte, daß ich mein Wort geben könne, die Mitscherlich'sche Ausgabe nie gesehen zu haben, sondern bei der eben gegebenen Erklärung nur meinem eigenen Urtheile gefolgt sei, indeß mich freute, mit einem so ausgezeichneten Gelehrten in meiner Ansicht zusammen zu treffen. Diese bescheidene aber feste Erwiderung machte, wie ich sogleich wahrnahm, auf Lehrer und Schüler einen sehr günstigen Eindruck.

So wurde ich denn für jetzt mit der Andeutung des Lehrer-Collegiums entlassen, daß ich gegründete Hoffnung hätte, die Lehrerstelle zu erhalten. Indeß verzögerte sich die Sache so lange, daß ich zweifelhaft wurde, bis ich endlich kurz vor dem Schluß des ersten Semesters im Jahre 1801 meine Anstellung erhielt, am 21. April 1801 als Hauptlehrer den Schülern vorgestellt und beeidigt wurde und am 22. April mein Amt antrat."

Von den Zuständen, die auf dem Gymnasium zu Holzminden damals herrschten, entwirft Koken eine keineswegs günstige Schilderung. Er schreibt:

„Die Beschaffenheit der Schule war im Ganzen schlecht. Die Schülerzahl betrug in allen 4 Klassen 45. Die Lehrer waren, außer dem Ephorus, welchem der Religionsunterricht in allen Klassen zukam, und außer einem Schreiblehrer, Rechnenlehrer, Zeichnenlehrer und Musiklehrer, 4 für den strengen wissenschaftlichen Unterricht (Director, Rector und zwei Collaboratoren).

Unter allen diesen Männern war eigentlich nur einer (außer dem Religionslehrer), welcher sein Fach gehörig ausfüllte. Dies war der Rector (Meyerhoff), ein kräftiger und für sein Fach wahrhaft begeisterter und grundgelehrter Mann, der aber zu rauh und barsch in der Behandlung der Schüler war und daher deren Liebe und Anhänglichkeit nicht besaß. Die übrigen Lehrer [illegible] wenig oder nichts aus. Es fehlte ihnen nicht [illegible] Kenntnissen für ihr Fach, aber an aller Methode, [illegible] von ihnen an Eifer.

[illegible] war schlecht. Der Director taugte wegen seiner Charakterschwäche und des Mangels an allem verständigen und besonnenen Verhalten gegen die Schüler gar nicht zur Leitung der Disciplin. Es hängt aber in dieser Hinsicht Alles vom Director ab. Die unteren Lehrer können hierin nur auf Einzelne, nicht aber auf das Ganze wirken. Dazu kam, daß man in den letzten Jahren vor meinem Amtsantritt von dem verkehrten Grundsatze ausgegangen war, durch laxe Disciplin Schüler anzulocken, um die Zahl derselben zu vermehren. So etwas erreicht nur kurze Zeit seinen Zweck, aber bald werden Eltern und Pfleger erkennen, daß ihre Söhne und Pfleglinge durch solche Verhältnisse sittlich und wissenschaftlich zu Grunde gehen, und so erfolgt ein sehr natürlicher Rückschlag, indem das Vertrauen auf die Anstalt sinkt, und so die Zahl der Schüler sich sehr schnell vermindert".

Wenn nun bald nachher der Ruf des Holzmindener Gymnasiums sich wesentlich besserte, ja ein vortrefflicher wurde, so liegt auf der Hand, daß das Hauptverdienst an diesem Umschwunge J. Chr. Koken gebührt. Um so interessanter wird es sein, die Ansichten kennen zu lernen, die er selbst über Disciplin und deren Handhabung hegte. Er hat sich darüber später folgendermaßen ausgesprochen:

„Disciplin (Disciplina) im allgemeinsten Sinne ist Lehre, Unterricht, d. h. die Art und Weise, durch welche lebendige Wesen lernen, durch die richtige Anwendung ihrer Kräfte dasjenige zu erreichen, was zu einer möglichst vollständigen Erfüllung ihres Berufes (Lebenszwecks) nöthig ist.

Ich sage lebendige Wesen, weil selbst bei denjenigen Thieren, die zum Dienste der Menschen bestimmt sind, ein solcher Unterricht nöthig ist. Pferde, Stiere, Hunde u. s. w. werden unterrichtet, oder, wie man sagt, a b g e r i c h t e t (dressirt) und unterscheiden sich in ihrem Unterricht (ihrer Disciplin) von demjenigen der Menschen darin, daß derselbe nur durch äußere, sinnliche Mittel sich kundgiebt, weil es nicht möglich ist, sie dahin zu bringen, daß sie s i c h s e l b s t b e s t i m m e n, indem sie keinen vernünftigen Willen besitzen. Vergessen wir aber wegen des Folgenden nicht, daß diese äußeren Mittel, wenn auch zum Theil auf Zwang beruhend, doch nicht allein hinreichen, sondern die Thiere auch durch eine zärtliche Behandlung, wodurch ihre Sinnlichkeit zu demjenigen angereizt wird, was sie thun sollen, behandelt sein wollen. Indem der Lehrer ihnen Futter reicht, und auf andere Weise für ihre Behaglichkeit sorgt, erhalten sie eine Art von Anhänglichkeit und Vertrauen zu ihm, was sie zum Gehorsam bewegt.

Im engeren Sinne reden wir von Disciplin nur bei Menschen und verstehen darunter die Art und Weise, ihre körperliche und geistige Thätigkeit auf dasjenige zu lenken und zu demjenigen zu bestimmen, wozu vernünftige Wesen fähig sind, um ihren Beruf zu erfüllen, indem hierbei vor allen Dingen berücksichtigt werden muß, daß der f r e i e n B e s t i m m u n g i h r e s Willens der möglichst größte Spielraum gegeben werde, wenn sie wahre Menschen bleiben sollen. Daß in Hinsicht auf die Schwäche des Willens hierbei nicht immer aller Zwang vermieden werden kann, versteht sich von selbst,

doch darf ein solcher Zwang nur da eintreten, wo freie Willensbestimmung nicht zu erreichen steht, sonst wird der Mensch zum Thiere herabgewürdigt und hat kein Verdienst an demjenigen, was er thut.

Also ist der Hauptzweck jeder Disciplin bei Menschen: sie dahin zu bringen, daß sie aus freier Selbstbestimmung ihre körperliche und geistige Thätigkeit ihrem Berufe gemäß verwenden.

Es bedarf keiner Bemerkung, daß dies eine höchst schwierige Aufgabe ist, die auch in der That bei dem geringsten Theile der Menschheit erreicht wird, immer aber bleibt sie das Hauptziel und ist das wichtigste Augenmerk für solche, die bestimmt sind, Andere zu lehren. Sie dürfen nie vergessen, daß sie Zwang nur dann anzuwenden berechtigt sind, wenn auf andere Weise nicht geholfen werden kann.

Und hierin eben liegt die größte Schwierigkeit einer richtigen und vernunftgemäßen Disciplin, die Fälle zu unterscheiden, wo dieser Umstand eintritt, und die meisten Fehler, welche von übrigens vernünftigen und mit Einsicht und gutem Willen begabten Lehrern dennoch nicht selten begangen werden, rühren von Irrthümern in diesen Fällen her.

Die Disciplin soll sich nun auf zwei Hauptpunkte erstrecken:

1) auf die möglichst zweckmäßige Entwicklung und Uebung der körperlichen und intellectuellen geistigen Anlagen,
2) auf die dem höchsten Zwecke der Menschheit möglichst entsprechende, vernunftgemäße Richtung des Willens (Sittlichkeit).

Uebrigens wird der Begriff der Disciplin gewöhnlich in letzter Hinsicht genommen und habe ich auch ihn jetzt nur so zu betrachten.

Also Disciplin (Zucht) die Art und Weise, den Menschen zu lehren, wie er durch möglichst freie Selbstbestimmung dahin gelange, das Vernunftgemäße zu thun. Im Allgemeinen begreift diese Lehre die Grundsätze einer zweckmäßigen Erziehung. Der Mensch wird aber erzogen:

1) durch andere Menschen (Eltern, Lehrer, Erziehung im weitesten Sinne),
2) durch das Leben selbst.

Dies letztere hängt aber zu viel von Zufällen, Schicksalen ab, es bleibt außerdem einer großen Unsicherheit ausgesetzt, weshalb die richtige Zucht dadurch gefördert, aber auch gehindert werden kann. Der Mensch ist der sicherste Erzieher, da es in seiner Macht steht, feste Grundsätze dabei zu verfolgen".

Koken fährt dann in seinen Lebenserinnerungen, wie folgt, fort.

„Ich wohnte nun in Holzminden bei meinem Oheim, Joachim Dietrich Brandis, dem als Leibarzt der Königin in Kopenhagen 1846 verstorbenen Bruder meiner Mutter. Er war Physicus des Weserdistricts mit dem Titel eines Hofraths und Brunnenarzt in Driburg, wo er die Monate Juni, Juli, August zubrachte. Er hatte damals sechs Kinder, zwei von seiner ersten Frau, eine Tochter Julie und einen Sohn Christian, und vier Söhne von seiner zweiten damals noch lebenden Frau, Karl, Fritz, Louis und Alexander, welcher erst $1^1/_2$ Jahr alt war, während jene Tochter im 15. Lebensjahre stand.

Von meiner Kindheit an hatte dieser Oheim, weil er seine Schwester, meine Mutter, zärtlich liebte, sich meiner angenommen, und auf seinen Betrieb war ich auch zu der Stelle in Holzminden gelangt. Jetzt wurde ich zu seiner Familie gerechnet, aß Mittags und Abends bei ihm, und hatte dafür die Verpflichtung übernommen, eine Aufsicht über die Knaben zu führen, mit der er sich nicht gern befaßte. So vergingen die ersten zwei Jahre meines Aufenthaltes in Holzminden mir sehr angenehm in diesem Familienkreise, da ich auch Ursache hatte, die Frau meines Oheims hochzuachten und sie ebenfalls mich durch Freundschaft und Vertrauen ehrte, so daß ich oft ihr Beistand und Hülfe in mancher schwierigen häuslichen Lage leistete. Aber schon Ostern 1803 fand mein Oheim sich bewogen, einen Ruf als Professor in Kiel anzunehmen. Dies war allerdings ein großer Verlust für mich, da ich auch mit ihm auf einem sehr freundschaftlichen und vertrauten Fuße stand, und durch seine geistreiche Unterhaltung (er war ein Mann von tiefem Geist und ausgebreiteten Kenntnissen) einen großen Vortheil für meine weitere Ausbildung gewann. Es trat nun für mich eine Periode des eigentlichen Junggesellenlebens ein, das mir deshalb, da ich von früher Jugend an ein glückliches Familienleben gewöhnt, welches nur $2^1/_2$ Jahr durch den Aufenthalt auf der Academie unterbrochen war, zu ungewohnt und unschmackhaft war. Einen kleinen Ersatz fand ich darin, daß mir mein Oheim seine drei ältesten Söhne hier ließ und sie meiner Führung gänzlich anvertraute. Die Knaben zeigten mir viel Anhänglichkeit. Sie wohnten bei mir und aßen mit mir, und ich befand mich, so viel es die Umstände irgend zuließen, in ihrer Gesellschaft. Wir machten gemeinschaftliche Spaziergänge, auch größere Fußreisen, und sie begleiteten mich so oft ich in den Ferien meine Mutter in Alfeld besuchte. Wohl hatte ich mich auch in Holzminden schon mit mancher Familie befreundet und war unter ihnen gern gesehen; insbesondere aber lebte ich in wirklich vertrauter Freundschaft mit meinen beiden älteren Collegen, dem Director (Prior) Meyerhoff und dem Rector Ursall, Männer, die Kopf und Herz an der rechten Stelle hatten und mich liebten; so war es auch mit dem Ephorus, Abt Weland . . ., der bei mancher Eigenheit doch ein braver und verständiger Mann war. Es wohnte damals eine Familie ganz in der Nähe der Stadt, mit der ich auch durch die Banden der Verwandtschaft verknüpft war, indem die Hausfrau die Tochter einer Schwester meiner Mutter war. Unter den eben genannten Personen hatte sich selbst schon, während mein Oheim noch hier wohnte, ein enges Band freundschaftlichen Umgangs geknüpft, die Männer waren alle voll Geist und jovialer Laune, und da wir fast täglich zusammenkamen, so fehlte es uns nicht an ergötzlicher und selbst lehrreicher Unterhaltung. Auch nach meines Oheims Abgange dauerte dies Verhältniß fort und wurde, wiewohl jener Verlust für uns betrübend war, dadurch wieder angenehmer, daß

Meyerhoff sich mit einem jungen, edlen Mädchen verheirathete (Doris Heine). Das Haus meines Vetters Steinacker machte nun, da er sehr gastfrei war, meistens unsern Sammelplatz, andere Familien, welche auch sehr schätzenswerth waren, schlossen sich an (Schottelius, Ehringhaus, Pagenstecher). Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren überhaupt in dem damals kleinen gebildeten Publicum Holzmindens mehr einem traulichen Familienleben ähnlich, als mehrere Jahre späterhin, da die Zahl der Theilnehmer an denselben sich nach und nach bedeutend mehrte. So verlief auch die erste Zeit meines Junggesellenlebens so, daß ich noch keinen Grund fand, mich nach einer Veränderung zu sehnen. Ich arbeitete tüchtig, und brachte meine Muße entweder in dem Zusammenleben mit meinen Zöglingen, oder in größerem geselligen Kreise zu."

Im Jahre 1804 erhielt Koken einen Ruf, als Rector an das Andreanum nach Hildesheim zu kommen. Doch er blieb der Schule zu Holzminden treu. Er bekam eine Gehaltszulage, und sah sich nun in der Lage, einen eigenen Hausstand begründen zu können. Am 7. April 1807 führte er seine Cousine Marie Friederike Steinacker, die Tochter des damals bereits verstorbenen Pastors Chr. Heinr. Steinacker in Kirchbrak, als Gattin heim, mit der er bis zu seinem Tode (1857) in glücklichster Ehe lebte; sie hat ihn dann noch $3^1/_2$ Jahr, bis zum 13. Januar 1861, überlebt. Auch später konnte Koken sich nicht entschließen, die durch ihn zur Blüthe gelangte Anstalt zu verlassen. Im Juli 1820 wurde ihm das Directorat des Katharineums zu Braunschweig angeboten, aber auch dieses Mal lehnte er den Ruf ab; er verblieb in Holzminden.

Es folgen dann in Koken's Niederschrift noch einige Ausführungen über die allgemeinen politischen Verhältnisse der Zeit, auf die wir hier, da sie des Localcolorits zumeist entbehren, nicht näher einzugehen brauchen. Ergreifend sind seine Klagen über die Noth, die die Westfälische Zeit, insbesondere die Conscription der Landeskinder, so vielen Familen brachte. Auf die Gefahren, die in diesen Jahren auch seine Schule, zu deren Director er unterm 18. October 1812 ernannt wurde, zu bestehen hatte, kommt er leider gar nicht zu sprechen. Er schildert dann kurz den allgemeinen politischen Umschwung der Zeit, den Sturz Napoleons, die Rückkehr des angestammten Landesherrn, der die Treue gegen sein deutsches Vaterland auf dem Schlachtfelde von Quatrebras am 16. Juni 1815 mit seinem Herzblute besiegelte. Ein Gedicht „Am Grabe des Helden und geliebten Fürsten Friedrich Wilhelms"[1]) bildet den Schluß seiner Aufzeichnungen

Bücherschau.

Georg Bode, Urkundenbuch der Stadt Goslar und der in und bei Goslar belegenen geistlichen Stiftungen. Herausgegeben mit Unterstützung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde von der Historischen Commission der Provinz Sachsen. 3. Theil. Halle, Otto Hendel 1900. XXXIV u. 840 S. und 8 Tafeln. Gr. 8°. 18 M.

Dem zweiten Bande dieses Werkes, der im Br. Magazin 1896 S. 184 gewürdigt wurde, ist jetzt wieder nach wenigen Jahren der dritte Theil dieses für die Geschichte der hiesigen Lande bedeutsamen Quellenwerkes nachgefolgt. Er umfaßt die Urkunden der Jahre 1301—35, im Ganzen 1037 Stück, von denen 867 bislang noch nicht gedruckt waren. Es wird uns also durch diese Veröffentlichung ein neues umfassendes Material zugänglich gemacht, das durch die glückliche Wiederauffindung zahlreicher verloren geglaubter Documente vor einigen Jahren (vgl. Harzztschr. 24. B. 1891 S. 486 ff.) eine ungeahnte Bereicherung erfahren hat. Aus der Kaiserzeit Goslars, die hauptsächlich im ersten Bande zur Darstellung kam, sind jetzt nur noch leise Anklänge vorhanden. Es fehlen in diesem Abschnitt große geschichtliche Momente; es ist eine Zeit ruhiger Fortentwickelung des städtischen Gemeinwesens, das in und vor den Mauern der Stadt Grundbesitz und Rechte mit Erfolg zu erwerben sucht. Es sind besonders die Vogteirechte, die Bergwerke des Rammelsberges, die Waldmark um Goslar u. A., was hier in Betracht kommt. In der Einleitung werden diese Verhältnisse knapp und klar auseindergesetzt. Beigegeben sind dem Bande 8 Siegeltafeln, die 67 Siegel zumeist Goslarer Stiftungen und Geschlechter wiedergeben. Die beiden folgenden Bände sollen die Jahre 1336—1370, 1371 bis 1400 umfassen. Hoffentlich gelingt es dem ausdauernden Fleiße des um die Geschichte Goslars hochverdienten Herausgebers recht bald, diese Arbeit zu Ende zu führen, die dann für die spätere Zeit in andere Hände übergehen wird.

O. Jürgens, Senior Bödeker's Tagebuch. Mit B.'s Bildniß. Hannover, M. u. H. Schaper 1901. 217 S. 8°. 3 M.

Länger als 50 Jahre hat Bödeker († 1875) als Prediger an der Marktkirche zu Hannover, vor der sich jetzt sein Standbild erhebt, erfolgreich gewirkt. Er war eine volksthümliche Persönlichkeit, dessen Andenken besonders in den wohlthätigen Stiftungen, die er ins Leben rief, in der Stadt Hannover noch heute in Segen fortlebt. Aber seine Thätigkeit war auch für weitere Kreise von anregender, vorbildlicher Bedeutung. Darum möchten wir auch hier kurz auf das obige Buch hindeuten. Es enthält die eigenen, etwa 50 Jahre lang geführten Lebensaufzeichnungen Bödeker's mit zahlreichen Auslassungen, aber ohne Zusätze, also durchaus originalen Text. Vielleicht ist auch noch in dieser Form Manchem des Guten etwas zu viel gethan; jedenfalls wäre es wünschenswerth gewesen, bei der Unzahl von Namen, die das Buch enthält, durch ein Register das Wiederauffinden bestimmter Personen zu erleichtern. Vielleicht hat die Entstehung des Buches die Erfüllung dieses Wunsches vereitelt; es ist ein Sonderabdruck aus den Hannoverschen Geschichtsblättern (II. Jahrg. № 52; III. № 1 bis 45), in denen zugleich auch die Briefe Bödeker's an seine E[illegible] . 1817—24 mitgetheilt sind ([illegible]

1) Es ist bei Bohn in Höxter im Druck erschienen und später in Wilh. Müller's Sammlung „Friedrich Wilhelm in Liedern der Deutschen" S. 146 f. wiederholt worden

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 11. 2. Juni 1901.

[Nachdruck verboten.]

Der Sturm auf Braunschweig 16.—17. October 1605.

Von

O. Hassebrauk.

1. Vorbereitungen.

Die jahrelangen Streitigkeiten der Stadt Braunschweig mit Herzog Heinrich Julius besonders über die Frage der Huldigung hatten schließlich dahin geführt, daß dieser am 22. Jan. 1600 die Stadt in feierlicher Sitzung für rebellisch erklärte und sie durch eine Art Blokade vom Lande abzusperren versuchte. Damit hatte, wenn auch die Verhandlungen in Prag und Speier fast ununterbrochen fortgesetzt wurden, doch thatsächlich der Kriegszustand begonnen. — Trotz ihrer beweglichen Klagen beim Kaiser und den Hansestädten waren die Bürger voll Zuversicht; die Leiter der reichsstädtischen Politik in Braunschweig, der erste Bürgermeister für 1600 u. ö., Curt Döring, sowie die beiden Syndici, der einarmige Joachim von Broitzem und der Macchiavellist Johann Röerhand, hatten der Gemeinde goldene Zeit, auream rempublicam, versprochen, falls das Regiment des Herzogs gänzlich abgeschüttelt sei; in diesem Bestreben hatten sie nicht nur die meisten und tüchtigsten der übrigen Bürgermeister, wie den „Klunz" Bartram von Broitzem aus der Altstadt, den verschlagenen Demagogen Curt Krickau aus dem Hagen und den kriegerischen Gewandschneider Hans Alfeld aus dem Sacke, sondern auch den größten Theil der Bürgerschaft und des Pöbels auf ihrer Seite. Die städtischen Hauptleute, an ihrer Spitze Hennig Brabant, protestirten wohl gegen einzelne Maßnahmen des Rathes, z. B. gegen die widerrechtliche Arrestirung des Herzoglichen Bleies im Sept. 1599, standen aber, seitdem der Stein ins Rollen gekommen war, kräftig auf Seiten ihrer sonstigen Gegner. Brabant z. B. vertrat in Prag so wacker das Interesse seiner Vaterstadt, daß ihn der Herzog, wenn er seiner hätte habhaft werden können, „nicht auf ein sammtnes Kissen gesetzt haben würde"; zwei andere Hauptleute waren im Kriegsrathe thätig und leiteten mit Alfeld und dem rücksichtslosen Marsteller Benedict Müller jene Ausfälle, welche den Städtern den Spottnamen der „Kuhdiebe" eintrugen. Auch als der patricische Rath durch das Zusammenwirken der Hauptleute und der Geistlichkeit gestürzt war (Jan. 1602) und seine drei Häupter die Stadt verlassen hatten, blieb die Politik der Stadt dem Herzoge gegenüber wesentlich dieselbe; gerade im Sommer 1602, wo die Herrschaft der Demokratie am sichersten schien, waren jene Ausfälle am häufigsten.

Aber während der langen Abwesenheit Brabant's war in der Stimmung der Massen allmählich ein Umschwung eingetreten, indem Krickau auf dem Hagenmarkte den s. g. Kaekrath organisirte, d. h. Leute aus allen Gesellschaftskreisen um sich schaarte und gegen die Hauptleute aufhetzte; zugleich bearbeitete der boshafte Sprecher der Gilden, Heinrich von Vechelde, die Zünfte in gleichem Sinne. Vor Allem aber wurde für die Hauptleute verhängnißvoll ihr Streit mit dem städtischen Klerus, dessen grimmigste Führer der Coadjutor Kauffmann, der Pastor zu St. Catharinen, Wagner, und der Pastor zum Brüdern, Autor Hustedt, waren. Alle Fäden vereinigten sich in der Hand des (mit Döring) zurückgekehrten Röerhand, wenn dieser sich auch äußerlich im Hintergrunde hielt. Da der ziemlich abgenutzte Verdacht der Zauberei nicht viel half, erwuchs bald ein zweites Gerücht: Brabant habe mit seiner Partei die Stadt an den Herzog verrathen wollen; er habe schon mit dem Kanzler Jagemann (abgesetzt 1603, † 1604), sowie mit dem Hauptmann v. Max u. A. m. in Gröningen, Salder und sonst insgeheim verhandelt; daselbst sei ihm als Belohnung die Domäne Greene versprochen worden. — Es ist ja bekannt, daß Brabant im Sept. 1604 namentlich auf diese Beschuldigung hin verhaftet und gefoltert wurde; ihm und mehreren seiner Genossen wurde wirklich ein Geständniß abgepreßt.

Selbstverständlich fühlte sich der Herzog durch eine solche Unterstellung schwer gekränkt, zumal er zwei Mal Aufschub verlangt hatte, damit der Ungrund des Vorwurfs durch die Confrontation des Brabant mit den Herzoglichen Räthen erwiesen werden könnte. Brabant fiel auf dem Blutgerüst mit einigen seiner Anhänger; Andere, wie der Bürgermeister Simon Lübecke, der Satirenschreiber Wittekopf, der witzige Krämer Tonnies Wini (gen. Schwein), wurden, z. Th. nach furchtbaren Quälereien, zeitlebens internirt oder aus der Stadt verfestet. Der „Neue Receß" wurde verbrannt, die neuen

Hauptleute „Ja- und Amensherren", jeder Verdacht brabantischer Gesinnung mit drakonischer Härte verfolgt. — Schien aber auch so die Partei vernichtet, so blieb doch eine große Zahl in den Mauern zurück, welche den Tod des „guten Mannes" im Verborgenen beklagte und ihn zu rächen wünschte [1]). Ein Theil der Ausgewiesenen ging nach Wolfenbüttel und gewann dort nicht geringen Einfluß [2]). Wie einst Lüdecke Holland zur Zeit Heinrich's des Aeltern, so wiesen jetzt die vom verlorenen Haufen Brabants darauf hin, daß ein großer Theil der Bürgerschaft den Sturz des Rathes ersehne und lieber den Herzog als Bürgermeister haben wolle. Ihr Drängen war um so bedeutungsvoller, als sie in ununterbrochenem Verkehre mit ihren Freunden in der Stadt standen [3]).

Der schwerbeleidigte Herzog wurde auf diese Weise in seiner Kriegslust noch bestärkt. Da die Verhandlungen mit der Stadt sich erst vor Kurzem wieder einmal zerschlagen hatten und jene Erklärung von 1600 noch nicht aufgehoben war, so hielt er, obgleich in Speier noch keine Entscheidung getroffen war (pendente lite!), eine ausdrückliche Kriegserklärung für überflüssig und begann Anfang Sommer 1605 sich zu rüsten. Weniger wohl aus Geldmangel — er verwandte allein 30 000 Thaler auf eine Art Uniformirung seiner Leute — als in dem Bestreben, Aufsehen zu vermeiden, nahm er nicht sehr viele Söldner an, und von diesen namentlich kriegsgewohnte Sergeanten und Officiere; die große Masse der Mannschaften bestand vielmehr aus Conscribirten. So wurde das blaue Regiment (Oberstl. Frost) aus der wolfenbüttelschen Landschaft recrutirt und führte eine Helmstedter, Schöninger, Jerxheimer u. s. w. Fahne; das rothe (Oberstl. Reichardts, Amtmann in Steinbrück) bestand aus hoyaschen und kalenbergischen Landbewohnern; die Gegenden von Münden und Eimbeck stellten das schwarze (Oberstl. Greiners, ein vornehmer Bürger aus Dransfeld), Grubenhagen und Hohnstein das braune Regiment (Oberstl. v. Windolt). Die kalenbergischen Städte stellten 5 Compagnien, die mit 4 abcommandirten des Frost'schen Regimentes [4]) das grün-rothe Regiment bildeten (Oberstl. v. Max). — Nur aus geworbenen, niederländischen Mannschaften bestand die Abtheilung der „Gewardi" oder „Leibschützen" mit weißer Fahne [5]). — Man sieht, auch ein Theil der Officiere war aus den seßhaften Bürgern genommen; doch hatten diese z. Th. schon gedient, so Greiners als Capitän, ein Capitän Bockelem aus Königslutter als „Scharsiant" [6]). — Die Stärke aller 72 Fahnen betrug 16 000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter. Der Modus der Aushebung ist nicht klar; doch scheint der Willkür der Oberofficiere viel Freiheit gelassen zu sein. Verheirathete Leute mit 6, ja 8 Kindern waren nicht selten; aus einem Dorfe Grubenhagens mußten von 39 Waffenfähigen 28 marschiren; arme Tagelöhner klagten, daß sie ihr Schwein oder ihre Ziege hätten verkaufen müssen, um sich ein Seitengewehr anschaffen zu können [7]), während wohlhabende Leute sich los gekauft hätten. — Die Ausgehobenen wurden zwei Mal wöchentlich durch die „Cherganten" gedrillt [8]), aber, „weilen das Wort drillen etwas schimpflich lautete, nenneten sie es exercieren". Daß der Geist dieser z. Th. schlecht gerüsteten und mangelhaft geübten Truppen kein guter war, läßt sich denken. „Es ist armselig und verzagtes Volk", sagten achselzuckend alte Krieger, und der Herzog selbst mußte lachen, als er die 32 aus dem Eichgerichte Ausgehobenen musterte. „Nun", meinte er, „trotzdem sollen die Kuhdiebe nach meiner Pfeife tanzen". Daß es Braunschweig gelte, durfte man den Recruten gar nicht sagen; während in der Stadt vom spanischen Kriegswesen gefabelt wurde, hieß es bei den Regimentern, der Herzog wolle in Wolfenbüttel oder in Gröningen eine Tochter verheirathen, und dazu müßten sie aufwarten; beim Sturm selbst mußten die Conscribirten „wie dulle Hunde", „wie Hasen in das Netz" mit Schlägen in's Thor und auf den Wall getrieben werden; ja, das schwarze Regiment drohte schon, als es den Kanonendonner hörte, zu rebelliren [9]). — Mit solchen Truppen unternahm der Herzog das Wagniß, eine der waffenmächtigsten Städte Deutschlands zu überfallen.

2. Der Sturm.

Der Entschluß zur Ueberrumpelung ist nicht erst am 15. October gefaßt. Das unter des Herzogs Verantwortung herausgegebene Werk „Braunschw. Histor. Händel" sagt ausdrücklich, daß außer dem Herzoge nur zwei Männer, deren Namen nicht genannt werden [10]), um den Plan gewußt hätten; ferner, daß der Streich eigentlich auf jenen Tag bestimmt gewesen sei, doch hätten die zur Recognoscirung ausgeschickten Reiter sich beim Zechen verspätet. Erst als man sich überzeugt, daß die Städter keinen Verdacht geschöpft hätten, wäre der Plan festgehalten und seine Ausführung auf den folgenden Tag, einen Mittwoch, verlegt. Zur Ausführung scheint man anfangs außer den in Wolfenbüttel

1) Der Schimpfname „Brabantsverräther" blieb noch lange.

2) Der Einfluß an sich ergiebt sich schon aus der späteren scharfen Parteinahme des Herzogs für Brabant, vgl. Br. Hist. Händel II part. 3, cap. 6, und war auch in der Stadt Br. bekannt und gefürchtet, wo Wini sogar eine sagenhafte Person wurde. Vgl. auch Quelle 12.

3) Noch am 2. Juni 1606 (!!) wird die Hausfrau des verfesteten Brabantianers Zierenberg aus der Stadt verwiesen, weil sie täglich nach Wolfenbüttel gelaufen sei und ihrem Manne Nachrichten zugetragen habe. Rathsprotokoll.

4) Darunter die Wolfenbüttler Stadtfahne. Diese war allein vom Regimente beim Sturme.

5) Geringste Angabe 120, höchste 200 Mann. Die übrigen Truppen nahmen nicht am Sturme Theil (z. B. Uslar, Staats 2c.). Die Rangliste derjenigen Regimenter, welche theilgenommen, ist mehrfach gleichlautend vorhanden, z. B. Wolfenb. Bibl. Cod. Helmst. 131 p. 668 ff.

6) Aussage des Letzteren, der gefangen wurde.

7) Viele Gefangene hatten überhaupt kein Seitengewehr. Auss. d. Gef.

8) Auch am Sonntag. Viele Gef. sagten aus, die Niederlage sei eine Strafe Gottes, weil sie des Drillens wegen den ganzen Sommer nicht zur Kirche gekommen wären.

9) Wiederh. Auss. der Gef.

10) Kriegscommissar Sachse und Oberstleutnant Frost.

stehenden Truppen nur das blaue Regiment und das rothe bestimmt zu haben; das erstere brauchte gar nicht erst concentrirt zu werden, sondern konnte von seinen verschiedenen Cantonnements (Schöppenstedt, Fümmelse, Ahlum rc.) sofort gegen Braunschweig marschiren; das rothe brach Dinstag Mittag 12 Uhr von Steinbrück auf, voran der Oberstleutnant Reichardts hoch zu — Wagen. Das schwarze und braune Regiment dagegen hätten am Dinstage nicht mit helfen können, da jenes erst Seesen erreicht hatte und am Mittwoch Abend in Bahrum ankam, dieses selbst für den Donnerstag Morgen sich noch fast ganz verspätete [11]). Alle Regimenter aber hatten einen Officier und acht gute Schützen von jedem Fähnlein nach Wolfenbüttel vorausgeschickt; dieser „Ausschuß", in 3 Fahnen geordnet, verstärkte die Leibfahne.

Es war Mittwoch Mittag, als der Herzogliche Kriegscommissarius Sachse den an der Tafel sitzenden Officieren in Wolfenbüttel den Befehl zum Ausrücken brachte. Auch jetzt erfuhren die Soldaten noch nicht, „daß Braunschweig die Braut sei, um welche getanzt werden sollte". Für den ersten Anfall war die Leibfahne und der Ausschuß, im Ganzen 4—500 Mann, bestimmt; unmittelbar darauf sollte die Wolfenbüttler Fahne (Rt. v. Max, Fahne blau mit weißem Stern) folgen; sie machte aber einen halbstündigen Umweg über Mascherode, so daß sie am Weinberge (heute Richmond) schon von den drei ersten Abtheilungen des blauen Regiments erreicht wurde. Der Herzog, begleitet von Frost und einem Herrn von Wobersnau, begleitete die Wolfenbüttler Abtheilung mit gezogenem Degen bis zum Thore, ritt auch andern Fahnen des blauen Regimentes nach St. Leonhard entgegen, wo ein Helmstedter Bürger, Eggert Klußmann, dicht neben ihm durch eine Kanonenkugel verwundet wurde. Weiter hat sich der Herzog nicht am Kampfe betheiligt [12]).

Wenden wir uns nun der Stadt zu. Hier war man ohne jede Ahnung des so plötzlich hereinbrechenden Gewitters. Zwar hat der Bürgermeister B. v. Broitzem sicher eine Warnung erhalten, aber den Warner mit einer schnöden Antwort abgefertigt [13]); daß er dann gegen Mittag den Marsteller wirklich auf Kundschaft ausgeschickt habe, ist nicht bewiesen. Viele Rathspersonen waren auf dem Aegidienkirchhofe, beim Begräbnisse der Frau des Bürgermeisters Gercke [14]), die Bürger waren vielfach mit dem großen Ochsenschlachten beschäftigt; nur rein zufällig stand der dritte Theil der Hägner Bürgerschaft unter Waffen, denn die auf den 17. September angesetzt gewesene Musterung war bis jetzt aufgeschoben [15]).

Da fuhren gegen 4 Uhr Nachmittags in's Aegidienthor zwei Kutschen, in denen, wie es schien, reisende Kaufleute in schwarzen Anzügen saßen. Geleitet wurden sie durch einen Trompeter, namens Jürgen Hoffmann, einen versuchten Krieger, der schon in Ungarn, den Niederlanden und Frankreich, und sogar eine Zeit lang der Stadt Braunschweig gedient hatte. Auch nach seiner Entlassung hatte er in der Stadt verkehrt und zwar regelmäßig im Hause des Bürgermeisters Hans Becker in der Altenwiek, mit dessen Frau und Kindern er sogar sehr vertraulich stand [16]). Es fiel daher nicht auf, daß er die Wache freundlich begrüßte und sie zu einem Trunk Mumme einlud. In den Kutschen säßen Kaufleute aus Halberstadt, welche in 12 Wagen Korn durch die Stadt führen wollten. Auf der Wache, die eigentlich nur 4 Mann stark zu sein pflegte, befanden sich 7 Bürger, von denen einer, Zacharias Lüders, ein Gevatter des Trompeters war [17]). Arglos sitzt man in der Wachtstube beim Bier; aber als nun die vorderen der angekündigten Kornwagen sichtbar werden, erinnert sich die Wache an ihre Pflicht und hält sie an. In diesem Augenblicke springt der Trompeter aus der Stube und durchsticht mit einem Ausdruck des Bedauerns „Halt mir diesen Streich zu Gute", seinen Gevatter; die Kaufleute, in Wahrheit wagehalsige Officiere des Herzogs, schießen und stechen im selben Augenblick die Andern nieder [18]). Im Nu sind die leinenen Decken von den Kornwagen abgeworfen, und aus jedem springen ein Officier und elf Soldaten, alle von der Leibgarde oder dem Ausschuß. Diese besetzen unter Sachse's Leitung zunächst das äußere Doppelthor und den davorliegenden Zwinger, sowie die etwas seitwärts gelegene, erst 1602 erbaute Redoute, die Katze. Damit die kleine Zahl der Angreifer nicht durch einen Ausfall getrennt und vernichtet werden kann, verschließen sie die Stadtseite des inneren Doppelthores, lassen das Schoßgatter herab und streuen sogar Fußangeln auf den Boden. Mit derselben Schnelligkeit legen sie an die beiden Wallseiten ihre mitgebrachten Sturmleitern [19]) und verbreiten sich auf dem Walle nach dem Bruch- und Magnusthore zu. Einiges Geschütz, das am Lusthause [20]) aufgestellt ist, fällt in ihre Hände; sie versuchen es gegen die Stadt umzudrehen, werden aber

11) Beide Regimenter waren am Sonntage aus ihrer Heimath aufgebrochen.

12) Es ist dies zu bemerken nicht unwesentlich; denn die Städter warfen dem Herzoge immer wieder vor, er sei nicht nur spectator, sondern auch director des Kampfes gewesen. Ausf. d. Gef. Frost ermuthigt den bedenklichen Fürsten. ib.

13) Rathsprot. v. 29. 11. 1605. Später wird Bürgermeister Joachim Hagen genannt.

14) Nicht Bußmann und nicht Becker.

15) Rathsprot. v. 16. 9. 1606 und fast alle Quellen.

16) Des Erbarn Georgen Hoffmanns Fürstl. Braunschw. Leibdieners Protestation u. s. w. III. Ex. p 1728. ao. 1608. — Becker gerieth wegen dieses intimen Verkehrs nicht ohne Grund in schweren Verdacht, cf. Rathsprot. 28. 11. 1605: 29. 11. 1605. — Interessant ist es, daß derselbe Bürgermeister später, 23. 4. 1607, von der Stadt Entschädigung haben will für die Ausgaben, die ihm der Trompeter gemacht hätte!

17) Die Uebrigen waren Könnecke, Marzahll, Lücke, Brandes, Jacobs und Boßbeck. Ein Rosche, wie ihn Hist. Relation, oder ein Langen, wie ihn Bölckerling hinzufügt, ist in den städt. Listen der Verwundeten und Todten nicht nachzuweisen; freilich sind diese nicht ganz vollständig, da nur diejenigen genannt werden, die, oder deren Hinterbliebene von der Stadt unterstützt sind. Im Städt. Archiv zu Br.

18) Von ihnen ist nur Marzahll wieder geheilt.

19) Auch „Treppen" genannt.

20) Lag in der Nähe des Magnithores und diente der Stadt als Pulvermagazin.

durch die ersten Schüsse von der Mauer daran verhindert.

Indeß war es einem von der Wache, dem Könnecke, trotz seiner tödtlichen Verwundung gelungen, in die Oker hinabzuspringen und in die Stadt zu schwimmen, wo er sofort Lärm machte. Der Eindruck war überwältigend. Eine Panik trat ein, wie man sie in einer so kriegerischen Stadt nicht für möglich gehalten hätte. Nicht nur Weiber, Kinder und Greise, sondern auch ein großer Theil der waffenfähigen Bürger warf sich in sinnbethörender Angst in den Dom und andere Kirchen, in die entfernten Stadttheile, ja aus dem gewaltsam geöffneten Neustadtthore ins Freie, unter ihnen leider auch viele vom Rathe [21]). „Etliche consules verbergen sich, etliche eilen der Müntze zu". Nur einer von diesen verlor keinen Augenblick seine Besonnenheit: der Bürgermeister Hans Alfeld aus dem Sacke [22]). Er warf sich aufs Pferd, hemmte die wilde Flucht der Altewieker und suchte Bürger, Handwerksgesellen und Brauerknechte durch Mahnungen und Versprechungen zum Widerstande zu bewegen; wer keine Waffen hatte, den sandte er nach dem Zeughause. So erreichte er wenigstens, daß die Innenseite der Mauer nothdürftig besetzt und von hier aus auf die ungedeckt stehenden Feinde, die schon das Geschütz gegen die Stadt wenden und Sturmleitern an die Mauer legen wollten, Feuer gegeben wurde. Hier sollen sich von den Rathsverwandten Tile von dem Damme und Wedde Glümer als tapfere Schützen hervorgethan haben. Zugleich wurden die Feinde, die sich nach dem Bruchwalle ausdehnen wollten, durch ein vortheilhaft auf dem Giseler aufgestelltes Geschütz, den Basilisk, flankirt und zurückgedrängt; hier hatte Curt von Vechelde die Leitung [23]). Endlich kam auch die bewaffnete Abtheilung aus dem Hagen unter ihrem Hauptmann Hermann Schrader im Sturmschritt heran und vertrieb vom Magnithore aus die wenigen Soldaten vom Walle bis in die Nähe des Aegidienthores [24]). Der Vortheil wäre unmöglich gewesen, wenn sich die starke Wolfenbüttler Fahne nicht, wie erwähnt, um eine halbe Stunde verspätet hätte; gerade jetzt kam sie ins Thor, und da das Vordringen der Bürger wohl durch Flüchtige bekannt geworden war, so schossen die Ankömmlinge Anfangs blindlings nach dem Walle, bis Sachse, der auch jetzt als Generalstabsofficier fungirte, sie aufklärte, daß dort noch Herzogliche standen [25]). Den Wolfenbüttlern folgten unmittelbar 3 Fahnen vom blauen Regiment, andere kamen noch vor Beginn der Dunkelheit; daher mußten die Hägner, die ihrerseits so gut wie gar nicht unterstützt wurden, nach zähem Widerstande [26]) den größten Theil des Säcker- und Magniwalles wieder aufgeben. — Die Hägner, Vechelde und besonders Alfeld hatten also wenigstens so viel erreicht, daß der Feind am Eindringen in die Stadt selbst verhindert wurde.

Der Abend brach herein. Die letzten Fahnen des Frostschen Regiments und das rothe waren nun auch angelangt; da der eroberte Theil des Walles keinen Raum bot, so verlegte Sachse mehrere Fahnen, besonders rothe, als Reserve — vielleicht auch als Schutz gegen eine mögliche Umgehung! — in den Zwinger und neben die Katze [27]). In und bei dieser wurde nun zahlreiches Geschütz, besonders Feuermörser, aufgestellt, und eine starke Kanonade eröffnet. Außer einer Art Kartätschen wurden Feuerkugeln in die Stadt geworfen; doch konnten die wenigen, welche trafen, meist durch nasse Thierhäute unschädlich gemacht werden [28]). Währenddem wurde das Gewehrfeuer schwächer. Wohl versuchten manche Soldaten noch die Sturmleitern hinanzuklimmen; die meisten aber begnügten sich damit, auf dem Walle Schanzgräben zu ziehen und sich durch Schanzkörbe zu decken, oder sie sprangen an der Wasserseite des Walles ans „Staket" hinunter, wo sie dann, nach ihrer eigenen Aussage, vor dem Feuer der Bürger ganz sicher waren. In dieser behaglichen Lage fanden sie Zeit, mit abergläubischem Grausen den Mond zu betrachten, der einen mächtigen „Hof" zeigte, oder sich die Möglichkeit recht klar zu machen, daß die Städter plötzlich ausfielen. Dergleichen Schreckensrufe wurden wiederholt laut und wirkten in der Dunkelheit mit doppelter Kraft; jedesmal wurden die Sturmleitern leer und es entstand ein Drängen nach dem Thore. Hier aber stand die graubärtige Hünengestalt des Oberstleutnants Frost im gelben Koller von Hirschleder, welcher die Zaghaften zurückscheuchte und seine Befehle mit mächtiger Stimme den Wall hinaufschrie. Sein College vom rothen Regimente zog es freilich vor, hinter einem Sandhügel neben seinem Wagen die Ereignisse abzuwarten [29]).

Die Städter sahen natürlich beim unsicheren Scheine des Mondes nur die Menge der Feinde, nicht aber deren Verzagtheit. Die kleine, tapfere Schaar an der Mauer,

---

21) „Verlauffener Newstedter" wurde von diesem Tage an Schimpfwort.

22) Hans Alfeld, obwohl nicht Patricier, war schon lange im Dienste der Stadt thätig. — Bürgermeister ist er öfters, gehört 5. 11. 1601 zu den Gesandten an die Hansestädte, seit 1602 Kriegsrath, nimmt als „Eltister" 1604 an den Friedensunterhandlungen Theil und ist Kirchenvorstand zu St. Ulrici, sowie als Redner bekannt. Br. Hist. H. II S. 2399. — Ein Rathsprot. v. 28. 2. 1606 beweist, daß A. mit Döring, Röerhand und Krickau beim Herzoge am meisten verhaßt, ein anderes vom 29. 6. 1606, daß er fast allein von allen Bürgermeistern bei der Menge beliebt und nicht beargwöhnt ist. (13. 8. 1606 bezeichnet nur einen persönlichen Racheakt). A. stirbt in reifem Alter 1609 16. 9. an der Pest.

23) Wohl dieser Flankirung wegen versuchten die Herzoglichen niemals hier, sondern nur rechts vom Aegidienthore die Mauer zu erstürmen. Auss. d. Gef.

24) Nach Ill. Ex. p. 592, Quaest. XIX. waren es nur 17; der Herzog hatte befohlen, daß sich 100 nach dieser Seite ausbreiten sollten. Wen die Schuld trifft, ist nicht klar.

25) Auss. d. Gef.

26) Die Verluste der Bürger „auf dem Magnuswalle" sind verhältnißmäßig groß.

27) Auss. d. Gef.

28) Doch wurde z. B. Hans Hustedt's Haus gänzlich demolirt und sein Kind getödtet. Entschädigungsliste. — Hierbei ist auch die hartnäckige Behauptung der Städter zu erwähnen, daß der Herzog vergiftete Kugeln habe in die Mauern schießen lassen. Vgl. schon Rathsprotok. v. 29. 10. 1605. Zur Erklärung vgl. Algermann, Herzog Julius. Ausg. v. Strombeck, Helmst. 1822 S. 207.

29) Auss. d. Gef. Die drohende Haltung Frost's ist sogar ins Volkslied übergegangen.

obwohl durch manches Fäßlein Bier aus Bürgermeister Albert Bußmann's Hause erquickt[30]), verlor doch allmählich den Muth, zumal es Bürgermeister Döring durchaus nicht gelingen wollte, größere Massen der Bürger unter Waffen zu bringen. Im Gegentheil, man hielt ihm trotzig entgegen, er und seine Gesellen seien durch ihre Tyrannei und Sorglosigkeit Schuld an diesem Unheil. Worte, wie „das Blut auf dem Hagenmarkte müsse jetzt gerochen werden“ [31]), „der Fürst wolle den Bürgern keine Freiheit nehmen, nur der Rath müsse so nicht mehr rathen als zuvor“ [32]), klangen in sein Ohr. Um der drohenden Rebellion vorzubeugen, schickte er um 10 Uhr Abends einen städtischen Trompeter Ernst Radeken zum Herzoge und bat um Waffenstillstand behufs Unterhandlung[33]). — Warum dieser nicht zum Fürsten geführt wurde, „ist noch unbewußt“ [34]), die Vermuthung liegt nahe, daß Sachse und Frost die bedingungslose Uebergabe der Stadt ohnehin für unvermeidlich hielten. Begrüßten doch bereits Officiere ihren Herrn, der mit Cavallerie am Nordrande des Lechlumer Holzes hielt, mit den Worten: „Bisher sind E. F. G. ein Herzog von Braunschweig gewesen; nun aber sind Sie auch ein Fürst in Braunschweig“.

Nach Mitternacht trat jedoch ein Ereigniß ein, welches die Hoffnungen der Herzoglichen stark herabminderte. Es war ein trockener Spätsommer und Herbst gewesen; seit 6 Wochen war in der Stadt kein Tropfen gefallen; jetzt aber begann, wie oft bei starken Kanonaden geschieht, ein kalter, langdauernder Regen, welcher nicht nur den Artilleristen die Lunten verlöschte[35]) und viele Handfeuerwaffen unbrauchbar machte, sondern auch die Conscribirten aufs Aeußerste erkältete. Freilich ging es den Vertheidigern nicht viel besser, und längere Zeit fiel kaum ein Schuß, bis im ersten Morgengrauen das schwarze Regiment des Herzogs ankam. Es sollte das blaue ablösen, jedoch Frost, der seinen ermüdeten, aber doch nun an das Feuer gewöhnten Leuten immer noch mehr zutrauen mochte als den unbotmäßigen Schwarzen, weigerte sich, seine Fahnen vom Walle wegzuziehen. Da nun ein Theil des Regiments dennoch auf die Wälle geführt wurde, so entstand hier ein arges Gedränge, das ja schließlich zum bösen Verhängniß wurde. Oberstleutnant Greinerts selbst blieb in dem Anfangs erwähnten Wachthäuschen vor dem Thore, weil er viel zu „saghafftig“ war auf den Wall zu gehen[36]). Die beste Hoffnung setzte man jetzt auf die Anhänger Brabant's in der Stadt, und nicht ohne Grund; während der Nacht hatte sich auf dem Altstadtmarkte[37]) abermals ein Haufe gesammelt, welcher den Rath zur Ergebung zwingen wollte. Mit Mühe hatte hier der Pastor zu St. Michaelis (und Rüningen), Sebastian Magius, die aufgeregte Menge beruhigt, ja sogar Einzelne persönlich in den Kampf geführt[38]). Da aber das Drängen der Brabantianer nicht aufhörte, so sandte Döring früh am 17. einen zweiten Boten, den Canonicus Dr. Waldern, an den Herzog. Aber auch dieser Abgesandte fand wohl einige Beamte, wie Rheden und Uslar, doch den Herzog und seinen Kanzler nebst dem Kriegscommissarius Sachse erst mehrere Stunden später, als schon Alles entschieden war. Das müssen böse Wartestunden für Curt Döring gewesen sein, der zu Pferde am Bruchwalle hielt und sah, wie der Feind sich fortwährend verstärkte — auch Theile des braunen (Canton-) Regimentes kamen heran, zudem waren einige Reiterschwadronen sichtbar —, während trotz allen Werbens und Trommelns von Seiten des Rathes knapp 300 Mann zusammenkamen. Ueberhaupt hat nicht der 20. Theil der Einwohner am Kampfe theilgenommen[39]). Auf dem Wirchi'schen Hinterbau (?) soll Döring dann den trostlosen Ausspruch gethan haben, „den mehr als hundert Personen gehört“, es sei Alles verloren; zugleich habe er einem am Thore wohnenden Schneider befohlen, ein weißes Laken hervorzuholen und als Zeichen der Ergebung aufzuhängen[40]). Jedenfalls gab er gegen zehn Uhr Morgens dem Hausmann der Altstadt, Hans Langenbein, den Befehl, vom Thurme herab „Friede“ zu blasen, gewiß schweren Herzens; denn sein und Röerhand's ganzes Lebenswerk schien vernichtet.

Doch das Schicksal hatte es mit der Stadt freundlicher im Sinne; während Döring, die erste Obrigkeit, verzweifelte, brachten einfache Leute wunderbare Rettung. — Wie schon erwähnt, war der Geist der Herzoglichen Bauerntruppen kein besonders guter, und die 18stündige Kampfes- und Wartezeit hatte ihn nicht besser gemacht. Gefährlich war es auch, daß — unbestimmt wann — die Herzogliche Leibfahne abgezogen und den Regimentern damit ein starker Halt genommen war[41]). Endlich hatte sich die den Soldaten eingeimpfte Ansicht, „als wären die Bürger dem Herzoge mehrentheils zugethan und würden sich bald ergeben“ [42]), bisher doch als irrig erwiesen. Die Meisten lagen „lebendig todt“, „erstorben“, d. h. völlig apathisch im toten Winkel unten am Stacket; selbst die Aussicht auf glänzende Beute, auf Mumme, Sammetkleider und schöne Häuser, die ihnen von einigen Officieren gemacht wurde, brachte keinen Eindruck hervor. Es gab aber auch, wie oben bemerkt, prophetische Geister unter den Conscribirten; und wie sie aus dem Aussehen des Mondes Unglück prophezeit hatten, so deuteten sie ein dumpfes Geräusch, das von der Mauer kam, ohne Verzug dahin, es solle der Wall unterminirt und sie Alle in die Luft gesprengt werden[43]). — Wenn also je ein

30) Stadtrechnungen v. 1605. Auch auf der Münze konnten sich am folgenden Morgen die, welche Waffen holen wollten, auf Kämmerer Walbeck's Kosten stärken.
31) Rathsprot. v. 28. 11. 1605.
32) ib. 30. 11. 1605.
33) Die Schreiben III. Ex. p. 593, Quaest. XIX.
34) ib. p. 595.
35) Es waren zwar zur Vorsicht „getälgte Lunten“ mitgenommen, ihre Benutzung scheint aber den Wenigsten eingefallen zu sein. Auss. d. Gef.
36) Auss. seiner eigenen Leute.
37) Wo Döring wohnte.
38) Namentl. Histor. Relation B., auch Vera Relatio.
39) Das stimmt mit den Rechnungen über die Belohnungen der Mitkämpfer im Städt. Archiv z. Brschw.
40) Trotzdem Döring später die Sache leugnete, scheint sie doch höchst wahrscheinlich. Vgl. Rathspr. v. 13. 3. 1606; 3. 6. 1606.
41) Auss. d. Gef.
42) Wiederh. Auss. d. Gef.
43) Auss. der Gef.; Vera Relatio.

Heer für eine Ueberraschung empfänglich war, so war es dieses! — In der Stadt dagegen war wohl Curt Döring dem Drängen der Anhänger Brabant's und seiner eigenen Muthlosigkeit gewichen; aber nicht Alle waren mit seinem Entschluß einverstanden. Wohl in bewußtem Gegensatze zu Döring hatte ja der Rath eben noch die Trommel rühren und Freiwillige anwerben lassen, und wenn auch, wie wir gesehen, der Erfolg nicht glänzend war, so konnte doch ein letzter Versuch der Verzweiflung gewagt werden. Der nun ins Werk gesetzte doppelte Angriff ist sicher von kriegserfahrner Seite entworfen; es liegt nahe, dabei an die hervorragendsten Mitglieder des Kriegsrathes, Alfeld und Benedict Müller, zu denken[44]), wenn auch deren Einfluß an dieser Stelle nicht direct bewiesen werden kann. — Dagegen sind die Führer der beiden Angriffsschaaren bekannt. — Ein „einfältiger" Bürger, Hans Hasekost[45]), fuhr mit etwa 100 Mann und einer Anzahl Trommeln in Kähnen an der Westseite des „Gosewinkels" (heute Bahnhofspark) die Oker hinauf, um die Feinde im Rücken zu bedrohen[46]); eine andere, stärkere Abtheilung unter dem städtischen Leutnant Caspar Brauns von Salzkotten[47]) brach z. Th. eine Bresche durch die eigene Mauer, z. Th. wollte sie von dem noch immer behaupteten Theile des Magnithorwalles mit zwei leichten Geschützen einen plötzlichen Angriff wagen.

Da klang deutlich vom Thurme herab ein Trompetenstoß, aber nicht, wie Döring befohlen hatte, „Friede", sondern „Frisch her!" Hans Langenbein hatte nämlich, durch den Anblick des Kampfplatzes verwirrt, oder, wie Andere berichten, durch eine Kanonenkugel erschreckt, die Signale verwechselt. Argwöhnisch lauschen die Blauen und Schwarzen auf und unten am Walle, noch rufen die Oberstleutnants Frost und Greiners vom Thore her: „Sie wollen die Stadt aufgeben!" da sieht man deutlich, wie eine starke Abtheilung des rothen Regiments, die draußen in den Schanzen liegt, an den Weiden des Ellernholzes hin davonläuft[48]); im selben Augenblick brechen von vorn durch die Mauer und von rechts her Bürgerschaaren hervor und werfen sich, obwohl ihr Führer tödtlich verwundet wird, auf die bestürzten Conscribirten. Da wars zu Ende. Von einem namenlosen Grauen erfaßt, vergessen Alle der Gegenwehr; die in der Nähe des Thores stehen, springen von beiden Wallseiten in den engen Thorweg hinab, so daß derselbe im Nu von jammernden, fluchenden und zertretenen Soldaten erfüllt ist, zumal Frost noch immer mit Löwenkraft den Ausgang zu sperren und die Entsetzten zu beruhigen sucht. Die Andern springen vom Walle an das Stacket, die vom Stacket ins Wasser, den Stadtgraben, der ihrer Viele verschlingt. Die erbitterten Braunschweiger aber morden die Wehrlosen und wollen zunächst nichts von Pardon wissen; einige besonders Beherzte dringen schon bis ins Thor[49]) — da stürzt das Schoßgatter auch hier herab und versperrt den Ausweg. Inzwischen aber war Curt Döring herbeigeeilt und schrie „außer den Maßen", man solle doch Einige verschonen und als Gefangene in die Stadt bringen. So nahm denn das Treffen ein Ende; was noch innerhalb des Thores war, Officiere wie Gemeine, ergab sich ohne Weiteres. — Die Verfolgung, die nicht sofort, aber doch nach kurzer Zeit aufgenommen wurde, ergab noch reiche Beute.

Die Verluste der Herzoglichen waren verhältnißmäßig sehr groß und beliefen sich nach der zuverlässigsten Angabe auf 1417 Mann. 409 Gefangene, 8 Kanonen, 6 Feuermörser und eine große Menge Waffen und Belagerungsgeräth fielen in die Hände der Bürger, welche ihren eigenen Verlust officiell auf etwa 20 Todte und 50 Verwundete angaben[50]). (Schluß folgt.)

44) Vielleicht auch direct an den städtischen Leutnant Brauns, der ausdrücklich als „kriegserfahrner Mann" gerühmt wird.

45) 6 fügt hinzu alias Hans Woeke. Auch soll (nach Olfen und Kalm) der Pastor Sebastian Magius die Kahnfahrer begleitet haben.

46) Bei der geringen Stärke war die Umgehung natürlich nur als Demonstration gemeint, um den Hauptangriff zu unterstützen.

47) 12 nennt nicht den Namen, aber „den Hauptmann der Soldaten". Brauns fiel und wurde, obgleich nicht Lutheraner, auf dem Catharinenkirchhofe beerdigt. Verehrungen 2c. Kirchenbuch.

48) Uebereinstimmende Auss. der Gef. Die „Rothen" flohen natürlich vor dem Trommelwirbel, welcher von den Kähnen herüberkam. Dann freilich „floh Einer wie der Andere".

49) Ein Städter, Borries Kuleman, ist von dem herabstürzenden Fallgatter schwer verwundet. Das beweist, daß nicht die Bürger das Herabstürzen desselben bewirkt haben. Wenn eine Absicht vorlag, so kann sie nur auf Seite der Herzoglichen gewesen sein, um eine sofortige Verfolgung zu verhüten. So Völckerling, Bem. z. 17. Oct.

50) Dem Namen resp. Stande nach bekannt sind 25 Todte und 50 Verwundete. (Ausg für verstorbene und verw. Soldaten. Im Stadtarchiv z. Brschw.) Von Ersteren sind 2 auf dem Catharinen-, 1 auf dem Andreas-, 0 auf dem Martinikirchhofe beerdigt; von den übrigen Kirchen fehlen die Register. Die Meisten werden auf den Kirchhöfen der Alter[illegible]t sein. — Von den Verwundeten sind [illegible]nt, welche Entschädigung bekommen habe[illegible]

Bücherschau.

Mehr Goethe! — Eigentlich soll man nichts aufschieben, wenigstens nicht Gutes: oft kränkt man, wo man doch fördern wollte, oder die Zeit läuft an einem vorbei, und man kommt, wenn überhaupt noch, post festum; auf jeden Fall aber trägt man für sich selber je länger, um so schwerer an der Schuld, und zugleich wächst die Scheu und damit die Schwierigkeit sie abzuzahlen. Mit diesen Binsenwahrheiten als Verklage mache ich mich an die endliche Besprechung eines Buches, das ich vor Jahresfrist schon an dieser Stelle hatte anzeigen sollen und wollen, auch gern wollen, und nur einen schwachen Trost und keine Entschuldigung schöpfe ich aus der glücklichen Fügung, daß inzwischen zwei andere Bücher in unserer engeren Heimath dazu gewachsen sind, die von ganz verschiedener Natur doch in derselben Richtung weisen und sich nun, als hätte man auf sie gewartet, ungezwungen damit zu einer gewissen Einheit verbinden lassen. Jene Schuld heißt:

Rudolf Huch. Mehr Goethe. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer 1899. 170 S. 8°. 2 M.

Unser Harzburger Landsmann, den wir bis dahin nur als humoristischen und satirischen Erzähler und Sittenschilderer schätzen gelernt hatten — sein „Höhlenmolch“ ist inzwischen in dritter, erweiterter Auflage erschienen — hat sich in diesem Buche als Kunstrichter großen Stils aufgethan und als solcher eine Aufnahme gefunden, die, der Parteien Gunst und Haß gegen einander gerechnet, ein unzweifelhafter, schöner und gerechter Erfolg heißen muß. „Mehr Goethe“ ist seither in einer stattlichen Zahl von Tausenden von Exemplaren verbreitet, und das will bei einer Schrift dieser Art, zumal von so ausgeprägt selbständigem Charakter, mehr sagen, als wenn es sich um einen glücklich einschlagenden Roman handelte. Der durchgehende Widerwille gegen das specifisch Moderne in Leben und Anschauung, der schon in Huch's früheren Büchern hervortrat, hat sich hier zu einer allgemeinen Kritik neudeutscher Art und Kunst verdichtet, die der Kritiker fast überall auf verkehrten und unheilvollen Wegen findet. Als Panacee für die dabei hervortretenden Zeitkrankheiten empfiehlt er kurz gesagt eine Goethekur — das heißt ein ernstwilliges Sichvertiefen und Einleben in die gesammte geistige Persönlichkeit Goethe's. Angesichts der massenhaften Goethehuldigungen, welche gerade das Jubiläumsjahr hervorgerufen hat, könnte ein solcher Weckruf auf den ersten Blick überflüssig erscheinen; wer aber näher und tiefer sieht, ob auf die Bühne oder in die Buchlitteratur oder die Journalistik, auf die um Nietzsche oder Ibsen oder Tolstoi, auf den pathologischen Weiberroman oder den „gewissenhaften“ Naturalismus, auf die überwuchernde industriell-merkantile Entwickelung unseres Volks oder die Ueberschätzung augenblicklicher Machtverhältnisse für den bleibenden Culturwerth der Nationen, der findet uns überall statt in der Wirkungssphäre des „größten Germanen“, vielmehr in einer Strömung treiben, die unser Geschlecht und vollends das aufwachsende innerlich immer weiter und weiter von ihm entfernen muß. So rechtfertigt sich Titel und Grundgedanke des Buches, und aus dem Schmerz und der Sorge, die aus jener Erkenntniß erwächst, erklärt sich die leidenschaftliche Schärfe, die rücksichtslose Einseitigkeit, mit der hier an allem Un- und Widergoethischen eine Kritik geübt wird, die einem Standgerichte gleichkommt. In der That, von der burschikosen Verdammung der gesammten neueren Goethelitteratur im „Prolog“ bis zu der alleinigen Verherrlichung Gottfried Keller's gegen Ende der ganzen Litteraturrevue — wie viel summarische Justiz, wie viel Ungerechtigkeit im Einzelnen, wie Vieles, was schmerzt, ärgert, zum Widerspruche reizt! Aber auch, welche gerechte Sache und welche Gerechtigkeit im Großen! Und wie viel schlagende Wahrheiten überall, wo es gilt, allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen! Man mag die Abweisung Nietzsche's zu geschwind und bequem finden — diesen Proteus ganz zu fassen und zu zwingen ist Riesenarbeit, und den Nerv der Sache treffen Huch's Ausführungen in ihrem Zusammenhange doch mit instinktiver Sicherheit. Nicht minder gilt das von der Verzausung der zeitgenössischen Dramatiker, vor Allem aber von den Abschnitten, die dem modernen Roman, zumal dem von Frauenhand gewidmet sind, nicht obgleich, sondern weil hier Dolche und Keulenschläge geredet werden. Dann aber — mag man zustimmen oder nicht, der Geist des Buches ist überall so glänzend, der Stil in seiner Art, die freilich nicht die Goethe'sche ist, so meisterhaft, es ist etwas so Hinreißendes und Fascinirendes in dieser alle Töne von dem des Kapuziners bis zu dem des Propheten umfassenden ästhetischen Aschermittwochspredigt, daß der Leser vom ersten bis zum letzten Blatte gefesselt bleibt und immer von Neuem zu dem einen oder anderen Abschnitte zurückkehren wird, um ihn als einen Genuß für sich allein noch einmal auszukosten. Freilich, ob eine so überwiegend negative Kritik des Vorhandenen für die Zukunft furchtbar sein, ob sie anregen wird zu einem neuen Schaffen in Goethe's Geist, das steht dahin. So manches Erfreuliche gegenüber dem, was Huch bekämpft, in den letzten Jahren im eigentlichsten Sinne „jung“ geworden ist, wesentlich Goethe'sches ist nicht viel darin zu spüren.

Nur ein einsames Büchlein ist mir zu Händen gekommen, das, obwohl sicherlich nicht von Huch's Schrift angeregt, doch einer praktischen Probe auf seine theoretische Forderung ähnlich sieht, der erste dichterische Versuch wiederum eines Landsmannes, der sich auf anderen, wissenschaftlichen Gebieten bereits früher mit Erfolg bethätigt hatte:

Karl Steinacker, Ein Geschenk der Haide. Berlin — Goslar — Leipzig, F. A. Lattmann. [1900]. 186 S. 8°. geb. 4 M.

Eins der merkwürdigsten Erstlingsbücher, die je geschrieben sind. Sonst pflegt die jüngste Jugend der nächstjüngeren voran den nebeligsten Fernen der jeweilig alleinseligmachenden poetischen Theorie zuzustreben. An diesem Buche aber ist außer der Umschlagzeichnung nichts modern, als die unnöthig krasse und ebendarum aus Geist und Ton des Ganzen empfindlich herausfallende Anekdote, die der Held im Kreise junger Officiere erzählen muß, um uns gleich die ganze herbe Sonderart seines Wesens zu documentiren, und allenfalls noch ein paar schüchterne Milieuzüge in der ebenfalls nicht sonderlich gelungenen Unterhaltung am häuslichen Herd, mit der die Geschichte beginnt. Alles Uebrige ist erstaunlich unmodern, ich füge gleich, um nicht mißverstanden zu werden, hinzu: im besten Sinne unmodern. Die Liebe des Helden zu der Frau des Freundes, obwohl der „kurze, heiße Liebestraum“ eines Manövermonats, verläuft eigentlich ganz innerlich und endet damit, daß die Frau erst recht sich selber und das Herz des Gatten, der Held aber seinen Einklang mit der Welt findet. Nicht minder altfränkisch die einzige Episode, die in diese Grundfabel verwoben ist: wer entdeckt heute noch Menschenseelen und verhilft ihnen zum Licht, wie der Held dem duckmäuserigen Musketier Frenzel thut? Ja, wenn es eine Kellnerin wäre! Und wie der Gegenstand, so die Ausführung: welch ein fremdgewordener, urväterischer Geist redet zu uns aus den Worten, mit denen der alte Professor von der

Heidelberger Schloßterrasse herab seinem Pathen die Landschaft als ein Abbild der Welt deutet im Sinne der Goethe'schen Erkenntniß: „Jeder Mensch ist nur die Ergänzung aller Uebrigen — doch aber die Ergänzung“! Vollends dann der Wortlaut dieser, ja mehr oder weniger aller Reden, der ganze Ton, in dem erzählt, reflectirt, das Zuständliche geschildert wird! Nahezu ein Jahrhundert muß man zurückgehen, um sein Urbild und unseres jungen Dichters Vorbild zu finden, nämlich eben zu Goethe und zwar zu dem alten, der die Wahlverwandtschaften und die Wanderjahre schrieb. Wo wir sonst heute Goethe'schem Stile begegnen, da ist er zumeist durch Keller's oder der Goethephilologen Vermittlung bezogen, bald abgeschwächt, bald aufgeputzt, hier stammt er unmittelbar aus der Quelle. Und der Trunk, den der Jünger daraus gethan hat, ist so tief und in seiner Wirkung so nachhaltig gewesen, daß bei ihm die anfängliche Nachahmung zur anderen Natur geworden ist. Muthet solche Stilisirung, so fern dem Realitätenkram und der nervösen Stimmungsschwelgerei unserer Zeit, uns Anfangs wie ein künstlicher Archaismus an, zumal bei den Freilichtscenen eines modernen Manövers, so fühlen wir uns doch je länger je mehr wohl in dieser reinen Luft, diesen klaren Vorstellungen, diesen knappen und doch wohlgerundeten Sätzen, dieser gehaltvollen Einfachheit des Ausdrucks, und empfinden es mit wachsender Freude, wie einmal wieder das Wirkliche auf das Niveau künstlerischer Gestaltung erhoben ist. Denn die Frische der Anschauung hat dabei nicht gelitten: neben einem relativ reichen Gedankengehalt fesselt uns eine Fülle feiner Beobachtungen aus Natur und Leben. Könnte der Verfasser sich entschließen, für eine zweite Auflage die oben gerügten Schwächen im Eingange des Buches zu beseitigen, so wäre dies „Geschenk der Haide“ ein werthvolles litterarisches Geschenk für Leser, die sich entweder von der Moderne noch nicht in ihrer Geschmacksrichtung haben verwirren lassen oder dieser Verworrenheit überdrüssig nach besserer Kost verlangen.

Führte die Novelle Steinacker's uns mittelbar auf dem Umwege einer dichterischen Nachfolge zu Goethe zurück, so giebt das dritte Buch, das zur Besprechung vorliegt, eine wissenschaftliche Arbeit von monumentaler Anlage, uns ein wesentliches Stück des Meisters selber:

Hans Gerhard Gräf. Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Erster Theil. Die epischen Dichtungen. Erster Band. Frankfurt a./M. Literarische Anstalt Rütten & Loening 1901, XXIII u. 492 S. 8°. 7 ℳ.

Wenn es einerseits keinem Zweifel unterliegt, daß über die Absichten und das innere und äußere Werden dichterischer Werke ihr Schöpfer die beste Auskunft geben kann, und wenn anderseits gerade Goethe's sämmtliche Dichtungen nach seinem bekannten Worte „Bruchstücke einer großen Confession“ sind, so hat diese Zusammenstellung aller seiner Selbstzeugnisse und -urtheile sicherlich die Bedeutung eines eigenen und darum des besten Commentars zu seinem Lebenswerke. Mit Bienenfleiß und zugleich mit weiter Umsicht und reifem Urtheil hat der Verfasser — bis vor Kurzem erster Hülfsarbeiter an der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel — nicht bloß sein weitschichtiges Material aus einer Unzahl zum Theil nur dem Forscher und Kenner zugänglicher Quellen zusammengetragen, sondern auch durch eine Fülle von Anmerkungen, die von umfassender Beherrschung des Gegenstandes zeugen, die Aeußerungen, welche den Text bilden, in das rechte Licht gesetzt, knappe Andeutungen ausgeführt, dunkle Beziehungen aufgehellt — kurzum Alles gethan, was nöthig war, seine Sammelarbeit erst recht fruchtbar zu machen. Darum wendet sich sein Buch auch durchaus nicht bloß an den engern Kreis der Goethephilologen, vielmehr aus diesem heraus an alle Freunde und Verehrer des großen Menschen und Künstlers. Dem Liebhaber eine Freude, wird es zumal dem Lehrer unentbehrlich sein und zweifellos gerade nach der letzteren Seite hin eine langempfundene Lücke abschließend füllen, wenn sich dereinst zu dem vorliegenden ersten Theile der zweite, der die dramatische, und der dritte umfangreichste und schwierigste, der die lyrische Dichtung umfassen soll, hinzugesellt hat. Möchte die treue und mühevolle Arbeit, wie sie bereits aller Orten die Anerkennung der wissenschaftlichen Kritik in reichem Maße gefunden hat, auch neben dem materiellen den idealen Erfolg haben, der dem Verfasser vorschwebte und den seine Leistung verdient — auch eine Stufe auf dem Wege aufwärts, den die Losung weist: „Mehr Goethe!“

W. Br.

Albert Leitzmann und **Karl Schüddekopf.** Lichtenberg's Briefe. I. Band. 1766—1781. Leipzig. Dieterich (Theod. Weicher) 1901. XIV u. 424 S. gr. 8°. 10 ℳ.

Eine neue Sammlung der Briefe Lichtenberg's kommt gewiß weiten Kreisen willkommen, da das, was bisher davon erschienen, unvollständig und keineswegs den jetzigen Ansprüchen gemäß veröffentlicht worden war. Die vorliegende Ausgabe entspricht allen diesen Wünschen in vollem Maße. Die Herausgeber haben keine Mühe gescheut, was an Briefen Lichtenberg's irgend zu erlangen war, heranzuziehen, bei den Erläuterungen aber, die sie dem sorgsam hergestellten Texte hinzugefügt haben, weise und gehaltvolle Kürze walten lassen. Dieser erste Band enthält die erste Hälfte der Schreiben Lichtenberg's, 298 an der Zahl. Dem zweiten Bande wird ein Namenregister beigegeben werden, das die Benutzbarkeit des Werkes um so mehr erhöhen wird, da von sehr vielen Personen in ihm die Rede ist. Der Inhalt der meisterhaft geschriebenen Briefe ist ebenso interessant wie vielseitig. Es werden in ihm Litterar- und Kulturhistoriker, sowie Vertreter der Naturwissenschaften ihre Rechnung und alle die ihr Vergnügen finden, die Geist und Witz dieses größten deutschen Satirikers zu schätzen wissen.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 10. Die auf der Braunschweigischen Geflügel-Ausstellung aus-gebrochene Seuche; Schätzung des Lebendge[illegible] des Verkaufswerthes des Viehhandels im [illegible] — 12. Bericht über die Thätigkeit der La[illegible] Versuchs-Station im J. 1900. — 13—15 [illegible] sammlung des landwirthsch. Centralvereins [illegible] Braunschweig am 7. März 1901.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 12. 16. Juni **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Zu Herzog Anton Ulrich's „Römischer Octavia“.

Von Paul Zimmermann.

Neben dem Herzoge Heinrich Julius ist kein Fürst des Welfenhauses in der Geschichte der deutschen Litteratur als schaffender Künstler bedeutsamer hervorgetreten als der Herzog Anton Ulrich. Ein Sohn Herzog August's d. J., des berühmten Begründers der Wolfenbüttler Bibliothek, erbte er die litterarischen Neigungen des Vaters, die auch auf seine Brüder übergingen, aber bei ihnen allen ganz verschieden in Erscheinung traten. Herzog Rudolf August beseelte ein streng religiöser, pietistischer Sinn; er pflegte besonders die theologische Litteratur und war der Verfasser zweier Andachtsbücher, die einen Auszug der Psalmen enthalten [1]). Ferdinand Albrecht's I. Schriftstellerei war kraus und bunt, wunderlich wie das Leben und die Sammelarbeit des Mannes selbst, der in der Fruchtbringenden Gesellschaft den bezeichnenden Namen des Wunderlichen im Fruchtbringen erhielt. Von einem wirklichen Einflusse auf die deutsche Litteratur kann nur bei dem Herzoge Anton Ulrich die Rede sein; er hat sich aber in der That in ihrer Geschichte eine bleibende Stellung errungen.

Es sind drei Gattungen der Dichtkunst, in denen der Herzog sich bethätigt hat. In seine Jugendzeit fallen die geistlichen Lieder, die als „Christ-Fürstliches Davids Harpfen-Spiel“ wiederholt herausgegeben sind und von denen einzelne sich bis heute in deutschen Gesangbüchern erhalten haben [2]). Noch 1856 hielt H. Wendebourg sie für würdig, eine neue Sammlung von ihnen zu veranstalten [3]). Daran schließen sich Dichtungen höchst weltlicher Art, Freudenspiele, Singspiele, Ballets u. s. w., die in den Jahren 1648—63 entstanden. Das Verdienst, auf diese Stücke, die Goedeke noch kaum erwähnt, zuerst nachdrücklich aufmerksam gemacht zu haben, gebührt Ferd. Sonnenburg [4]). Doch darf man die Schriftstellerei des Herzogs in diesen beiden Richtungen keineswegs als eine hervorragende bezeichnen; er erhebt sich kaum über das gute Mittelmaß und hat sich hier durchweg in den alten Geleisen gehalten.

Neue Bahnen hat der Fürst auf dem Felde des Romans eingeschlagen. Hier beruht seine bleibende litterarische Bedeutung. Auch ohne in die gar zu günstige Beurtheilung Sonnenburg's einzustimmen, wird man den Fürsten doch als den Begründer des geschichtlichen Romans betrachten müssen. Er ist, wie W. Brandes treffend sagt, „nicht blos eine Art von Dahn oder Ebers des 17. Jahrhunderts, sondern auch ein wenig der Samarow seiner Zeit gewesen“, indem er Hofgeschichten der jüngsten Vergangenheit seinen Romanen einflocht [5]). Wir werden auf letzteren Punkt demnächst eingehend zurückkommen müssen.

Die Abfassung der Romane fällt in die spätere Lebenszeit des Herzogs. „Die durchlauchtige Syrerin Aramena“ erschien 1669—73 in fünf Bänden, 1678 bis 79 in zweiter Auflage. Der Anfang der „Römischen Octavia“ kam 1677 heraus. Dieses Werk hat Anton Ulrich dann mit längeren Unterbrechungen bis auf sein Todtenbett (1714) auf das Lebhafteste beschäftigt. Hierfür im Einzelnen den Nachweis zu führen, wird der nächste Zweck der nachfolgenden Zeilen sein. Wir verbreiten uns dabei nicht über die dichterischen Vorzüge des Werkes, das wir als eines der frühesten Muster eines schlichten und gebildeten Prosaromans anzusehen haben, betrachten nicht Sprache und Stil, die für jene Zeit als vorzüglich bezeichnet werden müssen, gehen auch nicht auf den gesammten Inhalt des weitschichtigen Buches ein, das die römische Geschichte von Claudius bis Vespasian in der 3. Ausgabe auf 6922 engbedruckten Seiten uns vorführt. Wir wollen hauptsächlich die Stücke ins Auge fassen, die zeitgenössische Ereignisse behandeln. Man hat wohl gesagt, daß diese Theile besonders die Beliebtheit des Romanes bewirkt

---

1) [v. Praun's] Bibliotheca Brunsvico-Luneburgensis Nr. 2605 und 2606.

2) So z. B. in dem Meiningenschen. Im jetzigen Braunschweigischen Gesangbuche ist der Herzog nicht mehr vertreten, doch war er es wieder in der neuen Gesangbuch-Vorlage, die der leidige Parteigeist bedauerlicher Weise kürzlich zu Falle gebracht hat.

3) Geistliche Sänger der christlichen Kirche deutscher Nation ... Hg. von W. Schircks. 7. Heft. Halle 1856.

4) Ferdinand Sonnenburg, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig als Dichter (Berlin, Leonhard Simion 1896) S. 14 ff.

5) Braunschw. Magazin 1897 S. 119.

hätten. Das ist ein Irrthum. Denn diese Einschiebsel stammen, so weit sie bis jetzt aufgeklärt sind, erst aus später Zeit, das früheste aus dem Jahre 1707, als der Roman längst beliebt geworden war. Daß er dies wirklich gewesen ist, bezeugen die Auflagen, die er erlebt, die Verlesenheit der uns erhaltenen Exemplare und das Urtheil der Zeitgenossen. Hervorragende Personen schenkten ihm ein hohes Interesse. So Leibniz und die geistreiche Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Auch in die spätere Zeit wirkte der Roman noch nach, bis in Goethe's Tage, der in den Bekenntnissen einer schönen Seele Fräulein von Klettenberg die Octavia als Lieblingsbuch lesen läßt.

I. Die Entstehung der „Römischen Octavia", die verschiedenen Ausgaben und die uns erhaltenen Handschriften des Werkes.

Obwohl bereits im Jahre 1823 der damalige Oberappellationsrath Friedr. Karl v. Strombeck im Braunschweigischen Magazin (1823 St. 23 Sp. 353—64) das Verhältniß der Ausgaben der „Octavia" im Wesentlichen klar gestellt hat, so müssen wir hier doch noch einmal darauf eingehen, weil wir in Einzelheiten jene Ausführungen zu berichtigen und zu vervollständigen haben und nur auf Grund einer genauen Bibliographie Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Romans mittheilen können, die bei der Bedeutung des Werkes und seines Verfassers der Beachtung nicht unwerth erscheinen dürften. Diese theilweise Wiederholung bekannter Dinge wird um so mehr als begründet gelten können, da weder in K. Goedeke's trefflichem Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung B. III² S. 249 noch in F. Sonnenburg's erwähnter Monographie S. IX die Arbeit Strombeck's volle Berücksichtigung gefunden hat.

Man hat bei der „Octavia" fünf verschiedene Ausgaben zu unterscheiden, die in den Jahren 1677—1762 erschienen sind. Ihre Titel sind folgende:

1. Ausgabe in drei Bänden.

[I.] Octavia Römische Geschichte: Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft an der Donau gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Johann Hoffmann / Buch- und Kunsthändlers. Gedruckt bei Johann—Philipp Miltenberger. Anno MDCLXXVII

5 Bl. 1092 S. u. 1 Bl. 8° (Königl. u. Provincialbibliothek in Hannover).

[II.] Octavia Römische Geschichte. Zugabe des Ersten Theils. Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft an der Donau / gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Johann Hofmanns / Buch- und Kunsthändlers. Gedruckt daselbst bey Andrea Knortzen. Anno M . DC . LXXVIII.

1 Bl. u. 1234 S. 8° (Königl. und Provincialbibliothek in Hannover).

[III.] Octavia Römische Geschichte: Zweiter Theil. Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft an der Donau gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Johann Hofmann / . . . Gedruckt durch Christof Gerhard daselbst. Anno Christi LXXIX.

4 Bl. u. 1165 S. 8°.

2. Ausgabe in sechs Bänden.

[I.] Octavia Römische Geschichte: Der Hochlöbl[...] Nymfen-Gesellschaft an der Donau gewidmet. (Vi[...] nette.) Nürnberg / In Verlegung Johann Hofman[...] Kunst- und Buchhändlers. Daselbst gedruckt [...] Andreas Knorzen. Im Jahr Christi M . DC . LXXX[...]

6 Bl. u. 1091 S. 8°.

[II.] Octavia Römische Geschichte. Zugabe [...] Ersten Theils. Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellsch[...] . . . gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Verleg[...] Johann Hofmann's . . . Schwobach, gedruckt [...] Christoph Enoch Buchten. Anno M . DC . LXXXVII[...]

1 Bl. u. 1234 S. 8°.

[III.] Octavia Römische Geschichte: Zweiter Th[...] Der . . . gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Ve[...] legung Johann Hoffmann sel. Wittib und Engelbe[...] Streck / Kunst- und Buchhändlers. Anno Chri[...] MDCCII.

4 Bl. u. 1165 S. 8°.

[IV.] Octavia Römische Geschichte. Zugabe de[...] Andern Theils. Der . . . gewidmet. (Vignette.) Nürn[...] berg / In Verlegung Joh. Hoffmanns S. Wittib un[...] Engelbert Streck. Anno MDCCIII.

4 Bl u. 771 S. 8°.

Octavia Römischer Geschichte Der Zugabe Des Ander[...] Theils Sechstes Buch. Nürnberg / Verlegts Johan[...] Hofmanns Seel. Wittib / und Engelbert Streck. 1704

1 Bl. u. 512 S. 8°.

[V.] Beschluß der Römischen Octavia / Der Durch[...] leuchtigsten Herzogin gewidmet / Die diese Römer[...] von ihrem mehr als zwanzigjährigem Schlaff aufer[...] wecket. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Joh[...] Hoffmanns S. Wittib / und Engelbert Streck. An[...] MDCCIV. Christian-Erlang / Druckts Johann Fride[...] rich Regelein.

5 Bl. u. 1120 S. 8°

[VI.] Zugabe zum Beschluß Der Römischen Octavia (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Joh. Hoffmann[...] sel. Wittib / und Engelbert Streck. Anno MDCCVII.

5 Bl. u. 1029 S. 8°.

3. Ausgabe in sechs Bänden.

Die Römische Octavia / in Sechs Bände verfasset.
Erster Band . . .
Der Römischen Octavia
. . . Zweyter Band . . .
. . . Dritter Band . . .
. . . Vierter Band . . .
Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft an der Donau gewidmet (Vignette) . . .
Der Römischen Octavia
. . . Fünffter Band . . .
. . . Sechster und letzter Band . . .
Der durchleuchtigsten Herzogin gewidmet / Die diese Römerin / von ihrem mehr als zwanzig-jährigem Schlaff auferwecket (Vignette) . . .

Nürnberg / In Verlegung Johann Hofmanns und Engelbert Strecks Wittiben. 1711.

I. 6 Bl. u. 1091 S. — II. 1 Bl. u. 1234 S. — III. 3 Bl. u. 1165 S. — IV. 4 Bl. 771 u. 512 S. — V. 5 Bl. u. 1120 S. — VI. 5 Bl. u. 1029 S. 8°.

4. Ausgabe in 7 Bänden.

[Auf dem ersten Blatte des ersten Theiles:]

Die Römische Octavia Auf Veranlassung Einer hohen Königl. Printzeßin Nach dem ehmahligen Entwurff geändert und durchgehends vermehret Nunmehr von neuem aufgelegt. Mit Römis. Kayserl. und Königl. Spanischen Majest. wie auch Hochfürstl Braunschw. Lüneb. allergnädigsten Privilegiis. Braunschweig / Gedruckt und verlegt durch Johann Georg Zilligern Hochfürstl. privileg. Hof-Buchdr. 1712.

[Auf dem 2. Blatte des ersten, dem ersten Blatte der übrigen Theile:]

Der Römischen Octavia
. . . Erster Theil.
. . . Zweyter Theil.
. . . Dritter Theil.
. . . Vierdter Theil.
. . . Fünffter Theil.
. . . Sechster Theil.
. . . Siebender Theil /

(Vignette)[6]. Braunschweig / Gedruckt und verlegt durch Johann Georg Zilligern Hochfürstl. privil. Hof-Buchdrucker. [Ohne Jahr].

I. Kupfer, 8 Bl. u. 918 S. — II. Kupfer, 1 Bl. u. 971 S. — III. Kupfer u. 1048 S. — IV. Kupfer u. 1067 S. — V. Kupfer u 1271 S. — VI. Kupfer u. 894 S. — VII. 416 S. 8°.

5. Ausgabe, Theil 7 enthaltend.

Der Römischen Octavia Siebenter Theil (Vignette) Wien, gedruckt, bey Johann Thomas Trattnern, k. k. Hofbuchdruckern, und Buchhändlern. 1762.

Kupfer u. 1068 S. 8°.

Als Herzog Anton Ulrich sich mit dem Entwurfe zu einem Romane aus der Geschichte der römischen Kaiserzeit trug, scheint er anfangs darüber im Zweifel gewesen zu sein, welche Gestalt er in den Mittelpunkt seiner Erzählung bringen, nach wem er seinem Werke den Namen geben sollte. Es scheinen ihm zunächst, ehe er auf die Octavia verfiel, an der er dann endgültig festhielt, drei andere Personen vorgeschwebt zu haben. In der Herzoglichen Bibliothek befindet sich von der Hand des Herzogs eine Handschrift (198 Extr.), die betitelt ist: „Die Furtreffliche[7]) Neronia oder der wutende Nero". Sie enthält bis Blatt 16 den Text des ersten Buches des ersten Theiles. Daran schließen sich Angaben über Eintheilung, Inhalt &c. des geplanten Werkes. Ebenso bewahrt das Herzogliche Landeshauptarchiv eine Handschrift des Herzogs, die, in gleicher Weise als „Erster Theil. Das 1. Buch" bezeichnet, den Anfang eines Romans enthält, über dessen Titel der Verfasser selbst noch geschwankt hat. Anfangs stand da die Ueberschrift: „Der Große Thridates König in Armenien". Der Titel wurde dann verworfen, durchgestrichen und ein neuer: „Die Durchleuchtige Römerin Antonia" daneben gesetzt. Der Text füllt nur 15 Seiten. Dann beginnt auf dem folgenden Blatte: „Octavia 1. Theil. Das 1. Buch", nicht ein ausgearbeiteter Text, sondern eine kurze Orientirung über die Handlung des 1. und 2. Theiles und über die in ihr wirkenden Persönlichkeiten.

Beide Handschriften sind Querfoliobände, 31,7 cm breit, 20 cm hoch und in steife graue Pappe mit drei an den Langseiten hervortretenden Pergamentstreifen gebunden. Genau denselben Einband haben zahlreiche andere Handschriften der römischen Octavia, die sich in der Herzogl. Bibliothek und im Landeshauptarchive befinden, wenigstens alle diejenigen, die aus der ersten Periode der Abfassung des Romans stammen. Diese umfaßt, wie die obige Bibliographie klar erkennen läßt, die ersten drei Bände. Die Originalhandschrift des Fürsten zu diesen bewahrt die Herzogliche Bibliothek, und zwar Extravag. 168 I. Theil 1. Buch.

— 169—170		2. Buch.
— 171—173		3. Buch.
— 174—176	Zugabe des I. Theils[8])	4. Buch.
— 177—180[9])		5. Buch.
— 180—182		6. Buch.
— 183—185	II. Theil	1. Buch.
— 186—189[10])		2. Buch.
— 189—192		3. Buch.

Daran schließen sich die Extravaganten 193, 193¹, und 193², die auf 361 durchgezählten Seiten als „Zugabe des anderen Theiles" das 4. Buch, wenigstens zu einem großen Theile, enthalten. Der Herzog hat also das Werk schon in jener früheren Zeit nicht unerheblich fortgesetzt. Doch zur Veröffentlichung ist dieser Theil damals, und in der vorliegenden Form überhaupt nicht mehr gekommen. Es ist ein Hinderniß eingetreten, das den Fürsten lange Jahre die Arbeit hat unterbrechen lassen[11]).

Das Werk muß, obwohl es einen so bedeutenden Umfang besaß und unvollendet war, dennoch großen Anklang gefunden haben. Denn es machte sich schon nach einigen Jahren das Bedürfniß nach einer neuen Auflage geltend. Sie erschien bandweise in den Jahren 1685, 1687 und 1702 und ist Blatt für Blatt eine Wiederholung, aber ein neuer Abdruck der früheren Ausgabe; selbst die Druckfehler des ersten Bandes, die zum Schlusse bei der alten Auflage verzeichnet stehen, sind in der neuen bis S. 634 unberichtigt geblieben.

Auch in hohen Kreisen zeigte sich offenbar eine lebhafte Theilnahme für das Werk und aus diesen ist die Anregung zu seiner Fortsetzung ausgegangen. Der Herzog selbst hat mit klaren Worten die Wiederaufnahme seiner Arbeit, die fast ein Vierteljahrhundert still

6) Im 7. Theile fehlen sowohl die Vignette des Titelblattes als auch alle Kupferstiche im Texte.

7) Furtreffliche Hdschr.

8) Anfangs (bis Extr. 175 S. 326) in der Handschrift als II. Theil 1. Buch bezeichnet.

9) Das 5. Buch reicht bis S. 392, S. 393 beginnt das 6. Buch.

10) Bis S. 382, auf der auch das dritte Buch beginnt.

11) Es kommt noch hinzu der Band Extravag. 193³, der das Ende des 1. Buches des zweiten Theiles enthält, das in Extravag. 185 fehlt. Vier Blätter sind herausgeschnitten, nur eine Seite erhalten. Es folgt der Anfang des 2. Buches des II. Theiles in einer vom Drucke abweichenden Form. Das Stück ist später offenbar verworfen und erneuert.

gelegen hatte, dem Einflusse der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, geb. Pfalzgräfin bei Rhein, zugeschrieben. Denn Niemand anders als sie kann „die durchleuchtigste Herzogin“ sein, die, wie es auf dem Titelblatte zum „Beschluß“ des Werkes heißt, „diese Römerin von ihrem mehr als zwanzigjährigem Schlaff aufferwecket“. Das geht klar aus dem Widmungsgedichte dieses Theiles hervor, wo der Dichter mit unverkennbarer Beziehung auf sie sagt:

Octavia blieb deine Treu
In Glück und Unglück unverletzet
Hat Neyd / Verleumbdung / Tyranney
An Dich vergeblich angesetzet
Warst Du das Wunder Deiner Zeit
An Zucht / Ehr und Beständigkeit!
So weicht dir doch die Nymffe nicht /
Die an dem Strand der Seyne sitzet
Der aus der beyden Augen Licht
Des Vatters Geist und Weißheit blitzet
Von der das Rund der Welt entlehnet /
Was große Prinzeßinnen krönet.
Ach! brächte dieses Necker / Kind
Durch Ihren Witz und Fleiß zuwegen
Daß / die sich jetzt zuwider sind
Die Waffen möchten niederlegen
So solt' Ihr Glantz im höchsten Schein
Bey Donau / Tyber / Seyne / seyn.

Die Herzogin Elisabeth Charlotte stand zu dem Herzog Anton Ulrich in wahrhaft freundschaftlichem Verhältniß; auch hat ein Briefwechsel zwischen ihnen bestanden, aber leider sind von den Briefen der Herzogin außer den bruchstückweise veröffentlichten fast gar keine auf uns gekommen[12]). Doch ersehen wir deutlich aus ihren Briefen an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover, wie große Stücke sie auf die Romane des Herzogs und auf den Verfasser selbst hält. Dieser, schreibt sie am 2. Mai 1706, „hatt mir gantz das hertz genohmen, indem J. L. sich so viel mühe vor mir geben, mir schönne bücher zu schreiben, so mir mein Teutsch erhalten; ich wünsche ihm langes leben undt gesundtheit davor“[13]). Sie äußert in den Jahren 1695 und 1696 gegen ihre Tante den lebhaften Wunsch, daß der Herzog den Roman ausmachen möge[14]). Schon vor dem Jahre 1702 muß der Herzog die Arbeit wieder aufgenommen haben. Denn als er nach dem Einfalle der Hannoverschen Truppen der Mitregierung entsetzt war, schreibt Elisabeth Charlotte am 23. Mai 1702: „Meine hoffnung war, daß, weill hertzog Anthon Ulrich nichts mehr zu thun hatt, daß er nun die Octavia außmachen würde, nimbt er aber die regirung wider, wirdt es noch lang ahnstehen“. Sie hofft nach jeder Störung, die dem Herzoge widerfährt, wie z. B. nach dem Tode seiner Frau, auf eine rasche Förderung der Arbeit[15]). Er entschuldigt sich gelegentlich bei der Herzogin, daß sie noch immer nicht zum Abschlusse gekommen[16]). Am 24. März 1704 schreibt er an Leibniz, es gehe bei seinem jetzigen Zustande auf Ausmachung dieses Werkes sehr langsamb zu und sorge er, Octavia werde noch zwantzig Jahre warten müssen, bevor sie völlig zum Vorschein komme, jedoch schon am 1. Dec. 1704, daß das Verlangen der Herzogin von Orleans nach der Octavia nun bald solle gestillet werden[17]). Schon einige Jahre früher hatte Leibniz seinen und vieler Anderer Wunsch nach einer Vollendung des Romans öffentlich ausgesprochen[18]). Er hat der Dichtung des Herzogs auch sonst thätige Theilnahme zugewandt. Elisabeth Charlotte äußert schon am 30. August 1699 ihre Freude darüber, daß Leibniz dem Herzoge helfe „die Octavia außschreiben“[19]). Wahrscheinlich hat dieser also schon damals seine Arbeit wieder aufgenommen. Am 13. Nov. 1704 und 27. Nov. 1706 dankt der Herzog Leibniz für den Stoff, den er ihm für seine Octavia geliefert; das letzte Mal sind es „so viel verwundersame materien“ gewesen, daß er besorgt, er „werde einen gantzen tomum noch dazu machen müßen“[20]). Dennoch ist schon im Anfange des folgenden Jahres der Roman vollendet; am 16. April 1707 spricht Elisabeth Charlotte ihre Freude darüber aus, daß er nun glücklich zu Ende geführt worden sei[21]).

Von dieser Fortsetzung der Arbeit sind in der Herzoglichen Bibliothek keine Handschriften mehr vorhanden; dieses ganze Material ruht im Landeshauptarchive. Hier befinden sich zunächst auch noch zwei Hefte aus früherer Zeit, die des Herzogs Niederschrift vom Ende des 4. Buches und vom Anfange des 5. Buches des zweiten Theiles enthalten. In beiden finden sich z. Th. dieselben Stücke in abweichender Gestalt, ein Beweis, wie sorgsam der Herzog das Werk selbst herstellte. Seine Arbeitsweise wird uns noch klarer aus den späteren Heften, die sonst von gleichem Formate im Unterschiede von den älteren Heften in einen Schaflederrücken gebunden sind. Man hat hier des Herzogs eigene Handschriften und solche von Schreiberhand zu unterscheiden. Die Niederschriften des Fürsten sind uns von der Zugabe des II. Theiles B. 5 S. 680 der Ausgabe von 1703 an erhalten und umfassen in etwa 40 z. Th. zerrissenen Heften in ziemlicher Vollständigkeit das Ende des 5. Buches und das 6. Buch der Zugabe des II. Theiles, den Beschluß und den Anfang der Zugabe zum Beschluß, etwa bis S. 87 des Druckes. Die vielen durchstrichenen und neu bearbeiteten Stellen, die

---

12) Vgl. hierüber und über die Beziehungen des Herzogs zu der Herzogin Elisabeth Charlotte v. Sybel's histor. Zeitschrift N. F. Bd. 27 S. 79 ff., J. Bolte in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte N. F. III B., (1890) S. 454 ff. und die betreffenden Stellen bei Bodemann „Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürstin Sophie von Hannover“ Bd. I u. II, die nach dem Register (II S. 355) leicht zu finden sind.

13) Bodemann a. a. O. II S. 131.

14) Ebenda I, S. 229 und 247.

15) Ebenda II, 73.

16) Ebenda II, 120 f.

17) Vgl. E. Bodemann's Ausgabe von Leibnizen's Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich [illegible] d. histor. Vereins f. Niederf. 1888 [illegible]

18) A. a. O. S. 81 ff.

19) Vgl. Bodemann „Aus den [illegible]

20) Bodemann in Ztschr. f. [illegible] und 169.

21) Bodemann „Aus den Bri[illegible]

[za]hlreichen Correcturen, die sich in allen diesen Heften [v]on der Hand des Herzogs selbst ausgeführt vorfinden, [z]eigen deutlich, wie eifrig er zur Vervollkommnung des [G]anzen mit dem Ausdrucke rang und wie ernst er es [m]it seiner Schriftstellerei nahm. Von diesem Ent[w]urfe des Herzogs wurde dann von der Hand des Kammerschreibers Gottfried Alberti eine Reinschrift angefertigt, bei der zugleich eine stilistische Ueberarbeitung des Textes vorgenommen wurde. Ob diese von Alberti selbständig oder nach dem Dictat des Fürsten geschah, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Gelegentlich begegnet die Hand des Herzogs auch in dieser Reinschrift, nach der dann der Druck des Romanes ausgeführt wurde.

Es sind von dieser Alberti'schen Reinschrift 31 Hefte in Halbschafleberbänden erhalten, die das 4.—6. Buch des zweiten Theiles vollständig, vom Beschluß den Anfang (bis S. 393) und von der Zugabe des Beschlusses zwei große Stücke S. 87—643 und S. 849—951 enthalten. Schon aus den äußerlichen Bezeichnungen der Hefte, — das letzte Heft des „Beschlusses" trägt den Buchstaben V, die der „Zugabe" die Buchstaben LL—TT und Ccc — lassen erkennen, daß hier eine Reihe von Heften abhanden gekommen ist.

Der Herzog scheint die Arbeit an dem Romane spätestens im Jahre 1699 wieder aufgenommen zu haben [22]). Im J. 1703 erschien die erste Fortsetzung als „Zugabe des anderen Theils", von der schon weit früher ein großer Theil nicht nur geschrieben, sondern auch schon gedruckt worden war. Letzteres ersehen wir aus der Alberti'schen Reinschrift, in die eine größere Anzahl gedruckter Blätter, die in keiner der im Buchhandel erschienenen Ausgaben sich vorfinden, z. Th. mit Zusätzen und Verbesserungen versehen, eingefügt worden sind. Diese Blätter können nur von einem Drucke herrühren, der schon in den 70er Jahren begonnen, aber, weil die Arbeit damals liegen blieb, nicht vollendet wurde. Der Text gefiel dem Herzoge in seiner früheren Gestalt nicht mehr. Er wurde neu bearbeitet, insbesondere stark erweitert, wenn auch manche größere Stücke wenig verändert beibehalten wurden. So entsprechen von dem alten Drucke die S. 250—295 den S. 528 bis 574 der Ausgabe von 1703, die S. 298—312 den S. 583—98, die S. 324—50 den S. 610—36. Der Umfang der Erzählung war also bis dahin etwa auf das Doppelte angewachsen. Die letzte Seite, die uns von dem alten Drucke begegnet, trägt die Zahl 418. Erschienen kann von dieser Ausgabe nichts sein, da der Herzog in der Vorrede zu der „Zugabe des Andern Theils" ausdrücklich den langen Zeitraum zwischen diesem und dem vorhergehenden Bande bezeugt, indem er sagt, daß Octavia „von Anno 1679. an biß auf dieses angefangene 1703. Jahr / und also ganzer 24. Jahr in steter Verwahrung bey dem Otto sitzen müssen."

Der 5. Band (Beschluß) trägt das Druckjahr 1704. Vollendet ist er in dieser Zeit noch nicht gewesen. Seine Herstellung muß sich vielmehr bis in das Jahr 1706 hineingezogen haben. Denn auf den Heften, die die Reinschrift Alberti's enthalten und nach denen der Druck hergestellt worden ist, finden sich Datirungen, die vom 1. Jan. bis 29. December 1705 reichen. Das Heft, das S. 612—61 des Beschlusses umfaßt, trägt die Aufschrift: „Ist mundirt ao 1705 d. 1. Jan.", bei S. 661—692 steht: „Ist mundirt ao 1705 d. 1. Febr." und bei S. 1081—1120: „29 X bris 1705". Mit dem 6. Bande, der „Zugabe zum Beschlusse" hat Alberti im neuen Jahre sogleich fortgefahren. Das Heft, das S. 7—40 enthält, trägt die Aufschrift: „Ist mundiret d. 24. Jan. 1706".

(Schluß folgt.)

22) Vgl. oben S. 92.

Der Sturm auf Braunschweig 16.—17. October 1605.

Von

G. Hassebrauk.

(Schluß.)

3. Jürgen von der Schulenburg.

Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, II p. 436 f., sowie O. v. Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover III p. 22, schreiben die Rettung der Stadt dem Eingreifen des 70jährigen Jürgen von der Schulenburg zu, „der auf der Fallersleberstraße an der Ecke des Grabens wohnte, und dessen herrliches Epitaphium in St. Catharinen Pfarrkirche zu sehen ist" [51]). — Und zwar weist Havemann dem alten Herrn vom Eintritt des Regens ab eine durchgreifende Thätigkeit an, während Heinemann ihn seine Rolle erst später spielen läßt. Als nämlich das Signal „Frisch her" vom Thurme erscholl, sei nicht nur unter den Herzoglichen, sondern auch unter den Vertheidigern der Mauer eine wilde Panik ausgebrochen; da habe sich Schulenburg den flüchtigen Bürgern zu Pferde entgegengestellt, sie gesammelt, ermuthigt und zu jenem Doppelangriffe geleitet.

Untersuchen wir nun, ob diese oder unsere abweichende Darstellung besser begründet ist.

Die ältesten Quellen über den Sturm sind zunächst Acten, speciell Listen über die Entschädigung, welche den Verwundeten bez. den Hinterbliebenen der Todten gezahlt ist; Verhöre der Gefangenen; Rathsprotokolle; Kirchenbücher. Sie sind handschriftlich vorhanden im städtischen Archive zu Braunschweig, die dürftigen Reste der Kirchenbücher auf dem Rathhause daselbst. — Die Wichtigkeit dieser Quellen für unsere Frage ist nicht gering, aber doch nur indirect.

Von litterarischen Quellen ist die älteste [52]):

1) Ein unregelmäßig geführtes Familientagebuch vom 17. October 1605—1625, Hss. in Braunschw. Städt.

51) Olfen p. 158. Fast mit denselben Worten Kalm a. 1605.

52) Abgesehen von einem zum 1. 11. geschriebenen „Lobgesang" von 15 Strophen (Hss. in Brschw. Städt. Bibl. R. Hss. 22, 4° und Wolfenb. Bibl. Cod. Helmst. 708 p. 436), welcher gar keine Einzelheiten bietet.

Bibl. N. Hss. 9, 4⁰ p. 1—6[53]). — Jürgen Hofmann, sein höhnischer Ausruf, Einnahme des Magnuswalles bis über das Thor hinaus, Angriff der Hägner, Schanzkörbe, Kanonade, Regen, Kahnfahrt der „Bürger und Handwerksburschen“, Angriff vom Magnuswalle mit 2 Geschützen, als der Hausmann auf dem Thurm geblasen, Sieg. — Dann werden die Verluste erwähnt, wie natürlich in der ersten Siegesfreude, „der Todten sei bei 6tausent gewesen“, wogegen die Bürger „nur 10 und 3 oder 4 verwundet“ verloren. Unter den Todten ist der Stiefbruder des Schreibers Ludde Luttken, der „für Suntillientwenger im ersten anjagd ist geblieben“[54]). Auch die vergifteten Kugeln werden erwähnt.

2) Eine Reihe von (7) Pasquillen und Volksliedern, sämmtlich sehr bald nach dem Sturm gedichtet, erst die letzten gehören dem Frühjahr 1606 an. a. „Lasset euch kurze und einfältige Reime sagen“. Wolfenb. Bibl. Cod. Helmst. 119 p. 506 und etwas abweichend 131 p. 495. — Das Pasquill ist ruhmredig, verschweigt den Schrecken und den Zwist in der Stadt, natürlich auch die Neigung zur Capitulation. Es berichtet, daß ein Erbar Rath die Handwerksburschen (am Morgen!) in Sold nahm, weist die Entscheidung wie 1) dem doppelten Angriffe zu und bedauert, daß ein Bürgermeister Schonung der Gefangenen befohlen habe. Außer „Schelm Jürgen“ wird kein Name genannt. b. „Hört zu, hört zu, ihr Bürger frei“, gedr. in Br. Hist. Händ. III p. 43. Namen werden hier überhaupt nicht genannt. Der größte Theil des Gedichtes besteht aus den giftigsten Schimpfereien auf den Herzog. — Das Trompetensignal wird erwähnt, dann Angriff. — c. Vier Volkslieder, alle beginnend: „Man zog sich einmal nach Braunschweig aus“[55]), und auf ihnen beruhend ein vor Ende der Belagerung erschienener „Eigentlicher und wahrhaftiger Bericht“, der noch in zahlreichen Drucken und Handschriften vorhanden und die bekannteste Darstellung gewesen ist. — In den Thatsachen stimmen diese Lieder mit 1) überein, sie sind natürlich ruhmredig und verschweigen Alles, was den „tapfern“ Bürgern ungünstig ist. Von ihrer Seite wird Niemand, von der Herzoglichen Hofmann, Max, Sachse und Frost erwähnt.

3) Ein jahrweis geführtes Diarium sive fasti, Hss. in Wolfenbüttel Bibl. Cod. Helmst. 113 p. 643 ff., bietet nichts Neues. — Aehnlich ist Erckenbrecht Kolers „Beschreibung der Stadt Br.“ Abschrift in Br. St. B. N. Hss. 17, 4⁰.

4) (Jacobi Francken) Historische Relation ꝛc. Gedr. Leipzig 1606 (April oder Mai); z. Th. auch abgedruckt in Br. Hist. Händel III p. 58 ff. Ueber den Sturm selbst liegen zwei von einander unabhängige Berichte vor.

a. Der erste, ausführlichere, sucht die Wahrheit zu sagen und ist nach guten städtischen Berichten auswärts geschrieben. (Daher die Ungenauigkeit der Namen; Bm. Becker statt Gercke, der erste Todte Rosche ist vielleicht aus Boßbeck corrumpirt, Magius muß sich mit seinem Vornamen begnügen, Dr. Waldern erscheint als Walrade, die Sendung des Dr. Müller wird zu früh gesetzt ꝛc.) Im Uebrigen bietet die Schrift eine lebensvolle, nicht einseitig lobhudelnde Darstellung, deutet auch wiederholt auf den Zwist innerhalb der Stadt hin. Die Entscheidung wird zwei „jungen Kerlen“ zugeschrieben, die dann nochmals als „beide junge Männer“ gerühmt werden.

b. Der zweite, kürzere Bericht ist von einem Städter geschrieben. (Doch darf man auf die Behauptung, er sei mit vornen an der Spitzen gewesen, nicht allzuviel geben.) Die Namen sind hier in Richtigkeit, Lüders, Könnecke u. s. w., doch kennt Verfasser den Angriff zu Wasser nicht. — Die ganze Schilderung ist einseitiger und ruhmrediger als a.

5) Die officiellen städtischen Berichte, z. B an den Kaiser, die Reichsstädte (Br. Hist. Händ. III p. 57), auch das Kaiserl. Mandat vom 14./11. aus Speyer, der „Warhaffte und gründliche Bericht“, neue Auflage 1612, endlich „Prodromus, oder erster Theil wahrhaffter abgenötigter Verantwortung“, Brschw. 1611 — bieten nichts Neues.

6) Kurtze vnd summarische Erzählung, welchergestalt Herr Henricus Julius, weylandt postulirter Bischof zu Halberstadt ꝛc., die Stadt Braunschweig ao. 1605 den 16. Octobris feindlich habe vberfallen u. s. w. . . . s. l. et a. — Der Druck dieser nach 1613 verfaßten Schrift ist mir nicht zu Gesicht gekommen, wohl aber zwei Handschriften, eine ältere in Wolfenbüttel Bibl. Cod. Helmst. 907 und eine jüngere von ca. 1670, nachgetragen in Gercke's Chronik, Braunschw. St. Bibl. N. Hss. 95, 2 fol.[56]). — Der Verf. strebt nach Vollständigkeit und nach Gerechtigkeit, doch übertreibt er oft. Er benutzt schon Nr. 4, a als Quelle, meist aber mündliche Berichte. Daher erklärt sich der Name Martsal (der noch 1622 im Sacke lebte) statt Könnecke[57]). An beglaubigten Namen ist Reichthum, Hasekost (alias Woeke), Langenbein u. A. m. Die anfangs eingerissene Panik stillt Alfeld, und zwar zu Pferde.

Alle diese Berichte sind vom Standpunkte der Bürger geschrieben. Selbstverständlich sind die Darstellungen von Seiten der Geschlagenen spärlicher und, was unsere Frage betrifft, weniger wichtig.

7) Der officielle Bericht steht übereinstimmend Braunschw. Hist. Händel III p. 63 und Illustre Examen p. 590. Er nennt als besonders entscheidend die Furcht der Herzoglichen vor Unterminirung des Walles und die Plötzlichkeit des Angriffes[58]).

8) Vera Relatio etc., gedr. 1606, ist hauptsächlich als Berichtigung von Nr. 4 beabsichtigt. Von Wichtigkeit ist nur die Angabe, daß die schweren Verluste durch das Herabstürzen des Thorgatters verursacht wurden.

So weit die zeitgenössischen und — wie 6) — nicht

---

53) Wie mir Herr Oberstleutnant Meier mittheilt, heißt der Verfasser Curt Schmidt, aus dem Hagen.

54) Bestätigt durch die im städt. Archiv vorhandenen Auszüge aus dem Kirchenbuche von St. Catharinen. — L. war also bei den Hägnern und beweist durch den Ort seines Todes den guten Erfolg ihres Angriffs.

55) Einer der Texte ist gedr. Brschw. Hist. H. III p. 44.

56) Nicht zu verwechseln [illegible]rcke's eigener, kurzer Darstellung.

57) Vgl. oben.

[illegible]arauf verweist B[illegible]h geht [illegible]

wesentlich spätern Berichte[59]). — Wir haben durch dieselben, da sie ja trotz verschiedenster Auffassung und Tendenz im Wesentlichen übereinstimmen, ein klares und, was wichtiger ist, lückenloses Bild der Ereignisse bekommen; auch an Namen ist kein Mangel. Es fällt auf, daß Jürgen von der Schulenburg sich nicht unter diesen befindet. Indeß sind noch einige spätere Quellen vorhanden — alle aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege! — welche Berücksichtigung verlangen.

9) Tobias Olfen's Geschichtsbücher der Stadt Braunschweig, Handschr. in Br. Städt. Bibl. N. Hss. 128 und 150[60]), herausgegeben v. C. F. v. Vechelde, Brschw. 1832. — Olfen, ein Rathsherr, lebte von 1587 bis 1654, war also zur Zeit des Sturmes etwa 18 Jahre alt und könnte somit als Zeitgenosse gelten, wenn er zu gleicher Zeit oder bald nachher geschrieben hätte. Das ist aber nicht der Fall. Wir haben es hier nicht mit einer successiv geführten Chronik, sondern mit einer zusammenhängenden Darstellung zu thun, deren Abfassung in die letzten Lebensjahre des Verfassers, speciell 1653, fällt[61]). Es liegen also zwischen dem Sturme und seiner Beschreibung durch Olfen p. 152 bis 164 fast 50 Jahre.

Es würde danach die Frage folgen: Schreibt Olfen hier nach Quellen oder aus dem Gedächtniß oder gar nach Autopsie? Zunächst ist letztere nicht anzunehmen, da Olfen, der sonst seine Person nicht vernachlässigt, seine Theilnahme am Kampfe nicht vergessen haben würde, zumal ja nach seiner eigenen Angabe nur 1/20 der Bürgerschaft focht. Von Quellen giebt er nur Volkslieder an, indem er vor ihnen warnt; von den bisher erwähnten hat er sicher keine benutzt, da einzelne scharfe Widersprüche vorhanden sind. So nennen die meisten Quellen als leidtragenden Bürgermeister Gercke, O. nennt Bußmann; Sebastian Magius, der in 4 richtig als Pastor zu St. Michaelis genannt wird, erscheint bei Olfen als Prediger aus dem Hagen (er wurde 1607 Pastor zu St. Catharinen); daß Könnecke (oder Martfahll) Lärm machte, fehlt, u. s. w.[62]). Doch stimmt der Gang der Ereignisse im Ganzen mit unserer Darstellung bis zum Signal vom Thurme. — Nun hat Olfen, wie leicht zu ersehen, für die allgemeine Schilderung dieser Zeit (Abschn. VII, p. 104—113) gar keine, für Brabant (VIII u. IX) verschiedene, und zwar gute, für die Belagerung (XI u. XII) ebenfalls gleichzeitige Quellen benutzt[63]); er muß also wohl die mündliche oder schriftliche Tradition, welcher er folgt, für richtiger gehalten haben als irgend eine der litterarischen Darstellungen — Wie ist nun seine Darstellung beschaffen?

Durch das Lärmblasen vom Thurme kommt einmal über die Herzoglichen, zugleich aber auch über die Vertheidiger der Mauer ein panischer Schrecken. Daher laufen diese „aus der Altstadt und der Altenwiek mehrentheils nach der Neustadt hin, woselbst das Thor geöffnet ward", und suchen zu entfliehen. Da besteigt der alte Jürgen von der Schulenburg ein Roß, reitet der fliehenden Menge entgegen, redet sie kräftig an, stellt sie auf dem Hagenmarkte und dem Bohlwege auf, läßt durch Hauptleute und Gildemeister die Handwerksburschen u. s. w. herbeirufen, sammelt auch diese auf dem Graben (Wilhelmstraße) und führt sie zum Walle. Hier erst entwirft er den doppelten Angriff, der auf ein Signal aus grobem Geschütz unternommen wird und gelingt.

Was an dieser Erzählung besticht, ist die poetische Stimmung und der dramatische Aufbau; leider ist die ganze Situation unmöglich. Ich will gern von der Unwahrscheinlichkeit absehen, daß die Vertheidiger, die sich bis jetzt doch tapfer gehalten hatten, durch das Signal „Frisch her", das auf ihrer Seite geblasen wurde, statt zum Angriffe, zur Flucht bewogen wären; denn im Kriege kann auch das Unwahrscheinlichste zum Ereigniß werden. Aber wie kommt man mit der Zeit aus? Auf das Signal hin fliehen beide Parteien; jetzt erst besteigt Schulenburg (wo war er? an der Mauer oder zu Hause an der Fallerslebenstraße?) ein Roß, hält den Strom der Flüchtigen auf, sammelt sie, wohlverstanden auf dem Hagenmarkte und Bohlwege, läßt dann durch Hauptleute 2c. für Verstärkung sorgen, führt Alle zur Mauer zurück und leitet jetzt erst den Doppelangriff ein. Es wäre zu all' diesem, selbst vorausgesetzt, daß die Kähne schon beisammen gewesen wären, zum Mindesten eine halbe Stunde erforderlich gewesen. Was aber die bereits fliehenden Feinde in diesem Falle gehindert haben sollte, die wenigen Schritte zum Thore ungestört zurückzulegen, oder sich gar von dem panischen Schrecken zu erholen, ist nicht einzusehen.

Endlich stimmen die Aussagen der Gefangenen darin überein, daß der Doppelangriff fast unmittelbar nach dem Signale stattfand; die „Rothen" in der Schanze fliehen zuerst vor dem Trommelschlage aus den Booten, gleich darauf alle Anderen vor dem plötzlichen Ausfalle.

Wir können also nicht umhin, Olfen's Darstellung, soweit sie Schulenburg die Entscheidung zuweist, abzulehnen.

10) Christoff von Kalm's Braunschweigische Chronik, handschriftlich in Wolfenbüttel, Bibl. Cod. Aug. 27, 16 fol. — Der Verfasser, aus der bekannten Patricierfamilie, lebte von 1598 bis 1674, und ist somit nicht mehr als Zeitgenosse zu betrachten, zumal auch er erst in seinen späteren Jahren geschrieben hat.

Der hohe Werth dieser Chronik beginnt erst nach 1616; von 1588 bis dahin sind nur die kultur- und familiengeschichtlichen Angaben zuverlässig. Die politische und militärische Schilderung dieser Jahre ist weit

59) Ich bin überzeugt, daß 6 noch vor dem 30jährigen Kriege geschrieben ist. Eine Begründung würde hier zu weit führen.

60) Die Untersuchung, ob beide Hss. von Olfen sind, ist hier nicht am Platze. Nach Olfen geht Moller's Chronik c. 1720. Braunschw. St. B. N. Hss. 51. 4°.

61) Einige Beweise: p. 97, Juden betreffend ao 1584, wo er zugleich Facta von 1621 und 1653 berichtet; ferner p. 205, wo von einem 1615 errichteten Denkmal gesagt wird: es ist noch heutigen Tages zu sehen: p. 212. a. a. 1616; p. 232, 30jährigen Krieg betr. u. ö. (Citirt nach Vechelde.) — Sein Todesjahr bei Kalm.

62) Wie die Zeit steigert: Die gleichzeitigen Quellen geben 6 Wochen Trockniß an, № 6 schon 14, Olfen gar 6 Monate!

63) Im Wesentlichen dieselben wie Völckerling, S. 12.

verworrener und fehlerhafter als bei Olsen[64]), auch die des Sturmes selbst ist ohne Nachdenken compilirt, nur z. T. aus Olsen oder dessen Vorlage[65]). Dazu kommt der Umstand, daß Kalm's Bericht, obgleich die ersten Worte fast genau denen von Olsen entsprechen, doch in wesentlichen Punkten von diesem abweicht[66]). Es ist also nicht einmal möglich, die eine Darstellung durch die andere zu stützen.

Etwa gleichzeitig mit 10) ist

11) Gercke's Chronik, Braunschw. St. Bibl. N. Hss. 95 fol. Die Darstellung ist kurz und ohne besondern Werth; Schulenburg fehlt. G. bemerkt, daß ihm vier ältere Berichte über den Sturm vorlägen; wenn er also Schulenburg's Eingreifen übergeht, so wird er es nicht in seinen Quellen gefunden oder für unglaubwürdig erachtet haben.

12) Völckerling's Chronik, Braunschw. Städt. Bibl. N. Hss. 94, 2 fol., geschrieben nach 1704. Der Verfasser ist Geistlicher und sehr geneigt, Alles, was seinen Stand betrifft, hervorzuheben und Ungünstiges abzuschwächen oder zu verschweigen[67]). Dagegen hat er einen Reichthum an guten Quellen. (Acta Ministerii.) — Bei der Schilderung des Sturmes tritt die Tendenz hervor, die Angst der Stadt in milderem Lichte erscheinen zu lassen, sowie die directe Theilnahme der Brabantianer noch stärker hervorzuheben, als es z. B. 4) thut. Die Schilderung ist compilirt aus 4, 6, 7 und 8, sowie den Volksliedern, doch liegen auch andere Quellen zu Grunde. Der Reichthum an Namen (zuverlässig bis auf Lauge) ist größer als irgend sonst; jeder Vornehme, der sich irgendwie ausgezeichnet, wird genannt — Schulenburg fehlt[68]).

Wir sind am Schlusse. Es ist nachgewiesen, daß in den Quellen bis über 1613 hinaus von einer Thätigkeit Schulenburg's überhaupt nicht die Rede ist; ferner, daß sich erst im Laufe späterer Jahre zwei nicht ganz gleiche Traditionen gebildet haben und diese nach dem 30jährigen Kriege aufgezeichnet sind. Aber weder die innerlich unmögliche Darstellung Olsen's noch die kaum besser motivirte Kalm's haben vor den Augen der quellenmäßig verfahrenden gleichzeitigen und späteren Chronisten Gnade gefunden, so wenig, daß sie nicht einmal den Namen Schulenburgs nennen. Bei dem R[illegible]thum und der verschiedenen Tendenz der Quellen [illegible] ein allgemeines absichtliches Verschweigen der Wa[illegible] nicht zu denken. — Wir können daher nicht umhi[illegible] Rettung der Stadt durch Schulenburg für eine [illegible] entstandene, schlecht beglaubigte Legende zu erklären[illegible]

---

64) So wird die Stadt 1602 in die Acht erklärt; Brabant ist völlig sagenhaft; 1606 und 7 „ging weinig für" u. s. w.

65) Sehr wichtige Punkte fehlen; der Schrecken in der Stadt wird erst nach Schulenburg's siegreichem Eingreifen geschildert u. s. w.

66) Bei Kalm leitet Schulenburg den Angriff auf den Aegidienwall: „er ritt selber vor's Thor, ihnen zu zeigen, wie sie Geschütz sollten abgehen lassen". Das will nicht recht zu der Thatsache passen, daß hier der führende städtische Leutnant Brauns (Hauptmann der Soldaten 12) an der Spitze der Ausfallenden erschossen wurde. Indeß könnten die Rollen Beider allenfalls nebeneinander bestehen.

67) vgl. Brabant; die Fälschung des Pasquills vom Frühjahre 1600 u. dergl. mehr.

68) Auch Magius' Schifffahrt fehlt. Die Nachricht von dem versuchten Ueberfalle des Michaelisthores ist schlecht beglaubigt, daher nicht berücksichtigt.

Bücherschau.

H. Hassel, Hedwig von Brandenburg. Ein [illegible] historischer Roman aus der letzten Hälfte des 16. [illegible]hunderts nach archivalischen Akten. Hannover, [illegible] H. Schaper 1900. 160 S. 8°. 2 M.

Die Heldin der Erzählung ist die edle Gemahlin [illegible] Herzogs Julius zu Br. u. Lün., des Reforma[illegible] unseres Herzogthums, eine Tochter Kurfürst Joachim'[illegible] von Brandenburg. Ein geschichtlich interessanter [illegible] wird in dem Büchlein behandelt, das wir solchen Le[illegible] empfehlen können, die in ästhetischer und geschicht[illegible] Beziehung nicht zu hohe Anforderungen stellen. [illegible] Behauptung S. 126, daß Herzog Heinrich d. J., [illegible] allerdings in seinen alten Jahren gegen den ne[illegible] Lutherischen Glauben milder wurde, zu ihm übergetre[illegible] sei, ist etwas kühn. Das letzte Datum des Buches [illegible] falsch. Hedwig starb nicht am 19. November, sonde[illegible] 21. October 1602; an jenem Tage fand ihre Beisetzung statt.

A. Bertram, Das eherne Taufbecken im Dome [illegible] Hildesheim. Mit 3 Lichtdrucktafeln und 8 Te[illegible] illustrationen. (Separatabdruck aus „Zeitschrift f[illegible] christliche Kunst", XIII. Jahrgang.) Hildeshei[illegible] A. Lax 1900. 30 Sp. gr. 8°. 1 M 50.

Das spätromanische Taufbecken des Hildesheimer Domes, das aus dem 2. Viertel des 13. Jahrhunderts stammt, „die reifste Frucht der Gießhütten Hildesheims", ist im März 1900 aus der dunkeln Ecke, in die es sei[illegible] 1653 gestellt war, in die Mitte der letzten nördlichen Seitencapelle gebracht worden. Diese Umstellung ermöglichte eine photographische Aufnahme aller Seiten des Kessels und des Deckels. Sie werden uns in vorstehender Schrift in wohlgelungenen Lichtdruckbildern vorgeführt. Der Verfasser fügt diesen eine genaue Beschreibung und eingehende Erklärung der auf dem Kessel befindlichen Darstellungen, sowie eine ästhetische Würdigung des ganzen Kunstwerks hinzu, die ebenso von den reichen kunstgeschichtlichen Kenntnissen, wie der theologischen Gelehrsamkeit des Verfassers Zeugniß ablegen und allen Liebhabern der heimischen Kunstgeschichte auf das Beste empfohlen werden können.

---

69) Die Theilnahme des alten Herrn am Kampfe überhaupt soll damit nicht geleugnet werden. Vermuthungen über die Entstehung der Sage möchte ich nicht aussprechen, nur eins bemerken: Mit S. verquickt ist Pastor Magius „aus dem Hagen". Da M. nun erst 1607 dort Pastor geworden ist, so kann die Sage erst entstanden sein, als die Erinnerung an M's früheres Amt an der Michaeliskirche ganz vergessen war.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 13. 30. Juni **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Der Improvisator Wilhelm Herrmann [1]).

Von Oswald Berkhan.

Am 26. August des vorigen Jahres starb zu Steglitz bei Berlin der Improvisator Herrmann. Da er, ein Braunschweiger Kind, seit Jahrzehnten in hervorragender Weise der einzige deutsche Vertreter seiner Kunst war, verdient er auch an dieser Stelle Worte ehrender Erinnerung.

Die Improvisationskunst besteht in der Fähigkeit, über jeden aufgegebenen Gegenstand ohne Vorbereitung sofort ein Gedicht vorzutragen. Sie erfordert das Talent, in allen Versformen reden zu können, ein umfassendes Wissen in der Geschichte, der Kunst und Litteratur, dazu ein zuverlässiges Gedächtniß, eine glühende Phantasie und ein wohlgebildetes Sprachorgan. Die Zahl der deutschen Improvisatoren ist eine geringe. Der erste bedeutende Improvisator, welcher in den zwanziger und dreißiger Jahren als solcher auftrat und Aufsehen erregte, war O. L. Bernhard Wolff. Er lebte von seiner Kunst, bis Goethe, der sich lebhaft für ihn interessirte, ihm eine Professur am Gymnasium zu Weimar und später an der Universität Jena auswirkte. Diesem folgten einige andere talentvolle Improvisatoren, z. B. Langenschwarz, Beermann u. s. w. In den sechsziger Jahren bis in die Neuzeit war Herrmann der einzige deutsche Vertreter dieser Kunst, der überall, wo er auftrat, Anerkennung und Bewunderung in reichem Maße erntete.

Friedrich Wilhelm Herrmann wurde am 28. Januar 1834 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater, Joh. Georg Herrmann, Polizeidiener war. Er zeigte von früher Jugend an ungewöhnliche dichterische Anlagen. Seine Schulaufgaben erledigte er häufig in Versen, einem verstorbenen Mitschüler hielt er schon in seinem neunten Jahre eine lange Grabrede, und es war die Regel, daß die Declamationen bei den öffentlichen Schulprüfungen ihm übertragen wurden. Aber trotz den künstlerischen Neigungen, die ihn erfüllten, mußte er sich doch dem Wunsche des Vaters fügen und die Beamtenlaufbahn einschlagen, die diesem ein sichereres Fortkommen zu gewähren schien als ein Künstlerberuf. Der Sohn trat daher am 1. Juni 1851 als Polizeischreiber bei der Herzoglichen Polizeidirection in Braunschweig ein und blieb bis zum August 1857 in dieser Stellung, die er zu voller Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausfüllte. Aber er war nicht mit vollem Herzen bei der Sache. Auch der trockene Polizeidienst konnte die dichterischen Schwingen nicht völlig niederhalten. Unwillkürlich regten sie sich und suchten sie sich zu bethätigen, z. Th. an Stellen, wo Niemand das erwarten sollte. In einem Verzeichnisse abgelieferter Fundstücke fand man später, nach langer Zeit folgende Verse von Herrmann's Hand:

> Was jetzt die Leute so verlieren,
> Glaubt Keiner, der es nicht gesehn,
> Felleisen, Schirme, Ofenthüren
> Seh' ich hier als gefunden stehn.
> Armbänder, Ringe aus den Ohren,
> Selbst volle Fässer steh'n dabei:
> Ja Mancher hat sich selbst verloren
> Und merkt's erst auf der Polizei.

Auch Herrman merkte bald, daß er sich selbst, seine besten Kräfte und Gaben auf der Polizei, wo diese unmöglich zur Entwicklung kommen konnten, verlieren würde, und es war ein Glück für ihn, daß bald die Befreiungsstunde schlug. Sein Auftreten auf einem Liebhabertheater bot ihm Gelegenheit, seine Fähigkeiten auf dem Gebiete zu zeigen, zu dem ihn mit aller Macht sein Herz zog. Der ungewöhnliche Beifall, der ihm hier als Schauspieler zu Theil wurde, bestimmte einen großmüthigen Kunstfreund, Ed. Heinson Huch in Braunschweig, für seine weitere Ausbildung zu sorgen, ihn selbst, sich ganz der Kunst zu widmen. Er erhielt namentlich von dem trefflichen Hofschauspieler Julius Jaffé, der damals der Braunschweiger Bühne, später der zu Dresden angehörte, dramatischen Unterricht, dessen er später stets mit Dankbarkeit gedachte.

Im Herbst 1857 verließ Herrmann seine Vaterstadt, um zunächst in der Fremde ein unstätes Wanderleben als Schauspieler zu beginnen. Er trat zuerst in Elbing auf, dann in Danzig, von wo er sich noch im October desselben Jahres nach Oesterreich wandte. Ein Jahr

1) Vergl. Leipziger illustr. Zeitung vom 27. Dec. 1879.

darauf treffen wir ihn in Jicin in Böhmen, im April 1859 im Engagement des Schauspieldirectors Karichs in Wilsdruff und Döbeln. Im September dess. J. geht er nach Ulm, wo er den Winter über am Stadttheater wirkte. Für den folgenden Sommer läßt er sich in München, dann in Augsburg gewinnen. Da die Verhältnisse am Sommertheater sich hier 1861 ungünstig gestalteten, so brachten sie einen Entschluß in ihm zur Reife, mit dem er sich schon längere Zeit getragen hatte, der Schauspielkunst zu entsagen und sein Glück als Improvisator zu versuchen. Mehr oder weniger hatte ein reiner Zufall ihn schon in Ulm auf diesen Weg gewiesen. Die Verzögerung einer Schauspielerin beim Umkleiden hatte im „Uriel Acosta“ eine peinliche Pause verursacht, die Herrmann durch einen in Versen improvisirten, längeren Monolog auf das Geschickteste auszufüllen verstand. Noch im Jahre 1861 trat er in dem kleinen bayerischen Städtchen Mindelheim zum ersten Male als Improvisator öffentlich auf, und zwar sogleich mit durchschlagendem Erfolge. Er war nun unablässig bemüht, sein Talent zur Kunst auszubilden und zog, täglich Vorträge haltend, durch Bayern, Steiermark und Oberitalien. Nachdem er so seine Uebungszeit durchgemacht hatte, schied er im Jahre 1862 gänzlich von der Bühne, die er zum ersten Male in Troppau betreten hatte. Er wirkte jetzt nur noch als Improvisator und sah im Vollgefühle seiner Kunst und seiner Kraft der Zukunft so vertrauensvoll entgegen, daß er in dieser Zeit auch einen eigenen Hausstand gründete. Am 16. November 1862 vermählte er sich in London mit Katharina Hofer, einer Enkelin des berühmten Andreas Hofer, die aus Amstetten in Unterösterreich stammte.

Das Datum seiner Heirath galt Herrmann zugleich auch als der Anfang seiner Improvisationskunst, von der er von jetzt ab wohl in allen großen Städten Deutschlands glänzende Proben ablegen sollte. Er hat später, am 16. Nov. 1887, seine silberne Hochzeit und das Jubiläum seiner 25jährigen Künstlerschaft an einem Tage gefeiert. Von London reiste er zunächst nach Hamburg, wo er in Ludwig's Salon auftrat. Dann hielt er bis zum Herbst 1864 in St. Pauli im Odeon Vorträge. Von dort ging's nach Berlin, wo das Friedrich Wilhelmstädtische Theater der Schlauplatz seiner Wirksamkeit wurde. Darauf nach Wien und im December nach Breslau, wo das Publicum jedoch nicht die gleiche Empfänglichkeit für seine Kunst zeigte wie an anderen Orten. Den Sommer brachte dann Herrmann regelmäßig in seiner Vaterstadt Braunschweig zu, um im Winter dann wieder eine neue Kunstwanderung anzutreten. So besuchte er im Winter 1865 auf 1866 Hannover, Leipzig und Dresden, im folgenden Jahre Kassel, Schwerin und Rostock, dann Frankfurt, Mannheim, Karlsruhe u. s. w. Es würde zu weit führen, ihn auf seiner Künstlerlaufbahn, die ihn in fast alle großen und daneben in viele kleinere Städte Deutschlands brachte, im Einzelnen zu verfolgen. Ganz besonderen Beifall trug er stets in Hamburg und Berlin davon.

Eine Reihe von Eigenschaften kam zusammen, um ihm diesen Erfolg zu verschaffen. Von vorn herein nahm seine stattliche persönliche Erscheinung für ihn ein. Auf das Angenehmste berührte sein klangvolles Organ. Mit vollkommener Sicherheit beherrschte er die Versformen; die Reime strömten ihm unwillkürlich und unablässig zu. Dabei besaß er große Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart, einen frischen Humor und einen sprudelnden Witz. Stets stand ihm eine Fülle origineller und treffender Einfälle zu Gebote, auch reiche Kenntnisse, die seinen Versen auch einen gedankenvollen Inhalt gaben.

Nicht nur die große Menge spendete ihm Beifall. Auch an hoher Stelle hat es ihm an Anerkennung nicht gefehlt An den Höfen zu Stuttgart, Karlsruhe, Altenburg und Gera, wie von König Johann von Sachsen, dem gelehrten Kenner italienischer und deutscher Dichtkunst, erhielt er besondere Auszeichnungen und werthvolle Geschenke. In Karlsruhe widmete ihm Victor Scheffel nach mehreren gelungenen Improvisationen die nachstehenden Verse:

> Liebreich ist sein Benehmen,
> Sein Vortrag ein Accord,
> Doch will er Abschied nehmen,
> Ruft alle Welt: „Fahr' fort!“
>
> Was in der Wörter Hülle
> Als stille Seele kreist,
> Weckt zu melod'scher Fülle
> Ein feiner Künstlergeist.
>
> Im Gleichtact lebt's und hebt's sich,
> Denn Polyhymnia spricht:
> Der starre Laut belebt sich,
> Die Rede wird Gedicht.
>
> Drum nicht, daß man ihn weise
> An einen fremden Ort,
> Nein, seiner Kunst zum Preise
> Ruft alle Welt: „Fahr' fort!“

Groß und ehrenvoll waren die Anerkennungen, die Herrmann von den verschiedensten Seiten am 16. November 1887 zu seinem 25jährigen Künstlerjubiläum zugingen. Der Hofgraveur H. Held in Magdeburg hatte auf den Tag eine Medaille geschnitten, die vorn das wohlgetroffene Kopfbild des Jubilars, auf der Rückseite aber eine allegorische Darstellung der Improvisationskunst und den Spruch trägt:

> „Form, Gestaltung, blitzhaft Wort,
> wie durch Zauber ein Akkord.“

Schon früher (1881) hatte unser Landsmann Hugo Bruns ein schönes Porträt von Herrmann gezeichnet, das durch den Druck vervielfältigt wurde.

Es mögen sich hieran einige Mittheilungen persönlicher Erinnerung an Herrmann schließen.

Als ich Anfang der sechziger Jahre nach Braunschweig kam, drang der Ruf seiner Kunst auch zu mir und ich benutzte gern die Gelegenheit, ihn zu hören. Dies war im Jahre 1865 der Fall. Die Vorgänge des Abends, der mir hohen Genuß gewährte, stehen noch lebhaft vor meiner Seele. Das Programm, das ich noch aus jener Zeit verwahre, enthält in drei

rophen gleichsam Herrmann's künstlerisches Bekennt- . Es lautet:

> Wer stets dem höchsten Ziele nachgerungen,
> Dem widerstrebt die todte Reimerei,
> Und was nicht aus der tiefsten Brust gesungen,
> Zieht auch an Andern ungefühlt vorbei.
>
> Drum wenn ich singe in mich selbst versunken,
> Greift nach der Feder nimmer meine Hand,
> Mir wird zur Gluth der unscheinbarste Funken,
> Und diese Flamme lodert ungebannt.
>
> Mit meinem Liede muß ich selbst mich geben,
> Uns trennt man nicht, so lang der Funken glüht,
> Drum liegt in jedem Liede auch mein Leben,
> Und all' mein Leben immer nur im Lied.

Unter allgemeiner Spannung wurde der Improvisator rwartet und als er, eine schlanke, kräftige Gestalt mit othem Haar und blauen Augen, erschien, von den zahlreich Versammelten lebhaft begrüßt. Zunächst sprach er über den ästhetischen Werth der Improvisationskunst, setzte dann sein hervorhebend den Unterschied zwischen der Kunst des schreibenden und dem eines sprechenden Dichters auseinander und wies nach, daß die Sprechdichtkunst, in Augenblickseingebungen bestehend, eine besondere Art bilde. Darauf ließ er Zettel zum Aufschreiben von Aufgaben vertheilen, die er dann beschrieben von den Anwesenden selbst einsammelte und verlas.

Unter den Aufgaben aus der Geschichte waren eine große Reihe angegeben, von denen Lincoln's Tod durch allseitigen Zuruf ausgewählt wurde. In reiner, edler Sprache schilderte Herrmann alsbald in tadellos poetischer Form den trefflichen Lincoln, dann den fanatischen Booth, den Mord und die Bestürzung des Publicums im Theater, wo der Mord geschah. Fast athemlos hatten die Anwesenden gelauscht, Alle waren tief ergriffen und reicher Beifall lohnte den Künstler.

Es folgten dann nach gegebenen Aufgaben Gedichte in den verschiedensten Versformen, formvollendet und stets mit einem geistreichen Abschlusse endend. Gegen Schluß seiner Vorträge ließ sich der Improvisator einige 30 Worte zu Endreimen zurufen, die er der Reihe nach aufschrieb. Er las dann diese Worte vor und trug nun sofort mit einer staunenswerthen Geschicklichkeit, die verschiedenen Worte kunstvoll der Reihe nach einfügend, ein Gedicht vor, das mit Scherz und Satire reichlich gewürzt war. Darauf, durch einen stürmischen Beifall begeistert, formte er mit denselben verlangten Worten in einem andern Versmaß ein zweites Gedicht, gleich anmuthig wie das erste. Er fügte dann, die verschiedenen Aufgaben, die er an diesem Abende zu lösen hatte, in poetischer Form zusammenfassend, ein Abschiedswort an die Anwesenden hinzu.

In kunstvoller Gedankenreihe waren an diesem Abende in blitzschneller Ideenverbindung Vers auf Vers gefolgt mit stets packendem Abschluß; niemals hörte ich ein Stocken in der Sprache oder die Wiederholung eines Wortes.

Hatte ich schon lange den Wunsch gehegt, diesen außergewöhnlichen Mann kennen zu lernen, so sollte derselbe zu meiner Freude endlich in Erfüllung gehen, als ich Herrmann zur Aufnahme in eine Lebensversicherung zu untersuchen hatte. Mit einem Frohgefühl eilte ich zu seiner Wohnung, einem kleinen Gartenhause in der Bertramstraße. Seine Gattin, eine freundliche Frau, empfing mich und geleitete mich in das Wohnzimmer. Es war sehr einfach ausgestattet, an den Wänden hingen einige Bilder seiner Gönner und Freunde, an einer Seite befand sich eine nicht sehr große Bibliothek, meist ältere Werke, auch eine Sammlung von Berichten und Kritiken seiner gehaltenen Vorträge war in einem dicken Bande vorhanden. Er begrüßte mich bei seinem Eintritt sehr zuvorkommend und machte durch seine gewandte Redeweise einen wohlthuenden, gewinnenden Eindruck.

Nachdem das Geschäftliche erledigt war, kam die Rede zunächst auf die Kunst zu improvisiren, dann auf den Enthusiasmus. Anknüpfend an dies Thema erzählte ich ihm, wie einzelne Geisteskranke in ihrer krankhaft-gehobenen Stimmung, auch in lichten Zwischenräumen oder während der Genesung zu dichten anfingen, was sie zuweilen in früheren gesunden Tagen nie gethan, aber nicht nur zu dichten, sondern auch zu improvisiren, und wie es bei solchen Kranken oft erstaunlich sei, mit welcher Eile die Reime vorgebracht würden. Auch theilte ich ihm mit, daß er hier in einer geisteskranken, ziemlich bekannten Handelsfrau eine Collegin habe, welche, wenn sie mich besuche, gern in Reimen improvisirend mich anzureden pflege und ihr gegebene Aufgaben ihrem Stande und ihrer Bildung nach gut zu lösen verstände.

Dies Gebiet war ihm bis dahin fremd geblieben; er brachte nochmals die Rede auf den Enthusiasmus, versuchte in einer mich fesselnden Weise die Verwandtschaft des natürlichen Enthusiasmus mit dem kranken zu erörtern, wobei er erwähnte, daß der berühmte Daniel Schönemann nach einer Gemüthskrankheit Improvisator geworden sei. Bei meinem Abschiede bat er mich, meine Mittheilungen in einem Werke, das er über Improvisation zu schreiben angefangen, verwerthen zu dürfen.

Im Sommer während seines Aufenthaltes in Braunschweig war Herrmann eifrig bemüht, seine Kenntnisse zu vervollkommnen, er übte sich außerdem Tags über im Declamiren und Improvisiren. Abends ging er in fröhliche Gesellschaft. Wo er sich aufhielt, gestaltete sich um ihn gewöhnlich eine heitere Tafelrunde und war er deshalb stets ein gern gesehener Gast. Er war ein eifriges Mitglied des damals sehr blühenden „Schlüsselclubs", in dem er sich u. A. auch mit seinem Freunde, dem pensionirten russischen Kammermusikus Aug. Haltnorth, zusammen fand, der ihm 1871 seine Composition „Friedensklänge" widmete. Sehr verdient machte sich Herrmann in den J. 1870—71 während der Kriegszeit, wo er im Lazarethdepot in Braunschweig thätig war. Herzog Wilhelm verlieh ihm dafür das goldene Verdienstkreuz. Das allgemeine Ehrenzeichen, das ihm preußischerseits zu Theil wurde, wies er mit dem Bemerken zurück, daß es seiner gesellschaftlichen Stellung nicht entspreche. Später war Herrmann für die Hebung des Wassersports in Braunschweig thätig, indem er

1873 eine Bootsstation auf der Oker nach Eisenbüttel zu eröffnete.

Alles Außergewöhnliche übte eine starke Anziehungskraft auf ihn aus. Er war gerade in Hannover, als die sogenannten Azteken dort eintrafen. Der Dolmetscher, den die kleine Truppe mit sich führte, war erkrankt, der Führer derselben sprach nur spanisch. Sofort studirte Herrmann, soweit dies ihm möglich war, die Geschichte der eigenartigen Fremdlinge, leitete die Schaustellungen, hielt dem Publicum Vorträge, führte die Azteken täglich spazieren und nahm sich überhaupt ihrer an, bis der Dolmetscher genesen war.

Lebhaft erinnere ich mich eines kleinen Begegnisses mit Herrmann. Eines Nachmittags hatte mich mein Beruf nach dem Petrithore geführt. Es war damals vorn an der Cellerstraße ein sehr besuchter Concertgarten; ich hörte Musik und trat ein. Da traf ich Herrmann mit einigen Andern dicht am Eingang an einem Tisch sitzend und gesellte mich zu ihnen. Wir konnten die Eintretenden, die an unserem Tisch vorbeigehen mußten, genau mustern.

„Frisch Verlobte“ sagte ich, als ein junges Paar glückselig strahlend mit gehobenem Schritt an uns vorüberzog, „Geistlicher vom Lande“, „Knochenhauermeister, demnächst Rentner“, lauteten meine weiteren Diagnosen bei den Nachfolgenden. Das zündete bei Herrmann. Mit Humor durchflochten fügte er meinen Diagnosen sofort anmuthige Verse hinzu, die Fröhlichkeit der Umsitzenden stetig steigernd.

Jahrzehnte lang verlief das Leben Herrmann's in der oben angegebenen, seiner Kunst eigenthümlichen Weise. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches eine Aenderung seines Lebensganges zur Folge hatte. Es wurde in Braunschweig 1882 ein Schriftstellertag abgehalten. Herrmann gedachte demselben beizuwohnen, wurde jedoch durch Meinungsverschiedenheiten daran gehindert. Worin diese bestanden haben, vermochte ich nicht genau zu erfahren. Er fühlte sich jedenfalls zurückgesetzt. Er, der von Victor von Scheffel besungen, von Fürsten und Volk geehrt, von der Presse stets auf das Günstigste beurtheilt worden war, konnte dies Erlebniß nicht vergessen; er verließ 1883 Braunschweig und zog nach Berlin, wo er dann in Steglitz ein litterarisches Büreau, daneben eine Cliché-Verleih-Anstalt errichtete. Im Jahre 1884 übernahm er auch die Redaction der Sonntagsbeilagen von Ihring und Fahrenholtz, die er bis April 1900 besorgte.

Im Jahre 1884 hielt Herrmann auch seine letzten öffentlichen Vorträge auf eigene Rechnung, im Architektenhause zu Berlin und in Hamburg. Seitdem ist er nur noch in Vereinen und Gesellschaften oder auch zu wohlthätigen Zwecken aufgetreten; aber ablassen konnte er dennoch niemals von seiner Kunst. Das Improvisiren war ihm eine Hauptbedingung seines Lebens geworden. Hatte er dazu in einer Gesellschaft keine Gelegenheit, so fühlte er sich ein paar Tage krank. Noch zwei Monate vor seinem Tode hat er bei einem Ausfluge nach Schlachtensee bei Berlin durch seine Vorträge eine große Gesellschaft angeregt und erfreut, ja noch acht Tage vor seinem Hinscheiden hat er Tag und Nacht im schönsten Versmaße improvisirt.

Große Reichthümer hat Herrmann mit seiner Kunst nicht erworben. In einem mir vorliegenden Schriftstück, in welchem er seinen Lebensgang besingt, heißt es:

„Ach noch heute kann ich's nicht verschmerzen,
Daß mein Sang als Schacher nur erscheint,
Daß mein Lied aus übervollem Herzen,
Stets mit todten Zahlen sich vereint;
Daß ich ängstlich rechnen muß und handeln,
Um durch's Leben ohne Fehl zu wandeln,
Daß die Mutter, die mich einst gebar,
Stets mit mir ein Bild der Armuth war.“

Und dann weiter in der vorletzten Strophe:

„Aber bang wird mir und immer bänger,
Wenn ich denken muß, ich würde alt;
Wo vielleicht vom armen alten Sänger
Selten noch ein Lied zum Himmel schallt.
Ach dann ruft's in mir: Dein ganzes Leben,
Alles, Alles hast du hingegeben,
Deine Ruh, Dein Glück im Zeitenstrom,
An ein fleischlos, schreckliches Phantom.“

Vor etwa zwei Jahren ergriff ihn, wie es auch bei seiner Mutter der Fall gewesen, ein psychisches Leiden, dem er im vorigen Jahre erlag.

Die lebhafte Theilnahme, welche das Hinscheiden dieses außergewöhnlichen Mannes in den verschiedensten Kreisen hervorgerufen, ließ mich hier sein Lebensbild, soweit ich es vermochte, wiedergeben. Auf dem Matthäi-Kirchhofe zu Berlin ist am 24. Mai d. J. das Grabdenkmal enthüllt worden, das die Pietät seiner Freunde dem Entschlafenen errichtete. Möge aber auch die Stadt Braunschweig den Mann, den sie mit Stolz den ihren nennen kann, niemals vergessen!

Zu Herzog Anton Ulrich's „Römischer Octavia“.

Von Paul Zimmermann.

Die Entstehung der „Römischen Octavia“, die verschiedenen Ausgaben und die uns erhaltenen Handschriften des Werkes.

(Schluß.)

Kaum hatte der Herzog im Jahre 1707 die „Octavia“ in sechs starken Bänden glücklich zu Ende geführt, so trug er sich trotz seinem Alter von 74 Jahren schon wider mit neuen schriftstellerischen Plänen. „Es frewet mich recht“, schreibt Elisabeth Charlotte im Juli d. J. an ihre Tante, „daß J. L. einen neuen roman ahnfangen; wissen E. L. den tittel nicht davon?“ [17]. Auch über diesen zeigt sie sich später unterrichtet. Denn am 3. April 1710 heißt es in einem Briefe von ihr: „Es ist der große Jullius, den der Hertzog Anthon Ullrich wider in roman ahngefangen hatt; er sagte mir aber in seinem letzten schreiben, daß J. L. selten dran arbeytten, haben keine zeit darzu“ [18]. Es wird aber

17) Bodemann, Aus den Briefen . . . II S. 163.
18) Ebenda II S. 244.

nicht, wie Bodemann annimmt, der Braunschweigische Herzog dieses Namens, sondern der römische Julius Cäsar gewesen sein, den der Herzog zum Vorwurf seines neuen Romans hatte nehmen wollen. Dieser Stoff lag ihm nach der Behandlung der römischen Octavia weit näher als der aus der heimischen Vergangenheit. Auch ist es an sich sehr unwahrscheinlich, daß er gerade in diesen Jahren, wo er zum Katholicismus übertrat, einen Fürsten zum Helden einer Dichtung hätte machen sollen, der in seiner Jugend wegen seines protestantischen Glaubens schwere Anfechtungen standhaft ertragen, sogleich nach seinem Regierungsantritte aber die Reformation in seinem Lande eingeführt und in ihrer Sicherung und Förderung die wichtigste Aufgabe seiner Herrschaft erblickt hatte.

Diese Pläne des Herzogs lernen wir auch aus einem Schreiben kennen, das sein treuer Gehülfe, G. Alberti, unterm 20. April 1707 an ihn richtete, in dem er ihm seinen Glückwunsch zur Vollendung der „Octavia“ aussprach und für künftige Arbeiten seine Dienste bereitwillig zur Verfügung stellte.

Er schreibt hier:

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Durchlauchtigster Hertzog, Gnädigster Fürst und Herr. Wann ich erwege, mit was mühsamen Fleiß Dieselbe die zu Dero Ewigem Gedächtniß bestimmete vortrefliche Octavia nunmehro glücklich geendet, so kan ich als der fast noch einzige sichtbahre Zeuge dieser großen Arbeit mich unmüglich entbrechen, Ew Durchlaucht auch meinen allerunterthänigsten Glückwunsch darzubringen ...., dabey inniglich wünschende, daß gleichwie Dieselbe bey diesem großen Werke so übergroße ja unzählige Wohlthaten mir erwiesen, also auch der große Himmels Monarch Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht dieselben unzehlichfach vergelten, und Sie in Fürstl. Wachsthum Nestoris Jahre conserviren möge; wodurch sowohl Dero Lande in blühender ruhe erhalten, als das in dem Krieges-Feuer flammende Vatterland vermittelst Dero klugen Consiliis gerettet, und in erwünschetem Frieden hinwieder gebracht werden kan.

„Es scheinet fast, daß der Himmel Ew. Hochfürstl. Durchl. ungemeine Fürsten Tugenden mit diesem Seegen kröhnen wolle, und daß er Dieselbe vor andern alleine dazu erwehlet habe, Dero Enkele auf den größesten Thronen der Welt zu sehen, welches dan Ew. Durchlaucht hohen Nahmen in allen Landen ausbreiten, bey der gelahrten Nachwelt aber in so größerer admiration erhalten wird, wann Ew. Durchlaucht den vorhabenden großen Julium, als Dero sodan drittes Werk, derselben mittheilen werden. Ich bitte mir dabey die hohe Gnade aus, daß gleichwie bey der Octavia also auch bey diesem neuen Werke, Ew. Hochfürstl. Durchlaucht meine Wenigkeit employren und in beharlicher Hochfürstl. Hulde behalten mögen. Der ich nie ermüden werde, um die Erfüllung meines obigen Wunsches dem großen Gotte in heißer Andacht anzuflehen und Zeitlebens zu verharren

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht
unterthänigst-getreuer Knecht
Gottfried Alberti.

Wolffemb., d. 20ten April 1707“.

Hat der Herzog diesen neuen Roman vom großen Julius auch vielleicht begonnen, so hat er ihn jedenfalls nicht weit gefördert. Es ist uns nichts von ihm überliefert. Er ließ den Plan fallen, weil er sich in seinen hohen Jahren nochmals an eine Umarbeitung der Römischen Octavia machte. Es geschah abermals auf „Veranlassung einer hohen Königl. Printzeßin“, unter der wir wieder die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans zu verstehen haben, obwohl ein Beweis dafür aus den Briefen dieser Fürstin sich nicht scheint gewinnen zu lassen. Der erste Band der neuen Ausgabe, „nach dem ehmaligen Entwurff geändert und durchgehends vermehret“, erschien 1712. Noch im Jahre vorher erschien eine neue Ausgabe der Octavia, wie die frühere in 6 Bänden, zu Nürnberg. Hier wird die Absicht des Fürsten, eine neue Ausgabe seines Romanes zu veranstalten, bekannt geworden sein. Der Verleger hatte von den drei letzten Bänden noch eine große Anzahl von Exemplaren auf Lager. Wahrscheinlich um vor dem Erscheinen der neuen Auflage so viel wie möglich davon abzusetzen, veranstaltete er schon 1711 eine neue Ausgabe des ganzen Werkes. Es ist zur einen Hälfte ein Neudruck, zur anderen eine reine Titelauflage. Band I—III sind neu hergestellt, jedoch so, daß sie mit der früheren Ausgabe zumeist Blatt für Blatt genau übereinstimmen. Den Bänden IV—VI ist nur ein neues Titelblatt vorgesetzt, sonst sind die alten Bände unverändert geblieben; man ging so oberflächlich zu Werke, daß man im 4. Bande sogar das Titelblatt zum 6. Buche mit dem Verlagsvermerke: „Nürnberg .... 1704“ ruhig sitzen ließ.

Die Veranstaltung dieser neuen Ausgabe hat den Herzog bis zu seinem Tode auf das Lebhafteste beschäftigt. Die drei ersten Bände sind zwar von wenigen ganz geringen Aenderungen abgesehen im Wesentlichen die alten geblieben. Nur ist dem ersten Theile S. 518 ff. „die Geschichte des Königs Monobazes von Adiabene“, dem zweiten S. 808 ff. die Fortsetzung derselben und dem dritten S. 276 ff. „die Geschichte der Königin Berenice“ eingefügt worden. Aber vom vierten Bande an beginnt dann eine völlige Umarbeitung des Werkes. Denn in diesen drei letzten Theilen hat man, wie der Herzog in dem „Vorbericht an den Leser“ im ersten Theile selber sagt, „bald darauf angemercket, daß wegen gar zu grosser Eilfertigkeit nicht in allem dem ersten Entwurff ist gefolget worden“ und es hat daher die „hohe Königliche Persohn“, die seiner Zeit die Fortführung und Vollendung des Werkes veranlaßte, „verlanget, das der Beschluß dieses Werks möchte der ersten Erfindung nach ausgeführet werden“. Das hat der Herzog nun gethan, indem er theils die Hauptgeschichte ganz und gar änderte, theils auch eine Anzahl neue Zwischengeschichten einfügte. Es finden sich deren im 4. Bande zwei, im 5. fünf und im 6. vier neu eingereiht.

Wohl um den Druck besser überwachen und nach seinen Wünschen einrichten zu können, ließ der Herzog den Roman jetzt bei Joh. Georg Zilliger in Braunschweig erscheinen, das Octavformat wurde zwar beibehalten, aber größer genommen, so daß auf der Seite nicht unbeträchtlich mehr als früher steht. Auch wurden

neue Kupferstiche für die Ausgabe hergestellt. Vor jeden Band kam ein blattgroßes Bild, das Denkmäler der römischen Kaiser von Claudius bis Vespasian vorführte. Sie sind von W. de Broca (I), Joh. Ulr. Kraus (II, III, V u. VI) und C. Weigel (IV) gestochen. In den Text sind zahlreiche kleinere Kupferstiche eingefügt, die etwas mehr als ein Drittel des Blattes einnehmen und wohl sämmtlich von Joh. Georg Beck gefertigt sind, obwohl er nur in den vier ersten Bänden als Stecher bezeichnet worden ist.

An handschriftlichem Materiale sind nur 21 Bände mit der Niederschrift Alberti's vorhanden, sie befinden sich im Herzogl. Landeshauptarchive. Wie die früheren Bände, so tragen auch diese einen Schaflederrücken, aber sie sind, sonst im Formate gleich, an Umfang ihnen gut um das Doppelte überlegen. Sie tragen die Bezeichnung A—F, H—W, beginnen im 6. Theile der Braunschw. Ausgabe auf S. 396, führen diesen bis zum Schluß, zeigen, da Band G fehlt, im 7. Theile zwischen S. 110 und 185 eine Lücke und führen dann diesen siebenten Band über alle Drucke und sonst vorhandenen Niederschriften weit hinaus.

Der Druck des Werkes ist niemals vollendet. Ein Druckjahr (1712) zeigt nur der erste Theil dieser Ausgabe, bei den folgenden fehlt es; sie werden zum Theil erst 1713 oder auch 1714 fertig gestellt worden sein. Die Beendigung der Octavia war eine der Hauptsorgen, die den Herzog noch in seinen letzten Jahren, ja Tagen erfüllte. Der Stoff war ihm unter den Händen mächtig angewachsen. Am 10. März 1713 schreibt er an Leibniz: „Es ergehet mir mit dieser arbeit, als wan der geist des verfaßers vom Amadis in mich gefahren wäre, daß die Octavia anstatt von 6 theilen etliche und zwantzig bekommen solte, maßen ich noch immer hin arbeite und kein ende finden kan" [19]). Aehnlich am 19. Juni desselben Jahres: „An der Octavia siebenden theil arbeite ich nun fleißig wieder; habe in den acht tagen, daß ich wieder hie bin, so viel neues gehöret, daß ich vermuhte, zu der Octavia werde der achte theil auch noch kommen" [20]). Rastlos arbeitete er weiter. Er hoffte das Werk doch noch zu vollenden. In dem letzten Briefe, den er an Leibniz gerichtet hat, am 6. März 1714 meldete er diesem: „Was unsere liebe Curfürstin von arbeit an der Octavia ihme gemeldet, verhält sich also; gleichwie ich numehro dem sprichwort nach auf den letzten loche pfeife, also bin ich auch beinahe am ende dieses Romans und thue mir daher gewalt an, es selber zu absolviren" [21]). Zu Ostern dieses Jahres (1. April) hoffte er, wie wir aus einem Schreiben der Elisabeth Charlotte ersehen [22]), auf die Vollendung seines Werkes. Aber schließlich sinkt ihm doch der Muth. Er bittet die Herzogin, jedenfalls nur wenige Tage vor seinem Tode, „sie solle ihm zu gutt halten, daß er sein versprechen mitt das endt von der Octavia nicht gantz halte, allein es were zeit, alle irdische gedancken abzulegen undt ahn nichts, alß geistlich zu gedencken" [23]).

Noch in seinem letzten Willen hatte er Bestimmungen über die Vollendung seines Romanes getroffen. Es scheint sich nicht nur um die Drucklegung, sondern auch um den Abschluß des Textes gehandelt zu haben, da er seinem vertrauten Gehülfen Alberti die zu Verfertigung der Octavia nöthigen Bücher nach seinem Befehle aus der Bibliothek mitgetheilt werden sollen. Er wird ihm bei Lebzeiten über Alles, was hier noch zu thun war, genauen Bescheid ertheilt haben.

Jene Bestimmungen sind niedergelegt in einem Codicill, das zwar undatirt ist, aber nur wenige Tage vor dem Ableben des Fürsten verschlossen in die Canzlei eingeliefert wurde, also aus seiner letzten Lebenszeit stammen muß. Denn sein Testament ist vom 2. März 1714; am 27. März aber ist er bereits gestorben. Sehr interessant und für den Herzog höchst charakteristisch sind die Bestimmungen jenes Codicills; sie zeigen die Gedanken, die ihn in der letzten Zeit hauptsächlich beseelten; die Sorge für seinen Roman wechselte ab mit solchen für seine Kunstsammlungen, sein liebes Salzdahlum, seine getreuen Diener und die katholische Kirche [24]). Es ist daher wohl am Platze, jene Urkunde, die theilweise schon v. Strombeck veröffentlichte [25]), von unwesentlichen Bestimmungen abgesehen in vollem Wortlaute hier folgen zu lassen. Nachdem der Herzog für seinen Vetter, den Prinzen Ernst Ferdinand von Bevern, den er in seinem Testamente [26]) vergessen hatte, und einige Beamte, die Frau Obermarschallin und den Hofrath Töpfer, Verfügungen getroffen, fährt er fort:

„Wir laßen es auch wegen Unsers Hauses Saltzdahlum bey Unserer Hochseel. Frau Gemahlin Letzten Willen, vermöge dessen selbiges mit allen Zubehörungen und darin befindlichen Sachen, es haben selbige Nahmen wie sie wollen (außer das daselbst befindliche Silbergeschirr, wovon nachher disponirt soll werden) Unsers Erbprintzen Liebden zustehet, und verordnen ferner, daß Ihm auch alles dasjenige, was Wir nach Unserer Hochseel. Gemahlin Liebden Tode daselbst verbeßert und angeschaffet oder noch verbeßern und anschaffen möchten, ebenfalls allein verbleiben solle; Tragen auch dabey das feste Vertrauen

---

19) Bodemann, Ztschf. f. Niedersf. 1888, S. 232.

20) Ebenda S. 234.

21) Ebenda S. 238.

22) Bodemann, Aus den Briefen . . . II, 344.

23) Ebenda S. 345.

24) In gleich bezeichnender Weise kommt in dem letzten Briefe an Leibniz die Liebe des Fürsten zu der Bibliothek, Salzdahlum und seinem Romane zum Ausdrucke. Vergl. Bodemann Ztschr. f. Niedersf. 1888, S. 237 f.

25) Vergl. Br. Mag. 1831, Sp. 333 ff. Die Angabe, daß das Codicill vom 22. März 1714 stamme, ist unbegründet.

26) Auch das Testament des Herzogs vom 2. März 1714 enthielt bereits Anordnungen in der bezeichneten Richtung, die hier der Vollständigkeit halber gleichfalls eine Stelle finden mögen. Es steht hier: „Und gleich wie demnach Unser Erbprintz und ältester H. Sohn das Hertzogthum Wolfenbüttel mit allen dessen Hoheiten, Rechten und Zubehörungen alleine behält; also bleibet Ihm auch alles was in Unserer Residenzstad und Fürstl. Schloße zu Wolfenbüttel an Mobilien und Inventarien, es sey an pretiosis, Silbergeschirr, Tapissereyen, Schildereyen, Haußhaltungs Geräthen, Pferden, Gutschen und wie es sonst Nahmen haben mag, verhanden, so, daß Er davon nichts als Unser Leib-Spann Pferde nebst einer der besten Gutschen seinem jüngern H. Bruder heraus gebe. Wegen der Bibliothec und dem Zeughause hat es eben die Bewandnüß wie mit dem Obigen.

„Herr Hertel soll 100 Thl. haben, um allstets Gutes von mir zu reden.

„Was noch zu Saltzdahl zu bauen von mir angeordnet worden, wolle mein ältester Sohn sich gefallen lassen in perfection zu bringen".

Es folgen Bestimmungen für die Lakaien, den Hofrath Röber, den Medicus Burchardi und die Pagen. Dann heißt es weiter:

„Den Geheimbten Cammerschreiber Alberti wolle mein ältester Sohn sich laßen stets befohlen seyn.

„Imgleichen alle meine übrige hinterlaßene Bedienten; darinnen meinem exempel folgend, wie ich es mit meines Seel. Herrn Bruders hinterlaßenen Leuthen gemachet habe.

„Weilen auch das Buch Octavia genaud noch nicht vollkommen zum Druck befodert worden, und Ich die darin noch mangelnde Kupfer zu zahlen übernommen, so wird mein ältester Sohn sich gefallen laßen diese geringe Kosten dazu anzuwenden, und den Geh. Kammerschreiber Alberti zu befehlen, fleißig zu befodern, daß dieses Werk bald zum Stande komme, der dan in Befehl hat, wie die exemplaria ausgetheilet sollen werden!

„Unter allen diesen Monitis ist diese die fürnehmste, daß zu Wolffenbüttel die pretiosa und mobilia nimmer veralieniret mögen werden, sondern vielmehr nach Gelegenheit der Zeit vermehret mögen werden.

„Wie imgleichen zu Saltzdahl.

„Was von Büchern zu Verfertigung der Octavia der Geh. Cammerschreiber Alberti nöthig wird haben, soll ihm ohnweigerlich communiciret werden.

„Den Römisch-Catholischen Gottesdienst in beiden Vestungen anbelangend, halte ich mich zufoderst an meines ältesten Sohnes offtmahliges wiederhohltes Versprechen, davon er sich verhoffentlich nicht wird abbringen laßen.

„Was ich mündlich wegen Saltzdahl mit Ihme geredet, das wolle Er sich stets erinnern, und den raren Bilder-Schatz sich bestens laßen anbefohlen seyn".

Daß die Octavia, trotz dieser Mahnung des Herzogs, nach seinem Tode nicht zu Ende gedruckt wurde, hat wohl in dem Verfalle der Zilliger'schen Buchhandlung seinen Grund. Joh. Georg Zilliger hatte sich seiner Zeit den Verlag des Romans ausgebeten und sich erboten, das Werk auf eigene Kosten herzustellen, an den Verfasser, dem die Verleger der früheren Ausgaben in Nürnberg 100 vollständige Exemplare übersandt hatten, auch einige Exemplare ohne Weiteres zu liefern. Da es nun aber, weil Geld und Papier mangelte, mit dem Drucke nicht recht vorwärts gehen wollte, so beschloß der Herzog, der anfangs nur die Besorgung der Kupfer übernommen hatte, außerdem noch für jeden Band 200 Thaler zuzuschießen, wofür Zilliger ihm 100, dem Geh. Kammerschreiber Alberti aber 40 Exemplare liefern sollte. Anton Ulrich hatte so bei seinen Lebzeiten dem Verleger 1200 Thaler gezahlt und sein Sohn später für Papier zum 7. Bande 100 Thaler, als im Jahre 1716 der Concurs über das Zilliger'sche Geschäft ausbrach[27]). Zilliger zog nach Blankenburg, wo er mit Mühe und Noth wieder eine Druckerei ins Werk zu setzen suchte. Es liefen mancherlei Klagen von Alberti und Zilliger gegen einander bei der Fürstlichen Regierung ein. Jener forderte die 60—80 noch rückständigen Exemplare der Octavia und die Kupferplatten, dieser die Herausgabe des Manuscriptes des 7. Theiles, damit er den Druck vollenden könnte. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Am 2. März 1717 lieferte Alberti das Manuscript, das aus 25 mit A. B. C. bis Aa. bezeichneten Bänden, einem von Herzog Anton Ulrich zu Acken eigenhändig geschriebenen Bruchstücke und dem Manuscripte von der „Geschichte der Givritta" bestand, an die Geheimerathsstube aus, wo es in drei Convoluten versiegelt niedergelegt wurde. Zilliger kam wohl niemals wieder auf einen grünen Zweig, jedenfalls war er nicht im Stande, das begonnene Werk zu Ende zu führen. Er hat, wie es scheint, seinen Stab von Blankenburg bald weiter gesetzt und ist wohl nicht lange nachher in kümmerlichen Verhältnissen gestorben. Im Mai 1722 wird er in den Acten schon als todt erwähnt; in den Blankenburger Kirchenbüchern ist sein Tod, wie mir Herr Superintendent Schlüter freundlichst mittheilte, in jenen Jahren nicht verzeichnet. In der langen Zeit, die während der Zwistigkeiten mit müßigem Abwarten verbracht wurde, scheint bei den betheiligten Personen das Interesse an dem Romane erkaltet zu sein. Zu einer Drucklegung des Schlusses ist es hier nun nicht mehr gekommen.

Der Druck scheint nach dem Tode Anton Ulrich's sofort in Stillstand gerathen zu sein. Dann waren damals vom 7. Bande 26 Bogen gedruckt oder wenigstens gesetzt. Denn auf der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet sich unter der Nr. Extrav. 194 zunächst ein Band, der die Bogen A — Y (S. 1 — 352) in Reindruck, darauf drei als Z, Aa und Bb bezeichnete Bogen (S. 353—400) in Handschrift und schließlich den folgenden Bogen Cc (S. 401—416) in der Correctur mit den ursprünglichen Druckverbesserungen enthält. Der Schluß bricht mitten in einem Satze ab und lautet: „weiln in des Mystheus Lande der berühmteste Tempel der Sonnen verhanden war, allwo". Daran schließen sich dann drei Quartbände Handschrift, die das Werk unter Fortführung der alten Zahlen von Bl. 417—956 weiter führen[28]). Auch hier endigt der letzte Band mitten in einem Satze: „wie hoch ihm sein König dieses Gewerbe".

Außerdem besitzt die Wolfenbüttler Bibliothek noch zwei Handschriften, die Theile des 7. Bandes der Octavia enthalten und beide aus der Bibliothek des Herzogs Ferdinand Albrecht II. und seiner Gemahlin Antoinette Amalie herrühren, die Extravaganten 135, 4

es werde der Erbprintz die von Uns in solangen Jahren gesamlete, mehrentheil auserlesene Gemählde in besondere Sorgfalt nehmen, und daß solche nicht distrahiret, sondern der gantze Vorrath auf die Posterität und Regierungs Successores, solange aus Unserer und derer Hertzoge von Bevern descendenz welche verhanden, unzertheilt gebracht zu werden, verhüthen" [sic!].

27) Allgem. deutsche Biographie B. 45 S. 230 f.

28) B. I: Bl. 417—596; B. II: Bl. 597—776; B. III: Bl. 777—956.

und 135, 5. Jene, 550 Quartseiten umfassend, enthält den Anfang des 7. Theiles und geht von S. 518 bis zum Schluß mit Extrav. 135, 5 zusammen, wo der Anfang des Bandes von Bl. 397 bis Bl. 420 b jenen Seiten entspricht. Dieser Band[29]), zu dem ursprünglich offenbar noch ein früherer Theil mit Bl. 1—396 gehört hat, stimmt Blatt für Blatt mit der erwähnten Nr. Extrav. 194 überein und schließt wie diese auf Bl. 956 mit den schon angeführten Worten. Nicht unbeträchtlich weiter als diese Handschriften der Bibliothek reicht die schon erwähnte Alberti'sche Niederschrift, in der die Hand des Herzogs aber auch noch begegnet. Auch sie ist jetzt offenbar nicht mehr vollständig. Denn es ist zweifellos, daß die Bände, die Alberti am 2. März 1717 in die Fürstl. Geheimrathsstube einlieferte, mit dem jetzt im Herzogl. Landes-Hauptarchive vorhandenen identisch sind. Da die Zahl der letzteren aber nur 21 ist, die jener aber 25 betrug, so müssen 4 Bände (F, X oder Y, Z u. Aa) abhanden gekommen sein. Der hier vorliegende Text weicht im Bande Q, etwa seit Seite 1055 des später zu erwähnenden Wiener Druckes, von dem der Handschriften der Bibliothek, im letzten Theile nicht unwesentlich ab. Es folgen dann, die verlorenen mitgerechnet, noch 9 Bände der Alberti'schen Niederschrift, deren Inhalt jenen Manuscripten fehlt. Genau mit der Alberti'schen Niederschrift stimmt eine, in Lagen von je 6 Foliobogen durch Schreiberhand hergestellte Abschrift des siebenten Bandes überein, die sich ebenfalls im Herzogl. Landes-Hauptarchive befindet. Sie umfaßt 37 Lagen, die als Tom VII 102—VII 138 bezeichnet sind, beginnt auf Seite 942 des Wiener Druckes und deckt sich mit dem Inhalt der Bände P—U von Alberti vollständig.

Nicht in Braunschweig, sondern in Wien und erst in viel späterer Zeit ist der Druck des 7. Bandes der Octavia fortgesetzt worden. Er erschien hier im Jahre 1762 bei Joh. Thom. Trattner. Von wem diese späte Veröffentlichung nach so langem Zwischenraume noch veranlaßt worden ist, konnte bislang nicht in Erfahrung gebracht werden.

Sie ist ganz in der Art der Braunschw. Ausgabe erfolgt. Das Buch hat dieselbe Columne, vorn als Titelblatt einen von Joh. Mansfeld gefertigten Kupferstich mit dem Denkmale des Kaisers Titus, im Texte auch kleine Kupferstiche in der alten Weise und genau an den Stellen, wo die unvollendete Braunschw. Ausgabe leere Felder zu ihrer Aufnahme aufweist. Mit dieser stimmt der Wiener Druck auch sonst, so weit wir es verfolgen können, fast vollständig Blatt für Blatt überein. Auf Seite 1068 bricht er dann ganz mit denselben Worten wie die Extravag. 135 5 und 194 („wie hoch ihm sein König dieses Gewerbe") und zwar auf der Mitte der Seite plötzlich ab, wohl ein deutliches Zeichen dafür, daß dem Drucker weiteres Manuscript nicht zur Verfügung stand. Es fehlt noch, wie schon erwähnt, der Inhalt von 9 Bänden des Alberti'schen Manuscripts. Da nun ein solcher Band nach ungefährer Schätzung der früheren den Text von etwa 95 Druckseiten enthält, so wären den 1068 Seiten des letzten Bandes noch 855 Seiten hinzu zu fügen gewesen, wenn das Gedicht bis zu Ende gedruckt worden wäre. Man sieht, die Schätzung des Herzogs Anton Ulrich war richtig, daß das Werk, vollständig gedruckt, auf 8 Bände wäre gebracht worden.

29) Er hat eine Lücke; Bl. 777—856 fehlen.

Bücherschau.

Max Bär, Uebersicht über die Bestände des K. Staatsarchivs zu Hannover. Leipzig, S Hirzel 1900. VIII u. 129 S. 8°. 1 ℳ 40.

A. u. d. T.: Mittheilungen der K. Preußischen Archivverwaltung. Heft 3.

Der Geschichte des Königl. Staatsarchivs zu Hannover, die im Br. Mag. 1900 S. 88 besprochen wurde, läßt jetzt derselbe Verfasser eine Uebersicht über die Bestände der Anstalt folgen, die zunächst als Hülfsmittel für den Dienst, zum Handgebrauch der Beamten entworfen wurde, aber allen Forschern, die sich über den Inhalt jener Bestände im Allgemeinen unterrichten wollen, höchst willkommen sein wird. In der Einleitung giebt er in prägnanter Kürze eine historisch-topographische Uebersicht über die zum Sprengel des Kgl. Staatsarchivs gehörigen Landestheile, sowie eine Uebersicht über die Gliederung der Behörden des vormaligen Kurfürstenthums und Königreichs Hannover; er zeichnet so klar und anschaulich die Grundlagen, auf denen die Archivbestände sich erhoben. Daß ein großer Theil dieser Archivalien auch zu unserem Herzogthum die engsten Beziehungen hat, ist bei der engen Gemeinschaft, die es mit einzelnen der betreffenden Landestheile, insbesondere von 1584—1634 mit dem Fürstenthume Kalenberg gehabt hat, nur natürlich; die Veröffentlichung ist daher auch für uns von ganz besonderem Interesse. An die Uebersicht über die Bestände, die die thatsächlich vorhandenen Abtheilungen des Archivs zur Anschauung bringen, und in Urkunden und Acten, dann aber wieder nach den einzelnen Territorien geschieden sind (Urkunden: 1. Kalenberg. 2. Celle. 3. Bremen-Verden. 4. Hildesheim. Acten: 1. Kalenberg. 2. Celle. 3. Hannover. 4. Hildesheim), schließt der Verfasser eine rein systematische Uebersicht des Actenmaterials, die die Benutzung der umfassenderen Uebersicht sehr erleichtert. Ein kurzes Vorwort Dr. R. Koser's, des Generaldirectors der preußischen Staatsarchive, behandelt hauptsächlich das für die Aufstellung und Ordnung dieser Archive jetzt maßgebende Provenienzprincip, nach dem die Bestände so bei einander zu halten sind, wie sie im Geschäftsgange der Verwaltung erwuchsen.

Monatsschrift für Handel und Industrie. März und April. 45. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogth. Br.: Industrie und Handel unseres Bezirkes im J. 1900. III. Metallverarbeitung. IV. Chemische Industrie; v. Frankenberg, die Zuständigkeit der Behörden in der Stadt Braunschweig. — Mai. 46. Plenarversammlung der Handelskammer; V. Textil-Industrie, VI. Fette, O[illegible]d Firnisse, VII. Papier-Industrie.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 14. 14. Juli **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Zu Herzog Anton Ulrich's „Römischer Octavia".

Von Paul Zimmermann.

II. Behandlung zeitgenössischer Ereignisse.

Daß der Herzog Anton Ulrich in seinen Romanen Anspielungen auf Tagesereignisse verflochten habe, war schon den Zeitgenossen bekannt; aber schon sie bemühten sich zumeist vergeblich, sichere Kenntniß darüber zu erlangen. Selbst Persönlichkeiten, die mit Allem, was an den deutschen Höfen vorging, auf das Genaueste vertraut waren, wie die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, die zudem mit dem Herzoge auf freundschaftlichstem Fuße stand und ihn zu seinen Arbeiten anregte, und Leibniz, der ihn dabei erfolgreich unterstützte, blieben hierüber mehr oder weniger im Dunkeln, wünschten aber um so lebhafter einen Schlüssel für diese Geschichten zu erlangen. Man vermuthete derartiges sowohl in der Aramena, wie auch in der Octavia. Noch in dem letzten Briefe, den Leibniz unterm 21. März 1714 von Wien aus an den Herzog richtete, schrieb er: „es wäre zu wünschen, daß Sie vor die Aramena sowohl als vor die Octavia (paulis locis exceptis) einen schlüßel, doch nur in geheim und pro confidentioribus aufsetzen möchten"[30]. Auch Elisabeth Charlotte hat wiederholt ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie von Hannover, geschrieben, wie sehr sie wünsche, daß der Herzog ihr solch einen Schlüssel am Ende des Werkes mittheilen möge[31]. Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Sophie scheint ihrer Nichte nur den Schlüssel zu der Geschichte der Prinzessin von Ahlden mitgetheilt zu haben, um den sie unterm 27. Juni 1708 bittet[32]. Vier Wochen später geht sie in ihren Briefen auf die Darstellung dieser für das Hannoversche Haus so bedeutungsvollen Ereignisse ein[33]. Das scheint aber in dieser Beziehung Alles gewesen zu sein, was sie in Erfahrung bringen konnte. Es muß später verlautet haben, daß der Herzog einen neuen Roman mit der Gemahlin Herzog Georg Wilhelm's von Celle, der Herzogin Eleonore, habe beginnen wollen. Denn Elisabeth Charlotte äußert am 12. April 1710 ihre lebhafte Freude darüber, daß er dies nicht gethan habe, weil „das wer eine rechte narebey geweßen, wenn er das gethan hette"[34]. In gleicher Weise erzählte man schon weit früher, im Jahre 1676, als der Herzog seine Octavia begonnen, er beabsichtige eine Geschichte seiner Zeit zu schreiben[35].

Die Anspielungen auf zeitgenössische Ereignisse müssen ziemlich versteckt gewesen sein; es muß Wahrheit und Dichtung sich aufs Engste in ihnen verschlungen haben, da sie der Neugier der Mitlebenden sich so beharrlich entzogen. Es ist diesen, so weit wir es verfolgen können, nur die schon erwähnte Geschichte von der Prinzessin von Ahlden bekannt gewesen. Diese stammt schon aus später Zeit; sie steht im 6. Bande der Octavia, der erst im Jahre 1707 erschienen und wesentlich früher auch nicht abgefaßt worden ist. Den Schlüssel zu ihr hat zuerst v. W[olfram]itz im Leipziger allgem. literarischen Anzeiger von 1797 S. 1451 veröffentlicht; dann haben ihn erweitert v. Strombeck (a. a. O. Sp. 361 f.) und Sonnenburg (S. 77) mitgetheilt. Dabei ist es bis heute geblieben. Von anderen Bestandtheilen zeitgenössischer Geschichte in dem Romane des Herzogs ist bis jetzt nichts öffentlich nachgewiesen worden. Dennoch lassen die Worte v. Praun's in seiner Bibliotheca Brunsvico-Luneburgensis vermuthen, daß Manche mehr darum wußten. Er schreibt hier S. 511: „In denen der Octavie mit eingerückten Zwischen-Geschichten, deren in der alten Edition 34 und in der neuen 48 sind, werden allerhand in neuern Zeiten an Teutschen Höfen vorgefallene Begebenheiten unter verdeckten Römischen Nahmen beschrieben, wozu wenige den Schlüssel haben." Zu diesen Wenigen gehörte nun v. Praun selbst. Von seiner Hand geschrieben haben sich in seinem Nachlasse unter Collectaneen

30) Vgl. E. Bodemann in der Ztschr. des hist. Vereins für Niedersf. 1888 S. 239. Ferner die Worte Leibniz' bei Sonnenburg S. 78.

31) So am 9. Mai 1706 u. 16. April 1707. Vgl. Bodemann, Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürstin Sophie von Hannover. B. II S. 132 u. 157.

32) Vgl. ebenda B. II S. 181 f.

33) Vgl. ebenda B. II S. 184 u. 186.

34) Vgl. ebenda B. II S. 245 f.

35) Vgl. Bodemann, Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder . . . S. 273.

einige Blätter vorgefunden, die den Schlüssel zu verschiedenen zeitgenössischen Geschichten enthalten und unserer Kenntniß in dieser Hinsicht eine höchst willkommene Bereicherung bringen. Einige Anhaltspunkte werden ihm ein paar Blätter von Alberti's Hand gegeben haben, die sich zwischen den Papieren über des Herzogs Roman im Landeshauptarchive befinden; Anderes wird v. Praun auf Grund eigener Forschung selber aufgedeckt haben. Wir werden demnächst darauf zurückkommen.

Früher als die Geschichte der Prinzessin von Ahlden ist keine der anderen hierher gehörigen Episoden verfaßt worden. Diese Erzählung ist die einzige, die wir in der ersten vollständigen, d. i. in der zweiten Ausgabe der Octavia nachweisen können. Sie steht hier in der Zugabe des Beschlusses (B. VI S. 163 ff.) als „die Geschichte der Prinzessin Solane" und ist in der letzten vollständigen Ausgabe (VI S. 104 ff.) als „Geschichte der Rhodogune" wiederholt worden. Die Namen sind in dieser jüngeren Fassung durchgehends verändert worden; sonst unterscheidet sie sich von der älteren hauptsächlich dadurch, daß am Schlusse ein Bericht von der Flucht Alcyones aus ihrem Gefängnisse, d. h. des Fräuleins Eleonore von dem Knesebeck aus dem Schlosse Scharzfels hinzugefügt ist, der früher fehlte.

Die Darstellung Anton Ulrich's hat auf die ganze Litteratur über die unglückliche Prinzessin von Ahlden großen Einfluß gehabt. Die Histoire secrette (Londres 1732) und andere Behandlungen des viel beliebten Stoffes beruhen auf ihr. Es genügt in dieser Beziehung auf Ad. Köcher's treffliche Aufsätze über die Prinzessin von Ahlden[36]) zu verweisen, wo auch der geschichtliche Gehalt von des Herzogs Erzählungen zuerst richtig gewürdigt wird. Er zeigt, daß man sie sehr zu Unrecht lange Zeit für einen zuverlässigen geschichtlichen Bericht gehalten hat, daß die Darstellung des Fürsten vielmehr durchaus tendenziös abgefaßt, daß die Stimmung für oder gegen bestimmte Persönlichkeiten, wie z. B. gegen den Cellischen Geheimen Rath A. G. v. Bernstorff, stark bei ihm zu Worte gekommen ist. Wir werden gewiß nicht mit den Ansichten der Herzogin Elisabeth Charlotte über die Prinzessin v. Ahlden übereinstimmen, die sie für allein schuldig erklärt[37]) und in ihrer drastischen Weise als „Mausdreck im Pfeffer" bezeichnet, aber dennoch ihr nicht widersprechen können, wenn sie von der Erzählung des Herzogs sagt: „In allen sachen lauffen mitt der warheit ein wenig lügen unter"[38]). Das ist ein Urtheil, das wir auch sonst, insbesondere bei der Geschichte, auf die wir noch etwas genauer eingehen wollen, bestätigt finden werden.

In der Niederschrift Alberti's vom sechsten Bande der Octavia in der Ausgabe von 1707 steht auf dem Bande, der die Geschichte der Solane, Prinzessin von Ahlden, enthält, die kurze Bezeichnung: „Die Historie". Der bestimmte Artikel „Die" scheint klar anzu[deuten], daß dem verständnißvollen Arbeitsgehülfen nur [...] eine Historie bekannt war, daß es damals dar[...] andere nicht gab. Auch v. Praun ist, wie schon ge[...] keine andere aus jener Zeit bekannt geworden. [...] sonst hat in Erfahrung bringen können und uns [...] liefert, steht erst in der letzten Fassung des Ged[...] ist also wohl erst nach 1710 verfaßt worden. [...] Herzog muß in seinem hohen Alter nach diesem [...] Versuch großes Gefallen an dieser Behandlung [...] genössischer Vorfälle gefunden haben, daß er jetzt [...] mehrere der Art folgen ließ. Die erste von [...] schließt sich direct an die bereits erwähnte an: [...] „die Geschichte der Solane" genannt (B. IV S. 6[...] unter der aber hier, nicht wie in der früheren Aus[...] die Prinzessin von Ahlden zu verstehen ist. Die Ge[...] schichte handelt vielmehr von der Gräfin Aurora [...] Königsmarck, die nach Dresden reist, um die Hülfe [...] fürst August's des Starken für die Aufdeckung [...] Schicksals ihres Bruders, des Grafen Chri[...] Philipp von Königsmarck, zu gewinnen, der bei [...] Katastrophe der Kurprinzessin zu Hannover in [...] Nacht vom 1. bis 2. Juli 1694 spurlos verschwun[den] war. Es wird Aurora's Liebschaft mit dem Kön[...] ihr Aufenthalt in Karlsbad, der Feldzug gegen [...] Türken u. a. geschildert, auch hier nicht, ohne [...] Wahrheit und Dichtung mit einander verknüpft wer[...]

Die Geschichte August's des Starken gab für [...] Erzählung galanter Abenteuer, wie die Zeit sie [...] und liebte, reichlichen Stoff. Ihm entnahm der Herzog, obwohl er, wie er selbst an Leibniz schreibt, als [...] achtzigjähriger Courtisan Liebesgeschichten zu beschreibe[n] solte vergessen haben"[39]), „die Geschichte der Givritta" d. i. der Gräfin Anna Constanze v. Cosel, geb. v. Brockdorf, welche, die Nachfolgerin der Fürstin von Tesch[en] als maitresse en titre neun Jahre lang den Mittelpunkt des glänzenden Hofes zu Dresden bildete (B. VI S. 361). Auch mit ihr, wie mit der Aurora v. Königsmarck, hatte der Herzog persönliche Bekanntschaft. War sie doch als Hofdame seiner Schwiegertochter Amalie Sophie von Schleswig-Holstein nach Wolfenbüttel gekommen und hatte sie sich doch hier 1699 mit dem Freiherrn, späteren Grafen Adolf Magnus von Hoym vermählt, der sie mit nach Sachsen nahm, längere Zeit aber, aus Furcht vor den Verführungen des Dresdener Hoflebens, in ländlicher Zurückgezogenheit verbarg, bis sie dann schließlich dennoch den Lockungen August's des Starken erlag.

Aber noch weit mehr aus eigener Kenntniß schrieb Anton Ulrich „die Geschichte des Corillus". (B. 5 S. 15). Denn es ist der eigene Lebenslauf, den der Dichter uns hier vorführt, wohl das erste Beispiel, daß ein deutscher Schriftsteller in einem Romane uns eine Art Selbstbiographie bietet. Da dieses Stück sowohl für den Herzog, als für unsere heimische Landesgeschichte weitaus das größte Interesse bietet, so wollen wir im nächsten Abschnitte noch etwas genauer darauf eingehen.

An diesen Abschnitt schließt sich (B. V S. 57) „Des

36) Vgl. v. Sybel's Histor. Zeitschrift B. 48 (N. F. 12) S. 1—44, 193—235.

37) Vgl. Köcher a. a. O. S. 33 und ihre einschlagenden Briefe bei Bodemann a. a. O. nach dem Register S. 365 ff.

38) Vgl. Bodemann a. a. O. II S. 184.

39) Vgl. Ztschr. f. Niedersächs. 1888 S. 232.

atinius Gesandschaft". Unter diesem Vatinius ist ach v. Praun der Legationsrath Lorenz Hertel zu ver-ehen, der, im J. 1659 als Sohn eines Buchhändlers n Hamburg geboren, zuerst, wie es scheint, als Vor-nundschaftsrath bei den beiden unmündigen Holsteinschen Kindern [40]) in Braunschweigische Dienste trat, später Legationsrath und 1705 Bibliothekar zu Wolfenbüttel geworden und als solcher am 29. November 1737 gestorben ist. Wie weit die hier vorgetragene lustige Erzählung auf thatsächlichen Vorgängen beruht, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

Damit ist unsere Kenntniß der in der Octavia behandelten zeitgenössischen Ereignisse erschöpft. Wir wollen nun den Schlüssel zu den Geschichten, wie sie von Praun uns überliefert, hier folgen lassen; die Namendeutungen, die wir auf Grund eigener Vermuthungen hinzugefügt haben, sind in eckige Klammern gesetzt worden.

1. Die Geschichte der Prinzessin Solane (Rhodogune).

Octavia VI. Band.

Ausgabe von 1707 und 1711 S. 163—195.	Ausgabe von 1712 S. 104—141.	
Polemon	Rhodobates	Herzog Georg Wilhelm z. Br. u. Lün. in Zelle.
Dynamis	Euphemia	Eleonore, dessen Gemahlin.
Solane	Rhodogune	Sophie Dorothea, deren Tochter, „Prinzessin von Ahlden".
Mythridates	Alcidamas	Kurfürst Ernst August zu Hannover.
Adonacris	Adargatis	Sophie, dessen Gemahlin.
Cotys	Etheocles	Georg Ludwig, deren Sohn, Kurprinz.
König der Soracier		Herzog Anton-Ulrich z. Br. u. Lün. in Wolfenbüttel.
Sophenischer,	Spacinischer Erbprinz	August Friedrich, dessen ältester Sohn.
Elimar	Clearchus	Graf Platen.
Potentiana	Caramonia	Gräfin Platen, dessen Gemahlin.
Tecklea	Erixo	Frl. Melusine von der Schulenburg.
[Sulpitia Prätextata	Alcyone	Frl. Eleonore von dem Knesebeck.]
Aquilius	Petilius Cerealis	Christoph Philipp Graf Königsmarck.
Bartoces	Bacinoris	Geheimrath A. G. v. Bernstorff.
Pharasmanes		Alexander d'Olbreuse, Bruder der Herzogin Eleonore.
König der Adorser		König Friedrich I. von Preußen.
Kaiser Claudius		Kaiser Leopold.
Orodes		König Ludwig XIV. von Frankreich.
Kappadocien		Fürstenthum Braunschweig-Zelle.
Pontus	Paphlagonien	Fürstenthum Braunschweig-Hannover.
Amasia		Stadt Zelle.
Pharnacia		Stadt Hannover.
Tyana		Schloß Ahlden.
Rom		Wien.
Iberien		Frankreich.
Bosphoranisch		Plattdeutsch.

Heranzuziehen sind zu dieser Geschichte auch noch die Stellen S. 582—85 im sechsten, S. 9—16 und 24—27 im siebenten Bande der 4. Ausgabe. Hier treten sowohl Rhodogune (Prinzessin von Ahlden) als auch Petilius Cerealis (Graf Königsmarck) wieder auf. Letzterer ist nicht getödtet, sondern aus seinem Kerker, in dem er trotz schrecklichen Folterqualen keine Beschuldigung gegen die Prinzessin sich hat abdrängen lassen, glücklich errettet. Er befreit dann Rhodogune aus ihrer Gefangenschaft, die immer noch auf Versöhnung mit ihrem Gemahl hofft und Petilius Cerealis zu dem Gelöbniß zwingt, sich ganz von ihr fern zu halten. Besonders hart wird das Verfahren des Herzogs Georg Wilhelm gegen seine Tochter beurtheilt (VI, 583 f.)

2. Die Geschichte der Solane.

Octavia IV. Band S. 603—658 der 4. Ausgabe von 1712.

Ein Schlüssel zu dieser Geschichte ist uns nicht überliefert. Praun hat nur in seiner Uebersicht der Zwischen-

40) Offenbar dem Neffen und der Nichte von Anton Ulrich's Gemahlin, den Kindern des Herzogs Rudolf Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Norburg, Ernst Leopold und Elisabeth Sophie Marie.

geschichten, die dem Romane eingefügt sind, zu dem Namen Solane den Zusatz gemacht: „Gr. Aurora von Königsmarck, Pröbstin z. Quedlingenburg", und damit auf den richtigen Weg gewiesen. Es wird genaueren Kennern der sächsischen Geschichte wohl nicht schwer fallen, den hier zusammengestellten Namendeutungen noch andere hinzuzureihen.

Orontbates	Kurfürst August d. Starke v. Sachsen.
Nazana	Anna Sophie, dessen Mutter.
Olimpie	Eberhardine, dessen Gemahlin.
Orosmana	Eleonore, Wittwe Kurfürst Johann Georg's IV. von Sachsen.
Solane	Aurora, Gräfin v. Königsmarck.
Lentulus	Axel Graf Lewenhaupt.
Dynamis	Amalie Wilhelmine, dessen Gemahlin, geb. Gräfin Königsmarck.
Bartaces	Kurfürst Ernst August zu Hannover.
Cajus	Herzog Christian Ulrich v. Württemberg-Oels.
Blanea	Gräfin Esterle.
Lido	Dresden.
Rom	Wien.
Trenta	Karlsbad.
Thracier	Türken.
Alaner	die Polen.
Castra	Krakau.
Nujodunum	Quedlinburg.

3. Die Geschichte der Givritta.

Octavia VII. Th. S. 361—400 der 4. und 5. Ausgabe.

Wilfrans	König August der Starke von Polen.
Jolanda	Eberhardine, dessen Gemahlin.
Sangaldus	Stanislaus, Gegenkönig.
Suertingus	König Karl XII. von Schweden.
Givritta	Anna Constanze, Gräfin v. Cosel (bez. v. Hoym), geb. v. Brockdorf.
Fredeboldus	Adolf Magnus Frh. (Graf) v. Hoym, ihr Gemahl.
Hugletus	v. Brockdorf, ihr Bruder.
Frotho	Oberst v. Brockdorf, ihr Vater.
Friedlerus	Schwager des Frh. v. Hoym.
Augea	Aurora, Gräfin Königsmarck.
Marcomir	Graf Moritz von Sachsen.
Adelinde	dessen Gemahlin.
Alcanor	Graf v. Flemming.
Ida	Fürstin v. Teschen.
Philontas	Oberhofprediger.
Olaus	vom Wolfenbüttler Hofe.
Estritha	vom Wolfenbüttler Hofe.
Lucilius Pulcher oder Bassus	Kaiserlicher Gesandter.
Daturien	Sachsen.
Centaurien	Polen.
Peucinien	Leipzig.

4. Die Geschichte des Corillus.

Octavia V. Th. S 15—54 der 4. Ausgabe von 1712.

Zu dieser Geschichte besitzen wir je einen Schlüssel von Alberti und von v. Praun. Beide stimmen im Wesentlichen überein, wenn auch ein Jeder gegenüber dem Andern Lücken aufzuweisen hat, die unten durch die Anmerkungen bezeichnet sind. Die Namen „Wendelin" und „Dorpaneus Anses" hat v. Praun wahrscheinlich schon in gleicher Weise, wie hier geschieht, deuten wollen; denn er hat sie an derselben Stelle wie hier zwischen Farnaldus und Agarus aufgeschrieben, allerdings ohne eine Erklärung, wie er sonst gethan, daneben zu setzen. Heranzuziehen ist für diese Episode aus Th. IV noch S. 578 ff., wo offenbar auf den Einfall der Hannoverschen Truppen in das Wolfenbüttler Gebiet im Jahre 1702 angespielt wird.

Corillus	Herzog Anton Ulrich zu Br. u. Lün.
Gestriblindus	Herzog Rudolf August z. Br. u. Lün.
Tyrisca	Christiane Elisabeth, dessen Gemahlin.
Zergidarn	Dorothee Sophie, deren Tochter.
Farnaldus	Herzog Johann Adolf von Holstein-Plön, Gemahl der Dor. Sophie.
[Wendelin	Herzog Ferdinand Albrecht I. zu Br. u. Lün.]
[Dorpaneus Anses	Herzog Ferdinand Albrecht II. zu Br. u. Lün.]
Agarus	Herzog Georg Wilhelm zu Br. u. Lün. in Zelle.
Hygris	Eleonore, dessen Gemahlin.
Jugunda	Sophie Dorothee, deren Tochter.
Byrus	Kurfürst Ernst August zu Hannover.
Erelina	Sophie, dessen Gemahlin.
Frithigildis [1])	Sophie Charlotte, deren Tochter.
Ifenobardus [2])	Georg Ludwig, Kurprinz zu Hannover.
Cenaris	Geh. Rath Friedr. v. Heimburg.
Cardiceas [2])	Kanzler Höpner.
Gerrus	Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg.
Palaco [1])	Kurprinz Friedrich, spätere König Friedrich I. von Preußen.
Ormöna [2])	dessen Gemahlin
Roxolane [1])	dessen Schwester.
Rhescuporis [1])	Herzog Johann Georg v. Mecklenburg.
Tyridates [1])	König August d. Starke von Polen.
Pacorus [1])	König Ludwig XIV. von Frankreich.
Dacien	Braunschweig—Wolfenbüttel.
Jazygien	Braunschweig—Zelle.
Sarmatier	Braunschweig—Hannover.
Tyras [1])	Stift Halberstadt.
Roxolaner	Preußen.
Thracien	Mecklenburg.
Bastarner	Holstein-Plön.
Parthen [1])	Polen.
Meden [1])	Frankreich.
Rom [1])	Wien.
Nujodunum [1])	Hamburg.
[Patridana	Bevern.]

5. Des Batinius Gesandschafft.

Octavia V Th. S. 57—67 der 4. Ausgabe von 1712.

Unter Batinius ist nach dem schon bei 2 erwähnten Geschichten-Verzeichnisse v. Prauns der Legationsrath

1) Fehlt bei Alberti.
2) Fehlt bei v. Pra[illegible]

tel zu verstehen. Ein Schlüssel liegt hierfür nicht
. Da wir über die Vorfälle, die der Erzählung zu
unde liegen, im Unklaren sind, so können wir natürlich
h keine Deutung der einzelnen Namen versuchen.

6.

Zu erwähnen bleiben noch zwei weitere Namenlisten,
uns von Alberti's Hand überliefert sind und offen-
c mit einander in Beziehung stehen.

Die erste von ihnen lautet folgendermaßen:

eorg Wilhelm] der Hertzog von Zelle	König in Capadocien Polemon genandt ist römischer Ethnarcha oder Gouverneur, heurathet auf des Tyberius gutfinden wieder seiner Brüder willen die
leonore] die Hertzogin von Zelle	Dynamis Printzeßin in Ponto des Pharasmanes Schwester.
Sophie Dorothee] Printzeßin von Alen	Solane.
Georg Ludwig] Churfürst von Hannover ihr Gemahl	Cotys.
Dessen Vatter Ernestus Augustus	Mythridates.
[Sophie] dessen Frau Mutter itzo Wittwe	Argotta oder wie sie sonst soll genennet werden.
Die jetzige Braut [Prinzessin Sophie Dorothee von Hannover]	der Adorser Königin Opaca.
Ihr Gemahl [Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen]	der Adorser König Eunones.
Der König von Preußen [Friedrich I.]	der Adorser König auch Eunones.
[Ernst August] des Churfürsten zu Hannover Bruder	Mythridates.
Königsmarck	Assander.
Die Gräfin Platen	Pythodora.
Der itzige Churprintz [Georg August von Hannover]	Cotys.

Wir wollen hierauf sogleich die zweite Liste folgen lassen:

Adorser Königin Opaca	[Sophie Dorothee] Printzeßin von Hannover.
Adorser König Eunones	[Friedrich Wilhelm] jetziger Krohn Printz [von Preußen].
Des Adorser-Königs Vatter	[Friedrich I.] König in Preußen.
Der Adorser Königin Vatter Cotys	[Georg Ludwig] Churfürst von Hannover.
Dessen Gemahlin und der Adorsischen Königin Mutter Solane	[Sophie Dorothee] Printzeßin von Alen.
Der Adorser Königin Groß-Vatter Assander	[Georg Wilhelm] Hertzog von Celle.
Dessen Gemahlin Dynamis	[Eleonore] Hertzogin von Celle.

Die Abfassung beider Listen wird in die zweite Hälfte des Jahres 1706, genauer zwischen den 18. Juni und 14. Nov. 1706[3]), gesetzt werden müssen, da Kurfürst Georg Ludwig's Tochter Sophie Dorothee in der ersten Braut, in der zweiten noch Prinzessin von Hannover genannt, aber schon zu ihrem späteren Gatten in Beziehung gesetzt ist. Es wird sich nach den Namen zu urtheilen um zwei wohl etwas abweichende Bearbeitungen desselben Stoffes handeln. In der einen wird die Gemahlin Georg Wilhelm's von Celle, Eleonore, im Mittelpunkte der Erzählung gestanden haben; in der anderen wird mehr ihre Enkelin, Sophie Dorothee, hineingerückt worden sein. Nachweisen können wir eine Geschichte dieser Art in dem Romane des Herzogs nicht. Dieser hat den Stoff später wohl wieder aufgegeben. Denn, wie es scheint, beziehen sich diese Listen auf den Roman, von dem die Herzogin von Orleans am 12. April 1710 an ihre Tante schreibt[4]). Sie sagt, daß die Dichtung mit der Herzogin von Celle habe anfangen sollen, daß der Herzog dann aber zu ihrer Freude diese Absicht wieder aufgegeben habe. Die Arbeit wird hiernach zum Mindesten vorbereitet gewesen sein. Wie nun der Stoff gestaltet war oder hat gestaltet werden sollen, darüber jetzt noch ohne weiteren Anhalt Vermuthungen anzustellen, wäre natürlich nur eine müssige Spielerei.

7.

Zuletzt finden sich noch auf der Rückseite eines Blattes, auf das vorn v. Praun mit eigener Hand den Schlüssel zu No. 1 (Prinzessin von Ahlden) geschrieben hat, folgende Aufzeichnungen wohl von späterer Hand nachgetragen:

Ulterior Clavis zu der Octavia.

Monobazes	Rex Augustus Poloniae.
Gestribilindus	Rex Porussiae Fridericus et dux Rudolphus Augustus.
Velleda	Die Herzogin von Plön. [Dorothee Sophie, Rudolf August's Tochter.] Probst von Wendhausen.
Dorpanens Anses	Anton Ulrich.
Tiridates	Anton Ulrich.
Sieben Töchter	sieben Princessinnen von Mecklenburg-Güstrow [Töchter des Herzogs Gustav Adolf von Mecklenb.-Güstrow].
Vatinius	R. Hertel.

Bei einer Vergleichung der Listen muß auffallen, daß ein und dieselbe Person, die in verschiedenen Geschichten erscheint, zumeist auch den Namen wechselt. So heißt

3) Sophie Dorothee verlobte sich am 18. Juni und vermählte sich am 14. (28.) November 1706.

4) Bodemann, Aus den Briefen . . . II S. 245 f.

Kurfürst August der Starke in № 2 Crondanus, in 3 [illegible], in 4 [illegible]; Gräfin Aurora v. Königsmarck in 2 [illegible], in 3 [illegible]; Herzog Georg Wilhelm in 1 [illegible], in 4 Agenor; seine Gemahlin in 1 [illegible], in 4 [illegible]; Kurfürst Ernst August in 1 [illegible], in 2 [illegible], in 4 [illegible]; Leibniz wird in 2 [illegible], in 3 [illegible], in 4 [illegible] genannt. Auch wird ein Name für verschiedene Orte gebraucht. [illegible] bezeichnet in 2 [illegible], in 4 Hamburg. Von den Namen, die in der früheren Fassung der Geschichte von der Prinzessin von Ahlden vorkommen, werden mehrere für andere Personen in den späteren Erzählungen wieder verwandt. [illegible] bezeichnet hier die Herzogin von Celle, in 2 die Gräfin [illegible]; Solane hier die Prinzessin von Ahlden, in 2 die Gräfin Aurora von Königsmarck; [illegible] hier den Geh. Rath v. Bernstorff, in 2 den Kurfürsten Ernst August. In diesem Verfahren, hier die Namen zu häufen, hier wieder ihre Zahl zu beschränken, liegt offenbar eine Absicht. Der Verfasser hat die Spuren verwischen, das Aufsuchen und Erkennen zeitgenössischer Beziehungen dem Leser erschweren wollen. Bei der großen Länge und den vielen Verwicklungen des Romans war es so wie so schon schwierig, sich in ihm zurecht zu finden, die einzelnen Personen auseinander zu halten. Das fiel schon einem Leibniz schwer, der deshalb unterm 25. Juni 1711 dem Herzoge mehrere Vorschläge unterbreitete, wie man das Verständniß des Ganzen dem Leser würde erleichtern können. „Ich unterstehe", schreibt er hier, „meine unterthänigste erinnerung, so E. D. in bedencken zu ziehen geruhen, daß der Octavia dreyerley dienlich zu seyn scheine: 1. Genealogische Tabellen, 2. Landcarten, 3. ein General-Register, damit man was von einer Person an verschiedenen Orthen gesprochen beysammen halten könne" [5]. Das war also schon bei der älteren Ausgabe der Fall, von der hier nur die Rede sein kann. Wie viel mehr wird es erst von der späteren erweiterten Fassung des Romans zu gelten haben? Doch wenn der Herzog auch noch nach Beendigung des ganzen Werkes dazu gekommen wäre, die Wünsche des großen Philosophen zu erfüllen, so bleibt dennoch sehr zu bezweifeln, daß er dazu beigetragen haben würde, den Schleier, den er über die von ihm behandelten zeitgenössischen Ereignisse sorgsam gedeckt hatte, heller zu lüften.

Das ehemalige Dorf Schoderstedt, jetzt eine Wüstung.

Von Adolf Lüders.

Kaum 20 Minuten von Königslutter entfernt lag in nordwestlicher Richtung vor über 400 Jahren das Dorf Schoderstedt. Weite, bis nach Königslutter und Rotenberg sich ausdehnende fruchtbare Feldmarken, die an einigen Stellen von öden, sandigen Heideflächen unterbrochen waren, bildeten das Gelände, auf welchem die „Schoderstedtschen Bauern" ihre Früchte ernteten.

Verschanzen — wenn wir einer alten Chronik von Königslutterschen Glauben schenken dürfen — und jetzt vergessen ist dieser einst so blühende Ort; nur einige Flurbezeichnungen, wie „Schoderstedterweg, Schoderstedterfeld" und das mehrere 100 Ar große „Schoderstedterholz" erinnern noch heute an diese Wüstung. Zuweilen werden hier auch beim Tiefpflügen eines Ackerstückes oder Graben von Weißsand mürbe Ziegel- und Mauersteine, ja Ueberreste von menschlichen Gebeinen aufgefunden.

Ältere Leute erzählen, daß z. B. der am Braunschweiger Thore gelegene Langhof des jetzigen Wirthes Wildhagen fast nur aus Steinen erbaut ist, die, z. Th. behauen, auf dem Schoderstedterfelde ausgegraben wurden. Allgemein wird auch angenommen, daß beim Baue des Hauses Nr. 18 am Markte, ursprünglich ein Haus des Bürgermeisters Magirus, Steine der nach der Zerstörung des Ortes noch stehen gebliebenen Kirche verwandt worden sind. Diesem Hause gegenüber, Nr. 14, sieht man an einem architektonisch bemerkenswerthen Gebäude zwei kunstvolle Holzsäulen, die ebenfalls von der Schoderstedter Kirche herrühren sollen. Auch bei dem Baue der Hauptkirche in Wolfenbüttel (1604—1621) sind Steinüberreste von Schoderstedt mit verbraucht worden. In einer Brauchronik von 1656 wird dies von einem bejahrten Zeugen durch folgende Worte bestätigt: „Wie das Dorf Schoderstedt verwüstet, die Mauern der alten Kirche konnte er noch gedenken; hette selbst Steine davon nach Wolfenbüttel umb Lohn zur erbauung der Neuen Kirche geführet".

1. Die Größe des Orts, seine Kirche und Umgebung.

Schoderstedt, in den ältesten Urkunden Scaterstede, Schoderstede und Schoderstidde genannt, muß vor seiner Zerstörung ein ziemlich umfangreiches Dorf gewesen sein; denn die an verschiedenen Stellen in der Erde aufgefundenen Mauerreste, die ohne Zweifel als Fundament gedient hatten, zeigen, in gerader Richtung gemessen, eine Entfernung von über 5 Minuten. Im 14. Jahrhundert zählte der Ort schon etwa 30 Höfe; darunter die der beiden adeligen Familien v. Kißleben und [illegible].

In der Mitte des Ortes erhob sich auf einem Hügel, der noch vor längeren Jahren durch mehrere Kastanienbäume als Kirchenplatz gekennzeichnet wurde, die den Heiligen Cosmas und Damianus geweihte Kirche, deren silberner, inwendig vergoldeter Kelch jetzt in der Stadtkirche zu Königslutter aufbewahrt wird und unter dem Fuße die Inschrift zeigt: „dusse kelk horet der hilligen marteleren Cosme et Damiani to schoderstede in de kerken, XXIII ½ lot" [1]. Die Kirche hatte nicht unbedeutenden Grundbesitz. In einer Urkunde vom Jahre 1538 wird sie als eine „ehemalige berühmte Wallfahrtskirche" bezeichnet. Noch lange nach der Verwüstung des Dorfes blieb die wohl weniger beschädigte Kirche stehen, bis auch sie etwa in der

---

5) Bodemann, Ztschr. d. hist. Ver. 1888 S. 20

1) S. P. J. [illegible] Bau- und Kunstdenkmäler B. 1 S. 230.

...te des XVI. Jahrhunderts, wahrscheinlich 1544, ...ständig abgebrochen wurde. Die Grundmauern ...ben auch jetzt noch erhalten; doch sind auch diese ...ten stummen Zeugen seit etwa 50 Jahren ver...wunden; Sand und Kieselgerölle traten an ihre ...elle.

Die Wirksamkeit des Pfarrers erstreckte sich zu ...iten wohl auch auf die naheliegenden Ortschaften. ...s die Pfarrkirchen St. Clemens in Oberlutter und ...t. Sebastian in Unterlutter 1427 in das Stift ...önigslutter einverleibt wurden, übernahm der Pfarrer ...n Schoderstedt die Verwaltung dieser beiden Pfarren, ...nd ebenso, wie es scheint, die der Pfarren zu Rottorf ...nd Lauingen.

Unmittelbar vor dem Dorfe, in nordöstlicher Richtung, ...g das „Schobberstedter Pingstgras", eine etwa 190 ...uadratruthen große Wiese, auf der unzweifelhaft die ...auern ihre Volksbelustigungen, die ja hauptsächlich in ...ie Pfingstzeit fielen, abhielten. Vor fast anderthalb ...undert Jahren ist dieser Anger zu Ackerland gemacht; ...er Flurname aber hat sich im Volksmunde erhalten.

Auf dem „Borgbergke" hatten die beiden adeligen Familien von Kißleben und von Marenholtz ihren Sitz. Ihre Feldmarken dehnten sich bis nach Rieseberg aus und wurden hier von den „Graßhöfen und der Ludersburg" begrenzt. Die Grundmauern dieser Burg sind jetzt ziemlich hoch von Ackerkrume bedeckt. Zu dem Burgwalle zu Schoderstedt, mit dem 1563 die v. Marenholtz belehnt wurden, gehörten u. A. 13½ Hufen vor Schoderstedt und Königslutter [2]).

2. Geschichtliches.

Die Zeit der Entstehung dieses Ortes liegt in dunkler Vergangenheit, doch kann man seine Geschichte bis in das 9. Jahrhundert verfolgen; denn schon im Jahre 888 wird er erwähnt. Das Kloster Corvei tauschte damals zwei Hörige in Scoderstede an den Grafen Otto den Erlauchten aus [3]). So begegnet man dem Namen des Dorfes in späteren Zeiten nicht selten, namentlich in Urkunden, die sich auf Veränderung im Grundbesitz oder auf Lehenerwerb beziehen. Herr Schulrath Dürre hat eine große Zahl solcher Erwähnungen des Ortes zusammengestellt, von denen wir hier eine Anzahl folgen lassen wollen. Schon im Jahre 1178 besaß das Kloster St. Aegidii zu Braunschweig zu Schoderstedt einiges Gut. Um 1200 erwarb das Kloster Königslutter dort zwei Hufen. Auch das Stift St. Cyriaci bei Braunschweig und das Kloster Marienthal zeigen bald nachher sich in Schoderstedt begütert. Der Zehnte des Ortes war ein Halberstädtisches Lehen, das die Edlen von Ellessem besaßen, diese aber an die von Schoderstedt u. A. weiter verliehen hatten, bis zum Jahre 1243, wo Bischof Meinhard von Halberstadt den Zehnten dem Kloster Königslutter übereignete.

Im Jahre 1264 erwarb das Kloster Marienthal von dem Marschall Johann von Lutter vier Hufen in Schoderstedt. Herzogliche Lehen besaßen daselbst 1318 die Edeln von Warberg, die von Bodenrode, von Berfelde und Heinrich Vogelbeck; 1344 erscheinen als Herzogliche Lehnsträger noch Lippold von Steimke und Berthold von Rottorf und 1358 die von Kißleben, die in Schoderstedt zwei Hufen und eine Wiese zu Lehen tragen.

Herzog Magnus der Aeltere, den seine vielen Fehden schwere Opfer an Geld und Gut kosteten, versetzte 1359 an den Grafen Gerhard von Woldenberg das Haus Königslutter mit dem Weichbilde und einer Anzahl von Dörfern für 400 M. Unter den Ortschaften, die hier genannt werden, ist Scoderstede mit begriffen. 1417 verleiht hier Knappe Baldewin v. Campe 4½ Hufen und einen Hof an die Brüder Eggeling und Tile von Strombeck in derselben Weise, wie jene Güter vorher die Hollnicker in Braunschweig besessen. Im Jahre 1420 schenkt Knappe Heuer von Bartensleben außer anderen Gütern 2½ Hufen zu Schoderstedt, die früher die von Steimke besessen, an das Kloster Königslutter, das dafür zum Seelenheil des Schenkgebers und seiner Gattin Gisela jährlich zwei Marienfeste begehen soll. Dasselbe Kloster erwirbt 1431 von Lippold von Steimke dort mit Zustimmung des Herzogs Wilhelm eine Hufe für 30 rheinische Gulden.

Als aber Baldewinus von Berge, der 1460 bis 1477 Abt des Klosters Königslutter war, durch sein verschwenderisches und üppiges Leben in eine große Schuldenlast gerieth, die bald auf 3000 Goldgulden angewachsen war, sah er sich gezwungen, außer den Zehnten von Lutter, Bornum und Lelm, auch den von Schoderstedt zu verpfänden. In dieser Zeit erfolgte nun, wie wir später sehen werden, die Zerstörung Schoderstedts und die Uebersiedelung der Einwohner nach dem nahen Königslutter, die nun von hier aus ihre Ländereien bewirthschafteten. Auch in dieser Zeit läßt sich noch mannigfacher Besitzwechsel auf der Schoderstedter Feldmark verfolgen. Doch bietet er nicht genügendes Interesse, um ein näheres Eingehen darauf zu rechtfertigen.

Die geistlichen Güter übernahm nach dem Untergange des Dorfes die Kirche und Pfarre zu Königslutter. Der Kammermeister Andreas Bessel wußte jedoch 1538 die der Kirche zugefallenen 3 Hufen Landes mit seinem Hofe zu vereinigen. In einer hierauf bezüglichen Handschrift vom 31. Juli 1570, in der von A. Bessel und dem Kirchen- und Pfarrlande der Wüstung Schoderstedt die Rede ist, wird dieses durch die Worte: „De hatt düsse Güter an sich gebracht," bestätigt. Für diese Erwerbungen mußte er allerdings auch der Stiftskirche und der Pfarre zu Oberlutter einen Abtrag zahlen, da er hier ein „freyes Steinhaus und einen Garten hinter dem Thurme besaß".

Nachdem aber Bessel in Ungnade gefallen und gezwungen war, das durch allerlei Machenschaften erworbene Land wieder abzutreten, gingen diese Schoderstedter Güter auf das Haus Schöningen über, welches damals (1568 bis 1575) der Wohnsitz der Wittwe Herzog Heinrich's des Jüngern war. Einige Jahre hindurch hatte diese das Nutzungsrecht der

2) Dieses wie vieles Andere nach den Aufzeichnungen des Schulraths Dr H. Dürre im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel.

3) Falke, Traditiones Corbeienses S. 293.

Güter, bis sie der Stadtpfarre zu Schöningen überwiesen wurden.

Als 1668 Ernst Leidenforst Amtmann in Königslutter wurde, behielt dieser nur die ursprünglich zu diesem Amte gehörigen Ländereien, während das bisherige Amtsvorwerk Schickelsheim vom Amte getrennt und besonders verpachtet wurde. Leidenforst wußte sich aber dadurch zu entschädigen, daß er die vorhin genannten Schoderstedter Ländereien von dem Stadtsuperintendenten zu Schöningen meierweise übernahm. Am 31. März 1682 starb er. Seine Wittwe verheirathete sich mit dem Gutsbesitzer zu Lauingen, dem sie hierdurch die Schoderstedter Güter als Meiergut zubrachte. Erst vor etwa 70 Jahren hat der Rittergutsbesitzer Drost von Lauingen den Meierzins, der an die Stadtpfarre zu Schöningen zu leisten war, abgelöst. Auf diese Weise ist das ursprüngliche Kirchen- und Pfarrgut der Wüstung Schoderstedt freies Eigenthum des adeligen von Lauingen'schen Gutes geworden und bis heute geblieben.

Wie hoch der Zins für Schoderstedter Land sich belief, ersehen wir aus einem Pachtvertrage vom Jahre 1538, in welchem dem Bürgermeister und Rathmanne der Stadt Königslutter, Heinrich Alberdes und dessen Ehefrau Ilsebe, auf Lebenszeit ein halber Morgen Landes von der Schoderstedter Breite verschrieben wird, um daraus einen Immengarten zu machen. Der jährliche Zins betrug hierfür zwei neue braunschweigische Schillinge, jeden zu 12 braunschweigischen Pfennigen berechnet. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Die Stromgebiete des Deutschen Reiches. Hydrographisch und orographisch dargestellt mit beschreibendem Verzeichniß der deutschen Wasserstraßen. Theil II b: Gebiet der Weser. Bearbeitet im Kaiserlichen statistischen Amt. (Statistik des Deutschen Reiches, Neue Folge, Band 39, zweiter Theil, Abth. b.) Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht 1901. IV und 105 S. gr. 4°. 6 Tafeln. 2 ℳ.

Eine braunschweigische Landeskunde, die nach den heute in der Geographie geltenden Grundsätzen bearbeitet sein müßte, ist leider noch immer nicht vorhanden. Die bekannten und gern benutzten, in ihrer Art ganz tüchtigen topographischen Beschreibungen sind mehr statistischer und geschichtlicher Art ohne Berücksichtigung oder wenigstens ohne sachgemäßes Eingehen auf die physikalischen Verhältnisse des Herzogthums. Ehe aber unsere neue topographische Landeskarte vollendet sein wird, und damit hat es noch gute Wege, kann auch an die Schaffung einer Landeskunde kaum gedacht werden. Das Wenige, was vorliegt, wie z. B. das schöne Blatt Harzburg, läßt allerdings Tüchtiges hoffen, und für einige Theile unseres Landes sind uns die Preußen mit der Landesaufnahme von 1899, veröffentlicht 1900, im Maaßstabe 1 : 25000 zuvorgekommen. Die bisher veröffentlichten, den Kreis Braunschweig betreffenden Blätter sind vorzügliche Leistungen, bei denen allerdings die militärische Brauchbarkeit voran steht. Immerhin aber mag man in der Umgebung der Hauptstadt [illegible] daß man nicht mehr auf Reymann's Karte [illegible] oder deren Grundlage Papen angewiesen [illegible] in letzter Linie auf die Quelle Papen's, die [illegible]nahme unter Herzog Karl I. in der Mitte des [illegible]hunderts! Ein Leutnant der 67er, v. Brauk[illegible] s. Z. den traurigen Zustand unserer [illegible]graphie erkannt und, so gut er konnte, [illegible] überholte Karte der Umgegend von Braun[illegible] 1 : 50000 veröffentlicht; sie hat für [illegible] Theil des Landes längere Zeit als bester [illegible] gedient.

Dieses Alles mag hier erwähnt werden, [illegible] wie schwierig die Stoffbeschaffung für eine [illegible] braunschweigische Landeskunde ist, welche über[illegible] wegen der politischen Zerstückelung des Ge[illegible] allen Himmelsrichtungen überzugreifen hä[illegible] für die Kenntniß der hydrographischen [illegible]hältnisse war wenig bisher geschehen und [illegible] der Grund, weshalb wir auf die vorliegende [illegible] Kaiserlichen statistischen Amtes hinweisen wo[illegible] übersichtlich geordnet, auch unsere Wasserstr[illegible] Darstellung gelangen. Mit Ausnahme des [illegible] Blankenburg, welcher dem Gebiete der Elbe a[illegible] und abgesehen von einigen kleinen Bächen, [illegible] südöstlichen Elme entspringen, gehört unser Her[illegible] ganz dem Wesergebiete an, und da die angezeigte [illegible] vom Gesammtgebiet der Weser, ihrem Höhe[illegible] Gefällverhältniß, der Schiffbarkeit, dem Wa[illegible] und Verkehr, der Strombeschaffenheit und den [illegible]bauten, den Hafenanlagen, Deichen, Höhenbestimm[illegible] Brücken und Wasserständen handelt, so erhellt [illegible] daß hier viel wissenschaftlicher und amtlicher Sto[illegible] arbeitet vorliegt, welcher für unser Herzogthum [illegible] Belang ist. Besonders aufmerksam soll hier ge[illegible] werden auf die Schilderung der physikalischen Ver[illegible]nisse im Kreise Holzminden, auf die Angaben über [illegible] Schiffbarkeit der Weser, soweit sie braunschweig[illegible] Gebiet berührt, auf die Pegelstände bei Holzmin[illegible] den Dampfer- und Frachtschiffverkehr daselbst, auf [illegible] Angaben über die Häfen von Holzminden und Kemn[illegible] welche die neuesten statistischen Angaben bringen. [illegible] Nebenflüsse der Weser, die auch unser Landesge[illegible] durchziehen, sind, weil nicht schiffbar, nur kurz behandelt, aber die ganze Veröffentlichung bietet doch viel Sto[illegible] der zur Erhellung unserer Landeskunde von Wichtig[illegible]keit ist.

A.

In **Euphorion**, Zeitschrift für Litteraturgeschichte (VIII. B., 1. Heft, Jahrg. 1901, S. 72 ff.) veröffentlicht Victor Loewe „Neue Beiträge zur Charakteristik des jungen Jerusalem", insbesondere einen interessanten Brief von dessen Vater, dem Abt Jerusalem, an den Grafen Joh. Ludw. von Wallmoden-Gimborn, hannov. Gesandten in Wien, vom 31. Aug. 1772, durch den er für seinen Sohn in Wien eine Stelle zu erlangen sucht. Er entwirft dabei von dem Wesen, den Fähigkeiten und der dienstlichen Stellung des Sohnes in Wetzlar eine eingehende Schilderung. Zu einem Ergebniß hat das Gesuch nicht geführt; schon am 30. October dess. J. machte der junge Jerusalem seinem Leben ein Ende.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 15. 28. Juli **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Der Ueberfall der Festung Braunschweig am 16. und 17. October 1605.

Von Oberstleutnant Meier.

I.

Diese höchst eigenartige Kriegshandlung, welche am 16. October Nachmittags mit der völlig überraschenden Fortnahme der äußeren Aegidienthore und der anstoßenden beiden Festungswälle begann und nach achtzehnstündigem Feuergefechte am 17. gegen Mittag, sobald sich der Vertheidiger zu offensivem Vorgehen entschloß, mit einer völligen Niederlage des Angreifers endete, ist von Seiten der siegreichen Bürgerschaft so häufig zum Gegenstande der Darstellung gemacht worden, wie kaum ein anderes Ereigniß der Stadtgeschichte. Fast jede dieser Erzählungen enthält besonders interessante Einzelheiten, und aus allen zusammen gewinnt man ein Gesammtbild von ungewöhnlicher Anschaulichkeit. Dabei ist es höchst seltsam, daß, mit Ausnahme von Olfe und Kalm, alle Erzähler den eigentlichen Hauptpunkt der ganzen Handlung verschleiern, nämlich, wie es zugegangen ist, daß die Bürgerschaft zu derselben Zeit, wo sie mit dem Feinde zu unterhandeln versuchte, und, da dies nicht gelang, sich nur noch Hoffnung auf verzweifelte Abwehr des eindringenden Feindes auf dem Aegidienmarkte machte, dennoch sich plötzlich dazu aufraffte, den Feind anzugreifen. Olfe ist der Erste gewesen, der diesen auffallenden Wandel dem Eingreifen Georg's v. d. Schulenburg zugeschrieben hat, und seine Darstellung ist bisher von Niemand angezweifelt worden. Wir glauben auch, trotz ihrer Ablehnung in Nr. 11 und 12 des Br. Mag. vom 2. und 16. Juni d. J., sie nach wie vor aufrecht erhalten zu müssen.

Die Olfesche Darstellung theilt mit den in Nr. 12 des Br. Mag. unter 6, 10 und 12 genannten Quellen einen höchst auffallenden und schwer wiegenden Mangel. Sie hat sich nämlich von der Tradition nicht losmachen können, der auf den Aegidienthorthurm entsandte Trompeter habe die Signale verwechselt. Durch actenmäßige eidliche Aussagen in den Rathsprotocollen ergiebt sich indessen, daß der Hausmann der Altstadt den Befehl, Friede zu blasen, wirklich ausgeführt [1]), und erst die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen denjenigen Zustand der Verzweiflung bei den auf dem Aegidienmarkte versammelten Bürgern herbeigeführt hat, der das Eingreifen eines erfahrenen Kriegsmannes nothwendig machte. Die von Olfe berichtete Geschichte von dem Trompeter ist also eine Fabel. Erfunden ist sie sicherlich schon am 17. October 1605. In der Vorstellung der Mitlebenden war einfach der kurze Zeitraum zwischen den beiden widersprechenden Signalen auf Minuten zusammengeschrumpft. Nacherzählt hat sie zuerst Autor Hustedt. Sie findet sich in dessen vor 1609 geschriebenem Catalogus Ministrorum, dessen Abschrift (Nr. 121 der Stadtbibliothek) wir Völkerling verdanken. Wenn wir nicht irren, ist das Festhalten Olfe's an dieser Fabel ein wesentlicher Grund zu dessen jetziger Verurtheilung. Um nämlich nach Einschaltung dieser gar nicht in den Zusammenhang passenden Episode den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen, greift Olfe auf Vorgänge zurück, die, wie er selbst sagt, sich zum Theil schon in der Nacht vorher abgespielt hatten, und erweckt so die Meinung, als wolle er diese als Folge des Alarmsignals darstellen. Im Br. Mag. Nr. 12 wird es wenigstens so aufgefaßt. Dem gegenüber ist festzustellen, daß Olfe gar nicht behauptet hat, es sei „durch das Lärmblasen über die Vertheidiger der Mauer ein panischer Schrecken gekommen". Vielmehr beginnt er mit den Worten: „Die Einwohner der Stadt waren gleichwohl in großer Angst" einen völlig neuen Gedankengang.

Wenn nun bei den hieraus gegen Olfe erhobenen Anschuldigungen, obgleich sie zu hart sind, ihn dennoch eine gewisse Schuld trifft, so ist er an den im Br. Mag. Nr. 12 Seite 95 Spalte 2 aufgestellten ohne

---

1) Die Worte, die der Bürgermeister Curd Doring auf dem Aegidienmarkte nach eidlicher Aussage gesprochen hat, lauten: „Ich habe blasen lassen um freundlich Gespräch; aber wir können nicht gehört werden. Ich weiß nicht besser, und mein Rath wäre, daß wir hier auf dem Markte einen halben Mond schlagen, und, wenn der Feind zu uns hereinkommen sollte, uns da bis zum Aeußersten vertheidigen. Ich will selber mit dabei sein". Die Annahme in Nr. 11 des Br. Mag. Note 40 ist unrichtig. Doring wird dort überhaupt zu hart beurtheilt, um so mehr, da er 1605 gar nicht zu den Regierenden gehört hat.

allen Zweifel ganz unschuldig. Die dort ihm zur Last gelegten Schilderungen rühren nämlich gar nicht von ihm her, sondern sind von seinem Herausgeber C. F. v. Vechelde 1832 frei erfunden. Dieser Sachverhalt wird durch folgende Nebeneinanderstellung [...] gelegt, wobei die völlig freien Erfindungen Vech[...] gesperrt, die daraus entnommenen belastenden [...] Br. Mag. fett gedruckt sind.

Olfens Handschrift nach Nr. 51, 128 und 131 der Stadtbibliothek.

Er setzte sich zu Pferde [2]) und ermahnte die erschrockenen Bürger, daß sie bei einander stehen und sich ritterlich wehren sollten: so verhoffte er mit göttlichem Beistande die vom Regen erkalteten Feinde wieder abzutreiben [3]).

Als sich darauf etliche wieder recolligiret hatten, machte er Anstalt, daß die Handwerksburschen und die sonst Gewehr führen konnten herbei mußten [4]) welche er mit vielem Versprechen zum Anfall beredete.

Also zogen sie zu Walle, und er ließ ein großes Geschütz [5]) abfeuern, auch wurde zugleich Lärm gemacht. Er hatte auch geordnet, daß zu gleicher Zeit von der andern Seite etliche anfallen sollten, welche mit Schiffen vom Bruche auf dem Stadtgraben ankamen.

Bearbeitung Carl Friedrich's v. Vech[...] Braunschweig 1832.

Er besteigt ein Roß, reitet der fliehenden M[...] entgegen, und ermahnt die Bürger bei einander [...] stehen, und eingedenk ihrer Altvordern sich [...] zu wehren. „Denn würden sie das thun, und [...] Worte gehorchen, so wolle er jetzt ihr [...] führer sein, und hoffe er dann mit Gottes Bei[...] den vom Regen durchnäßten Feind zurückzutreiben“.

Als er solcher Gestalt geredet hatte, schämten [...] viele der Bürger ihrer Zaghaftigkeit, [...] lobten ihm Muth und Beharrlichkeit [...] Darauf befahl er ihnen, sich auf dem Hag[...] markte und Bohlwege in Ordnung wieder [...] stellen, und läßt auch durch die Hauptleute [...] Gildemeister die Handwerksburschen und alle [...] welche sonst Waffen zu führen im Stande sind, her[...] rufen. Diese sammelt er auf dem Graben, [...] ermuntert sie, wiewohl unter vielen Versprechungen, [...] Stadt von Feindes Noth mit befreien zu helfen, [...] den Ausfall muthig zu bestehen.

Also zogen die Bürger unter Jürgen von [...] Schulenburg zu Walle. Ein Theil von ihnen [...] nach dem Bruchthore, und harrte dort, wie ver[...] abredet worden, des Zeichens, wenn sie [...] dieser Seite, und zwar auf Kähnen, den Feind angre[...] sollten. Als nun der andere Theil am Steinth[...] war, ließ Jürgen von der Schulenburg durch das gr[...] Geschütz jenen das Zeichen zum Angriff geben.

Durch die Bevorzugung des Vechelde'schen Textes erklärt sich auch das absprechende Urtheil über die Quellenbenutzung Olfe's. Es wird hinfällig, sobald man dessen Worte in Betracht zieht, die Vechelde ausgelassen hat. Sie lauten: „Es wird die Historie von dieser Attaque von etlichen mit noch anderen Umständen beschrieben, absonderlich in etlichen alten Liedern und Reimen; allein dieselben sind von gemeinen Leuten aus eigenen bösen Affecten gemacht, darum habe ich blos bei der Relation, welche ich in den Annalibus Brunsvicensium manuscriptis gefunden, verbleiben wollen“. Olfe warnt also nicht allein vor den Volksliedern, sondern auch vor den vorzeitig im Drucke erschienenen Flugschriften, befindet sich daher in dieser Hinsicht auf demselben Standpunkte wie die officielle Rechtfertig[ung] des Herzogs in den „Br. Händeln“ III, 40, die sich [...] scheute, die verläumderischen Flugschriften wörtlich abzudrucken, sondern sie durch Tieferhängen der öffentlichen Ve[r]achtung übergab. Sechs darunter werden als Quellen [...] und 4 im Br. Mag. Nr. 12 angeführt. Das Stärkste an nachweisbaren Unwahrheiten leistet die Historische Relation des Jacob Franken (Nr. 12 in den Br. Händeln, Nr. 4a im Br. Mag.). Die von ihm herrührenden Uebertreibungen sind namentlich folgende: 1) die Herzoglichen hätten den Mauergraben überbrückt und die Stadtmauer zu ersteigen versucht; 2) die Bürger wären durch ein Loch in der Stadtmauer den Feinden hinterrücks beigekommen [7]); 3) sie hätten die Herzoglichen bis ins Lechlumer Holz verfolgt [7]); 4) die Soldaten hätten dem Herzoge geschworen, in Braunschweig Alles niederzuhauen.

Franke ist es auch, der die in allen Mordgeschichten [...]

2) Kalm fügt hinzu, daß er nach dem Aegidienmarkte ritt.

3) Kalm: „nun hätten sie gewonnen Spiel“.

4) Kalm: „sie sollten den Handwerksburschen für den Sturm einen Monatssold geloben“.

5) Kalm: „und machte Anstalt, daß sie sollten Stücke nach dem Aegidienwalle zu lösen und im Dampf den Feind auf dem Walle anfallen. Und ritt selber vor das Thor (d. h. an das Magnithor), ihnen zu zeigen, wo sie Geschütze sollten abgehen lassen“. Die Bedenken in Anmerkung 66 Seite 96 sind hinfällig, da Schulenburg gar nicht als Anführer, sondern nur als Rathgeber dargestellt ist.

6) Die Art und Weise, wie Vechelde mit Olfe's Handschrift umgegangen ist, hat schon bei Herausgabe des Buches F. C. v. Strombeck in der vorangeschickten Vorrede gerügt.

7) Der Herr Verfasser des Aufsatzes im Br. Mag. hat sich in dieser Hinsicht zum Theil Franken angeschlossen, wobei wir ihm nicht zu folgen vermögen.

beliebten „Unbekannten“ als Retter der Stadt hinstellt. iner der Späteren hat ihm darin Glauben geschenkt, t Ausnahme des Verfassers der unter 6 angeführten hrift, der inzwischen entdeckt hat, der eine der beiden ßen Unbekannten habe Habekost geheißen, und des rrn Verfassers des Aufsatzes im Br. Mag., der sich der anke'schen Auffassung mit den Worten anschließt: Während Doring, die erste Obrigkeit[8]), verzwei- ite, brachten einfache Leute wunderbare Rettung“, und in auch den Namen des Zweiten zu kennen vermeint. r nennt ihn Caspar Brauns. Dieser war einer der iden von der Stadt vor dem 16. October bestellten eutnants und ist an einem Schuß, den er „beim Anfall ekommen“, gestorben. Der Andere hieß Gregor Dama- owsky und ist am 17. October auf dem Magnuswalle rschossen worden. Da man von Beiden sonst nichts veiß, ist es doch mindestens sehr fraglich, welchen von hnen Völkerling mit den Worten bezeichnen wollte: „In diesem Anfall ist auf dem Magnuswalle der Stadthauptmann und Führer der Soldaten, der sonst ein versuchter Kriegsmann gewesen, erschossen worden“; jedenfalls aber sehr in Frage gestellt, ob von einem derselben irgend welche Initiative ausgegangen ist. Der Herr Verfasser des Aufsatzes im Br. Mag. sieht sich denn auch nach einem Dritten um und bekennt sich ausdrücklich, im Gegensatze zu Franke, zu der Ansicht, der ins Werk gesetzte Angriff sei sicher von kriegserfahrener Seite entworfen. Da er indessen Niemand zu nennen weiß, vielmehr nur die Möglichkeit hervorhebt, es könnte vielleicht Alfeld[9]) oder Müller[10]) gewesen sein, so steht er im Wesentlichen mit Franke gegen Olfe, und die Frage liegt so: Soll man Olfen einen Vorwurf daraus machen, daß er Franken nicht gefolgt ist, oder soll man nicht vielmehr bedauern, daß der Herr Verfasser des Aufsatzes im Br. Mag. nicht Olfen sondern Franken den Vorzug zu geben veranlaßt worden ist?

Nun soll Olfe sich auch einer vierfachen Uebertreibung der regenlosen Zeit schuldig gemacht haben. Allein auch dies fällt Bechelden zur Last, der aus sechs Wochen, von denen Olfe sagt, sechs Monate gemacht hat.

Daß Olfe von dem Lärmmachen des verwundeten Kenneke nichts weiß, kann ihm unmöglich zum Vorwurfe gereichen, denn nur die unglaubwürdigsten Quellen, Franke und das Nr. 11 des Br. Mag. unter 2 b angeführte Volkslied[11]) behaupten dies, während aus Hustedt's und Völkerling's Berichte die Unwahrscheinlichkeit dieser Episode klar hervorgeht.

Demnach haften an Olfen nur noch die beiden Anklagen, daß er der zu beerdigenden Leiche einen falschen Namen beigelegt und daß er den Pastor Magius als Prediger aus dem Hagen bezeichnet hat, obgleich dieser erst 1607 Pastor zu St. Katharinen geworden ist.

Wer aber war Olfe? wer Schulenburg?

8) Vergl. Note 1.

9) Das Auftreten Alfeld's wird auf 16. October angegeben. Vergl. die Quelle Nr. 6 im Br. Mag. Bei Erzählung der Vorgänge am 17. ist Alfeld von Niemand erwähnt.

10) Der Amtmann Benedix Müller wird nur im Manuscript Nr. 23 erwähnt, wo er neben Curd Doring als Friedensunterhändler vorkommt.

11) Historische Händel III, 43 unter Nr. 6.

Tobias Olfe, geboren 1587, gestorben 1654, stammte nicht, wie Bechelde meint, aus einem altbürgerlichen Braunschweigischen Geschlechte. Sein Vater Wilhelm Olff aus Dortmund war vielmehr erst 1587 Bürger zu Braunschweig geworden und hatte sich als Kaufgeselle Hans Markman's im Sacke hier niedergelassen. 1610 übernahm er das Markman'sche Geschäft und Haus Nr. 2772, jetzt Packhofstraße 8, nachdem er in der Zwischenzeit für dessen Handlung in Celle thätig gewesen war und dort auch Ende 1605 im Auftrage des Rathes zu Braunschweig die Anwerbung des Kriegsvolks betrieben hatte. Tobias heirathete 1626 Lucia Jüten, erwarb 1631 ein ansehnliches Haus in der Altstadt, an der Ecke der Scharrnstraße, das jetzige Löbbecke'sche, wurde 1637 Rathskämmerer und 1643 Bürgermeister der Altstadt. Er nahm also während seiner letzten elf Lebensjahre eine hervorragende Stellung ein. Von verwandtschaftlichen Rücksichten war er wegen der erst kürzlich vollzogenen Einbürgerung seiner Familie verhältnißmäßig frei. Allenfalls hätte er sie gegen die Nachkommen des Bürgermeisters Alfeld haben können. Olfe's Bruder war mit dessen Enkelin verheirathet und Olfe's Vater hat den alten Bürgermeister[12]) als Bürger des Sacks und naher Nachbar[13]) sicher persönlich gekannt. Da Olfe den Bürgermeister Alfeld gar nicht erwähnt, so darf um so mehr angenommen werden, daß dessen Thätigkeit beim Ueberfall nicht so entscheidend gewesen ist, wie der Herr Verfasser annehmen möchte. Olfe's hohe Stellung und seine Freiheit von verwandtschaftlichen Rücksichten lassen ihn zu vorurtheilsloser Berichterstattung besonders geeignet erscheinen. Daß er seine Aufzeichnungen bis in seine letzten Lebensjahre verschoben hat, erhöht ihren Werth in eben dem Maße, wie uns etwa die allerneuesten Darstellungen der Ereignisse bei Langensalza mehr Vertrauen einflößen als alle früheren. Die Olfensche Darstellung ist nicht nur nicht unglaubwürdig, sondern die glaubwürdigste von allen vorhandenen. In Bezug auf Georg v. d. Schulenburg wird sie durch Kalm in überraschender Weise bestätigt und ergänzt.

Georg von der Schulenburg, „der Reiche“, auf Knesebeck, geboren 1535, gestorben 1619, war der zweite Sohn des Kurbrandenburgischen Rathes und Hauptmanns der Altmark Levin von der Schulenburg auf Beetzendorf, Pfandinhabers von Dambeck und Knesebeck, und dessen Gemahlin Ilse v. Quitzow. Er studirte 1549 zu Frankfurt, 1551 zu Wittenberg und betheiligte sich demnächst fünfzehn Jahre lang an den verschiedensten Kriegszügen. 1553 kämpfte er mit bei Sievershausen, dann in den Niederlanden und in Frankreich (wahrscheinlich unter Egmond 1557 bei St. Quentin und 1558 bei Gravelingen), ferner mit Dänemark gegen Schweden (wahrscheinlich 1563 und in den folgenden Jahren); 1566 zog er mit dem Heere Kaiser Maximilian's II. nach Ungarn gegen die Türken und 1567 betheiligte er sich mit Kurfürst August von

12) Bürgermeister Hans Alfeld ist 1607 3. 10. gestorben, nicht 1609. Der Herr Verfasser verwechselt ihn mit seinem gleichnamigen Sohne, dem Schwiegervater des Balthasar Olfe.

13) Alfeld wohnte Nr. 2688, Schild 6.

Sachsen an der Belagerung von Gotha und zeichnete sich am 13. April dess. J. bei der Eroberung des Grimmensteins aus. Hier zum Rittmeister befördert, verließ er bald darauf den Kriegsdienst. Seitdem hielt er sich in Knesebeck auf, bis er in Braunschweig das jetzt Bierbaum'sche Haus erwarb und dort 1600 seinen dauernden Wohnsitz nahm. Seit 1589 war er mit einer geborenen v. Veltheim vermählt. Sein Vermögen bestand wesentlich in baarem Gelde und überstieg eine halbe Million Thaler. Es ist klar, daß dieser altmärkische Edelmann in Braunschweig eine durchaus exceptionelle Stellung einnahm. Den herrschenden Rathsgeschlechtern in keiner Weise verwandt oder verschwägert, dem Herzoge Heinrich Julius nicht lehnspflichtig, zweifellos der kriegserfahrenste Einwohner dieser Stadt, war er gewissermaßen prädestinirt, bei den Ereignissen von 1605 eine Rolle zu spielen, nebenbei auch sehr wesentlich dabei interessirt, daß die Stadt nicht wüster Plünderung anheimfiel. Und ganz abgesehen von diesen Umständen und praktischen Motiven — versetze man sich nur in die Seele eines alten erprobten Kriegsmannes zu der Stunde, da er die Stadt durch die Unerfahrenheit und das kopflose Ungeschick ihrer Oberen in Gefahr einer Niederlage sah, die Alles um ihn her auf den Kopf zu stellen drohte. Mit Naturgewalt mußte ihn der Drang treiben, in dies schmähliche Schauspiel als Retter einzugreifen. Wie ein altes Schlachtroß beim Schall der Trompete riß es ihn fort, das Seinige zu thun. Freilich steht von alledem „nichts geschrieben", und wer sich auf rein formalistische Quellenkritik steifen will, mag die Achseln dazu zucken. Erkennt man aber auch dem psychologischen Momente sein Gewicht bei historischen Forschungen zu, so wird man nicht anstehen zu sagen: es müßte verwunderlich und unnatürlich heißen, wäre Jürgen v. d. Schulenburg bei jenem beschämenden Rummel nicht noch einmal zu Pferde gestiegen.

Begreiflich genug, daß den Herren zu Braunschweig die Erinnerung daran nichts weniger als angenehm war. So viel an ihnen lag, sollten diese Vorgänge arcana regiminis bleiben, deren Aufdeckung Stadtverrath sei. Wenn Anton Freitag bei seiner kirchlichen Danksagung, anstatt Schulenburg zu nennen, nur mit allgemeiner Wendung „Alle, die Rath und That gegeben" erwähnte, so liegt nahe genug, in dieser Einschränkung die erste Bethätigung eines amtlichen Todtschweigesystems zu erkennen, womit die damaligen Machthaber den häßlichen Fleck auf ihrem Schilde zu verhüllen versuchten, wie sie denn 1610 nach Freitag's Tode [14] dessen ganzen Catalogus Ministrorum, von dem freilich bereits Abschriften umliefen, die dem Rathe unerreichbar blieben, auf dem Neustadtrathhause verbrennen ließen, weil er Manches enthielt, was ihnen mißliebig war. So lange die sich mitschuldig fühlenden Rathskreise das Heft in Händen hatten, war nicht daran, eine andere als die höchst verzerrte Version von jenen Dingen laut werden zu lassen. So erklärt sich ungezwungen, daß verhältnißmäßig spät erst die Betheiligung Jürgen's v. d. Schulenburg überlieferbar wurde.

14) Am 12. 4. Freitag starb 1610 6. 10. Er war Pastor zu St. Aegidien, nicht, wie unser Herr Berichterstatter, zu St. Ulrici.

Dann noch eins. Die Frage drängt sich [illegible] hätte man diese Geschichte aus dem Nichts er[illegible] können? Schulenburg war sicherlich kein [illegible] Volks. Er stand gemeiner Bürgerschaft so fremd [illegible] Patriciern gegenüber, jene kannten ihn nur als [illegible] Junker von bedeutendem Reichthum; und [illegible] allen Zeiten vorherrschenden Stimmung der [illegible] und unteren bürgerlichen Kreise waren beide [illegible] viel eher geeignet, Liebesweisen zu erwecken als [illegible] zu gewinnen. Und gerade solchem Manne [illegible] erdacht haben, um ihm, gegenüber der Unfähigkeit [illegible] berufenen Schirmer der Stadt, eine [illegible] anzudichten, von der kein Wort wahr ist! [illegible] fürwahr diese Annahme nur recht ins Auge zu [illegible] um ihrer Unmöglichkeit inne zu werden.

Und endlich: wäre die Rolle des „Mel[illegible] merkwürdigen Kriegshandlung dem Junker v. d. Sch[illegible]burg wirklich nur angedichtet worden, wen [illegible] dann an seine Stelle setzen? Wer die [illegible] Elemente der Schwäche des Gegners so richtig [illegible] verstand, daß er mit sicherer Aussicht auf [illegible] Rath ertheilen konnte, 6000 Mann mit etlichen [illegible] zusammengetrommelten Gesellen in die Flucht zu [illegible] der muß ein Kriegsmann von mehr als gewöhnlicher Erfahrung, ein Mann von seltener Besonnenheit [illegible] Klarheit gewesen sein.

Um aber diesen für unser Festhalten an der [illegible] lieferung eigentlich entscheidenden Umstand außer [illegible] zu stellen, müssen wir versuchen, die mil[illegible] Situation auf beiden Seiten so viel als mög[illegible] beleuchten. In einer der nächsten Nummern dieses [illegible] hoffen wir dazu im Stande zu sein. Dabei werden [illegible] Manches berichtigen können, was unser Herr Ber[illegible] in Nr. 11 vorgetragen hat. Um so mehr liegt [illegible] daran, vorweg diejenigen Punkte hervorzuheben, [illegible] bezüglich deren wir uns eine abweichende An[illegible] gebildet haben:

1) Aus der Grafschaft Hoya recrutirte sich nicht [illegible] rothe Regiment, sondern das bunte Regiment [illegible] Oberstleutnants Hans Ernst v. Uslar.
2) Der Commandeur des schwarzen Regiments [illegible] Grener oder Greiner.
3) Die Fahnen der Städte Göttingen, Münd[illegible] Einbeck, Northeim und Hannover stellten [illegible] dem Oberstleutnant v. Mengen nicht das [illegible] rothe, sondern das gelbe Regiment. Die vier [illegible] commandirten Fahnen des Oberstleutnants [illegible] Fresit waren alle vier „welfenbüttelsche" Fahnen.
4) Der Ausschuß war nicht in drei Fahnen getheilt, sondern der Leibfahne zugetheilt.
5) Das Begräbniß fand nicht auf dem Aegidien-kirchhofe, sondern auf dem Magnikirchhofe [illegible] Der Bürgermeister Grebe wohnte an der Ecke [illegible] Kannengießer- und Dickerstraße, also nicht in der „Freiung" des Klosters St. Aegidien, für [illegible] allein der Aegidienkirchhof diente.
6) Außer den Geschützen, die beim Zeughause stan[illegible] fielen den Herzoglichen auch alle anderen Geschütze auf den von ihnen besetzten Wällen zu. Das Zeug[illegible]haus lag nicht in der Nähe des Magnithors, sondern auf dem Aegidienwalle. Daß es [illegible]

Pulver belegt gewesen sei, behauptet die Rechtfertigungsschrift des Herzogs. Unmöglich ist es nicht: es könnte daselbst die Friedensaufbewahrung stattgefunden haben, und der Uebergang in den Kriegszustand noch nicht bewirkt gewesen sein.

7) Aus dem Zwinger führte eine steinerne Treppe auf den Wall. Die Sturmleitern dienten ebenfalls dazu, die Soldaten und Schanzkörbe aus dem Zwinger zwischen den Thoren auf den Wall zu befördern. Man kann aber nicht sagen, daß die Sturmleitern „auch Treppen genannt" worden sind.

8) Völkerling führt an: „Tile v. Damm und Wedde Glümer haben sich im Schießen tapfer erwiesen auf dem Walle nach dem Magnithor zu, wie auch Curd Vechelt auf dem Gieseler". Demnach waren alle Drei als Artilleristen thätig, nicht die beiden Ersten als Schützen hinter der Stadtmauer. Die Billigkeit erfordert es indessen anzuführen, daß Völkerling in erster Linie, bevor er von diesen spricht, das Wohlverhalten des Bürgermeisters Curd Doring erwähnt.

9) Daß unter den Geschützen des Gieselers der Basilisk gewesen sei, habe ich nicht finden können. Franke sagt: „Sonst wird auch vermeldet, daß ein groß Geschütz, der Basilisk genannt, das lange Zeit beim Aegidienthor gestanden, durch einen Bäcker angezündet, losgegangen, welches doch noch ungewiß".

10) Das nach Franke geschilderte Auftreten des Pastors Magius ist wenig wahrscheinlich. Auf dem Altstadtmarkte hat es aber selbst nach Franke nicht stattgefunden; auch wohnte Doring nicht dort, sondern am Steinmarkte Nr. 451, jetzt Eiermarkt 6. Franke's Worte „auf den Markte" beziehen sich offenbar auf den Aegidienmarkt, wo Doring die Anstalten zur Vertheidigung und Schulenburg die zum Angriffe getroffen hat. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß um 1605 die jetzige Auguststraße bis zur Einmündung der Kuhstraße zum Aegidienmarkte gerechnet wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß hier bei dem Brunnen gegenüber der Jebutenstraße die Vertheidigung vorbereitet wurde, und daß hier auch das Eingreifen Schulenburg's stattgefunden hat.

Das ehemalige Dorf Schoderstedt, jetzt eine Wüstung.

Von Adolf Lüders.

3. Die muthmaßliche Zerstörung von Schoderstedt.

Eine wohl kaum jemals ganz genau zu beantwortende Frage wird die bleiben, in welchem Jahre das Dorf zerstört worden sei. Die Angaben gehen hierüber weit auseinander. Die hier allgemein im Volksmunde geltende Ansicht, daß Schoderstedt erst im 30jährigen Kriege, der allerdings in der Umgegend von Königslutter viele Verwüstungen anrichtete, vernichtet worden sei, muß ohne Weiteres zurückgewiesen werden. Auch die Angabe bei Merian, nach der in Folge des „Mannsfeldischen Krieges" 1552 die Vernichtung des Ortes, bezw. die Uebersiedlung der Einwohner nach Königslutter erfolgt sein soll, kann nicht zutreffen. Denn schon vor 1542, wie urkundlich bezeugt ist, sahen sich die Bewohner genöthigt, ihren verwüsteten Ort zu verlassen. H. Dürre legt die Zerstörung in die Zeit der Reformation. Auch diese Annahme kann nicht richtig sein, da Schreiber dieser Zeilen durch Auffinden von Stellen aus einem von 1594 bis über das Jahr 1700 währenden „Hud- und Weydeproceß der Stadt Königslutter gegen die Rieseberger" neue Anhaltspunkte gewonnen hat, die im Gegensatz zu den bisherigen Annahmen der Gewißheit Raum geben, daß die Zerstörung des Ortes und Uebersiedlung der Einwohner schon um das Jahr 1460 erfolgt sein muß. Die Beweisstellen sind in dem den Akten beigefügten Rechtsurtheile der fürstlichen Justizcanzlei zu Wolfenbüttel vom Jahre 1657 enthalten und entbehren, da sie von dieser Behörde ausgehen, doch nicht eines gewissen urkundlichen Charakters.

Zuerst finden wir an einer Stelle der Akte die Bestätigung der Zerstörung des Ortes und der Uebersiedlung seiner Einwohner. Wörtlich heißt es hier: „Nach dem nun Schorstedt in die Asche gelegt und ganz verwüstet worden, haben die v. Kißleben, wie auch die v. Marenholtz nebst denjenigen, so aus dem Dorfe Schorstedt übrig geblieben seyn, sich in Königslutter niedergelassen". Die Worte: „übrig geblieben seyn", legen die Vermuthung nahe, daß in den damaligen Kriegsläuften das Dorf hart bedrängt und dabei ein großer Theil der Einwohner umgekommen sei. So läßt sich auch die Auffindung von menschlichen Gebeinen an den verschiedensten Plätzen, entfernt vom Schoderstedter Kirchhofe, erklären. „Durch diesen Untergang des Dorfes Schorstedt", heißt es dann weiter, „ist die Stadt Königslutter ziemlich erweitert und haben die zu ihr hineingetretenen vom Adel und Schorstedt'schen Leute keinen eigenen Hirten gehalten, sondern ihr Vieh unter den Königslutterschen Kuhhirten gehen lassen".

Diese „Erweiterung" von Königslutter vollzog sich aber, abgesehen von einer Vergrößerung des Ortes in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die vielleicht durch Zuzug der Bewohner des benachbarten Schickelsheim hervorgerufen wurde, in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts. Zugleich wurde in dieser Zeit — 1480 — ein Um-, bezw. Vergrößerungsbau der Kirche vorgenommen. Auch hier dürfte man nicht fehl gehen, daß gerade dieses „Hineintreten der Schorstedter", das also auch eine Vermehrung der Mitglieder der Kirchengemeinde zur Folge hatte, die Erweiterung des Gotteshauses mit veranlaßt haben wird.

Wie schon vorhin angeführt, haben nicht nur die nach Königslutter „eingetretenen Schorstedter Leute" nach dem Untergange des Dorfes ihr Vieh durch den Königslutterschen Hirten hüten lassen, sondern auch die vom Adel. Der Hütungsvertrag, der sich hierauf bezieht, ist, was wohl zu bemerken ist, im Jahre 1460 ausgefertigt. Denn der mit eingezogene adelige Herr v. Kißleben hat „Anno 1460 am Sonntage Cantate laut der Beylage", die jenem Canzleischreiben beigefügt war, „mit Bürgermeister und Rath von Königslutter sich dahin verglichen, daß sie die Hirten gleich andern

Bürgern wollen halten helfen, daß also (weil die Schorstedschen bis an das Dorff Rieseberg berechtigt) alle das Vieh, so aus Königslutter gegangen, überall getrieben worden".

Hieraus folgt mit Bestimmtheit, daß der Vertrag zu dem gemeinsamen Halten eines Hirten in der ersten Hälfte des Jahres 1460 abgeschlossen wurde; daß die Zerstörung, die die Einwohner von Schoderstedt bewog, ihre Heimath zu verlassen, gegen das Jahr 1460 stattgefunden haben muß und nicht zur Zeit der Reformation oder sogar noch später.

Bestätigt wird diese Annahme noch weiter durch andere Stellen in dem Rechtsurtheile vom 11. August 1657. Hier heißt es: „Die Königslutterschen fundiren sich darauf, daß Sie durch die Schorstedtischen, wie dieselben länger dan für 200 Jahren in die Stadt Königslutter gezogen, solche Gerechtigkeit acquiriret, dieselbe auch allemahl geruhig exerciret." Und an einer anderen Stelle: „Wir finden nicht, wie die Königslutterschen bey solcher beschaffenheit, da sie ihre Gerechtsahme bei die Zwei Hundert Jahr zu deduciren vermögen, diese praetendirte Coppelhuede de jure könne abgestrichen werden. Ihr jus kann nicht abgestritten werden, waß Sie für 1601 weit über 100 Jahre quiete exerciret und gebrauchet."

Auffällig muß es auch erscheinen, daß nach der Mitte des 15. Jahrhundert in allen Lehnbriefen, in welchen es sich um Verleihung von Schoderstedter Land handelt, fast durchweg gesagt wird: „auf dem Schoderstedder Felde bei Lutter", oder: „auf der Schoderstiddschen Feldmark vor Lutter", während vor dieser Zeit fast ohne Ausnahme der Ortsname selber gebraucht wird und es dann gewöhnlich heißt: „Hufen Landes zu Scoterstedt." Auch in diesem Unterschiede in der Benennung könnte man einen Hinweis auf die von uns angenommene Zeit der Verwüstung des Dorfes erblicken.

Schoderstedt muß jedoch 1456 wenigstens zu einem Theile noch bestanden haben, da in zwei Urkunden aus diesem Jahre noch von einem Pfarrer zu Schoderstedt die Rede ist. So wird u. A. ausdrücklich gesagt: Abt Heinrich Johann, Prior und der Convent des Klosters zu Königslutter, verkaufen Herrn Johann Grimesellen, Priester und Pfarrer der Kirche Cosmae et Damiani zu Schoderstedt, eine Jahresrente von 6 alten Schock Geldes für 24 Mark neuer Brschwg. Währung. Der Vorgänger dieses Pfarrers wird Berthold gewesen sein; denn in einer anderen Urkunde aus demselben Jahre 1456 übergiebt der Abt Heinrich zu Königslutter dem Pfarrer zu Schoderstedt des Klosters freien Zehnten im Dorfe und der Feldmark zu Lelm für 24 Mark. Von dem Gelde soll er vier Memorien halten lassen in Oberlutter, Lutter, Lauingen und Rottorf für Herrn Berthold, ehemals Pfarrer in Schoderstedt.

Nach allem diesem würde die geschichtliche Angabe von einer Plünderung des Dorfes Schoderstedt am Ende des 15. Jahrhunderts auf einem Irrthum beruhen, obgleich ja in dieser Zeit einige umliegende Dörfer von Königslutter während des Kampfes der Stadt Braunschweig mit Herzog Heinrich dem Aelteren zum Theil ausgeraubt und angezündet wurden. Im anderen Falle müßte angenommen werden, daß bei der Zerstörung des Ortes außer der — wie schon vorhin bemerkten — nicht mit vernichteten Kirche auch noch Gehöfte ohne größere Beschädigungen stehen geblieben sind, und daß diese erst später von Kriegshorden durchsucht und ausgeplündert seien.

Daß ein solcher Hof noch nach der Zerstörung dagewesen sein kann, erhellt aus einer Urkunde von 1462, in der der „Mönchehof zu Schotterstidde" Erwähnung findet, mit dem die Knappen Geverd, Herwig und Everd Brüder von Kißleben vom Kloster Königslutter belehnt werden.

4. Die eingewanderten Schoderstedter als Bauermeister in Königslutter.

Die aus Schoderstedt nach Königslutter Eingewanderten, welche „ad differentiam der anderen Bürger die Schorstedtischen Bauern genannt wurden," nahmen in der Stadt eine gesonderte Stellung ein. Sie bildeten die sogen. „Bauern- oder zweite Bürgerschaft", während die angesehenern Bürger, besonders die Mitglieder der später so weitbekannten Brauerinnung zu der „Großen Bürgerschaft" zählten.

Aus der Mitte der Bauernschaft wurden alljährlich die Bauermeister gewählt, deren Amt ein sehr vielseitiges und verantwortungsvolles war. Sie hatten u. A. die Aufsicht über die Bürgerwiesen. Diese lagen in einer tiefen, von der Schunter durchflossenen Niederung. Jahrhunderte früher war diese Thalmulde zum größten Theil mit Wasser angefüllt gewesen. Die später durch Drainirung entstandenen „Bürgerwiesen" führten deshalb auch den Namen „Großer und Kleiner See". Hier mußten die Bauermeister stets danach sehen, daß die Wiesen zur rechten Zeit durch die Zufluthgräben bewässert, oder auch trocken gelegt wurden. Alle Wege und Wiesengräben mußten ordnungsmäßig im Stande gehalten werden, und ging es zur Heuernte, dann hatte jeder „Seeinteressent" den Weisungen des Bauermeisters unbedingt Folge zu leisten.

Als Vergütung für diese Geschäfte war den Bauermeistern eine etwa 10 Morgen große Wiese, die „Bauermeisterwiese", pachtfrei übergeben. Denn dieses war „pro rata ihr an sothanen Bauermeisterschaften habender Antheil".

Um Fastnacht aber wurde dann von sämmtlichen „17 See-Interessenten mit 36 Höfen oder 144 Schwaden Antheil, darunter allein die Brauerinnung mit 7 1/2 Hof, ein großer See-Convent abgehalten, wobey über die Umstände gedachter Seewiesen conferirt wurde". Waren die Berathungen zu Ende geführt, dann wurde auf Kosten der Bauermeister ein Gastmahl, der sogen. „Seeschmaus", hergerichtet, bei dem es oft sehr hoch herging und der „Bauer-Junge" — so wurde das jüngste Mitglied der Betheiligten genannt — seines Amtes als Mundschenk walten mußte.

Die Wahl der Speisen lag ebenfalls in den Händen der Bauermeister. Für jeden Gast lag eine mit einer rothen Schleife („Dutzen") geschmückte lange Thonpfeife bereit; der Bauerjunge hatte dieselbe zu stopfen und danach zu sehen, daß stets Taback in genügender Menge vorhanden war. Als Getränk, das ebenfalls unentgeltlich

on den Bauermeistern gespendet wurde, diente der weit- en bekannte Dukstein, der aber gar häufig, wenn die Seeinteressenten bei ihrem Gelage in ein feuchtfröhliches Fahrwasser geriethen, mit Rothwein oder Rum und Zucker vermischt wurde.

Dieser Seeschmaus hat sich bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts in Königslutter erhalten; doch sind mit ihm im Laufe der Jahrzehnte mancherlei Veränderungen vorgenommen. Als die Bauermeisterschaften aufgehoben wurden und die Brauerinnung am Ende des 18. Jahrhunderts fast sämmtliche Ländereien von Königslutter in Erbpacht bekam, übernahm auch diese Innung den Seeschmaus und damit auch die Feststellung des Speisezettels [1]).

Eine besondere Aufgabe war der Bauernschaft bei Volksunruhen oder beim Ausbrechen von Feuer zugetheilt. Aus ihrer Mitte wählte man diejenigen Leute, die in unruhigen Zeiten den Wachtdienst der Stadt versehen oder, wenn es der Rath für nöthig hielt, auf dem Thurme der Kirche ausschauen mußten, um sofort bei einer Feuersbrunst die Sturmglocken zu läuten. Brach Nachts das Feuer aus, dann waren die Bauermeister verpflichtet, die „Viertelmeister und Feuergeschworenen" zu wecken und ihnen den Brandort zu zeigen. Im 16. und 17. Jahrhundert, wo auch in Königslutter von einer Beleuchtung in den Straßen noch keine Rede sein konnte, hatten die Bauermeister auch darauf zu sehen, daß bei der Feuersbrunst an den Ecken der Straßen brennende Laternen aufgehängt wurden; „überall sollten sie auch Lärm machen und die Einwohner zum Retten auffordern". Nach Beendigung des Brandes war ihre Pflicht, dafür zu sorgen, daß alle Feuerlöschgeräthe wieder an den rechten Ort zurückgebracht wurden. Hatte Jemand bei den Löscharbeiten seine Obliegenheiten nicht in Acht genommen, so mußten die Bauermeister diese Person bei dem Rathe melden.

Da sich die Dienste der Bauermeister auch bis auf das angrenzende Oberlutter und auf die „Amtsfreiheit" erstreckten, so hatten sie auch hier manche Obliegenheiten zu erfüllen. Sie mußten z. B. die Contribution und andere herrschaftliche Gefälle einsammeln, wofür sie selbst von Contribution und Diensten frei blieben. Ferner das Strafgeld für die von den Kindern unentschuldigt versäumten Schultage, das täglich einen Mariengroschen betrug, u. A. m.

Alle diese Verpflichtungen haben aber seit vielen Jahrzehnten in Königslutter für einen bestimmten Theil der Bewohnerschaft aufgehört. Der Unterschied zwischen „Kleiner und Großer Bürgerschaft" besteht nicht mehr, und die Bezeichnung „Schorstedter Bauern" ist vollständig verschwunden. Dort aber, wo einst vor Jahrhunderten die Gehöfte des Dorfes Schoderstedt lagen, erblicken wir jetzt fruchtbare Ackerfelder und grünende Wiesen. Der einst sich stolz erhebende „Burgberg" mit seinen adeligen Wohnstätten ist jüngsthin abgetragen und das sausende Dampfroß der Bahn Königslutter—Beienrode durchschneidet jetzt die Gefilde der alten Wüstung Schoderstet.

1) Genaueres über den „Seeschmaus" s. Br. Mag. 1899 S. 12 ff.

Kurze Mittheilungen.

„Braunschweiger Korallen". Hier und da in den Truhen unserer Bauern, noch mehr in unseren Museen findet man massige, schwere Bernsteinketten, die bis $1^1/_2$ Pfund wiegen können und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gern von den Bäuerinnen getragen und „Kralen" genannt wurden. Jetzt sind sie ganz außer Gebrauch gekommen; in Königsberg aber, wo die Masse des an der Samländischen Küste gewonnenen Bernsteins zusammenströmt, um dort sortirt, theilweise verarbeitet und dann über die cultivirte und uncultivirte Welt verbreitet zu werden, kennt man die „Braunschweiger Korallen" noch heute und stellt sie auch noch her, nur nicht für unsern heimischen Bedarf. Es scheint danach, als ob diese wuchtigen Perlen ehedem besonders für unser Land hergestellt wurden und somit der Name bis heute haften blieb.

Nach einer Abhandlung von Dr. P. Dahms „Ueber das Vorkommen und die Verwendung des Bernsteins" in der Zeitschrift für practische Geologie, Juni 1901, sind solche Bernsteinperlen seit der ältesten Zeit eine beliebte Handelswaare; sie sind unregelmäßig in der Form, von geschickten Arbeitern zurecht geschliffen, aber stets vorher einem besonderen Klärungsverfahren unterworfen, denn unsere Bäuerinnen wollten nur ganz durchscheinende Waare kaufen. Durchsetzten daher Wolken und Trübungen den Bernstein und entwertheten sie ihn dadurch, so wandte man als Klärungsverfahren das Kochen des Bernsteins in Oel an. Die Methode, welche seit uralter Zeit bekannt ist, besteht darin, daß man den rohen Bernstein in eisernen Gefäßen, deren Boden mit Papier ausgelegt ist, vorsichtig und langsam mit Rüböl erwärmt. So erhielt man den Stoff zu den „Braunschweiger Korallen", die in Königsberg recht gut, aber in dem Lande, nach welchem sie den Namen tragen, kaum noch bekannt sind. A.

Bücherschau.

August Hermann, Ernst un Snack En lüttjen Pack. Plattdeutsche Gedichte in niedersächs. Mundart. 3. Auflage. Braunschweig, Fr. Wagner 1901. 110 S. kl. 8°. cart. 1 M 50 ₰, geb. 2 M.

Alles rüstet zu Wilhelm Raabe's 70. Geburtstage, und ein Jeder sucht auf seinem Gebiete und mit seinen Mitteln seinen herzlichen Antheil an diesem Ehrentage Braunschweigs kund zu thun. August Hermann, der zu Raabe's 60. Geburtstage dem Dichter in einer höchst gelungenen Aufführung die Gestalten, die er selbst geschaffen, leibhaftig vor Augen führte, legt ihm, mit dem er so manchen lieben Abend „bi 'r Pulle Win un denn bi 'n Krok naher" zusammengesessen, diesmal die dritte Auflage seiner plattdeutschen Gedichte auf den Geburtstagstisch. 1895 habe ich hier im Magazin (S. 23 f.) die zweite Auflage ausführlich besprochen und gewürdigt und darf daher wohl auf diesen Aufsatz verweisen. Die Auflage heißt „verbessert und vermehrt", und das ist sie in der That. Verbessert ist sie insofern, als Hermann vier Nummern, die verhältnißmäßig am wenigsten ge-

lungen waren, mit anerkennenswerther Selbstkritik gestrichen hat; vermehrt ist sie, da an deren Stelle sieben neue Gedichte getreten sind. Ein Kinderlied frei nach Hoffmann von Fallersleben erläutert die Redensart „Wost wedder Wost“; „De Klingebüdel“ erzählt einen Scherz vom Herzog Ferdinand. „De klauke Swiegermudder“ behandelt, ähnlich dem Märchen von Rumpelstilzchen, den betrogenen Teufel, dem ein anderes Gedicht mit drolliger Schlußwendung besonders gewidmet ist. Das beste von den neuen Stücken ist die Geschichte von den beiden Bauern, die um einen Zaun processiren, und von denen der eine sich schließlich überlisten läßt, als der andere seine kleinliche Habgier rege zu machen weiß. Die Glanzpunkte aber bleiben von den ernsten Gedichten „De Handlöwte“ und „De Utsöhnige“ und von den komischen Sachen „De Fürwarkskiepe“ und „Dat kole Bad“, die allein schon dem Buche Dauer und Verbreitung sichern. — Verbessert und vermehrt ist die Auflage auch vom Verleger; denn neben einer Ausgabe in rothem Carton ist eine in einem geschmackvollen modernen Leinenbande erschienen, und hinzugekommen ist ein Bild des Dichters in dem bekannten Schlapphute. Möge das Büchlein bei den Freunden unserer niedersächsischen Mundart in Dorf und Stadt die freundliche Aufnahme finden, die es verdient.

Hans Martin Schultz.

Wilhelm Gundlach, Barbarossa-Lieder, übersetzt von Oscar Doering und Wilh. Gundlach, erläutert und eingeleitet. Mit einem Excurse: Die Gottschalk-Frage. Innsbruck, Wagner 1899. XXIII u. 1061 S. 8°. 11 M.

A. u. d. T.: Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit aus dem Lateinischen übersetzt, an zeitgenössischen Berichten erläutert und eingeleitet durch Uebersichten über die Entwickelung der deutschen Geschichtsschreibung im X., XI. und XII. Jahrhundert zur Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte und zur Einführung in die Geschichtswissenschaft. III. Band.

Waren der erste und zweite Theil dieses mühevollen und verdienstreichen Werkes, die im vorigen Jahrgange S. 71 f. besprochen wurden, der Zeit der sächsischen und salischen Kaiser gewidmet, so behandelt der vorliegende dritte Band, mit dem die Sammlung zum Abschlusse gelangt, das Zeitalter Kaiser Lothars und der Staufischen Herrscher des 12. Jahrhunderts. Der Verfasser hat auch dieses Mal seine Aufgabe als Gelehrter und als Dichter trefflich gelöst. Er hat den reichen Stoff klar auseinandergelegt und übersichtlich gestaltet, mit kurzem, treffendem Wort die Grundzüge der geschichtlichen Entwickelung dargestellt, charakteristische Beispiele zur Erläuterung des Gesagten ausgewählt und bei diesem alle Einzelheiten ebenso gründlich wie faßlich erklärt. Zeigt sich so die umfassende Gelehrsamkeit des Verfassers in glänzendem Lichte, so tritt uns in der gewandten und geschmackvollen Wiedergabe der lateinischen Gedichte in deutschen Versen nicht minder ein achtungswerthes dichterisches Talent entgegen. Das Buch kann daher allen Freunden der Geschichte, die sich an der Hand eines kundigen Führers leicht und angenehm aus den Quellen selbst Belehrung holen wollen, nur warm empfohlen werden.

Die Einleitung behandelt auf 322 Seiten die deutsche Geschichtsschreibung in dem genannten Zeitraume. Nachdem G. kurz die innere Politik Lothars und der ersten Staufischen Kaiser erörtert hat, behandelt er die Reichs- und Weltgeschichten im thüringisch-sächsischen und Welfischen Bereiche. Dann die Stifterbiographien und Stiftungsgeschichten. Unter letzteren ist für unsere Gegend hauptsächlich die Chronik des Probstes Gerhard von Steterburg hervorzuheben. Darauf geht er auf die süd- und westdeutschen Biographien kirchlicher Persönlichkeiten und zuletzt auf die Reichs- und Weltgeschichten in West- und Süddeutschland ein, die im Gegensatze zu denen aus Thüringen und Sachsen den Staufischen Standpunkt vertreten. Daran schließen sich die „Barbarossa-Lieder“ (S. 325—529), zunächst der längere Zeit zu Unrecht als eine Fälschung betrachtete „Ligurinus“ Günther's, dann „die Märe von Mailands Eroberung“, die in ihren wichtigsten Theilen in der Uebersetzung Oscar Doerings, eines Jugendfreundes Gundlachs, mitgetheilt wird, und zuletzt die „Gesta Friderici“ Gottfrieds von Viterbo. Dem folgen „Erläuterungen: Zeitgenössische Berichte über Kaiser Friedrich Barbarossa und sein Reich“ (S. 533—986). Den Anfang macht „Der Kampf um Mailand“ in der Darstellung Ottos von Freising und seines Nachfolgers Rachwin. Daran folgt unter dem Titel „Kaiser und Pabst“ die publicistische Thätigkeit Probst Gerhohs von Reichersberg, die für die Zeit höchst charakteristische Poesie der Baganten, von der einige Proben in trefflicher Uebersetzung geboten werden, und das interessante „Drama vom Ende des römischen Reichs“. In scharfem Gegensatze zu dem „Kampfe um Mailand“ steht der folgende Abschnitt „Die Besiedelung Wagriens und Mecklenburgs“ nach Helmolds Slavenchronik, der dann noch kurz die Gewinnung Livlands nach Arnold von Lübeck und die Eroberung Brandenburgs durch Albrecht den Bären nach Heinrich von Antwerpen angeschlossen sind. Handelte es sich dort um die italienische Kaiserpolitik der Staufer, die im Süden die finanzielle Grundlage für ihr deutsches Königthum gewinnen wollten, so galt es hier der Besiedelung des Slavenlandes, dem kriegerischen und friedlichen Erwerbe weiter Landstrecken für unser deutsches Volksthum. Dort standen dynastische, hier nationale Interessen im Vordergrunde. Jene Errungenschaften in Italien waren nach einem Jahrhundert fast schon verschwunden, die im deutschen Nordosten aber sind dem deutschen Volke zu bleibendem Segen erwachsen. Für uns hier zu Lande haben diese letzteren Darstellungen natürlich ein besonderes Interesse, nicht nur weil sie die größte That des deutschen Volkes im Mittelalter uns vorführen, sondern auch weil diese Bewegung aus unserer Heimath von dem großen Stammvater unseres Fürstenhauses, dem Herzoge Heinrich dem Löwen, ihren Hauptausgang genommen hat.

In einem Excurse greift Gundlach zurück auf den vorigen Band, indem er zeigt, daß die Ergebnisse einer Arbeit von Guido Maria Dreves über „Gottschalk, Mönch von Limburg an der Hardt und Probst von Aachen“ (1897), den G. als den Verfasser des Sanges vom Sachsen-Kriege nachgewiesen hatte, mit seinen Ausführungen im besten Einklange stehen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 16. 11. August **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Zu Herzog Anton Ulrich's „Römischer Octavia".

Von Paul Zimmermann.

III. „Die Geschichte des Corillus", eine Selbstbiographie des Herzogs Anton Ulrich.

Von den zeitgenössischen Begebenheiten, die Herzog Anton Ulrich in seinem Romane behandelt hat, verdient unstreitig bei weitem das größte Interesse die Geschichte des Corillus [1]), da uns hier in den Hauptzügen die Schicksale des Dichters selbst vor Augen geführt werden. Allerdings zeigen sich auch hier Wahrheit und Dichtung in enger Verschlingung. Nicht Alles, was uns hier erzählt wird, läßt sich sicher deuten oder entspricht der geschichtlichen Wahrheit. Die Phantasie des Dichters hat auch hier umfassend gewaltet. Nicht weniger sind in seiner Darstellung aber auch seine Neigungen und Abneigungen zu Worte gekommen. War der Herzog, als er diesen Abschnitt verfaßte, auch etwa 80 Jahre alt, so hat er doch nicht vergessen, wer sich seinen Plänen entgegen stellte, seinen Wünschen sich nicht fügte. Und mochten es auch seine nächsten Verwandten sein, er hat es ihnen hier schonungslos vergolten. In dieser Beurtheilung der Persönlichkeiten, der Schilderung der Stellung, in der die Einzelnen zu dem Herzoge standen, liegt der geschichtlich wichtigste Bestandtheil dieser Episode Mehr als in den berichteten Thatsachen, mit denen der Dichter sehr frei und willkürlich schaltete. So hat z. B. die Charakteristik, die er von seinem Bruder, dem Herzoge Rudolf August, entwirft, für uns hohes Interesse. Ebenso die offene Aussprache über das schlechte Verhältniß, in dem er zu seiner Schwägerin, der Herzogin Christiane Elisabeth, und deren Schwiegersohne, dem Herzoge Johann Adolf von Holstein-Plön, stand. Manches wird hier weit unverblümter herausgesagt, als es in den sonstigen Quellen uns mitgetheilt wird. In dieser Hinsicht können wir daher in dieser Geschichte des Corillus eine willkommene Bereicherung unserer geschichtlichen Litteratur erblicken. Aber wir dürfen nur mit strenger Kritik an sie herantreten, müssen uns hüten, Alles, was da gesagt wird, für baare Münze zu nehmen, sondern stets beherzigen, daß eine reiche Phantasie und noch mehr warme Liebe und unversöhnlicher Haß bei Niederschrift dieser Erlebnisse die Feder geführt haben.

In dem Mittelpunkte der Geschichte steht Corillus, also der Herzog Anton Ulrich selbst. Ihm zeigt sich das Glück, um sich ihm immer baldigst wieder zu entziehen. Dieser Gedanke ist der Faden, der die ganze Erzählung durchzieht. In ihrem Anfange läßt der Dichter den Helden darüber folgendermaßen sich äußern:

„Ich kan mit allem Fueg meinen Lebens-Lauff den Zunahmen beylegen:

Das gezeigte aber nie erreichte Glück.

Massen diese von den meisten Völckern sogenandte unbeständige Göttin von Kindes-Beinen an sich mir anfänglich günstig erwiesen, wann ich aber die Früchte davon geniessen sollen, hat sie mir allemahl den Rücken zugekehret und sattsam dadurch erwiesen, daß sie in nichtes als in der Unbeständigkeit beständig zu nennen".

Er erzählt dann, daß sein Vater, der König (Herzog August) ihn mehr als seinen älteren Bruder Gestriblindus (Rudolf August) geliebt habe, dem er dennoch nach den Landesgesetzen die Regierung nicht hätte nehmen können. Der Sinn der Brüder war sehr verschieden. Es „waren unsere Gemüths-Neigungen", schreibt er, „so besonders, daß man nicht glauben sollen, daß wir von einerley Eltern wären gezeuget worden. Der König derenthalben wol zuvor sehend, was nach seinem Tode wegen unser so ungleichen Gemüths-Neigungen für Unheil entstehen könte, war, wie bereits erwehnet, eiffrigst darauf bedacht, mich dergestalt zu versorgen, daß ich dermahleinst einen Bruder nicht dörffte in die Hände sehen, der leichtlich seiner habenden Ober-Herrschaft sich würde zu meinem Nachtheil bedienen können".

Der König wollte dem Corillus die Landschaft Tyras in Mösien zuwenden, „die zwar niemahlen eigentlich unter Dacien [2]) gehöret; es hatten aber von undencklichen Zeiten her die von Tyras allemahl zu ihren Herren einen aus unserm Hause erwehlet". Er hatte

---

1) Vergl. hierzu den S. 108 abgedruckten Schlüssel. Dabei ist zu bemerken, daß der dort mitgetheilte Name „Dorhaneus Anses" in „Dorpaneus Anses" zu berichtigen ist.

2) d. i. Braunschweig-Wolfenbüttel.

es auch durchgesetzt, daß er „zum Fürsten dieser reichen Landschaft ernennet worden". Es ist hierunter das Bisthum Halberstadt zu verstehen, das seit ein Jahrhundert (seit 1566) unter Welfischen Herzögen gestanden hatte und zu dessen Coadjutor Anton Ulrich am 24. Februar 1647 erwählt worden war. Ein unglücklicher Friedensschluß, der Westfälische Frieden, der Halberstadt dem Kurfürsten von Brandenburg überwies, machte diesen Hoffnungen ein jähes Ende. Corillus sagt darüber:

„Dieser Zuwachs von meiner Versorgung hätte mich seitdem Zeit in einen ruhigen und vergnügten Stand setzen können, wann nicht eben um die Zeit die Friedens-Handlungen wären dazwischen gekommen, da alle die Räthe des Königs meine Wohlfarth gerne aufopferten und hindan setzten, auch wider Willen des Königes diese Landschaft Dynas den Roxolanern[3]) abtreten und von Seiten Daciens[2]) auf ewig absagten, ferner einige Ansprache davon zu nehmen. Also war dieses gezeigte Glück zum Ende, da ich wohl nicht anderst sagen kan, als daß Gestrildindus mich stets geliebet, so war doch diese Liebe mit einem solchen heimlichen Neid vergesellschafftet, daß es schiene, als könte er seine Freude darob nicht bergen, daß dieses zurücke war gegangen, worüber sonst der König und alle Wohlgesinnete in Dacien ihre Betrübniß erwiesen".

Dieses Verhältniß zu dem Bruder wurde noch verschlimmert, als sich dieser mit Dorisa (Christiane Elisabeth von Barby) verheirathete. „Denn gleich wie er seine zu mir tragende Liebe allezeit mit einer heimlichen Eifersucht begleitete, also hatte nun seine Gemahlin solche doppelt in ihrem Gemüthe gefasset, die sie dann auch bey ihrem Gemahl dergestalt zu ernähren wußte, daß dadurch die Natürliche Liebe zu mir, so er noch immer in sich empfunde, zwar nicht gar ausgetilget, jedennoch mächtig unterdrücket und verdunckelt wurde".

Dem Könige und dem ganzen Reiche war es sehr um einen Erben zu thun. Corillus' Bruder hatte keine Söhne; nur eine Tochter Zergibora war seiner Ehe entsprossen. Das stimmt nur zum Theil. Denn Rudolf August besaß zwar keinen Sohn, aber zwei Töchter, Dorothea Sophie und Christine Sophie. In der Erzählung des Herzogs ist nur von der Ersteren die Rede. Es bestand daher die Gefahr, daß, wenn der Fürstliche Mannsstamm in Dacien ausgienge, den Jazygern[4]) und Sarmatiern[5]), d. h. der Celler und Calenberger Linie, das Land zufallen würde, „denen man dann aus angebohrnen Haß es nicht gönnete, daß sie unsere Erben werden sollen". Es war zwar noch ein „weitläuftiger Vetter" Fürst Wendelin, der Vater des Prinzen Dorpamus Arsis, vorhanden; „weil der aber einen Aufruhr erreget und also der beleidigten Majestät schuldig worden, hatte ganz Dacien einhellig ihn und seine Nachkommen auf ewig unfähig den Dacischen Thron zu besteigen erkannt, und mußte also dieser sich vergnügen, daß ihm die Landschaft Barrdana zu seinem Unterhalt gelassen wurde; allwo er auch bisher kümmerlich mit den Seinigen sein Leben hat hingebracht". Es ist hierunter des Herzogs Bruder Ferdinand Albrecht I. zu verstehen, der nach mancherlei Zwistigkeiten mit seinen Brüdern, mit ihnen auf das Heftigste verfeindet, im Schlosse zu Bevern eine einsame und nichts weniger als glänzende Hofhaltung führte. Daher war es des Königs dringendster Wunsch, daß Corillus sich verheirathen möchte. Als gehorsamer Sohn kam er dem Verlangen des Vaters nach, aber die versprochene Versorgung blieb leider aus. Er hatte also „von dieser seiner Verheurathung keinen andern Nutzen, als daß das Königliche Hauß mit Erben versehen wurde, welches in Dacien so grosse Freude als bey des Gestrildindus Gemahlin Mißvergnügen erweckte".

„In solchem Zustande nun verließe der König mein Vater dieses Zeitliche, und kame Gestrildindus zur Regierung, dessen Gnade ich nun geleben mußte, weil keine Verordnung sich finden wolte, die der König als seinen letzten Willen für mich hinterlassen hätte. All den Verdruß und Widerwärtigkeit zu beschreiben, der mir und den Meinigen darauf von des Gestrildindus neidischen Gemahlin und leidenschaftigen Bedienten zuwuchse, würde zu verdrießlich seyn anzuhören. Und wie einem von hohem Stande gebohrnen Gemüthe nichts unerträglicher ist als Mangel zu erdulden, also war alle mein Sinnen und Dichten dahin gerichtet, aus der Schwermuth, worinnen ich lebte, mich zu reissen und durch fremde Hülffe meinen kümmerlichen Zustande zu verändern".

Auch diesen Angaben liegt ein geschichtlicher Kern zu Grunde. Man wußte, daß Herzog August ein Testament aufgesetzt hatte, in dem seinen jüngeren Söhnen Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht die Grafschaften Dannenberg und Blankenburg bestimmt waren. Als er aber verstorben, war und blieb das Original des Testaments verschwunden. Mit vollem Rechte, auf der klaren Vorschrift der Hausgesetze fußend, nahm daher Rudolf August jetzt das ganze Ländergebiet des Vaters für sich in Anspruch; die Brüder erhielten keine selbständige Herrschaft.

Corillus suchte nun für seinen ältesten Sohn eine vortheilhafte Heirath mit des Jazyger Königs Agarus einziger Tochter, „die vermöge selbigen Reiches Gesetzen nach ihres Vaters Tode Erbin des gantzen Landes werden würde". Der Plan glückte; die Kinder wurden verlobt, zum lebhaften Aerger der Schwägerin Dorisa. Diese hatte, um die Sache zu hintertreiben, Corillus' Sohn mit ihrer Tochter verloben wollen. Als das fehlschlug, vermählte sie dieselbe mit Fernaldus, dem Fürsten der Saxoner (Holsteiner), „der zwar den Nahmen von dem Lande Saxonum führte, dem Könige selbigen Landes aber unterwürffig ware und also nicht viel in seinem Lande zu sagen hatte". Dem entspricht an geschichtlichen Thatsachen: Anton Ulrichs ältester Sohn, August Friedrich, verlobte sich mit Georg Wilhelms von Celle einziger Tochter Sophie Dorothea. Rudolf Augusts Tochter Dorothea Sophie aber vermählte sich 1673 mit dem Herzoge Johann Adolf von Holstein-Plön. Das Verhältniß Anton Ulrichs mit diesem mag ein [illegible] schlechtes gewesen sein. Denn er schreibt über [illegible] Fernaldus in seiner Erzählung

3) d. i. den Brandenburgern.
4) Braunschweig-Celle.
5) Braunschweig-Hannover.

folgendermaßen: „Die übrige Liebe, die Gestriblindus **gegen mich noch** bis dahin geheget, schiene nun fast **gantz zu erlöschen**, wie dieser Schwieger-Sohn in das **Hauß kame**, welcher dergestalt von dem leichtgläubigen **Gestriblindus** hoch gehalten und geliebet wurde, daß **man alle seine** Worte und Reden ansahe, als hätte die **ein Gott gesprochen**, und regierte er dergestalt in **Dacien**[2]), als wäre er Herr gewesen, da alle die **Grossen des** Reichs ihn mehr Ehre und Liebkosung, als **ihren König** selbsten erwiesen, so daß nichtes geschahe, **als was er** haben wolte, und was dabey mir und den **Meinigen** zum Schaden und Nachtheil konte gereichen".

„**Meine** eintzige Hoffnung dieses verdrießlichen Joches **abzukommen**, bestunde demnach in der baldigen **Vermählung meines** Sohnes, so ich doch nicht eher hoffen **konte, bis** daß er zu seinen männlichen Jahren würde **gekommen** seyn. Wie aber das Glücke schiene mir **vollenkommen** hierinn besoderlich seyn zu wollen, schickte **es das** unvermeydliche Verhängnüß, daß mein Sohn, **an statt des** Braut-Bettes, sich in das Todten-Bette **mußte legen**. Hiemit war nun wieder das gezeigte Glück nicht erreichet, und verfehlete ich den Zweck so **sehr, den** ich mir fürgebildet, daß ich nie verlassener **mich** gesehen, als wie ich durch diesen unvermutheten **Todes-Fall** war geworden".

Die Thatsache ist wieder richtig. Der hoffnungsvolle Bräutigam fiel noch nicht 19 Jahre alt am 22. August 1676 vor Philippsburg. Es folgt dann eine Reihe rein erdichteter Ereignisse, das Unglück des Corillus noch zu vermehren. Seine Frau und Söhne sterben. Er wirbt um die Jazygische[4]) Königstochter. Anfangs nicht ohne Glück. Dann wird aber Jugunda (Sophie Dorothee) mit dem sarmatischen[5]) Prinzen (Georg Ludwig) verlobt, ihm aber die sarmatische Prinzessin Fritigildis (Sophie Charlotte) versprochen. Es bricht zwischen den Jazygern[4]) und Roxolanern[3]) ein Krieg aus. Hygris, die Königin jener, und ihre Tochter Jugunda gerathen in die Gefangenschaft der Roxolaner, deren König auf Jugunda unreine Absichten hat. Die Fürstin errettet Corillus, dessen Aussichten bei Jugunda dadurch wachsen. Als es zum Friedensschlusse kommt, wird Corillus als Geisel nach Rom (Wien) geschickt. Um seine Ansprüche auf die Thronfolge in Dacien und zugleich auf die Heirathspläne in Jazygien oder Sarmatien zu vernichten, verbreitet Faroaldus, der bei jenen Vorfällen der Wirklichkeit entsprechend den Oberbefehl über die dacischen Truppen führte, seine Schwiegermutter sei schwanger; zugleich weiß er die Verheirathung des sarmatischen Prinzen mit Jugunda und der Fritigildis (Sophie Charlotte) mit dem Roxolanischen Kronprinzen in die Wege zu leiten, „der viel Tugend an sich hatte und in keinem Dinge seinem Vater nachschlug", also Kronprinz Friedrich seinem Vater, dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, auf den Anton Ulrich nichts weniger als gut zu sprechen ist. Mit großem Behagen hat dieser dann die angebliche Schwangerschaft seiner Schwägerin, den Versuch ein falsches Kind unterzuschieben, ausgeführt. Es giebt zu drolligen Scenen, zu unzweideutigen Reden und kräftigen Späßen Veranlassung; man sieht wie weit man in der Zeit auch in Hofkreisen darin ging. Schließlich mißlingt der Plan; das erwartete Kind, das man als das der Königin ausgeben wollte, wird todt zur Welt gebracht.

Corillus wird dann nach Rom geschickt; er nahm den jungen Dorpaneus Anses, der seine Theilnahme erregte, mit sich dorthin. Hier wurden sie von dem Hofmeister des Jünglings, einem Späher des Faroaldus, scharf beobachtet. Letzterer hatte die Absicht, seine Tochter, die Enkelin des Königs, mit Dorpaneus Anses zu verheirathen, um so Corillus von der Erbschaft auszuschließen. Eine Verheirathung dieses mit einer vornehmen Römerin, die dem verhaßten Gegner einflußreiche Beziehungen verschafft haben würde, suchte Faroaldus mit gleichem Eifer zu hintertreiben. Man sagte, die Braut sei Christin, d. h. mit Beziehung auf die geschichtliche Wirklichkeit katholisch. Er gab in seinen Briefen seinem Bruder große Versicherung, seinen altväterlichen Glauben nicht zu verlassen, welches er, wie er bezeichnend hinzufügt, „dazumahlen im Ernst meinete". Für den Plan, den Dorpaneus Anses, der inzwischen von Rom zurückberufen war, mit des Faroaldus Tochter zu vermählen, wurde der König leicht gewonnen; die Folge war, daß man jetzt ihn statt des Corillus, den man seit seiner ausländischen Heirath für einen Landesangehörigen nicht mehr ansah, nach Rom als Geisel sandte. Corillus ward frei und kehrte, um sich sein Anrecht auf die Krone zu wahren, nach Haus zurück. Bemerkenswerth dabei ist, daß er nicht den geringsten Haß gegen den Dorpaneus Anses faßte, den er vielmehr „als einen Sohn liebte". Faroaldus war gerade auf einem Feldzuge abwesend, und so glückte es Corillus um so leichter, wieder in große Gunst bei seinem Bruder zu kommen, so daß dieser seine frühere Bestimmung dahin änderte, daß Dorpaneus Anses erst nach Corillus der Nächste zum Throne verbleiben sollte.

„Hierinnen zeigte sich nun mein Glück hinwieder geneigt, so aber nicht länger daurete als bis die Tirisca alles wieder über einen Hauffen warffe, und ihren Gemahl dahin beredete, daß Dorpaneus Anses nach Dacien kommen und die Heurath mit ihrer Tochter vollenziehen solte. Mein Glück zeigte sich auch hierinnen abermahlen mir sehr geneigt, indeme gantz unvermuthend von dem Dorpaneus Anses die Erklährung einlieffe, daß er die Printzeßin nicht verlangete, sondern eine gewisse Römische Dame dermassen liebte, daß er ehe die Ansprache an Dacien, als wie sie verlassen wolte."

Das rief bei dem König eine völlige Sinnesänderung hervor. „Weilen er nun gewohnet war, sich regieren zu lassen, und von sich selbst niemahlen was wichtiges schliessen konte, auch dabey ein Mißtrauen auf alle seine Bedienten anhube zu werffen, deren Einrath er sonderlich sich beflisse, sich niemahlen zu bedienen, so heilsam und gut derselbe auch immer seyn mochte, als kame mir das sehr zu statten, mich bey ihme in gutem Vertrauen zu erhalten, da die Einschläge, die ich ihm gabe, allemahl wohl glückten, und daher die Zuversicht je mehr und mehr fester machte." So kam er zu dem Entschlusse den Bruder zum Mitregenten anzunehmen, was

lungen waren, mit anerkennenswerther Selbstkritik gestrichen hat; vermehrt ist sie, da an deren Stelle sieben neue Gedichte getreten sind. Ein Kinderlied frei nach Hoffmann von Fallersleben erläutert die Redensart „Wost wedder Wost“; „De Klingebüdel“ erzählt einen Scherz vom Herzog Ferdinand. „De klauke Swiegermudder“ behandelt, ähnlich dem Märchen von Rumpelstilzchen, den betrogenen Teufel, dem ein anderes Gedicht mit drolliger Schlußwendung besonders gewidmet ist. Das beste von den neuen Stücken ist die Geschichte von den beiden Bauern, die um einen Zaun processiren, und von denen der eine sich schließlich überlisten läßt, als der andere seine kleinliche Habgier rege zu machen weiß. Die Glanzpunkte aber bleiben von den ernsten Gedichten „De Handlöwte“ und „De Ulsöhnige“ und von den komischen Sachen „De Fürwarkskiepe“ und „Dat kole Bad“, die allein schon dem Buche Dauer und Verbreitung sichern. — Verbessert und vermehrt ist die Auflage auch vom Verleger; denn neben einer Ausgabe in rothem Carton ist eine in einem geschmackvollen modernen Leinenbande erschienen, und hinzugekommen ist ein Bild des Dichters in dem bekannten Schlapphute. Möge das Büchlein bei den Freunden unserer niedersächsischen Mundart in Dorf und Stadt die freundliche Aufnahme finden, die es verdient.

Hans Martin Schultz.

Wilhelm Gundlach, Barbarossa-Lieder, übersetzt von Oscar Doering und Wilh. Gundlach, erläutert und eingeleitet. Mit einem Excurse: Die Gottschalk-Frage. Innsbruck, Wagner 1899. XXIII u. 1061 S. 8⁰. 11 *M*.

A. u. d. T.: Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit aus dem Lateinischen übersetzt, an zeitgenössischen Berichten erläutert und eingeleitet durch Uebersichten über die Entwickelung der deutschen Geschichtsschreibung im X., XI. und XII. Jahrhundert zur Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte und zur Einführung in die Geschichtswissenschaft. III. Band.

Waren der erste und zweite Theil dieses mühevollen und verdienstreichen Werkes, die im vorigen Jahrgange S. 71 f. besprochen wurden, der Zeit der sächsischen und salischen Kaiser gewidmet, so behandelt der vorliegende dritte Band, mit dem die Sammlung zum Abschlusse gelangt, das Zeitalter Kaiser Lothars und der Staufischen Herrscher des 12. Jahrhunderts. Der Verfasser hat auch dieses Mal seine Aufgabe als Gelehrter und als Dichter trefflich gelöst. Er hat den reichen Stoff klar auseinandergelegt und übersichtlich gestaltet, mit kurzem, treffendem Wort die Grundzüge der geschichtlichen Entwickelung dargestellt, charakteristische Beispiele zur Erläuterung des Gesagten ausgewählt und bei diesem alle Einzelheiten ebenso gründlich wie faßlich erklärt. Zeigt sich so die umfassende Gelehrsamkeit des Verfassers in glänzendem Lichte, so tritt uns in der gewandten und geschmackvollen Wiedergabe der lateinischen Gedichte in deutschen Versen nicht minder ein achtungswerthes dichterisches Talent entgegen. Das Buch kann daher allen Freunden der Geschichte, die sich an der Hand eines kundigen Führers leicht und angenehm aus den Quellen selbst Belehrung holen wollen, nur warm empfohlen werden.

Die Einleitung behandelt auf 322 Seiten die deutsche Geschichtsschreibung in dem genannten Zeitraume. Nachdem G. kurz die innere Politik Lothars und der ersten Staufischen Kaiser erörtert hat, behandelt er die Reichs- und Weltgeschichten im thüringisch-sächsischen und Welfischen Bereiche. Dann die Stifterbiographien und Stiftungsgeschichten. Unter letzteren ist für unsere Gegend hauptsächlich die Chronik des Probstes Gerhard von Steterburg hervorzuheben. Darauf geht er auf die süd- und westdeutschen Biographien kirchlicher Persönlichkeiten und zuletzt auf die Reichs- und Weltgeschichten in West- und Süddeutschland ein, die im Gegensatze zu denen aus Thüringen und Sachsen den Staufischen Standpunkt vertreten. Daran schließen sich die „Barbarossa-Lieder“ (S. 325—529), zunächst der längere Zeit zu Unrecht als eine Fälschung betrachtete „Ligurinus“ Günther's, dann „die Märe von Mailands Eroberung“, die in ihren wichtigsten Theilen in der Uebersetzung Oscar Doerings, eines Jugendfreundes Gundlachs, mitgetheilt wird, und zuletzt die „Gesta Friderici“ Gottfrieds von Viterbo. Dem folgen „Erläuterungen: Zeitgenössische Berichte über Kaiser Friedrich Barbarossa und sein Reich“ (S. 533—986). Den Anfang macht „Der Kampf um Mailand“ in der Darstellung Ottos von Freising und seines Nachfolgers Rachwin. Darauf folgt unter dem Titel „Kaiser und Pabst“ die publicistische Thätigkeit Probst Gerhohs von Reichersberg, die für die Zeit höchst charakteristische Poesie der Vaganten, von der einige Proben in trefflicher Uebersetzung geboten werden, und das interessante „Drama vom Ende des römischen Reichs“. In scharfem Gegensatze zu dem „Kampfe um Mailand“ steht der folgende Abschnitt „Die Besiedelung Wagriens und Mecklenburgs“ nach Helmolds Slavenchronik, der dann noch kurz die Gewinnung Livlands nach Arnold von Lübeck und die Eroberung Brandenburgs durch Albrecht den Bären nach Heinrich von Antwerpen angeschlossen sind. Handelte es sich dort um die italienische Kaiserpolitik der Staufer, die im Süden die finanzielle Grundlage für ihr deutsches Königthum gewinnen wollten, so galt es hier der Besiedelung des Slavenlandes, dem kriegerischen und friedlichen Erwerbe weiter Landstrecken für unser deutsches Volksthum. Dort standen dynastische, hier nationale Interessen im Vordergrunde. Jene Errungenschaften in Italien waren nach einem Jahrhundert fast schon verschwunden, die im deutschen Nordosten aber sind dem deutschen Volke zu bleibendem Segen erwachsen. Für uns hier zu Lande haben diese letzteren Darstellungen natürlich ein besonderes Interesse, nicht nur weil sie die größte That des deutschen Volkes im Mittelalter uns vorführen, sondern auch weil diese Bewegung aus unserer Heimath von dem großen Stammvater unseres Fürstenhauses, dem Herzoge Heinrich dem Löwen, ihren Hauptausgang genommen hat.

In einem Excurse greift Gundlach zurück auf den vorigen Band, indem er zeigt, daß die Ergebnisse einer Arbeit von Guido Maria Dreves über „Gottschalk, Mönch von Limburg an der Hardt und Probst von Aachen“ (1897), den G. als den Verfasser des Sanges vom Sachsen-Kriege nachgewiesen hatte, mit seinen Ausführungen im besten Einklange stehen.

des Königlichen Namens bediente; „solches ware dann und wann dem Gestriblindus auch nicht mit, indem dessen verschiedene Kebs-Weiber neidisch darauf waren, daß eine Ausländerin den Nahmen einer Königin solte führen“. Auch hierin liegt eine neue und nicht geringe Bosheit Anton Ulrich's gegen seinen Bruder. Mit Kebsweibern hatte dieser niemals zu schaffen gehabt, nur nach dem Tode seiner ersten Gemahlin sich aufs Neue, aber allerdings unebenbürtig verheirathet. Er fühlte sich zu der ehrsamen Bürgerstochter Rosine Elisabeth Mente aus Minden hingezogen. Aber „eine rechte Liebe“, hatte er gesagt, „wolle auch eine rechte Hand und solle sie seine rechte Gemahlin seyn“. So hatte er sie denn am 7. Juni 1681 in allen Ehren als Gattin heimgeführt. Aber solche schlichte Gesinnung und Moral mochte dem hochfahrenden Sinne des ehrgeizigen Bruders leicht als beschränkt und spießbürgerlich erscheinen. Auch wird, aus diesen Worten zu schließen, die Stellung Anton Ulrich's zu dieser neuen Schwägerin nicht die beste gewesen sein.

Faroaldus spielte abermals den Verräther. Er theilte das von den Daciern und Roxolanern mit den Medern abgeschlossene Bündniß dem Könige von Sarmatien mit, der es nach Rom meldete. Es gelang schließlich den vereinten Bemühungen der verwandten Könige der Jazyger und Sarmatier, auch Gestriblindus auf ihre Seite zu bekommen. Corillus selbst soll einen mit den Römern abgeschlossenen Bündnißvertrag mit vollziehen. Da ihm dies nicht möglich, auf Roxolaner Hülfe aber nicht zu rechnen ist, und die Kriegsvölker, die zumeist von Faroaldus befehligt werden, gegen die Römer nicht kämpfen wollen, so bleibt Corillus schließlich nichts Anderes übrig, als das Feld zu räumen und sein Heil in der Flucht zu suchen.

Es sind die politischen Ereignisse des Jahres 1702, auf die hier angespielt wird. Das mit Frankreich abgeschlossene Bündniß und die wolfenbüttlerseits betriebenen Rüstungen galten Ernst August, dem neuen Kurfürsten von Hannover; er war das Ziel des Angriffs. Man warnte Rudolf August. Dieser aber, schwach wie er war, getraute sich nicht ein entscheidendes Wort mit dem Bruder zu sprechen, da „seine von Hertzen wohlgemeinte brüderliche Erinnerung übel aufgenommen werde“. Es kam ein kaiserlicher Befehl, den Bruder von der Theilnahme an der Regierung zu entheben. Im März 1702 rückten die kurbraunschweigischen Truppen in Wolfenbüttel ein. Anton Ulrich ergreift die Flucht; Rudolf August ist genöthigt, mit den Vettern einen Vergleich zu schließen, den später auch Anton Ulrich anerkennen muß[6]).

Die Römer schalteten nun in Dacien ganz nach Gefallen. Faroaldus wurde zum Statthalter ernannt, aber er wurde jetzt, in der festen Hoffnung auf die Nachfolge seiner Gattin im Reiche, so anspruchsvoll und hochfahrend, daß auch Gestriblindus seiner überdrüssig wurde und sich nach seinem Bruder zurücksehnte. „Es begunte sich hierauf mein Glück abereinst zu zeigen“. Corillus' Freunde riethen ihm, zurückzukehren. Er that es. „Meinem hierdurch abereinst gezeigten Glücke wolte ich nun noch einmal trauen, verhoffend, ich würde es ja endlich erreichen“. Alles ließ sich zum Besten an. Faroaldus wurde sogar die Statthalterschaft gekündigt und zu verstehen gegeben, sich in sein Bastarnerland zurückzuziehen. Aber Corillus fällt bei seinem Bruder eine ungemeine Unruhe und Traurigkeit auf. Der Grund dafür wird ihm klar, als ihm der Geheimschreiber des Königs dessen den Römern ausgestellte Verschreibung mittheilte, durch die er sich eidlich verpflichtet hatte, seinen Bruder niemals an die Regierung kommen zu lassen; diese sollte dem jungen Dorpaneus Anses zufallen. Corillus war über diese Nachricht aufs Aeußerste erschrocken, sogleich erkannte er aber klar die unhaltbaren Verhältnisse, in die das Gelöbniß des Königs Fürstenhaus und Land geführt hatte. Er sah nur einen Ausweg aus dem Wirrsal, nur ein Mittel, dem Lande neue Unruhe zu ersparen: er selbst mußte freiwillig das Feld räumen. Diesen edlen Entschluß faßte er. Vor der Versammlung der Stände erklärte er, mit dem „Dorpaneus Anses wäre eine so gute Wahl getroffen, daß Dacien sich glücklich achten müßte, daß die Nachfolge des Reichs auf einen so tugendhafften Fürsten fallen solte: er wäre ermüdet, die Tücke des wankenden Glücks ferners auszustehen, suchte daher die Ruhe, und wolte hiemit auf ewig abgesaget haben alle der Ansprache, die er vor dem auf Dacien gehabt, ehe ihn noch des Gestriblindus Eyd deren beraubet“. Auf das Schleunigste entfernte sich Corillus; alle Anwesenden waren so überrascht, daß Niemand ihn aufhielt. Er begab sich mit seiner Gattin nach Rom, wo er das wahre Glück im neuen Glauben fand.

„In währender meiner Einsamkeit hatte Hispulla mir ihren Gottesdienst so angenehm beschrieben, daß ich forthin mich desselben auch zu bedienen ein sehnliches Verlangen truge, das dann wohl eine von den trifftigsten Ursachen gewesen, die mich wieder nach Rom gebracht, da ich dasjenige nun geniessen kan, was ich nimmer in den abergläubischen Dacien erlangen können. So unbeständig mir Lebens-Zeit sich mein Glück gezeiget, so beständig muß es nun wieder seinen Willen seyn, was meinen angenommenen Glauben betrifft, der mir nicht allein gezeiget worden, sondern welchen ich auch nun vollenkommenen erreichet habe, und wüste ich nicht, was mir mehr weltliches begegnen solte, so des Glückes Unbestand mir erweisen könte, wann es nicht meiner liebsten Hispulla Absterben wäre, so ich nicht würde zu verschmertzen wissen“.

Es beziehen sich diese Worte, mit denen die Geschichte des Corillus zum Abschlusse gebracht wird, auf den Uebertritt des Herzogs zur katholischen Kirche. Der in seinen Lebenshoffnungen so oft getäuschte Fürst, dem das Glück so oft verheißungsvoll gewinkt, dann aber um so grausamer den Rücken gekehrt hatte, findet zuletzt ein festes Glück auf dem Grunde des Glaubens: ein Abschluß der Erzählung, den wir wohl mehr als dichterisch geschickt und wirksam, denn als geschichtlich

6) Auf dieselben Ereignisse spielt eine Rede des Corillus im 4. Theile S. 577 ff. an, wo er auseinandersetzt, daß ein gemeinsames Regiment zweier Brüder nicht gut thue, und die Vorgänge bei seiner Vertreibung u. s. w. erzählt.

wahr bezeichnen dürfen. Denn daß bei diesem Glaubenswechsel des Fürsten vor Allem politische Beweggründe im Spiele waren, dürfte kaum zu bezweifeln sein.

Auffallend und charakteristisch ist die günstige Beurtheilung, die in der Erzählung Dorpaneus Anses, den wir als Ferdinand Albrecht II. deuten, erfährt, obwohl er wiederholt dazu benutzt wird, um dem Corillus das Widerspiel zu halten. Der Herzog schien in der That eine große Werthschätzung für den Jüngling zu hegen. Ein freundlicher Ausblick in die Zukunft! Als der Herzog diese Episode verfaßte, da wußte er, daß sein Mannesstamm bald erlöschen werde. Sein Sohn August Wilhelm hatte in dreimaliger Ehe keine Kinder erzielt; Ludwig Rudolf besaß nur drei Töchter, deren Nachkommenschaft dereinst alle Europäischen Throne einnehmen sollte; die jüngste seiner Töchter, Antoinette Amalie, vermählte sich aber gerade um die Zeit der Niederschrift dieses Bandes (October 1712) mit jenem Ferdinand Albrecht, dem demnächst der Braunschweigische Herzogsthron zufallen mußte und auf kurze Zeit im Jahre 1735 in der That zugefallen ist. Mit den besten Wünschen für ihn und seine Gemahlin, die Enkelin des Verfassers, schließt dieser somit versteckt, aber den Eingeweihten doch verständlich, seine eigene Lebens- und Unglücksgeschichte.

Der Apenberg bei Cattenstedt.

Von Ed. Damköhler.

Wenn man auf der von Blankenburg nach Cattenstedt führenden Chaussee südlich des Hirschthores die Höhe erreicht hat, welche der Kreuzberg, im Volksmunde der krizebarch heißt, wo links die Gebäude der früheren, zum Cattenstedter Rittergute gehörenden Ziegelei stehen, die jetzt den von auswärts bezogenen Arbeitern des Gutes als Wohnung dienen, so erblickt man vor sich das stattliche Gebäude des Rittergutes, an welches sich südlich unmittelbar das Dorf anschließt. Die von Stübner in seinen Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg I, S. 28 und 29 ohne genügende Begründung ausgesprochene und bald darauf von Reß in seinem hübschen kleinen Buche „Ueber Benennung und Ursprung aller Oerter des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel“ für damalige Zeit nicht übel begründete Ansicht, daß Cattenstedt von den Chatten gegründet und nach ihnen benannt sei, hat sich bis in die jüngste Zeit erhalten und ist noch durch keine andere ersetzt. So heißt es noch in der zweiten, vollständig umgearbeiteten Auflage von Knoll's und Bode's Handbuch „Das Herzogthum Braunschweig“ 1891, S. 424: „Der Name des Dorfes wird von einem Treffen (!) abgeleitet, welches hier die Catten bestanden haben sollen und dem auch die Gebeine, Waffen, Hufeisen u. s. w. zugeschrieben werden, welche am Brombeerberge und Salpeterkopfe gefunden sind“ mit offenbarer Anlehnung an Stübner a. a. O. S. 387, der zwar nach den Funden am Salpeterkopf vermuthet, daß dort in früherer Zeit ein blutiger Kampf stattgefunden haben müsse, aber kein Wort von den Chatten erwähnt. Von einem Kampfe am Brombeerberge spricht er überhaupt nicht. Erst Leibrock in seiner Chronik der Stadt und des Fürstenthums Blankenburg x. 1864, II, S. 381 hat ein Treffen der Chatten daraus construirt. Diese Art Landeskunde zu schreiben, verdient durchaus Mißbilligung und hat leider ganz irrige Vorstellungen im Volke und in der Schule hervorgerufen. Es muß energisch darauf gedrungen werden, daß in Zukunft nicht mehr die alten unhaltbaren Ansichten und Anecdoten verbreitet, sondern die Ergebnisse der neueren, ernsten Forschung mehr berücksichtigt werden.

Etymologischen Zusammenhang zwischen den Namen Cattenstedt und Chatten anzunehmen, verbietet schon der Umstand, daß es durchaus unerwiesen und höchst unwahrscheinlich ist, daß am Nordostrande des Harzes Chatten gewohnt haben. Nach Cäsars Bericht, B. G. VI, 10, waren die Cherusker von den Sueben durch einen Wald von großer Ausdehnung, der Bacenis hieß, getrennt. Nach der Ansicht bedeutender Forscher wie Much und Möller ist der Harz darunter zu verstehen. Nördlich desselben wohnten die Cherusker, südlich die Sueben; im Westen grenzten letztere südlich vom Harze an die Chatten. Cattenstedt ist wahrscheinlich nach seinem Begründer, nach dem Manne, der sich dort zuerst ansiedelte, benannt und sein Name bedeutet Wohnstätte eines Mannes Namens Cato.

Nach dieser etwas abschweifenden Einleitung, die ich mir deshalb erlaubt habe, um die erwähnten irrigen Auffassungen zurückzuweisen, wende ich mich zum eigentlichen Thema.

Oestlich der Chaussee und des Gutes, ehe man das Dorf betritt, erhebt sich, unmittelbar an dasselbe angrenzend, der Apenberg, ein in südöstlicher Richtung verlaufender Höhenzug aus Kalkstein. Erst in jüngster Zeit hat ihn der Besitzer des Gutes, zu welchem der Berg seit der Separation im Jahre 1848 gehört, während er vorher Eigenthum der Dorfgemeinde war, urbar machen lassen, die Bebauungskosten belaufen sich jedoch weit höher als der Ertrag. Außerdem ist seit einigen Jahren ein Kalkofen an dem Berge angelegt, um Kalk zu Dungzwecken zu gewinnen. Noch vor 40 Jahren war der Apenberg mit Gebüsch bewachsen. Auf der Südseite gediehen besonders Wachholderbergbüsche von großer Ausdehnung; jedoch in Baumform, wie ich sie noch auf der Nordseite des Vogelherdes gesehen habe, kamen sie nicht vor. Am Fuße, in der Nähe der angrenzenden Gärten, blühten im Frühjahr zahlreiche Adonisröschen und Veilchen. Den steileren Nordabhang bedeckte Gebüsch aller Art: Dornen, Eichen, Buchen, Haseln x. Der östliche Ausläufer des Apenberges heißt Schulberg. Hier gedieh namentlich Clematis vitalba, von den Cattenstedtern Teufelshaar genannt, und am Rande des Jordan Schlehengebüsch, während noch etwas weiter östlich bis an den vom Jordanthal nach dem Sautrog führenden Fußweg Carduus crispus in Menge und schönen großen Exemplaren wuchs. Jetzt ist von all den Pflanzen kaum noch eine zu finden. Auch von den vielen wilden Kaninchen, die am Apenberge ihre Behausung hatten, ist wohl nichts mehr zu spüren.

Die flachere Fortsetzung des Apenbergs östlich, aber nicht weit von dem erwähnten Fußweg, der nach dem Sautrog führt, die nördliche Höhe des Hasenthales bildend, heißt im Volksmunde hônrô, d. h. Hohenrode. Sollte hier früher eine Siedlung gleiches Namens bestanden haben? Von einer Wüstung an dieser Stelle ist mir nichts bekannt.

Auf der Südseite des Berges, unmittelbar an dessen Fuße, fließt der Jordan, ein Bach, der früher wasserreicher war als jetzt, weil alles Wasser aus dem großen und kleinen Schöt östlich von Hüttenrode, das jetzt zum größten Theile nach Blankenburg geleitet wird, in denselben floß. Auch das Wasser aus dem braunen Sumpfe unterhalb Hüttenrode, welches zunächst in den Sägemühlenteich — die Sägemühle scheint bis um 1810 bestanden zu haben — und aus diesem in den Silberhüttenteich im Wildpark fließt, hat sein natürliches Gefälle nach dem Jordan zu. Auf den von diesem durchflossenen Wiesen im Wildpark, dem sog. Blässengehege, kann man noch die Dämme von zwei ehemaligen Teichen erkennen, und hier wird die im Güterverzeichnisse des Grafen Sigfrid II. von Blankenburg (1209—1227) erwähnte, auf einer Wiese bei Cattenstedt belegene Mühle gestanden haben. Bevor der Jordan das Dorf erreicht, fließt er durch den zum Gute gehörenden sog. Hofgarten. Das Gut wird nämlich von den Cattenstedtern Edelhof und blos Hof genannt. Während der Bach früher in einem Bogen den Garten durchfloß, hat in neuerer Zeit der Gutsbesitzer Wrede, der Vorgänger des jetzigen Besitzers Hecker, seinen Lauf von dem zum Dorfe gehörenden, sog. Papenborn an gerade legen lassen. Dabei wurde der Rohrteich, den der neue Lauf des Baches hätte durchfließen müssen, beseitigt. Noch vor 40 Jahren, als der Jordan das ganze Jahr hindurch Wasser führte, lebten viele Fische, Schmerlen und Bitterfische, die wegen ihrer röthlichen Flossen Rothfedern genannt wurden, und Krebse darin.

Woher der Bach den Namen Jordan hat, ist unbekannt. Im Volksmunde heißt er schlechtweg de bêk. Es wäre möglich, daß er aus einer uns unbekannten Veranlassung nach dem um 1172 lebenden Dienstmanne der Grafen von Regenstein, Jordan von Blankenburg, benannt ist, ähnlich wie später der Luther- und Calvinusberg südlich des Blankenburger Schlosses nach den Reformatoren benannt sind, ohne daß diese Benennungen je volksthümlich geworden wären. Leibrock führt in seiner Chronik, leider ohne Quellenangabe, den Namen Dotterbach für frühere Zeit an.

Sobald der Jordan das Dorf verlassen hat, fließt er unmittelbar am Fuße des Apenberges hin. Aeltere und neuere Karten geben hier seinen Lauf mehrfach nicht richtig an. Auf der Topographischen Karte des Herzogthums Braunschweig von A. Kolbe (1836) entspringt der Jordan zwischen Thale und Timmenrode und fließt über Cattenstedt nach Blankenburg. Die „Specialkarte vom Herzogthum Braunschweig“ von L. Holle (um 1855) verlegt den Apenberg südlich vom Jordan und in unmittelbare Nähe von Timmenrode, verwechselt ihn also mit dem Küsterberge bei Timmenrode. Derselbe Irrthum findet sich auch noch auf der „Schulwandkarte vom Herzogthum Braunschweig“ von L. Holle's Nachfolger (nach 1872, da die Eisenbahn von Blankenburg nach Halberstadt verzeichnet ist). Selbst W. Dammann's „Karte von Blankenburg und Umgebung, Blankenburg (Harz)“ (1898) giebt die Lage des Apenbergs und damit auch des Jordans nicht ganz richtig an.

Der Rücken des Berges ist nicht sehr breit, aber auf eine längere Strecke tafeleben und wagerecht, dann senkt er sich nach Osten. Hier wurde seit langer Zeit alljährlich am Abend des ersten Ostertages das Osterfeuer abgebrannt, das weithin sichtbar war. Das Holzmaterial dazu sammelten die Knaben des Dorfes meist auf dem Berge selbst. Die Gutsherren haben das nie verboten.

Ueber die Bedeutung des Namens Apenberg habe ich lange Zeit trotz vielem Suchen und Sinnen nichts finden können und verwies deshalb in meiner Probe eines nordostharzischen Idiotikons (Blankenburger Programm 1893) auf den altd. Ortsnamen Âbenberc. Jetzt glaube ich etwas Sicheres bieten zu können. In Lyon's Zeitschrift für den deutschen Unterricht 11, 82 bespricht Söhns in dem Artikel „Volksetymologie“ auch den Namen Apenteich (am Fuße der Winzenburg unweit Gandersheim) und sagt: „Niemand denkt daran, daß er (der Apenteich!) einfach, wie der Ort (!) Apenrode aus Abbaetiskonrode, aus Abbaetiskonteich entstanden ist. Der Teich gehörte thatsächlich zum Dominium unserer Aebtissinnen“. Wo dieses Abbaetiskonrode urkundlich vorkommt, wird leider nicht angegeben.

Auf etymologischem Gebiete wird man im Allgemeinen gut thun, Söhns mit etwas Vorsicht zu folgen [1]), wenn man auch zugeben muß, daß er sich hier nicht auf schlechter Fährte befindet. Aber vorläufig ist seine Erklärung, daß der Name (aber nicht der Teich!) Apenteich aus Abbaetiskonrode entstanden sei, nur eine Vermuthung, die an Wahrscheinlichkeit gewinnen würde, wenn er angegeben hätte, wo Apenrode = Abbaetiskonrode urkundlich belegt ist. Nun giebt es aber heute einen Ort des Namens Apenrode, wenigstens nach Neumann's Ortsnamenlexicon des Deutschen Reiches, überhaupt nicht; auch eine Wüstung Apenrode im Harzgebiet scheint es nicht zu geben, sonst würde Herr Archivrath Jacobs in Wernigerode, der vorzügliche Kenner des Harzes, nicht versäumt haben, sie bei Besprechung von Abbaetiskonrode anzuführen. Hiernach gewinnt es den Anschein, daß Söhns' Behauptung, aus Abbaetiskonrode sei ein Apenrode geworden, aus der Luft gegriffen ist.

Wie steht es nun mit Abbaetiskonrod? Jacobs, der hierüber in der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde III, 503 ff. eingehend handelt, weiß weder bestimmt, wo dieser Ort gelegen hat, noch wie sein Name zu erklären ist. Mit Andern vermuthet er ihn in der Nähe von Gandersheim, im heutigen Wrescherode, was wenig wahrscheinlich ist, und lehnt mit Recht entschieden ab, daß aus Abbaetiskonrod ein Abbenrode hätte werden können. Karl Meyer sieht mit mehr Wahrscheinlichkeit in Abbaetiskonrod das heutige

---

1) Vergl. Sandvoß in Preuß. Jahrb. Bd. 98 (1899) S. 533.

Epschenrode im alten Helmegau und das in einer unechten Urkunde Otto's I. für Pölde vorkommende Abbaterot (Ztsch. des Harzvereins 10, 126).

Nach Jacobs bedeutet der Name novale abbatissarum, d. h. Aebtissinnenrodung; dann müßte Abbaetiskon ein Genetiv Pl. sein, was formell unmöglich ist. Wohl aber findet sich im Altsächsischen (Freckenhorster Heberolle) abdisca, Aebtissin, mit deutscher Endung: Dat. thero abdiscon; demnach ist Abbaetiskon — oder richtiger Abbatiskon, wie es in der Urkunde von 973 heißt, in welcher Otto II. diesen Ort dem Jungfrauenstift zu Gandersheim bestätigt, — ein Genetiv Sing. und der Name bedeutet Aebtissinrode.

Nun lese ich in der Zeitschrift des Harzvereins 33, zweite Hälfte S. 60: „Am Blankenburger Harze kann der schon zu mittelalterlicher Zeit so genannte Han- oder Hanenberg bei Kattenstedt als eine Fundstelle dieses edlen Jagdgeflügels (des Auerhahns) gelten", und in Anm. 4: „Uns liegt aus dem Königl. Staatsarchiv zu Hannover X, 18 in Abschrift ein Lehnbrief der Aebtissin Sophie von Gandersheim vom Jahre 1483 für die Grafen Ulrich und Ulrich von Regenstein vor, worin diese u. A. mit dem Hanberch by Cattenstede beliehen werden".

Welches ist dieser Hanberg bei Cattenstedt?

Zunächst ergiebt sich von selbst, daß der Berg näher bei Cattenstedt als bei den umliegenden Orten Timmenrode, Wienrode, Hüttenrode und Blankenburg gelegen haben muß, sonst könnte nicht „by Cattenstede" gesagt sein. Dann kommen aber der Eschenberg bei Wienrode, die Teufelsmauer, der Vogelherd und der Calvinusberg bei Blankenburg nicht in Betracht, und es bleiben nur der Apenberg, der Brombeerberg, der Lindenberg, von denen Cattenstedt umgeben ist, und der etwas entfernter liegende Ilefeldsberg übrig. Eine Erinnerung an einen Hahnberg hat sich in Cattenstedt nicht erhalten. Unter den Namen der genannten Berge ist der Apenberg der einzige, der einen gewissen Anhalt bietet. Wenn nämlich meine Vermuthung richtig ist, daß der Apenberg der Hanberg und somit ein Lehn der Aebtissin von Gandersheim gewesen ist, so ist es durchaus möglich und wahrscheinlich, daß er der Aebtissinberg, abdiscon-, abadisconberch genannt wurde, woraus sehr wohl im Volksmunde ein Apenberg werden konnte, zumal da in der Cattenstedter Mundart das b lateinischer Worte in p überzugehen pflegt. Daß alte Benennungen oft starke Verkürzungen erfahren, ist bekannt, es seien hier nur Etzkerode aus Eggihardesrot, Ilseburg aus Isimiziburg, Ratherode aus Ruotdagerode angeführt.

Einen mathematisch genauen Beweis für die Richtigkeit meiner Etymologie des Namens Apenberg habe ich nicht geliefert und bei dem Mangel jeglicher älterer, urkundlich belegter Formen des Namens nicht liefern können, glaube jedoch sie wohl begründet und wahrscheinlich gemacht zu haben. Sachlich stimmt sie mit der Söhns'schen Erklärung von Apenteich aus Abbaetiskonteich überein, aber letztere kann bei dem Mangel jedweder grammatischen Erklärung für nichts mehr als einen Einfall gelten, der erst durch die hier gelieferte Deutung eine sichere Stütze findet.

Bücherschau.

Linus Irmisch, Wörterbuch der Buchdrucker und Schriftgießer. Etwa siebzehnhundert fachgewerbliche und fachgesellschaftliche Wörter und Redensarten, sprachlich und sachlich kurz erläutert. Braunschweig, George Westermann 1901. 83 S. 8⁰. 1 M.

Die Sammlung der in den verschiedenen Gewerben und Berufen gebräuchlichen technischen Ausdrücke, lange Zeit von den Sprachforschern vernachlässigt, ist in neuerer Zeit vom Prof. Kluge in Freiburg systematisch in Angriff genommen worden. Erst im verflossenen Jahre hat Klenz auf seine Anregung auch die deutsche Druckersprache bearbeitet (Straßburg, Trübner), freilich unter Voranstellung des sprachgeschichtlichen Interesses und als Sprachgelehrter mit der alphabetischen Zusammenstellung aller in älteren typographischen Werken vorkommenden Benennungen und Erklärungen sich begnügend. Irmisch, der selbst ein ausgezeichneter Fachmann ist, bringt dagegen die Erklärung aller alten und neuen im Druckgewerbe vorkommenden technischen Ausdrücke, deren Zahl sich seit Einführung der modernen technischen Erfindungen natürlich außerordentlich vermehrt hat, aus eigener Kenntniß der Sache. Wer also inskünftige hierüber zuverlässige Belehrung sucht, wird gut thun, sich an Irmisch zu halten. Sein Buch ist eine ganz vortreffliche Leistung und wird sich bald, auch ohne besondere Empfehlung, deren sie in der That nicht bedarf, Bahn brechen.

Wilhelm Raabe, Das Horn von Wanza. Eine Erzählung. 2. Auflage. Berlin, Otto Janke 1901. 218 S. 8⁰. 3 M.

Das Erscheinen der neuen Auflage eines Werkes Wilhelm Raabe's ist immer ein erfreuliches Ereigniß, zumal heuer in seinem Jubeljahre. Es zeigt, daß seine Dichtungen immer mehr nicht nur gelobt, sondern auch gelesen und gekauft werden. Zum Lobe des vorliegenden Buches hier mehr zu sagen, thut wohl nicht noth bei den ausführlichen Mittheilungen, die den Lesern dieser Blätter vor Kurzem über W. Raabe und seine Dichtungen von berufener Seite gemacht worden sind. Wir wollen daher an dieser Stelle nur kurz auf jene Erzählung, die zuerst vor 20 Jahren erschien, hinweisen und dem Wunsche Ausdruck geben, daß ihr noch recht viele Neuauflagen anderer Werke recht bald nachfolgen möchten.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 1—3. Saftien II, Katechismus und biblische Geschichte auf den höheren Schulen. — 4. W. Kellner, Reform, Vereinigung oder Auflösung der Generalinspections-Prediger-Wittwen-, Waisen- u. Sterbe-Cassen. — 4 u. 5. Zur Reform des Pfründensystems. — 7—9. Die innere Mission auf dem Lande. — 10 u. 11. Teichmann-Remlingen, Vorlage der Kirchenregierung in Bezug auf Reform des Pfründensystems. — 14—16, 18—23, 26, 27, 31. Lohmann, Zur Auswahl, Anordnung und Textkritik der Kirchenlieder. — 17 u. 19, 22 u. 23. Einführung von Kindergottesdiensten. — 21. Wollemann, Wer trägt die Schuld daran? (am Scheitern der Gesangbuchvorlage). — 24. Lohmann, „Nichts Neues unter der Sonne" (Gesangbuchvorlage). — 25. Jahresbericht über d. luth. Gotteskasten im Herzogth. Br. — 28—31. Steyerthal, d. sittl. Erneuerung unseres Volkes u. d. luther. Kirche. — 29. Pastor Karl Saftien †.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 17. 25. August **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Bernhard Abeken †.

Am 1. April ist zu Braunschweig Bernhard Abeken gestorben. Mit ihm ist ein reicher und feingebildeter Geist aus unserer Mitte geschieden, von dem man nur bedauern muß, daß er sich allzuviel in stiller bescheidener Zurückgezogenheit gehalten und nicht öfter noch und nachhaltiger in der Oeffentlichkeit sich wirksam erwiesen hat. Jedoch soll und darf uns das nicht abhalten, hier dessen dankbar zu gedenken, was der Verstorbene uns trotzdem in Wirklichkeit gewesen ist.

Johann Friedrich Bernhard Abeken wurde am 27. März 1826 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater Friedr. Wilh. Abeken, dessen Familie aus Osnabrück stammte, ein angesehenes Weingeschäft betrieb. Das Grundstück auf der nördlichen Wilhelmstraße, das jetzt vom electrischen Lichtwerke eingenommen wird, damals aber noch einen schönen großen Garten besaß, war der Tummelplatz des begabten Knaben, der unter der Aufsicht liebevoller Eltern im Kreise mehrerer Geschwister eine glückliche Jugend genoß und sich frei und ungehindert entwickeln konnte. Im Jahre 1835 kam er auf das Gymnasium Martino-Catharineum. Daneben erhielt er seit Sommer 1839 in dem späteren Generalsuperintendenten Wilh. Beste einen trefflichen häuslichen Erzieher, der in geistiger und ethischer Hinsicht einen vorzüglichen Einfluß ausübte. Ein herber Verlust war 1843 der frühe Tod des Vaters, der an der Cholera starb. Doch waren die äußeren Verhältnisse der Familie so günstige, daß des Sohnes Studiengang, Berufswahl und Lebensführung dadurch nicht im Geringsten berührt wurden. Er schloß sich nun um so enger an seine Mutter Mathilde, eine geborene Büschhoff, an, der er bis in ihr hohes Alter hinauf — sie starb am 21. Januar 1891 im 85. Lebensjahre — der treueste und liebevollste Sohn war.

Zu Ostern 1845 bestand Abeken das Abiturientenexamen, und nachdem er dann nach damaligem Brauche ein halbes Jahr das Collegium Carolinum seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er im October dess. J. die Universität Heidelberg, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Aber er beschränkte sich von vorneherein nicht auf sein eigentliches Brotstudium. Neben den Institutionen bei Deurer hörte er bei Gervinus neueste Geschichte. Ebenso besuchte er das folgende Semester in Bonn außer den Vorlesungen von Perthes und Budde über deutsche und römische Rechtsgeschichte Dahlmanns Collegien über Staatswirthschaft und Finanzen, sowie über scandinavische Geschichte. Das folgende Jahr warf er sich ganz auf die Rechtswissenschaft; er hörte nur bei Böcking im Winter 1846—47 Pandecten und Erbrecht, im Sommer 1847 Criminalrecht. Aber übermäßigen Geschmack muß er an dem einseitigen Fachstudium doch nicht gefunden haben. Denn als er im folgenden Semester die Universität zu Bonn mit der zu Berlin vertauschte, ließ er sich geradezu als Student der philosophischen Facultät eintragen. Er hörte bei Ranke und Ritter. Indessen fehlte es ihm leider bei der Fülle allgemeiner Interessen, die ihn beseelten, doch ebenso wohl an einem festen Mittelpunkte, wie an einem bestimmten Ziele, das er sich hier hätte setzen können. So kam es, daß er schon im folgenden Halbjahre zur Jurisprudenz zurückkehrte, zumal sie ihm für die Zukunft am ehesten freie Zeit für seine Liebhabereien zu versprechen schien. Nachdem er im folgenden Jahre die noch rückständigen juristischen Collegien bei Homeyer, Gneist und Keller gehört hatte, siedelte er im Frühjahre 1849 nochmals für ein Semester nach Bonn über, wo er sich jedoch hauptsächlich mit Privatstudien beschäftigte.

Nicht minder wichtig und für die Zukunft bedeutsam als das eigentliche Studium war aber für Abeken die vielseitige geistige Anregung, die er im Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten auf deutschen Hochschulen empfing. In Bonn hatte er sich der Burschenschaft Alemannia angeschlossen; er trat damit in einen Kreis gleichstrebender und gleichgestimmter Genossen, die von denselben Jugendidealen der Freundschaft und Freiheit erfüllt waren, wie er selbst. Oft hat er später mit wehmüthiger Sehnsucht jener glücklichen Zeit des fröhlichen Strebens und schönen Hoffens gedacht. Mitten in seine Studienzeit fiel das Jahr 1848. Es führte ihn mit Männern wie Karl Schurz, Kinkel und Boswinkel zusammen, die in jener bewegten Zeit eine Rolle spielten. Doch bewahrte ihn sein maßvoller Sinn vor allen Ausschreitungen. Fühlte er auch lebhaft die trostlose politische Lage der Zeit so steckte in ihm doch ni[illegible] weniger als eine Agitatorennatur; nicht frei von e[illegible] pessimistischen Zuge war es vielmehr seine Art, re[illegible]

hinzunehmen, was er nicht ändern konnte. In Berlin lernte Abeken 1848 auch Paul Heyse kennen, mit dem er bald in nähere Beziehung trat; mit ihm, Voswinkel und Dr Goldschmidt machte er im folgenden Jahre eine Rheinreise; mit Heyse ist er bis zu seinem Tode in beständigem Briefwechsel geblieben.

Im Herbst 1849 kehrte Abeken nach Braunschweig zurück. Im April des folgenden Jahres bestand er in Wolfenbüttel die erste juristische Prüfung. Dann erledigte er in Braunschweig als Auditor den vorgeschriebenen Vorbereitungscursus bei verschiedenen Behörden, sowie bei dem Notar William Huch, mit dem ihn von da ab eine innige lebenslange Freundschaft verband. Verlängert wurde diese Zeit noch durch einen größeren Urlaub zu einer Reise nach Italien (1852), das er bis Neapel durchstreifte. Auch machte er kürzere Reisen u. A. nach Berlin (1854), wo er namentlich mit Dr Mor. Lazarus freundschaftlich verkehrte, Heyse wiedersah und Otto Roquette kennen lernte, und nach Helgoland (1855). Daneben beschäftigte er sich auch mit litterarischen Arbeiten und begann insbesondere schon 1854 den Roman Greifensee. Die zweite juristische Prüfung wurde durch dieses Alles etwas hinausgeschoben, er hat sie erst im December 1855 vollendet.

Gleich darauf ließ sich Abeken in seiner Vaterstadt als Advokat nieder und trat damit in eine Stellung ein, die er zwar etliche Jahrzehnte inne hatte — er ließ seinen Namen erst in hohem Alter (c. 1894) in der Anwaltliste streichen —, in der er sich aber von Anfang an herzlich wenig bethätigt hat. Er selbst hat dem launigen, aber bezeichnenden Ausdruck in einer Strophe gegeben, mit der er 1881 ein Tafellied zum 50. Geburtstage Wilh. Raabe's im „Kleiderseller"-Kreise beschloß:

> Von wem ist dieses Lied gemacht
> Und in so schöne Reim' gebracht?
> Von einem Advokaten,
> Den man nicht im Gerichte sieht —
> D'ran könnt ihr ihn errathen.

Hätte sich Abeken mit voller Kraft seinem Berufe gewidmet, so hätte er gewiß Tüchtiges in ihm geleistet. Er besaß ein umfassendes Wissen, einen scharfen Verstand, eine große Liebenswürdigkeit und wußte auf das Anregendste und Unterhaltendste mit Geist und Humor zu sprechen. Aber seine ästhetisch gestimmte Natur stießen mancherlei Widerwärtigkeiten, vor Allem der öde Schematismus ab, der mit der advokatorischen Thätigkeit nun einmal verknüpft ist. Er wählte trotzdem diesen Beruf — ganz abgesehen von den schlechten Aussichten, die sich ihm im Staatsdienste damals boten —, weil er so am meisten sein eigener Herr bleiben und seinen Lieblingsneigungen am freiesten nachgehen konnte. Zudem war er in der glücklichen Lage, daß er Rücksichten auf Gelderwerb nicht zu nehmen brauchte.

Volle Befriedigung fand er nur in der Beschäftigung mit der schönen Litteratur, in philosophischen und ästhetischen Studien. Auch hier war er mehr geistig genießend als schöpferisch thätig, um so mehr, da ihm jeder äußere Anlaß, der ihn zu Letzterem hätte antreiben können, vollständig fehlte. Das ist gewiß sehr zu bedauern. Denn das Wenige, was er veröffentlichte, zeigt deutlich die ungewöhnlichen Anlagen, die er zum Schriftsteller, insbesondere zum Novellisten besaß. Es gilt dies besonders von der Erzählung „Eine Nacht", der einzigen Novelle, die er veröffentlicht hat. Er hatte sie aus Anlaß eines Preisausschreibens verfaßt und zuerst unter dem Pseudonym Ernst Andolt in Westermann's Illustrirten deutschen Monatsheften [1]) erscheinen lassen. Später hat sie Paul Heyse in den 22. Band seines deutschen Novellenschatzes aufgenommen und hier mit folgenden Worten eingeleitet: „Die Novelle ist ungekrönt geblieben, vielleicht gerade wegen der Vorzüge, die sie uns der Aufnahme in den Novellenschatz würdig erscheinen ließen: jener feinen Schlichtheit des Tons, der fast an eine frühere Epoche, an die Stilfarbe Rumohr's und Geistesverwandter erinnert. Hierzu kommt der überaus glücklich durchgeführte Humor, der schon mit der Fassung der Aufgabe hervortritt. Eine Reihe bedeutsamer Abenteuer aus kriegerisch bewegter Zeit werden von einem Manne des Friedens erzählt, der seine eigene Aengstlichkeit, seinen Mangel an physischem Muth treuherzig eingesteht und dennoch unseren Antheil zu gewinnen weiß, da er in den entscheidenden Augenblicken das Herz immer auf dem rechten Flecke hat."

In dem Charakter des Helden wollen vertraute Freunde manche Eigenschaften des Verfassers wieder erkennen: die sichere Beherrschung der Leidenschaften, die stets überwiegende Vernunft, eine gewisse Scheu vor den kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens, daneben aber den festen moralischen Muth, der, wo es darauf ankommt, ohne Rücksicht auf das eigene Wohl das allgemeine Beste zu fördern trachtet.

„Eine Nacht" hat auch die Uebersetzung ins Englische erfahren. Unter dem Titel: An eventful night and what come of it ist die Novelle von der Society for promoting christian knowledge in Buchform herausgegeben. In Deutschland erschien neuerdings von ihr eine besondere billige Ausgabe, die Heinr. Stegmann mit einer Einleitung versah, in dem Verlage von Otto Hendel in Halle.

Nicht auf gleiche Höhe mit diesem Werke können wir den Roman Greifensee stellen, der 1862 in zwei Bänden mit einer Widmung an seinen Freund Aronheim bei Rümpler in Hannover herauskam. Abeken hatte mit großem Fleiße eine längere Reihe von Jahren daran gearbeitet, aber ebendarum fehlt es dem Ganzen an innerer Einheit; Geist und Ton der einzelnen Abschnitte sind auffallend ungleich. Als er das Werk begann, waren in ihm noch die studentischen Jugendideale frisch lebendig. In Folge dessen sind die ersten Kapitel, welche die Eindrücke und Abenteuer des Helden während seiner Fuchssemester wiedergeben, zwar ganz ergötzlich zu lesen, aber ohne tiefere Bedeutung. Später hebt sich das geistige Niveau: wesentliche Gegensätze in Staat, Kirche und Gesellschaft werden gestreift und wenn auch einseitig, doch scharf beleuchtet: neben dem etwas farblosen Helden treten nun charakteristische Gestalten hervor — nament-

1) B. III (Braunschweig 1858) S. 376—387. 467 bis 482.

lich der pensionirte Philologe, den die fixe Idee beherrscht, er sei einer der Zehntausend Xenophon's und als Gefangener der Barbaren in Baktra internirt, ist glücklich, freilich in Anlehnung an den Schulmeister Agesel im „Münchhausen", erfunden und vortrefflich durchgeführt — einzelne Züge und Scenen erfreuen durch Feinheit der Zeichnung und guten Humor; aber das Ganze konnte um so weniger Anklang finden, als es nach Composition und Ausführung schon in seiner Entstehungszeit antiquirt war: nirgends merkt man, daß hier ein Zeitgenosse Gutzkow's, Freytag's und Spielhagen's zu uns spricht, vielmehr fühlen wir uns überall an die Lebensanschauung und Technik der dreißiger Jahre, etwa an Immermann's „Epigonen" erinnert. So ist denn der Roman schon damals ziemlich unbeachtet am Publikum und an der Kritik vorübergegangen und heute ganz vergessen.

Weit umfassender als die dichterische Thätigkeit Abeken's war die politisch-journalistische. Schon bei Begründung des Braunschweiger Tageblatts im Jahre 1865 verpflichtete er sich dessen Herausgeber Friedr. Wagner gegenüber zu regelmäßiger Mitarbeit. Wie weit diese gegangen, läßt sich jetzt natürlich nicht mehr feststellen. Doch wird sie nicht gering gewesen sein. Denn als Anfang August 1870 der als Dichter bekannte Ernst Scherenberg nach einem Zwiste mit Wagner die Redaction des Blattes plötzlich niederlegte, trat Abeken an seine Stelle, anfangs mehr aus Gefälligkeit, um dem Eigenthümer des Blattes aus einer peinlichen Verlegenheit zu helfen, und wohl schwerlich in dem Glauben, daß er die Arbeit Jahre lang fortführen werde. Sie geschah auch nicht öffentlich; Abeken's Name blieb ungenannt; „für die Redaction verantwortlich" zeichnete seit dem 6. August 1870 der Herausgeber. Dies Verhältniß währte so ziemlich bis zu der Zeit, wo Dr Eugen Sierke die Leitung der Zeitung übernahm (1. September 1874).

In diesem selben Jahre 1874 wurde Abeken von dem zweiten Braunschweigischen Wahlkreise (Wolfenbüttel-Helmstedt), den bis dahin Aug. Heinr. v. Rochau († 15. October 1873) vertreten hatte, in den Deutschen Reichstag gewählt, wo er sich der nationalliberalen Fraction anschloß. Doch gehörte er von vornherein zu deren linkem Flügel, wie er denn später auch die Secession mitmachte und der deutsch-freisinnigen Partei beitrat, wenngleich seine politischen Ansichten mit der Zeit immer milder wurden. Er bekleidete das Mandat übrigens nur für eine Wahlperiode; 1877 wurde es Finanzrath Kuntzen übertragen.

Im Jahre 1882 wurde Abeken von der Stadt Braunschweig zum Mitgliede der Landesversammlung gewählt, der er bis 1892 angehörte. Schon weit früher (1866—67) hatte er hier die Stelle eines Substituten des Landsyndicus versehen. Im Landtage trat er besonders für ideale Aufgaben und Forderungen ein, für Hebung des Unterrichts, Verbesserung der Lehrerstellen u. s. w. Die Anlage einer Drahtseilbahn auf den Burgberg bei Harzburg zu hindern stellte er 1889 an die Regierung eine Interpellation, die damals den gewünschten Erfolg hatte, aber leider derartige unglückliche Gedanken nicht für alle Zeit aus der Welt schaffen konnte.

Aber seine Hauptbefriedigung fand Abeken nicht in diesen äußeren Dingen. Er war im Grunde ohne positive Schaffenslust, eine anspruchslose stille Gelehrtennatur, die den liebsten Aufenthalt im behaglichen Studirzimmer fand. Hier versenkte er sich als ein humanistisch-gebildeter Denker mit Vorliebe in die alten Schriftsteller und Philosophen, in die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts, die ihn besonders ansprach, und in die großen englischen Dichter. Gern las er auch gute französische Romane und Memoiren. Von neueren deutschen Dichtern gefielen ihm noch besonders Börne und Heine, während die modernste Litteratur sein feines ästhetisches Empfinden, das sich von dem Schönheitsideale als höchstem Gesetze nicht losmachen konnte, durch ihren rohen, oft cynischen Naturalimus geradezu abstieß. Eine reiche und schöne Büchersammlung, die er hinterließ, ist von seiner Erbin der Stadtbibliothek zu Braunschweig überwiesen worden. Er war eine innerliche betrachtende Natur, der als die höchsten Güter Schmerzlosigkeit und Seelenfrieden galten. Wirkliche Noth und Sorge des Lebens hat ihn niemals getroffen. Er blieb unverheirathet und lebte mit seiner Mutter in glücklichster Häuslichkeit. Gegen Andere war er tolerant und menschenfreundlich, vor Allem gegen seine Freunde treu und hülfsbereit. Ein herzlicher persönlicher und brieflicher Verkehr mit alten und jungen, nahen und fernen Freunden brachte ihm stets willkommene Abwechselung und neue Anregung. Er war im Kreise seiner Bekannten ein äußerst heiterer Gesellschafter, der insbesondere als humorvoller Tischredner Hervorragendes leistete. So steht er vor Allem den Mitgliedern der zwanglosen Vereinigung der „Kleiderseller" für immer in lieber Erinnerung. Mit der Reidemeister'schen, Huch'schen und Aronheim'schen Familie unterhielt er seit alter Zeit enge Beziehungen. Freundschaftliche und verwandtschaftliche Bande verknüpften ihn mit dem Rittmeyer'schen Hause, vorzüglich mit seiner Nichte Elisabeth Rittmeyer, mit der ihn geistige Interessen und herzliche Zuneigung verbanden. Wohl mehr litterarische und künstlerische Neigungen führten ihn in Verkehr mit den Dichtern Robert Griepenkerl und Hans Herrig, den Hofschauspieler Jaffé u. A. Von fernen Freunden und Bekannten, mit denen er über litterarische und philosophische Fragen correspondirte, sind außer Paul Heyse, der sich in seinen späteren Briefen gern seinen „Aeltesten und Getreuesten" nannte, noch Schindler und Eggers in Berlin und Berthold Auerbach anzuführen. Auch mit der Schriftstellerin Auguste von der Decken (Pseudonym: A. von der Elbe) stand er über ihre Werke im Briefwechsel. Ueberall, wo er aus dem Schatze seiner Kenntnisse und Erfahrungen mittheilen konnte, war er mit Freuden dazu bereit.

So ist das Leben Abeken's, das äußerlich so still und ruhig verlief, innerlich doch ein reiches und gesegnetes gewesen. Wie sein Leben, so war auch sein Sterben. Mutter Natur, die ihn mit körperlichen Leiden zeitlebens verschont hatte, half ihm, dem friedlichen Erdenpilger, auch zu einem friedlichen Ende. Nach kurzer

			1501 1600.	1601 1700.	1701 1800.	1801 1900.
1.	Achim.		v. Steinberg	v. Steinberg	v. Steinberg; 1780 Fürstliches Amt	
2.	Altrode.		v. Wrampe.	1615 [illegible] 1617 [illegible] 1629 [illegible] 1676 v. Heuning	1716 v. Steinberg (1717 an [illegible] 1737 [illegible] [illegible]) 1749 Schmidt [illegible] 1760 [illegible] 1770 [illegible]	1809 [illegible] 1810 [illegible] 1890 [illegible]; 1892 an Gemeinde verkauft und zerstückelt
3.	Altena.	v. Bodendieck.	v. Bülow.	1620 v. Spiegel, v. Bülow; 1697 v. Spiegel		v. Spiegel; 1890 v. Pawel
4.	Alvesse.					1892 [illegible]
5.	Ampleben.	v. Ampleben. v. Üte.	im Besitze der Stadt Braunschweig	1671 von [illegible] kommission eingezogen	1711 [illegible]	1860 [illegible] 1870 [illegible] 1874 [illegible]; 1889 [illegible] v. Blanckenburg
6.	Asfeld.			1663 de Mollo	1710 v. [illegible]; 1787 [illegible]	1849 [illegible] (v. [illegible])
7.	Barum.		v. Schwicheldt	1677 [illegible]		1801 v. [illegible]; 1821 Graf z. [illegible]; 1813 [illegible]
8.	Benzingerode. (Oberhof.)		v. Kißleben.	v. Kißleben.	1700 [illegible]; 1719 [illegible]; 1726 Graf [illegible]; 1731 [illegible]; 1768 Schmidt; 1781 [illegible]	1801 Graf z. [illegible]; 1801 v. Schreiber; 1804 [illegible]; 1810 [illegible]; 1820 von Semmern; 1855 [illegible]; 1864 Graf z. Stolberg-Wernigerode; 1867 zerstückelt.

„Der Liederkranz, den Du gewunden
In hochpoetisch, reicher Blüthenpracht —
Fast räthselhaft im Fluge ausgedacht;
Er hat in Geist und Herz den Weg gefunden
Vom ersten Wort bis zu dem letzten „gute Nacht".
Denn Alle, die entzückt Dir lauschten,
Sie waren einig Deines Lobes voll
Wovon beredt die Lippe überquoll —
Und ob die Stunden schnell verrauschten
Erinnerung bleibt Dein sich'rer Dankeszoll!
Dresden, am Abend des 16. Januar 1875.
Aus vollem Herzen in freudig dankbarer Verehrung von
Emmeline, verw. Pabst."

Eine ganze Fluth von Wettgesängen rief ein Vortragsabend hervor, den Herrmann in Breslau im „Schlesischen Dichterkränzchen" im Jahre 1864 hielt. Von den zahlreichen Breslauer Poeten, die ihm damals Gedichte widmeten, seien hier nur die drei folgenden kurzen Strophen mitgetheilt:

„Der Du zum Augenblicke sprichst, verweile,
Denn Du genügst zum herrlichsten Gedicht;
Hat Deine Phantasie auch noch so große Eile,
Vergiß die hier verlebten Stunden nicht.
Dr R. Finkenstein."

„Was nicht Wahrheit dichtet und denkt,
Trägt in sich den Keim, daß es zeitig sterbe,
Nur was in's Herz der Mitwelt gesenkt,
Kommt auf die Nachwelt als sicheres Erbe."
A. Lomnitz."

„Es ist ein schönes Gut, der Reichthum an Gedanken,
Dem sich die Form in reiner Schöne paart;
Dir, Reimes-Ritter sonder Furcht und Wanken,
Sei lange noch das Eigenthum bewahrt.
Max Levy."

So hat Wilhelm Herrmann selbst diejenigen begeistert und entzückt, die selbst dichterisch schaffend seinem Können die beste Würdigung angedeihen lassen konnten. Es gehört zum öffentlichen Auftreten an sich für einen Improvisator ein hoher Grad geistiger Kraft und Unerschrockenheit, eine reiche lebendige Phantasie, gutes Gedächtniß und umfassendes Wissen, kurz eine Elasticität des Geistes, wie sie nur wenige Menschen besitzen. Daher sind Improvisatoren selbst unter den Dichtern selten, denen sonst die vollständige Beherrschung des poetischen Rüstzeugs eigen ist.

Alle jene Eigenschaften aber, dazu noch Wohlklang und Modulationsfähigkeit der Sprache und vollständiges Beherrschen des Rhythmus und Reimes besaß Herrmann in hervorragender Weise, eine blitzschnelle Auffassungsgabe und Ideenverbindung, einen Scharfblick im Auffinden passender Pointen ꝛc. ꝛc.

Wie vielseitig das war, was die Zuhörer von Herrmann verlangten, mögen die folgenden Themata beweisen, die Herrmann in einer Dresdener Soirée behandelte, der ich beiwohnte: ein ernstes Gedicht über Eifersucht, fünf Strophen, jede zu sechs Zeilen, mit Bezeichnung der Anfangs- und Endbuchstaben jeder Zeile; „Marius auf den Trümmern von Karthago", ein Stoff, den er sofort in Form einer Ballade verwendete; „Columbus" in dramatischer Form zu Gehör gebracht; „Klage einer alten Tanzgeige über ihren verfehlten Beruf", „ein Backfisch zum ersten Male im Theater" und „die Eule im ‚Freischütz' erzählt den Thieren von Richard Wagner's Brochure über Vivisection". Die drei letzten Stücke wurden natürlich humoristisch behandelt. Man sieht, wie heterogen die Aufgaben waren, welche dem Künstler gestellt wurden.

Zum Schluß behandelte er dann gewöhnlich in knapper heiterer Form die ganzen Vorkommnisse des Abends, wobei er oft witzige Einfälle, wie sie der Augenblick herrief, gern anbrachte. Bei jenem Auftreten in Dresden erhob sich während dieses Schlußgedichts ein Zuhörer, um an die Garderobe zu eilen. Knarrend ging er durch den Saal, aber noch bevor er die Thür erreicht hatte, mußte er unter dem schallenden Gelächter der Zuhörer die Worte Herrmann's vernehmen:

„Das Heit're folgt dem ernsten Wort —
Manchmal geht Einer knarrend fort."

Treffend hat Gotthilf Weisstein in der Berliner „National-Zeitung" Herrmann's künstlerische Persönlichkeit in einem Nekrologe geschildert. Wir wollen aus dessen Charakteristik die folgenden Zeilen hier wiedergeben:

„Herrmann beherrschte den Ernst der Poesie ebenso souverän, wie er auch in der feinsten humoristischen Stimmung seine Gedanken in prachtvollen Versen ausströmen ließ. Herrmann begann seinen Vortragsabend gewöhnlich damit, daß er sich über den ästhetischen Werth der Improvisationskunst in geistreicher Weise aussprach, wobei er sehr fein den Unterschied zwischen der Kunst des schreibenden Dichters und der des sprechenden Dichters aufzeigte. In dieser Sprech-Dichtkunst, die er als ein besonderes Genre angesehen wissen wollte, in der der Dichtende, wie die alten Rhapsoden, im Sprechen künstlerisch schafft, gleichsam an dem Klang des eigenen Wortes sich zur dichterischen Begeisterung berauschend, war Herrmann vollendeter Meister. Man machte sich oft den Scherz, ein Gedicht, das er vortrug, genau zu stenographiren — wenn man dann nach dem Vortragsabend in fröhlicher Geselligkeit beisammen war und ihm das gegebene Thema wiederholte, das er einige Stunden vorher in entzückender Weise poetisch wiedergegeben hatte, wenn man ihm selbst die Anfänge seiner Strophen anschlug, er war fast niemals im Stande, seinen früheren Text genau wiederzugeben — so waren seine Gedichte wirkliche Augenblickseingebungen. Auch behauptete er, daß, wenn er die Feder in der Hand habe, sein dichterisches Talent wie gelähmt sei und daß er nur freirecitirend schaffen könne. Es war ganz erstaunlich, wie er an einem Abend in den verschiedensten Arten der Dichtkunst seine Kunst erwies. Ob man von ihm auf den zum Aufschreiben der Themata vertheilten Zetteln ein lyrisches Gedicht verlangte, oder eine romantische Ballade, eine heitere Erzählung in Versen, ja selbst einen Einacter — er zauderte und stockte keinen Augenblick. Wenn die Zettel mit den gegebenen Aufgaben wieder in seine Hand zurückgekehrt waren, las er sie einzeln vor, ordnete sie nach gewissen Principien, und man sah gewissermaßen schon in dem Leuchten seiner Augen, an den belebter werdenden Gesichtszügen, wie

ihn im Nu dies oder jenes Thema sympathisch berührte, wie er sich bereits die Sache zurecht legte. Dann, mit ein wenig nach hinten gebogenem Kopfe, die Augen weit geöffnet, den Blick halb nach oben gerichtet, begann er erst tastend und langsam, um dann nach Verlauf von einigen Minuten in rascher Folge Vers auf Vers, Strophe auf Strophe folgen zu lassen, vor keiner kunstvollen und schwierigen Reimverschlingung zurückschreckend, eine weit ausblickende Gedankenreihe eröffnend und mit sicherer Gewalt über die Sprache und einem nie versagenden Gedächtniß sie zu schönem poetischen Abschluß bringend. Sein bedeutender, ausdrucksvoller Kopf mit den reichen, röthlich-blonden Haaren, seine frische Gesichtsfarbe und sein volles, in allen Registern gleichmäßig und wohlklingend ausgeglichenes Organ und der begeisterte Vortrag seiner Verse — es war ein mächtiger, tief bewegender Eindruck, den er in solchen Augenblicken auf die athemlos zuhörende Zuschauermenge machte."

Ja, so war Wilhelm Herrmann, ein „Gymnastiker des Geistes", wie Moritz Lilie ihn nannte, aber ein Gymnastiker, dem niemals die Kraft zu versagen schien. In den etwa 8000 Soiréen, die er abhielt, war es nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß er eine Aufgabe nicht lösen konnte. Man bedenke, daß diese Vortrags-Abende mindestens 100000 Gedichte umfassen, wohl, wenn sie gedruckt vor uns lägen, 200 Bände, ein geistiges Schaffen, wie es kaum ein schreibender Poet aufzuweisen hat. Und niemals, das versicherte mir Herrmann wiederholt, hat er jemals bei einem seiner Vortragsabende das empfunden, was man beim Bühnenkünstler „Lampenfieber" nennt. Er war stets bereit, was man von ihm verlangte, in Versen ausströmen zu lassen, ohne Zagen und Zaudern.

Es ist oftmals bedauert worden, daß von allen den Schöpfungen seiner Muse nichts zu Papier gebracht wurde. Herrmann that sehr wohl daran, nichts von seinen im Augenblick entstandenen und für die augenblickliche Wirkung berechneten Poesien nachschreiben zu lassen. Darin unterschied sich eben seine Kunst von derjenigen anderer Improvisatoren, die, wie zum Beispiel Karoline Pierson ihm an Schnelligkeit der Hervorbringung nachstand, wohl aber oftmals Gedichte hervorbrachte, die tadelloser in der Form waren. Wo die Form bei Wilhelm Herrmann nicht den Stempel der Vollendung trug, ersetzte sein meisterhafter Vortrag den Mangel, so daß die Wirkung auf den Hörer eine glänzende war. Damit soll nicht gesagt sein, daß Wilhelm Herrmann nicht Poesien hervorbrachte, die das kritische Urtheil auch in Bezug auf die Form aushalten konnten. Aber Vortrag und Gedicht ergänzten sich bei ihm, und Beides war zunächst auf die Wirkung des Hörers berechnet, die eine vollständig andere ist, als diejenige des Lesers.

Alles in Allem war Wilhelm Herrmann der eigenartige Vertreter einer eigenartigen Kunst, die, für Deutschland wenigstens, mit seinem Dahinscheiden verklungen zu sein scheint.

Gandersheim im siebenjährigen Kriege.

In den Nr. 4—6 dieses Jahrganges sind Mittheilungen über die Erlebnisse der Dörfer Ahlum und Wendessen während des siebenjährigen Krieges gemacht worden, die einen klaren und unmittelbaren Einblick in die Zeitverhältnisse gestatten. Wir möchten heute den Lesern dieser Blätter ein Gegenstück dazu bieten, zeitgenössische Nachrichten aus einem anderen Orte des Kriegsschauplatzes, die ein noch viel bunteres und abwechselungsreicheres Bild geben, als uns dort geboten wurde. Sie rühren aus der alten Stadt Gandersheim her, die damals längere Zeit recht im Mittelpunkte des Kriegsgetümmels lag und über das die Heerschaaren der verschiedenen Mächte hin und herwogten. Was die dortige Gegend hat leiden und leisten müssen, erkennen wir deutlich aus den Aufzeichnungen, die der damalige Fürstliche Abteihofcantor und Polizeiinspector Joh. Phil. Fischer im Protocollbuche der Steinweger Nachbarschaft, deren Schriftführer er war, gemacht hat. Wir lassen sie hier im Wortlaute unverändert und ohne Zusätze folgen. In ihrer schlichten Natürlichkeit sprechen sie am besten für sich selbst und geben ein untrügliches und unverfälschtes Zeugniß jener Zeit, die sie uns lebendig vor Augen stellen. Daß manche entfernten Ereignisse, wie die Tage der Schlachten bei Hastenbeck und Roßbach, nicht ganz richtig angegeben sind, ist für uns hier ohne Bedeutung; der Lebenswahrheit der aus unmittelbarer Nähe berichteten Ereignisse thut das nicht den geringsten Eintrag. Auch die Erzählungen einiger anderer Vorfälle, die mit dem Kriege an sich nichts zu thun haben, sind an ihrer Stelle belassen worden. Vervollständigen sie doch das Gesammtbild, wie z. B. das furchtbare Unwetter am 27. Mai 1761, das die durch den Krieg verursachte Noth natürlich noch wesentlich vermehrte.

Th. Reiche.

Den siebenjährigen Krieg betreffend, was in selbiger Zeit der Stadt Gandersheim wiederfahren.

In Anno 1756 erhub sich zwischen der Krone Engelands und Franckreich ein Streit um einige Landstriche in America. Als nun Engeland in jenen Ländern große Eroberungen machte, suchte Franckreich sich in Teutschland und besonders an den Chur-Braunschweigischen Ländern zu erholen und solche wegzunehmen. Da nun auch der damahls lebende Herzog Carl von Braunschweig-Lüneburg nebst Hessen-Cassel und andern mehr mit Chur-Braunschweigischen Völkern verallirte, welche Alliirte Armee der Durchlauchtige Herzog Ferdinand hernach commandirte, zog sich endlich die französische Invasion, weilen die Alliirte Armee Anfangs zu schwach, bis in hiesige Gegenden, worvon hiesige Stadt Gandersheim vieles Ungemach aushalten müssen, wie in Folgendem unsern Nachkommen zur Nachricht beschrieben werden soll.

Den 17. Juni 1757 kam die französische Armee zum ersten bey Lichtringen und Holzminden über die

Weser und den 24. Juli[1]) war die erste Battaille bei Hastenbeck ohnweit Hameln, am 19. August nahmen die Franzosen Braunschweig mit Accord ein, am 4. September mußte unsere Stadt zum ersten 30 ₰ an Brandschatz erlegen. Den 7. September kamen zum allerersten von dem Fischerischen Frey-Corps, so grün mundirt, hier durch und wurden mit 100 ₰ nebst Bier, Wurst und Brodt abgekauft, welches sie vor dem Hagen Thor auf dem Bleiche Blaz verzehreten und so weiter auf Lamspring giengen.

Den 23. September kamen 2 Regimenter Franzosen, so jedes 2 Battl. stark und von Prinz Condé und Vobecourt commandiret wurden, lagen 2 Nachte vor dem Meyerhofe und giengen alsdenn wieder zum Hagen Thor hinaus. Sodenn wurde auch von den Franzosen ein Heu-, Stroh- und Holzmagazin auf der Rathswiese vor dem Meyerhofe errichtet, worzu die Gandersheimer sämtlich contribiren und arbeiten mußten und kriegten zum Theil noch Stöße darzu.

Am 28. September kamen wieder 2 Comp. Reconvalescirte vom Regiment Auvergne, weis mit violet dublirt, auf eine Nacht und giengen auch auf Lamspring zu.

Den 8. Oktober 1757 kam die große Baggage von der französischen Armee hieher, 5000 M. stark, die Infanterie in die Stadt und Cavallerie Commandos in die Amtsdörfer, führten sich einigermaßen noch ziemlich gut auf. Die ganze Stadt war voller Wagen und alle Löcher voller Menschen und Pferde, blieben liegen bis 15. November, da jeder zu seinem Regimente in die Winterquartiere gieng.

Den 6. November[2]) e. a. war die Glorieuse Bataille bey Roßbach, all wo Friedrich M. der Preußen König die Franzosen und Reichs-Armee totaliter geschlagen, daß auch nicht eine Corporalschaft ganz blieben.

Den 17. November kamen 2 französche Cavallerie Regimenter auf der Flucht hierdurch, Condé und Bourbon genand, auf 1 Nacht Quartier, Condé 260 und Bourbon 280 Mann stark. Es mußte Quartier geschafft werden.

Den 20. November kam das Regiment Infanterie Mailly 3000 Mann stark ebenfalls flüchtig daher, und lagen hier 2 Tage.

Den 23. November kamen vom Regiment Navarra 1 Battaillon à 1000 stark auf 1 Nachtquartier hier zu liegen.

Den 13. December kam ein Regiment Cavallerie hier 1 Nacht zu liegen mit Nahmen Noaille ging auf Lamspring.

Den 14. December kam wieder der Stab von Percheni Hußaren 1 Nacht hier zu liegen, die Gemeinen aber auf die Amtsdörfer.

1758.

Den 2. Januar kam 1 Battaillon vom Regiment Navarre 1000 Mann stark alhier in die Winterquartiere, 2 Bataill. davon nach Einbeck, 1 Batt. nach Alefeld zu liegen und blieben liegen bis den Sontag Oculi in der Fasten, als wir das Evangelium hatten: „Jesus trieb einen Teufel aus“, da verließen die Franzosen alle Winterquartiere und wolten im Amt Lutter am Barenberge ein Lager beziehen, worzu auch schon alle Veranstaltung zum Verschanzen gemacht waren, um vielleichte Sr. Durchl. den Herzog Ferdinand von Braunschweig daselbsten zu erwarten, welcher nunmehro Generalissimus bey der Alliirten Armée war. Als aber Prinz Heinrich von Preußen mit 5000 Mann über Halberstadt im Anmarsch war, flohen sie wie die Vögel, so verscheuchtert sind, über die Weser und so weiter. Alsdenn kriegte der Herzog Ferdinand bey Zelle Luft und wir nach gerade etwas Ruhe wieder. Indessen aber wir die Winterquartiere hatten, marschireten noch etliche Französische Regimenter durch. Als nun die Franzosen geflohen waren, kamen darauf den Sontag Pallmarum ganz ohnvermuthet des Morgens, als die Kirche aus war, 3 Compagnien Preußen vom Regiment Anhalt vom Prinz-Heinrich'schen Corps auf eine Nacht hier zu liegen, welche von jedermann freudig aufgenommen und gut bewirthet wurden, sie waren auch sehr höflich und führeten sich mit Ruhm zu schreiben recht honett und stille auf. Nun hatten wir hier wieder einige Zeit Stille und Ruhe.

1759.

Den 27. Febr. kam wieder das Hannöverische Cavallerie Regiment von Hammerstein hierdurch von Hildesheim nach Cassel und blieben davon 3 Compagnien 1 Nacht hier in der Stadt liegen.

d. 11. April wurden 3 französische Fahnen hier durchgebracht, welche der Braunschweigische Erbprinz Carl Wilh. Ferdinand in Meinungen erobert, und

d. 13. April am stillen Freytag war die Bataille bey Bergen ohnweit Franckfurt a. Main.

1760.

Den 26. Febr. kam ein Commando alliirter Lucknerischer Hussaren 16 Mann mit 100 Remonte Pferden auf ein Nachtquartier hier durch.

d. 27. Febr. kamen 2 Commandos von Veltheim und Hammersteinischen Cavallerie Regimentern hierdurch in das Stift Hildesheim in die Winterquartiere.

d. 7. Merz wurde vor die Hessen im Hildesheimischen und Eichsfelde starke Recrutenausnahme vorgenommen, weil sie sich in ihrem Lande nicht recrutiren konten. Ohne der Bürger besondern Schaden hatte jetzo der Stadt Gandersheim der französische Krieg schon gekostet 1044 ₰ 16 gr, so aus publicen Cassen genommen.

d. 13. Mai kamen hier durch das 2. Battaillon von Zastrow 5 Compagnien stark, 3 Comp. Jäger zu Fuß, das Curassier Regiment von Braunschweig, wie auch das Hannoverische von Veltheimische Cavallerie Regiment und giengen auf Einbeck und Nordheim zur alliirten Armée.

d. 24. Juni kam ein Detachement Preußischer Jäger 34 Mann stark giengen nach Hildesheim.

[1]) richtiger: den 26. Juli.
[2]) Richtiger: 5. November.

d. 4. Septb. kam ein Detachement Braunschweigischer Hussaren hier durch von 60 Mann, gehen nach Holzminden.

d. 5. Septb. kamen zum ersten die sogenandten Speck Jägers [3]) zum Vorschein.

1761.

Den 29. u. 30. Januar kamen hier 140 Mehlwagens durch, wovon die Pferde 2 Nächte in der Stadt einquartiret wurden, giengen zur Alliirten Armée.

Den 1. 5. 8. 10. u. 15. sind 480 Mehlwagen von Braunschweig aus hier durch gangen und sind allemahl einquartiret worden.

d. 9 kam ein Detaschement Hannoverischer Cavallerie vom Heisischen Regiment mit Baggage hier durch.

Vom 1. Merz an sind täglich Freund und feindliche Patrouillen hier kommen, als

d. 3. Merz ein Commando Hannoverscher Landmiliz 24 Mann, kamen von Alfeld und giengen den andern Tag wieder nach Einbeck.

d. 5. Merz sind 2 Franzosen zum Osterbruch gewesen und hat ihnen der damahlige Wirth H. Heinrich Bremer geben müssen 6 ₰ und 2 neue Hemden, von da nach Rimmerode kommen und H. Justizrath Granzin das beste Pferd aus dem Stall genommen und wieder nach Sebexen gangen, wo ihr Commando gestanden.

d. 6. Merz Morgens kamen einige Alliirten Hussaren und Jägers, machten viel Lerm und jagten wieder ab auf Seesen. Desselben Abend aber kamen von Seesen wieder ein Commando Bauren Jägers (Sc. Speck Jägers) von 60 Mann und 30 Hussaren und Jägers zu Pferde wurden einquartiret.

(Fortsetzung folgt.)

3) Vermuthlich Spottname wie „Muselköppe“ und „Snapphähne“.

Bücherschau.

Dieudonné Thiebault, Friedrich der Große und sein Hof. Persönliche Erinnerungen an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin. Erste deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad. B. I u. II. Stuttgart, Robert Lutz 1901. 343 u. 368 S. 8⁰. 9 ℳ.

Der Verfasser kam 1765 auf Empfehlung d'Alembert's als Lehrer der neugestifteten Academie militaire und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin. Friedrich der Große fand Gefallen an dem jungen Franzosen, den er oft in seine Nähe zog und mit besonderen Aufträgen betraute. Auch zu der Umgebung des Königs, den höheren Gesellschaftskreisen Berlins u. s. w. gewann Th. bald vielseitige Beziehungen. Da er Augen und Ohren offen hatte, so konnte er Vieles beobachten, selbst oder von Anderen hören, was den König seine Ideen und Ansichten, sein Thun und Treiben, seine Lebensgewohnheiten u. s. w. betraf und uns sonst nicht eben überliefert ist. Er hat dies Alles ohne Tendenz und Nebenzwecke, in offener Neigung, aber nicht blinder Parteilichkeit für seinen Helden aufgezeichnet, nicht in der Absicht, damit eine biographische Arbe[...] liefern, sondern nur um sich und Andern seine [...]innerungen festzuhalten. So erklären sich man[...] Ungenauigkeiten im Einzelnen, die bei ihm unterla[...] aber leicht zu berichtigen sind, und für die der Rei[...] Unmittelbarkeit seiner Mittheilungen reichlich entschä[...] Er weiß unter Einflechtung zahlloser Anecdoten [...] und gewandt zu erzählen und die Personen, von de[...] er berichtet, vor Allem den großen König, uns an[...]lich vor die Augen zu stellen. Das Buch erschien [...] im Jahre 1804 in Paris unter dem Titel: „[...] Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin [...] Frédéric le Grand, sa Famille, sa Cour, [...] Gouvernement, son Académie, ses Écoles et [...] Amis litterateurs et philosophes“. Die deut[...] Uebersetzung, die uns hier zum ersten Male gebo[...] wird, liest sich äußerst fließend und angenehm. [...] Originaltext ist hier etwas gekürzt und mit erläuter[...] Anmerkungen versehen; für Beides werden wir [...] Bearbeiter nur dankbar sein können.

Auch für unsere heimische Geschichte bietet das [...] eine nicht zu verachtende Ausbeute. Es enthält [...] reiche Züge zu der Charakteristik einer Reihe von [...]gliedern unseres Fürstenhauses, insbesondere der Prinz[...] Wilhelm Adolf und August Friedrich, denen ein [...]sonderer Abschnitt gewidmet ist (B. I S. 268—[...] Der König sah sie stets gerne; sie gehörten zu seine[...] gewöhnlichen Tischgenossen, die außer ihnen noch Män[...] der Litteratur, einige Hofleute und Generale umfa[...] (I, 124 u. 140). Es ist des Prinzen Wilhelm Ad[...] und seiner Stellung zu dem Könige in diesen Blätt[...] schon öfter [1]) gedacht worden. Da ist es wohl [...] Interesse, die Worte hier zu wiederholen, die Friedri[...] nach dem Tode des Prinzen zu dessen Bruder gesproch[...] Thiebault schreibt B. I S. 283:

„Sobald die Nachricht von dem Tod des Prinze[...] eintraf, ließ der König dessen Bruder Friedrich August nach Potsdam rufen und sagte ihm die denkwürdige[...] Worte: Wir haben, mein lieber Neffe, einen herben Verlust erlitten. Aber nur wir, die wir den Todte[...] überleben, sind zu beklagen. Glaube mir, er selbst braucht nicht bedauert zu werden. Er hat nichts verloren, er hat im Gegentheil Alles gewonnen. Er hatte zu viel Geist und war ein zu edles Gemüth, um nicht in diesem Lande, in dem er vom Schicksal zu leben bestimmt war, unglücklich zu sein“.

Gut sind die Scherze, die Th. von dem witzigen Friedrich August zu berichten weiß, und vielsagend das kurze Lob, das er der Herzogin Philippine Charlotte spendet (I, S. 292):

„Ueber die Mutter der Prinzen, die Herzogin von Braunschweig, habe ich nichts zu berichten. Sie war die verkörperte Güte, Vernunft und Tugend, und über solche Damen giebt es natürlich keine pikanten Anekdoten zu erzählen“.

Die Ausstattung des Buches, das sechs Bilder des Königs aus verschiedenen Lebensaltern zieren, verdient nur Lob.

1) Br. Mag. 1899 S. 33 ff; 1900 S. 159 f.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 18. 8. September 1901.

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Raabe

zum 8. September 1901.

Ein Priester, der dem Höchsten zugewandt
fernab vom Schwarm andächtelnder Gesichter,
um Gunst und Ehre unbesorgt, in schlichter
einsamer Andacht schauend, schaffend stand —

so bist Du endlich, der Du warst, erkannt:
sie preisen Dich den deutschesten der Dichter,
sie bringen Deinem Altar ihre Lichter,
und, wie Du sprichst, geht Amen! durch das
Land.

Uns aber, da zum Fest wir uns bereiten,
uns schlägt das Herz, daß wir gewürdigt waren,
den Lebensweg zu gehen Dir zu Seiten,

und, wie mit Dir wir Leid und Lust erfahren,
den eignen Sinn zu weihen und zu weiten
im Aufblick zu dem Guten, Schönen, Wahren!

Weghaus, den 7. September.

Die Rittergutsbesitzer des Herzogthums Braunschweig in den Jahren 1501—1900.

Ist die nachstehende Uebersicht auch das Ergebniß mannigfacher Arbeit, so kann sie doch keineswegs den Anspruch erheben, ganz vollständig und zuverlässig zu sein. Dazu ist das Material, das hier benutzt werden konnte, ein zu zerstreutes und lückenhaftes. Aber es muß, um weiter zu kommen, bei derartigen Fragen einmal dreist der Versuch einer Darstellung gemacht werden, damit eine Grundlage gewonnen wird, auf der weiter gebaut werden kann. In diesem Sinne bitte ich die hier gebotenen Tafeln aufnehmen zu wollen. Die Urkunden und Akten, die hier Berichtigungen und Ergänzungen bringen können, befinden sich in den verschiedensten Händen. Daher richte ich zugleich an alle diejenigen, die solches Material besitzen oder nachweisen können, die Bitte um freundliche Unterstützung. Es wird sich dann später hoffentlich ein berichtigtes Verzeichniß der Rittergutsbesitzer aufstellen lassen.

Im Uebrigen erklären sich die Tafeln wohl von selbst. Sie sind so angelegt, daß sie in den letzten vier Jahrhunderten für jedes Jahr die Zahl der bestehenden Rittergüter und die Familien, die sie besitzen, erkennen lassen. Vor jenen Zeitraum noch zurück zu gehen, erschien nicht zweckmäßig, da man hier in verhältnißmäßig nur wenigen Fällen vor der Hand zu einem sicheren Ergebniß gelangen kann. Die Zeit, für welche das eine oder andere der hier aufgeführten Güter als Rittergut nicht angesehen werden kann, weil es noch nicht oder nicht mehr bestand oder sich nicht in Privatbesitz befand, ist durch ein paar wagerechte Striche angedeutet worden.

Die Bedeutung, die eine solche Uebersicht außer für die Orts- und Familiengeschichte auch für die Geschichte der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse besitzt, wird ihre Veröffentlichung hoffentlich hinreichend rechtfertigen. Es lassen sich daraus mancherlei Schlüsse ziehen. So erkennt man aus ihr z. B. deutlich die Vertheilung der Güter in adeligem und in bürgerlichem Besitze, das allmähliche Anwachsen des Letzteren, die Abneigung des Patriciats, Grundbesitz zu erwerben u. a. m. Wir können hier derartige Fragen nur kurz andeuten, es würde viel zu weit führen, näher darauf einzugehen. P. Z.

			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
1.	**Achim.**		v. Steinberg.	v. Steinberg.	v. Steinberg. 1750 Fürstliches Amt.	
2.	**Allrode.**		v. Wrampe.	1615. v. Cobnrg. 1647. Winkler. 1672. Kleine. 1676. v. Henning.	1716. v. Steinberg. (1717 an Retzel † 1737, dann an Schmidt wiederkäuflich verkauft.) 1749. Schmidt. 1756. Nanne. 1776. Diederichs.	1802. Schönewald. c. 1810. v. Trotha. 1820. Iken. 1822 an Gemeinde verkauft und zerstückelt.
3.	**Altena.**	v Bodendieck.	v. Bülow.	1629. v. Spiegel. v. Bülow. 1697. v. Spiegel.		v. Spiegel. 1892. v. Davier.
4.	**Alvesse.**					1892. Brendecke.
5.	**Ampleben.**	v. Ampleben. v. Ütze.	im Besitze der Stadt Braunschweig.	1671 von Stadtcommission eingezogen.	1714. Bötticher.	1836. Wahnschaffe. 1870. Bollmann. 1874. Dettmar. 1892. Cramer v. Clausbruch.
6.	**Astfeld.**			1663. de Rolly.	1710. v. Schack. 1737. Cleve.	1842. Mackensen. (v. Astfeld.)
7.	**Barum.**		v. Schwicheldt.	1677. Heukenroth.		c. 1804. v. Brabeck. 1821. Graf v. Stolberg. 1843. Wilkens.
8.	**Benzingerode.** (Oberhof.)		v. Kißleben.	v. Kißleben.	1708. v. Cramm. 1712. v. Steinber[illegible] 1725. Graf Ran[illegible] 1731. v. Schub[illegible] 1768. Schmidt. 1781. v. Culem[illegible]	1801. Graf v. Lüttich[illegible] 1804. v. Schr[illegible] 1804. Barna[illegible] 1816. v. Wol[illegible] 1820. van Sem[illegible] 1855. Löbbecke. 1864. Graf v. [illegible] 1867 zerstückelt.

9.	**Benzingerode.** (Unterhof.)		v. Schierstedt.	v. Schierstedt.	1764. v. Heimburg. 1767. v. Culemann.	Graf v. Lüttichau. v. Scheither. Barnaart. v. Wylich. van Semmern. Löbbecke. Graf v. Stolberg-Wernigerode. zerstückelt.
10.	**Bevern.**		v. Bevern. 1588. v. Münchhausen.	1643 vom Herzog August gekauft.		
11.	**Bisperode.**		v. dem Werder.	1614. v. Wustrow. 1620. v. dem Werder. 1665. Wolff-Metternich zur Gracht.	Wolff-Metternich zur Gracht.	Wolff-Metternich zur Gracht. 1875. Buresch. 1879. Mummy.
12.	**Bodenburg.**		v. Steinberg.	v. Steinberg.	v. Steinberg.	v. Steinberg.
13.	**Bornum** (bei Königslutter.)	.	v. Wendessen.	v. Wendessen.	1706. v. Weferling. 1764. v. Westphalen. 1779 von Herzog Karl gekauft. 1780 an Kloster Amelunxborn ausgetauscht.	
14.	**Bornumhausen.**	Gandersheimer Lehen. v. Wildenstein. v. Gowische.	v. Steinberg.	v. Steinberg.	1701 als Tafelgut der Aebtissin von Gandersheim eingezogen.	
15.	**Braunschweig.** (Erbküchenhof.)	v. Campe. v. Hondelage.	v. Hondelage. 1514. v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.
16.	**Brunkensen.**	Homburgisches Lehen.	v. Wrisberg.	v. Wrisberg.	v. Wrisberg. 1764. v. Görtz-Wrisberg.	v. Görtz-Wrisberg. 1893 in der Matrikel gestrichen.
17.	**Brunsrode.**	v. Brunsrode. im Herzoglichen Besitze.	im Herzogl. Besitze. 1525. v. Abrum. 1582. Cappaun v. Zwickau.	1634. v. Bülow.	v. Bülow.	v. Bülow.

			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
18.	**Buchhagen.**	Rittersitz seit 1791, schon vorher Jahrhunderte im Besitze der v. Hake.			1791. v. Hake.	v. Hake.
19.	**Büstedt.**		v. Bülow.	1629. v. Bülow. / v. Spiegel. 1697. v. Spiegel.	1705. Osterloh. 1739. v. Berghauer. 1767. v. Bibow. 1781. v. Plessen.	1852. Nolte. 1864 fehlt in der Matrikel.
20.	**Burgdorf.**		v. Assel. 1596. v. Kniestedt.	v. Kniestedt.	v. Kniestedt.	v. Kniestedt. 1834 von H. Cammer verpachtet. 1845. v. Cramm.
21.	**Cattenstedt.**			1630. v. Kropf.	v Kropf.	v. Kropf. 1865. Wrede. 1874. Hecker.
22.	**Deensen.**	zur Herrschaft Homburg gehörig.	v. Campe.	v. Campe.	v. Campe.	v. Campe.
23.	**Groß Denkte.**					1842. v. Hoyer. 1850. Lutterodt. 1853. v. Pawel. 1862. Löbbecke.
24.	**Klein Denkte.**	1720 in die Rittermatrikel aufgenommen.			1720. v. Bötticher.	v. Bötticher.
25.	**Destedt** (Oberburg).		v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.
26.	**Destedt** (Unterburg).		v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.

27.	**Dettum.**	1718 in Rittermatrikel aufgenommen.	1542. Völker.		1718. v. Völker. 1785. Mund. (v. Dettum.)	1806. Franz.	1842 an Gemeinde verkauft und zerstückelt.
28.	**Düsterthal.**		v. Steinberg.	v. Steinberg.	v. Steinberg.	v. Steinberg.	
29.	**Duttenstedt.**		v. Oberg.	v. Oberg.	v. Oberg.	v. Oberg. 1835. v. Veltheim.	1846 an Hannoversche Regierung verkauft.
30.	**Engerode.**		v. Bortfeld.	v. Bortfeld. c. 1650. v. d. Busche.	v. d. Busche. 1756. v. Brabeck.	1821. Graf Stolberg.	1841 von der Gemeinde gekauft und zerstückelt.
31.	**Esbeck.**		v. Hoym.	v. Hoym.	v. Hoym.	1840. Prötzel.	
32.	**Fürstenau** (Haselau).				c. 1700. Rapp. 1716 der Herzogin Elisabeth Sophie Marie verkauft.		
33.	**Gittelde.**		v. Gittelde.	v. Gittelde. c. 1660. v. Diepenbrock.	1750. Herzog.	1803 v. Billerbeck.	1822 von der Gemeinde gekauft und zerstückelt.
34.	**Glentorf.**		v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.	
35.	**Hachenhausen.**						1896. Wittekop.

Gandersheim im siebenjährigen Kriege.

(Fortsetzung.)

Den 7. Merz des Morgens kamen von Hildesheim her 80 Mann Hannöverische Landmiliz von Scheuters und Kielmanseck'schen Regiment, welchen noch 30 Mann des Abends von Alefeld folgeten, wie auch ein Detachement Hannöverischer und Hessischer Reuters, wurden einquartiret. Die Bauren oder Landjägers aber giengen wieder auf Seesen. In der Nacht darauf sind die Franzosen in Seesen aufgesprengt und haben viel Husaren und Jägers zu Pferde und zu Fuß überfallen und zu Gefangenen gemacht und haben sich damahl die Speckjägers ganz verlaufen, ihre grünen Röcke ausgezogen, verstecket und in Baurenkitteln ohne Mützen davon gelauffen (sie hatten Grenadier-Mützen, grüne Röcke mit gelben Aufschlägen und keine Unterkleider, stat deren sie in Baurenkitteln giengen, waren lauter alte Bauren und Knechte, so sich vorlängst loß gekauft hatten).

Den 8. Merz kamen 120 Mann Hannoverischer Infanterie hier anmarschiret.

Den 9. Merz kamen noch 40 Braunschw. Hussaren nebst 250 Mann Infanterie.

D. 10. Merz wieder 40 Hussaren.

D. 11. Merz ebenermaßen 40 Hussaren von Braunschweig hier an, blieben alle liegen.

D. 14. Merz kam noch darzu der Preußische Partey Gänger Oberste Collignon mit seinem Frey Corps und 2 Cannonen an marschiret; solches bestand aus 400 Mann Preußen, so lauter zusammen gerafftes Gesindel war, so die Leute pressirten nebst 200 Speck Jägers. 80 Mann Hannöverischer Infanterie, 20 preußischer Hussaren und 20 Braunschw. reitender Jägers [kamen] ein marschiret, wurden einquartiret und blieben alle liegen.

D. 18. Merz früh 1/28 Uhr marschirten sie allesamt nach Nordheim, nachdem die Franzosen alda aus marschiret.

D. 26. Merz aber sind die Franzosen wieder kommen und hat Collignon eine schwere Battaille (Sc. nach Maaße seines Corps) bei Höckeln ausstehen müssen, weilen die Franzosen 4000 stark ankommen, seine 2 Cannonen verloren, viel Leute in die Leine gejagt und versoffen, auch noch viele gefangen und getödtet.

Den 28. Merz kamen die zersprengten von Collignon hier wieder an und giengen

D. 30. Merz nach Clausthal.

Dieses Frey Corps hat den Leuten vielen Spectacul gemacht und Kosten verursachet. Auch hat jetzo eine Kanne Bier 14 ₰ gekostet.

D. 4. Aprill kam 1 Bataillon Braunschweiger unter Commando des Hl. Major von Zweydorff mit 2 Canonen hierdurch und giengen nach dem Harze.

D. 5. Aprill kam der preußische Obriste Collignon vom Harze wieder mit etwas Verstärkung zurück und gieng den 6ten Aprill über Lamspring ab, die Braunschweiger dabey seyende, detaschirte aber auf Braunschweig zu.

D. 10. Aprill ist ein Commando Hannöverischer Cavallerie und Infanterie Jägers von 50 Mann mit Baggage Wagens hier durch gangen.

D. 14. Aprill kam das ganze Braunschwg. Jäger Corps, so 200 Mann Cavallerie und 300 Mann Infanterie, von Cassel hier her zu liegen, um sich zu Recrutiren und Moundiren und blieben liegen bis den 15. May, es blieben aber dennoch einige Kranken zurück.

Den 27. May 1761 war Mitwoch Abends am St. Ludolphus Tage gegen 8 Uhr kam ein sehr starkes Gewitter über den Kühler vom Mittage einher, mit Blitzen und Donnern immer in eines ohne Abzug fort, mit einem äußerst starken Regen Guß, so einem Wolkenbruch zu vergleichen, bis früh morgens um 1 Uhr continuirlich einher gestürtzt, daß das Wasser 3 elle hoch vor dem Hagen Thor über den Wall um 1/29 Uhr schon kommen, hat die ganze Stadt überschwemmet und unter Wasser gesetzet, hat die Stadtmaure an 3 Orten umgeworfen, als vor dem Hagen von Brünings Scheure bis hinunter ans Thor, zweitens in der Pferdetrenke hinter Amtsvoigt Bornemans Hauße bey der Amts Scheure und 3tens bey dem Steinweger Hirtenhauße bis an den Zwinger, wobey einige Häußer ganz unten ausgeflossen. Das alte Beginen Hauß zum heiligen Geist hinten ganz weg, daß ein neues gebauet werden muste, auch viele Stallung und Schweinekovens ganz weg. Das Waßer hat an manchen Orten 4 Ellen hoch und drüber gestanden, in der Pferdetrenke in einigen Häußern noch 1/2 Elle im zweyten Geschoß. Die Mobilien und was die Leute unten in den Häußern gehabt alles fort und lag vor dem St Jürgen Thor auf der Wiese hinunter bis nach Orxhausen alles unter einander durch und war zum Theil verdorben. Auch viel Leute hatten kein Brodt behalten und waren noch über dieses alles in der Hagener Nachbarschaft 44 Stück und Steinweger Nachbarschaft 12 Stück Hornvieh, überall 77 Stück Schweine inclusive auf Fürstl. Abtey Oeconomie Meyerey ein ganzer Stall voll, 3 Pferde und 12 Ziegen versoffen, zum grösten Glück aber ist kein Mensch dabey ums Leben kommen, aber doch etliche in der äußersten Gefahr gewesen.

Am 29. May kam schon wieder ein Commando Jägers 100 Mann stark Braunschweiger und Hannoveraner musten auf die Morizstraße einquartiret werden. In diesem Monath ist die Kanne Bier auf 2 Mgl. gestiegen.

Den 30ten Juli kam General von Freytag mit dem gantzen Braunschweigischen und Hannoverschen Jäger Corps Infanterie u. Cavallerie 1800 Mann stark auf 1 Nachtquartier hier zu liegen, kamen von Osterode und gingen nach Dassel, 400 Husaren aber kamen nach Orxhausen und Creinsen.

Den 1. August kamen noch 20 Jägers zu Fuß nach, blieben 1 Nacht hier und folgeten den andern nach.

Nunmehro gieng des Krieges Noth e[illegible] recht an.

Den 13. August hat Stadt und Amt auf [illegible] complette Rationes den Anfang machen [illegible]

französischen Truppen nach Einbeck zu liefern 54 ℔ Heu auf 3 Rationes, so jeder Bürger und Brauer vors erste geben müßen.

Den 14. August kam ein Commando französischer Cavallerie als 14 Hussaren von Turpin und 6 Reuters von Greene herüber, giengen nach der Winzenburg und brachten den Rittmeister Engel von den Braunschweigischen Jägern als Gefangen mit zurück.

Den 21. August kam General von Luckner von den Aliirten mit seinem ganzen Corps hieher, nahm das Generalquartier in der Stadt, die Cavallerie aber campirte auf dem Galgenberg vorne über dem Diebesstiege, die Infanterie aber lagerte sich vor dem Neudorfer Thor auf dem Möhlenstiege und bestand dieses Corps aus 2 Regimenter Cavallerie von Veltheim und von Jungermann, 2 Regimenter Hussaren von Braunschweig und von Luckner, 3 Bataillon Grenadier und 2 Corps Jägers, als von Freytag und von Stockhausen, blieben 2 Nächte liegen und giengen am 23. August Morgens um 3 Uhr nach Osterode. Und stehet jetzt die große Franzosen Armée um Einbeck.

Den 26. August kam General Luckner wieder bey Lamspring an, stelte ein starkes Piquet vorne auf dem Hagenberg und patroullirten bis Greene und Salzderhelden.

Den 29. August gieng ein Commando Luckerischer Hussaren von 36 Mann hier durch nach Greene und ruinirten die Brücke über die Leine und sodann wieder zurück nach Lamspring.

Den 30. August brachten die Luckerischen Hussaren einige französche Hussaren und Infanteristen hier durch.

Am 2. Sept. stand noch ein Piquet Lucknerscher Hussaren auf dem Hagenberg von 30 Mann, welchen die Bürgers musten zu eßen und trinken auf den Berg bringen. Um 3 Uhr aber Nachmittages kam der Prinz Xavier von Seesen herüber mit 24000 Mann Sachsen und Franzosen, nahm das Hauptquartier in der Stadt im Granzinischen Hauße, blieben 1 Nacht hier, lagerten sich bey den 3 Linden und vor dem Meyerhofe auf den Wiesen und gingen wieder nach Einbeck, fouragirten stark und forderten von der Stadt 100000 ₰ an Golde oder 160000 ₰ Münze Brandschaz und nahmen Geißeln mit, als

1) H. Amtmann Kubel.
2) „ Bürgemeister Schrader.
3) „ Deputirten Brandes.
4) „ Kaufmann und Senator Meyers ältesten Sohn.

Den 4ten waren schon wieder Luckerische Patrouillen hier, ruinirten aber die Brücke zu Greene und schwärmten überall herum.

Den 6ten kam eine französche Hussaren Patrouille.

Den 7ten kam wieder eine Luckerische Patrouille und noch des Morgens um 9 Uhr kam der General Chabol mit 5000 Franzosen und Sachsen Infanterie und Cavallerie, lagerten sich auf dem Galgenberge und giengen den 8ten wieder nach Einbeck, nachdem ihnen die Bürgerschaft geben müßen 8 Kühe, jeder Haußwirth 1 Hbt (Himpten) Gartenfrüchte und 300 Rationes Heu, welches jeder Bürger auf dem Buckel hinaustragen muste. Den Nachmittag kamen wieder Lucknersche Patrouillen.

Den 11. September kam Prinz Xavier mit seiner kleinen Armée von 30000 stark wieder, nahm sein Hauptquartier wieder so in der Stadt. Das Lager der Saxen aber wurde am Clausberge heraus mit Zelten und Kucheln[4]) geschlagen, wovon die Rudera der Kucheln zu ewigen Zeiten bleiben werden. Die französische Infanterie aber stund separirt auf dem Möhlenstiege, die Cavallerie hinter dem Meyerhofe auf dem Lande, wo von beyden die Kuchellöcher wieder gerade gepflüget, und die Artillerie stand auf dem Soldberge; übrigens waren alle Gartens an der ganzen Seite voller Maquetenter und preiß. Hinten im Stahlmans Hey war ein Verhack bis auf die Höhe und so weiter bis vor die Cluß gemacht, alsdenn auf dem Hasenwinkel eine Reduten Schanze mit Pallisaden besetzt und Canonen drauf, so auch noch zu sehen, und oben auf dem Osterberge eine Schanze mit Canonen, welche die Heber Börde bekreuzen konten. Und in der Stadt lag es so voll, daſſ sich Niemand regen konte noch durfte und mussten die Bürgers all ihr Gewehr abgeben. Bey der Teichmühle am Schwarzenberge stand der französische General Close mit 6000 Mann leichten Truppen auf dem Vorposten.

Den 13. Sept. kam auch der zeitige französische Generalissimus in Person hierher, um zu recognosciren, es war der Zeit Duc de Broglie. Auf den Stiffts-kirchhof musten die Bürgerschaft dem Prinzen Xavier eine Küche bauen. Dieses mahl wurde eine sehr schwere Contribution erpreßet. Nachdem sie nun alles ruinirt, erpreßt und gar übel Hauß gehalten, marschirten sie den 20ten Septb. wieder ab nach Einbeck und nahmen mit sich 7 Geißeln aus der Stadt, 3 vom Stift und 2 vom Schachtenbeck. (Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Hans von Wolzogen, Raabenweisheit. Zum 70. Geburtstage des Dichters aus den Werken Wilhelm Raabe's ausgewählt, zusammengestellt und herausgegeben. Berlin, Otto Janke 1901. 174 S. 8°. 2 M.

Unter glücklich gewähltem Titel ein Büchlein zur rechten Zeit! Schon früher ist in diesen Blättern darauf hingewiesen, welche Fülle von Lebensweisheit die Romane und Erzählungen unseres großen Humoristen auch in Form von „Maximen und Reflexionen“ enthalten, die im Zusammenhange der Geschichten leicht überlesen werden und erst, wo sie aus diesem Zusammenhange gelöst uns einzeln entgegentreten, die ganze Originalität ihrer Fassung und die Tiefe und weitreichende Bedeutung ihres Inhalts recht offenbaren. In dem vorliegenden Büchlein hat nun Hans von Wolzogen (der Bayreuther) aus den gesammten Werken des Dichters etwas über zweihundert solcher Stellen ausgehoben und in fünf Gruppen — Menschenleben und Schicksal, der Mensch, der Mensch unter Menschen,

4) Kochlöcher.

Idealismus und Kunst, Deutsche Art — zusammengestellt. Leicht hätte sich die doppelte und dreifache Zahl aufbringen lassen, und einige Erweiterung wäre namentlich dem letzten Abschnitte wohl noch zu wünschen. Aber das Gebotene reicht aus, um eine Vorstellung von dem zu geben, was in dieser Hinsicht bei Raabe zu holen ist, und wird ihm selber manchen neuen Leser zuführen. Ein Uebriges dazu thut auch gewiß die anmuthige, von ebensoviel Verständniß, wie warmer Verehrung zeugende Einleitung des Herausgebers, deren Schluß sich jeder Raabe-Leser für den heutigen Tag gern zu eigen machen wird: „Wir gratuliren uns zu Deinem Geburtstage, lieber Jakob Corvinus!“

A. Hampe, Das particulare Braunschweigische Privatrecht. Zweite, auf Grund der neuen Reichsgesetzgebung völlig umgearbeitete Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1891. XIV und 587 S. gr. 8°. 12 M.

Von A. Hampe's particularem Braunschweigischen Privatrechte liegt jetzt die zweite Auflage, oder sagen wir richtiger die Neubearbeitung vor, dem neuen Reichsrechte von 1890 das kaum weniger neu gestaltete ergänzende Landesrecht zur Seite stellend.

Ein getreues Bild in der That des abgelaufenen Jahrhunderts, des fast unvermittelten Ueberganges von dem ruhigen Stillstande fast zweier Generationen zum rastlosen Vorwärtsdrängen der Gegenwart bietet diese, wie wir im Sinne des Verfassers sagen müssen, Fortführung des Steinacker'schen Unternehmens: das braunschweigische Landesrecht zugleich wissenschaftlich-systematisch und für den praktischen Gebrauch des Juristen handgerecht darzustellen. Für nahezu ein halbes Jahrhundert hat Steinacker's im Jahre 1843 erschienenes „Particulares Privatrecht“ diese seine Aufgabe, unser aus Gewohnheitsrecht und Einzelgesetzen wenig übersichtlich sich zusammensetzendes Landesrecht in einheitlich-wissenschaftlicher Darstellung für Studium und praktischen Gebrauch zusammenzufassen, erfüllt —, es konnte solche lange Zeit hindurch diese Aufgabe erfüllen, weil die Vollständigkeit seines Inhaltes und die mustergültige Klarheit der Darstellung die Möglichkeit der verbessernden, der Stillstand in der Weiterentwicklung des geltenden Rechts die Nothwendigkeit der ergänzenden Arbeit ausschloß.

Dann aber 1895 stand der Verfasser des neuen „Particularen Braunschweigischen Privatrechtes“ vor einer derart umfassenden Neubildung dieses Rechtes, fast ausschließlich den letzten beiden Jahrzehnten entstammend, daß es mit der ursprünglich von ihm nur geplanten Neuredaction des Steinacker'schen Werkes nicht mehr gethan war, daß vielmehr eine fast vollständige Neuarbeit erforderlich war, der jenes nur noch als Vorbild, nicht mehr, oder doch nur sehr wenig noch als Grundlage dienen konnte. Die jetzt erschienene zweite Auflage des Hampeschen Werkes wiederum bringt gleicher Weise eine fast vollständige Neuarbeit, bedingt durch das Inkrafttreten des reichsgesetzlichen Bürgerlichen Gesetzbuches und seiner Nebengesetze.

Das Hampesche Werk enthält das jetzige einheimische Landesrecht in der bisherigen, dem gemeinen Rechte angepaßten systematischen Darstellung, bei jeder Rechtsmaterie, soweit sie nicht als dem Vorbehaltsgebiete des Landesrechtes angehörend in den Rahmen eben dieser Darstellung einbezogen ist, unter Verweisung auf die betreffenden Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches, der Reichsgrundbuchordnung u. s. w., sowie der Braunschweigischen Ausführungsgesetze zu dieser Reichsjustizgesetzgebung.

Dieser stets gewahrte Zusammenhang mit dem Reichsrechte erleichtert einmal das gleichzeitige Studium auch des letzteren und erhöht im Vereine mit der systematischen Darstellungsweise die Uebersichtlichkeit über das Ganze des jetzt geltenden bürgerlichen Rechtes, wie andererseits die für die praktische Anwendung wichtige, dabei nicht immer auf den ersten Blick leicht kenntliche Grenze zwischen dem Geltungsbereiche reichsgesetzlicher und landesrechtlicher Bestimmungen deutlich gekennzeichnet wird. Wo, was nicht immer ausgeschlossen, diese Abgrenzung zu rechtlichen Zweifeln Anlaß geben kann, wie z. B. im bäuerlichen Ehegüterrechte, sind solche Fragen unter eingehender Berücksichtigung deren bisheriger Erörterung in der juristischen Litteratur hervorgehoben und behandelt.

Soweit die einheimischen öffentlich-rechtlichen Verhältnisse in das bürgerliche Privatrecht hinüber-, oder in das bürgerliche Leben sonst besonders eingreifen, wie die kirchlichen, die Pfarr- und Schulangelegenheiten, die Communalverwaltungssachen u. a. m., sind auch diese Rechtsverhältnisse aufgenommen, so daß die Grenzen einer Darstellung des bürgerlichen Rechtes in dieser Richtung nicht unerheblich, zweifellos aber zu Nutzen der praktischen Brauchbarkeit des Werkes, erweitert sind.

Dem Vorgange des Bürgerlichen Gesetzbuches folgend sind durchweg die früher üblichen, dem römischen Rechte entnommenen fremdsprachigen durch die entsprechenden deutschen Bezeichnungen ersetzt, — ein Vorzug, der namentlich auch von den Nichtjuristen empfunden werden wird, die in früher nicht gekanntem Umfange jetzt namentlich auch durch die Selbstverwaltung in Gemeinde- und Kreisangelegenheiten, Kirchen- und Schulsachen genöthigt sind, Kenntniß in den einschlägigen Rechtsbestimmungen sich zu verschaffen und denen neben den in erster Linie interessirten Juristen Hampe's Braunschweigisches Privatrecht ein willkommener und nothwendiger Wegweiser sein wird.

Als unentbehrlicher und, wie man sagen darf, vollgültiger Ersatz für das Steinackersche Werk wird die Hampesche Arbeit für alle diese jetzt noch erweiterten Kreise dieselbe Bedeutung gewinnen, wie jenes sie für die braunschweigischen Juristen hatte.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 4. Henking, Straßenreinigung in der Stadt Braunschweig. — 5. Hoffmann, Untersuchung einiger Zeichensäle der hiesigen Bürgerschulen. — 6. R. Blasius, Max von Pettenkofer †; O. Lange, Zur Kurzsichtigkeitsfrage. — 7. Ehrmann und Kornauth, über neuere Nährapparate; R. Blasius, Fr. A. Meyer †. — 8. W. Koch, Untersuchungsresultate im städtischen Schlachthause zu Braunschweig 1. April 1897—1901.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 19. 22. September **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Gandersheim im siebenjährigen Kriege.

(Fortsetzung.)

Von der Stadt [waren Geiseln:]

1) Senator Christn. Friedr. Behrens ein Kaufmann.
2) H. Julius Hartmann ein Lohgerber.
3) „ Christian Brandes ein Knopfmacher.
4) „ Andr. Bauermeister ein Kramnädler.
5) „ Joh. Jürgen Meinecke ein Schafmeister.
6) „ Gottlieb Behrens ein Tischler.
7) „ Fried. Brüning ein Kl. Patritius.

Vom Stifte

1) H. Abteyrath und Senior Witten.
2) „ Rector Breithaupt.
3) „ Cantor Vetterlein.

Vom Schachtenbeck

1) H. Amtsverwalter Greiffenhagen.
2) „ Stephan Schünemann ein Garnhändler.

Die beyden Letztern vom Schachtenbeck haben sich sogleich den 3ten Tag hernach mit 4000 ₰ loßgekauft, auf den Dörfern ledigten sie alles an Fourage u. Lebensmitteln rein aus.

Den 23. Sept. kam schon wieder der Duc de Lavall mit 8000 Mann, gieng durch und um die Stadt nach Seesen, nahmen vom Amte den H. Oberhauptmann von Steuben und von der Stadt den Syndicus Henneberg noch als Geißeln mit weg.

Den 26. Sept. Nachts 12 Uhr holete der Rittmeister Sander ganz allein 1 Jäger vom Prinz Xavier aus dem Weißen Roß. Um 8 Uhr ließ sich besagter Rittmeister Sander von den Freytagischen Jäger Corps mit 50 Cavallerie Jägern u. 50 Lucknerschen Hussaren auf dem Clausberg sehen und marschirten um 11 Uhr nach Alfeld.

Den 27. Sept. kamen 10 französische rothe Dragoners mit dem Oberhauptmann von Steuben und Syndicus Henneberg von Seesen wieder zurück und transportirten solche nach Einbeck, wo die ersten Geißeln auch saßen.

Den 28. Sept. kam der Duc de Lavall mit seinem Corps von Seesen wieder zurücke, nahm sein General-Quartier auf dem Dechaney Meyerhofe, die Infanterie lagerte sich am Clausberge, die schwere Cavallerie hinterm Meyerhofe, Hussaren aber und Dragoner in der Dehne bey Wrescherode.

Den 30. Sept. wurden 300 Mann Hussaren, Dragoner, Infanterie und schwere Cavallerie nach der Winzenburg commandiret, um ein Lucknerisches und Freytagisches Commando aufzunehmen, wurden aber übel empfangen, daß nur den Nachmittag um 3 Uhr 18 Mann davon wieder kamen. Als nun Mr. Lavall eben Mittagstafel halten wollen und eben Suppe essen will, läst er den Löffel fallen und eilet mit seinem Corps geschwind wieder nach Einbeck zu.

Den 2. Oktbr. ging das Closische Corps so bey Seesen gestanden bey den 3 Linden vorbey und etwas durch die Stadt nach Einbeck, ingleichen auch 1 Regiment Nassauischer Carabiniers und 100 Hussaren auch durch die Stadt nach Einbeck.

Den 3. Oktober war schon wieder eine Escadron Lucknerscher Hussaren unter Commando des Rittmeister Breymann auf den Clusberge und patroullirten durch und um die Stadt bis Opperhausen und Greene und wurffen die Brücken alle um, den 2. Tag ab, und dann kamen die Franzosen wieder, so musten sie die Bauren par force wieder machen.

Den 4. October kam der Generalmajor von Closen mit seinem ganzen Corps von Einbeck wieder hieher und lagerte sich deßen Infanterie an den Clausberg, die Cavallerie aber in die Stadt, wo alle Häußer, Scheuren, Ställe und Schweine-Koven so voller Menschen und Pferde waren, daß sich niemand regen konte, trieben übele Wirthschaft und marschireten den 6. October wieder ab über Alten Gandersheim und Lutter am Barbg. vor Wolfenbüttel. Als diese weg waren, kamen wieder

den 6. October der Prinz Xavier mit seiner kleinen Armée 30000 Mann stark hier durch und vorbey. Der Prinz nahm sein Hauptquartier wieder in der Stadt wie vorhin, die Armée aber lagerte sich vom Möhlenstiege an bis nach Schachtenbeck, giengen

den 7. October wieder ab über Seesen auch vor Wolfenbüttel, welche Festung sie dennoch mit ihrem Geschütz kaum erobern konten, da doch nur 600 Mann

alte Invalliden und Landmiliz darinnen lagen, welche sie gefangen nahmen. Als sie nun diese schlecht rühmliche That kaum mit Feuerkugeln ausgerichtet hatten, gieng der Marsch auf Braunschweig, welches sie aber nicht kriegten, und mit Hohn wieder davon liefen, als Prinz Friedrich von Braunschweig Durchlaucht bey Oelper abends etwas mit ihnen charmuzirte und mit 2 Regimentern Infanterie in die Stadt sich geworffen, so fiel den Franzosen Muth und Herz, kehreten um und kamen

Den 16. Oktober uns zum Schrecken hier wieder an, brachten 9 Geißeln von Wolfenbüttel und Riddagshausen mit, lagerten sich wie zuvor in der Stadt am Clausberge, auf dem Möhlenstiege und Dehne und vor Altengandersheim alles wie zuvor und begruben

den 18. Oktober als 23 p. Tr.[5]) einen todt mitgebrachten französischen Obersten auf dem Stifts-Kirchhof, so von Geburth ein spanischer Duc de Battan war, an die Maure nahe bey dem mittelsten Schling, mit allen militärischen Ehrenbezeugungen, und hielten auch Messe darüber in der Stifts-Kirche; vor Wolfenbüttel waren ihm beyde Beine abgeschossen, woran er sterben müssen.

Den 17. Oktober wurden alle Geißeln von Einbeck, wo sie seiter 3 Wochen gesessen, auf mißverstandene Ordre hieher gebracht auf das Rathhauß. 2 waren schon in Einbeck loß kommen, als H. Behrens und Brandes.

Den 18. Oktober wurden H. Brüning, Gottl. Behrens, Julius Hartmann und Baumeister H. Butemeister, so sie noch darzu nahmen, auf Wagen gesetzt und nach Göttingen transportirt, H. Andreas Bauermeister aber, so krank, und H. Joh. Jürgen Meinecke altershalber loß gelassen. Aus der Stifts-Schule machten sie eine Policey- und Feuerwache und aus der St. Georgen Kirche ein Brodt Magazin.

Den 4. November wurde in der Stadt und Stift alles Korn und Fourage aufgeschrieben und auch der Frauen Aebtißin, so noch frey gewesen, jetzt die Schlüssels zu Boden und Scheuren auch abgenommen. Darum weil sie auf den Dörfern nun alles reine gemacht und den armen Bauren fast nichts gelassen als die Augen zum nachweinen, und nun wolte das Unglück auch die Stadt überziehen, wo noch ein kleiner Vorrath vorhanden war. Bey dem Unglück, so bevor stunde, ereignete sich wieder geschwind ein Glück, indem die ganze Armée

den 5. November früh um 8 Uhr eiligst aufbrach und in 3 Colonnen über die Laack auf Bentjerode zu wieder nach Einbeck marschirete, so auch das Closische Corps von Altengandersheim kam schreg von Brunshausen über den Clausberg und folgte den andern nach. Auch nahmen wieder Geißeln mit von der Stadt als:

1. H. Senator und Kaufmann Meyer
2. „ Kämmerer Hühne
3. „ Senator Behrens zum 2ten mahle und
4. „ Factor Witte

H. Senator Behrens aber nebst den Vieren, so zu Göttingen saßen, kamen aber gleich loß. Die übrigen 3 aber, als H. Meyer, H. Hühne und H. Witte, wurden von Göttingen nach Hanau, Reinfels und bis nach Mez transportiret nebst denen übrigen, worbey sie aber dennoch jeder täglich 1 Ducaten Dietengelder erhalten, so vermuthlich das Land abtragen müßen.

Den 6ten kamen schon wieder 60 Mann Lucknerischer Hussaren und Freytagische Jägers hier durch, patrouilliren, und stelleten Piquets auf den Clausberg.

Den 7ten kamen wieder 100 Mann rothe franz. Dragoner, aber nur bis auf den Lahberg.

Den 8ten November aber kam das ganze Closische Corps à 6000 Mann hier wieder an und giengen den 9. Nov. wieder an den Schwarzenberg bey der Teichmühle und sodann kam der Prinz Xavier auch sogleich wieder hinter drein mit seiner Armée und lagerten sich wieder wie zuvor in und um die Stadt und holeten heraus, was noch vorhanden war, und wir behielten das nachweinen.

Den 10. Novbr. marschirten sie aber wieder ab und hat sich nachhere nimmer kein armirter Franzose wieder sehen lassen. Sodann musten wir von Braunschweig und andern entfernten Orten Lebensmittel und Brodtkorn holen, wer nicht Hunger leiden wolte.

Den 11. Novbr. patrouillirten schon wieder Lucknerische Hussaren durch.

Den 12. Novbr. rückte unser Durchl. Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig hier ein, hatte ein Corps von 16000 Mann bey sich und rückte bis Echte vor.

Den 14. Nov. aber rückte dieses Corps in hiesiger Gegend in die Cantonirungsquartiere, kamen aber sehr dicke zu liegen. Hierher kam erstlich das Hessische Infanterie-Regiment von Wutenaw und noch den 15. Nov. darzu das Braunschwg. Inf.-Regiment Prinz Friedrich von 2 Bataillonen, in allem also 3 Bataillon. Wer 8 Hessen im Quartier hatte, kriegte noch 16 Braunschweiger darzu. Sr. Durchlaucht der Erbprinz nahmen Ihro Quartier im Granzinschen Hauße, Sr. Durchlaucht Prinz Friedrich von Braunschweig auf dem Amte bis

den 30. November aber gieng der Durchl. Erbprinz von Braunschweig ab nach Munster ins Winterquartier, Seine Durchlaucht Prinz Friedrich von Braunschweig mit dero Regiment in das Hildesheimische Amt Liebenburg in die Winterquartire.

Den 1. Dec. kam auch noch ein Hospital hierher bis den 23. December.

Den 3. Dec. kam das Hannöverische Dragoner-Regiment von Veltheim auf eine Nacht hier.

Auch noch ereignete sich das Unglück und kam das Viehsterben darzu, welches auf dem Meyerhofe anfing, und auf dem Steinwege und was zu dieser Hude gehöret alles Vieh bis auf 2 Kühe sturben, die übrigen Theile der Stadt aber blieben davon befreyet.

Den 5. Dec. marschirte General Wutenaw mit seinem Regimente auch ab nach Peine in die Winterquartiere und hatten sich nicht zum Besten aufgeführet. Die Stiftsschule haben sie wieder zum Hospital gemacht und Tische und Bänke herausgebrand.

(Schluß folgt.)

5) nach Trinitatis.

Bücherschau.

Hermann Eickenroth, Neindorf und die Familie von Löhneysen, sowie einige alte Nachrichten über die Fährmühle. [Wolfenbüttel, Heckner 1900]. 77 S. kl. 8⁰.

Die hier vereinigten Aufsätze, für die besonders das Archiv der Familie von Löhneysen und die Kirchen-, Pfarr- und Schulakten benutzt sind, erschienen zuerst im Wolfenbüttler Kreisblatte; sie behandeln die Geschichte Neindorfs in ältester Zeit, unter den Asseburgern und im Besitze der Familie v. Löhneysen, ferner Kirche, Pfarre und Schule, das nahe gelegene Kalisalzbergwerk Hedwigsburg und die Fährmühle. Die fleißige Arbeit ist von besonderem Interesse für die Genealogie der Familie von Löhneysen, aus welcher namentlich der bekannte Georg Engelhard v. Löhneysen († 1622) eingehender behandelt ist.

Ernst von Meier, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1680—1866. I. B. Die Verfassungsgeschichte. II. B. Die Verwaltungsgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898—1899. X u. 556, VIII u. 647 S. 8⁰. 11 ℳ 60 u. 13 ℳ 40.

Das Werk behandelt einen wichtigen, bislang kaum erörterten Gegenstand; es waren daher verhältnißmäßig geringe Vorarbeiten vorhanden, über die, wie über die sonst benutzten Quellen, im Anfange des ersten Bandes Rechenschaft gegeben wird. Vor Allem war ein äußerst umfangreiches Actenmaterial zu durchforschen, um die sicheren Grundlagen für den Aufbau des hier gelieferten Werkes zu gewinnen. Diese Aufgabe ist mit ebenso viel Fleiß und Sorgfalt, wie Kritik und Umsicht gelöst worden. Der Verfasser hat sich eine völlige Herrschaft über den Stoff errungen und es dabei trefflich verstanden, ihn klar und licht zu gestalten und seine Darstellung durch gelegentliche Vergleiche mit der Entwickelung und den Zuständen in anderen Territorien, besonders in Brandenburg-Preußen, durch Heranziehung des persönlichen Moments u. A. noch anschaulicher und lebendiger zu machen. Das Buch liest sich sehr angenehm. Es ist kein trockener Ton, den, wie man nach dem Vorwurfe annehmen könnte, der Verfasser anschlägt. Daß er in manchen Punkten Widerspruch findet, ist bei einem so umfassenden Werke nur natürlich, um so mehr, da er von subjectiven Auffassungen über einzelne Persönlichkeiten nicht ganz frei erscheint. So haben die Angriffe gegen Stüve bereits eine wohl nicht ungerechtfertigte Abwehr gefunden[1]. Aber das thut dem Verdienste des Buches im Ganzen keinen Eintrag. Giebt es zu Entgegnungen, zu erneuten Untersuchungen Anlaß, so wird es sich auch in diesen Nachwirkungen nur als fruchtbringend erweisen.

Der erste Band ist der Verfassungsgeschichte gewidmet. Zunächst werden das Land und das Herrscherhaus, die einzelnen Theile, aus denen erst das Kurfürstenthum, dann das Königreich Hannover erwuchs, behandelt und namentlich das eigenthümliche Verhältniß gewürdigt, welches dadurch entstand, daß die Hannoverschen Landesherren den englischen Königsthron einnahmen. Es ist das für die Entwickelung der Verfassung und Verwaltung von großer Bedeutung gewesen, und es mußte daher im Verlaufe des Werkes wiederholt darauf eingegangen werden. Im folgenden Abschnitte wird ausführlich die oberste Landesregierung erörtert. Darauf der Landesherr und die Landstände und zuletzt der Staatsdienst. Hier wird besonders auf die Bevorzugung des Adels hingewiesen, auf die Folgen, die daraus erwuchsen, den Einfluß der hauptsächlich die Arbeit verrichtenden bürgerlichen Secretäre, das Aufkommen der sogenannten „hübschen“ oder „schönen“ Familien. Der Verfasser geht auf diese Verhältnisse, das Herüberwechseln adeliger Familien aus benachbarten und fernen Ländern, die bevorzugtere Stellung der Civilbeamten vor den Officieren u. A. ausführlich ein und entwirft von dem Allem eine wohlbegründete deutliche Schilderung. Im zweiten Bande wird die Verwaltung behandelt; er gliedert sich in drei Abschnitte: Centralverwaltung (Ministerium, Cammer und Kriegskanzlei), Provinzialverwaltung und Localverwaltung, welche letztere wieder in die Aemter, adeligen Gerichte, Landcommissarien, Städte, Landgemeinden und selbständigen Gutsbezirke zerfällt. Daran schließen sich einige Anlagen, vorzüglich die interessante Denkschrift des späteren preußischen Staatskanzlers Fürsten Hardenberg vom 17. Jan. 1780 und dankenswerthe Listen über die Minister und anderen höchsten Beamten, zuletzt ein Personen-, aber leider kein Sachregister.

Für uns Braunschweiger hat das Meiersche Werk noch ein besonderes Interesse. Die Verhältnisse in Braunschweig-Wolfenbüttel waren im Anfange des behandelten Zeitraumes denen in Calenberg-Lüneburg sehr nahe verwandt, aber sie nahmen im Laufe der Zeit eine immer größere Verschiedenheit an. Manche Factoren, nicht zum Wenigsten die Anwesenheit und das thätige Eingreifen des Landesherren im Wolfenbüttelschen, wirkten zusammen, dieses Ergebniß zu erzielen. Es hat einen besonderen Reiz, bei der Lectüre des Meierschen Buches dieser zunehmenden Abweichungen zu gedenken; hier verbietet uns der Raum, näher darauf einzugehen. Der Verfasser, obwohl unser Landsmann, nimmt auf die hiesigen Zustände nur einige Male Bezug[2], vorzüglich wohl deshalb, weil es dafür an einer besonderen Darstellung fehlt. Sollte eine solche in Anregung des Meierschen Buches uns zu Theil werden, so wäre dieses als eine weitere Folge der verdienstvollen Schrift gewiß nur mit Freuden zu begrüßen.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 14. Zur Verständigung zwischen altem und neuem Glauben. — 15 bis 18. Gerlich, Feuerbestattung und evangelische Kirche. — 20. Von der 8. ordentlichen Landessynode. — 21. W. Kulemann, Das Ende des Gesangbuchstreites. — 22. Der Schluß der 8. Landessynode. — 23. Der 12. Evang.-Soziale Kongreß. — 24. Die soziale Thätigkeit der evang. Gemeinden. — 25. Verwahrloste Kinder. — 26. W. Kulemann, Zur Reform der Kirchenverfassung. —

---

1) Vergl. M. Bär in den Mittheil. des Hist. Vereins zu Osnabrück, B. 24 S. 200 ff. u. 251 ff

2) Z. B. Band I S. 245 f., wo das Stift St. Cyprian in das Stift St. Cyriaci zu verändern ist.

Die Rittergutsbesitzer des Herzogthums Braunschweig in den Jahren 1501—1900.

			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
36.	Halchter.	aus mehreren Höfen gebildet.		1648. Schwartzkopf. 1699. Imhoff.	1703. Möring. 1739. Thies. 1769. v. Rhetz. 1796. v. Voigts-Rhetz.	1818. v. Kalm. 1866. Wätjen.
37.	Harderode	fehlt in den älteren Matrikeln, auch in der von 1822, die Nölting haben das Gut bis 1853.			v. Heimburg. 1727. v. Nölting.	1900. v. Blum.
38.	Hedwigsburg.			1630. Tuckermann. 1670. 1686 in Herzoglichem Besitze.	1769. v. Münchhausen.	1811. Graberg. 1900. Löbbecke.
39.	Hehlen.		v. Frenke. 1558. v. d. Schulenburg.	v. d. Schulenburg.	Graf v. d. Schulenburg.	Graf v. d. Schulenburg.
40.	Helmstedt.		v. Veltheim. 1553. v. Forst. 1569. Münsinger v. Frundeck.	1637. v. Rautenberg. 1647. Calixt.	1706. Bötticher.	1812 verkauft und zerstückelt.
41.	Herrhausen.	Privilegium vom 4. Juni 1638.		1638. Koch.	v. Koch.	v. Koch. 1852 an Gemeinde verkauft und zerstückelt.
42.	Hilprechtshausen.		v. Rauschenplat. c. 1539. Stopler.	c. 1630. Hamstedt. 1646. Brüning.	Brüning.	1812. v. Waldenfels. 1843. v. Rheden. 1861. Graberg. 1900. v. Löbbecke.
43.	Hüttenrode.	Privilegium vom 6. Decbr. 1564.	1564. Schade. c. 1568. v. d. Heyde. 1574. v. Kißleben. 1590. v. Rheden. v. Wettberg.	1613. v. Oberg. 1644. v. Landsberg. 1660. Sehlen. 1671. Schäffer.	1736 an Gemeinde verkauft und zerstückelt.	
44.	Ildehausen.			1621. v. Campen.	v. Campen.	v. Campen. 1888. v. Petersdorf-Campen

Nr.	Name					
45.	**Kirchberg.**		1547. v. Kirchberg. / 1597 im Herzogl. Besitze.	1621. v. Campen.	v. Campen.	v. Campen. / 1888. v. Petersdorf-Campen.
46.	**Kirchbrak** (Oberhof).		v. Grone.	v. Grone.	v. Grone. / 1746. v. Hake.	1813. v. Grone.
47.	**Kirchbrak** (Unterhof).		v. Grone.	v. Grone.	v. Grone.	v. Grone.
48.	**Königslutter** (Oberhof).		v. Wenden. / 1595. v. Schenk.	1689. v. Ende.	1705. v. Schwartzkoppen.	v. Schwartzkoppen. / 1853. Oppenheimer. / 1856 verkauft und zerstückelt.
49.	**Königslutter** (Unterhof).		c. 1550. v. d. Streithorst.	1637. v. d. Knesebeck.	1758 an Brauerinnung verkauft.	
50.	**Küblingen**			c. 1601. v. d. Streithorst.	v. d. Streithorst. / 1749. Schrader v. Schliestedt. / 1773. v. Bülow.	1836. Ernst. / 1844. Graf Schwicheldt. / 1899. v. Wangenheim.
51.	**Langelsheim.**	in ältesten Matrikeln nicht genannt.		c. 1601. Sander. / c. 1621. v. Bothmer. / 1625. v. Pithan. / 1653 an Herzog August abgetreten.		
52.	**Lauingen.**		v. Lauingen.	1629. v. Schenk. / 1693. Müller (v. Lauingen).		v. Lauingen.
53.	**Lesse.**	1672 in die Matrikel aufgenommen, aus zwei Meierhöfen entstanden.		1672 v. Cramm.		v. Cramm.
54.	**Linden I.**	Privilegium vom 10. Mai 1672.		1672. Höpfner von Kronstedt. / c. 1690. v. Bötticher.		v. Bötticher. / 1842 verkauft und zerstückelt.

			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
55.	**Linden II.**	Privilegium vom 22. Juni 1696, aus verschiedenen Höfen gebildet.		1696. v. Imhof. 1698 an Herzog Ludw. Rudolf, bez. Landschaft.	1710. v. Münchhausen. 1743. Müller (v. Lauingen).	v. Lauingen. 1851. Ernst. 1865. v. Kaufmann.
56.	**Lucklum.**	Aufnahme in die Rittermatrikel unterm 1. März 1831 genehmigt.	Deutschordens-Comturei.			1831. Wahnschaffe. 1861. Frerichs.
57.	**Lutter a. B.**		v. Rühden.	c. 1625. v. Gans.	c. 1708. v. Schack. 1793. v. Hagen. 1793. v. Drake.	1804 Rettberg. 1830. v. Lengerke. 1852 an Herzogl. Kammer verkauft.
58.	**Mein-brexen.**		v. Hagen. 1580. v. Münchhausen.	1695. v. Mansberg.		v. Mansberg.
59.	**Meindorf.**	Gandersheimsches Lehen.	v. d. Asseburg.	1605. v. Löhneysen.	v. Löhneysen.	1811. Langenstraßen. 1819. v. Löhneysen.
60.	**Nieder-sickte.**	aus mehreren Höfen gebildet.		1638. Schrader. c. 1672. v. Söhlen.	c. 1700. Lübecke. 1760. v. Honrodt. 1790. v. Thielau.	1830. v. Veltheim.
61.	**Nien-hagen.**	v. Hagen.	v. Bortfeld.	1686. v. Brabeck.	v. Brabeck.	1821. Graf Stolberg. 1843 verkauft an Blumsche Waisenstiftung zu Hennekenrode.
62.	**Nord-steimke.**		v. Marenholtz.	v. Marenholtz. 1648. v. d. Knesebeck.	v. d. Knesebeck. 1785. Ernst.	1834. v. Henninges. 1846. Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg.

63.	**Delber** (Oberhof).		v. Bortfeld. v. Cramm.	v. Bortfeld. v. Cramm.	1686. v. Cramm.	v. Cramm.
64.	**Delber** (Unterhof).		v. Bortfeld. v. Cramm.	v. Bortfeld. v. Cramm.	1686. v. Cramm.	v. Cramm.
65.	**Rem-lingen.**	Gandersheimsches Lehen.	v. der Asseburg. 1589. v. Löhneysen.	v. Löhneysen.	v. Löhneysen.	v. Löhneysen. 1898. Quidde.
66.	**Riddags-hausen.**	Privilegium vom 24. December 1683.		1683. Probst v. Wendhausen.	1718. Graf Dehn. 1738. Voigts. c. 1740. v. Beurhaus. 1771. v. Hugo. 1797. Gebser.	1812. v. Schwanewede. 1820. Franz. 1853 von der Cammer angekauft.
67.	**Rimme-rode.**	Privilegium vom 6. März 1693.		1693. Probst.	1737. Granzin. 1783. Nehring.	1806. Graberg. 1850. v. Schwartz. 1885. Heinecke.
68.	**Rittierode.**		v. Berkefeld.	v. Berkefeld.	1709 als eröffnetes Lehen eingezogen.	
69.	**Rottorf.**	v. Rottorf.	v. Sambleben. 1590. v. d. Streithorst.	1683. v. Kragen.	1707. v. Schwartzkoppen.	1856. Rühland 2c. 1882. Schumann. 1885. Gerecke.
70.	**Rümmer.**	früher zu Glentorf gehörig.	v. Veltheim.	v. Veltheim. c. 1686. Kove.	1755. Isenbart. 1760. v. Kove.	1800 von Gemeinde angekauft und zerstückelt.
71.	**Salder.**		v. Salder.	c. 1620 im Herzogl. Besitze.		



			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
72.	**Sambleben.**	Lehen des Domcapitels zu Halberstadt.	v. Sambleben. 1587 im Besitze der Herzöge.	1627. v. Cramm.	v. Cramm.	v. Cramm. 1897. v. Lauingen. 1898. v. Hantelmann.
73.	**Scheppau.**		v. Garssenbüttel.	1625. v. Kisleben.	1727. v. Steinberg. c. 1750. v. Völcker. 1774. Cleve.	1851. Golden. 1855. Holzberg.
74.	**Schliestedt.**		v. Schliestedt. 1527. König. 1569. v. d. Streithorst.	1683. v. Bodendorf.	1733. v. d. Streithorst. 1747. Schrader v. Schliestedt. 1773. v. Bülow.	1846. Graf Schwicheldt. 1899. v. Adelebsen.
75.	**Schöningen** (Kanzlerhof).		Edle v. Warberg. 1593. von der Lippe.	1614. v. Wietersheim. 1637. Steinbrink. 1664. Probst von Wendhausen.	1718. v. Dehn. 1727. Köhler. 1768. Marckworth.	1820. Harborth. 1853. Degener.
76.	**Schöningen** (Schulhof).	vom Kloster Riddagshausen verkauft.	1557. v. Jannewitz. 1599. v. Hoym.	v. Hoym. 1654 an Schulinspectorat abgetreten.	1705. v. Hoym. 1710. Lohse. c. 1720. Köhler. 1750. v. Hoym. 1756. Möschel. 1780. Marckworth.	1820. Harborth. 1853. Degener.
77.	**Seesen** (Spade'sche Güter).	Der Verbleib der Spadeschen Güter ist der Lehns- und Grenzcommission schon 1820 nicht mehr klar.	v. Spade. c. 1550. v. Oldershausen. 1590. Münsinger v. Frundeck.	c. 1604. v. Wallmoden. 1612. v. Steinberg.	1702. v. Heimburg. 1710. Lüning. 1756. v. Schenk. 1763. Lange. 1770. Morich. 1787. v. Wallmoden. Gimborn.	
78.	**Seesen** (Wallmoden'sche Güter).		1548. v. Mandelsloh. v. Langeln. 1591. v. Wallmoden.		v. Wallmoden.	1809. Zöllner. 1826. Meinecke. 1876. zerstückelt.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 20. 6. October **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Höckelheim und Langensalza.

Von O. v. Heinemann[1]).

Historische Parallelen haben — dies ist eine anerkannte Thatsache — ihre bedenklichen Seiten. Sie pflegen mehr oder minder schief auszufallen, und es liegt bei ihnen vornehmlich die Gefahr nahe, den zufälligen oder auch in der Sache liegenden Aehnlichkeiten zu Liebe die Momente der Verschiedenheit unwillkürlich zurücktreten zu lassen. Dennoch giebt es in der unendlichen Mannigfaltigkeit, die durch die Entwickelung der geschichtlichen Thatsachen bedingt und gegeben ist, Vorgänge, die, sei es im Großen und Ganzen, sei es in den Einzelheiten, so merkwürdig zusammentreffen, die so viele übereinstimmende Momente aufweisen, so viele gemeinsame Erscheinungen zeigen, daß sie das bekannte Wort Ben Akibas, wonach „Alles schon dagewesen sei", vollauf zu bestätigen scheinen.

Von den verhängnißvollen Katastrophen, die die Geschicke unseres Fürstenhauses und damit diejenigen unserer engeren Heimath, des von jenem über acht Jahrhunderte lang beherrschten Ländergebietes, betroffen haben, sind mir stets die Ereignisse, die ich an diesem Abend in großen Zügen behandeln möchte und die ich kurz mit den Worten „Höckelheim und Langensalza" bezeichne, als solche erschienen, die zu einer vergleichenden Zusammen- und Gegenüberstellung geradezu herausfordern. Unter dem Namen „Höckelheim" verstehe ich die geschichtlichen Vorgänge, die zu der Gefangennahme Heinrichs d. J. durch die Schmalkaldischen Bundesgenossen und zur Verlängerung der Occupation unseres Landes durch ein rechtswidriges Regiment geführt haben, während ich mit dem Worte „Langensalza" die Summe der Ereignisse bezeichne, durch welche die Beseitigung des jüngeren Zweiges unseres Fürstenhauses aus seinem angestammten Erbe und die Einverleibung des letzteren in das Königreich Preußen herbeigeführt worden sind.

Schon die allgemeinen Zeitverhältnisse, in denen sich diese geschichtlichen Vorgänge abgespielt haben, stellen sie in eine gewisse Parallele. Beide bezeichnen Episoden innerhalb der zwei größten und folgenschwersten Umgestaltungen, die unser Volk im Verlaufe der neueren Geschichte durchgemacht hat. Die Einkerkerung und Entthronung Heinrich's d. J. bildet einen bemerkenswerthen Zwischenfall in jener großen geschichtlichen Bewegung, welche im Wesentlichen die noch jetzt bei uns bestehenden Zustände auf kirchlichem Gebiete geschaffen hat, die Schlacht von Langensalza dagegen mit ihren Folgen einen nicht minder bemerkenswerthen Factor in der Geschichte der politischen Wiedergeburt und Neugestaltung des Deutschen Reiches. Aber dieser Parallelismus in dem großen historischen Hintergrunde, auf dem die hier besprochenen, durch drei Jahrhunderte von einander getrennten Ereignisse beruhen, läßt sich bis zu einem gewissen Grade auch in ihren Einzelheiten nachweisen und verfolgen, ja sie decken sich in manchen dieser Einzelheiten in geradezu überraschender Weise. Dies wird sich einem Jeden von selbst aus der folgenden Darstellung ergeben und es wird kaum erforderlich sein, bei dieser darauf noch besonders hinzuweisen. Die Thatsachen selbst reden hier mit beredten Worten.

Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel — zum Unterschied von seinem gleichnamigen Vater Heinrich der Jüngere genannt — ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der an Charakterköpfen so überreichen Reformationszeit. In vergleichsweise jungen Jahren zur Regierung gelangt — er war erst 25 Jahre alt, als sein Vater im ostfriesischen Kriege vor Leerort den Tod fand — war er bald nach seinem Regierungsantritt mit in die Hildesheimer Stiftsfehde verwickelt worden, und der Ausgang dieser Fehde, der sein Fürstenthum fast um die Hälfte des Hochstifts Hildesheim vergrößerte, hatte ihn zu einem der eifrigsten und entschiedensten Anhänger des soeben zum Deutschen Kaiser erwählten Karl von Spanien gemacht. Man weiß, daß dieses Verhältniß weit mehr als seine persönlichen Neigungen und Gefühle auch seine Stellung in den kirchlichen Fragen bestimmte. Er war und blieb seitdem in den politischen, wie in den religiösen Wirren der Zeit einer der treuesten, rührigsten und entschlossensten Parteigänger des Kaisers und der von diesem vertretenen Bestrebungen. Das brachte ihn naturgemäß in Bezug auf die von Luther ausgegangene Bewegung in einen schroffen Gegensatz zu seinen Standesgenossen, soweit diese sich der Lutherischen Lehre zuwandten, namentlich

[1]) Vortrag, gehalten in der Versammlung des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Wolfenbüttel am 28. Januar 1901.

zu seinem früheren Jugendfreunde Philipp von Hessen. Mit der eigensinnigen Hartnäckigkeit, die ein Hauptzug seines heißblütigen Temperaments war, verbiß er sich um so einseitiger und um so heftiger nach dieser Richtung, je weiter sich die Lutherische Bewegung in Norddeutschland ausbreitete und hier festen Fuß faßte. Bald war er von allen niederdeutschen Fürsten der einzige, der noch der alten Lehre anhing und mit Entschlossenheit ihr Fortschreiten, namentlich aber ihr Eindringen in das von ihm beherrschte Ländergebiet zu verhindern strebte, ringsum von feindlichen, ihn bedrohenden Mächten umgeben. Mit Luther selbst gerieth er in einen Streit, der ihm die heftigsten, maßlosesten Angriffe von Seiten des großen Reformators zuzog. In der bekannten Flugschrift „Wider Hans Worst“, die durch den leidenschaftlichen Federkrieg zwischen den Schmalkaldischen Fürsten und dem Braunschweiger Herzog veranlaßt ward, hat dieser ihm die ärgsten, fast unglaublich klingenden Dinge gesagt. „Und Du, schändlicher Heintz“ — so heißt es da unter Anderem — „läßt Dich nicht allein zu solchen jämmerlichen Mordbrandt (die Einäscherung von Eimbeck, als deren Urheber man den Herzog verschrie, ist gemeint), sondern auch solche Bücher zu schreiben brauchen. Du solltest nicht ehe ein Buch schreiben, Du hättest denn einen F..... von einer alten Saw gehöret. Da solltest Du Dein Maul gegen auffsperren und sagen: Danck habe du schöne Nachtigall, da höre ich einen Ton, der ist für mich: halt fest, Rüdem, das wird gut in ein Buch zu drucken (sein) nirgend denn zu Wolffenbüttel, wider die Schrifftler und den Churfürsten. O, wie sollen sie die Nasen dafür zuhalten und werden müssen bekennen, daß Heintz Potzenhut auch ein Schreiber sei worden. Ja, so solltest Du Bücher schreiben, die köntest Du verstehen“.

Diese litterarische Fehde und die ihr alsbald folgenden politischen Ereignisse fanden dann auch in der Parteidichtung der Zeit einen lebhaften Widerhall. Vor und nach seiner Vertreibung aus dem Lande ergoß sich eine wahre Fluth meist namenloser Schmähgedichte über den „Lykaon, den wilden Mann von Wolfenbüttel, den durchlauchtigen Schmöker von Braunschweig, den Gubernator aller papistischen Meuterei und Unart“, und wie die Ehrentitel, die man ihm gab, weiter lauteten. Es war ein Hexensabbath von Anklage, Spott und Hohn, der sich von allen Seiten gegen ihn erhob. „Viele seltsame Schmähbüchlein“ — so schrieb damals der Gesandte der Stadt Frankfurt aus Regensburg — „gehen täglich über Herzog Heinrich in Druck aus, dergleichen von keinem Fürsten nie gehört noch gelesen worden ist!“ Die Schmalkaldischen Fürsten und ihre Parteigenossen setzten diese litterarische Hetze offenbar zu dem Zwecke in Scene, um das gemeine Volk auf ihren bereits damals geplanten Ueberfall des Braunschweiger Landes vorzubereiten und um Heinrich's eigene Unterthanen gegen ihren Herzog aufzureizen. Und bis zu einem gewissen Grade ist ihnen das auch gelungen. Denn als sie im Hochsommer 1542 plötzlich von zwei Seiten her in das Land einbrachen, fanden sie so gut wie gar keinen Widerstand. Nur Wolfenbüttel, das damals für eine sehr starke Festung galt, hielt sich acht Tage lang, [illegible] mußte es sich den Belagerern ergeben, die nun nach [illegible]treibung des Herzogs das Land in Verwaltung nahmen, um es nicht nur wirthschaftlich auszufangen, sondern auch, zum Theil in gewaltsamer Weise, im Sinne [illegible] Lutherischen Lehre zu reformiren.

Es ist bekannt, wie nach Verlauf weniger Jahre [illegible] seines Landes beraubte Herzog, nachdem er verge[illegible] des Kaisers und des Reiches Schutz gegen diesen [illegible]waltigen friedbrüchigen Ueberzug“ seiner Feinde a[illegible]rufen hatte, zu den Waffen griff, um das ihm entr[illegible] Erbe seiner Ahnen zurückzuerobern. Er hatte — wie es scheint, durch französisches Geld unterstützt — eine [illegible] jene Zeit nicht unbeträchtliche Streitmacht, etwa [illegible] Fußgänger und 1000 Reiter, zusammengebracht, [illegible] sich im Bisthum Bremen, das sein Bruder Christoph verwaltete, unter bewährten Kriegsobersten, wie Christoph von Wrisberg, Herbert Langen u. A. sammelten. [illegible] erfahren aus dem Munde eines sachverständigen Mannes, der auf der Gegenseite stand, daß seine Leute „wohlgerüstet“ waren, aber es fehlte an Artillerie, namentlich an schwerem Belagerungsgeschütz, und bei dem bald eintretenden und sich in verhängnißvoller Weise bemerkbar machenden Geldmangel auf Seiten des Herzogs lockerte sich schon beim Beginn der Operationen die Kriegszucht. Dennoch war der Anfang des Unternehmens nicht unglücklich. Freilich der Versuch, die Feste Rotenburg im Verdenschen durch Handstreich fortzunehmen und damit sich des dort befindlichen Geschützes zu bemächtigen, mißlang, aber das Haus Steinbrück im Hildesheimischen öffnete ohne Widerstand seine Thore und am 29. September (1545) lagerte sich Heinrich, nachdem er [illegible] durch 3000 Fußknechte und 1000 Reiter unter dem Grafen Otto von Rittberg, Alard von Hörde und anderen Vasallen verstärkt hatte, vor dem von den Sachsen besetzten Wolfenbüttel, dem Hauptwaffenplatz seines Landes.

Die Belagerung Wolfenbüttels sollte dem Herzog verderblich werden. Sie gewährte den Schmalkaldenern Bundesgenossen die nothwendige Zeit, um ihre längst begonnenen Rüstungen zu vollenden und dadurch die Absicht des Herzogs nicht nur zu vereiteln, sondern ihn selbst in ihre Gewalt zu bekommen und fürs Erste unschädlich zu machen. Vierzehn Tage lag Heinrich vor der Feste und betrieb mit fieberhafter Hast die Vorbereitungen zu einem Hauptsturm auf sie, der am 14. October erfolgen sollte. An demselben Tage aber erhielt er die unwillkommene Nachricht, daß seine Gegner, die Schmalkaldischen Fürsten, mit überlegenen Streitkräften heranzögen, um sie zu entsetzen. Er erkannte die Gefahr, die ihn bedrohte. In raschem Entschluß hob er die Belagerung auf und wandte sich in der Absicht, der ihm zugedachten Umzingelung zu entgehen, gen Süden. Ueber Bockenem und Gandersheim erreichte er das Göttinger Land, an dessen Grenzen gegen Hessen der Landgraf Philipp seine Truppen zusammenzog. Hier konnte er hoffen, noch rechtzeitig durchzubrechen und einer Ueberwältigung durch die Uebermacht seiner Feinde auszuweichen.

Schon aber waren ihm diese zuvorgekommen. Sie

hatten sich so gewaltig gerüstet, daß man, wie Luther schrieb, „falls nicht die Kälte dazwischen träte, einen Pfaffenkrieg erwarten dürfe, wie er nun seit länger als zwanzig Jahren gedrohet habe". Philipp von Hessen und der junge Herzog Ernst von Grubenhagen hatten bereits bei Nordheim ihre Verbindung hergestellt. Nun zog auch Philipp's Schwiegersohn, Moriz von Sachsen, über Mühlhausen heran, um sich mit ihnen zu vereinigen. Einer solchen Uebermacht, die sich rüstete, ihm den Weitermarsch zu verlegen, war Heinrich d. J. nicht gewachsen. Nur wenn er rasch und entschlossen handelte, durfte er hoffen, die Maschen des Netzes zu zerreißen, in dem seine Gegner ihn zu fangen gedachten. Noch waren ihre getrennten Heerhaufen nicht beisammen, noch konnte ein mit Kühnheit unternommener Angriff zum Siege führen. Aber jede Stunde verminderte diese Aussicht und ließ Heinrich's Lage hoffnungsloser erscheinen. Sollte der Durchbruch gelingen, so mußte rasch und mit äußerster Anstrengung aller Kräfte gehandelt werden.

In dieser bedrängten Lage versagten dem Herzoge Entschluß und Thatkraft. Er ließ sich durch Verhandlungen hinhalten, die Seitens der Verbündeten vornehmlich durch Moriz von Sachsen geführt wurden und jenen ermöglichten, ihre bis dahin zersplitterten Streitkräfte zusammenzuballen zu einer so überlegenen und geschlossenen Macht, daß an ihr alle Angriffe und Durchbruchsversuche des Herzogs zerschellen mußten. Am 21. October (1545) trafen die beiderseitigen Heere nördlich von Nordheim in der Gegend von Eboldehausen auf einander. Hier mußte sich Heinrich d. J. nach kurzem Kampfe sammt seinem ältesten Sohne Karl Victor dem Landgrafen von Hessen, seinem früheren vertrauten Freunde, auf Gnade und Ungnade ergeben. Das Gefecht wird gewöhnlich nach dem dicht bei Nordheim gelegenen Kloster Höckelheim benannt.

Das sind in der Kürze die thatsächlichen Ereignisse, die den Braunschweiger Herzog in die Gewalt Philipp's von Hessen lieferten. Auf der Feste Ziegenhain ward er seitdem in enger Haft gehalten, aus der ihn erst die Niederlage seiner Gegner im Schmalkaldischen Kriege befreite.

Die Gefangennahme des Herzogs von Braunschweig mit den sie begleitenden Umständen war ein Vorgang, der in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes das größte Aufsehen erregte, aber auch schon bei den Zeitgenossen die verschiedenste Beurtheilung erfahren hat. Die gesammte lutherisch gesinnte Welt, von ihren geistlichen Wortführern und ihren fürstlichen Beförderern herab bis zu dem demokratischen Pöbel der evangelischen Städte jubelte über die „Ergebung des deutschen Türken, neuen Pharaoni und Sauli, den man sonst Herzog Heinrich von Braunschweig nenne". Dankfeste wurden gefeiert, mit den Glocken geläutet und Triumph- und Denkmünzen auf das Ereigniß geschlagen. Freilich machten sich vereinzelte Stimmen auch in dem entgegengesetzten Sinne geltend, Stimmen, die mit der Zeit rasch sich mehrten und zuletzt zu einem vollen Chor von Anklagen und Beschuldigungen anschwollen. Man sprach es laut und offen aus, daß der Braunschweiger Herzog nicht durch Waffengewalt überwunden, sondern, von Trug und Arglist umstrickt, ein Opfer seiner arglos vertrauenden Gesinnung geworden sei. Die Einen machten dafür den Landgrafen Philipp verantwortlich, der, während der Kampf nach unentschieden forttobte, den Herzog durch lügnerische Versprechungen und gleißnerische Vorspiegelungen in sein Lager gelockt habe, um sich hier seiner Person zu bemächtigen. Die andere noch schwerere Anklage richtete sich gegen den Herzog Moriz, der sich nach ihrer Ansicht zum niederträchtigen Werkzeuge dieses elenden Betruges habe mißbrauchen lassen. Vornehmlich waren die abgelohnten Braunschweiger Kriegsknechte und Officiere beflissen, diese Auffassung der Angelegenheit zu verbreiten, selbst am kaiserlichen Hofe, wohin sich manche der letzteren begeben hatten. So ärgerlich und verdrießlich erschienen dem Herzoge Moriz diese Ausstreuungen, daß er sich veranlaßt fand, sie in einer eigens von ihm unter Beihülfe seiner Räthe verfaßten und dann in Druck gegebenen Vertheidigungsschrift zu widerlegen.

Die Sache selbst ist ziemlich verwickelt, obgleich oder vielleicht gerade weil eine ganze Anzahl von Berichten — officiellen und nicht officiellen — darüber vorliegt, von denen jene — von Hessischer, Sächsischer, Braunschweigischer Seite — theilweise stark parteiisch gefärbt sind, diese aber vielfach unzuverlässig und sich einander widersprechend erscheinen, da ihre Verfasser, selbst wenn sie bei den in Rede stehenden Ereignissen gegenwärtig und betheiligt gewesen sind, in dem Getümmel und der Verwirrung des Kampfes nicht durchweg in der Lage waren, die Vorgänge aufmerksam zu beobachten. Nach den neuesten eingehenden Forschungen von Erich Brandenburg, der die Gefangennahme Heinrich's von Braunschweig in einer besonderen Schrift behandelt hat und in dem jüngst erschienenen ersten Bande seiner Monographie über Moriz von Sachsen noch einmal darauf zurückkommt, muß man annehmen, daß die jedenfalls höchst zweideutige Rolle, die der junge Herzog von Sachsen bei dieser Gelegenheit gespielt hat, weniger das Ergebniß einer vorbedachten und absichtlichen Verrätherei gewesen ist als dasjenige einer unklaren und deshalb unhaltbaren politischen Lage, in die er freilich durch eigene Schuld gerathen war. Bis zu einem gewissen Grade kann man sein damaliges Verhalten als ein Vorspiel der Haltung betrachten, die er mit so entscheidendem Erfolge später in der weltgeschichtlichen Verwickelung zwischen dem Kaiser und seinen evangelischen Glaubensgenossen eingenommen hat. Seit seinem Regierungsantritt war er beflissen gewesen, zwischen den beiden mit einander hadernden religiösen Parteien im Reiche eine vermittelnde Stellung einzunehmen und zu behaupten. Im Gegensatze zu seinem eifrig katholischen Vater hatte er sich zwar der lutherischen Lehre zugewandt und war durch seine Vermählung mit der Tochter Philipps von Hessen diesem Haupte der protestantischen Partei auch verwandtschaftlich nahe getreten, aber er hütete sich wohl, sich rückhaltlos den Bestrebungen jener Partei anzuschließen und damit seine guten Beziehungen zum Kaiser Karl V. auf's Spiel zu setzen. So war er auch trotz häufigen Mahnens und Drängens

seiner Glaubensgenossen dem Schmalkaldischen Bunde nicht beigetreten, sondern suchte zwischen ihm und dem Kaiser eine neutrale, vermittelnde Politik zur Geltung zu bringen. Er war deshalb durchaus nicht erfreut, als Philipp beim Ausbruch der Braunschweigischen Wirren unter Hinweis auf die früher zwischen den beiden Fürstenhäusern Sachsen und Hessen geschlossenen Verträge ein dringendes Gesuch um Hülfe gegen den die Hessischen Lande bedrohenden Heinrich d. J. an ihn richtete. Zögernd versprach er, einige hundert Reiter und etliche Fähnlein zu Hülfe zu entsenden und sich im Falle der Noth als Freund zu erweisen. Als dann aber die Gefahr wuchs, der Braunschweiger sich bis auf wenige Meilen der Hessischen Grenze näherte, da glaubte er eine stattlichere Hülfe und selbst seine persönliche Theilnahme nicht versagen zu können, obschon er eben erst von längerer Krankheit erstanden war. Aber die Vermittlungsgedanken begleiteten ihn auch in das Lager seines Schwiegervaters. Hier erst wurde ihm die Sachlage klar. Er hatte gemeint, er werde nur zur etwaigen Vertheidigung des Hessischen Gebietes zu Felde ziehen, jetzt aber erkannte er, daß dieses gar nicht vom Feinde ernstlich bedrohet sei, daß es sich vielmehr lediglich darum handele, Heinrich von Braunschweig an der Zurückeroberung seines Landes zu hindern. Lieh er dazu seinen Beistand, so konnte leicht bei dem Kaiser der Verdacht erweckt werden, als stehe er doch mit den Schmalkaldener Bundesgenossen in näheren Beziehungen, als er vorgab, während andererseits ein Sieg der Braunschweiger über das Bundesheer unfehlbar zu einer Schädigung der protestantischen Sache führen mußte, der auch er anhing. Diese Alternative war ganz geeignet, ihn in seinem Vermittlungsgedanken zu bestärken. Aber während Heinrich von Braunschweig seine darauf abzielenden Vorschläge nach einigem Bedenken und unter dem Vorbehalte, daß ihm unter allen Umständen der Besitz seines Landes zugesichert werde, bereitwillig annahm, wies sie der Landgraf mit der Bemerkung, daß jetzt keine Zeit mehr zum Verhandeln sei, schroff zurück. Herzog Moriz ließ sich dadurch nicht beirren. Im Lager bei Nordheim angekommen, erneuerte er persönlich mit verdoppeltem Eifer seine Bemühungen, einen Zusammenstoß der beiden feindlichen Heere zu verhindern. Philipp ließ sich endlich bewegen, seine Einwilligung zu einem Doppelspiel zu geben, das Moriz in Vorschlag brachte. Danach sollte dieser dem Braunschweiger Herzoge im Namen des Landgrafen Friedensvorschläge machen, von denen man annahm, daß Heinrich sie zurückweisen würde: geschähe dies, wie zu erwarten stand, dann falle für Moriz jeder Grund fort, sich einer Theilnahme an dem Kampfe gegen die Braunschweiger zu enthalten.

Am 19. October kamen demgemäß die beiden Fürsten, Heinrich und Moriz, in dem benachbarten Kloster Wiebrechtshausen zu einer Unterredung zusammen. Sie führte zu keinem Ergebniß, obgleich Moriz, um eine Einigung herbeizuführen, die härteste der von dem Landgrafen gestellten Forderungen, daß nämlich der Braunschweiger vorher seinem Glauben entsagen und sich zum Protestantismus bekennen müsse, verschwiegen hatte. Schon diese Thatsache beweist, mit wie wenig Ehrlichkeit die Verhandlungen von Sächsischer Seite geführt wurden. Heinrich brach sie schließlich kurzer Hand ab, wie der Landgraf von Hessen später behauptet hat, mit den prahlerischen Worten: „Binnen dreien Stunden werde man sehen, ob der Landgraf oder er, der Braunschweiger Herzog, Herr der Welt sei.“

Erst jetzt, nach dieser fruchtlosen Unterredung, sandte Moriz am Abend des 20. Octobers dem Braunschweiger Herzoge seinen Absagebrief. Er sowohl wie Philipp von Hessen hatten die dadurch gewonnene Zeit benutzt, um die nothwendigen Vorbereitungen zum Angriff auf das braunschweigische Lager zu treffen. Dieser Angriff erfolgte schon am Morgen des folgenden Tages (21. October). Der Kampf drehte sich zunächst um den Besitz der alten Landwehr, die sich südlich von dem Braunschweigischen Lager bei Calefeld hinzog. Der Landgraf bemächtigte sich ihrer und, obschon seine Reiterei anfangs von der feindlichen geworfen wurde, behauptete er sich doch dank der Ueberlegenheit seines Geschützes in ihrem Besitze. Um auch sein Fußvolk in den Kampf zu bringen, ließ er in aller Eile an fünf verschiedenen Stellen passirbare Durchgänge durch die Landwehr herstellen. Nun wurde der Kampf allgemein. Während er noch unentschieden tobte, sah man plötzlich den Herzog Heinrich mit seinem Sohne und geringer Begleitung sich dem Orte nähern, wo Philipp von Hessen zu Pferde hielt und von wo er die Schlacht leitete. Moriz hatte ihn inmitten des Kampfes um eine abermalige Unterredung ersuchen lassen, auf die der Herzog bereitwillig einging. Da der Landgraf kategorisch erklärt hatte, „es bedürfe keiner Handlung mehr, er wolle den Vater und den Sohn in seine und keines Anderen Hand haben“, bot Moriz alle seine Ueberredungskunst auf, um den Herzog zu bestimmen, sich dem Landgrafen persönlich zu ergeben. Heinrich zögerte einen Augenblick, als ihm aber Moriz versicherte, er werde alsdann schon dafür sorgen, daß ein Vertrag mit für ihn annehmbaren Bedingungen zu Stande komme, gab er nach und ritt langsam mitten durch das Kriegsgetümmel in Begleitung seines Sohnes dem Platze zu, wo sich Landgraf Philipp befand.

(Schluß folgt.)

Gandersheim im siebenjährigen Kriege.

(Schluß.)

Den 5. Dec. kamen wieder 3 Bataillons Lucknerischer Grenadiers hier zu liegen und marschirten den 6ten December wieder ab ins Amt Winzenburg in die Winterquartiere.

Den 16. Dec. kamen wieder 30 Jäger von Hameln herauf von den Braunschweigern und gingen nach ihrem Corps.

Den 23. Dec. gieng das hiergelegene kl. Hospital von Prinz Friedrich erst zum Regiment ab.

Den 31. Dec. kam wieder ein Commando Braunschweigischer und Hessischer Infanterie und Cavallerie 280 Mann stark zurück hier durch, um den Cordon

abzulösen, welche der Hessische General von Wolff commandirte, und lagen 1 Nacht hier.

Den 11. Dec. wurde des Französischen General Duc de Lavall sein Sohn, so an Blattern hier krank liegen blieben und gestorben, stille begraben; dieser sowohl als Battan hatten ganz blatte Särge.

Die Preise der Lebensmittel waren in diesen Drangsalen sehr hoch gestiegen, als:

Rocken	à Himpt.	2 1/8	ℛ
Weizen	„	5	„
Gerste	„	2 2/8	„
Haber	„	1 1/8	„
Erbsen	„	3	„
Rindfleisch	das ℔	6	ℋ
Hammelfleisch	„ „	6	„
Schweinfleisch	„ „	9	„
Kalbfleisch	„ „	8	„
Speck	„ „	12	„
Brandwein	1 Quartier	24	„
Goslar-Bier	„	4	„
Gandersheimer Bier		1	„
1 Ey		4	„
1 ℔ Caffe Mart.		27	„
trockene Zwetschen	à ℔	18	„
1 Puterhan		5	ℛ
1 Gans		1	„
1 Endte		24	ℋ
1 Huhn		24	„

etc.

1762.

Den 7. Januar kamen 96 Mann Cavallerie von die Hessen vom Cordon von Einbeck zurück, giengen nach ihren Regimentern in die Winterquartiere und blieben eine Nacht hier.

Den 9. Januar kamen 120 Mann Hessen Infanterie vom Cordon zurück.

Den 14. Januar kamen 50 Lucknerische Hussaren zurück.

Den 16. Jan. kamen 15 Mann Hannov., Braunschweiger und Hessen mit 30 Recruten vom Amte Hundesrück hier durch, blieben alle 1 Nacht hier und muste ihnen allemahl zu Eßen gegeben werden.

Den 31. Januar kamen wieder 150 Mann Cavallerie und 170 Mann Infanterie alles Hessen von verschiedenen Regimentern auf 1 Nacht hier zu liegen, giengen vorwerts den Cordon abzulösen und noch 50 Lucknerische Hussaren, gingen aber durch.

Den 2. Febr. kamen wieder 40 Mann Cavallerie Hannoveraner und 30 Mann Infanterie Braunschweiger zurück, blieben 1 Nacht hier.

Den 3. Febr. kamen wieder zurücke 80 Cavall. und 80 Infant. von den Hessen.

Den 13ten kamen wieder 80 Cavall. und 120 Infant. von die Hessen 1 Nacht hier, giengen vorwerts.

Den 14. Febr. giengen wieder 80 Hannöversche Cavallerie und 80 Braunschw. Infanteristen auf 1 Nachtquartier hier durch vorwerts nach Einbeck, wo sie alle hin marschireten.

Den 15. Febr. kamen wieder zurück 80 Cavall. und 120 Inftr. Hessen und 12 Hannöversche Cavall. 1 Nacht hier.

Den 16. Febr. kamen aber zurück 50 Lucknersche Hussaren, 40 Cavall. und 40 Infant. von Hessischen Jägers, blieben 1 Nacht hier.

Den 28. Febr. kamen wieder und giengen vorwerts den Cordon abzulösen 144 Mann Hessen Cavall. als von Regiment v. Einsiedel, Pr. Friedrich und Jägers, 15 Dragoner Hannoveraner von Waldhausen, 190 Man Hessen Infanterie von Pr. Anhalt, von Bischhausen und Jägers, blieben 1 Nacht hier.

Den 2. Merz kamen eben von selbigen Regimentern so viel wieder zurück auf 1 Nachtquartier und giengen noch durch 80 Mann Braunschweiger von Mansberg Regiment nach Dannhausen.

Den 14. Merz giengen wieder vorwerts 84 M. Hessen Cavallerie und 160 M. Infanterie von vorbeschriebenen Regimentern 1 Nachtquartier hier.

Den 15. Merz kamen 80 M. Hessische Cavall. Jägers von Wetteborn und giengen nach Duderode und 200 Mann Stockhausische Jäger giengen durch ins Paderbornische.

Den 21. Merz kamen ebenfalls 128 Cavallerie und 240 M. Infanterie von den Hessen auf 1 Nachtquartier hier und giengen nach Einbeck.

Den 22. Merz gieng das ganze Hessische Jäger Corps mit klingendem Spiel durch nach Calefeld, und 128 Mann Cavall., wie auch 240 M. Infant. von den Hessen kamen von Einbeck zurück und blieben 1 Nacht hier.

In diesem Monath änderte sich die Scene, weil Rußland mit Preußen Friede gemacht.

Den 23. Aprill kamen von Einbeck 128 Cavall. und 240 Mann Infanterie von Einbeck und gingen wieder ins Hildesheimische zu ihren Regimentern, blieben 1 Nacht hier.

Den 18. May brach die Alliirte Armee aus ihren Winterquartieren auf und marschirte vorwerts gegen Cassel.

Den 19. May kamen hier ins Nachtquartier auf 1 Rasttag 2 Bataillone von Lucknerischen Grenadiers, ingleichen das Braunschweigische Regiment von Mansberg und 2 Compagnien von Prinz Friedrich, alle 2 Nacht hier, waren sehr unhöflich, sowohl Officier als Gemeine, giengen auf Einbeck.

Den 20. May kam das Hessen Regiment von Bischhausen wieder auf 1 Nachtquartier hier und das Hessen gelbe Dragoner Regiment 800 M. stark gieng durch, alle auf Einbeck zu. Der Durchl. Prinz Friedrich von Braunschweig nahm sein Quartier im Granzinischen Hauße.

Die Kanne Bier kostet jetzo 3 Mgr.

In diesem Monath machte Schweden auch mit Preußen Friede.

Den 8. July Morgens 5 Uhr kamen hier wieder an Braunschweig. Auxiliaires (oder vom Türken Corps, weilen sie wie Türken bekleidet waren), welche der Oberste von Raue commandirte, von Greene herüber, nemlich Türken 10 Mann, Hussaren 10 Mann, noch Hussaren 30 Mann und Infant. Jägers 100 Mann und giengen Abends 6 Uhr wieder ab auf Sebexen. Ferner kamen noch 40 Cavall. Jägers von Seesen, also

in Summa 190 Mann, lauter, wie geschrieben, schlecht Gesindel.

In diesem Monath kostet die Kanne Bier 4 gr.

Den 2. Sept. kamen wieder von Braunschweig her 1 Compagnie Cavall. Jägers und 1 Compagnie Auxilieres zu Pferde und giengen durch nach Cassel.

Den 2. Novbr. sind die Friedens-Präliminarien zwischen Engeland, Franckreich, Spanien und Portugal unterzeichnet und darauf der Friede bey Amoeneburg[6]) ausgerufen.

Den 1. Decbr. kam 1 Hannoverisches Cavall. Reg. v. Behr 1 Nacht hier zu liegen.

Den 2. Dec. kam der Durchl. Prinz Friedrich von Braunschweig mit seiner ganzen Svite auf 2 Nachte hier zu liegen und giengen nach Hildesheim in die Winterquartiere.

Den 21. Dec. kamen die Quartiermeisters von den Braunschweigischen Hussaren hier auf 1 Nacht zu liegen.

Den 26. Dec. kam das ganze Braunschweigische Hussaren Regiment hier an und blieb 1 Nacht liegen. Alle diese Freunde Truppen haben bey ihren Hin- und Hermärschen noch weniger Mannszucht als die Feinde gehalten.

1763.

Den 15t., 25t., 30t. Januar und den 1. Febr. rückten die Braunschweigischen Truppen in Braunschweig und Wolfenbüttel wieder in ihre Garnisons.

Den 15. Febr. sind auch die Friedens-Präliminarien zwischen Oesterreich, Preußen und Sachsen unterzeichnet, worauf auch sogleich der Devinitiv Tractat erfolget zu Hubertsburg in Saxen, worauf hier und überall das Friedensfest gefeyert und zwar nach gnädigster Landesherrlicher Verordnung und Vorschrift am Sontage Jubilate, den 24. Aprill 1763.

Es wurde mit allen Glocken als an einem großen Festtage geläutet. Als solches zum 2ten mahl geschahe, kamen die Schulkinder, männlichen und weiblichen Geschlechtes, in Kranz und Band gezieret und aufs Beste geschmücket, samt Chorschüler, Schul Collegen und Schullehrers aus denen Schulen paarweis gezogen und giengen die Weiblichen vorauf und wurde dabey der Gesang gesungen: „Alle Welt was lebt und webet, p.", giengen um den Kirchhof vor der Abtey herunter, über den Plan und Markt singend bis in die Kirche, wobey zum 3t. Mahl geleutet wurde. So wie diese aufhöhreten, wurde in der Kirche das „Herr Gott dich loben wir p." wieder mit Musique angefangen und darauf wurde auch eine schöne Dank Predigt gehalten und dieser ganze Tag frölig vollenbracht.

Dieses ist unsern Nachkömmlingen zur Nachricht hieher gesetzet, um daß sie doch auch etwas noch davon vorstellen können, in was für Noth und Krieges Angst ihre Vorfahren vor Zeiten gestecket.

So geschehen Gandersheim den 22 Jul. 1786.

Joh. Phil. Fischer,
so alles Vorbeschriebene selbst mit ausgehalten.

6) Stadt in der kurhessischen Provinz Oberhessen. Hier war am 21. Septbr. 1762 ein Gefecht zwischen den Alliirten und den Franzosen, während dessen die Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien eintraf.

Die Rittergutsbesitzer des Herzogthums Braunschweig in den Jahren 1501—1900.

			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
79.	Groß-Sisbeck.		v. Bartensleben.	1619 Herzogin Elisabeth zu Br. u. Lün. 1629. Stucke. 1654. Conring.	1783. v. Bohlen. 1796. v. Strombeck.	1876. Fischer. 1884. Reinhardt.
80.	Stadtoldendorf mit Giesieberg.		v. Campe.	v. Campe.	v. Campe.	v. Campe. 1897. Barttlingk.
81.	Thiede.		1524. Rapp.	Rapp. c. 1660. v. Stockhausen.	c. 1710. Breymann.	1808. Schwannecke. 1838. Wrede. 1857. Actien-Rü[illegible] zuckerfabr[illegible] Thiede.

Nr.	Gut	Entstehung				
82.	**Thune.**	Privilegium vom 16. Sept. 1693.		1693. v. Jettebrock.	1701. v. Bobart. c. 1730. v. Kalm. 1748. Bornholz. 1756 v. Meibom. 1784. v. Ehrenkrook. 1786. v. Riedesel. 1790. Gebhardi.	c. 1810. Claus. 1888. Kahmann. 1893. Marquardt. 1896 in der Matrikel gestrichen u. zerstückelt.
83.	**Timmenrode.**	aus zwei Ackerhöfen entstanden.	1567. v. Machwitz.	c. 1610. v. Wilkenitz. c. 1650. v. Breidenbach. c. 1680. Willighausen.	c. 1710. v. Hake. 1737. v. Kalnein. 1743. v. Taubenheim. 1744. v. Windheim. 1784. Walther.	1839. Mundt.
84.	**Groß-Twülpstedt.**		v. Bartensleben.	1652. Conring.	1783. v. Bohlen. 1796. v. Strombeck.	
85.	**Nesingen.**					1892. Löbbecke.
86.	**Groß-Vahlberg.**		v. Weferling.	1602 im Fürstlichen Besitze. c. 1627. v. Hoym. 1668. v. Weferling.	1776. v. Münchhausen.	
87.	**Klein-Vahlberg.**	Privilegium vom 17. Januar 1642.		1642. v. Schwartzkoppen.	v. Schwartzkoppen.	1853 von der Gemeinde gekauft und zerstückelt.
88.	**Veltheim.**	v. Veltheim. v. Honrodt.	v. Honrodt.	v. Honrodt.	v. Honrodt.	1815. v. Warkotsch. 1832. v. Veltheim.
89.	**Voldagsen.**	Privilegium vom 2. Januar 1696.		1694. 1696. Graf Wartensleben.	c. 1702. v. Meder. 1704 an Herzogl. Cammer verkauft.	
90.	**Volkersheim (Oberhof).**	v. Volkersheim.	v. Cramm.	v. Cramm.	v. Cramm.	v. Cramm. 1885. v. Gadenstedt.

			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
91.	**Volkersheim** (Unterhof).	v. Volkersheim.	v. Cramm.	v. Cramm.	v. Cramm.	v. Cramm. — 1885. v. Gadenstedt.
92.	**Watzum.**		v. Weserling.	v. Weserling.	1776. v. Münchhausen. — 1792. Hecht.	1830. Diederichs. — 1861. Schulze.
93.	**Wendessen.**	1676 in Rittermatrikel aufgenommen.		1668 im Besitze der Herzogin Christ. Elisabeth.	1754. Köhler. — 1772. Müller (v. Lauingen).	1851. Ernst. — 1864. Seeliger.
94.	**Wendhausen.**			1682. Probst von Wendhausen.	1718 v. Dehn. — 1751 an Herzog Karl verkauft.	1873. Vieweg.
95.	**Westerbrak.**		v. Grone.	v. Grone.	v. Grone.	v. Grone.
96.	**Windhausen.**		v. Oldershausen. v. Gittelde. — 1599. v. Gittelde.	1630. v. Jagemann. — 1642. Koch.	v. Koch.	v. Koch. — 1863 an Gemeinde verkauft und zerstückelt.
97.	**Wolperode.**		v. Rauschenplat. — c. 1589. Stopler.	c. 1630. Hamstedt. — 1646. Brüning.	v. Brüning.	1812. v. Walde[illegible] — 1842. Alers. — 1861. Matthä[illegible] — 1878. Wendt.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 21. 20. October **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Höckelheim und Langensalza.

Von O. v. Heinemann.

(Schluß.)

Ueber die nun folgende Unterredung der beiden Fürsten sind wir nicht in authentischer Weise unterrichtet, da die verschiedenen Berichte darüber nicht unwesentlich von einander abweichen, ja sich theilweise geradezu widersprechen. Jedenfalls hat die Unterredung nur wenige Minuten gedauert. Am glaubwürdigsten ist wohl das, was eine von hessischer Seite ausgegangene Relation darüber berichtet. Danach redete Heinrich den Landgrafen mit den Worten an: „Lieber Oheim! Auf die Handelung, die Herzog Moriz mit mir gehabt, stellen ich und mein Sohn uns in Ew. Liebden Hand", worauf der Landgraf ihm versprochen habe, „ihn fürstlich halten zu wollen", sich aber trotz der inständigen Bitten seines Schwiegersohnes nicht bewegen ließ, ihm als Zeichen der Versöhnung die Hand zu reichen. Die von braunschweigischer Seite veröffentlichten Darstellungen lauten freilich ganz anders. Danach soll Philipp den gedemüthigten Herzog nicht nur, sondern auch dessen ganz unschuldigen Sohn mit bitteren Vorwürfen überhäuft haben. „Wärest Du meiner" – habe er zu jenem gesagt — „jetzt ebenso gewaltig wie ich Deiner, Du würdest mich sicher nicht leben lassen", und dem jungen Prinzen, der ihm zu Füßen fiel, hielt er vor, daß sein Vater das Blutvergießen und so vieler Leute Verderben ganz allein zu verantworten habe. Heinrich selbst hat aus seinem Gefängniß heraus wiederholt behauptet, daß er gar nicht die Absicht gehabt habe, sich dem Landgrafen zu ergeben, sondern daß, als er auf Morizens Zureden und im Vertrauen auf dessen Wort zu ihm ritt, er der Meinung gewesen sei, es sollten lediglich neue Verhandlungen angeknüpft werden, um dem unheilvollen Hader ein Ende zu machen.

Nach Heinrich's Gefangennahme setzten seine jetzt führerlosen Truppen den Kampf zwar noch eine kurze Zeit fort, aber die entschlossenen Maßnahmen des Landgrafen hinderten sie an jedem Erfolge und am Tage darauf mußten sie, von ihm bedrängt und von ihren Hauptleuten im Stich gelassen, geloben, drei Monate lang sich jeder Feindseligkeit gegen die Schmalkaldener zu enthalten, alles Geschütz — es waren 18 leichte Feldstücke — auszuliefern und mit abgerissenen Fahnen davonzuziehen. Damit war Heinrich's Versuch, sein Land zurückzuerobern, vollständig gescheitert, er selbst aber bedingungslos in die Hand seines Todfeindes gefallen, der ihn zwei Jahre lang auf der hessischen Festung Ziegenhain in strengster Haft hielt. Alle Anstrengungen, die von verschiedenen Seiten, namentlich auch von Moriz von Sachsen, gemacht wurden, diese zu mildern, waren vergeblich. Erst die Schlacht bei Mühlberg sprengte die Riegel seines Kerkers und gab ihm mit der persönlichen Freiheit auch den Besitz seines Landes zurück.

Wenden wir uns nun zu den Ereignissen, die ich zu Anfang meines Vortrages zusammenfassend mit dem Namen „Langensalza" bezeichnet habe und die meiner Ansicht nach ein merkwürdiges und auffallendes Gegenstück zu den soeben behandelten Vorgängen, fast möchte ich sagen, eine zweite Auflage von ihnen bilden. Die Vorgeschichte dieser Ereignisse, die ein Theil von uns noch selbst erlebt hat, darf ich als allgemein bekannt voraussetzen. Wir besitzen darüber, namentlich auch über die Schlußkatastrophe von Langensalza, eine reiche, sehr ausgiebige Litteratur, nicht nur in den größeren zusammenfassenden Werken, die über die neuere deutsche Geschichte und die Begründung des neuen deutschen Reiches erschienen sind, sondern auch in einer sehr großen Anzahl von Einzelschriften, die zum größten Theil von den dabei betheiligten Personen herrühren und daher vorwiegend als Parteischriften zu bezeichnen sind. Es ist selbstverständlich, daß ich in einem kurzen Vortrage, wie dieser, auf eine eindringliche Kritik der letzteren verzichte. Ich muß mich mit einer übersichtlichen Darlegung der hier in Betracht kommenden Ereignisse begnügen, die indeß auf einer möglichst unbefangenen und unparteiischen Abwägung der beiderseitigen Berichte beruht.

Der Conflict zwischen den beiden deutschen Großmächten, das große Duell zwischen Oesterreich und Preußen, wie es Bismarck genannt hat, das seit Jahrzehnten den Frieden Deutschlands und Europas bedrohet hatte, war endlich zum Ausbruch gekommen. Oesterreich hatte in Folge des Einmarsches der Preußen in Holstein beim Bundestage seinen bekannten Antrag auf Mobili-

sirung aller nichtpreußischen Bundescorpscontingente gestellt und Preußen mit der Erklärung seines Austritts aus dem Bunde darauf geantwortet. Schon am Tage nach der entscheidenden Sitzung des Bundestages in Frankfurt, am 15. Juni, überreichte Prinz Ysenburg, der preußische Gesandte in Hannover, der dortigen Regierung eine Drahnote, welche die Zurückführung der hannövrischen Truppen auf den Friedensstand vor dem 1. März, die Zustimmung des Königs Georg zu der Berufung eines deutschen Parlaments, endlich die Ausschreibung der dazu erforderlichen Wahlen verlangte. Auf dieser Grundlage wurde Hannover ein Bündniß mit Preußen, sowie die Gewähr seines Ländergebietes und seiner Selbständigkeit nach Maßgabe der preußischen Reformvorschläge bezüglich des Bundes angeboten, anderen Falls die sofortige Kriegserklärung in Aussicht gestellt. Bei dem Charakter und den Gesinnungen des Königs Georg war die Zurückweisung dieser Anträge vorauszusehen. Sie erfolgte noch an demselben Tage. Der König bezeichnete die ihm gestellten Bedingungen als unvereinbar mit seiner königlichen Ehre und Pflicht und fügte hinzu, daß er als Christ, Monarch und Welf nicht anders könne, als auf ihrer Abweisung zu beharren. Die unmittelbare Folge dieses Beschlusses war die Kriegserklärung Preußens an Hannover.

Es zeigte sich jetzt, wie unfertig und mangelhaft die hannövrischen Vorbereitungen — Rüstungen kann man sie kaum nennen — für den eingetretenen Fall waren. Während auf preußischer Seite zwei kriegsmäßig ausgestattete Divisionen, die eine im Norden unter Manteuffel, die andere im Westen unter Vogel von Falkenstein zum sofortigen Einmarsch in das Königreich bereit standen und eine dritte Division unter General Beyer von Wetzlar aus auf Cassel marschirte und von da die Südgrenze des Königreichs bedrohete, waren die hannövrischen Truppen zum Zweck von Brigadeübungen über einen großen Theil des Landes zerstreut und für einen sofortigen Feldzug nichts weniger als vorbereitet. Unter diesen Umständen erging unter Aufgabe des ursprünglichen Planes, die Armee um Stade zu versammeln und sie hier mit der aus Holstein heranziehenden österreichischen Brigade Kalik zu vereinigen, an sämmtliche hannövrische Truppen der Befehl, ihre Concentrirung bei Göttingen zu bewerkstelligen, wohin sich auch der König in Begleitung des Kronprinzen begab. Hier gelang es unter zum Theil sehr großen Anstrengungen, die ganze Armee mit Ausnahme weniger kleiner Abtheilungen am 18. Juni zu vereinigen. Indessen waren bei dem unfertigen Zustande, in dem sich die Truppen befanden, namentlich auch um die in letzter Stunde einberufenen Urlauber, die trotzdem fast vollzählig, 8000 Mann, herbeigeeilt waren, einzukleiden und zu bewaffnen, einige Tage erforderlich. Daß dies in der dazu vergönnten kurzen Zeit gelang, legt von der Opferwilligkeit der Mannschaften, von dem Eifer und der Hingabe der Officiere ein glänzendes Zeugniß ab.

Am 21. Juni war man mit den nothwendigen Vorbereitungen fertig, die Armee marschbereit. Wohin dieser Marsch zu richten sei, darüber konnte bei der inzwischen eingetretenen militärischen Lage kaum ein Zweifel obwalten. Man mußte suchen, sich mit den Bayern, die ihre Vortruppen mittlerweile bis an den Südrand des Thüringer Waldes, bis nach Meiningen und Coburg, vorgeschoben hatten, zu vereinigen. [illegible] kundschaften hatten ergeben, daß dies am leichtesten [illegible] einen Marsch auf Eisenach oder Gotha zu erreichen [illegible] Demgemäß brach man noch an demselben [illegible] (21. Juni) von Göttingen nach dem Eichsfelde [illegible] überschritt die preußische Grenze in der Richtung [illegible] Heiligenstadt und setzte an den beiden folgenden [illegible] den Marsch ungehindert über Mühlhausen und [illegible] salza auf Gotha und Eisenach fort. Am 24. [illegible] die hannövrischen Vortruppen nur wenige Stunden [illegible] den beiden letztgenannten Städten entfernt. Man [illegible] zeugte sich, daß Eisenach so gut wie gar nicht, [illegible] nur schwach vom Feinde besetzt war. Man brau[illegible] nur vorwärts zu marschiren — und die Armee [illegible] gerettet. Da machten sich als der Brigade [illegible] bereits der Befehl ertheilt war, gegen Eisenach vor[illegible] gehen, andere Einflüsse geltend, die den unwiederbr[illegible] lichen Moment versäumen ließen und das tapfere [illegible] einem unabwendbaren Verderben entgegenführen [illegible]

In Berlin, von wo aus die preußischen Truppen[illegible] bewegungen durch den König unmittelbar und durch [illegible] großen Generalstab geleitet wurden, hatte man selbst[illegible] verständlich die Bewegungen des hannövrischen [illegible] mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Der bestim[illegible] Befehl des Königs Wilhelm, wie er sich in wiederhol[illegible] dringenden Weisungen an die Befehlshaber der einz[illegible] preußischen Heerestheile, namentlich an den Gene[illegible] Vogel von Falckenstein, aussprach, ging dahin, [illegible] hannövrischen Truppen entweder durch Entwaffnu[illegible] oder durch Angriff auf sie unschädlich zu machen [illegible] außer Wirksamkeit zu setzen". Durch eine Verkettu[illegible] widriger Umstände war dies weder in der Zeit, als [illegible] hannövrische Armee in Göttingen rastete, noch auch [illegible] ihrem Marsche in die Umgegend von Langensa[illegible] gelungen. Daher kam man auf den Gedanken, [illegible] durch Anknüpfung von Verhandlungen aufzuhalten [illegible] ihren Weitermarsch so lange zu verzögern, bis hinreich[illegible] zahlreiche preußische Streitkräfte am Platze wären, [illegible] jenem königlichen Befehle die Durchführung zu sicher[illegible] Diese Idee scheint vom Könige selbst ausgegangen [illegible] sein. In einer von ihm an Moltke gerichteten [illegible] stiftsnotiz vom 22. Juni heißt es: „Der (von [illegible] Hannoveranern) verlangte Durchzug ist ebenso gefäh[illegible] wie naiv. Da er natürlich nicht zu gewähren ist, [illegible] fragt es sich nur, da Fabeck (der in Gotha befehligen[illegible] Officier) nicht stark genug ist, bei einem abzuschlagende[illegible] Durchzuge einen Angriff zurückzuschlagen — — —, [illegible] man nicht wird Zeit gewinnen müssen durch ein[illegible] Stunden Unterhandlungen". In Folge dieser Andeutu[illegible] telegraphirte Moltke sofort an den Obersten von Fabe[illegible] „Sie haben sogleich durch Parlamentär mit dem [illegible] Heiligenstadt commandirenden (hannövrischen) Gene[illegible] dahin zu verhandeln, daß derselbe die Waffen stre[illegible] da er von allen Seiten umstellt ist, diese [illegible] handlungen möglichst zu trainiren wegen Einho[illegible] von Instruction und mit den Generalen Beyer [illegible] Glümer sogleich in Verbindung zu treten, um Trupp[illegible]

echtzeitig nach Eisenach, eventuell mit der Bahn nach Gotha heranzuschaffen".

Man kann diesem Telegramm den Vorwurf nicht ersparen, daß es befahl, mit der hannövrischen Heeresleitung, beziehentlich mit dem Könige Georg selbst, Verhandlungen anzuknüpfen, deren Grundlage sich als eine faktische Unwahrheit darstellt. Die hannövrische Armee war damals — dies war nirgend genauer bekannt als in Berlin selbst — durchaus nicht „von allen Seiten umstellt", vielmehr stand ihr der Weg über den Thüringer Wald so gut wie völlig offen. Gotha war am Morgen des 23. Juni nur von drei Bataillonen, einer Schwadron und vier Geschützen unter dem sachsen-gothaischen Oberst von Fabeck besetzt, Eisenach sogar nur von einem Theile des Füsilierbataillons vierten Garderegiments unter Oberst von Osten-Sacken, wozu allerdings im Laufe des Tages aus Magdeburg noch etwa 790 Mann, meist Landwehr, hinzukamen. Auch die Truppen in Gotha wurden noch um zwei reitende Batterien aus Erfurt verstärkt. Aber weder jene bei Gotha versammelten, noch diese bei Eisenach stehenden Truppen hätten einem entschlossenen Angriffe der Hannoveraner einen ernstlichen Widerstand entgegensetzen können. Auch beweist die ganze Fassung der mitgetheilten Depesche Moltke's, daß es auf ein absichtliches Hinhalten, wenn nicht geradezu auf eine Täuschung der Hannoveraner abgesehen war. Man kann es daher diesen kaum verargen, wenn sie bei den nun beginnenden Verhandlungen, Gleiches mit Gleichem vergeltend, nebenbei bemühet waren, über die wirkliche Sachlage, namentlich über ihre von den Gegnern behauptete gänzliche Umzingelung ins Klare zu kommen.

Am Morgen des 23. Juni erschien, dem Befehle Moltke's gemäß, der gothaische Hauptmann von Ziehlberg im hannövrischen Hauptquartier, das sich damals südlich von Mühlhausen befand. Er überbrachte eine Abschrift des Moltke'schen Telegrammes mit der Aufforderung der Waffenstreckung, von dem indeß der Absatz, der das Hinhalten (Trainiren) der Verhandlungen empfahl, fortgelassen war. Da er weiter keine Legitimation vorzuweisen hatte, so beschloß man hannövrischerseits, einen Parlamentär nach Gotha zu senden, der zugleich den Auftrag erhielt, über die Stärke der dortigen Garnison und die behauptete völlige Umstellung der hannövrischen Armee Erkundigungen einzuziehen. So begannen diese verhängnißvollen Verhandlungen, die den Untergang des hannövrischen Heeres und damit des hannövrischen Staates herbeiführen sollten, und über deren Verlauf von beiden Seiten so viel geschrieben und gestritten worden ist. Auf die Einzelheiten dieser Polemik hier näher einzugehen, würde bei der Kürze der mir zugemessenen Zeit nicht am Platze sein, auch dürfte sich daraus kaum ein klares und überzeugendes Bild der Vorgänge ergeben, da hier vielfach Behauptung gegen Behauptung steht und es schwer, um nicht zu sagen unmöglich ist, die Wahrheit der einzelnen Aussagen von hüben und drüben mit absoluter Sicherheit festzustellen. Ich begnüge mich also damit, meinen Bericht über diese Ereignisse durch einige Bemerkungen allgemeiner Art abzuschließen, wie sie sich einem jeden unbefangen Urtheilenden unwillkürlich und gleichsam von selbst aufdrängen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der für die Hannoveraner so traurige Ausgang der Verhandlungen und das darauf folgende Blutbad, das der Welt noch einmal das Schauspiel eines erbitterten Kampfes von Deutschen gegen Deutsche geben sollte, in welchem selbst vielfach Verwandte und Freunde gegen einander fochten, zu einem großen Theile der Rathlosigkeit, Verwirrung und Unentschlossenheit zuzuschreiben ist, die im hannövrischen Hauptquartier herrschte und deren Ursache hauptsächlich in dem Umstande zu suchen ist, daß der bekanntlich durch ein körperliches Gebrechen in seinen Entschließungen beeinträchtigte König sich beim Heere befand und durch seine Autorität vielfach hemmend und verwirrend in die militärischen und diplomatischen Maßnahmen eingriff. König Georg war sicherlich ein Mann, der durch manche hervorragende Eigenschaften wie zum Herrschen bestimmt schien, aber er hatte bereits in jungen Jahren die Sehkraft des einen Auges verloren und dann das Unglück gehabt, durch Unvorsichtigkeit auch das andere Auge so schwer zu verletzen, daß völlige Blindheit eintrat. Bei reichen Anlagen des Geistes und Gemüthes, die ihn auszeichneten, mußte in Folge davon seine Entwicklung vielfach gehemmt und die Richtung seines Geistes in gefährliche Bahnen geleitet werden, so daß sich schließlich in ihm eine Gedankenwelt ausgebildet hatte, die mit der Wirklichkeit der Dinge nicht immer im Einklang stand. Er hegte von der Bedeutung seines Landes, von der historischen Mission seines Hauses, von der eigenen königlichen Würde die höchste Meinung. Hatte seine Erblindung schon in früheren Jahren die Ausbildung seiner geistigen Kräfte erschwert und theilweise selbst gehindert, so mußte sie, nachdem er zur Regierung gelangt war, ihm die volle Ausübung seines königlichen Berufes unmöglich und ihn dem Einflusse seiner Umgebung, auf deren Urtheil er in vielen Dingen angewiesen war, mehr, als heilsam und ersprießlich, zugänglich machen. War dies aber schon in ruhigen Zeiten der Fall, so steigerte es sich naturgemäß zu einer geradezu bedenklichen Gefahr in schwierigen Lagen und Verwickelungen und mußte sich in einer Krise von der Größe und Bedeutung, wie sie damals über Hannover hereingebrochen war, als verhängnißvoll erweisen. Und so geschah es. Der König, in der verzweifelten Bedrängniß, in die er sich pötzlich versetzt sah, und beeinflußt durch die aufregenden Ereignisse der letzten Tage, ward in seinen Entschlüssen mehr noch als sonst durch die nichts weniger als einstimmige Meinung seiner Umgebung, namentlich der höheren Officiere, bestimmt. Dadurch kam in die Maßnahmen, die zu ergreifen waren, ein bedenkliches Schwanken, das zu keinem guten Ende führen konnte. Das zeigte sich gleich zu Anfang der Verhandlungen. Unmittelbar vor der Ankunft Ziehlberg's im hannövrischen Hauptquartier war hier in richtiger Erkenntniß der von dem Gegner angewandten Kriegslist der „bestimmte Entschluß" gefaßt, die Besitznahme Gothas am folgenden Tage zu erzwingen, und die dazu nothwendigen Dispositionen getroffen

[illegible]

... Es war der regierende Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, [illegible] von Sachsen ein Sproß des ältesten Fürstenhauses.

Herzog Ernst ist als eifriger Vorkämpfer der deutschen Einheit und der Wiederherstellung des deutschen Reiches, die er freilich mit seltsamen Mitteln und auf sonderbaren Wegen zu verwirklichen trachtete, allgemein bekannt. Er hat unter dem Titel „Aus meinem Leben" in einem dreibändigen Werke eine Selbstbiographie veröffentlicht, in der er mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit bei den politischen Ereignissen verweilt, bei denen er eine Rolle gespielt zu haben glaubt oder auch wirklich gespielt hat. In diesem Buche kommt er auch auf die hier in Rede stehenden Ereignisse und auf seine Theilnahme an den Verhandlungen, die zur Capitulation von Langensalza geführt haben. Seine Darstellung läuft im Wesentlichen darauf hinaus, sein Verhalten in dieser Angelegenheit gegenüber den nachträglich darüber von hannoverscher Seite erhobenen Beschwerden und Anklagen zu rechtfertigen. Es ist sehr schwer, sich über diese Dinge ein zutreffendes Urtheil zu bilden. Der Herzog hat in seinen Denkwürdigkeiten erklärt, „es wäre völlig überflüssig, von seiner Seite noch heute auf diese zum Theil ganz nichtigen Streitfragen zurückzukommen". Er hat dies trotzdem nicht unterlassen und behauptet, „daß seine Einmischung in die Verhandlung lediglich aus dem Wunsche hervorgegangen sei, seinerseits (d. h. doch wohl als Souverän [illegible]) eine Vermittlung bei dem Könige von Preußen im Interesse des Königs von Hannover zu versuchen". Diese Behauptung hat

[illegible]

... völlige Umzingelung der [illegible] wurde, während auf der [illegible] wurden, den Schleier zu [illegible]"

[illegible] dem nun aber auch [illegible] viertägigen Unterhandlungen [illegible] Tage. Sie hatten den ver[illegible] theilen reichlich die Zeit g[illegible] den eisernen Ring um die [illegible] Armee zu schließen, aus dem [illegible] war. Jetzt erst konnte die früher [illegible] fälschlich behauptete völlige Um[illegible] werden, die das Schicksal jener [illegible] Daran vermochte auch das für [illegible] günstige Treffen von Langensalza n[illegible] zwar ihre Waffenehre gewahrt und [illegible] ruhm bethätigt hat, das aber als [illegible] Blutvergießen bezeichnet werden [illegible] nach dem Treffen setzten sich von [illegible] preußischen Heersäulen gegen Lange[illegible] General von Göben rückte mit [illegible] Groß-Behringen vor, Manteuffel [illegible] 8000 von Mühlhausen her Groß [illegible] Langensalza zurückgewiesene Gen[illegible] mit seinen 13000 Mann, auf [illegible] bei Langensalza seine Streitm[illegible] die Straße nach Gotha. [illegible] seitens der Hannoveraner er[illegible] los. Sie hatten, von einer [illegible] reiche nur noch für einen [illegible] kaum noch für ein [illegible]

apitulation war unvermeidlich geworden. Schweren
:s entschloß sich der blinde König, seine Zu-
ung dazu zu ertheilen. In der Frühe des 29. Juni
sie von dem preußischen General Vogel von
stein und dem Oberbefehlshaber der Hannoveraner
il Arentsschild unterzeichnet. Der endgültige
iß erfolgte indeß preußischerseits erst durch den
von Berlin aus auf telegraphischem Wege be-
ten General von Manteuffel. Als dieser, nach
pitulation vom Könige Georg empfangen, das
zimmer verließ, konnte er sich, tief erschüttert,
der Thränen enthalten: so sehr hatte ihn das
e Geschick des unglücklichen Monarchen und seine
che Fassung gerührt und ergriffen.

H.! Ich bin mit meinen Ausführungen zu Ende
zichte darauf, noch weitere Bemerkungen daran
sen. Hoffentlich haben Sie aus ihnen den Ein-
npfangen, daß es meinerseits keine allzu große
it gewesen ist, die beiden von mir behandelten
n unserer heimathlichen Geschichte, obschon sie
inen Zeitraum von mehr als drei Jahrhunderten
t sind, mit einander in Beziehung zu setzen, sie
vergleichende Parallele zu stellen. Die Namen
heim" und „Langensalza" bezeichnen ohne Zweifel
Geschichte Niedersachsens und derjenigen des
hen Hauses Vorgänge von einschneidendster Bedeu-
vie in ihrem Gesammtverlaufe sowohl wie in
i Einzelheiten eine merkwürdige Uebereinstimmung
en. Freilich der Endausgang war hier und dort
lig verschiedener. Heinrich d. J., der Vertreter
tammvater des älteren Zweiges unseres Fürsten-
ist nach vergleichsweise kurzer Zeit aus der Ge-
chaft in sein Herzogthum, das Erbe seiner Ahnen,
kehrt: er und seine Nachkommen haben, ein glück-
nd in vieler Hinsicht ruhmreiches Geschlecht, noch
nderte lang bis in unsere Zeit hinein in unserem
chweiger Lande, dieser „letzten Scholle welfischer
wie Herr von Treitschke sich auszudrücken beliebte,
rstlichen Amtes gewaltet. Dem jüngeren Zweige
Fürstenhauses ist durch die Ereignisse von
alza und ihre Folgen ein schlimmeres Loos ge-
nd ein härteres Geschick bereitet worden. Seit
dreißig Jahren lebt der Sohn und Erbe des
Georg in der Verbannung ohne Hoffnung, je-
soweit menschliches Ermessen reicht, den Thron
Väter zu besteigen und nach Hannover zurückzu-
was freilich seine wohlbegründeten Ansprüche auf
ierungsnachfolge im Herzogthum Braunschweig
rt läßt.

[...]tgebräuche der alten Steinhauer- und Maurer-Gilde.

[...] Braunschweigischen Magazin 1900 S. 81 be-
J. Merckel alte Zunftgebräuche des Haus-
handwerks. Es wird nicht ohne Werth sein,
die Gebräuche der Zunft der Steinhauer und
, welche ja im Ganzen bei gewissen Abweichungen
r Zimmerer verwandt sind, aus der Erinnerung
eines alten Meisters gegenüberzustellen, um so mehr, da
jede Zunft gegen die andere das Geheimniß ihrer
Ceremonien aufs Strengste wahrte. Das geschah selbst
zwischen Eltern und Kindern, wenn diese ein anderes
Handwerk wie jene ergriffen hatten.

Wenn früher ein „Junge" das Maurerhandwerk er-
lernen wollte, so hatten sich die Eltern zuvor zu über-
legen, ob sie auch wohl die Kosten, welche vom Ein- bis
zum Ausschreiben zu entrichten waren, bestreiten konnten;
denn es ist noch in den 40er und 50er Jahren des
vorigen Jahrhunderts vorgekommen, daß auch bei
anderen Handwerkern Jemand 8 Jahre und noch länger
Lehrling war, weil seine Eltern oder er selbst nicht die
Geldmittel hatten, die zum Ausschreiben und Losgeben
erforderlich waren.

Kam ein „Junge" in die Lehre, so hatte er als
Handwerkszeug eine Schaufel und einen Tragkasten mit
zur Baustelle zu bringen, und wenn Lehmarbeiten vor-
lagen, auch eine „Posaune", Lehmhacke. Zu Johannis-
Quartal wurde er eingeschrieben, in des Altmeisters
Hause, in Gegenwart des Gildecommissars, des Alt-
meisters, des Lademeisters und noch einiger anderer
Meister. Als ersten Tribut hatte der Lehrling sogleich
beim Austritt aus dem Zimmer, wo er eingeschrieben
war, an den Gildeboten 8 Gutegroschen (1 ℳ) zu
zahlen. Dann hatte er sich Nachmittags in einer neuen
blauen Schürze nach der Gesellen-Herberge zu begeben
und dort an den Gildeboten als Tribut für Her-
bergszwecke eine Citrone, eine Muskatnuß, ein halbes
Pfund süße Mandeln und ein halbes Pfund Rosinen
abzuliefern. Hier waren nun auch die „ältesten
Burschen" sämmtlich vertreten, d. h. diejenigen, welche
das nächste Jahr losgegeben wurden. Es war für
sie ein besonderes Zimmer eingerichtet, dessen Thür stets
offen gehalten wurde, und in dem ein großes Faß Süß-
bier aufgelegt war, das von den ältesten Burschen unter
Beihülfe der jüngsten Burschen als Freibier verzapft
wurde. Hierbei wurden nun Citronen und Muskat-
nüsse verwandt, indem auf die gefüllten Steinkrüge
Citronenscheiben aufgeschnitten und Muskatnuß ver-
mittelst einer dazu gekauften Reibe aufgerieben wurden.
Als Dank für diesen den Herbergsbesuchern dargebotenen
Trank steckten diese ein Trinkgeld in eine zu diesem
Zwecke angeschaffte Sparbüchse. Auch die losgegebenen
Junggesellen hatten jeder zur Abfindung mit den ältesten
Burschen 8 Gutegroschen in diese Büchse zu zahlen,
ebenso auch die neu eingeschriebenen Lehrlinge. Den
Schlüssel zu der Büchse hatte, um Streit zu vermeiden,
der Gildebote in Verwahrsam genommen, der auch mit-
unter die Casse zu sich nahm und „revidirte"; das
zusammengekommene Geld wurde unter die ältesten
Burschen vertheilt. Als Lehrgeld wurden gewöhnlich bei
4 Jahren Lehrzeit 18 ₰ und ein silberner Eßlöffel an
den Lehrmeister gezahlt.

Nahte nun die Zeit, wo der Lehrling ausgelernt hatte,
so mußte er sich vorerst zwei Schenkgesellen wählen, die
ihm in den letzten 6 Wochen seiner Lehrzeit die Zunft-
sprüche und -gebräuche beibringen mußten; allabendlich
gingen die Drei „in grüner Heide" (d. h. vor dem
Thore) gemeinschaftlich spazieren, wobei meistens, wenn

es die Mittel erlaubten, geraucht und getrunken wurde. Zugleich wurde im Beisein der Ehefrauen der beiden Schenkgesellen rothes und blaues, recht breites seidenes Band gekauft, mit dem nach den überstandenen Ceremonien die Frauen sich ihre Hüte garniren ließen.

Den Lehrburschen war verboten: das Rauchen, das Tanzen ohne die Erlaubniß eines etwa anwesenden ehrbaren Gesellen, das Tragen eines Schoßrockes oder eines Hutes, ebenso das Besuchen der öffentlichen Gaststuben. Vor Allem hatte der Lehrling jeden ehrbaren Gesellen durch Abnehmen der Mütze zu grüßen, auch seinen Befehlen Folge zu leisten; sonst wurde spätestens bei der Losgabe „abgerechnet". Hatte sich der Junggeselle zu seiner Losgabe vorbereitet, so ging er stets mit einer gewissen Angst umher und grüßte jeden ehrbaren Gesellen noch freundlicher als zuvor, denn er vermuthete stets, daß irgend einer mit ihm „abrechnen" könnte. Es ist vorgekommen, daß ein „Ehrbarer", wenn der Junggeselle schon im schwarzen Anzuge und Cylinder mit dem rothen Bande am Arme erschien, ihm befahl, für ihn einen einmarinirten Häring auf offenem Teller von der Nachbarschaft zu holen, was als Strafe für irgend ein Vergehen angesehen wurde.

Nun wurde er zunächst im Hause des Altmeisters „ausgeschrieben", wo er sein Lehrgeld nebst silbernem Löffel und die Ausschreibegebühren entrichten mußte und, wie üblich, gleich nach Austritt aus dem Zimmer an den Gildeboten 8 Gutegroschen zu zahlen hatte. Sodann ging er zu seiner Wohnung und ließ sich das rothe Band an den Arm heften, worauf er gemeinsam mit seinen Schenkgesellen, welche ebenfalls das rothe Band am Arm trugen, sich zur Herberge begab, meistens in einer Troschke. Hier hatte der Junggeselle wieder eine Citrone, ein halbes Pfund Mandeln und ein halbes Pfund Rosinen an den Gildeboten abzuliefern, ebenfalls die schon besagten 8 Gutegroschen in die Büchse der ältesten Burschen zu stecken.

Nachdem das Ausschreiben des Junggesellen in Anwesenheit des Gildecommissars in einem Zimmer, welches der Herbergswirth besonders dazu hergegeben hatte, geschehen war, wurde mit den Ceremonien und dem „Ausschänken" der Junggesellen begonnen. Vier der Alt- und Ladegesellen hatten sich in einem großen Saale hinter der Handwerkstafel stehend eingefunden. Die Handwerkstafel bestand aus einem langen Tisch, mit einem weißen Laken bedeckt, auf welchem die offene Lade, mehrere brennende Kerzen, sowie einige gefüllte zinnerne Pokale [1]), zuletzt zwei große zinnerne Schüsseln standen, auf denen die abgelieferten Mandeln und Rosinen lagen. Der Wortführer hatte den „Aufklopfer" in der Hand, einen etwa 40 cm langen gedrechselten Stab, der mit herabhängendem rothem und blauem seidenem Band verziert war. Nach jedem Ein- und Austritt eines Mitgliedes klopfte er „mit Dank" auf.

Jetzt hatte der Gildebote jedes einzelne Mitglied in die Handwerksstube „nach Zunft" zu fordern mit den Worten: „Mit Gunst und Erlaubniß fordere ehrbare Gesellschaft auf, einzutreten in die ehrbare Handwerksstube, vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle wie sie dort vor offener Lade und Büchse versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Der Angeredete antwortete: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein, ich werde sofort meinen ehrbaren Eintritt nehmen in die ehrbare Handwerksstube vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle wie sie dort vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Dann tritt ein jedes Mitglied nach dreimaligem festem Anklopfen in die Handwerksstube mit den Worten: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen ehrbaren Eintritt nehme in die ehrbare Handwerksstube vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, sowie alle ehrbare Gesellschaft, wie sie hier vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien, nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst", worauf der Wortführer drei Mal aufklopft und bei jedem Eintretenden antwortet: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein für ihren ehrbaren Eintritt in die ehrbare Handwerksstube nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst", und dann jedesmal wieder drei Mal aufklopft, bis sich der Raum unter Belassung eines gewissen Abstandes von der Handwerkstafel gefüllt hat. Zum Schluß tritt der Gildebote ein und sagt: „Sämmtliche ehrbare Gesellschaft ist versammelt in der ehrbaren Handwerksstube vor den ehrbaren Alt- und Ladegesellen nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Der Wortführer klopft wieder auf und antwortet: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein für die ehrbare Forderung der Gesellschaft in die ehrbare Handwerksstube vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle wie sie hier vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Der Wortführer klopft wieder auf und sagt weiter: „Hat der Eine oder Andere Klage oder sonstige Sachen vorzuführen, so mag er jetzt reden und nachher schweigen". Dann treten zuerst zwei Schenkgesellen mit dem Junggesellen in ihrer Mitte vor, jeder für sich vor der Handwerkstafel die Worte sprechend: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich vor die ehrbare Handwerkstafel trete, vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle wie sie hier vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Gewohnheit mit Gunst", worauf der Wortführer drei Mal aufklopft und antwortet: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst".

Dann sagt der Junggeselle: „Mit Gunst und Erlaubniß, ich habe die ehrbare Gesellschaft mit Gott sehr freundlich zu grüßen von einem kunstreichen ehrbaren Handwerk der Steinhauer und Maurer aus der Herzoglichen Residenz-, Kauf- und Handels-Stadt Braunschweig, alle, die da zünftig und mäßig sind und der Ehrbarkeit sich befleißigen nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Hierauf erwidert der Wortführer, indem er wieder drei

1) Der Ausschenkungspokal war mit einem abnehmbaren Deckel und mit einer darauf beweglichen Fahne versehen.

Mal aufklopft, den „Gruß" nach Zunft und Handwerksgebrauch, und der Junggeselle spricht weiter: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen ehrbaren Leib entblöße (knöpft seinen Rock auf und nimmt das Geld, das er zu entrichten hat, in die Hand). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen ehrbaren Leib wieder bedecke (knöpft seinen Rock wieder zu). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich die ehrbare Handwerkstafel berühre und meine Schuld erlege nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Der Lademeister kassirt das Geld ein „nach Zunft und Handwerksgebrauch" und bedankt sich im gleichen Sinne. Jetzt nimmt der Altgeselle das Wort und spricht zu dem Junggesellen: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich den ehrbaren Handwerkswillkommen in meine Hand nehme (nimmt den Deckelpokal in die Hand). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich dem ehrbaren Handwerkswillkommen sein Haupt entblöße (nimmt den Deckel mit beweglicher Fahne ab). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich die ehrbare Handwerkstafel berühre (legt den Deckel auf die Handwerkstafel). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich einem ehrbaren Steinhauer- und Maurergesellen zutrinke und verhoffe, daß er wiederum Bescheid thut, wie es einem ehrbaren Steinhauer- und Maurergesellen zukommt nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst (trinkt). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich die ehrbare Handwerkstafel berühre (nimmt den Deckel wieder auf). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich dem ehrbaren Handwerkswillkommen sein Haupt wieder bedecke und auf die ehrbare Handwerkstafel niedersetze nach Zunft, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst" (setzt den Handwerkswillkommen vor dem Junggesellen auf die Handwerkstafel nieder). Darauf sagt der Junggeselle: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich den ehrbaren Handwerkswillkommen in meine Hand nehme (nimmt den Pokal auf). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich dem ehrbaren Handwerkswillkommen sein Haupt entblöße (nimmt den Deckel ab). Mit Gunst und Erlaubniß, dieser Handwerkswillkommen ist mir zugereicht worden von einem ehrbaren Steinhauer- und Maurermeister, und ich werde wiederum Bescheid thun, wie sich's gebührt nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst (trinkt). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich die ehrbare Handwerkstafel berühre (immt den Deckel wieder auf). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich dem ehrbaren Handwerkswillkommen sein Haupt wieder bedecke und auf die ehrbare Handwerkstafel niedersetze nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst" (setzt den Pokal auf die Handwerkstafel nieder). In diesem Augenblicke macht der Gildebote, der sich an der Thür befindet, diese ein wenig auf und giebt den draußen stehenden Musikanten ein Zeichen, daß diese einen langen „Tusch" blasen. Dann wird dem Junggesellen von einem der vier Alt- und Ladegesellen nach Zunft eine lange weiße irdene Pfeife, an der mit rothem und blauem Band ein grüner „Dutzen" (Blumenstrauß) befestigt ist, mit Tabak gefüllt überreicht; die Schenkgesellen und der Junggeselle treten ab mit den Worten: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen ehrbaren Abtritt nehme von der ehrbaren Handwerkstafel, von den ehrbaren Alt- und Ladegesellen, Allen, wie sie hier vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Hiernach treten die folgenden Schenkgesellen mit ihrem Junggesellen vor, und die Ceremonie wiederholt sich in der beschriebenen Weise, bis Alle losgegeben sind. Die abgefertigten Schenk- und Junggesellen nehmen ihren zünftigen Austritt und „erholen" sich.

Nach einer kleinen Pause wird Alles wieder nach Zunft in die Handwerksstube gefordert wie vorhin. Es erscheint auch der Gildebote in der Handwerksstube und erklärt wieder nach Zunft, daß Alles versammelt ist; sodann klopft der Wortführer wieder auf und fragt an, ob der Eine oder Andere Klage oder sonstige Sachen vorzuführen hat, dann möge er jetzt reden und nachher schweigen. Hat sich Niemand gemeldet, so fragt der Wortführer, indem er drei Mal aufklopft: „Es ist ein Freibier zu verzehren. In Friede und Einigkeit oder nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst"? Die Gesellschaft antwortet; „In Friede und Einigkeit". Dann sagt der Wortführer: „Die Gesellschaft soll bedankt und bedeckt sein". Hierauf kann sich Jeder bewegen, wie er will, Alles faßt nach den Mandeln und Rosinen, die vorher schon auf die Hälfte zusammen geschmolzen waren, und nach dem jetzt verzapften Junggesellenbier, bei dem auch mehrere Flaschen mit Schnaps zur Verfügung stehen Gegen Abend giebt es Tanzmusik, an der auch die Frauen und Kinder theilnehmen. Die drei ersten Tänze dürfen nur von den Junggesellen mit ihren Schenkgesellen getanzt werden („die drei Ehrentänze"). Am zweiten Quartalstage werden die rothen Bänder weggelassen und dafür die blauen Bänder angethan, während zur Abwechselung schon einige kleine Klagesachen in der Handwerksstube erledigt werden. Gegen Abend giebt es wieder Tanz bis 11 Uhr. Sodann erhält jeder Schenk- und Junggeselle vor seiner Wohnung ein Ständchen. Auch jedem Anderen, der es von der Gesellschaft sonst noch wünscht, wird nach Einzahlung von 8 Gutegroschen vor seiner Wohnung auf der Straße ein Ständchen gespielt. Dabei zu tanzen, war aber bei Strafe verboten.

Die Kosten wurden von den Abgaben, welche die Junggesellen zu zahlen hatten, bestritten. An die Schenkgesellen hatte der Junggeselle an jeden 2 ₰ und an 2 Abenden warmes Abendessen zu entrichten; auch wurde den Frauen Kaffee und Kuchen gereicht.

Tags darauf begiebt sich der Junggeselle nach seines Lehrmeisters Hause und fragt zünftig wegen Arbeit an. Indem er, wie stets bei zünftigen Anreden, die Kopfbedeckung (Cylinder) lüftet, sagt er: „Mit Gunst und Erlaubniß. Sind Sie der ehrbare Steinhauer- und Maurermeister?" Nach der Bejahung des Meisters spricht der Junggeselle weiter: „Mit Gunst und Erlaubniß. Ich habe den ehrbaren Steinhauer- und Maurermeister mit Gott sehr freundlich zu grüßen, und es fragt ein ehrbarer Steinhauer- und Maurergesell an, ob der ehrbare Meister für einen ehrbaren Gesellen Beschäftigung hat,

auf 8 oder 14 Tage, so lange es dem ehrbaren Meister gefällt und mir beliebt." In kurzen Worten antwortet dann gewöhnlich der Meister: „Na, ich höre schon, daß Du gut gelernt hast, geh morgen früh 8 Uhr nach dem Polier X. und sage ihm, ich hätte Dich geschickt". Mit den Worten: „Danke schön, adie" verläßt der Junggeselle das Haus.

Am anderen Morgen packt sich der Junggeselle sein Arbeitsbündel, bestehend in einer blauen Schürze und dem Geschirr, das je nach der Arbeit erforderlich ist, zusammen und geht zum Polier auf den Bau, nach welchem er geschickt ist, im Alltagsanzug und Cylinder, aber ohne Frühstück, und sagt zum Polier mit gelüftetem Cylinder: „Mit Gunst und Erlaubniß, ich habe die ehrbare Gesellschaft mit Gott sehr freundlich zu grüßen von einem hochlöblichen kunstreichen Handwerk der Steinhauer und Maurer, aus der Herzoglichen Residenz-, Kunst- und Handelsstadt Braunschweig, Alle, die da zünftig und mäßig sind und der Ehrbarkeit sich befleißigen, nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Hierauf erwidert der Polier ebenfalls mit gelüfteter Kopfbedeckung dem Junggesellen den Gruß, und der Junggeselle spricht weiter: „Mit Gunst und Erlaubniß. Ich habe Gunst und Erlaubniß, auf des Meisters ehrbare Beförderung zu treten, nicht allein zu treten, sondern auch mein Geschirr zu tragen, nicht allein mein Geschirr zu tragen, sondern auch niederzulegen, nicht allein niederzulegen, sondern auch um- und aufzunehmen, nicht allein um- und aufzunehmen, sondern auch damit zu arbeiten, nicht allein zu arbeiten, sondern damit auch etwas zu verdienen, nicht allein zu verdienen, sondern auch davon etwas zu verzehren, nicht allein zu verzehren, sondern etwas davon überzusparen, um das hochlöbliche Handwerk zu verstärken und nicht zu verschwächen nach Zunft, nach Ehrbarkeit und nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Der Polier entgegnet: „Wollen Sie antreten nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Der Junggeselle macht sich fertig zur Arbeit, bindet die Schürze vor, wechselt seine Kopfbedeckung und legt sein Geschirr handrecht. Unterdessen ist der Lehrling auf Geheiß des Poliers losgeschickt, um für den Junggesellen das Frühstück, nämlich ½ ℔ Wurst, Brod und ½ Buddel (eine halbe Weinflasche voll Schnaps) zu holen. Gemeinschaftlich mit den übrigen Gesellen wird gefrühstückt, wobei der Buddel rund geht. Ist die Frühstückszeit vorüber, so ruft der Polier Allen hörbar zu: „hoch", und alles geht in feierlicher Stimmung an die Arbeit. Zur Vesperzeit, 4 Uhr, hat der Junggeselle als Einstand und Revanche einen „Katzenkopf" (kleines Faß Bier) heranbringen zu lassen, der in Festes-Stimmung von den anwesenden Gesellen abgetrunken wird. Hieran haben auch die „nicht zünftigen" Gesellen Antheil, weil Letztere beim Eintritt in die Werkstelle ebenfalls ½ Buddel zu entrichten hatten, und zwar unterliegt diesem Zwange jeder Geselle [illegible] wieder, sobald er bei einem anderen Meister [illegible] nimmt; überhaupt haben auch Nichtzünftige [illegible] dingungen von Handwerksgebrauch und -gew[illegible] größtentheils zu erfüllen. Die Arbeitszeit währte von Morgens 5 bis Abends 7 Uhr mit den Zwischenpausen von ½ Stunde zum Frühstück, 1 Stunde Mittag und ½ Stunde Vesper, die zu Gunsten der Arbeiter stets um einige Minuten überschritten wurden.

Jeder zünftige Geselle hatte sich beim Arbeiten eine blaue Schürze vorzubinden, auch durfte sich kein „Ehrbarer" mit Arbeitern, mit denen er nicht verwandt war, duzen, ebensowenig mit Lehrlingen; dagegen redete der Geselle die Lehrlinge mit „du" an, auch wenn sie schon die Militärjahre hinter sich hatten. Das Arbeiten ohne Kopfbedeckung, sowie mit aufgekrämpelten Aermeln und ohne eingebundenes Halstuch war verboten, außer bei Arbeiten, bei denen es speciell erforderlich war. Zum Vermauern der Steine durfte keine Schaufel, sondern nur die Kelle genommen werden, im Bau oder am Bau durfte nichts verunreinigt werden; es durfte Niemand mehr als ½ Zoll aus dem Loth mauern, keinen Verband „verschmeißen" und nur solchen Verband mauern, der vom Polier bestimmt wurde, auch keine Arbeit liefern, die durch Verschulden eines Gesellen unbrauchbar geworden war und abgebrochen, „geschlachtet" werden mußte. Es wurde sehr mißbilligt, wenn ein jüngerer einen älteren Gesellen belehren wollte; alle solche kleine Vergehen wurden auf der Baustelle bestraft, indem der Betreffende „hinschicken", d. h. ½ Buddel (½ Quart Branntwein) kaufen mußte, der sofort gemeinschaftlich vertrunken wurde. Waren nur zünftige Gesellen auf dem Bau und kam einer der obigen Fälle vor, so wurde, wenn sich der Betreffende nicht „fehlbar" finden wollte, gleich auf der Baustelle in der Baubude „aufgeklopft" und der Schuldige verurtheilt. Wurde der Streit nicht geschlichtet, so wurde ihm auf der Herberge ein Ende gemacht.

War irgend ein auswärtiger Geselle verdächtig, sich als Geselle eingeschmuggelt zu haben, und konnte nicht „zünftig" antworten, so wurde er von den Zünftigen aufgefordert, seinen Lehrbrief zum Vorzeigen mitzubringen; konnte er das nicht, so wurde er „abgestraft". Ein Zünftiger durfte nicht leiden, daß ein anderer Zünftiger von einem dritten Gesellen beschimpft wurde. Geschah dies, so brachte der Zeuge, wenn der Beschimpfte den Fall nicht zur Klage brachte, ihn auf der Herberge zur Anzeige, wo er des Weiteren erledigt wurde. War ein Geselle auf der Herberge verurtheilt und wollte er sich nicht „fehlbar" finden lassen, so wurde er für „schwarz" erklärt, d. h. es durfte sich Niemand mehr mit ihm unterhalten, sich mit ihm „du" nennen, Niemand ihn grüßen, oder mit ihm zusammen arbeiten, kurz, er war von Allen abgeschlossen, bis er sich wieder vor der Handwerkstafel einfand und die ihm noch verschärfte Buße erlegte; hatte er das gethan, dann war Alles wieder vergessen. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Evangelisches [illegible] **...blatt.** 27. H. W. Bödeker. — 28. Joh. Hein[illegible] 29 u. 30 Hellmann, Jo[illegible] ...nes Evangelium [illegible] ...ie 5. ordentl. [illegible] Die allg. Ev[illegible] ...bezeichnung [illegible] Reform der [illegible] — 28. [illegible] Arbeit". — [illegible] alle Be[illegible]

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 22. 3. November **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Hugo Luther †.

Mit Hugo Luther, der am 30. Juni d. J. auf seiner illa Herzberghaus bei Goslar verstarb, ist wohl der deutendste Vertreter von hier geschieden, den unsere eimath auf dem Gebiete der in den letzten Jahrzehnten mächtig emporgeblühten Ingenieurwissenschaft und echnik aufweisen konnte, ein Mann, der durch die oßartigen Unternehmungen, die er fast in allen Theilen s Erdreiches siegreich durchführte, sich und der von m geleiteten Anstalt einen Weltruf verschafft hat. rund genug, daß auch wir hier an dieser Stelle einen rzen Rückblick auf das Leben und Wirken des Ent- hlafenen werfen.

Luther folgte in seinem Berufe den Bahnen des aters, der aus kleinen Anfängen ein selbständiges, lühendes Geschäft begründet und dem Sohne, der die rbeit des Vaters aufnahm und fortsetzte, die Wege ebnet hat. Wir müssen daher zunächst seiner hier it einigen Worten gedenken.

Christian Friedrich Gottlieb Luther, am 6. März 813 in Halberstadt geboren, ergriff das Müllergewerbe, andte sich aber später, als er seine Lehr- und Wander- hre durchgemacht hatte, dem Maschinenbau zu. In en vierziger Jahren war er in Königslutter thätig, o er sich am 23. Juli 1846 mit Sophie Dorothee Bilh. Schaper, einer Tochter des dortigen Oelmühlen- esitzers Heinr. Wilh. Schaper, verheirathete. Noch in emselben Jahre verzog er nach Wolfenbüttel und be- ründete hier in bescheidenen gemietheten Räumen auf er Okerstraße ein Geschäft für Mühlenbau. Anfangs andelte es sich nur um Reparaturarbeiten. Aber rast- oser Fleiß, Ausdauer und Tüchtigkeit halfen trotz den eschränkten Mitteln, die zur Verfügung standen, weiter. Bald wurde auch zu Neubauten geschritten, insbesondere u den von Windmühlen, die damals in noch weit rößerer Zahl als jetzt auf dem Lande verbreitet waren. Der Name Luther's gewann einen guten Klang und Zutrauen in der Geschäftswelt. So fand sich denn chon 1852 ein bemittelter Theilnehmer für das junge Unternehmen, Karl Peters. Auf einem größeren Grund- stücke an der Eisenbahn, das nun gekauft wurde, dem früheren „Holzhofe", wurde unter der Firma „Luther und Peters" in vergrößerter Form eine neue Mühlen- bau-Anstalt errichtet, die mit den nöthigen Maschinen ausgerüstet, mit Dampfkraft versehen und durch eine Eisengießerei erweitert wurde. Im Laufe der Jahre hat das Werk immer größeren Umfang angenommen; auch der Bau von Turbinen, Wasserrädern und Dampf- maschinen kam in Ausführung. Der Erfolg war ebenso verdient wie zufriedenstellend. Aber trotzdem trennte sich Luther am 1. April 1875 von seinem Theilhaber, um mit seinem ältesten Sohne Hugo in der Stadt Braunschweig eine gleiche eigene Fabrik zu begründen[2]).

Dieser Sohn, Hugo Wilh. Adolf, am 18. November 1849 in Wolfenbüttel geboren, besuchte seit Ostern 1860 das dortige Gymnasium. Aber er machte hier nur geringe Fortschritte; Anlage und Neigung zogen ihn nach einer ganz anderen Richtung wie der des ge- lehrten Unterrichts; er ging Michaelis 1866 aus Tertia ab. Als er dann aber zu seinem Vater in die Fabrik kam, gelangte er in das richtige Fahrwasser. In praktischer Arbeit hier gründlich vorgebildet bezog er 1869 das Polytechnikum in Zürich, das er im fol- genden Jahre mit dem zu München vertauschte, wo er bis 1873 blieb. Nachdem er dann als Ingenieur $1^1/_2$ Jahre in der Maschinenfabrik von M. Schimmel- busch in Wien gearbeitet hatte, ließ er sich in Temesvar als Civilingenieur nieder, um sich hauptsächlich mit dem Bau von Flußbaggern, Anlagen von Schleusen und Flußregulirungen zu beschäftigen. 1875 trat er, wie schon erwähnt, in das Geschäft seines Vaters ein.

Auch in Braunschweig geschah die Eröffnung des neuen Unternehmens „G. Luther Maschinenfabrik und Mühlenbau-Anstalt" an der Helenenstraße zunächst in gemietheten Räumen. Aber diese wurden bei der Fülle der Aufträge, die besonders im Mühlenbau einliefen, bald zu eng; das Bedürfniß nach eigenen, größeren und

1) Vgl. G. Luther Maschinenfabrik und Mühlenbauanstalt Braunschweig und Darmstadt 1846—96 [von G. Ehrenberg] Braunschw. 1896. 4°.

2) Auch Peters trat von der Wolfenbüttler Fabrik zurück, die am 1. Juli 1875 an Max Ehrhardt verkauft und am 1. October 1875 nach längerem Stillstande unter der Firma „M. Ehrhardt Eisengießerei und Maschinenfabrik" wieder in Betrieb gesetzt wurde. Vom 1. Januar 1880—86 war der Ingenieur Louis Brandes Theilhaber an der Gießerei des Geschäfts, das am 1. Juli 1899 von einer Actiengesellschaft übernommen wurde.

geeigneteren Werkstätten machte sich immer fühlbarer. Es wurde daher schon im October 1877 ein in der Nähe gelegenes großes Grundstück an der Frankfurterstraße erworben und hier im Frühling des folgenden Jahres der Grundstein zu einem umfassenden Neubau gelegt, der dann im Herbste vollendet dastand. Nachdem dann auch die innere Ausrüstung mit Dampfmaschinen, Transmissionen, Hülfsmaschinen u. s. w. den höchsten Anforderungen der Zeit gemäß beschafft worden war, fand noch zu Ende des Jahres 1878 die Uebersiedelung in das neue Heim statt, in dem die Arbeit mit etwa 80 Mann sofort begann.

An dieser neuen Thätigkeit nahm der Vater Luther keinen Antheil mehr. Ein plötzlich verschlimmert auftretendes Leiden, das nur bei völliger Ruhe und bei Vermeidung jeder Aufregung Besserung zugelassen hätte, zwang ihn zu seinem lebhaftesten Bedauern, schon zum October 1878 sich von der Fabrik zurückzuziehen, der bis dahin sein ganzes Sinnen und Trachten angehört hatte. Nur einige Monate der Muße waren ihm auf einem bei Braunschweig erworbenen Besitzthume zu verbringen vergönnt; am 23. April 1879 endete ein sanfter Tod das arbeitsreiche Leben dieses Mannes, der aus kleinsten Verhältnissen durch eigene Kraft emporstrebend eine geachtete Stellung und namentlich in der Geschichte des Mühlenbaues einen bleibenden Namen sich errungen, trotz seinen Erfolgen aber einfache Bescheidenheit und Herzensgüte, Offenheit und Biederkeit des Charakters bis zu seinem Ende sich bewahrt hatte.

Mit dem Einzuge in das neue Gebäude beginnt für die Firma G. Luther auch eine neue Zeit. Jetzt standen ausreichende Räumlichkeiten zur Verfügung, eine geschulte Arbeiterschaft war herangebildet, die Maschinen und technischen Hülfsmittel befanden sich durchaus auf der Höhe der Zeit. Jetzt konnte daher auch eine ganz andere Thätigkeit als bisher entwickelt werden. Vor Allem aber konnte sich jetzt auch die reiche Begabung des jungen Inhabers Hugo Luther frei entfalten, der mit umfassendem technischen Wissen und Können, mit unermüdlicher Arbeitskraft und zäher Ausdauer, rücksichtsloser Energie und schnellem Entschluß, mit weitem Blick und großer Geschäftsgewandtheit, dazu mit einer Zutrauen erweckenden Sicherheit des Auftretens die Leitung der Anstalt übernahm und sie auf die Höhe hob, auf der sie sich zur Zeit befindet. Wie an sich, so stellte er auch an seine Mitarbeiter hohe Anforderungen; er wußte jedes Mannes Fähigkeit schnell und leicht einzuschätzen und die vorhandenen Kräfte an die richtigen Stellen glücklich zu vertheilen. Er war im vollen Sinne die Seele des Geschäfts, dessen Fäden in seiner Hand zusammenliefen. Schnell folgte der Erfolg der rastlosen Arbeit. Der Kundenkreis nahm mehr und mehr zu. Auch vom Auslande, von England, Belgien, Holland, Frankreich und den überseeischen Ländern liefen Bestellungen ein. Wie früher gehen die Aufträge für Neu- und Umbauten großer Mühlen zahlreich ein. Ein Beispiel, aber keineswegs die größte Anlage dieser Art, ist die stattliche Mühle zu Rüningen. Im Ganzen sind bis zum Jahre 1896 schon über 1000 Getreidemühlen von der Firma eingerichtet worden. Neben dem Turbinen- ward auch der Groß-Dampfmaschi[illegible] aufgenommen. Daneben wurden viele andere [illegible] zur Ausführung gebracht. Die Einrichtung von [illegible] fabriken, der Bau von Oel- und Schneidemühlen, [illegible] mühlen u. s. w. Eine weitere Besonderheit der [illegible] wurde die Errichtung von Boden- und Silo[illegible] Von Nordamerika aus, wo diese an den großen [illegible] straßen und Eisenbahnen zur Aufnahme ge[illegible] Getreidemengen zuerst errichtet wurden, fanden [illegible] in Europa Eingang. Eine bedeutende Anzahl [illegible] Speicher wurde von der Firma ausgeführt und [illegible] im Jahre 1886 die auf diesem Gebiete ge[illegible] Erfahrungen in einem besonderen Werke: „Die [illegible] struction und Einrichtung der Speicher, speci[illegible] Getreidemagazine, in ihren neuesten Vervollkomm[illegible] dargestellt“ (Braunschw. J H. Meyer) der Oe[illegible] keit übergeben. Im Jahre 1887 schloß Luther [illegible] Direction der Rumänischen Staatseisenbahnen [illegible] Vertrag über die Ausführung der maschinellen [illegible] richtungen für die großartigen Silo-Speicher in [illegible] und Braila, in denen zusammen eine Getreide[illegible] von etwa 50 Millionen Kilo Getreide gelagert [illegible] kann und von denen jede Anlage in der [illegible] 150000 kg aus- oder einzuladen, zu verwiegen [illegible] reinigen im Stande ist. Die ganze maschinelle [illegible] richtung, sowie die Lieferung der zum Speicher[illegible] erforderlichen fahrbaren Hand- und Dampfkrähne, [illegible] baren und schwimmenden Getreideelevatoren &c. w[illegible] Herbste 1889 vollendet und mustergültig zu ne[illegible] An weiteren größeren Speicherbauten folgten noch Lagerhäuser der Kgl. Bayerischen Zollbehörde [illegible] Ludwigshafen für Lagerung von 13 Millionen [illegible] Getreide; der Silospeicher der Herren Borejscha [illegible] Maximowitsch in St. Petersburg von 15 Millionen [illegible] die beiden Silospeicher der russischen Südwestba[illegible] Odessa mit 24 Millionen kg; der vereinigte Silo- [illegible] Bodenspeicher der Pfälzischen Eisenbahnen in Lud[illegible] hafen mit 16,5 Millionen kg und zahlreiche ander[illegible]

Natürlich hatte diese ungeheuere Erweiterung des [illegible] schäftsbetriebes auch wiederholt eine Vergrößerung [illegible] Werkstätten und eine Vermehrung der Arbeiterschaft [illegible] Folge gehabt. Für die verschiedensten Bedürf[illegible] wurden neue Gebäude erbaut, neue Maschinen [illegible] gestellt. Die Fabrik erhielt ein Anschlußgeleis an [illegible] Braunschweigische Landeseisenbahn und vollständ[illegible] elektrische Beleuchtungsanlage.

Allmählich hatte so das ganze Unternehmen ei[illegible] solchen Umfang angenommen, daß Luther im Ja[illegible] 1888 sich entschloß, es in eine Commandit-Gesellsch[illegible] umzuwandeln, der im Jahre 1891 der Ingen[illegible] Albert Lemmer, bis dahin Director der Sächsisch[illegible] Maschinenfabrik in Chemnitz, als persönlich haften[illegible] Gesellschafter beitrat. Auch in den folgenden Jah[illegible] erfuhr der Geschäftskreis der Fabrik noch eine [illegible] unwesentliche Erweiterung. Zu den früheren Aufgab[illegible] für die in allen Zweigen die Aufträge sich mehr[illegible] traten noch die Herstellung von Hafeneinrichtungen, [illegible] z. B. die des Hafens von La Plata in Argentinien, [illegible] Bau von Plansichtern und Walzenstühlen der [illegible] schiedensten Größe hinzu. Das führte abermals [illegible]

iner Vergrößerung der Fabrik; ein Modellhaus wurde rrichtet, in das die Modelltischlerei verlegt und sämmtiche Modelle, die bisher auf den ausgedehnten Bodenäumen der verschiedenen Gebäude lagerten, zusammenjebracht wurden. Zu Anfang des Jahres 1896 wurden ann alle Tischlerwerkstätten in einem fünfstöckigen Neuau mit eigener Dampfmaschine und ausgedehnter elekrischer Beleuchtungsanlage vereinigt und die früher azu benutzten Räume anderen Zwecken dienstbar gemacht. Eine stark vergrößerte Ausdehnung gewann die Firma Luther noch in demselben Jahre dadurch, daß sie im Juli ie Mühlenbauanstalt, Maschinenfabrik und Eisengießerei er Gebr. Seck in Darmstadt käuflich an sich brachte, ie durchschnittlich 350 Arbeiter beschäftigte und nun vom . Januar 1897 ab als Filiale der Firma G. Luther veiter betrieben wurde. In Braunschweig selbst wurden um jene Zeit etwa 550 Arbeiter beschäftigt. Die Anstalt nthielt damals ca. 220 der verschiedensten Werkzeugnaschinen, 2 Dampfmaschinen von 60 und 100 Pferdetärken mit Ventilsteuerung und eine Schieber-Dampfnaschine von 40 Pferdestärken für die elektrische Beeuchtung, 3 Dampfkessel von zusammen 270 qm Heizläche, 6 große Laufkrähne, einen hydraulischen Aufzug ür Verladezwecke, eine hydraulische Hebebühne, einen leinen und einen großen Fahrstuhl. Eigene Bureaus interhielt die Firma in Köln, Brüssel, Paris, Liverpool ind Odessa; außerdem besaß sie zahlreiche Vertreter an en für sie wichtigsten Industrieplätzen des In- und luslandes.

Aber weit bekannter als alles dieses machte die Persönlichkeit Hugo Luther's auf dem ganzen Erdenunde eine That, die ihm für alle Zeiten unter den eutschen Ingenieuren einen ehrenvollen Platz bewahren vird: seine Mitarbeit an der Donau-Regulirung und ie Sprengung des Eisernen Thores [3]). Die großen Hindernisse, die hier einer geregelten Schiffahrt auf der 9 km langen Felsenstrecke zwischen Stenka und dem Eisernen Thore entgegen standen, hatten schon im . Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Römer zu iberwinden gesucht, indem sie am rechten, jetzt serbischen Ufer für den Schiffzug einen Saumweg und zur Umehung der Klippen sogar einen Kanal anlegten. Ist dieser ann allmählich auch fast ganz verfallen, so ist es doch is fast in unsere Zeit dabei verblieben. Erst als 1830 urch den ungarischen Staatsmann Graf Széchényi die sterreichische Donau-Dampfschiffahrtgesellschaft begründet vurde, erbaute man auf der linken ungarischen Seite on Bazios bis Orsova eine Uferstraße, die als eine edeutende Leistung der Ingenieurkunst angesehen wurde. Seitdem kam diese für die Donauländer so überaus vichtige Frage nicht wieder zur Ruhe. Von den neun Monaten der jährlichen Schiffahrtzeit konnte kaum die Hälfte von großen Fahrzeugen ausgenutzt werden. Da nußte Wandel geschafft werden. Der ungarische Ingenieur Paul Vásárhelyi nahm eine genaue Vernessung der Stromstrecke vor; es wurden 1855, 1871 und 1875 verschiedene Regulirungsentwürfe ausgearbeitet. Man erkannte, daß man sich damit begnügen müsse, im Strome einen verhältnißmäßig schmalen, kanalartigen Schiffahrtweg herzustellen, der, durch und um die Katarakte geführt, den Schiffen ein genügend breites und tiefes Fahrwasser biete, das im Bereiche der Stromschnellen ein schwächeres, möglichst ausgeglichenes Gefälle erhalten oder aber die zu starken Gefälle durch eine Kammerschleuse überwinden müßte. Wie war aber diese Aufgabe zu lösen? Der ungarische Handelsminister v. Baroß griff sie mit zäher Thatkraft an; durch ein Gesetz von 1888 wurde die Bauausführung beschlossen. Aber vor der Hand wußte Niemand Mittel und Wege anzugeben, wie diese ins Werk gesetzt werden könnte. Unterm 22. August 1889 und unterm 31. Januar 1890 wurde von der Regierung ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben, um eine sichere Methode der Sprengung und Felsbeseitigung unter Wasser ausfindig zu machen. Das erste Mal fanden sich 7, das zweite Mal 12 Angebote, aber keines versprach nach den angestellten Versuchen ein glückliches Gelingen. Um die Schwierigkeiten, die hier zu bewältigen waren, einigermaßen richtig beurtheilen zu können, sei nur erwähnt, daß die Felsmenge, die hier zu bewegen war, auf 1 850 000 cbm geschätzt wurde. Allein am Eisernen Thore galt es 380 000 cbm Felsen auszusprengen und zu beseitigen, 560 000 cbm Steindämme zu schütten und 100 000 qm Kanal- und Dammböschungen mit einem größtentheils steinsatzartigen Pflaster zu belegen. Man entschloß sich daher ungarischerseits zu einem dritten Ausschreiben, nach dem man die Gesammtarbeiten einer Unternehmung übergeben wollte, der die Felsbeseitigung ganz nach ihrem Gutdünken auszuführen überlassen werden sollte. Drei Gesellschaften hatten den Muth, hier ein Angebot zu machen. Der Zuschlag aber wurde der „Generalbauunternehmung für die Regulirung der Donau-Katarakte" ertheilt, die gebildet war aus der Discontogesellschaft in Berlin, welche die für die Arbeit erforderlichen Millionen herlieh, der Maschinenfabrik G. Luther in Braunschweig und dem Baurathe J. Hajdu in Budapest, der jedoch schon nach zwei Jahren aus dem Consortium wieder ausschied.

Die „Generalbauunternehmung", mit der unterm 23. Mai 1890 ein Vertrag abgeschlossen wurde, sowie die Kgl. ungarische Bauleitung hatten in Orsova ihren Sitz. Die Pläne für die Ausführung der Arbeit, vom ungarischen Ministerium entworfen, standen fest; es kam nur darauf an, einen Weg für ihre Ausführung zu finden. Es ist nicht überflüssig, hierauf noch einmal besonders aufmerksam zu machen. Bekanntlich entspricht der Kanal am Eisernen Thore den Erwartungen, die im Interesse der freien Schiffahrt auf ihn gesetzt wurden, keineswegs. Das ist nicht Schuld der Generalbauunternehmung, am wenigsten H. Luther's, der von vornherein darüber nicht im Zweifel war, daß nur mittels Schleusen eine durchaus sichere Wasserstraße geschaffen werden könnte, und auch später Vorschläge zur Verbesserung des fertig gestellten Kanals einreichte, die jedoch keine Zustimmung fanden. Es ist daher völlig ungerecht, wenn er bei Gelegenheit seines Todes in

3) Vergl. Hans Arnold, „Die Regulirung der Donaukatarakte zwischen Stenka und dem Eisernen Thor" in er Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure B. 39 Berlin 1895).

es die Mittel erlaubten, geraucht und getrunken wurde. Zugleich wurde im Beisein der Ehefrauen der beiden Schenkgesellen rothes und blaues, recht breites seidenes Band gekauft, mit dem nach den überstandenen Ceremonien die Frauen sich ihre Hüte garniren ließen.

Den Lehrburschen war verboten: das Rauchen, das Tanzen ohne die Erlaubniß eines etwa anwesenden ehrbaren Gesellen, das Tragen eines Schoßrockes oder eines Hutes, ebenso das Besuchen der öffentlichen Gaststuben. Vor Allem hatte der Lehrling jeden ehrbaren Gesellen durch Abnehmen der Mütze zu grüßen, auch seinen Befehlen Folge zu leisten; sonst wurde spätestens bei der Losgabe „abgerechnet". Hatte sich der Junggeselle zu seiner Losgabe vorbereitet, so ging er stets mit einer gewissen Angst umher und grüßte jeden ehrbaren Gesellen noch freundlicher als zuvor, denn er vermuthete stets, daß irgend einer mit ihm „abrechnen" könnte. Es ist vorgekommen, daß ein „Ehrbarer", wenn der Junggeselle schon im schwarzen Anzuge und Cylinder mit dem rothen Bande am Arme erschien, ihm befahl, für ihn einen einmarinirten Häring auf offenem Teller von der Nachbarschaft zu holen, was als Strafe für irgend ein Vergehen angesehen wurde.

Nun wurde er zunächst im Hause des Altmeisters „ausgeschrieben", wo er sein Lehrgeld nebst silbernem Löffel und die Ausschreibegebühren entrichten mußte und, wie üblich, gleich nach Austritt aus dem Zimmer an den Gildeboten 8 Gutegroschen zu zahlen hatte. Sodann ging er zu seiner Wohnung und ließ sich das rothe Band an den Arm heften, worauf er gemeinsam mit seinen Schenkgesellen, welche ebenfalls das rothe Band am Arm trugen, sich zur Herberge begab, meistens in einer Droschke. Hier hatte der Junggeselle wieder eine Citrone, ein halbes Pfund Mandeln und ein halbes Pfund Rosinen an den Gildeboten abzuliefern, ebenfalls die schon besagten 8 Gutegroschen in die Büchse der ältesten Burschen zu stecken.

Nachdem das Ausschreiben des Junggesellen in Anwesenheit des Gildecommissars in einem Zimmer, welches der Herbergswirth besonders dazu hergegeben hatte, geschehen war, wurde mit den Ceremonien und dem „Ausschänken" der Junggesellen begonnen. Vier der Alt- und Ladegesellen hatten sich in einem großen Saale hinter der Handwerkstafel stehend eingefunden. Die Handwerkstafel bestand aus einem langen Tisch, mit einem weißen Laken bedeckt, auf welchem die offene Lade, mehrere brennende Kerzen, sowie einige gefüllte zinnerne Pokale [1]), zuletzt zwei große zinnerne Schüsseln standen, auf denen die abgelieferten Mandeln und Rosinen lagen. Der Wortführer hatte den „Aufklopfer" in der Hand, einen etwa 40 cm langen gedrechselten Stab, der mit herabhängendem rothem und blauem seidenem Band verziert war. Nach jedem Ein- und Austritt eines Mitgliedes klopfte er „mit Dank" auf.

Jetzt hatte der Gildebote jedes einzelne Mitglied in die Handwerksstube „nach Zunft" zu fordern mit den Worten: „Mit Gunst und Erlaubniß fordere ehrbare Gesellschaft auf, einzutreten in die ehrbare Handwerksstube, vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle, wie sie dort vor offener Lade und Büchse versammelt seinen, nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Der Angeredete antwortete: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein, ich werde sofort meinen ehrbaren Eintritt nehmen in die ehrbare Handwerksstube vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle wie sie dort vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Dann tritt ein jedes Mitglied nach dreimaligem festem Anklopfen in die Handwerksstube mit den Worten: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen ehrbaren Eintritt nehme in die ehrbare Handwerksstube vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, sowie alle ehrbare Gesellschaft, wie sie hier vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien, nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst", worauf der Wortführer drei Mal aufklopft und bei jedem Eintretenden antwortet: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein für ihren ehrbaren Eintritt in die ehrbare Handwerksstube nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst", und danach jedesmal wieder drei Mal aufklopft, bis sich der Raum unter Belassung eines gewissen Abstandes von der Handwerkstafel gefüllt hat. Zum Schluß tritt der Gildebote ein und sagt: „Sämmtliche ehrbare Gesellschaft ist versammelt in der ehrbaren Handwerksstube vor den ehrbaren Alt- und Ladegesellen nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Der Wortführer klopft wieder auf und antwortet: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein für die ehrbare Forderung der Gesellschaft in die ehrbare Handwerksstube vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle wie sie hier vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Der Wortführer klopft wieder auf und sagt weiter: „Hat der Eine oder Andere Klage oder sonstige Sachen vorzuführen, so mag er jetzt reden und nachher schweigen". Dann treten zuerst zwei Schenkgesellen mit dem Junggesellen in ihrer Mitte vor, jeder für sich vor der Handwerkstafel die Worte sprechend: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich vor die ehrbare Handwerkstafel trete, vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle wie sie hier vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Gewohnheit mit Gunst", worauf der Wortführer drei Mal aufklopft und antwortet: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst".

Dann sagt der Junggeselle: „Mit Gunst und Erlaubniß, ich habe die ehrbare Gesellschaft mit Gott sehr freundlich zu grüßen von einem kunstreichen ehrbaren Handwerk der Steinhauer und Maurer aus der Herzoglichen Residenz-, Kauf- und Handels-Stadt Braunschweig, alle, die da zünftig und mäßig sind und der Ehrbarkeit sich befleißigen nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Hierauf erwidert der Wortführer, indem er wieder drei

1) Der Ausschenkungspokal war mit einem abnehmbaren Deckel und mit einer darauf beweglichen Fahne versehen.

rbaute, um hier in frischer Harzluft Kräftigung und womöglich Genesung zu finden. Sie sollte ihm nicht mehr zu Theil werden. Am 30. Juni 1901 machte der Tod seinem Leben ein frühes Ende. Gewiß hatte er in rastloser Arbeit bereits Großes erreicht; um so mehr aber glaubten seine Freunde und Fachgenossen noch weitere Großthaten von ihm erwarten zu dürfen. Diese Hoffnung wurde vereitelt, aber dennoch wird der Name Luther's unter dem Ingenieuren seiner Zeit stets mit Ehren genannt werden.

Zunftgebräuche der alten Steinhauer- und Maurer-Gilde.

(Schluß.)

Kam es vor, daß einer der älteren Gesellen einem jüngeren auf dem Bau ein Schimpfwort zurief, dann konnte der jüngere dem älteren sagen; „Ich fordere Sie auf, am nächsten Sonnabend zur Herberge zu kommen, wo wir mit einander zu sprechen haben". Waren dann beide auf der Herberge vor der Handwerkstafel erschienen, so klagte der jüngere den älteren an. War der jüngere noch nicht hinreichend geschult, berührte er z. B. die Handwerkstafel, so wurde er wieder von einem Dritten angeklagt. Dann wurde der ältere mit 75 ₰, der jüngere aber mit 8 ℳ zur Buße gezogen. In Zukunft machte jener dann nicht eher eine Anklage, als bis er besser geschult war.

Es hatte sich z. B. der Fall zugetragen, daß drei Junggesellen sich an einem alten Zunftgesellen schwer vergangen hatten, was vor Gericht wohl übel für die Drei ausgefallen wäre. Nachdem dem Alten das widerfahren war, berichtete er dem Altgesellen das Vorgefallene, worauf auf den nächsten Sonnabend eine Vorladung an alle Zünftigen erging. Alle erschienen zur festgesetzten Zeit, man spielte Billard und unterhielt sich, bis der Gildebote Jeden zünftig in die Handwerksstube vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen forderte. Alle nahmen nach Zunft und Handwerksgebrauch ihren Eintritt und stellten sich in Ordnung auf, bis zum Schluß der Gildebote eintrat, die Thür abschloß und nach Zunft ansagte, daß alle versammelt seien. Nun klopfte der Altgeselle drei Mal auf und dankte der Gesellschaft für ihren Eintritt nach Zunft und sagte, wie üblich: „Hat der Eine oder Andere Klagesachen oder sonstige Sachen vorzubringen, so möge er jetzt vortreten und reden und nachher schweigen". Da nahm der alte Mann seinen Vortritt nach Zunft und trug das ihm Widerfahrene vor; die drei Thäter wurden nach Zunft vor die Handwerkstafel gefordert, wo sie auch nach Zunft vortraten und sich zu vertheidigen suchten, was ihnen nach einigem Hin- und Herreden nicht gelang. Unterdessen hatten sich schon die „Handfestesten" nach vorn gedrängt, und plötzlich erloschen alle Lichter — — — Etwa nach 5 Minuten brannten die Lichter wieder. Die Drei lagen am Boden und mußten hinausgetragen und von den inzwischen eingetroffenen Eltern nach Hause geleitet werden. Zugleich wurden die drei Bestraften für „schwarz" erklärt. Nach einigen Wochen, als die Väter der Verurtheilten als Vermittler eingetreten waren und das Versprechen abgegeben hatten, daß ihre Söhne Buße thun sollten, wurde wieder eine Vorladung veranstaltet. Nachdem die drei Missethäter reuig erschienen waren, wurde ihnen nach Erlegung einer Buße nach Handwerksgebrauch der Bann wieder abgenommen, wobei sich der Beleidigte nach einer Abbitte der Beleidiger mit diesen vertragen mußte. Ein gemeinsames Zechen bildete den endgültigen Abschluß. In leichteren Fällen wurde auch nur auf eine Geldstrafe erkannt.

War irgend ein zünftiges Mitglied von einem anderen Zünftigen schwer beleidigt worden, so hatte er das Recht, seinen Gegner zum Zweikampf zu fordern. Das geschah in folgender Weise: Der Beleidigte ging zum Altgesellen, trug seine Sache vor und verlangte eine Forderung mit ausdrücklicher Andeutung, daß der Beleidiger dringend gefordert würde, worauf er dann auf alle Fälle erscheinen mußte. Erschien er nicht, so wurde er für „schwarz" erklärt. Solche Verhandlungen wurden gewöhnlich Sonnabends Abends abgehalten. Der Gildebote hatte alle vorzuladen. Waren dann alle nach Zunft in der Handwerksstube versammelt, so wurde nach erfolgloser Verhandlung um die beiden Gegner vor der Handwerkstafel ein Kreis geschlossen. Fühlte sich nun Einer von den Beiden seinem Gegner gegenüber zu schwach, so hatte er das Recht, sich jetzt noch einen Stellvertreter, der sich für ihn zu schlagen hatte, zu wählen, wozu fast immer Einer oder Mehrere bereit waren. Der gewählte Stellvertreter trat sofort vor, und beide Kämpfer standen sich mit nach Handwerksgebrauch zugeknöpftem Rock gegenüber. Wenn der „Kühnste" gesagt hatte: „Bist du fertig?" gingen Beide mit Fäusten auf einander los, bis Einer, der gewöhnlich am Boden lag, „Friede" rief und damit den Kampf sofort beendigte. Es wurde sogleich aufgeklopft und die Sache vor der Handwerkstafel verhandelt. Die Versöhnung der beiden Feinde wurde durch eine gemeinschaftliche Zeche besiegelt.

Die Junggesellen standen nach ihrer Losgabe noch drei Jahre unter der Obhut ihrer Schenkgesellen, die sie noch in manchen Sachen zu unterrichten und zur festen Zunft anzuhalten, auch ihnen schlimmsten Falls in Streitsachen beizustehen hatten. Der Junggeselle hatte solche Gesellen, die schon länger als drei Jahre losgegeben waren, mit „Sie" anzureden, wogegen der ältere Zünftige ihn duzte.

In der Handwerksstube hatte Jeder mit zugeknöpftem Rock und anständig zu erscheinen. Rauchen und Unterhaltung in der Handwerksstube waren mit Strafe bedroht. Der Junggeselle hatte sich dadurch hier einzuführen, daß er stets in seinen drei Junggesellenjahren beim Eintritt in die Handwerksstube, sowie beim Vortritt vor die Handwerkstafel seinen ganzen Spruch hersagte, wogegen bei älteren Zünftigen genügte: „Eintritt nehme mit Gunst" oder „Vortritt nehme mit Gunst", oder „Austritt nehme mit Gunst".

Ferner hatten die Junggesellen das Amt, Krankenbesuche auszuüben, wobei sie sich in zuvorkommender Weise zu benehmen hatten.

Beim Verlegen der Herberge hatten abwechselnd zwei Junggesellen die Lade zu tragen. Um der Lade ein gewichtiges Ansehen zu geben, waren schwere Steine hineingepackt. Bei Aufzügen, wie auch beim Verlegen der Herberge, hatte sich jeder „Ehrbare" mit einem blanken Winkeleisen oder langstieligen Schellhammer zu versehen, welche mit Silberpapier beklebt und mit einem grünen Strauße, einer Citrone und einem rothen und blauen Bande geziert waren. Poliere zeichneten sich dadurch aus, daß sie einen fein lackirten, mit Kappen beschlagenen und mit Strauß ꝛc. geschmückten 5 Fuß langen Stock trugen.

Im Jahre 1863 wurde ein Aufzug, in dem der Gildecommissar mit dem Alt- und Lademeister voranging, zur Ovation des Herzogs von Augustenburg, welcher sich damals beim Herzog Wilhelm zum Besuch aufhielt, veranstaltet. Der Zug wurde im Medicinischen Garten geordnet und zog sich von da über den Damm, Bohlweg u. s. w. auf den Schloßplatz, wo sich die beiden Herzöge am Fenster, grüßend und dankend, zeigten. Eine Deputation ging in das Schloß und überbrachte dem Herzog von Augustenburg den Wunsch der Gilde, daß er bald von der dänischen Gewalt befreit werden und als Herzog sein Land in Besitz bekommen möge. Von da ging der Zug über den Ritterbrunnen, Steinweg u. s. w. der Herberge zu, wo die Feier durch fröhliches Beisammensein noch eine Zeitlang weiter geführt wurde.

War ein Sterbefall eingetreten, so überbrachte der Gildebote den zum Folgen ernannten Gesellen ein blankes messingenes „Bricken" (10 cm lang und 6 cm breit) mit der Aufschrift „Begräbniß", das der Junggesell vorzüglich blank zu putzen hatte, wenn er nicht einer Bestrafung verfallen wollte. Es folgten 12 bis 16 Mann, die sich zur angesetzten Zeit auf der Herberge einzufinden hatten, wo Alles geordnet wurde. Jeder bekam seinen langen Kragenmantel; auch waren Cylinder vorhanden für den Fall, daß der Eine oder Andere einen solchen nicht besaß. Dann ging es in geschlossener Reihe zu Zwei und Zwei nach dem Trauerhause, wo der Sarg mit acht Schildern aus Weißblech behangen wurde. Nachdem dann hier eine kleine Andacht gehalten war, wurden den Folgern geschnittene Stückchen Grobbrot, Kümmel, Salz und Schnaps auf Tellern gereicht. Dem Gildeboten lag ob, am Grabe die Schilder in Verwahrsam zu nehmen. Dann ging es zurück zur Herberge, wo Jeder seinen Mantel ordnungsmäßig an den Gildeboten abzugeben hatte und auch die Bricken blank geputzt abzuliefern waren. Jeder Junggeselle, welcher zum ersten Male folgte, hatte 8 gg Gebühr zu zahlen. Gewöhnlich war ein Altgesell oder sonst ein älteres Mitglied bei der Trauerfeier anwesend, der es dann übernahm, in irgend einem Zimmer, in welchem sich kein Unberufener befinden durfte, aufzuklopfen, und zwar in Ermangelung des Aufklopfstabes mit einem großen Schlüssel, der dazu immer bereit gehalten wurde. Da sich nun schon Alle im Zimmer befanden, so wurde eine Forderung nach Handwerksbrauch nicht gemacht. Der Altgeselle (Wortführer) nahm stehend Platz hinter einem Tisch und klopfte drei Mal auf, worauf Jeder in raschem Tempo seine Kopfbedeckung abnahm, sich überzeugte, ob sein Rock bis oben zugeknöpft war und vor der [illegible] werkstafel in gewissem Abstand davon Platz [illegible] Nun ging Alles wieder genau nach Zunft, inde[illegible] Altgesell etwa folgende Anrede hielt: „Mit [illegible] Erlaubniß. Ich habe von der Frau der heute [illegible] beerdigten Gesellschaft X. 5 ₰ erhalten, die hier [illegible] der Herberge von den Folgern vertrunken werden [illegible] auch soll von dem Gelde eine Kiste Cigarren [illegible] werden, damit auch Jeder dabei rauchen kann". [illegible] antworteten alle Versammelten: „Das ist löblich". [illegible] sonst weiter nichts vor, so sagte der Altgesell [illegible] „Außerdem sind von fünf Junggesellen 1 ₰ [illegible] 1 Gulden (= 5 ℳ) Gebühr eingezahlt, ich [illegible] vor, wir legen ein großes Faß Bier auf und, da [illegible] noch einige Mitglieder eingefunden haben, ein [illegible] halbe Buddel Branntwein". Darauf sprechen die [illegible] sammelten wieder ein „Löblich", und der Altgesell [illegible] „Sollen wir das Freibier in Friede und Einigkeit [illegible] zehren oder nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit [illegible] Die Versammelten antworten: „In Friede und [illegible] keit". Zum Schluß sagt der Altgesell, indem er drei [illegible] aufklopft: „Die Gesellschaft soll bedankt und bedeckt [illegible] Sofort wird die Thür geöffnet, und jeder bewegt [illegible] frei und nimmt Platz an den zusammengerückten Ti[illegible] auf denen je vor dem dritten Stuhle eine halbe [illegible] flasche voll Schnaps steht. Handwerkslieder [illegible] angestimmt, und wenn Alles verzehrt ist, so löst sich [illegible] Gesellschaft auf. Trifft es sich bei solchen Zusam[illegible] künften, daß kein Geld gespendet wird oder nichts [illegible] Strafgelder einkommt, so wird für Freibier das [illegible] der Gildecasse entnommen.

Wenn ein Zünftiger bei Aufzügen, beim [illegible] oder bei sonstigen Festlichkeiten auf der Herberge ein[illegible] Streit anfing, der in Thätlichkeiten ausartete, [illegible] wurde er mit einer Buße nicht unter 2 ₰ bestra[illegible] hatte er das Geld nicht im Besitz, so konnte er [illegible] Handbewegung machen, als legte er das Geld auf den Tisch, und dabei sagen: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen ehrbaren Leib entblöße und mein[illegible] Fehler blind erlege nach Zunft u. s. w." Dann wurde diese Summe noch am selbigen Tage oder Abend verzehrt, und die Gesellschaft war dann fest überzeugt, daß der Büßer das Geld, sobald er die nächste Löhnung erhalten, sofort zur Herberge bringen würde.

Unter den Steinhauern und Maurern bestanden damals drei Classen. Erstens hiesige, der Zunft angehörende, zu denen auch solche gehörten, die in den Braunschweig nahe liegenden Dörfern, wie Veltenhof, Watenbüttel, Waggum, Hötzum, Volkmarode, Querum, Riddagshausen, Rüningen, Melverode, Mascherode u. s. w. wohnten, in der Stadt aber gelernt und sich der Zunft angeschlossen hatten. Zweitens „Fremde", d. h. solche, die sich in ihrer Wanderzeit befanden. Sie waren sämmtlich unverheirathet und bildeten auch noch nebenbei unter sich eine Extra-Zunft. Da sie niemals ohne Hut gehen durften, hieß jedes Mitglied von ihnen allgemein „Der Mann mit dem Hut". Drittens die „Kleinstädter". Das waren solche, die sich im Frühjahr einstellten und im Herbst wieder fortzogen, größtentheils Eichsfelder und andere, die aus weiter von Braun[illegible]

zweig gelegenen Gegenden kamen; sie waren größtentheils verheirathet und keiner Zunft angehörend.

Bei Frühstück und Vesper saß jede Classe für sich. Die Kleinstädter wurden von den Fremden stets gern gehänselt. So hatten sich letztere beim Bau eines Güterschuppens auf dem Bahnhofe in den 50er Jahren einen verhängnißvollen Streich erlaubt, den Kleinstädtern auf ihren Frühstückstisch einen Eimer Wasser und ein Bund Heu aus reinem Uebermuth zu setzen. Hierdurch geriethen die beiden Parteien scharf gegen einander, wobei die Hiesigen für die Kleinstädter Partei nahmen. Es kam zu Thätlichkeiten und zur Entlassung mehrerer Fremder. Nun nahmen alle Fremden, die in Braunschweig anwesend waren, Feierabend und erklärten sämmtliche Steinhauer und Maurer Braunschweigs für „schwarz". In dieser Eigenschaft wurden die Braunschweiger Junggesellen, welche in der Fremde ihre Wanderjahre abmachen wollten, allenthalben mit „Du" angeredet, während sie jeden Fremden mit „Sie" zu benennen hatten, und wurden außerdem ohne Grund stets „ausgehauen", so daß sie immer wieder gezwungen waren, nach Braunschweig zurückzukehren. Nachdem das so eine Zeit lang gedauert hatte, blieb weiter nichts übrig, als daß die Alt- und Lademeister nach Harburg, wo zum letzten Male 7 Braunschweiger Junggesellen zurückgewiesen waren, reisten und eine beträchtliche Buße, die dort festgesetzt war, bezahlten. Damit war der Bann von Braunschweig wieder abgenommen; es kamen Fremde wieder nach hier, und von hier konnten wieder Junggesellen unbehelligt in die Fremde gehen, um ihre Wanderjahre abzumachen.

Es war Handwerksgebrauch, daß, wenn ein wandernder Fremder die Herberge betrat, er vor Eintritt in die Gaststube drei Mal heftig mit seinem Wanderstabe gegen die Stubenthür anklopfen mußte, worauf er eintrat und, wenn ein Wortführer oder Altgesell zugegen war, seinen Gruß von seiner Stadt, wo er ausgelernt hatte, hersagte. Dann erhielt er ein Geschenk, das aus der Herbergscasse bezahlt wurde. Es wurden auch Wandernden, deren Füße auf der Reise im Winter durch Frost gelitten hatten, Filzschuhe spendirt; auch war der Herbergswirth, welcher in die Gebräuche eingeweiht war und in der Handwerksstube anwesend sein durfte, verpflichtet, für eine gewisse Anzahl Wanderer Betten zur Verfügung bereit zu halten. War ein Fremder durch Arbeitslosigkeit oder sonst auf andere Weise bei dem Herbergswirth in tiefe Schulden gerathen, so konnte der Fremde unbehindert abreisen, denn der Herbergswirth war sicher, daß ihm das Geld baldigst geschickt wurde.

Waren zu Zeiten viele Arbeiten auszuführen, so daß sich viele Fremde in einer Stadt aufhielten, so war ein von den Fremden gewählter Wortführer ständig auf der Herberge, der sonst weiter nichts arbeitete, als daß er die ankommenden Fremden abfertigte und über Arbeitsangelegenheit unterrichtete.

Gleichwie die Ein- und Ausschreibungen alle Jahre an zwei Quartalen auf der Herberge vor dem Ausschänken in Gegenwart des Gildecommissars (d. h. Seitens der Behörde) und der Alt- und Lademeister stattfanden, so wurden in den Sommermonaten „Auflagen" abgehalten, sogenannte Zahltage, damit die Auswärtigen nicht etwa ohne Abgaben durchbrennen konnten.

So bildete die Zunft ein in sich abgeschlossenes Ganze, das den Stand der Handwerker hochhielt, den Einzelnen zum sicheren, selbstbewußten Verkehr unter seinen Standesgenossen heranbildete, ihn schützte und zu seinem Fortkommen ihm behülflich war.

Es konnte freilich nicht ausbleiben, daß manche Auswüchse und Verirrungen sich allmählich einstellten, die dem guten Ganzen das Fundament wankend machten und es zertrümmerten, als die Gewerbefreiheit den strengen Zusammenschluß der zünftig gelernten Handwerker durchbrach und vernichtete. J. H.

Bücherschau.

Karl Mollenhauer, Der Wille zum Leben. Eine Erzählung. Berlin-Goslar-Leipzig, F. A. Lattmann [1901]. 216 S. 8°. 2 ℳ 50.

Es ist wirklich ein gutes Buch — bis auf den Titel. Der Titel erregt nämlich Erwartungen, die das Buch nicht erfüllt. Man denkt zunächst an Stoffe, wie sie in den Vers-Dichtungen „Lebe!" von Avenarius oder in Zitelmann's Memento vivere behandelt sind, an einen Fall, wo der Wille zum Leben am Erlöschen ist und durch irgend welche innere Vorgänge zu einem neuen Aufflammen gebracht wird. So ist es hier nicht, der Conflict geht nicht so tief, ein äußerstes Verzagen ist nur ein Mal leise angedeutet. Die Sache liegt vielmehr so, daß ein junger Jurist, der Freiherr Kurt Eberhard von Erthal, sich unmöglich gemacht und seine Stelle verscherzt hat und nun unter der Leitung eines umsichtigen, klugen Mannes sich neues Vertrauen, Tüchtigkeit und eine angesehene Stellung in einem praktischen Berufe erwirbt. Das ist ganz gewiß eine Sache, die einer geschickten dichterischen Behandlung werth ist, nur paßt der Titel nicht dafür. Wenn man ihn aber so versteht, wie er hier gemeint ist, das Streben, sich mit dem Leben und der Welt abzufinden und sich einen Platz an der Sonne des Glücks auf seine Art zu erobern, dann gewinnt er allerdings eine besondere Bedeutung. Denn dieses Streben finden wir in einer ganzen Reihe von Gestalten des Buches, und der Verfasser hat sich eben die Aufgabe gestellt, an einem Stück Kleinstadtleben zu zeigen, wie verschieden geartete Charaktere sich in diesem Ringen bewähren. Es sind meistentheils Leute, die irgendwie Schiffbruch erlitten haben und nun still mit gerettetem Boot in den Hafen einlaufen. Im Vordergrunde des Interesses steht der genannte Kurt Eberhard. Er selbst nennt sich dumm, und der Verfasser nennt ihn einen unbedeutenden Menschen. Aber das ist er gar nicht; es fehlt ihm nur die Gabe, etwas aus sich zu machen, und dazu ist er ursprünglich in einen falschen Beruf gerathen. Seine Arbeitswilligkeit, seine Gewissenhaftigkeit und Treue machen ihn uns sofort sympathisch, und die noble Gesinnung wie die guten Formen, die er aus seiner Familie mitbringt, sind ihm treffliche Hülfen auf dem neuen Wege ins Leben. Und auf diesem guten Grunde

wächst reiche Frucht, sobald das rechte Licht und der rechte Gärtner in der Gestalt des alten Redepennig dazukommt. Eine Folie zu Kurt Eberhard bildet der alte Dr Gudehus. Wie der pensionirte Oberlehrer im Gymnasium zu Stolpenburg hat er nie mit den Jungen fertig werden können und ist darum früh in den Ruhestand versetzt. Aber auch sein Liebesglück hat er verscherzt, da er sich nicht hat entschließen können zuzugreifen. Und die fruchtlosen Selbstvorwürfe peinigen ihn sein Leben lang. Ihm fehlt es an dem energischen Willen zum Leben, an dem Aufraffen, und so bringt er es zu nichts. Uebrigens trotz seiner umständlichen Unbehülflichkeit eine liebenswerthe Erscheinung. Die alte Freifrau hat einen doppelten Kampf auszufechten: Einmal gegen die ganz gewöhnliche Noth des Daseins. Da aber geben ihr den rechten Willen zum Leben die Traditionen ihres alten Geschlechts, das ungebrochene Standesbewußtsein, der Idealismus aristokratischen Denkens. Dann kommt ein zweiter Kampf ihrer Vorurtheile gegen die Vertreter eines schlicht bürgerlichen Berufes. Aber als sie ihre Vorurtheile als solche erkannt hat, gewinnt sie es auch über sich, das Gute, Selbstlose im Wesen der Anderen anzuerkennen und sich in die neuen Verhältnisse zu schicken. Die vierte Persönlichkeit, die ihren Willen zum Leben erprobt, ist eine überaus anziehende Gestalt, die ältliche Pastorentochter Fräulein Ledebuhr. Sie hätte in ihrer Jugend gern geheirathet, aber Gudehus hat nichts gesagt, und so ist nichts daraus geworden. Sie hat aber ihrem Leben einen Inhalt gegeben, indem sie das Helfen und Pflegen zu ihrem Berufe gemacht hat. Erst hat sie den alten Vater gepflegt, dann alle Armen und Kranken ihres Dorfes, und nun sie allein steht, hilft sie weiter, in jedes Haus Sonnenschein bringend. Dabei eine gesunde, verständige Natur, die das Leben mit klaren Augen ansieht. — Des Verfassers Stärke liegt in der Charakteristik, die vorzüglich gelungen ist. Alle die Personen sind lebensvoll geschaut und dargestellt, nur die Beate ist etwas matt gerathen. Einige Gestalten sind schon besprochen; dann der knurrige, geizige Hauswirth, die kokette und kleinstädtisch-intrigante Bertha Glockenthör, die unverstandene Mutter mit ätherischem Sinn und stattlicher Körperfülle. Die gewinnendste Figur ist der Generalagent Redepennig, bei dem Onkel Schönow Pathe gestanden hat; er ist es, der Alles in Gang bringt, ein kluger Menschenkenner mit einem guten Herzen, einem lustigen Sinne und einer ebenso drolligen als treffenden Redegabe, eine sehr gute Schöpfung des Verfassers. Die Handlung der Geschichte kommt Anfangs etwas schwer in Fluß, bald aber nimmt sie einen rüstigen Fortgang, und gegen Ende wird eine lebhafte Spannung erregt. Die Liebesscene vermeidet durch die Eigenart des Locals sehr glücklich die Gefahr der Trivialität, der solche Erklärungen leicht anheim fallen. Ueberhaupt ist das Ganze in einen wohlthuenden, milden Humor getaucht, der nur an wenigen Stellen in bittere Satire ausartet. Ueberall bekundet sich die scharfe Beobachtung des Verfassers, in Scenen, in kleinen Einzelheiten, in sentenziösen Aeußerungen. Die Erzählung liest sich gut, und das Ausrufezeichen der Erleichterung hinter dem „Ende“ ist wenig am Platze: man trennt sich ung von den Gestalten des Verfassers und ist gesp darauf, was er uns noch weiter auf diesem Ge bringen wird.

Hans Martin Schulz

In dem **Archive für slavische Philologie.** B 1. und 2. Heft, S. 107—43 (Berlin, Weidmann Buchh.) finden sich „Beiträge zur Ethnograp der hannoverschen Elbslaven, mitgetheilt v A. Vieth, mit Einleitung und Zusätzen von H. Zimm V. Jagic und A. Leskien“, auf die wir auch an die Stelle kurz aufmerksam machen möchten, da ja Spu slavischer Besiedelung auch im Norden unseres Her thums vorhanden sind. Es handelt sich um eine Ha schrift, die A. Vieth in Kopenhagen auffand und d wohl das älteste Zeugniß über Sitten, Gebräuche u Sprache der Elbslaven bei Lüneburg enthält. S zerfällt in drei Theile. Der erste führt den Ti „Wendischer Aberglaube angemercket bey der Gene Kirchen Visitation des Fürstenthums Dannenberg i Monath August Anno 1671“ und ist vom Ob superintendenten D. Joachim Hildebrandt verfaßt word er umfaßt 10 Capitel: 1) Bemerkungen über Na und Ausdehnung des Bezirkes. 2) Vom Crentz u Kronen-Baum. 3) Von Sauff-Festen der Wend 4) Von gewissen Tagen. 5) Vom Bawerrecht. 6) Vo Züchtmeistern. 7) Von Hochzeiten. 8) Von Schwang Bademüttern und Kranken. 9) Von Begräbn 10) Von der Wenden Leben insgemein. Der zwe Theil enthält systemlose Nachträge, die bis in da Jahr 1710 herunterreichen, der dritte ein systematisch deutsch-wendisches Wortverzeichniß. Vielleicht si diese Theile von dem Pastor G. F. Mithof in Lüch auf Anregung von Leibniz niedergeschrieben word Waren auch einzelne Theile der Handschrift dur Domeier und Pfeffinger schon früher bekannt geword so ist doch jetzt die genaue Wiedergabe des ganz Stückes nur mit Dank zu begrüßen.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 8—9. G. He zur Seminarlehrerfrage. — 10. Hecke, zum 15jäh Bestehen des Herzogl. Lehrerseminars in Br. — 11. Pfaue, vom Aufsatzunterricht. — 12. F. Heege u H. Bebenroth, zwei Braunschw. Lehrbücher (Erwider auf die „Abwehr“ Heinemanns). — 13—17. Sander, Bedeutung e. gesteigerten Volksbildung für die wi schaftliche Entwickelung unseres Volkes. — 18. Haft der Lehrer nach dem bürgerlichen Gesetzbuche. — 19. Geistliche als Ortsschulinspector. — 20 u. 21. Littman Braunschw. Landes-Lehrerverein Oct. 1900—1901; Ne Gliederung des Landes-Lehrervereins 1900; Jahns, 73. Br. Landes-Lehrerverf. in Helmstedt.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 8. W. Koch, Untersuchungsresultate im städti Schlachthause zu Br. — 9. Kampf gegen die Tuberkul — 10. Steinitz, Beseitigung und Desinfection des phthi schen Sputums; Kellogg, die Rohkost.

Berichtigung.

In Nr. 21 sind auf Seite 165 in der Zeile 31 v. die Worte „und Stammvater“ zu streichen, sowie dr Zeilen darunter statt „Nachkommen“ das Wort „Regierungsnachfolger“ einzusetzen.

D. v. H.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 23. 17. November **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Grabstätten der Welfen.

49. Löwen.

Aus den Niederlanden [1]) hat Karl Steinmann bereits wei welfische Grabstätten, Delft (S. 366) und Gent S. 224), behandelt, damit ihre Zahl aber längst nicht rschöpft. Es sind, wenn wir sie schon jetzt richtig überehen, mindestens noch fünf Ortschaften nachzutragen, o auf niederländischem Boden Mitglieder unseres fürstenhauses ruhen. Es kommen zunächst drei aus ltester Zeit in Betracht, die Gattin eines Sohnes und ines Enkels und die Tochter eines anderen Enkels erzog Heinrich's des Löwen. Sie sind in Löwen, oosduinen und Middelburg beigesetzt worden Dazu esellen sich noch je eine Tochter der Herzöge Heinrich Julius und Anton Ulrich, die in Leeuwarden und Roeraond begraben sind.

Als Kaiser Otto IV. am 19. Mai 1218 auf der Harzburg verstorben war, ließ er Marie, die Tochter Herzog Heinrich's I. von Brabant, als Wittwe zurück. Diese ging wohl im Anfange des Jahres 1220 mit dem Grafen Wilhelm I. von Holland eine zweite Ehe ein, ie kinderlos blieb und schon am 4. Februar 1222 urch den Tod des Gatten gelöst wurde. Marie verlebte och eine sehr lange Wittwenzeit. Sie erscheint zum etzten Male in einer Urkunde vom 9. März 1260, als ie ein Codicill errichtete. Bald nachher wird sie getorben sein; denn am 14. Juni 1260 wird sie bereits ls todt erwähnt Sie wurde neben ihren Eltern in er Peterskirche zu Löwen beigesetzt. Dort ist ihr schönes Grabdenkmal noch heute erhalten. Es befindet sich in iner Wandnische der Nordseite am Ende des Chorumganges neben dem ihrer Mutter Mathilde, der Tochter es Grafen Matheus von Boulogne. Diese starb bereits m Anfange des 13. Jahrhunderts. Damals wird ihr as Denkmal errichtet sein, das schon 1250 erneuert vurde. Vermuthlich bald nach 1260 ist dann das Grabmal ihrer Tochter hinzugefügt worden. Beide sind, wie auch das Herzog Heinrich's I. († 1235), der in einer der benachbarten Chorcapellen ruht, Hochgräber aus schwarzem Marmor, die oben in erhabener Arbeit langhingestreckt die Gestalten der Verstorbenen tragen. Marie und rechts neben ihr Mathilde liegen in langen Gewändern, ihre Füße stehen auf Consolen. In der linken Hand trug Mathilde einen Gegenstand, der abgebrochen ist; sonst ist das Denkmal gut erhalten, während das der Marie, zumal an Gesicht und Händen, leider stark beschädigt ist. Die beiden Grabplatten von Mutter und Tochter bilden ein Ganzes und werden von 6 romanischen Säulen getragen; drei horizontale Säulen, die zwischen ihnen und an ihren Außenseiten liegen, werden durch zwei verzierte Bogen mit einander verbunden. Inschriften finden sich nicht vor. Das Grabmal Herzog Heinrich's wird dem Bildhauer Jean le Statuaire zugeschrieben, der zwischen 1250 und 1290 in Löwen wohnte und wirkte. Da dieses Werk mit dem Denkmale jener Frauen in Anlage und Technik große Aehnlichkeit hat, auch die Zeitverhältnisse sehr gut dazu stimmen, so ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Künstler auch das Grabmal Mathilde's wiederherstellte und das der Kaiserwittwe Marie neu verfertigte.

1) Die Mehrzahl der nachstehenden Mittheilungen verdanke ich den freundschaftlichen Bemühungen Herrn A. Vasel's in Beierstedt, der kürzlich an den meisten dieser Orte persönliche Nachforschungen anstellte. P. Z.

50. Loosduinen.

Der junge Pfalzgraf Heinrich, Herzog Heinrich's des Löwen Enkel, starb, wie wir im vorigen Jahrgange S. 164 ff. gesehen haben, am 25. April 1214 und ist zu Schönau begraben. Bald nachher (5. Nov 1214) verlobte sich seine Wittwe Mathilde, die Tochter Herzog Heinrich's I. von Brabant, eine Schwester der oben genannten Kaiserin Marie, mit Graf Floris IV. von Holland, der damals nur 4 Jahre alt war. Die Ehe wurde daher erst 1224 vollzogen. Floris starb schon in jungen Jahren am 19. Juli 1235 auf einem Turniere in Corbie im nördlichen Frankreich, wo er vom Grafen von Clermont, wie man sagt, aus ehelicher Eifersucht verrätherisch ermordet wurde. Er fand sein Grab im Kloster Reinsburg [2]). Mathilde, zum zweiten Male Wittwe geworden, blieb im Lande und ist am 21. December 1267 gestorben. Ihre Gebeine wurden

2) Meermann, Wilhelm von Holland I, S. 4. Wenzelburger, Geschichte der Niederlande I, S. 123.

im Cisterzienserkloster Loosduinen beim Haag, dem sie reiche Zuwendungen gemacht hatte, beigesetzt[3]). Ein äußeres Erinnerungszeichen an sie ist dort nicht mehr erhalten[4]). Ihr ältester Sohn war Graf Wilhelm, der 1247 zum Deutschen Könige gewählt wurde.

51. Middelburg.

Dieser König Wilhelm vermählte sich in Braunschweig mit Elisabeth, der Tochter Herzog Otto's des Kindes, des ersten Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, am 25. Januar 1252. In der folgenden Nacht entzündete ein umgefallenes Licht das Brautgemach. Das Feuer griff mit rasender Schnelligkeit um sich und richtete in dem stolzen Bauwerke Heinrich's des Löwen, der Burg Dankwarderode, eine arge Verheerung an. Auch der Königsornat wurde ein Raub der Flammen; mit knapper Noth konnten die Neuvermählten das nackte Leben retten. Fast genau vier Jahre später, am 28. Januar 1256, wurde König Wilhelm auf einem Feldzuge gegen die Friesen bei Hoogwoude erschlagen. Die Königin erfuhr die Trauerkunde zu Spiegelberg, südlich Germersheim, und kehrte sogleich nach Holland zurück, wo sie den Rest ihres Lebens verbrachte. Sie starb am 27. Mai 1266 und wurde in der Abtei zu Middelburg, der Hauptstadt Seelands, stattlich beigesetzt[5]). Von ihrer Grabstätte ist jetzt keine Spur mehr erhalten.

Viel später als die Gemahlin fand König Wilhelm selbst in Middelburg die letzte Ruhe. Die Friesen, die ihn, ohne zu wissen wen, erschlagen hatten, verbargen die Leiche, als sie in ihr den König erkannten, unter dem Herde eines Bauernhauses zu Hoogwoude. Erst als Wilhelm's Sohn, Graf Floris V., im Jahre 1282 glücklicher in Westfriesland vordrang, wurde ihm von einem Eingeweihten der Begräbnißort seines Vaters gezeigt. Er ließ den Leichnam ausgraben und in der Heimath zu Middelburg in der Marien- oder Achterkerken (jetzt Koorkerk genannt) aufs Neue bestatten. Sein Großneffe, Graf Wilhelm III., stiftete dort 1325 für den Altar der Capelle, in der der König lag, zu seinem Seelenheil eine geistliche Pfründe. Im Jahre 1542 ließ Marie, die Statthalterin der Niederlande, dem Könige ein prächtiges Grabmal errichten. Aber ein Feuer, das durch Blitzschlag entstand, richtete es schon 1569 wieder zu Grunde. Eine Wiederherstellung wurde später geplant, aber nicht ausgeführt. 1817 fand man an der Südseite der Koorkerk den steinernen Sarg und andere Ueberreste vom Grabe des Königs. Dies wurde der Anlaß, daß ihm im August 1820 die seeländische Gesellschaft der Wissenschaften mit Genehmigung König Wilhelm's I. eine marmorne Gedenktafel errichten ließ, und zwar in der Neuen Kirche, die früher auch Vor- oder St. Nicolauskirche genannt wurde und, östlich von der Koorkerke gelegen, mit dieser baulich zu[...] hängt[6]).

3) Meermann II, S. 281.

4) Freundliche Auskunft von Herrn P. M. van Walchren in Heelsum bei Arnheim.

5) Vgl. Magnum Chronicon Belgicum bei Pistorius Rerum Germ Script. III S. 271. Necrol. Egmond. Böhmer, Regesta Imperii V S. 1052.

52. Leeuwarden.

In der Großen- oder Jacobikirche zu Leeu[...] der alten Hauptstadt der Provinz Friesland, [...] sich die Begräbnißstätte des erbstatthalterischen [...] Hier ruht auch Sophie Hedwig, die Tochter des [...] Heinrich Julius zu Braunschweig und Lünebu[...], geboren am 20. Februar 1592, dem Grafen [...] Kasimir von Nassau-Dietz am 8. Juni 1607 d[...] reichte. Ihr Gatte verstarb am 4. Juni 1[...], selbst am 13./23. Januar 1642 zu Arnheim. [...] neben dem Gemahle am 10./20. März des Ja[...] Leeuwarden bestattet. Ein Erinnerungszeichen [...] ist hier nicht mehr vorhanden. Das nimm[...] Wunder. Denn 1813 wurde die Kirche von den [...]zosen gründlich verwüstet. Auch die Fürstengruft [...] nicht verschont, ja derartig zugerichtet, daß ma[...] die Gebeine der dort Ruhenden wieder zusamme[...] mußte. Sicher erkennbar war der Schäde[...] Kasimir's an dem Loche, das ihm die tödtliche [...] bereitet hatte. Die Ueberreste wurden dann i[...] Kasten zusammen gelegt und in der Gruft beige[...], der hinter dem Chore eine Fallthür hinabführt.

53. Roermond.[7])

Henriette Christine, die jüngste Tochter Herzog [...] Ulrich's, ist nach dem Tode der Aebtissin Christin[...], Herzogin von Meklenburg († 30. Juni 169[...]) Aebtissin von Gandersheim erwählt und hie[...] 12. April 1694 inthronisirt worden. Da jed[...] ihr Leben ein Ereigniß fiel, das den Satzungen [...] Stiftes nicht entsprach, so sah sie sich genöthigt, [...] 27. Juli 1712 ihrer Würde zu entsagen. Wie [...] früher (1707) ihre Schwester, die spätere Ka[...] Elisabeth Christine, die hauptsächlich bei ihr in Gan[...]heim Unterricht in der katholischen Lehre emp[...] hatte, und 1710 ihr Vater Anton Ulrich, so trat [...] Henriette Christine am 10. August 1712 vor [...] Fürstabte von Corvey zum Katholicismus über. [...] ließ sich dann sogleich in Roermond nieder, w[...] Anfangs in der adeligen Münsterabtei, später [...] Ursulinerinnenkloster wohnte, aber keine geistliche W[...] bekleidete. Neben der Ursulinerinnenkirche stiftete [...] die Ehre U. L. Frauen der Schmerzen eine Capelle, [...] am 30. April 1719 geweiht wurde. Sie hat ihr [...] hier noch auf über 83 Jahre gebracht. Erst [...] 20. Januar 1753 ist sie gestorben und Tags darau[f] [...] der Kirche der Jesuiten begraben. Ihre Grabsch[...] lautete:

6) Nach dem Berichte des Archivars der Prov[...] Seeland vom 30. März 1874 an Kaufmann C. A. [...] in Braunschweig. Ich verdanke ihn Herrn Buchhä[...] Lord daselbst.

7) Mit freundlicher Unterstützung des Herrn van Be[...] in Roermond, Secretairs des historischen Vereins [...]burg. Der Todestag der Fürstin wird hier abweich[...] von den gängigen Handbüchern angegeben, die [...] 12. März 1753 nennen.

D. O. M.
Monumentum
Serenissimae Principissae
Henriettae Christinae
Ducisse Brunswicensis
et Luneburgensis etc.
vixit annos LXXXIV
obiit XX Januarii
M D C C L III
R. J. P.

Jetzt ist von der Grabstelle nichts mehr zu sehen. [D]enn 1777 wurde das Gotteshaus abgerissen; die [S]tätte nimmt jetzt der Garten der Bürgerschule ein. [D]ie Gebeine der Fürstin wurden übrigens nicht ver[w]üstet, sondern von einer frommen adeligen Dame, [J]ohanne de Rauderade, in die Kathedrale geschafft, wo [m]an jedoch jetzt ihren Aufbewahrungsort nicht mehr [ke]nnt.

54. Geldern.

Nicht weit von der Holländischen Grenze, in Geldern, [ru]ht auch noch eine Braunschweigische Fürstentochter, [d]ie sich einem Niederländischen Fürsten vermählte: [E]lisabeth, die Tochter Herzog Heinrich's des Mittlern [z]u Br. u. Lün., die am 5. Februar 1519 dem Herzoge [K]arl von Geldern, dem eifrigen Widersacher Kaiser [K]arl's V., die Hand reichte. Der Gemahl starb am [3]0. Juni 1538 und wurde zu Arnheim begraben, wo [e]in prächtiges Grabmal noch heute zu bewundern ist. [E]lisabeth hat ihn noch lange Zeit überlebt; sie starb [a]uf dem Schlosse zu Geldern am 2. April 1572 und [w]urde in der Karmeliterkirche, jetzt katholischen Pfarr[k]irche daselbst beigesetzt. Auch ihr wurde hier ein statt[l]iches Denkmal errichtet; mausoleum honestum cum [t]umba marmorea wird es genannt [8]). Aber leider [w]urde im Jahre 1703, als die Kirche zerstört und fast [d]as ganze Kloster in Trümmer gelegt wurde, auch dieses [W]erk ein Opfer der Beschießung der Stadt. Ein Glück [n]och, daß uns Joh. Knippenberg [9]) wenigstens die In[s]chrift des Steines erhalten hat. Sie lautet:

1572 den 2. April starf de Doorluchtige, hochgeborne Furstinn und Vrawe Elisabeth geborne Herthoginne tot Brunswick und Lunenburgh Wedume tot Geldre. Godt [s]ey der Zielen genedich.

55. Itzehoe.

Als alte Grabstätte der Schauenburger Grafen gilt [d]ie Gruft der St. Laurentiuskirche zu Itzehoe. Jetzt [i]st zwar von ihr keine Spur mehr vorhanden; man [w]eiß nur, daß sie im Nordosten der Kirche gelegen [h]aben wird [10]). Heinrich Ranzau berichtet in seiner Descriptio Chersonesi Cimbricae [11]) von 11 Mit-gliedern jenes Fürstenhauses, die dort beigesetzt seien. Unter ihnen nennt er auch Elisabeth, die Tochter Herzog Wilhelm's zu Braunschweig und Lüneburg, die in erster Ehe an Herzog Otto von Sachsen († 1350), dann seit 1354 an den Grafen Nicolaus von Holstein vermählt war. Sie starb am 17. April 1384. Nun sind zwar jene Angaben Ranzau's nicht durchgehends richtig; einige der Fürsten, die er in Itzehoe ruhen läßt, sind nachweislich an anderen Orten bestattet worden [12]). Aber von den übrigen ist es mehr oder weniger sicher, daß sie zu Itzehoe liegen. Da dieses nun vom Grafen Nicolaus sehr wahrscheinlich ist, so ist anzunehmen, daß seine Gemahlin, die lange Jahre vor ihm und, wie es scheint, im eigenen Lande starb, auch zu Itzehoe begraben wurde. Wir werden der Angabe Ranzau's daher gewiß Glauben schenken dürfen. Jedenfalls sind für keinen anderen Ort als Grabstätte Elisabeth's sonst irgend welche Gründe anzuführen.

Noch eine zweite Welfische Elisabeth, die Tochter Herzog Magnus' mit der Kette, heirathete circa 1391 einen Schauenburger, Gerhard VI., Herzog zu Schleswig, der am 5. August 1404 gegen die Ditmarschen fiel. Seine Wittwe überlebte ihn noch lange Jahre. Doch wissen wir ebensowenig ihre Todeszeit, die zwischen das Jahr 1417 und den 3. April 1422 fällt, wie den Ort, an dem sie bestattet wurde.

8) P. Clemen, Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. I. Bd. 2. Abth. (Kreis Geldern) S. 20.

9) Joh. Knippenberg, Historia eccles. ducatus Geldriae (Bruxelles 1719) S. 147.

10) P. Hasse, „Die Gruft der Schauenburger zu Itzehoe" in d. Ztschr. d. Gesellschaft f. Schleswig-Holstein-Lauenb. Gesch. B. XII (1882) S. 411.

11) v. Westphalen, Monumenta inedita rerum Germ. T. I Sp. 13.

12) Hasse a. a. O. S. 405 ff.

Noch einmal „Der Sturm auf Braunschweig".

In Nr. 15 des Br. Magazins vom 28. Juli 1901 giebt Herr Oberstleutnant Meier eine eingehende Besprechung meines dort in Nr. 11 und 12 enthaltenen Aufsatzes „Der Sturm auf Braunschweig". Zunächst bemerke ich dazu, daß ich in einer großen Anzahl von Bemerkungen entschiedene Verbesserungen anerkenne und sie dankbar acceptire; in anderen Punkten freilich, und zwar gerade den wichtigsten, muß ich meine abweichende Ansicht beibehalten. Es sei mir gestattet, dies hier kurz zu begründen.

Berichtigungen sind zunächst der Todestag Alfeld's, die Wohnung Döring's, die Stellung Autor Hustedt's [1]), die Verlegung der Volksansammlungen nach dem Aegidienmarkte, sowie die Ausstellungen Nr. 1, 3 und 7. Auch in der Frage des Begräbnißplatzes der Frau des Bürgermeisters Gercke möchte ich mich jetz. den Ausführungen des Herrn Referenten anschließen, obgleich Quelle 6 ausdrücklich den Aegidienkirchhof nennt und dabei die Gefahr hervorhebt, in welcher die Leidtragenden eine Zeit lang schwebten [2]).

Was die Schreibweise „Greiners" (Greinerts) betrifft, so habe ich aus dem Wirrwar der Formen diejenige ausgewählt, welche durch die beglaubigte Unterschrift des Oberstleutnants im „Illustre Examen"

1) H. hat wiederholt in der Brüdernkirche gepredigt. Vergl. Br. H. H. II p. 2401.

2) Der Bericht vom 14. Nov. 1605 sagt: „nicht weit vom St. Aegidien-Thore".

... den Br. Histor. Händeln III p. 276, vgl. ... eine Art officieller Bestätigung gefunden hat ... 4.

... Tile von Damm und Wedde Glümer gerade als Artilleristen thätig gewesen sein sollen, kann ich aus der einzigen Quelle 12 nicht herauslesen (Ausst. 8).

Der Ausschuß, obwohl anfänglich vereinigt mit der ... (p. 83a), stand doch selbständig neben ihr (... Aussagen von Gefangenen), wurde auch nicht mit ihr vom Walle weggezogen. Viele vom Ausschuß wurden gefangen, von der Garde Keiner (Ausst. 4).

Die Thätigkeit des „Basilisk" wird erwähnt in Quelle 4a p. 9 (Ausst. 9).

Dem abfälligen Urtheile des Herrn Referenten über die Franke'sche Historische Relation (Quelle 4a) kann ich nicht beistimmen. Wenn auch die Herzoglichen auf das Buch schimpfen, so ist das kein Beweis für seine Unglaubwürdigkeit. Umgekehrt nennen auch die Städter die Vera Relatio, unstreitig eine der besten Quellen, ein Schandgedicht [3]). Ein Beweis für die Unglaubwürdigkeit wäre es doch vor Allem, wenn Widersprüche mit Urkunden oder thatsächlich sicheren Quellen nachgewiesen würden. Dergleichen sind nicht vorhanden. Die Mängel habe ich p. 94 selbst hervorgehoben.

Der Herr Referent zieht als besonders wichtige, gleichzeitige Quelle Brschw. Städt. Bibl. N. Hss. 121 heran, eine Handschrift, die unter dem Namen Hustedt's geht. Der Codex ist aber erst ca. 1700 geschrieben, und zwar von derselben Hand, wie dort Hss. 94, 1 u. 2 (Völckerling's Chronik). Er kann auch keine Abschrift einer Hustedt'schen Vorlage sein, da die zusammenhängenden Partien, geistlichen wie weltlichen Inhalts, weit über Hustedt's Tod († 6. 10. 1609) hinausgehen. Die Schilderung des Sturmes speciell erwähnt den 1611 erschienenen Prodromus und die Tagesfeier des 16. Octobers 1612. Die einleitenden Worte lauten in Uebersetzung: „Wie aber der feindliche Anfall . . . vor sich gegangen ist, darüber giebt es Berichte von Zeitgenossen, welche das, was sie gesehen und erfahren haben, folgendermaßen aufgezeichnet haben". Die Quelle ist also die Abschrift einer nach 1612 erschienenen Darstellung, die etwa mit Quelle 6 auf einer Stufe steht. Auch hier wird z. B. Alfeld als derjenige genannt, dem die Stadt in erster Linie Dank schuldet; auch diese Quelle ist erbittert auf die Patricier, speciell die der Altstadt.[4]) — N. Hss. 24, die sicher von Hustedt ist, geht zwar auch über 1605 hinaus, behandelt aber nur die Brabant'schen Händel.

Daß Könnecke in die Stadt gelangt ist und Lärm gemacht hat, erwähnen nicht nur, wie der Herr Referent meint, 2b und 4a, sondern außerdem 2a, 4b, 6 und 12; also nicht die „unglaubwürdigsten", sondern fast alle Quellen.

Hat Hans Langenbein die Signale verwechselt oder nicht? Herr Referent bedauert, daß sich Olsen (und auch ich) nicht von dieser Tradition losgemacht habe. Er behauptet p. 113b, Döring's Befehl, Friede zu blasen, sei wirklich ausgeführt. Er stützt sich ... eine eidliche Aussage, freilich nicht Döring's ... Zeugen, darunter Hans Langenbein selbst, er... 4. 1. 1606 unter Eid, daß dieser von D... Befehl erhalten habe, um freundlich Gespräch ... daß es aber auch geschehen sei, wird nicht ... Ein dritter Zeuge giebt am 13. 2. 1606 ... lichen" Worte Döring's an, die er glei... gesprochen hat, „er habe Frieden blasen lassen ... könnten nicht gehört werden" u. s. w. (vergl. Anmerkung) [5]). — Aus diesem dritten Zeugni... könnte man wohl mit dem Herrn Referenten ... daß wirklich Friede geblasen sei, wenn nicht ... sachen diesen Schluß verböten. Denn worauf ... die Herzoglichen draußen? Auf das Frieden... Ist es nun glaublich, daß die Panik ausgebro... würde, wenn das doch bekannte Zeichen gegeben ... Gerade der Umstand, daß das unerwartete Alar... ertönte, erklärt die Bestürzung. — Der He... scheint diesen Widerspruch auch zu fühlen, denn ... zwei Signale zu construiren, von denen das ers... das zweite Alarm bedeutet habe. Diese beiden ... seien dann, da nur kurze Zeit dazwischen gele... in der Erinnerung zusammengezogen. Ich muß ... daß mir diese gleichmäßige acustische und Ged... täuschung einer ganzen Stadt und von mehr al... Gefangenen ganz unglaublich ist. Die Letzteren ... in verschiedenen Worten alle dasselbe aus: ... Bürgertrompete geregt worden, hätten sie durchein... geschrien „uff, uff", und der Eine sowohl wie der ... die Flucht genommen [6]). Da nun endlich alle ... nur ein Signal, die meisten sagen das eine Alarm... signal melden, so werden wir eher eine Unauf... samkeit oder Ungenauigkeit des einen Döring... natürlich gespannt die Feinde beachtete, als eine ... täuschung von vielen Hunderten von Freunden ... Feinden annehmen müssen.

Noch ein paar Worte über Döring's Stell... Während Alfeld, wie wohl ohne Widerspruch anzuneh... ist, von Anfang an den Widerstand leitete, suchte D... auf dem Zeughause die Bewaffnung der Kam... willigen zu beschleunigen. Dann redigirte er das ... die?) von Röerhand entworfene Schreiben an ... Herzog. Nachher wird er regelmäßig in leiten... Stellung am Aegidienthore erwähnt, hat auch auf ... Aegidienmarkte, obgleich nicht regierender Bürgermeis... den officiellen Befehl zum Stillstandblasen ertheilt ... hat daher thatsächlich mit als „erste Obrigkeit" fun...

Nun komme ich zu Schulenburg. Hier muß ... zunächst mein Bedauern aussprechen, daß ich im ... trauen auf Vechelde es versäumt habe, die Handschrift... Olsen's selbst zu vergleichen. Es fällt damit ... Sammeln der Flüchtigen auf dem Bohlwege, ...

---

3) Rathsprot. v. 20. Dec. 1606.

4) Ob überhaupt Hustedt's Sammlungen zu Grunde liegen, ist ungewiß.

5) Döring's Verantwortung wider die Anklagen ... Syndicus Johan Röerhand. 9. März 1613. Die Zeug... verhöre sind Anlagen. Im Städt. Arch. z. Braunsch... Neuer Zettelcatalog Nr. 488 fol.

6) Ein Gefangener sagt aus: „als der Trompeter zum dritten Male blies". Augenscheinlich meint er ... drei verschiedene Signale, sondern die drei „mots" ... Signals.

nmarkte und dem Graben, sowie ein Theil des
ralischen Aufputzes weg.
ber was ist dadurch an der Sachlage selbst geändert?
lsen sagt: In solcher Verwirrung (nach dem
al) ermannte sich der alte Schulenburg. Kalm
o: Da (also bei der zwiefachen Panik) erweckte
den alten S. — Beide beginnen also nicht allein
neuen Gedankengang, sondern lassen auch die
greifende Thätigkeit des alten Herren erst bei
(an sich unwahrscheinlichen, p. 95 b) Verwirrung
r den Bürgern beginnen. S. besteigt ein Pferd,
nelt und ermahnt die Erschrockenen, reitet nach dem
dienmarkte (wo Döring war!!), wirbt Handwerks-
chen, denen er viel (einen Monatssold) verspricht,
et die Umgehung zu Wasser an und zieht zum
gnithore.
. Punkt. S. kann, wie auch Kalm angiebt, den
natssold aus der Stadtcasse (denn daraus ist er
hlt!) nur mit Bewilligung des Rathes versprechen.
s Versprechen ist aber nach allen Quellen schon
denlang vor der Krisis gegeben. Soll nun jetzt
neue Verheißung construirt werden?
2. Punkt. Die Thätigkeit Schulenburg's beginnt
dem Aegidienmarkte. Dort aber ist, wie urkundlich
teht, in dieser Stunde Döring, der von einem
lanten Angriffe nichts weiß. „Der verlogene Do-
sen reitet umher und schreit: Der Feind kommt!“;
rger und Weiber laufen mit weißen Laken herum
suchen nach einer Stange zum „Ausstecken“ —
hulenburg ist nicht zu sehen, vielmehr weist D.
„kläglichen“ Worten nach seiner „letzten Schlaf-
le“ hin.
3. Punkt. Will man diesen Widerspruch dadurch
en, daß man sagt: Wie D. verzweifelt vom Walle
kehrt, kommt der alte S. hinzu, so scheitert man an
Zeitfrage. Zum Sammeln und Reden, zur Sendung
ch dem Magni- und Bruchthore zur Bemannung der
ihne u. s. w. gehören doch mehr als „wenige Minuten“,
ihrend feststeht, daß zwischen Signal und Flucht nur
Minimum von Zeit lag.
4. Punkt. Nimmt man dagegen den Beginn von
chulenburg's Thätigkeit früher an, so setzt man sich
nächst in Widerspruch mit seinen eigenen Quellen;
r Allem ist dann nicht zu verstehen, daß Döring nichts
n dem weiß, was um ihn her vorgeht, und endlich,
ß er jetzt gerade, wo Hoffnung auf Rettung ist, um
tillstand blasen läßt. Leicht ist doch gerade ihm dieser
ntschluß nicht geworden.
5. Punkt. Worauf begründet Olsen seine Dar-
ellung? Auf annales Brunsvicensium manu-
cripti, also ein handschriftliches Jahrbuch. Die Quelle
t verloren; wir wissen weder wann, noch in welchem
nteresse sie geschrieben ist. Soll man nun jener einen
pokryphen oder den vorhandenen Quellen glauben?
Ob Kalm die annales oder direct Olsen benutzt hat,
eht nicht fest.)
6. Punkt. Der Herr Ref. meint, die Zeitgenossen
ätten S. deshalb nicht erwähnt, weil dem Rathe daran
elegen sein mußte, die Rettung der Stadt durch einen
fremden zu verschweigen. Dagegen ist zu sagen:

a. Die Version, wie sie 4, 6 nebst Pseudo-Hustedt bieten, welche die Rettung durch einfache Leute ohne Wissen der Majorität des Rathes geschehen lassen, war den Patriciern gewiß viel unangenehmer, als es eine Erwähnung ihres Standesgenossen Schulenburg gewesen wäre.

b. Im Gegentheil mußte den Regierenden schon aus finanziellen Gründen daran gelegen sein, den reichen Mann in der Stadt und bei guter Stimmung zu erhalten.

c. Der Rath suchte wohl Alles, was gegen seine Herrscherstellung redete und handelte, zu unterdrücken, so die Brabantianer, Simon Lüdecke und Wittekopf; S. aber war als Zugewanderter politisch indifferent, als Adliger den Patriciern eher zugeneigt.

d. Der Rath hatte überhaupt gar nicht die Macht, dergleichen Thatsachen aus der Welt zu schaffen. Wäre Schulenburg's Thätigkeit wirklich so auffallend und entscheidend gewesen, so hätte Christoph Schmidt, der ihn als Hägner doch wohl kannte, in seinem Familientagebuche (Nr. 1) kaum geschwiegen. Auch würde es den Brabantianern wie den Herzoglichen, von denen mancher wohl ebenfalls den alten Kriegsmann kannte, große Freude gemacht haben zu sagen: Ihr Herren vom Rathe habt euch ja nicht einmal selbst retten können; ein Fremder mußte kommen, um das gut zu machen, was ihr verfehlt habt!

7. Punkt. Das psychologische Moment, auf welches der Herr Ref. p. 116 a so großen Werth legt, habe ich nicht vernachlässigt. Auch ich habe p. 96 b Anm. gesagt: „Die Theilnahme des alten Herrn am Kampfe überhaupt soll damit nicht geleugnet werden“. Nur die Legende von der Rettung der Stadt durch ihn habe ich zu widerlegen gesucht.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die Entstehung der Sage. Wie Anm. 69 angegeben, ist mit Schulenburg verquickt der Pastor Magius, der 1607 von St. Michaelis an die Catharinenkirche versetzt wurde, wo er bis zu seinem Tode 1609 amtirte. Es kann also die Sage erst längere Zeit nach 1609 entstanden sein.

Nun hat sich Schulenburg im hohen Chore der Catharinenkirche ein Grabmal für 1000 Thaler gekauft (7. 6. 1619; errichtet 1621), er hat auch in seinem Testamente den Armen der Stadt 1000 Thaler vermacht. Diese Summe wurde von den Erben um die Hälfte vermehrt, und zwar so, daß aus den Aufkünften jährlich zu Ostern 100 Gulden zur Hälfte an kranke Leute im Hospitale St. Elisabeth, zur Hälfte an arme Leute in der Stadt vertheilt wurden[6]).

Es war also dafür gesorgt, daß Schulenburg's Name immer wieder dankbar genannt wurde. Da nun sein früheres, an Kriegen und Abenteuern reiches Leben von

6) Diese Einzelheiten (wie auch die Angaben des Herrn Ref. p. 116 f.) sind entnommen dem Werke „Das Geschlecht von der Schulenburg“, 2. Th. Die Stammreihe, von Dr Georg Schmidt. Beetzendorf 1899 (Mittler, Berlin), p. 238. — Die hypothetische Darstellung in diesem Werke beweist auch, daß gleichzeitige Familienpapiere über dieses Ereigniß fehlen.

selbst zur Anecdotenbildung herausforderte, so war es leicht möglich, daß ein dankbarer Empfänger, der den alten Herrn beim Kampfe gesehen, dessen Antheil daran vergrößerte und so aus seinem todten Wohlthäter eine theatralische Heldenfigur machte.

Die Messingplatte aber in der Catharinenkirche gab nur an, daß sich Schulenburg „in seiner Jugend in unterschiedlichen Kriegszügen, als derzeit in Deutschland, auch außerhalb in Ungarn, Dänemark, Frankreich und Niederland sich finden, gebrauchen lassen". Von einer besonderen Theilnahme an dem doch weit berühmten Kampfe des 16. und 17. Octobers 1605 aber enthält das Denkmal kein Wort. G. Hassebrauk.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogthum Braunschweig.

1. Sitzung zu Braunschweig am 28. October 1901.

Im Namen des am 6. Mai d. Js. auf dem Sternhause bestellten Organisationsausschusses eröffnete Archivrath Dr Zimmermann die Versammlung und ersuchte um Wahl eines Vorsitzenden, die, durch Zuruf vollzogen, auf ihn selber fiel. Es ward nun in die Tagesordnung eingetreten, an deren Spitze die Berichterstattung über die Thätigkeit des Ausschusses gesetzt war. Nachdem behufs leichteren Verständnisses der zu erwartenden Ausführungen Archivar Dr Mack das Protocoll der Sternhaussitzung verlesen hatte, theilte Bankdirector Walter als Ergebniß der erlassenen Aufforderungen zum Eintritt in den neuen Verein mit, daß bislang 240 Herren diesem beigetreten seien, darunter 215 ehemalige Mitglieder des Ortsvereins. Hierauf berichtete der Vorsitzende über die Aussichten auf Bewilligung des erbetenen Staatszuschusses. Da Herzogl. Staatsministerium eine grundsätzliche Zusage ertheilt und auch der zum Bericht aufgeforderte Herr Polizeipräsident Dr Proetzel unter der nicht unbilligen Bedingung, daß die Braunschw. Anzeigen das Recht erhalten sollten, die Aufsätze des Magazins auch ihrerseits zum Abdrucke zu bringen, das Gesuch des Ausschusses befürwortet habe, dürfe auf jenen Zuschuß mit einiger Sicherheit gerechnet werden, wenngleich die erforderliche Genehmigung der Landesversammlung noch ausstehe. Weiter gab Dr Zimmermann bekannt, daß das geplante Kartellverhältniß mit dem Harzgeschichtsverein von dessen diesjähriger Hauptversammlung zu Osterode im vergangenen Sommer angenommen worden sei. Der vom Ortsverein gepflegte Schriftenaustausch solle nach Ansicht des Ausschusses in alter Weise fortgesetzt, eine eigene Bibliothek indeß nicht angelegt, sondern einem früheren Beschlusse gemäß die Vertheilung der eingehenden Schriften an die Herzogl. Bibliothek, das Landeshauptarchiv und die Stadtbibliothek zu Braunschweig durchgeführt werden. Ebenso werde empfohlen, auf eine eigene Vereinssammlung zu verzichten und die Sammlungen des Ortsvereins unter die verschiedenen Museen des Landes aufzutheilen. Was die Veröffent[illegible] neuen Vereins angehe, so solle er das in ei[illegible] schrift umzuwandelnde Braunschw. Magaz[illegible] Rechnung übernehmen und daneben ein [illegible] Abdruck längerer Abhandlungen und Mitt[illegible] stimmtes Jahrbuch herausgeben, für das ein [illegible] ausschuß geplant sei. Alle diese Vorschlä[illegible] von der Versammlung gutgeheißen.

Der Beschlußfassung über die Satzung, [illegible] Gegenstande der Tagesordnung, lag ein [illegible] amtsrichter Dr Winter zu Wolfenbüttel an[illegible] und am 23. August in einer Ausschuß[illegible] berathener Entwurf zu Grunde. Mit ge[illegible] Aenderungen wurde dieser Entwurf erst [illegible] weise, dann als Ganzes genehmigt.

Gleicherweise fand der Vorschlag des [illegible] die Genehmigung Herzogl. Staatsministerium[illegible] gesetzt, die Haupthelmzier des Braunschweigisch[illegible] wappens nach einer Zeichnung des Professors [illegible] Hildebrandt zum Vereinszeichen zu wählen, [illegible] mung der Versammelten.

Der dritte Punkt der Tagesordnung, die [illegible] wahl, ward in der Weise erledigt, daß au[illegible] des Pastors Schulze folgende Herren durch [illegible] wählt wurden:

- Archivrath Dr P. Zimmermann in [illegible] Vorsitzender.
- Oberlandesgerichtsrath a. D. F. [illegible] Braunschweig, Stellvertreter des Vors[illegible]
- Archivar Dr H. Mack in Braunschweig, [illegible] führer.
- Prof. Dr U. Wahnschaffe in Wolfenbüt[illegible] vertreter des Schriftführers.
- Bankdirector P. Walter in Braunschweig, [illegible] meister.
- Museumsdirector Prof. Dr P. J. Me[illegible] Braunschweig, Conservator.
- Stadtarchivar Prof. Dr L. Hänselmann in Braunschweig,
- Dr R. Andree in Braunschweig,
- Reg.- und Baurath H. Pfeifer in Braunschweig,
- Oberamtsrichter Dr H. Winter in Wolfenbüttel, } Be[illegible]

Der Vorsitzende stellte sodann den Antrag, [illegible] Herren Geh. Hofrath v. Heinemann zu Wolfen[illegible] Stadtarchivar Prof. Dr Hänselmann zu Braun[illegible] und Prof. Dr Nehring zu Berlin die Ehrenmi[illegible] schaft des Vereins zu verleihen. Zum Zeichen [illegible] Zustimmung und zur Ehrung der genannten [illegible] erhoben sich sämmtliche Anwesende von ihren [illegible] Prof. Hänselmann, der von den drei Herren [illegible] zugegen war, sprach für die ihm zu Theil gew[illegible] Anerkennung seinen Dank aus.

Weiter bat der Vorsitzende um Ermächtigung [illegible] Vorstandes, staatliche und städtische Behörden [illegible] materielle und sonstige Förderung des Vereins [illegible] gehen. Daran knüpfte er die Aufforderung an die [illegible] zelnen Mitglieder, durch Werbung neuer Mitglieder [illegible] den Verein zu wirken, namentlich aber auch durch [illegible]

rträgen sich an dessen Arbeiten zu betheiligen.
ur Haubold empfahl die Gründung einer
en historischen Commission zur Leitung und
ützung der Vereinsmitglieder bei ihren Arbeiten,
Dr Zimmermann erwiderte, daß einerseits die
eten Zwecke schon durch die Zusammensetzung
rstandes aus Vertretern der verschiedenen Zweige
scher Forschung genügende Berücksichtigung ge-
hätten, andererseits die Errichtung einer histo-
Commission im eigentlichen Sinne des Worts
ohne Mitwirkung und bedeutende finanzielle
stützung des Staates denkbar sei. Dann wurde
itzung geschlossen. H. M.

Bücherschau.

inr. Nentwig, Das ältere Buchwesen in Braun-
ig. Beitrag zur Geschichte der Stadtbibliothek.
archivalischen Quellen und anderen Urkunden be-
tet. XXV. Beiheft zum Centralblatt für Bibliotheks-
. Leipzig, O. Harrassowitz 1901. II u. 64 S.
° m. 1 Tafel. 2 M 80.

ie älteren Bestände der Stadtbibliothek zu Braun-
ig sind der Hauptsache nach in zwei in sich abge-
ssenen Büchersammlungen vereinigt, der Camman-
Bibliothek und der älteren Bibliothek des Geist-
n Ministerii. Mit der Katalogisirung beider ist
Nentwig in den Jahren 1888 bis 1895 beschäftigt
sen, und diese Arbeit hat ihm Anlaß zu der vor-
nden Schrift gegeben. Der Verfasser hat seinen
ressanten Stoff in folgende Abschnitte eingetheilt:
Bücher im Besitze einzelner Personen, 2. die Bibliothek
Rathes, 3. die Bibliothek der Minderbrüder vom
den des h. Franziskus, 4. die Kirchenbibliothek bei
Andreas, 5. die Bibliothek des Geistlichen Ministerii,
die Camman'sche Bibliothek, 7. die Handschriften
Wiegendrucke der Stadtbibliothek, 8. die Bibliothek
St. Blasien, 9. die Bibliotheken von St. Cyriaci
d St. Aegidien. Zur Erklärung dieser Anordnung
bemerkt, daß die Bibliothek der Minderbrüder und
zu St. Andreä — letztere freilich nur zum Theil —
der Bibliothek des Geistlichen Ministerii aufgegangen
d, und daß die Camman'sche Bibliothek, die bei streng
gischer Eintheilung im Anschluß an Cap. 1 hätte be-
ndelt werden müssen, offenbar deshalb erst im 6. Ca-
tel zur Besprechung kommt, weil sie einerseits jüngeren
rsprungs ist als die im 5. Capitel besprochene des
eistlichen Ministeriums, andererseits mit dieser heute
engster Verbindung steht. Die drei Stiftsbibliotheken
n St. Blasien, St. Cyriaci und St. Aegidien aber
nd unfraglich aus dem Grunde an den Schluß ver-
iesen, weil aus ihren Beständen nichts in die Stadt-
ibliothek gelangt ist.

Innerhalb der einzelnen Capitel nun hat der Ver-
sser Darstellung und Quellenmaterial mit einander
erwoben, so zwar, daß die Darstellung oft hinter dem
Material stark zurücktritt und zur kurzen Recapitulation
er vermeintlich wichtigsten Punkte herabsinkt. Hier
arf man wohl die Frage aufwerfen, ob Dr Nentwig
icht besser gethan hätte, das Material, zum Mindesten die umfangreicheren Stücke, in einem besondern Urkunden-anhange zu vereinigen. Denn zunächst verstößt es schon gegen die Gesetze der schriftstellerischen Technik, daß die an und für sich recht lesbare, flott geschriebene Darstellung durch im Wortlaute eingefügte Stücke urkundlicher Natur, die mehrfach viele Seiten füllen, immer wieder unterbrochen wird. Von größerem Belange aber sind die Nachtheile, die diese lockere Compositionsweise für den Inhalt des Büchleins im Gefolge gehabt hat. Hätte Verf. sich für eine zusammenhängende Darstellung entschieden, so wäre er zu einer strengen Interpretation seiner Quellen genöthigt gewesen, und es würden ihm dann manche Versehen nicht untergelaufen, manche Schwierigkeiten, über die er sorglos hinweggeglitten ist, nicht entgangen sein. Um nur wenige Beispiele anzuführen, hätte er dann gewiß nicht die unterm 14. — nicht 12. — Decbr. 1356 von den Aelterleuten zu St. Martini vollzogene Ueberlassung zweier Bücher der Kirchenbibliothek an den Pfarrer Dietrich von Helmstedt auf dessen Lebenszeit als einen Verkauf schlechthin bezeichnet (S. 3); und vielleicht hätte er dann auch nicht versäumt, den Spuren der auch sonst noch in den Quellen erwähnten Kirchenbibliothek bei St. Martini weiter nachzugehen. Sicherlich wäre er ferner zu einer richtigeren Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den verschiedenen die Kirchenbibliothek zu St. Andreä betreffenden Urkunden gelangt (s. S. 19 ff.). So ist — bloß dieser eine Punkt sei herausgegriffen — der Eintrag im Rechtsbuche [1]) der Neustadt keineswegs die älteste jener Urkunden, er ist vielmehr, wie in dem auch von Nentwig citirten 2. Bande des Urkundenbuches der Stadt Braunschweig [2]) ganz richtig angegeben ist, um einige Jahrzehnte jünger als die Urkunde Decan Baldewin's von St. Blasien vom 18. Mai 1310. Und hieraus, nicht aber aus einem Schreiberversehen erklärt sich, daß Baldewin's Urkunde einen geringeren Bücherbestand aufführt als das Neustädter Rechtsbuch. Wie hätte endlich bei wirklicher Verarbeitung der Quellen Verf. eine Erörterung des auffallenden Umstandes umgehen können, daß 1495 der Rathsschreiber und Rector zum Heil. Geiste Gerwin v. Hameln als unbeschränkter Nutznießer der 1422 vom Pfarrer Joh. v. Ember erbauten Bibliothek der Andreaskirche erscheint! Denn mit dem Verfasser wird man allerdings Gerwin's Worte „myne liberie to sunte Andrease" vorläufig wenigstens nur auf den Ember'schen Bau beziehen können.

Aber auch rein als Materialsammlung betrachtet leidet Nentwig's Schrift an erheblichen Mängeln. Zunächst ist die Unvollständigkeit dieser Sammlung zu beklagen. Damit soll nun nicht gesagt sein, als ob ihre absolute Vollständigkeit hätte erwartet werden dürfen. Das hätte allenfalls Sinn, wenn die Ordnungsarbeiten im Stadtarchiv schon zum Abschluß gekommen wären, was bekanntlich keineswegs der Fall ist. Deshalb kann auch beispielsweise dem Verf. kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er das vom Raths-

---

1) Nicht „Degedingebuche".
2) S. 356.

secretarius Dietrich Prutze i. J. 1542 angelegte interessante „register over eins erb. Rades bokere“ nicht benutzt und mitgetheilt hat, ist es doch erst kürzlich wieder zum Vorschein gekommen. Wohl aber hätte er u. A. die schon lange völlig geordneten Kämmereirechnungen einer systematischen Durchsicht unterziehen müssen und sich nicht fast ausschließlich mit Sack's gelegentlichen und unzuverlässigen Auszügen daraus begnügen dürfen; diese hat er freilich sämmtlich zum Abdruck gebracht und selbst die Posten nicht übergangen, die sich auf den Bedarf des Rathes an Copial- und Kämmereibüchern beziehen, also für das städtische Bibliothekswesen belanglos sind (s. S. 9). Eine andere nicht minder bedauerliche Unterlassung liegt darin, daß für das Capitel über die Bibliothek des Geistlichen Ministerii im Wesentlichen nur Rehtmeier's Kirchenhistorie und Uffenbach's [3]) Merkwürdige Reisen herangezogen, die handschriftlichen Einträge in den Bibliotheksbänden selbst aber bis auf den einen bei Rehtmeier gedruckten unberücksichtigt geblieben sind. Diese Einträge hätten den Verfasser z. B. lehren können, daß die Bibliothek keineswegs, wie er annimmt, hinsichtlich ihres Zuwachses anfangs ausschließlich auf freiwillige Wohlthätigkeit angewiesen war. Geht doch ganz klar aus ihnen hervor, wie von den Provisoren der Martinikirche regelmäßig werthvolle Werke für die Bibliothek nicht etwa geschenkt — das geschah nur ausnahmsweise —, sondern aus den Mitteln der Kirche angeschafft wurden, darunter auch die hebräische Bibel Buxtorf's und die Annales ecclesiastici des Baronius, beide vom Verf. für Geschenke gehalten. Mindestens einer Erwähnung wäre auch der älteste heute vorhandene Katalog der Ministerialbibliothek werth gewesen, den 1687 der Pastor zu St. Petri Jordanus Bode mit großer Sorgfalt und Sauberkeit angelegt hat.

Immerhin soll nicht bestritten werden, daß trotz dieser und anderer Lücken das zusammengebrachte Material vieles Wissenswürdige und Anziehende enthält. Leider wird nur das Verdienst seiner Veröffentlichung durch die Unzuverlässigkeit der gebotenen Texte stark beeinträchtigt. Die älteren Stücke sind noch einigermaßen genau abgedruckt, obwohl auch sie sich nicht ganz frei von — zum Theil sinnentstellenden — Lesefehlern halten. Aber schon der S 33 wiedergegebene Passus aus dem Testamente Gerwin's v. Hameln, worin dieser 1495 die öffentliche Nutzbarmachung seiner Bibliothek verfügt, ist durch stillschweigende Auslassungen unerfreulich verstümmelt. Und das gilt in noch viel höherem Maße von den S. 34 ff. mitgetheilten Verhandlungen Heinrich Wittekop's mit dem Rathe, die sich um die von Jenem behauptete Verwahrlosung der Bibliothek Gerwin's drehen. Hier kommen aber gar zu den Verlesungen und Auslassungen noch willkürliche Abänderungen des in Anführungshäkchen gesetzten Textes, der dadurch für wissenschaftliche Benutzer unte[illegible] worden ist. Endlich muß auch das gerügt [illegible] in der Bezeichnung der einzelnen Acten[illegible] Verhandlungen die nöthige Sorgfalt außer [illegible] ist. So ist Heinrich Wittekop's Beschwer[illegible] März 1587 nicht an den Rath der Neust[illegible] an die Aeltesten in der Altstadt und im Hag[illegible] worden und ebenso das Schreiben des Rathes [illegible] vom 27. Januar 1603 nicht an Wittekop, [illegible] den gemeinen Rath. Der äußere Gang der [illegible] lungen ist also ein ganz anderer gewesen, als [illegible] des Verfassers Angaben vermuthen sollte.

Der hier zu Gebote stehende Raum gest[illegible] noch näher auf Rentwig's Schrift einzuge[illegible] auch diese kurzen Ausführungen werden zur [illegible] ersehen lassen, daß sie eine erschöpfende und [illegible] Behandlung ihres Gegenstandes nicht bietet. [illegible] ist sie wohl geeignet, den Leser über die Ge[illegible] der Stadtbibliothek vorläufig zu unterrichten [illegible] Interesse für diese Anstalt zu wecken. Da[illegible] auch die beigegebene Abbildung von dem Bibl[illegible] Johann's v. Ember an ihrem Theile dienen. [illegible]

Wilhelm Brandes, Wilhelm Raabe. [illegible] Capitel zum Verständniß und zur Würdig[illegible] Dichters. Mit den Bildern Raabe's, seiner [illegible] stadt und seines Geburtshauses. Wolfenbütt[illegible] Zwißler 1901. VII und 109 S. 8°. 2 M.

Sind den Lesern dieser Blätter die hier [illegible] Aufsätze in der Hauptsache auch längst bekannt, [illegible] es doch bei der bleibenden Bedeutung, die ihnen [illegible] Erklärung des Dichters zweifellos zukommt, nich[illegible] rechtigt, wenn wir auch hier noch einmal besonder[illegible] das kleine, geschmackvoll ausgestattete Werk hin[illegible] Es zerfällt in 7 Capitel: Der Dichter und seine [illegible] Humor, Phantasie, Kunstverstand, Gemüth, Der [illegible] ristische Stil, Dichter, Kritik und Publicum. Ab[illegible] von kleineren Zusätzen und Aenderungen wird der [illegible] des Magazins namentlich das 5. Capitel „Ge[illegible] im Wesentlichen neu sein, ebenso der Schluß des [illegible] gehenden. Auch der folgende 6. Aufsatz „Der [illegible] ristische Stil“ ist erheblich erweitert worden. Von [illegible] den Gaben, die dem deutschen Volke zum 70jähr[illegible] Geburtstage des Dichters zu seiner litterar[illegible] Würdigung jetzt dargebracht sind, trägt dieses [illegible] jedenfalls den Preis davon. Im Uebrigen mö[illegible] wir bei dieser Gelegenheit noch kurz den Vor[illegible] erwähnen, den Adolf Bartels im Berliner Verein [illegible] Förderung der Kunst über Wilhelm Raabe geh[illegible] hat (Leipzig u. Berlin, G. H. Meyer 1901. 21 S. [illegible] Er bietet eine treffende und liebevolle Charakteris[illegible] Dichters. Etwas enttäuscht sind wir durch das [illegible] lein, das Wilhelm Jensen über Wilhelm Raabe [illegible] Heft 10 der Modernen Essays zur Kunst und Littera[illegible] (Berlin, Gose u. Tetzlaff 1901. 31 S. 8°) veröff[illegible] licht hat. Es enthält nach einer kurzen Einleitung [illegible] die Wiederholung von drei Besprechungen, die Jen[illegible] über Raabe'sche Werke (1868 Abu Telfan; [illegible] Schüdderump; 1894 Chronik der Sperlingsgasse) ve[illegible] faßt hat. Wir hatten nach dem Titel, offen gestande[illegible] etwas mehr erwartet.

---

3) Daß Uffenbach seinen Bericht über die Bibliothek erst 1753 abgefaßt hätte (S. 41), ist unrichtig. Allerdings erschienen damals seine Merkw. Reisen, doch nicht von ihm selbst herausgegeben, denn er war schon am 6. Januar 1734 gestorben. In Braunschweig weilte er vom 18. bis 26. December 1709.

·raunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

·o. 24. 1. December **1901.**

[Nachdruck verboten.]

m 1. Januar des nächsten Jahres ab das Braunschweigische Magazin nicht mit den Braunschweigischen Anzeigen egeben, jedoch von dem Geschichtsvereine ·as Herzogthum Braunschweig in Monats- mern, sonst aber wesentlich in der alten se fortgesetzt werden. Seinen Mitgliedern · der Verein neben dem „Magazin“ ein hrbuch“ von etwa 12 Druckbogen liefern. dungen zum Eintritt in den Verein ·resbeitrag 6 Mk.) sind an dessen Vor- d zu Handen des Herrn Bankdirector Walter in Braunschweig zu richten. Für Braunschweigische Magazin allein wird besonderes Jahresabonnement für 3 Mk. allen Buchhandlungen, sowie bei der Post ffnet.

Robert Hartig.

Nachruf von Rudolf Blasius [1]).

Heinrich Julius Adolf Robert Hartig wurde am . Mai 1839 zu Braunschweig geboren als Sohn ; im Jahre 1880 verstorbenen Oberforstrathes und ofessors Dr Theodor Hartig. Sein Großvater war : 1837 in Berlin gestorbene Staatsrath und Ober- ndforstmeister Professor Dr Georg Ludwig Hartig, n Urgroßvater der weiland Fürstlich Darmstädtische berförster Christian Hartig. So war seit Genera- men die Vorliebe für die Beschäftigung mit dem Walde ·rherrschend in der Familie Hartig und seit frühester ugend wurde Robert Hartig unter den Augen seines ·aters auf die Beschäftigung mit der ihn umgebenden Natur, besonders die Forst- und Waldbäume hinge- ·iesen.

Er besuchte in Braunschweig das Progymnasium und seit Michaelis 1854 das Obergymnasium Martino-Catharineum, dessen erste Classe er im Herbste 1858 nach halbjährigem Besuche verließ, um das damalige Collegium Carolinum seiner Vaterstadt (die jetzige technische Hochschule Carolo-Wilhelmina) zu beziehen, wo er am 18. October 1858 als Student der Naturwissenschaften immatrikulirt wurde und sein Maturitätsexamen bestand. Er entschloß sich zum Herzoglich Braunschweigischen Staatsforstdienste und trat im Herbste des folgenden Jahres als Lehrling (Forstaspirant) beim damaligen Oberförster Dürking in Holzminden am Sollinge ein. Im Sommer 1860 besuchte er die Waldfeldbaureviere der Rheinebene, den Schwarzwald (Revier Herrenalb), sowohl auf württembergischem als badischem Boden, und die wichtigsten Reviere des übrigen Württemberg. Dann ging er im Herbste nach Pommern, lernte die dortigen Strandreviere, die Insel Rügen und Umgebung Stettins kennen und wanderte im Frühjahr 1861 nach dem Spessart (Revier Rothenbuch) und Odenwald, um im Herbste 1861 nach zweijähriger Lehr- und Wanderzeit abermals das Collegium Carolinum zu Braunschweig zu besuchen, an der damals noch unter Leitung seines Vaters eine forstliche Abtheilung bestand.

Hier hatte ich Gelegenheit, mehrere Semester mit Hartig zusammen die Vorlesungen bei Otto, Blasius, Uhde zu hören und ihm persönlich näher zu treten. Hartig war ein großer Naturfreund, vortrefflicher Beobachter und sehr guter Zeichner. Noch jetzt erinnere ich mich der mit wenigen Strichen hingeworfenen höchst charakteristischen Zeichnungen, die er in den Vorlesungen meines Vaters über Zoologie z. B. von den uns vorgezeigten deutschen Raubvögeln entwarf.

Schon als Student entwickelte er eine außerordentliche Arbeitskraft. Auf seinen Wanderzügen durch deutsche Forsten hatte er nicht bloß reiche forstliche Anschauungen und Erfahrungen gesammelt, nein er hatte auch Zeit gefunden, eingehende Studien über die Wachsthumsverhältnisse der wichtigsten Waldbäume zu machen, deren Resultate er im Jahre 1865 in einer bei Cotta in Stuttgart erschienenen Schrift: „Vergleichende Untersuchungen über den Wachsthumsgang und Ertrag der Rothbuche und Eiche im Spessart, der Rothbuche im östlichen Wesergebirge, der Kiefer in Pommern und der Weißtanne im Schwarzwalde“ niederlegte.

---

1) Gesprochen in der Sitzung des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig am 17. October 1901.

Nach zweijährigem Besuche des Collegium Carolinum bestand er im Herbste 1863 sein Anstellungs-Examen für Braunschweigische Forstbetriebsbeamte und ging dann noch für ein Jahr nach Berlin, um hauptsächlich juristische und cameralistische Vorlesungen zu hören.

So wie er sich hier in Braunschweig während seiner Studentenzeit viel dem damals unter der energischen Mitwirkung seines Vaters thätigen Verein für Naturwissenschaft widmete, gründete er in Berlin den Academischen Verein für Naturwissenschaft und Medicin.

Im Herbste 1864 trat er in den Braunschweigischen Staatsdienst ein und wurde nach Seesen versetzt, um dort unter Forstmeister Beling hauptsächlich taxatorische Arbeiten zu machen.

Am 1. April 1865 wurde er definitiv als Forstgehülfe angestellt und auf das Bureau des Forstmeisters Bartels nach Stadtoldendorf geschickt.

Da ihm die schriftlichen Bureauarbeiten, die mit diesen Stellungen verbunden waren, durchaus nicht behagten, beantragte er im Juni 1866, in ein Revier versetzt zu werden, wo er sich wieder mit dem Walde beschäftigen könne. Nachdem dieser Antrag zwei Mal abschlägig beschieden war, nahm Hartig, nachdem er am 21. März 1866 in Marburg zum Dr phil. promovirt war, am 1. Juli 1866 seinen Abschied aus dem Braunschweigischen Staatsdienste und ging nach Allrode a. Harz, um dort Material zu sammeln zur Aufstellung zweier Ertragstafeln der Fichte und einer Ertragstafel für Rothbuche, die die Grundlage bildeten zu seiner 1868 wieder bei Cotta (Stuttgart) erschienenen Arbeit: „Rentabilität der Fichtennutzholz- und Buchenbrennholzwirthschaft im Harz und Wesergebirge".

Im Frühjahr 1867 forderte ihn der Forstdirector Burckhardt zu Hannover, einer der hervorragendsten hannöverschen Forstleute, auf, in die dortige Forsteinrichtungscommission einzutreten, und schickte ihn nach Bodenfelde a. d. Weser, um dort Vermessungen vorzunehmen.

Nur kurze Zeit dauerte diese Thätigkeit. Hartig erhielt auf Empfehlung Burckhardt's vom Preußischen Finanzminister am 10. Mai die Aufforderung, den erkrankten Professor Ratzeburg in Neustadt-Eberswalde in seinen Vorlesungen über Botanik und Zoologie zu vertreten. Rasch entschlossen, reiste Hartig ab und hielt am 14. Mai 1866 seine erste Vorlesung.

Im Winter 1866/67 las Ratzeburg wieder Zoologie und Hartig behielt die Botanik, bis er am 8. März 1869 nach der Pensionirung Ratzeburg's definitiv zum Lehrer der organischen Naturwissenschaften, Zoologie und Botanik, ernannt wurde.

Es erschien ihm unthunlich, auf die Dauer in zwei so verschiedenen Disciplinen zu unterrichten und erreichte er es mit Hülfe des ihm sehr wohlwollenden Directors der Forstacademie, Professor Danckelmann, daß schon im Herbste 1869 Altum als Professor der Zoologie berufen und ihm die Botanik allein übertragen wurde. Am 3. Mai 1871 wurde er zum Professor der Botanik und zum Vorstande der pflanzenphysiologischen Versuchsanstalt für Preußen ernannt.

Inzwischen hatte er sich am 26. [illegible] ein eigenes Heim begründet und sich [illegible] schweigerin, Adolphine Geller, der Tochter [illegible] hiesigen Stadtrichters Geller, verheirathet.

Vielfach beschäftigte er sich auch [illegible] Angelegenheiten in Eberswalde und war [illegible] abgeordneter, Stadtverordneter und [illegible] dortigen Verschönerungsvereins thätig.

Im Herbste 1876 lehnte er einen Ruf [illegible] schule Aschaffenburg ab, folgte aber einer [illegible] ordentlichen Professor der Botanik an die [illegible] München am 1. October 1878.

Ueber 23 Jahre lang hat er hier als [illegible] Spitze eines selbständigen forstbotanischen [illegible] und Laboratoriums erfolgreich gewirkt. [illegible] Mittel für seine wissenschaftlichen Unter[illegible] standen ihm zur Verfügung. Persönliche [illegible] mit dem damaligen Finanzminister, einem [illegible] Jagdgenossen von ihm, war Hartig auch [illegible] Arbeiten von großem Nutzen. Während er [illegible] hauptsächlich mit dem Wachsthumsgange [illegible] der Waldungen beschäftigt hatte, begab er sich [illegible] ein ganz anderes außerordentlich wichtiges [illegible] Forstwissenschaft, die Erforschung der Krank[illegible] Waldbäume, und wirkte hierin, besonders [illegible] Studium der die Pflanzenkrankheiten hervor[illegible] Parasiten ähnlich bahnbrechend, wie R. Koch [illegible] Gebiete der Infectionskrankheiten für Th[illegible] Menschen, hervorgerufen durch pathogene B[illegible] Ganz besonders kam ihm hierbei die Fertig[illegible] Mikroskopiren zu Nutzen, die er noch seinem [illegible] Mikroskopiker bekannten Vater verdankte.

Ich erinnere mich noch deutlich des Vergnügen[illegible] es Hartig bereitete, mir im Sommer 1880, als [illegible] den Füßen Max von Pettenkofer's in Münch[illegible] Grundzüge der Hygiene erlernte, seine Laborator[illegible] räume und seine in vollem Gange befindlichen [illegible] suchungen über Pflanzenparasiten zeigen zu können.

Wenn er auch seine früheren forstbotanischen Ar[illegible] nicht ganz aufgab (es erschien z. B. 1878 seine A[illegible] „Ueber die Unterscheidungsmale der wichtigst[illegible] Deutschland wachsenden Hölzer", 1885: „Ueber [illegible] Holz der Rothbuche"), so warf er sich doch mit der [illegible] eigenen Energie hauptsächlich auf das bis dahin [illegible] fast ganz unbekannte Gebiet der Pflanzenkrankh[illegible] 1874 erschien die Schrift: „Wichtige Krankheiten [illegible] Waldbäume", 1878 das Werk: „Zersetzungserschein[illegible] des Holzes der Nadelwaldbäume und der Ei[illegible] 1882 das „Lehrbuch der Baumkrankheiten", 1[illegible] die Schrift: „Ueber den Hausschwamm". Eine gr[illegible] Reihe von Specialuntersuchungen veröffentlichte er [illegible] den: „Untersuchungen aus dem forstbotanischen Inst[illegible] in München", von denen 1880 der erste Band herau[illegible] kam.

Als Lehrer war er sowohl auf dem Katheder, [illegible] auch im Laboratorium außerordentlich anregend, da i[illegible] die Gabe des Vortrages in hohem Grade gegeben wa[illegible] Viele Schüler hat er sich herangezogen, die in Lehr- od[illegible] Verwaltungsstellen jetzt thätig sind, so u. A. den Ga[illegible] seiner einzigen Tochter, Freiherrn von Tuboeuf, [illegible]

ierungsrath jetzt im Kaiserlichen Gesundheits-
Berlin angestellt ist.
en letzten Jahrzehnten haben fast alle unsere
Braunschweigischen Forstleute in ihren acade-
Studienjahren seinen Vorträgen gelauscht.
bahnbrechendem Forscher auf dem Gebiete der
ren Erkrankungen der Waldbäume und als
chweiger Landsmanne wollen wir Robert Hartig,
9. October dieses Jahres nach kurzer Krankheit
1 voller Schaffensfreude abgerufen wurde, ein
des ehrendes Andenken bewahren.

Grabstätten der Welfen.

56. Ploen [1].

e Schloßcapelle zu Ploen und mit ihr die dortige
engruft haben verschiedene Umbauten erfahren.
st es gekommen, daß jetzt an die beiden Braun-
igischen Fürstentöchter, die dort bestattet wurden,
Erinnerungszeichen mehr vorhanden ist. Zuerst
in Ploen Elisabeth, die Tochter Herzog Ernst's
Braunschweig-Grubenhagen, die letzte Ruhe. Sie
thete am 29. August 1568 den Herzog Johann
Holstein-Sonderburg, dem sie nicht weniger als
Kinder gebar, und starb am 11. Februar 1586.
m das Jahr 1635 ließ Herzog Joachim Ernst die
Schloßgebäude in Ploen niederreißen und einen
n großen Bau dort errichten. Auch die alte Capelle
de abgebrochen und ihr Inhalt, darunter wohl auch
Sarg Elisabeth's, in die neuerbaute Schloßcapelle
rgeführt. Diese liegt in dem den Gartenanlagen abge-
dten Flügel des Schlosses an der äußersten Ecke.
umfaßte früher nur ein Stockwerk; das Keller-
hoß nahm die Familiengruft ein. Johann Adolf
dieses aber zur Capelle hinzu, die nun den Raum
zwei Stockwerken einnahm; die Grabkammern
rden weiter nach dem Mittelbau zu verlegt. In die
pelle wurde 1722 Dorothee Sophie, die Tochter
rzog Rudolf August's zu Br. u. Lün., gebracht, die
am 2./12. April 1673 mit dem Herzoge Johann
olf von Holstein-Ploen vermählt hatte und am
. März 1722 gestorben war. Die Fürstin steht noch
t in ihrer neuen Heimath in gutem Andenken. Sie
t hier die Spitzenklöppelei eingeführt, die bis in die
ahre 1820—30 ein blühendes Gewerbe bildete. Nach
r trägt die Dorotheenkirche ihren Namen, die an
telle der abgebrochenen St. Nicolauskirche hier erbaut
urde. In den 90er Jahren des vergangenen Jahr-
underts fand eine Wiederherstellung der Capelle statt.
Bei dieser Gelegenheit wurde eine Anzahl zerfallener
ürstensärge unter den Fußboden in die Erde versenkt.
Unter diesen wohl auch der Sarg der Herzogin Dorothee
Sophie.

57. Ratzeburg.

Die Hauptbegräbnißstätte der Sachsen-Lauenburgischen
Herzöge, neben der für spätere Zeit noch die Stadtkirche
zu Lauenburg zu nennen ist, bildet der ehrwürdige Dom
zu Ratzeburg, dessen Gründung man dem Herzoge
Heinrich dem Löwen zuschreibt und in dessen südlicher
Vorhalle daher neuerlich eine broncene Nachbildung des
Braunschweiger Burglöwen aufgestellt ist, die der Hoch-
selige Herzog Wilhelm seiner Zeit der Großherzogin
Auguste von Mecklenburg-Strelitz geschenkt hat. Auch
dieses Gotteshaus birgt einen welfischen Sproß des großen
Sachsenherzogs, Katharine, die Tochter Herzog Heinrich's
des Aeltern zu Braunschweig und Lüneburg, die im
November 1509 Herzog Magnus I. von Sachsen-Lauen-
burg heirathete und nach dessen Tode (1. Aug. 1543)
noch fast 20 Jahre im Wittwenstande lebte. Sie starb
am 29. Juni 1563 und ist in Ratzeburg begraben [2].
Doch weiß man die Stätte nicht mehr anzugeben. Die
Lauenburger Herzöge hatten im Dome zwei Begräbniß-
stellen, auf der Südseite die Katharinencapelle, in die
später eine Empore eingebaut ward, und auf der Nord-
seite die Capelle der Mölln-Bergedorfer Linie, die abge-
brochen wurde. Außerdem ist der Raum unter dem
niederen Chore zu Grabgewölben ausgebaut. Zwei sind
davon noch zugänglich. Aber die Särge, die darin
stehen und von Rickmann [3]) aufgeführt werden, stammen
sämmtlich aus jüngerer Zeit, als der des Todes
Katharine's.

58. Lauenburg.

Franz II., Herzog zu Sachsen-Lauenburg, ein Enkel
Herzog Magnus' I., war der letzte Landesherr, der auf
dem Schlosse zu Lauenburg Hof hielt. Ein schrecklicher
Brand, der am 19. Januar 1616 ausbrach, äscherte
zwar den weitaus größten Theil des alten Fürstensitzes
ein, der dann nicht wieder erbaut wurde. Aber Franz
richtete sich auch in dem stehen gebliebenen Theile des
umfangreichen Gebäudes nach Möglichkeit ein und ist
hier auch am 2. Juli 1619 gestorben. Sein Nachfolger,
Herzog August, residirte dann zumeist in Ratzeburg.
Seine Wittwe aber, Marie, eine Tochter des Herzogs
Julius zu Braunschweig und Lüneburg, die er am
10. November 1582 geheirathet hatte, blieb in Lauen-
burg wohnen. Sie ist hier am 13. August 1626 ge-
storben und neben ihrem Gatten in der 1599 von diesem
erst angelegten Fürstengruft der Stadt- oder Marien-
Magdalenenkirche daselbst beigesetzt worden. Der Raum
umschloß früher 26 theils zinnerne, theils kupferne
Särge. Das Metall aber hatte Anziehungskraft; jetzt
sind nur noch 18 Särge vorhanden; in einem der
beiden, die ohne Inschrift sind, wurden später die Gebeine
vereinigt, die frei umherlagen. In den übrigen ruhen
das genannte Fürstenpaar selbst, sowie fünf Söhne,
sechs Enkel und drei Schwiegertöchter desselben [4]). Die
Herzogin liegt in einem Zinnsarge. Leider ist der Theil
der Inschrift, der die Personalangaben über die Todte
enthielt, nicht mehr zu entziffern, vermuthlich deshalb,
weil frühere Forscher die Stelle durch Anwendung von

1) Mit freundlicher Unterstützung des Herrn Pastor Friedr. Lamp in Ploen.

2) Rehtmeier, Braunschw.-Lüneb. Chronik S. 863.
3) Fr. W. J. Rickmann, Die Domkirche zu Ratzeburg (Ratz. 1881) S. 66 f.
4) H. Schlepper, Aus der Geschichte der Stadt Lauenburg S. 27 ff. — K. Günther, Die Fürstengruft in der Lauenburger Stadtkirche S. 10.

Säuren gereinigt haben[5]). Ueber dem Eingange der Gruft befindet sich das Sachsen-Lauenburgische und das Braunschweigische Wappen. Den Chor oberhalb dieser Gruft ließ Herzog Franz II. als Ruhmeshalle für sein Geschlecht einrichten[6]). Jetzt sind davon leider nur noch spärliche Reste vorhanden. Erhalten sind aber vor Allem die Figuren des Herzogs Franz und der Herzogin Marie, die von einem Grabdenkmale herrühren. Beide sind betend auf die Knie gesunken; die Fürstin ist in einem reich gestickten Gewande und mit großer Halskrause dargestellt. Auch diese interessanten Kunstwerke waren früher lange Zeit entfernt, sind aber 1868 bei einer Wiederherstellung des Kirchenchors hier pietätvoll wieder zur Aufstellung gebracht worden.

59. Lichtenthal bei Baden-Baden.

Das Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden ist eine Stiftung der Markgräfin Irmengard von Baden, einer Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, des Sohnes Herzog Heinrich's des Löwen. Sie führte sie aus mit Unterstützung ihrer Söhne, der Markgrafen Hermann und Rudolf. Im Herbste 1248 war der Bau der Kirche schon so weit gefördert, daß sie am dritten November geweiht werden konnte. Bei dieser Gelegenheit ließ die Markgräfin hier auch die Gebeine ihres Gemahls, Markgraf Hermann's, der, am 16. Januar 1243 verstorben, in der St. Pancratiuskirche zu Backnang bestattet gewesen war, vor dem Hochaltare der Kirche auf's Neue beisetzen. Als sie selbst dann am 24. Februar 1260 das Zeitliche gesegnet hatte, wurde sie zur Linken ihres Gatten hier ebenfalls begraben. Ihr Leichenstein enthält, in Linien eingegraben, den Badischen Balkenschild mit einem großen Kreuze und die kurze Inschrift: Irmengardis fundatrix. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde der Fürstin ein schönes Grabdenkmal errichtet, das jetzt an der Nordseite der Kirche seine Stelle hat. Es besteht aus einer großen, vorn von zwei Löwen, hinten von zwei Steinstücken getragenen grauen Sandsteinplatte, auf der Irmengard in ganzer Figur in erhabener Arbeit dargestellt ist. Sie trägt das Chorgewand der Nonnen, aus dessen weiten Aermelöffnungen noch das Fürstengewand sichtbar ist. Das Haupt, von dem der Wittwenschleier nur das Antlitz frei läßt, ruht auf einem doppelten Kissen; die Hände halten über der Brust das Modell ihrer Kirche. Zu ihren Füßen steht, von zwei sitzenden Hündlein gehalten, ein Schild mit ihrem Familienwappen, dem Pfälzischen Löwen. Um den Stein läuft folgende Inschrift in leoninischen Versen:

Annis inventis XLVMille ducentis
Alma Palatina fundavit laude supina
Tunc Irmengardis hoc Claustrum Lucida Vallis
Lucet per mores virtutes res et honores.

5) Nach freundlicher Auskunft des Herrn Professor Dr Günther in Lauenburg.

6) Vgl. Rob. Schmidt, Die Bau- und Kunstdenkmäler des askanischen Fürstenhauses im ehemaligen Herzogthume Lauenburg S. 12 ff. und Tafel 9 und 11. — Haupt und Weysser, Bau- und Kunstdenkmäler im Kreise Herzogthum Lauenburg S. 91 ff.

Daneben hat auch der Künstler, Meister [illegible] Straßburg, seinen Namen verewigt durch fol[illegible] „Dis . Werg . mahte . Mester . Wlvelin . [illegible] burc[7]).

Auf der Nordseite der Klosterkirche, durch [illegible] mit ihr verbunden, steht die Gruft- oder Für[illegible] die 1288 von Irmengard's Sohne, dem [illegible] Rudolf, gestiftet wurde. Sie diente von da [illegible] Jahre 1424 als Grabstätte des Geschlechts. [illegible] sind hier etwa ein Jahrhundert hindurch (166[illegible] die Herzen von verschiedenen Mitgliedern des [illegible] Fürstenhauses beigesetzt worden, die sonst [illegible] Orten ihre letzte Ruhe gefunden haben.

60. Stams[8]).

Im Innthale oberhalb Innsbruck liegt das [illegible] Cisterzienserstift Stams, das von Meinhard IV. [illegible] von Tirol und Herzog von Kärnthen († 129[illegible] seiner Gemahlin Elisabeth, der Wittwe Kö[illegible] rad's IV. († 1273), zum Gedächtniß ihres [illegible] Neapel hingerichteten Sohnes Konradin, des [illegible] Hohenstaufen, gegründet wurde. In der schönen [illegible] kirche hat Meinhard selbst mit Vielen seines [illegible] und späteren Fürsten des Landes die letzte Ruhe ge[illegible] Man hat vier Fürstengrüfte in dem umfan[illegible] Gotteshause zu unterscheiden[9]). Zugänglich [illegible] keine von ihnen. Die Truppen des Kurfürsten [illegible] von Sachsen, die am 26. Mai 1552 in das [illegible] drangen, haben es arg verwüstet und auch den [illegible] sehr übel mitgespielt. So ist denn keins [illegible] ursprünglichen Grabdenkmälern, ja kaum ein [illegible] auf unsere Zeit gekommen.

Vor dem Hochaltare liegen zwei große schlichte [illegible] von weißem Marmor, die in Capitalbuchstaben [illegible] wohl spätestens dem 18. Jahrhundert entstam[illegible] Inschriften[10]) tragen, und zwar der (für den [illegible] den) linke:

Mainhardus II Fundator cum Fund[illegible]
Elisabetha uxore et IV Liberis.

der rechte:

Henricus dictus Bohemiae Rex cum [illegible]
uxore III^bus fratribus et aliis Princ[illegible]
Progenitoribus et Propinquis.

Da die auf beiden Steinen genannten Per[illegible] größtentheils zusammen fallen — König Heinri[illegible]

7) An dem Grabdenkmal des Landgrafen vom [illegible] elsaß Ulrich von Werd in der Wilhelmskirche zu [illegible] burg wird: „meister Woulvelin von Rufach ein [illegible] zu Strasburg“ genannt. Vgl. hierüber wie über [illegible] Denkmal Irmengard's den Aufsatz von Grieshaber [illegible] Grabmäler Irmengard's und Rudolf's VI. im [illegible] Lichtenthal“ in den Schriften des Alterthumsverei[illegible] das Großherzogthum Baden . . . I. B. (1846) [illegible] bis 184, dazu auch die artistische Beilage „Bilder-[illegible] Th. I u. III, die Abbildungen von Irmengard's [illegible] denkmale enthalten.

8) Mit freundlicher Unterstützung des Bibliothekars [illegible] Ingenuin in Stams.

9) Vgl. Martin Gerbert's Monumenta Aug. D[illegible] Austriacae T. IV Taphographia (1772) Pars I [illegible] bis 213 und Pars II Taf. XVIII, wo alle vier Gr[illegible] in Grundriß und Aufriß wiedergegeben sind.

10) Gerbert spricht von ihnen noch nicht.

drei Brüder waren die vier Kinder Meinhard's, beiden Töchter ruhen an anderen Orten —, so en die beiden schmalen Grüfte in der neuesten Verlichung über das Kloster Stams [11]) auch nur als Begräbniß behandelt, in dem sicher beglaubigt 14 liche Personen beigesetzt wurden. Unter ihnen det sich auch eine Braunschweigerin, Adelheid, die te Gemahlin des genannten Königs Heinrich, eine ter Herzog Heinrich's des Wunderlichen zu Brauneig und Lüneburg, die am 18. August 1320 gestorben ist. in ähnlicher Stein befindet sich mitten im Chore Bezeichnung einer dritten Gruft. Er trägt fole Inschrift:

Fridericus IV Austriae Dux dictus cum vacua pera cum uxoribus Elisabetha et Anna et IV Liberis.

Die hier erwähnte zweite Gemahlin Herzog Fried's mit der leeren Tasche, Anna, war wieder aus unschweigischem Stamme, eine Tochter des 1400 hlagenen Herzogs Friedrich zu Br. u. Lün., die um Ende des Jahres 1410 sich vermählte und am August 1432 verschied. Die inneren Theile der rstin wurden, wie Gerbert S. 208 bezeugt, zu St. cob in Innsbruck beigesetzt. In dem Gewölbe beden sich zu Gerbert's Zeit auf steinernem Unterbau : noch Asche, Staub und spärliche Knochenreste.

Noch weiter nach Westen, dicht vor dem Hauptgange der Kirche liegt deren größte Gruft, die für s hier vielleicht gar nicht mehr in Betracht kommt. ist ein länglicher vertiefter Raum, der oben von er Ballustrade umgeben ist, die auf dem Fußboden : Kirche steht und innen und außen je 14 Wappenilde trägt. Auf der östlichen Schmalseite der Gruft findet sich ein Altar, von dem aus ein Crucifix hoch die Kirche hineinragt. Gegenüber führte früher eine reppe in den Raum. Sie ist jetzt verdeckt und vor m Eingange in die Gruft steht eine große marmorne afel mit folgender Inschrift:

P. M.
Optimorum principum Stamsii sepultorum.
Quorum ossa post invas. Schmalcald. recollecta et nomina scripta sunt in libro vitae.
Erect. MDCLXXXI
Renov. MDCCCXLIX.

An den beiden Langseiten der Gruft sind je vier roße und zwei kleine gut lebensgroße, vergoldete Holzguren aufgestellt, zur einen Hälfte männliche, zur nderen weibliche Gestalten, die nach Stil, Tracht 2c. ehr gut in das Jahr 1681 passen. Ihre Aufstellung war, ie wir aus Gerbert's Tafel ersehen, früher eine andere ie jetzt. Eine Bezeichnung tragen die Figuren nicht [12]).

Hinter dem Altare liegt das eigentliche Grabgewölbe, von dem Gerbert eine genaue Schilderung giebt; es enthielt zu seiner Zeit auf einem gemauerten Unterbau in gräulicher Verfassung sechs Särge ohne Namen und Inschrift, z. Th. mit dem österreichischem Wappen verziert. Gerbert war auf Grund eines Zeugnisses des Abtes Paul von Stams der Ansicht, daß diese Gruft Herzog Friedrich mit der leeren Tasche angelegt habe. Jetzt schreibt man sie seinem Sohne Sigismund zu, von dessen verschwundenem Epitaph die Inschriftverse noch erhalten sind. Außer sieben Gliedern des Hauses Oesterreich liegen hier auch Prinz Rudolf von Anhalt, der 1510 im Kriege gegen Venedig fiel, und Herzog Severin von Sachsen, der 1533 in Innsbruck starb.

61. Augsburg.

In dem Frieden, den Herzog Heinrich der Löwe im Sommer 1190 mit König Heinrich VI. zu Fulda abschloß, mußte er sich u. A. dazu verstehen, seine beiden ältesten Söhne Heinrich und Liuder oder Lothar als Geiseln in die Hand des Königs zu geben. Heinrich zog mit nach Italien, Lothar aber, der damals kaum 16 Jahre alt gewesen sein wird, wurde in Augsburg festgehalten. Aber nicht lange währte seine Gefangenschaft; schon am 15. October 1190 machte ihr der Tod ein Ende. Nach einer Angabe in den Origines Guelficae T. III S. 245 wurde er in der Kirche St. Afrae in Augsburg begraben, wo, wie es dann weiter heißt, „noch heute (1752) sein Grabmal gezeigt wird“. Aber schon im Jahre 1826 erhielt Fr. K. v. Bechelde auf seine Anfrage von sachkundiger Seite aus Augsburg die Antwort, daß dort von einem solchen Denkmale nicht das Geringste mehr bekannt sei. Hat es also um die Mitte des 18. Jahrhunderts dort wirklich noch bestanden, so ist es inzwischen jedenfalls vernichtet worden.

62. Nürnberg.

In Nürnberg, wo in der schönen St. Lorenzkirche Sophie, die Tochter Herzog Wilhelm's d. J. zu Braunschweig und Lüneburg, die Gemahlin Markgraf Georg Friedrich's von Brandenburg-Ansbach († 1639), liegt [13]), ist auf dem Chore der Franziskanerkirche schon weit früher ein Mitglied des Welfenhauses bestattet worden: Herzog Otto, der Sohn Herzog Magnus des Frommen, der am 16. Januar 1339 gestorben ist. Wir wissen sonst von seinem Tode und den Verhältnissen, die ihn nach Nürnberg geführt haben, nichts Näheres. Das Todtenbuch des Franziskanerklosters weiß von ihm nur Folgendes zu berichten [14]):

1339. 16. Jan. Illustrissimus Princeps et Dux Otho, Avunculus serenissimi principis Domini Ludovici Imperatoris, Nepos Marchionis de Brandenburg, Filius Ducis de Brunschwig, sepultus in Chori capite prope Altare.

11) Album Stamsense seu Catalogus Religiosorum ... Salisburgi, 1898), wo S. 135—138 die Sepulturae Principum behandelt und die hier begrabenen Fürsten aufgeführt werden.

12) Gerbert hat über sie in der 3. Abtheilung der Monumenta Aug. Domus Austriacae, der Pinacotheca, P. II lib. I cop. XII p. 116—18 gehandelt, die mir zur Zeit nicht zugänglich war. Nicht unwahrscheinlich, daß, wie König Heinrich, auch seine Gemahlin Adelheid sich unter den Figuren befindet.

13) Vgl. Steinmann S. 300 ff.

14) Vgl. v. Oetter's historische Bibliothek Th. II, S. 42.

Daß Otto, der Sohn des Herzogs Magnus I. hierunter zu verstehen ist, erleidet keinen Zweifel. Er war ein Enkel des Markgrafen Heinrich I. von Brandenburg und ein Großneffe — so werden wir hier avunculus erklären müssen — von dem Kaiser Ludwig, dessen Schwester Agnes jener Markgraf Heinrich, der Großvater Otto's, geheirathet hatte. Jetzt ist von dieser Grabstätte übrigens keine Spur mehr vorhanden; auch ist die Kirche, in der es sich einst befand, längst zu profanen Zwecken verwandt worden.

63. Nidda.

Von den Töchtern Herzog Ernst's von Braunschweig-Göttingen heirathete Agnes 1364 (? 1371 ?) Graf Gottfried VIII. von Ziegenhain, der wohl vor dem 21. Mai 1394 verstarb. Auch über den Tod der Wittwe sind wir nicht genau unterrichtet. Am 13. September 1416 war Agnes jedenfalls noch am Leben [15]). Beigesetzt wurde sie in der alten Pfarr- oder Johanniterkirche vor der Stadt Nidda, von der jetzt nur noch der Thurm vorhanden ist [16]). Das übrige Gebäude scheint schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts baufällig gewesen zu sein; 1780 wurden „die ruinösen Mauern der Stadt überlassen". Um das Jahr 1700 war hier Agnes' Grabstein noch vorhanden. Denn Joh. Just Winkelmann, der die Kirche „ganz verfallen und verwüstet" nennt, spricht von ihm in seiner Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld (Bremen 1697) B. I S. 193 folgendermaßen: „In dem Chor liegt ein alter Stein mit den Wapen der Grafen von Nidda und Herzogen zu Braunschweig, darauf man noch diese Worte lesen können:

„Anno Dni . . . . . Dominica post . . . . obiit Illustrissima Princeps Domina Agnes de Brunsvig, Comitissa in Zigenhain et in Nidda".

Jetzt ist von dem Steine, wie Heinrich Wagner [17]) bezeugt, nichts mehr erhalten. Leider ist auch seine lückenhafte Inschrift aus anderen Quellen nicht zu ergänzen. Wagner's Angabe, Agnes sei 1407 gestorben, ist unrichtig.

64. Saalfeld.

Katharine, die Tochter Herzog Philipp's zu Braunschweig-Grubenhagen, geb. am 30. August 1524, heirathete am 12. Februar 1542 den Herzog Johann Ernst von Sachsen-Coburg. Nachdem dieser am 8. Februar 1553 gestorben war, vermählte sie sich 1559 mit dem Grafen Philipp II. von Schwarzburg-Leutenberg. Als auch dieser nach einigen Jahren ihr entrissen wurde († 8. October 1564), zog sie sich auf ihr Witthum nach Saalfeld zurück, wo sie am 24. Februar 1581 gestorben und auch bestattet worden ist [18]). Ihr Grab ist nicht mehr bekannt, vermuthlich liegt es in der schönen

15) Baur, Urkunden z. hess. Geschichte IV Nr. 56.

16) Rehtmeier irrt, wenn er in seiner Braunschw.-Lüneb. Chronik S. 602 die Grabstätte in die erst 1615 bis 1617 erbaute Heilig Geist-Kirche verlegt, die sich in der Stadt befand.

17) Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen. Provinz Oberhessen. Kreis Büdingen S. 215.

18) Letzner, Dassel-Einbeck'sche Chronik Bl. 94'.

St. Johanniskirche. Aber in der Fürstengru[ft] erst nach 1680 der Herzog Johann Ern[st] gründer der Saalfelder Nebenlinie, anlegen [...] Spur mehr davon vorhanden. Von den [...] lichen Särgen trägt nur der schöne Metallsar[g] [der] Gemahlin Johann Ernst's, der Herzogin [...] wig [19]), eine deutliche Inschrift; die anderen [...] schwarzem Sammet überzogen und jetzt kaum [...] bestimmen. Jedenfalls reicht keiner der Sär[ge] [ins] 16. Jahrhundert zurück.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzog[thum] Braunschweig.

2. Sitzung zu Wolfenbüttel am 11. Novembe[r]

Nach Eröffnung der Sitzung und Protoc[oll-Verlesung] theilte der Vorsitzende mit, daß man nach Uebern[ahme] des Braunschw. Magazins durch den Verein de[n] [Bezug] des Blattes auch Nichtmitgliedern im [...] Abonnements zum Preise von 3 ℳ jährlich [...] lichen beabsichtige, wogegen Niemand Widerspru[ch] [erhob]. Hierauf sprach Museumsdirector Prof. Dr P. J. [...] an der Hand von Grundrissen und bildliche[n] [Dar]stellungen über die baulichen Reste des alten Sc[hlosses] in Wolfenbüttel. Hier das Wesentliche seiner [Aus]führungen. Nachdem die Wasserburg der Bra[...] unter deren Schutze früher die Leipziger Straß[e] [das] linke Okerufer mittels Damm und Brücke gewa[nn] 1192, dann 1255 den Lehnsbesitzern, den Herr[en von] Wolfenbüttel, durch die Herzöge entrissen und [...] war, schuf 1283 Heinrich der Wunderliche eine[n] [Neu]bau, der vermuthlich mancherlei Erweiterungen [...] seit die Herzöge im Laufe des 14. Jahrh. ihren [...] Sitz von der Burg Dankwarderode in Brau[nschweig] nach Wolfenbüttel verlegten. Ja, im 15. Jahr[hundert] muß sich schon durch Einbezug der Ansiedlunge[n] [am] Damme vor der Burg in die Befestigungen eine [...] die sogenannte Dammfestung, gebildet haben. [...] Osten durch das Damm-, im Westen durch das [...] thor abgeschlossen war. Als im Jahre 1542 [...] büttel durch die schmalkaldischen Bundesfürsten [...] wurde, war sogar bereits noch weiter nach [...] eine gleichfalls befestigte städtische Ansiedlung [vor]handen, damals nach der alten Mariencape[lle] [...] Unserer Lieben Frauen", später Neustadt oder He[...] stadt genannt. Durch das Liebfrauenthor tr[at] [die] Leipziger Straße in sie ein, und durch das Alte [...] im Norden wurde die Verbindung der jungen [...] mit der Feldmark des wüsten Dorfes Lechede herg[estellt], dessen Einwohner sich schon um die Mitte des 15. [Jahr]hunderts in größerer Nähe der schützenden [...] angebaut hatten. Wie Burg und Stadt im Jahre [...] sich dem im Norden stehenden Beschauer darste[llten], zeigen alte Bilder, Holzschnitte und Stiche, alle au[f] [...] Zeichnung des berühmten Lucas Cranach zurückg[ehend], der im Gefolge des Kurfürsten Johann Frie[drich]

19) Vgl. Lehfeldt, Bau- und Kunstdenkmäler Thüri[ngens] Heft VI, S. 81 f.

ichsen der Belagerung beiwohnte. Aber auch die Cranach uns vor Augen geführte Burg mit ihren hohen Thürmen und den zahlreichen Gebäuden war Untergange geweiht. Nach einem vergeblichen Ver- Heinrich's des Jüngern, sie wiederzuerobern, wurde 546 geschleift, so daß sich der Herzog, als er ein später wieder in den Besitz seines Landes kam, die Aufgabe gestellt sah, Burg und Festung neu führen. Allerdings verräth der unregelmäßige ndriß, den das Schloß noch jetzt aufweist, daß beim au vielfach die alten Mauerreste benutzt sein en, ja die zwei untersten Stockwerke des halbrunden rmes im Osten, den wir auf dem Merian'schen he sehen, und der der Inschrift zufolge 1471 von og Heinrich dem Friedsamen erbaut worden ist, n sich hinter der Umkleidung des 18. Jahrhunderts bis heute erhalten. Im Uebrigen aber stammt das loß erst aus der späteren Zeit Heinrich's des gern, sowie aus der seines Sohnes Julius, wenn zunächst noch von den Theilen absehen, die sogar um 1700 ausgeführt wurden. Vorhanden sind) von den Bauten Heinrich's d. J. der Unterbau die Nordmauer der berühmten Schloßcapelle, die, 58 vollendet, vor ihrer Niederlegung im Jahre 1795 ihrer gewaltigen quadratischen Masse, den hohen ppenthürmen, den Erkern und dem von einer erne gekrönten Dache das ganze Schloß beherrschte. otz ihrer verhältnißmäßig späten Entstehung zeigt sie h ausschließlich gothische Formen, und so mag auch Südwestflügel des Schlosses in seiner nachweisbar tgothischen Grundform gleichfalls durch Heinrich aut worden sein. Dagegen stammt das auf ge- ungenen Säulen ruhende Renaissancegewölbe, das ser Flügel unten enthält, sicherlich erst aus der Zeit s Herzogs Julius, wie denn auch die sonstigen bau- hen Formen und verschiedene Inschriften der Jahre 69 und 1570 deutlich beweisen, daß erst Julius dem chlosse die Gestalt gegeben hat, die im Wesentlichen bst die furchtbare Zeit des dreißigjährigen Krieges erdauerte und unter August dem Jüngern nach 1643 r wiederhergestellt zu werden brauchte. Dabei muß ervorgehoben werden, daß die auf uns gekommenen este der Bauthätigkeit des Herzogs Julius noch nicht ie anmuthigen Zierformen zeigen, die etwas später der rühmte Baumeister Paul Francke in Wolfenbüttel und elmstedt anwandte. Der Hausmannsthurm, der jetzt och als einziger das Schloß überragt, hat seine irkungsvolle Ausgestaltung vermuthlich erst in der Zeit zwischen Francke's Tod (1615) und der Besetzung Wolfenbüttels durch die Dänen (1625) erhalten.

Der Anblick, den das Schloß im 17. Jahrhundert gewährte, war ein hervorragend malerischer. Aber wir verstehen es wohl, daß schon die Söhne und dann der Enkel August's d. J. sich mit den unpractisch angelegten Räumen nicht mehr begnügen mochten. So wurde denn im letzten Jahrzehnt des 17. und in den ersten anderthalb Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts durch den Landbaumeister Hermann Korb das Schloß innen wie außen einem weitgehenden Umbau unterzogen. Der Hof erhielt nach italienischem Vorbild drei Reihen offener Arkaden über einander, deren Laufgänge den Verkehr von Zimmer zu Zimmer vermitteln sollten, die man aber — unter Preisgabe einer schöneren Wirkung — bald durch Fenster schließen mußte. An die Außenmauern aber wurde ein Vorbau angefügt, der mit den wenig tiefen alten Räumen in engste Verbindung gebracht wurde und dem Schlosse nunmehr das Gepräge des etwas nüchternen Classicismus jener Zeit aufdrückte. Aber der unausgleichbare Gegensatz zwischen Wollen und Können zwang den Bauherrn die neuen Theile im Wesentlichen in Holz auszuführen. Deshalb wird es leider nur eine Frage der Zeit sein, daß — gleich dem Schlosse zu Salzdahlum und der Bibliothek in Wolfenbüttel — auch das stolze Wolfenbütteler Schloß dem Untergange verfällt.

Im zweiten Vortrage des Abends handelte Gutsbesitzer Basel aus Beierstedt von den geprägten Rauchtabaksdosen des 18. Jahrhunderts, insbesondere von denen, die Herzog Ferdinand's ruhmvolle Kriegsthaten verherrlichen. Die besprochenen Dosen wurden fast alle vorgezeigt. Da der Vortrag in diesem Blatte zum Abdruck kommen soll, braucht er hier nur erwähnt zu werden. H. M.

Bücherschau.

Ludwig Kubel, Winzenburg. Roman aus der Zeit der großen Hildesheimer Stiftsfehde. I. u. II. B. 380 u. 400 S. 8⁰. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler 1901. 6 M. A. u. d. T.: Zwißler's Hausbibliothek B. 11 u. 12.

Seit Wilhelm Hauff, dem Vorgange des großen Schotten folgend, mit seinem „Lichtenstein" dem historischen Heimathroman in Deutschland die Bahn brach, hat die Pflege dieser Art epischer Dichtung, wie das Interesse des Publikums daran, zwar zu Zeiten ausgesetzt, sich aber immer von Neuem belebt und steht eben jetzt wieder in voller Blüthe. Aus dem, was so im Laufe von 70 Jahren geschaffen ist, ließe sich für einzelne deutsche Territorien eine fast lückenlose poetische Abschilderung ihrer Geschicke und Zustände in Mittelalter und Neuzeit zusammenstellen. Andere Landschaften, nicht minder reich an geschichtlichen Erinnerungen, sind minder glücklich gefahren — carent quia vate sacro. Unser Niedersachsen und die welfischen Lande insbesondere nehmen insofern eine bevorzugte Stellung ein, als Wilhelm Raabe nicht bloß die Nachbarstadt Magdeburg mit „Unseres Herrgotts Kanzlei" und das Pyrmonter Ländchen mit dem „Heiligen Born" beschenkt, sondern auch die Schicksale unserer engeren Heimath, wie in manchen seiner älteren Historien, so namentlich neuerdings im „Odfeld" und in „Hastenbeck" zum Hintergrunde herzbewegender Einzelschicksale gewählt hat; aus der Vergangenheit der Stadt Braunschweig ist neben diesen Dichtungen Ludwig Hänselmann's Novellenbuch „Unterm Löwensteine" mit allen Ehren zu nennen. Noch aber harrt eine Fülle der dankbarsten Stoffe des meisterlichen Finders und Gestalters: ich weise nur auf das so mannigfach bewegte Leben Heinrich's des Jüngeren, auf den Untergang der Braunschweigischen Stadtfreiheit, auf Friedrich Wilhelm's Heldenbahn und die Westfälischen Zeiten hin. Aus Heinrich's kriegerischer Jugend hat einstweilen eine glück-

liche Hand den prächtigen Rohstoff der Hildesheimer Stiftsfehde, aber von der anderen, der bischöflichen Seite aus, angegriffen und mit den nöthigen romantisch-phantastischen Zuthaten zu einem Geschichtsroman geformt, der als eine erste Kraftprobe alle Anerkennung verdient: Ludwig Kubel's „Winzenburg", „seinem großen Landsmann Wilhelm Raabe zu seinem 70. Geburtstage in Verehrung gewidmet". Der Verfasser hat zunächst Geschichtswerke und Urkundenbücher treulich gewälzt und sich und uns daraus von den historischen Hauptpersonen und dem Verlauf der ganzen unseligen Fehde ein plausibeles und um so anschaulicheres Bild geschaffen, als er, mit Land und Stätten wohl vertraut, seine Wanderer- und ziehenden Heere auf Schritt und Tritt hat begleiten können. Er hat dazu eine gute romantische Fabel ersonnen und nicht bloß äußerlich hineingewoben, origineller und spannender als die mancher zünftigen Concurrenten. Er hat einzelne Gestalten, namentlich die dämonische Mettel und als episodische Figur den Herzog Heinrich so angelegt, daß sie eines Dichters würdig sind. Seine Schilderungen der äußeren Vorgänge zeichnet Lebhaftigkeit und farbige Frische aus; insbesondere die homerischen Kämpfe um die Hildesheimischen Festen sind bei aller Gleichartigkeit reich an mannigfaltigen Einzelzügen. Daneben lassen sich denn freilich auch die Schwächen der Arbeit, namentlich nach der Seite der Technik hin, nicht verkennen. Vor Allem ist die Darstellung zu wenig ausgeglichen: capitelweise wird die freie Dichtung von der reinen Historie überwogen, für deren fadenscheinigen Helden, den Bischof, der Erzähler uns beim besten Willen nicht zu erwärmen vermag, und hart neben solcher Geschichtsklitterung tritt dann wieder das schlechthin Romanhafte, besonders in den Liebessachen der jugendlichen Helden und den Spitzbübereien Meister Rusack's, grell zu Tage. Ebendahin gehört es, wenn auf einmal die pathetischen Personen seitenweis im jambischen Tonfall reden, daß man meint ein aufgelöstes Drama vor sich zu haben. Wiederum contrastirt damit oft seltsam die humoristische Farbe der Erzählung, die bisweilen, nicht bloß in der Einleitung, geradezu als geflissentliche Nachahmung Raabe's erscheint, vielleicht des unnachahmlichsten Originals, das die deutsche Litteratur der Gegenwart aufzuweisen hat. Es zeugt gewiß von wirklichem eigenen Können, daß es bei alledem dem Verfasser gelingt, auch des kritisch gestimmten Lesers Empfindlichkeit und Bedenken überall da, wo das Schicksal der dichterischen Hauptpersonen in Frage kommt, vor dem Interesse an diesem zum Schweigen zu bringen und ihn bis zu dem ganz vortrefflich erzählten Untergange der Winzenburg und ihrer holden Herrin bei lebhaftester Theilnahme zu erhalten. Hier sollte übrigens der Roman als solcher sein Ende haben: für das Schicksal Mettel's hätte sich nach dem Erfolge ihrer einzelnen Anschläge und der Vereitelung des einzigen, ihr ganzes Leben füllenden Wunsches, der sich daran knüpfte, unschwer ein jäher Abschluß finden lassen, der zugleich psychologisch und poetisch gerechtfertigter gewesen wäre, als Alles, was im Buche noch folgt. Immerhin wird der Roman auch mit diesem schwächern Ausklingen sein dankbares Publikum finden und mit Recht! Zumal in den Landen, wo er spiel[illegible] bis Schladen, von Soltau bis Dassel und [illegible] Hildesheim selbst darf er auf das lebh[illegible] aller derer rechnen, die gern mit doppelte[illegible] Stück heimischer Geschichte im anmuthige[illegible] der Dichtung an ihrem Geiste vorbeiziehen [illegible] Dichter dieses Erstlings aber hoffen wir [illegible] gleichem Gebiete wieder zu begegnen, denn [illegible] Zeug dazu, noch Besseres zu leisten.

Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine [illegible] Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen [illegible] über seine poetischen Werke. Erster Theil: [illegible] Dichtungen. Zweiter Band. S. 488—11[illegible]9. [illegible] a. M. Literarische Anstalt Rütten u. Loening [illegible]

Sehr viel rascher, als man hoffen durfte, [illegible] der erste Theil dieser verdienstvollen Arbei[illegible] vor, und dabei zeugt der neue umfangreiche [illegible] übrigens, von 100 Seiten Nachträgen und [illegible] abgesehen, fast nur „Werther" und „Wilhel[illegible] betrifft, von derselben umfassenden Beherrsch[illegible] Stoffes und der gleichen peinlichen Sorg[illegible] Einzelnen, wie der erste. Man gewinnt beim [illegible] Eindruck, daß hier keine noch so leise und [illegible] Anspielung, die sich irgendwo in Werken, [illegible] Tagebüchern und Gesprächen findet, übergangen [illegible] jeder aber weiß der Verfasser in angemessene[illegible] oder Ausführlichkeit das Sachliche und Persö[illegible] Commentar beizubringen, das zu ihrem Ve[illegible] ständniß gehört. Er hat sich dabei mit [illegible] kleinen Fragen der „Goethephilologie" abfinden [illegible] und manche derselben, die bisher noch offen wa[illegible] neues Material oder tieferes Eindringen ebe[illegible] beantwortet. Um so mehr ist es anzuerkennen [illegible] trotz der für eine solche Arbeit unerläßlichen [illegible] zum Kleinsten nicht über den einzelnen Bäumen [illegible] und Blättern den Blick über den Wald verl[illegible] Auch daß sein Urtheil gegenüber Irrthümer[illegible] Zweifeln seiner Vorgänger immer ebenso maß[illegible] treffend ist, verdient auf diesem Arbeitsfelde be[illegible] Anerkennung. Nachzutragen finde ich nur, daß [illegible] Citat S. 588, 29, Goethe gewiß nicht, wie [illegible] Weimarer Ausgabe liest, „des ganzen Genies", [illegible] „des ganzen Genres" geschrieben hat, und zu [illegible] 36 ff., daß es einen in Niedersachsen verehrten [illegible] Püsterich nicht gegeben hat, vielmehr Name und [illegible] eitel Fabelei auf Grund des Sondershäuser [illegible] ist. So können wir auch diesem Bande die [illegible] Empfehlung mit auf den Weg geben: wendet [illegible] Werk auch in erster Linie an die gelehrte Welt, [illegible] doch bei diesen unmittelbaren Einblicken in [illegible] Dichterwerkstatt, dieser vielseitigen Beleuchtung [illegible] Kunstwerke durch ihn selber, die Seinigen, Freund[illegible] Gegner, dieser manchfachen Spiegelung seiner Persö[illegible] auch jeder Literaturfreund seine Rechnung finden. [illegible]

Berichtigung.

In voriger Nummer 23 ist auf Seite 178 [illegible] Aufsatze über Roermond Zeile 9 statt „ihre Schw[illegible] zu lesen: „ihre Nichte".

·raunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

·o. 25. 15. December 1901.

[Nachdruck verboten.]

n 1. Januar des nächsten Jahres ab das Braunschweigische Magazin nicht mit den Braunschweigischen Anzeigen geben, jedoch von dem Geschichtsvereine ıs Herzogthum Braunschweig in Monats· ıern, sonst aber wesentlich in der alten e fortgesetzt werden. Seinen Mitgliedern der Verein neben dem „Magazin" ein rbuch" von etwa 12 Druckbogen liefern. ıungen zum Eintritt in den Verein resbeitrag 6 Mk.) sind an dessen Vor· zu Handen des Herrn Bankdirector Zalter in Braunschweig zu richten. Für Braunschweigische Magazin allein wird ›esonderes Jahresabonnement für 3 Mk. llen Buchhandlungen, sowie bei der Post net.

Bekehrung der alten Sachsen[1]).

Von Karl Mollenhauer.

ꝫ ist eine entlegene Zeit, in die ich Sie für eine Stunde führen möchte, doch kann wohl billig die ionsthätigkeit der Franken unter unseren Vorfahren, alten Sachsen, die mit der Vernichtung ihrer :schen Selbständigkeit zusammen fiel, um antheilvolle ıerksamkeit werben, zumal in einer Zeit, wo sich Völker des erweiterten Europa bei einer weit· hauenden Unternehmung im fernsten Asien auch gemeinsamen Bekenntnisses zu Christi Namen ıßt gewesen oder geworden sind im Gegensatze zu fremden, in sich abgeschlossenen Cultur.

uch hier, wie in den Bekehrungskriegen Karl's des ßen, eine unausgeglichene, beunruhigende Verbindung licher Absichten und Ziele mit dem idealen christlichen Missionsgedanken! Aber es soll nicht versucht werden, gewaltsame Analogien ausfindig zu machen. Ein unterscheidender Zug schon ist es, daß das Missions· motiv aus dem Wirken Karl's gar nicht auszuscheiden ist, daß aus dem werdenden und wachsenden Staate der Franken die innige Verbindung mit der geistig über· legenen römischen Kirche, die allein die Traditionen der alten Welt vermittelte und sich nun ihrerseits unter Schutz und Schirm und Anerkennung des kraftvollen Franken· volkes zum geistigen und geistlichen Mittelpunkte des Abendlandes auswuchs, schlechterdings nicht weggedacht werden kann.

Es mag sein, daß die Erinnerungen der Schulzeit über diese Zeiten des Mittelalters und namentlich über die Sachsenkriege Karl's des Großen, denen, wenn ich so sagen darf, jeder dramatische Aufbau, spannende Aktschlüsse und ein ergreifender Schluß zu fehlen scheinen, ein mehr oder weniger dichtes und graues Gespinnst von Unbehagen und Abneigung gebreitet haben.

Sehr begreiflich! Es handelt sich hier um sehr frühe Entwicklungsstufen politischen Werdens und Wachsens, mit den Naturforschern zu sprechen, um Bildung und Zusammenschließen noch sehr ursprünglicher Zellen.

Je feiner daher die Beobachtung der elementaren geschichtlichen Vorgänge sein muß, desto unbefriedigender nur wird eine kurze Darstellung des äußeren Geschehens ausfallen. An Würdigkeit der Theilnahme indessen kann sich kaum ein anderer Abschnitt der Weltgeschichte mit diesem messen.

Ein Schleier wird stets über dem Geheimniß der Urzustände unseres Geschlechts liegen bleiben, hie und da gelingt es wohl, einen Zipfel zu lüpfen.

Wir sehen wesentlich mit den Augen der Römer, wenn wir das dichte Dunkel zu durchdringen suchen, das über der germanischen Urzeit lagert. Erst nach Berührung der Germanen mit dem Römerreiche fällt zunehmendes Licht in ihre geheimnißvolle Welt, und aus den wallenden und wogenden Nebeln des nördlichen und östlichen Europas treten allmählich bestimmtere Umrisse und Linien hervor.

In dem römischen Weltreiche, in das schließlich alle dem Mittelmeere zugewandten Völker durch einen ge· staltenden Willen hineingezwungen waren, vereinigen sich alle Antriebe zur Cultur und alle Ergebnisse des nach Cultur drängenden Menschengeistes wie in einem

[1]) Vortrag, gehalten am 11. März 1901 im Saale des tadtrathhauses zu Braunschweig zum Besten des tav Adolf-Frauenvereins.

großen Sammelbecken, und hier ist ein Gesammtbewußtsein entstanden, das zwar ganz gewiß nicht in Jedem, der jeweils civis Romanus, ein römischer Bürger, war, in seinem Umfange lebendig wirkte, das aber nichts desto weniger eine historische Realität ist. Der römische Staatsbau ging zu Grunde, aber dieses Gesammtbewußtsein hat sich behauptet, und die Völker, die den Bau erschüttert und zerstört haben, waren dazu bestimmt, dieses römische Gesammtbewußtsein, wenn ich es nun so nennen darf, zu erhalten und weiter zu bereichern.

Freilich haben sie ihr eigenes Volksbewußtsein, die von ihnen ausgeprägte Cultur, das ihnen aufgegangene Verhältniß zur Welt und zur Gottheit, die ihnen eigenthümliche Deutung des Daseins dem übermächtigen Culturstande der Mittelmeervölker gegenüber nicht behaupten können.

Es scheint schwieriger zu leugnen als zu glauben, daß ein göttliches Walten sich in der Thatsache offenbart, daß das Christenthum sich trotz und doch mittelst der Macht- und Culturentfaltung des römischen Reiches verbreitet hat und daß es in den germanischen Völkern auf diesem Wege den jungfräulichsten Boden gefunden hat.

Es ist oft dargestellt worden, wie die Kirche Christi in Rom Erbe des Weltherrschaftsgedankens geworden ist und wie sie im Aufgreifen dieses Gedankens die Welt erobernd so viel von ihrer ursprünglichen Anlage verloren hat.

Es ist müßig, sich auszumalen, wie sie, den Anfängen zu Jerusalem getreuer, die Welt hätte überwinden können oder sollen, wir müssen uns an die Entwicklung halten, die sie thatsächlich genommen hat. Und da wird sich der billige Gedanke kaum abweisen lassen, daß der wirkliche Gang schließlich auch der natürliche gewesen ist. Das wunderbare Ergebniß ist, daß der einst gelegte, menschlichem Ermessen nach aussichtslos gelegte Keim zu einem die Welt überschattenden Baume ausgewachsen ist, der dann freilich auch tief in der Welt wurzelt.

Die Hauptstütze der nach Licht, Luft und Herrschaft ringenden Kirche ist das Volk der Franken geworden. Unzählige deutsche Stämme und Völker hatten sich im Kampfe mit dem römischen Weltreiche und seiner Cultur verblutet. Die drei südeuropäischen Halbinseln und Gallien, um nur von diesen Zielpunkten germanischen Wandertriebes und Eroberungsdranges zu sprechen, weisen bis zur Stunde deutliche Spuren des Ansturmes germanischer Ueberkraft auf und der sogenannten lateinischen Rasse hat die starke Beimischung des nordischen Blutes nicht geschadet. Die Franken scheinen, was Zeit und Ort der Berührung anlangt, begünstigt. Sie sind als die neuen Herren aus dem Jahrhunderte langen wilden und wüsten Verzweiflungskampfe zweier Weltordnungen hervorgegangen. Und der Meister der fränkischen Staatskunst, Chlodowich, bewährte den sicheren Blick, als er in Reims das athanasianische Glaubensbekenntniß beschwor. Mit welcher ungebändigten Naturkraft es die Verkündiger des wahren Heils unter den Franken zu thun hatten, davon künden die Bücher Gregor's von Tours.

Ihnen Allen sind die Geschehnisse genugsam bekannt, in denen das Königthum der Merowinger sich aufrieb, um schließlich für den Staatsstreich des Pipin reif zu werden, und Sie wissen, wie die Kirche dabei sich den neuen König und seine Nachfolger für alle Zeiten verpflichtete.

Bei diesem Vorgange begegnet uns die wunderbare und mächtige Persönlichkeit des heiligen Winfried, des Bonifatius, und greift weltgeschichtlich in hochpolitische Händel entscheidend ein. Doch ehe wir sein Wirken zu verstehen suchen, müssen wir nur einen Blick auf die politische Weltkarte werfen, wie sie sich jetzt gestaltet hat.

Fangen wir mit Italien an; es ist das nunmehr nur noch eine herkömmliche Ehrenerweisung.

Hier hat sich das Volk der Langobarden seit zwei Jahrhunderten herrenmäßig eingerichtet und ausgedehnt, soweit es die oströmischen Kaiser, die staatsrechtlichen Erben des weströmischen Kaiserreiches, nicht hindern können. Den Päpsten zu Rom sind diese rücksichtslosen, unbotmäßigen Herren Widersacher weltlichen Erwerbs von Land und Leuten. Auf der iberischen Halbinsel ist der Staat der Westgothen vor dem Ansturme der Araber ohnmächtig zusammengesunken, und selbst nach Aquitanien, dem Lande südlich von der Loire, spielen arabische Einflüsse hinüber.

Auf der britischen Insel haben sich die Angeln und Sachsen festgesetzt und ringen in ununterbrochenem Hader um dauernde staatliche Bildungen.

In dem alten Gallien endlich hat es Pipin der Kleine im Bunde mit der Kirche und gestützt auf einen von königlicher Gnade und Freigiebigkeit abhängigen Kriegerstand zu einem geschlossenen Einheitsstaate gebracht, der nach Osten hin die Alemannen und weiter hin die Thüringer einbegriff, während die Bayern in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse standen, so daß nächst den Friesen die gefährlichsten und wehrhaftesten Gegner und Nachbaren die Sachsen waren.

Es ist nur der Gewissenhaftigkeit wegen, daß ich Ihnen die Wohnsitze der Sachsen kurz angebe, sie sind Ihnen ja Allen bekannt. Sie saßen im Westen bis dicht an den Rhein im Lande der Westfalen, nordwestlich begrenzt von den Friesen. Oestlich davon zu beiden Seiten des Weserstromes und nördlich bis an die untere Elbe waren die Engern seßhaft, und östlich und südlich davon die Ostfalen, zu denen wir gehören, östlich bis an die Elbe und südlich bis in die Harzgegenden. Und schließlich ist noch der Nordalbingier zu gedenken, der mannhaften Leute, die nördlich der Elbe im Lauenburgischen und Holsteinschen ihre Wohnsitze hatten.

Aus der Zeit des Kaisers Augustus schallt Ihnen aus diesen Gegenden ein Schwall von Namen entgegen, aus denen Sie nur den der Cherusker und den des Arminius festhalten, und wenn Sie damit den wunderbaren Bericht des Korveier Mönches und hochbegabten Schriftstellers Widukind, der von der Ankunft der Sachsen im Lande Hadeln handelt, zusammenhalten, so werden Sie mit der Annahme einverstanden sein, daß ein Zusammenschließen und Zusammenzwingen vieler verwandter Stämme und Gruppen zu einem sächsischen

nde stattgefunden habe, der dann freilich dem iche Weise zu Stande gekommenen Frankenvolke stimmte Eigenart entgegensetzen konnte. In vornehmlich unterschied sich das Volk der Sachsen n der Franken, daß bei ihnen Begriff, Name esen des Königthums nicht aufgekommen war. das Geschick Hermann's mag Ihnen die Ab- dieser Sippen, Gruppen und Stämme gegen was nach monarchischer Ordnung aussehen konnte, machen.

Eintheilung des Volkes in Edelinge, Frilinge, oder Leiten und Unfreie ist Ihnen bekannt. Der der Laten weist darauf hin, daß die siegreich ngenden Sachsen die vorgefundenen Stämme mehr Vertrag, als durch völlige Unterwerfung sich iedern suchten. Selbst eine gewisse Vertretung bei ersammlungen wurde ihnen zugestanden.

er der Sachsen Herkunft ist viel gestritten und rem Namen ist viel herumgedeutet worden. Das scheinlichste ist wohl immer noch, daß ihre eigen- lichen Messer, sax, die sich zu Schwertern aus- teten, die Bezeichnung veranlaßt haben und daß Heimath im Norden zu suchen ist, da denn ihre en nachweisbaren Sitze auf die Gegenden weisen, ie Widukind landen und mit den Thüringern streiten

Ihr kriegerischer Sinn machte sie allen Nachbaren hrlich. Sie verwüsteten selbst auf ihren Raubzügen Küsten Galliens, wovon u. A. der Name litus onicum, das sächsische Gestade, in Nordfrankreich t. Aëtius nutzte ihre Tapferkeit, indem er sächsische aren in der großen Völkerschlacht dem Hunnen- e entgegenstellte. Bei dem Einfalle der Lango- den in Italien waren ansehnliche sächsische Haufen eiligt. Die sogenannten Nordschwaben im Schwaben- vom sogenannten Friesenfelde bis zur Bode sind in Lücke, die diese unternehmenden Sachsen ließen, gedrungen.

Erst an dem Gegensatze gegen die Franken, mit denen lange, auf Jahrhunderte hin, um die Vorherrschaft ngen, kam ihr Volksthum zur Abschließung.

Eines wesentlichen Unterschiedes zwischen diesen beiden hrenden Stämmen wurde schon gedacht, des König- ums bei den Franken und der eigenwilligen, monarchi- her Ordnung widerstrebenden Art der Sachsen, die sich öchstens zu der Unterordnung unter einem Oberbefehls- aber in Kriegszeiten verstanden, und auch dann nur, achdem das Loos den Leiter bezeichnet hatte.

Einschneidender noch war, daß das Volk der Franken uf altem römischen Culturboden sich festsetzte und aus- reitete, während die Sachsen Wohnsitze gewannen, wo em Vordringen der Römer einst ein Ziel gesetzt worden war. So kam es, daß bei ihnen das Christen- thum zugleich mit der abendländischen Gesittung eine Stätte suchte, ohne Uebergänge, Verlockungen und Vor- bereitung, mit Askese, fremdartiger Lehre und schließlich dem verhaßten Zehnten.

Wir lernen unsere Vorfahren nach den Anschauungen der fränkischen Geschichtsschreiber kennen, wie denn schließlich jede Geschichtsschreibung der causa victrix, der siegreichen Sache, dient, und, als sächsische Stammes- genossen zur Feder greifen konnten, waren es Mönche, die in den alten Zuständen der Vorfahren glücklich überwundene Irrthümer verdammen mußten.

Uns überkommt wohl bei der Vergegenwärtigung der alten sächsischen Verhältnisse eine Art ursächsischen Gefühls, das den Wunsch aufkommen läßt, es möchte sich an die Waffen Karl's des Großen den Sachsen gegenüber schließlich nicht der Erfolg geknüpft haben. Aber diese Regung verflüchtigt sich wieder, wenn man die weiteren Folgen überdenkt.

Eine höhere Cultur unterwirft hier durch rohe Kraft eine niedere, doch so, daß die Ueberwundenen befähigt werden, ihre eigenthümliche Begabung den nun gemein- samen politischen, socialen und kirchlichen Bildungen und Gestaltungen zuzuwenden.

Die Darstellungen der geistlichen Berichterstatter sind so allgemein gehalten und ihre Verurtheilung des schändlichen sächsischen Götzendienstes ist so stereotyp und verständnißlos, daß wir uns danach nur ein sehr verschwommenes Bild von dem besonderen Cultus und den religiösen Vorstellungen der Sachsen machen können. So müssen wir uns an das halten, was wir im Allge- meinen von dem germanischen Götterdienst wissen. Es kann hier nicht der Ort sein, Bekanntes zu wiederholen; es leuchtet so wie so ein, daß die Lehre von der Sünde, die durch den gekreuzigten Gottessohn überwunden wird, die Forderung der Feindesliebe. der Askese und Welt- verachtung, das Verbot der Opfer, die geistliche Unter- werfung unter einen bevorrechteten und geschlossenen Priesterstand und dessen Unterhaltung durch Abgabe des Zehnten auf starken inneren Widerstand stoßen mußten, daß Haß und Ablehnung sich lange lebendig erhielten.

Spärlich nur ist die Kunde von Berührungen der Sachsen mit christlichen Bekennern und Glaubensboten vor den Zeiten Pipin's und Karl's.

In dem christlichen Kalender finden Sie für den dritten October die beiden Ewalde angesetzt, die als Märtyrer unter den Sachsen geendet und in der Kirche am Rhein bei Köln, Maria im Capitol, ihre Ruhe- stätten gefunden haben sollen. Die Erzählung über ihre Bekehrungsreise, die sie in der Zeit des heiligen Willi- brord, der mit zwölf Gefährten unter den Friesen wirkte, um die Wende des VII./VIII. Jahrhunderts antraten, und ihr Ende ist so abenteuerlich, daß wir kaum mehr als die Thatsache eines Missionsversuches zweier irischer Glaubensboten zuzugeben vermögen.

Sehr wahrscheinlich ist es gemacht worden, daß sich in den Gegenden, die zu dem alten Thüringerreiche gehört hatten und die den Sachsen zugefallen waren, dem Schwabengau, Friesenfeld, Hassengau, Nordthüringgau christliche Einflüsse merkbar machten. Unter den Wunder- geschichten, die er zu Ehren des hl. Emmeram von Regensburg zusammengestellt hat, erzählt Aribo von Freising eine, die wohl das Vorhandensein christlicher Bekenner in diesen Gegenden beweisen könnte. Im Anfange des VIII. Jahrhunderts wurde ein Pilger auf der Wallfahrt nach Regensburg von Räubern gefangen genommen und an östliche Franken, von diesen weiter an Leute in Nordthüringen, Nachbaren der Parahtanen, unter denen man sich mit guten Gründen die Bewohner

des Bardengaus vorstellen darf, verkauft. Hier macht er sich durch technische Fertigkeiten beliebt und, um ihn dauernd zu fesseln und ihm jede Lust zum Davonlaufen zu nehmen, zwingt ihn sein neuer christlicher Besitzer zu einer Ehe mit der schönen Witwe eines Knechtes durch die Drohung, ihn sonst an die götzendienerischen Parahtanen zu verkaufen. Wohl oder übel willigt der zu Hause längst verheirathete Pilger in die sündhafte Doppelehe, der heilige Emmeram ist ihm aber in der Nacht zur Flucht behülflich, und am fünfzehnten Tage gelangt er nach Regensburg, dem einstigen Sitze des heiligen Helfers.

Da haben Sie einen Weg, auf dem christliche Anregungen zu den Sachsen bringen konnten, und auch den Beweis, daß es thatsächlich Bekenner des christlichen Namens in Süd-Ostsachsen gab. Daß dieses Christenthum noch recht äußerlich war, beweist Ihnen die Handlungsweise des christlichen Herrn.

Von Friesland sind ganz gewiß Missionseinflüsse bis ins Sächsische gedrungen; von einem ganz bestimmten Falle werde ich nachher Gelegenheit haben Ihnen zu berichten.

Bedenken Sie ferner, daß die Sachsen bei ihrem Vordringen auf dem linken Ufer der Weser, wo es ihnen im VIII. Jahrhundert schließlich gelang, das Land der Brukterer zwischen Lippe und Ruhr, das Arbeitsfeld des britischen Glaubensboten Suibert, des Gründers von Kaiserswerth, zu erobern, in Gegenden sich festsetzten, wo das Wort Gottes schon gepredigt worden war, so können Sie vereinzeltes Vorkommen von sächsischen Christen nicht wohl bezweifeln.

Im Ganzen aber war die Volksreligion der Sachsen unerschüttert, und jene oberflächlichen Berührungen, wozu wir noch die verworrenen Darstellungen rechnen dürfen, die wohl fahrende Händler oder heimkehrende Volksgenossen von den Vorgängen in der Welt gaben, werden die Abneigung gegen das fremde Wesen gerade begründet oder bestärkt haben.

Um den neuen Glauben annehmbarer zu machen, war der Umstand nicht angethan, daß es der Glaube der Franken geworden war, des Volkes, mit dem nach den Jahrhunderte langen blutigen Grenzberichtigungen ein Entscheidungskampf über kurz oder lang kommen mußte. Man hat wohl in dem Sachsenkriege Karl's des Großen diesen Endkampf gesehen und gemeint, daß der Ausgang nicht so über allen Zweifel erhaben gewesen sei. Aber, wenn man Alles zusammenrechnet, so war die Ueberlegenheit der Franken schon vorher entschieden und der endliche Sieg der Franken nicht mehr zweifelhaft.

Im sechsten Jahrhundert hatten die nach Osten vordringenden Franken an den Sachsen erwünschte Bundesgenossen gegen den Thüringerkönig Hermanfried gefunden. Bei Burgscheidungen an der Unstrut sank das Thüringerreich zusammen. Ueberaus anziehend, wenn auch stark mit sagenhaften Volkserinnerungen durchsetzt, ist die Darstellung, die uns der Korveische Mönch Widukind von diesem wichtigen Geschehniß giebt. Unverkennbar spricht da sein sächsisches Herz, und die hastige Ueberleitung zu den Ereignissen seiner Zeit, der Ottonen, liest sich so, als widerstr…
dem Untergange der Selbständigkeit sein…
berichten, als suche er schnell wieder den …
erfreulichere Abschnitte der Sachsengeschi…
wo er von den Liudolfingern zu künden …
wieder ein Stolz war, sich zu dem Sachse…

Der Zusammenbruch des Thüringerreiche…
Gebiet der Sachsen bis an die Unstrut aus, …
hier zu Nachbaren der Franken und zerst…
einen achtunggebietenden Grenzwall gegen die …
vordringenden Slaven und die schweifenden …

Die Freundschaft der Franken und Sach…
nicht lange. Man kann sagen, die Reibung…
vergrößert.

Sie verlieren wirklich nicht viel, wenn ich d…
Phasen des Grenzkrieges übergehe, wenn ich …
gewissenhaft berichte, wann jedesmal sich die …
zur Lieferung von 500 Kühen verpflichteten, …
Franken an der Weser standen, wie oft in de…
gegenden die Sachsen hausten. Ein kleines …
kann ich mir indessen nicht versagen, aus der …
Zwischenfälle dieses ununterbrochenen Kam…
zuheben, das auch dichterisch besungen wurde. …
743 stand Karlmann, der Bruder Pipin's, …
Karl's des Großen, der spätere Mönch von …
Cassino, an der Weser. In seinem Heergefol…
sich auch Gewilip, der Bischof von Mainz. …
und Vorgänger auf dem Mainzer Stuhle war b…
früheren Kriegszuge von einem Sachsen erstochen …
Dem Sohne lag die Rächung dieser Bluthat …
gelang ihm, den Thäter unter den Feinden zu …
Er ließ ihn zu einer Unterredung entbieten. …
der Weser trafen sich die Beiden, der ahnungslose …
und der rachedürstende Kirchenfürst. Mit den …
„Nimm denn das Schwert, mit dem ich den …
Vater räche“ durchbohrte er den Feind. Die…
gab das Signal zur Eröffnung des allgemeinen Ka…
der mit einer Niederlage der Sachsen endete. …
fand man nichts Arges oder Ungehöriges in …
That des Bischofs. Erst Bonifatius griff die …
auf und führte die Absetzung des Bischofs herbe…
zum Unterhalte zwei Kirchen bei Bingen bekam, …
nach einer Nachricht nach vierzehnjähriger Buße …
Anderen Quellen zufolge beruhigte er sich bei der …
setzung nicht, sondern wandte sich nach Rom um …
einsetzung.

Im Jahre 758 endete der letzte Sachsenkrieg Pipi…
mit der Demüthigung der Sachsen, die dadurch …
Ausdrucke kam, daß sie sich zu der Verpflichtung …
Tributes von 300 Pferden verstehen mußten.

Wägen wir noch einmal an der Schwelle …
Regierung Karl's des Großen die Aussichten auf …
herrschaft für die beiden hervorragendsten Stämme …
den Germanen ab! Bei den Sachsen ein ungebroche…
Volksthum zwar, aber der Mangel an Zusammenfa…
der Kräfte durch eine gegebene, unangefochtene Persönli…
keit. Keine rückwärtigen Verbindungen mit verwandt…
Volksstämmen, man müßte denn die unsicheren Sym-
pathien des Dänenkönigs dafür ausgeben wollen, sonst
vorwärtsdringende Slavenstämme im Osten, über dere…

g wir zwar wesentlich nur auf Vermuthungen
:sen sind.

:ine Verbindung mit den Bayern zu denken, deren
m Verhältnisse zum Frankenreiche etwas Ver-
s mit der der Sachsen hatte, lag außerhalb der
hkeit, seitdem die Thüringer jeden Gedanken an
olkserhebung gegen die fränkische Herrschaft, wovon
ohl in den ersten Zeiten nach der Unterjochung
aufgegeben hatten.

ne Gefahren war auch die Lage des Frankenkönigs
Die Entthronung des letzten merovingischen
s hatte schwere Erschütterungen im Inneren zur
gehabt, und das Erbrecht stellte neue Theilungen
Schwächungen in Aussicht. Die Grenze gegen das
che Spanien war unsicher, den Norden Italiens
ein wehrhaftes Volk ein, über dessen Haltung kein
el sein konnte.

yern war noch durchaus kein zuverlässiger Vasallen-
und schließlich begründeten eben die Sachsen bei
ffenen Grenzgebieten eine stete Gefahr.

agegen hatte der Frankenstaat die monarchische
ung für sich, auf wie gewaltthätige Weise sie auch
zlich zu Stande gekommen war und kam, und
geistigen Mächte, die formgebend, bildend und
tend für ihn thätig waren.

arin lag die unermeßliche Ueberlegenheit des Franken-
s allen anderen germanischen Völkern gegenüber.

abei waren nicht einmal die Franken selbst vorzugs-
die Träger dieser geistigen Kraft, die sie über alle
ren germanischen Stämme erhoben hat. Einmal
ihnen der römische Provinzialboden, auf dem sie
niederließen, dieses Vermögen zugeführt, sodann der
inn stammfremder Kräfte, die die fränkische Sache
enommen haben.

)er wirkungsvollste war Bonifatius. Man kann
: einmal sagen, daß dieser Angelsachse Winfried
überragender Begabung gewesen sei, aber er brachte
geistigen Antriebe der Zeit, über die er in keiner
se hinauswies und hinübergriff, in einer reinen
sönlichkeit zum Ausdruck und gewann so die Kraft,
Menschen zu fesseln und einen einmal ergriffenen
anken zähe in Leben und Wirklichkeit umzusetzen.

Dieser Gedanke war die Unterordnung der vielfachen
giösen und kirchlichen Anfänge und Ansätze unter
moralische Autorität des Bischofs von Rom, des
chfolgers Petri in dem römischen Bischofsamte, und
it Weiterbildung der fränkischen Landeskirche, die
bis dahin unter königlicher Autorität entwickelt und
diesem Verhältnisse einen großen Theil ihres ehemals
reichen Landbesitzes an die Könige verloren hatte, zu
er selbständigen geistlichen Macht, die über das enge
ndeskirchenthum hinaus Bedeutung beanspruchte,
ilich nun ihren Stützpunkt mehr und mehr außerhalb,
ht selten im Gegensatz zu Königthum und Volksthum,
hen mußte.

Man kann diese Entwicklung beklagen und ein Gegner
: Auffassung des Bonifatius sein, aber man wird
ht bestreiten können, daß sie eine Nothwendigkeit war,
nn die christliche Kirche im Frankenreiche Wurzel
lagen, nicht in Disciplinlosigkeit und Verweltlichung
entarten oder in asketischen Sondergesellschaften, wie die
mönchischen Lebensgemeinschaften, die die Iroschotten, wie
Columban und seine Anhänger, hier und da ins Leben
riefen, zerfallen sollte. Ohne die Organisation, die
Bonifatius geschaffen hat, kann man sich die Kirche
Deutschlands nicht denken; daß sie nicht für alle Zeiten
die einzige Form christlichen Volkslebens sein konnte
und daß in ihr Keime des Zerfalls von Anfang an ver-
borgen lagen, hat die Nothwendigkeit der Reformation
bewiesen, um die, als eine germanische Reaction gegen
die Organisation der Kirche unter dem römischen Primat,
das deutsche Volk die christliche Entwicklung bereichert
hat.

Der Angelsachse Bonifatius zog aus in dem frommen
Drange zu missioniren und die Glaubenssaat, nicht zum
Wenigsten auch unter den stammverwandten Altsachsen,
wie sie auf der britischen Insel genannt wurden, aus-
zubreiten. Stärker als die Aussicht auf eine gebietende
Stellung in der heimischen Kirche, die ihm sicher war,
lockte ihn die Fremde und der Missionseifer.

Schritt für Schritt seit seiner ersten Anwesenheit in
Rom in den Jahren 718 und 719, wo er sich von dem
Papste Gregor dem II. zur Missionsthätigkeit legitimiren
ließ und sich verpflichtete, das römische Taufformular
anzuwenden, wurde aus dem frommen Glaubensboten
ein kirchlicher Organisator, ein Kirchenpolitiker großen
Stils, der zwischen den Ansprüchen und Interessen des
päpstlichen Stuhles und des fränkischen Königthums
als päpstlicher Legat und als fränkischer Bischof einen
Ausgleich herbeizuführen suchte, der das Wachsthum der
jungen christlichen Kirche gesichert hat.

Den drei Päpsten, Gregor dem II. und III. und
Zacharias, die seinen eigenthümlichen Standpunkt nicht
immer ganz würdigten, hat er das Ansehen gewahrt,
und der neuen Königsdynastie einen unendlichen Zuwachs
an geistigem Gewichte zugeführt.

Im Einzelnen ist die Bekehrung Thüringens und
Hessens sein Werk; die Bischofssitze Erfurt, Würzburg
und Büraburg bei Fritzlar, von denen sich freilich nur
Würzburg erhalten hat, sind von ihm errichtet. Organi-
satorische Anregungen in Bayern sind ihm zu danken,
und wer wüßte nicht von seinem Wirken unter den
Friesen, von seiner Lieblingsstiftung Fulda, diesem Hoch-
sitze geistlicher und geistiger Unterweisung, von dem aus
unberechenbare Bildungseinflüsse nach allen Seiten
hin ausstrahlten.

Der Höhepunkt seines Wirkens scheint auf der Synode
von 747 erreicht, die die Unterwerfung unter die geist-
liche Autorität Roms formell ausspricht und eine Er-
klärung in diesem Sinne nach Rom sendet.

Von dem Missionsgedanken ausgehend, eine Ideal-
kirche im Herzen tragend, wird er das nothwendige
Werkzeug für die Errichtung eines Gebäudes, das der
Zeit- und Weltlichkeit, gegen die nun einmal alle Ideale
sich zu behaupten haben, die größtmögliche Festigkeit
entgegensetzen konnte.

(Schluß folgt.)

Das Petersilienbleck der Harzburg.

In dem ersten [illegible] Vortrage, welchen Herr [illegible] am 2. Dezember im [illegible] für das Herzogtum Braunschweig über die Harzburg hielt, [illegible] [illegible] Burg [illegible]

Da war es [illegible] Petersilienbleck [illegible]

[illegible]

Ich versuche es [illegible] Petersilienbleck [illegible]

Zunächst der „Petersilienbleck". [illegible]

[illegible] „Petersilienbleck" [illegible]

[illegible]

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.

3. Sitzung zu Braunschweig am 2. Dezember

[illegible]

denen Schwierigkeiten verrathe. Große Ver-
jabe sich Stegmann auch um die öffentlichen
ıngen des Herzogthums erworben, in erster Linie
keramische Sammlung des städtischen Museums
ınschweig, als deren Mitschöpfer er zu bezeichnen
och mit vielen Plänen habe sich der rastlos
Mann getragen: ihre Verwirklichung sei zum
ı der Wissenschaft durch den unerbittlichen Tod
: worden. Die Versammelten bekundeten ihre
nstimmung mit diesen Worten dadurch, daß sie
Ehren des Verstorbenen von ihren Sitzen erhoben.
ann theilte der Vorsitzende zwei bei ihm einge-
Ministerialrescripte mit. Nach dem einen hat
önigl. Hoheit der Regent dem Vereine die Führung
lmzier des Herzogl. Braunschweigischen Wappens
ereinszeichen gestattet. Das andere enthält die
eilung, daß Herzogl. Staats-Ministerium eine
1. Januar 1902 ab zahlbare jährliche Beihülfe
n Verein im Betrage von 2000 M in den Etat
tellen beschlossen habe. Der Verein muß sich dafür
ichten, der Redaction der Braunschw. Anzeigen den
ıck der ihr geeignet erscheinenden Aufsätze des
ızins freizugeben und die im Schriftenaustausch
jenden Veröffentlichungen an die Herzogl. Bibliothek
das Landeshauptarchiv zu überweisen.

s folgte nunmehr der Vortrag des Regierungs- und
raths Brinckmann über die Harzburg und die Be-
jungen auf dem kleinen Burgberge. Ausgehend von
dichten Besiedelung, die der Harzrand im Gegensatz
dem unwirthlichen Gebirge selbst schon im frühen
telalter erfahren habe, führte der Redner seine Zu-
r von Braunschweig okeraufwärts über Ohrum,
lz Werla und die Harlyburg zur Harzburg und
ıhlte zunächst deren Geschichte von ihrer ersten Er-
ung i. J. 1068 bis zum Jahre 1650, in dem der
.ige Abbruch der Burg beschlossen wurde. Dann
g er mit einigen Bemerkungen über mittelalterliche
.rganlagen im Allgemeinen, zu seiner eigentlichen
ıfgabe über, der archäologischen Behandlung der Harz-
rg, wobei er sich auf viele im Saale ausgestellte Zeich-
ngen stützen konnte. Der den jetzigen Zustand des
oßen Burgberges wiedergebende Grundriß — so führte
r Vortragende aus — deutet im Verein mit Abbil-
.ngen aus dem 16. und Beginn des 19. Jahrhunderts
ıf zwei durch einen Quergraben getrennte, aber von
nem gemeinsamen Ringgraben umschlossene Abthei-
.ngen der einstigen Burg hin, zu der der Burgweg ab-
veigend vom Kaiserweg so hinaufführte, daß der Feind
egen die Regel der Burg nicht die ungedeckte Schwert-
ite, sondern die Schildseite zukehrte. Vorbehaltlich der
rforderlichen näheren Nachforschungen kann man wohl
nnehmen, daß die ursprüngliche Gesammtanordnung und
er Umfassungsring bei den vielen Aenderungen der
nneren Burgeinrichtung im Laufe der Jahrhunderte
stets beibehalten worden sind. Flankirungsthürme, ein
eigentlicher Zwinger und ein Bergfrid lassen sich aus
den Resten in der ursprünglichen Anlage einstweilen nicht
erkennen. Die westliche Abtheilung der Burg scheint nach
den Abbildungen des 16. Jahrhunderts durch eine Quer-
mauer in Vorburg und Hauptburg getheilt gewesen zu
sein. Die östliche an der Halsseite belegene, das Peter-
silienbleek, hat unzweifelhaft zur Kaiserlichen Burg gehört
und ist muthmaßlich zu besonderem Zwecke (Münster
mit Curien? zweiter Vorhof?) bestimmt gewesen. Viel-
leicht blieb bei dem Wiederaufbau durch Friedrich I.
diese Abtheilung unbebaut, worauf auch die späteren
Belagerungen von hier aus schließen lassen Der Burg-
brunnen, der sogenannte Pulverthurm und einige
Mauern sind die noch sichtbaren spärlichen Reste der
Burg, doch sind von Nachgrabungen, insbesondere auch
auf dem Petersilienbleeke, weitere Aufschlüsse zu erwarten.

Der kleine Burgberg, dem Redner sich hiernach zu-
wandte, liegt etwa 280 m nördlich vom großen Burgberge
und ist etwa 50 m niedriger als dieser, er springt als
besonderer Felskopf schon von Weitem ins Auge. Die
dort im vergangenen Herbste angestellten vorläufigen
Ausgrabungen haben die Ringmauer und die Grund-
mauerreste von zwei Gebäuden einer bisher unbekannten
mittelalterlichen Burganlage angeschürft. Die Ring-
mauer schließt sich ohne Zwinger und Flankirungs-
thürme unregelmäßig der Contur des eingeebneten Berg-
kopfes an und ist aus an Ort und Stelle gewonnenen
Bruchsteinen mit Kalkmörtel hergestellt, der nach den
Untersuchungen des Professors Dr Frühling Kalk und
Sand im Verhältniß von 1 : 1 enthält, während heute
das Verhältniß 1 : 2 üblich ist. Jenes Verhältniß,
das beispielsweise auch bei der großen Harzburg und
der Burg Anhalt nachgewiesen ist, bedingt eine be-
deutende Festigkeit des Mörtels, wie sie ja den mittel-
alterlichen Bauwerken fast durchweg eignet.

Auf dem Burgplateau finden sich zwei auffallende
Vertiefungen, deren Bedeutung noch nicht erforscht
werden konnte. Dachdeckungsmaterial ist bislang noch
nicht zum Vorschein gekommen, die Gebäude sind also
vielleicht mit Stroh, Holz oder dergl. gedeckt gewesen.
Die Ringmauer ist an den von Natur nicht sturmfreien
Seiten mit einem Ringgraben und je einem kürzeren
Rückengraben verstärkt worden, die scheinbar nicht durch
Mauern, sondern nur an einer Stelle mit einem Walle
(Pallisaden?) bewehrt waren. Ein dritter Graben auf
dem Sattel zwischen großem und kleinem Burgberge
scheint unfertig geblieben zu sein, wie denn auffälliger
Weise auch bei den anderen Gräben zwischen den beiden
Burgen je ein kleines Stück unfertig geblieben ist,
vielleicht zum Zwecke bequemen Verkehrs während des
Baues.

Es drängt sich nun die Frage auf: Aus welcher Zeit
stammt diese geschichtlich unbekannte Burganlage? Daß
man es mit einer prähistorischen Befestigung zu thun
habe, was an sich nicht unmöglich wäre, dafür fehlen
alle Anzeichen. Daß wir in dem kleinen Burgberge
den Bergkopf zu sehen hätten, auf dem sich die Sachsen
nach den Annalen Lambert's v. Hersfeld zur Belagerung
der Burg Heinrich's IV. verschanzt hatten, dagegen
spricht schon Lambert's Angabe, jener Kopf sei höher
als die Harzburg gewesen; überdies haben Heinrich's
Feinde sicher nur provisorische Befestigungen angelegt.
Die fraglichen Worte Lambert's sind aller Wahrschein-
lichkeit nach auf den Sachsenberg zu beziehen, der that-
sächlich höher liegt als die Harzburg und auf dem auch

nach Forstrath Nehring's Mittheilung Umwallungen erkennbar sind. Daß auf dem kleinen Burgberge die ursprüngliche Burg Heinrich's IV. gestanden habe, muß schon aus strategischen Gründen für ausgeschlossen gelten. Denn eine Burg auf dem kleinen Burgberge hätte vom großen Burgberge aus vollkommen beherrscht werden können. Und auch aus räumlichen Rücksichten ist für die gewaltige Kaiserburg sicher der große Burgberg gewählt worden. Nach Ansicht des Vortragenden sind die Befestigungen auf dem kleinen Burgberge vielmehr für eine Vorburg der oberen Harzburg zu halten. Denn sogar die von Bergfridshöhe der letzteren über das Plateau des kleinen Burgberges gezogene Visirlinie läßt unterhalb desselben einen ausgedehnten todten Winkel liegen, in dessen Schutze der Feind bis nahe an den großen Burgberg kommen konnte, wenn auf dem kleinen keine Befestigung errichtet war. An der Hand einer graphisch-statistischen Tafel wurde gezeigt, daß zwar die kleine Harzburg ihrer Ausdehnung nach manche vom Redner untersuchte selbständige Burgen übertrifft, daß aber wiederum die große Harzburg der kleinen um ein Bedeutendes voransteht. Uebrigens mußte die wahrscheinlich mit Wirthschafts- und Mannschaftsgebäuden besetzte Vorburg einer Kaiserpfalz ohne Frage einen beträchtlichen Umfang haben. Für diese Beziehung läßt sich auch die erwähnte Unfertigkeit der Vorburggräben ins Feld führen. Architectur- oder sonstige Funde, die eine sichere Altersbestimmung zulassen, sind leider bisher nicht gemacht, vielleicht aber wird die durchaus nöthige und hoffentlich bald zu ermöglichende Fortsetzung der Ausgrabungen solchem Mangel abhelfen und die erwünschte Klarheit schaffen.

Zum Schluß besprach der Vortragende noch kurz die von ihm vor zwei Jahren ausgegrabene Kirche am Fuße des Burgberges. Da er über diese schon im verflossenen Winter dem Ortsvereine einen besonderen Vortrag gehalten hat, so genügt es hier auf den bezüglichen Bericht in Nr. 315 der Braunschw. Anzeigen vom 23. November 1900 zu verweisen.

Museums-Director Prof. Meier bemerkte zu den Ausführungen des Herrn Brinckmann, daß es auch seiner Meinung nach das Richtige sei, sowohl die doppelte Burganlage des großen, als die des kleinen Burgberges auf einen einheitlichen Plan zurückzuführen. Die ungewöhnliche Ausdehnung der Gesammtanlage sei wohl dadurch zu erklären, daß die Gründung eines Chorherrenstiftes dort oben, der dadurch bedingte Bau einer Kirche und von Chorherrenwohnungen, sowie schließlich die Einrichtung einer eigenen Familiengrabstätte in der Kirche durch Kaiser Heinrich IV. der Burg einen ganz besonderen Charakter verliehen habe. Redner sprach ferner die Vermuthung aus, in dem Petersilienbleek sei der Platz für die eigentliche Burg zu sehen, während das Stift auf der westlichen Hälfte des großen Burgberges gelegen habe; diese sei vermuthlich erst durch Friedrich Barbarossa Stätte der eigentlichen Burg geworden, die dann im 15. Jahrhundert vom Petersilienbleek aus belagert und erobert worden sei.

[illegible] Herr Brinckmann hiergegen eingewandt [illegible] das Palatium kann nach der Halsseite des Berges zu erbaut haben werde, … rath Nehring das Wort, um der Mein… geben, daß die Befestigungen des gro… Burgberges nicht zu gleicher Zeit entstande… verschiedenen Gründen erklärte er die des … berges für die älteste Anlage, die vorh… historische Zeit zurückgehe. Heinrich … Burg auf dem großen Burgberge … Petersilienbleek, das lediglich durch Grä… unberücksichtigt gelassen. Uebrigens … zur weiteren Förderung der Ausgrabungen … eines eigenen Vereins geplant. Herr … hinzu daß diese Aufgabe auch dem Harz… am Herzen liege, der sich ihrethalben mit … schweigischen Geschichtsverein in Verbindung …

Bücherschau.

Moritz Cantor, Beiträge zur Lebens… Carl Friedrich Gauß. Mémoire pré… d'histoire des sciences Paris 1900. … frères 1901. 20 S. 8°.

Die in gefälliger Darstellung aus … nachrichten über unseren berühmten … K. Fr. Gauß sind zumeist seinem Briefwech… bekannten Bremer Astronomen Olbers … nommen, von dem die erste bis zum … reichende Hälfte 1900 erschienen ist. Sie … theils auf wissenschaftliche Fragen und … beide Männer beschäftigten und mit einander … theils auf persönliche Verhältnisse, Gauß' … Familienleben u. s. w., die uns den großen … menschlich näher rücken und daher auch in … Kreise Interesse beanspruchen dürfen.

Monatsschrift für Handel und In… Juni. Industrie und Handel unseres … VIII. Leder, Gummi und Guttapercha. IX. … Schnittstoffe. X. Nahrungs- und Genußmittel … u. August. XI. Bekleidung. XII. Handel. … und October. W. Schmidt, Gewerbliche … schulen; Wirthschaftsergebnisse der Braun… verwaltung; 47. Plenarversammlung der Han… für das Herzogthum Braunschweig.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. … Wurstfabrikanten und die deutsche Schwei… 21. Wittmack, Behaltet Wintergetreide zur … Herbstsaat! — 23. W. Rimpau, Ermittelung des … von Samenwechsel. — 26—28. Frühjahrs-Ver… des Central-Ausschusses des landwirthschaftlichen … Vereins zu Braunschweig am 4. Juni 1901. — … Mackensen v. Astfeld, Pferdezucht und Bestrebungen … Landes-Pferdezuchtvereins. — 31—32. Tancr… von Zwischenfrüchten. 38—39. Beschlüsse des … Ausschusses des Deutschen Landwirthschaftsraths … Entwurf eines Zolltarifgesetzes. — 41. Jacob… kämpfung der Hamsterplage. — 42—44. König, … tung der Bacteriologie für die Landwirthschaft. … Pommer, Zur Bekämpfung von Spargelrost u. … fliege; Vibrans, Straßenbeleuchtung mit Spiritus… licht-Laternen. — 47. Die Altersversorgung des … wirths durch Selbstversicherung. — 48—50. Herbst… sammlung des Central-Ausschusses des landwirthsch. Central-Vereins zu Braunschw. am 12. Octbr. 190…

[B]raunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

[N]o. 26. 29. December **1901.**

[Nachdruck verboten.]

[V]om 1. Januar des nächsten Jahres ab [wird] das Braunschweigische Magazin nicht [meh]r mit den Braunschweigischen Anzeigen [aus]gegeben, jedoch von dem Geschichtsvereine [für] das Herzogthum Braunschweig in Monats[nu]mmern, sonst aber wesentlich in der alten [We]ise fortgesetzt werden. Seinen Mitgliedern [wir]d der Verein neben dem „Magazin" ein [„Ja]hrbuch" von etwa 12 Druckbogen liefern. [Me]ldungen zum Eintritt in den Verein [(Ja]hresbeitrag 6 Mk.) sind an dessen Vor[sta]nd zu Handen des Herrn Bankdirector Walter in Braunschweig zu richten. Für [da]s Braunschweigische Magazin allein wird [ein] besonderes Jahresabonnement für 3 Mk. [bei] allen Buchhandlungen, sowie bei der Post [(Z]eitungsliste 1. Nachtrag Nr. 1303a) eröffnet.

[D]ie Bekehrung der alten Sachsen.

Von Karl Mollenhauer.

(Schluß.)

Es ließe sich schon denken, daß die christliche Lehre [si]ch durch unorganisirte Glaubensboten, in der Art der [I]roschotten, allmählich bei den Sachsen Eingang ge[fu]nden hätte. Die Vorstellung eines so freien und [un]abhängigen Volkes, wie es die Sachsen waren, nun [au]ch veredelt und vertieft durch freie Annahme des [E]vangeliums mag etwas Bestechendes haben. Sicher [is]t, daß so nie und nimmer die abendländische christliche [K]ultur eine so wunderbare, weltumspannende Einheit [g]eworden wäre, wie sie es trotz der nationalen Ver[sc]hiedenheit ihrer Träger im Gegensatz zu dem erstickenden [C]aesaro-Papismus der griechischen Kirche geworden [i]st. Das Christenthum hätte sich vielleicht im Einzelnen [r]einer erhalten, es wäre mehr Herzenssache geworden [u]nd hätte mehr die Keime entfaltet, die sich neutral [g]egen Staat und Welt verhalten, oder sich wohl gar feindlich gegen sie wenden, die große abendländische Universal-Bildungsanstalt, die daneben unendlichen Spielraum für unzählige Schattirungen des Glaubenslebens ließ, wäre nicht erstanden.

Darum wollen wir nicht beklagen, daß Karl den Sachsen mit dem Kreuze zugleich das Schwert entgegentrug.

Der äußere Hergang ist bald erzählt.

Ich will Ihnen zunächst die Darstellung des Einhard, des berühmten Biographen des großen Königs, geben:

„Kein Krieg, den das Volk der Franken unternahm, ist mit solcher Ausdauer, Erbitterung und Anstrengung geführt worden; denn die Sachsen, die wie fast alle Völkerschaften Deutschlands wild, dem Götzendienst ergeben und gegen unsere Religion feindselig waren, hielten es nicht für unehrenhaft, göttliches und menschliches Recht zu übertreten und zu schänden. Dazu kamen noch besondere Umstände, die jeden Tag eine Störung des Friedens verursachen konnten: die Grenze zwischen uns und den Sachsen zog sich fast durchweg in der Ebene hin, mit Ausnahme einiger Stellen, wo größere Waldungen oder dazwischen liegende Bergrücken eine scharfe Grenzlinie bildeten; so wollten Todtschlag, Raub und Brandstiftungen auf beiden Seiten kein Ende nehmen. Dadurch wurden die Franken so erbittert, daß sie endlich ihren Schaden nicht mehr blos heimgeben, sondern es auf offenen Krieg mit ihnen ankommen lassen wollten. Der Krieg wurde also begonnen und von beiden Seiten mit großer Erbitterung, jedoch mehr zum Nachtheil der Sachsen als der Franken dreiunddreißig Jahre lang ununterbrochen fortgeführt. Er hätte freilich früher zu Ende gebracht werden können, wenn nicht die Treulosigkeit der Sachsen gewesen wäre. Es ist schwer zu sagen, wie oft sie besiegt waren und flehentlich sich dem Könige unterwarfen, das ihnen Anbefohlene zu leisten versprachen, die ihnen abgeforderten Geiseln ohne Zögern stellten und die zu ihnen geschickten Beamten aufnahmen; waren sie doch einige Male so geschwächt und heruntergebracht, daß sie selbst dem Götzendienst zu entsagen und den christlichen Glauben anzunehmen gelobten. Aber wenn sie einerseits mehrere Male bereit waren, dem nachzukommen, so waren sie andererseits jedes Mal sogleich bei der Hand, das Gegentheil zu thun, so daß es schwer zu sagen ist,

ob man ihre Geneigtheit zu dem Einen oder zu dem Anderen mit größerem Rechte behaupten darf; denn seitdem der Krieg mit ihnen seinen Anfang nahm, ist kaum ein Jahr verflossen, in dem nicht ein solcher Wechsel mit ihnen vorging. Aber in seinem hohen Sinn und seiner im Glück und im Unglück sich gleich bleibenden Beharrlichkeit ließ sich der König durch keinen Wankelmuth von ihrer Seite ermüden, noch von dem, was er sich einmal vorgenommen hatte, abbringen; vielmehr ließ er ihnen niemals ihr treuloses Verhalten ungestraft hingehen, sondern zog entweder in eigener Person gegen sie zu Felde oder schickte seine Grafen mit Heeresmacht gegen sie aus, um für ihr Thun Rache und eine gerechte Sühne zu nehmen. Zuletzt, nachdem er Alle, die ihm Widerstand geleistet hatten, besiegt und unterjocht hatte, riß er 10000 Mann aus ihren Wohnsitzen auf beiden Ufern der Elbe los und siedelte sie in vielen Abtheilungen in verschiedenen Gegenden Deutschlands und Galliens an. Unter der Bedingung aber, die vom Könige gestellt, von den Sachsen angenommen ward, nahm der Krieg, der sich so viele Jahre hingezogen hatte, ein Ende, daß sie dem heidnischen Götzendienste und den heimischen Religionsgebräuchen entsagten, die Sacramente des christlichen Glaubens annähmen und mit den Franken zu einem Volke sich verbänden".

„In diesem Kriege, durch einen so langen Zeitraum er sich auch hinzog, kämpfte Karl selbst doch nicht mehr als zwei Mal in ordentlicher Feldschlacht mit dem Feinde; das erste Mal an dem Berge Osnengi (dem Osning) bei dem Orte, der Theotmelli (Detmold), das zweite Mal an der Hase (bei Osnabrück) und das im Verlaufe von einem Monat und wenigen Tagen. In diesen beiden Schlachten erlitten die Feinde eine solche Niederlage, daß sie den König nicht mehr herauszufordern und, wenn er kam, ihm nur dann Widerstand zu leisten wagten, wenn die Oertlichkeit besonderen Schutz bot. Viele Männer jedoch vom fränkischen wie sächsischen Adel und die die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatten, wurden in diesem Kriege hinweggerafft, der erst im dreiunddreißigsten Jahre ein Ende nahm".

Das ist der schlichte Bericht des Einhard in seinem Leben Karl's. Ihm wären noch Einzelheiten hinzuzufügen, die wir größtentheils gleichfalls ihm zu verdanken haben, oder genauer dem ihm mit der größten Einmüthigkeit zugeschriebenen Annalenwerke.

Auf der Reichsversammlung zu Worms 772 wurde der Beschluß zum Sachsenkrieg gefaßt und gleich von da aus zur Ausführung geschritten. Die Darstellung Einhard's berechtigt uns zu der Annahme, daß dieser Kriegszug des Jahres 772 nicht als eine Fortsetzung der ewigen Raufereien angesehen wurde, sondern von vornherein als ein Unternehmen, das durch die Angliederung oder Unterwerfung des Sachsenvolkes gekrönt werden sollte. Denn Karl hatte die feste Absicht, alle deutschen Stämme unter seinem Scepter zu vereinigen; schon das Ueberwiegen seiner romanischen Unterthanen mußte ihm den Wunsch nach Verstärkung des deutschen Elements in seinem Reiche nahe legen. Denn Karl fühlte sich, was auch französische Darsteller dagegen vorbringen, als Deutscher.

Daß es zugleich auf Bekehrung der Feinde abgesehen war, bezeugt die Begleitung vieler Geistlichen, unter Anderen des Abtes Sturmi von Fulda, und das sofortige Beginnen mit der Zerstörung heidnischer Kultstätten, so mit dem Fällen der räthselhaften Irmensäule. Aber er verschmähte es, etwa die heuchlerische Weise des Chlodwich nachzuahmen, der einst den Vernichtungskrieg gegen die Westgothen mit tönenden Phrasen begründete, in denen er sich zum katholischen Glaubensfürsten den arianischen Ketzern gegenüber aufwarf. Der erste Zug richtete sich im Unterschied zu früheren Unternehmungen gegen die Engeren, die bislang noch am wenigsten mit den Franken zu thun gehabt hatten.

Man kann zweifelhaft sein, ob die Zersplitterung des Sachsenvolkes in diesem Kriege den Sachsen mehr Vortheile gebracht hat oder Karl. Die Frage läßt sich wohl dahin beantworten, daß sie für Karl die größten Opfer nöthig machte und ihn immer von Neuem zwang, den Krieg, den er beendigt glaubte, wieder aufzunehmen, kurz, daß sie die lange Dauer des Krieges verschuldete, daß sie aber schließlich den Sachsen zum Verderben ausschlug.

Die Irmensäule hat man an vielen Orten gesucht, mit dem größten Rechte wohl in der Nähe von Altenbeken, unweit der Quellen der Lippe, wo sich ein Quell, der sogenannte Bullerborn, befindet, der bis ins XVII. Jahrhundert die Eigenschaft hatte, in bestimmten Zwischenräumen auszusetzen und dann wieder zu sprudeln. Es wird berichtet, das Heer habe in dieser Gegend Wassermangel gelitten, bis ein wunderbar überraschend entspringender Quell den Mangel behoben habe. Die ehemalige Eigenschaft des Bullerborns paßt sehr gut zu dieser Erzählung, und wir haben daher keinen Grund, an der Oertlichkeit der Irmensäule zu zweifeln. Viel schwieriger ist es, sich ein Bild von ihr selbst zu machen. Unter allen Deutungen befriedigt am meisten, die darunter einen gewaltigen Baum versteht, der, etwa wie die Donareiche bei Geismar, gewaltigen Umfangs wie er war, in graue Vorzeit zurückreichend die Verehrung immer weiter wohnender Stämme auf sich zog. Auch Baulichkeiten müssen das Heiligthum umgeben haben, denn die Zerstörung war nicht so einfach. Die Eresburg, die gleichfalls in diesem Jahre zerstört wurde, lag sechs Stunden weiter.

Unterwerfung der Engern, Stellung von Geiseln und vielleicht auch die Oeffnung des Landes für die christlichen Sendboten war das Ergebniß dieses ersten Feldzuges.

Karl mußte das begonnene Werk einstweilen unvollendet liegen lassen. Der Langobardenkrieg, der zunächst wichtiger und dringlicher war, rief ihn ab und hielt ihn bis zum Frühjahr 775 fern.

Die Sachsen ließen die Entfernung Karl's nicht ungenutzt. Im Jahre 774 schlossen sich alle drei Stämme zusammen, gewannen die Eresburg zurück und brachen in die fränkischen Gebiete ein, wo besonders die Anlagen des Bonifatius bei Fritzlar die Wuth der erbitterten Schaaren zu spüren hatten. Die Kirche, von der einst Bonifatius geweissagt hatte, daß das Feuer [illegible] verzehren werde, blieb damals wirklich verschont,

Berichterstatter schmücken die Errettung mit wunderbaren Zuthaten aus.
Rache des sieggekrönt aus Italien zurückkehrenden blieb nicht aus. Im Frühjahr 775 drang er, er bei Höxter die vereinigten Sachsen zum gebracht hatte, bis an die Oker vor, wo der ing der Ostfalen, Hessi, den man wohl mit dem e Hessen in Verbindung bringt, sich demüthigte, stellte und Treue schwur. Im Bückeburgischen arfen sich die Engern. Nicht ganz ohne Unfall er Heereszug ab. Bei Lübbecke im Mindenschen in fränkischer Heerestheil eine empfindliche Niederdas freilich von Einhard gemildert und auf sächs Treulosigkeit zurückgeführt wird.
s folgende Jahr brachte wieder eine Erhebung; fiel die Eresburg, während sich die Siegburg Abermals folgte Unterwerfung. Dieses Mal in Form, daß die Sachsen ihr Landeigenthum vereten für ihre Treue. Zum ersten Male hören wir on einer Annahme des Christenthums in größerem nge. Eine noch größere Zahl von Bekehrungen Taufen brachte das folgende Jahr, wo die große sversammlung zu Paderborn abgehalten und der sche Feldzug beschlossen wurde. Sah das Bengswerk anscheinend jetzt der hoffnungsreichsten Entlung entgegen, so erfolgte bald ein Rückschlag. hing hier von der Haltung der Großen ab. Denn oß auch die Volksfreiheit der Sachsen, so stark ihr hängigkeitsgefühl und Sondersinn entwickelt war, Beispiel der örtlichen Notabeln war maßgebend. muß sich das im Einzelnen vorstellen. Solch ein astenhof mit weitverzweigten Familienverbindungen, vandten, Befreundeten, mehr oder weniger abhängigen en im Hause und in der Umgebung, hatte mindestens vorbildliche Autorität. Das ist ähnlich auf dem be bis auf den heutigen Tag. Da hat jede Gegend mit einer gewissen Andacht und einem erfreulichen lze genannte Größe, deren Bedeutung sich nun auf ßen Besitz, weitreichende Verbindungen, besondere htigkeit oder Ursprünglichkeit, am besten auf Alles immen, gründen mag. Bei allem Unabhängigssinne ist sie ein Bedürfniß, vor Allem des müths.
So schauten auch die alten Sachsen nach den Führern er Wahl.
Die Massentaufen und die äußere Annahme des ristenthums durch noch so zahlreiche Namenlose hatte ch keine entscheidende Bedeutung, so lange nicht die roßen sich dem neuen Glauben zugewandt hatten; die türliche Aristokratie mußte sich erst erklärt haben. on einer Anzahl solcher Großen wissen wir, daß sie h früh der neuen Lehre zuwandten. So jener Hessi, r sogar Mönch im Kloster Fulda wurde und dort ich dem Todtenbuche von Fulda im Jahre 804 gestorben t. Der Graf Emmig aus dem Lerigau gewann sogar e Märtyrerkrone. Andere bekenntnißtreue Sachsen aren Amalung und Hiddi, die wir aus Urkunden nnen. Aber schwerer noch fiel die Autorität anderer Männer ins Gewicht, so vor Allen die des großen Widukind, der damals der ihm feindlichen Strömung weichend den Dänenkönig aufgesucht hatte, wo er seine Zeit abwartete.

Die schien gekommen, als Karl in Spanien weilte und die Nachrichten von den Mißerfolgen der fränkischen Waffen, die die Entfernung noch übertrieb, zu den aufhorchenden Sachsen drangen.

Es folgte ein Rachezug der erbitterten Sachsen bis über den Rhein, wo St. Martin in Köln in Flammen aufging. Nicht Beute zu machen galt es, sondern mit Feuer und Schwert Rache zu nehmen. Eine Seitenunternehmung schien Fulda zu bedrohen. Die entsetzten Mönche fühlten sich nicht sicher im Kloster, hoben den theuern Leichnam des heiligen Bonifatius, der einst in schwerem Streit der Kirche zu Mainz war abgedrungen worden, aus seiner Ruhestätte und flüchteten sich mit ihm bis nach Hammelburg in der Maingegend, wo sie sich erst in Sicherheit fühlten, nachdem sie das Rhöngebirge zwischen sich und die gefürchteten Sachsen gelegt hatten. Aber auch das Kloster blieb unversehrt.

Der Bericht über den Zug Karl's im nächsten Jahre klingt ziemlich belanglos gegenüber diesen Unthaten; erfolgreicher ist die Unternehmung des Jahres 780, wo Karl an der Oker bei Ohrum wieder zahlreichen Taufen zusah und dann bis an die Elbe in die Gegend von Wolmirstedt vordrang. Jetzt schien er thatsächlich zu Ende gekommen zu sein mit seinem Vorhaben; deutlicher werden seine Entwürfe zu einer Organisation der sächsischen Kirche. Die Bereitwilligkeit zahlreicher Täuflinge täuschte ihn. Denn wiederum kamen die Elemente obenauf, die die sächsische und heidnische Sache noch nicht verloren gaben. Gelegenheit zur Erhebung gab ein fränkischer Zug gegen die Sorben, an dem auch Sachsen theilnahmen. Der Heerhaufen der Franken wurde am Süntel vernichtet. Furchtbar war diesmal die Rache Karl's. Sie kennen Alle das berüchtigte Blutgericht, das Karl über die Sachsen bei Verden verhängte. Mögen wir die Erbitterung Karl's durch das Verhalten der Sachsen als noch so sehr begründet ansehen, über dies Hinschlachten von 4500 Menschen kommt unser Gefühl nicht hinweg. Alles Herumdeuten an der Ueberlieferung hilft nichts, die That ist zu gut beglaubigt. Eins können wir Karl einräumen, daß wir von ihm so viel nachträgliche Unparteilichkeit, die dem unterdrückten Volke im Kampfe um die Unabhängigkeit das Recht zur Auflehnung und Erhebung unter allen Umständen zugesteht, nicht verlangen können. Ein Flecken bleibt diese Blutthat auf dem Bilde seiner überragenden Persönlichkeit auf jeden Fall. Sie hatte zunächst die Folge, daß sich noch ein Mal die Sachsen, einhelliger als je, mit vollem Krafteinsatze erhoben. Die Schlacht bei Detmold verlief trotz der fränkischen Darstellung mindestens erfolglos für die Franken, denn Karl machte eine Rückwärtsbewegung. Erst als er Verstärkungen an sich gezogen hatte, holte er zu dem entscheidenden Schlage aus, der das Heer der Sachsen an der Hase nicht weit von Osnabrück vernichtete. Das ist der eigentliche Wendepunkt im Sachsenkriege. Widukind's Taufe in der Pfalz zu Attigny, fern der sächsischen Heimath, wurde als eine Art Besiegelung der neuen Freundschaft angesehen. Karl selbst wurde sein

[illegible] Wie wenig bedeutend die [illegible] in der Folge [illegible], beweist die [illegible] der [illegible] Regierung der [illegible] [illegible] der Kriege [illegible] [illegible] Grenzbefestigungen und die [illegible] der [illegible] [illegible]

Die [illegible] in der [illegible] der [illegible] [illegible] der Sachsen [illegible] Anforderungen an die [illegible] in der Folge [illegible].

In [illegible] wurde das Sachsenland dem fränkischen [illegible] eingefügt, aber [illegible] da [illegible] gerichtet ist.

Ebenso wenig will ich Sie mit einer Erinnerung über den [illegible] Frieden ermüden, der angeblich dem langen Kriege [illegible] ein Ende gemacht haben soll. Es ist wohl mehr eine Art [illegible] das sich [illegible] eines [illegible] Friedens nach so langem Hader [illegible]. Einige [illegible] muß einen Frieden mit einem unterworfenen Volke annehmen. Denken Sie an die Pläne der Engländer von heute, die, wenn es in Transvaal nach ihren Wünschen gehen würde, ganz gewiß einen formellen Friedensschluß nicht anlegen würden.

Wie stand es nun mit dem Friedenswerke der Bekehrung? In Paderborn, in [illegible] seiner mit dem großen König bereits mit Organisationsentwürfen beschäftigt, ja ein ganzer Stab von geistlichen Arbeitern begleitete ihn schon auf seinem ersten Heereszuge.

Mit dem Taufen war es nicht gethan, mit der Anlage [illegible] und Kirchen auch nicht. Das [illegible] von einer tiefeingewurzelten Vorstellungswelt [illegible] und zu einer völlig fremden [illegible] werden, Brauch und Sitte mußten ein anderes [illegible] und eine neue Begründung sich gefallen [illegible].

[illegible] sagen, Karl der Große ist als Bildner [illegible] eigenen und der unterworfenen [illegible] mechanisch und äußerlich zu Werke [illegible] Umgebung, in der wir ihn auf seinen [illegible] seinen Kriegszügen antreffen, [illegible] Thaten für seine wahrhaft große [illegible] und nicht gefügige Werkzeuge [illegible], nicht unselbständige [illegible] Persönlichkeiten, alle [illegible], die diese echt königliche [illegible] Da ist der große

Angelsachse Alkuin, der [illegible] [illegible] und namentlich der [illegible] [illegible] Deutschland, der sich [illegible] [illegible] Volkes [illegible] [illegible] Dank [illegible] [illegible] Kirche.

[illegible] Sachsen bei der [illegible]

Die [illegible] der Sachsen [illegible]

[illegible] der [illegible] Kirche, [illegible] Franken, Friesen, [illegible]

Karl benutzte vorhandene oder schuf neue [illegible] des [illegible] wurde [illegible] Paderborn.

Weitere Beziehungen wurden namentlich [illegible] her wirksam. Darüber besitzen wir ein [illegible] Zeugnis in dem Leben des Angelsachsen [illegible] mit dem Hofgute von St. Amand in [illegible]

ieser Bericht ist deshalb so überaus wichtig, , freilich nicht ganz einwandfrei, mitten in Leben des ausgehenden VIII. Jahrhunderts, ndtag der Sachsen zu Markloh, das wir im zu suchen haben, anschaulich führt. Ich hätte Lust, Ihnen diese Erzählung vorzulesen, aber ich würde Ihre Geduld mißbrauchen.

wirkte Willehad von Friesland aus unter des Gaues Wigmodia an der unteren Elbe, erhebliche Verpflanzungen in landfremde stattfanden.

as Osnabrückische wurden vielfältige Ver- begründet mit Lüttich durch Agilfried, dem enden an das Herz gelegt wurden.

ach im Odenwald erhielt die Gegend, wo später thum Verden entstand, zur Missionsthätigkeit n. Noch jetzt ist die gelehrte Forschung nicht e gekommen über die Beziehungen des späteren idter Sprengels zu Chalons sur Marne, von Hildegrim auf diese Gebiete einwirkte. Der um das Liudgerikloster in Helmstedt hängt mit ch offenen Frage zusammen.

Bonifatiuskloster, dessen Abt Sturmi auf der g 779 sein thatenreiches Leben beschloß, wirkte Hameln und hat erst viel später seine Hoheits- n das Stift von Minden abgetreten.

wäre mir eine überaus anziehende Aufgabe, nun noch die wirkliche Gründung der sächsischen mer vorzuführen, deren Urgeschichte noch jetzt, wo s von der Vorstellungsweise, die bei ihrer Er- g herrschend war, längst losgelöst haben, überaus ist, deren Bauwerke aber, wo sie noch einiger- in ihrer ursprünglichen Anlage erkennbar sind, greifen, ständen wir auch dem Baugedanken ihrer er innerlich noch so ferne.

möchte Ihnen gern noch von Corvey, dem Tochter- von Corbie a. S., erzählen, diesem hochberühmten niedersächsischer Benediktinerarbeit, von dem Enkel idukind, Waltbert, der nach dem Berichte Rudolf's Meginhard's von Fulda die Gebeine des heiligen nder aus Rom holte und nach Wildeshausen an Hunte brachte, um für seine Gründung einen be- ren Verehrungsgrund zu gewinnen. Alles nur, Ihnen zu zeigen, wie die Saat, die unter Karl dem en gelegt wurde, aufgegangen ist.

is tief in das Herz des fränkischen Reiches verflocht die Interessen der Sachsen mit seinem Staats- nken, und in unnachahmlicher Größe wandte er die nehmende Fürsorge derer, die früher in dem Wein- e gearbeitet hatten, den später Hinzugekommenen zu. Wie tief aber diese Sachsen die Aufgabe genommen en, daß hier wirklich eine Bekehrung vorlag, kann ts besser beweisen, als die schon unter Karl's Sohne tandene niedersächsische Dichtung eines Laien, der iand. Nicht viel mehr als 100 Jahre nach dem be des großen Karl ging die Krone des Franken- hes nach Sachsen, sie fiel in das erlauchte Haus Liudolfinger.

Grabstätten der Welfen.

65. Reinhardsbrunn.

Die Todtengruft der Thüringer Landgrafen war das stattliche Benediktinerkloster Reinhardsbrunn. Zwei Mal, gegen Ende des 13. Jahrhunderts (1292) und im Bauernkriege (1525), erfuhr es fast völlige Zerstörung. Jetzt erhebt sich auf den Trümmern der alten Klostermauern das schöne Lustschloß, das Herzog Ernst I. von Gotha seit 1828 an dieser in geschichtlicher und landschaftlicher Hinsicht so hervorragenden Stätte hat erbauen lassen. Ein herrlicher Ueberrest aus alter Zeit sind in der neu erbauten Kirche die alten Grabdenkmäler der Thüringer Landgrafen [1]). Leider vermissen wir darunter die Landgräfin Anna, die zweite Gemahlin des Landgrafen Balthasar, die Tochter Kurfürst Wenzel's von Sachsen, die in erster Ehe 1386 sich dem Herzoge Friedrich zu Braunschweig und Lüneburg vermählte, nach dessen Tode aber († 5 Juni 1400) am 14. Juli 1404 dem Landgrafen Balthasar zu einer zweiten, aber kurzen Ehe die Hand reichte. Denn der Gatte starb schon am 18. Mai 1406, sie erst weit später; am 18. April 1426 ist sie noch am Leben. Daß sie in Reinhardsbrunn, wo ihr Gemahl liegt, begraben wurde, ist von vornherein zwar wahrscheinlich, aber die alten Schriftsteller, wie Falckenstein u. A., wußten nichts davon zu berichten. Jetzt bezeugt ihre Beisetzung dort in seinem grundlegenden Werke: „Die Wettiner Genealogie des Gesammthauses Wettin“ (1897) S. 114 Otto Posse. Er stützt sich für diese Annahme, wie er mir freundlichst mittheilte, auf eine Notiz des 17. Jahrhunderts im Archive zu Gotha, über die er mir jedoch Näheres nicht mehr anzugeben vermochte.

66. Scheyern [2]).

Scheyern, die alte Stammburg des Geschlechts von Scheyern-Wittelsbach, wurde 1113 in ein Familienkloster umgewandelt, und an der Stelle, wo lange Jahre die Vorfahren kraftvoll gewaltet hatten, wurden nun etwa 170 Jahre hindurch die entschlafenen Nachkommen zur ewigen Ruhe gebettet. In der Kapitelskirche oder Fürstenkapelle, die an die Ostseite des Kreuzganges stößt, befindet sich ein großes gemauertes Grab, das nicht weniger als 120 Leichen der Grafen von Scheyern und Herzöge von Bayern bergen soll. Abt Stephan ließ ihnen 1624 einen Grabstein mit folgender Inschrift setzen:

> D. O. M. Gentilitiae Boiae Ducum Prosapiae Schyrae Principibus Quorum ossa sunt hic Heroica in Tumulo subterraneo Quadro lateritio congesta acervatim reperta Beneff. Max. Monumentum de novo P. P. A. P. C. N. MDCXXIV.

Mindestens eine der letzten Personen, die hier begraben wurden, war Agnes, die Tochter des Pfalzgrafen bei

1) Vergl. P. Lehfeldt, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Sachsen-Gotha. III. B. S. 20 ff.

2) Vgl. Joseph von Hefner, Ueber die Fürstengruft und die Fürstenkapelle zu Scheyern im Oberbayerische Archiv B. II (München, 1840) S. 181—202.

Rhein Heinrich von Braunschweig, die vor dem 24. März 1225 Herzog Otto II. den Erlauchten von Bayern († 1253) heirathete und am 16. November (16. August?) 1267 zu München gestorben ist. Denn Agnes' Söhne begründeten jeder eine neue Familiengruft: Herzog Ludwig II. von Oberbayern in Fürstenfeld, Herzog Heinrich von Niederbayern zu Seligenthal bei Landshut.

67. Andechs.[3])

Das Collegiatstift auf dem „heiligen Berge" Andechs verwandelte Herzog Albrecht III. von Bayern 1451 in ein Benedictinerkloster, dessen Kirche er sich selbst zu seiner Grabstätte erwählte. Nach dem Tode der schönen Baderstochter Agnes Bernauer aus Bibrach, die am 12. October 1435 auf Befehl von Albrecht's Vater, dem alten Herzoge Ernst, von der Straubinger Brücke in die Donau gestürzt wurde, heirathete er am 22. Januar 1437 Anna, die Tochter Herzog Erich's von Braunschweig-Grubenhagen. Er starb am 29. Februar 1460 und wurde in der Kirche zu Andechs beigesetzt. Hier wurde ihm ein prächtiges Grabdenkmal errichtet, das aber durch den Einsturz des Gewölbes beim Klosterbrande vom 3. Mai 1669 zertrümmert wurde. Seine Wittwe, die Herzogin Anna, ging mit dem Herzoge Friedrich dem Unruhigen zu Braunschweig und Lüneburg im Februar 1463 eine zweite Ehe ein. Doch kehrte sie schon im Jahre 1467 nach Bayern zurück, wo sie am 9. (14.?) October 1474 in Nanhofen verschieden ist. Hier ist sie auch zuerst begraben. Später wurde die Leiche nach Andechs gebracht und neben der ihres ersten Gemahls niedergesetzt. Die Gruft, schon seit langer Zeit vermauert, ist unzugänglich. Es erinnert an die Herzogin noch das Braunschweiger Wappen, das auf dem Rande des großen Deckengemäldes am Gewölbe der Kirche über dem Hochaltare angebracht ist. Ihr zweiter Gemahl, Herzog Friedrich, starb erst am 5. März 1495 und wurde in Münden beerdigt[4]), jedenfalls wohl in der St. Blasienkirche, in der auch sein Bruder, Herzog Wilhelm d. J., sich lange vor seinem Tode eine Grabstätte hatte bereiten lassen. Ueber diese hat Steinmann, der von dem Begräbnisse Friedrich's schweigt, S. 192 ff. ausführlich gehandelt.

68. Wilbasen bei Blomberg.

Von der alten Capelle zu Wilbasen oder Wilibaldhausen, die vier Altäre umfaßte und also ein ansehnliches Bauwerk gewesen sein muß, ist jetzt keine Spur mehr vorhanden. Als zu Blomberg in Anlaß einer Wundergeschichte des Jahres 1460 erst eine Capelle, dann ein Kloster und eine Kirche erbaut waren, mußte die Wilbaser Capelle Hab und Gut hierher abgeben. Sie gerieth allmählich in Verfall und ist 1708 ganz abgerissen worden. Und doch erfreute sie sich einst des freigebigen Wohlwollens des Lippischen Herrscherhauses, aus dem mehrere Mitglieder hier sogar ihre Grabstätte gefunden haben. So insbesondere der Edelherr Simon IV., der im Kirchenbanne gestorben. Seiner Wittwe Margarethe, einer Tochter Herzog Erich's zu Braunschw.-Lün.-Salzderhelden, die ihn erst 1426 oder 1427 geheirathet hatte, gelang es, seine Seele von dem Banne zu lösen. Die Capelle wurde dann von dem Bischofe von Minden am 10. September 1430 aufs Neue geweiht. Außer Simon ist auch dessen Bruder Otto, Domherr von Köln, der am 30. September 1433 verstarb, in Wilbasen beerdigt. Wahrscheinlich auch Simon's Wittwe Margarethe, die nach dem 31. October 1456 gestorben ist. Denn es ist die dortige Capelle auch zur Beisetzung der Enkel Simon's noch benutzt und die Fürstengruft zu Blomberg erst 1495 in Gebrauch genommen worden. Ein ganz sicherer Nachweis wird sich aber für Margarethe's Grabstätte schwerlich jemals gewinnen lassen[5]).

69. Harburg.

Ueber die Welfischen Grabstätten in Harburg hat K. Steinmann bereits in seinem Werke S. 213—223 ausführlich gehandelt und 17 Mitglieder der Harburger Linie, die sich mit Herzog Otto I. 1527 vom mittleren Hause Lüneburg abzweigt und bis zum Tode von dessen Enkel Wilhelm August im J. 1642 bestand, dort nachgewiesen. Aber diese Zahl ist zu niedrig. Nach W. C. Ludewig's Geschichte der Stadt und des Schlosses Harburg, auf die sich auch Steinmann beruft, sind dort noch fünf weitere Angehörige jenes Hauses bestattet worden. Zunächst Margarethe, Tochter Graf Johann Heinrich's von Schwarzburg-Leutenberg und Wittwe Heinrich's von Reuß-Schleiz, die erste Gemahlin des Herzogs Otto II. von Harburg, die am 18. März 1559 im Wochenbette gestorben ist[6]). Sodann deren Tochter Elisabeth Anna, die am 25. Juni 1582 sich mit einem schwedischen Edlen, Erich Brahe Graf von Wiesingsburg, vermählte, nach dessen Tode (1614) aber nach Harburg zurückkehrte und hier am 6. August 1618 gestorben ist[7]). Zuletzt drei Kinder aus Otto's II. zweiter Ehe mit Hedwig von Ostfriesland: Heinrich (geb. 20. August 1568, † 2. October 1569), Elisabeth (geb. 1. December 1574, † 20. Juni 1575) und August Friedrich (geb. 18. Februar 1580, † 3. September 1582). Zwar bezeugt Ludewig S. 72 die Beisetzung in Harburg nur von dem Letzten. Da aber sonst alle Familienmitglieder, die in Harburg gestorben sind, bis auf den Letzten, Herzog Wilhelm August, der in Celle ruht, dort auch begraben wurden, so ist anzunehmen, daß auch Heinrich und Elisabeth, die nachweislich in Harburg starb, hier die letzte Ruhe gefunden haben.

70. Dannenberg.

Als im Jahre 1812 der Chor der St. Johanniskirche zu Dannenberg, der schon lange den Einsturz drohte, niedergerissen wurde, mußte auch die alte Capelle,

3) Mit freundlicher Unterstützung des Subpriors P. Emmeram Heindl in Andechs.

4) Vgl. Henning Brandis' Diarium. hg. von L. Hänselmann. S. 147.

5) Vgl. den Aufsatz A. Falkmann's „Lippische Gräber" in dessen „Ernste und heitere Bilder aus der Vergangenheit unseres Landes" S. 14; Aug. Dreves, Geschichte der Kirchen, Pfarren 2c. des Lippischen Landes, S. 407.

6) Vgl. Ludewig a. a. O. S. 70.

7) Ebenda S. 69.

die an die Südmauer des Chores stieß und eine Anzahl Fürstlicher Särge enthielt, beseitigt werden. Das Protocoll, das über den Befund des Inhalts dieses Gewölbes am 17. September 1812 aufgenommen wurde, ist in Spiel's Vaterländischem Archive B. III (1820) S. 27 ff. veröffentlicht worden. Das Wesentliche daraus hat Steinmann S. 74 ff. mitgetheilt. Danach befanden sich in dem Raume 8 bezeichnete Särge und ein kleiner Kindersarg, der keine Inschrift trug. Es kann sich nur um ein Kind der Herzöge Heinrich oder Julius Ernst von der Dannenberger Linie handeln. Nachweislich beigesetzt ist in der Pfarrkirche des Letzteren Sohn Siegmund Heinrich, der am 30. August 1614 geboren und schon am 1. November darauf „bey wehrenden Kindtauffs Frewdentagen" wieder gestorben ist. Denn A. Gödeke schreibt von seiner Mutter, der Herzogin Marie, daß sie am 14. August 1616 in der Pfarrkirche zu Dannenberg „neben jhr vor zwey Jahre verstorbenes Söhnlein Herrn Sigismund Heinrichen ist beygesetzet worden". [8]) Aber auch die anderen früh verstorbenen Kinder jener Fürsten, von Heinrich: dessen Tochter Anna Sophie (geb. 9. August 1573 † 24. März 1574) und Sohn Heinrich (geb. 25. October 1574 † 2. Juli 1575), und von Julius Ernst: August (geb. und † 1619) und Anna Marie (geb. und † 1622) müssen in Dannenberg begraben worden sein. Denn seit 1569 hatte Heinrich in Dannenberg seinen Wohnsitz und seitdem haben alle Glieder seiner Familie, die in der Heimath starben, — bis zum Jahre 1634 auch die Angehörigen seines jüngeren in Hitzacker residirenden Sohnes August — in Dannenberg ihre letzte Ruhe gefunden.

71. Weybridge [9]).

Herzog Friedrich von York, der zweite Sohn König Georg's III. von Großbritannien, vermählte sich am 29. September 1791 mit Friederike Charlotte Ulrike Katharine, der ältesten Tochter König Friedrich Wilhelms's II. von Preußen und seiner ersten Gemahlin, der Braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine Ulrike. Die Ehe blieb eine kinderlose. Die Herzogin zog sich wegen ihrer Kränklichkeit in den letzten Lebensjahren ganz von dem Geräusche der Welt zurück und hielt sich auf ihrem schönen, einige 20 Meilen von London entfernten Landsitze zu Oatlands auf. Hier ist sie auch am Morgen des 6. August 1820 gestorben. Am Nachmittage des 14. August wurde sie in dem Gewölbe der Kirche zu Weybridge, das sie selbst hatte erbauen lassen, an der Seite ihrer Freundin Lady Bunbury in der Stille beigesetzt. Außer ihrem Gemahle nahmen die Herzöge von Clarence, Sussex und Cambridge, Prinz Leopold und Graf Lauderdale sowie die Hausbeamten der Herzogin an dem Begräbnisse Theil. Dr Haulton hielt die Grabrede. Den Leichenzug eröffneten in Trauerkleidern 40 arme Kinder, die die äußerst wohlthätige Fürstin unterhalten hatte. Der Herold von York rief Namen und Titel der Herzogin aus, als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde. Gleich darauf wurde das Gewölbe vermauert. Der Herzog von York, der am 5. Januar 1827 starb, wurde in Windsor beigesetzt.

8) Andr. Gödeke, Ehrengedächtniß der ..... Frawen Marien Hertz. zu Br. v. Lün. Rostock 1616. Titelblatt.

9) Vgl. Hamburg. Correspondent vom J. 1820 Nr. 130, 132 und 134.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogthum Braunschweig.

4. Sitzung zu Wolfenbüttel am 16. December 1901.

Der Vorsitzende hieß die Versammlung, die zum ersten Male im „Bayerischen Hofe" zusammen gekommen war, mit einigen einleitenden Worten willkommen. Man habe sich, führte er aus, wenn auch ungern, entschließen müssen, den alten trauten Versammlungsraum, den „Rathskeller", aufzugeben, da dieser in der letzten Zeit für den wachsenden Verein als zu eng sich erwiesen habe. Nachdem die Gründung des Vereins am 24. Juli 1873 auf dem Kaffeehause erfolgt und dort in den ersten Jahren auch die Sitzungen abgehalten seien, habe man seit dem 29. Februar 1876, also volle 25 Jahre, den Rathskeller als Versammlungsraum benutzt. Hier habe bislang die Hauptthätigkeit des Vereins stattgefunden, die sein Wachsen und Blühen zur Folge gehabt habe. Er hoffe, daß der alte Geist, der dort den Verein erfüllt habe, auch in den neuen Räumen sich wirksam erweisen möge.

Sodann hielt Superintendent Joh. Beste aus Schöppenstedt einen eingehenden Vortrag über die Landschulen der Inspection Schöppenstedt vor 150 Jahren, ein aus den Quellen geschöpftes lebensvolles Culturbild, das den traurigen Zustand der damaligen Volksschulen klar vor Augen stellte und vor Allem die Verdienste würdigte, die sich der Geheimrath Schrader von Schliestedt und der Superintendent August Gesenius auf diesem Gebiete erwarben. Wir theilen den Vortrag demnächst im Wortlaut mit, können daher hier von näherem Eingehen darauf absehen.

Daran schloß Pastor Schattenberg aus Eitzum einige nähere Mittheilungen über den Erwerb des Patronats in Küblingen von Seiten Schraders, dessen Schulstiftungen u. s. w. und verlas einen ergötzlichen Bericht über einen Strafschulactus am ehemaligen Gymnasium zu Schöningen aus dem Jahre 1746.

Zuletzt legte Dr P. Zimmermann der Versammlung verschiedene Gegenstände vor: Die Photographie eines Oelbildes Ludger's tom Ring d. J., das einen Braunschweigischen Bürgermeister, wahrscheinlich Autor Breier [1]), im Jahre 1570 darstellt. Da L. tom Ring seit 1561 in Braunschweig wirkte, so hat das Porträt, auch abgesehen von dem Dargestellten, als heimisches Kunstwerk für Braunschweig besonderes Interesse. Das Original

1) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Oberstleutnant H. Meier wird es sich nicht um diesen, sondern um den Bürgermeister Albert Busmann aus der Altenwik handeln. Denn der Dargestellte, dessen Name nur durch die Initialen A. B. angedeutet ist, war im Jahre 1570 46 Jahre alt, Autor Breier aber im Jahre 1519 geboren.

befindet sich zur Zeit im Besitze eines Pariser Kunsthändlers; dieser hat es dem Museumsdirector Dr W. Bode in Berlin angeboten, von dem die Photographie dann hierher gesandt ist. Da jedoch der Preis ein sehr hoher ist, so war Museumsdirector Dr Fuhse der Ansicht, daß sich ein Ankauf des Bildes von Seiten der Stadt schwerlich werde ausführen lassen, um so weniger, da das städtische Museum schon zwei sehr gute Bilder Ludger's tom Ring besitze.

Sodann wies der Vorsitzende einige interessante Erinnerungsstücke der Westfälischen Zeit vor, die Herr Oberstleutnant Pfeiffer für den Zweck zur Verfügung gestellt hatte, insbesondere die jetzt seltene Decoration des Ordens der Westfälischen Krone, einige Patente u. s. w., die dem bekannten hessischen Juristen und Publicisten Burkh. Wilhelm Pfeiffer (geb. 1777, gest. 1852) verliehen sind. Von seinen Schriften hob er besonders die hervor, die auch die für uns in Braunschweig wichtige Frage der Behandlung der in der Westfälischen Zeit veräußerten Staatsgüter erörtern.

Den Schluß bildeten einige Braunschweigische Erinnerungen aus Tyrol: ein Bild der Ottoburg in Innsbruck, die einst Herzog Erich der Aeltere zu Braunschweig und Lüneburg bewohnte, und ein paar Photographien aus dem Cisterzienserstift Stams, welche die S. 189 erwähnte Fürstengruft darstellen.

Bücherschau.

Ricarda Huch, Blüthezeit der Romantik. Leipzig, H. Haessel. 1. Aufl. 1899. 2. Aufl. 1901. Kl. 8°. 400 S. Geb. 6 M.

Wir haben die zweite Auflage dieses höchst eigenartigen und selbständigen Buches erscheinen lassen, ehe wir noch die erste gebührendermaßen hier zur Anzeige gebracht haben. Der Erfolg der ersten Auflage zeigt, daß wir es hier mit einer Veröffentlichung von ungewöhnlichem Interesse zu thun haben. Denn im Allgemeinen können sich Bücher, die einen litterar-historischen Gegenstand behandeln, auf einen schnellen Absatz keine Hoffnung machen. In der That weicht denn auch Ricarda Huch's Darstellung und Behandlung ihres Stoffes weit von der ehrbaren Methode der Litterar-Historiker ab. Wer noch wenig von der Romantik weiß, wem insbesondere ihre Hauptvertreter noch fremd sind, der greife zur Einführung nicht zu diesem Buche, das schon ein eigenes Urtheil, eine eigene Stellungnahme bei dem Leser voraussetzt.

Es ist außerordentlich bezeichnend, daß eine bedeutende Frau sich in diese Zeit der romantischen Bewegung vertieft und den vielschweren Gegenstand darzustellen unternommen hat. Gehörten doch in dem Kreise der Romantiker die geistreichen und bedeutenden Frauen, wie Karoline und Dorothea Schlegel, so sehr dazu, daß man sich die Blüthezeit der Romantik ohne dieses belebende Element nicht vorzustellen vermag. Man ist wohl beim Lesen des Buches versucht, sich seine geistreiche Verfasserin in diesen Jenaer Kreis um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts zu versetzen, um dann allerdings beim Weiterlesen und Weiterüberlegen inne zu werden, daß sie doch das ganz unromantische Gepräge ihrer Zeit, einer rund ein Jahrhundert späteren Zeit, nicht zu verleugnen vermag. Aber ein congeniales Erfassen beweist sie im Ganzen und namentlich, wo sie sich von der Versuchung freimacht, das, was sie klar machen will, mit eigenen Bildern und Gleichnissen zu verdeutlichen, das Bewunderung verdient. In siebzehn Capiteln sucht sie dem ewig reizvollen und schier unerschöpflichen Gegenstande beizukommen. Die ersten vier Abschnitte sind wesentlich der Porträtirung der Personen des Jenaer Kreises gewidmet; sie zeugen von einer erstaunlich entwickelten Gabe, in fremden Individualitäten die entscheidenden Triebe und Kräfte zu erkennen und wieder gestaltend das Einzelne zu einer glaubhaften Gesammtpersönlichkeit zu vereinigen, und das, wo es sich um eine Gruppe der complicirtesten und geistigsten Naturen handelt, die sich wohl je zu einer Vereinigung und gegenseitigen Beeinflussung zusammengefunden haben. Diesem virtuosen Erfassen des Persönlichen entspricht die souveräne Leichtigkeit, mit der die Verfasserin die schwierigsten Begriffe aufnimmt und zergliedert. Am besten gelingt ihr das, wo sie mit ihrer eigenen Auffassung der Probleme zurückhält. Am schwersten ist ihr diese Selbstverleugnung im fünften Abschnitte, der Apollo und Dionysos überschrieben ist, geworden. Da hat sie die romantische Ausdrucksweise zu sehr aus Eigenem verdeutlichen oder ergänzen wollen, so daß meines Erachtens der eigentliche Zweck dabei nicht gefördert ist. Ein Satz z. B. wie der (S. 89): „In der Sprache der Romantiker könnte man sagen: die Frau ist eine Potenzirung des Mannes, ist der romantisirte Mann, das heißt der bewußt werdende“, heißt den Speck noch spicken wollen. So glaube ich auch, daß die Aufstellung der drei menschlichen Haupttypen, die an dem Bilde von der Klappe zwischen den beiden Welten gefunden werden, nicht auf allgemeinen Beifall wird zählen können, wie denn überhaupt diese Gedanken des fünften Capitels, so der „harmonische Zukunftmensch“, das „Arbeitsthier“, der „Bauern- oder Römertypus“ u. s. w. am deutlichsten bezeugen, daß seit den Tagen der Romantiker ein Nietzsche sich zum Worte gemeldet hat.

Vorzüglich gelungen scheint mir die Behandlung der romantischen Ironie (S. 283 ff.) und ihres Verhältnisses zur Komödie. Auch die Besprechung der „romantischen Bücher“ (S. 302 ff.), worunter sie Goethe's Wilhelm Meister, Tiek's William Lowell und Sternbald's Wanderungen, Friedrich Schlegel's Lucinde und Hardenberg's Ofterdingen begreift, zeigt die Verfasserin auf der Höhe reifsten Kunstverständnisses.

Es ist unmöglich, in einer so kurzen Anzeige auch nur das Wesentlichste dieser überreichen Darbietung zu streifen. Dies Buch muß wirklich langsam gelesen werden, aus einer noch so eingehenden Besprechung kann man sich doch nicht eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von seiner einzigen Fülle und Besonderheit holen, um etwa darüber mitzureden. Zu einer müssigen Rederei ist das Buch überhaupt zu schade, so hoch steht es unter den litterarischen Erscheinungen der letzten Jahre.

K. M.

Fri 1/70; RI,05

DD801
B8B68
v.5-7
1899-1901

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

